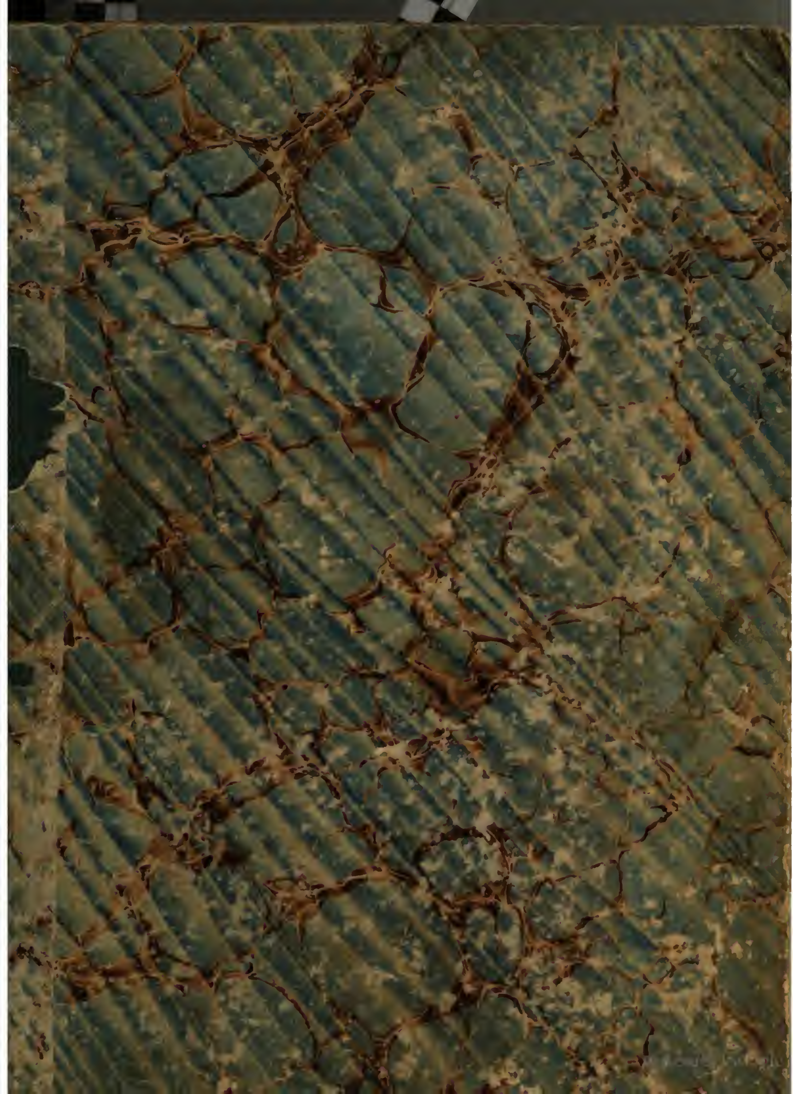



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Novellen-Zeitung.

Ausgewählte

Romane, Novellen, Erzählungen, dramatische und poetische Werke.

Literatur-, Kunst-, Musik- und Theater-Berichte.

Dritter Band.



Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1847.

Vorwort.

In dem Vorwort zu dem zweiten Bande dieser Zeitschrift haben wir uns in umfassender Weise über die Beweggründe ausgesprochen, die uns veranlaßten, nachdem wir mit einer einzigen Ausnahme den Entschluß durchgeführt hatten, lediglich deutsche Originalarbeiten zu geben, zu dem berühmten Franzosen zurückzukehren und dem Martin von Sue eine Stelle einzuräumen. Er liegt in dem nun abgeschlossenen dritten Bande vollendet vor unsern Lesern, und wenn wir der Hoffnung Raum geben dürfen, daß die ebenso glücklich erfundenen als geistreich ausgeführten Illustrationen allgemein befriedigt haben, so läßt sich dies nicht mit gleicher Zuversicht von dem Romane sagen; es haben zahlreiche Stimmen laut gefordert und noch mehre vielleicht still gewünscht, daß wir denselben abbrechen möchten. Durften wir nun auch diesen Wünschen keine Folge geben, da wir ein bestimmtes Versprechen in Bezug auf den Martin auf uns genommen hatten, so haben wir doch die Berechtigung dieses Wunsches keinen Augenblick verkannt.

So wahr die Zustände sein mögen, welche Sue in diesen Memoiren schildert, so treten sie doch zu nackt auf, um Anspruch darauf zu haben, für schön gelten zu können, und sie sind nicht allgemein genug, um die Entschuldigung für sich zu gewinnen, welche die gräßlichen Scenen der Geheimnisse und die Schlangenwindungen des Pater Rodin gefunden haben, daß ihre Aufdeckung unabweisbar sei, weil die Uebel, welche sie schildern, grade Denen unbekannt seien, von welchen sich Hülfe erwarten lasse und weil von der rückhaltslosen Darlegung der erschütternde Eindruck bedingt sei, den Sue unzweifelhaft beabsichtigt hat. Die Enthüllungen des Martin sind nicht minder gräßlich, allein sie sind weit minder gerechtfertigt; denn sie sind Denen, die helfen könnten, wenn sie wollten, nur zu bekannt, und ihre Veröffentlichung mußte zwar Abscheu gegen die Stände erregen, in welchen solche Uebel in Schwange sind, allein sie können nichts zur Abhülfe thun. Hier hat man es nicht, wie in den Geheimnissen, mit den wohlwollenden Antrieben zu thun, die auch in der Brust der Entarteten sich regen und nur deshalb nicht zur Wirksamkeit kommen, weil Kummer, Sorge und Mangel dieselben ersticken; die Verbrechen, welche Martin schildert, haben ihre Wurzel in der Langenweile; sie sind die Blüthen einer verfeinerten Lasterhaftigkeit und die Früchte der tiefsten Versunkenheit des menschlichen Geschlechtes in die Abgründe der Wollust und der Grausamkeit, die Schwestern sind.

Werfen wir einen Blick auf die Zustände der Griechen und Römer in jenen Zeiten, wo unscheinbar und unbeachtet das Christenthum in die Welt trat, und wir haben die große Welt vor uns, wie sie heute leibt und lebt. Denn obwohl der Herr auch ihnen sich nicht unbezeugt gelassen hatte, obwohl in einzelnen erhabenen Geistern die höchsten Ideen aufdämmernd geahnt und die Einführung derselben in das Leben als die höchste Aufgabe des Lebens erkannt wurde, die große Masse, Vornehme und Geringe, Alte und Junge, Gelehrte und Ungelehrte lebten ihren Lastern hingegeben und führten den Thatbeweis, daß die Kenntniß der Forderungen der Sittlichkeit so wenig, als die Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit den Menschen zu ihrer Ausübung befähigt, und daß derselbe, wie weit er in Kunst, Freiheit und Wissen vorgeschritten sein möge, ohne die höhere Weihe des geoffenbarten Gotteswillens unrettbar dem Thiere im Menschen verfallen bleibt.

Was damals galt, gilt noch heute, und diesen traurigen Zuständen ist nicht mit Ausmalung des menschlichen Thuns und Treibens, nicht mit Erinnerungen an die traurigen Folgen, nicht mit gutem Rath und ernster Ermahnung

geholfen; hier fehlt es auch nicht an den äußern Mitteln ein neues Leben anzufangen, der Ueberfluß vielmehr ist ihr Verderben, und nur durch eine vollkommene Umkehr, durch eine Erneuerung des Willens, durch eine Wiedergeburt des ganzen Menschen ist eine Rettung zu schaffen, die aber nicht Menschenwerk und für welche der Roman nicht der rechte Prediger ist. Hat nun noch überdies Eugen Sue durch seinen berüchtigten Proceß seinen Lesern Aufschluß geben lassen über die traurige Art und Weise, wie diese misgestalteten Kinder des Geistes zur Welt gefördert werden, und kann es einem Deutschen, der in dem gedruckten Wort noch etwas mehr sehen will, als bezahlte Linien, nicht verargt werden, wenn er sich von solchem Treiben mit Ekel wegwendet, so halten wir uns für zweifach gerechtfertigt, wenn wir einen neuen Versuch machen, uns von der Tyrannei dieser Selbstherrscher der Literatur zu befreien, und es noch einmal wagen auf unsern eignen deutschen Füßen zu stehen.

Wir haben uns diesmal nach Kräften vorgesehen und von Vielen, die in den ersten Reihen der deutschen schönwissenschaftlichen Schriftsteller glänzen, Arbeiten zugesagt erhalten und angenommen, nur solche jedoch, die der ersten und natürlichsten Bedingung entsprechen, uns selbst, auch ohne Rücksicht auf ihre Herkunft, zu gefallen. So weit wir aber entfernt sind, ein untrügliches Urtheil über diese Leistungen anzusprechen, fehlt es uns doch nicht an der Zuversicht, daß wir nicht Wenige finden werden, die in dieser Beziehung mit uns übereinstimmen, und die uns mindestens die Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, daß wir ihnen keine Arbeit mittheilen, welche sie entweder durch Uebertreibung abschreckt oder durch Inhaltlosigkeit langweilt. Unser Wunsch und unsere Hoffnung ist die, Arbeiten zu bieten, die spannen ohne zu quälen, die unterrichten ohne zu langweilen, die uns zu denken geben ohne uns in psychologische Räthsel zu stürzen, und die uns befriedigen, indem sie nach den ewigen Gesetzen der Liebe und Gerechtigkeit ihre Lösung finden. Möchten wir so glücklich sein, diesen Wunsch zu erreichen, und möchten Viele schon in den Nebengaben des dritten Bandes die Bürgschaft finden, daß der vierte dem Besten ebenbürtig sein werde, was je auf diesem Felde geboten worden ist.

Die Verkleinerung des Formates bis zu einer handlicheren Form, die auch im Bücherschrank eine bequeme Stelle findet; die Aufnahme eines regelmäßigen Ueberblicks der bessern Erscheinungen auf dem Felde der belletristischen Literatur und die Zugabe eines illustrirten Feuilletons sind Neuerungen, für welche wir uns die allgemeinste Theilnahme um so sicherer versprechen, als wir dafür die tüchtigsten Kräfte gewonnen haben und bei der größten Harmlosigkeit Sorge tragen werden, daß es ihnen doch nicht an dem Salze fehle, welches als die Würze des Lebens betrachtet werden darf.

Leipzig, im Juni 1847.

Die Redaction.

Inhaltsverzeichniß

zur

Novellen-Zeitung.

Dritter Band.

Nummer 105 bis 156.

I. Romane, Novellen, Erzählungen.

Biographien.

II. Reiseliteratur.

III. Dramatische und lyrische Mittheilungen.

IV. Literatur, Kunst- und Salonberichte.

Novellen-Zeitung.



№ 105.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 1. Juli 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Keine Trennung.

Novelle von Richard Treitschke.

Folgende Geschichte ist aus dem Tagebuche eines jungen Hindus. Er hatte nach dem Beispiele seines edeln und großen Landsmannes Dwarkanath Tagor sich mehre Jahre in Europa aufgehalten. Auch er war eine sehr edle, von sittlichem Ernst erfüllte und wissensdurstige Natur. Es zog ihn nach jenem Hauptsitz menschlicher Cultur, und vorzüglich war es sein eifriges Augenmerk, das innere, das Seelenleben, die ihm so wunderbare Gesittung und gesellschaftliche Bildung der europäischen Menschen auf das Allergenaueste zu beobachten. Deshalb hatte er auch am längsten in Deutschland verweilt, welches Land sein heller und unterrichteter Kopf sehe bald als einen Hauptborn der europäischen Cultur, als einen Mittelpunkt der geschichtlichen Entwickelung des ganzen Welttheils erkannt hatte. Auch fand er in dem Naturell und den Neigungen der Bewohner seines Vaterlandes Indien mit denen der Menschen im deutschen Lande eine gewisse Aehnlichkeit, welche ihn äußerst interessirte. Alle seine Erfahrungen nun bewahrte er in einem Tagebuche, das sehr reichhaltig wurde. Das Erlebniß, welches ich hier daraus mittheile, erscheint vielleicht an und für sich gewöhnlich; dennoch denke ich, wird es, aus dem Munde eines Indiers erzählt, ungewöhnlicher und neuer erscheinen und auf diese Weise manchen Stoff zum Nachdenken geben.

Aus dem innersten Mittelpunkte einer größern deutschen Stadt sah man einen jungen Herrn mit einer jungen Dame langsamen Schrittes nach einer Vorstadt zu gehen. Sie schritten über die Allee, welche die Stadt von der Vorstadt trennt. Es war dies an einem Herbsttage; der Himmel war heiter und sonnig, aber etwas windkühl, die Bäume schon fast ganz entlaubt. Die Leute schienen recht innig vertraut mit einander zu wandeln, und der Wind, der ihre Kleider malerisch an die Leiber schmiegte, schien sie noch fester aneinander drücken zu wollen. In ihren Gestalten und Gesichtern war eine große Uebereinstimmung zu bemerken. Beide waren sehr lang und schlank, beide von hellblondem Haare, beide blauäugig. Sie sprachen nicht viel, nur wenige zärtliche Laute; aber um so mehr blickten ihre Augen sich gegenseitig an. Bald mußte es sich dem unerfahrensten Beobachter verrathen, daß die Sicherheit ihrer schmachtenden Blicke nur einem ganz jüngst erst getrauten Ehepaare angehören konnte.

Endlich brach sie das Stillschweigen. „Aber, mein Aurelio, werden wir auch finden, was wir suchen — was unsere Herzen suchen?“ fragte sie.

„Wir kennen ja die gemüthliche, liebliche Lage des Orts, mein Engel,“ sagte er, „wir haben ja dieses Plätzchen uns gleichsam selbst geschaffen; und — was die Herzen suchen, das finden sie; nicht wahr?“

Sie drückte innig ihr Köpfchen an seine Schulter. „Ach ja,“ seufzte sie, „fort, fort aus dem herzlosen Geschwirre der Stadt, aus dem fühllosen Geschnatter gemüthleerer Menschen; flüchten wir uns fort, und wäre es in die Hütte eines einfachen Schusters.“ — Bei diesen Worten hörten sie hastige Schritte hinter sich, und ein junger Mensch, sie überholend, schritt raschen Ganges vor ihnen her. „O, der Student mit dem gelben Gesichte!“ flüsterte die junge Frau ihrem Gatten zu.

„Der Mensch ist wirklich wie unser düsterer Lebensgnome,“ sagte der Mann; „seltsamerweise begegnet er uns auf allen Wegen — wie oft haben wir uns nicht schon vor ihm entsetzt. Und doch scheint er uns durchaus nicht absichtlich zu verfolgen. In seinem Blicke spricht sich weder Neugierde, noch sonst etwas Indiscretes aus. Er blickt immer so starr vor sich hin oder brütend in sich hinein.“

„Hu, mir graust vor ihm,“ lispelte Hildegunde, „er ist kein Mensch — sein Gesicht spricht nur Gefühllosigkeit — es ist wie davon durchdrungen, es ist wie steinern. Ach, mein süßer, süßer Aurelio!“ rief sie schmachtend aus und drückte abermals ihr Köpfchen an seine Schulter.

Mittlerweile war das junge Ehepaar dem Ziele seines Ganges nahe gekommen. Sie waren an der Vorstadt allerletzter Häuserreihe angelangt, deren sämmtliche Fronten mit ihren Fenstern nach außerhalb der Stadt gekehrt waren. Es waren fast nur kleine Häuschen, welche dicht an dem ziemlich breiten Flusse lagen, der die Stadt begrenzte. Eine große Stille herrschte in diesem Stadttheile, der nur von armen Handwerkern bewohnt war. Aurelio und Hildegunde wollten eben aus dem kleinen Quergäßchen heraustreten, um auf den Quai zu gelangen, als ihnen an der Ecke, von dort zurückkehrend, der gelbe Student rasch entgegen und an ihnen vorüber wieder nach der Stadt zu schritt. Das junge Ehepaar sah sich einen Augenblick kopfschüttelnd an. Darauf gingen sie den Quai entlang und traten in eines der größern unter den kleinen Häusern.

Hier empfing sie gleich an der Schwelle der Hausbesitzer, ein kleiner, lebhafter Schuster.

„Ach, da sind ja die schönen Herrschaften, das freut mich über die Maßen — das ist ja wol die Frau Eheliebste — ich habe die Ehre mich zu empfehlen. Belieben die Herrschaften nur hereinzutreten und sich das Ding in der Nähe anzusehen — hier oben, hier oben.“

So sprach der Schuster, indem er Mann und Frau, ein jedes bei einer Hand packte und sie auf eine derbe Weise die kleine Treppe hinaufzog. Er führte sie in ein kleines, leerstehendes Zimmer. In demselben öffnete er noch die Thür einer Kammer und rief selbstgefällig: „Sehen Sie, meine Herrschaften, das vermiethe ich! Aber was ist denn das für ein Ding? ich bitte, ich bitte zu bemerken, — Na!“ — und stieß mit großer Lebhaftigkeit die Fensterladen auf.

Da breitete sich in der That eine unendlich reizende Ansicht vor dem Auge aus. Von dem Ufer des unmittelbar unter dem Fenster fließenden Flusses an streckte sich bis an den fernsten, von herrlichen, großen und blauduftigen Bergen umkränzten Horizont das lieblichste Gartenland aus. Das Land war mit fast unzähligen, kleinen, hügelartigen Erderhöhungen von der mannigfaltigsten Form besetzt, über die man von dem hochgelegenen Fenster aus hinwegsah. Zwischen den Erhöhungen aber zog sich eine Fülle der verschiedenartigsten und anmuthigsten Bäume: Buchen, Ulmen, Eschen, Erlen, Birken, allerlei Obstbäume, theils von Natur hier aufgesproßt, theils durch Kunst gepflegt. Der Anblick dieser Hügelgruppe wurde aber noch sehr verschönt durch zehn oder zwölf kleine, helle Bäche, welche nach mehren Richtungen hin wie Silberbändchen die Gegend durchschnitten — gewiß etwas Außerordentliches in der Nähe eines so großen Flusses. Nun ist endlich zu erwähnen, daß ganz in der Nähe des Flusses, ungefähr zwei- bis dreihundert Schritte weit hin, von wo an das wellenförmige Land erst anfing, nur üppig wachsendes Wiesenland war, aber dies unterbrochen und gehoben theils durch kleine Strecken von Küchengewächsen, theils auch durch sorgfältig gepflegte Beete von langhalsigen Malven und Königskerzen. Etwas Parkartiges hatte das Ganze.

„Na!“ rief der Schuster noch einmal, Hildegunde's Augen schwammen in Wonne, und sie warf sich ihrem Gatten in die Arme und hauchte nur die Worte aus: „Himmel, Himmel, welcher Blick!“ Aurelio küßte sie und reichte darauf freundlich dem Schuster die Hand. Der Schuster freute sich auf seine Weise dieses ungeachtet seiner Selbstgefälligkeit ihm doch unerwarteten Eindrucks; er lachte derblustig laut auf.

„Mein Weibchen ist zufrieden,“ sagte Aurelio, „wir ziehen zu Ihnen, bester Mann!“

Der Schuster stellte nun seine Forderung des Miethpreises nicht zu billig, wenigstens nicht so billig, als man von dieser wenig besuchten Stadtgegend erwarten konnte. Er that dies indeß nicht aus Habsucht oder aus Speculation auf die sichtlichen Neigungen der vor ihm stehenden Leute. Nein, er hatte es an Niemand je billiger vermiethet; aber wenn jene Leute eine romantische Grille für sich hatten, so hatte auch er eine für sich, nämlich: das Poetische der Ansicht mußte nach seinen Gedanken honorirt werden, oder er vermiethete lieber gar nicht. Man wurde auch darüber sogleich einig; denn so reichen Leuten, wie die empfindsamen Ehegatten waren, war dies ja gleichgültig. Man verließ nun das Zimmer. Aurelio sah sich aber draußen vor der Thür noch um und dann hastig auf ein verschlosse-

nes Stübchen deutend, das neben dem von ihm gemietheten lag, rief er: „Da ist ja noch ein Kämmerchen, mein lieber Meister. Sie haben doch Schuhwerk und Leder darin; aber das kann mein gutes, liebes Weib nicht vertragen — ich brauche kein Zimmer mehr, aber ich bezahle Ihnen dafür, was Sie wollen!"

„Ja, das thut mir doch herzlich leid," sagte der Schuster, sich am Kopfe kratzend, „aber das Zimmer ist nicht mehr mein, hab's auch vermiethet — vor einer Viertelstunde erst, eine Minute, ehe sie kamen, meine Herrschaften."

„O, o! — und um des Himmels willen! an wen denn?" fragte Aurelio.

„Ach, lieber, lieber Freund, laß uns fliehen!" rief Hildegunde.

„Ei nun, meine geehrten Herrschaften! Der Mensch ist so übel nicht; es ist ein junger Mensch — nun, Sie kennen ihn gewiß auch — die Leute nennen ihn immer den gelben Studenten, weil er so geld im Gesichte aussieht," erwiderte der Schuster.

„Himmel, Himmel!" stöhnte die junge Frau, fast in Ohnmacht schwankend.

„Wunderseltsames Verhängniß, das uns an diesen Dämon kettet, der uns überall auf dem Nacken sitzt," rief Aurello und unterstützte seine ergriffene Frau.

„Je, je, wie Sie sich das aber zu Herzen nehmen, meine Herrschaften!" entgegnete der Hausbesitzer, mehr gut, als übel gelaunt; „ja, ich weiß wohl, daß der junge Mann immer herumläuft; aber der junge Mann ist nicht so übel — ei, ein gelehrter, junger Mann. Nur, daß er so etwas Sonderbares hat, so etwas Geheimnißvolles, daß man nicht recht weiß, woher er stammt und gekommen ist; aber mir kann er recht gefallen. Er muß weit her sein, so fremde spricht er. Er hat mir gleich ein Paket Papiere zum Aufheben gegeben, das sind einmal Buchstaben, die kein Christenmensch lesen kann. Aber er kann mir ungeheuer gefallen — Sie werden selbst sehen — ein prächtiger, ein ganz eigenthümlicher, guter Mensch — spricht wenig, aber wenn er ein Wort sagt, ich sage Ihnen: die Seele geht Einem auf; es ist Einem immer, als kennte man sich Jahre lang. Ja und daß er gelehrt sein muß, wollte ich sagen; ich sage Ihnen ein Pflanzenbotaniker ist er. Da hat er mir gleich eine Menge Blumenzwiebeln gegeben, die er ziehen will, ich sage Ihnen, die wunderschönsten Narcissen und Hyacinthen. Nun das wäre weiter nichts, aber was für eine Masse Samen von amerikanischen und afrikanischen und persischen und hindostanischen Gewächsen. Die will er alle aufgehen lassen — ach das muß doch eine Wunderpracht sein! Nein, nein, meine Herrschaften, der gelbe Student wird Ihnen schon gefallen —"

„Was höre ich, Blumen, Blumen?" flüsterte Hildegunde mit ihrer Silberstimme. „Blumen hat er; ist es möglich — oh! — süßer Aurelio, wir sind recht bösherzig gewesen; ich möchte weinen — wir haben den armen, gefühlvollen Jüngling verkannt, er liebt Blumen, ach Gott, und er wäre kein Mensch?! — Ach, er ist ein Mensch, ein edler Mensch, Aurelio, man darf ja nie den Menschen nach dem äußeren Schein beurtheilen. Aurelio, der soll neben uns wohnen!"

„Wohl! wohl!" erwiderte der Gatte seiner begeisterten Frau, „wohl, mein Engel, wie tief und gut!!" Sie umarmten sich.

Der Schuster sah sie heiter neugierig an und sagte: „Die Herrschaften scheinen sich recht innigst zärtlich zu lieben, wie ein Paar Turteltäubchen. Ja, ja, das ist eine schöne Himmelsgabe, wenn's immer so aushält; da bin ich mit meiner Alten doch anders dran — eine rechtschaffne, brave Frau — aber sehen Sie, die Ehen sind von verschiedener Façon — die Eheleute können nicht immer von gleicher Art und Geblüte sein, das hat der liebe Gott nicht immer so gewollt. Meine Herrschaften, wenn Sie meine Alte auch einmal sehen wollen, haben Sie die Güte!"

Mit diesen Worten nöthigte er die jungen Gatten die Treppe hinunter in das Erdgeschoß, wo der Schuster mit seiner Familie wohnte. Die Werkstatt war, wie häufig bei solchen Leuten, zugleich die Wohnstube, und man bemerkte sogleich jenen bekannten, scharfen Pechgeruch. Hildegunde mußte sich das Taschentuch vorhalten. In der Stube saßen sechs Gesellen eifrig arbeitend am Fenster; und sechs Kinder, von denen das älteste ungefähr 12, das jüngste etwa 5 Jahre alt war, befanden sich im Hintergrunde verschiedenartig beschäftigt, die drei ältesten, wie es schien, mit Schularbeiten, die drei jüngsten mit Küchenhülfeleistungen. Die Stube war nach Möglichkeit reinlich, und die Kinder desgleichen.

„Na, Ihr kleines Rangenvolk," schrie der Vater seine Kinder an, „was soll denn das heißen?! Patschhand!" — Augenblicklich stürzten die Kinder, welche der Eintritt der schöngekleideten Fremden etwas überrascht haben mochte, auf diese zu und gaben eines nach dem andern den Fremden eine Hand.

„Ja sehen Sie," sagte der Schuster, „darin sind wir eins miteinander. Ich behelfe mich wie Sie mit einer Stube — daneben die Kammer, wo die Gesellen schlafen — dahinter eine, wo ich und die Frau und die Kinder schlafen, ein bischen größer, aber nicht viel — hintennaus ein Holzställchen, und hier gleich dabei die Küche, das ist meine ganze Wohnung!"

Jetzt sah er sich eine Weile um. Dann stampfte er mit dem Fuße und brüllte: „Na, Sapperment, wo hockt denn die Alte? Heraus aus Deiner Küche! die fremde Herrschaft ist ja da, die zu uns zieht!" Sogleich kam die Schusterin aus der Küche, etwas berußt und deshalb etwas bestürzt. Sie war übrigens von gutem Ansehen, eine Frau von 45 Jahren, mit einem treuherzigen, doch etwas phlegmatischen Gesichte. Sie machte einen Knix und wischte sich die Hand an der Schürze ab, um sie den Fremden zu reichen. Aber der Schuster fuhr sie an: „Laß Deine Schmutzhand nur weg — das ist ja wider die Lebensart!" Darauf fuhr er freundlich zu dem Ehepaar gewendet fort: „Ja sehen Sie, das ist meine Frau, eine sehr gute Frau, eine gute Mutter und eine gute Köchin; nicht wahr, meine Alte — hierbei kniff er seine Frau gutmüthig in den Backen — ja, was das anbelangt, ich sage Ihnen — nun Sie werden ja doch bei uns essen — Sie werden Ihr Wunder sehen und schmecken, sage ich Ihnen, sie ist Köchin bei dem östreichischen Gesandten gewesen."

„Ja mein Alter spricht ganz recht," unterbrach ihn hier die Wirthin, „ich schmeichle mir sehr, Sie werden mit mir zufrieden sein!"

Aber länger konnten es die jungen Ehegatten in der dunstigen Stube nicht aushalten und verabschiedeten sich. Der Wirth gab ihnen das Geleite bis vor die Hausthür. Hier zupfte er sie aber am Arme und sagte mit Wärme: „Meine guten Herrschaften, es liegt mir noch etwas auf dem Herzen, Ihnen zu sagen. Sehen Sie, Sie müssen das nicht unrecht nehmen, wie Unsereins mit seiner Alten ist. Von Liebe können wir nicht viel wissen — Sie verstehen mich schon, und ich verstehe Sie auch, wie Sie die Sache nehmen müssen — ich sage Ihnen, ich kenne auch die Welt und die gebildeten Leute; wir haben alle Beide recht, sage ich Ihnen. Ei, Du lieber Gott, man braucht eine Frau, und man muß heirathen; wenn dann die Frau nur fromm ist, dann muß es gut sein — Sie aber, Sie brauchen keine Frau, was man brauchen nennt, und finden doch eine, die noch mehr ist als fromm — ja, ja, das ist ein poetisches Leben — ach, wer es doch hätte — sehen Sie, ich verstehe Sie. Aber, ich bin ein Schuster! sehen Sie! Ich liebe meine Alte gar nicht, allein ich habe sie doch lieb; denn das soll ich ja vor Gott. Und, was ich Ihnen noch sagen muß, denn es muß ehelich heraus: daß man's immer macht wie bei Ihnen, meine Herrschaften, verstehen Sie, das geht nicht allemal an. Meine Alte ist eine sehr langsame; da muß denn manchmal der Riemen helfen, — daß Sie sich nicht darüber wundern — denn ich bin ein Schuster — Und die Weiber sind doch einmal von Natur wie die Kinder, das wissen Sie, man muß sie immer in der Zucht halten. Sehen Sie, das wollte ich Ihnen noch sagen. Gehorsamster Diener meine Herrschaften, auf baldiges Wiedersehen!" Somit machte er einen Bückling und ging in's Haus.

Die jungen Ehegatten blickten sich ergriffen an. Dann fragte Hildegunde beklommen: „Mein Geliebter — dürfen wir hier bleiben?" und athmete schwer auf. Er aber antwortete schnell:

„O, ja, ja, wir sollen — dieser Contrast wird uns erheben, mein Engel, und uns zur Anbetung bringen vor der Gottheit unserer unendlichen Liebe!" Sie gingen nach der Stadt zurück.

Das junge Ehepaar liebte sich in der That auf das allerzärtlichste. Sie schienen auch ganz wie für einander geschaffen. Beide waren von reichen Eltern, und zwar, als frühzeitig verwaist, bald Herren ihres großen Vermögens. Beide waren sehr sorgfältig bei feingebildeten und zum Theil geistreichen Verwandten erzogen: sie war eine Zeitlang in einer der berühmtesten Erziehungsanstalten Deutschlands gewesen; er, zum Kaufmann gebildet, hatte Paris, London, Petersburg und Italien gesehen. Beide waren überaus weichen Gemüthes, sentimental-sinnlich und neigten zu einer unbestimmten Schwärmerei hin. In diesen unbestimmten Gefühlsgängen nun begegneten sie sich, und sie fanden in und mit einander und nur durch sich allein alles Dunkle in sich bestimmt und aufgehellt und die ganze Welt, wie sie selbst sagten, zu einer bestimmten Unendlichkeit aufgelöst und verklärt. — Aurelio hatte reiche Besitzungen in fremden Ländern, aber er zog es vor, am Busen seines Heimathsorts zu leben, dort, wo ihm auch sein Alles, sein Weib, erblüht war.

Gleich Tages darauf, als die Ehegatten bei dem Schuster gewesen, erschienen Tischler, Tapezierer, Glaser u. s. w. in dem kleinen Häuschen und begannen sofort emsig zu messen und zu arbeiten, um das Quartier nach dem Geschmacke des jungen Ehepaars einzurichten. Das Wohnzimmer ward nun mit zarten, rosafarbnen, mattsilbern geblümten Tapeten belegt; die Schlafkammer dagegen sinnig in die Farbe der Treue, in das mildeste Blau gekleidet. Der Hauptgegenstand in beiden Stuben waren die Oefen, von denen jeder mit einer verschiedenen lebensgroßen Statue des kleinen Liebesgottes verziert war, wirklich meisterhafte und sehr theuer bezahlte Bildhauerarbeiten. Die Möbels der Wohnstube waren alle weiß lackirt, mit Silberstreifchen gemustert und bestanden in einem sehr geschmackvollen Büreau, in einem runden, mit ganz ausgezeichneter Nettigkeit und Leichtigkeit gearbeiteten Eßtische und in vier kleinen, anmuthig geformten Divans mit grünen Sammetpolstern. Diese letztern dienten anstatt der Stühle, welche gar nicht vorhanden waren. Bald schlangen sich auch Gardinen von etwas dunklerem Rosa an den Fenstern. Sodann wurde eine Decke auf die Dielen genagelt, ebenso maigrün wie der Sammet der Divans. Endlich sah man auf das Büreau gestellt eine gediegen silberne Stutzuhr mit getriebener Arbeit, idyllische Schäferscenen vorstellend, überflattert von zwei allerliebsten, sich schnäbelnden Turteltäubchen von schneeweißem Alabaster; man sah die Fenster ganz besetzt mit den ausgewähltesten und zartesten Monatsrosen; man sah jede Wand mit einem superfeinen französischen Stahlstich geschmückt, Scenen aus der traurigen Geschichte des armen Paul's und der armen Virginie; man sah den netten Tisch mit einer seidenen, rosa und grüngewürfelten und silberbefranzten Decke behangen. Zuletzt wurde noch ein Gebauer mit einem Paar niedlichen Sympathievögelchen am Fenster aufgehängt.

Nun zogen Aurelio und Hildegunde ein. Ihr Erstes bei ihrem Eintritte war, wie man sich denken kann, sich in die Arme fallen und vor Rührung weinen. Sie befanden sich nun auch wirklich recht gemächlich, oder, wie sie es nannten, rein menschlich selig. Nichtliebenden mußte freilich ihr Leben sehr einförmig vorkommen. Früh 9 Uhr stand Aurelio auf, und er pflegte sich dann etwa ein Stündchen mit der Zinsenberechnung seines Vermögens zu beschäftigen. Ein oder zwei Stunden später stand Hildegunde auf — denn sie war zart und bedurfte sehr der Erquickung. — Darauf ward traulich zusammen Thee getrunken. Dann fütterte sie ihre Sympathievögelchen und begoß ihre Rosen. Darauf griff er nach seiner Flöte und ließ seinen Gefühlen ihren Lauf, während das zarte Weib für den geliebten Gatten etwas fertigte — immer ein Ruhepolster, einen Fußsack, ein sogenanntes Faulkissen nach dem andern. Dies Alles währte bis gegen 4 Uhr, wo sie das Mittagsessen einnahmen. Nach Tische überließen sie sich ein wenig dem Schlummer. Selten geschah es, daß sie ein Weilchen spazieren gingen. Nach der Rückkehr trank man wiederum Thee. Dabei aber wurde immer aus einem „herzvollen" Buche vorgelesen, was ihnen das innigste Vergnügen gewährte. Daran schloß sich — und keinen Tag fehlte das — ein inniges und ernstes Gespräch über die Tugend, wodurch sie ihre Herzen recht veredelt fühlten. Und es läßt sich nicht leugnen, daß sie mitunter recht gebildet sprachen.

Am Schlusse des Tages aber hatten sie noch eine ganz eigenthümliche Erheiterung. Sie ließen ihren mitgebrachten Hausfreund kommen, nicht etwa ein Hund oder eine Katze: sondern ein ganz allerliebstes Schäfchen. Auch des Morgens gaben sie ihm nicht selten ein Stündchen Audienz. Da kein anderes Obdach für das Thierchen da war, hatten sie es dem Schuster zur Aufbewahrung in seinem Holzställchen übergeben müssen. Darum wurde es auch, wenn es zu seinen Freunden kam, von Hildegunde mit Eau de mille fleurs benetzt. Dann schlangen sie dem Lämmchen ein Rosabändchen um den Hals und streichelten es und hätschelten es und setzten es zu sich auf den Divan. Unter herzinnigem, süßestem Kosen endigte ihnen der Tag. So ein Tag wie alle.

Mit den Schustersleuten kamen sie recht gut aus. Freilich hatte der Schuster nur zu wahr von der Ausübung seines hausherrlichen Zuchtmeisters gesprochen; und wenn er — was doch im Durchschnitte alle acht Tage einmal geschah — unten seinen Knieriemen schwang, und das Haus von seinen Flüchen und von dem Geschrei der Frau und der Gesellen erdröhnte, da schnitt es unseren edeln, jungen Ehegatten tief in die Seele. Allein ihre Gemüther wußten sich auch dagegen zu schützen. Hildegunde fand die Bemerkung ihres Aurelio immer wahrer, daß solcher Contrast ihre Herzen erheben müßte. In solchen bösen Fällen hielten sie sich fest verschlungen in ihrem traulichen Zimmer und athmeten, erhaben über die Kreuzdonnerwetter da unten, um so vollkommener in dem reinen Aether ihres seligen Seins. In Wahrheit, sie betrugen sich ganz gut gegen ihre ehrlichen Wirthsleute. Der Schuster zwar kam selten herauf, und wenn er es that, konnte man wohl merken, daß es ihm gar nicht gefiel. Die gutmüthige Schusterin aber mußte alle Tage den Thee und das Essen bringen, und dieser gefielen die feinen, herrlichen, vornehmen Leute so, daß es ihr — wie sie es mehremals ihnen heraussagte — jedesmal ganz rührend um's Herz wurde; und übrigens an der Wunderpracht ihrer Einrichtung konnte sie sich nie satt sehen. Mitunter ließ sich auch Hildegunde mit ihr in längeres Gespräch ein. Einmal kam die Rede auf ihren Mann. „Ach meine gnädigen Herrschaften," sagte die Redselige, „mein Alter ist ein ganz guter Mann — ja Sie glauben mir das gar nicht, was das für ein seelenguter Mann ist — man sollte es ihm gar nicht ansehen, nicht wahr? Sie glauben vielleicht, weil er so ein gar böses Temperament hat, er ist ein böser Mann, nicht wahr? Ich will Ihnen sagen: manchmal hat er doch halb recht; denn es muß ja in einer Wirthschaft mit so vielen Leuten seine Ordnung sein, und sie ist doch nicht immer, nicht wahr? Und überdem habe ich ihn lieber böse, als betrunken — wiewol ich sagen muß — wenn er das manchmal ist, da ist er doch gerade recht gut — aber da zanke ich ihn aus — ja ich versichere Ihnen — denn da habe ich auch ein Recht dazu, nicht wahr? denn die Betrunkenheit ist etwas ganz Schlechtes — nicht wahr — meine gnädigsten Herrschaften? Ja, aber das sehen Sie ein, so wie bei Ihnen kann das bei uns nicht hergehen — auch dem Verhältnisse nach nicht — ich weiß nicht, wie ich sagen soll — denn der Liebste ist doch nicht der Mann, das ist ja nicht zu verlangen, nicht wahr — ja, ich hatte einmal einen Schneidergesellen, das war auch eine schöne Zeit."

Hier klopfte der Schuster an der Thüre, öffnete sie ein wenig und rief hinein: „Mit Verlaub, meine Herrschaften — Sapperment, Alte, was ist denn das? daß der Teufel über Deine Rederei, die Gesellen wollen ja essen!"

Rasch war die Frau aus der Stube. Hildegunde rief mit empfindungsvollem Pathos: „Ach, mein Aurelio, die Leute haben eine schwere Sünde begangen, sie haben sich ohne Liebe geheirathet!" — Es darf übrigens nicht verschwiegen werden, daß Aurelio sowol als Hildegunde der Schustersfrau nicht selten einen Ducaten in die Hand drückten.

Der gelbe Student war bereits vor ihnen eingezogen. Sie fanden aber nicht Das in ihm, was sie sich eingebildet hatten. Sie konnten ungeachtet mancher Versuche in kein rechtes Verhältniß zu ihm kommen; sie fühlten sich zuletzt sogar von ihm abgestoßen. Ueber seine Herkunft wollte er nie etwas verlauten lassen; und sie waren discret genug, nicht sehr in ihn zu dringen. Anfangs luden sie ihn mitunter zu sich ein; aber da erschien er ihnen als ein bizarr-rechthaberischer, unangenehmer, selbst unsittlicher Charakter. Wenn z. B. das Lieblingsthema des jungen Paares, die Tugend, besprochen wurde, fing er an, unartig zu lachen und sagte, er hielte nichts von ihrer Tugend, die sie da haben wollten; was wohlfeil wäre, könnte wol gut sein, man sollte es aber nicht für theuer ausgeben und die Leute damit prellen u. s. w. Sie konnten ihm trotzdem nicht Schuld geben, daß er unhöflich oder knabenhaft läppisch wäre, im Gegentheil, er grüßte stets sehr freundlich, er unterbrach nie ein Gespräch und sprach nie anders, als wenn man ihn fragte, und dann oft sehr ernst und mit Theilnahme. Indeß einiger jugendlicher Ungezogenheiten machte er sich dennoch schuldig. So hatte er sehr häufig sein kindisches Vergnügen daran, Blumenscherben oder Ziegelsteine vom Fenster herunter auf den Quai oder in den Fluß zu schleudern, wovon dann die arme, nervenschwache Hildegunde jedesmal entsetzlich aufschrak. Wenn ihm nun Aurelio darüber Vorstellungen machte, so entschuldigte er sich vielmals und sagte, er wüßte manchmal nicht, was er thäte; das wäre eine unglückliche Leidenschaft von ihm, er würde es aber nun gewiß unterlassen. Er that es aber nach drei Tagen wieder. Auch war es unstreitig eine Unart, daß er öfter frühmorgens mit einem jener Perspective zum Fenster hinaussah, mit welchem man nach einer andern Richtung hinzublicken scheint, als man wirklich blickt, und daß er so in das Fenster des Ehepaars indiscret hineinschaute. Doch wurde ihm dies von Hildegunden nicht so übel genommen, als von Aurelio. — „Ach, mag er doch das," sagte sie; „möchte doch die ganze Welt, wenn sie uns nicht störte, Zeugin sein unsers unbeschreiblichen Glücks!"

Allein Aurelio hegte sogar einen leisen Verdacht, daß der Student boshaft sei, den er indeß seinem zarten Weibe verschwieg. Es gab nämlich einige seltsame Vorgänge. Als das Ehepaar einmal von einem Spaziergange zurückkehrte, fand es das wohlverschlossene Wohnzimmer in widerlicher Unordnung: alle weiblichen Arbeitsgegenstände, Kissen, Bücher, lagen zerstreut auf den Dielen herum, und endlich die schöne grüne Decke war mitten auseinandergerissen. In der Mitte der Stube aber lag gemüthlich das Schäfchen, an der Decke zupfend. Wer hatte das Thier hereingelassen? Wer hatte denn die Schlüssel, als der Schuster, und daß es der gethan, war doch sehr unwahrscheinlich. Ein zweites Mal sahen sie bei ihrer Rückkehr das Zimmer in ähnlichem Zustande. Die beiden Sympathievögelchen, deren Käfig doch fest verriegelt war, flatterten lustig außerhalb desselben und hatten die rosaseidenen Gardinen schmählich beschmuzt. Nun fiel zwar nichts wieder vor; aber der Thäter, trotz des Eifers der entrüsteten Schustersfrau, blieb unentdeckt. Vom Studenten nun konnte man gar nicht anders sagen, als daß er sich sehr gut dabei benahm. Er lief sogleich in die Stadt, ein großer Gefalle für Hildegunden, die so viel Gänge gar nicht ausgehalten hätte, kehrte zurück mit eingekauften Zeugen zu Teppich und Vorhängen, trug sie immer wieder fort, wenn sie nicht gefielen, und brachte neue zur Ansicht, was sehr viele Male geschah. Endlich nahm er sich die Freiheit, die Beiden zu bitten, doch diese Kleinigkeiten als ein Andenken an seine freundliche, hausgenossenschaftliche Gesinnung von einem bemittelten jungen Manne annehmen zu wollen; und dies konnten sie nicht gut abschlagen, wurden aber dadurch, wie überhaupt durch diese Vorfälle, im höchsten Grade aufgeregt. Sie sollten es noch mehr werden. Der Student ging unzählige Gänge in die Stadt, um einen geschickten Tapezier zu finden, der das Zimmer wieder zierlich herstellen sollte. Aber da ging er stets vergeblich; niemals fand er einen guten Arbeiter, der jetzt gleich Zeit gehabt hätte, so weit hinaus vor die Stadt zu gehen. Er schien sich selber sehr darüber zu ärgern und verwünschte auf das heftigste den Uebermuth der Handwerker. Zuletzt rieth er Hildegunden, doch mit ihrer kunstreichen Hand selbst das Werk zu unternehmen. Sie mußte sich dazu entschließen; und mit großer, ihren zärtlichen Körper sehr angreifender Anstrengung nagelte und hämmerte sie einen ganzen Tag lang, unten den Teppich an die Dielen, oben die Vorhänge an ihre Breter. Aurelio schmerzte das innig; er konnte ihr nicht viel helfen und bat sie flehentlich, davon abzustehen. Allein ihr Schönheitssinn ließ das nicht zu. Sie wurde auch nicht krank davon.

Es war Spätherbst geworden. Es ist erwähnt worden, daß unsere jungen Ehegatten sehr wenig spazieren gingen. Die Woche nur etwa ein Mal gingen sie dick in Pelze gehüllt der verlockenden, melancholischen Herbstlandschaft zu genießen. Aber auch diese Promenaden wurden immer kürzer. Hildegundens zärtliche Constitution war zu empfindlich gegen die rauhe Luft und namentlich gegen die Nässe. Dann gab es auch noch einen ganz besonderen Grund. Merkwürdigerweise waren auf denjenigen Gängen und Wegen, die ihnen die liebsten waren, immer ganz unerwartete Hindernisse. Immer, wenn sie die kleinen Bäche passiren wollten, waren die statt einer Brücke hineingelegten großen Steine herausgenommen und lagen am diesseitigen Ufer. Ferner, wenn sie sich in den engen, traulichen Baumpartien ergehen wollten, lagen große Steine oder dicke Baumklötze vor dem Eingang. Was war zu thun? Da Hildegunden diese Partien so unendlich werth waren, mußte Aurelio sich abarbeiten, die Steine und Hölzer hin und fortwälzen. Aurelio fiel dabei, er wußte nicht wie, der gelbe Student ein.

Mittlerweile aber war der Winter, und zwar ein sehr harter Winter, herangerückt. Nun verließen die Beiden das Zimmer nie mehr. Das war ihnen ganz recht. So konnten sie sich innig in sich hineinleben und sich ausleben — nach ihrem Ausdrucke. Schade war es nur, daß sie nicht ganz frisch und gesund mehr schienen.

Es war an einem sehr hellen, aber sehr kalten Januartage. Die jungen Ehegatten standen des Nachmittags festumschlungen vor dem Fenster und schauten hinaus in die sonnevergoldete Schneelandschaft. Da rollte unten auf dem Quai eine sechsspännige Equipage vorüber, in welcher der Prinz ***, der Bruder des Fürsten, saß. Er grüßte freundlich zum Fenster hinauf. — Es sei hier eingeschaltet, daß der Prinz allgemein im Lande im Rufe eines großen Wüstlings stand.

„Ein schöner Mann!" sagte Aurelio.

„O, ein lieber, lieber, unendlich liebenswürdiger Mann," rief Hildegunde, „ich wüßte keinen, keinen —"

„Liebes Kind," unterbrach sie der Gatte, „Prinz *** soll sehr leichtfertig, ziemlich sittenlos sein."

„Kind," unterbrach ihn die junge Gattin mit begeistert leuchtenden Augen, „Kind, was ist Tugend? Ist es nicht die Liebe, ist es nicht das heiße Ringen nach dem Ideale ewiger Schönheit, wie mein Plato sagt? — Der arme Prinz, ich bedaure ihn sehr; denn so oft ihn meine Augen erblickten, durchschaut' ich sein Herz: er hat das Gottesopfer der vollendeten höchsten, einzigen Liebe noch nicht erreicht, er hat heiß gekämpft, er hat tapfer gesucht und nicht gefunden."

„Göttliches Weib," rief Aurelio und drückte ihre Hand an seine Brust, „wie erhaben schwebst Du über dem großen Haufen Deiner Geschlechtsgenossinnen, die immer so beredt sind, die Tugend der Männer anzuschwärzen, die uns nie begreifen, die mit ihrer tiefgemeinen Natur nur Schmuz zu wittern verstehen! Göttliches Weib!"

„O! aber er wird sie finden," fuhr Hildegunde fort, „er muß sie finden, die ewige Liebe! Der herrliche Mann! So liebedurchdrungenes Gemüth, das aus seinen süßen Augen flammt, o dürfte ich an seinem Halse hängen und ihm die Liebe lehren, ja ich fühle es, ich bin von Gott begnadigt mit der vollendeten Liebeslust, ich bin ihre erwählte Prophetin!"

„Du wirst mich eifersüchtig machen, Herzensengel," sprach schwermüthig lächelnd der Gatte.

„Das darfst Du nicht, nein, das darfst Du nicht, Herzgeliebter," sagte das junge Weib sich fest an ihren Mann schmiegend, „vergieb mir, daß ich mich fortreißen ließ von meinem unendlichen Gefühl, von dem Gefühle meiner Liebebegabung, und Du verstandest mich nicht. Höre, verstehe mich! Siehe, wo ist Liebe? wo Menschlichkeit ist; und wo ist diese? wo keine Trennung ist, keine, keine Trennung! hörst Du?!"

„Doch spricht man von dem süßen Schmerze des Abschieds, von dem holden Zauber des Wiedersehens," bemerkte Aurelio.

„Schatten, nichts als Schatten der Liebe," sagte das junge, erregte Weib, „keine, keine Trennung! Ich flehe Dich an; lerne mir das begreifen — immerdauerndes Zusammensein, keine Trennung, das ist die Liebe! Siehe, darum bist Du ja mein, Herzensfreund, weil wir nie uns trennen. Das ist das Geheimniß. Darum weiß die Welt auch nicht, was Liebe ist. Die Armen, sie bilden es sich ein, zu lie-

ben, und Mann und Frau trennt sich, und geht jedes den erdigen Geschäften des Tages nach, und kaum des Nachts kehren sie heim. Wir aber, wir schließen uns ab von der gemeinen Welt und schließen uns an einander, Herzliebster! — O, was ist sie denn, die Liebe, die vollendete Liebe, die Liebe des Mannes zum Weibe und des Weibes zum Manne, das Urbild aller andern, selbst des Spiegelbildes der sogenannten allgemeinen Menschenliebe? Bebend und mit heiligem Schauer spreche ich's aus, sie ist nicht Geist, nicht Gemüth, sie ist der Augenblicksgenuß des Menschen am Menschen, der sich zu Ewigkeiten erweitert, da ist kein Wissen und Denken, da ist auch eigentlich kein Empfinden, ein Verschwimmen ist sie im Empfinden, ein Sichausfühlen im Fühlen, ein Ganzaufgehen, ein Pflücken des Herzens, ein Schlürfen und Zerkosten, was Allersüßestes der heilige Menschenleib bietet, ein — o Himmel, ich ermatte das Unbeschreibliche auszusprechen — ach, Pöbelseelen nennen es Sinnlichkeit; als ob sie wüßten, wüßten" — sie sank schmachtend in ihres Mannes Arme. Dieser preßte sie mit Leidenschaft an sich. — Nicht wahr, süßer Herzensfreund, fuhr sie nach einer Weile mit liebreizender Stimme fort, wir wissen? Sind wir nicht fähig, Ehre, Reichthum, Alles fahren zu lassen, um der höchsten Liebe willen?"

„Alles, Alles!" rief er, tief ergriffen. — Sie sprachen nun eine lange Zeit nichts mehr. Während dieses Gesprächs war es dunkel geworden. Die Wirthin brachte Licht. Sie befahlen ihr, das Lämmchen zu bringen, dann standen sie auf und setzten sich auf einen andern Divan. Bald verließen sie auch diesen und nahmen wieder einen andern ein; bald auch den vierten, und so lange fortgewechselt. Die Herzen klopften von stürmischer Wonne. — Das Lämmchen lief zur Stube herein. „Wäre die Welt doch wie dies Thierchen, es wäre Alles gut," seufzte der Mann und zog es zu sich hin.

„O laß uns Schäfchen, laß uns Thierchen sein!" säuselte das Weib.

Der Mann überdeckte sein Weib mit Küssen: „Hildchen, liebst Du mich?" stammelte er.

„Reichen, Süßchen, liebst Du mich?" stammelte sie liebestrunken.

„Ganz Herz!" stöhnte er. „So ganz Herz!" stöhnte sie.

In der Nacht, welche auf den eben erzählten Auftritt folgte, erhob sich ein gewaltiger, ein ganz ungewöhnlicher Lärm in dem kleinen Häuschen. Das Ehepaar ward aus dem Schlafe geweckt. Deutlich unterschied sich zuerst unter einem allgemeinen Durcheinandergeschrei von Männerstimmen der brüllende und fluchende Ton des Schusters, gleichzeitig ein Rumoren und heftiges Trappeln unten in der Hausflur hin und her, dazwischen kreischende und quikende Kinderstimmchen, je länger, je heftiger wurde das Getöse, wol eine Viertelstunde lang. Darauf löste sich das Geschrei in dumpfes Murmeln auf, und zwischendurch hörte man ein klapperndes Geräusch, auch schien es, als ließe der gelbe Student sich vernehmen. Dann aber plötzlich ein entsetzlicher Aufschrei, darauf abermals klapperndes Geräusch wie von Stangen und Leitern, darauf deutlich wahrnehmbar und langanhaltend Kindergewimmer und Geheul. Nach einer größern Weile gewaltsame, donnernde Schläge an der Hausthüre von innen; zuletzt ein ungeheurer Krach. Dann endlich Stille. „O, welche neue Rohheit der Armseligen!" rief der empörte Aurelio.

„Ach, ach!" ächzte nur Hildegunde. Alsbald aber klopfte es mit starken Schlägen an ihrer Stubenthür. Die junge Frau war außer sich. Der Gemahl öffnete nicht.

Als sie des Morgens um halb zehn Uhr beim Frühthee saßen, pochte Jemand an die Thüre. Der gelbe Student trat hastig ein. „Meine werthen Freunde," redete er, „wie haben Sie mein Klopfen in voriger Nacht nicht hören können? Wissen Sie noch nicht das entsetzliche Doppelunglück von dieser Nacht, und, meine werthen Freunde, daß Sie an der einen Hälfte des Unglücks die Schuld unwidersprechlich allein tragen?! Ein Donnerschlag hat mit einem Male auf die arme Schusterfamilie geschlagen! Da wird urplötzlich um Mitternacht die Frau unten krank, bekommt einen Nervenschlag. Der Meister will gleich auf zum Doctor. Aber — da ist kein Hausschlüssel zu finden — alle Gesellen und Kinder werden herausgeprügelt — Alles sucht — Nichts zu finden. Während dem wird's mit der Kranken immer gefährlicher, sie verliert die Besinnung. Der Schuster ist außer sich, da stürzt er rasch in den kleinen Hof und schreit nach einer Leiter. Er will nämlich über die hohe Hinterplanke klettern, um in die Stadt zu gelangen. Ich rede ihm ab und erbiete mich selbst dazu; denn ich kann besser klettern; und die Leiter ist zu kurz und sehr schadhaft. Umsonst, er drängt mich zurück, er steigt hinan, und — knack — brechen drei Sprossen. Er hat sich indessen an einen hervorstehenden Balken angehalten und ist glücklich nach oben gelangt. Aber wie nun die zerbrochene Leiter auf der andern Seite gebrauchen? Der Mann resolvirt sich kurz, er springt die hohe Planke hinunter! Aber — ein Schrei: Herr des Himmels, ich habe ein Bein gebrochen! Nun denke ich: Helf' Gott, nun mußt Du es auch versuchen. Ich klettere also und schwinge mich hinan, und halb kletternd halb springend komme ich wohlbehalten auf's Pflaster. Aber wie nun den armen Mann in Sicherheit bringen. Ich lärme an den wenigen Hausthüren drüben; Niemand rührt sich. Nun also den Gesellen zugerufen; hurtig werfen sie mir Stangen und Stricke und Betten herunter, und so wird denn der Schuster wieder diesseits in sein Haus gezogen. Es war nichts Leichtes, bedenken Sie die schreckliche Kälte jetzt. Nun lauf ich zu dem Arzte und zu dem Chirurgen. Als ich mit ihnen zurückkomme, ruft mir ein Geselle über die Planke herüber, das Haus sei nun geöffnet. Die Gesellen hatten die Hausthür mit großen Balken eingestoßen. Jetzt erfuhr ich auch, daß eines der kleinen Kinder zu spät sich besonnen, daß die Mutter den Hausschlüssel wider den Willen des Vaters den Herrschaften oben alle Abende immer gegeben, weil sie den ihrigen einmal beim Spaziergange verloren, und weil sie jeden Tag immer wieder vergessen, einen neuen zu bestellen."

„Nun ja," sagte Aurelio, „ich habe mir den Schlüssel geben lassen, auch um meines armen, leidenden Weibes willen, wenn in der Nachtzeit ihr etwas zustieße — —"

„Machen Sie es wieder gut, meine Freunde," unterbrach ihn mit Wärme der Student, „machen Sie es wieder gut, ich flehe Sie inbrünstig an, das Elend ist wirklich sehr groß; ein jammervoller Anblick da unten. Der Hausvater liegt auf dem Lager und wird, wer weiß wie lange noch, liegen; denn die entsetzliche Kälte hat den Bruch gleich sehr böse gemacht und muß die Heilung verzögern. Die Nahrung muß stocken, und wenn auch der erste Geselle geschickt ist, er kann nicht so viel arbeiten, als noth thut. Und dann die Hausfrau, sie hat sich zwar erholt, aber sie liegt völlig contrakt darnieder, wer kann es voraussagen, wenn und wie das enden wird? Zu Ihnen komme ich daher, verehrte Freundin, und wende mich an Ihr sanftes, menschenfreundliches Herz; ich weiß gewiß, daß ich keine Fehlbitte thue, unterstützen Sie das arme Weib ein wenig an ihrem Krankenbett, nehmen Sie sich der Kinder an; helfen Sie mit der weiblichen Sorgsamkeit dieser Wirthschaft wieder in den Gang, seien Sie der rettende Liebesengel!"

Diese Worte schienen Eindruck gemacht zu haben. Aber es entstand eine längere Pause. Hildegunde schlug die Augen nieder und zitterte; es war zu bemerken, daß ihre Wangen errötheten. Aurelio nahm das Wort und sprach sehr ernst: „Lieber Freund, ich muß Sie ernstlich bitten, die Natur meiner Gattin etwas besser kennen zu lernen, welche von weit anderm Stoffe geschaffen ist, als um sich der Häßlichkeit solcher, ich sage es Ihnen offen, moralisch erbärmlichen Zustände gegenüber zu stellen. Ja, mein junger, lebhafter Freund, Sie müssen sich hier nothwendig belehren lassen. Was hat das Unglück dieser Leute gemacht, als ihre eigene bodenlose Rohheit? O, so wenig, wie solche Leute uns verstehen können, so sehr verstehe ich sie! Trägt nicht des Schusters Gemeinheit, der seine Frau fortwährend mishandelt, die alleinige Schuld an ihrer Krankheit; und hat etwa seine rohe Unbändigkeit — wer weiß, wie er noch getrunken haben mag? — nicht allein seinen Beinbruch verschuldet?! Junger Freund, sollten Sie sich übrigens wirklich für berufen erachten, über Ihnen fremde, ehegattliche Verhältnisse und Pflichten zu urtheilen — Sie, der die Ehe, der die Liebe noch nicht kennen gelernt? Nun, Sie wußten doch wenigstens wol, wie leidend meine arme Hildegunde ist?! Damit Sie übrigens sehen, daß wir menschlich denken — —"

Hiermit ging er und schloß sein Büreau auf. Dabei fiel ein ganz kleines, beschriebenes Schnitzel Papier heraus. Der Student hob es auf, um es Aurelio zu geben. Aber, zufällig den Blick darauf werfend, las er es rasch und steckte es in seine Westentasche.

„Hier, das seien Sie so gütig, den Leuten da unten zu geben," sagte jetzt Aurelio sich umwendend und übergab ihm eine ziemlich beträchtliche Geldrolle. Er that dies mit einem Blicke unverkennbaren innern Selbstgefühls. Der Student verbeugte sich ernsthaft und verließ schweigend das Zimmer. Als er hinaus war, fiel sich das Ehepaar um den Hals.

Es verstrichen nun fast vier Wochen, und obgleich am Schlusse derselben ungewöhnlich milde Witterung eintrat, konnte der Schuster doch sein Bett noch nicht verlassen. Seine Frau aber lag noch schwer krank darnieder, und alle Symptome schienen leider ein langwieriges und zugleich hoffnungsloses Krankenlager zu prophezeien. Mehre Stunden lang war sie oft ohne Bewußtsein; doch gab es auch Tage, wo sie sich recht leidlich befand. Allein die Glieder rühren konnte sie gar nicht.

Die Härte des diesjährigen Winters brach sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Bereits in der Mitte Februars war ein wunderbares Frühlingswetter angebrochen: Kräuter, Blumen und Bäume trieben ihre Keime und Blüthen auf eine so energische Weise, wie andere Jahre kaum im Monat April, und wie man sich dessen seit Menschengedenken kaum erinnern konnte. Aber dieser heiter überraschende Temperaturwechsel brachte zugleich viel unerwartetes Weh' mit sich. Die Unmassen von Schnee und Eis, welche der Winter aufgethürmt hatte, wälzten und stürzten sich nun mit einem Male in großen Wasserströmen von dem Gebirge, und, mit dem zerthauten Wasser auf den Blachfeldern sich noch vereinigend, verursachten sie aller Orten in Deutschland eine ungeheure Ueberschwemmung. Dies aber hatte nothwendig mannichfaches Unglück zur Folge. Von Versandung des Erdreichs in Folge der Wasserfluth, von eingestürzten Häusern, ja von Menschenopfern, hörte man täglich. Es war nicht zu verwundern, daß eine so übergangslose Verwandlung der ganzen Natur einen großen Einfluß übte auf die Gesundheit des menschlichen Körpers, welche ja immer vom anbrechenden Frühling angegriffen werden; nur daß diesmal jener gewaltsame und unnatürliche Wechsel auch eine ganz unnatürliche Einwirkung auf die Menschen hatte. Eine heftige Nervenaufregung war damals eine allgemein verbreitete Erscheinung. So auch, wie man sich denken kann, bei unserm Ehepaar, und ganz vorzüglich bei Hildegunden. Das weichliche und luftscheue Leben der jungen Frau machte dies doppelt erklärlich.

Vier Wochen also war es nach den Vorfällen im Schusterhause.

Ein kleines, munteres Mädchen von 12 Jahren, das älteste Kind des Schusters, trat in das Zimmer des jungen Ehepaars, um das Theezeug hinauszutragen. Sie hatte hier seit der Krankheit der Mutter die tägliche Aufwartung und Bedienung zu besorgen. Es war zwischen 11 und 12 Uhr Vormittags. Hildegunde, ungewöhnlich bleich, lag auf dem Divan ausgestreckt. Ihr Mann ging auf und ab, indem er dabei immer mit seinem liebevollen Blick sein Weib in den Augen behielt. Das Kind hatte schon die Thürklinke wieder in der Hand; da blieb es, das Theebret im Arme, stehn und sprach bescheiden: „Der Vater läßt Ihnen sagen, ob Sie nicht wollten heute spazieren gehen, es wäre nicht halbrecht, wenn Sie es nicht thäten — er sagt, er wäre glücklich, wenn er heute auf seinen Füßen stehen könnte. Mit unserer Mutter geht es aber heute gar nicht gut: sie schlägt immer so um sich." Das Kind wollte hinausgehen, besann sich indeß noch und sagte: „Sie sagen auch: da drüben, hinter dem Gebirge, wären gestern eine große Menge Menschen in der Wasserfluth um's Leben gekommen. Der Vater spricht, es wäre eine wahre Wohlthat für uns, daß unser Haus so hoch läge; sonst könnte es uns am Ende auch so gehen." Das Mädchen ging. Nach einer Weile rückte Aurelio den Divan mit der darauf liegenden Hildegunde an das Fenster und setzte sich neben sie. Das war ein großartiger, majestätischer Anblick draußen. Der große Fluß war nicht mehr zu unterscheiden. Die ganze Gegend eine weite, unabsehbare Wasserfläche, ein Meer. Die höchsten Spitzen der Hügel ragten

zwar alle ein wenig aus dem Wasser hervor, aber so kurz nur, daß sie wie kleine Wasserpflanzen erschienen. Die Fluth reichte fast bis an den obersten Rand des schmalen Quais.

„Höre, Du süßes Herz, was mir jetzt die Liebe sagt," sprach Aurelio, „unsere Liebe, die ja die Verklärung ist jener todten allgemeinen Menschenliebe, höre, was mich die Liebe lehrt: Sieh, meine Süße, ich bin ein gewandter, ein sehr geschickter Schwimmer; wenn nun in diesem Augenblicke hier vor unsern Augen, unter unserm Fenster irgend ein Unglücklicher eben ertrinken wollte — ich würde ihn nicht retten, nimmermehr! Denn ich würde wissen, wer mir immer der Nächste ist, ich würde es ja wissen, wie mein Wassersprung Dich zartes Wesen erschüttern müßte, ach Dich tödten könnte, Dich, Herzherzliebe!"

„Keine Trennung, keine Trennung!" seufzte sie zitternd.

In dem nämlichen Moment aber, was geschieht draußen? Entsetzlich! Ein halbnacktes Weib, rasch wie ein Reh, rennt über den Quai und stürzt sich in die Fluth — es ist das Schusterweib! und jetzt hinterher der Schuster, es ist unglaublich auszusprechen, hinkend, laufend, sich nachschleudernd ins Wasser, das war Alles wie zwei kurze Momente. Aber jetzt gleich darauf klirrte das Fenster, und der gelbe Student von oben aus dem Fenster heraus wirft sich im fliegenden Sprunge hinunter in den Strom. Hildegunde brach unter lautem Aufschrei zusammen und fiel vom Divan herunter in Ohnmacht. Sie lag völlig wie todt da.

„Hülfe, Hülfe, Hülfe!" schrie der unglückliche Ehegatte zur Thür hinaus. Niemand hörte. Er trug sie auf's Bett, begoß sie mit Wasser. Vergeblich. „Hülfe, Hülfe!" rief er von Neuem. Niemand kam. Er wiederholte noch mehrmals seinen Hülferuf. Endlich nach einer Viertelstunde riß es die Stubenthür auf, und das kleine Mädchen rief mit jauchzender Stimme herein: „Es ist keine Hülfe mehr nöthig. Die Eltern sind nicht todt, und die Mutter kann wieder gehen, och der gute Herr Student!" Hiermit sprang sie wieder fort, die Thür mit Getös hinter sich zuwerfend. Dieser Schall erweckte indeß Hildegunden. Sie schlug die Augen auf, blickte mit sanftem, zärtlichem Blicke ihren am Bette sitzenden Freund an, drückte ihm die Hand und sprach leise: „Keine Trennung!" Darauf versank sie ermattet wieder in Schlummer.

„Edle, tugendvolle Seele," rief Aurelio aus, „so macht Dich fremdes Unglück leiden!"

Die Ereignisse von heute grenzten in der That an das Wunderbare. Dem armen Weibe hatte auf einmal ein Anfall von Paroxismus den Gebrauch ihrer Beine wiedergegeben, und hastig war sie aus dem Bette durch das offenstehende Fenster gesprungen; der Schuster war ihr gleich gefolgt. Dem Studenten war es aber gelungen, beide Leute im Wasser zu erfassen und zu retten. Ohne ihn wäre der lahme Schuster sammt seinem Weibe versunken. Aber das Wunderbarste war die wohlthätige Wirkung, welche dies Wassersturzbad für Beide hatte. Nach Verlauf einer Viertelstunde verlangte auf einmal die Frau aus dem Bette aufzustehen; man möchte ihr nur ein wenig helfen. Da man noch darüber staunte, warf sie sich ungeduldig selbst aus dem Bette heraus und fing an, mit festen Füßen in der Stube auf- und abzuschreiten. Sie sprach übrigens auch ganz verständig, keine Spur mehr von Geistesverwirrung. Dem Anscheine nach, und wenigstens für heute, war sie durchaus und völlig wiederhergestellt. Ihre Kinder sprangen um sie herum. Ihr Mann nun fühlte sich durchaus gesundet; er sei noch einmal so kräftig jetzt, sagte er; ihm sei, als wenn er nun anstatt Fleisch Stahl eingesetzt erhalten hätte; das sollte ihm gut bekommen zu seiner Arbeit. Der anwesende Chirurgus erklärte sie für entschieden geheilt: er müßte dies für eine Wunderwirkung der Wasserheilkraft halten, die er sich selbst nicht erklären könnte, die er aber eben achten müßte. Nun pries der Schuster in einer langen, ernst und heiter bewegten Rede die Allmacht und Güte Gottes, den braven gelben Studenten, seine derbe, gehörige Schusternatur und endlich den unvergleichlichen Geist der Wasserheilmethode, die ganz etwas für ihn sei. Zuletzt packte er seine Frau an und rief: „Höre, Alte, es ist uns lange nicht eingefallen, aber heute paßt sich's, heute ist's am Platze," und derb umarmte er sie. Der Student war den ganzen Abend mit unten bei der fröhlichen Schustersfamilie. Es war ein schöner Abend.

Aber diese Freude war nur kurz. Zwei Tage darauf sah es nicht mehr so heiter im Schusterhause aus. Es zeigte sich nämlich, daß die schnelle Genesung der Meisterin eigentlich nur in einer Ueberreizung und gewaltsamen Nervenanspannung beruht haben mochte. Schon nach zwei Tagen stellte sich der alte traurige Zustand vollkommen wieder ein, und zwar fast noch trostloser als vorher.

Hildegundens körperliches Unwohlsein hatte im Grunde nicht viel zu bedeuten; nur der Schreck hatte sie sehr angegriffen. Freilich ließ sich nicht leugnen, daß sie, wie gesagt, durch den scharfen Reiz der hereinbrechenden Frühlingsluft von Tag zu Tag aufgeregter wurde. Und noch mehr. Wer sie vor der Zeit ihres Einzugs in das Schusterhaus bis jetzt fortwährend aufmerksam beobachtet hätte, dem würde eine gewisse, mit der Zeit sich steigernde, innere Unruhe nicht entgangen sein. Sie mochte es wol sich selbst nicht gestehen. Aber die ersten Wochen ihres ehegattlichen Zusammenlebens, und jetzt — wirklich kein kleiner Unterschied. Nicht daß sie ihren Mann jetzt weniger geliebt hätte — im Gegentheil schien sie jetzt mit noch stärkerer Leidenschaft an ihm zu hangen, als früher — nur daß ihre Liebe im Anfange friedlicher, idyllischer erschien. Nun kam jene physische Erregtheit dazu — und ihr ganzes Reden und Denken nahm ein sehr heftiges, oft wildleidenschaftliches Wesen an. Was in ihrem Gemüthe vorging, war nicht eben leicht zu ermitteln; und ihr selbst war es gewiß am wenigsten klar. Jedoch so viel lag für Jedermann offen zu Tage, daß ihr eigensinniges Vermeiden der frischen Luft jedenfalls ihren Zustand nur verschlimmerte. Ueber ihren Seelenzustand würde wol ein Irrenarzt nicht ganz ohne Besorgniß gewesen sein. Sie hing in der letzten Zeit an gewissen fixen Empfindungen, die sie zu vergöttern schien; so das täglich hundertmal von ihr wiederholte: „Keine Trennung!" Sie ging ihrem Manne im eigentlichsten Sinne nicht mehr von der Seite; an die wenigen weiblichen Arbeiten dachte sie nicht mehr; sie wollte nur ihren Auserwählten lieben.

Die Wasserfluthen hatten sich von jenem Tage an innerhalb einer Woche ziemlich verlaufen, das Wetter aber war noch wundervoller geworden. Alle Gewächse schlugen zur vollen Blüthe aus; der Himmel war tiefblau, und eine wahrhafte Sommerwärme herrschte in der Luft.

An einem solchen prachtvollen Tage befand sich einmal Hildegunde recht wohl und war in einer ungewöhnlich heitern, man kann fast sagen, lustigen Stimmung. Ihre Aufregung hatte einen fröhlichen Charakter angenommen. Sie hüpfte immer vor ihrem Manne herum und rief: „Nicht wahr, Kind, wir Zweibeide, Zweieinige können nimmer getrennt werden?" — Da trat der Arzt herein. Er hatte eine sehr befangene Miene heute, als wenn er nicht recht heraus mit der Sprache wollte. Endlich erklärte er: es ginge nicht anders, er habe ihnen Etwas zu sagen, das ihnen, und vornehmlich der jungen Frau nicht ganz angenehm sein würde; er bäte sie aber mit ärztlichem Ernste, sich davon nicht afficiren zu lassen — sie würden morgen vor ihrem Hause ein Leichenbegängniß erblicken; denn gestern Abend sei die Schustersfrau plötzlich gestorben.

„O," entgegnete Hildegunde, „halten Sie mich wirklich für so schwach, so gemein sentimental, daß ich mich über diese Empfindung nicht erheben könnte?! — Die Frau ist todt; aber die lebende Liebe hat Recht; ja das liebende Leben nur!" Dazu streichelte und hätschelte sie ihren Mann.

Als der Arzt die junge Frau in so guter Stimmung sah, freute er sich und wagte es, in sie zu dringen, doch heute einmal den herrlichen Tag zu benutzen und spazieren zu gehen. Er hatte früher oft, aber immer vergeblich darauf gedrungen. Wider sein Erwarten war jetzt Hildegunde gleich bereit dazu. Sogleich, als der Arzt sich entfernt hatte, warf sie sich in ihre Kleider. Sie gingen.

Unten in der Hausflur hinkte ihnen der Schuster entgegen. Aurelio sprach in etwas gesuchten, aber wohlgemeinten Worten seine Theilnahme aus. „Ach! meine Herrschaften — ja", sagte der Meister, „sie thut mir schmerzlich leid, meine gute Alte (er hielt das Schnupftuch vor die Augen), aber ich sage Ihnen doch — so eine Herzensfreude habe ich mein Lebtage nicht gehabt, wie ich sie drei Tage wieder gesund hatte. — Ach! das will ich dem lieben Gott danken bis an mein Ende, dir kann ich mir nun und nimmer vergessen, diese drei Tage — ich hatte sie mir — und da will ich auch nicht murren, sehen Sie, die Freude habe ich ja immer noch in meinem Kopfe; die kann mir Niemand rauben — Gott sei gedankt!" Hier riß er die Thür seiner Werkstatt auf, in welcher sich ein Lärm hören ließ: „Ihr Schlingel," rief er hinein — „Ihr wollt wol nicht arbeiten? Das geht schon lange so fort; wird aber nicht so fort gehen. Denkt wol, jetzt könnt Ihr mir auf der Nase herumtrommeln? — Ihr faulen Lümmel denkt wol, ich kann nicht wieder heirathen, daß ich — verzeihen Sie," sagte er und hinkte in seine Stube und warf die Thüre hinter sich zu.

Aurelio und Hildegunde gingen rasch von dannen. Die Letztere mochte sich wol wie gekost fühlen von der Wollust der lieblichen Lenzwärme; ganz kindisch trippelte sie an der Seite ihres Mannes und schmiegte und biegte sich wie ein Maikätzchen um seinen Arm. Sie richteten ihren Weg nach den Promenaden, welche um die innere Stadt führten und jetzt im Reize des jungen Grüns prangten. Sie redeten Beide kein Wort. Aurelio, immer voll zärtlicher Blicke, schien doch über Etwas zu sinnen. Als sie mitten auf der Allee waren, sagte er gedankenvoll: „Der Mensch, der Schuhmacher, ist nicht ganz ohne Gemüth und zeigt sich doch so gemein — er kennt die Liebe nicht!"

Da ertönte auf einmal aus einem Busche heraus eine nicht zu laute, jedoch vernehmliche Stimme: „Diese Menschen sind so gemein und zeigen sich doch nicht ganz ohne Gemüth — sie kennen die Liebe nicht!" — Nur Aurelio hörte diese Worte; er erschrak und wollte sich umsehen. — Aber in demselben Momente ging ein Briefträger auf das Ehepaar zu und bat sie, den Brief, den er für sie hätte, doch gleich hier annehmen zu wollen.

„Vom Onkel!" rief Aurelio, die Adresse betrachtend. „Was wird der Alte uns zu sagen haben — laß ihn uns gleich lesen, liebe Seele!" — Sie suchten sich in den Seitengängen eine Bank aus, setzten sich und öffneten den Brief.

„Himmel! — Himmel!" — rief Aurelio erschüttert, nachdem er einige Zeilen gelesen hatte. — „Barmherziger Himmel, ach, ach, — das Unglück — ja das ist ein Unglück. — Meine Hilde — wir sind Bettler! — wir wissen nicht mehr wo aus noch ein — lies! — Die ganze Straße prächtiger Häuser, die ich unversichert in Pesth besaß; die Wasserfluthen dieses Jahres haben sie verheert und vernichtet — und — und — Liebchen, — Dein glänzendes Vermögen — es ist auch dahin durch den schändlichen Bankerott des wiener Bankiers — dahin bis auf einen Pappenstiel — Himmel! zwei solche Donnerschläge auf einmal — nein, das ist zu viel — das ist zu viel!!"

Hildegunde war bei weitem weniger ergriffen, als Mancher wol glauben mag. Sie war kurz vorher kindisch ausgelassen gewesen; jetzt wurde sie nur etwas ruhiger. Sie senkte einen Augenblick den Kopf; dann erhob sie ihn mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von ganz eigenthümlicher Schwärmerei. Dann preßte sie ihren Mann fest an sich und sprach in einem Tone, den man stolze Fröhlichkeit nennen könnte: „Aurelio, Aurelio, wir, die Fürsten der Liebe, wir Lebensfürsten wir — trauern, trauern? — sieh' einmal die Sonne, sieh' einmal die Sträucher — unsere Bedienten — wenn wir auch betteln — unsere Bedienten — und die Menschen: erst recht unsere Bedienten; wenn wir nur wollen; sie müssen, was wir wollen. Ha! jetzt zeigt sich erst, was wir sind — die Lappen fallen herunter, und nackt erkennen wir uns, erkennt uns die Welt! — Gibt es denn Kleider für die Liebe?! — Wir sind uns, wir gehen und stehen mit einander — und kein Gott kann uns trennen!" — Sie zog den Kopf ihres Mannes an ihren Mund und drückte unzählige Küsse darauf. Die Augen schwammen ihr vor Lust. — Aurelio war betäubt; er konnte sich nicht recht finden. Aber er sah wieder in den Brief. Nach einer Weile rief er hastig: „Ach, Du mein großes, gutes Weib — Du hast prophezeit wie eine göttliche Prophetin! — Ja, wir sind nicht unglücklich, wir konnten es nicht sein. Höre, was der Onkel weiter schreibt: — „„Es ist jedoch für Euch vollkommen gesorgt. Du ziehst, lieber

Neffe, mit Deiner jungen Frau nach dem **schen Lande. Dort ist es mir durch meine vielfachen, Dir bekannten Verbindungen mit dem Hofe und der Regierung gelungen, für Dich ein glänzendes Unterkommen zu erlangen. Deine früher erworbenen, nicht gemeinen Kenntnisse im Fache der Forstwissenschaft werden Dich hoffentlich befähigen, eine Stelle als Oberforstinspector der **schen Forsten auszufüllen, eine Stelle, welche sich auf 1000—1200 Thlr. Einkommen beläuft. Das Amt ist überdies nicht sehr beschwerlich. Du hast zwar die Waldungen fortwährend zu bereisen — was Du sehr angenehm zu Pferde abmachen kannst — aber, so weit ich die Verhältnisse kenne, glaube ich bestimmt, daß Du je einen Tag um den andern ganz ruhig wirst zu Hause zubringen können. Dies wird Deinem jungen Weibchen gewiß nicht unangenehm zu hören sein.""

„Siehst Du, mein Hildchen, wie sich das herrlich gestaltet — nicht wahr? ist es nicht, wie der herzvolle deutsche Dichter sagt: Ich will Dir folgen durch Länder und Meer — durch Eis und Eisen und wüthendes Heer! Siehst Du, mein Süßchen, es wird Alles gut."

Jetzt erst blickte Aurelio seine Gattin an und — er entsetzte sich. Todtenbleich und an allen Gliedern zitternd saß sie da. — „Wir uns trennen?" stotterte sie: „Trennung!! Was? Trennung!! — das ist Trennung! — O, was ist das!"

Der Mann rief: „Gute, liebe, süße Seele — Du misverstehst — bedenke diese ewig sich neu gebährende Liebe, dieses Wieder- und Wiederwiedersehen" — aber hier biß er sich in die Lippen; denn das Letztere fuhr ihm eigentlich wider Willen heraus.

„Halt!" schrie sie und wankte.

„Nein, nein, mein Engel," rief er angstvoll und hielt sie fest.

„Ha, Verräther!" rief sie halb ohnmächtig und stieß ihn von sich. Darauf aber stürzte sie von der Bank in völlige Ohnmacht.

Während dieser Scene sauste die Equipage des Prinzen daher. „Hülfe, Hülfe! —" schrie der Gatte Hildegundens. — Rasch hielt der Wagen an, der Prinz riß den Schlag auf, eilte heraus und auf die junge Frau zu. „Bringt mir die Dame in den Wagen — um Gottes Willen, sie ist in Todesgefahr" — rief der Prinz seinen Dienern zu. Unverzüglich geschah dies. Der Prinz, gegen Aurelio eine grüßende Kopfbewegung machend, stieg schnell wieder in den Wagen, welcher mit Geschwindigkeit davonflog. — Aurelio von der Hastigkeit der Vorgänge betroffen, blieb eine lange Weile unbewegt stehen; er schien nicht sein volles Bewußtsein zu haben. Endlich aber faßte er sich und setzte seine Schritte in rasche Bewegung.

Er eilte in die Stadt hinein und geraden Wegs in das fürstliche Schloß. Dort stürzte er unter Ausstoßung eines heftigen Jammergeschreis die große Treppe hinauf. Auf dem Corridor aber hielten ihn einige Hofbedienten an. „Mein Weib — mein armes krankes Weib! — was ist mit meinem Weib? — wo finde ich mein Weib?" — schrie er wie unsinnig. — Die Lakaien lachten über den Verrückten, packten ihn tüchtig an und führten oder trugen ihn die Treppe wieder herunter. Hier schien er indeß wieder zu sich selbst zu kommen. Mit einem Blicke, der ein Gemisch von Scham, Aufregung und Schwermuth verrieth, begab er sich langsam aus dem Schloßhofe.

Er schlug nicht die Richtung nach seiner Wohnung ein, sondern er ging hinaus nach den Wäldern, welche wol eine halbe Stunde außerhalb der Stadt nach einer andern Seite hin lagen. Aber Jemand verfolgte seinen Gang fortwährend mit Falkenblicken und ging ihm nach — das war der gelbe Student. Und gleichwol verlor ihn dieser bald aus den Augen. Aurelio verschwand im Walde. Allein der Student lief ihm auch dorthin nach und verschwand gleichfalls im Walde. Er war übrigens versteckter Zeuge aller Hergänge gewesen.

Der Schuster wußte durchaus nicht, wie er es sich auslegen sollte, daß den ganzen Tag kein Einziger von seinen Miethsbewohnern nach Hause kam. Auch den zweiten Tag erschien Niemand; weder die jungen Herrschaften, noch der Student ließen von sich wissen. Er schickte einen seiner Gesellen aus, der bis zum Abend ausblieb, aber ohne alle Nachricht zurückkehrte. Am dritten Tage früh kam ein Hoftrompeter und gab einen Brief mit fürstlichem Siegel an Aurelio ab. Der Meister fragte den Mann angelegentlich, ob er nicht vielleicht den Aufenthalt des Herrn wüßte. Der Bediente schüttelte aber den Kopf, zuckte die Achseln und sagte nur, man möchte ihm den Brief sofort einhändigen, wenn er käme.

Endlich am Abend des fünften Tages trat Aurelio in's Haus. Er hatte ein sehr schwermüthiges Ansehen. Hastig und doch schüchtern fragte er nach seiner Frau. Darüber konnte man ihm freilich keine Auskunft geben; man übergab ihm aber den Brief. Mit diesem verfügte er sich schnell in sein Zimmer. Nach einer Weile hörten ihn die Gesellen oben heftige Jammertöne ausstoßen; aber dann war Alles still. Eine gute Stunde verging, da kam er wieder herunter, übergab den Gesellen den Stubenschlüssel und sagte trocken: „Er werde wol einige Tage nicht nach Hause kommen." Er sah dabei sehr gleichgiltig aus und pfeifend entfernte er sich.

Nun vergingen abermals fünf ergebnißlose Tage, während welcher der Schuster wiederum verschiedene Male seine Leute als Kundschaft ausschickte. Da klingelte es Nachmittags hastig draußen — der Student war es. — „Na Gott sei gelobt und gepriesen," rief der Meister außerordentlich freudenvoll, „daß Sie doch noch leben — Sie werden Aller Noth ein Ende machen — Sapperment, erzählen Sie, was treibt denn der Teufel für ein Wesen hier?"

Sie erzählten sich nun gegenseitig, was Jeder wußte, und erstaunten und erschraken und waren bekümmert, daß sie doch eigentlich noch nichts wußten. Die Nachricht von dem Wiedererscheinen Aurelio's war dem Studenten fast unbegreiflich. Denn er hatte diese ganze Woche eine Streiferei in die ganze nächstumliegende Gegend gemacht und die zahlreichen Dörfer alle durchspäht, um Aurelio auszuspüren, und nicht die geringste Spur auffinden können.

Unter diesem Gespräche kam der Geselle mit einer wichtigen Nachricht zurück. Er hätte Aurelio gesehen; in einem Weinhause hätte er in einem Winkel an einem kleinen Tischchen gesessen, vor sich eine Menge Champagnerflaschen und sehr weinselig aussehend. Der Wirth hätte auf Befragen gesagt: Der Herr wäre etwa erst seit fünf Tagen sein Gast, aber er freute sich über diesen ausgezeichneten Kunden; so lange er bei ihm wäre, tränke er auch in einem fort; und unter sechs Stunden ginge er niemals heim. Er tränke dann blos Champagner. Er müßte ein ganz tüchtiger Trinker sein — hatte der Wirth weiter gemeint — denn er hätte erfahren, daß er drüben in der Restauration seine gehörige Partie Tokaier zum Frühstücke zu sich nehme, und wie er ferner bei seinem Freunde, dem Löwenwirth, wo er speise, recht ansehnlich Burgunder vertilge. Dieser Bericht machte sonderbare Gedanken. Der Schuster schüttelte den Kopf; der Student neigte ihn nachdenklich. Sie saßen sich schweigsam gegenüber.

Während dessen hatte sich die Sonne zum Untergange geneigt, und es begann sich bereits eine leichte Dämmerung zu verbreiten. Vor dem Hause spielten die Schusterskinder ziemlich laut. Auf einmal aber ward ihr Lärm zu einem jämmerlichen Zetergekreisch; und bald darauf stürzte die ganze Schar hinein in's Haus und in die Stube. Sie waren alle todtenbleich und zitterten; die ganz Kleinen weinten unbändig. „Vater, Vater!" riefen sie ganz außer sich; — „unser Herr von oben — da drüben steht er — und macht fürchterliche Gesichter — er will uns mit großen Steinen werfen! — sieh doch einmal, Vater — er will uns mit Steinen werfen!"

Alle Personen der Werkstatt, außer den Kindern, eilten hinaus. Da stand in der That Aurelio jenseits des Flusses — oder vielmehr er taumelte am Ufer herum. Er war sichtlich schwer betrunken. Eine beklagenswerthe und widerliche Erscheinung! Seine Augen glotzten stier, sein Antlitz war feuerroth erhitzt. Seine beschmutzte und zerrissene Kleidung ließ vermuthen, daß er sich auf der immer noch sehr feuchten Fläche nicht durchaus mochte haben auf den Beinen halten können. Als er unserer Leute ansichtig wurde, brach er in ein grausiges Fluchen aus und wollte Steine hinüber werfen; was ihm jedoch nicht gelang. Darauf schien er die Leute wieder nicht zu bemerken. Er bückte sich jetzt und suchte einen großen Stein nach dem andern auf und warf sie mit Gekrache in den Fluß hinein. Dazu sprach er lallend und abgebrochen: „Steine hinein — große Steine — Steine, Steine, Steine — der Gelbe, der — der verfluchte Gelbe — hat sie herausgenommen — große Steine — süße Seele, Hildegunde — komm — komm — komm — hier hinüber — gib mir Dein Aermchen — hier komm — große Steine wieder drinn — komm, mein Engel — wir gehn hinüber — hinüber — in's Stübchen komme — komme." — — Jetzt schlug er die Arme zusammen, streckte ein Bein über das Wasser heraus, das andere nach, und — plötzlich stürzte er, oder vielmehr fiel er wie ein Steinblock hinunter in den Wassergrund — ein auf dem Wasser gehen Wollender. Alles schrie laut auf. Ohne Verzug warf sich der Student nach und brachte ihn schnell an das Ufer. Er war schon todt. Ertrunken war er eben entschieden nicht; sein Fleisch war schwarzblau unterlaufen; der Schlag hatte ihn gerührt. Sie brachten die Leiche in die Schusterwerkstatt. Allen graute es.

Sofort nun begaben sich der Student und sein Wirth in die ehemalige Wohnstube des Ehepaars. In dieser war noch Alles, wie vordem; dasselbe nette zierlich geschmückte Zimmerchen, in der größten Ordnung Alles. Die Beiden fühlten einen Schauer. Da bemerkte noch der Wirth Etwas, das ihm wehe that. Er hatte in seiner doppelten häuslichen Noth das Vögelpaar ganz vergessen gehabt und war seit acht Tagen nicht in das Zimmer gekommen. Sie lagen jetzt todt hingestreckt im Käfig. Der Student aber raffte hastig drei Papiere auf, die auf dem Boden lagen, drei Briefe waren es. Der eine war der des Onkels.

„Sehen Sie, guter Meister," sagte er, „dieser Brief — dieser Brief des edeln Mannes, um sie zur Arbeit zu nöthigen — ach, Arbeit und Beschäftigung schienen ihnen ja einzig noth zu thun — Brot für die in Müssiggang Verschmachtenden, Arznei für die am hitzigen und schleimigen Fieber der Wollust Leidenden — aber umsonst — zu spät — dies gräßliche Ehebündniß hatte die Menschennatur verzaubert und verzettelt — das ahnte ich junger Mensch doch noch nicht." — Der Student seufzte schwer und schwieg. Darauf sprach er kleinlaut und tiefsinnig: „Ach, und mich machte die Vorsehung zum schuldlosen Werkzeug ihres Untergangs!"

Dann griff er schnell nach den andern Briefen und las sie mit steigender Bewegung. Nachdem er gelesen, schlug er die Hände zusammen und rief: „O! es lag Alles klar vor meinen Blicken — so und nicht anders mußte es ja kommen! — Das sind die Briefe, die dem armen Manne den Todesstoß gegeben haben! — Hören Sie, Meister; zuerst —" er las laut:

„Se. Fürstliche Hoheit, Prinz *** zeigen Ihnen gnädig und mit Freuden an, wie Ihro der verwitweten Frau Fürstin Louise Durchlaucht, Dero erhabene Frau Mutter, ihr weitbekanntes, menschenfreundliches Herz auch gegen Ihre Gattin zu bethätigen huldreichst geruht haben. Ihro Durchlaucht haben die Gnade gehabt, Ihre kranke und noch krankende Ehegattin in mütterlich-pflegende Obhut zu nehmen. Se. des Prinzen *** Fürstliche Hoheit können übrigens nicht umhin, ihre Ansicht kund geben zu lassen, daß ein zartorganisirtes Weib einer rücksichtsvollen Behandlung wol bedürfe; und bleiben Ihnen sonst in Gnaden wohlgewogen rc.

In Sr. Fürstlichen Hoheit höchsten Auftrage:
Kammerherr von N."

„Das ist der Schlag!" sagte der Student, „nun der Todtschlag!" Er las:

„Aurelio!

„Ich bin gesundet — der Traum ist verschwunden. Auch Du wirst es sein — wir sehen klar: wir waren nicht für einander. Laß uns liebevoll scheiden. Ich liebe Dich noch mit jener hohen Menschenliebe; mit der heiligen, höchsten Liebe kann ich nicht mehr, ich würde Sünde thun. Freilich hast Du mich auch nicht immer mit der gemeinen Nächstenliebe geliebt — doch ich vergebe Dir! — Wir sind denn getrennt — wir waren getrennt — wir werden getrennt sein! — Mein guter Engel hat mir den göttlichen Prinzen zugeführt. Er hat mir gesagt, er würde Alles in Bewegung setzen, mich zur Fürstin zu machen — aber ich sehe wohl, der Herrliche täuscht sich über sein Beginnen. Und ich bin ruhig — denn, was gilt mir jenes? — Fürstin? welchen Werth kann mir dies Wort haben? Ich habe mehr — ich habe seine Liebe, seine unerschöpfliche Liebe — und frage nach weiter nichts. Siehst Du, Aurelio, das ist die Liebe! — — Nicht wahr, so hast Du noch kein ande-

res Weib sprechen hören? — So hat mich Gott und die Liebeslust begnadet. — Leb wohl, — ich vergebe Dir — Aurelio!

Hildegunde."

„Sie waren verloren, Meister, von vorn herein verloren, Eins durch das Andere verloren!" rief der Student. — Der Schuster sagte: „Der junge Herr thut mir leid; er hatte etwas sehr Gutherziges. Sie aber habe ich gleich gehalten für Das, was sie ist — offen gestanden: für eine überspannte Metze — nun ist sie verrückt geworden. Gott richte sie!"

Anmerkung des Herausgebers. Die Leser werden gleich gemerkt haben, daß der sogenannte gelbe Student kein anderer als der Verfasser des Tagebuchs, der junge Hindu selbst ist. Es wird dies aber zur juristischen Gewißheit durch einen in dem Tagebuch selbst abschriftlich enthaltenen Brief des jungen Indiers an Dwarkanath Tagor (adressirt nach London, wo sich Dwarkanath damals aufhielt). Er ist sehr lang und enthält in kürzerer Fassung die ganze Geschichte. Einige Stellen aber erlauben wir uns daraus mitzutheilen, weil sie zur Aufklärung einiger Punkte der Tagebucherzählung noch beitragen dürften. Wir haben ihn von einem gelehrten Freunde aus dem Sanskrit übersetzen lassen. Der Brief beginnt:

„Verzeihe mir, hoher Gönner, großer Tagor, daß ich Dir mit meinen philosophischen Briefen so oft zur Last falle, Dir, der Du mit weit großartigerer Weltbeobachtung immer beschäftigt bist. Allein ich weiß, daß Du sie stets freundlich aufnimmst u. s. w." — — Weiter unten heißt es: „Du weißt, daß mich bei der Theilnahme an dieser Geschichte, durch welche meine philosophische Forschung so viele Nahrung gewann, auch noch ununterbrochen ein Interesse begleitete, welches die Leute selbst mir einflößen mußten, als die Verwandten eines Mannes, welchen ich fast anzubeten geneigt bin, und den ich nach Dir selbst, großer Tagor, vielleicht am meisten unter allen Sterblichen verehre. Meine Freude war übermäßig, als ich es zuerst erfuhr: sie hätten zum Oheim jenen herrlichen deutschen Kaufmann, der, als er noch in Calcutta lebte, mich durch seine rein menschliche Güte und Größe so unendlich fesselte, ihn, den ich nie vergessen konnte als meinen köstlichen Lehrer, der mich zuerst einweihte in die geistigen Schätze der gesammten europäischen Welt. — — Deshalb nun habe ich denn versucht, die jungen Leute zur Wahrheit und Natur zurückzuführen. Aber ich fühlte bald meine Schwäche; ich sah, daß es kindische oder — Du verstehst mich, großer Tagor — indische Anstrengungen nur waren, die ich machte, um sie zur Arbeit und zum Kraftaufwand zu bewegen. Ich ließ daher ab von diesen phantastischen Mitteln und wandte mich vielmehr an den weisen deutschen Mann; an den Oheim selbst; nachdem ich durch einen zufällig gefundenen Zettel seinen mir unbekannten Wohnort in Europa erfahren hatte. Aber ach — auch seine Seelenhülfe kam zu spät! Die wohlgemeinte Täuschung mit den zertrümmerten Häusern und dem verlornen Vermögen konnte nichts mehr helfen; denn" — — (hier folgen längere Auseinandersetzungen und philosophische Betrachtungen, die der Leser schon kennt. Nur Einzelnes erscheint noch bemerkenswerth). — — „Diese Geschichte kann den Deutschen nicht als etwas Besonderes erscheinen. Denn, soweit ich die Nation kenne, muß sehr oft Aehnliches vorgehen. Aber für uns Fremde ist das Interesse dafür größer. Obschon ich — wenn ich mir genau Rechenschaft gebe — dieses mein großes Interesse für alles Deutsche doch eigentlich in der Aehnlichkeit unserer und der germanischen Nation finde — ach leider ja, dieselbe politische Unvollendung und Theilnahmlosigkeit am großen Ganzen und am Staate, dieselbe poetische Träumerei und heilloses Insichselbstversenken, und — dieselben traurigen moralischen Folgen!" — — „Die jungen Eheleute hatten eine so ausgewählte Bildung, so treffliche Anlagen und sogar Tugenden, wenn man so will. Sie sagten es oft und haben es nicht geheuchelt: daß sie Ehre, Reichthum und Alles auf der Welt gern fahren lassen würden um ihrer Liebe willen — aber was half es: die **Wollust** konnten sie doch nicht überwinden." — — „Der große Deutsche Göthe sagt einmal etwas sehr hierher Gehöriges: „„Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen (wohlgemerkt: **schleppen**), so werden sie so gleichsam abgesponnen wie ein Wocken."" „Ich sagte das auch gleich meinem Schuster — u. s. w. — Aber der große Göthe sagt auch einmal etwas viel Bedeutenderes, was eben so ganz hier einschlägt. Er meinte nämlich: die Deutschen thäten wohl, sich zu verabreden, eine lange Zeit das Wort Gemüth nicht über die Lippen zu bringen, damit es endlich wieder zu Ehren käme. Ich setze noch hinzu: man sollte sich auch das Wort **Tugend** ganz abgewöhnen, weil man es doch nicht versteht, und weil es sogar von heillosem Schaden ist. Man sage doch: **Selbstbeherrschung**, da wird Alles klar und — vielleicht auch besser." — — u. s. w.

Richard Treitschke.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Jusqu' à la mer.

Erinnerungen an Holland.

IX.

Auf weiten Umwegen kehren wir nach Scheveningen zurück. Die Tage folgen sich so gleichmäßig und einförmig im Badeleben, daß wir, statt bei dessen Schilderung lange zu verweilen, die Leser lieber umhergeführt haben, an einige Denksteine aus der Geschichte des Landes und auf Höhenpunkte der Aussicht auf das Volk. Zu solchen Wanderungen bietet die Eisenbahn erwünschte und angenehme Gelegenheit. Wir können Morgens nach dem Seebad auf einen der zahllosen Omnibus voor de zuwaart steigen, in Amsterdam, das in drei Stunden erreicht wird, diniren und Abends zu guter Zeit wieder am Strande und zu Hause sein. Leyden und Harlem mit ihren mannigfachen „Löwen" für Fremde liegen ganz nahe; Delft, Schidam, Rotterdam auf der einen, Utrecht und Amersfoort auf der anderen Seite nicht fern. Und es schlendert sich so behaglich auf den stillen Kanälen, den reinlichen Straßen des Landes dahin!

Das Leben in Scheveningen selbst hat als großen Hauptreiz den einer unbedingten Freiheit und Unbefangenheit. Wir haben Bäder, welche durch die liebenswürdige Sorge für die Unterhaltung des Fremden, durch die ewige, gesellige Arbeit, in deren Mittelpunkt sich gewöhnlich ein unternehmender Badearzt stellt, Einem die sommerliche Rast und des lieben Körpers gedeihliche Pflege so recht gründlich verleiden können. Die Conversationshäuser, die Reunionen, die bestimmten Orte für die Promenaden, die täglich gleiche Stunde des Trinkens und Badens, die pflichtmäßige Liste sämmtlicher „Landpartien" eine Meile in der Stunde, mit fester Taxe für Esel und Menschen: o wie bald hat man sie satt, diese großen Zurüstungen zu einer kleinen Existenz, diese gewaltigen Mittel für den unfruchtbarsten Zweck, diese unausweichlichen Störenfriede süßen Müßigganges, beschaulicher Einsamkeit, abgeschlossener Erholung! Scheveningen hat keine „Allée," keine „Promenade," eigentlich auch keinen „Conversationssaal." Das Badhaus ist im Grunde nichts mehr und nichts weniger als ein Gasthof. Wohne drinn und gehe hin, wer eben will, und wer nicht, bringe sich anderswo unter. Eine Menge Fremder siedelt sich im Dorfe an, viele sogar im Haag. Jeder badet, wenn er Lust hat, ißt, wo er Lust hat, lebt, wie er Lust hat. Gemeinsame Partien macht man nur, wenn man einander kennt, und Bekanntschaften braucht man gar nicht zu machen. Die Gesellschaft bleibt sich fremd. Alle Vortheile des Landlebens und alle der Stadt finden sich im engsten Raum beisammen. Es kann auch von einem „Ton" in der Saison eigentlich nicht die Rede sein, nicht von einem allgemeinen „Mittelpunkt" der Vergnügungen, und eben so wenig von dem ewigen Gegensatz „Coterie, Absonderung, Steifheit." Scheveningen ist in dieser Hinsicht noch ganz und gar im Naturzustande, und Gott erhalte es recht lange drinn! Nicht einmal eine offizielle Badeliste, außer in gelegentlicher Zeitungsmittheilung, wird ausgegeben, und da man nach der Zahl der Fremden die Frequenz des Jahres nicht wohl bestimmen kann, weil deren viele, wie gesagt, auswärts wohnen, zählt man statt die Köpfe oder die „Parteien" wie anderwärts, die Bäder. Ein glänzendes Jahr, 1834, die letzte große Aernte für Posthalter und Gastwirthe, brachte es auf 13,000 und darüber; schlechte Jahrgänge bleiben unter 2000. Ein Durchschnitt von zwei Lustren ergiebt etwa 6000 Bäder auf das Jahr. Schon hieraus erhellt: Scheveningen hat weniger Glück als Verdienst. Die Eröffnung der eigentlichen großen Badeanstalt datirt erst seit 1828. Im dritten Jahr nachher fiel die Revolution, im vierten und fünften die Cholera wie Mehlthau auf den jungen Flor. Seit 1834 sind die Sommer in Deutschland und den angrenzenden Ländern verboten, so daß, außer in den tyrannischen Mode- und Luxusbädern, nirgends eine rechte Saison hat zu Stande kommen können. Dazu kommt eine für Scheveningen gefährliche Concurrenz. Nicht genug, daß der Belgier Ostende den Holländer durch seine Nähe in jeder Hinsicht stark beeinträchtigt, erwächst in unmittelbarster Nähe eine kleine Anstalt, Zandvoort unweit Leyden, deren Badhaus jetzt schon von Fremden und von einer wahren Unzahl Ratten besucht und bewohnt wird. Neuerdings spricht auch Katwyk von Anlage eines Seebades; die ganze Küste will sich mit „groote en kleine Keets" bedecken, um Badende zu fangen.

Es ist einmal nicht anders in der Welt, und es ist gut, daß es so ist: bei Scheveningen erhebt sich Zandvoort, wie bei Ostende Blankenberge, wie Homburg bei Kissingen. Nur Concurrenz, nur Neues! In einem Artikel wie die Bäder entscheidet ja ohnehin die Mode so unendlich viel! Mineralwasser, Seewasser, Kaltwasser-, Molken- und Traubenkur-, Luftbad und Schlammbad: was lassen wir uns von den Heilkünstlern nicht Alles gefallen, was uns selbst eigentlich gar nicht gefällt und denen, die es verordnen, nur eine gewisse Zeit lang? Werden wir nicht erleben, daß Gräfenberg sinkt wie Pyrmont gesunken ist? Eine Najs ist nur in der Mythologie unsterblich, nicht in der Medicin.

Der kalte und regnerische Sommer des Jahres 1845 war nach der Versicherung der „Eingeborenen" eine schlechte Saison. Von den meisten Hausthüren im Dorf verschwanden die Zettel gar nicht: „gestoffeerde kamers te huur." Das Badhaus, das für seinen ersten Stock auf fürstliche Gäste eigentlich angewiesen ist, ward im Monat Juli von dem Kurprinz-Regenten von Hessen, seiner erlauchten Familie und Gefolge bewohnt. Prinz Emil von Hessen-Darmstadt hatte sich im Haag niedergelassen und kam nur zum Bade heraus. Die Söhne des Fürsten Thurn und Taxis mit ihrem Erzieher verweilten nur kurze Zeit. Außerdem ein Paar vornehme Besuche aus Wien, aus München, aus Süd- und Mitteldeutschland. Der Stamm der Gesellschaft im Badhaus war deutsch, so daß unsere Sprache an der Mittagstafel entschieden vorherrschte. Am zahlreichsten schien der niederrheinische Dialekt besetzt; Stimmen aus Norddeutschland nur wenige. Unser Norden geht nach Helgoland und Norderney, unser Westen nach Ostende und Dieppe, so daß für Scheveningen wenig mehr als Ausnahmen und Launen übrig bleiben. Russischer und englischer Besuch wurde erst für den September erwartet; einzelne Zugvögel aus Albion flogen einstweilen über uns weg. Aus Frankreich auch nicht ein Name; aus Belgien dann und wann nur ein Reisender. Holland überkam uns an Sonntagen, aber wie eine wahre Sündfluth, vom Morgen bis in die Nacht. Das große Hufeisen der Table d'hote reichte lange nicht aus, und um das Haus drängte sich eine ganze Wagenburg. Der Strand war von der Düne aus wie ein Ameisenhaufen anzusehen; wie die Fische sprangen, oft noch in später Abenddämmerung, die Badenden im Wasser umher. Haager Militairmusik executirte auf der Terrasse italienische Melodien, wozu die Holländer, in der Regel etwas außer Takt, ihre breit-lächelnden Köpfe wiegten. Jung-Holland stuzerte, die Lorgnette am Auge, um die Schönheiten aus Stadt und Land gaukelnd, und flüsternd umher. In weitem Kreise wandelten und standen die geputzten Bursche und Mägdlein des Dorfes, der Umgegend, unglaublich stolz in ihren silbernen Schuhschnallen und goldenen Haubenblechen. An diesen Sonntagen erlitt das irdene Pfeifenlager der Kellner eine vollständige Niederlage und Verwüstung, und Thee und Kaffee wurde in solchen Quantitäten consumirt, daß es aussah, als müsse man die Colonien durch ein vaterländisches Opfer unterstützen.

Von der königlichen Familie kam die Prinzessin von Oranien täglich heraus, oftmals durch Sturm und Regen zu Pferde. Ihr ältester Sohn, Prinz Willem, badete. Als ächter Holländer hatte er eine wahre Passion für die See gefaßt; von Furcht, wie die meisten Kinder, schien er nichts zu wissen. Der König war einen Theil des Sommers abwesend, in England zu Besuch. Gleich seinem hohen Vetter von Preußen soll auch er in den weiblich-anmuthsvollen Launen der liebenswürdigen Inselbeherrscherin einige Erfahrung gemacht haben; vielleicht glaubte Little Vic, wie Punch sie nennt, ihre Zärtlichkeit für das Haus Coburg durch vorsichtige Kühle gegen das Haus Oranien markiren zu müssen. Ich sah den König von Holland nach seiner Rückkehr zum ersten Male, wie er aus seiner Sommerresidenz am scheveninger Thor hinausritt, nur von einem Reitknecht gefolgt. Er saß stattlich zu Pferde, eine hohe, ritterliche Gestalt, blickte recht frei und heiter um sich und rauchte durch die Straßen seiner Hauptstadt eine Cigarre. Deutsche Etikette, deutsche Polizei, höre es und erstarre! Wilhelm der Zweite, König der Niederlande, rauchte eine Cigarre zu Pferde in Uniform, auf offener Straße eine Cigarre! Wie viel hätte Seine Majestät in einer deutschen Residenz Strafe für diesen Vergehen zahlen müssen? Ich habe mit Schaudern bemerkt, daß den entarteten Unterthanen in diesem Rauchen ihres Königs gar nichts Bedenkliches zu liegen schien; sie blieben stehen und grüßten ihren Monarchen mit eben so vieler Ehrerbietung, als hätte er einen Commandostab statt des Glimmstengels in der Hand gehalten und eine ganze Suite glänzender Adjutanten mit Epaulettes und Federbüschen hinter sich hergezogen. Ich wünschte, als er im kleinen Trab mir vorüberritt, eine Diogenische Bitte an ihn richten zu dürfen: nicht mir aus der Sonne zu gehen, — es schien keine, — sondern mir eine Cigarre zu schenken; der feine, blaue Duft zog mir gar so verführerisch über der Nase weg, weithin dem Kenner verrathend das ächte Kraut der seltensten Art. Wehmüthig machte ich meinem Begleiter die geistreiche und neue Bemerkung, daß es die Könige doch sehr gut haben auf der Welt.

König Wilhelm ist, wie man bei dieser Gelegenheit wol sagen darf, ohne den Verdacht der Schmeichelei auf sich zu laden, unter seinem Volke recht populär. Er hatte einen schweren Stand, namentlich seinem Vorgänger gegenüber, der, Beides zugleich oder nach einander, populär und unpopulär, dadurch den Nachfolger ganz eigen hinstellte. Wilhelm der Erste war durch und durch Holländer, ein Geschäftsmann von großer Fähigkeit; er kannte sein Land, sein Volk genau, Alles ging durch seine Hände. Dazu kam ein mächtiges Band: Gemeinsame Leiden, die dem Fürsten die Verbannung, dem Volke eine Fremdherrschaft auferlegt hatte. In der Liebe wie in der Politik ist die Trennung zuweilen ein Steigerungsmittel der Treue und Ergebenheit, besonders bei und unmittelbar nach dem Wiedersehen. Als später allerlei kleine und große Misverständnisse zwischen Fürst und Volk sich einschlichen, worunter namentlich die finanzielle Frage und des Königs bekannte Vermählung von keinem Holländer vergessen werden kann, fielen die Folgen jener Misverständnisse zumeist auf Wilhelm den Zweiten. Dieser, im Ausland erzogen, in Berlin, in England, in Spanien, hatte von vorn herein keine so feste Wurzel in dem heimatlichen Boden als der Vater. Auch war seine Schule für die großen Geschäfte eine

ganz anders gewesen, als sie Holland eigentlich verlangt. Dem Kaufmann gefiel des Königs Sinn und Lust am Militair nicht recht; es war ihm überhaupt etwas Neues, Fremdes um den neuen König. Mistrauisch von Natur und, wenn man will, durch Schaden klug gemacht, bedurfte der Holländer immerhin einige Zeit, ehe ein Verhältniß wechselseitiger Neigung sich wieder herstellte. Der König läßt es an nichts fehlen, um dasselbe zu erhalten. Zugänglich für Jedermann, leicht bewegt zur Hülfe, wo sie nöthig ist, strebt er alle Interessen seines Volkes, seiner Bürger zu schützen und zu fördern. Auch den Künsten des Friedens ist er mit freundlicher Theilnahme zugethan: er baut viel, wenngleich die Pläne, nach denen es geschieht, Sachverständigen nicht immer gefallen wollen. Seine Sammlung von Gemälden lebender Meister ist außerordentlich reich und sogar neben den vortrefflichen alten Gallerien Hollands sehr sehenswerth. Auf seine Anregung wurde die bereits erwähnte Reiterstatue Wilhelm's des Schweigers ausgeführt, und eine andere Bildsäule, denselben Ahnherrn des Hauses als Staatsmann darstellend, ist eben im Werke. Er war es, welcher den in der Armee dienenden Sohn des Dichters Bilderdyk bei einer allgemeinen Reduction ausnahm und bedeutend bevorzugte, blos in Rücksicht auf seines Vaters Ruhm und Verdienst; eine Rücksicht, welche natürlich vielseitigen Widerspruch und herbe Kritik erfuhr. So sucht der König fortwährend die eine Seite seiner Aufgabe, die versöhnende, besonders im Auge zu haben: Misbräuche und Misverständnisse allmälig zu entfernen, die Anforderungen der Parteien möglichst zu beschwichtigen und dafür die persönlichen Wünsche des Individuums, so weit es angeht, zu befriedigen, kurz, das auf allen Punkten schwer gestörte Gleichgewicht in seinem Lande wiederherzustellen. „Il maintient,“ wie es die Devise seines Hauses sagt. Daß die Wagschalen noch im Schwanken begriffen sind, vermag Niemand zu leugnen; allein das müssen auch die Feinde des Königs zugeben, daß seine Rolle eben so schwierig, als undankbar ist. Ihr Gewicht ruht obendrein auf nicht mehr jungen Schultern. So rüstig und kraftvoll König Wilhelm erscheint und ist, er ist auch — Großvater. Zum Glücke besitzt sein Stamm ungewöhnliche Lebenskraft. Vor wenig Jahren blühten vier Generationen desselben neben einander. Das jüngste Reislein, Prinz Moritz, sah ich oftmals am Strande von Scheveningen umhertragen; ein wunderhübsches Kindergesicht, das mit germanisch-blauen Augen frisch in die Welt hineinblickt.

Was mich an diesem Strande am meisten überraschte und eigenthümlich berührte, war das Stück hessischer Heimat, welches ich daselbst wiedergefunden. Ich glaubte mich auf dem Sande des zierlichen Friedrichs-Platzes in Kassel, wenn ich die wohlbekannten, blauen Hof-Livréen mit silbernen Tressen und die hohen Stulpstiefel auf der Düne umherwandern und vor dem Badhuys stehen sah. Meine Gegner dürfen diese „blinde“ Anhänglichkeit an die Stiefmutter schon verzeihen; sie ist ja ein kurhessischer, urhessischer Charakterzug, für den ich nichts kann, von dem ich nichts will. Es ist lächerlich meinetwegen, aber es ist wahr: mich freute es in tiefster Seele, daß die Leute mich alle noch kannten und in den Tönen des alten Weser- oder Drusel-Dialekts zutraulich ansprachen. Da kam mir doch eine Anhänglichkeit entgegen, ein Anklang aus der Zeit, wo ich „populär“ gewesen. Der Eine hatte mit mir in der Rintelschen Quarta auf einer Bank gesessen, der Andere zu Kassel seinen Aeltesten meiner magisterlichen Obhut empfohlen. Der Kammerdiener des Kurprinzen war ein Bruder des um mich hochverdienten Künstlers,

„Quo tondente gravis juveni mihi barba sonabat,“

zu deutsch: der mir den gesetzwidrigen Schnurr-, Backen- und Kinn-Bart zween Male allwöchentlich abnahm. Welche Erinnerungen und Wahlverwandtschaften!

Außer der hessischen Fürsten-Familie und ihrem Gefolge, die mich ihrer Seits gleichfalls recht freundlich begrüßten, begegnete ich in Scheveningen noch einem vertrauten Namen aus der Jugendzeit, der, mit einem Stern als Senior ausgezeichnet, auf meinem Corpsbande geprangt hatte. Wir empfingen uns mit dem alten: Vivat Schaumburgia, das wir so oft getrunken und gesungen; die drei Farben der heiteren marburger Jugend tauchten frisch aus dem holländischen Nebel empor. Mein brüderlicher Freund war gleich mir aus dem hessischen Staatsdienste ausgeschieden; er hatte die blaue Referendars-Uniform mit den gelben Wappenknöpfen ausgezogen und die Wage der blinden Gerechtigkeit um die Goldwaage des hellsichtigen Mercurius vertauscht. Ich besuchte ihn in Amsterdam, wo er an der fashionablen Kalverstraat ein glänzend eingerichtetes Haus besitzt. Statt kurfürstlich-hessischer Obergerichtsassessor in Rinteln ist er nun kurfürstlich-hessischer General-Consul in Amsterdam geworden. Schöne Stunden haben wir an und in der See mitsammen verlebt. Als Andenken daran sende ich ihm diesen Gruß, den ein günstiger Wind aus den schwäbischen Weinbergen nach den Niederlanden tragen möge!

F. Dingelstedt.

Gedichte.

1. König Frühling.

Ueber Thäler, über Klüfte
Nimmt der Frühling seinen Lauf,
Weckt die süßen Blüthendüfte
Aus dem langen Schlummer auf.

An des Veilchens niedrer Hütte
Klopft er zärtlich flehend an,
Doch des Jünglings sanfter Bitte
Wird die Thür nicht aufgethan.

Schneeglöcklein im Wiesengrunde
Hört des Jünglings Tritte kaum,
Als es willig zu der Stunde
Aufwacht aus dem schweren Traum.

Und mit hellem Silberschalle
Ruft's die Blumen nah und weit,
Und sie kommen willig alle
In der schönsten Herrlichkeit.

Lilien mit weißen Kronen
Schmücken Frühlings Lockenhaar,
Der auf grünen Hügel-Thronen
Mustert seine Blüthenschaar.

Wenn der Thau die grünen Spitzen
Der erwachten Gräser schmückt,
Sieht man hell die Krone blitzen,
Die des Frühlings Schläfe drückt.

Scepter bieten alle Reben
Ihrem König Frühling an —
Seine Unterthanen leben,
Wo ein Blümchen keimen kann.

Gänseblümchen schmückt den Rasen
Zu dem reichsten Teppich aus,
Und in schönen Perlenvasen
Duften Rosen durch das Haus.

Wenn die Blumen alle blühen,
Trillern Nachtigallen laut,
Und mit zarten Melodien
Grüßen sie die Königsbraut.

Da erfaßt ein liebend Sehnen
Veilchens zarte, kleine Brust,
Und es lauscht des Frühlings Tönen
Mit der reinsten Liebeslust.

Willig reicht es dann sein Leben
Dem entzückten Frühlig dar,
Und die grünen Myrthen weben
Ihr ein Kränzchen in das Haar.

Wenn der Frühling weiter ziehet,
Duftet noch der Blumenflor,
Nur das Veilchen ist verblühet,
Das er sich zur Braut erkor.

2. Venedigs letzter Doge.

Wie rauscht sie gar so wundersam,
Die stolze Königsbraut!
Heut wird sie ihrem Bräutigam,
Venedig angetraut:
Drum müssen alle Stürme her
An ihrem Hochzeitmorgen,
Der Braut, dem königlichen Meer,
Den Kopfputz zu besorgen.

Es hüllt ein feiner Nebelstreif
Sie in den Schleier ein,
Und Silberperlen sä't der Reif,
Zu Tausenden hinein.
Die Sonne muß mit ihrem Licht
Den Königspurpur malen;
Die Perlen müssen eng und dicht,
Wie Diademe strahlen.

Die Gondel, festlich ausgeschmückt,
Fliegt auf den Wogen her,
Venedigs greiser Doge blickt
Darinnen in das Meer,
Und also redet er zu sich:
„Was willst du, dunkles Ahnen?
Woran soll dieses Bangen mich
Zu dieser Stunde mahnen?“

„So königlich erhaben schön,
Sa ward Venedigs Braut,
So lange jene Zinnen stehn,
Von keinem Aug' geschaut;
Und ich soll zitternd heute nahn,
In Bangigkeit erbleichen,
Wenn ich der schönen Braut vom Kahn
Zum Bund den Ring soll reichen?“

Die Gondel hält. Da braus't das Meer
So sehnsüchtig empor,
Der Doge blickt nicht zitternd mehr,
Er tritt beherzt hervor;
Und wie er an der Gondel Rand
Will nach dem Ringe greifen,
Da hebt sich, wie von Zauberhand,
Vom Meer der Nebelstreifen.

Und majestätisch wogt und wallt
Venedigs Königin,
Und zieht mit Liebe — Allgewalt
Den Dogen zu sich hin —
Da möcht' er gern mit Jünglingsgluth
Die schöne Braut umarmen,
Und sein erkaltet Greisenblut
An ihrer Brust erwarmen.

Sehnsüchtig breitet er die Hand
Hinunter in das Meer —
Wie steht der Greis am Gondelrand
So königlich und hehr.
In wilder Hast drängt sich die Fluth,
Von brennendem Verlangen
Malt sich ihr Schaum zur Purpurgluth
Auf eines Mädchens Wangen.

Und immer höher steigt das Meer
In unbezähmter Lust,
Als wollte es zum Dogen her
An ihres Bräutigams Brust.
Da sinkt Venedigs Doge bleich
Am Gondelbord zusammen,
Und auf dem Meer hebt sich zugleich
Der Sturm mit Blitzesflammen!

Hat er's geahnt, der Doge dort,
Daß er zuletzt die Braut
Vom königlichen Gondelbord
Venedig angetraut?
Wol ragt Venedig noch in's Meer,
So königlich zu schauen,
Doch gibt es keinen Dogen mehr,
Die Stolze anzutrauen.

In einem düstern, weiten Saal,
Ruhn seine Dogen still,
Kaum daß ein einfach Todtenmaal
Die Namen nennen will,
Und friedlich ruht und himmlisch mild
In einer Seitenloge,
Das Haupt mit schwarzem Flor umhüllt,
Venedigs letzter Doge.

G. Künzer.

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 106.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 8. Juli 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Der Essmeister.

Von Friedrich Wilhelm Arming.

1.

In der olympischen Werkstätte des Fertigers aller künstlichen Arbeiten im Feuer, Herrn Vulkan's, homerischen Angedenkens, war es gewiß nie rühriger und lärmender zugegangen als an einem Sommermorgen des Jahres 18.. in der Werkstatt des Sensenschmiedemeisters Kaspar Hietzengraber in der Rosenau. Zwei Handlungshäuser zu Steyr hatten namhafte Bestellungen gemacht, — so viel Vorrath fand sich nicht in der „Kram" der Rosenauer Sensenschmiede, — und so mußten sich denn die Cyclopen des Herrn Kaspar wacker umtummeln, den Mangel zu ersetzen. Alle Schleussen des Getriebes waren geöffnet, — das zugeleitete Wasser schoß bei starkem Falle in voller Gewalt dahin und zwang die mächtigen Räder zur raschen Eile in ihrer Kreisbewegung, — die großen und kleinen Hämmer hoben und senkten sich im schnellen Wechsel, — in der Esse glühte und sprühte der Kohlenberg, und die Männer mit den hitzeglühenden, schwarzberußten Gesichtern rissen die glühenden Eisenstangen aus den Kohlen und gaben ihnen, — sie der Wucht des Gärbhammers unterbreitend und sie drehend und wendend, die erste rohe Form der Sense. — Am Breithammer steht der Eßmeister, der eigentliche Künstler, der es verstehen muß, der Sense eigentliche Gestaltung und innern Werth zu geben, damit das „Zeichen", unter welchem die Waare im Handel erscheint, seinen schon einmal erworbenen Credit nicht verliere.

Dem Abrichter liegt es dann ob, die Krümmung zu vollenden, die Spitze zu geben und die „Hamm" zu stellen, — die Schabmaschine macht glatt und rein, — in der Schleife erhält die Sense Glanz und Schärfe, worauf dann der Kramrichter prüft, sortirt und die größere oder geringere Gelungenheit der Waare bestimmt, — in einer Sensenschmiede geht es gar rührig zu, — alte Männer, Jünglinge und Buben treiben sich herum, — Jeder hat sein bestimmtes Geschäft, seine Geltung, — es geht dabei auch recht lärmend zu, der Gärb-, der Breit- und die kleinen Zurichthämmer, alle zusammen machen ein höllisches Getöse, — aber es beirrt die thätigen Arbeiter nicht, um so weniger, als sie alle — schwerhörig sind, — das bringt das Geschäft mit sich.

In der Rosenauer Sensenschmiede hatte am angesetzten Tage der Lärm, das Getöse, das rührige Treiben schon eine Stunde vor Sonnenaufgang begonnen und bereits vier oder fünf Stunden gedauert, als eine hohe, schlanke Frauengestalt in die Werkstätte trat. Ihr folgten drei oder vier Mägde mit großen Krügen und vielfassenden Körben. Die Cyclopen wußten, was deren Erscheinen zu bedeuten habe, doch warteten sie auf das gegebene Zeichen, und als der Eßmeister einen kleinen Handhammer über seinem Kopfe schwang, — von einem Commando mit dem Worte kann in einer Sensenschmiede nicht die Rede sein, — standen plötzlich alle Hämmer, und wo noch eben höllischer Lärm getobt, da herrschte jetzt feierliche Stille, — der mächtige Blasebalg war zusammengesunken, — die Hämmer lagen wie schlummernde Arbeiter auf breitem Ambos, — der eben noch glühende Kohlenberg begann in ersterbender Glut dunkler und dunkler zu werden, — das Wasser sauste wirkungslos, aber desto schäumender zwischen den Schaufeln der zum Stehen gebrachten Treibräder hin, — und die von Kohlenglut und Arbeit erhitzten Arbeiter bildeten jetzt einen Kreis um die Meistersfrau und ihre Mägde. Jeder hatte sein Krügel bei der Hand, das ihm mit Most gefüllt wurde, — jeder erhielt einen halben Laib Weißbrod als Imbiß dazu.

„Is Dir dert heut schon warm word'n, Michl?" sagte die Meisterin freundlich zum Eßmeister, als sich dieser als der Letzte von den Uebrigen mit seinem irdenen, grün und weiß gesprenkelten Kruge der allgemeinen Vertheilung näherte. — „Bei Dir muß i schon á weng nachhelfen, — Du hast es stark." Und eigenhändig füllte sie ihm nach.

„Stark han i's" grunzte dieser aus gewaltigem Dickkropfe hervor, — „stark han i's, — Frau, — aber Alles zu Ehr'n der drei Kronein über die gekreuzten Sabeln."

Dieses war das Zeichen, in der Rosenauer-Sensenschmiede geschlagen, und vollgültigen Werthes auf allen europäischen Handelsplätzen.

Die Meistersfrau lächelte ihm freundlich zu; — da öffnete sich eine weißtannene Thür, welche von der Schmiede in ein Nebengemach führte, — ein Mann trat heraus, — es war Herr Kaspar Hietzengraber.

Herr Kaspar war ein Mann noch in den sogenannten besten Jahren, aber nicht von der Anmuth und Kraft, welche gewöhnlich deren Begleiter zu sein pflegen; im Gegentheil, sein schmächtiger, zusammengeschrumpfter Körper trug den Abdruck einer innewohnenden Krankheit zur Schau, die ihn auch sich mühsam an zwei Krücken hinschleppen hieß, — seine Züge waren verzerrt, wol durch öfter wiederkehrenden und dann längere Zeit andauernden Schmerz; aber für den Physiognomiker gab es da auch noch untrügliche Schriftzeichen einiger eben nicht sehr empfehlungswerthen Eigenschaften des Gemüthes zu lesen, und wenn er aus ihnen Neid und Misgunst herausbuchstabirte, so that er dem Manne gewiß nicht im geringsten Unrecht.

Er bot einen auffallenden Gegensatz zu seinem Weibe, diesem jungen, rosig blühenden Wesen, mit dem Abglanze der Frische und Gesundheit auf Stirne und Wange, mit dem Ausdrucke der Gutmüthigkeit in den schönen, regelmäßigen Gesichtszügen.

Sie bot ihm freundlich einen guten Morgen; er aber achtete darauf nur wenig, sondern die kleinen grauen Augen zum stechenden Blicke hervordrängend, rief er mit schnarrenden Fisteltönen: „Steh'n d' Hammer wieder alle? — Ja, das muß wahr sein, fleißige Leut' han i, fressen und saufen können 's, aber 's Werken 's nöt weit her; schaut 's, daß 's weiter kommt's, oder i jag' Euch auf d' Stund!"

Der Kreis öffnete sich, die Schmiede schlichen ihren Hämmern zu; sie mochten ihren Herrn und Meister wol kennen.

Er stampfte unwillig mit der einen Krücke den Boden, eine hektische Röthe überzog seine Wangen. „No, wird's!" kreischte er zornig.

Die gute Frau suchte ihn zu begütigen, sie sprach entschuldigende Worte von „frühem Aufstehen, großer Hitze, anstrengender Arbeit." — „Und bin i á Schlafhauben?" rief Herr Kaspar ärgerlich — „war i nöt heut wieder der Erste auf? — und steh' da, g'sammt meiner Krücken, und bind 'n Mock- und Sensenzeug zusammen, kann mir Daner nach? — den möcht' i seh'n!"

„Recht hat der Herr!" sagte Michel, der Eßmeister, mit seiner heiseren Stimme, „faule Hund soan's, die nix können, als fressen und saufen und 'n Wochenlohn einstreichen, für die drei Kronein über die gekreuzten Sabeln thuen's nix, aber i will ihnen's schon zeig'n. He, Bueben, tauchts die Spreitzen weg!"

So commandirte er in dem Tone eines Befehlhabers; aber ehe diesem Commando noch Folge geleistet wurde, vernahm man das Rollen eines in den Hof fahrenden Wagens.

„Wen führt denn der Teufel da wieder daher?" brummte der Meister.

„Zwor'lei Tuch! — Kreutz-Blitz! wann i nur das nöt sehet!" rief der Eßmeister; — eine dunkle Röthe überflog die sonst erdfahlen Wangen des Dickkropfigen. „Laßt's d' Räder aus!" kreischte er, wie plötzlich in wilde Wuth versetzt.

Das Wasser sauste jetzt wieder mit voller Wirkung zwischen den Schaufeln der Treibräder hin und zwang diese zu raschen Kreisbewegungen, die Hämmer arbeiteten und pochten wacker darauf los, der Blasebalg öffnete — schloß und öffnete sich wieder in eiligem Wechsel, der Kohlenberg erglühte auf's Neue — lebendig ging es in der Schmiede zu, der Lebendigste war aber Michel, der Eßmeister, und wie er den Stahl unter dem Breithammer drehte und wendete, da warf er den Blick durch das hohe Bogenfenster in den Hof hinaus, und mit zorniger Miene brummte er vor sich hin: „Zwor'lei Tuch! — wann i den Kerl nur untern Breithammer hätt!"

2.

Die Meistersfrau war schnellfüßig in den Hof hinausgeeilt, Herr Kaspar unter großem Verzerren des Gesichts ihr auf seinen zwei Krücken nachgehumpelt, aber da ward seine Miene schnell eine äußeerst freundliche, er strich sich mit der Hand das dünne, blonde Flachshaar über die Stirne herab, und die Augenlieder eng zusammenziehend, machte er mit einem fletschenden Lächeln eine Reverenz nach der andern.

Vom Wagen herab sprang ein schöner, junger Mann, seine Kleidung war schwarzgrau mit orangefarbenem Kragen und Umschlag, auf dem Kopfe trug er eine Kappe mit kleiner Rose, die inmitten den goldgestickten Doppeladler hatte, ein Degen und die gelb und schwarz gestreifte Feldbinde erwiesen ihn als Offizier. Es war der Werbbezirksrevisor; — zur Begleitung hatte er einen Feldwebel; — Herr Kaspar wußte gar wohl, daß die Beiden gekommen waren, um vorläufig, vor der eigentlichen Assentirung, die Leute aufzuzeichnen, welche zur Ergänzung des Abganges im Regimente für tauglich befunden wurden; — er konnte von seinen Leuten in der Schmiede keinen entbehren, deswegen sein freundliches Lächeln, seine devoten Reverenzen.

Aber wie es schon zu geschehen pflegt, der Lieutenant wandte bald seinen Blick weg von der Schmerzensgestalt des Herrn Kaspar der schlanken Frauengestalt zu, welche an dessen Seite stand, und — da stockte er plötzlich in der gewöhnlichen Begrüßungsformel, die er an den Meister gerichtet hatte, und mit dem Ausdrucke der höchsten Verwunderung rief er: „Suse — Du hier?“ Der Moment der Ueberraschung war jedoch schnell vorüber, und mit dem alleinigen Gefühle der Freude ergriff der junge Krieger beide Hände der schönen Meistersfrau. Diese herzlich drückend sagte er mit innigen Tone: „Nun das freut mich, daß ich Dich hier treffe, bin erst vor 8 Tagen aus Italien heimgekehrt, und der Dienst hat mir es bis jetzt nicht erlaubt, unser freundliches Oberndorf zu besuchen; — aber wie kommst Du hierher?“ fragte er mit einem ahnenden Seitenblick auf Herrn Kaspar.

„Suse is d' Meisterin z' Rosenau“, sagte dieser mit seinem fletschenden Lächeln, und die kleinen, verzwickten Augen abwechslungsweise dem Herrn Lieutenant und seinem Weibe zuwendend, setzte er kichernd hinzu: „Und man kennt sich? — No, das is ja recht á guter G'spaß.“

„Also verheirathet? — mit Herrn Hietzengraber?“ dehnte der Offizier die Frage, während er einen eben nicht schmeichelhaften Seitenblick dem Gatten zuwarf.

„Seit Peter und Pauli,“ erwiderte jetzt Frau Suse, sich eben auch aus ihrer Ueberraschung erholend.

„Kaum fünf oder sechs Wochen, eine kurze Zeit an und für sich“ — sagte der Lieutenant — „doch, was macht Deine Mutter?“ unterbrach er sich selbst.

„Die is zum Badern gangen,“ sagte Suse, ihre sonst heiter lächelnde Miene wurde trübe, und die Augen wurden feucht.

Schnell schien dieselbe Stimmung in des jungen Mannes Brust zu erwachen, und mit jenem weichen Tone, der aus dem ergriffenen Innern kommt und so lindernd und mildernd zum Herzen des Andern dringt, weil er der Ton der Theilnahme ist, sagte er: „Und da ruhen sie und meine guten Aeltern denn wieder in Eintracht beisammen unter den grünen Hügeln des Oberndorfer Friedhofes, wie sie in Liebe und Eintracht als gute Nachbarn stets mitsammen gelebt haben; — nun, ihnen ist wohl, wir wollen nicht trübselig sein, daß auch sie das Loos getroffen, welches alle Sterblichen trifft. Sei heiter, Suse,“ setzte er in fröhlicherem Tone hinzu, „wir wollen unser Wiedersehen nach acht langen Jahren nicht in Traurigkeit begehn.“

Dabei hielt er ihre Hand mit herzlichem Drucke in der seinigen, während er mit der anderen ihr Kinn faßte und das in schmerzlicher Erinnerung etwas nach Vorne gesenkte Köpfchen in die Höhe hob. Herr Kaspar mochte wol in diesem Augenblicke einen erneuerten Anfall der ihm nie ganz untreu werdenden Madame Podagra verspüren, er schnitt ein gar wunderliches Gesicht, und wenn auch das Verziehen der Mundwinkel beinahe wie ein Lächeln aussah, so war es doch jedenfalls eher ein schmerzliches als ein freundliches zu nennen, und war es nun, daß der Herr Lieutenant dieses bemerkte und daraus folgerte, oder war er überhaupt zu gutmüthig, als daß er seinem Nebenmenschen selbst das kleinste unangenehme Gefühl hätte erregen können, er wandte sich jetzt rasch dem Meister zu und rief mit heiterem Tone: „Hören Sie, Herr Hietzengraber, eifern dürfen Sie mir nicht, wir sind Nachbarskinder, sind mitsammen in die Schule gegangen, ich freilich schon als ziemlich langgewachsener Bube, und sie als winziges Dirnl; wie oft hab' ich die kleine Suse den angeschwollenen Bach hinüber getragen, da uns dieses mehr Vergnügen machte, als den eigentlichen Weg über den Steg zu verfolgen, wie oft hab' ich ihr eine Salzburgerbirne, einen Apfel oder eine Hand voll Nüsse und gedörrter Zwetschen verstohlen in den Schubsack, in dem sie Buchstabiertäfelchen und Schreibebuch trug, hineinpracticirt, die kleine Naschkatze wußte es doch, daß es von mir kam, und gab mir dafür manches Zwickebusterl, wie sie es nannte — nun, nun, nur nicht eifersüchtig deswegen, Herr Hietzengraber,“ rief er lachend, „das ist Alles schon lange vorüber, hatte auch aufgehört, als die freiberger Susel das erste Mai beichten ging, und der Dorner Franzl von seinem Vater zur Würde des ersten Ackerknechts erhoben wurde. Gelt, Suse, seitdem hast Du mir kein Zwickebusterl mehr gegeben?“

„Hehehe!“ lachte Herr Kaspar und rieb sich, die beiden Krückstöcke unter die Achseln gestützt, verlegen die Hände.

Durch die zitternden Thränenperlen leuchtete das Auge der jungen Frau in freundlichem Lächeln. Sie sah den Jugendfreund an, und es mochten dabei wol manche Erinnerungen an jene schöne Zeit auftauchen.

„Du siehst mich an, bewundernd, nicht wahr, was ist aus dem Dorner Franzl geworden! Offizier, Lieutenant! Ja Suse, so geht es jetzt schon fort,“ sagte er lachend, „ist auch ganz erklärlich; als man bemerkte, daß der Franz Dorner der beste Exerciermeister sei, gab man ihm den Corporalstock, dann überzeugte man sich, daß der Corporal Dorner mit der Feder noch besser als mit dem Stocke umzugehen verstehe und von dem seligen Sebastian Schlagmann der vier Species, und der geraden und umgekehrten Regelbetri wegen nicht umsonst so manches Hundert Batzen empfangen habe, man ernannte ihn zum Feldwebel — endlich aus verschiedenen Rücksichten, die ich aus Bescheidenheit verschweigen will, zum Offizier, nun, das war eigentlich ein ganz außerordentlicher Sprung, ein wahrer salto mortale, aber jetzt geht es auch vorwärts, und wenn mir Gott das Leben schenkt — ich meine, so viel dazu nöthig ist, so bringe ich es gewiß zum General!“

Der Lieutenant hatte mit so heiterer Laune, welche den Haupttypus seines Gemüthes, wie überhaupt des aller wirklich guten Menschen, ausmacht, gesprochen, daß Suse ihm mit Lächeln zuhorchte; auch Herr Kaspar schien derlei in seinen Mienen zeigen zu wollen, aber waren es nun die gewissen bekannten ziehenden und zerrenden Empfindungen in den Gelenken, oder war ihm die Erinnerung an jene sogenannten „Zwickebusterln“ in den Leib gefahren, sein Lächeln war ein verzweifelt süßlich-saures. Der Lieutenant schien jedoch darauf nicht zu reflectiren, sondern fuhr launig fort: „Und nachdem ich selbst dergestalt den schönsten und klarsten Beweis gebe, was es Herrliches um den Soldatenstand sei: die Weltkugel liegt vor ihm offen, wer nichts waget, der darf nichts hoffen. Es treibt sich der Bürgersmann, träg und — mit Einem Worte: Aus dem Soldaten kann Alles werden — und so hoffe ich wohl, Herr Hietzengraber, Ihre Leute werden sich herzudrängen, um vom Gärb- und Breithammer weg- und unter das Gewehr zu kommen, da gilt der Mann, ausgenommen er hat einen Stickkropf.“

„Und den hab'n 's — meine Leut! — nöt Daner is frei davon,“ sagte Herr Kaspar eifrig.

„Nun, das wollen wir wol erfahren,“ erwiderte der Lieutenant lächelnd, „für jetzt, Herr Hietzengraber, ersuche ich Sie für mich und meinen Begleiter um ein paar Zimmer, wir wollen fleißig arbeiten, um Ihnen nicht allzulange zur Last zu fallen.“

„Woarst nur Du schon über neun Eck, der Feldwebel könnt meintswegen noch dableib'n,“ dachte der Meister bei sich, aber er ersuchte mit freundlichem Grinsen, ihm nur in das Haus hinein zu folgen.

„Und Du, mein' liebe Susel, kochst mir was Guts!“ rief der Lieutenant in dem Jargon des Landes, in dem er geboren war, während er die schmucke Frau am Arme ergriff, um ihrem Gatten zu folgen.

„Schmackhaft und gut — als án Abzahlung für die Nüß und die dörrten Zwetschen,“ lächelte ihm Suse entgegen. Ein recht lieber, kindlicher Blick war der Begleiter der herzlich gesprochenen Worte.

3.

Bei Tische meinte der Hausherr in der freundlichsten Weise, die ihm eigen war, der Herr Lieutenant sollte Abends mit nach Schobereck hinüberfahren, wo heute Musik und Tanz sei, so eine Art Festlichkeit zur Feier der goldenen Hochzeit eines alten Schmiedegesellen, es kämen viele hübsche Leute zusammen, es dürfte wol recht lustig werden. — Der Herr Lieutenant hatte dagegen nichts einzuwenden, um so weniger, als die junge Frau ihre Einladung mit der ihres Gatten vereinigte; er arbeitete Nachmittags fleißig in seinen Tabellen, und Abends fuhr man zu Dreien in der grünen Halbkalesche, welcher zwei mächtige Schwarzhengste vorgespannt waren, nach Schobereck hinüber.

Hier war bereits Alles versammelt, was erwartet worden, Gäste von nah und ferne; unsere Gesellschaft aus der Rosenau gehörte ziemlich zu den zuletzt Ankommenden, daran war aber Frau Suse Schuld; hatte sie heute doch mehr Zeit auf ihre Toilette verwendet als je, und als jetzt die Kalesche in den Hof der Taverne hineinrasselte, und die Hochzeitmusikanten die Neuankommenden mit drei schmetternden Trompetentuschen empfingen, denen sie, dem reichen Rosenauer zu Ehren, zum Ueberflusse noch einen vierten folgen ließen — waren sie doch überzeugt, daß diese Aufmerksamkeit mit einer sichern „Fünfer-Banknote“ gewürdigt werde — da öffnete sich ein Fenster im ersten Stockwerke, und eine helle Stimme ließ sich vernehmen: „Schauts, schauts 'n Kaspar, den Launler, hat sich g'wiß beim Einschnür'n von sein jung'n Weiberl so lang verhalten!“

Ein schallendes Gelächter folgte dem launigen Zurufe, in welches ein unsichtbarer Chorus einstimmte, der alte Sensenschmiedemeister Wolferl Grünhuber galt als ein Witzling, und jedes Wort von ihm wurde stets ein als sicherer „G'spoa's“ angenommen und belacht, wozu er freilich immer den Ton angab. Als aber jetzt der Lieutenant in seiner schmucken Campagneuniform, den Degen an der Hüfte, aus dem Wagen sprang und erst der jungen Frau, dann dem Herrn Kaspar sammt seinen zwei Krückstöcken beim Aussteigen behülflich war, da erschienen viele Köpfe, meistens weibliche, mit ihren reichen Goldhauben, neugierige Blicke in den Hof werfend, an den Fenstern der ersten Etage. Der Lieutenant bot seiner Jugendfreundin den Arm und schritt mit ihr voraus, die Stiege hinan. Herr Kaspar humpelte ihnen nach.

Man trat in das große Gastzimmer, wo die Honoratioren versammelt waren, die reichen Sensenschmiedemeister aus weiter Umgegend mit ihren Frauen und Töchtern, mit ihren Muhmen und Basen, jene in ihren Schampern aus feinem braunen oder schwarzen Tuche, den grünseidenen, goldgestickten Hosenträger über den rothen, schwarz oder auch sonstig geblümten Brustlatz, in ihren dunkelfärbig sammtenen Pluderhosen, die nur bis unter das Knie reichten, während die weißseidenen Strümpfe prall die wohlgeformten Beine umschlossen und mit den plumpen, mit massiven Silberschnallen gezierten Schuhen die Kleidung eines Sensenschmiedemeisters aus jener nicht allzulange verflossenen Zeit vollendeten. Seit etwa zwei Decennien verliert sich mit noch anderen Charakteristiken unserer Sensenschmiedemeister auch das ihres Kleiderschnittes, und diesen werden wir bald nur noch auf alten Conterfeis, so wie dem immensen Reichthume derselben nur noch in dem Sprichworte: „Reich wie ein Sensenschmied,“ begegnen. Heut zu Tage trifft man bei ihnen schon häufig pariser- und wiener Fracks, Pantalons mit Strüpfen, seidene Cravatten und Glacéhandschuhe; der Bart à la Abdelkader darf nicht fehlen. Je nun, andere Zeiten, andere Sitten, nur Schade, daß mit den Silberschnallen an den Schuhen und den Goldquasten am dreiränderigen Hute und mit den goldgestickten Hosenträgern, auch das Silber und Gold in den großen, eisenbeschlagenen Truhen aus alterschwarzem Eichenholze verschwunden ist. Damals trugen auch die Weiber und Dirnln, so nannten die alten Meister ihre Frauen und Töchter, noch Flügelhauben von Draht und Flinserln aus dem edelsten Metalle gefertigt, die sogenannten Goldhauben, Spenser und weitfaltige Röcke aus schwerem Sei-

denstoffe, um den Hals gehend zwölf Schnüre kostbarer Zahlperlen, in dem seidenen Busentuche eine Brillantnadel, und an den Fingern jeder Hand so viel werthvolle Ringe, als darauf zu bringen waren, worunter jedoch der einfache Silberreif nie fehlte, ebenfalls ein Charakteristicum der Sensenschmiedemeisterinnen der guten, alten Zeit.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die damalige Tracht eine sehr vortheilhafte war; und wer überdies noch unser Land kennt und es daher weiß, wie es sich, was den anmuthigen Reiz, die liebliche Schalkhaftigkeit, selbst die naive Koketterie seiner Töchter betrifft, kecklich mit jedem andern Lande der Welt messen kann, der wird es erklärlich finden, daß unser Herr Lieutenant, als er jetzt in diesen reichen Kreis von lieblichen Blumen, in Sensenschmieden erblüht und großgezogen, trat, weidlich überrascht war. Doch als er dann wieder den Blick seiner Begleiterin zuwendete, da erschien sie ihm gleichwol als die Schönste, Anmuthigste, Lieblichste von Allen. Wie kleidete sie aber auch die Goldhaube mit weitzurückstehendem Deckel, das schöne kastanienbraune Haar in glänzende Scheitel gelegt und zur großen wallenden Locke hinter jedem Ohre gerollt, wie funkelte das große, tiefblaue Auge in absonderlicher Art des Vergnügens, wie strahlte Jugendfrische und Gesundheit von den gerötheten Wangen, von den schwellenden Lippen, die die beiden Perlenreihen der Zähne wol deshalb nur zur Hälfte verbargen, damit diese die um den schlanken Hals geschlungenen Schnüre der Zahlperlen beschämen konnten, wie wohlgestaltet, üppig, schlank nahmen sich ihre herrlichen Formen in den seidenen Gewändern aus — sein Blick haftete wol länger auf seiner Begleiterin, als das Vergnügen, seine Jugendgespielin am Arme zu haben, verantwortlich auf sich hätte nehmen können, doch ein tumultuarisches Bewillkommnen störte ihn auf aus dem vergleichenden Beschauen.

Herr Kaspar Hirzengraber und Frau nahmen die ihnen aufbewahrten Plätze an der langen, reich besetzten Tafel ein, für den Herrn Werbbezirksrevisor ward schnell ein dritter, zunächst seiner Gastwirthin bereitet, und man saß zu Tische.

Dort, wo einmal Sensenschmiedemeister zu Tische sitzen, da geht es hoch her, diese essen gerne gut und viel. Da darf es nicht fehlen an Gesottenem, Gebratenem und Gebacknem, nicht an Wildpret und Fischen, an Pasteten, Torten und feinem Getränk; aufgetragen werden östreicher und steyermärker, burgunder und champagner Wein; der Gastwirth, bei dem die gerne „ausschauenden“ und gerne etwas „großthuenden“ Sensenschmiede ein Festessen abhalten, ist nie schlecht daran, und daß sie gerne und bei jeder Gelegenheit derlei abhalten, ist eine bekannte Sache. Sind diese ja doch die einzigen Fälle, wo die Meister aus ihren Thälern und abseits gelegenen Gräben hervorkommen, um mit ihren Handwerksgenossen zusammen zu treffen, und sich bei munteren Gesprächen, bei fröhlichem Gelage, bei Musik und Tanz für ihre stete Einsamkeit und Abgeschlossenheit von der Welt Zerstreuung zu holen, und da sind auch die Weiber und Töchter gerne dabei, da zeigen sie ihren Putz und ihr reiches Geschmeide, da treffen sich die Vettern und Muhmen — ich glaube die einige und sechzig Sensenschmiedemeister des Traunkreises sind sämmtlich vervettert — und alle sind da fröhlich und guter Dinge.

Den jüngeren Leuten mochte jedoch das Tafeln bald zu lange dauern, vom Tanzsaale herüber tönte der Landler gar zu einladend, die Mädchen und jungen Frauen begannen auf ihren Stühlen hin- und herzurücken, die Brüder und Herren Vettern verstanden diese Bewegungen und erhoben sich von ihren Sitzen, man paarte sich, und, jeder Tänzer seine erwählte Tänzerin an der Hand, schritten sie, ein Paar hinter dem andern, durch die anstoßenden Gemächer, wo die Gesellen- und Arbeiter mit ihren weiblichen Angehörigen tafelten und zechten, dem Tanzsaale zu.

Frau Suse war von dem Herrn Vetter, dem jüngern Grünhuber, zum Tanz aufgezogen worden. Der Lieutenant folgte, um zuzusehen.

Der Tanzsaal war prangend im hochzeitlichen Aufputze: Laubgewinde umhingen Fenster und Thüren, rothe und gelbe Bänder umwanden das helle Grün, an den Wänden hingen Wandleuchter von Spiegelglas, die das Licht der vorgesteckten Talglichter vortheilhaft vervielfältigten, und in der einen Ecke des weiten Gemaches stand der aus Tannenholze gezimmerte Thron, von jungen frischgrünen Tannen umstellt, hier saßen die Musikanten.

„A lustigá Bua
Braucht oft á Paar Schuah;
A traurigá Narr
Hat lang an oán Paar.“

Mit diesen Reimen, gesungen von den tanzenden Burschen, und von einem überlauten, bunten Lärm wurden die Eintretenden bewillkommt, aber als diese eintraten, endete die Clarinette sogleich mit einem gewagten Doppelgriff, wobei der Fiedelbogen über alle 4 Saiten hinstrich, den Landler; denn die Meistersöhne waren es, welche sich zu einem Tanze anstellen wollten, da durfte keiner von den anwesenden Gesellen oder Bauernburschen, die sich aus der Umgegend zahlreich eingefunden hatten, dareintanzen. Der Brummbaß und die stets vorlaute Trompete behielten sich jedoch das letzte Wort, die Buben aber thaten noch den letzten dröhnenden Sprung und drehten ihre Tänzerin aus dem Kreise hinaus; mit nicht ganz zufriedenen Gesichtern, daß sie in ihrem Tanze gestört worden waren, zogen sich die bisherigen Inhaber des Platzes auf die Seite, die Buben den Tischen zu, um sich einen Labetrunk zu holen, oder auch den eben erweckten Groll hinunter zu spülen, die Diener zur Thüre hin, sich auf einen Haufen zusammendrängend, in der seligen Erwartung, daß auch an sie wieder die Reihe kommen werde.

Die neuen Paare traten an; wieder ließ der Vorgeiger seine Violine kräftig erklingen, die Clarinette ging abwechselnd mit der Secondegeige melodisch in Terzen mit; die Baßgeige brummte den Grundton zwischen hinein, die Trompete gab aber zeitweise mit einzelnen gehaltenen Tönen dem Ganzen erst Geltung und Werth.

Der Tanz begann, wenn auch nicht in der übermüthig tollen Weise der früheren Paare, doch munter und laut genug, der Landler ist ein gar fröhlicher Tanz, die Paare bewegen sich in der Runde, der Tänzer dreht seine Tänzerin und zieht sie an sich und wendet sich von ihr wieder ab, er macht die verschiedenartigsten Wendungen und Drehungen, sich neckend entfernend und wieder zärtlich sich nähernd, bis er sie endlich in seine Arme schließt, sie fest und innig an seine Brust drückt und gemessen und ruhig mit ihr dahin walzt; dann aber ergreift er ihre Hand, und diese hoch aufziehend, dreht er die gelenke Tänzerin zwei-, dreimal um sich selbst herum und von ihr weg in die Mitte des Kreises springend, schlägt er muthwillig mit den Absätzen zusammen und mit den Händen den Takt klatschend, singt er zur Melodie des Landler ein oder das andere jener „Schnaderhüpfeln,“ welche, einmal von einem gewandten Naturdichter im Momente des Frohsinns und der Laune erdacht, durch Ueberlieferung ein Gemeingut für die Bewohner des ganzen Kreises, wol selbst des ganzen Landes geworden sind. Der Eine, der munterste und lauteste der Tänzer, beginnt die gewöhnlich schon bekannte vierzeilige Strophe, die Uebrigen fallen ein. Während dem gehen die Tänzerinnen nach dem Takte der Musik im Kreise herum, Eine hinter der Andern, bis ihre Hand wieder von der Hand des Tänzers ergriffen wird, aber es ist nicht ihr früherer Tänzer, man hat gewechselt, und wieder geht es an ein Wenden und Drehen, an ein zärtliches Nähern und neckendes Entfernen, bis es wieder zum Walzer kommt; und wieder dreht der Bursche die Dirne im Kreise, wieder springen alle Tänzer auf ein Tempo in die Mitte, auf einen Haufen zusammen, wo sie Rücken an Rücken stehen und jauchzen und klatschen, taktmäßig mit grellem Pfeifen die Melodie begleiten, oder eines ihrer beliebten „Schnaderhüpfeln“ singen.

Der Tanz der Landler, so werden die Oberösterreicher bisweilen genannt, ist das Bild der flüchtigen Minne: Schäkern und Necken, Nähern und Entfernen, eng sich Verschlingen zum sinnlichen Walzer, schnödes Verlassen, Springen und Jauchzen, Händeklatschen und Singen und Wählen einer Andern.

„Herr Lieutenant, wolln's nöt an Landler mittanzen?“ sagte der junge Grünhuber zu dem zur Seite stehenden Offizier im Vorbeitanzen.

„Möchte es wol ziemlich verlernt haben,“ erwiderte dieser lächelnd, aber „'s wird schon ge'n,“ und in demselben Augenblicke stand auch der Lieutenant in der Reihe der Tänzer und bewegte sich taktmäßig wie die Andern. „Der Franz Dorner hat's Landlern nöt vergessen,“ lispelte seine Tänzerin, die schmucke Frau Suse ihm zu, aber da kam es zum Walzen, dies machte er nicht wie die Andern, nicht so ruhig und gemessen, nein, recht innig drückte er seine Tänzerin an seine Brust; auch blickte er nicht über sie weg wie die Andern, sondern sah ihr fest in's Auge, und wie sah er ihr in das schöne Blauauge! Sie erröthete und schlug die Augenlider nieder, das hülfreiche Bollwerk, wenn das Auge selbst nicht zu verbergen im Stande ist, was in dem Innersten des Herzens vorgeht. Sie fühlte auch einen Händedruck — während des Walzens, das gehört ebenfalls nicht zum Landler. Franz Dorner hatte den Tanz des Landes, wo er geboren war, denn doch vergessen, das erwies sich beim Wechsel der Tänzerinnen, wieder ergriff er Susens Hand; aber „die Nächste, Herr Lieutenant!“ rief ihm sein Vordermann zu, während er die Hand der Rosenauerin faßte, und der Lieutenant fand sich an der Seite einer recht schmucken Sensenschmiedemeisterstochter aus dem Stoderthale, mit der Rosenauerin jedoch hätte er lieber getanzt, und er fand den Landler jetzt sehr abgeschmackt und war froh, als er zu Ende war.

Die Tänzer, ihre Tänzerinnen an der Hand, reihten sich jetzt vor dem erhöhten Sitze der Musikanten im engen Kreise zusammen und ließen schöne blanke Kronenthaler in das Mostkrügel fallen, welches der Trompetenschmetterer als impromptu einer Sammelbüchse herhielt; dann aber begann Einer, ein ganz besonders fröhlicher — seinen Schnaderhüpfel zu singen, der Geiger und die Clarinette stimmten sogleich ein, der Baß brummte dazu, der Chorus fiel bald ein. Dem Ersten folgte ein Zweiter mit einer andern vierzeiligen Strophe, und so machten die Schnaderhüpfeln durch den Kreis die Runde. Anfangs erschienen schon bekannte, bald begann jedoch die eigentliche Stegreifdichtung, und mit der Steigerung der Fröhlichkeit stieg auch die Schnelligkeit der Erfindung, der folgende Sänger griff die Pointe der Strophe seines Vorgängers an, dieser antwortete unverzüglich und es entstand ein förmlicher Wettgesang voll Witz und Laune.

Der Lieutenant stand zunächst der Frau Suse, er hatte den Blick auf sie gerichtet; was kam ihm denn an? Hatte er ein Glas Champagner zu viel getrunken? oder tauchten Erinnerungen in seiner Seele auf, von damals, wo er ihr Aepfel und Birnen in den Schubsack gesteckt, und sie ihm dafür einen Kuß gegeben hatte? Schön war Suse — wunderlieb und schön, das war gewiß, das wußte auch alle Welt, Jeder, wer sie nur kannte, das hatte auch er längst bemerkt, heute Morgens schon, als er vom Wagen sprang und seine Jugendgespielin als Frau Hirzengraberin traf. Die arme Reiterlose, sie hatte dem Podagristen die Hand gereicht, lieben, nein lieben konnte sie diesen gewiß nicht; er ergriff ihre Hand, im Gedränge, kein Mensch sah es, er ergriff ihre Hand und drückte sie innig. Sie sah ihn an, mit einem Blicke der Verwunderung, aber dann wandte sie sich schnell — „ich geh' zu meinem Mann,“ sagte sie etwas ernst, der Lieutenant folgte ihr.

4.

In der Tanzstube des Wirthshauses zu Schobereck und in den Nebenzimmern ging es gar toll und bunt zu. Um sich von solch einem Treiben den richtigen Begriff machen zu können, muß man wol selbst einmal dabei gewesen sein. An solchen Tagen, der Fröhlichkeit geweiht, vergißt der Landler auch Sorgen, Arbeit und Mühen, er lebt nur der Lust und dem Vergnügen, er spart da auch kein Geld, und wenn gleich der Verdienst eines halben oder ganzen Jahres darauf gehen sollte, er ißt und trinkt, er tanzt und singt — bei solchen Gelegenheiten werden die „Schnaderhüpfeln“, die Kinder des kecken Frohsinns, der übermüthigen Lust, geboren. Um so auffallender war daher heute ein Mann, welcher in dem zunächst an den Tanzsaal anstoßenden Zimmer hinter dem Tische saß, die Einbogen aufgestützt, den Kopf in den breiten, schwarzrußigen Händen ruhend und den Blick auf den vor ihm stehenden Krug gerichtet.

Ein Anderer, mit most- und weinglühendem Gesichte, trat etwas wankenden Schrittes vor ihn hin, und die derbe Faust unsanft mit dessen Achsel in Berührung bringend, rief er: „Hanz Michel, was hast denn Du heut für Mucken? — Träumst oder machst Kalender? — erkenn' Di heut gar nöt.“

Der Angeredete, der Eßmeister Michel aus der Rosenauer Sensenschmiede, blickte stier auf, ohne sich jedoch aus seiner bequemen Stellung zu bewegen.

„Laß mi, Mathes,“ sagte er — „'s geht mir heut nöt z'samm.“

„No, das merkt a Blinder,“ sagte der Andere, Mathias, der Eßmeister aus der Kaiten — „aber um wö denn nöt? — Is dert heut recht lustig da, und der alt Sepp mit seiner Mirz is a so kreuzfidel, als wenn er die funfzig Jahr'ln hiefür hätt'. Woar a Schand, wann wir Jungen kopfhängerisch thaten — geh, Michl — aften tanzen wir zween á unsern Landler.“

„Mit den Dank? — o da möcht i schon an Tanz machen,“ sagte Michl, während er zähneknirschend den Blick in die dritte Stube warf.

Mathias verfolgte den Blick. „Mein, der Offizier! — treibt Dir der d' Gall auf?“ sagte er lachend — „geh', geh' — 'd is gar a rárer Mann, was hast denn geg'n den?“

Michl schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. Sein blasses, erdfahles Gesicht wurde plötzlich von einer dunklen Röthe überzogen, und sein sonst blödes Auge funkelte auf — ein so halb Blöder, der außer seinem Geschäfte, welches er von Jugend an getrieben, und das ihm zur andern Natur geworden, nichts kennt und denkt und weiß, ist im Aufbrausen des Zornes eine widerliche Erscheinung, da tritt das Thierische mit jeder Verleugnung des Edlern in seiner ganzen Wildheit und Unheimlichkeit hervor — und in diesem Ausdrucke rief er, zwei, drei Mal mit der Faust den Tisch hämmernd: „Den Kerl bring' i um, wann er nöt weiter schaut!“

„Hanz! — fallt Dir g'wiß Drin Bue ein, den 's vor zwei Jahren g'halten hab'n,“ sagte Mathias besänftigend — „schau — brauchen dert á Leut für'n Schoißprüg'l.“

„Und ást hab'n 's hin werden lass'n in Welschland!“ rief Michl erbost — „was er g'flent und 'bet'n hat, nöt hab'n 's — hoam lassen, g'storb'n is er im Hoamweh, und woar das án Eßmeister werd'n — da wár'n wir alle à T . . . k dagegen.“

Michl lehnte das Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich.

„Schau, schau — g'storb'n muß à sein, jung oder alt,“ tröstete Mathias ehrlich und theilnehmend, aber eben nicht sehr wählig.

„Und jetzt is der Spintisirer hinter der Meisterin her?“ rief Michl wieder aufbrausend — „no, da will i dem Knuten a Suppen einbrocken, daß er sich schier 's Maul verbrennen wird, han all's g'seh'n — all's han i g'seh'n.

„Geh' — plausch nöt,“ sagte Mathias besänftigend.

„Mein Meister d' Hörndl aufsetzen? — ná, das leid i nöt!“ rief Michl — „da bin schon i dahinter her!“

Mathias schüttelte das Haupt und schlich sich langsam in den Tanzsaal hinaus. Die hier herrschende Lust war seiner Empfindung zusagender, als der barsche Ernst, den sein Kamerad, der Eßmeister in der Rosenau, heute angenommen hatte.

Dieser verließ ebenfalls seinen Sitz, und sich seinem Meister nahend, lispelte er diesem einige Worte ins Ohr.

Herr Kaspar erklärte, nach Hause fahren zu wollen.

Der Lieutenant meinte, es sei noch so gar frühe an der Zeit, Frau Suse machte Vorstellungen für ein längeres Bleiben, und der alte Wolferl Grünhuber rief spöttisch: „Ja, ja, wer so a jungs Weiberl hat, den leidt's ninder's lang. Geh', geh', Du Schlafhaub'n, schau, daß 'd hoam kommst!“ aber es fruchtete Alles nichts. Herr Kaspar wollte nun einmal nach Hause, und seine Frau hatte da keinen Willen, der Lieutenant wollte natürlich allein auch nicht länger bleiben, — also fuhr man nach Hause; dabei wurde jedoch äußerst wenig gesprochen, jedes hatte so seine eigenen Gedanken, denen es nachhing.

5.

Die Frühsonne eines schönen Sommertages war eben am Horizonte erschienen; — schon waren die Gipfel der Gebirge hell beleuchtet, während im Thale der Tag noch graute, und, vom Morgenthau angehaucht, die Blätter, Blumen und Blüten perlten.

Auch die Rosenau lag noch in dem unklaren Zwielichte zwischen Tageshelle und nächtlicher Dämmerung, in der Schmiede lärmte jedoch bereits arbeitsames Schaffen; — da trat aus dem Wohnhause der Lieutenant. Er hatte einen grünen Busch auf die Kappe gesteckt und trug eine Flinte auf der Achsel. Er hatte im Verlaufe einiger Tage seine Arbeiten vollendet und wollte den heutigen, den letzten seines Aufenthaltes in der Rosenau, zu einem Ausfluge ins Gebirge verwenden. Die Flinte nahm er nur so eben mit, war doch keine eigentliche Jagdzeit, nur gerade, um nicht ganz den Anstrich eines zwecklosen Umherstreichens zu haben.

Als er über den Hof schritt, rief eine Stimme: „Herr Lieutenant!“ Er sah sich um und erblickte Frau Susens Gesicht, das zwischen den Oleanderstauden, welche vor einem Fenster des Erdgeschosses standen, hervorsah, freundlich grüßend und lächelnd. Er konnte doch nicht ohne Gegengruß fort. Er trat zum Fenster hin.

„Schon aus den Federn, liebe Suse?“ sagte er.

„No, das will i meinen,“ erwiderte sie — „à rechte Hausfrau muß zeitlich auf; — aber, wie i seh', is der Herr Lieutenant auch schon in der Höh — und will gar a wengerl Büchseln geh'n.“

„Nun, mit dem Büchseln wird 's eben nicht weit her sein,“ sagte der Lieutenant, — „mußte mir gerade eben á Gamserl in Schuß laufen.“

„Was, zu die Gams hinauf führt gar der Weg,“ rief Suse erstaunt, „ja, da gibt's ja heut à Mittagmahl ohne Herrn Lieutenant?“

„Habe es auch bereits in der Küche gemeldet,“ erwiderte er, „da ich nicht vermuthete, Dich, liebe Frau, schon auf zu treffen.“

„Aber ohne Mittagmahl, einen ganzen langen Tag!“ sagte sie besorgt — „hält! i hab's, nur à klein's Nichterl Geduld!“

Sie verschwand vom Fenster, aber in wenigen Augenblicken war sie auch schon wieder da, und reichte nun zwischen den Oleanderstauden durch eine Flasche Wein, und in Papier eingewickelt ein Stück kalten Rehbraten und Weißbrot. Lachend rief sie dazu: „Mein Herr Lieutenant darf mir ja derf nöt verhungern!“

Dieser jedoch ergriff die liebe, feine Hand der für sein Leibliches Besorgten und drückte sie zwei, drei Mal an seine Lippen.

„Ach, geht's!“ rief Suse lachend, während sie sich anschickte, als ob sie die Ergriffene zurückziehen wollte, aber es war ihr damit nicht ganz Ernst, und immer glühender wurden die Küsse, die er darauf drückte.

Doch plötzlich zog sie die Hand zurück, ein leiser Schrei entglitt ihren Lippen, und während sie auffallend erblaßte, war ihr Auge der entgegengesetzten Seite des Hofes zugewendet.

Der Lieutenant wandte sich um, sein Blick traf auf ein erdfahles Gesicht mit stieren Augen, den Mund hämisch verzogen, es war der Eßmeister, welcher am hohen Bogen der Schmiede stand; er mußte eine Bank oder sonst etwas verwendet haben, um zu dieser Aussicht aus dem Innern der Werkstätte zu gelangen; denn diese lag viel tiefer, und von ihm waren doch außer dem unschönen Kopfe auf dickem Halse noch die breiten Schultern, die nackte Brust und die langen muskulösen Arme zu schauen.

„Ei was erschreckst Du, Frau,“ sagte der Lieutenant, sich dieser wieder zuwendend, „es ist ja Euer Altgeselle.“

„Er drohte mit der geballten Faust, und es war gar unheimlich anzuschau'n, wie er dazu geflenscht hat,“ sagte Suse, noch immer blaß bis in die Lippen.

„Ach laß' ihn drohen,“ sagte der junge Mann — „ist ja ein Kroddel, diese Faren, wie wir sie in Salzburg nennen, haben schon solche Grimassen.“

„Scheint mir gar á boshafter Knut,“ sprach sie — „is auf's Militare gar nöt gut z'sprechen, wie mir die andern erzählt hab'n, und auf mich scheint's, hat er 's à á wengerl.“

„So jagt den Burschen zum Henker!“ rief der Lieutenant heftig.

„Is dem Hietzengraber ins Herz g'wachsen,“ erwiderte sie, „is der beste Eßmeister im Land, so einfältig er sonst drein schaut, und, wie mein Mann sagt, halt er 's Zeichen aufrecht.“

Der Unheimliche am Bogenfenster war verschwunden, als er sich von den Beiden bemerkt sah, doch jetzt erschien er wieder, und sein Blick war noch stierer, der Ausdruck seines Gesichtes noch hämischer als früher, und wenn es gleich den Anschein nahm, als sähe er sich nach dem Himmel um, ob die Morgensonne für den Tag schönes oder übles Wetter zu bringen verspräche, so war es doch leicht zu erkennen, wie es einen ganz anderen, für ihn weit wichtigeren Gegenstand der Beobachtung gab.

„Nun, so will ich denn gehen, daß der Neugierige nicht weiters von seinem Breithammer weggezogen wird,“ sagte der Lieutenant — „Adieu, liebe Suse.“

Mit diesen Worten die Kappe lüftend, wollte er sich entfernen; aber da befiel es plötzlich, wie ahnende Angst, Susens Seele, und sich vergessend sagte sie:

„Franz, geh' nöt ins Gamsgebirg!“

Der Lieutenant hielt wieder an. „Und warum soll ich nicht?“ fragte er verwundert.

„Ich kann's nöt sag'n, aber kommt's mir doch vor, als woar's besser, Du bliebst daheim,“ sagte sie noch immer angstgepreßt.

Der Lieutenant lächelte zweifelhaft.

„Die Wildschützen ziehen stark herum, hört man sagen,“ fuhr Suse fort.

„Die thun mir nichts,“ erwiderte er lächelnd, „bin ich ja doch kein fürstlicher Jägerjung, wie ihnen mein orangenfarbner Kragen zeigt, und wenn ich so in ihr Territorium komme, halten sie mich vielleicht selbst für einen Ihresgleichen. — Adieu, Suse!“

Er schritt jetzt rasch fort. „Wenn ihm nur kein Unglück g'schieht,“ sagte Suse vor sich hin.

Der junge Mann schritt wacker aus. Der Pfad, welchen er verfolgte, wurde bald anstrengend, er führte an einer Riese, einer Vorrichtung, auf welcher bei uns zu Lande im Gebirge das gefällte Holz in die Ebene hinabgleitet, vorüber; dann ging es durch ein Nadelholz, und endlich auf einen freien, reich mit Gras bewachsenen Platz hinaus; hier blühte ein reicher Garten von Alpenblumen; es war die Alpenrose, von den Aelplern „Pechkraut“ genannt, dann die dunkelblaue Glocke, die spiegelnde Scabiose, der kreuzförmige Enzian, und allenthalben flatterten buntfarbige Falter umher, auf Blumen emsig Nektar suchend.

Der Lieutenant gelangte zu einer Alphütte, hier herum blühte und duftete es wieder, daß er anhielt, um mit vollen Zügen die freie, frische Luft einzuathmen. — Die Sennerin war nicht zu Hause, und er setzte daher seinen Weg fort. Die Aussicht begann freier zu werden — endlich hatte er einen Höhepunkt, wol bereits einige tausend Fuß über der Meeresfläche gelegen, erreicht, und ein wunderherrliches Panorama breitete sich zu seinen Füßen aus. Er blickte in ein weites Land hinab. Da lagen Märkte und Dörfer, umgrenzt von Bergen und Hügeln, da lag ein schönes, majestätisches Stiftsgebäude mit einer stattlichen Kirche, mit in der Morgensonne schimmernden Teichen, mit Alleen und Gartenanlagen, hier und dort eine einsam gelegene Sensenschmiede, mit dampfenden Essen und gewaltigen Wasserrädern, und überall fand sein Blick einzelne Gehöfte inzwischen ihrer Obstbaumgärten. Als er sich dem Süden zuwendete, da schaute er in die gewaltige Gebirgswelt hinein; hier tauchten die schneebedeckten Kuppen der Gebirgsriesen in das Wolkenmeer des Firmaments, es erhoben sich die gigantischen Gestalten der östreichisch-steyermärkischen und salzburgischen Alpen, stolz auf die tieferen Berge und Hügel niederschauend, und freundlich ernst in die zwischen ihnen sich eindrängenden Thäler hineinblickend. Wer kann sie alle nennen diese Kolosse, dort der hohe Priel mit seinem kahlen Scheitel, hier das Hochsensengebirge, und weiter hin die riesigen Felsenspitzen des steyermärkischen Alpenzuges.

Auf den Mittelbergen sah er die Alpenhütten zerstreut umherliegen, umgeben von weidenden Heerden, hoch über ihm setzte eine Schaar flüchtiger Gemsen über Steingeröll und Felsenklüfte hin. Dabei war es feierlich stille in der weiten Natur, die Sonne stand in voller Höhe und hatte die Landschaft in volle Beleuchtung gestellt, sandte aber auch zugleich so glühend ihre Strahlen herab, daß sich die kleinen, befiederten Sänger zur mittäglichen Ruhe in den grünen Schatten des Waldes zurückgezogen hatten, und nur bisweilen war das Gekrächze eines hoch in der Luft kreisenden Raubvogels oder das widerliche Geschrei des Schneehuhns zu hören, welches sich den Kleinen näherte, die hungrig ihre Köpfchen aus dem unter einem Steine aus isländischem Moose erbauten Neste der Mutter entgegenstreckten.

Unser junger Freund stand lange in dem Anblicke versunken — in dem Anblicke, den würdig zu beschreiben immer ein fruchtloses Versuchen bleiben muß.

Es sind keine Vergleichungen anzustellen zwischen den Reizen jener Länder, wo die Blumen eines ewigen Lenzes blühen, wo über Meereswogen, Olivenwälder und grüne Rebenhügel der stets heitere Himmel gleich einem saphirblauen Bogen gespannt ist, wo die von prächtigen Villen, anmuthigen Dörfern und lachenden Gärten umgürteten Seen ruhig, von keinem Sturme gepeitscht in weiter Fläche sich ausdehnen — und den Schönheiten des Landes, von welchem wir jetzt sprechen; aber unwillkürlich drängt sich uns, die wir beide Länder gesehen, der Gedanke auf: Erscheint uns dort, wo ein ewiger Frühling lacht, das Leben wie ein heiteres Spiel, so sind es hier gar ernste Gefühle, die die Natur durch ihre gigantischen Schöpfungen in uns rege macht, mahnt uns der Süden zum raschen Genusse der Zeit und Dessen, was sie eben mit sich bringt, so deuten diese Felsenmassen, diese mit stetem Eise bedeckten Gletscher, diese mit tausendjährigen Waldungen gekrönten Höhen, diese schäumenden Wildbäche, wie sie den zwischen hohen Felsenmassen eingeengten Bergseen zueilen, auf die Ewigkeit, und wenn dort der Mensch nur lebt und liebt und lacht, so wird seine Seele hier zum ruhigen Ernste und zur stillen Betrachtung gestimmt.!

Franz Dorner war ein seelenfroher, junger Mann, gewohnt, das Leben zu genießen, wie es eben kam. Heute, hier auf der freien, sonnigen Höhe, in der Nähe Wand auf Wand, gähnende Schluchten, mit ewigem Schnee bedeckte Felder, unten schwarzer, dichter Bergwald, die Kaskaden schäumender Wildbäche, tiefer noch die frisch grünen Wiesen, blühende Obstbaumgärten; Wohnungen der Menschen, weithin das im blauen Duft verschwimmende Land, hier inmitten der majestätischen Herrlichkeit der Welt fühlte er seine Seele zu ruhigem Ernste gestimmt und verfiel in stilles Nachdenken.

Das Bild der lieblichen Suse trat vor ihn hin. Er warf sich eine strenge Frage auf: Galt dir junge Frau ihm mehr als damals das Nachbarkind, dem er Aepfel und Birnen zugesteckt, und von dem er sich hatte küssen lassen? Und wenn ihm dieses schöne, unschuldige, reine, heitere, innig anschmiegende Wesen mehr galt, durfte es sein? und durfte er es sie erkennen lassen, durfte er zum bösen Engel werden für ihre Zufriedenheit, Ruhe und häusliches Glück? Sie ist die Frau eines Mannes, der sich ihre Liebe zu erringen zwar gewiß nicht bemüht, dem es genügt, daß er sie zur Frau hat; sie ist emsig und fleißig, besorgt für Alles, was ihr zukommt, wirthschaftlich und genau. Aber klar ist es doch, daß Argwohn und eifersüchtiger Mißmuth leicht zu erregen sind, durfte er durch ein unüberlegtes Sichgehenlassen den Mißmuth, die Rohheit des Mannes erwecken, der dann doch nur das Weib die Aufwallungen seiner Seele hätte erfahren lassen? — So dachte er vor sich hin, und er war mit sich einig, er mußte fort, recht bald fort, dies fühlte er gar wohl, er traute sich selbst nicht so viel Starkmuth zu, um ein bereits erwachtes Gefühl zu verbergen, und welches, wie er befürchtete, wol selbst Herr über seine guten Vorsätze werden könnte.

„Also fort! — morgen schon fort!" so sagte er zu sich selbst — da fiel ein Schuß im nahen Gehölze — und schwer getroffen sank der junge Mann zu Boden.

6.

Das zweifelhafte Licht des tiefblauen Abendhimmels erblaßte mehr und mehr im Nahen der Nacht, und wie die Natur sich allmälig zur schlummernden Ruhe vorbereitete, so auch das rege Leben in der Rosenauer Sensenschmiede. Die Triebräder standen bereits, die Hämmer schwiegen, viele der Arbeiter waren heimgezogen, um in dem Kreise der Ihrigen sich auszuruhen von den Mühen des Tages, nur Einzelne schlichen noch über den Hof, um entweder dies oder jenes den Tag über Gebrauchte wieder an Ort und Stelle zu bringen, oder Eins und das Andere für Morgen vorzubereiten; da rannte ein kleiner, etwa vierzehnjähriger Bube in den Hof; er war athemlos, sein kohlengeschwärztes Gesicht glühte, von den Haaren, die unter dem braungelben Strohhute über Stirn und Wange herab hingen, troff der Schweiß, er rief in drängender Angst: „Wo is der Herr? — Auf der Alm liegt der Herr Offizierer todt — oder á noch vielleicht á wengerl lebendig!"

„Um Gott' willen!" rief Frau Suse erbleichend; sie war so eben an der Seite des Herrn Kaspar aus der Schmiede getreten.

Dieser warf ihr einen sonderbaren Blick zu, dann aber dem Buben sich zuwendend, sagte er: „Was plauschst', Seppel? — der Offizier? — wie kann dert das sein?"

„I nu der Vader hab'n zu der Kohlhütten wollen," erzählte der Bube, „und wie wir über d' Wiesen neb'n Dunnerhölzl geh'n, seh'n wir was schwarz auf der Erd' liegen; i renn' hin — a Mann is — i schrei mein Vadern — no, der hat Augen g'macht! — und gleich had' i springen müssen — und i bin a g'sprungen wie a Gams — no thalabwärts geht's ja."

„Und der Offizier is?" fragte Herr Kaspar.

„Mein Vader hat's g'sagt," betheuerte der kleine Kohlenbrennerjunge von der Alm.

„Todt?" rief Suse, in der Angst ihres Herzens.

„No, er und der Vader hab'n wol noch Dans miteinand dischkurirt," sagte der Bube, „aber schwach is er, hat oan Schuß in der Seiten; hat a ganze Straßen Blut im Gras g'geben, er war oben beim Gamskogel und hat sich bis auf d' Alm obig'schleppt — aber da is er liegen blieben."

„Is ihm d'Büchsen g'sprungen?" fragte Kaspar.

„Er moant, a Wildschütz hat ihm's than," berichtigte Sepp, „er hat so was durch's Holz streichen g'seh'n, wie ihn der Schuß nieder'gschmiessen hat."

„Wann der 'n nur gut troffen hätt' — den Spintisirer," brummte der Meister vor sich hin; aber in Susens Seele erwachte jetzt schnell neben der tödtlichen Angst der Gedanke, daß Hülfe nöthig sei, und daß man den Verwundeten keinesfalls auf der Alpe lassen könne. Sie machte den Vorschlag: daß einige der Schmiedegesellen, welche neugierig den Kohlbrennerbuben umgeben hatten, sich mit einer Tragbahre hinaufbegeben und den Verwundeten in's Thal herunter bringen sollten, sie gab auch Einem den Auftrag, sogleich zum Pfarrer zu eilen — Suse war eine gar gottesfürchtige Frau — und ließ diesem sagen, er möge hinauf auf die Rosenauer Alm gehen, der Herr Lieutenant liege oben im Sterben und benöthige vielleicht vor Allem eines geistlichen Beistandes; am liebsten wäre sie wol selbst mit hinauf geeilt. — Bald darauf tönte gellend in die stille Sommernacht hinaus die kleine Glocke des eine mäßige Viertelstunde entfernt gelegenen Kirchthums, und der alte Pfarrer, im Chorrock mit der Stola, das Hochwürdige tragend schritt eiligst der Rosenauer Alme zu. Vor ihm her ging der Meßner, in der Linken eine Laterne, in der Rechten ein Glöckchen zu einzelnen Schlägen schwingend. Einige Weiber folgten laut betend. Vier kräftige Männer aus der Sensenschmiede des Herrn Hietzengraber waren mit einer Tragbahre bereits voraus.

Die Nacht war vollkommen hereingebrochen, eine schöne, stille, sternenhelle Sommernacht, auch der Vollmond war bereits herauf und ergoß sein sanftes Silberlicht über die Landschaft, ein duftiger Nachtwind streifte von den Bergen, die wie schwarze Kolosse ihre Häupter bis zu dem unermeßlichen Sternendom zu erheben schienen, herab, bisweilen eilte ein flüchtiges Wölkchen am Monde, ihn für einige Momente verbergend, vorüber, um der Scenerie einen magischen Wechsel des Colorits zu verleihen, doch auf alles Dieses achtete die Frau nicht, welche unter das große Hausthor getreten war und angestrengten Auges den Weg entlang blickte, der dann von der geraden Linie abbiegend zum Bergpfad wurde.

Es war Frau Suse.

Hastig schritt ein einzelner Mann die Straße herauf, jetzt verschwand er in dem dunklen Schatten, welchen die Hofmauer über die Straße hinwarf, jetzt trat er aus diesem wieder hervor und an Frau Suse rasch vorübereilend und in den Hof tretend, sagte er mit heiserer Stimme:

„Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit!" stotterte Suse, aber war sie doch so erschreckt, daß sie sich an den Thorflügel lehnen mußte, sie wußte eigentlich nicht, weshalb das Erscheinen des Eßmeisters sie so sehr überrascht hatte, aber es faßte sie wie ein Schwindel. Michel bemerkte dieses jedoch nicht, sondern schritt eiligst über den Hof hin, dem Wohngebäude zu, hier trat er, nach bescheidenem Anklopfen und auf das „Herein!" in ein Zimmer des Erdgeschosses.

Am Tische, auf dem ein herabgebranntes Licht stand, saß Herr Kaspar Hietzengraber, sich in dem gepolsterten Lehnstuhl wiegend und die eine Krücke, welche er zwischen den Beinen hielt, spielender Weise um sich selbst herumdrehend, während der andere Krückstock neben dem Leuchter auf dem Tische lag. Er hatte bisher sinnend in das düstere Licht geschaut, ohne jedoch dadurch ermahnt zu werden, durch eine Entfernung des stark verkohlten Dochtes ein helleres Aufleuchten zu bewerkstelligen.

Der Eintretende erweckte ihn aus seinem träumerischen Sinnen.

„Guten Abend, Herr!" sagte dieser, die Hand des Sensenschmiedemeisters küssend.

„Grüß Gott, Michl," erwiderte Herr Kaspar, „no, und Du bist schon zurück aus'n Stoder? wie geht's Deiner Schwester?"

„Kreuzwohl!" grinste Michl, „war á Lueg, hat ihr koan Boanl weh than, und die Narrn hab'ns gar sterb'n lassen."

„Und der Breithammer hat'n ganzen Tag steh'n müssen," sagte der Meister etwas unwillig.

„Geht er doch morgen um so lustiger," erwiderte der Eßmeister, und halb vor sich hin brummte er: „war dert koan verlorner Tag für die drei Kroneln über die gekreuzten Sabeln, und gar aus nöt für Den, der's Zeichen schlagt."

Herr Kaspar sah den vor sich hin brummenden Eßmeister etwas verwundert an; dieser aber sagte: „Aber iezt, weil i mich g'meldt hab, daß i wieder da bin, jetzt will i in mein Nest kriechen, morgen heißt's zeitlich auf, und spät is's eh' schon."

„Kommen die von der Alm no nöt abi?" fragte der Meister.

„Und wer?" fragte Michel entgegen.

„No, 'n Lieutenant hab'ns g'funden, mit an Schuß im Leib, g'wiß is er mit'n Steyermarkern z'samtroffen, aber todt is er nöt," erzählte Herr Kaspar.

„Ast hat die Büchs' án schlechten Brand," platzte der Eßmeister hervor.

Der Andere sah verwundert auf.

„Was hat aber á der Knut oben auf'n Gamskogl z'suchen?" fuhr Michl fort, „erst nehmens uns d'Bueben und stellens unter's Militär, aften gehens Buchseln, und wann's grad Zeit hab'n, verführ'ns unsere Weiber, i vergun ihm a paar Loth Blei in's Fleisch."

„Michl, Dein Bue is in Welschland g'storben?" fragte Herr Kaspar.

„Ja, und was er bet'n und g'flennt hat, daß á hoam soll'n lassen," rief zornig der Eßmeister, eine dunkle Röthe zog wieder über sein erdfahles Gesicht, wie immer, wenn seines Sohnes erwähnt wurde, und grimmig verzog er seine Miene, stets der Ausdruck von boshafter Dummheit und eines rachelustigen Ingrimmes.

„Und büchseln geht der Knut á noch," fuhr der Meister fort, forschend auf den Andern blickend.

„Und auf's Weib von mein Meister hat er's a abg'seh'n!" zürnte der Rohe.

„Du bist á braver Kerl," sagte Herr Kaspar, „und gelt ja? Du wagst Alles für die drei Kroneln über die gekreuzten Sabeln, und für'n Hietzengraber."

„Das muß wahr sein," sagte der Eßmeister, den blöden Blick seinem Herrn, der ihm nach Gott der Erste war, zugewendet. Vielleicht galt ihm selbst jener noch mehr als dieser, hatte er doch deutlichere Begriffe von Löhnung, reichlichem Essen und gutem Trunk, als von Dem, was ihm spärlich genug über den Andern in der Schule gelehrt worden war.

„Jetzt geh', kriech in Dein Nest," sagte Herr Kaspar, „Du brauchst'n nöt z'seh'n, is er todt oder lebendig."

Michel glotzte den Meister an, fast dämmerte es wie ein boshaftes Lächeln in den blöden Zügen auf, doch da vernahm man ein Geräusch im Hofe, er küßte die Hand seines Meisters und eilte fort.

Herr Kaspar griff aber nach beiden Krückstöcken und humpelte in den Hof hinaus, er wollte doch sehen, wie es mit seinem Gaste stehe.

7.

Vierzehn Tage später, und wieder am Abende, stand Frau Suse im Garten. Sie pflückte Blumen: schöne Rosen, Georginen und Frühastern, dazu einiges Grün, und aus diesen ordnete sie ein Bouquet,

dessen Stiel sie mit einem rosafarbenen, schmalen Seidenbande umwand. So emsig aber auch ihre Hände sich mit dieser Arbeit beschäftigten, so war sie es doch nicht, welche ihre Seele in Anspruch nahm, dieses verrieth das schöne Blauauge, welches in Thränen schwamm, dieses verriethen die schweren Seufzer, welche zeitweise ihren Lippen entglitten, endlich hielt sie selbst in dem Geschäfte der Hände inne, und während die eine mit dem halbfertigen Bouquete niedersank, erhob sich die andere zu den Augen, um die hier stehenden Perlen zu zerdrücken.

Der Lieutenant trat in den Garten, auf sie zu. Obwol die empfangene Wunde, da die Kugel nur minder edle Theile durchdrungen hatte, keine lebensgefährliche gewesen, auch bei der Gesundheit und Jugendkraft des Verwundeten schnell geheilt war, so hatte doch der bedeutende Blutverlust auf den Wangen des jungen Mannes eine grelle Blässe hinterlassen, welche ihn jedoch nicht übel kleidete.

„Was machst Du da, liebe Suse?“ fragte er freundlich, während er die Hand ergriff und sie von den Augen wegzog.

„Den Busch'n wind' ich für Euch auf die Reise, wie es bei uns zu Land der Brauch is,“ erwiderte Suse mit gedrückter Stimme.

„Und Thränen dabei?“ sagte der Lieutenant, und während es in seinem Innern selbst gar nicht scherzhaft klang, so versuchte er doch, um seine eigene Stimmung zu verbergen, einen heitern Ton anzunehmen, indem er sagte: „Gelten diese Dem, der abreiset, oder den schönen Blumen, um die Du Dein Gärtchen beraubtest?“

„O, es soan ihrer noch g'nug, um mein Grab zu schmücken,“ setzte sie mit ernstem Ausdrucke hinzu.

„Geh', Suse, sei kein Kind, schwätze nicht von Deinem Grabe, Du, so jung und gesund,“ eiferte der Lieutenant.

Sie schüttelte das Haupt, und wieder schossen ihr die hellen Thränen in die Augen.

Dieselbe Stimmung, welche die Seele seiner Jugendgespielin bewegte, tauchte wol auch in der Brust des jungen Mannes auf, und wenn er ihr hätte Worte geben wollen, so hätte er gesprochen: „Arme Suse! Du suchst vergebens mit Deinen geheimen Kummer zu verbergen, ich weiß, daß Du Dich unglücklich fühlst. Du bist an die Seite eines Mannes gebunden, den Du nicht lieben kannst, aber auch in mir sind Träume von einem Glücke an Deiner Seite erwacht, seit sie mich heruntertrugen von der Alpe, und als ich dann von dem Herumwühlen in meiner Wunde erweckt, die Augen aufschlug und Dich sah, mit den thränenumflorten Blicken, mit dem betrübten Gesichte und bebend des Arztes Ausspruch harrend, wie es mit mir stehe, da waren alle Schmerzen verschwunden, ich fühlte auch nicht die Sonde des Wundarztes, nur die warme Thräne, welche aus Deinem Aug' auf meine Wange fiel, — und da hatte ich auch nur Einen Gedanken, und dieser kehrte dann oft genug wieder, während der Zeit meines Krankenlagers, wo Du so sorgliche Pflegerin mir warst, der Gedanke: warum mußtest Du als arme, verlassene Waise Dich in die Arme des Mannes stürzen, welcher zwar der einzige in Gottes weiter Welt war, der sich Deiner annahm, der aber zu kalt, zu theilnahmlos, zu krank an Geist und Körper für Dich lebensfrohes, jugendliches, seelenfrisches Geschöpf ist? Warum gerade einige Wochen vor meiner Heimkehr? Ich wäre Dir Freund, Bruder, Alles geworden.“

Doch wozu Gedanken verfolgen, die zu nichts führen; und so dachte wol auch der junge Mann in seinem treuen, ehrlichen Gemüthe, und sich selbst ermannend, sagte er fast schäkernd: „Lustig, Suse, über's Jahr sehen wir uns wieder; wir wollen zum Abschied nicht traurig sein, in einer Stunde kommt der Vorspannwagen, bis dahin wollen wir fröhlich und guter Dinge sein; komm! wir wollen zu guter letzt in Deinem Blumengarten herumspazieren.“

Sie blickte ihn an, sie lächelte unter Thränen gar freundlich ihm zu; er aber mußte sich von ihr abwenden, gar zu herzig erschien sie ihm; er hatte sich wirklich viele Gewalt anzuthun, um nicht beide Arme um die liebliche Gestalt zu schlingen.

„Warum fahrt Ihr heute noch fort? Es ist schon spät,“ sagte Suse, das Auge halb ihm zugewendet und eifrig bemüht, den schluchzenden Ton ihrer Stimme zu verbergen.

„Habe ohnedies verschoben und verschoben, so lange es anging,“ erwiderte der Lieutenant, „übermorgen früh muß ich in Salzburg eintreffen, meine Reconvalescenz habe ich bereits gemeldet.“

Suse sprach Nichts entgegen, sondern begann, den Kopf niedersenkend, langsam zwischen den Blumenbeeten hinzuschreiten.

„Es ist auch besser, daß ich fortziehe,“ fing der Lieutenant nach einer kleinen Pause an, aber er unterbrach sich eben so schnell wieder, er mochte wol fühlen, daß Schweigen jedenfalls besser sei, als das Reden — jetzt — und überhaupt.

So gingen sie mitsammen im Garten auf und nieder, schweigsam und Jedes sich seinen eigenen Gedanken sich hingebend, ein paar Mal versuchte zwar er wieder das Stillschweigen durch einige allgemeine Bemerkungen zu unterbrechen, er fand aber damit keinen rechten Anklang.

Der Vorspannwagen rasselte in den Hof, Suse blieb stehen, zum guten Glücke für sie war es bereits ziemlich finster geworden, in der Dunkelheit war das Erblassen ihrer Wange nicht zu bemerken. Der junge Mann ergriff ihre Hand. „Ich begleit' Euch in den Hof,“ sagte Suse halblaut, „muß ohnedieß in der Schmiede wegen des Kohlenfeuers nachsehen.“

Sie waren an der Eingangsthüre zur Werkstätte angekommen. Der Lieutenant trat mit ihr ein.

Da sah es einsam und stille aus. Die Hämmer und Räder ruhten, die Arbeiter hatten Feierabend gemacht und waren heimgezogen. Nur in der Esse glimmte und glühte noch der Kohlenberg mit hie und da aufhüpfenden, bläulichen Flämmchen. Suse sah nach, ob die Kohlen gut zusammengeschürt waren, es fiel der dunkelrothe Schimmer der Gluth auf ihr Gesicht, und was ihr Begleiter früher im Dunkel der Nacht nicht bemerkt hatte, sah er jetzt: Ihre Züge waren schmerzliche, und die Thränen flossen reichlich über die Wangen. Da riß den Jüngling das Uebermaß des Gefühls hin, beide Arme schlang er um die Geliebte, für ihn verloren, auf immer verloren, und einen heißen Kuß preßte er auf ihre Stirne. Willenlos ließ sie geschehn. Doch da regte es sich in der finsteren Gegend der Werkstätte, sie entwand sich seinen Armen, zwei Mannsgestalten traten rasch aus dem Dunkel hervor, „Heilige Maria, Mutter Gottes!“ rief sie erschreckt und wollte davon eilen, in demselben Augenblicke traf sie ein schwerer Schlag auf den Kopf, sie sank zu Boden. Der Offizier aber fühlte sich von zwei Armen umschlungen, vergebens war er bemüht, sich frei zu machen, der Angreifer war eben so kräftig als gewandt, und unter heftigem Ringen sah sich der bei kaum überstandener Krankheit noch Geschwächte dem glühenden Kohlhaufen zugeschleppt. Mit einem raschen Ruck machte er den einen Arm frei und packte des Gegners Gurgel, der Stickkrampf drückte auf die Luftröhre, ängstlich schnaubte der Ergriffene nach Athem, die Arme ließen nach in krampfhafter Umschlingung, und durch einen heftigen Stoß zurückgeschleudert taumelte der Eßmeister in den glühenden Haufen; rasch aufloderte das Linnengewand, welches ihn bekleidete.

Der Lieutenant gab dem Andern, welcher sich ihm jetzt entgegenstellte, einen Stoß auf die Brust, daß dieser zurücktaumelte und sich kaum auf seinen zwei Krückenstöcken zu erhalten vermochte. Er aber nahm Suse vom Boden auf, und, sie auf den Armen, verließ er die finstere Werkstätte, war es doch, als hätten Wuth über das höllische Beginnen der Beiden und Angst für das Leben der Schwergetroffenen ihm neue Kraft verliehen. Er eilte dem Wagen zu und hob die Bewußtlose hinauf, mit einem Sprunge war er an ihrer Seite: „Fahr, Bursche, zum Pfarrer hinüber!“ rief er dem erstaunten Vorspannknechte zu. Dieser blickte ihn und die leichenblasse Frau Hietzengraberin an und machte keine Miene, die Pferde anzutreiben. Da blinkte ein blanker Degen im hellen Mondenschimmer über seinem Haupte, und sein Ohr trafen die Donnerworte: „Fahr zu: wenn ich Dich nicht niederstoßen soll!“ Da hieb er auf die Pferde ein.

Der Wagen rasselte zum Thore hinaus, und im scharfen Trabbe ging es zum Pfarrer hinüber.

Suse erwachte aus dem tiefen Schlafe der Ohnmacht. Der Jüngling jubelte zum sternendesäeten Abendhimmel hinauf, sie aber barg das weinende Gesicht an seiner Brust.

8.

Der Pfarrer hatte versöhnende Worte gesprochen. Herr Kaspar hatte Buße gethan und Reue geheuchelt, Michl war für einen „Krobbel“ erklärt worden, aber im Gärtchen waren wirklich der Blumen genug übrig geblieben, um in diesem Herbste noch Susen's Grab zu schmücken. Alle, alle, die noch da waren, mußten gepflückt und auf den grünen Hügel gestreut werden, dies war ihr letzter Wille. „Die andern hat er mitgenommen, und er verwahrt sie wol sorglich, auch wenn sie schon verwelkt sind,“ sprach sie zu sich selbst.

Herr Kaspar humpelt seitdem fleißig an seinen Krückstöcken in der Schmiede herum, die Schmerzen im Körper müssen aber sehr zugenommen haben; denn seine Gesichtszüge sind verzerrter als je. Daher stampft er auch häufiger als sonst mit dem Stocke, und man hört nichts Anderes von ihm, als: Ihr faulen Hundei könnt's nichts als fressen und saufen? Schaut's, daß 's weiter kommt's mit der Arbeit, oder ich jag Euch auf d' Stund!“

Michl, der Eßmeister, ist aber stets der Erste in der Schmiede, und eifrig das Eisen unter dem Breithammer drehend und wendend, der Sense Form und Gestaltung gebend sagt er dann gewöhnlich mit kropfig heiserer Stimme: „Recht hat der Herr! fanle Hund soans, die nöt werken wollen für die drei Kronein über die gekreuzten Sabeln!“

Friedrich Wilhelm Arming.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Ein Ausflug im saronischen Golfe.

Von R. Termo.

Der Schwalbe gleich, die im eingeschlossenen Neste über ihren Eiern brütend die ersten Strahlen der Morgensonne erhascht und deren belebende Wärme fühlend, der dumpfigen Zelle entschlüpft, dem leichten Aether sich anvertraut, die Flügel in Entzückung schlägt und zirpend sich der goldenen Freiheit freut, fühlt ein Cadet, der dem Zwange der Disciplin eines von Ihrer Majestät Schiffe für einige Zeit zu entgehen vermag; und dieses Gefühl beseelte eine Partie junger Offiziere und Cadetten, welche einen mehrtägigen Urlaub erhalten hatten, die Küsten des saronischen Golfs zu besuchen, während das Schiff in Salamis herrlicher Bucht ruhig und sicher vor Anker lag.

Ein großes Boot mit bedeutend breiten Segeln des leichtesten Tuches ward für diese Kreuzfahrt auserwählt. Als guter Segler bekannt, enthielt es Raum genug, unserer Gesellschaft von vierzehn Personen, drei Matrosen und einen Schiffsjungen inbegriffen, hinreichende Schlafstätte zu gewähren und außerdem noch den Proviant einer Equipage aufzunehmen, deren Appetit bei dieser besondern Gelegenheit, gleich den Ventilen einer Dampfmaschine, ohne Aufhören früh und spät zu arbeiten versprach!

Unsere Gesellschaft für drei lange Tage zu ernähren, verlangte einen Vorrath von Lebensmitteln, der einen Laien im Proviantverwalters-Departement einer Cadetten-Menage in unbegrenztes Erstaunen versetzen würde. Ein Sack, ungefähr hundert Pfund Schiffszwieback enthaltend, ein zweiter mit frischem Brote, wieder einer mit Kartoffeln, einige funfzig Pfunde gesalzenes Rind- und Schweinefleisch in einem Fasse verpackt, dessen übriger leerer Raum sich mit Schinken, Würsten und dergleichen anfüllte, Körbe mit Kaffee, Thee, Zucker und zahllosen Gegenständen, die uns nöthig schienen, die Lämmer, Spanferkel, Puter, Gänse und Hühner der griechischen Dörfer zu würzen, wurden kaum für hinreichend gehalten, als Nothanker zu dienen, oder um anders zu sagen, als plat de resistance gebraucht zu werden, sollte es dem harmonischen Klange unserer spanischen Piaster nicht gelingen, ihre gewohnte, magische Wirkung auf die geldgierigen Eigenthümer jener Bi- und Quadrupeden hervorzubringen.

Ein Faß mit Flaschen starken Porters und eines dergleichen mit guter Ale lagen einträchtig neben einem dritten, welches hermetisch verschlossene ausgezeichnete Weine und spirituöse Getränke enthielt, und dem als Adjutant ein Fäßchen alten Jamaica's zugesellt ward, um die vielleicht langweiligen Abende verkürzen zu helfen. Vernachlässigt ward indessen keineswegs ein tüchtiges Faß des klaren und reinen Elementes, des Wassers, da die Schwierigkeit dieses an jenen ausgedörrten Küsten zu erhalten, eben so bekannt war, als der unlöschbare Durst unserer Gesellschaft.

Unmöglich ist es, das Vergnügen, die freundschaftlichen Späße und Witze der Equipage des Schiffes zu beschreiben, als ein Faß, ein Sack, ein Korb nach dem andern über die Seite gezogen und im geräumigen Boote verpackt ward.

Jedes Individuum der Gesellschaft — egoistisch der eigenen Unterhaltung gedenkend — belud sich mit Dem, was sich am meisten derselben eignete. Reißbreter, Bücher, Instrumente bezeichneten die literarischen und künstlerischen Charaktere unter uns; die Nimrode, Gewehre in den Händen, waren mit Jagdtaschen, Pulverhörnern und Schrotbeuteln sattsam belastet und bekreuzt; ein gewaltiger Pferdefreund erschien vom untern Decke mit langer Parforcepeitsche, Stiefeln und Sporen; aber das helle Gelächter der Cadetten durchbrach alle Schranken der Disciplin des Halbdeckes, als ein bekannter

Müssiggänger das Verdeck betrat, Schlafmatte und Kissen zum Schutze seines Schwerpunktes unter dem Arme tragend, als gedächte er die Reise im Schlafe mitzumachen. Da er der Letzte war, der eingeschifft ward, stießen wir mit lautem Hurrah und unter begleitendem Lachen der Zurückgebliebenen ab. Die Segel wurden gehißt und Versuche gemacht, die Masse der heterogenen Gegenstände, die den Boden der Barke bedeckten und sie bis oben anfüllten, in einige Ordnung zu bringen. Flinten, Ruder, Pfeifenröhre, Karten, Papierrollen sahen zwischen Säcken mit Lebensmitteln und Nachtsäcken hervor. Cigarrenkistchen, Chocoladentafeln, Seife, Zinnschüsseln und Krüge, Büchsen mit Eingemachtem, Pulverhörner, Jagdpeitschen, Fernröhre, Stiefeln und Schuhe, Bratpfannen und Roste, Segel, griechische Mäntel und rothe Mützen, runde holländische Käse und große Beutel voll guten, türkischen Tabacks lagen in derjenigen Unordnung unter einander herum, die mit nichts, als mit der Kiste eines Cadetten sich vergleichen läßt, in welcher Alles oben auf liegt, Nichts aber bei der Hand ist.

Nicht wenig Takt war nöthig, die überempfindliche Besorgniß einiger Mitglieder der Gesellschaft in Schranken zu halten, die ihre eignen Sachen mehr dem Umherwerfen und den unendlichen Weheleien der Jüngern unter uns ausgesetzt sahen, als es von ihnen für absolut nothwendig erachtet ward; doch der Wind war günstig, die See ruhig, und das prächtige Licht eines griechischen Morgens, das die Natur neu belebte, half schnell alle andere Gefühle beseitigen, welche nicht mit der ununterbrochenen Freude im Einklange standen.

Wir nahmen im Vorübersegeln am Piräus einen griechischen Schiffer, um uns als Lotse und Dollmetscher zu dienen, und mit fliegenden Schooten tanzte unser Boot lustig über die dunkelblauen Wellen des ägäischen Meeres, einer kleinen Bucht auf der Insel Aegina zusteuernd, welche unmittelbar unter dem Tempel des Jupiter Panhellenius sich befindet. Hier ward das Boot angelegt, festgemacht, und, in verschiedene Parthieen zerstreut, stiegen wir nach dem Tempel aufwärts.

Diese Ruinen zeichnen sich durch den comparativ guten Zustand aus, in dem sie erhalten sind, was wol mehr dem Material, aus dem die Säulen gearbeitet wurden, als irgend einer andern Ursache zuzuschreiben ist; der gewöhnliche gemischte Bruchstein des Piräus zog zu wenig die Aufmerksamkeit der Vernichter aus allen Nationen auf sich, und somit blieb die Zerstörung der Säulen der Sorge der Zeit überlassen, einer Gottheit, deren kahle Steine im herrlichen Clima Griechenlands höchst selten mit dunklem Moos oder Epheu bedeckt ist, wodurch freilich oft die Ruinen eines romantischen Aeußern beraubt werden.

Das sich an dieser Stelle darbietende Panorama ist entzückend: das ägäische Meer wird von einem Archipel von Inseln begrenzt, der in einem Gürtel von St. Georgio di Arbora bis Zea sich ausbreitet und verschiedene Formen und Farben darbietet, wie die einzelnen Eilande über der dunkelblauen Fläche des Meeres sich erheben. Vom Cap Sunium zieht eine Gebirgskette sich bis zum honigreichen Hymettus und dem marmorspendenden Pantheliton, in einem Halbkreise die Ebene Attikas einschließend, aus welcher der Lykabettos und die Akropolis hervorragen. Die neue Stadt, von den Ruinen des unvergleichlichen Parthenons gekrönt, die stattlichen Säulen des dem Jupiter Olympios geweihten Tempels, die in der Ebene zerstreuten Dörfer und Landhäuser, aus dem Oelwalde, den Weingärten und Kornfeldern hervorblickend, der eingeschlossene, sichere Hafen des Piräus voller Schiffe, vom stolzen Dreidecker bis zum bescheidenen Caique herab, mit freundlich aussehenden Häusern umgeben, die mit Kriegsschiffen besetzte Bucht von Salamis, liegen wie eine Charte ausgebreitet zu unsern Füßen. Salamis selbst bietet in seinen zerrissenen Bergmassen außerordentliche Erscheinungen von Licht und Schatten, über welche hinweg die grünen Gefilde von Eleusis in Zwischenräumen gesehen werden, von einem Hintergrunde hoher Berge geschlossen, die uns Thebens reiche Ebene verbergen.

Von Salamis aus folgt das Auge dem schmalen Streifen Landes, der den saronischen vom korinthischen Golfe trennt, hinter dem die beide Seiten desselben einfassenden Gebirge Rumeliens und der Morea sich erheben. Den Krümmungen der Küste und den Bergreihen folgend, findet das Auge Ruhe und vollendet sich das Panorama durch den schroffen Höhenzug, der die Insel Aegina theilt. Der Tempel selbst steht auf dem letzten, abgerundeten Hügel einer vom Hauptzuge abgehenden Reihe. Der Vorgrund und die in unmittelbarer Nähe befindlichen Thäler sind mit Mandel- und Oelbäumen besetzt, die inmitten der bebauten Felder stehen. Die ganze Scene sucht, was Ausdehnung, Verschiedenheit der Formen und Interesse betrifft, ihres Gleichen und wird ewig meiner Erinnerung eingegraben bleiben!

Doch es gibt eine Beschäftigung, der alle anderen weichen müssen. Zweifelsohne ist es ein schöner Zeitvertreib, eine herrliche Gegend zu betrachten, unter den Ruinen vergangener Jahrtausende, nachdenkend über gefallene Größe, zu wandeln, leider aber sind wir schwache, sterbliche Geschöpfe! Nur zu leicht wird der Geist aus solcher contemplativen Beschäftigung gezogen, wenn der Körper, dem er innewohnt, nicht gefrühstückt hat; der thierische Theil unseres Selbst verlangt nur zu dictatorisch sein Recht, mag die ihn regierende Seele nun einem abstracten Philosophen oder einem materiellen Cadetten angehören.

In unserem Falle hatte ein Signalschuß vom Boote aus kaum uns kund gethan, daß die Kartoffeln gekocht wären, als ein Jubelruf erscholl, der die Säulen des Tempels schier in ihren Basen erzittern machte: Pläne, Skizzen, Steine wurden von den betreffenden Individuen hastig ergriffen, und Alles rannte mit einer Eile nach der Bucht, die der besten Zeiten hellenischer Spiele würdig gewesen wäre. Suchen wir das Ziel schnell zu erreichen, keine leeren Lobeserhebungen, keine Krone von Petersilie sind des Siegers Lohn. Nein! wirkliche, substantielle Lebensmittel erwarten uns, der volle Becher schäumt uns entgegen, und was die Petersilie anbelangt, schien sie uns mehr an ihrem Platze auf einem saftigen filet de boeuf, statt unsere Schläfe zu schmücken.

Da der Tag noch nicht weit vorgeschritten war, glaubten wir besser zu thun, gleich uns einzuschiffen und unser Frühstück lieber unter dem schützenden Dache eines Sonnenzeltes, als auf kahlen Steinplatten einzunehmen. Der Küste der Insel folgend und die schönen Partien derselben bewundernd, machten wir mit Hülfe der Ruder es möglich, vor Sonnenuntergang noch im Hafen von Aegina einzulaufen, berühmt in längst vergangenen Zeiten wegen seines Handels, seiner Flotten! Verschwunden sind diese und jener, doch blieb der Hafen als Denkmal früherer Größe, wohl zu bemerken: er ist wirklich vom Pharo bis zum Molo zwei Ankertaulängen tief und fast eine halbe breit. Eins der größeren neuen Dampfschiffe würde so ziemlich den ganzen Raum einnehmen, und ein Kino wäre im Stande, von den Räderkästen herab den Rest der dann noch Platz findenden Galeeren der Alten zu benetzen.

Sei dem, wie ihm wolle, er bildet ein sicheres, kleines Bassin, in dem wir froh unsern Anker fallen ließen, ein Tau am Molo befestigten und für uns hinreichenden Raum fanden.

Die Stadt Aegina ist 1828 und Anfangs 1829 der Sitz der Regierung Capodistria's gewesen und enthält eben nichts Sehenswerthes: die meisten Häuser sind verfallen, nur wenige von den damals so belebten Straßen bewohnt, die dem Molo gegenüberstehenden Gebäude von Kaffee- und Weinwirthen und sogenannten Kaufleuten besetzt; der Molo selbst, von herrlichen Quadern erbaut, ward auf Kosten des amerikanischen Philhellenen-Comité in jener Zeit der Blüthe wieder hergestellt. Der Handel erstreckt sich hier natürlich nur auf die Producte der Insel, die übrigens eine sehr fruchtbare ist.

Der hiesige Boden hat — wie die alten Dichter sagen — die besondere Gabe, Menschen und Grashüpfer hervorzubringen, wenn Steine, Zähne oder dergleichen gesäet werden; unser griechischer Lotse Johannes, der hinsichtlich leiblicher Bedürfnisse seinem berühmten Namensvetter in der Wüste durchaus nicht glich, und dessen Magen, obwol den vorgeschriebenen Fastenspeisen nicht abhold, doch jetzt etwas Substanzielleres als Heuschrecken und wilden Honig verlangte, — säete statt der classischen Steine und Zähne neugezeugte Drachmen, und der melodische Silberklang lockte aus den Ruinen und Löchern der Stadt Menschen hervor, mit Geflügel und Fischen aller Art beladen, — ein Wunder, das wir uns gefallen ließen.

Unser hoher Priester Neptun's, der ein großes Kaffeehaus und Magazin in Beschlag genommen hatte, stand, mit einem tüchtigen Besenstiel statt des Dreizacks bewaffnet, die empfangenen Schätze zu bewachen und theilte mit demselben sehr freigebig Winke an eine Schaar halbverhungerter Hunde aus, deren Fuchsnasen und helle Augen mit gar zu großem Interesse den culinarischen Anstalten Aufmerksamkeit widmeten, die in dem zur Küche improvisirten Hofraume getroffen wurden, wo Töpfe und Pfannen und eine Menge griechischer irdener Gefäße von den verschiedenartigsten und classischsten Formen über einer Reihe von Feuern hing, unter der Oberaufsicht einer alten, verschrumpften Megäre, deren Aeußeres den schärfsten Appetit eines ächten Jan Maat's zurückschrecken konnte.

Unsere Mahlzeit ward halb classisch, halb modern eingenommen; der darauf folgende Divan in unserm etwas sonderbaren Quartiere war indessen ganz orientalisch und offen für Jeden, der hereintreten wollte. In der Mitte stand ein mächtiges, kupfernes Feuerbecken voll glühender Kohlen, von Kaffeetöpfen und Tassen, Krügen und Gläsern, Pfeifen und Haufen Tabacks umgeben, während um uns herum in mannigfachen Stellungen und Lagen eine sehr gemischte Menge es sich nach Möglichkeit bequem machte. Da saß ein Nachkomme Miltiades' und Leonidas' in himmelblauer Uniform und knapp anliegenden Unaussprechlichen; — dort ein wahrer Petit-Maitre in enger, reich gestickter Sammetjacke und Weste und schneeweißem, faltenreichem Untergewand, in Form mehr einem kurzen Frauenrocke gleichend; reich vergierte Kamaschen hüllten seine Beine vom Knie abwärts ein, die rothe, wollene Mütze mit seidener, blauer Quaste hing kühn auf einem Ohr; weiterhin lehnte ein albanesischer Soldat, mit rauhem, zottigen Mantel von Ziegenhaaren, schmutziger Fustanella und Wäsche, aber reichen Waffen; hier zeigten sich: der nette Kaufmann, in weißer, mit baumwollenen Litzen besetzten Jacke und prächtigem Seidenschaal als Gürtel, aus welchem friedlich ein Schreibzeug hervorschaute, — der Schiffer und Barkenführer im weißen Hemde und rother Leibbinde, die nackten Beine aus einem unendlich weiten blauen Sacke hervorstreckend, der seinen unteren Menschen verhüllte, — der Priester im langen, schwarzen, aber des Waschens und der Seife sehr bedürftigen Talar und runder, schwarzer Filzmütze.

Inmitten dieser bunten Gesellschaft lagen und saßen wir Anderen, in dichte Tabackswolken eingehüllt, sprechend, erzählend, lachend, Geschichten anhörend, trinkend und rauchend, während wir gleichzeitig die Unterhaltung und Belehrung für uns zu bekommen suchten, die eine solche heterogene Gesellschaft darzubieten nie ermangelt.

Spät war es, ehe der letzte Gast sich zurückzog, der letzte Sänger seine letzte Stanze gesungen oder vielmehr geheult hatte — da hier in diesen classischen Gegenden Alles durch die Nase und schnarrend gesungen wird — und der letzte Schluck gethan worden war; aber kaum hatte der neuanbrechende Morgen seine schläfrigen Augen geöffnet, als auch der an Bord so gewöhnliche Morgenruf: „Heraus oder herunter!" was auf das Losschneiden der Hängematten Bezug hat, Alles erweckt, — selbst der bekannte Faulpelz ergriff halb mechanisch sein Bett und wandelte oder taumelte vielmehr schlaftrunken dem Boote zu.

Der Hafen wurde verlassen, die nöthigen Ablutionen vorgenommen und Kaffe gemacht, während wir langsam an der einzigen noch übrigen Säule des auf der südlichen Spitze Aeginas befindlichen Tempels der Venus vorbeiglitten. Leider ist außer dem größten Theile der Grundlage und einer gebrochenen Säule nichts mehr von der ehemaligen Pracht übrig geblieben, für dieselbe Zeugniß abzulegen. Ein Theil der Quadern der Grundmauern diente zur Wiederherstellung des Molo, den Archäologen ein Gräuel, die lieber Hunderte der neueren Hellenen hätten hungern sehen, als daß durch solchen Vandalismus Wittwen und Waisen ernährt wurden!

Aegina ein Lebewohl zuwinkend, brachten einige Stunden angestrengten Ruderns uns nach Epidaurus; wie froh waren wir, und welche herrliche Scene bot sich uns dar! Denn die Temperatur von achtzig Grad bei einer spiegelglatten See, welche die Sonnenstrahlen mit vermehrter Kraft zurückwarf, ließ unsere Muskeln erschlaffen, unsere Augen müde des Einerleis werden, jetzt blickten wir mit ungetheiltem Entzücken auf die grünen Ufer des uns aufnehmenden Hafens.

Ein nettes Dorf, — vielleicht stellt es gar eine Stadt vor, wo ich dieselbe dann um Verzeihung wegen falscher Benennung bitte, — zieht sich am Ufer entlang, die Häuser fast alle neu. Auf einer kleinen Anhöhe am Eingange des Hafens erhebt sich eine hübsche, kleine Kirche, weiterhin erglänzt ein kleiner Teich frischen Wassers, an dem ein Busch junger Palmen grünt; das Thal umschließen schön formirte Berge, mit verschiedenartigen Bäumen und Unterholz bis auf den Rücken bewachsen.

Für den Augenblick hatten wir keine Zeit zu verlieren, dieses interessante Thal zu durchstreifen; denn beschlossen war, ohne Aufenthalt das Amphitheater des Aeskulap zu besuchen, das einige Stunden entfernt liegt. Stiefeln, Sporen und Peitschen waren jetzt statt Ruder und Segel an der Tagesordnung.

Man spricht und schreibt viel von Wettrennen, man bewundert Franconi's Künste, aber von allen Reitereien der Welt läßt sich keine mit der vom Seecadetten vergleichen! Laßt das arme Thier, was bestiegen werden soll, den Spat haben, geschundene Knie aufweisen, am Rücken gedrückt sein, am Husten leiden, sei es ein Füllen oder eine alte Rosinante — alles Das ist dem Reiter einerlei! Er kommt sicher und in der gehörigen Zeit zum Ziele, gleich als wäre er auf dem besten Renner, auf dessen Lauf die größten Wetten gemacht wurden. Hundert gegen Eins, daß der beste Jockey, der je in ledernen Modestien stack, nicht mit einem Seecadetten um die Wette zu reiten vermag auf griechischem Roß, griechischem Sattel, griechischem Wege! Wie eine Blaujacke reitet, vermag kein anderer Sterblicher zu reiten, wenn er seinen Hals lieb hat!

Unsere Gesellschaft indessen beritten zu machen, war keine Kleinigkeit, und sämmtliche epidaurische Cavallerie ward zum Dienste requirirt, was freilich nur eine förmliche Verschwendung des „wahren Nerven des Kriegs" vermochte. Waren Einige unter uns so glücklich, ein gutes Thier, mit hohem, türkischem Sattel zu erhalten, so waren Andere doch übel daran, die zwar ein Thier mit der nöthigen Anzahl Beine bekamen, das aber statt des Sattels eine Zusammenstellung schlechtgeglätteter Stöcke auf sich liegen hatte, die mit dem Ehrennamen eines Packsattels benannt war. Ein altes Schaffell oder ein Stück eines zerrissenen Capots darüber, mit einem Tauende als Steigbügel und erbärmlicher Halfter, ward als hinreichende Equipirung des Streitrosses angesehen, um auf solchem Thiere die meilenlange Reise anzutreten.

Kaum saßen wir Alle hoch zu Rosse, als auch Wetten aller Art gemacht wurden. Unser Führer, ziemlich gut beritten, erhielt noch extra ein Paar Schluck guten Cognak und das Versprechen einiger Extradrachmen, wenn er uns vorauszureiten vermöchte. Ein gehöriger Vorsprung ward ihm gegeben, und sobald er diesen erreicht, setzte sich die Cavalcade mit lautem Gelächter und greulichem Halloh wie die wilde Jagd in Bewegung.

R. Termo.

(Fortsetzung folgt.)

Die kleinen Leiden des Ehestandes.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung aus Nr. 103.)

Fünftes Kapitel.

Der Amadis-Omnibus.

Vielleicht findest Du es ganz natürlich, geliebter Leser, daß ich an meinem Rockknopfe zog, die Decke ansah, das Feuer betrachtete, Carolinens kleinen Fuß stillschweigend bewunderte, kurz Stich hielt, bis das junge Fräulein wieder fort war.

„Entschuldigen Sie," sagte ich nun, „ich bin geblieben, vielleicht wider Ihren Willen; aber Ihre Rache verlöre, wenn Sie sie später erzählten. Barg sie irgend ein kleines Leid für ihren Gemahl, so interessirt sie mich außerordentlich, und Sie sollen das Warum erfahren ..."

„Ach," sagte sie, „die Worte: ein sehr moralisches Verhältniß, verletzten mich außerordentlich. Ein schöner Trost für mich, zu erfahren, daß ich

in seiner Haushaltung nur ein nothwendiges Meuble sei, eine Medicin gleichsam; daß Frau von Fischtaminel meines Mannes Seele besaß, seine Bewunderung, seinen Geist bezauberte, während ich nur eine Nothwendigkeit sein sollte. Tiefer kann man eine Frau nicht erniedrigen, als wenn man ihr denselben Rang mit dem täglichen Brote anweist. An diesem Abend hielt ich eine Rede — —"

„Wie Cicero gegen Catilina."

„Wie Sie wollen; denn ich war wüthend und weiß nicht mehr, was ich in die Wüste meines Zimmers hinein gerufen habe. Glauben Sie denn nicht, daß die Meinung, welche die Männer von ihren Frauen haben und die Rolle, die sie uns anweisen, ein entsetzliches Leid für uns sei? In unseren kleinen Leiden steckt immer ein großes Leid. Adolph bedurfte einer Lehre. Sie kennen den Vicomte de Lustrac, einen außerordentlichen Verehrer von Frauen, Musik, Leckerbissen, einen jener alten Gecken des Kaiserthums, die von ihren Frühlingssiegen leben und sich selbst mit unsäglicher Sorgfalt behüten, um Nachgewinnste davon zu tragen."

„Ja," sagte ich, „er gehört zu jenen geschnürten, geschniegelten, sechzigjährigen Junggesellen, die ihre



schlanke Taille misbrauchen und im Stande sind, die jungen Dandys belehren zu wollen."

„Herr von Lustrac," entgegnet sie, „ist egoistisch wie ein König; aber galant und anspruchsvoll trotz seiner kohlschwarzen Perrücke."

„Er färbt sich auch den Backenbart."

„Des Abends schmetterlingt er in den Salons umher."



„Er gibt vortreffliche Diners und Concerte und beschützt die jungen Sängerinnen."

„Beweglichkeit hält er für Freude."

„Ja, aber er flieht auf den Fittigen des Windes, sobald sich irgendwo der Verdruß einstellt. Sie haben Trauer, er meidet Sie. Sie lassen taufen, er wartet Ihren Kirchgang ab, ehe er Sie wieder besucht; er besitzt eine Freimüthigkeit und eine gesellschaftliche Unerschrockenheit, welche Bewunderung verdienen."

„Aber gehört nicht Muth dazu, Das zu sein, was man ist?" fragte ich.

„Nun denn," entgegnete sie, „nachdem wir unsere Bemerkungen ausgetauscht — dieser junge Greis, dieser Amadis-Omnibus, den wir unter uns den Ritter Hänschen lebt noch nannten, wurde der Gegenstand meiner Bewunderung."

„Es war der Mühe werth; ein so schöner Mann."

„Ich machte ihm einige jener Avancen, die nie eine Frau bloßstellen, lobte seine geschmackvollen Westen, seine Röcke; er fand mich ausnehmend liebenswürdig. Mein Ritter war an der äußersten Grenze der Jugend; er machte mir Besuche; ich zierte mich, spielte die unglückliche Gattin. Sie wissen, was das sagen will, wenn eine Frau von ihren Leiden und von ihrem misverstandenen Herzen spricht. Der alte Affe antwortete mir viel besser als ein junger Mann, und es kostete mir große Mühe, dabei ernsthaft zu bleiben. So sind die Männer, sagte er, sie haben eine schlechte Politik; sie achten ihre Frauen, und früher oder später ist jede Frau wüthend darüber, sich geachtet zu sehen, und das ohne die geheime Erziehung, auf die sie ein Recht hat. Sobald Sie einmal verheirathet sind, können Sie doch nicht leben wie eine kleine Pensionairin. Dabei drehte und wandte und bückte er sich; er war unausstehlich; er sah aus wie ein nürnberger Gliedermann; er schob das Kinn vor, den Stuhl, die Hand ... Endlich nach vielem Hin- und Herziehen — Engelserklärungen —"

„Bah!"

„Ja, Hänschen lebt noch hatte den Classicismus seiner Zeit für den neumodischen Romantismus aufgegeben; er sprach von Seele, Engel, Anbetung, Unterwürfigkeit; er wurde tief himmelblau ätherisch. Er geleitete mich nach der Oper und hob mich in den



Wagen. Der alte Jüngling war überall, wo man mich fand; er verdoppelte seine Westen, schnürte sich die Taille zusammen, gab seinem Pferde die Sporen, um meinen Wagen in der Allee einzuholen und mich zu begleiten; schonte mich wie so wenig als ein Student und war rasend verliebt in mich; ich spielte die Grausame, nahm aber seinen Arm und seine Bouquets an. Man sprach über uns. Das war mir eben recht. Ich brachte es dahin, daß mein Mann uns überraschte; der Vicomte saß neben mir auf dem Sopha in meinem Boudoir, hatte mich bei der Hand gefaßt, und ich hörte ihm mit scheinbarem



Entzücken zu. Es ist unerhört, was wir zu ertragen im Stande sind, wenn wir Lust haben uns zu rächen. Es schien mir unangenehm zu sein, daß mein Mann eintrat, der mir eine Scene machte, sobald der Vicomte fort war. Ich versichere Dir, antwortete ich ihm, nachdem ich seine Vorwürfe angehört, daß es ein sehr moralisches Verhältniß ist. Mein Mann verstand mich und ging nicht mehr zu Frau von Fischtaminel; ich war fortan nicht mehr zu Hause für Herrn von Lustrac."

„Aber," sagte ich, „Lustrac, den Sie wie so Viele für einen Junggesellen halten, ist Witwer und kinderlos."

„Bah!"

„Kein Mann hat seine Frau tiefer begraben. Gott wird sie am jüngsten Tage suchen müssen. Er verheirathete sich vor der Revolution, und Ihr sehr moralisch erinnert mich an ein Wort von ihm, das ich Ihnen erzählen muß. Napoleon gab ihm ein bedeutendes Amt in einem eroberten Lande; Frau von Lustrac, wegen der Verwaltung desselben von ihm verlassen, nahm — sehr moralisch — sich für ihre eigenen Angelegenheiten einen geheimen Secretair an, beging aber das Unrecht, ihren Gatten nicht von ihrer Wahl in Kenntniß zu setzen. Lustrac traf diesen Secretair zu einer sehr frühen Tagesstunde und sehr bewegt, in Folge eines ziemlich lebhaften Streites, im Zimmer seiner Frau. Die Stadt machte sich lustig über ihre Obrigkeit, und Lustrac mußte den Kaiser selbst um seine Zurückberufung bitten. Napoleon verlangte, daß seine Vertreter moralisch seien, und eine Dummheit setzte einen Mann in seinen Augen herab. Sie wissen, daß der Kaiser, neben seinen anderen unglücklichen Leidenschaften, die hatte, seinen Hof und seine Regierung moralisch machen zu wollen. Lustrac's Bitte ward also bewilligt, aber ohne Ersatz. Als er nach Paris kam, erschien er wieder in seinem Hause mit seiner Frau und führte sie in Gesellschaft, was



gewiß zu den feinsten Sitten paßt, aber es gibt überall Neugierige. Man fragte ihn nach der Ursache dieses ritterlichen Benehmens. Sie haben sich also versöhnt, Sie und Frau von Lustrac, sagte man zu ihm. Sie haben ihr verziehen; das ist recht. O, antwortete er mit zufriedener Miene, ich habe die Gewißheit erlangt ... daß sie unschuldig ist. — Nein, es war blos, um nicht allein sein zu müssen."

Caroline lächelte.

„Die Meinung Ihres Anbeters macht das große Leid also zu einem sehr kleinen."

„Dies kleine Leid," rief sie, „wohin rechnen Sie denn die Langeweile, mit einem Herrn von Lustrac schön zu thun, der darauf mein Feind geworden ist. Sehen Sie; die Frauen müssen oft sehr theuer die Bouquets, die man ihnen gibt, und die Aufmerksamkeiten, die man ihnen erzeigt, bezahlen. Herr von Lustrac hat über mich zu Herrn von Bourgarel gesagt: „Ich rathe Dir nicht, dieser Frau den Hof zu machen; sie ist zu theuer ...""



H. v. Balzac.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 107.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 15. Juli 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Von Eugène Sue.

Illustrirt von Ludwig Löffler.

Erster Band.

Einleitung.

Erstes Kapitel.

Die zwiefache Jagd.



Der Theil der Sologne, wo in der Richtung von Norden nach Süden die Departements Loiret und Loir-et-Cher zusammenstoßen und von welcher ein Theil die Gegend bildet, welche man das Bassin der Sauldre nennt, hat einen eigenthümlichen Charakter. Man findet hier im Allgemeinen weite Nadelholzungen, die hier und da von ausgebreiteten Haidestrecken durchbrochen werden oder von torfhaltigen Niederungen, welche fast immer von dem ausgetretenen Wasser der Flüsse und Bäche überschwemmt sind. Ferner sieht man weite Teiche, die von Büscheln von Iris und Blumenbinsen umgeben sind, stehende Gewässer, über deren Oberfläche mannigfaltige Wasservögel hinstreichen; nur hier und da unterbrechen wiesenreiche Niederungen, mit einzelnen Gruppen von Eichen besäet, den einförmigen Anblick dieser Landschaft, deren allgemeiner Charakter in ihren gradlinigen und ruhigen Umrissen besteht.

Unbeschreiblich ist die melancholische Ruhe dieses menschenleeren Landstriches, dessen weiter Horizont durch die immer grünen Massen der Tannenwälder gebildet wird; dieser tiefen Einöden, in denen nur von Zeit zu Zeit die Axtschläge des Holzhauers ertönen, und wo sich, wenn der Wind saust, ein tiefes, langes, mächtiges Geräusch erhebt, das dem fernen Brüllen des Meeres gleicht, und das durch die Bewegung und Reibung der belaubten Zweige entsteht. Auch ist es ein majestätischer Anblick, wenn die Sonne langsam hinter diesen ungeheuren Ebenen heraufsteigt, die wie ein See eine einzige Fläche bilden und mit rosenrothem Haidekraut und goldgelben Blumen bedeckt sind, welche der Abendwind in sanften Wellen wie einen grünen und blumigen Teppich bewegt.

Die Raubvögel, welche die weiten, menschenleeren Wälder zum Aufenthaltsorte wählen, die verschiedenen Arten von Geiern, Adlern und Falken, sind in diesen Einöden eben so zahlreich wie die Wasservögel.

Was vornehmlich im Winter dieser Gegend einen eigenthümlichen Charakter gibt, ist das beständige finstere Grün ihrer Tannenwaldungen, die hier und da von Birken und Eichengruppen unterbrochen sind, in denen beständig Füchse, Rehe und Wölfe hausen, und wohin sich oft die Hirsche und Eber der nahen Waldungen vorwagen.

Auch ist diese Gegend das gelobte Land des Jägers und folglich auch der Wilddiebe; denn Hasen, Rebhühner und Fasanen sind da im Ueberfluß, und Caninchen nehmen dort dergestalt überhand, daß Alle, von dem reichen Eigenthümer an, dessen junge Holzungen sie beschädigen, bis zum armen Landbauer, dessen magere Aecker sie abweiden, sie als eine allgemeine Landplage betrachten.

Es war am Ende October 1845, als an einem schönen Herbsttage zwei Gesellschaften von ganz verschiedenem Ansehen sich von entgegengesetzten Seiten her über eine weite Haidefläche, die im Norden durch einen grünen Waldvorhang begrenzt war, der sich bis in's Unabsehbare erstreckte, einander näherten. Eine dieser Gesellschaften bestand aus einem Piqueur zu Pferde und zwei Hundejungen, welche an der Leine eine schöne Meute von 30 englischen Hunden von der reinen Race der sogenannten Foxhounds führten; sie waren von Farbe meistens weiß und dunkelgelb mit schwarzem Behänge, der Piqueur ritt im Schritt vor der Meute her, die ihm, Dank sei es der Peitsche der beiden Hundejungen, die den Nachtrab bildeten, in vollkommener Ordnung folgte.

Der Piqueur, ungefähr 60 Jahre alt, war von sonnenverbrannter Gesichtsfarbe, er trug eine lederne Jagdmütze, einen Oberrock von castanienbrauner Farbe mit hellblauem Kragen, am Kragen und an den Taschen mit Silber besetzt, Reiterstiefeln und ein Beinkleid von dunklem Sammet. Die Hundejungen hatten Jagdkleider von derselben Livree, große Kamaschen von falbem Leder ersetzten bei ihnen die Stiefel, und sie hatten ihre glänzenden Jagdhörner umgehängt.

Die Gruppe, welche ihnen entgegen kam, ward von vier berittenen Gensdarmen gebildet, welche von einem Regimentsquartiermeister commandirt wurden, der halbblau und silberne Schnüre trug.

Die Gesichtsbildung dieses Unteroffiziers, eines mehr als reifen Mannes, bot eine ziemlich groteske Mischung von Albernheit und Verwegenheit dar. Den dreieckigen Hut quer auf seine spitzige Stirn gesetzt, mit emporgezogenen Augenbraunen und die stumpfe Nase ziemlich hoch tragend, die Brust unter der blauen von einem gelben Lederriemen gekreuzten Uniform hoch erhoben, den Leib in das Gehenk seines großen Säbels eingeschnallt, die Beine steif in die starken Stiefel gesteckt, die rechte Faust auf seinen Schenkel gestützt, rückte Herr Beaucadet, Regimentsquartiermeister der Departemental-Gensdarmerie, langsam im Schritt vor, indem er dann und wann einen befehlshaberischen Blick auf seine Begleitung warf.

Dieses Ansehen war so zu sagen das officielle Ansehen des Herrn Beaucadet; aber obgleich ein Gensdarm, war er nichts destoweniger ein Mensch und zwar ein liebenswürdiger Mensch, wie er gern selbst zu versichern pflegte; denn trotz der Reife seines Alters leistete er noch nicht darauf Verzicht, zu gefallen, und das Gerücht von seinen Liebeshändeln, die nicht weniger berühmt waren, als seine amtlichen Berichte, hallte von Salbris bis Romorantin wieder; indem die zugleich bürgerlichen und militairischen Functionen des Herrn Beaucadet als eines unbeugsamen Werkzeugs des Gesetzes ihn zwangen, einen gewissen Anstand zu beobachten, so nöthigte ihn seine heimliche Libertinage zu den Schlichen eines ausschweifenden und heuchlerischen Dorfrichters. Mit einem Worte, man werfe das Amtskleid des Commissairs in der alten Comödie über die Uniform eines alten Soldaten, und man hat das vollständige Bildniß des Herrn Beaucadet, welcher ein prachtvolles Musterstück selbstzufriedener Beamtendummheit war.

Die Jäger und die Gensdarmen, welche von zwei entgegengesetzten Seiten herkamen, mußten nothwendig an einer Ecke des Weges, die an der Seite der Ebene frei lag und auf der des Waldes ein dunkles Dickicht hatte, zusammentreffen.

„Ah, da ist Herr Beaucadet," sagte mit einer gewissen Unbehaglichkeit der alte Piqueur zu seinen Hundejungen, indem er sein Pferd bei einem Kreuze anhielt, das in der Mitte des Kreuzweges errichtet war, „man muß diesen würdigen Gensdarmen höflichen guten Tag sagen; denn seht, Ihr Jungen, einen Gensdarmen grüßt man immer zuerst; denn Sonntags macht er den Policisten in den Schenken, und weil er selbst nicht zu trinken wagt, so macht ihn das grimmig auf den Durst der Andern."

Herr Beaucadet erreichte bald die Jäger, hielt sein Pferd beim alten Piqueur an, und indem er sich an diesen wendete, sagte er zu ihm mit schnarchender Stimme und mit einem zugleich wichtigthuenden und spöttischen Tone:

„Nun, Vater Latrace, schickt Ihr Euch an durch Wald und Thal das wilde Gethier dieser Holzungen zu verfolgen?“

„Sie sind zu gütig, Herr Beaucadet,“ antwortete der Jäger, indem er den Schirm seiner Mütze mit



der Hand berührte, „das Thier, auf welches wir es abgesehen haben, ist nicht sowol wild, als schlau, es ist blos eine arme Canaille von Fuchs, und ich hoffe, daß wir ihn auf die Beine bringen werden, sobald nur der Herr Graf, sein Sohn und die übrige Gesellschaft angekommen sein werden.“

„So, hier soll sich also die Jagd versammeln?“

„Ja, Herr Beaucadet, und für Sie, der, wie man sagt, das schöne Geschlecht liebt, wird es in der Gesellschaft, die mit dem Herrn Grafen kommt, gar hübsches Wildpret geben.“

„Ich bin ein Mensch, und insofern ist Niemand befugt noch berechtigt zum Widerstand — gegen die Liebe“ — antwortete Herr Beaucadet, indem er sich in die Brust warf, sehr zufrieden mit dieser Variante bei einer juristischen Floskel, die er beständig im Munde führte, „aber welches ist denn dieses galante Wildpret, von dem Ihr mir erzählt, Vater Latrace?“

„Nachbarinnen des Herrn Grafen, Madame Wilson und ihre Tochter.“

„Ach so, die Amerikanerinnen, die Schwester und Nichte des dicken Mannes in Faßgestalt, die kürzlich eingewandert sind: man sagt, es sei was Gutes, wir werden sehen,“ sagte Herr Beaucadet, indem er seinen dreieckigen Hut festsetzte und ihm eine Neigung von 45 Grad gab, „ich muß mir ehester Tage bei den Amerikanerinnen etwas zu thun machen, um sie in aller Behaglichkeit in Augenschein zu nehmen.“

„Und so wollt Ihr die arme kleine Bruyère verlassen?“ sagte der Piqueur mit einer tückischen Miene.

„Was, Bruyère?“ fragte verächtlich Beaucadet, „welche die Truthühner der Meierei von Grand-Genevrier hütet, dieses kleine Mädchen, das nicht größer ist als mein Stiefel, das mit ihren großen, wilden Augen und ihren Blätterkränzen auf dem Kopf wie eine Tolle aussieht, und das diese Narren von Sognern für eine kleine Hexe oder dergleichen halten? Was, Vater Latrace, meint Ihr, daß ich zur Heerde dieser Puterhirtin gehöre, daß Ihr mir mit so Etwas kommt?“

„Was, Herr Beaucadet,“ erwiderte der alte Jäger mit ironischer Ruhe, „was, Sie sind ja Liebhaber und Kenner. Ich habe Sie zwanzigmal sagen hören, es gäbe 10 Meilen im Umkreis kein hübscheres Mädchen, als Bruyère, so klein sie auch wäre.“

„Ich habe mir wol mit Euch altem Knaben einen Spaß gemacht, Vater Latrace.“

„Alle Wetter, sie sagen im Lande, man habe Sie manchmal über die Haide hin laufen sehen in Ihren großen Stiefeln, das Pferd am Zaume haltend, blos um der kleinen Bruyère zu helfen ihre Truthühner zusammen zu treiben.“

„Mich!“

„Ja, Herr Beaucadet, und man fügte hinzu, daß eines Tages, als Sie mit der kleinen Bruyère gegen ihren Willen so ein wenig schäkern wollten, ihre beiden großen calcutischen Hähne, die von ihr bezaubert sein sollen, und die so bösartig sind, daß sie ihr eben so gut wie ein Hund zur Schutzwehr dienen könnten, Ihnen zu Kopf gegangen seien, dergestalt, daß Ihnen die Nase ganz zerhackt sei, obgleich Sie sich gegen den Schnabelangriff mit der Säbelscheide zu vertheidigen suchten. Die kleine Bruyère wollte sich todt lachen und kam glücklich davon.“

Herr Beaucadet zog die Augenbraunen herauf, warf stolz seine stumpfe Nase in die Höhe und antwortete im Amtston, indem er ironisch zu lächeln versuchte:

„Immer besser, ich der ich die Macht des Gesetzes im Fleische darstelle, ich soll mich mit calcutischen Hähnen gemein gemacht haben, die mich besiegt und behackt hätten, weil ich mit ihrer Hexe von Hirtin hätte Dummheiten treiben wollen! Alter Spaßvogel, von etwas Anderem. Der Herr Graf ist also zurückgekehrt? Wird er lange im Lande bleiben?“

„Meiner Treu, ich weiß nicht, der Herr Graf schwatzt nicht gern; wenn er gesagt hat, thut dies, thut das, so macht er weiter nicht viel Worte. Es ist ein rauher und harter Mann.“

„Er, der Herr Graf, das wäre!“ rief Herr Beaucadet mit einer Regung von Verwunderung. „Das ist doch einmal ein Muster von einem Landeigenthümer, macht sich aus den Wenn und Abers, den Ach und Lieber Gott so viel wie eine Kanonenkugel und läßt sich, wo's auf's Gesetz, auf's Recht und sein Eigenthum ankommt, kein X für ein U machen — ein Pfiffikus, der mir wol zwanzig Mal den Gefallen gethan hat, mich darauf auszuschicken, einige von diesen Galgenstricken von Solognern einzustecken, weil sie in seinen Wäldern trockenes Holz aufgelesen hatten — würdiger Mann, nicht wegen des trocknen Holzes, sondern um der Sache willen. Ja ich achte Dich hoch, Du unbarmherziger Gutsbesitzer,“ fügte Herr Beaucadet wie ein Stoßgebet hinzu, „und wenn er will, was macht er für eine Figur; es gibt königliche Procuratoren und Policeicommissaire, die es gern aus ihrer Tasche bezahlen würden, wenn sie sich solche physische Kraft aneignen könnten, um die Missethäter zittern zu machen. Wahrhaftig neben dem Grafen, das müßt Ihr zugeben, Vater Latrace, sieht sein Sohn, der Vicomte, wie ein Frauenzimmerchen aus.“

„Die Thatsache ist, daß der Herr Graf nicht gerade, wie man sagt, weich anzufühlen ist, aber er ist gerecht; wenn er Einem nichts hingehen läßt, so schilt er Einen dafür auch niemals mit Unrecht. Außerdem sagt man, daß er früher die Liebe und Hingebung selbst gewesen sei und so zugänglich für Jedermann wie nur Einer sein kann.“

„Der Herr Graf die Liebe und Hingebung selbst! Ihr wollt Euch über mich lustig machen, Vater Latrace.“

„So sehr, daß es bis zur Schwachheit ging.“

„Der Herr Graf schwach, Ihr macht mich schaamroth, Vater Latrace.“

„Aber plötzlich ist aus dem Schäfchen ein Wolf geworden.“

„Man hat ihn wol zu sehr geschoren?“

„Wol möglich. Uebrigens liebt er die Jagd leidenschaftlich, und das ersetzt für mich alle anderen Tugenden,“ sagte Latrace lächelnd.

„Und dann läßt sich der Jäger das griesgrämliche Wesen wohl gefallen, weil er es gegen das Ungeziefer von Wilddieben selbst an sich hat. Dieser verdammte Bettler Bete-Puante, der mit Recht so heißt *) — er mag nur thun, als wollte er mir immer entwischen, früh oder spät, so wahr ich Beaucadet heiße, werde ich ihn doch packen.“

„Daran werden Sie wohlthun,“ sagte der alte Piqueur, dessen Gesicht eine leichte Unbehaglichkeit verrieth, „daran werden Sie wohlthun; der Herr Graf wird es Ihnen Dank wissen; denn er liebt die Jagd wie toll.“

„Alle Wetter, vorgestern angekommen und heute schon auf der Jagd!“

„Sie müssen aber auch in Anschlag bringen, Herr Beaucadet, daß es bald 8 Monate sind, daß weder er noch sein Sohn eine Büchse in die Hand genommen; denn sie sind im März, beim Schluß der Jagd, von hier abgereist. Sie wissen ja selbst, Herr Beaucadet, daß Sie sich's nicht nehmen lassen würden, es anzugeben, wenn Einer später als am 12. März auf die Jagd ginge.“

„Und ich rechne es mir zur Ehre und zum Ruhme an. Das Gesetz muß respectirt werden, und ich repräsentire es. Den 12. März Schluß der Jagd, das muß Jedermann wissen, und ignorantia juris nocet, sagt der Gesetzgeber, ein alter Schurke,“ setzte Herr Beaucadet in Parenthese mit boshaftem Lächeln hinzu, „und ich wiederhole es alle Tage diesen Galgenstricken von sologner Bauern, wenn sie mir winselnd antworten: „aber, Herr Beaucadet, ich wußte nicht, daß das verboten wäre, ich kann das Gesetz nicht kennen; denn man hat mir's niemals vorgelesen; und selbst lesen kann ich nicht.“

„Freilich, wenn Einer nicht lesen kann,“ sagte der alte Piqueur, indem er den Kopf schüttelte, „und wenn man es ihm niemals vorgelesen hat, woher soll er es kennen?“

Einer der Gensdarmen, ein alter Soldat von rauher und freier Gesichtsbildung und mit einer Narbe geschmückt, welcher Litzen am Aermel und im Knopfloche ein rothes Band trug, hatte während der Unterhaltung seines Anführers mit dem Jäger mehre Male ungeduldig die Achseln gezuckt. Endlich nahm er sich eine Freiheit heraus, die ihm im Betreff seiner langen Dienstzeit zugestanden oder nachgesehen werden mochte, und sagte verdrüßlich zu seinem Anführer:

„Damit geht nur die Zeit hin und wir versäumen unseren Streifzug.“

„Still dahinten,“ sagte Herr Beaucadet befehlshaberisch, indem er den Unbescheidenen über die Schulter ansah.

„Das war auch der Mühe werth, uns die Karabiner und Pistolen laden zu lassen,“ brummte der alte Soldat mürrisch.

„Ein Streifzug, geladene Gewehre,“ sagte der Piqueur betroffen. „Ah, ich verstehe,“ setzte er hinzu, „Sie sind auf der Verfolgung irgend eines Wilddiebes begriffen, vielleicht des Bete-Puante!“

Und man sah dem alten Jäger wieder etwas Unbehaglichkeit an.

„Ein Widersetzlicher, ein Wilddieb,“ sagte der Unteroffizier mit wegwerfendem Tone, „gesegnete Mahlzeit!

„Das Wild, das ich verfolge, verhält sich zu so einem wie ein Eber oder Wolf zu dem Fuchs, den Ihr hier jagen wollt, Vater Latrace,“ antwortete Herr Beaucadet, „aber ich habe meine Ursachen, weshalb ich mich nicht so sehr beeile.“

Ehe wir in unserer Erzählung weiter gehen, müssen wir dem Leser in's Gedächtniß zurückrufen, daß diese Scene dicht am Rande eines Eichendickichts vorging, über welches sich eine Partie ungeheurer, hochstämmiger Tannen erhob.

„Es ist also ein großer Verbrecher, den Sie verfolgen?“ sagte der Piqueur.

Statt zu antworten, sagte Herr Beaucadet, dem plötzlich etwas einzufallen schien:

„In welchem Theile des Waldes sagt Ihr?“

„Unser Fuchs hat sich im zweiten Gehege der alten Schonung von Aubégin verkrochen.“

„Ist's nicht in der Schonung von Aubégin, wo man die großen Felsen findet, und wo das Gehölz so dicke ist?“ fragte der Unteroffizier angelegentlich.

„Zu dienen, Herr Beaucadet, ein rechter Aufenthalt für die Eber, Herr Beaucadet. So dichtes Gestrüpp, daß meine Hunde Mühe haben werden hinein zu kommen.“

Nach einem Augenblicke Nachdenkens rief der Unteroffizier aus:

„Mein Entsprungener ist da oder nirgends. Diesen Morgen bei Tagesanbruch hat ein Holzhacker einen Menschen in Lumpen, dessen Signalement dem meines Räubers gleicht, in's Dickicht schlüpfen sehen, und da der Kerl schwerlich während des Tages aus dem Walde herauskommen wird, so habe ich ihn eben so sicher wie Ihr Euern Fuchs, Vater Latrace.“

„Aber worauf warten Sie denn, Herr Beaucadet, daß Sie nicht anfangen den Wald zu durchsuchen?“

„Ich erwarte einen meiner Leute, der mir den Anfang der Streiferei anzeigen soll, alsdann wird

*) Man nennt Bete-Puant in der Jagdsprache die Füchse, Iltisse und andere Vierfüßler, welche dem Wilde nachstellen.

mein Räuber von drei Seiten eingeschlossen sein, und man wird ihn auf den Saum des Waldes hier hintreiben, den ich und meine Gensdarmen bewachen sollen."

„Aber seit wann ist denn ein Räuber im Lande?"

„Ihr seid wol in zwei Tagen nicht in Salbris gewesen?"

„Nein."

„Da habt Ihr auch nicht das Signalement des Verbrechers gelesen, das an der Thüre der Mairie angeschlagen ist?"

„Nein, Herr Beaucadet."

„Ich will es Euch vorlesen, wenn Ihr auf ihn stoßt, so könnt Ihr ihn mit Hülfe Eurer Hundejungen festnehmen. Hört also wohl zu, Vater Latrace, und auch Ihr Anderen," setzte Herr Beaucadet hinzu, welcher sich zu den Hundejungen wandte, welche darauf näher herantraten.

Der Unteroffizier zog ein Papier aus einem seiner Pistolenhalfter und las Folgendes: „Signalement des Bamboche."

„Kurioser Name übrigens," sagte Latrace.

„Man weiß keinen andern, die Gerechtigkeit muß sich herablassen, ihn mit diesem zu nennen," sagte Herr Beaucadet und fuhr fort:

„Dieser Gefangene, dessen wahrer Name und Antecedentien unbekannt sind, ist in der Nacht vom 12. auf den 13. October aus dem Gefängnisse zu Bourges entwischt, wo er als eines doppelten Mordes verdächtig eingeregistrirt war; alle Zeichen deuten darauf hin, daß er, nachdem er im Walde von Romorantin eine Zuflucht gefunden, wo man ihn beinahe wieder festgenommen hätte, die Holzungen und öden Steppen, die sich in den Umgebungen von Vierzon, von Salbris und von Laferté-Saint-Aubin ausbreiten, gewonnen habe.

„Dieser Verdächtige von athletischer Stärke und außerordentlicher Kühnheit ist ungefähr 30 Jahre alt. Körperlänge: 5 Fuß 7 Zoll 2 Linien — Haar: beinahe grau, trotz seiner Jugend — Augenbraunen: braun — Bart: braun — Stirn: breit, offen und etwas kahl — Augen: grau und rund — Nase: gebogen — Mund: gewöhnlich — Kinn: stark — Gesicht: lang — Augenknochen: sehr vorstehend — Gesichtsfarbe: gebräunt.

„Besondere Kennzeichen:

„Dieser Entsprungene hat auf der linken Brust eine blau und rothe Tätowirung, welche zwei Herzen darstellt, welche von einem Pfeil durchbohrt sind; über ihnen ein Todtenkopf; unter den Herzen zwei gekreuzte Dolche, die mit einem schwarzen Bande zusammen gebunden sind, auf welchem man in rothen Buchstaben folgende Worte liest:

BASQUINE POUR LA VIE
SON AMOUR OU LA MORT
12 Février 1826.

„Basquine? seltsamer Name," sagte der Piqueur.

„Ein Name, der es werth ist, auf der Brust eines Verbrechers zu stehen, der Bamboche heißt," sagte der Gensdarm. „Basquine, welcher Name!"

„Und dann, seht doch," erwiderte der Jäger, „wenn Herr Bamboche 1826 der Mademoiselle Basquine ewige Liebe geschworen hat, so hat er sich zeitig genug verliebt; denn ist er jetzt 30 Jahr alt, so hat er also diese ewige Liebe mit 10 oder 12 Jahren beschworen."

„Der Verbrecher ist in der Liebe frühreif, so wie die in der Liebe Frühreifen Verbrecher sind," merkte Herr Beaucadet mit vielem Scharfsinn an — und damit fuhr er in der Aufzählung der besonderen Kennzeichen, die in dem Signalement des Entsprungenen bemerkt waren, fort:

„Auf der rechten Brust befindet sich eine andere ebenfalls roth und schwarze Tätowirung, welche zwei ineinander gelegte Hände darstellt; unter ihnen diese Worte:

AMITIÉ FRATERNELLE ET POUR LA VIE
A MARTIN
10 Décembre 1825.

„Teufel! Herr Bamboche ist in der Freundschaft noch früher reif gewesen als in der Liebe," sagte Latrace.

„Es muß ein Bandit von seinem Schlage sein, der mit ihm bei irgend einem alten Räuber an die Brust gegeben sein mag; der wird sie aufgefüttert haben zum Verbrechen, und die Lumpen haben schönen Vortheil davon gehabt," erwiderte der Unteroffizier. Und er fuhr im Vorlesen des Signalements fort.

„Unter diesen Worten sieht man eine seltsame Zeichnung, die man am besten mit einem Bäckerbrett vergleichen kann; auf dieser Zeichnung, welche eine doppelte blaue Linie bildet, befinden sich kleine rothe, unregelmäßige Querschnitte, die beinahe $^2/_3$ der Länge der Zeichnung ausfüllen.

„Ein wenig unter der fünften Rippe der rechten Seite bemerkt man bei dem Entsprungenen eine Narbe, die von einer Schußwunde herrührt, während der rechte Arm an zwei Stellen durch zwei Narben, welche von Wunden, die von einem schneidenden Instrumente herrührten, übrig geblieben sind, tief eingefurcht ist.

„Das letzte Mal, als der Flüchtling im Walde von Romorantin gesehen worden, war er gekleidet in eine blaue, zerrissene Blouse, ein altes rothes Beinkleid von der Art, wie es die Soldaten von der Infanterie tragen; einer seiner Füße war blos, der andere in Lumpen eingehüllt; er hatte in der einen Hand ein Bündel, das in ein carrirtes Tuch eingeschlagen war, und mit der anderen stützte er sich auf einen dicken Knotenstock."

Nachdem Herr Beaucadet dieses Signalement vorgelesen hatte, steckte er es wieder in sein Pistolenhalfter und sagte zum Piqueur, der seit einigen Augenblicken sehr in sich versunken schien:

„Ich hoffe, daß mein Räuber leicht zu erkennen ist; ich hoffe wenigstens nicht, daß Euer Wildpret mit meinem zu verwechseln sein wird, Vater Latrace; aber was Teufel seid Ihr denn auf einmal so nachdenklich?"

„Ich denke nur daran," sagte langsam der alte Jäger mit naiver Verwunderung, „daß es doch ein wunderlicher Zufall ist."

„Was für ein Zufall?"

„Daß Ihr Räuber auf der Brust brüderliche Freundschaft mit Martin tätowirt hat."

„Was ist daran Verwunderliches, Vater Latrace?"

„Alle Wetter, der neue Kammerdiener, den der Graf mitgebracht hat, heißt gerade Martin."

„Schwere —" sagte Herr Beaucadet, indem er sich in dem Steigbügel zurecht setzte.

Nach einem Augenblick schweigender Verwunderung wandte sich der Gensdarm zu dem Piqueur.

„Also der neue Kammerdiener des Herrn Grafen Duriveau heißt Martin?"

„Ja."

„Seit wann ist er in den Diensten des Herrn Grafen?"

„Seit sehr kurzer Zeit, glaube ich."

„Habt Ihr ihn gesehen?"

„Gestern Abend hatte er mir Befehle zu überbringen."

„Wie sieht er aus? groß, klein, dick, mager?"

„Er ist ein schöner und großer Bursche."

„Alter?"

„Er muß nahe an 30 sein."

„Augen, Nase, Stirn, Mund, Kinn?" fragte sich überstürzend der Unteroffizier.

„Meiner Treu, Herr Beaucadet, ich kann's nicht sagen, ich habe ihn nicht genau genug angesehen, um Ihnen sein vollständiges Signalement zu geben. Es war gestern Abend schon dunkel, als er in den Hundestall kam, und ich habe ihn nur bei dem Licht meiner Laterne gesehen."

„Und Ihr sagt, er sei erst kurze Zeit im Dienste Eures Herrn?"

„Freilich; denn ich sagte diesen Morgen zum Stallmeister, indem ich mein Pferd herauszog, der Herr Graf hat also einen neuen Kammerdiener?"

„Ganz neu," antwortete der Stallmeister.

„Ich kann der Gerechtigkeit einen wesentlichen Dienst erweisen," sagte Herr Beaucadet nachdenkend; „man weiß von dem frühern Leben meines Räubers bis jetzt nichts; ich werde diesen Martin, dessen Namen mein Entsprungener mit dem Beisatze, daß zwischen ihnen ein Freundschaftsbündniß stattfinde, auf der Brust geschrieben trägt, im Guten oder Bösen zum Geständniß bringen und —"

„Einen Augenblick, Herr Beaucadet," unterbrach der Piqueur den Unteroffizier, „denken Sie an das Sprüchwort: es gibt mehr als einen Esel auf dem Markte der — Martin heißt — oder warum soll, was von den Eseln gilt, sans comparaison nicht auch von den Kammerdienern gelten und dann —"

„Und dann?"

„Dann müssen Sie bedenken, daß der Herr Graf, der so streng ist, und es bei seinen Leuten so genau nimmt, niemals anders als nur nach den allersorgfältigsten Erkundigungen Jemanden in seine Dienste nimmt."

„Nun, und was weiter, Vater Latrace?"

„Meinen Sie, daß ein ehrlicher Mann, wie der Herr Martin sein muß, da er in den Diensten des Herrn Grafen steht, der Freund des Räubers, den Sie suchen, sein oder gewesen sein könne?"

„Die Streiferei hat angefangen," rief Herr Beaucadet, indem er den Piqueur unterbrach; „da kommt Ramageau."

„Ein Leithund?" sagte Latrace.

„Ja, ein Leithund in Reiterstiefeln und zu Pferde," antwortete Beaucadet, indem er in der Ferne auf einen Gensdarm zeigte, der in gestrecktem Galopp herbeieilte.

„Nun, glückliche Jagd, Herr Beaucadet," sagte der Jäger.

„Schon gut, ich rechne auf Euch; Jäger müssen einander beistehen. Wenn Ihr auf meinen Räuber stoßt, dann wird ein Ueberfall versucht, nicht wahr?"

„Das versteht sich von selbst, Herr Beaucadet, und wenn mein Fuchs sich nach Ihnen hinflüchtet, die Sie am Rande des Waldes bleiben, so stoßen Sie nur ein lautes Geschrei aus, um ihn in die ebene Fläche zu treiben."

„Seid ruhig, mir ahnet, daß ich eine gute Jagd haben und vielleicht zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen werde, indem ich bei derselben Gelegenheit diesen Lump von Wilddieb, Bête-Puante, der mir bis jetzt entwischt ist, einfange."

Der Piqueur konnte, als wiederum der Wilddieb Gegenstand der Drohung war, eine gewisse Unruhe nicht verbergen; sie entging dem Unteroffizier, welcher nach dem Gensdarmen hinsah, der im Galopp heran kam.

Nach einem Augenblick Schweigens fing der Piqueur wieder an.

„Bei'm Jagen, Herr Beaucadet, muß man niemals auf etwas Anderes ausgehen, als auf die bestimmte Jagd, für die man Hunde mitgenommen hat, sonst, pflegen wir Jäger zu sagen, kommt man ganz leer zurück. So sollten Sie sich auch heute begnügen den Wolf zu jagen, morgen mögen Sie es auf die wilde Katze absehen."

„Ei was, Vater Latrace, Ihr seid ein alter Practicus und vergeßt, daß man auf einer Streifjagd Alles mitnimmt, was einem vor den Schuß kommt. Kommt Bête-Puante mir vor, so soll er meine Handschellen kennen lernen. Ich weiß es wohl, daß man diesem Lump im Lande beisteht, daß diese Galgenstricke von Solognern ihm helfen, sich zu verbergen, und ihn niemals angeben, weil man sagt, daß er Geheimnisse hat, um sie von ihren Fiebern zu heilen, die Hungerleider. Aber Bête-Puante ist genug so herumgeflogen, es ist Zeit, ihn in den Käfig zu setzen."

In diesem Augenblick erklang in dem Dickicht, das am Saume des Waldes lag, das Geschrei eines Vogels auffallend scharf, hoch und anhaltend.

Der alte Jäger ward roth und fuhr auf.

Der Unteroffizier, über dieses plötzliche Geräusch betroffen, drehte sich im Sattel und erhub neugierig die Augen zu den grünen und dichten Tannenwipfeln. Diese Bewegung verhinderte ihn die Aufregung des Piqueurs, sowie auch eine leichte Bewegung im Laube, da, wo das Dickicht, das an den Kreuzweg grenzte, am dunkelsten war, zu bemerken. Uebrigens herrschte in dem Augenblick die vollkommenste Windstille.

„Das ist ein fatales Vogelgeschrei," sagte Herr Beaucadet.

„Erkennen Sie das Geschrei des Sologner Adlers nicht?" sagte Latrace ruhig. „Sehen Sie, da unten fliegt er hin, um sein Nest zu erreichen, er streift über die Eichenschößlinge hin. Was für Flügelschläge!"

„Wo denn, Vater, Latrace, wo denn?"

„Da unten, sehen Sie ihn nicht, links, dicht bei der krummen Tanne, da steigt er noch einmal wieder auf. Da, da —"

„Ich habe nichts als Funken vor den Augen; Jägeraugen habe ich nicht — wäre es mein Räuber oder dieser Lump von Bête-Puante, ich würde ihn auf hundert Schritte kennen. Aber da kommt Ramageau, wir werden hören, wie es mit der Streiferei steht."

In der That kam der Gensdarm, der seit einigen Minuten sichtbar gewesen war, jetzt heran und machte neben der Gruppe Halt. Sein Pferd dampfte und war weiß von Schaum.

„Nun, Ramageau, wie steht's?" sagte der Unteroffizier.

„Herr Beaucadet, die Streiferei beginnt, die Bauern, welche requirirt sind, um den Räuber aufzujagen, haben das Gehölz von Audegin umzingelt und ziehen sich nach diesem Rande desselben zusammen.

„Gensdarmen," rief Herr Beaucadet im Tone eines Oberbefehlshabers, der seine Soldaten im Augenblicke der Schlacht anredet, „Gensdarmen, die Sache geht los, ich zähle auf Euch, die Pistolen geladen, Säbel heraus, marsch."

Und Herr Beaucadet schien in seiner Uniform zu wachsen, nahm mit einer Handbewegung von dem Piqueur, der auf dem Kreuzwege zurückblieb, einen gnädigen Abschied und zog an der Spitze seiner fünf Mann ab, welche er als Vedetten am Saume des Waldes vertheilte.

Während dieser strategischen Operation des Herrn Beaucadet sah man in der Ferne einen offenen Wagen erscheinen. Mehre Cavaliere in rothen Anzügen begleiteten ihn; es folgten einige Bedienten, die eine Anzahl Pferde führten, die in Decken eingehüllt waren.

„Frisch, Jungen," sagte der alte Piqueur zu seinen Begleitern, „zieht die Leinen an, daß die Hunde nicht so weit auseinander stehen! Da kommt der Herr Graf und seine Gesellschaft," und mit diesen Worten stieg Latrace von seinem Pferde, das er einem der Hundejungen zu halten gab, um so den Grafen Duriveau, seinen Herrn, mit allem gebührenden Respect zu empfangen.

Zweites Kapitel.

Das Dickicht.



Die Jagd hat seit lange angefangen; die Sonne, dem Untergange nahe, wirft ihre warmen Reflexe auf das Himmelsgewölbe; die buschigen Wipfel der Eichen und die gewaltigen Stämme der Tannen heben sich von dem rothen Himmel ab wie getriebene Arbeit von dem kupfernen Grunde. Mitten in einem dunkeln Dickicht, welches durch die üppige Vegetation des Ginsters, der Brombeersträuche, der Farrenkräuter und der wilden Rosen undurchdringlich gemacht wurde, mit einem Worte, in der tiefsten Wildniß der Waldungen, in welchen die Jagd vor sich ging, fand sich ein kleiner lichter Fleck, der hier und da mit grauen, bemoosten Felsblöcken besäet war, die unter einem unauflöslichen Gewirr von Epheu, Winden und wildem Geisblatt fast ganz versteckt lagen.

Das tiefe Schweigen dieser Einsamkeit ward nur in langen Zwischenräumen durch das dumpfe Brausen der Tannenzweige, welche von einzelnen Windstößen bewegt wurden, oder von den sehr entfernten Tönen des Jagdhorns unterbrochen.

Plötzlich läßt sich in dem Dickicht, von welchem der lichte Fleck umgeben ist, ein Krachen vernehmen; die Zweige der jungen Eichenschößlinge, deren Blätter schon zu vergilben anfangen, wogen hin und her, öffnen sich, und ein Mann tritt aus dem Dunkel, gebückt und beinahe am Boden hinkriechend.

Dieser Mann, dessen Signalement der Leser schon kennt, ist Bamboche, der aus den Gefängnissen von Bourges Entflohene, der zweier Mordthaten Angeklagte. Die abgetragene blaue Blouse, seine einzige Kleidung, die an den Brombeersträuchen zerrissen war, läßt an mehren Stellen seine behaarte Brust und seine athletischen Arme durchblicken, sein Tuchbeinkleid, das früher einmal roth gewesen, ist von Rissen ausgezettelt und bis zu den Knien wie ausgezackt; blutige Striemen bedecken seine Hände und Füße, er ist außer Athem, der Schweiß strömt über sein Gesicht hin.

Einen Augenblick steht er still und horcht auf das leiseste Geräusch, dann stützt er sich an einem Baum,



um Athem zu schöpfen, reißt eine Hand voll Blätter ab, führt sie gierig an seine heißen Lippen und käuet sie durch, um seinen brennenden Durst zu beschwichtigen. Die Augen des Mannes glänzen von einem wilden Feuer, die verworrenen grauen Haare, die an seinem schon etwas kahlen Vorderhaupte struppigt in die Höhe stehen, geben ihm in Contrast mit seinem braunen Bart und dem jugendlichen Ansehen seiner kraftvollen Gesichtsbildung ein auffallendes Ansehen. Blaß in Folge der Entbehrungen und der ausgestandenen Angst, drücken seine Züge Schmerz und Schrecken aus.

Plötzlich ruft eine laute Stimme, wie dicht vor seinen Füßen.

„Bamboche."

Bei diesem Namen fährt der Mann vor Erstaunen auf und blickt schreckenvoll um sich, unschlüssig, ob er fliehen oder bleiben soll, dann bückt er sich rasch und rafft zwei große Steine auf, die in seinen Händen zur furchtbaren Waffe werden können.

Alles war in ein tiefes und finsteres Schweigen zurückgekehrt.

Bamboche blickte mit wachsender Aengstlichkeit um sich. Plötzlich erhob sich, drei Schritte vor ihm, ein Mann in seltsamem Aufzuge.

Dieser Mensch, der von mittler Größe war, trug einen weiten Kaftan und Beinkleider von Wolfsleder; ein Stück dichtes Rehfell bildete den undurchdringlichen Deckel seiner Mütze, um die ein Streifen Dachs herumlief; seine Gesichtszüge, die von den Einflüssen der Jahreszeiten dunkel gebräunt waren, verschwanden beinahe ganz unter einem falben, mit Grau gemischten Bart; seine braunen, beweglichen, durchdringenden Augen schienen von innen durch eine ausdehnbare und phosphoreseirende Pupille Licht zu bekommen, gleich als wenn die Gewohnheit, am Tage zu schlafen und des Nachts umherzustreifen, ihn lichtscheu gemacht hätte, so wie dies beinahe alle Raubthierr sind. Gleichwol war das Gesicht dieses Mannes weit davon entfernt eine abstoßende und thierische Bildung zu zeigen. Man entdeckte in diesen geistigen und kühnen Zügen, die häufig von dem Lächeln einer bittern Ironie durchzuckt wurden, jenes Siegel nicht zu bezeichnender Größe, welches der Stirn des von der Gesellschaft Ausgestoßenen die Gewohnheit in Gefahren, in Einsamkeit und in verzweifeltem Widerstande zu leben, aufzudrücken pflegt.

Der Leser hat gewiß schon den Wilddieb, Namens Bête-Puante, erkannt; in dem Dickicht, welches dicht an dem Kreuzwege lag, wo der Piqueur und Herr Beaucadet auf einander trafen, hat er ungesehen das Gespräch derselben belauscht.

Bis zum Augenblick seiner plötzlichen Erscheinung vor Bamboche hatte der Wilddieb sich zusammengeduckt in einem jener Verstecke verborgen gehalten, welche die Wilddiebe Anstand nennen, nämlich einem fünf bis sechs Fuß tiefen Loche, das mit Büscheln, Farrenkraut und Ginster bedeckt wird, durch welche der Wilddieb, der auf diese Weise unbeweglich auf seine Beute lauert, sie herankommen sehen und beinahe aus unmittelbarer Nähe erlegen kann.

Beim Anblick des Bête-Puante fuhr Bamboche, trotz seiner Kühnheit, einen Schritt zurück, die Steine, welche er zu seiner Vertheidigung aufgerafft hatte, fielen ihm aus den Händen, sei es, daß der Flüchtling bei dem Anblick eines zweiläufigen, kurzen Karabiners, mit welchem der Wilddieb bewaffnet war, begriff, daß der Kampf zu ungleich wäre, sei es, daß ihm eine Ahnung sagte, daß zwischen seiner Lage und dem abenteuernden Leben des Waldmannes, der ihm entgegentrat, eine Aehnlichkeit stattfinden möge, die ihn von der Sympathie desselben versicherte.

Gleichwol wich er noch weiter zurück und fuhr fort, den Wilddieb mit einem Blicke, in dem sich eine wilde Unruhe verrieth, zu fixiren.

„Du heißest Bamboche, Du bist aus den Gefängnissen von Bourges entwischt, man hetzt Dich wie ein wildes Thier, Du würdest nicht entrinnen können — ich komme Dir zu Hülfe — im Namen Martin's."

Beim Namen Martin's nahm Bamboche's finstere Physiognomie einen anderen Ausdruck an, eine innere Rührung schmelzte seine bis dahin starren und angespannten Züge auf, der wilde Glanz seines Blickes zerging in einer Thräne, mit gefalteten Händen, halb geöffneten Lippen, klopfendem Herzen, auf und niedersteigender Brust konnte er, mit bewegter, von Rührung erstickter Stimme nur eben ausrufen:

„Martin!"

Und der Wilddieb, welcher nach diesem Ausdruck leidenschaftlicher Zuneigung auf's Neue in den Zügen des Flüchtlings den Zweifel sich abmalen sah, beeilte sich, hinzuzusetzen:

„Ja, Martin — Basquine — La Levrasse. —"

Bamboche unterbrach den Wilddieb, als wenn die seltsamen Namen, welche dieser aussprach, Martin's Identität hinlänglich bewiesen, und rief strahlend vor Freude aus:

„Er ist es, er ist es wirklich."

So vergaß der Flüchtling die erbitterte Verfolgung, der er bis jetzt nur durch ein Wunder entgangen war.

Keine Bewegung Bamboche's entging dem durchdringenden Blick des Bête-Puante. Plötzlich krümmte er seine Hand in Form einer Muschel und hielt sie an's Ohr und obgleich fortwährend das tiefste Schweigen in dieser Einsamkeit herrschte, sagte er, nachdem er noch einmal hingehört hatte, mit leiser Stimme:

„Man kommt, Du bist verloren."

„Ihr kennt Martin, er ist also aus der Fremde zurückgekehrt?" sprach der Flüchtling, der noch immer die Gefahr vergaß.

Diese Selbstverleugnung in einem so schrecklichen Augenblicke rührte den Wilddieb, er erwiderte:

„Martin ist hier — er verdankt Dir viel, ich weiß es, ich komme in seinem Namen, Dich zu retten, magst Du schuldig oder unschuldig sein."

Der Flüchtling fuhr zusammen.

„Aber bei der brüderlichen Liebe, welche Du Martin gelobt hast, versprich mir, daß, wenn er es anbefiehlt, Du Dich selbst der Gerechtigkeit überliefern willst.“

„Wenn Martin sagt, überliefere Dich, so werde ich's thun.“

„Ich kann Dir vertrauen, ich weiß es.“

Hierauf arbeitete sich der Wildbieb einige Schritte in ein tiefes Dickicht hinein links von dem Anstande, wo er verborgen gewesen war. Hier machte er mit Mühe den engen Eingang einer Art von Höhle frei. Die bewegliche Fallthür, welche dieselbe verschloß, bestand aus großen Büscheln von Tannenzweigen, welche von moosigen Steinen bedeckt wurden, die mit Erde verbunden waren. Brombeerbüsche hatten seit langer Zeit darauf Wurzel geschlagen.

Der Flüchtling war im Begriff, in diesen unverhofften Zufluchtsort zu schlüpfen, als ihm der Wilddieb im Tone feierlicher Trauer zuflüsterte:

„Achtung und Mitleiden für Das, was Du dort sehen wirst, sonst begehst Du eine Entweihung und bist der Theilnahme unwürdig.“

Und während der Flüchtling einen erstaunenden und unruhigen Blick auf den Wilddieb richtete, näherte sich der Schall der Jagdhörner, der bis dahin nur verworren zu hören gewesen war, mehr und mehr. Jetzt gab Bête-Puante dem Bamboche einen heftigen Stoß und sagte ihm leise, nachdem er auf's Neue aufmerksam hingehorcht hatte:

„Ich höre den Galopp der Pferde, rasch, rasch, verbirg' Dich.“

Darauf, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, stürzte der Wilddieb, während Bamboche durch die enge Oeffnung verschwand, ohne diese erst zu schließen, mit einem Sprunge aus dem Dickigt heraus, legte sich auf der Mitte des lichten Fleckes der Länge nach zur Erde und drückte sein Ohr an den Boden, um so deutlicher, als es im Dickicht des Waldes möglich war, zu hören.

Bald stand er wieder auf und rief mit verzweifelnder Stimme:

„Verflucht — der Fuchs — er bringt uns die ganze Jagd auf den Hals.“

Doppelt alarmirt, eilt der Wilddieb in's Dickicht zurück, um den Eingang der Höhle zu schließen. Aber der Flüchtling tritt heraus mit verstörten Zügen und ruft mit zitternder Stimme:

„Lieber gefangen werden — hingerichtet!! als in dieser Höhle bleiben. O — was habe ich da gesehen — wenn Ihr wüßtet, welcher Zufall! Dieser Name!! — Bruyère — es ist, um den Verstand zu verlieren.“

Plötzlich nähert sich das Bellen der Meute, das bis dahin entfernt gewesen war, und erweckt bald in diesen weiten hallenden Holzungen ein furchtbares Echo. In demselben Augenblick bringt ein plötzlicher Windstoß den verworrenen Klang vieler Stimmen herüber, die gleichzeitig von mehren Seiten näher kommen. Es ist der Ruf der Leute, die auf der Verfolgung des Flüchtlings begriffen sind.

Beides ereignete sich in kürzerer Zeit, als ich brauche, um es aufzuschreiben, und in demselben Augenblick, in welchem Bamboche aus der Höhle des Wilddiebes hervorstürzend mit bebender Stimme rief:

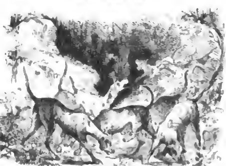
„Lieber gefangen werden — hingerichtet!! als in dieser Höhle bleiben. O — was habe ich da gesehen — wenn Ihr wüßtet, welcher Zufall! Dieser Name!! — Bruyère — es ist um den Verstand zu verlieren.“

„Du bist des Todes,“ schrie der Wilddieb mit furchtbarer Stimme, indem er seinen Carabiner erhob, welchen er, wie eine Keule, mit beiden Händen angefaßt hatte. Ich ermorde Dich — wenn man Dich hier fände, ehe ich diesen Zufluchtsort hätte verschließen können.“

Der Wilddieb hatte kaum diese Drohung ausgesprochen, als die Zweige des Dickichts, von welchem die Lichtung umgeben war, in heftige Bewegung geriethen, als wenn sie sich von rasch Herannahenden auseinander thun wollten. Der Flüchtling fuhr zusammen, und sei es, daß er dem verzweifelten Zuruf des Wilddiebes Folge leistete, sei es, daß der Instinct der Selbsterhaltung über sein Entsetzen den Sieg davon trug — er stürzte wirklich in's Innere der Höhle. Jetzt legte Bête-Puante die schwere Fallthür an ihre Stelle, löschte die Fußtapfen Bamboche's aus und hatte nur eben noch Zeit, sich in die Grube zu stürzen, in der er sich vorher verborgen gehalten hatte.

Drittes Kapitel.

Die verlorne Spur.



Der Wilddieb war in der Grube verschwunden; plötzlich hörte man beim Rauschen der Zweige einen leichten Galopp, und ein ungewöhnlich großer Fuchs mit fahlrothem Pelz und schwarzen Pfoten und Ohren erschien eilig in der Lichtung. Er triefte vom Wasser; denn er war durch einen Teich geschwommen, um die Hunde von seiner Spur abzuleiten; auch war ihm seine List gelungen; denn nachdem sich die Meute einen Augenblick dieser Gegend des Waldes genähert hatte, fing sie, wie das mehr und mehr verklingende Gebell anzeigte, wieder an, sich von ihm zu entfernen.

Der Fuchs keuchte und schnappte nach Luft, seine rothe trockene Zunge hing aus dem offenen Maule, seine grünlichen Augen blitzten, während seine niedergelegten Ohren, sein schleppender Schweif, seine pulsirenden Weichen die Schnelligkeit seines Laufes und die Ermattung seiner Kräfte bezeugten. Einen Augenblick stand er stille und suchte den Wind, indem er seine schwarze Schnauze hier und dahin wandte; darauf schien er einige Minuten lang mit eben so vieler Aufmerksamkeit als Aengstlichkeit nach der Seite der untergehenden Sonne hin zu horchen; er hörte nichts.

Indem der Anstand des Wilddiebes, obgleich nur einige Schritte entfernt, dem Fuchs unter dem Winde lag, konnte dieser diese Nachbarschaft nicht spüren; dazu hatte das Gebell der Meute, welche jetzt gänzlich die Spur verloren hatte, aufgehört. So konnte denn das gehetzte Thier, das jedenfalls auf diese Weise einige Minuten Vorsprung gewonnen hatte, etwas Athem zu schöpfen; es legte sich nieder, streckte die Pfoten von sich und drückte den Kopf mit offenem Maule an den Boden; man hätte ihn für todt gehalten, wäre nicht die unablässige, convulsive Bewegung der Ohren gewesen, welche beständig bereit waren, den leisesten Ton aufzufangen.

Plötzlich richtet sich der Fuchs auf seinen vier Pfoten auf, als wäre er durch eine Springfeder aufgeschnellt; er hemmt seine keuchenden Athemzüge, deren stoßweises Geräusch die zarte Empfänglichkeit seines Gehörs beeinträchtigen — er horcht.

Die Jagd, wie ihre launenhaften Wendungen sind, war rasch und plötzlich umgekehrt und näherte sich wieder der Lichtung; diesmal ward das Geheul der Meute vom Klang der Waldhörner begleitet.

In diesem entscheidenden Augenblick versuchte das erschöpfte Thier, welches sein Ende nahen sah, eine letzte Anstrengung, eine letzte List, um die Meute noch einmal irre zu leiten und ihr zu entwischen. Es durchläuft die Lichtung nach allen Richtungen, indem es seine Spuren in einen so unentwirrbaren Knäuel verschlingt, daß es den Hunden unmöglich sein muß sich herauszufinden. Darauf kauert er sich zusammen und schleudert sich mit einem gewaltigen Sprunge mitten in's Dickicht zwischen die Felsstücke hinein, beinahe gerade auf die mit Steinen und Brombeerbüschen bedeckte Fallthür, welche den Eingang der Höhle bedeckte; darauf erreichte er, indem er seine Pfoten auf dem Moose der Steine kaum ansetzte, mit einem einzigen verzweifelten Sprunge von 6 Fuß Weite das tiefste Dickicht des Gebüsches, machte noch einige weite Sätze und begab sich mit aller Schnelligkeit, welche ihm seine Ermattung und das kurz vorhergegangene kalte Bad erlaubten, auf die Flucht.

Dank einem wunderbaren Instincte der Selbsterhaltung, welcher allen gejagten Thieren gemeinsam ist, unterbrach der Fuchs durch diese gewaltigen unmittelbar auf einander folgenden Sätze in einem Umkreise von 30 oder 40 Schritten die Fährte. Seine Füße lassen nämlich in ihren Eindrücken auf dem Boden einen scharfen Geruch zurück, welcher die zarten Riechnerven der Hunde trifft und auf der Verfolgung ihr einziger Wegweiser ist.

Als der Fuchs verschwunden war, sprang der Wilddieb rasch aus seinem Schlupfwinkel, eilte in die Lichtung, bog sich zur Erde, durchlief sie mit forschendem Auge, erkannte die frischen Eindrücke der Pfoten des Fuchses und beeilte sich, dieselben überall sorgfältig auszutreten, indem er solchergestalt durch das Aufwühlen des Bodens nicht nur die Eindrücke in demselben verwischte, sondern auch den Geruch, der ihnen anhaftete, vertrieb. Wenn er auf diese Weise der Flucht und den Schlichen des Fuchses zu Hülfe kam, so war es seine Hauptabsicht, die Hunde und in Folge dessen auch die Jäger von dieser Stelle, welche so nahe an seinem Zufluchtsorte lag, fern zu halten.

Das Geheul der Meute rückt immer näher und wird immer hörbarer, von Zeit zu Zeit mischen sich die Rufe dazwischen, welche den Verfolgern Bamboche's, die von drei verschiedenen Seiten heranrücken, zu Signalen dienen. Mehr und mehr durch die drohende Nähe der doppelten Gefahr erschreckt, dringt der Wilddieb in das Dickicht, durch welches der Fuchs in die Lichtung gekommen war, und erkennt dort natürlich auch die Spuren des Thieres. Er tritt sie nun also auch hier etwa 200 Schritte weit aus bis zu einem gewaltigen, umgestürzten Baumstamme, über den der Fuchs ohne Zweifel hinweggeklettert war.

Ueberzeugt, daß diese gewaltige Unterbrechung des Zusammenhanges der scharfriechenden Spuren, welche der Fuchs zurückläßt, und die, wie angeführt, allein die Hunde auf ihrer Verfolgung leiten können, die Jagd unmöglich machen und von seinem Schlupfwinkel entfernen müsse, eilte der Wilddieb in das tiefste Dickicht des Waldes.

Die Voraussicht des Bête-Puante wurde zunächst nicht getäuscht. Er war seit einiger Zeit verschwunden, die Meute bellte aus vollem Halse; plötzlich hörte dieses Gebell, dieses laute Geheul, welches rings den Widerhall erweckte, wie mit einem Zauberschlage auf; die Hunde waren am Ende der Fährte, d. h. nachdem sie über den gewaltigen Baumstamm geklettert waren, von welchem an der Wilddieb, indem er den Boden umwühlte, die Fußspuren und den Geruch des Fuchses vernichtet hatte, fanden sie nichts mehr, was sie leiten konnte, und da die Meute nur dann bellt, wenn sie auf der vollen Spur des Thieres ist, so war es plötzlich stille.

Unruhig hin und her laufend, betroffen über diese plötzliche Unterbrechung der Fährte, die bis dahin ihren Geruchsnerven so deutlich gewesen war, spürten die Hunde, ganz aus der Richtung gekommen, mit der Schnauze am Boden allerwärts herum; sie hatten ungefähr 200 Schritte von der Höhle des Wilddiebes gänzlich die Spur verloren.

Der alte Piqueur, der diesen Unfall an dem plötzlichen Schweigen der Meute erkannte, eilte herbei, um ihr zu Hülfe zu kommen, aber er machte ohne Weiteres beim Anblick des umgestürzten Baumes, der ihn von seinen Hunden trennte, Halt; denn der Stamm, von welchem noch einige Zweige in die Höhe standen, bildete ein Hinderniß, mit dem nicht zu spaßen war. Es fehlte dem alten Latrace nicht an Muth, und sein Pferd war gut, aber er war ein zu erfahener Jäger, als daß er aus bloßer Renomage es hätte auf einen Sturz ankommen lassen sollen, der ihm oder seinem Pferde hätte tödlich werden können. Da nun auf beiden Seiten des Baumstammes ein unentwirrbares Dickicht das Durchreiten eben so unmöglich machte, so machte er einen langen Umweg, um seine Hunde einzuholen.

Auf einmal fanden sich zwei Damen in Reitkleidern, die dicht auf einander folgten, an dem umgestürzten Baume ein, dem der alte Latrace verständigerweise aus dem Wege gegangen war. Beinahe in demselben Augenblick wurden sie von zwei Reitern eingeholt, welche, sowie sie das gefährliche Hinderniß bemerkten, beide zugleich voll Schrecken ausriefen:

„Madame, halten Sie Ihr Pferd an.“

„Fräulein, nehmen Sie Sich in Acht.“

Ungeachtet dieser Warnungen und Bitten gab diejenige von den beiden Damen, die zuerst erschienen war, sei es, daß sie nicht mehr im Stande war, ihr Pferd im Schusse anzuhalten oder daß sie sich darin gefiel, kühnerweise die Gefahr zu bestehen, demselben einen starken Schlag mit der Reitpeitsche und ließ es eben so kühn als graziös über den Baum-

stamm springen; nur hob sich durch die Gewalt des Sprunges der lange Reifrock der unerschrockenen Frau im Winde ein wenig in die Höhe, so daß man den feinen Umriß eines zarten Beines sah, welches mit einem weißen, seidenen Strumpfe bedeckt war, und festgestützt auf den Steigbügel, einen allerliebsten Fuß, mit einem kleinen silbernen Sporen bewaffnet.

Die beiden Jäger, von so viel Kühnheit betroffen, hatten einen Ausdruck des Schreckens nicht zurückhalten können; beide wandten sich jetzt an die zweite Jägerin, welche bereit zu sein schien ihre Begleiterin nachzuahmen, und riefen aus:

„Fräulein, um Gottes Willen, lassen Sie das."

„Ich will nur meiner Mutter nach," erwiderte das junge Mädchen mit sanfter Stimme, indem sie auf die andere Dame wies.

Diese hatte ihr Pferd jenseit des gefährlichen Hindernisses angehalten und wandte den Zuschauern dieser Scene ein lächelndes und durch die stolze Niederkämpfung der Vorstellung der Gefahr leicht geröthetes Antlitz zu; aber als sie sah, daß ihre Tochter im Begriff war ihr nachzuahmen, ward sie todtenblaß und rief aus:

„Raphaële, ich bitte Dich!"

Es war nicht mehr Zeit. Das junge Mädchen, nicht weniger kühn als ihre Mutter, setzte über den Baumstamm und hielt zugleich mit schaamhafter Anmuth mit dem Ende der Reitgerte, welche sie in der linken Hand hielt, die langen Falten ihres Rockes nieder, damit er nicht, wie der ihrer Mutter, so süße Geheimnisse verrathen könnte.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Ein Ausflug im saronischen Golfe.

(Fortsetzung aus Nr. 106.)

Während einiger Zeit verfolgten wir die betretene Straße nach Nauplia, wandten uns dann links und folgten den Windungen eines schmalen Thales und noch schmälern Baches, dessen Ufer meilenweit mit dichtem Oleandergebüsch und Platanen besetzt waren. Unser Führer ritt endlich durch den Bach und begann einen Felsenpfad zu erklimmen, den der Zahn der Zeit, der Regen und das hier getriebene Vieh aus dem harten Steine gearbeitet hatten, und der mehr einer Reihe von Stufen als einem Wege glich, über die unsere Pferde aber, trotz ihres schlechten Aussehens, mit bewunderenswürdiger Kraft und Geschicklichkeit ohne zu straucheln sprangen. Auf der Höhe des Pfades, war das Hinunterklimmen manchmal schaudererregend, da der Weg durch zerbrochene Felsenstücke und verwachsenes Unterholz führte, wo die Pferde oft auf der Kruppe gleiten mußten und zu Zeiten knietief in die vom Regenwasser ausgehöhlten Löcher stürzten oder zitternd, auf einem wankenden Felsstück mit einem Fuße stehend, vorsichtig mit dem andern einen sicheren Ruhepunkt suchten. Dennoch entgingen wir den drohenden Gefahren glücklich, und der Pfad brachte uns endlich in das weite Thal, wo unser Führer von Neuem das Rennen begann, das damit endete, daß er verhängten Zügels in die Arena des Amphitheaters einsprengte.

Der erste Blick ließ uns nichts, als die Seite eines Hügels mit niederem Buschwerke bewachsen erkennen, dann gewahrten wir die Regelmäßigkeit des großen Halbkreises, und endlich bot sich dem erstaunten Auge das ungeheure Amphitheater dar, in immer höher steigenden Reihen von Sitzen, die aus massiven Blöcken von drei Fuß Höhe, vier Fuß Breite und oft zehn Fuß Länge bestehen und Raum für wenigstens funfzig Tausend Zuschauer gewährt haben müssen. Dies war denn das ungeheure Theater Aeskulap's, im Ganzen noch wohlerhalten, aber leider fast dem Auge verborgen, da das Gebüsch aus allen Zwischenräumen hervorwachsend, das künstliche Gebäu verdeckt.

Gewiß beweist dem neuern Betrachter nichts mehr den ausgezeichneten Geschmack und Takt der alten Griechen, als die Wahl der Lagen ihrer Werke. Hier zum Beispiel, ward die Natur zu Hülfe genommen, mit ihren gigantischen Verhältnissen die schwache Hand des Künstlers zu unterstützen, um ein so herrliches Werk auszuführen, über welches die Alles zerstörende Zeit selbst kaum Gewalt zu haben scheint.

Eine Menge Ruinen liegen in geringer Entfernung vom Amphitheater und bieten eine verworrene Masse weißer Marmorblöcke dar, an denen die Mehrzahl die Marken des Meißels noch frisch zeigt, als wären sie eben erst hierher gebracht und ungebraucht; zwischen ihnen finden sich Stücke von Säulenschäften und Kapitälern jonischer Ordnung; aber keine Grundmauern sind sichtbar, nach denen man sich eine ungefähre Idee machen könnte von Dem, was einst hier stand, oder wie dieses Chaos in der Zeit seiner Blüthe einst geordnet sein mochte.

Die sinkende Sonne mahnte zur Rückkehr, das Wettrennen begann von Neuem und mit Ernst und Eifer, da die Ebene jetzt Allen bekannt genug war, um Jedem zu erlauben nach eigenem Gutdünken den Gebirgspfad zu erreichen. Unser Führer ritt nach besten Kräften, und obgleich wir ihm hart auf den Fersen blieben, war er doch immer voraus, sein kleiner Klepper schien am Rennen mit gutem Willen Theil zu nehmen, und aus weitgeöffneten Nüstern schnaubend, strengte er sich an, den steilen Paß zu erklimmen. Busch und Felsen verschwanden neben uns unter den wilden Sprüngen unserer Thiere von einer Felsenstufe zur andern; aber das leichte Gewicht der Meisten von uns, der jugendliche Muth oder vielmehr die uns aufmunternde Tollkühnheit, die keine Gefahr in diesem halsbrechenden Vergnügen sah, gewannen den Tag — der Führer ward eingeholt, und ehe die Arbeit und die Gefahr des Bergabreitens begann, war er weit zurückgelassen. Es war zum gelindesten Thorheit, so zu reiten, manche schmerzliche Quetschung war der Lohn, wenn Roß und Reiter gegen hervorstehende Felsstücke oder Platten anrannten; aber weder Verwundung noch zerrissene Kleider wurden beachtet, bis daß wir in unserm Nachtlager anlangten.

Der arme Führer ward ausgelacht, als er später, niedergeschlagen über die verlorenen Extradrachmen, die ihm seine frühere Ankunft eingetragen hätte, nachkam; seine jämmerliche Miene eröffnete indessen unsere Börsen, und der ihm zu Theil gewordene „Backschisch" — Trinkgeld — brachte ihn bald wieder in seine frühere Heiterkeit zurück, die ihm die unmittelbare Nähe eines Schlauches classischen, stark mit Harz versetzten Weines nur vermehren konnte.

Der Doctor und sein Diakon waren jetzt in starker Nachfrage, da die meisten Reiter ihre Gliedmaßen verschiedentlich verletzt; und während er leichte Wunden verband und an den Außenwerken herumpflasterte, ward der Sitz der Ehre durch Anwendung kühlender Platanusblätter erfrischt.

Indessen ward der innere Mensch eben auch nicht vernachlässigt; denn vier Stunden Rudern und sechs Stunden schnellen Reitens hatten die Schneide unseres Appetites dermaßen gewetzt, daß es unmöglich gewesen wäre, länger nüchtern zu bleiben. Mannigfach und laut waren die frohen Ausrufungen, als Schüssel nach Schüssel aufgetragen ward, tüchtige Portionen Pillaw's mit jungen Hühnern, Schinken, gesalzenes Fleisch, gebratene Truthühner, Enten und Gänse enthaltend; als aber, um Alles zu krönen, unser herrlicher Lotse und Proviantmeister mit dem non plus ultra griechischer Kochkunst erschien, einem am hölzernen Spieß gebratenen ganzen Lamm, ward er mit solchem dreimaligen frohen Jauchzen empfangen, daß die umliegenden Berge wiederhallten.

Es mag sehr schön sein, von vegetabilischer Kost und von Grausamkeit gegen Thiere zu sprechen, wenn der Magen sein bescheidenes Theil bereits erhalten hat, aber wenn man nicht seit mindestens sechs Wochen zu hartem Schiffszwieback verurtheilt war, um das Elfenbein der Zähne daran zu erproben, aber gebt mir ein gut gebratenes Lamm, gefüllt, wenn's zu haben ist, und obgleich ich nichts gegen griechische Salate und aromatische Kräuter sagen will, so sehe ich sie doch lieber als stimulirende Auxiliare, statt sie als plats de resistance vor mir zu sehen, wenn ich das Verbum hungern zu construiren habe.

Seit den Zeiten des ehrwürdigen Vaters Homer — und wahrscheinlich noch viel früher — ist es auf diesem classischen Boden Sitte und Gebrauch, sobald „Hunger und Durst gestillt," in voller Länge den faulen Körper auf die Decke zu strecken und die Heldenthaten des Tages wiederzukäuen. In solcher glücklichen Lage, mit Kaffee und Pfeifen wohl versehen, was leider den Helden des trojanischen Kriegs abging, auf Matten, Decken und Mänteln ruhend, meistens diejenige Lage wählend, die den wunden und gedrückten Theilen die wenigste Pein verursachte, hörten wir des Nachbars Geschichten an und gaben die eigene Preis, bis müde vom Lachen und Scherzen und ewigem Wiederholen des selbst Erlebten wir endlich sammt und sonders in Morpheus, stärkende Arme sanken.

Es bedurfte der ganzen Frische eines hiesigen Sommermorgens, eine Gesellschaft zu erwecken, die von den Anstrengungen des vorigen Tages ermüdet, steif und wund vom ungewohnten Reiten, in einem Anfall von Schlafsucht befangen war, der seit den Zeiten der berühmten Siebenschläfer seines Gleichen suchte; aber einige der ausgestoßenen Seufzer der ihrer Meinung noch zu früh Erweckten waren so originell, daß unendliches Gelächter erfolgte, welches sich ganz dazu eignete, selbst die größte Dosis Mohnsamen zu überwältigen. Einige von uns erwachten voll Aerger, andere voll Schmerzen, aber die Scene in unserem Schlafgemache war außerordentlich lächerlich, das Licht des Morgens außerhalb desselben so brillant, daß nur wenige Minuten vergingen, ehe die ganze Gesellschaft sich im Freien befand, in einem Anzuge, der freilich mehr heidnischen Gottheiten als Kindern decenter christlicher Aeltern zukam, der aber eben deshalb keiner großen Anstrengungen bedurfte, um abgelegt zu werden, den Körper der Wohlthat eines erfrischenden Bades in den krystallhellen Fluthen des Meeres theilhaftig werden zu lassen.

Tüchtig herumgeschwommen und um sich zu trocknen, Franklin's Methode angewandt: das heißt, schnell am Strande auf und abgelaufen, gab den Gliedern die nöthige Beweglichkeit und dem Magen die gehörige Fassung, das Frühstück mit Geschmack einzunehmen, worauf dann mit erneuten Kräften die bis jetzt vernachlässigte Umgegend in allen Richtungen untersucht ward.

Epidaurus ist eine der lieblichsten und fruchtbarsten Gegenden Griechenlands: es herrscht eine Frische hier, die an nördliche Gegenden erinnert; die Neuheit der Häuser trägt das Ihrige dazu bei, dem Ganzen einen Anstrich von Freundlichkeit und Sauberkeit zu geben, den man sonst nur zu häufig und schmerzlich im classischen Lande vermißt. Die Lage des Hafens zwischen Athen und Nauplia oder Argos macht ihn zum Transitpunkte dieser Städte; leider hat der Ort so bedeutend während der langen Kriegsjahre gelitten, daß er erst theilweise wieder aus den Ruinen sich erhoben hat.

Eine kleine Halbinsel, auf der früher ein Tempel stand, zieht sich eine Strecke in das Meer hinein und bildet somit zwei herrliche Buchten, die in zwei ungleichen Bogen sich hinziehen, bis sie wiederum von zwei Vorgebirgen geschlossen werden. Dichtes Gebüsch bedeckt die Halbinsel, auf der noch einige verstümmelte, colossale Statuen liegen, die man, da Köpfe, Arme und Beine fehlen, nicht der Mühe werth hält, nach Athen zu schaffen.

Die Küste der größeren Bucht ist breit, lang und flach, und es scheint, als sei der reiche, fette Boden das von den nahen Bergen herabgewaschene Erdreich; sie ist mit Maisfeldern und Weingärten besetzt; die Reben verbreiten sich fast unkrautartig und im schönsten Grün über das Land. Die kleinere Bucht ist von unregelmäßiger Form, mit kleinen Felsenrissen durchbrochen und bildet einen sichern Hafen für Boote und Caiquen des hiesigen Küstenhandels. Kirche und Dorf sind an der entgegengesetzten Seite zusammengedrängt. Der Hintergrund bietet hinreichende Weide für ziemlich zahlreiche Heerden; das die Hügel mit schönem, frischem Grün bedeckende Unterholz reicht bis zum Meeresstrande herab, hohe Berge schließen das ganze Gemälde ein, das dem Auge ein herrliches Amphitheater darbietet.

Gegen Mittag hatten wir Alles, was uns der Mühe werth schien, gesehen und schifften uns ein; die besten Wünsche der Epidaurier folgten uns, Mann, Weib und Kind hatten ihre gewöhnliche Fremdenscheu abgelegt und waren freundlich und freudig mit uns geworden, da unsere Gastfreundschaft und unsere offnen Börsen nicht wenig dazu beigetragen hatten, bei ihnen Verwunderung und Vergnügen hervorzubringen.

Der frische Seewind trieb unser Boot in leichter Bewegung nach Corinths Landenge an Vorgebirgen und kleinen Buchten vorbei; nur leicht war die Oberfläche des durchsichtigen Wassers gekräuselt und ließ uns die wechselnden Schönheiten und Reichthümer der Tiefe bewundern. Hier erhob sich ein Korallenfelsen weiß und glänzend, in den Sonnenstrahlen leuchtend, über den wir ohne Gefahr wegglitten; dort bot dem Auge sich ein dunkler, bodenloser Golf dar, in den zu blicken Schauer erregte und den Athem anhalten machte, als wären wir auf dem Punkte, in seine unermessene Tiefe zu stürzen. Seegras und Polypen verschiedener Arten und Farben schlangen sich um die unter dem Wasser hervorspringenden Felsen; das Spielen zahlreicher Fische, im Widerschein der Sonne blendend, gab der unteren Scene Leben. Mancher ungeschickte Versuch ward gemacht, die geschuppten Bewohner der Tiefe zu harpuniren oder zu angeln; glücklicher waren wir, drei auf dem Wasser schlafende Schildkröten durch plötzliches Umdrehen derselben dem Kataloge unsers Proviantmeisters einzuverleiben.

Die Küste, die wir entlang segelten, bot eine Reihe hoher Klippen dar, von der nimmer ruhenden Brandung zu Höhlen und kleinen Buchten ausgearbeitet, die ausgezeichnete Verstecke für die einst so zahlreichen Piraten gegeben haben mögen. Nach Sonnenuntergang liefen wir in eine dieser Buchten ein, welche, obgleich die den Eingang bildenden Felsen kaum hinreichenden Abstand für unser Boot hatten, doch innerhalb sich bedeutend erweiterte und von sandigem Ufer begrenzt war. Der Schein eines hellen Feuers hinter einem Felsenstücke belehrte uns, daß wir nicht die Einzigen waren, die hier zu übernachten gesonnen waren, in einigen Secunden lagen wir neben einer Caique. Waren wir in das Nest der Piraten gekommen? — doch, was kümmerte uns das! — zeigte uns doch die freundliche Flamme des Feuers, daß wir Hoffnung hegen durften, hier unser Abendessen warm einzunehmen. Ueber diesen kitzlichen Punkt beruhigt, waren wir bald am Lande, und fanden, daß unsere Nachbarn von der Insel Paros kamen, hier Pfähle für ihre Weingärten zu schneiden, nahmen wir sie schnell in unsere Dienste, Feuerholz herbei zu schaffen, wir selbst lagen der wichtigen Beschäftigung ob, die nothwendigen Gegenstände auszuschiffen, die als zur Stillung der menschlichen Bedürfnisse für nützlich befunden wurden.

Schnell waren drei Pfähle im Dreieck aufgerichtet, aus deren Mitte über das Feuer ein eiserner Topf herabhing, in

den Geflügel, Fleisch und mancherlei andere eßbare Gegenstände geworfen, dem Gaumen ein neues, keinem Kochbuche entlehntes Gericht versprachen; andere, schnell sonder geschälte Stäbe wurden auf gabelförmige Hölzer über Kohlen gelegt und bald als Spieße gebraucht, an denen Stücke Lammfleisch langsam rösteten; kurz, es fehlte nichts, unser Abendessen vollkommen zu machen, als ein wenig Zeit, die wir damit zubrachten, uns die Finger zu verbrennen, indem wir kleine Muscheln brieten, die wir an den Felsen hängend fanden.

Es bot sich eine sonderbare Scene zur Betrachtung dar: der hohe, dunkle Felsen um und über uns war an einer Seite durch den Fall eines massiven Fragmentes ausgehöhlt und bildete dadurch, daß er über die See ragte, eine Art Dach und Mauer, die uns der Außenwelt entzogen. Alles um uns war dunkle Nacht, unsere nächste Nähe ausgenommen, wo die Flammen der verschiedenen Feuer die Gesellschaft beleuchteten, die auf Bruchstücken zerstreut herumsaß und im Flackern des Lichtes und Schattens eher das Aussehen von allem Andern, als von menschlichen Wesen hatte. Die entgegengesetzte Seite der Bucht ward vom Mondlichte beleuchtet, und jede kleine Welle, die zwischen den das Ufer bedeckenden Kieseln sich brach, warf die Strahlen gleich Krystalltropfen glänzend zurück. Die Höhe und Nähe der umliegenden Felsen, die eine optische Täuschung uns mit der Hand zu erreichen vormalte, vergrößerte den Zauber und erfüllte uns mit einer Art von Ehrfurcht, die, wenngleich durch die Aufregung des fröhlichen Beisammenseins um unser gastliches Mahl für den Augenblick übertäubt, doch bei der ihm folgenden Pfeife Stille und Nachdenken zu Wege brachte und unsere Herzen einnahm.

Heute Nacht mußte der Beweis geliefert werden, ob auch unsere Expedition mit gehöriger Vorsorge geleitet war; denn nun galt es, im freien und offenen Boote zu übernachten. Das Boot war hinreichend weit, um die leicht verpackten und bequemen Hängematten von einer zur andern Seite aufzuhängen, während der Boden im Hintertheile geräumig genug war, eine untere Lage Schläfer aufzunehmen, die auf Decken und smyrnischen Teppichen liegend, in griechische Mäntel eingehüllt, im besten Comfort ruhten. Ueber Alles ward eine eigene Erfindung von Zelt gespannt, den Thau und die Kühle der Nacht abzuhalten, und bald vergaßen wir, daß wir keine geräumige Schlafstätte hatten.

N. Termo.

(Schluß folgt.)

Atlantis.

Nach Westen fliegt die Weltgeschichte!
Platen.

1.

Nach diesen Felsensprung hinaufgestiegen!
Dann kann Dein trunknes Auge weiter schweifen,
Und fernab können die Gedanken fliegen,
Wo Meer und Himmel in einander greifen;
Wo sich die Wolke bräutlich und verschämt,
Das Haar mit Abendrosen licht verbrämt,
An's Herz des treuen Meergotts neigt,
Und lieberröthend küßt und schweigt.

Da rollt die weite Flut zu Deinen Füßen,
Das heil'ge Meer in seinem keuschen Glanze;
Ein sanfter Hauch wie ferner Lieben Grüßen,
Klingt leis empor aus seinem Wellentanze.
Verschließ das Aug' betäubt vom süßen Klang,
Und wieg Dein Herz im Frieden beim Gesang!
O träume, Seele, ziehe luftig leis
In's Meer dem Schwane gleich den Zauberkreis!

Ja, wieg Dich nur in Deinem sel'gen Traume,
Vergiß, daß Länder Dir im Rücken lagern,
Versenk den Schmerz hinab in dieser Wellen Schaume,
Hinab die Sorgen, die gespensterhagern,
Daß Dich versöhnt Dein Fuß von hinnen führt,
Dem Pilgersmanne gleich, der tief gerührt
Die Schritte wendet von des Heilands Gruft,
Nach seiner Heimat süßer Himmelsluft.

Die Sonne neigt ihr strahlend Flammenauge
Herab in's Meer, den heil'gen Bund zu segnen,
In dem sich hier nach altem Liebesbrauche
Die Wolke und der Meeresgott begegnen.
Es ist ein hehres Priesteramt fürwahr,
Das sie in Pracht begeht, wo vorm Altar
Sich Erd' und Himmel inniglich die Hand
Darreichen zu dem festen Liebesband!

Und ringsum stehn die Berge als Vasallen,
Als Eideshelfer bei dem großen Bunde,
Des Hohenpriesters Feuerstrahlen wallen,
Wie Hochzeitsschmuck um ihrer Stirne Runde;
Die Wellen, mit des Schaumes Silberkron',
Bewegen sich wie Mädchen um den Thron,
Den Hochzeitreigen jubelt rings umher
Der Himmel drüber und das Land, das Meer!

2.

Die Brautnacht kommt, der Himmel zieht
Den schwarzen Sturmesmantel vor,
Der letzte Stern, das letzte Aug' entflieht,
Der letzte Gast verläßt das Thor,
Der Mond, der Liebe Opferbrand,
Hat still sein Antlitz weggewandt.

Die Woge fliegt bei Sturmesfang
Entfesselt in bacchant'scher Lust,
Sie saust wie wenn ein Reiter schwang
Die Peitsche um des Renners Brust;
Es spaltet sich zum tiefen Schlund
Das Meer in seinem finstern Grund.

Das heißt ein Stürmen, wie's noch nie
Erblicket hat ein Menschensinn,
Es reißt gewaltsam auf die Knie
Zur Andacht jeden Schauer hin,
Geheimnißvoll klingt durch die Brust
Der Ewigkeiten trunkne Lust;

Und Hymnen schallen an Dein Ohr,
In denen Freiheitsodem klingt,
Auf deren Wogen sich empor
Berauscht die freie Seele schwingt,
Sie schäumt heraus aus ihrer Haft,
Es küßt Dein Geist die ew'ge Kraft!

Es fühlt sich Eins, was in Dir lebt,
Die Kraft, die Deine Pulse hält,
Mit jenem Geist, der ewig webt,
Im innern Kern der schönen Welt,
Du bist nur klein, doch sucht das All
In Deiner Brust den Widerhall!

3.

Wie grüß ich Dich, Du strahlend Mutterauge,
Du Licht der Welt in Deiner Flammenpracht!
Wie lächelnd ist bei Deinem Liebeshauche
Dein schönstes Kind, die Erde, aufgewacht.
Sie weint in hellen Freudenzähren
Die ihre Freud und Lust entgegen,
Du gießt auf sie in fröhlichem Gewähren
Die Strahlen aus, den Muttersegen.

Mein Herz schlägt hoch in dieser Morgenstunde,
Und jubelnd schwelgt die Seele im Genuß;
Sie schwebt mit Dir, mit Deinem Licht im Bunde
Entzückt hinaus und fühlt den Geisterkuß.
Wie reckt der Wald dort seine Zweige
So wohlig aus in Deinen Flammen,
Wie grüßen Dich aus grünem Reiche
Des Haines Sänger allzusammen!

Und hier das Meer! O Pracht ohn' Ende!
Aus Sternennächten eine Zaubermähr!
Es schlingt sich um der Küste grüne Lende
Ein Königsmantel blitzend, golden her.
Den Wellen mit den Feuerzungen
Entströmen freudig Dankeslieder,
Der Fels von Rosenlicht umschlungen,
Tönt ihre Klänge wieder, wieder!

Das dunkle Schiff am grünen Meeresstrande
Entfaltet seiner Segel weiße Zier,
Du Bote nach dem neuen Freiheitslande,
Wie drängt mein Herz in Sehnsucht hin zu Dir!
Es grüßt so heimisch her aus Deinen Schwingen —
Ein Heimweh nach verlornem Glücke
Fühl' ich im Herzen mächtig ringen,
Und eine Thräne glänzt im Blicke.

Du Schwan des Meeres mit den Feuernüstern,
Verwandelt bald zum flammenden Vulcan;
In Deinen Schwingen spielt jetzt leises Flüstern,
Bald rast empört durch sie der Meerorcan.
Schon mahnt zur Reise Deine Stimme,
Es drängt das Volk in bunten Haufen,
Und mit verhaltnem wilden Grimme
Stöhnt in die Luft Dein Feuerschnaufen.

Es ist vorbei! Die Glocke ruft zum Scheiden,
Da schwimmt die Burg auf klarer Meeresflut.
Vergeßt Ihr Segler die vergangnen Leiden,
Und neue Hoffnung schwelle Euch den Muth!
Amerika, der Zukunft Boden,
Dehnt lächelnd sich vor Euren Blicken;
Glück auf! die Wolken sind Euch Boten,
Den letzten Gruß an uns zu schicken!

J. Gegenbaur.

Die kleinen Leiden des Ehestandes.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung aus Nr. 106.)

Sechstes Kapitel.

Ohne Beschäftigung.



Paris . . . 183 . . .

Du fragst mich, liebe Mutter, ob mein Mann mich glücklich macht? Herr von Fischtaminel war eben nicht der Gegenstand meiner Träume. Ich unterwarf mich Deinem Willen, Du weißt es. Das Vermögen, dieser Hauptgrund, sprach laut genug. Keine Misheirath machen, den Herrn Grafen von Fischtaminel heirathen, der dreißigtausend Francs Renten hat, in Paris bleiben, lauter gewichtige Ursachen für Deine arme Tochter. Herr von Fischtaminel ist ein hübscher Mann für einen Mann von sechsunddreißig Jahren. Napoleon hat ihn auf dem Schlachtfelde mit einem Orden geschmückt, er war Obrist und ohne die Bourbons würde er jetzt General sein; lauter mildernde Umstände.

Viele Frauen finden, daß ich eine vortreffliche Wahl getroffen, und ich muß zugeben, daß sie allen Anschein des Glückes hat . . . für die Gesellschaft. Du wirst mir aber zugestehen, daß Du, wenn Du des Onkel Cyrus Rückkehr und seine Absicht, mich zur Erbin einzusetzen, gewußt hättest, mir freie Wahl gelassen haben würdest.'

Ich habe Nichts gegen Herrn von Fischtaminel zu sagen: er ist kein Spieler, die Frauen sind ihm gleichgültig, aus Wein macht er sich Nichts, theure Liebhabereien besitzt er nicht, wol aber dagegen, wie Du selbst bemerktest, alle die Eigenschaften nicht, welche einen Mann erträglich machen. Was fehlt ihm denn? Ach, beste Mama, er ist unbeschäftigt.



Wir bringen den lieben, langen Tag mit einander zu! . . . Glaubst Du wol, daß ich nur in der Nacht, wo wir doch unzertrennlich bei einander sind, einige Freiheit genieße? Sein Schlaf allein ist meine Zuflucht; meine Freiheit beginnt, wenn er schläft. Diese beständige Belagerung wird mich noch krank machen. Ich bin nie allein. Wäre Herr von Fischtaminel eifersüchtig, so hätte ich doch noch einige Erholung zu hoffen. Dann gäbe es doch einen Kampf, eine kleine Komödie; aber wie sollte das Gift der Eifersucht sich in seiner Seele ablagern? Seit unserem Hochzeits-

tage ist er nicht von meiner Seite gewichen. Er schämt sich gar nicht, sich auf ein Sopha der Länge nach hinzustrecken und dort ganze Stunden zuzubringen.

Zwei Galeerensklaven, die an dieselbe Kette gelegt sind, langweilen sich nicht; denn sie können über ihre Entweichung nachdenken; uns fehlt aber jeder Gegenstand der Unterhaltung; wir haben uns Alles mitgetheilt. Schon vor geraumer Zeit blieb ihm weiter Nichts als zu politisiren. Die Politik ist jetzt



auch erschöpft, da, zu meinem Unglück, Napoleon auf St. Helena gestorben ist.

Alles Lesen ist Herrn von Fischtaminel ein Gräuel. Wenn er mich lesen sieht, so fragt er mich zehn Mal in einer halben Stunde: „Nina, mein Engel, bist Du noch nicht fertig?"

Ich wollte diesen unschuldigen Verfolger überreden, täglich einige Stunden auszureiten, und machte den wichtigsten Grund für Männer von vierzig Jahren geltend, seine Gesundheit! Aber er antwortete mir, daß, nachdem er zwölf Jahre lang nicht vom Pferde gekommen sei, er das Bedürfniß nach Ruhe empfinde.

Mein Mann, liebe Mutter, ist ein Mensch, der Dich aufreibt; er verzehrt das Lebensöl seiner Nachbarn, er hat eine leckerhafte Langeweile; die uns besuchen, sollen ihn unterhalten und nach fünfjähriger Ehe besucht uns Niemand mehr; es kommen nur Leute, deren Absichten offenbar seiner Ehre feindlich sind und welche erfolglos sich die Mühe geben, ihn zu unterhalten, um sich dadurch das Recht zu erwerben, seine Frau zu langweilen.



Frau von Fischtaminel.

Herr von Fischtaminel, beste Mutter, öffnet fünf oder sechs Mal in einer Stunde die Thür meines Zimmers oder des Gemaches, in das ich mich geflüchtet habe, und tritt verstört zu mir ein mit den Worten: „Nun, was treibst Du denn, meine Schöne?" — Redensart aus der Kaiserzeit — ohne zu bemerken, wie oft er diese Frage schon gethan, welche tropfenweise bereits den Granit meiner Geduld ausgehöhlt.

Eine andere Qual ist, daß wir nicht mehr mit einander spazieren gehen können. Ein Spaziergang ohne Unterhaltung, ohne Interessen ist eine Unmöglichkeit. Mein Mann geht mit mir spazieren, um spazieren zu gehen, als ob er allein wäre. Man hat blos Müdigkeit und kein Vergnügen davon.

Von unserem Aufstehen bis zu unserem Frühstück wird der Zwischenraum ausgefüllt durch meine Toilette und die Sorge für das Hauswesen, dieser Theil des Tages läßt sich also noch ertragen; aber vom Frühstück bis zum Mittagsessen das ist eine wahre Haide, die ich pflügen, eine Wüste, durch die ich ziehen muß. Meines Mannes Geschäftslosigkeit läßt mir keinen Augenblick Ruhe; er erdrückt mich mit seinem Müssiggange, zerbricht mich mit seiner Unthätigkeit. Seine unabänderlich zu allen Stunden auf mich gerichteten Augen zwingen mich, die meinigen niederzuschlagen. Seine monotonen Fragen:

Wie viel Uhr ist's, meine Schöne?
Was machst Du denn da?
Woran denkst Du?
Was willst Du thun?
Wo gehn wir heute Abend hin?
Was gibt es Neues?
Was haben wir für Wetter?
Mir ist nicht ganz wohl, wie sehe ich heute aus?
u. s. w.

Alle diese Variationen derselben Sache — des Fragezeichens — welche das Fischtaminel'sche Repertoire bilden, werden mich noch verrückt machen.

Füge nun diesen unaufhörlich abgeschossenen bleiernen Pfeilen einen letzten Zug hinzu, der Dir mein Glück schildert, und Du wirst mein Leben begreifen.

Herr von Fischtaminel trat 1799 als Unterlieutenant, achtzehn Jahr alt, in die Armee ein, machte alle Feldzüge mit und hat keine andere Erziehung als diejenige, die man der Kriegszucht und der Ehre eines Edelmannes und Soldaten verdankt; seine Unwissenheit ist furchtbar; er hat gar keine Kenntnisse und Abscheu davor, irgend Etwas zu lernen. O, beste Mutter, dieser Obrist wäre, wenn er arm gewesen, ein unvergleichlicher Portier geworden! Seine Tapferkeit rechne ich ihm gar nicht so hoch an; er kämpfte nicht gegen die Russen, die Oestreicher oder Preußen; er kämpfte gegen die Langeweile. Indem er sich auf den Feind stürzte, empfand Capitain Fischtaminel das Bedürfniß, sich selbst zu fliehen. Nur aus Mangel an Beschäftigung hat er sich verheirathet.

Noch ein kleiner Uebelstand. Der gnädige Herr plagt die Domestiken dermaßen, daß wir jedes halbe Jahr neue haben.



Ich habe so große Lust, eine rechtliche Frau zu bleiben, daß ich versuchen will, sechs Monate jährlich zu verreisen. Im Winter werde ich jeden Abend in die italienische oder die große Oper oder auch in Gesellschaft gehen. Aber reicht unser Vermögen hin für solche Ausgaben? Der Onkel Cyrus sollte nach Paris kommen; ich würde ihn pflegen wie eine Erbschaft.

Wenn Du ein Mittel weißt für meine Leiden, so theile es Deiner Tochter mit, die Dich eben so sehr liebt als sie unglücklich ist, und welche sich gern anders genannt hätte als

Nina Fischtaminel.

Außer der Nothwendigkeit, dieses kleine Leid zu schildern, das nur die Hand einer Frau — und welcher Frau! — gut darzustellen vermochte, war es auch nothwendig, Dich, geliebte Leserwelt, mit der Dame bekannt zu machen, welche Du im ersten Theile dieses Buches nur im Profil gesehen hast; sie ist die Königin des Kreises, in welchem Caroline lebt, die beneidete, die gewandte Frau, welche frühzeitig Das, was sie der Welt schuldig ist, mit den Forderungen des Herzens auszugleichen verstand. Dieser Brief ist ihre Absolution.



H. v. Balzac.

(Fortsetzung folgt.)



Briefwechsel mit Allen für Alle.

A. W. in K. — Es thut uns leid, Ihre Anfrage verneinen zu müssen, indem wir Ueberfluß an eingesandten Gedichten, aber Mangel an Platz für dieselben haben.

K. K. in G. — Wir tragen Bedenken, ein Lustspiel, das sich in solchen Momenten bewegt, wie das Ihre, der Oeffentlichkeit zu übergeben, auch scheint uns der Witz mit den zerschlagenen Köpfen, der eine ganze Scene füllt, nicht eben sehr humoristischer Art, und stellen wir Ihnen demnach Ihre Einsendung in diesen Tagen wieder zu.

G. K. in M. — Dergleichen Gedichte, wie Sie uns senden, haben die Leute seit zwanzig Jahren gerade genug zu lesen bekommen, als daß wir sie ihnen nochmals vorlegen möchten.

Böhmer Wald D. H. in Z. — Es thut uns leid, von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können. Die Zeit, wo man sich an Fabeln ergötzte, ist, wenn wir anders recht sehen, vorüber.

A. v. G. in G. — Unsere Entschließung in Bezug auf das uns von Ihnen übersendete Drama können wir Ihnen für jetzt nicht mittheilen, da wir bei der Menge ähnlicher Mittheilungen bis jetzt noch nicht Zeit fanden, dasselbe zu lesen.

F. W. in Dr. — Wir nehmen Ihre Mittheilung nächstens in unsere Spalten auf.

Hrn. B. früher in Buchholz bei H—g. — Sie unterließen, uns die Veränderung Ihres Wohnorts anzuzeigen, und so ist uns Ihre Einsendung, die wir Ihnen zurückstellen mußten, wieder zugegangen. Belieben Sie darüber weiter zu verfügen.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 108.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 22. Juli 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 107.)

Viertes Kapitel.

Ein jugendlicher Vater.



Die beiden Reiter, welche jetzt Madam Wilson und ihre Tochter, so hießen die beiden unerschrockenen Jägerinnen, wieder eingeholt hatten, waren der Graf Duriveau und sein Sohn. Der Graf Duriveau, welchem die Meute gehörte, die dazumal auf der Jagd begriffen war, hatte zum Vater einen Gastwirth in Clermont Ferand gehabt. Dieser Mann war durch ungemessene Habsucht zum Besitz eines unermeßlichen Vermögens gelangt. Nachdem er als Wucherer angefangen und sein Vermögen durch Ankauf von Nationalgütern und als Armeelieferant unter dem Directorium vermehrt, hatte er es späterhin durch alle Arten von Spitzbübereien und Betrügereien der Art, welche von den Gesetzen geduldet werden, so wie durch den schmutzigsten Geiz verdoppelt und vervierfacht.

Beim Tode seines Vaters fand sich Adolph Duriveau, bis dahin nichts weniger als ein Graf, im Besitz von 300,000 Liv. Rente in liegenden Gründen. Obgleich kaum aus dem Zustande der Sklaverei und der Bedürftigkeit herausgetreten, in welchem ihn sein Vater mit einer Härte ohne Gleichen zurückgehalten hatte, neigte sich Adolph Duriveau, der das Glück hatte, einen achtungswerthen Vormund zu finden, zuerst auf die Seite des Guten; ja er schien einer gewissen Erhebung zu Ideen höherer Art fähig zu sein. Das glückliche und glänzende Leben, die Fülle der Freuden, welche ihm bis dahin versagt gewesen waren, öffneten sein Herz und machten ihn gutmüthig und freigebig; er mochte darin einer angebornen Regung folgen, aber er schwebte zugleich in einer gewissen Trunkenheit, welche der Eintritt eines unerwarteten, ungeahndeten Glückfalles hervorzurufen pflegt.

Die Großmuth Adolph Duriveau's wurde oft mit Undank belohnt. Der Undank ist der Schmelztiegel, in welchem die wahrhaft großen und starken Seelen sich bewähren. Dieser Mann vermochte eine scharfe Probe nicht zu bestehen; er fing damit an, sich zu betrüben, dann ärgerte er sich, hierauf ward er verstimmt, alsdann verhärtete er sich, und endlich gefror sein Herz zu Eis. Wie so viele Andere vor ihm gethan, waffnete sich Herr Duriveau mit dem wenigen Guten, was er zu thun versucht hatte, stellte die Undankbarkeit der Menschen als ein unumstößliches Axiom hin und erklärte die Herzenshärte für Pflicht gegen sich selber, wenn man nicht unter dem Undank von Menschen erliegen wolle. Herr Duriveau glaubte über das Gute zu leicht enttäuscht zu sein, weil es seiner unbesonnenen Neulingswuth an Geduld, Unbefangenheit, Unterscheidungsgabe und Selbstentäußerung und besonders an Discretion, und wenn man so sagen darf an Schaamhaftigkeit gefehlt hatte; es ließ es sich nicht einfallen, daß er es an Erkenntniß der Uebel, welche er zu heilen glaubte, und die er bisweilen schlimmer machte, weil er ungestüm, ungeduldig und roh hineingriff, und weil die Linderung gewisser scheuer und das Dunkel liebender Arten des Unglücks eine leise Hand und eine ungemeine Zartheit erfordert, hatte fehlen lassen.

Dieser lobenswerthe, aber unglückliche Versuch, großmüthige Gedanken in Ausübung zu setzen, mußte in Adolph Duriveau's Geiste eine schreckliche Reaction herbeirufen. Systematische Gefühllosigkeit hieß bei ihm Menschenkenntniß, Mitleid Schwäche, Egoismus gesunder Verstand, Habsucht besonnene Sorge für die Zukunft, tiefe Verachtung der Nebenmenschen Bewußtsein seines wahren Werthes, das Unglück Anderer gerechte Strafe des Lasters, von jedem gesellschaftlichen Zustande unzertrennliches Unheil, Folge der Erbsünde, Wille der Vorsehung u. s. w.

Mit einem Worte Herr Duriveau zeigte sich im Punkte der gotteslästerlichen Lüge:

Daß ein väterlich gesinnter Gott den Menschen zum Unglück geschaffen habe,

als einen Erzkatholiken.

Das war der schöne Grundsatz, welcher der Härte dieses unbeugsamen Egoisten zur Rechtfertigung dienen mußte.

Er schalt, er triumphirte:

„Die Menschen sind für das Unglück geschaffen und geboren," pflegte er mit frecher Ironie zu sagen, „Gott hat es gewollt, sein Wille geschehe! Wie dürften wir uns unterfangen, ihm zuwider handeln zu wollen. Laßt uns zufrieden sein, prächtig und in Freuden zu leben, als glückliche Ausnahme, die doch am Ende die Regel bestätigt."

Dieser Mann konnte von seinem Gesichtspunkte aus sagen und sagte wirklich:

„Ich bin gut, großmüthig, menschlich gewesen — ich bin auf nichts als Enttäuschung und Undank gestoßen — jeder Unglückliche verdient sein hartes Loos — ein Thor wer weichherzig wird."

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Herr Duriveau, welcher viel natürlichen Verstand, eine große Energie des Willens und eine seltene Entschiedenheit des Charakters besaß, diesem grausamen Paradoxon durch cynische Rücksichtslosigkeit einen ganz pikanten Anstrich zu geben wußte. Auch fand er in den Kreisen, denen er angehörte, nur zu oft Leute, die ihm Beifall zuriefen oder mit ihm einstimmten.

Der Eintritt in eine gewisse Sphäre der Gesellschaft, welche einen widerlichen Stolz auf ihre Reichthümer oder auf ihre neugebackenen Titel zur Schau trug, das Gift des Müssigganges, der fast unvermeidliche schlimme Einfluß, den der Besitz eines großen Vermögens, das Einem ohne Mühe zugefallen, auszuüben pflegt, erstickten bald Herrn Duriveau's frühere Regungen. Er behielt sein hochtrabendes Wesen, aber er ward dazu begehrlich; bald genügte ihm der Reichthum nicht mehr; es ging ihm, wie so vielen Anderen, er wollte nun auch vornehm werden. Seine Heirath mit der Tochter eines Herzogs aus der Mache des Kaiserreichs, welcher sich mit der Restauration vertragen hatte, bekleidete ihn mit einem Grafentitel, und Adolph Duriveau, der Sohn des alten Duriveau, des Gastwirths und Wucherers, des elenden Gaudiebes, hielt sich für einen Grafen und nannte sich in allem Ernste Graf Duriveau. Seine Frau starb jung und hinterließ ihm einen Sohn Scipio Duriveau, Vicomte, so Gott will.

Das Glück oder vielmehr der Stolz concentrirte sich bei ihm in zwei Punkten, einer der großen Grundbesitzer von Frankreich zu sein und sich von seinen Lakaien, Lieferanten und Pächtern mit Herr Graf anreden zu lassen; später kam zu dieser doppelten Eitelkeit noch ein ohnmächtiges Bestreben, eine politische Geltung zu gewinnen, dessen Veranlassung wir seiner Zeit erklären werden.

Unendlich reich, wußte er nicht, was für eine Zukunft, was für ein Glück er sonst noch für seinen Sohn erträumen sollte, und da er vielleicht noch eitler als habgierig war, sah er in diesem Kinde ein neues Mittel, seine Schätze auszubreiten und beneiden zu lassen. Mit 15 Jahren gab Scipio Duriveau, der von bezaubernder Gestalt und frühreifem Geiste war und, womit Alles gesagt ist, einen Erzieher gehabt hatte, wie er Söhnen aus großen Häusern zu Theil zu werden pflegt, dem Stolze seines Vaters neue Nahrung. Dieser wußte sich vor Freude, einen solchen Ausbund von liebenswürdiger Frechheit als seinen Sohn vorstellen zu können, kaum zu lassen.

Es gab damals in der besten pariser Gesellschaft einen Cirkel, welchen man die jugendlichen Väter zu nennen pflegte.

Es waren eigentlich mehr oder weniger junge Witwer, witzige Lebeleute, fertige Spieler, welche die Ehre genossen, von den namhaftesten unterhaltenen Mädchen geduzt zu werden. Diese jugendlichen Väter gingen von dem Grundsatz aus, daß in Betracht der nothwendigen Folgen nichts widrlicher und verderblicher ist, als die Knauserei und Tyrannei, welche die Kinder, in der Hoffnung kleine Heilige aus ihnen zu machen, jedes Vergnügens, jeder Freiheit beraubt und dadurch ganze Teufel aus ihnen macht; und so gingen sie darauf aus, zum Widerspiel die größte Toleranz geltend zu machen und bisweilen mehr als Toleranz.

So schlug z. B. einer, welcher zwei allerliebste Töchterchen von 6 oder 7 Jahren hatte, die Methode ein, sie mit sich in's Theater zu nehmen, wohin ihn zärtliche Bande täglich einluden; und hier waren denn freilich die Anmuth und das kindliche Geschwätz der kleinen Engel das Ergötzen und die Bewunderung der Schauspielerinnen.

Im Erziehungsplane eines anderen jungen Vaters lag es, die ersten Schuldverschreibungen seines Sohnes besitzen zu wollen, er nannte das die prima nox des Acceptirens. Um dies zu bewerkstelligen, erleichterte er es ihm unter der Hand sich ein entsetzlich wucherhaftes Darlehn zu verschaffen, wovon übrigens er, der Vater, weiter keinen Vortheil zog, indem er wohlverstanden die Sache so ansah, daß ein jugendlicher Vater der geborne Gläubiger seines Sohnes sei.

Wieder ein anderer suchte, prüfte und wählte mit aller Umsicht und Reife der Erfahrung in väterlicher Sorge für das Beste seines Sohnes, für denselben die erste Maitresse.

Auch fand sich einer, der den unerschütterlichen Grundsatz hatte, sein theures Kind mit dem schändlichsten Weine betrunken zu machen, um demselben, wie er sagte, von frühauf einen tiefen unbesiegbaren und heilsamen Abscheu — gegen schlechten Wein einzuflößen.

Zwei oder drei von diesen jugendlichen Vätern, Männern, die den höheren und höchsten Kreisen angehörten, waren Freunde des Grafen Duriveau. Schon immer sehr stolz auf die gute Erziehung, die er seinem Sohne gegeben, schien es ihm in seiner Wuth, dem Adel nachzuäffen, einen vornehmen Anstrich zu haben, wenn er auch unter die jugendlichen Väter aufgenommmen werden könnte. Daran, meinte er, müßte man merken können, daß er Regent einer Quadratmeile sei, denn der Herr Marschall von Richelieu hatte eine solche Stellung zu seinem Sohne, dem Herrn von Fronsa, eingenommen.

Der Graf Duriveau hatte alsobald das Vergnügen, sich unter die freidenkendsten jungen Väter von Paris gerechnet zu sehen. Er setzte seinen Stolz darein — denn Stolz mußte es nun einmal immer sein — daß sein Scipio die Söhne der alten jungen Väter verdunkelte. So hatte denn Scipio mit 17 Jahren monatlich 100 Louisd'ors Taschengeld, eine abgesonderte Wohnung im väterlichen Palais, sechs Pferde im Stalle und neben dem Grafen in einer Männerloge in der großen Oper einen abonnirten Platz, mit dem der Zutritt hinter die Coulissen verbunden war.

Es würde überflüssig sein, beschreiben zu wollen, wie sehr nun Scipio mit seiner allerliebsten Figur und seinen 17 Jahren in diesem wollüstigen Götterverein, in welchen er feierlich durch seinen Vater eingeführt wurde, gefeiert wurde. Nach wenigen Monaten wußte der junge Mensch schon eine Anzahl williger Geliebten zu nennen; mit 18 Jahren hatte er mit gewandter Hand schon seinen Mann im Duell erstochen, wobei sein Vater ihm secundirt hatte, und mehr als einmal überraschte der anbrechende Tag den Grafen und seinen Sohn bei tollen und lärmenden Orgien, die eine oder die andere berüchtigte Weibsperson mit ihrer Gegenwart geschmückt hatte.

So seltsam diese Erziehungsmethode auch scheinen mag, so kann man sich doch, wenn man die Welt ein wenig kennt, nicht verbergen, daß die gesellschaftliche Stellung und das Vermögen des Vicomte Scipio Duriveau als gegeben angenommen, von 100 reichen und müßigen jungen Leuten 80 früher oder später, mehr oder weniger dasselbe Leben führen wie Scipio, nur mit dem Unterschiede, daß sie dieses Leben mit Schuldenmachen führen werden und ohne Vorwissen oder trotz der ernsten Vorstellungen von Seiten ihrer Familie, wo sie denn die dereinstige Erbschaft mit einer Ungeduld erwarten werden, welche — eine leichte Färbung von einer Intention zum Elternmord an sich hat.

Dies zugegeben, wird man eingestehen müssen, daß es den jungen Vätern wenigstens nicht an einem practischen Blick fehlte, wenn sie versuchten, die Verirrungen der Jugend, welche sie nicht verhindern konnten, wenigstens in eigner Person zu lenken und zu leiten.

Gewiß heben sich in den Augen der Denker das Uebel und das Heilmittel ziemlich gegen einander auf, gewiß ist es traurig, auf solche Weise ungeheure Summen verschwenden, in der ersten Blüthe der Jugend so viele edle Regungen, welche derselben eigen sind, knicken und nur allzuoft in dieser ungesunden Atmosphäre die kostbarsten Talente hinschmachten und untergehen zu sehen — aber alle diese Uebel und noch viele andere sind die unvermeidliche Folge des Zustandes der Dinge, wie er in Bezug auf die Familie, das Eigenthum und besonders das colossale Unrecht, welches man das Erbrecht nennt, nun einmal stattfindet.

Man wird es uns leicht glauben, daß nach einigen Jahren bei einer solchen Lebensweise die väterliche Autorität des Grafen und die kindliche Unterwürfigkeit des Vicomte sich in gleicher Proportion hatte außerordentlich vermindern müssen. Aber diese Abnahme war zu rasch, der Abgrund, in den man hinuntergleitet, zu steil, als daß eine Rückkehr hätte möglich sein sollen; gar manchmal zog der hochfahrende Charakter, der energische Wille des Herren Duriveau vor dem spöttischen und impertinenten Phlegma seines Sohnes den Kürzern. Besonders seit einiger Zeit war es mehrmals vorgekommen, daß der Graf gleich gewissen Ehemännern aus der guten Gesellschaft, welche aus Furcht, eifersüchtig zu erscheinen, Schaam und Thränen hinunterschlingen, aus Angst sich lächerlich zu machen, wenn er den Alten spielen wollte, seine Rolle des jugendlichen Vaters mit Lächeln auf den Lippen aber mit Wuth und Schmerz im Herzen durchzuführen gesucht hatte. Aber es blieb ihm nichts Anderes übrig; denn seit langer Zeit behandelte ihn sein Sohn mit einer frechen Familiarität, welche die Folge der Gemeinschaft war, in welcher er sich mit ihm unwürdigen Vergnügungen hingegeben hatte. Der Graf und seine Freunde hatten zuerst viel darüber gelacht, nun zeigte es sich, daß jedes Gefühl der Unterwürfigkeit und der kindlichen Pietät in der Seele des Jünglings erstickt war.

Der Graf Duriveau, obwol bald 50 Jahre alt, schien kaum ein 40ger zu sein, so viel Jugendkraft und Energie sprach sich in seinem hohen und schlanken Wuchs, seiner körperlichen Gewandtheit, seinem raschen Gange aus. Er hatte eine sehr dunkle Gesichtsfarbe, seine Zähne waren von blendender Weiße, sein Kinn und seine Nase ein wenig stark, seine Augen sehr groß und blau, seine Augenbraunen, sein Bart, seine Haare trotz seines Alters beinahe noch pechschwarz; es mochte regelmäßigere, anziehendere Züge als die des Grafen Duriveau geben, aber es war unmöglich, einen sprechenderen, geistreicheren, entschlosseneren Gesichtsausdruck zu finden, und in dem sich besonders eine unbeugsamere Willensstärke ankündigte. Auch flößte Herr Duriveau immer die Zurückhaltung, die Unterwürfigkeit und Furcht ein, welche stolze, in sich ganze Charaktere hervorzurufen pflegen; selten fühlte man für ihn eine Regung von Neigung oder Theilnahme.

Und doch ließ sich dieser energische Mann auf einer so erschreckenden Schwachheit gegen seinen Sohn betreffen. Auch war er erblaßt und hatte an allen Gliedern gezittert, als er sah, wie Madame Wilson so unerschrocken einer wirklichen Gefahr entgegenging. Der Graf Duriveau hatte in diesem Augenblick und während der ganzen Jagd jede Bewegung der allerliebsten Witwe mit einer Aengstlichkeit verfolgt, in welcher sich Besorgniß und Zärtlichkeit abmalten; kaum hatte sein unruhiger, glühender, leidenschaftlicher Blick dieses bezaubernde Weib verlassen, und es war leicht zu errathen, daß nur die gute Lebensart und der Wohlstand ihn abhielten, die unwiderstehliche Herrschaft, welche sie über ihn ausübte, deutlicher an den Tag zu legen.

Der Graf sowol als sein Sohn trugen Mützen von schwarzem Sammet, kleine scharlachrothe Oberröcke mit silbernen Knöpfen, Beinkleider von weißem Hirschleder und Stulpenstiefel. Das Aeußere des Vicomte stand zu dem seines Vaters im auffallendsten Contrast: die männliche Gestalt des Herrn Duriveau, seine kräftigen und gewandten Bewegungen ließen auf eine unglaubliche Fülle von Lebenskraft und Lebensmuth schließen, dagegen schienen die Züge des Vicomte, die von beinahe weiblicher Feinheit und Regelmäßigkeit waren, in Folge früher Ausschweifungen, die Spuren der Entkräftung an sich zu tragen. Er



war kaum 20 Jahr alt, und doch war sein Gesicht, welches von zarten Backenbärten, die wie sein Haar und sein keimender Schnurrbart, beschattet wurde, mager und gefurcht. Seit langer Zeit war auf diesem hübschen, länglichen Antlitz die Blässe der Erschöpfung an die Stelle jugendlicher Frische getreten. Seine Augen waren sehr groß, sehr schön, von dunklem Braun, aber sie lagen ihm tief im Kopfe, und die Augenlider waren in Folge durchschwärmter Nächte noch ein wenig geröthet; denn erst seit einigen Tagen hatte der Vicomte Scipio Paris verlassen, und in Paris galt der unglückliche Sohn, von dem Grafen und den anderen jungen Vätern, den Freunden des Grafen, angefeuert, für einen der Haupthelden bei diesem müßiggängerischen, verschwenderischen und aushöhlenden Leben, dessen Stunden sich unter das Landsknecht, den Clubb, den Stall, die Tafel vertheilten. In dem verbotenen Tanze fand Scipio nur zwei seines Gleichen, einen Pair von Frankreich, der ein sehr geistreicher Diplomat war, und den Nestor des Cancan, den großen Chicard.

Gleichwol konnte sich der Vicomte Scipio rühmen, von diesen Vergnügungen schon übersättigt zu sein. Er hatte sich freilich so oft und so lange ohne Durst zu haben, mit den feinsten Weinen benetzt, daß er sie gegenwärtig fade und unschmackhaft fand und ihnen oft den Branntwein vorzog und dazu gerpfefferten Branntwein, den Branntwein der Winkelkneipen. Er hatte sich gänzlich an die rohe und verderbte Gesellschaft der Frauenzimmer, die ihm die Liebe gelehrt hatten, gewöhnt, daß bei ihm immer diejenige den Preis davon trug, welche am meisten trank, am meisten rauchte, am meisten fluchte, und die er überhaupt am meisten verachten konnte. Sie gab ihm seine Geringschätzung und seine Schimpfwörter in der Sprache der Fischweiber zurück, die er gelegentlich auch sehr fließend sprechen konnte, und das Alles amüsirte ihn sehr, ohne daß sich dabei sein eisiger Ernst oder sein insolentes Phlegma vermindert hätte; die blasirten Leute lachen niemals. Was seine Sinnlichkeit anbetrifft, so war sie durch die allzufrühen Ausschweifungen und den entnervenden Einfluß des Weines und der Spirituosen so ziemlich abgetödtet. Es blieben dem Vicomte Scipio nur noch die fieberhaften Aufregungen des Landsknecht, der Wetten beim Pferderennen und gewisser anderer Dinge, von denen späterhin die Rede sein wird — und dieser Jüngling war noch nicht 21 Jahre alt.

Und doch waren seine Züge, so schlaff sie waren, und trotz ihres Ausdrucks von Verstimmung und Langerweile — denn der Vicomte Scipio hatte die Prätention, nicht mehr jung genug und zu blasirt zu sein, um sich für die Jagd zu interessiren — noch immer reizend; man konnte keine zierlichere und besser gezeichnete Gestalt, kein vollkommneres Ganze sehen; wenigstens war dies der geheime Gedanke des Fräulein Wilson.

Madame Melcy Wilson, von Geburt Französin, aber Witwe des Herrn Stephan Wilson, eines amerikanischen Banquiers, und Fräulein Raphaële Wilson, als deren männliche Begleitung Herr Alcides Dumolar zu betrachten war, der den Augenblick nicht bei der Hand war, der Bruder der einen und Onkel der anderen Dame, nahmen, wie angeführt, in Gesellschaft des Grafen Duriveau und seines Sohnes an der Jagd Theil.

Wäre nicht die Vergleichung mit der Juno und Hebe gar zu abgebraucht, so würden wir sie auf Madame Wilson und ihre Tochter anwenden. Nicht als ob Madame Wilson in ihren Zügen oder in ihrer Haltung irgend etwas gehabt hätte, was nur im Geringsten an die strenge Majestät der Königin des Olymps hätte erinnern können; im Gegentheil ließ sich nichts Pikanteres, ich möchte sagen Launischeres denken, als das allerliebste Gesicht der Madame Wilson, obgleich diese verführerische Frau mit blauen Augen, schwarzem Haar und einer Sammethaut so eben ihr 32. Jahr erreicht hatte. Wenn ich von Juno und Hebe spreche, so will ich nur den Unterschied bezeichnen, der zwischen der Schönheit in ihrer reifen Entfaltung und der Schönheit in ihrer ersten und zartesten Blüthe stattfindet; denn Raphaële, die Tochter der Madame Wilson, welche sich sehr jung verheirathet hatte, war höchstens 16 Jahr alt.

So lebhaft bewegt und muthwillig das Gesicht der Mutter war, so ruhig und melancholisch war der Ausdruck der Tochter. Man sah in ihr das Ideal verwirklicht, welches die nebelhaften englischen Vignetten, und der aristokratische Pinsel Lawrence's vergebens angestrebt haben. Welche Farbenmischung hätte die durchsichtige Weiße dieser Gesichtsfarbe, welche von einem zarten Rosenroth angehaucht war, wiedergeben können oder das Blau dieser großen Augen, welches gleich dem der Kornblumen sanft und lebhaft zugleich war, und den Elfenbeinglanz dieser feingebildeten Stirn, die von kastanienbraunen Haaren umgeben war, welche so geschmeidig waren und in so natürlichen Wellen herabfielen, daß Raphaëlens Frisur keine Spur von der leichten Unordnung zeigte, welche gewöhnlich die Folge eines langen Rittes ist. Die elastischen Locken ihres Haupthaares schwammen eben so leicht um ihr bezauberndes Gesicht, wie ihr kleiner Schleier von grüner Gaze, welcher an der einen Seite an den schwarzen Filz ihres Mannshutes befestigt war.

In dem eleganten Reitkleide von schwarzem Tuch, welches Madame Wilson und ihre Tochter trugen, zeichnete sich ihre Gestalt, die auf entgegengesetzte Weise bezaubernd war, auf allerliebste Weise ab, schlanker, aufstrebender, man könnte sagen keuscher bei der Tochter, voller, üppiger bei ihrer Mutter.

Der Schnitt ihrer Kleidung machte diesen Unterschied noch bemerkbarer. Raphaëlens Corset reichte festgeschlossen bis an den Hals; nur ein kleiner, gefalteter Kragen, der durch ein festgeknüpftes seidenes Tuch von himmelblauer Farbe wie die Augen des jungen Mädchens zusammengehalten wurde, ragte aus ihm hervor. Dagegen war das Corset der Madame Wilson, obgleich an der Taille festgeschlossen, vorn in Art einer Weste geöffnet und ließ ein anderes, darunter angezogenes von Isabellfarbe mit goldenen Knöpfen erblicken, welches seinerseits wieder den Prospect auf ein feines Vorhemdchen eröffnete, welches sich, von zwei Rubinen zusammengehalten, über die elastischen und festen Umrisse des schönen Busens ausspannte. Um endlich diesen eben so fein gewählten wie vielsagenden Anzug zu vervollständigen, fiel der überschlagende Kragen, den Madame Wilson trug, über ein Tuch von rother Seide hin, dessen Roth aber nicht so sammetartig, nicht so reich, nicht so lebhaft war als das ihrer lächelnden und muthwilligen Lippen.

Als sie das gefährliche Hinderniß, von dem die Rede gewesen ist, hinter sich hatten, zeigte das Gesicht der Mutter und der Tochter einen ganz verschiedenen Ausdruck. Madame Wilson, welche zuerst über die Gefahr, welcher sich die letztere ausgesetzt hatte, erschrocken gewesen war, betrachtete sie, als sie sie in Sicherheit sah, mit aller Freude, allem Stolze der mütterlichen Zärtlichkeit, während Raphaële, ohne der vergangenen Gefahr zu achten, unablässig den zerstreuten Blick Scipio's zu suchen schien.

Es ist unnütz anzuführen, daß der Graf Duriveau und sein Sohn sich nicht weniger entschlossen zeigten, als Madame Wilson und ihre Tochter. Beide setzten dicht hinter einander über den umgestürzten Baum hin, der Vater mit der ungestümen Hitze, die in seiner Art lag, der Sohn mit einer Art verächtlicher Nachlässigkeit, die nicht ohne Anmuth war; denn er war ein ausgezeichneter Reiter. Ja, er trieb die Renomage so weit, daß er den rasch verfließenden Augenblick, in welchem sein Pferd, das er mit der linken Hand lenkte, über den Baumstamme schwebte, dazu wählte, mit der rechten die Cigarre, die er zwischen den Lippen hatte, herauszunehmen und ruhig eine Wolke bläulichen Rauches in die Luft wirbeln zu lassen.

Diese Heldenthat würde, wäre sie durch die Gegenwart zweier allerliebsten Frauen hervorgerufen und mit jugendlich überschäumendem Leichtsinn ausgeführt worden, den unwiderstehlichen Reiz gehabt haben, welcher von Allem unzertrennlich ist, was aus plötzlicher Eingebung der Liebe oder des kühnen Muthes hervorgeht; aber als blasirter Mensch setzte Scipio seinen Stolz darein, in Allem und bei Allem eine wegwerfende Kälte zu zeigen; auch blieben seine Züge unbeweglich, während Madame Wilson und besonders ihre Tochter ihn wegen einer so heldenmüthigen Geistesgegenwart glücklich priesen.

Der Graf, von der Haltung seines Sohnes betroffen, wählte einen Augenblick, an dem er von Madame Wilson und ihrer Tochter weder gesehen noch gehört werden konnte, und sagte zu Scipio mit einem scheinbar herzlichen und vertrauten Tone, der aber ein lebhaftes Misvergnügen durchschimmern ließ, welches er kaum um der Gegenwart der beiden Frauen und seiner zur Gewohnheit gewordenen Nachsicht als jugendlicher Vater willen zu bezwingen wußte:

„Was fällt Dir ein, Scipio, Du erweisest dem Fräulein Wilson nicht einmal die gewöhnliche Höflichkeit und doch —"

„Ha ha, weißt Du wol, daß Du da ein lächerliches Amt übernommen hast?" unterbrach Scipio seinen Vater — „es ist freilich des guten Zwecks wegen, aber das macht es gerade unverzeihlich, unseliger Urheber meiner Tage."

Und Scipio warf seinen Cigarrenstumpf nachlässig weg.

So sehr Herr Duriveau an diesen Ton des kalten Spottes, den er unglücklicherweise selbst genährt hatte, gewöhnt war, so konnte er doch diesen Augenblick aus guten Gründen den Zorn, welchen diese Antwort ihm aufregte, nicht bezwingen. Er sagte zu seinem Sohne immer noch leise aber fest und kurz:

„Spaß bei Seite, ich muß Dir in allem Ernste sagen, daß Dein Betragen unerhört ist; wir werden uns heute Abend sprechen und —"

„Sagen Sie mir doch, Madame Wilson," rief der Vicomte, ohne seine Cigarre im Stich zu lassen, und indem er auf's Neue seinen Vater unterbrach.

„Was gibt's, Scipio?" fragte die hübsche Witwe, indem sie sich umwandte, zu großer Beunruhigung des Grafen.

„Wenn Sie wünschen Papa in seinem ganzen Glanze zu sehen, so müssen Sie ihn bitten, Ihnen die Rolle eines edelmüthigen Vaters vorzuspielen — er ist darin unübertrefflich."

Wachsender Unwille und Zorn zuckten in Duriveau's Zügen, aber sein Gesicht zeigte ein gezwungenes Lächeln, sobald ihn ein Blick der Madame Wilson traf, welche dem Vicomte heiter antwortete:

„Und Sie, mein theurer Scipio, spielen zum Entzücken und über die Maßen natürlich die Rolle eines jungen Thoren. Aber da kommt unser Beschützer, er wird Sie, wenn es nöthig sein sollte, an die Achtung erinnern, die Sie einer Frau von meinem Alter schuldig sind, unbesonnener junger Mensch."

Darauf wandte sich Madame Wilson an einen neuen Ankömmling und sagte:

„Nun komm doch, Bruder!" —

Die beiden Damen und die beiden Jäger hielten wie gesagt, an der anderen Seite des Baumstammes neben einander, inmitten der Hunde, welche die Spur des Fuchses immer noch nicht wiedergefunden hatten.

In diesem Augenblick erschien Herr Alcides Dumolar, der Bruder der Madame Wilson, jenseit desselben.

Herr Alcides Dumolar, ein Witwer, der sich, wie man ihm nachsagte, über den Verlust seiner Frau sehr leicht getröstet hatte, war 40 Jahre alt, trug keinen Bart und war von einer ungestalten Corpulenz. Nichts könnte eine so genügende Vorstellung von diesem breiten Gesichte mit herabhängenden Wangen, kleinen, erloschenen Augen und dürftiger Schädelbildung geben, als jene Mandarinengestalten mit blassen und aufgedunsenen Wangen und flachen und verquollenen Zügen, die man auf chinesischen Gefäßen sieht. Der gewaltige Bauch und das riesenhafte Kreuz des Herrn Dumolar, dessen Rücken eben so riesenhafte Dimensionen zeigte, droheten jeden Augenblick seinen kurzen, rothen Oberrock platzen zu machen; endlich läßt sich nichts Groteskeres ersinnen, als wir dieses breite, feiste Gesicht eine kleine Jagdmütze von schwarzem Sammet, die ihm ganz oben auf dem Kopfe schwebte, umsäumte. Herr Dumolar hatte sich klugerweise ein Pferd von herkulischer Stärke, einen braunen, sogenannten doppelten Pony gewählt von den Proportionen eines Brauerpferdes, was denn freilich für einen armen Vierfüßer, der eine Art von Mastodon tragen sollte, wesentliche Eigenschaften waren.

Es versteht sich wol von selbst, daß Herr Alcides Dumolar vor dem umgefallenen Baume bescheiden Halt machte. Man wird es aber eben so erklärlich finden, daß ihm Vicomte Scipio mit impertinenter Ruhe zurief:

„Nun frisch, Dumolar, hinübergesprungen, mein Wänzchen, fürchten Sie sich nicht, Sie können in jedem Falle darauf rechnen, daß Sie auf ein weiches und elastisches Polster fallen."

„Da hinübersetzen? Gehen Sie doch, — das sind Späße, mein Theuerster, die man sich erspart, wenn man 50,000 Thaler jährliche Einkünfte hat," antwortete der Dicke, indem er die Backen mit wichtiger Miene aufblies und mit den Augen einen weniger halsbrechenden Weg aufsuchte.

„Ich kann nur nicht einsehen, inwiefern Ihre 50,000 Thaler Jahreseinkünfte Ihnen darin hinderlich sein können, über den Baum hinwegzusetzen," erwiderte Scipio mit kaltem Spott, „es müßte denn sein, daß es Ihr Vermögen wäre, was Sie so schwerfällig und aufgedunsen machte. Sie sind am Ende wol mit Goldbarren ausgestopft und mit Banknoten wattirt."

„Sein Sie doch ruhig," rief der beleibte Mann mit ängstlicher Miene aus, „es ist wahrhaftig ein übel angebrachter Spaß, mitten in diesen Wäldern und in diesem Lande von Wölfen und Hungerleidern auszuschreien, daß ich mit Banknoten ausgestopft sei; wenn das Einer hörte, könnte es mir an die Kehle gehen."

Darauf wandte er sich zum Piqueur, der auf der andern Seite des Baumes zu seinen Hunden zurückgekehrt war, und rief ihm zu:

„Lieber Mann, gibt's hier nicht einen anderen Weg, ich habe nicht Lust, um nichts und wieder nichts den Hals zu brechen."

„Reiten Sie nur links am Dickicht hin, Herr Dumolar, 50 Schritte von hier finden Sie einen kleinen Fußsteig, auf dem Sie sicher zu uns stoßen können."

„Ein kleiner Fußsteig?" sagte Scipio. „Sie sind verloren, lassen Sie sich darauf nicht ein, Wanst, Sie müssen sich an die großen Landstraßen halten."

Herr Dumolar zuckte die Achseln, machte rechts um und folgte der Weisung des Piqueurs.

„Wir wollen jetzt sehen, was daraus erfolgte, daß die Hunde die Spur des Fuchses verloren hatten, ungefähr 200 Schritte, wie man sich erinnern wird, von der Höhle Bête-Puante des Wilddiebes.

Fünftes Kapitel.

Luminrau.



Die Hunde, noch immer stumm und desorientirt, durchrannten den Theil des Waldes, wo der Wilddieb die Spur des Fuchses unterbrochen hatte,

nach allen Richtungen hin. Der alte Piqueur, den die Gegenwart seines Herrn und der Gesellschaft desselben anfeuerte, durchstreifte die Gegend mit größter Aufmerksamkeit. Vom Pferde herabgebückt und den Kopf zum Boden geneigt, strengte er sich an, die Fußtapfen des Thieres wiederzufinden, indem er seine Hunde mit der üblichen Phrase antrieb: „Sucht, Kerle, sucht, Liebchen."

Der Graf Duriveau selbst, ein sehr guter Jäger, der überhaupt das Feuer und den Ungestüm seines Temperamentes in seine Vergnügungen zu übertragen pflegte und dieses Mal noch besonders froh war, die Aufregung, welche Scipio's Betragen in ihm hervorrief, unter äußerer Geschäftigkeit verbergen zu können, hatte sich von Madame Wilson und ihrer Tochter entfernt und leistete seinem Piqueur Gesellschaft die Hunde mit lauter Stimme anzutreiben.

Während der Graf diese fieberhafte Thätigkeit entfaltete, unterhielt sich Scipio, nachlässig auf den Sattel gelehnt und mit dem linken Beine baumelnd, damit, daß er den Stahl seines Spornes an dem des Steigbügels, welchen er bis zum Fußgelenk heraufgezogen hatte, klingen ließ, indem er in der Luft die leichten Rauchwolken verfolgte, die aus seiner Cigarre wirbelten, und sagte zu Madame Wilson und ihrer Tochter, neben denen er jetzt hielt, kein Wort.

Jetzt benutzte Raphaële einen Augenblick, in dem ihre Mutter, von irgend einem Vorfall bei den Jägern angezogen, das Gesicht abwandte, sich Scipio zu nähern und sagte zu ihm mit schmerzlichem Ausdruck und leiser zitternder Stimme:

„Scipio, was haben Sie gegen mich?"

„Nichts," erwiderte der Vicomte, ohne davon abzulassen, den leichten Windungen des bläulichen Rauchs seiner Cigarre in der Luft nachzusehen.

„Scipio," fing das junge Mädchen mit bewegter und bittender Stimme wieder an, indem sie mit Mühe die Thränen zurückhielt, die ihr in die Augen kamen, „Scipio, warum bist Du so kalt und hart gegen mich? was habe ich Dir gethan?"

„Nichts," antwortete der Vicomte mit derselben beleidigenden Ruhe.

„Lesen Sie diesen Brief, und dann werden Sie vielleicht Mitleiden mit mir haben," sagte das junge Mädchen, indem sie eilig ein Billet, das sie seit einigen Augenblicken aus dem Handschuh gezogen hatte, in Scipio's Hand gleiten ließ.



Der Vicomte steckte das Billet nachlässig in seine Westentasche, und da er sah, daß Raphaële noch mehr sagen wollte, erhob er die Stimme und rief zu der Madame Wilson, welche den Bewegungen der Hunde mit gespannter Aufmerksamkeit zusah, hinüber:

„Sagen Sie, Madame Wilson, finden Sie, daß das nun etwas besonders Amusantes ist, so eine Jagd, es ist doch am Ende nur eine Unterhaltung, weil man nun einmal übereingekommen ist es dafür zu halten, gerade wie die Oper und die Heirathen aus Liebe."

Kaum hatte Scipio diese Worte ausgesprochen, und wie zufällig fiel der kleine, grüne Schleier, der an Raphaëlens Hute schwebte, herab, so daß Madame Wilson, als sie sich umwandte, um dem Vicomte zu antworten, die Thränen, welche aus den Augen ihrer Tochter brachen, nicht bemerkte.

Schon während der ganzen Jagd hatte Madame Wilson, ungeachtet der Heiterkeit und Belebtheit, welche sie zeigte, den Scipio in's Geheim oft und aufmerksam beobachtet; auch waren die Züge der jungen Witwe mehre Male von Verwunderung und selbst von einem gewissen Mismuth verfinstert worden, wenn sie bemerkte, mit welcher beleidigenden Kälte der Vicomte Raphaëlen behandelte. Jetzt glättete sich die Stirn der Madame Wilson wahrscheinlich, weil ihr irgend ein besonderer Gedanke gekommen war, und mit einem feinen spöttischen Lächeln nahm sie die Frage des Vicomte auf:

„Sagen Sie, Madame Wilson, finden Sie, daß das nun etwas besonders Amüsantes ist, so eine Jagd, es ist doch am Ende nur eine Unterhaltung, weil man nun einmal überein gekommen ist es dafür zu halten, gerade wie die Oper und die Heirathen aus Liebe."

„Ich wette, mein lieber Scipio," antwortete die junge Witwe lachend, „daß Sie mit 12 Jahren statt mit so einem hübschen runden Röckchen, wie sie den Knaben so gut stehen, zufrieden zu sein, einen geschmacklosen Anzug beansprucht haben, blos um wie ein kleiner Herr auszusehen."

Trotz seiner Kälte brachte diese Antwort auf seine pretensiöse Frage Scipio ein wenig aus seiner Fassung; doch erwiderte er mit seinem gewöhnlichen Phlegma:

„Ich verstehe nicht, liebe Madame Wilson" —

„Lieber Gott, es ist doch so einfach. Mein theurer Scipio, ein verzogenes Kind, das mit 12 Jahren für einen kleinen Herren gehalten sein will, das will mit 20 Jahren für einen blasirten Mann gelten."

Das hieß, Scipio's Prätension an's Herz greifen, nun war diese freilich bei ihm durch die Gewohnheit zu affectiren — denn wenn man eine Maske gar zu lange trägt, so nehmen die Gesichtszüge am Ende ihre Formen an — und auch durch den Misbrauch entwürdigender Genüsse bei ihm leider gerechtfertigt.

Der Vicomte verbarg seinen Verdruß, erwiderte, indem er seine Kälte und Unbekümmertheit verdoppelte: „Hm — so — ich spiele die Rolle eines blasirten Mannes."

„Freilich, aber für die Kenner sehr schlecht, armer Scipio; nur unglücklicherweise für die armen, unschuldigen Zuschauer, die noch keine Kenner sind, nur allzugut."

Und Madame Wilson warf einen bedauernden Blick auf ihre Tochter. Aber überzeugt, daß es ihr gelingen werde, Raphaëlen, deren Niedergeschlagenheit sie mehre Male bemerkt hatte, sogleich zu beruhigen, fing sie wieder an:

„Nein, nein, lieber Scipio, bilden Sie sich nicht ein, sich für einen alten Mann ausgeben zu wollen, so lange Sie jung sind; solche Affectation geht nicht tief. So seltsam, so — nun was schadet's, eine alte Frau kann Alles sagen, so lächerlich sie auch ist, sie kann Ihre hübsche Figur doch nicht entstellen. Sagen Sie, so viel Sie wollen, die Jagd ist nur ein Vergnügen, weil man darüber eingekommen ist, sie dafür zu halten, Sie lassen es nichts desto weniger darauf ankommen, indem sie Ihren Hunden folgen, den Hals zu brechen. Heirath, Liebe sagen Sie, ist nur — aber nein, Raphaële, darauf wollen wir ihm nicht antworten —" und Madame Wilson wandte sich fröhlich zu ihrer Tochter, deren herrliches Gesicht sich bei den Worten ihrer Mutter schon wieder erheiterte — „wir wollen ihm nicht darauf antworten, es käme gar zu ruhmredig heraus. Aber wenn die Oper auch nur so ein Vergnügen sein soll, so lasse man nur Madame Stoltz singen, Mademoiselle Carlotta tanzen und Mademoiselle Basquin singen und tanzen, und Eure Theaterlogen sind in einem Feuer zum Auflodern; man hat in Euren Ausbrüchen des rasenden Enthusiasmus über diese beiden Wunder von Talent und Anmuth, und besonders über Mademoiselle Basquin, von der Ihr sagt, daß sie zugleich eine Gazelle und eine Nachtigall sei, die feinsten Glacehandschuhe platzen und mehr als ein Halstuch in Unordnung gerathen sehen, und Ihr wollt blasirt sein!!"

Als Madame Wilson den Namen der Mademoiselle Basquin aussprach, wurden Scipio's Züge vorübergehend von einem seltsamen Ausdrucke belebt; es war eine Mischung von Ironie, beleidigtem Stolz und kühnem Trotz.

Indem Scipio einen durchdringenden Blick auf Madame Wilson warf, sagte er zu ihr, immer mit unerschütterlicher Ruhe und ohne seine ewige Cigarre im Stich zu lassen:

„Warum soll ich nicht lieber in Mademoiselle Basquin verliebt sein?"

„Wie, sind blasirte Leute verliebt? Sehen Sie, wie schlecht Sie Ihre Rolle spielen," sagte Madame Wilson lachend. Hierauf machte sie ein ernstes Gesicht und fing mit herzlichem Ton wieder an: „Lassen Sie uns einmal ernsthaft sprechen, mein lieber Scipio, ja ich halte Sie für blasirt, und es freut mich, daß Sie es sind; ja Sie sind blasirt, aber über die falschen Freuden, über die täuschenden Genüsse, und ich glaube auch, ja ich weiß, daß, was gut, rein, edel, zart, erhaben ist, für Sie den unwiderstehlichen Reiz der Neuheit im Guten und Wahren haben muß und wirklich hat — einen bezaubernden Reiz, der Sie für immer an die Gegenstände fesseln wird, die eines Mannes von Geist und Herz, wie Sie, allein würdig sind. Aber da kommt Ihr Vater," setzte Madame Wilson heiter hinzu; „sagen Sie ihm nur nicht, Sie Unbesonnener, daß ich nun auch meinerseits zu Ihnen als edelmüthige Mutter gesprochen habe."

Und damit wandte sie sich an Herrn Duriveau, der zu ihr heran ritt.

„Nun, Herr Graf, wie steht's mit der Jagd?"

„Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als Sie um Verzeihung zu bitten, Madame, daß ich Sie zu einer Unterhaltung eingeladen habe, die ein so schlechtes Ende nimmt."

„Wie das?"

„Wir müssen Verzicht darauf leisten, unseren Fuchs zu fangen."

„Warum denn das?"

„Weil die Hunde die Spur verloren haben und es unmöglich ist, sie wieder zu finden."

„Ja, Madame, die Meute verliert die Spur des Fuchses diesseit dieses Baumstammes, wir haben Alles gethan, um sie wieder aufzufinden — unmöglich, wir haben selbst den Boden um den Baum herum aufgewühlt, ob sich da vielleicht ein Dachsloch fände, in welches sich der Fuchs verkrochen hätte — Alles vergebens, es ist unbegreiflich."

„Ziehen Sie sich das nicht zu Herzen, lieber Herr Duriveau," sagte Madame Wilson fröhlich, „das Vergnügen, was wir schon gehabt haben, bleibt uns."

„Und es wird uns doch auch die Hoffnung bleiben, den übrigen Theil des Tages mit Ihnen zuzubringen? Denn Sie werden doch mit Mademoiselle Raphaële und Dumolae zu Tremplay unter einigen unserer Nachbaren mit uns zu Mittag essen?"

„Einigen Nachbaren, die unter den einflußreichsten Wählern der Landschaft gewählt sind. Nicht wahr?" sagte Madame Wilson lächelnd, „denn ich kenne Ihre ehrgeizigen Pläne. Nun ich will es mich etwas kosten lassen, Ihnen alle ihre Stimmen zu erobern, weisen Sie mir meinen Platz bei dem Widerspenstigsten an, und Sie sollen sehen."

„Ich setze keinen Zweifel in Ihre Macht über die Gemüther," sagte der Graf ebenfalls lächelnd, „wenn Sie meinen Proceß plaidiren, so ist er gewonnen. Nun, die Jagd wäre zu Ende, wir müssen nur noch zu dem Kreuz auf dem Scheidewege zurückreiten, wo Ihr Wagen auf Sie wartet."

„Komm, Latrace, kopple Deine Hunde zusammen."

„Wir geben die Jagd auf, liebes Kind," sagte Madame Wilson, indem Sie sich zu Raphaële wandte. Sie sprach einige Worte leise zu ihr und alsbald war das traurige Gesicht des jungen Mädchens wieder in froher Heiterkeit.

In diesem Augenblicke erreichte Herr Alcides Dumolar, der äußerst vorsichtig den Gang seines Pferdes, so viel es möglich, zu zügeln pflegte und auch einen ziemlich langen Umweg zu machen gehabt hatte, die Stelle, wo die Uebrigen hielten, und sagte mit geheimnißvoller Miene zum Grafen Duriveau:

„Was bedeutet denn dieser Haufe Leute, die mit Stöcken bewaffnet sind und dann und wann ein Geschrei erheben, als wenn es zu einem Signal dienen sollte?"

„Ich weiß durchaus nichts davon, lieber Dumolar," sagte der Graf ziemlich verwundert.

Der alte Piqueur faßte sich ein Herz, seinen Herrn anzureden, der ihn mit den Augen zu fragen schien, und sagte schüchtern:

„Es sind Leute aus dem Flecken, Herr Graf, die dem Herrn Beaucadet und seinen Gensdarmen Gerichtsfolge leisten.“

„Gerichtsfolge? und wozu?“ sagte der Graf in immer steigendem Erstaunen.

„Um einen sehr gefährlichen Mörder einzufangen, der aus den Gefängnissen von Bourges entwischt ist und sich seit gestern in diesem Walde versteckt hat.“

„Ein Mörder in diesem Walde, wo wir sind?“ schrie Herr Dumolar.

„Ja, Herr,“ antwortete der Piqueur. „Diesen Morgen haben ihn noch Holzhacker von ferne gesehen und —“

Aber der Piqueur hielt plötzlich ein und entfernte sich um einige Schritte, indem er auf ein entferntes Geräusch zu horchen schien.

„Wie, ein gefährlicher Mörder?“ schrie Alcides Dumolar, indem er immer mehr ängstlich um sich zu blicken und vor Furcht zu zittern anfing, „und ich hätte, da ich eben ganz allein war, auf ihn stoßen können — und dazu schreit dieser Scipio ganz laut aus, daß ich mit Banknoten ausgestopft bin — das ist ein verflucht übel angebrachter Scherz.“

„Sein Sie doch still, mein Lieber,“ sagte der Graf achselzuckend, „es ist gar keine Gefahr vorhanden; Sie könnten Ihre Frau Schwester erschrecken, die glücklicherweise mit ihrer Tochter spricht und nichts gehört hat.“

„Herr Graf,“ rief plötzlich Latrace, nachdem er lange und aufmerksam gehorcht hatte, „Herr Graf, es ist noch nichts verloren.“

„Was sagst Du?“

„Lumineau läßt sich hören.“

„Ich höre nichts, bist Du Deiner Sache auch gewiß?“

„O ganz gewiß, er ist der König unter den Hunden; er wird wie immer eine halbe viertel Meile vor den übrigen voraus sein. Da, Herr Graf, hören Sie nicht?“

„Wahrhaftig,“ sagte der Graf, indem er auch hinhorchte, „ja ich höre ihn, aber auf welcher Seite ist er?“

„Zweihundert Schritte von hier, bei der kleinen Lichtung nahe an den Felsblöcken.“

„Ah! bei meiner Ehre,“ meine Damen, sagte der Graf, indem er sich den beiden Frauenzimmern näherte, „das ist ein wunderbarer Glückswechsel; eben wollten wir die Sache aufgeben, und nun haben wir die beste Hoffnung auf Erfolg; wenn wir unseren Fuchs fangen, so ist's ein wahres Wunder, und der Wunderthäter ist der wackere Lumineau.“

„Er macht es immer so,“ sagte der alte Jäger.

Und damit ritt er nach der Seite der Lichtung hin, in deren Nähe sich der Zufluchtsort des Wilddiebes befand, in vollem Galopp in den Wald hinein.

„Es gibt doch nichts Hübscheres, als wenn so ein Hoffnungsblick unmittelbar auf die Verzweiflung folgt,“ sagte Madame Wilson fröhlich, indem sie einen Blick des Einverständnisses auf ihre Tochter warf. „Wohlan, mein lieber Graf, wir wollen sehen, ob dieser Zauberer Lumineau, wie man ihn nennt, die Wunderthat, die man von ihm verlangt, wird ausführen können.“

Und Madame Wilson setzte auch ihr Pferd in Galopp, worauf denn die ganze Gesellschaft die Richtung, welche der Piqueur eingeschlagen hatte, durch eine hochstämmige Waldpartie in größter Eile verfolgte.“

Nur Herr Alcides Dumolar blieb bald zurück; denn man mußte ein Pferd geschickt zu lenken wissen, um sich im Galopp durch diese gewaltigen Tannen, welche schachbretartig durcheinander standen, hindurch zu winden. Herr Alcides Dumolar versuchte es lieber gar nicht, von seinem Pferde solche Gewandtheit zu verlangen, und begnügte sich damit, den anderen Jagenden bald im Schritt, bald im Trab von fern zu folgen. Da er sich aber so, trotz seiner Anstrengung, in immer weiterem Abstande von seiner Gesellschaft erblickte, so fühlte er sich von einer schrecklichen Angst gequält; denn der Gedanke an den gefährlichen Mörder, den man in diesem Walde und gerade auf dieser Seite verfolgte, kam ihm immer wieder in den Sinn.

„In einem verzweifelten Augenblick ist ein solcher Räuber Alles fähig — ein Unglück ist bald geschehen, — diese Wälder sind so einsam,“ murmelte der dicke Mann, indem er so schnell, als ihm seine Vorsicht erlaubte, durch die Bäume trabte — „und dieser Duriveau weiß das und reitet und reitet und reitet, ohne sich um mich zu bekümmern. Es gibt Menschen von einem Egoismus, und sein Sohn schreiet, daß ich mit Banknoten ausgestopft bin. Glücklicherweise sehe ich da meine Leute noch zwischen den Bäumen — diese rothen Röcke glänzen so — das kann mich leiten.“ Und bei diesen Worten machte Herr Dumolar, angetrieben durch die Angst und die Hoffnung, die anderen Jagenden wieder einzuholen, von einer bequemeren Stellung der Bäume Gebrauch und setzte sein Pferd in Galopp. „Ah! ich komme ihnen endlich wieder näher,“ sagte er, indem er vor Aufregung außer Athem war, „ich will sie rufen, sie werden auf mich warten.“

Und immer im Galopp, um die Distance nicht größer werden zu lassen, schrie Herr Dumolar:

„Schwester Melcy, warte doch.“

Madame Wilson hörte die athemlose Stimme ihres Bruders wahrscheinlich nicht; denn sie verschwand, indem sie ihrer Tochter nachfolgte, die vor ihr herritt, in demselben Augenblick durch eine Seitenwendung, indem ein sehr verworrenes und unzugängiges Dickicht auf die hochstämmige Partie gefolgt war.

„Duriveau, warten Sie doch auf mich — alle Teufel,“ schrie Dumolar mit der ganzen Kraft seiner Lungen.

Der Graf Duriveau verschwand und sein Sohn nach ihm.

„Diese Rücksichtslosigkeit ist abscheulich,“ rief Dumolar mit eben so vieler Bitterkeit als Angst — „aber Gott sei Dank, ich sehe den Weg, den sie eingeschlagen haben, sie haben sich links gewendet und —“

Herr Dumolar konnte nicht fortfahren, sein Pferd hielt mitten im kleinen Galopp plötzlich auf die Vorderfüße gestemmt an; der Stoß von dieser unerwarteten Bewegung war so heftig, daß Herr Dumolar aus dem Sattel geworfen über den Kopf seines Pferdes hinüber geschleudert wurde.

Er setzte sich mislaunig wieder auf und bemerkte jetzt, was so plötzlich den Galopp seines Pferdes unterbrochen hatte; es war ein breiter Abzugsgraben, regelrecht angelegt, 8 Fuß breit, mit hohen Böschungen 6 Fuß tief; dieser Graben durchschnitt die hochstämmige Partie in ihrer ganzen Breite.

Beim Anblick dieses klaffenden Abgrundes, der sein Weiterreiten verhinderte, bemächtigte sich Verzweiflung des Herrn Dumolar. Er bemerkte an den Rändern der Böschung die Eindrücke von den Hufen der Pferde der übrigen Jagenden, welche hinübergesetzt waren. Er konnte also nicht mehr hoffen sie wieder zu erreichen, er wäre lieber gestorben, als daß er den fürchterlichen Sprung über den Graben hätte wagen sollen. Auf der anderen Seite hieß Umkehren sich noch mehr von den Jagenden entfernen und schon senkte sich die Sonne allmählig; es war in den kurzen Tagen der Tag- und Nachtgleiche, in denen die Nacht auf den Tag fast ohne Uebergang folgt.

„Das heißt es darauf ankommen lassen, daß mir von dem Banditen der Hals abgeschnitten wird,“ sagte Herr Dumolar seufzend — „dazu sind diese verfluchten rothen Röcke so weit sichtbar, er wird mich eine Meile weit bemerken — es ist fürchterlich — wenn ich rufe, so ziehe ich mir damit den Banditen auf den Hals, wenn er in dieser Gegend ist — ich muß an dem Graben hinreiten, vielleicht treffe ich auf einen Fußsteig.“

Und Herr Dumolar ritt jämmerlich am Rande des Grabens hin bis zu einem Punkte, wo derselbe einen Winkel machte, indem er an einem undurchdringlichen Eichendickicht dahinlief. Sich in dieses dunkle Gewirre von durcheinander gekreuzten und gleichsam verwebten Aesten einzulassen, wo keinerlei Weg gebahnt war, erschien Herrn Dumolar beinahe eben so schrecklich, als über den gewaltigen Graben zu setzen; denn um in ein solches Dickicht zu dringen, muß man sich dem Instinct und der Geschicklichkeit seines Pferdes überlassen, den Kopf senken, den Arm drüber halten und blindlings drauf losreiten.

Trotz des Entsetzens, welches der Gedanke an dieses Mittel in Herrn Dumolar hervorrief, wählte derselbe, da er die Nacht heranrücken sah und in Betracht zog, daß, wenn er in dieser lichten, hochstämmigen Partie bliebe, sein rother Rock ihn von Weitem sichtbar machen und ihm den Räuber auf den Hals ziehen könnte, von zwei Uebeln das kleinste und versuchte, in der Hoffnung, die Jagenden wieder zu finden, sich durch das Dickicht durchzuarbeiten. Und bald hörte man in dieser Gegend ein so fürchterliches Krachen von zerbrochenen Aesten, als wenn ein großer Eber in der unzugänglichen Wildniß wüthete.

Ueberlassen wir Herrn Dumolar den Zwischenfällen, die ihn noch ferner bei diesem Versuche betroffen haben mögen, um mit zwei Worten das Wunder zu erklären, das man von dem gerühmten Hunde erwartete, dessen Bellen die Jagenden veranlaßt hatte, sich nach der Seite des Wilddiebes hinzuwenden.

Der wackere Lumineau hatte, nachdem er eben so wie die anderen Hunde die Spur des Fuchses verloren hatte, von Erfahrung belehrt und von seinem wunderbaren Instinct geleitet, folgendes logische Raisonnement angestellt: daß, da der Fuchs häufig schlau genug ist, in der Absicht, seine Fährte zu unterbrechen und auf diese Weise die ehrlichen Hunde, die ihn um der Ehre willen verfolgen — indem es ihnen nur darauf ankommt, ihn zu fangen und todt zu beißen, da ihnen sein Fleisch einen unwiderstehlichen Widerwillen einflößt — in Verwirrung zu setzen, gewaltige Sätze zu machen, besagte wackere Hunde, um die Spur des Verräthers wieder aufzufinden, der doch am Ende nicht in der Luft verschwunden sein kann, sich nach und nach, indem sie immer größere Kreise beschrieben, von dem Orte, wo sie die Spur verloren, entfernen müßten, gewiß, daß sie am Ende die Fährte des Flüchtlings wieder finden würden. In der That muß ja auch, so gewaltig die 2 und 3 Sätze immer sein mögen, mit denen der Fuchs seine Spur unterbrochen hat, dieser am Ende seinen gewöhnlichen Gang wieder annehmen und seinen Lauf, sei es rechts oder links oder diesseits oder jenseits des Ortes, wo die Fußtapfen verschwinden, fortsetzen. Folglich muß, schloß Lumineau, wenn der Radius des Kreises, den die Hunde bei ihrem Suchen beschreiben, beständig wächst, der Bogen, den sie machen, sich an irgend einem Punkte mit der Linie, die das Thier verfolgt hat, schneiden.

Lumineau setzte diese vortreffliche Theorie in Anwendung, überließ das gemeine Volk von Hunden, die unnützer Weise beständig dieselbe Stelle wieder durchspürten, ihrem Schicksal und begann, indem er den Boden unablässig mit der Schnauze befragte, in vollem Galopp immer weitere Kreise zu beschreiten. Auf diese Weise kam er zuerst bis an die Lichtung, welche er durchstreifte, und dann an die Felsblöcke, zwischen denen sich die mit Steinen und Brombeerbüschen bedeckte Fallthür befand, die den Eingang zu der Höhle, in welcher Bamboche eine Zuflucht gefunden hatte, versteckte. Der Fuchs hatte, wie man sich erinnern wird, kaum eine Secunde auf diesen Steinen geruht, um einen neuen Satz zu nehmen, aber der Geruch Lumineau's war so fein, daß er nichts desto weniger die Fußstapfen desselben erkannte, und zugleich erklang sein lautes Triumphgebell und zog die Jagenden herbei, welche gerade die Jagd aufgeben wollten.

Nach diesem ersten glücklichen Erfolg hätte Lumineau, da er hier auf's neue eine Unterbrechung der Fährte antraf, sein Herumstreifen im Kreise wieder anfangen müssen, denn 30 Schritte von da wäre er auf die volle Spur des Fuchses gestoßen, die von nun an gerade fortlief. Aber Lumineau merkte bei dem so wohl verborgenen Eingange zur Höhle des Wilddiebes, daß der Boden unter ihm hohl war und indem nun der wackere Hund meinte, was ein verzeihungswürdiger Irrthum war, daß der Fuchs sich dicht bei diesen Steinen in die Erde eingegraben habe, verdoppelte er sein Geheul und kratzte mit den Vorderpfoten die Erde auf. Auch legte er bald durch die Brombeersträucher und die aufgeschüttete Erde hindurch einen Theil der Oeffnung der Höhle blos. Unterdessen kamen zuerst der Piqueur, dann der Graf, sein Sohn, Madame Wilson und Raphaële nach einander in der Lichtung an.

„Der Fuchs ist unser, er hat sich eingegraben,“ rief der alte Piqueur, als er sah, wie sein Hund wüthend in der Erde kratzte.

Und damit sprang er vom Pferde und lief hinzu, um mit dem Stiel seiner Peitsche Lumineau beizustehen, das Loch zu vergrößern.

Der Graf Duriveau sprang, im Feuer der Jagd und in der Freude über einen Erfolg, der einen Augenblick so zweifelhaft gewesen war, ebenfalls vom Pferde und kniete ohne Bedenken neben seinem Piqueur nieder, um ihm bei der raschen Aufräumung des Eingangs zu dem Gewölbe, welches er für den Bau des Fuchses hielt, Beistand zu leisten.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sommerabend.

Novelle von C. Reinhold.

„Ist es innere Hitze und Abspannung in Folge der frühbegonnenen Arbeit — oder ist es der in mein Asyl hereindringende, qualmende Dampf des Sommernachmittags, was mir das Buch aus der Hand nöthigt und den Faden der Gedanken nicht mehr in ruhiger Folge ablaufen läßt? Hatt' ich doch den festen Vorsatz, und versprach mir so viel davon, meine heutige Einsamkeit wieder einmal recht con amore zu geist- und herzerfreuendem Studium zu benutzen und mich an der Hand eines interessanten Schriftstellers über tief in's Leben greifende Fragen zu orientiren, an deren Erwägung uns eben die Vielgeschäftigkeit des gewohnten Lebensgangs zu verhindern pflegt! Nun muß ich es wieder empfinden, wie wenig wir uns selbst sogar in Betreff unserer Wünsche und Liebhabereien kennen, wie wir oft für unser Vergnügen lange und umständliche Anstalten treffen, über die wir selber lächeln müssen, wenn wir die Täuschung gewahr werden. Da hatt' ich nun gleich zuerst den Abschied von Frau und Kind nicht in Rechnung genommen, und war schon am Morgen auf dem Sprunge, meinen ganzen gelehrten Vorsatz preiszugeben und den Lustreisenden mich selber anzuschließen. Wenn ich mich aber schämte, mich als so wankelmüthig betreffen zu lassen, so konnte ich mir doch das unangenehme Gefühl der Trennung und des Zweifels, ob ich nicht dennoch hätte mitgehen sollen, nicht ersparen. So mag ich schon länger, als billig, am Abfahrtsplatz des Dampfboots stehen geblieben sein — und noch ein gutes Stück in den vorrückenden Tag herein spielte die unheimliche Musik des Dampfkessels in mir nach und ließ mich thörichte Besorgnisse um die wohlversorgten Reisenden zwischen den Zeilen des Buches lesen. Endlich zwang ich mich denn, mein vorauscalculirtes Vergnügen wirklich zu genießen, las mich recht in die Hitze, schlang das Mittagessen mit Hast hinunter, las wieder — und finde mich nun, eben da ich die Hauptgesichtspunkte zusammenfassen und meine Gedanken darüber gestalten sollte, so abgespannt und verdrossen, daß meine ganze Weisheit nahe daran ist, in süßem Schlummer unterzugehen!“

So ungefähr lautete das Selbstgespräch eines jungen Mannes, der am reizenden Ufer eines Sees sich ein behagliches Landhausleben eingerichtet und heute Frau und Kind zu einer Lustfahrt am andern Ende des Sees entlassen hatte, von welcher sie erst am Abend zurückkehren sollten. In der That war selbst in dem luftigen, wohlverwahrten Salon die Hitze endlich drückend und vielleicht durch die tiefe, ringsum herrschende Stille noch empfindlicher geworden. Indessen fehlte es nicht an mannigfaltigen Mitteln, eine ländliche Einsamkeit durch Zerstreuung zu würzen. An den Gemälden, welche die Wände zierten, an den Statuetten, die auf zierlichen Postamenten da und dort vertheilt waren, konnte der Blick des Kenners immer auf's Neue sich laben. Der offene Flügel mit aufgeschlagenem Notenbuche schien zur Unterbrechung der tiefen Stille einzuladen. Auf den Tischchen vor den Spiegeln strömten üppiggefüllte Blumenvasen berauschende Düfte aus. Kupferwerke und Bücher, die hier und dort aufgeschichtet lagen, versprachen einen reichen Wechsel der Unterhaltung. Und, wenn nichts Anderes verfangen wollte, so schien wenigstens eine kaum erst angebrochene Weinflasche ganz bereit und geeignet, ermattete Lebensgeister zu wecken und zu bewegterem Spiele aufzuregen. Es schien jedoch, als seien alle diese Lockungen für den Bewohner des eleganten Gemachs vergebens, da vielmehr seine Aufmerksamkeit nur von einer Bandschleife gefesselt wurde, die er am Morgen beim Abschiede noch von dem Busen seiner Frau abgesteckt und als eine Art von Talisman zu sich genommen hatte. Abermals ertappte er seine Gedanken weit von hier, bei der glänzenden Gesellschaft, die sich unter rauschender Musik auf dem Verdecke des festlich geschmückten Schiffs herumtrieb, von den Spiegelbildern schneebedeckter Alpen in den klaren Wellen umgaukelt.

In diesem Sinnen wurde er durch das Geräusch von Fußtritten unterbrochen; und kaum hatte er noch Zeit, die Schleife wieder unter die Weste zurückzuschieben, als er bereits die beiden Freunde eintreten sah, die ihm seit den wenigen Wochen seines Landaufenthaltes besonders werth geworden waren.

„Wir wollen nur fragen,“ sagte der eine, der am Gymnasium des nahen Städtchens als Professor der alten Sprachen angestellt war, „ob sich der neue Cicero wirklich in seine tusculanische Einsamkeit zu finden weiß.“

„In der That,“ setzte der andere, ein Advocat, hinzu, „wir waren, trotz Ihrer gestern gegebenen Versicherungen, geneigt, an Ihrer Ausdauer ein wenig zu zweifeln. Sollten wir uns getäuscht haben, so schicken Sie uns nur ohne Umstände wieder fort. Wir sind entschlossen, Tagediebe zu spielen, und könnten ansteckend wirken.“

Der Strohwitwer versicherte jedoch, daß ihm die Ankunft der Freunde um so willkommener sei, je weniger er darauf gerechnet habe, und daß er in dem löblichen Bunde, den sie geschlossen, recht gern der Dritte sein wolle. „Ich habe es,“ sagte er, „selbst nicht gewußt, wie sehr ich durch meinen ärztlichen Beruf an die Gesellschaft gewöhnt bin. Denn, ganz abgesehen von dem Heimweh nach Frau und Kind, das Ihr als Junggesellen belächeln möget, hätte ich nicht gedacht, daß mir die Einsamkeit an sich so unerträglich werden könnte, wie ich es jetzt eben erfahren habe.“

Um den Freunden die Aussicht auf den See und das zu Abend rückkehrende Dampfboot zu verschaffen, beschloß man, einen nahen Hügel zu besteigen, dessen Gipfel eine mit ihren noch practikabeln Gelassen zur Wirthschaft eingerichtete Schloßruine trug. Nach der kurzen Anstrengung des Ganges versprachen die kühlen Räume mit ihrem nie ruhenden Luftzuge eine erquickende Frische, die nach des Professors Versicherung durch eine frischangelangte Sendung guten Tyrolerweins noch eine besondere Würze erhalten sollte. Die Bestellung des Weins war durch den Professor gegangen, der kürzlich an Ort und Stelle in einem Benediktinerkloster eine Probe davon gekostet hatte und sich nun über die doppelte Classicität des auf der Stelle einer ehemaligen römischen Niederlassung entsprossenen Gewächses behaglich verbreitete. Der Rechtsgelehrte neckte ihn jedoch mit allerlei Zweifeln über den vermeintlichen Ort der römischen Niederlassung, wobei er sich auf das Zeugniß eines italienischen Grafen und berühmten Antiquars berief. „Wenn also,“ sagte er, „die classische Qualität des Getränks selbst nicht besser begründet ist, als die Classicität des Orts, worauf es gewachsen ist, so wird Deine classische Kritik bei unserm Geschmacke in schlechten Credit kommen, und wir werden Dich, allen Deinen Verwahrungen zum Trotz, denn doch für einen verkappten Romantiker halten müssen, der sich von Mönchen etwas hat weiß machen lassen.“

Der Professor versetzte lachend: „Unser Freund bewährt sich als guter Advocat, da er jedem Gespräch gleich zu Anfang die Wendung zu der Richtung zu geben versteht, die ihn jetzt vorzugsweise beschäftigt. Ich höre schon, wie er meinem Tyrolerwein das Christenthum substituirt, um an diesem die scharfe Waffe seines kritischen Verstandes zu erproben, und uns eine Rechtsausführung gegen die religiöse Romantik unserer Tage, mit Appellation an den Richterstuhl des nationalen Bewußtseins, zum Besten zu geben.“

Nicht nur aber der Advocat, sondern auch der Arzt, der sich indessen zur Begleitung der Freunde angeschickt hatte, schien diese Wendung der Unterhaltung gerne zu sehen, da sie ihm Gelegenheit gab, den in der Einsamkeit angesponnenen Gedankenfaden wieder aufzunehmen und die eigenen Ansichten nun im Austausch mit denen der Anderen zu ordnen und zu befestigen. Er hatte zu einer Zeit studirt, wo die Entdeckung des Magnetismus noch vielfach die Gemüther beschäftigte und, indem sie eine Reihe weiterer Entdeckungen in einem bisher unbekannten Gebiete zu verheißen schien, bei manchem phantasievollen Manne einen eigenthümlich mystischen Ton in die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft brachte. Da dies bei einem seiner ausgezeichnetsten Lehrer vorzugsweise der Fall war, so hatte auch ihn diese Richtung von Anfang an ergriffen und eine Zeit lang zum leidenschaftlich Gläubigen gemacht. Allein, je mehr diese Schwärmerei seinem von Natur aus zu verständiger Klarheit strebenden Wesen von außen her aufgedrungen war, um so gewisser mußte der Zweifel, sobald er sich bei ihm zu melden anfing, ihn auch mit ganzer Gewalt ergreifen und seine wissenschaftliche Atmosphäre von allem Idealismus und Mysticismus vollständig reinigen. Da ihm nun nichts abgeschmackter und blos mittelmäßiger Köpfe würdiger vorkam, als die Meinung, daß Geist und Leib im Menschen zwei grundverschiedene, nur eben mechanisch zusammengekoppelte Dinge seien, so mußte er nothwendig zu derjenigen Weltanschauung gelangen, welcher der Geist selbst nur die Blüthenkrone des natürlichen Organismus ist; und, so fern auch diese Ansicht von aller Rohheit des gemeinen Materialismus war, so entschieden befand sie sich doch auch im Gegensatz gegen das Princip der herrschenden Philosophie, welcher umgekehrt die gesammte Natur nur als eine Stufe im Entwickelungsgang des Geistes gilt. Gleichwol fühlte er sich immer wieder von einem unüberwindlichen Drange getrieben, sich von den Bewegungen auf dem idealistischen Gebiete zu unterrichten und sich mit den Vertretern dieser Richtung in einem Rapport zu erhalten, der ihm schon um seiner ästhetischen Neigungen willen stetes Bedürfniß blieb. Nun hatte die neueste jener Bewegungen, welche den gewohnten Vorstellungen vom Christenthum kritisch entgegengetreten war, sich seiner Grundansicht in so auffallender Weise genähert, daß die Hoffnung auf eine allgemeine Verständigung unter den Freidenkenden ihn ergriff. Indem er nun aber mit besonderem Antheil den Streit verfolgte, der in jener Richtung immer lebhafter sich entspann und bald genug eine Gährung im großen Publicum erzeugte, so spann sich unvermerkt in seinem Innersten ein Interesse für Fragen an, die er seit Jahren von sich weggeschoben hatte. Je entschiedener ihm die hergebrachte Theologie durch die neue Kritik verurtheilt schien, um so mehr drängte sich ihm das Bedürfniß auf, über das Wesen der Religion selbst klar zu werden und den Punkt zu finden, wo sie in dem organischen Ganzen der modernen Bildung als ein nothwendiges Glied eintreten müsse. Heute hatte ihn nun insbesondere eine Schrift über die deutsch-katholische Bewegung in Anspruch genommen, über welche ihm, wie ihm jetzt einfiel, der Advocat die beste Auskunft ertheilen konnte, da seine Hinneigung zu der neuen Kirche kein Geheimniß war.

Vorläufig schien jedoch der redefertige Rechtsgelehrte mit seiner Herzensergießung nicht in den Zug kommen zu sollen, da die ohnedies der Hitze halber nur schlendernden Spaziergänger da und dort durch die Ansprache von Kunden aufgehalten wurden, welche dem Arzte seine Menschenfreundlichkeit und sein Ruf schon während der kurzen Zeit seines Hierseins zugezogen hatten. Unter diesen Kunden fiel den begleitenden Freunden eine junge Bürgersfrau auf, die ein etwa zweijähriges Kind auf dem Arme trug. Es war nämlich noch nicht lange her, daß ein Maler, der für die Hauptkirche des Städtchens ein Altarblatt zu malen beauftragt war, diese Frau sammt ihrem als bildschön bekannten Knaben als Madonna mit dem Kinde abconterfeit hatte. Um so begreiflicher war der auf dem Gesichte der jungen Mutter ausgeprägte Kummer, wenn man das anmuthige Antlitz des Knaben von einem Alles überziehenden, an manchen Stellen blutig aufgekratzten Schorf gänzlich entstellt sah. Was aber die Freunde noch mehr verwunderte, das war die sichtliche Verlegenheit und Beklommenheit, womit die Frau die Fragen des wohlwollenden Arztes beantwortete. Er selbst schien davon weniger überrascht, ja, er mußte wol mit gewohntem, sicherem Blicke den Grund dieser Aengstlichkeit sogleich entdeckt haben, da er sie alsbald zu heben verstand. Mit einem Anflug von Lächeln fragte er nämlich die Frau obenhin, ob sie denn noch nicht den weisen Schäfer um Rath gefragt habe? Das schien ihr mächtig die gepreßte Brust zu erleichtern, indem sie alsbald in einen wahren Fluß der Rede gerieth, und nicht selten erröthend, auseinandersetzte, wie allerdings schon diese und jene Bekannte und Verwandte ihr dazu gerathen und mit Verwarnungen zugesetzt, wie man ihr gesagt habe, daß an dem Kinde der Haarwurm sitze, der überall an ihm sein Gesicht hervortreibe, und der nur durch Besprechung abgetrieben werden könne.

„Ja, ja!“ sagte sie, „fühlen Sie nur den harten Knoten unter dem Kinn! Da drinn sitzt der böse Wurm, der das arme Würmlein plagt und sein Gesichtchen so grausam entstellt, daß es einen Stein erbarmen möchte. Sie haben ihn ja nicht gesehen, wie ihn der fremde Herr abmalte, Alles getreulich bis auf das Grübchen im Kinn, und still hielt er dazu, wie ein Engel. Ach Herr! Ich kann in der Kirche nicht mehr beten, daß mir's nicht das Herz zerbricht, wenn mich das liebe Kind in seiner Schönheit vom Altar her ansieht.“

„Hm!“ sagte der Arzt, indem er, seines eigenen Kindes gedenkend, den furchtbar entstellten Knaben freundlich streichelte, „fragt einmal den Schäfer! Und, falls er Euch ein Mittel gibt, so laßt mich's sehen, eh' Ihr's anwendet! Er soll nur den bösen Haarwurm vertreiben, und wir wollen dann dafür sorgen, daß der Kleine sein hübsches Gesicht wieder erhält.“ Die Frau zog sich mit freudig leuchtenden Blicken unter vielen Bücklingen zurück.

Die Begleiter des Arztes konnten sich aber nicht enthalten, ihre Verwunderung darüber laut werden zu lassen, daß er einem Aberglauben Vorschub thue, dem er selbst wol, wenn auch keine schädliche, doch gewiß keine nützliche Wirkung zuschreibe. Er erwiderte schalkhaft, daß er ja auf dem Lande, also auch hier nur Dilettant in seiner Kunst sei, als welcher er sich wol erlauben dürfe, auch einmal über die Schnur zu hauen und alten Liebhabereien den Lauf zu lassen.

„Ich bin indessen doch froh,“ versetzte der Professor, „daß ich nicht Ihr Beichtvater bin; denn von einer gewissen pia fraus könnte ich Sie doch nicht absolviren.“

„Noch besser ist es,“ setzte der Advocat hinzu, „daß unser gestrenger Landrichter nicht auf dem Weg war, der wol nicht verfehlen würde, Sie wegen versuchter Anstiftung zum Medikastern zur Verantwortung zu ziehen, wenn ich irgend den Thatbestand richtig aufgefaßt habe.“

Ernsthafter erwiderte der Arzt: „Ihr scheint wirklich die Erlaubtheit meines Rathschlags an die arme Mutter zu bezweifeln, ob Ihr gleich Euren Tadel der kirchlichen und polizeilichen Moral in die Schuhe schiebt. Ich gestehe Euch aber, daß ich einen solchen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis nicht zum ersten Male auf mich genommen habe, und daß ich ihn betreffenden Falls mit gutem Gewissen auch kräftig auf mich nehmen werde. Ich will nichts davon sagen, daß Schäfer und dergleichen Leute in Folge ihrer einsamen Wanderungen über Berg und Thal, mittelst ihrer Vertraulichkeit mit dem Instincte des Thiers, auch wol durch uralte Tradition wirklich in den Besitz mancher Mittel gelangen, welche unseren Pharmaceuten fremd sind. Es fehlt sogar nicht an Beispielen, daß Heilungen erfolgt sind, selbst wo keine Vermittelung durch einen solchen Naturgelehrten im Spiel war! Ich will Euch nicht einmal an die merkwürdigen Erscheinungen des Somnambulismus erinnern. Erst bei meiner Hierherreise erzählte mir im Schwäbischen ein als starker Skeptikus bekannter, älterer College es als eine wohlverbürgte und verbriefte Geschichte, wie in seinem Bezirke während des letzten Kriegs eine sehr gefährliche Epidemie ausgebrochen sei, der man mit allen Mitteln der Kunst nicht habe beikommen können. Mit Eins habe sich nun das Gerücht verbreitet, daß ein Rabe über das am stärksten angesteckte Dorf hingeflogen sei und auf den Marktplatz herab einen Pimpernellenzweig habe fallen lassen, wobei er in gutem Schwäbisch den Vers ausgerufen habe: „Esset Pimpernelle! Sonst sterbet er no älle!“ Er habe sich nun keinen Augenblick besonnen, das vom Raben angezeigte Mittel anzuwenden, und in der That habe der Glaube den Leuten geholfen.“

Da die Freunde die schalkhafte Laune des Arztes kannten, so wußten sie nicht, ob sie seine Aeußerung im Ernst oder Scherz aufnehmen sollten, und gingen so eine Weile stillschweigend neben ihm her. Eben diese Wirkung seiner Rede versetzte ihn dann wirklich in jene Laune, in die er sich bis jetzt im Gedanken an Frau und Kind noch nicht recht hatte finden können. Ein glücklicher Zufall führte ihm gerade den Schäfer in den Weg, von dessen Künsten die Rede gewesen war. Derselbe schritt nachdenklich in seinem Sonntagsrocke daher und steckte eine Hand voll Kräuter, womit er sich beschäftigt hatte, eiligst in die Tasche, als er den Arzt erblickte.

„Seht da,“ rief dieser, „meinen polizeiwidrigen Amtsbruder! Könnt Ihr wirklich irgend eine gefährliche Miene an ihm entdecken? Sein beschauliches Antlitz spricht eben nur ein vegetatives Leben aus; oder, wenn Ihr wollt, spiegelt sich auch darauf der Charakter der Geschöpfe, mit denen er die ganze Woche hindurch gelehrte Reisen macht. Er sieht in der That wie ein Schöps aus und weiß doch so viel. Wir, seine gelehrten Collegen, sehen dagegen, wie wir uns schmeicheln, sehr klug aus und wissen doch nicht selten viel weniger, als uns vonnöthen wäre. Stellen wir den Mann einmal auf die Probe! Die Leute rühmen ihn auch als Propheten. Was er in diesem Fache bewährt, das soll uns auch für seine übrigen Künste gelten.“

Alsbald war ein Gespräch mit dem Schäfer angeknüpft, das bei der Einsylbigkeit des letzteren keinen rechten Fortgang hatte. So stellte denn der Arzt, um loszukommen, fast abgerissen die Frage, ob wol der See in den nächsten Tagen ruhig bleiben werde? Der Schäfer antwortete, ohne sich erst umzusehen:

„Kommt heut' noch Sturm. Der Föhn ist im Anzug.“

Der Arzt blickte zu dem wolkenlosen Himmel auf, ließ das Auge über den spiegelglatten See schweifen, horchte, ob man auch nur ein Lüftchen gehen hörte — lachte dann den Freunden mit Wohlbehagen zu und sagte zu dem Schäfer: „Ich dank' Euch, wackerer Prophet. Ihr versteht Euer Handwerk, indem Ihr den Mund gleich recht voll nehmt. Kann man auch Eure Wahrhaftigkeit nicht loben, so muß man doch Eure Kühnheit bewundern.“

Der Schäfer verstand ihn nicht, außer daß er meinte, man wolle sich über ihn lustig machen. Die Verlegenheit gab ihm einen blöden Ausdruck, er zog den Hut und ging brummend seines Wegs. Der Advocat hatte indessen, unbemerkt vom Arzte, den Professor bedeutsam angesehen und den Kopf geschüttelt, indem er auf den Hund des Schäfers zeigte, der in der Erde scharrte. Auch der Professor hatte bedenklich nach den Bergen gegen Süden gesehen. Aber die Freunde mochten die Heiterkeit des Arztes nicht trüben, der von der Unsinnigkeit der Prophezeiung auf's Lebhafteste überzeugt schien.

„Es thut mir leid,“ sagte dieser im Weitergehen, „daß ich dem wackeren Manne meinen Unglauben habe merken lassen, was er mir wahrscheinlich übel deuten und als Bosheit auslegen wird. Ich meine wenigstens schon mehrfach die Erfahrung gemacht zu haben, daß der Glaube und Aberglaube des Volks nicht mehr die naive Zufriedenheit und gemüthliche Behaglichkeit hat, wie zu unserer Väter Zeiten. Je mehr die heutige Bildung das Streben verfolgt, sich zu popularisiren, je mehr sie an so vielen Stellen wirklich unter die Massen einzudringen anfängt, um so mehr brütet sich unter diesen ein gewisser, düsterer Argwohn gegen die Gebildeten aus, als gehe alle Aufklärung nur darauf aus, sie in dem sichersten Grunde ihres engbeschränkten Seins wankend zu machen. Dieser Argwohn ist nicht nur die Frucht mancher übertriebenen, schonungslosen, oft wirklich frivolen Bestrebungen der Lichtfreunde. Eben wie diese Uebertreibungen selbst in der Nothwendigkeit gegründet sind und leider dann auch eben so nothwendige Reactionen hervorrufen müssen, so ist auch jenes unheimliche Mistrauen, jene zaghafte Verstocktheit der Masse, worin just die Reaction ihre beste Waffe findet, eine ganz natürliche Folge der Unbehaglichkeit, die überall entstehen muß, wo die Finsterniß in den Köpfen dem eindringenden Lichte weichen soll. Man bedenkt oft nicht, daß in diesen Köpfen kein System ist, daß darin Glaube und Aberglaube bunt durcheinander liegt, wovon der eine dem Herzen so theuer und nothwendig ist, als der andere. Bohrt man ihnen nun den Aberglauben an, so glauben sie sogleich auch den Wein des Glaubens mit auf die Straße rinnen zu sehen. Man schadet sich aber auch dadurch, daß man den ganzen Bildungsstand der Leute zu niedrig taxirt und mit breiter Verstandesflachheit etwas bei ihnen ausrichten will, ohne die Gemüthstiefe zu respectiren, in welcher sie ihre besten Gründe gegen seichte Aufklärer verborgen halten. Gewiß sollte man in solchen Dingen viel behutsamer verfahren, als es der Brauch ist. Da Ihr mich denn doch einmal angeklagt habt, als ob ich darauf ausgehe, Aberglauben zu nähren, so habt Ihr hierin meine Vertheidigung. Ich halte es für nöthig, den Leuten hier und da auch einen unschädlichen Aberglauben passiren zu lassen, um ihnen den Argwohn zu benehmen, als wolle ich den Kern ihres Glaubens angreifen.“

Der Professor stimmte hierin durchaus bei. „Ich fürchte aber,“ setzte er hinzu, „daß unter Anderem auch das immer mehr zur Mode werdende Streben, das solide Fundament der Jugendbildung, welches in der Beschäftigung mit der classischen Literatur liegt, zu erschüttern und die Jugend schon von früh an auf der breiten Landkarte des Realismus herumzuführen, sehr dazu beitragen wird, dem an sich durchaus ehrenwerthen Streben nach Verbreitung der Bildung unter den Massen jene oberflächliche, das Gemüth des gemeinen Mannes abstoßende, in leere Verstandescultur ausartende Richtung zu geben. Man gibt sich alle Mühe, solche flache Aufklärer heranzuziehen, die Alles als Vorurtheil verfolgen, was sich nicht in eine durchsichtige, mathematische Formel auflösen läßt, und die von keinem geistigen Gehalte wissen, als der in der Anfüllung des Kopfes mit einem Allerlei von nützlichen Kenntnissen besteht. So viel auch das Volk dieser Abrichtung auf das Nutzbare für seinen materiellen Wohlstand verdankt, so gewiß ist es doch auch die innere Hohlheit und Flachheit dieser einseitigen Halbbildung, welche seinem innersten Herzensbedürfnisse nach einem festen Halte für das Ganze des Lebens widerstrebt und es störrisch und widerspenstig macht. Mir sind die klassischen Studien nicht um der formellen Bildung willen, deren Beförderung man ihnen häufig zuzuschreiben die Gnade hat, vorzüglich werth, sondern deshalb, weil die Beschäftigung mit ihnen von früh an den Grund einer Gesinnung in das jugendliche Gemüth legt. Sie führen ihm das Bild eines gedrungenen, in's Einzelne ausgearbeiteten Gesammtlebens vor und leiten es in den Organismus einer harmonisch abgeschlossenen Weltanschauung ein. Dadurch geben sie dem Geiste frühe die Richtung zur Centralisation aller Gedanken und Kenntnisse, zur Sammlung aller Stadien der Bildung in den Brennpunkt Einer Idee, zunächst der Humanität, später der Nationalität. Sie lehren uns die eigene Volkseigenthümlichkeit als ein individuelles Ganze erkennen und lieben, ihre Geschichte verstehen und deren Verhältniß zum allgemeinen Spiele der Humanität würdigen. Sie präformiren den männlichen Charakter und wirken von früh an unvermerkt die Gesinnung in den Geist, in welcher dieser Charakter wurzeln muß. Ihr werdet mir zutrauen, daß ich nicht gesonnen sein kann, den Lobredner der Klöster zu machen. Aber ich versichere Euch, daß ich mich bei meinen Benediktinern neben ihrem classischen Weine jedes Mal auch durch die Classicität ihrer humanen Bildung ordentlich erquickt fühle und sehr zu dem Wunsche versucht werde, ich möchte sie in der Tasche mit herüber in's Reich tragen und unseren am Organismus des Unterrichts arbeitenden Aufklärungskünstlern einimpfen können.“

„Man könnte glauben,“ sagte darauf der Advocat, „Du sprächst blos zu Gunsten Deines Handwerks. Aber wir wissen ja wohl, daß Du nicht etwa meinst, man sollte unser Volk im Herodot oder Livius unterrichten. Du willst nur, daß die Männer, denen die Leitung alles Unterrichts anvertraut wird, in jenem Geiste gebildete, gesinnungskräftige, vom Mark des Alterthums genährte Leute seien. Und darin geb' ich Dir vollkommen Recht. Erst die vollkommene Bildung wird wieder ihrer Wurzel in jenem mütterlichen Naturgrund des Geistes sich bewußt, den die Halbbildung verächtlich von sich stößt, während das innere Leben des Volks seine ganze Nahrung daraus zieht. Wer daher auf dieses wirken, wer es nicht blos ärgern oder auf gefährliche Abwege führen, sondern erbauen und wahrhaft bilden will, der muß in jener Region zu Hause sein, und dazu verhilft uns nur der Humanismus als Anfang, und die Philosophie als Ende unserer Bildung. Mir ist das erst so recht wieder deutlich geworden, seit einige Regierungen sich anschicken, dem allgemein gewordenen Rufe nach Oeffentlichkeit der Rechtspflege nachzugeben. Man wird bald sehen, wie Manche der lautesten Schreier, die eben nur in dem flachen Mittelreiche der modernen Verstandescultur ihre geistigen Wurzeln haben, an der neuen Einrichtung scheitern werden, durch welche sie zu glänzen hofften. Kein rechtsgelehrter Redner wird auf das Volk wirken, der nicht an den Erinnerungen jugendlicher Begeisterung für die Zeiten eines Demosthenes oder Cicero zu zehren hat.“

E. Reinbold.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Ein Ausflug im saronischen Golfe.

(Schluß aus Nr. 107.)

Das frühe Tageslicht fand uns wieder unter Segeln, und noch war die Sonne nur wenig über dem Horizonte, als wir auf dem Isthmus von Korinth landeten.

Unsere Schritte wandten sich zuerst nach der Stelle, wo Nero den Canal anlegen wollte, um den Boden zu betrachten, der wegen seiner geheimen Eigenschaften und fabelhaften Geschichte merkwürdig war. Die Unternehmer jenes Werkes, erschreckt von unterirdischen Donnern und Stimmen, ließen ihre angefangene Arbeit liegen; moderne Ingenieure, gewöhnt an das Donnern der springenden Minen, das Stöhnen und Seufzen der Dampfmaschinen, würden den unterirdischen Gottheiten Donner für Donner zurückgeben und mit der Schnelligkeit einer Locomotive diese kleinen Götter und ihr Gefolge von Gefahren ausrotten.

Von hier begaben wir uns auf die neue Straße — die beiläufig gesagt, den modernen Ingenieuren nicht zur besondern Ehre gereicht —, welche von Kolamaki nach Lutraki über den Isthmus führt, und hatten das seltene Vergnügen — eine ziemlich große Barke neapolitanischer Fischer, auf Räder gesetzt, über den Isthmus fahren zu sehen, ein Locomotiv, das dem Wege entsprach. An einem Brunnen fanden wir eine Heerde Rinder, Schafe und Ziegen, ungeduldig den Augenblick erwartend, daß an sie die Reihe käme, die nothwendige Flüssigkeit einzusaugen und brüllend, blökend und meckernd die Tröge umstehend, die aus ausgehöhlten Platanen und Säulenschäften bestanden. Da frisches und klares Wasser zu trinken in diesem dursterregenden Klima selbst von einem Seecadetten nicht vernachlässigt wird, eilten wir, den ledernen Eimer in Präjudiz der Vierfüßler für uns in Beschlag zu nehmen und der Hirtin in ihrer harten Arbeit beizustehen.

Nachdem wir den Durst gelöscht, betrachteten wir die Griechin genauer und fanden zu unserem allgemeinen Erstaunen in der bescheidenen Hülle einer Hirtin solch ein ausgezeichnetes Modell von weiblicher Grazie und Würde, als nur je ein Praxiteles oder Canova wünschen möchte. Ihre Gesichtszüge waren regelmäßig, die Farbe gesund, wenn auch gebräunt, der Kopf klein und rund, mit fein und schön geschnittenem, kleinem Ohre, Nacken und Schultern vollkommen. Ueber der mittlern Größe, waren alle ihre Glieder in größter Regelmäßigkeit: der Arm hinreichend gerundet, die Hand lang und schmal, mit querauslaufenden Fingern. Ihr weißer, mit bunter Wolle gestickter Anzug ließ Fuß, Knöchel und den untern Theil des Beines sehen, in denen die vollkommenste Symmetrie und Kraft mit Lieblichkeit verbunden waren; jede ihrer Bewegungen zeigte Ruhe und einen natürlichen Anstand, die einer Königin würdig gewesen wäre. Zwischen der Venus der Mediceer und der Diana des Louvre mitten inne stehend, dürfte unsere Hirtin mit dem größten Rechte ihren Platz unter den ersten Schönheiten erhalten.

Die in stummer Bewunderung zugebrachte Zeit ward von unserem beweglichen griechischen Gefährten benutzt, alle Arten vierfüßiger Lastthiere, die dieser Theil des Isthmus darbot, für unsere Dienste in Beschlag zu nehmen.

Eine solche merkwürdige Cavalcade, als wir heute zeigten, hatte Korinth gewiß seit lange nicht in seine Mauern einziehen sehen. Auf Pferden, die für gewöhnlich Kalk zur Stadt trugen, und deren Rücken und magere Seiten kaum noch eine Spur von Haaren zeigten, saßen unsere besten Reiter, gefolgt vom Reste der Gesellschaft auf einer schönen Sammlung von Maulthieren und Eseln von allen Größen und Farben. Waffen und Munition hingen über Brust und Rücken unserer Nimrode; Bücher, Reißbreter und Instrumente beschwerten unsere Archäologen; während die übrigen Charaktere, im Allgemeinen der großen Classe der Ohnesorgen angehörend, dennoch bei dieser Gelegenheit sich der leiblichen Sorgen nicht entschlagen hatten und mit einem nicht geringen Antheil der guten Dinge dieser Welt belastet waren. Unser Langschläfer setzte sich unter Lachen und Scherzen auf ein wohlgefülltes Kissen, und die Andern unter uns, der früheren Schmerzen eingedenk, hingen Mäntel und Decken über die hölzernen Packsättel ihrer Thiere. Da nun, zur Vervollkommnung dieses Bildes, sich noch fast zu jedem Thiere ein zerlumpter griechischer Junge fand, am Schweife desselben sich haltend, so kann man sich eine ungefähre Idee von unserer „Musterung" machen.

Man glaube indessen nicht, daß die innere Hitze unsers Convois durch das miserable äußere Ansehen desselben gedämpft worden wäre; im Gegentheile, kaum waren wir in Bewegung, und die Peitschenhiebe mit größter Freigebigkeit an Menschen und Vieh vertheilt, als auch Lachen, Schreien und Lärmen überhand nahmen, und wir wiederum gleich der wilden Jagd dahin zogen.

Ueberwältigt von der Hoffnung eines guten „Bakschisch", der Sympathie des Vergnügens und vor Allem vom Stachel der Mitbewerbung angespornt, trieben die halbnackten Jungen, fortwährend am Schweife der Thiere sich haltend, dieselben im Wettrennen mit Stock und Geschrei an, die Nachbarn, so wie der erste Schrecken vorüber, stoßend und schlagend und vor innerer Aufregung brüllend.

Seit den Tagen der Isthmischen Spiele ward solcher Lärm gewiß nicht vom Echo Korinths zurückgegeben. Blieb ein Maulthier im besten Laufen plötzlich stockstill stehen, — des Reiters Athem durch den heftigen Stoß hemmend, — brachte ein bescheidenes Grauthier unversehens seinen Kopf vor Anker, die Hinterbeine freudig in die Höhe, und warf es seine Ladung ab, — da ward kein Halt gemacht, keine hülfreiche Hand geleistet, — denn „beizulegen" und einem Freunde in Gefahr zu helfen, war unmöglich, da Jeder genug zu thun hatte, vor Lachen und Bewegung fest mit beiden Händen sich anzuklammern, um nicht selbst zu stürzen und den nöthigen Athem im Körper zu behalten. Jedoch nach einigen kleinen Unglücksfällen und nach des Doctors energischer Versicherung, keinen Lahmen oder Geschundenen mehr in die Krankenliste aufnehmen zu wollen, ließ der Tumult nach, und die Caravane zog in gehöriger Ordnung und mit gebührender Aufmerksamkeit auf die umliegende Gegend weiter.

Die Straße führte uns einige Zeit durch ärmlich aussehende Gegenden, die allen Anschein hatten, einst angebaut und bewohnt gewesen zu sein, jetzt aber waren sie menschenleer. Ein einzelnes, ziemlich großes Dorf lag am Wege, das uns seine sämmtlichen Hunde entgegensandte, unsere unerwartete Erscheinung zu beheulen und anzubellen. Ungewohnt an die langen und schweren Jagdpeitschen in geübter Hand, gaben die armen Thiere unsern Jägern die schönste Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit zu versuchen, und das Knallen der wohlgezielten Schnuren ward von einem solchen scharfen, beweglichen Heulen beantwortet, daß selbst die Zweifüßler des Dorfs davon angesteckt wurden und aus ihren Hütten stürzten, die Ursache solchen Aufruhres zu erschauen.

Außerhalb der neuen Stadt Korinth und durch die Kornfelder der Ebene reitend, gelangten wir auf den alten gepflasterten Weg, der nach Akrokorinth hinaufführt, wo wir abstiegen und unsre armseligen Vier- und Zweifüßler in die Stadt sandten, sich zu erholen, während wir zu Fuß den steilen Pfad erklommen.

Akrokorinth, ungefähr siebzehnhundert Fuß über dem Meeresspiegel erhaben, liegt auf einem der letzten Berge des Akrocaunischen Höhenzuges und dringt einsam aus der umliegenden Ebene hervor, steil und unzugänglich von allen Seiten, ausgenommen, wo eine natürliche Felsenbrücke nach dem Ravin führt, welches das Thor der Feste einschließt; doppelt gesichert ist dieser Eingang dadurch, daß er von einer Bastion flankirt und überragt ist und vermittelst der festen Thore und Wälle venetianischer Architektur.

Verschiedene Anzeigen der letzten Belagerung sind hier sichtbar, da die Türken eine etwas nutzlose Batterie auf einem in der Nähe gelegenen Felsen errichtet hatten, der den Eingang übersah und gerade innerhalb Schußweite sich befindet. Durch das Thor gekommen, windet der Weg sich aufwärts durch das Ravin, überbaut an jeder Seite mit einer von Schießscharten durchbrochenen Mauer, bis man an ein zweites Thor und eine andere Mauer gelangt, die das Innere der Festung verbergen. Von diesem Punkte hinab blickend, wunderten wir uns nicht mehr über die Verwegenheit einer Handvoll Griechen, welche die wilden Stürme der Türken zurückgeschlagen hatten.

Das Ravin öffnet hier sich zu beiden Seiten in eine sich hebende Ebene oder Amphitheater, in welchem die Stadt, — das heißt einige zwanzig steinerne Hütten, — sich befindet, und welches eine zweite Barrikade bildet. Von hier aus windet ein steiler Weg — oder vielmehr eine Art Treppe, — sich nach der Citadelle, welche den höchsten Punkt Akrokorinths einschließt und von wo aus — auf einer der alten, sonderbaren venetianischen Kanonen sitzend, man das Innere der Festung und die umliegende herrliche Gegend in Vogelperspective erblickt.

Vor uns war das Ravin des Thors, flankirt und überragt von zwei Bastionen, die gleich abgesonderten Festen sich erheben, den Eingang zu beschützen, und von denen jede für sich vertheidigt werden kann. Das Ravin theilt den Berg in ungleiche Theile, hohe Klippen und Höhlen bildend, wo die Kunst der Natur nachgeholfen und Magazine aller Art für Munition und Proviant angebracht hat, die hier, wo nicht außer dem Bereich, doch außer Gefahr von Bomben sind, die ein hartnäckiger Feind zu seinem Zeitvertreib hineinwerfen könnte.

Die Seiten des Hügels von jener Basis an sind mit rauhem Grase und Kräutern bewachsen, die ein gutes Futter für eine Anzahl hier weidender Schaafe und Ziegen geben könnten, aber mit wenig Arbeit in Gärten umgewandelt werden möchten, die hinreichend die Garnison mit Gemüse versehen dürften.

Eine ausgezeichnet gute Quelle, die alte Pirene, jetzt Drachenquelle genannt, auf einem der höchsten Punkte der Citadelle, — vollendet, da sie nie versiegt, — durch ihr reines und kaltes Wasser die unentbehrlichen Vorzüge dieser Gebirgsfeste, welche, da eine Handvoll Menschen hinreicht, den einzigen Eingang zu vertheidigen und die äußern Wälle nur zu beobachten, fast unüberwindlich zu sein scheint.

Die jetzige Garnison ist nur schwach, und je weniger man davon spricht, desto besser; doch wurden wir, trotz dem üblen Aussehen derselben, freundlich und zuvorkommend empfangen. Ein Unteroffizier machte den Cicerone, so gut es gehen wollte, doch konnte er fast mehr von uns, als wir von ihm erlernen, da seine classischen Studien, — wie bei fast allen seinen Landsleuten, — entsetzlich vernachlässigt waren: keine Mythe der alten, keine Legende der neueren Zeit war von ihm zu erfahren, und wie die Quelle auf dieser Höhe entstanden, davon wußte er eben so viel, als die um dieselbe grasenden Ziegen.

Aber keine Worte vermögen dem prächtigen Panorama Recht widerfahren zu lassen, das dem Auge von der Höhe Akrokorinths dargeboten wird, und das den vergossenen Schweiß und die gehabte Beschwerde des Steigens mehr als hinreichend belohnt. Unmittelbar unter dem Felsen liegt das Thal, das denselben von der Stadt scheidet, deren zerstreute neue, weiße Häuser unter den schwerfälligen Säulen eines alten, unbekannten Tempels aus der lieblichen Landschaft hervorschauen und das vom Glanze der beiden Meeren ermüdete Auge wohlgefällig darauf ruhen lassen. In weiter Ferne zeigt sich das Inselmeer der Cycladen, Euböa und Attica, an dessen äußern Spitze Cap Sunium thront. Das Parthenon ist in dieser reinen Luft dem bloßen Auge, trotz der großen Entfernung, sichtbar, und unsre guten Fernröhre ließen uns deutlich die neuen Häuser der Hauptstadt des neuen Reichs über Oelwäldern der alten Griechen in der Ebene erblicken. Salamis, mit seinen zerrissenen Bergen und grünen Thälern, lag umgeben von dem es einschneidenden Meere, das bei Eleusis eine bedeutend breite Bucht und bei Megara eine Enge bildet und sich mit dem die korinthische Landenge bespülenden Wasser vereinigt.

Aber die Scene ist zu brillant und reizend, und das Auge wendet sich mit voller Genugthuung zu den hohen, dunkeln Gebirgen des Golfes von Korinth, wo Helikon und Parnassos ihre schneebedeckten Häupter im Norden erheben, und im Süden die bewaldeten Gebirge von Morea sich hinziehen, an ihrem Fuße die fruchtbarsten Ebenen den Golf einfassen und Kornfelder, Wein- und Korinthengärten mit Hainen von Oelbäumen abwechseln.

Die kostbare Aussicht hatte uns stumm gemacht; — in Gedanken versunken, traten wir den Rückweg zur Stadt an, wo angelangt wir aus unsern stillen Betrachtungen durch unsern alten Feind, den Hunger, aufgeweckt wurden.

Das einst so wollüstige Korinth bot uns leider nur einen Imbiß, der blos durch Hunger einiger Maßen erträglich gemacht ward; — jetzt ist das alte Sprüchwort nicht mehr anzuwenden, daß nicht ein Jeder nach Korinth zu reisen vermöge.

Flüchtig ward die Stadt nun durchstreift, aber von früherem Glanze ist auch keine Spur mehr zu erblicken, — nur einige dorische Säulen eines obscuren Tempels, den kein Autor anführt, sind zu sehen und das Einzige, was außer der großartigen Natur der Umgegend aus den alten Zeiten übrig geblieben.

Die neuen Gebäude, größtentheils eine Straße von ziemlicher Länge bildend, zeigen eine solche Abwechselung von Form, Material und Farben, als nur je von der kühnsten Phantasie zu erreichen sind; denn an der Seite einer schmutzigen Lehmhütte erhebt sich ein ziemlich hohes Haus mit hölzernen Balken, im herrlichsten Roth prangend, während dicht an diesem wiederum ein weiß getünchtes, niederes Gebäude im türkischen Style mit grüner Veranda und Läden sich im grellsten Contraste mit einem daneben befindlichen Kaffeehause zeigt, an dessen Außenseite Freskogemälde im gigantischen Style Furcht erregen können. Im Ganzen genommen, geben vorstehende Dächer, hölzerne Balken und äußere Treppen an den Häusern der Stadt ein comfortables, orientalisches Ansehen.

Ein heut stattfindendes Fest hatte eine Masse Menschen von den umliegenden Dörfern und Bergen in die Stadt gebracht, die jetzt nach des Tages Last und Hitze auf offener Straße lagernd gemüthlich ihre Pfeifen rauchten und heiter die Schale mit starkem Weine gefüllt unter sich herum gehen ließen, während einige Virtuosen, aus dem Stamme der Zigeuner, mit einfacher Clarinette, Dudelsack und obligater großer Trommel die noch Tanzlustigen anzulocken versuchten, — oder ein blinder Bettler, auf einer Art von Monochorde den Fall Missolunghis oder Chios singend, oder irgend einen der neuen Helden feiernd, unermüdlich seine Zuhörer mit seinen nasalen Lauten anschrie und seine Lepta einsammelte.

Die nach Westen sich neigende Sonne mahnte uns zum Aufbruch; — von Neuem bestiegen wir unsere Lastthiere, von Neuem begann der Wettlauf, und müde und matt und mit zerschlagenen Gliedern langten wir in Kalamaki wieder an, wo unser Lootse und Schutzengel, — möge sein Schatten nie geringer werden! — uns mit der Serviette in der Hand empfing und meldete, daß er fertig sei, unsern reißenden Hunger mit alle denjenigen Guten zu befriedigen, was Land und Meer in diesem erbärmlichen Neste dargeboten und was von unserm Proviant requirirt war.

Fröhlich kreisten die Becher, und manches Wohl ward getrunken, — ist es nöthig zu bemerken, daß unter den ausgebrachten Toasten der lauteste die gazellenäugige Hirtenor und vom Brunnen feierte?

Die dreitägige Freiheit war vorüber; wiederum bestiegen wir unser Boot, an Bord desselben die mond- und sternenhelle Nacht zuzubringen, abwechselnd zu rudern und auf den eben nicht federweichen Bänken von den Beschwerden des Tages zu ruhen.

Glücklich ist in solchem Falle der Mensch, der „seine Füße in das Gewand der Zufriedenheit zu hüllen vermag"; aber Allah ist groß und barmherzig! und so kamen auch wir glücklich und zufrieden wieder an Bord unsers Schiffes und in die Mitte der nach Mittheilung begieriger Menschen.

R. Termo.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 109.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 29. Juli 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 108.)

Sechstes Kapitel.
Die Höhle.



Nach einigen Minuten hatten der Graf Duriveau und sein Piqueur die mit Erde verbundenen und mit Brombeerbüschen überwachsenen Steine, welche die Fallthür der Höhle des Wilddiebes, in der Bamboche eine unverhoffte Zuflucht gefunden hatte, versteckten, entfernt.

Madame Wilson und ihre Tochter beobachteten, über den Hals ihrer Pferde gebeugt, mit Interesse den Ausgang dieser neuen Wendung der Jagd; Scipio selbst theilte, trotz seiner naserümpfenden Indifferenz, die allgemeine Neugierde.

„Aber das ist kein Thierbau," rief plötzlich der Graf Duriveau aus, als er endlich das Holz der Fallthür erblickte, das jetzt von den Steinen und Brombeerbüschen, welche es verkleideten, befreit war.

Und indem er durch dieses Gitter von starken hölzernen Latten das Dunkel der Höhle gewahr wurde, setzte er mehr und mehr erstaunend hinzu:

„Das sieht aus wie der Eingang zu einem unterirdischen Gewölbe."

„Ein unterirdisches Gewölbe!" sagte Madame Wilson fröhlich, „das ist sehr romantisch; das bekommt jetzt Mancher nicht zu sehen, der es gern möchte; in unsern Tagen sind die unterirdischen Gewölbe rar."

„Gewölbe oder nicht, unser Fuchs muß sich hier verkrochen haben!" rief der alte Piqueur, indem er die Fallthür aufhob, die, indem sie sich um ihre Angeln von Weidenzweigen drehte, einen engen und steilen Absturz gewahren ließ.

„Es ist doch seltsam," sagte der Graf nachdenkend, „daß in meinen Waldungen eine solche Höhle existiren soll, von der ich nichts weiß — Du kanntest sie doch auch nicht, Latrace, nicht wahr?" fragte er seinen Piqueur.

„Nein, nein, Herr Graf."

Und jetzt erschien zum ersten Mal, seitdem die Höhle entdeckt war, der Jäger, ohne Zweifel, weil er gerade nachdachte, was es mit ihr auf sich haben möge, etwas aus der Fassung gebracht.

„Ich werde selbst dieses Gewölbe untersuchen, um zu sehen, wo es ausläuft," sagte der Graf Duriveau.

„Sie haben nicht nöthig, Herr Graf, selbst hineinzusteigen," sprach Latrace; wenn wir Lumineau hineinschicken, werden wir gleich sehen, ob der Fuchs drinne steckt. „Da, hinein, such', Lumineau," setzte der Jäger hinzu, indem er auf den Eingang der Höhle wies.

Der Hund sprang hinein.

Der Graf antwortete auf die Bemerkung seines Piqueurs kein Wort, sondern schickte sich an, nachdem er sein Pferd einem der Hundejungen übergeben hatte, dem Lumineau zu folgen. Doch Madame Wilson wandte sich zu Herrn Duriveau.

„Lieber Graf, nehmen Sie sich in acht," sagte sie „es ist vielleicht unvorsichtig, wenn Sie sich so vorwagen."

„Kinderei," sagte der Graf lächelnd, „glauben Sie, Madame, daß aus dieser Höhle ein Löwe oder ein Tiger heraussetzen wird? Ach, diese Waldungen sind zu bescheiden, als daß sie ein so königliches Wild verbergen sollten. Erlauben Sie mir, daß ich Sie einen Augenblick allein lasse; denn ich bekenne, meine Neugierde ist auf's Aeußerste aufgeregt."

„Beruhigen Sie sich, Madame," sagte Scipio spöttisch, „ich werde die glorreiche Gefahr meines Vaters theilen."

Und damit stieg er auch vom Pferde und gesellte sich zum Grafen.

„Das ist doch seltsam," sagte dieser, auf einer der Stufen, die in den Boden geschnitten waren, stillstehend und mit den Augen in das Dunkel der Höhle hineinbohrend: „es kommt mir vor, wie der Widerschein von einem Lichte."

„Wir gerathen in's Phantastische," sagte Scipio, indem er seine Lorgnette von schwarzem Schildpatt an seine Augenlider drückte.

Der Graf war im Begriff, in die Höhle weiter vorzudringen, als das Geräusch vieler eiligen Schritte, die sich von verschiedenen Seiten näherten, seine Aufmerksamkeit und diejenige der anderen Zuschauer dieser Scene auf sich zog. Er blieb mit einem Fuße auf der ersten Stufe der Treppe unbeweglich stehen, als er aus verschiedenen Oeffnungen an 30 Bauern auf die Lichtung heraustreten sah, welche elend gekleidet und bewaffnet waren, einige mit Dreschflegeln, andere mit Heugabeln oder mit Sensen, noch andere endlich mit Knotenstöcken.

So wie diese verschiedenen Gruppen auf einander trafen, wechselten die Männer, welche ihren Marsch geleitet zu haben schienen, sobald sie einander nur aus der Ferne gewahr werden konnten, folgende Reden:

„Nun?"

„Nichts — und Ihr?"

„Auch nichts, und doch haben wir jeden Busch durchsucht."

„Und wir haben in jeden Baum hinaufgesehen, wie bei dem Eichhörnchenfang."

„Und wir sind in alle Gräben gestiegen."

„Und doch nichts — nichts."

„Vielleicht hat Vater Lancelot, der gerade auf Herrn Beaucadet zugeschritten ist, besseres Glück gehabt als wir, und den Räuber angetroffen."

„Was ist das für ein Haufen von unnützen Menschen, die sich so in meinen Wäldern herumtreiben?" sagte der Graf Duriveau finster zum Piqueur.

„Es sind die requirirten Bauern, die den Wald durchsuchen müssen, um den Räuber aufzujagen, von dem ich dem Herrn Grafen vorhin Bericht erstattete."

„Ein Räuber, was für ein Räuber?" riefen Madame Wilson und ihre Tochter zu gleicher Zeit, indem sie sich dem Grafen näherten.

„Ich wollte Sie nicht beunruhigen, Madame," sagte Herr Duriveau lächelnd „und darum hatte ich Ihnen diesen Vorfall verheimlicht, der, mit der Entdeckung des Souterrains zusammengenommen, diesen Tag zu einem sehr romantischen macht. Mit Einem Worte, man behauptete, daß ein Bandit, der aus den Gefängnissen von Bourges entwischt, sich in diese Gehölze geflüchtet habe."

„Und dieses Gewölbe, in welches Sie eindringen wollten!" rief Madame Wilson mit Schrecken. „Bedenken Sie, daß dieser Mensch sich darinn versteckt haben kann."

„Wahrhaftig!" sagte der Graf, indem er sich rasch wieder dem Eingange der Höhle näherte, von der er einen Augenblick zurückgetreten war, „es ist möglich, daß der Bandit gerade dort ist, und ich will mich dessen versichern."

„Halten Sie ein, um Gottes Willen," rief Madame Wilson, indem sie mit Leichtigkeit vom Pferde herabglitt; dann setzte sie hinzu, indem sie lebhaft auf den Grafen zuschritt:

„Wenn dieser Mensch da versteckt ist, ist von ihm eine verzweifelte Vertheidigung zu erwarten. Ich beschwöre Sie, keine Tollkühnheit."

„Allerliebste furchtsame Freundin," antwortete der Graf lächelnd, „ich habe so eben auch, als ich Sie im Begriffe sah, über das allergefährlichste Hinderniß hinwegzusetzen, ausgerufen: Keine Tollkühnheit! Erlauben Sie, daß ich mich räche, Madame."

Scipio half Raphaëlen vom Pferde; nachdem er ganz leise einige Worte zu dem jungen Mädchen ge-

sprochen hatte, führte er sie zu ihrer Mutter, welche sich mit den Worten an den Vicomte wandte:

„Scipio, verbinden Sie sich mit mir, um Ihren Vater davon abzuhalten, daß er eine so gefährliche Unvorsichtigkeit begeht, ganz allein jenem Räuber, der vielleicht in dieser Höhle verborgen ist, entgegenzugehen!"

„Wahr ist's," sagte Scipio zu seinem Vater mit kaltem Hohn, „Dein Entschluß ist erhaben, heroisch, aber nur ein Bischen zu gensdarmisch; laß den edeln Wetteifer, nimm den tapfern Spitzbubenfängern nicht das Brot — ich wollte sagen dem Uebelthäter, vor dem Munde weg; da Gensdarmen hier in der Nähe sind, kann Latrace zu Pferde steigen und sie holen."

„Bei allen seinen Thorheiten hat Scipio doch Recht," sagte Madame Wilson zum Grafen, „ich bitte Sie, mischen Sie sich nicht in diese Festnahme."

„Scipio hat Unrecht, Madame," antwortete der Graf mit Festigkeit, „es ist die Pflicht eines jeden ehrlichen Mannes, einen Verbrecher festnehmen zu helfen, und vollends wenn Gefahr dabei ist."

„Schweige doch, Du erniedrigst mich, Du sprichst in der Verwirrung wie ein Policeicommissair," sagte Scipio zu seinem Vater, indem er ihn mit dem Ellbogen stieß.

Der freche und kalte Spott Scipio's verwundete diesmal den Grafen doppelt, der doch aus Furcht, einen noch unangenehmeren Auftritt zu veranlassen, diese Sarkasmen in Gegenwart einer Frau, die er anbetete, und auf die er durch diese Aeußerung von Mannhaftigkeit, die ihm übrigens Niemand abstreiten konnte, Eindruck zu machen hoffte, ertragen mußte. Aber da er nun einmal zum Stillschweigen gezwungen war, beherrschte er sich, zuckte die Achseln und ging entschlossen auf die Oeffnung der Höhle los.

„Lieben Freunde," sagte darauf Madame Wilson zu den Bauern, „verlaßt den Herrn Grafen nicht, folgt ihm, vertheidigt ihn, wenn's nöthig ist."

Der Graf Durioeau war im Lande gefürchtet, man kannte seine Härte gegen seine Pächter, die unversöhnliche Strenge, mit welcher er die Bestrafung der geringsten Widersetzlichkeit gegen seine grundherrlichen Rechte verfügte; außerdem flößten seine befehlerische Sprechweise, sein stolzes Betragen, sein strenges Gesicht Allen Entfremdung oder Schrecken ein. So beeilten sich denn die Bauern nicht, die Bitte der Madame Wilson zu erfüllen und sich um den Grafen zu schaaren, als er in die Höhle dringen wollte. Ja, einer der Bauern sagte mit halber Stimme:

„Wenn der Herr Graf den Räuber ganz allein arretiren will, so mag er's thun; wie bewerben uns nicht darum."

„Ich weiß es wohl, Ihr Feiglinge," antwortete Herr Durioeau verächtlich.

„Feigling? Wetter!" sagte ein armer Teufel mit blassen Lippen und durch die schrecklichen Fieber dieser Gegend entstellten Zügen, — „Wetter! Feigling! — wenn der Räuber mich umbringt, das trifft mich, meine Frau und meine Kinder müssen's büßen."

„O das feige und viehische Volk," sagte der Graf mit tiefer Verachtung. „In dem Allen haben sie blos eine Gelegenheit gesehen, zusammen loszubrüllen, meine Waldungen zu plündern, mein Wild aufzujagen oder welches im Lager zu stehlen, wenn's anginge — das ist ein Tag, der in Nichtsthun und Tagedieberei hingeht, das schmeckt ihnen."

„Wir sind nicht zu unserm Vergnügen hier, Herr Graf," sagte einer der Bauern schüchtern, „der Herr Maire hat uns im Namen des Gesetzes requirirt. Für uns armes Volk ist ein Tag ohne Arbeit ein Tag ohne Brot."

„So? darum sind denn also Sonntags Eure Schenken voll Betrunkener," antwortete der Graf mit verdoppelter Bitterkeit. „Wenn aus Mangel der Arbeit der Sonntag ein Tag ohne Brot ist, so scheint er wenigens für Euch nicht ein Tag ohne Wein zu sein; denn Ihr besauft Euch wie das Vieh. Geht doch; sonst war ich albern genug, mich von Euern jämmerlichen Klagen hinter's Licht führen zu lassen."

„Das ist besser," sagte Scipio zu seinem Vater, „Du steigst wieder in meiner Achtung, aber der Schluß erinnert etwas zu sehr an den Biedermann von Heinrich Monior, Du wurdest verflucht sentimental."

Diese friedlichen und unterwürfigen Bauern, geknickt durch alle Arten von Erniedrigung: durch das Elend, durch eine gezwungene Unterthänigkeit gegen die, welche sie ausbeuten und auch durch den Mangel an Selbstachtung, welcher die nothwendige Folge der Knechtschaft und Unwissenheit ist, hörten die harten Vorwürfe des Herrn Durioeau mit Niedergeschlagenheit, aber ohne Zorn an. Doch antwortete einer von ihnen, ein alter Mann mit weißem Haupte, in Bezug auf das Nichtsthun am Sonntage:

„Der liebe Gott hat einen Tag von sieben geruhet, Herr Graf; da dürfen wir armen Menschenkinder es doch wol auch."

„Genug," sagte Herr Durioeau hochmüthig, „ich werde thun, was Keiner von Euch wagt, das ist ganz einfach."

Und eben so sehr von wahrem Muthe getrieben, als um zu zeigen, wie er diese Leute, welche er in allem Ernste als eine niedere Gattung von Wesen betrachtete, an Mannhaftigkeit überträfe, trat er darauf, trotz der Bitten der Madame Wilson und Raphaëlens, welche ihre Vorstellung mit der ihrer Mutter verband, entschlossen und unbewaffnet in die Höhle ein, nachdem er mit einem herrschenden Blicke dem Latrace verboten hatte, ihm zu folgen.

Sei es, daß Herr Durioeau vergessen hatte, seinem Sohne zu befehlen, daß er draußen bleiben sollte, sei es, daß er auf seine Mitwirkung rechnete, genug: Scipio folgte ihm, nur nahm er sich noch Zeit, eine dritte Cigarre anzuzünden, dann schloß er sich mit dem kalten Phlegma, das ihm eigen war, seinem Vater an, nachdem er zur Madame Wilson gesagt hatte:

„Nun, beten Sie für uns — da ist auch ein Chor — es nimmt sich aus wie die Scene in Moses Gebet."

Und indem er mechanisch seine staubigen Stiefel mit dem Ende seiner Reitpeitsche klopfte, folgte er den Spuren seines Vaters unbekümmert.

Nachdem sie 8 oder 10 Stufen, die roh in's Erdreich hineingearbeitet waren, hinunter gestiegen, befanden sie sich in einer ziemlich weiten Grotte, welche die Natur in der Mitte der Felsen ausgehöhlt hatte, deren oberer Theil in der Mitte des Dickichts in steilen Massen emporragte. Zwischen diesen äußeren Zacken hatte der Zufall oder die Hand des Menschen eine von Epheu und Brombeersträuchen halb verschleierte Oeffnung angebracht, sie stand mit der Höhle in Verbindung und gab ihr die nothwendige frische Luft und Beleuchtung. Dieser lichte Kreis verbreitete zugleich mit dem schwachen Schimmer eines kleinen Lichts von gelbem Wachs ein seltsames, leichenhaftes Licht, bei welchem der Graf Durioeau ein Gemälde entdeckte, das ihn zusammenfahren und einen Schritt zurücktreten machte.

Auch Bamboche war beim Anblick desselben Gegenstandes zurückgefahren; aber bei ihm hatte sich zu dem unmittelbaren Eindrucke noch eine Erinnerung gesellt, die ihn mit Schmerz und Entsetzen erfüllt hatte.

Im Grunde der Grotte, auf einer Art von Fußgestell, welches von aufgehäuften Steinen gebildet war, sah man eine von Sumpfbinsen geflochtene Wiege, und in ihr mit frischem Haidekraut vom schönsten Rosenroth bestreut, ein ganz kürzlich erst gestorbenes kleines Kind, dessen Lage so ruhig, dessen Farbe so weiß und so frisch war, daß man hätte schwören mögen, es schliefe; es mußte etwa einen Monat alt geworden sein. Am Fuße der Wiege brannte das Wachslicht wahrscheinlich als Leichenfackel.

Das Zwielicht der Höhle erlaubte ferner in einem Winkel einen hölzernen Kasten zu erblicken, der mit trockenem Farrenkraut angefüllt war und als Bette zu dienen schien. Ueber diesem ländlichen Lager unterschied man eine enge Oeffnung, welche derjenigen einer Mineurgallerie glich; ein Mann konnte kriechend hindurchschlüpfen. Die Neigung dieses langen Ganges erhob sich vom Boden der Höhle zur Fläche des Erdbodens im Walde, wo er, wie ein blasser bläulicher Glanz, wie ihn die Durchsickerung des Tageslichtes durch das Laub hervorbringt, bewies, zu Tage ausging. Der doppelte Ausgang der Höhle erklärte Bambochens Verschwinden.

Der Vicomte holte seinen Vater in dem Augenblicke ein, als dieser beim Anblick des bescheidenen und geheimnißvollen Leichenschmuckes dieses kleinen Kindes, das in seiner Wiege mit frischer Haide bestreut dalag, zurücktrat. Wäre auch der Vicomte durch das Erblicken dieses einfachen, rührenden und schmerzlichen Gemäldes vorübergehend ergriffen worden, so hätte ihn die Nothwendigkeit, den Ruf eines blasirten Menschen, eines Roué aufrecht zu erhalten, gezwungen, diesen Eindruck zu verbergen, aber das Herz dieses Jünglings, welcher in der schrecklichen Atmosphäre, in der er seit dem Alter von 15 Jahren gelebt, schnell und jung gewelkt hatte, war wirklich vertrocknet. Er affectirte die innere Dürre nicht, wie man zu glauben versucht war, er war nur frech genug, sie nicht zu verbergen, als sein Vater, unwillkürlich von einer Regung der Rührung und des Mitleids ergriffen und den Verdruß, den er in Betreff der Raphaële Wilson empfand und ihm vorzuwerfen im Begriff war, vergessend, mit leicht bewegter Stimme zu ihm sagte:

„Scipio, sieh' doch das arme todte Kind."

Scipio antwortete, indem er die Lorgnette an's Auge drückte:

„Teufel, ich sehe — ein verheimlichter Bauerbengel — verstorbener Fehltritt einer ländlichen Tugend — Episode aus dem Leben einer Rosenjungfer." Darauf blickte er um sich, und indem er seinen Vater mit der Peitsche auf die Oeffnung des zweiten Ausganges der Höhle hinwies, setzte er hinzu: „wenn der Kerl, den die Narren von Bauern den Räuber nennen, sich hier versteckt hat, so wird er durch das Loch entwischt sein — so wenig ein Räuber, wie ein Fuchs — die zwiefache Jagd ist umsonst — was meinst Du, es ist doch eine hübsche Sache um die Unschuld der ländlichen Sitten — da verlasse sich noch Einer auf die frische Sahne und die frischen Eier der Landleute."

Und damit drehte sich der Vicomte auf den Fersen um und schickte sich an, das Gewölbe zu verlassen.

Trotz der Härte seines Charakters hatte sich der Graf Durioeau, im ersten Augenblick von der grausamen Gleichgültigkeit Scipio's beleidigt, vielleicht auch, weil er vor seinem Sohne seine Rührung hatte blicken lassen, gedemüthigt gefühlt; aber da die letzten Worte desselben dem Lieblingsgedanken des Grafen entsprachen und so zu sagen wie die Probe einer Rechnung seiner unheilbaren Verachtung gegen gewisse Classen zu Hülfe kamen, sagte er zu seinem Sohne:

„Ich weiß es schon lange, daß die Plebs auf dem Lande eben so verderbt ist, wie die Plebs in der Stadt; der Misthaufen nimmt's mit dem Straßenkoth auf."

Drauf, wie immer, dem Zuge seiner ersten Regung nachgebend, ergriff er zum großen Erstaunen seines Sohnes die Wiege, stieg mit dieser traurigen Last eilig hinauf, wandte sich an die Bauern, welche neugierig waren zu wissen, was in der Höhle vorginge, und rief mit donnernder Stimme:

„Seht da, lieben Landleute, Ihr unglücklichen und vor allen anderen tugendhaften Sterblichen! Seht, was Eure Töchter mit ihren Kindern machen, wenn sie ihnen zur Last sind."

Und er setzte die Wiege auf ein Felsstück.

Während des augenblicklichen Verschwindens des Grafen Durioeau war Latrace auf die inständigen Bitten der Madame Wilson fortgeritten, um Herrn Beaucadet und einige von seinen Gensdarmen zu holen; der Unteroffizier kam mit 2 Mann an und stieg gerade in dem Augenblick, als der Graf seine schreckliche Anrede an die Bauern hielt, vom Pferde.

„Ein kleines, todtes Kind," riefen die Bauern, erschreckt zurückfahrend, nachdem sie einen Blick auf die Wiege geworfen hatten.

„O Mutter, es ist schrecklich," seufzte Raphaële und warf sich der Madame Wilson in die Arme.

„Ah, Herr Graf — meine Tochter!" rief Madame Wilson im Tone schmeichelnden Vorwurfs.

Zu spät fühlte Durioeau, wie verletzend und unpassend er verfahren hatte.

„Eine Kin — des — mör — de — rin," sagte Herr Beaucadet, der bei wichtigen Gelegenheiten die Gewohnheit hatte, gewisse Wörter ganz besonders deutlich auszusprechen; „eine Kin — des — mör — de — rin" wiederholte er, indem er sich durch die Bauern hindurcharbeitete und sich der Wiege bemächtigte, „halt, das geht mich an, das ist mein Amt."

Darauf betrachtete der Unteroffizier den Körper des Kindes aufmerksam, und indem er einen Gegenstand bemerkte, den der Graf im Halbdunkel der Höhle nicht hatte unterscheiden können, rief er aus:

„Ein Papier, das unschuldige Opfer hat ein Papier am Halse. Achtung!"

Alle Zuschauer dieser Scene, mit Ausnahme der Madame Wilson, welche ihre zitternde Tochter in den Armen hielt, näherten sich gespannt dem Herrn Beaucadet und der Wiege, indem sie leise zu einander sagten:

„Das Kind hat ein Papier am Halse."

Wirklich war einem kleinen, schwarzen Bande, das dem Kinde um den Hals hing, ein Papier befestigt, welches Beaucadet schnell entfaltete und mit seiner übereilten Wichtigthuerei, ohne es vorher mit den Augen durchlaufen zu haben, rasch vorlas.

Das Blatt enthielt folgende Worte, die von dem Unteroffizier mit lauter Stimme ausgesprochen wurden:

„Ich wünsche, daß mein Sohn Scipio Duriveau heiße, wie sein Vater."



„Das ist curios," sagte Scipio, indem er mit unbeweglicher Ruhe eine vierte Cigarre anzündete.

Raphaële Wilson war ein starkes Mädchen. Diese Enthüllung gab ihr einen heftigen Stich in's Herz. Aber nur einen Augenblick verließen sie ihre Kräfte, so daß sie genöthigt war, mit der einen Hand an den Arm ihrer Mutter zu greifen, um nicht zur Erde zu sinken, aber zugleich ermannte sie sich gegen diesen eben so schrecklichen wie unerwarteten Schlag und fand die nöthige Kraft in sich, um nicht zu unterliegen, und einen Augenblick nachher wechselte sie mit der Madame Wilson einen langen und unbeschreiblichen Blick.

Siebentes Kapitel.

Geheimnisse.



„Ich wünsche, daß mein Sohn Scipio Duriveau heiße wie sein Vater."

Dies war der Inhalt des Blattes, welches am Halse des kleinen todten Kindes hing.

„Dies ist curios," hatte der Vicomte gesagt, indem er eine Cigarre anzündete.

Von dem Vorlesen dieses Billets, von der schrecklichen Unempfindlichkeit und frechen Kaltblütigkeit des Vicomtes waren alle Zuschauer dieser Scene wie mit Stummheit geschlagen.

Der Graf stand unbeweglich und blickte seinen Sohn schweigend mit zornigem Erstaunen an, indem er an die schrecklichen Wirkungen dachte, welche diese Enthüllung auf Raphaëlens Gemüth ausüben mußte. Diese drückte krampfhaft die Hand ihrer Mutter, indem sie ihre großen, blauen Augen auf sie richtete, die in Thränen gebadet waren. Die Bauern, welche trotz ihrer friedlichen und furchtsamen Gemüthsart durch die phlegmatische Frechheit Scipio's erbittert waren, fingen an, ein dumpfes Murren des Unwillens hören zu lassen. Herr Beaucadet, verlegen über seine Ungeschicklichkeit, denn er bekannte sich zu der ehrfurchtsvollsten Verehrung des Herrn Duriveau, des Musters von einem Gutsbesitzer, war in einem jämmerlichen Seelenzustande und blickte das verhängnißvolle Billet maschinenmäßig an, während das Ungewitter, das über das Haupt des Schuldigen loszubrechen drohte, näher heranrückte. Plötzlich fiel ihm ein, daß, wenn er den Namen des Opfers nennte, denn bis jetzt hatte er die Unterschrift des Billets aus einer Regung von Großmuth unterdrückt, es ihm gelingen könnte, die wachsende Aufregung, von der ein Ausbruch zu besorgen war, von dem Verführer abzulenken. Und so fing der Unteroffizier in wichtigem Tone an:

„Das Blatt ist unterzeichnet von der Unglücklichen — der Elenden, die — ich brauche nichts weiter hinzuzusetzen, mit einem Worte, es ist unterzeichnet."

„Das Blatt ist unterzeichnet?" hörte man murmeln.

„Ja, die Kin — des — mör — de — rin hat ihren Namen darunter gesetzt; die verbrecherische Unbesonnene," sagte Beaucadet mit seinem feierlichsten Amtsgesicht, „hat ihren Namen darunter gesetzt."

Ein dumpfes Murren der Neugierde und Angst durchlief die Reihen der Bauern, die, wie man zu sagen pflegt, an Beaucadet's Lippen hingen.

„Es ist die kleine Bruyère, das Calcutenmädchen auf der Meierei von Grand-Genevrier."

Bei diesen Worten fuhr Scipio trotz seiner unerschütterlichen Ruhe doch zusammen, das Blut fuhr ihm ins Gesicht, sein blasses Antlitz röthete sich einen Augenblick, aber Raphaële, die ihn nicht aus den Augen ließ, war die Einzige, welche diese vorübergehende Regung, die er nicht hatte bemeistern können, bemerkte.

Als die Bauern erfuhren, daß Bruyère das schuldige Opfer sei, Bruyère, ein noch ganz junges Mädchen von 16 Jahren, der man eine gewisse übernatürliche Kraft beilegte, und deren außerordentliche Schönheit, allerliebstes neckisches Wesen und rührende Gutherzigkeit unter diesen armen, abergläubischen und unwissenden Leuten allgemein beliebt war, fühlten sie, wie ihr Unwille, ihr Zorn gegen den Vicomte sich noch vermehrte.

Beaucadet bemerkte zu spät, daß er Scipio's Lage verschlimmert hatte; das frühere dumpfe Murren wuchs zu lauten Klagen, zu Verwünschungen an.

„Bruyère, die arme Kleine!"

„Der Schutzgeist der Landschaft!"

„Und so sanft, so gut!"

„Sie hintergangen zu haben, das ist eine große Missethat."

„Aber diese vornehmen Leute, die erlauben sich Alles gegen das arme Volk."

„Und nun untersteht man sich noch zu sagen, daß sie ihr Kind gemordet habe."

„Sie — nimmermehr!"

„Und wir heißen dumme Bestien, Feiglinge."

„Wenn wir Bestien sind, nun so werden die Bestien Rache nehmen."

„Ja, blasen Sie uns nur den Rauch ins Gesicht, um sich über uns lustig zu machen," sagte Einer, zu Scipio gewendet; „wie werden uns nicht vor Ihnen fürchten."

„Und wenn die arme Bruyère meine Schwester wäre," setzte ein Anderer hinzu, indem er seinen Dreschflegel schwang, „so käme Ihr Blut an diesen Dreschflegel."

„Die liebe kleine Bruyère," sagte Einer mit bewegter Stimme, „sie ist so gut wie unsere Schwester; denn wenn sie auch besprechen kann, so hat sie doch Jeder von uns so lieb, als wenn sie seine Schwester wäre; denn sie übt das nur zum Segen Aller aus."

Dieses Crescendo von Anschuldigungen und Drohungen ward beunruhigend. Zu der Aufregung, die durch Scipio's freche Insolenz hervorgerufen worden war, gesellte sich der Haß, den sich sein Vater durch seine Härte, durch seinen gehässigen Hochmuth, die er recht absichtlich zu zeigen pflegte, allgemein zugezogen hatte — ein Haß, der nur um so heftiger war, je länger er durch die Gewohnheit der Unterwürfigkeit, durch den allmächtigen Nimbus, mit dem in diesen abgelegenen Gegenden der Reichthum noch umgeben ist, zurückgedrängt worden war.

Diese Gestalten, welche vor kurzem noch so unterwürfig, so furchtsam gewesen waren, nahmen eine drohende Stellung an. Madame Wilson und ihre Tochter, mehr und mehr erschreckt, suchten die Nähe des Grafen und Scipio's, während Beaucadet, die Hand an den Griff seines Säbels legend, seinen Leuten zurief:

„Achtung!"

Darauf wandte sich der Unteroffizier zu den aufrührerischen Bauern, deren Kreis sich mehr und mehr um den Vicomte und seinen Vater zusammenschloß, und fügte im achtunggebietendsten Tone, der ihm zu Gebote stand, hinzu:

„Zusammenrottirtes Volk, im Namen des Gesetzes, das Jedem bekannt sein muß — zusammenrottirtes Volk, geht auseinander und kehrt zu Euren Feldarbeiten zurück."

Aber Beaucadet's Stimme verhallte ohne Wirkung: das Geschrei, die Vorwürfe verdoppelten sich und wurden durch die herausfordernde Stellung des Vicomte noch verschärft; denn während dieser neuen und plötzlichen Wendung der Dinge war Scipio sich selbst nicht untreu geworden. Da er das Opernrepertorium auswendig wußte, fühlte er sich ohne Zweifel in das Finale des Maskenballs beim Don Juan versetzt, wo Leporello's Gebieter, nach seinem brutalen Anschlag auf Zerline mit Schimpfworten, Anschuldigungen und Drohungen überschüttet, kühn seine freche Stirn erhebt und, Einer gegen Alle, der aufrührerischen Menge die Spitze bietet.

Ebenso Scipio: ungebeugten Hauptes stand er fest da, mit herausfordernder Miene, die linke Hand nachlässig in der Hosentasche, die rechte Hand klopfte mechanisch mit der Reitpeitsche auf die staubigen Stiefeln. So bot der Jüngling mit seltener Fassung diesem Bauernaufstand die Stirn; Verdruß, Zorn und Verachtung gaben in diesem Augenblick seinen schönen, aber gewöhnlich erschlafften Zügen den Ausdruck einer überraschenden Entschlossenheit; seine Augen glänzten kühn und lebhaft, und unter seinem kleinen, blonden Schnurrbart hervor bliesen seine Lippen, von einem trotzigen Lächeln gekräuselt, den Rauch seiner Cigarre in etwas beschleunigten Stößen von sich.

In diesem Augenblicke warf Raphaële, die mehr und mehr erschreckt sich an ihre Mutter drängte, auf Scipio einen langen Blick voll Schmerz und Vorwurf. Ach, niemals war ihr Scipio schöner erschienen.

Selbst der Graf Duriveau konnte, so äußerst unangenehm ihm dieser Vorfall aus gewissen geheimen Ursachen war, sich nicht enthalten, bei dem Anblick der unerschrockenen Stellung seines Sohnes eine Art Stolz zu empfinden. Gleichwol sprach er, theils um die Erbitterung der Bauern zu besänftigen, theils weil er der allmächtigen Gewalt gewisser moralischer Gefühle, die selbst der zweifelsüchtigste und verderbteste Vater nicht zu verleugnen wagt, wenn er in Gegenwart Anderer zu seinem Sohne spricht, nicht widerstehen konnte, zum Vicomte mit lauter und fester Stimme:

„Die Beschuldigung, die auf Dir lastet, mein Sohn, ist schwer; ich hoffe, daß sie trotz des bösen Scheines nicht begründet sein wird. Nicht, als ob ich für Dich von solchen thörichten Drohungen mehr fürchtete, als Du selbst, sondern weil ich gern glauben möchte, daß Du auch nicht einmal den Vorwand gegeben hast, Dich mit ihnen zu behelligen."

Bei den ersten Worten des Grafen war auf das Getümmel ein allgemeines Schweigen erfolgt. Jeder wartete auf Scipio's Antwort, welche die allgemeine Aufregung entweder besänftigen oder erhöhen mußte. Der betrübte, bittende Blick Raphaëlens schien Scipio zu beschwören, dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen.

„Antworte, Scipio!" rief der Graf.

„Ich erkläre," sagte der Vicomte mit eben so ruhiger als spöttischer Stimme, indem er die drohende Menge lorgnettirte, „ich erkläre, daß es mir zuerst lustig vorkam, daß ein Calcutenmädchen sich den Spaß gemacht habe, die Frucht ihrer unschuldigen ländlichen Muse mit meinem Namen zu schmücken; aber jetzt finde ich es den großprahlerischen Drohungen dieser herzlichwenig ehrenwerthen Beschützer des Calcutenmädchens gegenüber, die mir noch amüsanter, noch lustiger zu sein scheinen, laut herauszusagen, daß das Kind mein ist."

Und als auf diese Erklärung Scipio's ein plötzlicher Ausbruch wüthenden Geschreis erfolgte, trat der Jüngling mit blitzenden Augen, bebender Lippe, emporgeworfenem Haupt zwei Schritte vor, legte die Arme über die Brust zusammen und wiederholte, indem er sich dem am meisten vorgedrungenen Bauer beinahe bis zur Berührung näherte, kurz und fest:

„Ja, das Kind ist mein — was weiter!"

Der Blick, die Bewegung, die Stellung Scipio's zeigten eine so unglaubliche Unerschrockenheit, daß einige Bauern im ersten Augenblick unwillkürlich zurücktraten; aber auf diese erste Regung folgte ein schrecklicher Gegenstoß. Die Erbitterung erreichte ihren Gipfel; der von den Bauern, welcher vorher schon seinen Dreschflegel geschwungen hatte, ergriff Scipio mit starker Hand bei den Schultern, zwang ihn gleichsam kehrum zu machen, drehte ihn zu der Wiege hin, die auf einem Felszacken stand, und sagte mit drohender Stimme:

„Unglücklicher! Haben Sie das Herz, sich vor Ihrem todten Kinde lustig zu machen — sehen Sie es an, wenn Sie es wagen."

Zum zweiten Male fuhr Scipio zusammen, nicht vor Schrecken, sondern vor Wuth; einen Augenblick hafteten seine Augen unwillkürlich auf dem blassen Gesicht des kleinen Kindes.

„Ha! Bettler, wagst Du es, Hand an meinen Sohn zu legen!" rief der Graf ungestüm, indem er den Bauer, welcher Scipio gezwungen hatte, sich umzudrehen, beim Kragen ergriff.

„Ja, an ihn, wie an Sie, wenn Sie Hand an mich legen."

„Der Vater taugt nicht mehr als der Sohn," riefen mehre Stimmen.

Schon sahen sich Scipio und sein Vater, trotz der Anstrengungen Beaucadet's, seiner Gensdarmen und der Leute des Grafen, auf gefährliche Weise eingeschlossen, als plötzlich ein Geschrei: „Hülfe! Mörder!" das immer lauter und näher ertönte, durch die Verwunderung, welche es erregte, zu Gunsten des Herrn Duriveau und seines Sohnes die drohende Gefahr von ihnen abwendete. Während ihre Angreifer sich mit unruhiger Neugierde nach der Lichtung umkehrten, machten sich die Beiden leicht von ihnen los.

Ein Mann von unförmlicher Beleibtheit und beinahe nackt, denn er hatte nur ein Hemde und eine Unterhose an, die mit Koth bespritzt war, stürzte in die Lichtung, indem er mit schreckverstörtem Gesicht unaufhörlich schrie:

„Hülfe! Mörder! vertheidigt mich, rettet mich!"

So erschrocken dieser Mann war, gaben ihm doch seine Gestalt, sein Aufzug, sein gänzlich haarloses Haupt — denn Dumolard, man hat ihn gewiß schon erkannt, hatte seine vollkommene Kahlköpfigkeit mit einer schwarzen Perrücke zu verbergen gesucht — seine lächerliche Beleibtheit ein so groteskes Ansehen, daß die gewaltthätige Erbitterung, deren Opfer der Vicomte und sein Vater beinahe geworden wären, sich in einen unwiderstehlichen Lachkitzel verwandelte.

Beim Anblick Beaucadet's, welcher die Uniform trug, warf sich Dumolard, der in ihm ohne Zweifel die fleischgewordene, schützende und rächende Gerechtigkeit sah, dem Gensdarmen mit solcher Gewalt in die Arme, daß der Unteroffizier fast erstickt und umgeworfen worden wäre.

„Allzuwenig ballmäßig angethaner Civilist," sagte Beaucadet, indem er sich den krampfhaften Umschnürungen Dumolard's zu entziehen suchte, „Sie sind unanständig, es sind Damen dabei, ziehen Sie sich zurück, bedecken Sie sich und erklären Sie sich."

„Rette mich, Gensdarm, vertheidige mich, räche mich!" schrie Dumolard aus vollem Halse.

„Aber unglücklicher Hosenloser, ich sage Dir, es sind Damen dabei," wiederholte Beaucadet, „Du bist ja ein ganz gemeiner Kerl, so unangezogen im Walde herumzulaufen."

„Er hat mir meinen Rock genommen, meine Weste, mein Beinkleid und selbst meine Stiefel," schrie Dumolard außer sich, „er hat mir Alles genommen."

„Wer?" fragte Beaucadet.

„Er hat mich mit Drohungen, mir das Leben zu nehmen, genöthigt, mich auszuziehen; er hat meine Kleider angezogen, indem er sich noch beklagte, daß sie ihm hundertmal zu weit wären, der Schurke, und merken Sie wohl, ich hatte 53 Louisd'ors in meinem Geldbeutel, und der war in meiner Hosentasche; endlich hat mir der Räuber sogar meine Kappe, ja meine Perrücke genommen, um sich zu verkleiden."

„Aber wer?" rief Beaucadet aus allen Kräften.

„Endlich nahm er mein Pferd am Zügel, führte es aus dem Dickicht, in welchem ich mich verirrt hatte, und wo ich zu meinem Unglück auf dieses Ungeheuer stoßen mußte, und verschwand, ohne daß ich's hätte wagen können zu folgen."

„Aber wer — wer — wer?" schrie Beaucadet, in schrecklich erbittertem Crescendo.

„Und so eben," fuhr der Andere in der Aufregung zu erzählen fort, „so eben habe ich ihn, während ich mich hieher schleppte, am Ende einer langen Durchsicht vorbeireiten sehen; er gallopirte mit verhängtem Zügel und traf auf zwei Gensdarmen, die ihn grüßten, die Dummköpfe."

„Aber Sie sind selbst einer," schrie Beaucadet, „wenn Sie mir nicht endlich sagen, wer es denn ist, der Ihnen Pferd, Kleidung, Geld, Stiefel und Perrücke vom Leibe weggestohlen hat."

„Wer soll's denn sein, wenn er's nicht ist."

„Er, wer?" heulte Beaucadet wüthend.

„Eurer!"

„Was? meiner?"

„Ich habe es Ihnen schon zehnmal gesagt, der Verbrecher, auf den Sie fahnden."

„Bamboche!" rief Beaucadet versteinert.

„Was, Bamboche (Spielwerk)?" erwiderte Herr Dumolard beleidigt, „nehmen Sie meine Angabe so auf, daß Sie sie als ein Spielwerk behandeln?"

„Aber schauderhafter Hosenloser, so heißt ja mein Räuber."

„Sich so zu nennen, wenn man ein solches Handwerk treibt, das ist ein grausamer Scherz," brummte Dumolard.

„Und meine Gensdarmen haben ihn gegrüßt?"

„Wetter, sie haben ihn für Einen von der Jagdpartie gehalten," setzte Herr Dumolard hinzu; „wie können sie so dumm sein?"

„Ah, Bamboche, Du bist ein Vagabund im großen Styl," rief Herr Beaucadet mit intensivem Unwillen, „auf diese Weise die Kleider, das Pferd und die Perrücke dieses dicken Herrn zu misbrauchen, Dich von meinen Leuten grüßen zu lassen, Du aus dem Gefängnisse entsprungener Lump, Du großer Räuber — ah, es ist empörend, Du sollst es mir bezahlen."



„Raphaële, Kind, was hast Du?" rief Madame Wilson, indem sie ihre Tochter aufrecht zu erhalten suchte, die in ihren Armen ohnmächtig wurde, „mein Gott, ihr wird unwohl, Hülfe!"

Bei diesem Zwischenfall richtete sich die Aufmerksamkeit der Anwesenden, die kurz vorher auf Herrn Alcides Dumolard gefallen war, auf's neue auf einen andern Gegenstand; Aller Augen wandten sich mit eben so viel Erstaunen als Mitleid auf Madame Wilson und ihre Tochter.

Eben so wenig wie ihre Mutter, es darf nicht verschwiegen werden, von besonderem Mitleid mit Herrn Dumolard's lächerlichem Abenteuer ergriffen, unterlag Raphaële jetzt nur der Macht der bitteren Seelenschmerzen, welchen sie so lange schon Widerstand geleistet hatte. Ihr sanftes, schönes Gesicht entfärbte sich nach und nach und ward marmorweiß; in ihren langen, geschlossenen Augenwimpern hingen noch einige glühende Thränen. Obgleich ihre Mutter, die sie nicht zur rechten Zeit hatte halten können, sie noch immer nach Kräften stützte, war das junge Mädchen doch auf die Knie gesunken; ihr Köpfchen hing matt über die Schulter und da von der Erschütterung des Falles ihr Reithut abgefallen war, löste sich Raphaëlens herrliches braunes Haar und hüllte sie halb in sein seidenes Netz ein, während ihre Mutter, die neben ihr niedergekniet war, um sie besser halten zu können, sie an ihre Brust drückte und sie mit Küssen und Thränen bedeckte.

Der drohende Unwille der Bauern, der durch die groteske Erscheinung des Herrn Dumolard wenn nicht besänftigt, doch abgelenkt war, zerschmolz, so zu sagen, unter diesen verschiedenartigen Wechselfällen. Vor dem rührenden Gemälde, welches Madame Wilson darbot, wie sie untröstlich ihre bewegungslose Tochter an's Herz drückte, vergaßen sie aufs neue ihre heftige Wuth gegen Scipio.

— — — — — — — —

Eine Viertelstunde nach diesen Vorfällen, im Augenblick, wo die Sonne auf das klarste unterging, verließen drei Gruppen von sehr verschiedenem Ansehen die Holzungen, in denen die Jagd stattgefunden hatte.

Eine rasche Kalesche, welcher Bediente mit Handpferden folgten, trug Raphaële Wilson hinweg; ihre Mutter unterstützte sie mit ihren Armen, während Herr Dumolard, für welchen man einen Gensdarmenmantel geliehen hatte, noch bebend und ohne Fassung auf dem Rücksitz des Wagens hin- und herschwankte.

Auf der einen Seite der Kalesche ritt der Graf Duriveau mit finsteren Zügen und von tiefer innerer Unruhe gequält. Der Vicomte Scipio, der Rolle eines jeder inneren Regung unzugänglichen Mannes getreu, galoppirte mit stoischer Ruhe an der andern Thür, obgleich von Zeit zu Zeit eine Wolke über sein Gesicht hinzog und ein krampfhaftes Zucken seine Augenlider kräuselte.

Der Brigadier des Herrn Beaucadet ritt im Schritt an der Spitze der zweiten Gruppe, die nicht weit von dem Kreuz auf dem Scheidewege aus der Waldung trat. Zwei Bauern trugen auf einer Bahre, die aus Baumzweigen geflochten war, die Wiege, in der das kleine todte Kind lag, die andren Bauern folgten entblößten Hauptes stumm, traurig und in sich gekehrt.

Der Brigadier begleitete auf Befehl des Herrn Beaucadet diesen traurigen Zug, welcher den Leichnam des Kindes der Civilbehörde ausliefern sollte; diese und die Aerzte hatten alsdann zur Untersuchung des Leichnams zu schreiten.

Die dritte Gruppe, welche das Gehölz verließ, bestand aus Herrn Beaucadet und vier Gensdarmen. Sie verfolgten in starkem Trabe den Weg zum Meierhofe von Grand-Genevrier, um dort die Festnahme der Bruyère vorzunehmen, welche des Kindermordes verdächtig war.

Sobald diese Festnahme beschafft worden, mußte Herr Beaucadet es für seine Aufgabe halten, so schnell als möglich den Behörden die Verkleidung zu signalisiren, in welcher es dem Bamboche gelungen war, aus dem Walde zu entwischen, in welchem er ohne sein Zusammentreffen mit Herrn Alcides Dumolard unfehlbar festgenommen worden wäre.

Noch ein anderer Mann, der den geschilderten Auftritten unsichtbar beigewohnt hatte, beeilte sich, aber auf einem andern Wege, die Meierei von Grand-Genevrier zu erreichen.

Dieser Mann war Bête-Puante, der Wilddieb.

Achtes Kapitel.

Die Meierei.



Die Sonne war nahe am Untergang, als Beaucadet von seinen Gensdarmen begleitet und entschlossen, die Festnehmung der Beuzère ins Werk zu richten, sich nach der Meierei von Grand-Genevrier gewendet hatte, welche dem Grafen Duriveau gehörte und einen Theil des Grundstückes von Tremblay ausmachte.

Es würde schwer sein, Denen, welche nicht den größten Theil der Meiereien in diesem Theil der Sologne gesehen haben, von dem empörenden Ansehen dieser stinkenden, verfallenen, selbst für das Vieh ungesunden Höhlen einen Begriff zu geben, in welchen die Pachter, ihre Knechte und Taglöhner leben. Fast ohne Ausnahme sehen diese Leute elend und abgezehrt aus; denn unaufhörliche, schreckliche Fieber, die durch die tödtlichen Ausdünstungen des lockeren Bodens, der beständig von schleichenden Gewässern feucht gehalten wird, hervorgerufen werden, entkräften hier die Bevölkerung, die obendrein auf schlechte und unzureichende Nahrung beschränkt ist.

Die Meierei von Grand-Genevrier hieß so von einem großen Wachholderbaum von wenigstens 200 Jahren, welcher sich nicht weit von den Wirthschaftsgebäuden und der Wohnung des Pächters erhob; das Ganze bestand aus einer Art Parallelogramm, das von rissigen, baufälligen Gebäuden im Pisébau gebildet wurde. Unter dem Pisé versteht man eine Art Mörtel, der aus Erde und Sand bereitet ist, und dem man, wenn er im flüssigen Zustande ist, durch Zusetzung von gehacktem Heu etwas mehr Consistenz gibt.

Die Bedachung, die an vielen Orten eingestürzt war, fand sich theils mit zerbrochenen Ziegeln, die bald vom Moose, bald vom Alter angefressen waren, erneuert, bald mit Stroh, das durch die Feuchtigkeit halb vermodert war und weiterhin mit Büscheln von getrocknetem Ginster, die auf baufälligem Holzwerk ruhten, bedeckt.

Diese Gebäude, welche die Scheune, den Schafstall, den Kuh- und Pferdestall und das Wohnhaus der Meierei ausmachten, umgaben einen Hof, der zu drei Vierteln von einem großen Haufen faulen Düngers eingenommen wurde, welcher in einem tiefen Pfuhl von schwarzem, stinkendem und stillstehendem Wasser schwamm, der von den flüssigen Theilen des Mistes und den aus dem sumpfigten Boden heraussickernden Feuchtigkeiten genährt wurde. Diese ekelerregende Masse, die mit einer Lage bläulichen Schlammes bedeckt war, nahm auf der Seite der Wohnung des Pächters den Hof dermaßen ein, daß der Mann sich genöthigt gesehen hatte, eine Art steinernen Damm zu erbauen, der mit Bündeln stachlichen Strauchwerks bedeckt war. Auf diesen liefen die drei oder vier bemoosten und auseinanderweichenden Stufen aus, die zu dem einzigen Gemache führten, aus welchem die Wohnung bestand.

An der Ostseite dieser Meierei, welche in eine so ungesunde Niederung vergraben war, erstreckte sich eine weite Fläche voll Torfmoore; im Norden erhob sich ein Haufen großer Eichen, während auf der Westseite nur ein schmaler Rasenstreif die Gebäude von einem weiten Sumpf trennte, der im Herbst und Winter stets mit dickem Nebel bedeckt war und im Sommer, wenn sein Schlamm durch die Sonnenhitze in Gährung gerieth, die Luft mit pestilenzialischen Miasmen erfüllte.

Die Nacht brach herein, es war die Stunde, in welcher das Vieh vom Felde heimzukehren pflegte. Bald wateten einige magere, knochige Kühe mit halb vertrocknetem Euter, matt glänzendem Haar und an verschiedenen Stellen mit einer dicken Kruste Mist bedeckt durch den stinkenden Pfuhl ihrem Stall zu. Die ungenügende Weide, denn sie waren, weil die Wiesen fast immer überschwemmt waren, auf Haidekraut angewiesen, war die Ursache der Magerkeit dieses Viehes. Es ward von einem Kinde von 15 Jahren getrieben, das man kaum für zehnjährig gehalten hätte; es lief mit bloßen Füßen, welche in Folge der Gewohnheit, unaufhörlich auf dem sumpfigen Boden zu gehen, ganz blau aussahen und hie und da aufgesprungen waren. Als einzige Kleidung trug dieses Kind ein zerrissenes Beinkleid und auf bloßem Leibe — denn diesem vom Glück enterbten Geschlechte sind Hemden unbekannt — einen Kittel von grober grauer Leinwand, der von dem durchdringenden Abendnebel durchfeuchtet war. Sein gelbes Haar hing ihm dick und ungekämmt wie eine Mähne um den Kopf, seine hohlen und bleichen Wangen und scorbutisch blassen Lippen, sein erloschenes Auge, sein schleppender Gang zeigten an, daß es vom Fieber ergriffen war. Was Heilmittel anbetrifft, so können diese Unglücklichen daran nicht denken. Der Arzt wohnt in ungeheurer Entfernung, auch würde sein Besuch zu viel kosten; sie haben also das Fieber und behalten es, bis dasselbe durch seine periodische Wiederkehr ihre Lebenskraft besiegt hat, oder bis die letztere das Fieber besiegt. Der letztere Fall kommt sehr selten vor.

Ein fahler, greisenartiger Hund, bärtig, kothig und mager, half beim Hereintreiben des Viehes; der kleine Kuhhirte gelangte nur mit großer Mühe dazu, dasselbe in einen schmuzigen, eisigen Stall einzusperren, dessen Dach an mehren Stellen eingedrückt war, ein Uebelstand, dem man dadurch abzuhelfen gesucht hatte, daß man einige Tannenzweige auf die Oeffnungen geworfen hatte.

Man sah, daß eine gegenseitige zärtliche Zuneigung, die auf vielfältig wechselseitig geleistete Dienste und eine vollkommene Gleichheit der Existenz gegründet war, den kleinen Hirten und seinen Hund vereinte. Wie viel lange Stunden hatte dieses Kind im Herbst und Winter, hinter irgend einem Haufen Haidekraut nothdürftig gegen das Wetter geschützt, mitten auf den menschenleeren Flächen zugebracht, den Hund fest an seine Brust drückend, um an der thierischen Wärme desselben seine armen, erstarrten Glieder aufthauen zu machen.

So dasitzend und nur noch an ein Thier denkend, sah das Kind bald seinem Vieh zu, wie es in dem kalten und feuchten Nebel weidete, der es halb verhüllte, bald folgte es in der Luft mechanisch dem langsamen Fluge der Kiebitze und wilden Enten, bald saß es ganze Stunden lang in eine noch dümmere Apathie versenkt und nur noch ein Polypendasein lebend, den Kopf auf die Hände gestützt und die Augen stark auf des Hundes starre Augen gerichtet.

Und dieses einsame, thierische, verdummende Leben, welches den Menschen unter das Vieh erniedrigt, wiederholte sich für dieses unglückliche Kind jeden Tag; wie Tausende von Wesen in seinem Alter und seiner Lage des allereinfachsten Unterrichts gänzlich beraubt, lebte es auf den öden Steppen eben so dumm in den Tag hinein wie das weidende Vieh. Mit den einfachsten Begriffen des Guten und Bösen, des Gerechten und Ungerechten unbekannt, beschränkte sich dies Kind instinctmäßig darauf, in Gemeinschaft mit seinem Hunde die Heerde davon abzuhalten, in die Holzung einzubrechen oder die jungen Saaten abzufressen, und endlich des Abends sein Vieh heimzuführen, dessen Streu es theilte.

Und eine unzählige Menge von Geschöpfen werden in diesem Zustande geboren, leben und sterben in ihm, das heißt in vollkommener Unwissenheit und Verdummung, indem sie von den Menschen nur das äußere Ansehen haben, von der Menschlichkeit nichts als die Schmerzen und das Elend kennen und nicht wissen, daß Gott sie mit einer Seele begabt hat, welche sie mit der Gottheit verknüpft, und geistigen Anlagen, die, wenn sie ausgebildet wären, sie auf gleiche Stufe mit allen Uebrigen stellen würden.

Der kleine Kuhhirt hatte seine Heerde eben in den Stall geführt, als die Viehmagd mit zwei kranken Pferden, die sie im nahen Teiche getränkt hatte, nach Hause kam; sie saß rittlings und ohne Sattel auf dem einen von ihnen, mit bis zum Knie aufgehobenen Röcken, indem sie den schleppenden Gang des Thieres dadurch zu beschleunigen suchte, daß sie seine Weichen mit ihren rothen Beinen bearbeitete.

Das Elend, die allzuharte Arbeit und die geistige Dumpfheit arbeiten, indem sie ihre Opfer auf unbarmherzige Weise auf ein und denselben Standpunkt herabdrücken, dermaßen darauf hin, die mannigfaltigen Unterschiede an Erhebung, Kraft und Anmuth, welche Gott seinen Geschöpfen aufgeprägt hat, zu verwischen, daß dieses Mädchen von einem Frauenzimmer nur noch den Namen trug.

Mit groben, gebräunten, sonnenverbrannten Zügen, von kurzer, von allzugroßer Anstrengung in der Entwickelung gehemmter Gestalt, die Kleider zerfetzt und kothig, das Haar in Unordnung und in eine baumwollene Mütze von schmuzigem Weiß hineingestopft, mit brutaler und verwegener Miene, rauher Stimme, männlichen Bewegungen, gehörte diese Unglückliche nichtsdestoweniger zu dem Geschlecht, welches Gott ursprünglich mit Zartheit der Formen, jener Feinheit der Färbung, sanften Bewegungen, natürlichem Zartgefühl, schüchterner Seelenreinheit, zugleich anziehendem und keuschen Reiz begabt hat, welche das Weib bezeichnen, und die die Erziehung entwickelt und befruchtet; denn jedes dieser kostbaren Geschenke scheint den Keim oder die Verpflichtung zu irgend einer weiblichen Anmuth oder Tugend in sich zu tragen.

Davon war diese arme Viehmagd weit entfernt. Ohne Erziehung, ohne Unterricht, ohne Aufsicht gelassen, wie es ihre Mutter gewesen war, und wie es die unzählige Menge von ihres Gleichen ist — war sie nicht noch mehr zu beklagen als ein Mann in ähnlicher Lage? Alles Glückes, aller Freude auf der Erde beraubt, hatte sie durch Arbeiten, Mühseligkeiten und Elend sogar die Gesichtsbildung, ja beinahe die Leibesgestalt, welche der Schöpfer ihr gegeben, verloren — und wenn schon der Anblick der physischen Entartung des Mannes die Seele betrübt, ruft nicht der Anblick eines Weibes, wie dasjenige, dessen Bild wir soeben skizzirt haben, ein noch kummervolleres, bittereres Gefühl hervor?

Bald kamen auch die beiden Ackerknechte nach Hause; jeder stieg vom Pferde ab, auf welchem er saß. Das schmuzige Geschirr wurde in irgend einen Winkel des Hofes, sei es auf den Mist oder in das schleichende Gewässer geworfen; die Pferde, bis an den Bauch mit Koth bedeckt, wurden in diesem Zustande am anderen Ende des Kuhstalls angebunden.

Unterdessen nahm der kleine Kuhhirt einen gewaltigen Napf von Steingut, wischte ihn mit einer Hand voll Heu aus und wandte sich der Thüre des Wohnhauses zu. Das Kind stieg die lockeren Stufen hinauf, setzte den Napf auf den Absatz und sagte mit schmerzlicher Stimme:

„Das Vieh ist alles zu Hause, da ist unsere Schüssel.“

Und dann wartete er, auf dem Steine sitzend, von Ermattung erschöpft und vom Fieber und der Abendkälte zitternd, den Kopf auf beide Hände gestützt.

Nach einigen Augenblicken erschien in dem röthlichen Lichte, das an der Thür des baufälligen Gemäuers zitterte, ein magerer Arm mit einem großen hölzernen Löffel bewaffnet, und bald war der gewaltige Napf mit einer Mischung von Nahrungsmitteln, welche eine besondere Erwähnung verdient, beinahe angefüllt.

Die Grundlage dieses namenlosen Gerichtes war sauer geronnene Milch mit Buchweizenmehl und einigen Stücken Roggenbrot, welches ein schwarzes, hartes und zähes Brot ist, gemischt. Mörtel, der ein Bischen angefeuchtet ist, bringt, wenn er in den Kübel des Maurers geschüttet wird, kein so schweres, mattes Geräusch hervor, als diese widerliche Speise hervorbrachte, die, wohlverstanden, kalt dargeboten wurde. Der Pächter und seine Familie hatten keine gesundere und appetitlichere Nahrung.

Als der Napf gefüllt war, hob der kleine Kuhhirt ihn mühselig auf, setzte ihn auf den Kopf und kehrte zum Stalle zurück.

Als er in diesem ankam, goß die Viehmagd die wenige warme und schäumige Milch, welche die Kühe gegeben hatten, in einige Gefäße von Steingut, um die Fertigung der Butter vorzubereiten. Diese pflegte man zu verkaufen, in der Meierei wurde nur das geronnene Residuum verbraucht, welches durch das Buttern einen bitteren Geschmack bekommt.

Indessen fühlten diese Leute, durch das Elend geknickt, als sie sahen, wie die warme, gesunde und nährende Milch zum Verkaufe zurückbehalten wurde, bei der schauderhaften Nahrung, welche sie nach einem Tage voll großer Anstrengung erwartete, keinerlei Neid. Nein, es war mit ihnen, wie mit jenen mit

Lumpen bedeckten Arbeitern, welche in ihrem Dachstübchen unablässig über ihre Arbeit hingebeugt die frischen und glänzenden Seiden- und Goldstoffe, an denen sie ohne Erholung arbeiten müssen, um sie mit Stickereien zu verzieren, die eben so fröhlich, blühend und blendend sind, wie die Feste, auf denen sie glänzen sollen, nicht zu begehren gewohnt sind.

Als der kleine Kuhhirt mit dem Napfe, welcher ihre gemeinschaftliche Portion enthielt, auf dem Kopfe am Stalle eintraf, fand er dort seine Genossen auf dem Dünger sitzend, und zwar möglichst nahe an der Thüe, damit ihnen der letzte Schimmer des Tages zu Gute käme. Denn dieser allein sollte zu ihrer Mahlzeit leuchten; eine zweite Laterne, neben der, welche die Wohnung des Pächters erleuchtete, würde nothwendig für einen verschwenderischen Ueberfluß gehalten worden sein.

In diesem Augenblick hörte man aus dem Innern des Stalles ein schmerzliches Aechzen.

„Schön," sagte einer der Ackerknechte, „da fängt der alte Jacob seine Musik wieder an."

„Ja, weil es die Stunde ist, wo ihn die kleine Bruyère alle Abende besucht."

„Der arme Mann, man kann ihm nichts Besseres wünschen, als daß er crepirt."

„Zu leiden wie ein Besessener, stumm zu sein wie ein Fisch, und das seit länger als zwei Jahren, das ist schlimmer als der Tod."

„Es ist nur ein Glück, daß Herr Chervin ihm eine Streu im Stalle gibt, und was von unserer Milch übrig bleibt, sonst müßte der alte Jacob wie ein Hund in einem Graben crepiren."

„Ja, zu dieser guten That hat unser Herr auch Ursache; denn es kann mit ihm bald aus sein," sagte die Viehmagd, welche die Robin genannt wurde und, wie wir angeführt haben, von einem Weibe nicht viel mehr als den Namen hatte. „Man sagt, der Verwalter des Herrn Grafen wird Herrn Chervin austreiben, weil er nicht bezahlen kann."

„Was geht uns das an?" sagte einer der Ackerknechte brutal. „Es wird doch immer ein Pachter auf der Meierei sein müssen. Ob ich Hans oder Kunz diene, das ist mir ganz gleichgültig, bis ich, wie der alte Jacob, dazu gut bin, im Graben zu crepiren."

„Und dazu soll zu seiner Zeit der alte Jacob ein so geschickter und kräftiger Arbeiter gewesen sein," erwiderte der andere Knecht.

„Und jetzt ganz fertig — an allen Gliedern gelähmt."

„Es ist die kalte Luft beim Urbarmachen des Sumpfes, die ihn so krumm wie eine Sichel gemacht hat."

„Und dann später der Thau in den Herbstnächten, als er Schäfer war."

„Wir werden es eben so in den Knochen haben, wenn wir alt sind und vielleicht noch früher. Es ist kein Spaß, ich werde das Fieber nicht mehr los."

„Was, es schiert uns nicht mehr noch weniger als die Andern," sagte das arme häßliche Geschöpf, die Robin, der es nicht an Unbekümmertheit, der Philosophie der Demüthigen, fehlte. Wenn man hackt, so nutzen sich die Hacken ab, und wenn sie abgenutzt sind, wirft man sie in den Sch—. Was ist dabei zu machen?"

„Nichts — freilich — es ist das Loos —"

„Aber es ist ein Loos, das darum für die armen Leute doch sehr schmerzlich ist, sagte einer der Knechte."

„O ja — und es ist hart, es zu ziehen."

„Was — man zieht's," sagte die Robin, „das Loos ist das Loos."

„Ja, Du Robin," erwiderte der Knecht, „man könnte Dich in vier Stücke reißen und Du würdest sagen: „entschuldigen Sie, ich habe es nicht mit Willen gethan."

„Aber wenn es einmal das Loos ist" — antwortete die Viehmagd im Tone tiefer Ueberzeugung, „und der Beweis, daß es das ist, ist, daß es unseres ist, daß es Deines ist."

Bei dieser siegreichen Erkläeung der Unabänderlichkeit seines Schicksals wußte der Knecht keine Antwort zu finden, sondern kratzte sich hinter den Ohren und schüttelte den Kopf; er war nur halb überzeugt.

„Sieh," erwiderte die Robin, indem sie Thatsachen anzuführen suchte, um ihre Behauptung zu unterstützen, „ich will es Dir klar wie die Sonne beweisen. Diesen Abend habe ich meine Kühe gemolken, die Milch ist noch ganz warm; heute Morgen habe ich auf Befehl des Herrn sechs fetten Gänsen den Hals umgedreht; sie sind in der Milchkammer aufgehängt, um morgen früh mit sechs von den Calcutten der kleinen Bruyère, 20 Pfund Butter, einem halben hundert Eier, zwei Scheffel vom schönsten Weizen, den der Herr geärntet hat, einem Hecht von wenigstens 15 Pfund und zwei Karpfen, die zusammen eben so viel wiegen — ich habe diesen schönen Fisch heute Morgen in den Netzen gefunden, welche Herr Chervin gestern Abend im Teiche ausgespannt hatte — auf den Markt des Fleckens gebracht zu werden."

„Nun, was beweist das für das Loos?" sagte der Knecht ganz verdutzt.

„Warte nur," erwiderte die Robin, „aus diesem Weizen könnte man schönes, weißes Brot machen, nicht wahr?"

„Freilich."

„Mit dieser Butter und diesen Eiern einen schönen, großen Eierkuchen."

„Das meine ich."

„Von der Milch eine gute Suppe."

„O ja."

„Von dem Hecht und den Karpfen, wenn sie zerschnitten wären, ein prachtvolles Fischgericht."

„Nun — ja — ja."

„Und diese Gänse würden gebraten ein herrliches Essen sein."

„Als ich klein war, habe ich viele Gänse gehütet, aber gegessen habe ich niemals von einer; das muß ein ganzer Fraß sein."

„Nun," fuhr die Robin mit immer mehr triumphirender Miene fort, so haben wir ganz in der Nähe, was zu weißem Brot, Milchsuppe, Eierkuchen, Gänsen oder Calcuttenbraten, Fischgericht und am Ende auch zu einem schönen Kuchen gehört, denn Mehl, Eier und Butter sind ja da; das ist doch ein Abendessen, denk ich."

„Ein wahres Hochzeitsessen, man muß freien, um einmal im Leben so eines zu bekommen; aber das Loos? womit beweist das unser Loos?"

„Freilich beweist das unser Loos," antwortete die Robin schulmeisterlich, „freilich beweist es das; denn dicht neben diesen guten Dingen essen wir unsern Mischmasch von Buchweizen und saurer Milch."

„Hm," machte der Knecht, indem er seinen Genossen mit fragender Miene ansah, aber sein Genosse, von Müdigkeit überwältigt, war im halben Schlafe und hörte auf diese philosophische Unterhaltung nicht, während der kleine Kuhhirt, in sich selber zusammen gekrümmt, von Fieberfrost geschüttelt wurde."

Die Robin, welche aus dem Gesichte ihres Mitunterredners schloß, daß er noch nicht vollkommen zufrieden gestellt sei, setzte hinzu: „Siehst Du, Simon, wenn es unser Loos wäre, diese guten Dinge anstatt unsers Mischmasch zu essen, so würden wir sie essen, aber da wir sie nicht essen, und unser Herr auch nicht, so ist es unser Loos nicht."

„Aber Donnerwetter," rief der Knecht, als sie ausgesprochen hatte, „wessen Loos ist es denn, diese guten Dinge zu essen?"

„Es ist das Loos der reichen Leute in den Flecken und Städten; denn diese kaufen sie und essen sie," antwortete die Robin, „so wie es auch ihr Loos ist, unsere Kälber, unsere Hammel, unsere Ochsen zu kaufen, von deren Fleisch wir niemals kosten *)."

„Hm" —

„Ist's nicht wahr," antwortete die Robin triumphirend, „ja oder nein, essen sie nicht Alles, und wir Nichts?"

„Das Wahre ist, daß sie Alles essen," sagte der Knecht mit erbärmlicher Miene, nach einem Augenblick Nachdenkens und wie überrascht von der überzeugenden Klarheit des Raisonnements der Robin, „das Wahre ist, daß sie Alles essen und wir Nichts."

„Sie haben also ihr Loos, wie wir das unsrige haben, darum schnell die Löffel heraus," setzte die Robin hinzu, laßt uns den Mischmasch essen, es geht rasch, dann haben wir es hinter uns."

Und Alle näherten sich dem Napfe, von Hunger getrieben, den freilich der Ekel minderte; die Robin, zwischen den beiden Knechten sitzend, schien sie mit gleichem Wohlwollen zu behandeln; der kleine Kuhhirt nahm den Platz der Robin gegenüber ein.

„Das Zeug fällt einem so schwer und kalt in den Magen, wie zerbrochene Eiszapfen in den Schnee," sagte der Knecht, indem er seinen Löffel langsam in die Terrine tauchte, „ich war durch und durch kalt, als ich hereinkam, das macht mich noch frostiger."

„Nicht die Hunde des Herrn Grafen, der vorhin in den Wäldern jagte, würden sich mit dem Mischmasch begnügen — wie?" sagte der andere Knecht.

„Wahrhaftig, sie sind sehr glücklich, sehr wohl gepflegt, diese Bestien," erwiderte Simon — „neulich, als ich Hrn in's Schloß brachte, habe ich im Vorbeigehen gesehen, wie der alte Latrace, der Piqueur, ihnen die Suppe einbrockte; ich kann Euch versichern, es waren Hammelköpfe darin, Kaldaunen, Ochsenherz — eine wahre Hochzeitsuppe."

„Hm — es kann nicht jeder ein Jagdhund sein," sagte die Robin mit einer Art von Resignation und ohne die geringste ironische Absicht. Der Wunsch der Viehmagd schien so natürlich, daß diese Worte weiter keine Bemerkung veranlaßten.

„In diesem Augenblick erneuerte sich das Aechzen im Stalle, und die Stimme rief Bruyère mit einem Tone wachsender Ungeduld.

„Hört, der alte Jacob ruft Bruyère, der arme Alte wird ungeduldig," sagte die Robin.

„Es ist aber wirklich curios, es ist bald dunkel, und die Kleine ist noch nicht mit ihren Truthühnern zurück," sagte einer der Knechte; es ist nicht um des Essens willen, daß ich das sage, es wird noch immer mehr übrig bleiben, als sie braucht."

„Das ist wahr, die Kleine ißt wie ein Zaunkönig, und doch ißt sie — weil sie nun einmal will," sagte der Andere mit geheimnißvoller Miene, „wenn sie nicht wollte, brauchte sie gar nicht zu essen."

„Schon recht," erwiderte die Robin, den Kopf schüttelnd, „weil sie besprechen kann, das zeigen ihre Calcutten, welche sie kennen, sie lieben, ihr gehorchen und für sie sind, was kein Hund für seinen Herrn ist."

„Und vollends ihre beiden großen Truthähne, die so bösartig sind, daß sie Einem das Gesicht zerkratzen würden, wenn man das Unglück hätte in der Nacht in den Hühnerstall zu kommen, wo Bruyère über ihren Thieren, in dem Nest, das sie sich dort gebaut hat, wie ein Sperling nistet. Das beweist

*) Man liest in den Werken des Jacob Bujault, Werken von seltenem Verstand und bewundernswürdiger praktischer Einsicht, welche ein wahrer Katechismus für den Ackerbauer sind: „Die eine Hälfte der Welt weiß nicht, wie die andere lebt; man läßt sich's nicht träumen, daß in diesem Departement (Jacob Bujault spricht vom Departement des Deux-Sèvres, das viel weniger arm ist als die Sologne, in der wir unsere Personen auftreten lassen), 270,000 Individuen leben, die niemals weder Ochsen-, noch Kalb-, noch Hammelfleisch genießen, und die sich jedes mit dem Viertel eines halben Kilogramm Schweinefleisch die Woche, ¼ Pfund, begnügen. (Jaques Bujault, 358. — Des races porcines ernnaises). In der Sologne ist's nur ein kleiner Theil der Bevölkerung, der auch nur auf dieses ¼ Pfund Schweinefleisch die Woche Anspruch machen kann.

der große Sylvan, der vorigen Sommer hinein wollte und fast die Augen eingebüßt hätte."

„Und Herr Beauvadet, der Gensdarmenoffizier, der mit Bruyère Dummheiten treiben wollte und vor den beiden Truthähnen, ich mag nicht sagen wie schnell, Reißaus nehmen mußte."

„Gewiß, ihre Thiere sind auch besprochen, und ich möchte nicht von ihnen essen, wenn's mein Loos wäre von ihnen zu essen, wie die Robin sagt."

In diesem Augenblick traten mehre Bauern, ein Greis, ein Mann von reifem Alter und eine Frau, die ein Kind trug, in den Hof der Meierei und gingen auf die Dienstboten zu.

„Gut," sagte die Robin; das sind gewiß Kunden für die Bruyère, aber ich kenne die Leute noch nicht."

„Ist Bruyère in der Meierei?" fragte einer der neuen Ankömmlinge.

„Ich wußt's wohl," sagte die Robin für sich hin — dann fuhr sie laut fort: „Ihr wollt sie wol um ihren Rath fragen, nicht wahr, lieben Leute?"

„Ja, liebe Tochter, wir sind von der Seite von Chale, wir haben von ihr gehört und sind nach der Arbeit fortgegangen."

„Die Kleine sollte schon zurücksein," erwiderte die Robin, „aber Ihr werdet nicht lange zu warten brauchen. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr ihr bis an den Canal entgegen gehen, links von hier, Bruyère wird gewiß über den Steg kommen."

„Danke," liebe Tochter, sagte der älteste der beiden Bauern.

Und damit verließen er und seine Begleiter die Meierei.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sommerabend.

(Fortsetzung aus Nr. 108.)

Die Spaziergänger waren an einer Stelle angelangt, wo ein Marienbild die Trennung des Wegs in einen Fahrweg und einen Fußweg bezeichnete. Jener schlängelte sich gemach in weitem Bogen um den Fuß des Vorgebirgs her, um an der Rückseite des Hügels in einer sanftansteigenden Mulde auf die Höhe zu kommen, während der Fußweg noch einige Zeit am See hin führte, um dann schroff an der Vorderseite hinauf unmittelbar zu der Ruine hinanzuklimmen. Die Freunde zogen den letzteren vor, weil er mehr Schatten versprach, und weil sie lieber eine starke Anstrengung in kurzer Zeit bestehen, als einer sanfteren, aber länger dauernden Mühseligkeit sich unterziehen wollten.

Der eingeschlagene Pfad führte sie an der Stelle, wo er das Ufer verließ, um als steile Stiege an dem Felsenkörper des Hügels sich emporzubäumen, zu einer nah am See stehenden Hütte, von welcher nicht fern aus den Bäumen ein Klausnerhäuschen mit angebauter Kapelle hervorsah. Der Arzt, der sich von der Hitze ziemlich angegriffen fühlte, fragte den Professor, ob vielleicht für die Wallfahrer nach seinem classischen Tyrolerwein hier eine Art von Calvarienberg angelegt sei, dessen erste Station man jetzt erreicht habe, und ob man hier einen Vorschmack der oben winkenden Labe erwarten dürfe?

Der Professor erwiderte aber, daß die Hütte keine so heitere Bestimmung habe, da sie vielmehr als uralte Stiftung eines um eine Tagreise entfernten Klosters dazu eingerichtet sei, um Wiederbelebungsversuche an Ertrunkenen vorzunehmen. „In dem Klausnerhause dort unter den Bäumen," fuhr er fort, „ist zu diesem Behufe allezeit ein Mönch stationirt, der freilich, bei dem sehr erfreulichen Mangel an stiftungsmäßiger Beschäftigung, sich mehr damit befassen mag, in der Wirthschaft droben sich selbst mit Wein zu beschweren, als hier unten Andere von zu viel genossenem Wasser zu entlasten."

„Sie thun ihm Unrecht;" sagte der Arzt, „sehen Sie wol den Rauch, der aus der Hütte aufsteigt und uns bezeugt, daß der gute Mönch selbst mitten im Sommer für einen warmen Ofen besorgt ist, woran nasse Kleider getrocknet werden können? Ich meine fast, daß auch an solchen Rechten aus einer älteren, frömmeren Zeit unsere moderne Polizei etwas lernen könnte. Gewiß erfreuen wir uns jetzt unendlich besserer allgemeiner Sanitätsanstalten, einer geregelteren Organisation der gesammten Fürsorge in diesen Dingen, als die Zeit, in welcher diese Stiftung ihre Entstehung erhielt. Aber gar oft wird bei den heutigen Anstalten eben nur das Allgemeine und der regelmäßige Gang des ganzen Geschäftszweigs in's Auge gefaßt, wogegen der Sinn für das Concrete, an einem bestimmten Orte eigenthümlich Passende bei unseren übersichtlichen Geschäftsmännern in der Regel vermißt wird. Es mag immer sein, daß der hier stationirte Mönch selten Anlaß zu Ausübung seiner heiligen Pflicht erhält; wenn der Fall dazu eintritt, so mag in der Regel das Städtchen drüben bequemere Hülfe bieten. Allein abgesehen davon, daß die Stiftung ohne Zweifel aus einer Zeit herrührt, wo man von jenem Städtchen noch nichts wußte, so wäre es noch sehr die Frage, ob man wirklich unter allen Umständen dort auf Hülfsmittel rechnen könnte, welche die Einrichtungen hier entbehrlich machen? Meines Wissens hat die Stadt keine hierzu bestimmte Anstalt, und so könnte leicht ein Fall eintreten, wo man dort erst Wasser wärmen, Tücher und Bürsten beischaffen, nach Diesem und Jenem laufen und darüber kostbare Minuten versäumen müßte. Es dürfte nur an einem Sommertage, wie heute, einigen lustigen Tagedieben, wie uns, einfallen, sich in einem etwas morschen Nachen, wie dort einer liegt, der Discretion der Seenixen anzuvertrauen; es dürfte nur der Kahn umschlagen und unsere Schwimmkunst uns etwas vor der Zeit im Stiche lassen — und wir könnten allen Grund haben, diese Anstalt des finsteren Mittelalters zu segnen. Riskiren wir einmal —"

„Um Gotteswillen!" fiel ihm der Professor in's Wort, da jener mit beiden Freunden am Arm eine Schwenkung nach dem Strande zu machte, „Sie werden uns doch nicht das nasse Kunststück wirklich zumuthen wollen? Mich würden, als eleganten Erklärer der griechischen Mythologie, die Wassernixen ohne Zweifel gar nicht mehr loslassen."

Der Arzt tröstete ihn jedoch: „Ich wollte nur sagen, riskiren wir einen kurzen Aufenthalt, um die Einrichtungen des Mönchs zu untersuchen, die mich als Sanitätsbeamten billig interessiren! Könnte es doch sein, daß ihr Zustand mir Veranlassung zu Anträgen bei den Behörden Ihres Wohnorts gäbe, deren Befolgung dazu dienen könnte, meinen gelehrten Freund aller Furcht vor einer zu gefährlichen Bekanntschaft mit den Seenixen zu überheben!"

Die Besichtigung ergab, daß die Anstalt im Ganzen gut eingerichtet war, obgleich Alles an eine längstvergangene Zeit erinnerte; daher denn auch Manches fehlte, was man neuerdings nicht würde haben vermissen lassen. Der Arzt zählte Mehres der Art auf, was anstatt eines unförmlichen Betpultes vor einem noch unförmlicheren Crucifixe allerdings herzuwünschen wäre. Der Rechtsgelehrte erinnerte ihn aber lächelnd, daß er gegen seine zuvor ausgesprochene Glaubenstheorie nicht inconsequent werden möge. „Ich weiß nicht," sagte er, „wie wir heute dazu kommen, abergläubischen Müttern, wunderthätigen Schäfern und dem gesammten Volksgemüth mit allen seinen Auswüchsen das Wort zu reden, während wir doch sonst ziemlich einstimmig über den Misbrauch klagen, den die Conservativen unserer Tage mit diesem lieben Volksgemüthe treiben. Sie haben uns verführt, und Sie mögen daher auch die Consequenzen auf sich nehmen! Da Sie jener Mutter die Existenz des Haarwurms und die Wunderkraft des Schäfers zugestanden haben, so werden Sie auch nicht umhin können, den Stiftern dieser Anstalt ihren kindlichen Glauben an die unmittelbar wasseraustreibende Kraft des Gebets zuzugestehen. Ja, wenn es sich jetzt eben von der Rettung eines Ertrunkenen handelte, so müßten Sie, falls nur eine solche kindliche Gesinnung bei ihm vorauszusetzen wäre, nach Anleitung Ihres schwäbischen Collegen die Beschränkung der Hülfleistung auf einige Dutzend Paternoster gutheißen und darauf vertrauen, daß der Glaube als Vomitiv wirken und helfen werde. Damit wären Sie aber ganz bei der Behauptung angekommen, daß Mirakel nicht nur ehmals möglich gewesen, sondern auch noch heute möglich seien. Und so würde sich ein hochgeschätzter rationeller Arzt unversehens in einen Hippokrates in der Pfaffenkutte verwandeln, wie sie leider in unsern Tagen zum Schrecken des gesunden Menschenverstandes wieder aufgetaucht sind."

„Unser Freund," versetzte darauf der Arzt, „zeigt sich in seiner Stärke. Denn noch mehr als das Aufstellen von Grundsätzen, lieben es die Juristen, Consequenzen daraus zu machen und uns armen Laien als Furien über den Hals zu schicken. Da muß man denn, statt sich in Streit einzulassen, ihnen nur lieber gleich Alles einräumen — so kommt man wenigstens nur mit Einem blauen Auge davon."

Der Advocat erwiderte, indem er rüstig den Felspfad hinaufzuklimmen anfing: „Das ist allerdings eine bequeme Weise, einen Streit zu schlichten. Und so will ich Sie denn Ihrer Schwärmerei über die ausreichende Kraft des Glaubens überlassen. Bei Ihrer Neigung, alle schönen Punkte der Gegend aufzusuchen, werden Sie darüber manche Erfahrungen machen können. Denn, wie Sie es eben vorhin bei der Abweichung dieses Fußpfads bemerkten, so sind in diesem ganzen, ehemals klösterlichen Reviere in der Regel die Wegscheiden nicht mit Wegweisern, sondern nur mit Marien- oder mit Marterbildern bezeichnet. Da mögen Sie denn jedes Mal hübsch beten, daß Ihnen der Glaube helfe, um zu errathen, ob Sie rechts oder links zu gehen haben."

„Auch das," rief dagegen der Arzt, „ist den Juristen eigen, daß sie stets das letzte Wort haben wollen, und da ist nichts politischer, als dasselbe auf einem solchen halsbrechenden Wege anzubringen, wo uns andern Christenmenschen der Athem ausgeht. Für dies Mal halte ich mich nur am Glauben an Ihre Freundschaft und, wenn Sie es erlauben, an Ihren Rockschößen fest. Denn wenn der Weg noch steiler wird, so fürchte ich, dem Schwindel zu verfallen."

Der Rechtsgelehrte eilte sogleich zurück, um den minder gewandten Bergsteiger zu unterstützen, was bei der Beschaffenheit des durch die lange Hitze vielfach geborstenen und brüchig gewordenen Bodens nicht selten nothwendig wurde. Der Professor, dessen wohlhäbige Figur schon einiges Fett angesetzt hatte, bekam mit sich selbst so viel zu thun, daß er die Liebespflicht ganz dem schlanken Rechtsgelehrten überlassen mußte, der bei der größten Beweglichkeit weder Schwindel, noch Schweiß zu kennen und fast ohne Lunge und Blut zu sein schien. Seiner kundigen Führung gelang es, die Freunde ohne Unfall auf den Gipfel zu bringen, dessen Fernsicht denn reichlich für die Anstrengung des Weges entschädigte.

Das Erste, was dem hier Heraustretenden das Auge mit überwältigender Macht gefangen nahm, war der volle, ungehinderte Ueberblick über das ganze zwischen einem Alpenamphitheater und dem zu sanften Hügeln einem Alpenamphitheater ... zwischen einem Alpenamphitheater und dem zu sanften Hügeln einsinkenden Flachlande ausgedehnte Becken des Sees, das hier der Länge nach vor ihm lag. Die Stadt, welche der See am entgegengesetzten Ufer bespülte, erkannte man eben noch an dem aus bläulichem Dufte aufsteigenden Münsterthurme, während zu beiden Seiten derselben der See seine silbernen Arme noch weit in den Dunst hineinreichen ließ. Uebersah man nun so die imposante Wassermasse der Länge nach, so wetteiferten beide Ufer um den Vorzug, indem das eine mit mächtig und immer mächtiger hinter einander emporgethürmten Bergkolossen, deren beschneite Gipfel im Wasser sich spiegelten, den Blick wie magnetisch an sich zog, das flachere dagegen eine Reihe von lachenden Ortschaften unter schwellenden Rebenhügeln aus einem üppigen Meere von Fruchtbarkeit hervorblicken ließ. Wurde dort der Blick von Zacke zu Zacke, von Kette zu Kette, über kühn geschwungene Linien, über schwindelnde Klüfte hinweg immer höher hinauf gezogen, um endlich auch über die höchsten Gipfel hinaus mit einem kreisenden Reiher sich emporzuheben, so fand er auf der andern Seite sich schmeichelnd eingeladen, in dieser oder jener friedlichen Bucht von dem Fluge auszuruhen, hier in ein Dörfchen, dort in eine einsame Fischerhütte sich zu verlieben, hier mit einem Schwarm von Burschen und Dirnen um eine summende Fiedel sich zu drehen, dort auf einem blumengestickten Wiesenteppich zu träumen. Erst mochte der scharfe Contrast den Beschauenden unruhig machen, aber bald floß die Ruhe des dazwischen friedlich ausgebreiteten Wassers in seinen Sinn hinüber und gab ihm Muße, um auch die einzelnen Verbindungsglieder zwischen dem Hochgebirg und dem Flachlande zu bemerken. Und, war dann einmal das Gemüth des Gegensatzes von Stimmungen mächtig geworden, so kam eben der so nah gerückte Contrast des Erhabenen und des Anmuthigen als die Hauptursache der zauberischen Wirkung des Ganzen zum Bewußtsein. Ueber die ruhige Fläche des Sees hin schien Beides sich zu grüßen, ja ineinander zu verschwimmen. In seinen feuchten Spiegelbildern vermählte sich der wiederstreitende Zauber beider Ufer zu Einem wundersamen Ganzen.

So oft auch der Arzt vom See selber, wie von den Ufern und näheren oder ferneren Höhen aus den Anblick der originellen Gegend bewundert und genossen hatte, so war er doch von der pikanten Gruppirung, die sich auf diesem Standpunkte darbot, um so mehr überrascht, je weniger die nicht eben sehr bedeutende Höhe etwas so Außerordentliches zu versprechen schien. „Ich danke Euch," sagte er zu den Freunden, indem er ihnen gerührt die Hände drückte, „daß Ihr mich hierher geführt habt, und ich lobe Euch, daß Ihr es erst jetzt gethan habt. Ich mußte erst mehre besondere Abschnitte, mehre minder interessante Uebersichten des Panoramas lieb gewonnen und mir eingeprägt haben, um den Vollgenuß dieser ganz eigenthümlichen Constellation von landschaftlichen Schönheiten haben zu können. Schade, daß ich meiner Frau ihn nicht in seiner Fülle werde verschaffen können, da sie nicht alle nöthigen Vorbereitungen durchzumachen im Stande sein wird. Doch meine ich, selbst ohne diese müsse der Auftritt auf diese Felsplatte von der ergreifendsten Wirkung sein. Unser Augenmaß täuscht uns hier eben so angenehm, wie es uns in den Gebirgen oft auf die entgegengesetzte Weise täuscht. Da kommt es so oft, daß wir einen hervorstechenden Gipfel in zwei, drei Stunden ersteigen zu können meinen, und statt dessen wächst er uns vor den Augen nur immer höher auf, je höher wir an ihm hinanklimmen. Haben wir nun aber den einen oder andern dieser Riesen glücklich bezwungen und uns im Ruhme, von ihm in die Landkarte hinausgesehen zu haben, gehörig berauscht, so pflegen wir an solche Hügel, wie dieser hier, ohne allen Respekt heranzutreten; es ist uns, als thäten wir ihm eine besondere Ehre an, wenn wir ihn besteigen, oder wir steigen auch blos um der Wirthschaft willen hinauf, die droben aufgeschlagen ist. Aber wie beschämt finden wir uns dann, wenn gerade von solchen scheinbar unscheinbaren Standpunkten aus ein Landschaftsbild von unberechenbarer malerischer Schönheit seinen überwältigenden Zauber vor uns aufschließt. Geht es uns nicht übrigens mit manchen Menschen ebenso, die wir um äußerer Unscheinbarkeit willen lange übersahen, und die für uns, im rechten Moment in unsere Perspective gerückt, den höchsten Werth erhalten, weil gerade ihre nahe Stellung zu den interessantesten Lebenssphären uns erst kund wird, wenn wir es der Mühe werth gehalten haben, ihr Vertrauen gegen uns aufzuschließen?"

„Ich kann Ihnen nicht sagen," sprach darauf der Professor, „wie viel Vergnügen mir das Vergnügen macht, das Sie so ungeheuchelt aussprechen. So oft ich auch schon hier gestanden habe, so wird mir doch der Genuß dieses Anblicks jedesmal wieder neu, wenn ich ihn in der Ueberraschung eines Fremden gleichsam frisch mit empfinde. Sie werden mir aber kaum glauben, wenn ich Sie versichere, daß mir diese Freude gar nicht eben oft zu Theil wird. Es wird zwar nicht leicht eine Stelle jahraus jahrein so oft und viel von Fremden aus allen Ländern betreten, wie diese. Aber gerade unter diesen Umständen habe ich die Erfahrung gemacht, daß der wahre Sinn für die Schönheit der Natur ganz eben so selten ist, wie der wahre Sinn für die Schönheit der Kunst, und daß Dem, welcher ihn besitzt, nichts lächerlicher, ja widriger sein kann, als die Affectation, womit ihn die große Mehrzahl zu erkünsteln strebt. Je ekelhafter einem diese fade Lüge wird, um so mehr kann man sich sogar von der Rohheit erquickt fühlen, wenn sie nur ehrlich auftritt. So wird mir ein Moment meiner ersten italienischen Reise stets denkwürdig bleiben, die ich in Begleitung einer Schriftstellerin und eines Naturforschers machte. Wir waren auf der Höhe angekommen, von wo sich eine berühmte Aussicht auf die Weltstadt eröffnet, und alle Drei hatten wir uns durch vorheriges Gespräch auf den nur einmal zu erlebenden Moment gehörig gesteigert. Als er nun aber wirklich eintrat, so wurde mir der erste Eindruck durch die Dichterin dergestalt verdorben, daß ich schlechthin gar nichts empfinden konnte, als das Gefühl des trostlosen Unbehagens. Ich sah wol, was mich entzücken mußte, ich wußte, warum es mich entzücken mußte, alle Fibern meiner Seele waren gewaltig erregt, um dieses Entzücken wirklich zu ergreifen; aber es war mir ebenso, wie es uns oft im Traume zu Muth ist, wenn wir mit aller Gewalt fliegen wollen und doch nicht vom Boden loskommen können. Daran war aber nur das unglückselige Frauenzimmer Schuld, deren fürchterliches Gedächtniß keine Stelle irgend eines berühmten Dichters, die von Rom handelte, vergaß, sondern Alles hintereinander auf den Stelzen des erhabensten Pathos, ja mit einem leidenschaftlichen Hantiren vortrug, als hätte sie damit Petrarka, Tasso und alle andern Koryphäen des italienischen Parnasses aus dem Grabe aufwecken wollen. Neben dieser von der Tarantel gestochenen Weibsperson wäre ich sicherlich verzweifelt, wenn mich nicht der Naturforscher durch seine unbeschreiblich ehrliche Geschmacklosigkeit wahrhaft erquickt hätte. Derselbe hatte mir schon vorher einmal gesagt, daß eben auf der Höhe, auf welcher wir uns jetzt befanden, irgend eine höchst seltene Staude wachse, die er noch nie in der Natur gesehen habe. So sehr ich nun aber den Mann als einen in sein Fach ganz Eingefleischten kennen gelernt hatte, so hatte ich doch nicht erwartet, daß er, wie er es denn wirklich that, von dem Anblick der Weltstadt in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit gar keine Notiz nehmen, vielmehr einzig und allein jener Staude zueilen und mit ihrer botanischen Zerlegung unter vielen, fast kindischen Freudenrufen sich beschäftigen würde."

„Gestehen Sie nur," versetzte hierauf der Arzt schalkhaft, „daß Sie halb und halb von mir eine zweite Auflage Ihres Naturforschers zu erleben gefürchtet und deshalb schon zum Voraus das Evangelium Ihres Tirolerweins verkündigt haben; damit ich doch nicht ganz leer ausginge, wenn ich etwa keine Schnecke oder kein Kräutchen fände, worüber eine Abhandlung zu schreiben wäre!"

„Sicherlich nicht," entgegnete der Professor, „wol aber will ich gestehen, daß bei mir selbst das Vergnügen an einem Glase guten Weins ganz wol neben dem Vergnügen über eine entzückende Aussicht Platz hat. Darin erkenne ich denn ohne Weiteres einen neuen Vorzug solcher scheinbar unscheinbaren Standpunkte, daß wir nicht nöthig haben, den Proviant mit uns zu schleppen, vielmehr durch irgend eine Hebe mit der Hand in der Schürzentasche oder durch irgend einen Ganymed mit der Feder hinterm Ohre Alles schon mühelos vorbereitet finden."

C. Reinhold.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Berliner Sitten und Gebräuche.

1. Die Blumen in Berlin.

Es ist noch nicht lange her, als die Blumen in den großen Städten zu deren theuren und kostbaren Spielereien gehörten, welche sich nur die Reichen erlauben dürfen, diese von dem Geschick so bevorzugten Menschen, deren Bedürfnisse gerade da anfangen, wo das Glück und die höchste Seligkeit der mittlern Classen ihre Grenze hat. Es ist noch kein Jahrzehend verflossen, als eine Camelia in dem dunklen Haar einer jungen Dame der schönsten Perlenschnur glich, die bestimmt ist, das üppige Haar beim Tanze zusammen zu halten, wo ein Bräutigam allein an seinem Hochzeitstage seiner jungen Braut einen Strauß jener reizenden exotischen Blüthen überreichte, mit denen er jetzt fast täglich ihren Toilettentisch schmückt. — In jener Zeit sah man an den Fenstern armer Leute einen Topf mit Kresse, einen alten verwitterten Nelkenstock, wenn es hoch kam, eine Monatsrose, die treulich jahraus, jahrein ihre Blüthen spendete. Und die geschnittenen Blumen! die Bouquets!.... man blieb stehen, wenn Jemand mit einem schönen Blumenstrauß über die Straße ging, man begleitete ihn in Gedanken zum Geburtstagtische, den er schmücken sollte; denn man vermochte sich höchstens zu entsinnen, in der schönen Zeit, wo der Flieder blühte, vor's Thor oder auf's Land gegangen zu sein, um diesen oder jenen Stengel zu brechen, der sich durch die grünen Stäbe eines Gitters gedrängt hatte, oder der über einen Zaun am Wege hing, schweren Hauptes ob seiner hundert Blüthen.

Jene Zeit ist vorüber. Man sah ein, daß die Reichen genug für sich hätten, wenn man ihnen all die tausend theuren Erzeugnisse der Industrie und der Mode überließ, daß man füglicherweise, ohne reich zu sein, Blumen haben könnte, wie man einen Kanarienvogel hatte, daß Blumen Bedürfniß seien für Leute, welche vielleicht alle Wochen einmal vor's Thor kommen, wenn sie noch überhaupt so glücklich sind. Und von dieser Zeit an ist der Luxus mit den Blumen von Jahr zu Jahr gestiegen, er ist bis in die niedrigsten Classen übergegangen, und das auf eine Art, die etwas Ueberraschendes hat. — Die Journale schrieben vor einiger Zeit, daß Paris täglich für 3000 Franken Veilchen im Knopfloch trüge; ich will nicht behaupten, daß Berlin schon jetzt so verschwenderisch ist, aber ich glaube, daß es bald so sein wird. Wohin Sie sehen, Blumen und wieder Blumen, wohin Sie gehen ein altes Weib, das Ihnen ihre Veilchen, Maiblumen oder Rosen zum Kauf anbietet. Da ist keine etwas frequente Ecke, keine Brücke, kein Durchgang, wo nicht eine alte Frau sitzt, die aus einem großen, vollen Korbe Sträuße windet, die sie in einen anderen auf ihrem Schoos legt, aus dem sie sie einen Augenblick später verkauft. Selbst im tiefen Winter treffen Sie an einzelnen Stellen, z. B. an der Schloßfreiheit, eine zitternde Alte, die Ihnen ihr: „Veilchen, Maiblümchen, gnädiger Herr!" zuruft. — Sie werden sich wundern, daß ich hier nur von alten Weibern spreche, während Sie sich vielleicht denken, daß es sich besser schicken würde, wenn ein junges, hübsches Mädchen uns mit Blumen entgegen träte. Aber es ist in der That so, wie ich Ihnen sage; wo das Geschäft nicht in den Händen alter Weiber ist, ist es in denen kleiner, schmuziger Knaben und Mädchen, und es gibt in Berlin keine einzige junge, viel weniger eine hübsche Blumenhändlerin. Wäre ich ein Capitalist, ich würde ein Blumengeschäft auf Actien errichten, bei dem sich nur hübsche Mädchen betheiligen dürften, und ich glaube gewiß, daß Berlin bald mit Paris concurriren würde, was die Veilchen im Knopfloche betrifft. Denn sie werden keinen Dandy sehen, der nicht nach der verschiedenen Jahreszeit Veilchen, Maiblumen, Rosen oder rothe Nelken im Knopfloch trägt. Wenn nun auch Berlin sehr wenig wahre Dandy's besitzt, so hat es doch unbegreiflich viel Leute, welche Dandy's sein möchten, und die es einstweilen mit einem Rosenbouquet zu zwingen suchen.

Noch viel allgemeiner ist die Blumenliebhaberei als Zimmerdecoration. Zählen Sie die Fenster eines großen Hauses, und Sie werden oft finden, daß die mit Blumen geschmückten nicht die wenigsten sind. Freilich bleibt die Sorge für diese Liebhaberei größtentheils den Frauen überlassen; denn Sie werden selten hinter einem solchen Fenster vergebens nach einem Lockenköpfchen suchen; aber sie entledigen sich dieser Sorge immer mit großer Pünktlichkeit und oft mit vielem Geschmack. Als man jedes noch so kleine Stückchen des Fensterbrettes benutzt sah und dennoch nicht genug Blumen, nicht genug Grünes hatte, erfand man zuerst jene in der Idee reizenden Blumenkörbchen von bemaltem Porzellan, die freilich in der Ausführung oft einem plumpen Korbe glichen. Ihnen folgten die rothtönernen Blumenampeln, die man bis zu wahren Mustern von geschmackvoller Form erhoben hat. Als man auch hiermit noch nicht befriedigt war, brachte man kleine, weiße Consols in den Fensterwänden an, von denen ausländische Schlingpflanzen in ihren reizenden Windungen zu den anderen Blumen hinabschlichen, und so sah man die Fensternische bald in eine kleine Laube verwandelt, die zuweilen selbst nach dem Zimmer zu durch ein Drahtgitter verschlossen wird. Und Sie dürfen nicht glauben, daß solche auf das Geschmackvollste arrangirten Blumenfenster zu den Seltenheiten gehören,.... es gibt deren unzählige. Die Industrie läßt es sich zu sehr angelegen sein, diese plötzlich erwachte Leidenschaft auszubeuten, und Sie würden vergebens den Blumen in Berlin zu entgehen suchen. Wer sie nicht beim Gärtner oder auf dem Markte kauft, dem bringt man sie in das Haus, und diese Männer, welche mit einem Arm voll Blumentöpfen hausiren gehen, haben eine Art und Weise, Geld aus ihrer Waare zu machen, die wirklich erstaunlich ist. — „Ich brauche keine Blumen," hörte ich im Vorübergehen einen jungen Mann zu einem dieser Händler sagen. „Det weeß ik besser, Herr Graf," antwortete ihm der Mann.... „ik wer Ihnen dat auseinander setzen," und er verschwand in der Hausthür. Als ich am andern Tage wieder vorüberging, sah ich drei Blumentöpfe an dem Fenster stehen, ein Beweis, daß der Händler es in der That besser gewußt hatte, als der junge Mann.

Es ist Sonnabend heute, und ich sah gegen Abend dem Treiben zu, das auf der Straße herrschte. Die jungen Näherinnen, diese schlanken, blassen Mädchen, die eben von der Arbeit kommen, gehören zu den wüthendsten Blumenliebhaberinnen. Sie haben ihren Lohn empfangen, und es sind viele unter ihnen, welche einen Blumenstrauß in der Hand tragen, das Erste, was sie von ihrem Gelde kauften. Ja, ich sah sogar eben Blumen mitten auf dem Damm! Was denken Sie! glauben Sie, daß ein Droschkenkutscher keinen Geschmack hat? Auch er liebt die Blumen;.... denn eben als ich diesen Artikel mit einigen moralischen Betrachtungen schließen wollte, sah ich ein Droschkenpferd vorüberschleichen, dessen Kopfzeug statt der gewöhnlichen ledernen Rosetten mit zwei vollen, blühenden Centifolien geschmückt war. Das ist eine Bemerkung, nach welcher ich meine Betrachtungen sparen kann; denn sie vermag Ihnen den besten Maßstab zu geben für Das, was ich „die Blumen in Berlin" nenne.

Berlin, im Juni 1846.

A. Mödinger.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 110.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 5. August 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 109.)

Neuntes Kapitel.

Bruyère.



„Gut," sagte die Robin, indem sie die Kunden der Bruyère sich entfernen sah, „der Zug währt immer fort, jetzt sind's schon Leute aus dem Thal, Ihr sollt nur sehen, bald kommen sie auch aus der Beauce, um sie zu Rathe zu ziehen. Beweis genug, daß sie Zauberkräfte hat, die Kleine."

„Ja, ja, freilich muß sie die haben," setzte die Robin hinzu, „daß sie so zierlich bleibt."

„Und ihr Haar, so glänzend wie eine Baumrinde!"

„Und ihr Kranz und ihre Blumensträußer!"

„Und ihre allerliebsten gestickten Gürtel."

„Und ihre Halbstiefelchen von Binsen!"

„Und ihre großen grünen Augen, die sind's, man kann's wol sagen, die haben die Zauberkraft!"

„Und dann, wie sie das Wetter vorher sagen kann, Trockenheit, Hagel, Regen und Nebel!"

„Das will ich meinen, darin ist ein Schiffer von der Loire nichts gegen sie."

„Darum kommen die Leute auch von allen Seiten herbei, um sie zu Rathe zu ziehen.

„Und wie sie die Erde kennt; sie braucht Denen, die sie d'rum bitten, nur ein paar Worte zu sagen, so werden die schlechtesten Aecker gut; für sie gibt's gar keine unfruchtbaren Sandflecke; aber man muß thun, was sie sagt."

„Das zeigt die Meierei hier; Herr Chervin hat nach ihrem Rathe gethan, und das lezte Jahr war's eine vortreffliche Aernte."

„Ja, das hat dem Herrn Chervin viel genutzt! sein Pacht ging zu Ende, da sah der Verwalter des Herrn Grafen die schöne Aernte und erhöhte das Pachtgeld um ⅓ und eine Kanne Wein dazu. Herr Chervin ließ sich d'rauf ein, dabei ist Alles d'rauf gegangen, und dies Jahr wird er ausgetrieben, weil er nicht bezahlen kann."

„Daran ist doch immer der Rath der Bruyère unschuldig."

„O nein, sie irrt sich niemals, und wie sie die Kräuter kennt! denn eine Zeitlang haben die Kräutertränke, welche sie für den alten Jacob machte, ihm Erleichterung verschafft, aber zuletzt wurde das Uebel zu heftig."

„Ja," erwiderte die Robin, „aber es sind so viele Andere zu nennen, die sie geheilt hat."

„Nur gegen die Fieber richtet ihre Besprechung nichts aus."

„Die Fieber, sagt sie, kämen von den Sümpfen und Torfmooren."

„Ha, ha, die Fieber von den Sümpfen," platzte einer der Knechte heraus, indem er laut auflachte, „was für eine Dummheit!".

„Da sie es sagt," sprach die Robin, „glaube ich es; wenn sie für die eine Sache Zauberkräfte hat, so hat sie sie auch für die andere."

„Hm" — machte der Knecht verlegen, „möglich ist's!"

„Man braucht nur einmal d'rauf zu achten;" sagte die Robin, „wenn man etwas verloren hat, braucht man ihr nur zu sagen, wo es ungefähr geschehen sein mag; dann geht sie Knall und Fall mit ihren Calcutten fort und zwingt sie die Sache wiederzufinden, wie das mit der silbernen Tabaksdose des Verwalters geschehen ist."

„Ja, und mit dem kupfernen Pulverhorne des Flurschützen" *).

„Und die kleine Bruyère sollte nicht Zauberkräfte besitzen?"

„Alle Wetter!"

„Ohne in Anschlag zu bringen, daß sie, was das gute Herz anbetrifft, gar nicht ihres Gleichen hat."

„Das zeigte sich recht, als Bête-Puante, der Wilddieb, wie ein Wolf gehetzt wurde; da wachte sie über ihn und warnte ihn immer."

„Und das half auch, man sah, daß man ihn nicht fangen könnte, und hat ihn seitdem in Ruhe gelassen."

„Auch ein guter Mann, der Bête-Puante, man sagt ihm nach, daß, wenn er etwas schießt, es immer geschieht, um einem kranken armen Teufel, den ein Bischen gute Nahrung wiederherstellen würde, ein Stück gutes Wildpret oder ein frisches Fischgericht zu verschaffen."

„Das ist sehr gut möglich; die kleine Bruyère würde ihn nicht so lieb haben, wenn er nicht so ein guter Mann wäre."

„Man sieht sie seit einiger Zeit viel zusammen, sie hat den Wildschützen gewiß auch bezaubert, die Zauberin."

„Ja, ja, eine Zauberin muß sie sein, man braucht sie nur," sagte die arme, abschreckende Robin naiv, „neben mir anzusehen. Mit ihren kleinen Füßen, kleinen Beinen, kleinen Händen, ihrer ganzen kleinen Person fällt sie, wenn sie auch 16 Jahre alt ist, neben mir ganz weg; sie muß wol eine Zauberin sein."

„Wenn sie das nicht wäre, warum hätte sie, selbst als sie noch ganz klein war, vorgezogen, statt zwischen uns im Stall zu liegen, da oben bei ihren Hühnern zu nisten?"

„Das wurmt Dich, mein Junge, Du hättest auch gern mit ihr Dummheiten treiben wollen," sagte die Robin mit lärmendem Gelächter, indem sie ihrem Nachbar zur Rechten einen kräftigen Faustschlag in die Seite verabreichte. Dieser reichte nun, ihn weiter zu schicken, hinter der Robin herum und gab dem andern Knechte, welcher schlummerte, einen tüchtigen Rippenstoß, worauf der leztere, wie es das Spiel verlangte, sich damit revangirte, dem kleinen Kuhhirten einen tüchtigen Fußtritt zu geben. Das Kind, noch immer in Fieberschauer, versuchte zu lächeln und schickte den Fußtritt nicht weiter.

„Ja! Du Robin hättest es nicht gemacht, wie die kleine Bruyère. Du bist nicht so dumm, des Nachts aus dem Stalle zu gehen."

Und Simon umarmte das widerliche Geschöpf inbrünstig, indem er wiederholte:

„Du bist nicht so dumm, des Nachts aus dem Stall zu gehen!"

„Nein, sie ist so dumm nicht," setzte der Nachbar zur Linken hinzu, indem er die Robin seinerseits eben so vertraulich umarmte, ohne, wie es schien, im geringsten die Eifersucht Simon's zu erregen, während der kleine Kuhhirt bei den groben Scherzen, welchen er zuhören mußte, ganz unempfindlich blieb. Wir können uns nicht dazu verstehen, die ungezwungene Unterhaltung, zu welcher die schallenden Küsse, welche die Viehmagd von den beiden Knechten erhielt, das Signal gaben, weiter in's Einzelne zu verfolgen.

Was von der sauren Milch und dem Buchweizenmehl übrig geblieben war, wurde von dem kleinen Kuhhirten außerhalb des Stalles auf einen Trog gestellt und mit einem Eimer zugedeckt. Dies war Bruyère's Abendessen, deren langes Außenbleiben die Leute der Meierei ein wenig wunderte, aber nicht beunruhigte; denn was für Ursache einer Unruhe hätte man bei einer Zauberin?"

Nachdem die baufällige Thür des Stalles zugemacht war, legten sich die beiden Knechte, die Viehmagd und der kleine Kuhhirt durch einander auf der-

*) Wir sind zweimal Zeugen eines solchen Vorfalls gewesen; man gab uns die ganz annehmliche Erklärung, daß die Truthühner, wenn sie einen glänzenden Gegenstand erblicken, sich wegen seines Schimmers, und weil er für sie etwas Neues ist, um ihn versammeln und laut glucksen.

selben Streu schlafen, angezogen wie sie waren und sich an einander drängend, um sich zu erwärmen, wobei sich höchstens der Eine oder der Andere in eine schlechte Pferdedecke einhüllte; denn Betten, Betttücher und Bettdecken sind den Landleuten gemeiniglich unbekannte Dinge.

Was die unanständigen Auftritte anbetrifft, welche im Dunkel der langen Winternächte, die auf diese Weise in einer einsamen Meierei zugebracht werden, vorgehen mögen, oder in den schwülen Sommernächten, wenn zur Zeit der Aernte die Scheunen von Aerntearbeitern und Arbeiterinnen voll sind, wo dann Weiber, Männer, Mädchen, Kinder auf demselben Strohlager durch einander liegen — wer wird sich darüber wundern, oder vielmehr, wer darf sich darüber wundern?

Man denke sich diese vernachlässigten Geschöpfe, die mit nicht mehr Sorgfalt und unter keiner andern Aufsicht als die Thiere des Feldes auferzogen sind und nun ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts wie das Vieh, welches von der Arbeit oder von der Weide kommt, alle mit einander eingepfercht werden — mit welchem Rechte kann man von ihnen andere Sitten als die des Viehes erwarten? Mit welchem Rechte darf man von ihnen die Besiegung ihrer thierischen Triebe, die Scheu vor den Kindern und die Achtung vor sich selbst verlangen?

Wie viele von diesen Unglücklichen leben, sich selbst und den schrecklichen Ueberlieferungen dieser elenden und verdummten Existenz überlassen, von Allem ausgeschlossen, was den Geist ausbildet, das Herz reinigt und die Seele ausweitet, dahin, wie sie nun eben können, und also in dem Koth, in welchem man sie verfaulen läßt.

Aber, werden die Optimisten und die Satten sagen, welche die schlimmste Art von Egoisten sind, dieses zur Thierheit herabgesunkene Geschlecht läßt sich sein elendes Loos gefallen, ohne sich zu beklagen; häufig wälzt es sich sogar mit brutalem Genuß in seinem Koth; sehet nur diese Proletarier auf dem Lande, sie lassen sich an schlechter und äußerst ungesunder Nahrung genügen, während sie alle Tage auf dem Felde, im Garten und im Stall die gesundesten, saftigsten und ausgesuchtesten Nahrungsmittel ohne Neid durch ihre Hände gehen lassen! Wozu soll es nützen, bei diesen Unglücklichen Bedürfnisse und Gelüste hervorzurufen, die ihnen unbekannt sind? Sehet sie nur an, kaum haben sie sich gesättigt, so werfen sie sich Alle, Männer, Weiber und Kinder, auf dieselbe Streu. Was ist daran gelegen, was manchmal unter dem Dach dieser Hütten vorgehen mag! Die Nacht ist gefällig, ihr Dunkel verhüllt, was verhüllt werden soll. Dieses Geschlecht lebt so seit Jahrhunderten, es ist geduldig, es ist an die Knechtschaft gewöhnt, es fordert nichts, es läßt sich genügen, es arbeitet, es duldet still, nehmt doch nicht mehr seine Partei, als es das selbst thut! Diese Leute, so unglücklich Ihr sie nennt, lachen, singen und lieben auf ihre Weise, hofft also nicht, ein besonderes Mitleid mit ihrem Schicksal zu erregen.

Und wir antworten:

Gerade weil diese vernachlässigten Classen häufig kein Bewußtsein davon haben, wie roh, erniedrigend und verdummend das thierische Leben ist, welches sie zu führen gezwungen sind, fordern wir im Namen der Menschenwürde, der Bruderliebe für sie eine Erziehung, die ihnen ein Bewußtsein von diesem traurigen Dasein und einen Abscheu gegen dasselbe einzuflößen geeignet sei —

Eine Erziehung, die diese übervortheilten Classen, indem sie sie das Maß ihrer Kraft, ihre Pflichten, ihre Rechte kennen lehrt, in den Stand setzt, einen gesetzmäßigen Antheil an den Gütern, die ihren Werth großentheils ihrer Arbeit verdanken, an den Erzeugnissen des Bodens, mit deren Erzielung sie sich beschäftigen, zu fordern und zu erwerben — einen Antheil, welcher zu der körperlichen Anstrengung und der geistigen Thätigkeit des Arbeiters in einem billigen Verhältniß stehe.

Aber, werden die Optimisten und die Satten, welche ermüdet von den Vergnügungen des Winters, als vernünftige Leute den Frühling und Sommer zu ihren ländlichen Ausflügen wählen, weiter sagen: was schwatzt ihr uns von feuchten und ungesunden Höhlen, von menschenleeren und unbebauten Steppen, von verderblichen Sümpfen vor? Nehmt nur z. B. die Meierei von Grand-Genévrier, das ist doch in allem Ernste ein reizendes Plätzchen, Cabat oder Dupré würden ein allerliebstes Gemälde daraus machen.

Und freilich bedecken sich im Frühling die unbebauten Haiden mit rosenrothen Blümchen, am sumpfigen Rande der stehenden Gewässer entwickeln sich garbenweis die lanzettenförmigen Blätter der Iris mit goldgelben Blumen und die Schafte des hohen Schilfs mit brauner Federkrone; junges Moos bedeckt mit seinem Sammet und seinem smaragdgrünen Widerschein die Ziegel und das Stroh der halb eingestürzten Dächer; die Risse der baufälligen Gebäude verschwinden unter Mauerpflanzen, unter denen die geschmeidigen Ranken der Winde mit weißen und blauen Glöckchen sich hin und her schlängeln. Endlich sind die großen Eichen, welche die Meierei im Norden begrenzen, von üppigem Grün.

Wenn so der Optimist dieses Mauerwerk sich im stehenden Wasser der Sümpfe spiegeln sieht, mitten zwischen rosenrothem Haidekraut, blühender Iris und großen, grünen Bäumen, ruft er aus: Welches Landschaftsstück, welche Ruinenansicht, wie pitoresk! und zuckt mitleidig die Achseln, wenn man ihm von der schrecklichen Lage der Menschen erzählt, die an einem Orte zu leben verdammt sind, der, wie der Optimist die Sache ansieht, ein so allerliebstes Bild machen würde.

Nur würde der optimistische Liebhaber der Farbenwirkungen und der Landschaftsstücke, wenn er seinen Aufenthalt in dieser malerischen Gegend um einige Tage verlängerte, sehr bald gewahr werden, daß, wenn die Sonnenhitze die Massen feuchten Düngers, welche den Hof bedecken, in Gährung setzt, ein Geruch von ihnen ausgeht, der für die Bewohner, die ohnehin keine reine Luft einathmen, ein wahres Gift ist, während der Schlamm des Sumpfes, durch die Glut der Hundstage erwärmt, verderbliche Miasmen aushaucht, die nicht weniger gefährlich sind, als die dicken Nebel, mit denen er während des Herbstes und Winters bedeckt ist.

Man weiß nicht, oder man vergißt, daß, wenn, Dank dem unerschöpflichen Reichthum der Natur, diese ärmlichen Wohnungen, in denen die landbauende Bevölkerung Schutz sucht, während eines kleinen Theils des Jahres im Aeußeren mit einem bescheidenen und ländlichen Schmuck geziert sind, das Innere dieser Gebäude und die Lage Derer, welche sie bewohnen, zu jeder Zeit eines der traurigsten Gemälde darbieten, welche das Herz betrüben können.

Und wir behaupten, daß das Schicksal, die Gesundheit, das Leben von Tausenden von Geschöpfen Gottes nicht von dem guten oder bösen Willen, dem guten oder schlechten Herzen eines einzigen Menschen unter dem Vorwande, daß er in einem Lande einen Theil des Grundes und Bodens inne habe, abhängen sollte.

So ist z. B. Herr Duriveau oder nach ihm sein Sohn Eigenthümer von ein oder zwei Quadratmeilen Landes. Durch die Sorglosigkeit, Unwissenheit, die Selbstsucht oder Habsucht dieses Mannes, mit einem Worte durch seine Schuld, ist der Theil des Erdbodens, den er besitzt, welcher von zahlreichen Arbeiterfamilien bewohnt ist, der mörderischen Einwirkung der stehenden Gewässer preisgegeben, welche, hätte man sie abgeleitet und in Abzugsgräben nützlich verwendet, denselben Boden fruchtbar und ergiebig machen würden, dessen Unfruchtbarkeit sie jetzt bewirken, und welchen sie für Die, welche ihn mit so großer Mühe anbauen, zu einem tödtlichen Aufenthalte machen. Herr Duriveau, nicht zufrieden, diese Herde der Ansteckung fortbestehen zu lassen, zwingt seine Pächter, in den schrecklichen Wohnungen zu leben, die er ihnen aus Koth und Dachstroh, und zwar an den ungesundesten Stellen seines Grundbesitzes, aufbauet — finstern und feuchten Höhlen, in denen diese unglücklichen Proletarier von Fiebern und Lähmungen ergriffen werden, bis ein früher Tod sie decimirt *).

Gibt es eine Macht, ein Gesetz, welches diesen Menschen verhindern könnte, was fruchtbar sein sollte, unfruchtbar, was gesund sein sollte, mörderisch zu machen? Nein! Dieser Mensch verfügt nach Gefallen über einen Theil des Grund und Bodens von Frankreich.

Und doch — was für ein seltsamer Widerspruch! — sobald in der Stadt ein etwas altes und baufälliges Haus in eine 30 bis 40 Fuß breite Straße um einen Fuß vortritt, gleich ist die Gerechtigkeit in Aufruhr: ihr Herz blutet, sie fühlt sich empört, sie schreit laut auf und ruft im Namen der öffentlichen Wohlfahrt Zeter über den Eigenthümer. In Gutem oder Bösem wird er gezwungen, sein Haus abzutragen. Sah es vielleicht nicht hübsch aus? Behinderte es vielleicht ein wenig an einem gegebenen Orte den Verkehr? War die Sache nicht etwa schrecklich dringend? Entstand nicht ungeheure Gefahr, wenn es ferner bewohnt wurde? Oder handelte es sich um die Herstellung einer geraden Linie und Herstellung eines Trottoirs?

Auf diese Weise werden von Seiten des Wegeamts die vorgeblichen unverjährbaren Rechte des Grundbesitzes ohne Umstände mit Füßen getreten, und man zwingt diesen Mann, augenblicklich sein Haus niederzureißen, vielleicht sein von den Vätern ererbtes Haus, in dem er seine Mutter hat sterben sehen.

Diese Unterordnung des Privatinteresses unter das Interesse Aller geht sicherlich aus einem bewunderenswürdigen Princip hervor, welches in den Worten: öffentliche Wohlfahrt, zusammengefaßt ist; für alle Wohlgesinnten liegt in der umsichtigen, weiten und fruchtbaren Anwendung des Princips der Expropriation eine heilige gesellschaftliche Umwälzung — aber warum will man die Folgen dieses vortrefflichen Grundsatzes brüderlicher Gleichheit blos auf die Verschönerung der Städte beschränken? Warum bleibt die Gesellschaft, die auf das Eigenthum und den Individualismus einen so gründlichen und wohlberechtigten Angriff ausführt, wenn dieselben bei gewissen Gelegenheiten dem allgemeinen Wohl schädlich sind, bei Fragen, welche eine ganz andere Wichtigkeit haben, als die Geradelegung der Straßen, unthätig und rathlos, nämlich, wo es sich von der Fruchtbarmachung des Bodens, vom Reichthum des Landes und vor allen Dingen von dem Leben — ja geradezu von dem Leben des größten Theils seiner Kinder handelt?

Sollte nicht die Gesellschaft im Namen der beleidigten Menschheit, im Namen der beleidigten Gottheit — denn es ist eine Entweihung, so unwürdig zu behandeln, was Gott zur Freude und zum Genuß Aller geschaffen hat — sollte nicht die Gesellschaft dem großen Grundbesitzer eben so strenge wie Dem, dessen Haus in der Mitte der Straße einen unangenehmen, ausspringenden Winkel bildet, zurufen:

„Im Namen der öffentlichen Wohlfahrt! bewässere Deine Ländereien, baue menschliche Wohnungen und nicht ungesunde Höhlen für die arbeitsamen Menschen, denen der Boden, den Du besitzest, ganz allein seinen Anbau und seinen Werth verdankt, entreiße diese Unglücklichen, die doch immer Deine Brüder, Deine Mitmenschen sind, den Krankheiten, welche sie entkräften, welche sie tödten, und für die Du vor Gott und Menschen verantwortlich bist, weil es von Dir abhängt, die Ursache dieser Sterblichkeit zu entfernen! Wo nicht, so wird die Gesellschaft Dich expropriiren, wie sie es thut, wenn ein Grundbesitzer sich

---

*) Seltene, aber ehrenwerthe Ausnahmen beweisen, wie sehr die oben angeführten Thatsachen leider in der Regel sind. Der verstorbene Herr Vincent Gaillard hat zuerst in einem Theil der Sologne in großem Maßstabe die Bewaldung mit nordischen und schottischen Kiefern eingeführt: Diese Pflanzungen haben einen bis dahin unfruchtbaren und ungesunden Landstrich gesund und fruchtbar gemacht. Später hat Herr De Lergis, nicht zufrieden, die ausgebreitetste Wohlthätigkeit auszuüben, ungeheure Strecken urbar gemacht und denselben Gegend durch den edelmüthigen Antrieb, welchen er dem Ackerbau gegeben, bemerkenswerthe Dienste geleistet. Herr Menard, früherer Notar zu Bongenen, versuchte ebenfalls einsichtsvolle Verbesserungen der Lage der ackerbauenden Classe; er gründete sie auf die fruchtbaren und zukunftsvollen Ideen der Association und des Socialismus. Aber diese Beispiele, so ehrenwerth sie sein mögen, sind nur Ausnahmen, sie stützen sich auf keins von jenen großartigen Systemen, zu deren Ausführung die Initiative nur von einem gesellschaftlichen Zustande ergriffen werden kann, welcher auf vollkommen demokratischen Grundlagen beruht; denn nur ein solcher kann weder Repräsentanten der drei Elemente des Reichthums, der Arbeit, der Intelligenz, des Capitals, eine vollkommene und sichere Genugthuung verschaffen.

der Geradelegung einer Straße nicht unterziehen oder ein Haus, dessen drohender Einsturz die Sicherheit der Vorübergehenden gefährdet, nicht einem Neubau unterwerfen will."

„Vergebens," würde Herr Duriveau antworten, „ich habe nicht die nöthigen Geldmittel, um meine Grundstücke urbar zu machen oder zu bewässern und statt der Höhlen aus Koth und Stroh gesunde und bewohnbare Häuser zu bauen."

Müßte die Gesellschaft ihm nicht erwidern:

„Die Bewässerung eines Theiles des gemeinsamen Bodens, seine Verwerthung, seine Urbarmachung und außerdem die Gesundheit und das Leben von 50 Familien dürfen nicht den Schwankungen Deiner Casse, der Ungenügendheit Deiner Hülfsquellen oder der Härte Deines Herzens unterworfen sein. Bist Du zu arm, um so reich zu sein, so verkaufe Deine Grundstücke. Die Gesellschaft wird von dem Erwerber die Garantien fordern, die Du nicht bieten kannst. Gehen die Erwerber zu Grunde, so wird die Gesellschaft Käufer sein; der Grund und Boden zahlt immer und zuverlässig und mit reichen Zinsen den Vorschuß zurück, den man ihm macht, sobald man im Stande ist, auf seine Producte zu warten. Sobald die Gesellschaft einmal Eigenthümerin ist, wird sie bewässern, cultiviren, urbar machen, bauen im Interesse Aller und folglich auch in ihrem eigenen; denn sie wird die Arbeiter zur Association, zur Participation herbeiziehen."

Und dann wird die Gemeinschaft den egoistischen und unfruchtbaren Einzelbesitz ersetzt haben, und dann werden diese Steppen, die bis jetzt sumpfig, verödet und unfruchtbar waren, und in denen eine elende, kränkliche Bevölkerung lebte, sich in ein lachendes, fruchtbares und von glücklichen Menschen, die vermöge der Rechte, welche Arbeitsamkeit und Einsicht geben, die Güter genießen, welche Gott für Alle geschaffen hat, bevölkertes Land umwandeln.

Und Gott sei gedankt, so groß ist die Macht der Verhältnisse, daß diese Zeit herannaht! — Möchten die Männer, welche über die Menschen herrschen, den Gang der Sache so zu lenken wissen, daß die Emancipation der von der Gesellschaft übervortheilten Classen, wie es gar wohl möglich ist, ohne Erschütterung, ohne Gewaltsamkeit, ohne Opfer und mit Berücksichtigung aller Interessen, so verschiedenartig sie sein mögen, in's Werk gerichtet werde.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Dienstboten in der Meierei von Grand-Genévrier hatten die Thür des Stalles, in welchem sie



schliefen, so eben geschlossen, als Bruyère in den Hofraum trat.

Zehntes Kapitel.

Bruyère.



Bruyère hatte die Leute, welche sie aufsuchten, um sie zu consultiren, wie die Robin es vorausgesagt hatte, dicht bei der Meierei angetroffen, weil sie aber vorher ihre Geschäfte in der Meierei abmachen wollte, hatte sie ihre ländlichen Clienten gebeten, draußen einige Augenblicke auf sie zu warten.

Als Bruyère in den Hof der Meierei trat, bewahrte der dämmernde Himmel am Zenith von dunklem Blau, in welchem schon einige Sterne blinkten, im Westen noch den durchsichtigen Glanz, der als letzter Widerschein der untergegangenen Sonne den schönen Herbstabenden einen so schwermüthigen Reiz gibt. Auf diesem Hintergrund von blassem Purpur zeichnete sich Bruyère's Gestalt ab: von sehr kleinem Wuchs, aber vollkommen proportionirt, trug sie ein Bauernkleid mit Halbärmeln von grobem, weißlichem Wollenstoff mit breiten, braunen Streifen, von einem biegsamen Gürtel von Binsen, die so fein waren wie Seide — Bruyère hatte ihn mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit geflochten — zusammengehalten. Vermöge seiner Weite und der Dicke seines Gewebes hing das Gewand des jungen Mädchens, das bis an den Hals hinauf- und bis auf die Wade hinabreichte, in einfach anmuthigen Falten herab; seine Kürze bewirkte, daß es niemals vom Schlamm der Moräste beschmuzt wurde; die weiten Aermel, welche nur bis zum Ellbogen reichten, zeigten die runden und leicht gebräunten Arme des jungen Mädchens; ihre zierlichen Füße waren mit kleinen Holzschuhen aus Birkenholz bedeckt, das im Feuer geschwärzt war; das Wasser eines klaren Baches, an welchem Bruyère sich vor dem Schlafengehen zu waschen pflegte, hatte ihnen einen Glanz, als wären sie von Ebenholz, gegeben. Durch ihre Armuth genöthigt, mit bloßen Beinen zu gehen, hatte Bruyère sich mit der industriösen Geschicklichkeit der Wilden, ebenfalls aus Binsen, eine Art Halbstrümpfe gemacht, die vom Knie bis zum Fußgelenk reichten, welches durch den Holzschuh geschützt wurde. Nichts konnte lieblicher sein, als dieses biegsame und glänzende Gewebe, welches, indem es sich an den feingerundeten Umriß des allerliebsten Beinchens dicht anschloß, dasselbe zugleich vor der Röthe und dem Aufspringen der Haut schützte, welche durch die häufige Berührung mit dem Mist hervorgebracht zu werden pflegen.

Infolge einer eigenthümlichen Gewohnheit trug das junge Mädchen, trotz Kälte, Regen und Hundstagshitze, niemals irgend eine Kopfbedeckung, nur in der Blüthezeit des Haidekrauts steckte sie dann und wann einige von den biegsamen Zweigen desselben in ihr Haar, ohne Zweifel zur Verherrlichung des Namens, mit dem sie getauft worden war, als man sie ganz klein in den Steppen ausgesetzt und in einem Büschel rosenrothen Haidekrauts liegend gefunden hatte. — Seitdem war das Geheimniß, welches ihre Geburt verhüllte, immer noch nicht gelüftet worden. — Ihr kastanienbraunes, reiches Haar, von Natur wellig, war von einer so harmonischen Farbe, daß es mit dem leichten Schatten verschmolz, der vermöge seiner Dicke auf ihre Stirn fiel; einige Zweiglein rosenrothen Haidekrautes zitterten gerade diesen Abend auf ihrem Köpfchen; feine Augenbrauen, braun wie die ungewöhnlich langen und gekräuselten Wimpern, welche ihre Augenlider säumten, wölbten sich über Bruyère's Augen. Diese großen Augen waren von wunderlicher Farbe, meergrün: je nach dem Eindrucke des Augenblicks wurden sie bald hell und glänzend wie Aquamarin, bald zeigten sie ein klares, dunkles Grün, wie die Wellen des Meeres, das trotz seiner Tiefe immer durchsichtig ist. Diese ungewöhnliche und wechselnde Farbe gab dem Blicke Bruyère's, welcher außerdem schon außerordentlich nachdenkend und zuweilen auch äußerst beweglich und glänzend war, einen ganz ungewöhnlichen Ausdruck.

Die Züge des jungen Mädchens waren außerdem durch die feine Vollendung ihrer Formen merkwürdig; denn es herrschte in dem ganzen Aeußern dieses allerliebsten, kleinen Geschöpfes eine bewundernswürdige Uebereinstimmung. Ihre seltene Schönheit, welche durch ihren eigenthümlichen Anzug einen leichten Anflug des Fremdartigen bekam, ihre scheue Anmuth, ihre unglaubliche Geschicklichkeit für tausend kleine Arbeiten, welche sie selbst erfand, ihr Verstand, welcher nach verschiedenen Richtungen bewundernswürdig schnell und durchdringend war, der überraschende, man möchte beinahe sagen aus Liebe hervorgehende Gehorsam der Thiere, die ihr anvertraut waren, die beinahe unfehlbare Wahrsagekunst oder vielmehr Voraussicht, mit welcher sie in Bezug auf alle ländlichen Angelegenheiten begabt zu sein schien, alle diese unschuldigen Wunderlichkeiten ließen Bruyère in den Augen der naiven Bewohner dieses abgelegenen Landstrichs als ein gefeites Geschöpf erscheinen, d. h. als ein Geschöpf, welches dem Einflusse eines Looses unterworfen sei, das gleich bei seiner Geburt für dasselbe gezogen worden. Aber wenn solche vom Aberglauben angenommene Eigenthümlichkeiten gemeiniglich Furcht oder Entfremdung hervorrufen, so flößte Bruyère im Gegentheil Gefühle lebhafter Erkenntlichkeit oder aufrichtiger Zuneigung ein; denn der Einfluß, den man ihr zugestand, soweit er davon entfernt sein mochte, übernatürlich zu sein, äußerte sich immer nur durch Dienstleistungen; die arme, kleine Calcuttenhirtin fand in ihrer niedrigen Stellung Mittel, Vielen nützlich und gegen Alle gefällig zu sein.

Beim Eintritt in den Hof der Meierei war Bruyère von ihrer zahlreichen Heerde mit schwarzem, glänzendem Gefieder und rothem Kopf umgeben, welche weder vor ihr herlief, noch hinter ihr zurückblieb. Zwei gewaltige Truthähne, welche ihren Kamm und Kopf von glänzendem Purpur mit lebhaftem Blau gemischt stolz empor hielten, spreizten sich erschrecklich, indem sie, wie man zu sagen pflegt, das Rad schlugen, d. h. ihr Gefieder aufsträubten und ihren Schweif zu einem glänzenden Fächer von Ebenholz, der mit dunkelm Grün glasirt war, ausbreiteten. Beide verließen Bruyère nicht eine Minute, indem sie der Eine an ihrer Rechten, der Andere an ihrer Linken hinschritten; bald blickten sie sie mit ihren rothen Augen an, bald kollerten sie mit so triumphirender, so arroganter, so herausfordernder Stimme, daß sie Thieren und Menschen Trotz zu bieten schienen, ihrer Führerin gegen ihren Willen nahe zu kommen.

Beim Anblick dieser monströsen Vögel von drei Fuß Höhe und, wenn sie ihre Flügel ausspannten, fünf Fuß Breite, welche starke Flügelknochen, einen spitzigen Schnabel und scharfe Sporen hatten, konnte man allenfalls begreifen, daß Herr Beaucadet, trotz seiner Tapferkeit, etwas Mühe gehabt haben mochte, sich gegen so unerschrockene Angreifer mit der Säbelscheide zu vertheidigen.

Auf ein Zeichen der Bruyère machte alle dieses Geflügel, vor Freude gluckend, vor der Thür eines Hühnerhauses Halt, von dem das junge Mädchen nur den Schieber öffnete, um ihre Heerde zu zählen. Auf diese Weise gingen sie einzeln, nach der Größe, die jüngsten zuerst, alle ohne sich zu drängen, in bewundernswürdiger Ordnung vor ihr vorüber, während die beiden Truthähne vermöge ihres Alters und ihrer Ergebenheit gegen Bruyère einige Vorrechte genossen, ihre Genossen majestätisch vor sich vorbeidefiliren ließen und sogar mit einigen auf das allergerechteste ausgetheilten Correctionen mit dem Schnabel der Langsamkeit der Zögernden oder Herumschweifenden nachhalfen. Als die Heerde, mit Ausnahme dieser beiden wichtigen Personen, ihren nächtlichen Aufenthalt erreicht hatte, öffnete Bruyère die Thür des Stalles. Obgleich in diesem Augenblick eine tiefe Melancholie das Gesicht des jungen Mädchens durchzuckte, streifte doch ein zufriedenes Lächeln über ihre Lippen hin, als sie die wirklich bewundernswürdige Ordnung sahe, die drinnen herrschte. Das geflügelte Volk hatte sich nach der Größe symmetrisch aufgeschichtet; die kleinsten von der Heerde, welche zuerst hereingekommen waren, hatten sich nach der Gewohnheit, die ihnen Bruyère beigebracht hatte, auf die höchste von den drei hölzernen Stangen, welche zurücktretend überein-

ander angebracht waren, gesetzt. Die Beobachtungsgabe und der scharfe Verstand des jungen Mädchens hatten die unbegreifliche Erziehungsfähigkeit, welche alle Thiere besitzen, errathen, und so hatte sie denn mit Geduld und Sanftmuth in ihrer bescheidenen Sphäre Bewundernswürdiges ausgerichtet.

Im Giebel des Stalles und die Stangen beherrschend, war, wenn man so sagen darf, das Nest des jungen Mädchens.

Schon als sie noch ganz klein war, hatte Beuyère, vermöge einer Regung frühzeitigen Schamgefühls und derjenigen Selbstachtung, welche eine der hervorstechendsten Züge ihres Charakters wae, einen unbesiegbaren Widerwillen gezeigt, die gemeinschaftliche Streu zu theilen, auf welcher in dieser Meierei, wie in allen andern, Mädchen und unverheirathete Männer, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, in irgend einem Stalle durcheinander liegen. Bruyère hatte vom Pachter die Erlaubniß erhalten, sich über den Hühnerstangen und am Dachstuhl hängend, wie ein Schwalbennest, einen kleinen Zufluchtsort zu bauen, den sie dadurch erreichte, daß sie die Stufen der Hühnerstangen mit der Behendigkeit einer Katze erkletterte. Das Kind fand in dieser Art Nest, das mit Moos und trocknem Farrenkraut bedeckt war, die sie mit wohlriechenden Kräutern vermischt hatte, wenigstens ein gesundes Lager und die Abgeschlossenheit, welche sich für ihr Alter und Geschlecht ziemte. Bald hatte sie auch an ihrer Heerde wachsame Hüter; denn das komische Abenteuer Beauradet's war nicht das einzige in dieser Art gewesen. Als im Jahr vorher ein Knecht aus der Meierei in der Frechheit seiner brutalen Liebesgluth einmal des Nachts in Bruyèrens Zufluchtsort hatte eindringen wollen, hatte das gefiederte Volk ein solches Gegluckse angefangen und sich aus allen Winkeln des Hühnerhauses mit einer solchen Wuth auf den kühnen Liebenden gestürzt, daß dieser von dem Lärm aus der Fassung gebracht, und von dem unvorhergesehenen Angriff erschreckt, eilig die Flucht ergriffen hatte.

Nachdem Bruyère, was ihr jeden Abend oblag, erfüllt hatte, machte sie die Thür des Hühnerhauses zu, stellte einen kleinen, mit frischen Blättern bedeckten Korb, den sie in der Hand hielt, in eine Ecke und ging aus dem Hofe der Meierei, um den Leuten, welche sie um Rath fragen wollten, Gehör zu geben. Diese warteten außerhalb der Gebäude, auf dem Stamm eines umgestürzten Baumes sitzend, nicht weit von dem gewaltigen Wachholderbaum, der der Meierei ihren Namen gab.

Man wundere sich nicht, wenn man in der folgenden Unterredung die beschtidene Calcuttenhirtin eine Sprache wird sprechen hören, die eine gewisse Erziehung und eine seltene Erhebung des Geistes verräth und Kenntnisse durchscheinen läßt, die nicht nur mannigfaltig sind, sondern vor Allem auf die ländlichen Verhältnisse bewundernswürdig anwendbar.

Der durchdringendste Verstand, die glücklichsten Anlagen hätten einem Mädchen ihres Alters niemals das praktische Wissen geben können, welches nur aus der langen Gewohnheit ländlicher Arbeiten und dem hartnäckigen Studium der Gesetze und Erscheinungen der Natur hervorgehen konnte; denn die einsichtsvolle Beobachtung der Vergangenheit dient beinahe unfehlbar zum Voraussehen der Zukunft. Ohne Zweifel hatte Bruyère sich mit ungewöhnlichem Glücke den Unterricht und die Resultate einer fremden Erfahrung angeeignet.

Auf diese Weise erklärt sich, was in dem Wissen Bruyère's, in der Zuverlässigkeit ihrer Voraussagungen, in der naiven Weisheit ihrer Rathschläge wirklich Außerordentliches war. Was die einfachen und unwissenden Leute anbetrifft, deren Orakel Bruyère geworden war, so mußten sie in ihr freilich ein ziemlich übernatürliches, oder, wie sie sich ausdrückten, ein gefeites Wesen sehen.

Zwei Männer, der eine von reifem Alter, der andere ein Greis mit weißem Haar, eine noch junge Frau, die ein Kind von fünf bis sechs Jahren auf dem Schooße hatte, übrigens Alle elend gekleidet, dies waren die neuen Kunden Bruyère's.

„Was wünscht Ihr von mir, liebe Frau?“ fragte Bruyère mit liebevoller und sanfter Stimme die Frau, die ein Kind auf dem Schooße hielt.

Bei dieser Frage entfernten sich der Greis und der Mann von reifem Alter aus lobenswerthem Zartgefühl um einige Schritte von ihrer Gefährtin.

„Ach, mein Gott, liebe Tochter,“ antwortete die Frau traurig, „ich bin aus Saint-Aubin, man sagt im Thal, Ihr könntet die Krankheiten besprechen, und ich möchte Euch bei der Krankheit meines armen Kleinen darum bitten.“

Und sie zeigte ihr lumpenbedecktes Kind; es war blaß und von erschreckender Magerkeit, die geschwollenen Augen fielen ihm von unwiderstehlicher Schlafsucht zu.

Bruyère schüttelte traurig den Kopf.

„Ihr seid falsch berichtet, liebe Frau, ich kann keine Kinderkrankheiten besprechen.“

„Man hat mir doch gesagt, Ihr hättet im vorigen Frühling die Krankheit eines ganzen Schafstalles voll Lämmer besprochen, und beinahe alle sind wieder gesund geworden; thut doch für dieses arme, kranke Kind, was Ihr für die Lämmer gethan habt, liebe Tochter,“ bat die arme Frau naiv. „Ich will Euch erzählen, wie's gekommen ist. Seht, dieser Kleine war immer schwächlicher als die beiden ältern, aber am Ende machte er sich heraus. Nun war der Winter, wie Ihr wißt, sehr hart. Im Herbst hatte mein armer Mann das Fieber bekommen beim Ausreuten eines überschwemmten Waldstücks; das Fieber lähmte ihm Arm und Bein, aber er ist Taglöhner, er ging drauf los, wie es gerade gehen wollte. Aber unser Napf blieb meistens leer; ohne ein paar Scheffel gekeimte Kartoffeln, die ein guter Nachbar uns gegeben hat, wären wir ganz verhungert. Und dann kam im Februar der letzte große Sturm, der beinahe alles Stroh von unserm Dache herabriß. Mein armer Mann ging in die Waldung auf dieser Seite des Thales, um Ginster abzuschneiden, unser Dach ein Bischen auszubessern, und abgefallene Tannennadeln zu holen, um uns zu wärmen; aber die Wächter des Herrn Grafen verboten ihm, irgend Etwas einzusammeln. Gott, da regnete es bei uns herein wie unter freiem Himmel, und besonders des Nachts war's kalt, kalt wie Eis. Seit dieser Zeit ist mein armes Kind blaß geworden und hat einen Husten und ein Zittern bekommen und ist nun seitdem so hingeschwunden, wie Ihr sehet,“ sagte die Frau weinend. „Ach, liebe Tochter, Ihr seid meine einzige Hoffnung, Ihr könnt, was Ihr wollt, es ist ja nichts für Euch, ein paar Worte zu sagen. Seid doch so gut, das arme Kind von seinem Uebel zu befreien, wie Ihr die Lämmer davon befreit habt.“

Mehre Male während dieser traurigen und naiven Consultation war Bruyère auf dem Punkte gewesen, die arme Frau zu unterbrechen, aber es hatte ihr an Muth dazu gefehlt. Jetzt sagte sie, nachdem sie das Kind aufmerksam angesehen und seine beiden kleinen, blauen Hände in die ihrigen genommen hatte, seufzend zu der Mutter:

„Ja, seht Ihr, den Lämmern fehlte es weder an der Milch ihrer Mütter, um sie zu ernähren, noch an ihrer Wolle, um sie warm zu halten; ihr einziges Uebel bestand darin, daß sie Tag und Nacht in einen niedrigen Stall voll Mist ohne frische Luft eingeschlossen waren; davon mußten die Lämmer ersticken, und viele von ihnen starben. Ich sagte zum Pächter, Eure Frühlingslämmer müssen in die frische Luft, in's Grüne und in die Sonne, des Nachts muß der Stall offen stehen und kühl sein, daß die Lämmer reine Luft einathmen, an der Seite ihrer Mütter wird sie nicht frieren. Die jungen Hasen und Rehe im Walde werden groß und stark ohne andern Schutz gegen das Wetter, als den Körper ihrer Mütter, unter den sie sich verkriechen, und das Eichendickicht, in welchem sie geworfen sind. Aber die Kleinen des Armen,“ setzte Bruyère mit Thränen in den Augen hinzu, „haben es schlimmer als die Kleinen des Schafs im Stall oder der Rehkuh im Walde; ihre Mutter kann sie an ihrem erstarrten Busen nicht erwärmen, und wenn ihr die Milch ausgeht, so finden sie nicht ihre Nahrung im Felde oder im Gehölz. Euer Kind hat von der Kälte, vom Hunger gelitten, arme Mutter, ach! und dies Uebel kann ich nicht besprechen.“

„So muß er also sterben, liebe Tochter, wenn Ihr sein Uebel nicht besprechen könnt,“ sagte die Mutter schluchzend.

„Habt Ihr das Kind einem Arzt gezeigt?“

„Zu uns kommt kein Arzt, es ist zu weit, und dann, womit sollten wir ihn und die Arzneimittel bezahlen? Für uns arme Leute gibt's keine Aerzte.“

Bruyère sah das Kind mit schweigender Rührung an, der Gedanke that ihr weh, die arme Mutter ohne ein Wort der Hoffnung wieder fortzuschicken.

„Es bedürfte vielleicht so wenig, um das kleine Wesen zu retten,“ fing Bruyère mit nachdenkender Miene wieder an, „ein warmes Kleid, ein trocknes Bett und jeden Tag reine, warme Milch.“

„Guten Abend, kleine Bruyère!“ sagte plötzlich eine derbe Stimme vergnügt.

Das junge Mädchen erhob den Kopf und sah die freudestrahlende Gestalt eines großen, magern und sonnenverbrannten Mannes mit großem, runden Solognerhut, weißer Blouse und eben solchen Kamaschen zu ihr treten.

„Möge der liebe Gott Euch behüten,“ setzte er hinzu, indem er sich der Bruyère näherte, „möge er Euch lange erhalten zum Besten der armen Menschenkinder; denn es ist mir, als müßtet Ihr ein Bischen verwandt sein mit dem lieben Gott; wenn Ihr es wollt, kann kein Unglück aufkommen.“

„Was gibt es Neues, Herr Chouart?“ fragte Bruyère.

„Was es Neues gibt? Heute Abend — meine Aernte ist eingefahren, mein Weizen gedroschen, ich rechnete auf 100 Scheffel Korn, das war schon vortrefflich, nun habe ich 122, das ist Eure Zauberkraft und —“

Bruyère, einen Augenblick nachdenklich, unterbrach den Mann mit dem großen Hute lebhaft.

„Ihr seid zufrieden mit Eurer Aernte, Herr Chouart?“

„Ob ich zufrieden bin? Bei jedem Scheffel mehr, den ich maß, sagte ich leise: Danke, kleine Bruyère — danke kleine Bruyère — nicht anders, als wenn ich zum lieben Gott betete —“

Bruyère unterbrach ihn noch einmal.

„Wenn Ihr zufrieden seid, Herr Chouart, so müßt Ihr mich auch zufrieden machen.“

„Drum kam ich eben — man sagt, Ihr nehmt niemals Geld, wenn Ihr besprochen habt. Ich —“

Neue Unterbrechung Bruyère's. Indem sie dem Mann mit dem großen Hute die arme Frau wies, deren bittender Blick zu dem jungen Mädchen zu sagen schien: Ihr, die Ihr soviel vermögt, solltet auch mein Kind retten, fing sie wieder an:

„Da ist eine würdige Frau aus dem Thale, ihr kleines Kind ist sehr krank, es würde gewiß gerettet werden, wenn es ein kleines, warmes Bett hätte, eine gute Kleidung und ein oder zwei Monate lang jeden Tag etwas Milch. O, ich bitte Euch, Herr Chouart, gebt der Mutter einen Arm voll Wolle von der letzten Schafschur in einem halben Leinensack, damit ist für die Matratze gesorgt; Eure Haushälterin wird wol im Schranke einen Barchentrock finden, aus dem man für das Kind zwei machen kann, das reicht für die Kleidung aus. Jeden Tag setzt Ihr dann wol einen Topf Milch für das arme Kind bei Seite, die Mutter wird ihn in Eurem Hause abholen. Thut das, Herr Chouart,“ setzte Bruyère mit sanfter und durchdringender Stimme hinzu — „thut das, und ich will's Euch danken —“

„O gewiß werde ich das für die arme Frau thun,“ rief der Mann mit dem großen Hut, „und ich werde es gern thun — aber für Euch, kleine Bruyère, — für Euch?“

„Eines Tages werde ich Euch sagen lassen, was ich wünsche — durch eine andere arme Frau,“ sagte Bruyère mit schwermüthigem Lächeln.

„Ah! ich verstehe,“ sagte Chouart mit feiner Miene, „Ihr — immer für die Andern — ach, man hat wol Recht, kleine Bruyère, es hat mit Euch eine ganz besondere Bewandniß.“

„O, liebe Tochter,“ sagte die Mutter, indem sie die Hände Bruyère's ergriff, welche sie zweimal mit Erkenntlichkeit küßte, „wie thut man wohl, sich an Euch zu wenden, mein Kind ist halb gerettet. Aber,“ setzte sie schüchtern und zögernd hinzu, „das ist noch nicht Alles; wenn Ihr nur ein paar Worte gegen seine Krankheit sagen wolltet, so würde es ganz gerettet sein.“

Bruyère glaubte nicht ohne Einsicht, daß ihre Rathschläge doppelte Autorität bekommen und noch sorgfältiger befolgt werden würden, wenn sie mit etwas Geheimnißvollem begleitet wären; darum nahm sie, indem sie der Bitte der Mutter Folge zu leisten schien, langsam einen von den Haideschößlingen, welche ihr braunes Haar schmückten, näherte ihn ihren Rosenlippen, die einige geheimnißvolle Worte zu murmeln schienen, und reichte ihn alsdann mit feierlicher Miene, die mit ihrem kleinen Wuchse und ihrer kindlichen Gestalt in wunderlichem Contraste stand, der armen Frau mit den Worten: „Nehmt diesen Haideschößling.“



„Danke, liebe Tochter,“ sagte die arme Frau, indem sie den leichten Zweig mit einer Art achtungsvoller Vorsicht entgegen nahm.

„Sobald Ihr die Matratze habt, die Herr Chouart Euch für Euer Kind geben wird,“ fuhr das junge Mädchen fort, „so schneidet diesen kleinen Zweig in sieben Stücke, weder mehr noch weniger, es kommt darauf an.“

„In sieben Stücke,“ wiederholte die Frau, indem sie dem jungen Mädchen mit tiefer Sammlung zuhörte.

„Aber um ihn zu zerschneiden, müßt Ihr bis Sonnenuntergang warten,“ setzte Bruyère mit dem Zeigefinger an den Lippen hinzu, um damit ihrer Vorschrift noch mehr Gewicht zu geben. —

„Ich will ganz gewiß bis zum Sonnenuntergang warten,“ erwiderte die Mutter.

„Alsdann,“ fuhr die Zauberin fort, „legt Ihr die sieben Stücke in die Wolle der Matratze und nähet sie wieder zu.“

„Und an welche Stelle der Matratze muß ich sie legen, liebe Tochter?“

„Drei Stücke an das eine Ende und vier an das andere.“

„Drei Stücke an das eine Ende und vier an das andere,“ wiederholte die Frau immer mit derselben respektvollen Aufmerksamkeit.

„Nur müßt Ihr auf die Seite, wo die vier Stücke sind, etwas mehr Wolle nehmen und auf diese Seite gehört der Kopf des Kindes.“

„Ich werde es nicht vergessen, liebe Tochter.“

„Aber merkt wohl auf,“ setzte Bruyère mit wichtiger Miene hinzu, „damit die Stücke ihre Kraft behalten, müßt Ihr die Matratze alle vierzehn Tage auftrennen und bei Sonnenaufgang die Leinwand recht auswaschen.“

„Gut, liebe Tochter.“

„Und dann müßt Ihr die Wolle sieben Stunden lang in freie Luft legen.“

„Alle vierzehn Tage sieben Stunden — schön, ich werde es nicht daran fehlen lassen.“

„Und nach vier Wochen kommt Ihr wieder einmal zu mir,“ setzte Bruyère majestätisch hinzu.

„O, ich werde kommen — ich werde kommen, und das wird sein, um Euch zu sagen, daß mein Kind gerettet ist,“ antwortete die Frau, ihren Sohn mit freudiger Hoffnung an ihren Busen drückend.

Diese halbkabbalistische Unterredung schien Herrn Chouart mit tiefer Verwunderung zu erfüllen, welcher eine unschuldige Eifersucht beigemengt war; denn die vortrefflichen Rathschläge, welche er von Bruyère erhalten hatte, waren nicht mit diesen schönen magischen Formeln umgeben gewesen; er war ohne Zweifel eben im Begriff, der kleinen Zauberin darüber sein Bedauern auszudrücken, als die beiden andern Kunden, der Greis und der Mann im reifen Alter, ihrerseits herantraten.

Elftes Kapitel.

Rathschläge.



Der älteste der beiden neuen Hülfesuchenden sah traurig aus, auch sein Sohn, ein Mann von ungefähr 40 Jahren, hatte ein sehr sorgenvolles Ansehen. Die arme Frau ließ sie beide mit Bruyère allein, indem sie sich eine Strecke von ihr entfernte, eben so wie Herr Chouart, der glückliche Pächter, welcher dem guten Rathe des jungen Mädchens eine so schöne Aernte verdankte.

„Was wünscht Ihr von mir, Vater?“ fragte diese den alten Mann mit sanfter, liebevoller Stimme.

„Liebe, kleine Heilige,“ rief der Greis, indem er durch diese Anrede der Hochachtung und dem Vertrauen, welche ihm Bruyèrens Ruf einflößte, Worte zu geben suchte. „Liebe, kleine Heilige, ich komme mit der Bitte, daß Ihr unseren Acker auf der anderen Seite des Thales entzaubern möget. Es ist wirklich am Ende nicht mehr auszuhalten. Seit 10 Jahren, wo ich ihn von einem Onkel erbte, vermindert sich die Ernte auf erbärmliche Weise, man möchte behaupten, daß es jährlich schlimmer damit wird, und die letzten Jahre waren schon sehr schlecht; das vergangene und das heurige sind es noch mehr. Wie viel glaubt Ihr, daß ich auf 20 Morgen geärntet habe? Kaum 50 Sester. Was für eine Aernte! Kleine Aehren, und so dünn und kränklich stand das Korn, ich habe kaum meine Aussaat wieder heraus bekommen. Verflucht seist Du, undankbarer Boden,“ rief der Greis, indem er verzweiflungsvoll auf die Erde stampfte.

„O der Vater hat ganz Recht,“ versetzte der Jüngere, „verflucht sei der Boden, der gegen den armen Arbeiter so undankbar ist — verflucht sei der geizige und störrige Boden.“

Als Bruyère diese Verwünschungen gegen den bösen Willen des Erdbodens hörte, nahm ihr reizendes Gesicht plötzlich einen Ausdruck der Verletzung und der Betrübniß an, als wenn sie Jemanden, der ihr lieb und theuer wäre, hätte ungerecht schmähen hören. Sie wandte sich zu dem Alten und sagte ihm in dem Tone sanften Vorwurfs und mit einer gewissen Aufregung, welche ihrer Schönheit einen Anflug von Erhabenheit gab:



„O achtet, liebt, segnet doch Gottes Erde, die freigebige, unermüdliche Mutter, gibt sie nicht für ein Korn 10 Aehren und für eine Hand voll Eicheln einen Eichenwald? Ihr Schoos ist immer offen und bereit Alles aufzunehmen und fruchtbar aufkeimen zu lassen, Alles, von dem Samen an, den der Wind säet, vom Fruchtkorne an, das aus dem Schnabel des Vogels fällt, bis zu der Aussaat, die Ihr in Eure Furchen streuet. O nein — nein — niemals ist die Erde undankbar; wenn sie am Ende karg wird und sich erschöpft, die arme Allernährerin, so ist es nur, weil sie als verschwenderische Mutter beständig über ihre Kräfte gegeben hat, weil man unaufhörlich und ohne Ruhe und Erholung von ihr gefordert hat. O Erde, heilige, gebenedeiete Erde, wann wirst Du nach Gottes Gesetz Dich überall und ohne Mühe mit Holzungen, Aernten und Blumen bedecken? Wann wirst Du alle Deine arbeitsamen Kinder in Ueberfluß und Freude leben sehen?“

Es ist unmöglich, die Stellung, den Ausdruck, mit dem Bruyère diese Worte aussprach, mit Worten auszudrücken; ihre großen, meergrünen Augen glänzten zum Himmel erhoben eben so lebhaft wie die Sterne, die am Himmel zu funkeln anfingen. Das letzte Rosenlicht der Abenddämmerung warf auf das entzückende Gesicht des jungen Mädchens, das von Glaube und Hoffnung auf die väterliche Güte des Schöpfers strahlte, einen geheimnißvollen Wiederschein.

Die Frau und ihr Kind, der Greis und sein Sohn und auch der andere Pächter hörten Bruyère schweigend zu und sahen sie mit ehrfurchtsvoller Bewunderung an. Für diese einfachen, unwissenden Leute war diese ein wenig poetische Sprache eine Art magischer Beschwörung, welche den Nimbus, mit welchem das junge Mädchen umgeben war, noch vermehrte. Bruyère fühlte, nachdem sie dem unwillkürlichen Impuls einen Augenblick nachgegeben hatte, daß es nöthig sei, Thaten an die Stelle der Worte zu setzen, und wandte sich, nach einem Augenblick Stillschweigens, wie folgt an den Greis:

„Nein, nein, ich sage Euch, Vater, die Erde versagt ihre Gaben niemals, es sei denn, daß sie zu lange oder zu viel gegeben habe.“

„Zuviel gegeben?“ rief der Greis mit Bitterkeit und Zorn — „zuviel gegeben? die Geizige! was habe ich denn seit 10 Jahren von ihr gefordert? Es mochte ein gutes oder schlechtes Jahr sein, nichts als eine Weizenärnte. Ist sie verschwenderisch gewesen, so ist dies kaum das erste Mal gewesen, späterhin ist sie von Jahr zu Jahr geiziger geworden. Vielleicht aber wird das Uebel sich noch wieder in Glück verwandeln, wenn Ihr ein Paar Worte über sie aussprechen wollt; denn Ihr seid meine einzige Hoffnung.“

„Hört, Vater,“ fängt Bruyère sanft wieder an, „was bedürft Ihr nach einem Tage rastloser Arbeit, um Eure erschöpften Kräfte wieder herzustellen? Nahrung und Ruhe, nicht wahr?“

„Das ist wol das Wenigste, liebe, kleine Heilige.“

„Es ist wol das Wenigste und Das, worauf man gerechten Anspruch hat; aber diese arme Erde, Vater, die Ihr scheltet, habt Ihr ihr auch nach jeder Aernte die gebührende Nahrung an Dünger und eine Brachzeit zum Ausruhen zukommen lassen?“

„Dünger ein wenig, Brachzeit — niemals, das fehlte noch,“ rief der Alte, „so wenig sie auch gibt, die Elende, so gibt sie doch, das Wenige ist doch besser wie nichts.“

„Ja, Vater, wenig ist besser wie nichts; würde aber Viel nicht besser sein als wenig? Und die großmüthige Mutter würde Euch viel geben, wenn sie genug Nahrung und Ruhe hätte, und völlige Ruhe ist nicht einmal nöthig; denn der liebe Gott ist so gütig, daß er es so eingerichtet hat, daß für die Erde wechselnder Anbau so gut wie Ruhe ist.“

„Wie das? liebe, kleine Heilige,“ sagte der Greis mehr und mehr erstaunend.

„Seit 10 Jahren gebt Ihr dieser armen Erde nur ein ganz wenig Nahrung und verlangt von ihr Korn und immer Korn und wieder Korn, was wundert Ihr Euch, Vater, daß am Ende die Ernährerin davon leidet, sich erschöpft und nichts mehr hervorbringen kann?“

Der Alte und sein Sohn sahen einander unschlüssig und betroffen an, sie gehörten zu diesen Arbeitern, welche die Gewohnheiten einer unwissenden Rou-

tine blind befolgen, selten und wenig düngen und von der auf verständige Weise abwechselnden Feldwirthschaft, die einen so mächtigen Einfluß auf die Produktion ausübt, keine Vorstellung haben.

„Statt das Land zu erschöpfen, indem wir immer Dasselbe von ihm verlangen," fuhr Bruyère fort, „befolge meinen Rath, und bald werdet Ihr Eure Scheune und Euren Geldbeutel sich anfüllen sehen."

„Ach, liebe, kleine Heilige, bewirkt das, Ihr könnt ja Alles."

„Ihr habt 40 Morgen Landes, nicht wahr? Darunter gibt es doch wol gutes, weniger gutes und schlechtes."

„Ich habe 8 Morgen, die, so wenig sie auch geben, doch allein so viel geben, wie die 32 übrigen," antwortete der Greis.

„Nun wohl, wenn Ihr diesen 8 Morgen alle die Nahrung, so mager sie sein mag, gebet, welche Ihr den 40 gebet" —

„O dann wären sie gedüngt wie Marschland."

„Und dann, lieber Mann, würden in einem Jahre diese 8 Morgen, indem sie Euch viel weniger kosteten und viel geringere Mühe machten, viel mehr bringen, als Eure 40 Morgen zu dieser Stunde bringen, besonders wenn Ihr, nachdem Ihr das eine Jahr Weizen von ihnen gefordert hättet, das folgende Kartoffeln fordert, dann ein Jahr Roggen, dann Klee und dann erst wieder Weizen, und so immer abwechselnd von der einen Art der Erbauung zur andern überginget; denn seht, Vater, was die arme Ernährerin erschöpft, ist nicht, immer hervorzubringen — sie verlangt nichts Anderes, sondern was sie erschöpft, ist, immer Dasselbe hervorzubringen; man beutet auf diese Weise nur Eine von ihren Anlagen aus und sie hat deren tausend. Glaubt mir also, Eure Scheune wird bei 8 wohl bebauten Morgen wohl gefüllt sein, während sie bei 40 schlecht bebauten beinahe leer ist."

„Und meine andern 32 Morgen," sagte der Greis mit nachdenklicher Miene.

„Die weniger schlechten besäet mit Esparsette, Ihr könnt darauf einiges Vieh halten, das Vieh wird Euch Dünger geben und ohne Dünger kein Korn."

„Und das schlechteste Land —"

„Besäet es mit Kiefern; dieser Baum ist für unsere arme Sologne der Baum Gottes: sein Holz dient Häuser zu bauen; seine Nadeln wärmen den Ofen; seine Zapfen brennen auf dem Heerd; sein Saft gibt Harz; das schlechteste Land ist gut genug für ihn, er wächst, ohne daß man Sorgfalt und Mühe darauf zu verwenden braucht, und nach 10 Jahren wirft er wegen der nothwendigen Lichtung schon Zinsen ab."

Diese so einfachen wie weisen Rathschläge, gegründet, wie sie waren, auf das Studium und die praktische Erforschung der verschiedenen Anlagen des Bodens, waren zu klar, zu logisch und vor Allem zu praktisch, um nicht auf den Greis einen lebhaften Eindruck zu machen, aber die Gewohnheit, dieser böse Dämon der Landleute, leistete dem richtigen Gefühle des Alten, welches ihm Bruyèrens Rathschlägen zu folgen rieth, heftigen Widerstand. Diese errieth die Ursache seines Zauderns, rief Herrn Chouart herbei und sagte zu ihm: „Herr Chouart, was für einen Rath habe ich Euch denn im vorigen Jahre gegeben?"

„Ah! theuerstes Mädchen," rief der Pächter, „einen zauberhaften Rath, das ist der richtige Ausdruck. Ich bauete viel Land mit großen Kosten und schlecht an, Ihr sagtet mir, bauet wenig an, aber gut. Dieses Jahr habe ich zweimal weniger Kosten gehabt und viermal mehr geärntet. Aber, was die Hauptsache ist, ich hatte wenig Dünger — und der Dünger ist, wie Ihr sagt, das Brot der Erde — ich hatte also wenig Dünger und konnte auch keinen kaufen; denn das hätte mich vielleicht 70 Franken für den Morgen gekostet — was sagtet Ihr mir da mit Eurer kleinen niedlichen Stimme? Herr Chouart, sagtet Ihr, Ihr müßt im August Buchweizen säen, der blühet dann im October, und dann müßt Ihr ihn, Blüthen, Stengel, Blätter und Alles unterpflügen, das ist der beste und wohlfeilste Dünger, den es gibt; wenn Ihr dann hinterher in den so ernährten Boden säet, so sollt Ihr sehen, was es für eine Aernte gibt. Ich habe Euch Folge geleistet, ich habe meinen Buchweizen in der Blüthe untergepflügt, das hat mich beinahe nichts gekostet, ich habe darauf meine Aussaat gemacht und im Frühling trieb mein Weizen dicht und stark wie eine Wiese; nun habe ich ihn eingefahren und gedroschen und habe mehr als 10 Sester auf den Morgen; ich sage Euch, es ist ärger als in Beauce."

„Zehn Sester auf den Morgen!" rief der Greis mit einer Mischung von Zweifel und Verwunderung.

In diesem Augenblick bemerkte Bruyère den kleinen Kuhhirten, welcher aus der Meierei tretend auf sie zulief.

„Der alte Jacob ruft nach Euch, daß es ein Jammer ist," sagte das Kind zu dem jungen Mädchen; „wir können im Stalle nicht schlafen, so sehr ächzet er."

„Lauf zu und sag' ihm, daß ich komme," antwortete Bruyère, deren Gesicht plötzlich traurig wurde; darauf wandte sie sich zu dem Greise und sagte:

„Herr Chouart, Vater, wird Euch sagen, was er gethan hat, sein guter Erfolg wird Euch Muth machen; folgt meinen Rathschlägen, Ihr werdet Euch dabei wohlbefinden und nicht wieder von mir verlangen, daß ich gegen die ernährende Erde sprechen soll. Aber ich will Euch Zauberworte sagen, die Euern erschöpften Boden in fruchtbares Land umwandeln können. Diese Worte sind folgende, behaltet sie wohl:

„Bauet wenig an, aber gut.

„Jedes neue Jahr eine neue Benutzung des Bodens.

„Viel Dünger gibt fruchtbares Land.

„Wiesen angelegt — Wiesen angelegt.

„Ohne Wiesen kein Vieh.

„Ohne Vieh kein Dünger.

„Ohne Dünger kein Korn.

„Setzt diese Vorschriften in Anwendung, Vater," fügte Bruyère sanft und ernst hinzu, „und Ihr werdet Gottes Erde nicht mehr fluchen, sondern sie segnen."

Als Bruyère diese Worte gesagt hatte, küßte sie das kleine Kind, welches auf dem Arme seiner Mutter eingeschlafen war, drückte mit ihren kleinen Händchen herzlich die harte Hand des Herrn Chouart, und nahm von dem Greise mit einer anmuthigen und ehrfurchtsvollen Bewegung Abschied; darauf erreichte sie rasch die Meierei und verschwand leicht und lieblich wie eine Fee.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sommerabend.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Der Rechtsgelehrte gestand, indem man der Ruine zuging, daß er auf den gerühmten Sinn für landschaftliche Schönheit seinerseits ganz verzichte und deshalb stets auf die Rolle des stummen Zuhörers beschränkt bleibe, wenn die Unterhalt in diesen Kanal sich ergieße. „Mir dominiert," sagte er, „der Mensch so sehr die ihn umgebende und zu seinem Dienste erschaffene Natur, daß es mir unmöglich ist, dieser für sich ein eigenthümliches Interesse abzugewinnen. So geht es mir denn auch mit dieser gerühmten Seeaussicht. Ich muß ihre Siege dahin gestellt sein lassen, da mich, so oft ich ihrer ansichtig werde, ganz andere, dem Schicksal der umwohnenden Menschen zugewandte Gedanken beschäftigen. Jedermann weiß, daß dieser See mit seinen Ufern an die verschiedensten Staaten vertheilt ist, die ihn alle mit irgend einem Zipfel ihres Territoriums berühren. Indem Ihr nun, dem reizenden Eindruck der Naturschönheit nachhängend, Euch darauf erpicht, die gesammte Gegend als ein harmonisches Ganze anzusehen, so schlagt Ihr Euch gerade Das aus dem Sinn, was dem meinigen am nächsten liegt — das Gefühl der außerordentlichen Contraste in religiösen und politischen Zuständen, welche an diesem See sich berühren. Alle christlichen Confessionen mit allen ihren Schattirungen finden sich hier auf dem engsten Raume zusammengedrängt, und alle europäischen Regierungsformen, die türkische ausgenommen, sitzen hier so enge neben einander, daß jede der andern in die Karten sehen kann. Völlig entgegengesetzte Weltanschauungen, die einander gar nicht verstehen oder, wenn sie sich verstehen, zu einem Kampf auf Tod und Leben sich rüsten müssen, herrschen hier, kaum durch eine Stunde Wegs getrennt. Ich brauche diese Gedanken bei Euch nur anzudeuten, um Euch fühlbar zu machen, wie ein Menschenkind von meiner Gesinnung, dem die socialen Interessen den Mittelpunkt seiner Gedanken und Bestrebungen ausmachen, von Euerm Einheitsgenuß, wie Ihr ihn an jener Stelle mit vollen Zügen zu schlürfen das Glück habt, nun ganz und gar nichts empfinden kann. Im Gegentheil packt mich nie derber als an jener Stelle der zermalmende Ingrimm über die heillose Zerrissenheit des deutschen Volkslebens. Und doch will ich nicht leugnen, daß seit einiger Zeit auch mir dort ein reizender Traum wiederkehrender Einheit den Unmuth zu ersticken und den zweifelnden Verstand zu umnebeln anfängt, ein Traum, der, wie Ihr wol wisset, mit der kirchlichen Bewegung unserer Tage zusammenhängt."

Der Eintritt in die Wirthschaftsräume brachte dem Arzte eine neue Ueberraschung. Nach der Lage derselben mußte man denken, es sei hier das Nützliche durchaus dem Schönen vorgezogen worden, da die Fronte der Ruine nach dem See zu gänzlich unbenutzt geblieben, vielmehr das Lokal in den hintern Theil der Trümmer verlegt war, wo man dem an der Vorderseite sehr stark hinstreichenden Luftzuge zu entgehen gehofft hatte. Betrat man nun aber das Hauptzimmer des dort hineingeflickten modernen Gebäudes, so fand man alsbald, daß dasselbe in einen breiten Balkon auslief, von welchem sich eine ganz neue Aussicht höchst unerwartet darbot. Während nämlich der See hier dem Blick bis auf eine kleine Bucht ganz verdeckt blieb, so bestrich das Auge weit hinauf das in wilde Felsen eingerissene Thal eines Bergflüßchens, das dem See zueilte. Nach dem überreichen Lebensbilde der großen Seelandschaft konnte nichts anmuthiger überraschen, als der Blick in diese tiefstille, dunkelgrüne, nur durch das eintönige Geräusch des über Felsgeröll dahinstürzenden Wassers belebte Einsamkeit. Eben jetzt legte sich der Nachmittagssonnenschein mit seiner vollen Gluth in den Busen dieses Thals, in dessen heimlichste Klüfte und Ritzen er sich hineinstehlen zu wollen schien. Kein Lüftchen bewegte die golddtriefenden Bäume; so sauber gebürstet lagen die schwellenden Matten da, als sei längst keine Heerde mehr darübergezogen; die wenigen Hütten zeigten keine Spur von ihren etwaigen Bewohnern. Nur die Elementargeister schienen hier zu leben und leise plaudernd eine Wohnstatt für den ewigen Frieden einzurichten.

Eine einzige Menschengestalt bot sich an dem von der Ruine niederstreichenden Berghange den Blicken dar. Es war ein Mönch, der aus dem Thal herauf kam und den Weg nach den Ruinen zu einschlug. War es der Eindruck der Aussicht, oder war es die letzte Rede des Rechtsgelehrten, was die Freunde still und nachdenklich machte — sie saßen in der That eine Weile schweigsam auf dem Balkon und ließen nur dem vom Professor empfohlenen Tyrolerwein sein Recht angedeihen. So traf sie, als er gleichfalls auf den Balkon trat, der Mönch, in welchem der Professor den gegenwärtig in dem Klausnerhause am See stationirten Bruder erkannte. Derselbe zog sich in eine Ecke zurück und langte sein Brevier heraus, das er jedoch bald bei Seite legte, als in der Person eines alten schnurrbärtigen Gesellen, dessen Haltung an den ehemaligen Soldaten erinnerte, ihm ein willkommener Gesellschafter erschien. Der Letztere schien auch sonst Anziehungskraft zu besitzen; denn bald füllte sich der Tisch, woran der Mönch Platz genommen hatte, mit andern Leuten aus dem Volk, die sammt und sonders dem militairischen Graubart wohl geneigt schienen. Da unter den Ankömmlingen der Eine und der Andere war, welche an sich selbst oder ihren Angehörigen die Kunst des gefälligen Arztes erprobt hatten, so sah sich dieser allerseits mit Ehrerbietung begrüßt, und es stellte sich zwischen den beiden Tischen ein Verhältniß der Aufmerksamkeit in der Weise her, daß es den Freunden unbedingt gestattet war, sich in die Unterhaltung der Neuangekommenen zu mischen, während diese keinerlei Anspruch darauf machten, jene irgendwie zu beschränken oder zu belästigen. Jene Unterhaltung verfehlte denn auch nicht, mehrfach die Aufmerksamkeit des Arztes und seiner Begleiter auf sich zu ziehen, wobei sie denn manchmal von dem ihnen eingeräumten Vorrecht auf zarte Weise Gebrauch machten.

Uebrigens waren sie wenigstens gleich zu Anfang froh, daß ihnen auch eine blos passive Aufmerksam-

keit verstattet war. Denn sie wären in dem Examen schlecht bestanden, welches der Graubart der Reihe nach mit allen seinen Tischgenossen darüber anstellte, ob sie heute in der Kirche gewesen seien? Wer ihm die Frage bejahen konnte, den empfahl er dem Mönch in seine Fürbitte aufzunehmen; wer sie ihm dagegen verneinen mußte, für den bat er den Mönch um eine Strafpredigt, der dazu jedesmal gutmüthig lächelte. Nachdem er die Reihe herumgefragt hatte, sagte er, daß er selbst die stärkste Strafpredigt verdiene, da er schon seit undenklicher Zeit nicht mehr in der Kirche gewesen sei. Als der Mönch hierauf eben nur wieder mit einem Lächeln antwortete, so bat er ihn, die Predigt ihm selbst zu überlassen, damit man doch sähe, wie gut er eigentlich gesinnt sei, und wie wenig man von ihm sagen könne, daß er in geistlichen Dingen keine Erfahrung habe. Nachdem ihm aber der Mönch die Strafrede abgetreten hatte, so hielt er ganz im Tone der Kapuziner, übrigens mit größter Schonung des anwesenden geistlichen Herrn, eine Rede, worin er zwar die Andern, welche seine Frage verneint hatten, derb abkanzelte, in Betreff seiner selbst aber bewies, daß ihm ganz und gar kein Vorwurf gemacht werden könne, da er ein alter Soldat sei, mit dessen Seele nur ein Feldprediger umgehen könne; nun gebe es zwar mehre Feldprediger in der Gegend; aber die Friedensfeldprediger taugen für ihn eben so wenig als die Friedenssoldaten; und so müsse er schon warten, bis es dem lieben Gott gefalle, ihn wieder einmal unter dem Spiele einer Batterie Beichte hören zu lassen und ihm mittels einer Kanonenkugel ein für allemal die Absolution und die letzte Oelung zugleich zu ertheilen. Ueberdies, sagte er, wüßte er selbst nicht einmal, an welche Kirche er sich anschließen sollte, da er vermöge seines Dienstes auf dem Dampfschiffe bei allen christlichen Confessionen mehrmals wöchentlich ans Land steige, unter allen gute Freunde habe und außerdem noch einige Juden kenne, von denen er ganz fest überzeugt sei, daß sie mehr Recht hätten, die ewige Seligkeit zu erlangen, als er selber.

Sowol aus der Aufmerksamkeit, womit die Rede angehört wurde, als aus den nachherigen Bemerkungen der Zuhörerschaft war zu ersehen, daß der Redner ein großes Ansehen und Zutrauen bei Allen genießen mußte. Auch der Mönch schien ihm ein reines Wohlwollen zu schenken. Er machte ihm sogar das Compliment, daß aus ihm ein guter Pfarrer hätte werden können.

„Warum nicht?“ erwiderte er, „so einer nach Ihrem Schnitt, nach dem Schnitt der guten, alten Zeit wär' ich gern geworden. Aber vor den neumodischen Zeterschreiern mög' uns der Himmel bewahren! Seht! die haß' ich wie die Pest, wie sie überall herumschleichen, Unfrieden anstiften und Stänkereien anrichten. Um den lieben Gott ist's ihnen sicherlich nicht; da brauchten sie nicht so zu munkeln und unter der Decke zu spielen und zweierlei Gesichter zu machen. Wer zu ihnen hält, mit dem sind sie zuckersüß und lassen alle Fünf gerade sein. Nur wenn's gegen die Evangelischen losgeht, da schlagen sie auf die große Trommel, als ob schon das ganze Himmelreich wackelte. Und dabei haben sie ihre Hände in Allem, die Weiber machen sie gegen ihre Männer aufsäßig, die Kinder stiften sie wider ihre Eltern an. Alle Augenblicke geht irgendwo so'n Gestank auf; ich erfahr' Alles, wie ich so um den See herumkomme. Narren, die ihnen trauen! Denn Jedem pfeifen sie zuerst das Lied, das ihm gefällt, aber nur so lang, bis sie ihn sicher haben. Mich wundert's, daß man sie so wirthschaften läßt. Denn das weiß ich gewiß, daß sie am meisten die besten Leute aus den Kirchen vertreiben. Und, so viel ich merke, ist's ihnen um das Wohl des Landes gerade so wenig zu thun, als um den lieben Gott; sondern sie hetzen die armen Deutschen gegen einander auf, weil sie denken, im Trüben ist gut fischen. Und für wen sie fischen, das weiß ich auch — der Herr Christus ist's in keinem Fall.“

Dem geistlichen Herrn schien das Gesprochene bestens zuzusagen, obwol er mit niedergeschlagenen Wimpern zuhörte und nur hier und da leicht mit dem Kopfe nickte. Um so mehr gaben die Uebrigen ihren Beifall zu erkennen, indem sie das Gesagte mit allerlei Beispielen aus der Umgegend zu belegen wußten.

Unter Andern wurde auch ein Fall erwähnt, der den Arzt näher anging. Es wurde nämlich erzählt, daß ein Mann, dem er seine uneigennützige Hülfe hatte zu Theil werden lassen, eben wegen der Zurathziehung eines ketzerischen Arztes Anfechtung zu erleiden gehabt habe. In der Weinlaune, die sich behaglichst bei ihm eingestellt hatte, rief hierauf der Arzt dem Erzähler zu, man möge nur in wieder vorkommenden Fällen dem zelotischen Kaplane die Versicherung geben, daß der Arzt kein völliger Ketzer sei, daß er sich vielmehr zu derselben Kirche, wie der alte Kriegsmann dort, bekenne. Kaum gethan bereute er jedoch die Aeußerung, da er die richtige Maxime hatte, daß man am wenigsten Leuten von geringerem Stande ein Signalement von sich aufdringen müsse, das der Misdeutung fähig ist. Indessen schien es vorerst, als habe er keinen Anstoß erregt. Das Gespräch spann sich weiter und verbreitete sich besonders über den Jugendunterricht, von dem man misbilligend erzählte, daß sich darin da und dort eine steigende Verbitterung und Aufhetzerei bemerkbar mache, und daß man den Kindern jetzt wieder Dinge lehre, die kein vernünftiger Mensch glauben könne. Erst eine Weile später glaubte ein unter der Gesellschaft befindlicher Barbier, der bisher mit seiner Weisheit nicht hatte aufkommen können, eine augenblickliche Pause benützen zu müssen, um sich dem angesehenen und hochverehrten Collegen anzuschließen und gleichfalls zu erklären, daß er es mit der Kirche des alten Soldaten halte. Er wurde aber von diesem hierauf ziemlich unsanft bedient, und es wollte dem Arzte fast bedünken, als ob der Kriegsmann durch die Person seines Collegen hierdurch es einigermaßen auch auf ihn selbst abgesehen habe. Er bedeutete nämlich dem Barbier, daß seine Kirche nicht etwa eine solche sei, in die Jedermann hineinlaufen könne, der sonst kein Unterkommen finden könne. Wenn der Barbier meine, der Glaube derselben bestehe darin, an gar nichts zu glauben, so sei er ganz falsch dran; man glaube darin zwar sehr Vieles nicht, was im Katechismus stehe; aber man glaube auch Vieles darin, was nicht im Katechismus stehe, und was auch die Herren Friedensfeldprediger gar nicht wissen, weil das Schicksal mit seiner strengen Mannszucht den Lehrmeister darin machen müsse. „Und was habt denn Ihr für Schicksale erlebt?“ fragte er den Barbier, „ich denke, außer dem Schicksalchen, daß Ihr geheirathet und wodurch Ihr eben bei der christlichen Kirche das Kraut verschüttet habt, wird's da nicht viel zu erzählen geben.“

Statt durch das Gelächter der Uebrigen sich still machen zu lassen, ging es dem Barbier, wie es unklugen Leuten nicht selten geht — er ließ sich dadurch antreiben, sich noch mehr bloßzugeben und die Ueberlegenheit des Soldaten noch ferner herauszufordern. Er berühmte sich, daß er allerdings gar nicht unmerkwürdige Schicksale gehabt habe, Schicksale, aus denen man gleich einen ganz schönen Roman machen könnte.

„Ei freilich,“ sagte der Graubart, „einen Roman, wie die meisten heutzutage, aus denen man just lernen kann, wie's in der Welt nicht zugeht. Wenn Ihr ihn schreibt, so vergeßt nur ja nicht, mit hineinzubringen, was Ihr mir einmal von Schiller erzählt habt.“

Der Barbier wurde vor Verlegenheit feuerroth und wollte die Rede auf was Andres bringen. Die Uebrigen riefen aber dem Soldaten zu, daß er die Geschichte preisgeben möge, worauf dieser sagte: „Je nun, es wäre nicht eben viel d'ran, wenn's nicht wahr wäre. Damals, wie sie in Stuttgart das Schillerdenkmal aufrichteten, wollte der Meister hier auch zur Einweihung hinreisen. Ich frag' ihn, was ihm denn an dem Manne so besonders merkwürdig sei? Darauf antwortet er mir: ob ihm der große Mann nicht höchst merkwürdig sein solle; da er ihn doch auf der Durchreise im Jahre 1820 rasirt habe? Ei, dacht' ich, der Meister will mich vexiren; denn ich meinte doch, wie alle andern Leute auch, daß der Schiller im Jahr 1805 in Weimar gestorben sei. Ich frag' also, gleich als ob ich's nicht wüßte, den Meister, ob er mir von dem Tode des Mannes Kunde geben könne? Worauf er mir mit einem ganz vergnügten und stolzen Gesicht erwiderte, das könne er wohl, und müsse es ja wissen, da der berühmte Mann ja bekanntlich ein College von ihm gewesen sei; seines Wissens sei derselbe auf dem Feld der Ehre, nämlich in dem griechischen Freiheitskampf, geblieben, den er als Feldscheer mitgemacht habe. Es that mir recht leid, daß ich ihm die Freude verderben und ihm zeigen mußte, wie er den Schiller und den Lord Byron und noch Dies und Das unter einander geworfen habe. Aber ich mußt' es doch aus Menschenfreundlichkeit thun, und so ward ich freilich Schuld, daß er nicht das Schicksal hatte, in Stuttgart das Gesicht wiederzusehen, das er im Jahr 1820 rasirt hatte.“

„Ei, so soll Euch doch —“ rief der Barbier, nachdem das erneuerte Gelächter von ihm abgelaufen war, „immer nehmt Ihr mich auf's Korn. Aber ich will Euch schon auch meinen Mann stellen. Seht nur zu, wann mein ältester Sohn heimkommt, den ich hab' reisen lassen, daß mich's schweres Geld gekostet hat — weit, weit, nach Paris und nach London, und bis nach Fünfkirchen, wo man die offenbare See sieht.“

Durch die Erwähnung der See hatte sich der Barbier mit mehr Glück als Verstand vor ferneren Angriffen des alten Soldaten sicher gestellt, da dieser in seiner Jugend auf einem Kriegsschiffe gedient und von der Zeit her eine besondere Leidenschaft für das Meer behalten hatte. Da man das wußte und seine Geschichten gern hörte, so forderte man ihn auf, das eine oder andere Seeabenteuer preiszugeben, welchem Verlangen er denn gern Gehör gab, jedoch nicht, ohne erst den Mönch um seine Zustimmung zu fragen, da er diesen als besonders wasserscheu kannte, und durch seine Erzählungen, wie er sagte, es nicht riskiren wollte, dem hochwürdigen Herrn eine Seekrankheit auf dem festen Lande zuzuziehen. Der Mönch meinte, an einem so schönen, windstillen Sommernachmittage, wo die liebe Sonne ordentlich den Wellen Messe zu lesen scheine, könne er's wol d'rauf wagen. Den Freunden entging nicht, daß der Graubart hierauf mit der Hand über die Stirn strich und bedenklich den Kopf schüttelte; — da er aber über den Sinn dieser Geberde weiter keine Erklärung gab, so vergaßen sie dieselbe bald, indem sie nicht minder, als die übrige Gesellschaft, von den Erzählungen des alten Kriegsmannes sich angezogen fanden.

Nachdem er einige Schlachtstücke preisgegeben hatte, gewann der Barbier wieder Muth und sagte: „Das war Alles recht schön und rührend, Andres. Ihr könnt so lebhaft erzählen, daß man meint, man höre die Stücke krachen und die Kugeln pfeifen und den Steuermann und den Hochbootsmann und alle die Schwerenöther durcheinander schreien, als wär's Chinesisch. Man sieht ordentlich die Arme und die Beine vom Leib fliegen und die Köpfe mit den Kanonenkugeln extrapost davon reiten. Das ist so eine rechte Freude für Unsereins, wenn man denkt, was da alles für merkwürdige Fälle für einen Chirurgen vorkommen müssen. Ich hab' schon immer in Gedanken Charpie gezupft, und Pflaster gestrichen, und Bandagen gemacht, und mir vorgestellt, wie's wär', wenn wir so allesammt mit einander in einem Lazareth herum lägen, und Sr. Gnaden, der Herr Doctor hier und ich allein noch aufrecht wären und Marineklinik oder gewissermaßen marinirte Klinik hielten.“

„Ja,“ warf der Mönch dazwischen, „und die Stärkungen für die armen Verwundeten hat der Meister Bader alle sich selbst eingegeben.“

„Nun aber,“ fuhr der Barbier fort, „solltet Ihr uns auch einmal so einen rechten tüchtigen Sturm zum Besten geben, wo die Wellen mit dem Schiff Katz' und Maus spielen, und Alles auf den Knien liegt und sich die Brüste schlägt, wenn wieder ein Mastbaum umfällt und ein ganzes Dutzend Menschen todtschlägt, wo dann das Schiff einen Leck kriegt, daß die ganze Kajüte durchfallen könnte, und die Passagiere wie die Häringe in die Boote hinuntergeschmissen werden, bis endlich Alles mit Mann und Maus untergeht, und Ihr ganz allein wie der Robinson Crusoe auf einem Brete reitet, an jedem Bein einen Haifisch, der Euch die Stiefel vom Leib weg nagen will.“

„Ei!“ versetzte darauf der alte Andres, „solche Stücke wird Euch Euer Sohn besser erzählen können, wenn er von der offenbaren See bei Fünfkirchen heimkommt. Uebrigens wißt Ihr Alle ganz wohl, daß man gar nicht bis an's Meer zu reisen braucht, um einen Sturm zu erleben. Wen's trifft, der kann auf unsrem See hier Alles durchmachen, und Gott danken, wenn er mit heiler Haut davonkommt.“

„Das wissen die lieben Heiligen!“ sagte der Mönch; „ich hab's auch erfahren; und, wäre damals nicht der brave Herr Andres auf dem Schiff gewesen, so wär' ich wol längst von den Seefischen gefressen worden, deren Kinder und Enkel ich jetzt in den Fastenzeiten mit besonderem Appetit zu verspeisen pflege.“ Da Alle sich darüber verwunderten, daß der geistliche Herr

es wirklich einmal gewagt habe, auf ein Schiff zu gehen, so sagte er: „Ja ja! So geht's gerade den Vorsichtigsten. Es war das zu einer Zeit, wo man von Dampfschiffen noch nichts wußte. Die Pfarreien in der Gegend wurden fast alle noch von unsrem Kloster aus besetzt, und so stand ich als Cooperator drüben im Städtchen. So gern ich den See ansah und an seinen Ufern mich erging — ich hätt' es im flachen Lande drinn nicht aushalten können, ich bekam jedes Mal, wenn man mich dorthin versetzte, das Heimweh nach dem See mit seinen Farbenstreifen, auf denen ich meine Gedanken schwimmen ließ, und mit seinem Wellenschlag, an den sich mein Herzschlag gewöhnt hatte; — so gern ich ihn aber sah, so große Scheu hatt' ich doch, darauf zu fahren, und verzichtete deshalb oft auf die angenehmste Gesellschaft, weil ich mich durchaus nicht dazu überwinden konnte, in so ein Ding hineinzusteigen, aus dem man nicht mehr heraus kann, wenn man's just am nöthigsten hätte, herauszugehen. Wie's nun in der Welt der Brauch ist — je mehr ich mich gegen das Wasserfahren sperrte, um so mehr setzte man mir zu. Immer blieb ich standhaft und ging auch in keine Falle, wie man sie mir von Zeit zu Zeit stellte. Endlich aber kam doch auch die Reihe an mich. Es war ein schöner Sommertag, wie wir heut einen haben, der See wie ein Blatt Papier zum Zeichnen hingelegt, kein Wind weit und breit, als ob er in die Vacanz gereist wäre. Drüben über'm See hatt' ich einen lieben Freund, der an dem Tag Hochzeit machen wollte. Ich wußte, daß er's gar gern hätte, wenn ich die Hochzeitrede hielte, daß er aber wegen meiner Scheu vor dem Wasser sich ganz enthielt, einen Antrag deshalb an mich zu stellen, da er sonst wol, als ein reicher Schiffsherr, ein eigenes Fahrzeug würde herüber geschickt haben, um mich abzuholen. Nun hatte schon am Abend zuvor ein hiesiger Schiffsherr zu mir gesagt, daß er morgen ein Schiff hinüber gehen lasse, das so bepackt sei, daß auch ein starker Sturm nicht im Stande sein würde, dasselbe umzulegen, daher ich's mit ihm wol einmal wagen könnte. Ich war nicht d'rauf eingegangen, sondern hatte mich allbereits höflichst bedankt. Aber am Morgen konnt' ich's doch nicht lassen, an den Hafen hinauszugehen und um das Schiff herumzuschleichen, wie die Katze um den heißen Brei. Es war mir die ganze Nacht im Kopf 'rumgegangen, daß ich nun gerode den Freund überraschen sollte, und daß ich um eines so guten Zwecks willen gewiß den Segen des Himmels für mich haben würde. Es war, wie ich sage, ein Wetter, als wenn's dazu bestellt wäre; der ganze Himmel wie eine frischgefegte Osterkirche, der See wie eine frischgelegte Kegelbahn. Die bunten Wimpel an den Mastbäumen riefen mir: komm mit! Die Vögelein in den Zweigen pfiffen: So geh doch und grüß' die junge Frau von uns! Und, wenn ein Fischlein schnalzend an die Seefläche heraufschoß, so war mir, als ob mich's auslachte über mein Aengsten. So gerieth ich denn auf's Schiff, ich wußte fast selber nicht wie? Wenn's zum Abfahren geht, dacht' ich, kannst du noch immer wieder hinaus. Unterdessen wollt' ich mir den Schiffsraum besehen, ob er auch wirklich so gut ausgestopft sei, wie mir der Herr des Fahrzeugs gesagt hatte. Da war ich nun aber durch meinen eigenen Fürwitz in die Falle gerathen. Denn, während ich da drunten war, fing auf einmal der Boden unter mir an zu wackeln, und, bis ich endlich gewagt hatte, mich an den aufgespeicherten Ballen fortzutasten und die große Reise auf's Verdeck herauf zu machen, da war das Schiff schon so weit vom Ufer weg, daß ich nichts Besseres thun konnte, als denken: jetzt ist's vollends einerlei. Aber es war doch nicht so ganz einerlei. Ja, so'n Stündchen lang, da ging Alles trefflich. Ich konnte schon recht ordentlich auf dem Verdeck herumgehen, ohne mich am Takelwerk zu halten. Der freie Ausblick auf das Wasser, in dem sich der Himmel ordentlich unter dem Kiel des Schiffs zusammenbog, gefiel mir nun doch sehr; und ich wollte eben anfangen, mich auch nach der übrigen Reisegesellschaft umzuschauen — da seh' ich die Schiffsleute die Köpfe zusammenstecken, hinter den Ohren kratzen, die Köpfe schütteln und wieder hinter den Ohren kratzen; und gleich d'rauf ein Commandiren vom Steuermann, Geschrei in den Raum hinunter und wieder aus dem Raum herauf, ein Herumwerfen von Takelwerk, Segel auf und nieder ziehen, Mastbaum auf und ab turnen, auf dem Verdeck herum traversiren und Alles aus dem Weg schieben — daß mir ganz kurios zu Muthe ward. Erst war ich gar nicht so keck, zu frogen, was alle die Anstalten zu bedeuten haben; an einen Sturm dacht' ich noch gar nicht, da mir der Wind ganz gnädig vorkam. Eher hätt' ich noch geglaubt, daß über Nacht ein Wallfisch oder Seeräuber auf den See gekommen wären. Auf einmal ist mir's, als schlage mir Jemand den Hut vom Kopf. Ich seh' mich um und gewahre Niemand in meiner Nähe; wol aber seh' ich, daß von der Seite her im See gleichsam eine Mauer aufgethürmt ist, noch ziemlich entfernt von uns, so, als wäre jener Theil des Sees um ein Dutzend Schuh höher, als der, in dem wir fuhren. Ich frag' einen Bootsmann, was das sei? Der sogt mir, ich werd' es in einer Viertelstunde genau genug sehen können. Der Mann hatte sehr Recht. Die Mauer kam, wie man deutlich sah, näher und näher, und hinter der Wassermauer her eine Wolkenmauer am Firmament, die an den Bergen fortmarschirte wie ein Lauffeuer. Kreischende Vögel, vom Wind über das Schiff hinweggeworfen, schüttelten schon dicke Tropfen auf uns herab, und flogen nach der andern Seehälfte zu, die noch im Sonnenschein da lag, aber wie mit dem Messer abgeschnitten, ein grelles, unheimliches, kernloses Licht, das immer weiter und enger hinaus und zusammenwich, bis der ganze See wie Ein großes Tintenfaß aussah und die Berge ringsum wie weggehext waren. Bald schlug nun der Regen in Strömen über das Verdeck herein; Blitz und Donner jagten sich den See auf und ab, und in Mast und Takelwerk pfiff der Wind, als ging's zum jüngsten Gericht. Was nicht zur Schiffsmannschaft gehörte, kroch in die Kajüte hinunter, warf sich auf die Knie und kriegte die Seekrankheit. Ich selber stieg erst in den untersten Schiffsraum hinab; do schlugen aber die Wellen so furchtbar an die Schiffswände, als sollten dem armen Dinge gleich alle Rippen auseinander krachen. So klettert' ich lieber wieder auf das Verdeck zurück, wo ich mir zwischen ein Paar Waarenballen eine Art von Schneckenhaus einrichtete, um darin dem Gebet obzuliegen und nebenbei dem Sturm zuzusehen, den ich denn doch auch beim Licht betrachten wollte, weil ich einmal mitten drinn war. Die Schiffsleute hatten eine große Freude, daß ich bei ihnen blieb, was sie für lauter Muth hielten. Nur trösteten sie mich schlecht; denn, wenn ich zu ihnen sagte, das Schiff werde doch nicht umschlagen können, weil es so gut bepackt sei, so sagten sie dagegen, das wäre schon recht — aber, wenn das Schiff einen Leck bekäme, so würde es um so geschwinder mit Mann und Maus untersinken. Da blieb mir denn freilich nichts übrig, als meine arme Seele dem Herrn anzubefehlen. Und siehe da! Der Herr war gnädig. Denn als wir, schon weit verschlagen von unsrem Uferziele, vor einem andern Hafen herumtanzten und schon auf dem letzten Loch zu pfeifen meinten, da erweckte er den wackern Herrn Andres da, daß er mit ein Paar andern braven Leuten sich in ein Boot warf, mitten durch die Brandung stach und just noch zur rechten Zeit ankam, um unser zerlumptes Schifflein in den Hafen zu bugsiren. Na, Ihr lieben Leute — wie ich an's Land gestiegen war, da hab' ich mich denn auch auf die Knie geworfen und das feste Erdreich geküßt mit derselben Inbrunst, womit ich nur je einen Altar geküßt habe. Hinter die Hochzeit war ich gekommen; dagegen gewann ich an dem wackern Herrn Andres einen neuen Freund. Das junge Ehepaar traf ich am andern Tage auch froh, daß ein Sturm vorüber war; aber froher konnten die Leutchen nicht sein, als ich. Nun dacht' ich: das erste Mal soll auch das letzte Mal sein, und zwei Mal Gott versuchen, hieße sich dem Teufel verschreiben. So nahm ich denn meinen Rückweg zu Fuß um den See herum, und seitdem hab' ich kein Schiff mehr betreten, betret' auch keins mehr."

„Tausendsapperment!" fuhr der Barbier heraus, als der Mönch geendet hatte, „wenn man nun während einer solchen Affaire irgend einen Christenmenschen zu rasiren oder ihm Hühneraugen auszuschneiden hätte, könnt' Einem da geistliches oder weltliches Gericht etwas dafür anthun, wenn man die Ungeschicklichkeit beginge, ihm die große Zehe oder den Kopf wegzupракticiren?"

„Nun seht Ihr," sagte der alte Andres, „daß man auch hier zu Land etwas auf dem Wasser erleben kann. Und, meiner Treu, das Unwetter, von dem Euch der geistliche Herr erzählt hat, war keine Kleinigkeit. Seine Hochwürden konnten hernach wol vom Wasser wegbleiben. So'n Sturm kann für drei andre gelten. Und das muß ich Ihnen nachsagen, daß Sie mit aller Ihrer Wasserscheu doch unter allen Passagieren der Beherzteste gewesen sind. Ich meine, das kam davon, daß Sie da drinnen, im innersten Kämmerlein was hatten, an das Sie sich halten und mit dem Sie ruhig dem Tod in's Aug' sehen konnten. Sehen Sie wohl? Ich begreife ganz gut, daß für einen Friedensmann, wie Sie, Ihre Engel und Heiligen eine ganz prächtige alte Garde sein mögen, auf die Sie sich in der Noth verlassen, und mit der Sie getrost Ihren sanften Weg zum Schooße Abraham's hin wandeln können. Irgend so was muß der Mensch haben, wenn er nicht im Augenblick der Noth als ein Lump dastehen will; was es aber hernach ist, darauf, mein' ich, kommt nicht viel an. Nur im Herzen muß es sitzen, nicht blos in der Uniform. Bei Ihnen aber sitzt eben die Gottesfurcht im Herzen, und Sie ziehen sie nicht aus, wenn sie Abends in's Bett gehen. Sie hat bei Ihnen auch nicht zweierlei Gesichter und läßt nicht die Menschenliebe vor der Thür draußen stehen. Das, denk' ich, war's, was Ihnen über das Unwetter so gut hinweggeholfen hat. Ei! Ich seh' Sie noch aus Ihrem Schilderhaus, wo Sie auf den Knien lagen, herauskommen, die Kutte aufschürzen und mit uns Schiffsleuten Hand anlegen, als wär's Ihr Geschäft. Da kriegt' ich gleich Respect vor Ihnen. Der, dacht' ich, muß salvirt werden, wenn auch die ganze übrige Gesellschaft zwischen den Planken durchfallen sollte. Wär' auch um die meisten davon kein großer Schaden gewesen. Sie erinnern sich ja wol noch an den Herrn, der incognito mitfuhr und einen Adjutanten bei sich hatte? Die Schiffsleute konnten mir hernach nicht genug davon sagen, was die beiden Herrn im Anfang, so lang noch gut Wetter war, für Kindereien und Bübereien, besonders mit den Weibsleuten, getrieben hätten. Wenn man so incognito reist und sich vor den Leuten vermummt, da geschieht's gerade, daß man das böse Herz nackt vor den Leuten auszieht und alle seine Schwachheiten und Bosheiten an die große Glocke hängt. Der Herr ist jetzt lange todt und hat späterhin seine Jugendsünden ehrlich abgebüßt. Aber just damals waren sie recht in ihrer Blüthe; und das dumme Volk, das damals noch halb und halb gewohnt war, die regierenden Herrn wie die Schröpfköpfe dicht aneinander auf sich sitzen zu sehen, ließ sich Alles als gnädige Kurzweil gefallen. So ließen denn die beiden Herren den Rappen ihrer gnädigen Niederträchtigkeit laufen, und einer sucht' es immer dem andern zuvorzuthun. Je dümmer der Spaß, um so witziger kam er ihnen vor. Besonders der Adjutant — der arme Teufel ist später in Ungnade gefallen und jahrelang in einem Hundeloch eingesperrt gewesen — soll ein ganzes Pfauenrad von solchen Witzen aufgeschlagen haben. So hört' ich denn, daß die beiden Herren auch vorn d'ran gewesen seien, unsern lieben geistlichen Herrn da, so lang er noch das Gehen auf dem Verdeck lernte, auszuspotten und nachzumachen. Und nicht das allein. Vom Mann gingen sie auf's Kleid über, und, weil damals noch Alles hier herum klösterlich war, so bildeten sie sich recht was drauf ein, gotteslästerliche Reden zu führen und damit das Landvolk in's Bockshorn zu jagen, damit es denken sollte, das müssen wol recht große Herren sein, die vom lieben Gott so reden dürfen, wie unverschämte Kammerdiener von ihrer Herrschaft. Na — das Alles hört' ich hinterher. Aber, wie ich auf's Schiff kam und in die Kajüte hineinrief, daß man sich jetzt fertig machen könne zum letzten Stündlein — ei wie anders sah's da bei den zwei Paradiesvögeln aus! Der gnädige Herr, käseweiß, lag auf den Knien und zog zitternd an den Frackzipfeln des Günstlings, daß er auch knien sollte. „Bet' Er! rief er in Einem fort — kann Er beten?" — Aber der Adjutant war boshaft; der kniete dem gnädigen Herrn gegenüber und sagte, Ein Gebet wisse er. „So bet' Er's in's Teufels Namen," schrie jener. Da betete der: „Komm', Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheeret hast!"

C. Reinhold.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 111.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 12. August 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 110.)

Zwölftes Kapitel.

Der alte Jacob.



Ehe Bruyère in den verlassenen Stall eintrat, in dessen Hintergrunde der alte Jacob ächzend nach ihr rief, nahm sie den kleinen Korb, den sie vom Felde nach Hause trug, als ihre Kunden sich zu ihr gesellt hatten, wieder auf. Er enthielt vortreffliche Brombeeren von schwärzlichem Roth; einige Tropfen ihres Saftes hatten die frischen Blätter von wildem Wein, mit denen der Korb ausgelegt war, wie mit Purpur gefärbt.

Bruyère trat in den Stall, indem sie durch einen der weiten und zahlreichen Risse, von denen die Mauern gespalten waren, hindurchschlüpfte.

Der Mond ging rund und glänzend auf, einer seiner Strahlen fiel durch das durchlöcherte Dach und erleuchtete das Ende des zerfallenen Gebäudes schwach.

Hier stand Bruyère still; denn von diesem Orte ging von Zeit zu Zeit das schmerzliche Aechzen aus, das mehre Male während des Abendessens die Aufmerksamkeit der Dienstboten des Pachthofes auf sich gezogen hatte. Das junge Mädchen heftete traurig ihre Augen auf ein Gemälde, das für sie freilich nicht neu war, aber ihr Herz immer von neuem verwundete.

Eine Streu von Roggenstroh bedeckte den feuchten Boden, welcher vor dem Regen und Schnee nur eben durch einige Bunde Ginster geschützt war, welche auf Stangen befestigt waren, die hier das Dach ersetzten, dessen freiliegendes und zerbrochenes Holzwerk sich auf dem durchscheinenden Blau des Himmels, von welchem das Mondlicht bereits widerschien, dunkel abzeichnete. Auf dieser schmuzigen, faulen Streu, welche schmuziger und fauler war, als die des Arbeitsviehes, bewegte sich schwach eine menschliche Gestalt, die in einige Fetzen einer Bettdecke halb eingehüllt war. Was Alter, Elend und unheilbare Krankheit Trauriges und Schreckliches darbieten können, war hier zu sehen.

Man stelle sich einen 80jährigen Greis vor, der auf eine so seltsame, so schreckliche Art gelähmt war, daß man hätte sagen mögen, eine unerbittliche Macht habe ihn in dem Augenblick mit Lähmung geschlagen, als er, die Stirn gegen eine Furche geneigt, dieselbe mühsam umwühlte, und so den Unglücklichen verdammt, für immer mit Körper und Antlitz gegen die Erde gebückt zu bleiben.

Und es war nicht eine übermenschliche Macht, sondern der bloße Wille des Menschen, welcher den Menschen misbraucht, was dieses Geschöpf Gottes so fürchterlich entstellt hatte.

Auch war es nicht eine jener eben so seltenen wie betrübenden Erscheinungen, welche hier und da von der Wissenschaft angemerkt worden sind. Wer hat nicht nur allzuoft auf dem Lande alte Männer oder Frauen angetroffen, welche, sich mittelst eines Stockes fortschleppend, im eigentlichen Sinne des Wortes zusammengeklappt waren, so daß ihr vornübergeneigter Oberkörper beinahe einen rechten Winkel mit ihren unteren Extremitäten bildete und in dieser Lage gleichsam festgelöthet zu sein schien?

Nichts ist häufiger als solche Abweichungen von geradem Wuchse bei Geschöpfen, welche auf unaufhörliche und ihre Kräfte übersteigende Arbeit hingewiesen sind. Die Körper dieser Menschen, welche schon an sich schwach sind und jeden Tag durch unzureichende Nahrung noch mehr geschwächt werden, verlieren alle Energie, alle Springkraft und behalten so nach und nach die Beugung, die Lage, welche für sie die gewöhnlichste ist. Indem sie unablässig zum Boden niedergebückt sind, verknöchern sich ihre Gelenke; ihre schwachen Glieder, die der Kälte und Feuchtigkeit ausgesetzt sind, erlahmen; das Alter kommt heran, und eines Tages vermehren diese Unglücklichen die Anzahl der Märtyrer der Arbeit.

Man könnte sich denken, daß man etwa in einer Legende läse, eine rächende Gottheit habe einen Mörder damit bestraft, daß sie ihn in dem Augenblick, als er über sein Opfer hingebeugt, den Dolch erhoben hätte, um es zu erwürgen, mit Unbeweglichkeit geschlagen, und um den Menschen ein schreckliches Beispiel zu geben, zu demselben gesagt habe:

„Du sollst leben, aber Dein verfluchter Körper soll für immer die Stellung behalten, welche er in dem Augenblicke hatte, als Du Dein Opfer treffen wolltest."

Obgleich dies eine seltsame Erdichtung wäre, so würde es ihr doch nicht an einer Moral fehlen.

Aber wenn man an die grausamen Paradoxien gewisser müßiger Glückssöhne denkt, in denen sie von falschen Priestern und gelehrten Staatswirthschaftlern bestärkt werden, welche die unbarmherzigste Selbstsucht damit rechtfertigen wollen, daß sie im Namen Gottes verkündigen, der Mensch sei auf dieser Erde für immer den Thränen, dem Elende, dem Jammer geweiht, so kann man es fast erklärlich finden, wenn etwa einer von diesen religiösen Leuten, die an den Fatalismus des Uebels glauben, bei Gelegenheit einer solchen Legende ausriefe:

„Ihr Proletarier auf dem Lande, Euer verfluchtes Geschlecht soll unablässig die Stirn gegen den dürren Boden gesenkt tragen, den Ihr mit Eurem Schweiße befruchtet, das ist Euer Schicksal! Unser Gott verdammt Euch durch unseren Mund zu ewiger Arbeit, ewigem Elend, ewigen Leiden, und damit es vor den Augen Aller offenbar werde, daß dies unabwendbar Euer Loos ist, so soll eine große Anzahl von Euch durch Gottes Willen in dem Augenblicke, wo sie ihr Schicksal erfüllend mühsam den Boden umwühlen, mit Unbeweglichkeit geschlagen, für immer in dieser Stellung verharren, auf daß sie lebendige Zeichen seien des unwandelbaren Schicksals, das Eurem verfluchten und verworfenen Geschlechte zugefallen."

— — — — — — — — — — — — — —

Und wird solche Barbarei in Worten nicht ausgesprochen, so sieht dafür jeder Tag noch barbarischere Thaten.

Einsamkeit, Verlassenheit, ein elendes Ende, oftmals nach vieljähriger, erdrückender Arbeit ein Todeskampf voll Qualen, das ist das Loos, welches in unserem gesellschaftlichen Zustande die nicht mehr arbeitsfähigen Landleute erwartet.

Keine schützende Voraussicht, keine väterliche Sorge für ihre Zukunft nimmt sich dieser unermüdlichen Werkzeuge des Grundwerthes unseres Landes an.

Und doch — sie bauen das Korn — und sie essen niemals Weizenbrot.

Sie säen die grünen Wiesen, machen zahlreiche Heerden fett — und essen niemals Fleisch.

Sie bauen den Weinstock — und trinken niemals Wein.

Sie ärnten das warme Vlies der Schaafe — und sie beben unter schmuzigen Lumpen vor Kälte.

Sie hauen das Holz, mit dem der Herd versorgt, von dem das Dach erbaut wird, und sie sterben ohne Feuer und Obdach.

Endlich gibt es für sie nur unbarmherzige Unbekümmertheit, menschenmörderische Vernachlässigung; glücklich, wenn ihnen noch wie dem gelähmten Greise, Bruyère's Schützling, die Streu eines verlassenen Stalles zu Theil wird, um dort unter fürchterlichen Schmerzen zu sterben.

Beim Anblick Bruyère's unterbrach der gelähmte Greis, der sich auf seiner Streu herumwälzte, sein

schmerzliches Aechzen und wandte mühsam den Kopf nach dem jungen Mädchen.

Das Gesicht dieses Achtzigers war bleich und von erschreckender Magerkeit, nur die Glut des Fiebers gab seinen hohlen erloschenen Augen etwas Leben. Er lag auf der Seite, seine knochigen Knie berührten die fleischlose Brust; seit ungefähr zwei Jahren waren seine Glieder in dieser Stellung so zu sagen festgelöthet geblieben, nur seine rechte Hand hatte einige Beweglichkeit behalten.

Der Greis verdankte der Mildthätigkeit des Pächters, der selbst sehr arm war, dieses Obdach und die wenige grobe Nahrung, die er mit den Dienstboten der Meierei theilte. Lange Jahre hindurch hatte der alte Jacob, so hieß der Greis, in dieser Meierei gearbeitet, zuerst als Tagelöhner beim Urbarmachen wüster Strecken. Aber da diese harte Arbeit, welche in sumpfigen Einöden vorgenommen werden muß, bei ihm die ersten Anzeichen seines grausamen Uebels entwickelt hatte, war ihm von dem Pächter, der seinen Eifer und seine Rechtlichkeit kannte, die Sorge über die Heerde anvertraut worden. Das Geschäft des Schäfers, obschon keineswegs den Müssigang erlaubend, fordert doch nicht, wie die Feldarbeit und das Urbarmachen wüster Strecken, positive Kraftanstrengungen, und so hatte der alte Jacob die Aufsicht über die Heerde bis zu dem Tage behalten, an welchem er durchaus gelähmt und vollkommen zusammengekrümmt, erschöpft auf die Streu hinsank, von der er nicht wieder aufstehen sollte. Die Einsamkeit, der man ihn in diesem Stalle überließ, die Heftigkeit seiner unheilbaren Schmerzen, das Bewußtsein, daß er nur vom Tode Befreiung zu erwarten habe, hatten den Greis in eine tiefe Apathie versenkt, die sich besonders in hartnäckiger Schweigsamkeit äußerte. Die einzige Person, zu deren Gunsten der Greis bisweilen sein Stillschweigen unterbrach, war Bruyère.

Manche Menschen, welche eben so ungewöhnlich wie wunderbar von der Natur begabt sind, werden als Geometer, Astrologen (?), Maler, Musiker u. s. w. geboren. Auf welche geheimnißvolle Weise mögen solche Organisationen die Grenze gewisser Kenntnisse erreichen und überschreiten und zwar oft ohne Anstrengung und beim ersten Anlauf? Niemand weiß es, aber die Thatsache ist so offenbar wie unerklärlich.

Der alte Jacob war eine dieser bevorzugten Naturen. Er war zum Ackerbauer geboren, er hatte seit lange nicht nur die Verbesserungen, sondern auch die Umwälzungen, welche die Wissenschaft und die agronomischen Studien beim Ackerbau herbeiführen sollten — Studien, von deren Resultaten, Dank der schrecklichen Unwissenheit, in welcher man das Landvolk hartnäckig hinfaulen läßt, erst wenig Anwendungen gemacht sind — vorausgeahnt. Zahlreiche Versuche, die auf wenig Quadratfuß angestellt waren, hatten dem alten Jacob den ganzen Werth seiner Ideen enthüllt. Er streifte an die Geologie durch die Kenntniß der Wirkung, welche unterschiedene Mergelarten bei verschiedener Bodenbeschaffenheit ausüben, an die Naturgeschichte durch seine merkwürdigen Beobachtungen über die Physiologie des Viehes und die Thierarzeneikunde, endlich an die Pflanzenkunde durch eine sehr verständige Eintheilung der verschiedenen vegetabilischen Düngerarten und eine genaue Theorie ihrer Anwendung. So besaß der alte Jacob einen Schatz praktischer Kenntniß, und diesen Schatz hatte er lange vergraben gehalten; Niemand hatte seine Existenz geahnt.

Diese Verheimlichung hatte weder Bosheit noch Egoismus zur Ursache gehabt, noch auch den störrischen Eigensinn, der bisweilen die Gelehrten veranlaßt, ihre Entdeckungen mit eben so viel Sorgfalt zu verbergen, wie der Geizige sein Geld verbirgt. Nein, eine tiefe, unheilbare Indifferenz hatte den alten Jacob verhindert, sein Wissen zu zeigen und anzuwenden. Welches Interesse, welche Anreizung hätte ihn auch dazu bewegen und ermuthigen sollen? Ob das Feld seines Herrn etwa mehr trug oder weniger oder nichts, was ging ihn das an? Sein unzureichender Lohn und seine harte Arbeit wären dieselben geblieben*). In seiner naiven Unbewußtheit konnte der alte Taglöhner durch den Ehrgeiz, für einen Neuerer zu gelten, nicht angereizt werden. Indessen, da er bei alle dem ein guter Kerl war und die verderblichen Ueberlieferungen des gemeinen Verfahrens ihn ärgerten, nahm er sich's mehre Male heraus, bisweilen diesen oder jenen vortrefflich gedachten und auf praktisches Wissen gegründeten Rathschlag zu ertheilen. Aber man kehrte ihm den Rücken und hielt ihn für einen Narren. Dies ließ er sich gesagt sein und verfuhr in der Folge, sei es als Ackerbauer oder Schäfer, weder mit mehr noch mit weniger Einsicht als seine Genossen. Dann kam endlich der Tag, an dem er an allen Gliedern gelähmt auf die Streu hinsank, von der er nicht wieder aufstehen sollte. Von diesem Augenblick an schien er sich einem völligen Stillschweigen gewidmet zu haben.

Indessen, nachdem dieses traurige Dasein einige Monate gewährt hatte, fühlte der Greis, welcher der Zerstreuung durch äußere Gegenstände beraubt, schrecklichen Schmerzen zum Raube und beständig mit seinen Gedanken allein war, eine Art Gewissensbiß, die wunderbare Kenntniß, die er von Gott erhalten, und die so fruchtbar hätte werden können, so lange unbenutzt gelassen zu haben.

Bruyère, damals 14 Jahre, pflegte den Greis mit der zärtlichsten Sorgfalt und war ihm aus mehr als einem Grunde theuer; die Gewandtheit und der Verstand dieses Kindes waren außerordentlich; ihre natürlichen Anlagen waren in Folge ihrer Erziehung ungemein entwickelt; an dieser Erziehung arbeitete der wunderlichste Erzieher von der Welt, Bête-Puante der Wilddieb, beinahe täglich inmitten der Einöden, der Wälder und Haidestrecken. Denn dieser Mann hatte, nachdem er ein niedriges und verborgenes, aber ganz intelligentes Dasein gegen ein Vagabundenleben eingetauscht, Gefallen daran gefunden, was er im Geiste und Herzen des jungen Mädchens Edles, Zartes, Hohes fand, mit Liebe auszubilden.

Der alte Jacob, mehr und mehr über Bruyère's seltene Eigenschaften erstaunend, faßte den Entschluß, sich ihrer zu bedienen, um den Schatz von Kenntnissen, welche er eingesammelt hatte, und die er so lange vergraben zu haben bitter bereuete, auszubreiten und auszustreuen. Seitdem sprach er mit Bruyère — aber nur mit ihr; er faßte sein Wissen in kurze, einfache und klare Grundsätze zusammen, geduldig unterrichtete er das junge Mädchen, deren durchdringender Verstand sich diese vortrefflichen Lehren sehr bald aneignete.

Der alte Jacob, welcher so zu sagen die abergläubischen Bedürfnisse der Einwohner des entlegenen Landstriches kannte, hatte Bruyère das förmliche Versprechen abgenommen, die Quelle ihres Wissens niemals zu nennen, indem ihre Rathschläge um so mehr Glauben finden würden, je außerordentlicher und geheimnißvoller sie schienen. Der Nimbus, mit welchem das junge Mädchen vermöge ihrer Schönheit, ihres Reizes, ihrer angebornen Originalität bereits umgeben war, kam dem Wunsche des alten Jacob zu statten; man würde über die Rathschläge des lahmen Achtzigers gespottet haben, aus Bruyère's Munde wurden sie mit beinahe abergläubischem Erstaunen angenommen, und galten, als man sah, daß sie fast immer von wirklichem Erfolge begleitet waren, für Orakel.

Dies war das Geheimniß von Bruyère's Wissenschaft.

Unglücklicherweise nahmen später die Geisteskräfte des alten Mannes in Folge des Schmerzes, der Einsamkeit und des hohen Alters gar sehr ab, besonders verschwand sein Gedächtniß fast ganz; wenn die Vergangenheit bisweilen in seinem Geiste noch wieder auftauchte, so hielt er solche seltene und unbestimmte Erinnerungen für neue Erfindungen; besonders seit einigen Monaten hatte ihn selbst Bruyère's Gegenwart kaum aus seiner finstern Gefühllosigkeit herausreißen können.

Gleichwol war der alte Jacob zweimal aus seiner Verdumpfung erwacht, um noch an Andere als das junge Mädchen das Wort zu richten.

Das erste Mal hatte er inständig gebeten, mit dem Grafen Duriveau, dem Eigenthümer der Meierei, sprechen zu dürfen, aber da diese Bitte von dem Grafen mit spottender Verachtung aufgenommen worden war, hatte der alte Jacob blos geantwortet:

„Er thut Unrecht daran, er thut Unrecht daran.“

Darauf hatte der arme Gelähmte gebeten, man möchte den Wilddieb Bête-Puante zu ihm führen.

Dieser kam.

Nach einer langen, geheimen Unterredung mit dem frühern Schäfer, in welcher der Name Martin häufig vorkam, verließ der Wilddieb den Stall blaß und äußerst bewegt.

Und der alte Jacob verfiel wieder in sein hartnäckiges Schweigen.

Vergebens kam der Wilddieb den folgenden Tag wieder, um dem alten Jacob auf's neue einige Worte zu entlocken. Dieser blieb stumm.

Ein andermal hatte der alte Jacob in Folge eines Besuches von einem Unbekannten, welcher das Ansehen eines Bauern hatte, und der sich auf dem Pachthofe niemals wieder sehen ließ, auf's neue den Wilddieb zu sich kommen lassen und eine lange weitere Unterredung mit ihm gepflogen. Vier Wochen nachher — es war noch nicht lange — wurde die eine der beiden schlechten Stuben, die der Pächter inne hatte, durch einen engen Gang von seiner Wohnung getrennt und mit einfachen und bequemen Mobilien aus Vierzon, der nächsten Stadt, wenn nicht geschmackvoll, doch bewohnbar eingerichtet. Nach einigen Tagen erschien in der Nacht im Pachthofe von Grand-Genèvrier ein kleiner Wagen mit Vorhängen von Zwillich; ein Frauenzimmer, die in den Mantel einer Bäuerin eingehüllt war, stieg aus, und diese bewohnte seitdem die erwähnte Stube, welche sie niemals verließ, indem sie in so vollkommener Einsamkeit lebte, daß außer dem Pächter, der sie empfangen hatte, und Bruyère, welche sie jeden Tag besuchte, die Leute auf dem Pachthofe diese Unbekannte kaum gewahr worden waren.

Ungeachtet dieser Ereignisse, denen er nicht fremd war, und von denen er durch den Wilddieb Kenntniß hatte, sah der alte Jacob dieses Frauenzimmer niemals und verschloß sich in sein gewöhnliches Schweigen; nur seit dem Morgen des Tages, an welchem die Ereignisse, in deren Erzählung wir begriffen, vorfielen, schien der Greis von seltsamer Unruhe gequält zu werden.

Ganz gegen seine Gewohnheit hatte er im Laufe des Tages ungeduldig nach Bruyère gerufen, die ihm seit einigen Tagen einen Korb Brombeeren vom Felde mitzubringen pflegte, deren säuerlicher Geschmack seinen trocknen Gaumen erfrischte.



„Da sind Eure Brombeeren, Vater Jacob,“ sagte Bruyère, indem sie neben der Streu niederkniete, „verzeiht mir, wenn ich Euch habe warten lassen, aber es waren arme Leute aus dem Thale da, die mich um Rath fragen wollten, und ich habe sie gelehrt, was Ihr mich gelehrt habt. Sie danken mir, sie segnen mich,“ setzte Bruyère mit rührender und bewegter Stimme hinzu — „ach wie thut es mir

*) Man sollte nicht glauben, wie viele kostbare Entdeckungen und vortreffliche Verbesserungen in der Fabrication sowol, als in der Production auf diese Weise beim Mangel an Anregung, Interesse oder Gelegenheit im Dunkel bleiben. Wir haben bereits in einem andern Werke, dem ewigen Juden, von den unglaublichen Folgen gesprochen, welche einer unserer besten Freunde, Herr Camille Pleyel, erlangt hat, indem er zuerst den Arbeitern in seinen Werkstätten einen Antheil an seinem Verdienste und seinen Arbeiten zugestanden hat; es sind ihm auf diese Weise neue und ganz vollkommene Verfahrungsarten enthüllt worden.

wehe, daß ich ihnen nicht sagen darf, es ist der alte Jacob, den Ihr segnen müßt."

Es war, als wenn der Greis, das Gedächtniß, das ihm einen Augenblick wieder gekommen war, sogleich verlierend, bereits vergäße, weshalb er einen Theil des Tages hindurch so ungeduldig nach Bruyère gerufen hatte; er schien sie kaum zu erkennen und zu verstehen und warf einen leblosen Blick auf sie.

„Ihr habt nach mir gerufen," sagte Bruyère traurig zu ihm, „wollt Ihr mit mir sprechen, Vater Jacob?"

„Der alte Jacob spricht mit Niemand mehr," antwortete der Greis mit fast wahnsinnigem Ausdruck, „und Niemand spricht zu ihm. Warum sollte er sprechen? Als Sauvageon, der große, alte, schwarze Stier mit dem gelben Kopfe, verschlagen hatte, sprach er da, und sprach man zu ihm?"

Bei diesen Worten, die die Abnahme der Geisteskräfte nur zu sehr bewiesen, seufzte Bruyère; darauf setzte sie, um ihn seinen trüben Gedanken nicht zu überlassen, hinzu:

„Erinnert Euch doch, was Ihr seid, was Ihr gewesen seid, Vater Jacob; es hat zu Eurer Zeit keinen bessern Anbauer gegeben, als Ihr waret, man spricht noch von Eurem Muth bei der Arbeit, man sagt, Ihr hättet im Thale bis zu einem ¼ Morgen des Tages mit der Hacke urbar gemacht."

„Ja," sagte der Greis mit einer Art Stolz, indem er sein Gedächtniß anzustrengen schien, „ja, ich hatte eine Hacke, die zweimal so schwer und groß war als die anderen, und ich führte sie vom Morgen bis zum Abend so unablässig und so tief zum Boden gebückt, daß ich auch nicht einmal in der Stunde zum Himmel aufsah. Aber Bah!" fuhr er ganz niedergedrückt fort, „was denk' ich daran? Sauvageon war auch ein braver Ackerstier, er hatte nicht seines Gleichen, wenn es galt, Land urbar zu machen, auf dem sich Baumstümpfe und Wurzeln fanden, er zog den Pflug beinahe allein. Auch Sauvageon, als er verschlagen hatte, wie ich, ist jämmerlich crepirt in diesem Stalle da unten rechts in der Ecke. Sauvageon oder ich, das ist einerlei, der Unterschied ist nur, daß er todt ist und sich nicht vor seinem Tode der Zeit seiner Jugend und Kraft erinnert hat. Ist's nicht besser, das Gedächtniß zu verlieren und stumm zu bleiben?"

„Aber, Vater Jacob, Ihr waret ja nicht nur ein starker und muthiger Arbeiter, denkt doch an alles Das, was Ihr mich gelehrt habt, an die Vorschriften, welche unfruchtbares Land in fruchtbares verwandeln," fing Bruyère mit bewegter Stimme wieder an, „das ist doch eine Belohnung, sich sagen zu können, daß man mit Dem, was man weiß, so viel Gutes thut."

Eine neue Regung des Stolzes glänzte einen Augenblick in den erloschenen Augen des Greises, und er antwortete:

„Wahr ist's, zu meiner Zeit hab' ich Mancherlei gewußt, hätte ich gesprochen oder hätte man mich angehört, Elend wäre Reichthum geworden, Unglück Glück."

Dann unterbrach er plötzlich sich selbst und fuhr mehr und mehr niedergedrückt mit bitterer Ironie fort:

„Nein, ich war nicht blos ein starker Ackerstier wie Sauvageon, es fehlte mir auch nicht an Verstand; daran fehlte es auch Capitain, meinem letzten Hunde, nicht: nur ein Zeichen, er führte die Heerde, trieb sie an oder ließ sie Halt machen, wie ich wollte, und bewachte ganz allein den Saum des Waldes oder eines Saatfeldes besser als eine Dornhecke. Nun, so ein kluger und guter Hund er war, er ist hier zu meinen Füßen blind, zahnlos und von einem Wolfe, den er erwürgt hatte, beinahe verstümmelt gestorben. Capitain, ich oder Sauvageon, das ist ganz einerlei; die Bösen sagen: wollen sie denn ewig leben, diese Taugenichtse? die Guten sagen: armer Sauvageon, armer, alter Jacob, armer Capitain, zu ihrer Zeit was für ein Stier, was für ein Tagelöhner, was für ein Hund! Und nun liegen sie alle Drei auf dem Stroh verstümmelt in Folge ihrer Pflichterfüllung und sind zu nichts gut, als sobald als möglich zu crepiren."

Thränen brachen aus Bruyère's Augen, niemals hatte sich der Greis mit so viel Bitterkeit über sein Schicksal beklagt.

„Vater Jacob," sagte sie mit bewegter Stimme, indem sie sich über den Greis beugte, „erkennt Ihr mich denn nicht? Ich bin's, Bruyère, die Euch so lieb hat; so eben rieft Ihr mich noch, wie man mir gesagt hat, was wollet Ihr von mir? Sprecht, Eure Tochter wird Euch gehorchen."

Bei diesen Worten Bruyère's zuckte ein Blitz der Erinnerung und Besinnung in den Augen des Greises, er strich sich mit der Hand über die Stirn und antwortete mit schwacher Stimme:

„Ja, es ist wahr, Kleine, ich habe den ganzen Tag nach Dir gerufen, aber warum? Ich weiß nicht mehr. Vielleicht, um Dir von dem Traum zu erzählen, den ich gehabt habe. Aber warum so spät?" setzte er zu sich selber sprechend hinzu; „warum habe ich diesen Traum so spät gehabt?"

„Welchen Traum, Vater Jacob?"

„Ein Traum, wie früher schon einmal, ich glaube ich habe schon einmal so einen gehabt, es ist lange, lange her," sagte der Greis, indem er seine Erinnerungen zu sammeln suchte, „einmal habe ich nach diesem Traume mit dem Herrn Grafen sprechen wollen — ja, ich erinnere mich, es war der Herr Graf, er kam nicht, er that Unrecht daran. Warum kam er nicht? Ich weiß nicht mehr, aber der Wildschütz kam an seiner Stelle — und dann nach dem anderen Traume — ich weiß nicht mehr."

„Ihr rieft nach mir, Vater Jacob, um mir von Eurem Traume zu erzählen," sagte Bruyère sanft, um den Greis nicht zu verwirren, „nun erzählet ihn mir, ich höre zu, aber dann müßt Ihr diese Brombeeren essen, die Ihr gern habt, und die Euch gesund sind."

Der Greis legte auf's neue die Hand an die Stirn und drückte sie krampfhaft, als wollte er Verstand und Gedächtniß, die ihm wieder zu entwischen drohten, festhalten, dann erwiderte er mit hastiger Stimme:

„Ja, das ist's, den ganzen Tag rief ich nach Dir, es war, um Dir den Traum zu erzählen. Siehst Du, mir träumte, man hätte Dich mir ganz klein übergeben, und ich hätte Dich da unten hingetragen auf die Halde, wo die Kibitze nisten, dicht an den Eichen, und da hätte ich Dich in einen Haufen Haidekraut gesetzt, Du warst kaum 5 Jahre alt, und hinterher habe ich gethan, als wenn ich Dich zufällig da gefunden hätte."

„Ihr, Ihr," rief das junge Mädchen, welches nicht wußte, ob der Alte delirirte oder sich einer längst vergangenen Thatsache erinnerte; sie wiederholte äußerst erstaunt: „Ihr" —

„Ich weiß nicht, es ist möglich, mir träumt jetzt so."

„Aber diese Träume, Vater Jacob," sprach Bruyère durch diese unerwartete Enthüllung ganz aus der Fassung gebracht: „es ist vielleicht das Gedächtniß, das Euch nach und nach wiederkommt, aber wer hat mich denn Euren Händen übergeben?"

„Warte, es war eine Person — ich weiß nicht mehr — aber es war doch mit Dir etwas ganz Besonderes, was mir auffiel, was war es doch?"

Und auf's neue strich sich der Greis mit zitternder Hand über die Stirn.

Bruyère, mehr und mehr verwirrt und beunruhigt, beherrschte ihre verzehrende Neugierde und schwieg still, um nicht den schwachen, mürben Faden, welcher die ungewissen Gedanken des Greises verknüpfte, zu zerreißen.

„Du weißt wol," fing er nach einigen Augenblicken wieder an, während er seine Gedanken zu sammeln schien, „Du weißt wol die Trümmer der Bäckerei am Ufer des Teichs hinter der Meierei?"

„Ach!" seufzte Bruyère bei diesen Worten, deren scheinbare Zusammenhanglosigkeit die schwache Hoffnung, welche sie allzurasch gefaßt und der sie sich allzubald hingegeben hatte, zu zerstören schien.

„Ja," fuhr der Greis fort, „das war's — ganz wie mein Traum — im Grunde dieser verlassenen Bäckerei war ein Backofen, dessen Loch damals verstopft war — warte, daß ich mich besinne — ja, das ist's; ich nahm einen Stein weg und verbarg in diesem verlassenen Backofen — was mir die Person gegeben hatte, indem sie mir sagte — gebt das diesem Kinde, das Ihr Bruyère nennen sollt. Ihr müßt warten — und darum habe ich Dir bis jetzt nichts gesagt, und heute spreche ich, weil — weil — ach Gott ich weiß nicht mehr, ich erinnere mich nicht mehr," murmelte der Greis, dessen Stimme, zuerst ziemlich volltönend, sich nach und nach umschleierte.

Es war mit dieser Enthüllung des Alten ein so bestimmter Thatbestand gegeben, daß Bruyère ausrief:

„Diesen Ort, von dem Ihr sprecht, die Trümmer der Bäckerei kenne ich wohl — darf ich hingehen, um zu suchen, was Ihr dort verborgen habt? Hat es Bezug auf meine Geburt? O, um Gottes Willen, Vater Jacob, nehmt Euch noch einmal zusammen, gebt mir Antwort."

„O, mir ist schwindlicht," sagte der Greis, indem er die Augen schloß und von der Anstrengung erschöpft schien, die es ihm gekostet hatte, Bruyère zu erzählen, was er für einen Traum hielt, und was doch in der That einer seiner seltenen Gedächtnißblitze war.

„Vater Jacob," rief Bruyère über die Streu des Greises gebeugt, „ich bitte Euch, nehmt Euch noch einmal recht zusammen — diese Person, war es meine Mutter, mein Vater, wißt Ihr, ob sie noch leben?"

„Ich weiß nicht mehr," murmelte der Greis mit todesschwacher Stimme.

„Meine Mutter? — noch ein Wort — meine Mutter?"

Der alte Jacob bewegte die Lippen mechanisch und einige unarticulirte Töne gingen aus ihm hervor, dann schloß er die Augen und stieß nur von Zeit zu Zeit schmerzliche Seufzer aus, nicht anders als wenn er, durch die Unterhaltung mit dem jungen Mädchen für einen Augenblick von seinen Leiden abgezogen, sie nun mit verdoppelter Stärke fühlte.

Nach einigen neuen Versuchen sah Bruyère ein, daß ihre Bitten vergebens sein würden, und betrübt über ihre Unmacht, dem Greis andere Hülfe zu leisten, legte sie das Stroh, das ihm zum Kopfkissen diente, ein wenig zurecht, stellte den kleinen Korb mit Brombeeren so hin, daß er ihn erreichen konnte, und ging aus dem Stall, zitternd, bewegt, aufgeregt und an die seltsame Enthüllung des alten Jacob denkend.

So brennend ihre Neugierde war, überwand sie doch ihre Ungeduld; man sah in der Stube des Pächters noch ein blasses Licht; Bruyère hielt es für passend, um sich nach den Ruinen der Bäckerei zu begeben, zu warten, bis Alles schliefe.

Außerdem ging Bruyère jeden Morgen und jeden Abend zu dem unbekannten Frauenzimmer, welches in jener Nacht in der Meierei angekommen war und dort seit langer Zeit wohnte.

Das junge Mädchen ging also an den Gebäuden hin, mit welchen der Hof umgeben war, trat aus dieser Umzäunung und war im Begriff, an eine kleine Thür zu klopfen, welche sich hinter dem Hause öffnete und auf das Ufer des großen sumpfigen Teiches hinausging, von dem die Rede gewesen ist, und dessen Wasser damals sehr hoch war.

In diesem Augenblicke näherte sich auch Beaucadet, der den Gang seines Pferdes und derjenigen seiner Begleitung beschleunigt hatte, sich mehr und mehr der Meierei von Grand-Genévrier, wo er Bruyère wegen der Anklage oder vielmehr des Argwohns eines Kindermords festnehmen wollte.

Dreizehntes Kapitel.

Das Bildniß.



Ehe man in das Zimmer kam, in welches Bruyère eingetreten war, mußte man über einen kleinen, dunkeln Treppenabsatz.

Das Zimmer, so bescheiden es eingerichtet war, konnte im Vergleich zu den ruinenhaften Gebäuden der Meierei für prächtig gelten.

Eine frische Papiertapete bedeckte die Pisémauern, die kurz vorher gegypst worden waren, der Kamin mit hölzerner Einfassung war mit einem Vorhange von grüner Sarsche geschmückt, der nach der alten Mode ausgeschweift war und gelbe Borden hatte,

während vor dem Kamin eine große Fußdecke zum Theil das leuchtende Pflaster des Fußbodens verbarg; ein gutes Bette und einige einfache aber saubere Mobilien bildeten die Einrichtung dieses Zimmers, welches am Tage nur durch ein kleines, altes Fenster mit grünen, achteckigen Scheiben in Blei sein Licht erhielt.

Eine Lampe, wie sie auf dem Lande gebräuchlich sind, nämlich ein Licht, dessen Glanz verdoppelt wird, indem es von einer gläsernen Kugel mit Wasser umgeben ist, erleuchtete diesen Raum und warf sein lebhaftes Licht auf eine Frau, welche am Kamin in einem Lehnstuhl saß. Sie schien so in sich versunken, daß sie Bruyère's Eintritt nicht bemerkte; diese blieb stumm und unbeweglich an der Thüre stehen.

Die Frau hatte neben sich einen Stickrahmen, welcher mit grünem Tuch überzogen war, auf welchem sich, von Tausenden von Stecknadeln festgehalten, feine weiße Fäden hin- und herkreuzten, an welchen kleine Klöppel von Ebenholz hingen; die auf diesem Stickrahmen begonnene Spitzenarbeit war von bewunderenswürdiger Schönheit und ließ die Hand einer vortrefflichen Arbeiterin erkennen.

Madame Perrine, so hieß diese Frau, schien ungefähr 45 Jahre alt, sie war ohne Zweifel sehr schön gewesen. Zwei Streifen pechschwarzen Haares, welche von der weißen Haube, wie die Bäuerinnen sie tragen, zusammengehalten wurden, faßten ihre Stirn ein, die, wie überhaupt ihre Gesichtsfarbe, sehr dunkel war; ihre schwarzen, weit offenen, glänzenden Augen, welche von feinen, gebogenen Brauen eingefaßt waren, irrten bald in der Leere herum, bald ruhten sie abwechselnd auf zwei Gegenständen, von denen wir sogleich sprechen werden. Die braune Gesichtsfarbe der Madame Perrine hatte etwas Kränkliches, die Magerkeit ihres Gesichtes ließ es länger erscheinen und verrieth die Größe ihrer Adlernase zu sehr; auf ihrem Munde, welcher von anmuthigem Schnitte war, schwebte ein melancholisches Lächeln; ihre nachdenkende Stirn stützte sie auf die Hand. Madame Perrine trug ein sehr sauberes Bauernkleid, dessen schwarzer Stoff die Weiße ihrer Haube und ihres kreuzweis gebundenen Halstuchs noch mehr hervor hob.

Bisweilen bewegte ein beinahe unbemerkbares Zucken zugleich die Lippen und die Augenbrauen dieser Frau; es war dieses ein Nervenzucken, das von den Folgen einer traurigen Krankheit herrührte.

Madame Perrine war viele Jahre geisteskrank gewesen.

Zuerst war ihre Krankheit förmliche Tobsucht gewesen, aber nach und nach hatte sie ihren Charakter verändert; auf den Wahnsinn war eine schmerzliche, aber unschädliche Melancholie gefolgt. Die Zeit und die auf sie verwendete Sorgfalt hatten nach und nach eine beinahe vollständige Genesung zuwege gebracht, und die tiefe Ruhe, deren Madame Perrine, seitdem sie in der Meierei von Grand-Genevrier eingezogen war, genoß, hatte die Genesung befestigt.

Nach aufmerksamem Studium des Charakters dieser Unglücklichen und besonders der mistrauischen Empfänglichkeit, welche von ihrer Krankheit zurückgeblieben war, hatte ihr der Arzt, im Widerspruch mit den gewöhnlichen Vorschriften, vornämlich in der ersten Zeit, welche sie auf dem Pachthofe zubringen würde, eine beinahe vollständige Einsamkeit angerathen. In der That empfand sie über ihren früheren Zustand eine so peinliche Beschämung, sie fühlte sich so sehr durch ihn erniedrigt, daß ihr selbst Wohlwollende durch ihre Gegenwart eine unsägliche Unbehaglichkeit, ja ein wahres Seelenleiden bereitet hätten. Gewiß, hatte der Arzt hinzugesetzt, wird diese Empfänglichkeit nach und nach verschwinden, aber wenn Madame Perrine sich nicht einem Rückfall aussetzen will, der dann vielleicht unheilbar ist, so muß sie in der Einsamkeit leben. Uebrigens waren diese Vorschriften mit dem Geschmacke der Frau so sehr übereinstimmmend, daß es sie glücklich machte, sich in sie zu fügen: den Tag über ging sie niemals aus, nur wenn die Nacht herangekommen war, und besonders bei hellem Mondschein, machte Madame Perrine an den Ufern des Teiches häufig lange Spaziergänge.

Bruyère, welche allein täglich Zutritt zu ihr hatte, leistete ihr tausenderlei Dienste. Das junge Mädchen, welches anfangs von ihr mit mistrauischer Zurückhaltung aufgenommen worden war, hinter der sich eine peinliche Beschämung verbarg, hatte nach und nach durch ihre natürliche Anmuth und durch ihre Zuvorkommenheit die krankhafte Scheu der Madame Perrine zu beseitigen gewußt. In Kurzem nahm diese an Bruyère einen zärtlichen Antheil: eine innere Regung, welche dazu beitrug, die Genesung der armen Kranken noch mehr sicher zu stellen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Bruyère in diese Wohnung eingetreten war, blieb sie, wie wir gesagt haben, vermöge des tiefen Nachdenkens, in welches Madame Perrine versenkt war, unbemerkt; die Gegenstände, auf welchen diese unbeweglich und schweigend abwechselnd ihren Blick ruhen ließ, waren zwei Bildnisse und zwei Briefe.



Das eine dieser Bildnisse in Miniatur lag in einer offenen Kapsel von Maroquin auf ihrem Schooße.

Das andere, welches viel größer war; denn es hatte ungefähr drei Fuß Höhe zu zwei Fuß Breite, befand sich in einer Art von Aufsatz, der den oberen Theil eines Meubels von Nußbaum ausmachte, dessen anderer Theil als Kommode diente.

Das Miniaturbild stellte einen jungen Mann von ungefähr 30 Jahren dar, mit brauner Gesichtsfarbe, lebhaften Augen, schwarzem, lockigem Haar, ein wenig in die Länge gezogenem Gesicht und geistreicher und kecker Bildung. Seine Züge zeigten, von dem Unterschiede im Alter und Ausdruck abgesehen, eine außerordentliche Aehnlichkeit mit denen der Madame Perrine. Diese Aehnlichkeit fand ihre Erklärung in den Worten, die auf den Rahmen des Medaillons graviet waren:

„Der guten Mutter von Martin.“

Das andere Bildniß oder vielmehr Gemälde; denn das Beiwerk gab ihm eine gewisse Wichtigkeit, trug das Datum 1845. Ein prächtiger Broncerahmen, welcher ciselirt und vergoldet war, und über dem sich die Zeichen des Königthums erhoben, stand mit der Aermlichkeit dieser Wohnung in seltsamem Gegensatz.

Dieser prächtige Rahmen umschloß die Gestalt eines Königs — eines Königs, welcher ein Volk im Norden von Europa beherrscht; dieser Fürst war bürgerlich einfach gekleidet; er trug einen blauen Rock, eine weiße Weste und ein schwarzes Halstuch.

Die Gesichtsbildung dieses Herrschers, welcher noch jung war, trug den Ausdruck einer eigenthümlichen Verbindung von hoher Einsicht, Entschlossenheit und Herzensgüte; sein Lächeln war sanft, obgleich ein wenig traurig, als wenn etwa allzufrühe Menschenkenntniß sein Herz verwundet hätte, ohne seine angeborne Herzensgüte trüben zu können; sein Blick erschien zugleich nachdenkend und durchdringend, übrigens fehlte es seinen Zügen an Regelmäßigkeit; die Lippen waren dick, die Nase lang, das Gesicht viereckig, nur die Augen waren sehr schön und von lasurblauer Farbe, welche mit dem blonden, sehr glatten Haar und dem dicken Schnurrbart von derselben Farbe vortrefflich harmonirte.

Die Stellung, der Ausdruck dieses Fürsten zeigten die äußerste Einfachheit, ja wir möchten sagen Gutmüthigkeit, wenn man nicht Gutmüthigkeit für unvereinbar mit Energie erklären will; seine große, starke Gestalt, seine gewölbte, breite Brust, seine starken Schultern, sein fleischiger Hals, seine muskulösen Hände sahen mehr plebejisch als aristokratisch aus und kündigten Kraft und Gesundheit an.

Wir haben von dem Beiwerk dieses Bildnisses gesprochen, es war zahlreich und merkwürdig.

In der Mitte des dunkeln, erdpechartigen Hintergrundes zeichneten zwei Büsten, welche, ohne Zweifel zum Zeichen, wie sehr sie zu ehren seien, auf Altären standen, ihr strenges Profil von weißem Marmor ab; der Künstler hatte sie in ein geheimnißvolles Schlaglicht gestellt.

Die eine dieser Büsten stellte Brutus dar.

Die andere Büste war die des Marcus Aurelius.

Die phrygische Mütze, mit welcher man die unbeugsame Gestalt des Brutus geschmückt hatte, war von scharlachrother Farbe und von einem glänzenden Nimbus umgeben, welcher in dem Halblicht, in welches der Künstler ohne Zweifel mit Absicht diese Büste sowol als die des Marcus Aurelius gestellt hatte, doppelt leuchtete. Die nachdenkende Stirn dieses Letzteren schien ebenfalls von einer göttlichen Klarheit zu erglänzen.

Es war unmöglich, in dieser Verherrlichung nicht einen glänzenden Beweis der Verehrung, welche dieser König für den großen Kaiser und für den großen Tribunen (?) empfinden mußte, zu erblicken.

Ist die anbetende Bewunderung eines Fürsten für Marcus Aurelius, einen dieser Gottesmänner, dieser verehrungswürdigen und dreimal heiligen Seelen, welche von Gott unmittelbar ausgegangen zu sein scheinen, allenfalls erklärlich, so wird man es vielleicht weniger begreiflich finden, wie ein absoluter Herrscher — und die Könige des Nordens sind dies alle (?) — dem unbesiegbaren Tribunen, in welchem die Mannestugend und die stolze Unabhängigkeit wahrhaft republikanischer Seelen Fleisch geworden zu sein scheinen, eine verehrungsvolle Bewunderung, eine Art von Bilderdienst habe widmen können.

Dieses waren die beiden Bildnisse, welche Madame Perrine, die geheimnißvolle Bewohnerin der Meierei von Grand-Genevrier, mit träumerischer Miene betrachtete, von denen sie dann und wann ihren Blick losriß, um einige Stellen in den beiden Briefen, welche auf ihrem Schooße lagen, immer noch einmal zu lesen.

Der eine dieser Briefe lautete, wie folgt:

Paris, den 20. October 1845.

„Gute, liebe Mutter!

„Nach wenigen Tagen werde ich Dich wiedersehen, bis dahin Geduld, Muth und Hoffnung; besonders brauchst Du nichts zu fürchten; Claudius wacht über Dich, er steht für die Verschwiegenheit des Pachters ein, auch gehst Du ja am Tage niemals aus, und der Graf Duriveau besucht niemals seine Meiereien. Sollte ihn aber auch der Zufall nach Grand-Genevrier führen, ja sogar ihn Dir gegenüberstellen, so hast Du doch nichts zu befürchten. Seit mehr als 30 Jahren hat der Graf Dich nicht gesehen, und Du hast so viel gelitten, arme Mutter, Du hast Dich so sehr verändert, daß der Graf unmöglich Dich wieder erkennen kann.

„Du sollst meinen Plan erfahren, Du sollst erfahren, warum es mir, als ich, von meiner Reise in den Norden durch die späte Enthüllung des Claudius zurückgerufen, nicht ohne Mühe und Dank den vortrefflichen Empfehlungen eines meiner früheren Herren gelungen ist, beim Grafen Duriveau eine Kammerdienerstelle zu erhalten.

„Auch bei diesem Punkte, liebe, zärtliche Mutter, laß Dich keine Besorgniß anwandeln, ich habe die Probe bestanden, ich bin mit mir zufrieden. Ich bin in Gegenwart des Grafen ruhig und unerforschlich geblieben, und doch sagte ich während dieser seltsamen Unterredung, um mich noch besser zu prüfen, zu mir selbst:

„Dieser Mann, der mich mit so hochmüthigem Stolze ausfragt — dieser Mann ist mein Vater — er weiß nicht, daß ich sein Sohn bin — der Sohn dieses armen 16jährigen Mädchens, das er einst in seiner Grausamkeit —

„Aber genug, genug, liebe Mutter, warum diese schrecklichen Erinnerungen zurückrufen? Ich erwähnte die Sache nur, damit Du aus der Ruhe, die ich bei dieser Zusammenkunft gezeigt, auf meine Selbstbeherrschung schließen könntest. Ich bitte Dich noch

einmal, beruhige Dich. Während meiner Unterhaltung mit dem Grafen hat mich trotz der Gedanken und Gemüthsbewegungen aller Art, die in mir kochten, meine Kälte nicht verlassen; ich habe auf alle hochmüthigen Fragen des Grafen so passend, achtungsvoll und ruhig geantwortet, daß er mich auf der Stelle in Dienst genommen hat.

„Wundere Dich übrigens über diese gewaltige Herrschaft, die ich über mich selbst habe, nicht zu sehr; denn siehst Du, liebe Mutter, das Bedientenleben, dem ich zwar zuletzt entsagt hatte, das ich aber so lange geführt, hat mich so sehr daran gewöhnt, meine Gefühle in mein tiefstes Innere zu verschließen, daß mir eine scheinbare Unempfindlichkeit zur zweiten Natur geworden ist.

„Daher beschwöre ich Dich, theuerste Mutter, fürchte in diesem Bezug nichts, meine Sache ist heilig und gerecht, meine Pläne werden gelingen.

„Du hast mich gefragt, wie das Bildniß, das ich Dir geschickt hatte, weil ich es nicht für klug hielt, es hier zu behalten, in meinen Besitz gekommen sei; der einfache, würdige und rührende Brief, den ich Dir mitschicke, wird Dich darüber belehren. Indem ich ihn an Dich einlege, gute Mutter, und bedenke, daß er von Dir, deren edles und großes Herz so grausam geprüft worden ist, gelesen und verstanden werden wird, fühle ich zum ersten Male in meinem Leben etwas Stolz; denn ich sage mir, daß Du auf Deinen Sohn stolz sein wirst, und dann ehre ich in mir den Sohn der armen Arbeiterin, die feige verführt und unwürdig verlassen worden, den Sohn des Volkes, der nach dem elendesten, gefahrvollsten, niedrigsten Leben im Begriffe steht — aber verzeih, liebe Mutter, verzeih, ich werde gewahr, daß diese Regung des Stolzes, wenn sie vielleicht die erste ist, darum nur um so lebhafter ist. Nicht mir steht es an, stolz zu werden, nur Du hast ein Recht, auf Deinen Sohn stolz zu sein, wenn sein Betragen Dir würdig und gut scheint.

„Lebe wohl, liebe Mutter, auf baldiges Wiedersehen — vielleicht in 3 oder 4 Tagen; denn mein Herr reiset, wie ich hoffe, übermorgen in die Sologne ab, und die Vorsicht wird mir nicht erlauben, Dich schon an dem Tage meiner Ankunft in meine Arme zu schließen.

„Noch einmal, lebe wohl, verehrteste der Mütter, ich küsse Dir kindlichst Stirne und Hände.

„Dein ehrerbietiger Sohn

Martin."

Der zweite Brief, auf den Madame Perrine oft mit Stolz die Blicke warf, war an Martin von dem Könige gerichtet, welcher oben geschildert worden *).

Den 30. August 1845.

„Ich verdanke Ihnen das Leben — ich verdanke Ihnen mehr als das Leben — nehmen Sie dieses Portrait als Pfand meiner Erkenntlichkeit und meiner tiefen Achtung.

„Gern erinnere ich mich, gern erinnere ich auch Sie an die Ursache dieser Erkenntlichkeit, an den Grund dieser tiefen Hochachtung.

„Es ist ein Jahr her, daß ein seltsames Abenteuer Sie zu mir in Bezug setzte. Sie konnten vermöge des Incognito, das mich verbarg, nicht errathen, wer ich war, und Sie haben mich dessen ungeachtet aus einer Lebensgefahr gerettet **).

„Ich wollte wissen, wem ich das Leben verdankte. Ihre Geschichte war einfach. Sie waren mit einer Herrschaft in's Land gekommen, dann waren Sie, dieses Verhältnisses müde, zu dem Stande Ihrer Kindheit zurückgekehrt und Handwerker geworden, um zu verdienen, was Sie brauchten, um nach Frankreich zurückzukehren.

„Ein Dritter kam dazu, er kannte mich und nannte meinen Namen.

„Zu meinem großen Erstaunen, ich gestehe es, zeigten Sie in meiner hohen Gegenwart, wie man das bei Hofe nennt, weder Verlegenheit, noch kriechende Ehrfurcht, und zu meiner noch größeren Verwunderung zeigte Ihre Haltung nichts Gezwungenes, sie war würdig und einfach. Es war mir sehr merkwürdig, bei einem Handwerker ein so sicheres Benehmen und so viel Mäßigung zu finden, und da ich ein lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit gegen Sie empfand, sprach ich den Wunsch aus, daß man uns Beide allein ließe. Als dies geschehen, fragte ich Sie, wie ich für den Dienst, den Sie mir geleistet, dankbar sein könnte. Ich werde Ihre Antwort niemals vergessen.

„Sie können für mich nichts thun, sagten Sie, ich bin jung und stark, ich habe keine Familie, noch wenige Tage Arbeit, und ich werde verdient haben, was ich brauche, um nach Frankreich zurückzukehren. Aber hier, auch in diesem Lande, gibt es viele Handwerker, die nicht wie ich jung, stark und ohne Sorge für die Zukunft sind. Es gibt deren, die bei starker Familie ehrlich und arbeitsam grausame Entbehrungen erdulden, denken Sie an das unverdiente Loos dieser Männer, unserer Brüder, Sire, bewirken Sie, daß dieselben weniger zu erdulden haben, und ich werde Gott segnen, daß er mich gewählt, Ihr Leben zu retten.

„Diese Worte, die von Ihnen mit Wärme und Festigkeit ausgesprochen wurden, riefen in mir neue Verwunderung hervor. Zum ersten Mal, ich habe es Ihnen später gestanden, ward meine Aufmerksamkeit auf eine Art Elend gelenkt, die ich immer für nothwendig, unvermeidlich und hülflos gehalten hatte. Der seltsame Umstand, der uns zu einander in Bezug setzte, gab Ihrer edlen Bitte einen eigenthümlichen Charakter. Mehr und mehr betroffen von einer Uneigennützigkeit und einer Seelengröße, die ich bei den Leuten Ihres Standes für so selten hielt, unterhielt ich mich lange mit Ihnen, ich wünschte alle Einzelheiten aus Ihrem Leben zu erfahren. Sie dachten wahrscheinlich, daß eitle Neugierde an meinem Wunsche zuviel Antheil hätte, und gaben mir zu verstehen, daß man das Vertrauen gewinnen, aber nicht befehlen kann. Ich sprach darauf mit Ihnen von dem Elende der Leute, welche Sie unsere Brüder nannten; das war nicht mehr Ihre persönliche Angelegenheit, es war die Sache der Ihrigen, die Sie jetzt zu vertheidigen hatten, und nun waren Sie mehr als beredsam, Sie waren einfach, rührend und wahr. Sie nannten mir unabweisbare Thatsachen und Zahlen, Sie machten mir mit wenigen Worten die Schilderung einer unerbittlichen Wirklichkeit, Sie enthüllten mir schreckliche Dinge, und wenn Sie nicht gleich in dieser ersten Unterredung gewisse hartnäckige Vorurtheile, Meinungen und Ueberzeugungen bei mir erschütterten, so verließ ich Sie doch nachdenkend mit einem Stachel im Herzen.

„Ich gestehe Ihnen meinen Argwohn mit um so weniger Bedenken, da Sie ihn zerstört haben; ich glaubte einen Augenblick, daß Ihr Stolz oder meinetwegen Ihr Ehrgeiz erwachen und Sie Ihnen die Wichtigkeit der Aufmerksamkeit, die ich Ihnen geschenkt, in übertriebenem Lichte darstellen, und daß Sie sich bald bemühen würden, sich wieder bei mir in Erinnerung zu bringen. Aber es war damit nichts. Ich erfuhr hinter Ihrem Rücken, daß Sie den Tag nach unserer Unterredung Ihre Arbeit wieder aufgenommen hätten und daß Sie sie fortsetzten, indem Sie über unser Zusammentreffen ein vollkommenes Stillschweigen beobachteten.

„Seitdem habe ich Sie wieder zu sehen gesucht; unsere Zusammenkünfte haben vor Aller Augen verborgen häufig stattgefunden; ich habe den geraden Sinn, den gesunden Verstand, die edle Denkungsart, welche Sie auszeichnen, mehr und mehr schätzen gelernt; ich habe Sie nicht gefragt, durch welches Zusammentreffen von außerordentlichen Umständen Sie, der mir an Herz und Geist den meisten Menschen überlegen zu sein schien, bewogen habe, sich mit einer so bescheidenen Stellung zu begnügen. Ihr Geheimniß war mir heilig.

„Ich hörte Ihnen mit Nutzen zu. Auf meine Bitte willigten Sie ein, einige Zeit in meinem Reiche zu bleiben, wenn auch nur, indem Sie eine Arbeit für mich übernahmen, welche Sie mit ängstlicher Genauigkeit ausführten; denn Ihre Delicatesse ist äußerst argwöhnisch. Unsere Beziehung, die einmal geheim blieb, war von großem Werthe für mich; als Findelkind haben Sie alle Lagen, alles Elend der Leute vom Volke durchgemacht, später hatten Sie Ihr abenteuerndes Leben und Ihre Stellung als Bedienter mit allen Classen der Gesellschaft, von der niedrigsten bis zur höchsten, in Berührung gebracht. Von Natur nachdenkend und beobachtend und mit scharfem und durchdringendem Verstande begabt, haben Sie über Das, was Sie gesehen, tiefe Betrachtungen angestellt, indem Sie die Ursachen wenigstens eben so sehr als die Erfolge studirten. Dabei haben Sie, davon habe ich mich überzeugt, eine so strenge Wahrheitsliebe bewährt, daß Sie, was es in den Volksclassen, denen Sie anzugehören sich rühmten, Gutes und Böses gibt, gewiß niemals übertrieben oder zu gering dargestellt haben. Nachdem ich mich einmal Ihrer Aufrichtigkeit vergewissert hatte, widmete ich den Aufklärungen, welche ich bei Ihnen fand, ein reifliches Nachdenken; denn es waren wahrhafte, mannigfaltige, lebendige Aufklärungen, auf die ich bis dahin nicht hatte stoßen können, weil nichts seltener ist, als die Verbindungen eines solchen Schicksals, wie das Ihrige, mit einem Charakter und Geiste wie der Ihrige.

„Nachdem ich einmal durch reifliche Ueberlegungen, die aus unseren Unterhaltungen hervorgegangen, auf einen neuen Weg geführt war, auf welchem fortzuschreiten schwer, vielleicht gefährlich ist, eröffneten sich mir, wenn auch — ich muß es gestehen — nur langsam und nach und nach, neue Gesichtskreise, klärten sich große Wahrheiten meinem Geiste auf.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Sie wissen, ich habe versucht, nicht undankbar gegen Sie zu sein; als ich im Begriff war, Ihnen meine Erkenntlichkeit in einer Weise, die nach Ihrem Herzen wäre, zu beweisen, reiseten Sie plötzlich nach Frankreich ab. Eine heilige Pflicht, sagten Sie, riefe Sie dahin. Mit Trauer und Bedauern habe ich Sie auf eine lange Zeit, vielleicht für immer, scheiden sehen.

„Es will mich bedünken, Sie sind mir einen Ersatz schuldig, denken Sie auch so, so gewähren Sie mir eine Bitte, die, wie ich glaube, jetzt nicht mehr unbescheiden sein wird.

„Erinnern Sie sich, daß ich einst in Betreff eines außerordentlichen Vorfalls, von dem Sie Zeuge gewesen, nicht Ihre Aufrichtigkeit, aber wol die Treue Ihres Gedächtnisses in Zweifel zog? In diesem Betreff sagten Sie mir, wäre es beinahe unmöglich, daß Ihr Gedächtniß Sie täuschte; denn seit langen Jahren schrieben Sie beinahe Tag für Tag auf, was Ihnen begegnete.

„Ihr Leben muß von Ihrer Kindheit bis zu diesem Tage bisweilen ein so seltsames Ansehen gehabt und so verschiedenartige Lagen dargeboten haben, daß diese Erzählung, einfach und aufrichtig, wie Sie ohne Zweifel sein wird, nothwendig ein reicher Text zu ernsten Betrachtungen sein muß. Auch haben mich einige Worte, die Sie über diesen Gegenstand fallen ließen, besonders lebhaft ergriffen. Die Stellung des Bedienten, sagten Sie zu mir, habe Sie, indem Sie Ihnen das Heiligthum des heimischen Herdes eröffnet, in den Stand gesetzt, Geheimnisse kennen zu lernen, die selbst dem Arzte, dem Richter, dem Priester, den drei Beichtvätern der Seele und des Körpers, undurchdringlich gewesen, und die fehlerhafte Einrichtung des Familienlebens, welches Sie auf diese Weise von einem so nahen Standpunkte aus betrachten können, habe Ihnen, setzten Sie hinzu, die merkwürdigsten und herbsten Aufklärungen gegeben.

„Vertrauen Sie mir diese Memoiren Ihres Lebens an, es ist nicht eine eitle Neugierde, die mich veranlaßt, diese Bitte an Sie zu richten. Der Mensch ist überall derselbe; was in Frankreich gilt, gilt auch hier, und für Diejenigen, welche berufen sind, unter den Menschen eine weitumfassende Wirksamkeit auszuüben, ist das Studium des Menschen von mächtigem und ewigem Interesse. Soll ich noch hinzusetzen, daß ich diese Memoiren auch deshalb gerne lesen möchte, weil darin vielleicht die Rede von mir und meinen Handlungen ist, und weil diese Memoiren nicht für mich geschrieben sind? Denn ich kenne Sie und weiß, daß keine Rücksicht im Stande gewesen sein wird, in Dem,

*) Es ist uns immer nothwendig erschienen, die dem Scheine nach auffallenden Erdichtungen durch analoge Thatsachen so zu sagen zu legitimiren, welche nicht die Wirklichkeit, aber doch die Möglichkeit eines Motives, dem man vielleicht ohne diese Vorsicht Unwahrscheinlichkeit vorwerfen würde, beweisen können.

Man höre also folgende Thatsache:

Eine Frau von großem Geiste und großem Herzen, Frau Bettina von Arnim, die niemals in der mindesten persönlichen Beziehung zu Friedrich Wilhelm, König von Preußen, gestanden hat, sagt in der Vorrede zu einem Buche, das den Titel führt: Dieses Buch gehört dem Könige, daß sie sich zu diesem Titel erst entschlossen habe, nachdem ihr der König förmlich zugesichert, das ganze Buch durchzulesen. Nun schildert dieses Buch das fürchterliche Elend der arbeitenden Stände und nimmt mit aller Kühnheit die allerdringendsten socialen Fragen auf, und wir glauben zu wissen, daß in Folge der Lesung dieses Buches sich zwischen Friedrich Wilhelm und der edlen Frau, welche die Sache der verwahrlosten Classen der Gesellschaft so muthig zur ihrigen gemacht und die Aufmerksamkeit eines Allmächtigen auf die schrecklichen Fragen, die ganz Europa durchdröhnen, zu ziehen gewußt, ein fortlaufender Briefwechsel entsponnen hat.

**) Der Vorfall hat dem Vernehmen nach im Gebirge bei Möckern stattgefunden!!! Anmerk. d. Uebersetzers.

was mich betrifft, die Unabhängigkeit Ihrer Ueberzeugungen zu trüben.

„Ich dringe nicht weiter in Sie, Sie werden die Gründe meiner Zurückhaltung zu verstehen wissen; geben Sie mir eine abschlägige Antwort, so werde ich überzeugt sein, daß Sie Gründe dazu haben, welche ehrenwerth sind, und die ich im voraus zu achten weiß, ohne sie zu kennen.

„Leben Sie wohl, sein Sie auf immer überzeugt von der Hochachtung und tiefen Erkenntlichkeit

Ihres wohlaffectionirten

**** ****

„Ich habe Ihren Brief Nr. 2 erhalten, ich danke Ihnen über die Nachricht im Betreff der Einrichtung der Drehlade, die Sache ist bewunderswürdig; der Name des wackern Mannes, dessen liebevolle Genialität auf diese Weise Tausenden von Kindern das Leben retten wird, war hier noch unbekannt, während beim ersten Kanonenschuß der Name und Titel des einfältigsten unserer Menschentödter, sobald er nur recht viele gemordet und geplündert hat, innerhalb 8 Tage von einem Ende von Europa bis zum andern wiederhallt."

Vierzehntes Kapitel.

Die Unterredung.



Madame Perrine, immer noch in die Briefe und in die Betrachtung der beiden Bildnisse, von denen wir gesprochen haben, vertieft, bemerkte Bruyère's Gegenwart nicht.

Seit der unvollkommenen Enthüllung des alten Jacob, welche so interessant für sie war, da sie ihr die schwankende Hoffnung gab, vermöge gewisser Gegenstände, welche, wie der Greis sagte, seit langer Zeit in einem verlassenen Backofen verborgen seien, in das Geheimniß ihrer Geburt einzudringen, fühlte das junge Mädchen eine peinigende Ungeduld. Gleichwol konnte sie sich nicht enthalten, als sie bei Madame Perrine eintrat, beim Anblick des königlichen Bildnisses, dessen reichvergoldeter Rahmen zuerst ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, lebhaft ergriffen zu werden.

Aber nachdem sie beinahe unwillkürlich einen raschen Blick auf dasselbe geworfen hatte, wandte sie die Augen ab, weil sie es ihrer nicht würdig hielt, dies Bildniß, dessen Existenz ihr durch eine Art Unachtsamkeit enthüllt wurde, länger zu betrachten; denn Madame Perrine hatte bis dahin in Bruyère's Gegenwart den oberen Theil des Geräths, welcher dieses Gemälde enthielt, bis dahin niemals geöffnet.

Um ihrer peinlichen Lage ein Ende zu machen und die Aufmerksamkeit der Madame Perrine auf sich zu ziehen, hustete das junge Mädchen erst leise, dann lauter, dann verrückte sie, als sie sah, daß Madame Perrine noch immer in Gedanken war, einen Stuhl. Bei diesem plötzlichen Geräusch fuhr diese auf, erhob sich mit einer raschen Bewegung und schloß die Thüren des Schrankes, um das Bildniß zu verbergen, während sie sich zugleich bestrebte, die beiden Briefe und das Miniatur-Gemälde, welches Martin darstellte, in die Tasche zu stecken. Dann wandte sie sich zu Bruyère und sagte zu ihr sanft, aber ziemlich verlegen:

„Guten Abend, liebes Kind, ich hatte Dich nicht gesehen."

„Ich trat herein, ohne daß Sie mich hörten, Madame Perrine," antwortete Bruyère verlegen über die Zudringlichkeit, die sie, ohne es zu wollen, ausgeübt hatte; „ich machte ein Bißchen Lärm, damit Sie bemerkten, daß ich da wäre, nehmen Sie's nicht übel."

Madame Perrine reichte dem jungen Mädchen liebevoll die Hand, diese drückte sie an ihre Lippen.

„Da die Stunde, in der Du gewöhnlich kommst, vergangen war," fuhr Madame Perrine fort, „erwartete ich Dich nicht mehr, liebes Kind."

Bruyère, die in diesen Worten eine Gelegenheit sah, sogleich auf den Gegenstand zu kommen, den sie mit Madame Perrine zu besprechen sich vorgesetzt hatte, antwortete mit bewegter Stimme: „es ist, weil der alte Jacob so lange mit mir gesprochen hat, Madame Perrine."

„Der alte Jacob, der arme, alte Schäfer, von dem Du mir ein paar Mal erzählt hast? Hast Du mir nicht gesagt, daß er seit langer Zeit das Gedächtniß verloren habe, und daß er zu Niemand spräche?"

„Es ist wahr, Madame Perrine, ich bin auch sehr erstaunt, um so mehr, da Das, wovon er mich unterrichtete" —

Bruyère vollendete nicht, Verwirrung, Furcht malten sich auf Ihrem Gesichte, Madame Perrine, verwundert über das Schweigen und die Gemüthsbewegung des jungen Mädchens, erwiderte:

„Du bist ganz blaß, Du zitterst, Du schweigst, was fehlt Dir, Kind, was ist vorgefallen?"

Nach neuem Zögern sprach das junge Mädchen schüchtern:

„Madame Perrine, ich stehe allein in der Welt, ich habe Niemanden, der mir in diesem Augenblicke rathen kann, ich wage nicht, aus mir selber zu handeln, und nun komme ich zu Ihnen" —

„Sprich — sprich" — antwortete Madame Perrine mit zärtlicher Eile, „ich habe nicht viel Einsicht, aber ich habe Dich lieb, das wird mich gewiß auf den rechten Weg leiten."

„Oh — halten Sie wirklich etwas auf mich, Madame Perrine?" sagte Bruyère lebhaft.

„Ob ich Dich lieb habe, liebes Kind! Ich liebe Dich, wie ich meine Tochter lieben würde, wenn das Schicksal mir eine gegeben hätte, aber es hat mein Mutterglück beschränkt, ich habe niemals mehr als ein Kind gehabt, nur einen Sohn — den besten, den würdigsten der Söhne," setzte sie stolz hinzu.

Dann wandte sie sich zärtlich zu Bruyère.

„Aber Du siehst, ich habe kein Recht, mich zu beklagen: ich habe einen Sohn, auf den ich stolz sein kann, und Du hast mich beinahe so lieb, wie Du Deine Mutter haben würdest, nicht wahr, liebes Kind?"

„Ja — o ja — wie ich meine Mutter geliebt haben würde." Dann aber verbesserte sich das Mädchen und fügte halb laut hinzu: „ach nein, einer Mutter sagt man Alles."

Und sie schwieg von neuem und trocknete ihre Augen.

„Höre, liebes Kind, seit einiger Zeit machst Du mir Sorgen," sagte Madame Perrine, indem sie Bruyère zu sich heranzog und sie besorgt bei der Hand faßte: „ja, seit einiger Zeit habe ich Dich bleich gefunden, leidend, zerstreut, besonders vor einem Monat, Du weißt, als Du mich drei Tage nicht besucht hattest, da fand ich Dich so verändert."

„Ich war krank gewesen," antwortete Bruyère lebhaft, „sehr krank, Madame Perrine, ich versichere es Ihnen."

„Ich habe es nur zu wohl bemerkt; als Du wieder kamst, warst Du kaum zu erkennen und" —

„Ich bitte Sie," rief das junge Mädchen, mit beinahe flehender Stimme, „lassen Sie uns davon nicht sprechen."

„Gott! Gott! Bruyère, was hast Du? Warum diese Heimlichkeit, diese Verlegenheit, diese Thränen?"

„Es ist nichts, Madame Perrine," versetzte Bruyère, indem sie versuchte, sich ruhiger zu zeigen. „Die Worte des alten Jacob, die Hoffnung, welche sie in mir erregt haben, machen mir wol den Kopf drehen, nehmen Sie's nicht übel, Madame Perrine."

„Nun, armes Kind," sagte Madame Perrine, indem sie Bruyère auf die Stirn küßte, „beruhige Dich, laß hören, Du wolltest mich eben in Bezug auf die Unterredung mit dem alten Schäfer um Rath fragen."

„Ja, Madame Perrine; denn nach Dem, was mir der alte Jacob gesagt hat, könnte ich vielleicht eines Tages meine Aeltern wieder erkennen."

„Und wie das?"

„Hören Sie, Madame Perrine, ich bin ein ausgesetztes Kind, vielleicht sind mein Vater, meine Mutter durch die Nothwendigkeit gezwungen worden, mich so zu verlassen."

„Sobald man einer Mutter nicht ihr Kind raubt, und das mit Gewalt oder während sie schläft — eine Frau, die ihr Kind verläßt, ist ein Ungeheuer," rief Madame Perrine mit eigenthümlicher Erhebung.

Und jetzt färbte sich zum ersten Mal, seitdem sie mit Bruyère sprach, ihr blasses Antlitz mit lebhaftem Roth, ihre Augen glänzten.

Kaum hatte Martin's Mutter diese Worte ausgesprochen, als Bruyère einen herzzerreißenden Schrei ausstieß, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte und mit dem Ausrufe auf die Kniee fiel:



„Gnade! Gnade!"

„Bruyère, was hast Du, warum bittest Du mich um Gnade?" sagte Madame Perrine, indem sie Schrecken, Schmerz und Verzweiflung in den Zügen des jungen Mädchens sich abmalen sah.

Darauf glaubte sie plötzlich die Ursache dieser Aufregung zu errathen und sagte jetzt ihrerseits flehend und mit betrübter Stimme:

„Bruyère, verzeih, ich muß Dich um Gnade bitten, liebes Kind; denn, ohne es zu wollen und durch die erste Regung hingerissen, habe ich vielleicht Deiner Mutter Unrecht gethan. Verzeih mir, liebe Kleine, ich habe übel daran gethan, so zu sprechen wie ich that — lieber Gott, so ein armes, junges Mädchen, verrathen, verlassen, verliert denn wol den Kopf — was soll man dazu sagen? Furcht, Schaam" —

„O ja! nicht wahr, Madame Perrine," rief Bruyère schaudernd — „die Schande — es ist so etwas Fürchterliches die Schande und dann die Spöttereien, die Verachtung, wenn man daran nicht gewöhnt ist — o die Schande, sehen Sie, ich könnte es nicht überleben."

Und da Bruyère bemerkte, daß bei diesen Worten Madame Perrine zusammenfuhr und sie mit sorgenvoller Verwunderung und Neugierde ansah, setzte sie rasch hinzu:

„Ich muß auch sagen, Madame Perrine, als mir vorhin der alte Jacob sagte, daß ich vielleicht meine Mutter wieder finden könnte — da war zuerst meine Freude groß, o sehr groß; aber bald darauf sagte ich zu mir selbst: wenn ich meine Mutter entdecke, wenn ich zu ihr gehe, so bedecke ich sie vielleicht mit Schande; denn vielleicht ist ihr Fehltritt verborgen geblieben, oder er ist vergessen, und ich, ihre Tochter, ich würde diesen Fehltritt, diese Schande wieder erwecken — und doch — seine Mutter zu kennen, sie zu sehen — o Madame Perrine, was soll ich machen, Sie sehen, daß ich Ihren Rath sehr nöthig habe — aber was haben Sie? Wie werden Sie bleich, Ihre Hände zittern."

„Es ist nichts, Kind," antwortete Madame Perrine mit veränderter Stimme, indem sie sich mit der Hand über ihre heiße Stirn strich: „Deine Aufregung steckt mich an, und dann, wenn Du wüßtest, welche Erinnerung! Doch von mir ist nicht die Rede, wir wollen von Deinen Angelegenheiten sprechen. Dein Zögern verstehe ich wohl — es beweist mir Dein vortreffliches Herz — nur sage mir, wie hat der alte Jacob Dir

Hoffnung geben können, Deine Aeltern wieder zu finden?"

„Gewisse Gegenstände, die mir behülflich sein könnten, das Geheimniß meiner Abkunft zu enthüllen, seien, sagte er, in den Trümmern des Backofens dahinten am Ufer des Teiches versteckt."

„Wie hat der alte Jacob das erfahren?"

„Im Traum" —

„Im Traum! armes Kind, dem Traum eines armen Greises, der von Leiden geschwächt ist, schenkst Du Glauben?"

„Was er einen Traum nennt, Madame Perrine, ist ein Gedächtnißblitz, wie er sie manchmal hat."

„Aber hat er Dir keine anderen Aufklärungen gegeben?"

„Nein, Madame Perrine; nach dieser Enthüllung sank er, ohne Zweifel erschöpft, in sein finsteres Schweigen zurück."

„Aber wer hat diese Gegenstände dort versteckt?"

„Er selbst."

„Wie sind sie in seinen Besitz gekommen?"

„Eine unbekannte Person hat sie ihm gegeben, mehr konnte ich nicht erfahren; denn auch in diesem Augenblicke verließ ihn sein Gedächtniß."

„Das ist seltsam," sagte Madame Perrine nachdenkend, „indessen nichts ist leichter, als sich über die Wahrheit dieser Enthüllung zu vergewissern. Wo ist das Versteck, das er Dir bezeichnet hat?"

„Zwei Schritt von hier."

„Ein Haufen Ziegel, ganz bedeckt mit Moos und Epheu, da, dicht am Teich — nicht wahr?"

„Ja, Madame Perrine, es war ein früherer Backofen der Meierei, er ist verfallen, weil man näher am Hause einen anderen erbaut hat."

Nach einem Augenblicke Stillschweigens, während dessen die Züge der Madame Perrine häufiger, als es bis jetzt der Fall war, durch ihr Nervenzucken bewegt zu sein schienen, sagte sie zu Bruyère:

„Höre, liebes Kind, Du mußt Dich, scheint es mir, vor allen Dingen von der Wirklichkeit Dessen, was der alte Jacob Dir gesagt hat, überzeugen; die Entdeckungen, die Du machst, mögen Deine weiteren Schritte bestimmen. Ist das nicht auch Deine Meinung?"

„Ja, Madame Perrine."

„Die Stunde ist passend, in der Meierei schläft Alles, warum gehst Du nicht gleich hin dieses Versteck zu untersuchen?"

„Madame Perrine, Sie gehen ja manchmal des Abends aus, wollen Sie mich nicht begleiten?"

„Gern, liebes Kind."

Im Augenblick, wo Madame Perrine sich anschickte, hinauszutreten, faßte Bruyère sie lebhaft bei der Hand, und ihre Lippen öffneten sich, als wenn sie sprechen wollte, dann ließ sie, wahrscheinlich von ihren Gedanken übermannt, niedergeschlagen den Kopf sinken, ließ die Hand ihrer Beschützerin los, stieß einen tiefen Seufzer aus und murmelte:

„Nein, die Kraft fehlt mir, ich wage nicht."

„Was wagst Du nicht, Kind?"

„Ihnen Alles zu sagen — und doch werde ich müssen; denn sehen Sie, Madame Perrine, es ist nicht blos um meinetwillen, daß ich meine Aeltern kennen möchte" —

„Nicht blos um Deinetwillen?"

„Kommen Sie — kommen Sie — Madame Perrine," sagte Bruyère eilig, als wenn sie gefürchtet hätte, von einem Ausbruch unwillkürlicher Offenherzigkeit überrascht zu werden — „kommen Sie — was wir in diesem Versteck finden, soll darüber entscheiden, ob ich schweige oder Ihnen Alles sage."

Die beiden Frauen traten aus dem Zimmer, gingen über die kleine Treppe und waren außerhalb der Gebäude.

Der Himmel war bewundernswürdig heiter, über dem schwarzen Vorhang von großen Tannen, die sich unabsehlich weit erstreckten, glänzte der Vollmond, ein weißlicher Dunst schwebte über dem stehenden Wasser des Teiches, aber diese ungesunde Ausdünstung vertheilte sich, je höher der Mond allmälig heraufstieg, dessen glänzender Wiederschein den Teich in eine ungeheure Silberfläche verwandelte.

Tief war das Schweigen.

Der Abendwind, der das trockene Schilf bewegte, machte es stoßweise rauschen, aber wenn von Zeit zu Zeit dieses leichte Säuseln mit dem launischen Blasen des Windes aufhörte, hätte ein aufmerksames Ohr in der Ferne — weit in der Ferne — den dumpfen, regelmäßigen Hufschlag mehrer galoppirender Pferde, die nach und nach näher kamen, unterscheiden können.

Madame Perrine und Bruyère waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um diesen Umstand zu bemerken.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sommerabend.

(Fortsetzung aus Nr. 110.)

Schon seit einiger Zeit war dem Arzte eine Veränderung in der Beleuchtung der Gegend aufgefallen. Die Farben verloren ihre Reinheit, und die vorher so durchsichtige Luft schien immer wolkiger zu werden. Lange, scharfabgeschnittene Wolkenstreifen zeigten sich am Himmel, und die Gipfel der Berge fingen an sich zu umnebeln und im Nebel sich zu verstecken. Das anmuthige Thal, das bisher so ruhig in goldner Klarheit geathmet hatte, schien nun unter einem unheimlichen Drucke zu liegen, der von Zeit zu Zeit durch einen starken Luftstoß unterbrochen wurde. Es war aber, als ob der ängstliche Druck in der Atmosphäre auch dem Gemüthe des Betrachters insofern sich mittheilte, als er nicht den Muth fand, die Freunde oder die übrigen Anwesenden um die Bedeutung dieser Veränderungen zu befragen. Das Schiff, sagte er zu sich selbst, muß ja wol nun schon in der Mitte des Sees sein, und bald werde ich es vom Vorplatz der Ruine aus sehen können; wenn ein Sturm im Anzug ist, so wird er doch wol erst in der Nacht ausbrechen, wenn die Reisenden längst im sichern Port sind. Die Erfahrung, die er bisher gemacht hatte, daß die Dampfboote genau ihre Zeit einhielten, diente ihm zu besonderer Beruhigung. Während man aber noch vor einem Stündchen geneigt sein mochte, dem herrlichen Sommernachmittage mit seiner friedevollen Sabbathstimmung ewige Dauer zu wünschen, so war der Arzt jetzt herzlich froh über das unwandelbare Gesetz der wandernden Zeit. Jede Minute, die verging, hatte für ihn etwas Tröstliches, weil sie ihm den Augenblick der Ankunft des Schiffs näher rückte. So erfreute er sich denn an Allem, was ihm das Gefühl des herannahenden Abends bestätigte; und, so sehr ihn vorher die Unterhaltung des Nachbartisches angezogen hatte, so gern sah er es nun, daß einer der Gäste nach dem andern sich verlor, um die meist entfernten Wohnorte noch bei guter Zeit zu erreichen.

Der Mönch, der alte Soldat und der Barbier waren zuletzt allein noch übrig geblieben. Die Freunde rückten näher mit ihnen zusammen, indem der Advocat das Bedürfniß fühlte, mit dem alten Andres, der ihm als Candidat für die neue Kirche erschien, über seine religiösen Ansichten sich auseinander zu setzen, während der Arzt mit dem geistlichen Herrn über die Rettungsanstalt, die seiner Obhut anvertraut war, in ein Gespräch sich einließ, dem Professor aber der Barbier zufiel, der einen seiner Söhne dem Gymnasium des Städtchens zur Erziehung und Bildung übergeben hatte.

Die Freunde hatten heute schon mehrmals den Rechtsgelehrten darüber berufen, daß er die Kunst besitze, jedem Gespräche die Richtung auf den seine Gedanken vorzüglich beschäftigenden religiösen Conflict der Zeit zu geben. Unterdessen hatten sie aber die Erfahrung gemacht, daß das Interesse an diesen Dingen jetzt gewissermaßen in der Atmosphäre liege, und sich ungerufen und unvermerkt auch bei andern Leuten in die Unterhaltung mische. So zeigte sich denn auch jetzt seine stillwirkende Kraft, indem alsbald der Professor sich im Falle sah, den Barbier über die Grundsätze orientiren zu müssen, nach denen der Religionsunterricht in dem Gymnasium des Städtchens ertheilt werde, während der Arzt von der dem Mönch zunächst angewiesenen Beschäftigung sich unvermerkt zur Erkundigung über den ganzen Umkreis seiner Lebens- und Denkweise fortgeführt sah. Daraus ergab sich denn auch auf natürliche Weise, daß bald die gesonderten Unterhaltungen sich wieder mannigfach berühren und endlich in eine gemeinsame verschmelzen konnten.

„Gewiß und ohne Zweifel," sagte der Barbier, „haben Ew. Hochwürden, Herr Professor, ganz Recht, wenn Sie die Jugend, und zwar auch die gebildete Jugend, zu welcher ich so glücklich bin, meine Söhne rechnen zu dürfen, nicht sogleich in der ganzen Aufklärung unterrichtet wissen wollen. Denn warum? Es gibt ja allerdings noch verschiedene Aeltern, besonders weiblichen Geschlechts, welche darin selbst noch nicht so weit sind, als andere, und welche man gewissermaßen immer ein wenig schonen muß. Auch ist ja wol der Verstand bei den jungen Leuten noch nicht allerdings so ausgebildet, daß sie gleich Alles so begreifen könnten, wie Unsereins, der Strauß und Feuerbach gelesen hat. Allein dessen ungeachtet will es mir, wenn ich es zu sagen so frei sein darf, doch nicht ganz gehörig in den Kopf, daß die Kinder nun so Manches wieder lernen sollen, was ihren Aeltern große Mühe gekostet hat sich aus dem Kopf zu bringen."

„Es wäre vielleicht besser gewesen," entgegnete der Professor, „wenn Ihr Euch diese Mühe nicht gemacht hättet. Denn wenn Ihr mir es zu sagen erlauben wollt, so sind diese und ähnliche Bücher nur für die Gelehrten im strengeren Sinne geschrieben, welche Das, was sie in der einen Form aus den Fugen gehen sehen, in einer anderen Form wieder aufzubauen im Stande sind. Wer wahrhaft aufgeklärt sein will, der muß freilich aufhören, blos zu glauben; aber er darf sich nicht damit begnügen, daß er vom Glauben nur nichts mehr wissen will; er muß dahin streben, Das zu wissen und besser zu wissen, was er vorher blos geglaubt hat. Ich fürchte, Ihr macht es, wie die Meisten heutzutage — Ihr seid mit dem Ersten schon zufrieden und laßt das Andere gut sein."

Der alte Andres hatte dies gehört und beifällig mit dem Kopfe genickt. „Hm!" sagte er dann, „das Liedel wird freilich nach und nach auch vom gemeinen Mann gepfiffen, und ich kenne genug Derer, die in diesem Spital krank sind. Aber an den Herren Gelehrten liegt die Schuld. Ich kann's Ihnen ganz wol glauben, daß es den Herren durchaus nicht blos um's Einreißen zu thun ist. Nein, vor Männern, die ihres Geistes ganze Kraft dran setzen, in diesen Sachen auf's Klare zu kommen, hab' ich zu viel Respect, als daß ich das von ihnen glauben könnte, sie müßten denn verrückt oder, was das Leben und die Erfahrung betrifft, noch feucht hinter den Ohren sein. Aber Einreißen ist wenigstens leichter als Bauen und macht in unserer Zeit, wo die Leute der Schuh auf allen Seiten drückt, mehr Spectakel. Nun mein' ich immer, die gelehrten Herren haben's ein Bissel zu eilig mit dem reinen Wein Einschenken. Sie vereifern sich, den alten Unrath auszufegen, ehe sie selbst den neuen Hausrath fertig haben. Das ist aber nichts für den gemeinen Mann, dem man nicht einen alten Dukaten aus der Hand nehmen darf, ohne ihm gleich wieder fünf Gulden und sechsunddreißig Kreuzer hineinzulegen. Viele zwar bissen an, wie der Meister Bader hier, weil sie auch gern vornehm thun möchten, oder weil's bei ihnen im Gewissenskämmerlein nicht richtig ist, oder weil's ihnen die Pfaffen zu toll machen, oder — was weiß ich, warum sonst noch? Na, es ist gut lachen, so lang die Sonne scheint; aber wenn's zu blitzen und zu hageln anfängt, da braucht der Mensch was, wo er unterkriechen kann; und wo wollen die dann unterkriechen? Das wissen Andere gar wohl und schütteln die Köpfe über die neue Weisheit, die schon am Morgen ein Bissel zu tief in's Glas geguckt hat. Und das ist auch nicht gut. Denn darüber werden sie voller Argwohn und vermauern das Schneckenhaus ihres Glaubens ganz und gar, daß weder Licht, noch Luft mehr hinein kann; die fallen dann Alle den neumodischen Pfaffen zu und lassen sich von ihnen am Draht ziehen, wie's ihnen gelüstet."

„Das ist uns zu gewiß," fiel der Advocat ein, „aber sagt selbst, Meister Andres, wie soll man den Leuten einen vernünftigeren Glauben beibringen, ehe man ihnen den alten Aberglauben ausgetrieben hat? Man kann doch den neuen Wein nicht in die Hefen des alten hineingießen. Das Faß muß geleert und ausgeschwefelt werden. Und das wird immer unbarmherzig herauskommen; es mag auch mancher arme Teufel, der zu leichten Kalibers im Geiste ist, drüber zu Grunde gehen — aber es kann doch nicht anders sein. Wenn die Atmosphäre gereinigt werden soll, so kann nicht in dem Sturm und Wirbelwind, der dazu berufen ist, der Sonnenschein schon glänzen, welchem der Sturm als Vorbote dient. Mit der Schonung

des Schwachen ist's so'ne Sache. Das ist der Lieblingsspruch für die Bequemen, die immer gern auf beiden Achseln Wasser tragen möchten. Und zu denen gehört Ihr am wenigsten. Ihr wißt wol, daß, wenn das Schiff, das aufgesessen ist, wieder flott werden soll, der Ballast und, wenn's noth thut, die Waaren und Güter über Bord geworfen werden müssen, mag auch dem oder jenem schwachen Passagier das Herz noch so sehr dran hängen. Kann er nicht davon lassen, ei nun, so spring' er nach in die Wogen! Was liegt denn just so viel an den Schwachen? Womit verdienen sie sich die Gunst, daß man auf sie mehr Rücksicht nehmen soll, als auf die Starken? Sie haben die Welt noch nie um einen Schritt weit vorgeschoben; sie haben noch immer hinter drein gemußt und sind auch noch immer hinter drein gekommen, ob man auf sie gewartet hat oder nicht. Warum soll man also Zeit mit ihnen verlieren? In geistlichen Dingen will's überhaupt Entschiedenheit; da muß der ganze Mann dabei sein und nichts danach fragen, was die Weiber und die Eunuchen sagen und thun. Die Gefahr für diese scheint mir aber gar nicht so groß, wenn sich auch Manche allerdings die Finger verbrennen werden. Darin, Meister Andres, habt Ihr gewiß Recht, wenn Ihr die Gelehrten beschuldigt, daß sie die Sache nicht richtig angreifen. Nach meiner Meinung liegt der Fehler darin, daß sie den Korb das eine Mal zu niedrig und das andere Mal zu hoch hängen. Was sie gegen das Sonntagschristenthum unserer Tage vorbringen, das läßt sich trefflich hören; daß aus Wasser kein Wein werden kann u. dergl., kann Jeder fassen, ohne daß man ihm viel Verstand zuzumuthen braucht. Aber wenn's dann gilt, dem Volk auf die ausgewischte Tafel was Neues hinzuschreiben, das ihm das Herz warm machen soll, da ziehen sie sich vornehm in das geheime Kabinet ihrer Philosophie zurück, und denken nicht dran, was für elendes Zeug ihre abgeschmackten Bedienten den Leuten auf dem Vorsaal draußen vorschwatzen. Hier, sag' ich, liegt der Krebsschaden. Zwischen der Schule und dem Leben liegt bei uns eine Kluft, wovon fertige Nationen, wie die englische und französische, gar keine Ahnung haben. Unsere Gelehrten bedenken gar nicht, daß das Wort auch eine That ist, die ihre Folgen haben kann und hat. Besonders übel dürfen wir's ihnen nicht nehmen, weil sie ja wohl wissen, daß ihre Gedanken nicht in ihrer Morgenfrische, sondern nur durch die Lauge der Censur hindurch in die Welt kommen, und daß schon deshalb jeder vernünftige Mensch ein natürliches Mistrauen gegen sie hat. Die Sache selbst wird aber dadurch um kein Haar besser. Denn eben diese Stellung zum Publicum macht unsere besten Köpfe spröde und verzagt zugleich und bringt sie dazu, daß sie über die einfachsten Sachen, die jeden schlichten Menschen interessiren und interessiren sollen, eine Sprache führen, wie sie kaum ein Professor versteht. Mag man nun über die Paar kecken Leute, welche die neueste kirchliche Bewegung angeregt haben, sagen, was man will, so viel wird man ihnen lassen müssen, daß sie das Volk besser zu elektrisiren verstanden haben, als die Stubenhocker, ohne Zweifel, weil sie selbst keine solchen sind und freilich deshalb sich auch ihrer Gelehrtheit nicht zu rühmen haben. Dafür haben sie aber einen Ton angeschlagen, der allerdings den Gelehrten nicht wol eingefallen wäre, der aber gerade vortrefflich dazu geeignet ist, den schlichten Bürger, wenn er auch übrigens in geistlichen Dingen zurück sein sollte, mächtig anzuregen und ihm einen Halt zu geben, wovon eine Lebensgluth für sein ganzes übriges Dasein ausgehen kann — die Begeisterung für das deutsche Vaterland und die Wiedervereinigung seiner so heillos getrennten Bewohner."

„Ja wohl," rief darauf der Barbier, „das ist's auf und nieder, was ich immer gedacht habe; und eigentlich hab' ich's auch zu meinen Bekannten schon oft gesagt, nur natürlich nicht so philosophisch. Seht Ihr wol, Andres? Diese Kirche hab' ich gemeint, und da habt Ihr doch vorhin ganz Unrecht gehabt, wenn Ihr mir meine Schicksale vorgeworfen habt. Denn gerade, was die vaterländische Gesinnung betrifft, wie ich sie bei den Deputirtenwahlen bekundet habe, da müßt Ihr mir doch selbst das Zeugniß geben, daß ich sogar Euch vorzuziehen bin, da ich stets dem Actuar meine Stimme gab, während Ihr sie dem Oberamtmann gabet."

„Weil Ihr den Actuar rasirt —" sagte Andres; „werdet doch nicht üppig, Meister Bader! Ich bin ja auch Euer guter Kunde, wenn mich mein Dienst an dieses Ufer führt. Und jetzt ist's eben gut, daß Ihr mich daran erinnert. Ich bin vorgestern auf dem republikanischen Ufer nicht rasirt worden, weil Euer Herr College gerade als Erziehungsrath die Schule zu visitiren hatte. Wenn Ihr eben Euer Handwerkszeug bei Euch habt, so könntet Ihr's jetzt an mir verrichten." Mit der ganzen seinem Stande eigenen Gewandtheit sprang der Barbier auf und lief, indem er versicherte, daß er seine Instrumente allezeit bei sich habe und sich die größte Ehre daraus mache, seine verehrten Kunden selbst bei schwarzer Mitternacht zu bedienen, aus der Thür, um warmes Wasser zu holen. Andres aber sagte: „Jetzt bin ich froh. Denn nun kann ich doch den Herren ruhig zuhören. Wenn er in seinem Geschäft ist, so ist er mit Leib und Seel' dabei und merkt auf nichts Andres. Sonst muß ich ihn immer anschauen, wenn er auch nichts spricht. Und selbst, wenn ich ihn nicht anschaue, seh' ich doch im Geist immer die Gesichter, womit er die Reden aller Uebrigen begleitet — und über die Gesichter könnt' ich des Teufels werden."

Während der Expedition, die nun der Barbier auf dem bärtigen Gesichte des alten Soldaten vornahm, wandte sich der Arzt an den Mönch, indem er sagte: „Schon lange, hochwürdiger Herr, bewundere ich die liebenswürdige Milde und Gefälligkeit, womit Sie die Aeußerungen meiner Freunde anhören; und so will ich denn Ihre Tugend vollkommen machen, indem ich Ihnen gerade heraus gestehe, daß ich noch ein viel ärgerer Ketzer bin, was Sie sich leicht zurechte legen werden, wenn ich mich Ihnen als Naturforscher vorzustellen die Ehre habe. Wie wir jetzt hier zusammensitzen, so sind die mannichfaltigsten Formen des Glaubens und Unglaubens durch uns vertreten. Denn während Sie den Vortheil haben, durch Beruf und Neigung als Repräsentant des einfach urchristlichen Glaubens, wie ich mir ihn vorstelle, aufzutreten, so haben sich uns mehrere Kirchen angekündigt, die mehr oder minder schon über die protestantische weit hinausgehen, wenn wir auch die schillernden Ansichten meines jetzt so eifrig beschäftigten Collegen nicht in Anschlag bringen wollen. Mir, gestehe ich, will die absolute Nothwendigkeit einer Kirche überhaupt nicht einleuchten. Ich habe, trotz aller traurigen Erfahrungen von Reactionen, die wir haben machen müssen, das Vertrauen auf die fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechtes nicht verloren, womit von selbst auch eine stets fortschreitende Läuterung und Vergeistigung auf dem Gebiete der Religion von selbst gegeben ist. Eine solche kann ich mir aber ganz wohl bis zu dem Punkte gediehen denken, wo sie des äußeren Gerüstes einer Kirche nicht mehr bedarf. Ja, es ist dies nicht etwa ein Bild der Zukunft, das ich nur in der Phantasie trüge, sondern ich sehe das Morgenroth dieses Zeitalters schon angebrochen. Lassen wir alle jene großen Geister seit Lessing, denen die deutsche Bildung die Impulse zum Fortschritt verdankt, vor unsrem Blicke vorübergehen, so werden wir von keinem derselben sagen können, daß er irgendwie ein lebendiges Glied einer der bestehenden Kirchen gewesen sei, während wir sie allerdings als die Gründer oder ersten Mitglieder einer neuen, unsichtbaren Kirche betrachten können, welche, vom Geiste selbst auf die Idee der Humanität gegründet, freilich kaum mehr Kirche heißen kann, da sie nur in den freien Regionen der Kunst und der Wissenschaft ihren Ausdruck findet und einen äußerlich bindenden Zusammenhang ihrer Mitglieder weder fordert, noch erträgt. Daß eine solche unsichtbare Kirche nur erst in ihren Anfängen da ist, kann man allerdings zugeben, wie es denn auch seltsam wäre, wenn man die rasche Vertheilung einer so bedeutungsvollen und schwer erkämpften Errungenschaft des Geistes unter die Massen auch nur erwarten wollte. Ebenso verkehrt erscheint es mir aber auf der anderen Seite, wenn man eben deshalb, weil die neue Gemeinde nur klein ist und nur der Aristokratie des Geistes angehört, an ihrer Zukunft zweifeln, oder ihre Berechtigung, ja wol gar ihr Dasein leugnen will. Wer an dem Fortschritt der Menschheit nicht verzweifelt, der kann über die Nothwendigkeit einer solchen Entwickelungsstufe nicht im Unklaren sein. Man mag mit manchen Polterern unserer Tage jene großen Geister bedauern oder verfluchen, weil sie nicht im Stande waren, auf der bisherigen, letzten Reisestation unserer Theologie ihre Gedanken auf die Weide zu schicken. Man mag das mit seinem Gefühl für Nationallehre, mit seiner Bewunderung für die wissenschaftlichen und künstlerischen Großthaten jener Heroen, mit der conventionellen Anerkennung der Idee der Humanität vereinigen, wie es einem beliebt. Keinem Vernünftigen kann der Widerspruch entgehen, der darin liegt. Für mich gibt es nichts Abgeschmackteres und Armseligeres, als die harmlose Leichtigkeit, womit die mittelmäßigen Wortführer der herrschenden Halbbildung ihre eigene Halbheit auf solche Geister übertragen. Weil bei ihnen verschiedene Principien und Fragmente ganz entgegengesetzter Weltanschauungen ruhig neben einander Platz haben, so muthen sie das auch jenen Männern zu, die nur aus Einem Gusse denken und leben konnten. Um die stereotypen Kategorien der gedankenlosen Moral jener Schreier auszufüllen, hätten jene Priester der Humanität zugleich auch gute katholische oder protestantische Priester sein sollen. Doch nein! Das wird nicht gefordert; denn exacte Christen sind sie ja selbst schon längst nicht mehr, und würden daher mit einer solchen Forderung sich selber den schlimmsten Dienst leisten. Nur dem hergebrachten Schaukelsystem, wie es jetzt an der Tagesordnung ist, hätten sich auch die großen Männer bequemen sollen, und daraus, daß sie es verschmähten, wird ihnen ein Verbrechen gemacht. Je nun, möge die Mittelmäßigkeit damit sich nur breit machen! Wofür wäre sie denn Mittelmäßigkeit, wenn sie nicht eben ihren Beruf darin fände, das Große für sich in Stücke zu schneiden und als Misgeburt in den Branntwein ihrer Bornirtheit zu legen? Glücklicher Weise ist es ihr, so viel ich bemerke, noch nicht gelungen, dem Volk ihren kleinlichen Neid gegen seine Heroen aufzudringen, ja, ihr Gekeife dient nur dazu, den Cultus des Genius allgemeiner und inbrünstiger zu machen. Unwiderstehlich, wenn auch nur allmälig, wird denn doch auch diese neue Form der Weltanschauung zum Gemeingut verarbeitet werden. Denn, wie gesagt, die ganze Geschichte führt zu dieser Ueberzeugung. Man sehe nur die sogenannte protestantische Kirche gegenüber der katholischen mit vorurtheilsfreien Blicken an. Wem kann es entgehen, daß sie ganz vergebens nach der äußeren Sicherheit und Festigkeit, nach dem politisch-materiellen Kitte der letzteren strebt, daß alle derartigen Experimente, wie man sie jetzt zu erkünsteln und zu erzwingen sucht, den Fluch der Unfruchtbarkeit in sich selbst tragen? Und, mag der Protestantismus eben um des Restes von Aeußerlichkeit der Religion willen, den er mit dem Katholicismus noch gemein hat, eine Art von Kirche von sichtbar bindender Form noch ertragen — so enthält er doch in sich selbst schon das Princip, das unaufhaltsam zu dem weiteren Fortschritte führt. Ich weiß wohl, daß Das, was ich sage, sehr aristokratisch klingt und sich deshalb in einer demokratiesüchtigen Zeit keines großen Beifalls zu erfreuen haben wird. Ich bin aber auch überzeugt, daß es nicht anders sein kann, und kann daher am wenigsten den Versuch billigen, schon jetzt die Massen aufzuregen und unter der Fahne des Patriotismus eine deutsche Kirche gründen zu wollen, die, wie die Sachen bis jetzt liegen, ihre Elemente eklektisch aus den bestehenden Confessionen zusammenstoppeln muß."

C. Reinhold.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn M. in B. — Die uns von Ihnen übersandte Kunstnovelle ist nur durch einen Zufall noch nicht wieder abgesendet, und erhalten Sie dieselbe auf die von Ihnen gewünschte Weise mit Nächstem zurück. Ihre Mittheilungen über die Ausstellung müssen, falls sie in die dem Tage ihrer Ankunft nächste Nummer kommen sollen, mindestens 6 Tage vor dem Datum derselben bei uns eintreffen.

Herrn R. in D. — Wir können uns mit der Wahl des Stoffes des uns von Ihnen angebotenen Cyclus von Gedichten nicht einverstanden erklären und werden Ihnen dieselben daher, trotzdem, daß uns die Form anspricht, zurücksenden müssen.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 112.] — Erscheint jeden Mittwoch. — **Leipzig, den 19. August 1846.** — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — **[III. Band.**

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 111.)

Funfzehntes Kapitel.

Enthüllung.



Madame Perrine und Bruyère waren bald an den Trümmern des alten Backhauses; es waren von ihm nur noch zwei halb eingestürzte Mauerstücke übrig, die einen rechten Winkel bildeten. In der Mitte des einen von ihnen sah man das Loch des Ofens, welches mit Ziegeln, die durch Erde verbunden waren, auf rohe Weise zugemacht war. Vermöge dieser Vorkehrung konnte diese Höhlung nicht den Mardern, den Iltissen, den Füchsen und anderen unversöhnlichen Feinden der Hühnerhöfe zum Lager oder zum Hinterhalte dienen. Der Epheu, die Brombeersträucher, welche dieses Mauerwerk bedeckten, ließen bei Mondschein nur den Halbbogen von Ziegeln, die früher durch die Flammenwirbel, die aus der Oeffnung des Ofens herausschlugen, geschwärzt und verkalkt waren, erblicken.

Einige Schritte von diesen Trümmern, welche auf der aus dem Teiche herausgeworfenen Erde lagen, erhob das Rohr, mit dem der Teich umgeben war, seine bereits verblichenen Schafte; mitten unter ihnen sah man über der Fläche des Wassers den oberen Theil einer Schleuse, welche bestimmt war, das Gewässer des Teiches, wenn man ihn, um ihn auszufischen, trocken legte, in einen breiten mit Binsen bedeckten Canal abzulassen.

Die Aufregung der Madame Perrine wuchs jeden Augenblick. Die verschiedenen Vorfälle dieses Tages, die Erinnerungen, über die sie geschwiegen hatte, aber die darum nicht weniger laut in ihrem Herzen sprachen, Bruyère's Verlegenheit und ihr halbes Geständniß riefen in Madame Perrine eine heftige Gemüthsbewegung hervor; denn seit ihrer Genesung war ihr Leben in der vollkommensten Ruhe und Einsamkeit verlaufen. Sie schrieb es also den Vorfällen dieses Abends zu, wenn sie seit einigen Augenblicken eine gewisse fieberhafte Betäubung bemerkte.

„Da ist's," sagte Bruyère, indem sie in dem Winkel, der durch die beiden Mauerstücke der Bäckerei gebildet wurde, stillstand und der Madame Perrine die Oeffnung des Ofens zeigte.

Diese erwiderte:

„Das Versteck ist wenigstens gut gewählt; denn man könnte hier tausend Mal vorbeigehen, ohne etwas zu vermuthen."

„O, Madame Perrine, wie klopft mir das Herz," sagte Bruyère zitternd, — „aber freilich da ist's."

„Glaube mir, Kind, täusche Dich nicht durch zu lebhafte Hoffnung, aber laß uns eilen. Ich weiß nicht, ob es die Nachtkuhle ist," setzte Madame Perrine mit schwächerer Stimme und zusammenschaudernd hinzu — „aber ich zittere am ganzen Körper."

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als Bruyère sich mit der Energie und Beständigkeit eines Landmädchens mit einem Stocke versah, die Trümmer erklomm, bei der Oeffnung des Ofens anlangte, den Epheu und die Brombeersträucher entfernte und ohne Mühe in dem Mauerwerk von Ziegeln und Erde ein Loch machte.

Plötzlich erklang fern, und als ob es von der äußersten Nachtseite des Teiches käme, in der Luft das Geschrei des sologner Adlers, aber die Entfernung schwächte diesen Ruf so sehr, daß er kaum vernehmlich war.

Dennoch traf er das Ohr Bruyère's, sie kehrte sich unruhig und aufmerksam um.

„Was hast Du?" fragte Madame Perrine, die nichts gehört hatte. „Was stößt Dir zu, liebes Kind?"

Bruyère, noch immer stumm und unbeweglich, machte mit der Hand gegen Madame Perrine eine bittende Bewegung, neigte das Köpfchen und horchte auf's Neue ängstlich.

Sie hörte nichts mehr, sei es, daß der Ruf nicht wiederholt wurde, sei es, daß er durch einen der leichten Windstöße, die von Zeit zu Zeit aus gerade entgegengesetzter Richtung kamen und das mehr und mehr genäherte Geräusch mehrer galoppirenden Pferde herübertrugen, vermehrt wurde.

„Liebes Kind," sagte Madame Perrine in einem Tone, welcher Beängstigung und Leiden verrieth, „ich bitte Dich, laß uns eilen, ich fühle mich nicht wohl."

Diese Worte brachten Bruyère wieder zu sich selbst; in wenigen Augenblicken hatte sie eine Oeffnung gemacht, welche hinreichte, sie in die dunkle Höhlung eindringen zu lassen, aber Madame Perrine faßte sie beim Kleide und sagte zu ihr:

„Liebes Kind, nimm Dich in Acht, es gibt in dieser Landschaft gefährliche Schlangen, wenn so eine in diesem Loche versteckt wäre?"

„Fürchten Sie nichts, Madame Perrine, es ist noch nicht die Zeit, wo die Schlangen sich hinlegen, um zu erstarren."

Mit diesen Worten machte sich Bruyère durch eine leichte Bewegung aus den Händen von Madame Perrine los, deren Herz sich krampfhaft zusammenzog, als sie das junge Mädchen in dem Dunkel der Wölbung des Ofens verschwinden sah.

In diesem Augenblicke, aber Bruyère konnte es nicht mehr hören, erklang auf's Neue und diesmal durchdringend, deutlich und nahe der Ruf des Adlers der Sologne.

„Ein Raubvogel — das ist schlimm — ein böses Anzeichen," sagte Madame Perrine zusammenschaudernd ganz leise.

Darauf, als hätte dieser Gedanke ihre Besorgniß für das junge Mädchen verdoppelt, neigte sie sich gegen den schwarzen Eingang des Ofens und rief:

„Bruyère, liebes Kind, sprich doch zu mir."

„Ich suche das Gewölbe entlang überall und finde nichts," antwortete das junge Mädchen traurig.

„Ich wußte es wol, armes Kind," sagte Madame Perrine.

Darauf setzte sie, nach der Seite, woher der Wind kam, hinhorchend, halb laut hinzu:

„Es ist seltsam, es ist, als wenn man mehre Reiter herangaloppiren hörte."

Sie horchte wieder hin und sprach: „Es werden die Füllen einer benachbarten Meierei sein, die des Nachts im Freien bleiben und sich bei Mondschein erlustigen."

Plötzlich stieß das junge Mädchen einen durchdringenden Schrei aus.

„Was gibt's?" sagte Madame Perrine entsetzt. „Bruyère, um Gottes Willen antworte!"

„Ein Kästchen, Madame Perrine."

Und beinahe in demselben Augenblick erschien das junge Mädchen ganz zitternd vor unverhoffter Freude am Eingange der Wölbung wieder.

Ein Maler hätte aus dieser Scene ein Gemälde von reizender Eigenthümlichkeit machen können.

Bruyère erschien im Volllichte des Mondes im Eingange der Wölbung auf den Knien, das Kästchen in den Händen haltend; die grünen Blätter des Epheu, die vom Herbst gerötheten Zweige der Brombeere faßten mit ihren zierlichen Guirlanden den dunkeln Halbbogen ein, in dessen Mitte, von weißem Lichte überflutet, die Gestalt des jungen Mädchens unbeweglich auf den Knien, die Augen in Thränen schwimmend, mit einem Ausdrucke unaussprechlicher Hoffnung zum Himmel erhoben, glänzte.

Trotz ihrer Aufregung und Unruhe und der mit Besorgniß gemischten Neugierde, die ihr Bruyère's

Entdeckung einflößte, blieb Madame Perrine bei dem Anblicke dieses reizenden Bildes einen Augenblick stumm.

„Dank Dir Gott im Himmel! der alte Jacob hat mich nicht getäuscht, vielleicht werde ich meine Mutter kennen lernen,“ sagte Bruyère mit bebender Stimme, dann war sie mit einem Satze bei Madame Perrine und sagte:

„Da ist das Kästchen.“

Dies Kästchen hatte nichts Bemerkenswerthes als seine ziemlich seltsame Form; es war rund, mit plattem Boden und gewölbtem Deckel; an einigen Stücken Zeuges, welche Zeit und Feuchtigkeit allein übrig gelassen hatten, konnte man sehen, daß es früher mit grünem Tuch bedeckt gewesen war, welches an das Holz mit kleinen kupfernen Nägeln befestigt gewesen, die jetzt vom Grünspan zerfressen waren. Dieses Kästchen hatte wahrscheinlich als Behälter für eine ähnliche Spitzenarbeit gedient, wie wir sie im Zimmer der Madame Perrine neben ihrem Lehnstuhle gesehen haben.

Die Köpfe der Nägel, welche das Tuch festhalten sollten, rundeten sich, nachdem sie auf dem Deckel einige grobe Arabesken gebildet, zu folgendem Namen in Cursivschrift ab:

Perrine Martin.

Madame Perrine war beim Anblick des Kästchens zuerst von Betäubung ergriffen, als ob sie ihre Erinnerungen zu sammeln suchte, sobald sie aber beim glänzenden Lichte des Mondes diesen Namen las, der der ihrige war, stieß sie einen lauten Schrei aus.

„O Gott! Madame Perrine, was ist Ihnen?“ sagte Bruyère.

Madame Perrine antwortete nichts, nahm das Kästchen, um es noch näher zu prüfen, und rief mit zitternden Händen und verstörten Blicken in Zwischenräumen aus, ohne an Bruyère's Gegenwart zu denken:

„Dieses Kästchen — ist mein — aber wie kommt es hierher? — ich habe es mitgebracht in dieses Haus — ja, ich erinnere mich — in dieses Haus — wohin man mich brachte — als ich noch nicht — ganz wahnsinnig war.“

„Sie wahnsinnig?“ rief Bruyère mit Schrecken.

„In dies Haus,“ fuhr Madame Perrine mehr und mehr verwirrt fort, „in dies Haus, wo man mich so lange bewacht gehalten hat, und als ich herauskam — geheilt — da erinnere ich mich wohl, ich forderte dieses Kästchen — und auch noch andere Dinge — an denen ich hing — o! sehr hing — und man antwortete mir, man wüßte nicht, was ich wollte.“

„Dieses Kästchen gehört Ihnen?“ rief Bruyère und einen Augenblick durchleuchtete sie eine thörichte Hoffnung, ob vielleicht Madame Perrine ihre Mutter wäre! — Aber sie erinnerte sich bald, daß diese wenige Augenblicke vorher ihr Bedauern ausgesprochen hatte, daß sie niemals eine Tochter gehabt habe.

Sprachlos erwartete Bruyère mit unaussprechlicher Angst die Aufklärung dieses Geheimnisses.

Madame Perrine hatte das Kästchen auf einen Schutthaufen gestellt. Jetzt ließ sie, wenn auch wegen des Rostes nicht ohne Schwierigkeit, eine beinahe unbemerkbare Feder spielen, öffnete das Kästchen und nahm zuerst eine kleine Kinderklapper von Weidenholz, an welcher Schellen hingen, heraus, wie arme kleine Kinder sie bisweilen haben.

„Seine Klapper“ — rief Madame Perrine — „meines Sohnes Kinderklapper — ich hielt sie für verloren — welches Glück — da ist sie“ — und nachdem sie dieses Spielwerk mit freudigen Küssen bedeckt hatte, legte sie es wieder in's Kästchen. Darauf kam ein kleines Taschenbuch von Maroquin an die Reihe, das mit Zierathen bedeckt war, die von der Zeit schwarz geworden waren, und zwischen denen eine Grafenkrone glänzte.

„Das Taschenbuch, das sein Vater einmal hatte fallen lassen, in welchem jene schrecklichen Briefe waren — und da sind ja auch die beiden kleinen hölzernen Klöppel, die der arme Claudius, der beste und der unglücklichste der Menschen, für mich geschnitzt hatte — o welches Glück — meine theuren Schätze — meine heiligen Reliquien — die ich so lange beweint — finde ich euch endlich wieder!“ — und Madame Perrine bedeckte diese Gegenstände mit Thränen und Küssen und zwar in fieberhafter und schreckenerregender Aufregung; denn mit ihrem Schluchzen verbanden sich bald krampfhafte Bewegungen.

„Aber Dieses hier — Das kenne ich nicht — Das hatte ich nicht hier gelassen“ — sagte Madame Perrine plötzlich.

Und sie ergriff einen ziemlich schweren ledernen Geldbeutel, welcher, ohne Zweifel durch die Feuchtigkeit angegriffen, unter der Last seines Inhaltes barst. Eine große Anzahl Goldstücke fiel heraus.

„Gold!“ — rief Madame Perrine mit wachsender Verwunderung.

Dann setzte sie hinzu:

„Was bedeutet dieses Pergament?“

In der That war an dem Beutel ein Stück vergilbtes Pergament befestigt, welches offenbar von dem Deckel eines alten Buches abgerissen war.

„Da ist etwas Geschriebenes,“ rief Madame Perrine!

„O lesen Sie!“ stotterte Bruyère, deren Gedanken sich vor allen diesen unerwarteten Thatsachen zu verwirren anfingen.

Bei dem überaus hellen Mondlichte konnte Madame Perrine Folgendes lesen:

„Dieses Kästchen und was es in sich schließt, soll der Mutter meiner Tochter gehören, welche gegenwärtig fünf Jahre alt ist, ich bin genöthigt, auszuwandern und sie zu verlassen, ich vertraue sie einem treuen Menschen an. Diese Gegenstände werden meiner Tochter behülflich sein, sich eines Tages, wenn ich es für passend halte, bei ihrer Mutter zu legitimiren, später werde ich andere Vorschriften ertheilen. Aber da ich in Kurzem fallen kann, so sollen diese Worte mein Testament sein und in diesem Testament will ich ein Geständniß aussprechen, das mich niederdrückt.

„Ich, der ich bis jetzt Alles gewagt und Nichts geachtet habe, ich fühle in diesem Augenblick eine Regung des Gewissens. Ich habe ein schreckliches, namenloses Verbrechen begangen; ich muß anfangen es abzubüßen, indem ich es Dem, welcher dieses lesen wird, enthülle.“

Von hier an hatte die Feuchtigkeit das Pergament durchdrungen und fleckig gemacht, so daß viele Worte beinahe unleserlich, andere vollkommen erloschen und in Folge dessen die letzten Zeilen unverständlich waren; aber Madame Perrine, mehr und mehr aufgeregt und von verzehrender Neugierde fortgerissen, las die unzusammenhängenden Worte rasch nach einander weg, als hätten sie einen vollständigen Sinn dargeboten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Pergament fiel der Madame Perrine aus den Händen.

Der neue und schreckliche Stoß, welchen ihr der Inhalt dieser Zeilen versetzte, gab ihrem Geiste, so zu sagen, für einen Augenblick das Gleichgewicht wieder, gleichwie ein Denkmal, das durch eine Schwankung des Bodens auf seinem Fußgestelle wankt, für den Augenblick durch eine entgegengesetzte Schwankung wieder auf seine Stelle gerückt wird, bis endlich eine letzte Erschütterung es mit Gepolter zusammenstürzen macht.

So unvollkommen der Sinn dieser halbverloschenen Worte war, begriff Perrine Martin doch ihre Bedeutung. Ein Schändlicher hatte, von der Schönheit dieser Unglücklichen ergriffen, den Zustand von Geistesabwesenheit, in welchem sie versenkt war, mißbraucht. Bruyère war die Frucht dieses schrecklichen Verbrechens, und sie, Perrine Martin, war Mutter geworden, ohne daß ihr davon irgend eine Erinnerung geblieben wäre.

Bei dieser schrecklichen Enthüllung fühlte das mütterliche Herz dieser Unglücklichen nur Eins, Eine unendliche, göttliche Freude — es war ihr eine Tochter geboren — und diese Tochter — sie konnte sie an's Herz drücken.

Und sie rief aus, indem sie ihre Arme nach Bruyère ausstreckte:

„So eben fühlte ich, daß mein Wahnsinn zurückkehren wollte, jetzt fürchte ich nichts mehr. Komm — komm, meine Tochter, Du gibst mir den Verstand wieder.“ —

Sie hatte Recht, es gibt Lagen, in welchen eine Mutter nicht wahnsinnig werden kann und es nicht wird.

„Sie, meine Mutter?“ rief Bruyère erstarrt; denn sie war zu unbefangen, als daß sie den gehässigen Sinn der verstümmelten Worte, welche ihre Mutter verwirrt vorgelesen hatte, hätte durchschauen können.

„Ja! ich bin Deine Mutter,“ sagte Madame Perrine schluchzend und Bruyèren mit Thränen und Liebkosungen bedeckend — das Uebrige geht uns nicht an — siehst Du, Du bist meine Tochter — was wollen wir mehr? O, mein Gott! und ich sagte eben erst, wie glücklich wär' ich gewesen, wenn ich zugleich eine Tochter hätte und einen verehrungswürdigen Sohn — einen Sohn hatte ich schon — o, einen würdigen Sohn — o, Du wirst ihn lieb haben, Deinen Bruder!“

„Eine Mutter, ein Bruder!“ murmelte Bruyère, indem sie ihrer Mutter Thränen für Thränen, Liebkosungen für Liebkosungen, Seligkeit für Seligkeit zurückgab.

Plötzlich fuhr Perrine Martin zusammen und sagte ganz leise zu Bruyère, die sie an ihren Busen gedrückt hielt:

„Man ruft Dich —“

„Mich, Mutter?“

„Ja, horch!“

In der That ertönte durch ein wildes Geräusch von auf dem Boden schleppenden Säbeln, Huftritten von Pferden, großen, eisenbeschlagenen Stiefeln und verworrenem Geschrei, was Alles in seinem allmäligen Wachsen Perrine Martin und ihre Tochter wegen ihrer inneren Aufregung überhört hatten, die durchdringende und wichtig thuende Stimme des Herrn Beaucadet.

„Wir suchen Bruyère,“ sagte der Gensdarmenunteroffizier — „im Namen des Gesetzes, dessen Kenntniß von Jedem vorausgesetzt wird, wo ist Bruyère? Ich muß sie festnehmen.“

Es ist unmöglich zu beschreiben, mit welcher krampfhaften Gewalt der Mutterliebe Perrine Martin, als diese Worte ihr Ohr trafen, ihre Tochter an ihren Busen drückte, indem sie sich mit ihr in den durch die beiden Mauern des Backofens gebildeten Winkel verkroch, welche an dieser Stelle einen tiefen Schatten warfen.



„Festnehmen? Bruyère!“ rief die gute, mannhafte Robin. „Sind Sie toll, Herr Beaucadet? Diese arme Kleine festnehmen, den Schutzgeist der Landschaft.“

„Das ist wahr,“ riefen die Knechte, „die arme Kleine festnehmen zu wollen — und warum?“

„Weil sie des Kin — des — mords angeklagt ist,“ antwortete Beaucadet mit entscheidendem Tone, indem er nach seiner Gewohnheit die Sylben trennte.

„Was machen Sie da für einen Singsang?“ fragte die Robin, „Sie sprechen wol wieder Ihr Rothwelsch?“

„Mit andern Worten, Unwissende, die Du bist,“ versetzte Beaucadet verächtlich, „Bruyère ist im Verdacht, ihr Kind getödtet zu haben.“

Bei diesen Worten hörte man hinter der Ecke, welche durch die verfallenen Mauern der Backstube gebildet wurde, zwei Frauenstimmen fürchterlich aufschreien.

In dem Augenblick, wo Beaucadet von seinen Gensdarmen begleitet, nach dieser Richtung hinlief, riß sich Bruyère mit der Schnelle des Blitzes aus der krampfhaften Umarmung ihrer Mutter los, sprang mit einem Satze über die Trümmer des Ofens und stürzte sich von dieser Höhe in den Teich.

Alles Dieses war in weniger Zeit geschehen, als dazu erforderlich ist, es auszusprechen.

Als Beaucadet mit seinen Soldaten und von den Leuten der Meierei begleitet in der Ecke ankam, welche von den beiden Mauerstücken gebildet wurde, deren Höhe ihnen Bruyère's schreckliche That verborgen hatte, fanden sie nur Perrine Martin.

Die unglückliche Mutter lag mit dem Kopfe auf einem Steine da, die Arme steif, die Finger krampfhaft gekrümmt, die Augen starr und halb geschlossen, die Zähne fest verbissen — also überhaupt von einem schrecklichen Nervenanfalle ergriffen.

„Madame Perrine!“ rief die Robin, indem sie sich neben ihr auf die Knie warf, um ihr Hülfe zu leisten; die Gensdarmen traten um sie.

„Robin! Hülfe!“ hörte man plötzlich auf der anderen Seite des Ofens eine Stimme rufen.

Es war einer der Knechte, welcher gehört hatte, wie Bruyère's Körper in's Wasser stürzte, und deshalb an das Ufer des Teiches gelaufen war, während die übrigen Mithandelnden auf die Trümmer zustürzten.

„Robin!“ rief er auf's neue, „Bruyère hat sich in den Teich gestürzt, es liegt einer ihrer kleinen Schuhe in den Binsen — schnell zu Hülfe — mache den Kahn los — vielleicht ist sie noch zu retten.“

— — — — — — — — — — — — — —

Während Perrine Martin, gänzlich des Bewußtseins beraubt, in die Meierei zurückgebracht wurde, machte man den Kahn los; die Robin, die Knechte und die Gensdarmen durchsuchten und durchfischten den Teich nach allen Richtungen. Man fand Bruyère's Leichnam nicht.

Die Robin brach in Schluchzen aus und nahm den kleinen Schuh des jungen Mädchens wie eine heilige Reliquie mit, dann besann sie sich plötzlich und sagte zum Knecht:

„Wir sind Thoren, daß wir weinen — ein gescheites Geschöpf wie Bruyère stirbt nicht — wir werden sie wiedersehen.“

— — — — — — — — — — — — — —

Herr Beaucadet nahm das Protocoll über den Selbstmord auf, stieg wieder zu Pferde und eilte dem Schlosse des Grafen Duriveau zu, um ihm diese traurige Neuigkeit zu melden.

Nachdem sie einige Augenblicke geritten, sagte der alte Soldat, der sich an diesem Tage mehre Male über die lächerliche Wichtigkeit, die Beaucadet annahm, ungeduldig bezeigt hatte, halb laut zu seinen Kameraden, indem er auf den Quartiermeister zeigte:

„Ich habe es wohl gesehen, er vergoß Thränen, als wir zu Pferde stiegen. Desto besser — ich hatte es mir immer gedacht, daß er mehr dumm als böse sei.“

Sechzehntes Kapitel.

Mutter und Tochter.



Während die so eben geschilderten Begebenheiten in der Meierei von Grand-Genevrier vorgingen, hatten im Landhause de la Sablonière, welches Madame Wilson bewohnte, andere Auftritte statt.

Als Madame Wilson und ihre Tochter nach diesem unglücklichen Jagdtage nach Hause gekommen waren, hatten sie sich niedergeschlagen und ermattet auf ihr Zimmer begeben, ohne an das Mittagsessen zu denken. Herr Alcides Dumolard, welcher sich kaum von dem Schrecken erholt hatte, von dem er seit dem kühnen Angriff Bamboche's gepackt war, theilte gleichwol die Unbekümmertheit seiner Schwester und Nichte in Betreff des Essens nicht; weichlich ausgestreckt im Lehnstuhl, ließ er sich am warmen Kamin eine reichliche Mahlzeit auftragen; denn es wollte ihn bedünken, daß alle die verschiedenen Gemüthsbewegungen und besonders der Schmerz über den Verlust seines Geldbeutels ihm den Magen ganz seltsam ausgehöhlt hätten.

Raphaële Wilson gab den Bitten ihrer Mutter nach und legte sich in's Bette. Neben demselben saß ihr Kammermädchen, Mademoiselle Isabeau, ein Mädchen von höchstens 30 Jahren, nicht schön, aber von feiner, ausdrucksvoller, gescheuter Gesichtsbildung mit prächtigem Haar und glänzenden Augen; ihre Hände waren schwächlich, ihr Fuß zierlich und ihr Wuchs schlank; das Letztere ward durch ihren sehr einfachen, aber vortrefflich gearbeiteten schwarzen Anzug noch bemerkbarer. Mademoiselle Isabeau schien über das leidende, niedergeschlagene Ansehen ihrer beiden Herrinnen eben so verwundert wie betrübt. Auf ein Zeichen der Madame Wilson verließ sie das Gemach.

Mutter und Tochter blieben allein.

Raphaële's Schlafzimmer, welches an das ihrer Mutter stieß, war mit Toile de Perse — große Bouquette von Kornblumen auf weißem Grunde — ausgeschlagen; mit demselben Stoff waren die Meubeln überzogen, ein Wachslicht, welches von einer mattgeschliffenen Krystallkugel halb verschleiert wurde, verbreitete in dem Gemache ein mildes Licht.

Madame Wilson hatte ihren Reitanzug mit einem Morgenkleide von flachsgrauem Kasimir vertauscht, welches einen blaßrothen Besatz hatte; das geschmeidige und feine Gewebe verrieth die zarten Umrisse ihres herrlichen Körpers.

Am Bette ihrer Tochter sitzend, hielt sie mit unruhiger Besorgniß eine ihrer Hände in den ihrigen. Das allerliebste Gesicht Raphaële's, welches gewöhnlich von einem so zarten Rosenroth angehaucht war, zeigte jetzt eine solche Blässe, daß man es, wäre nicht der fieberhafte Glanz ihrer großen, blauen Augen und das tiefe Kastanienbraun ihres Stirnhaars gewesen, von dem Schneeweiß der Spitzen und des Batistes ihrer kleinen Nachthaube vielleicht kaum hätte unterscheiden können.

Dies ganz junge Mädchen und ihre junge Mutter, oder vielmehr dieses Schwesterpaar, bildeten in dieser Gruppirung ein reizendes Gemälde! Ein sanftes Licht warf seinen zweifelhaften Schein über dieses mit blumichten Stoffen tapezirte Zimmer, welches ganz von den leichten Wohlgerüchen durchzogen war, welche die Umgebung eleganter und der höheren Gesellschaft angehöriger Frauen beständig aushaucht.

Zum ersten Mal seit ihrer Rückkehr von der Jagd, waren Madame Wilson und ihre Tochter allein.

„Armer Engel, Du leidest wol sehr?“ sagte Madame Wilson zu Raphaële.

Das junge Mädchen antwortete mit einem schmerzlichen Seufzer, den ein thränenschwerer Blick begleitete.

Madame Wilson faßte den Kopf ihrer Tochter, welcher auf ihrer Schulter ruhte, mit ihren beiden kleinen Händen und küßte sie mehre Male auf die Stirn, indem sie sagte:

„Du sollst leiden, mein Engel, Du — o ich habe bis jetzt keinen Haß gekannt — aber wer Dir das geringste Herzeleid verursachte, den würde ich mit schrecklicher, unversöhnlicher Erbitterung verfolgen.“

Indem Madame Wilson von dem Hasse sprach, den sie empfinden könnte, veränderte sich der lebhafte und neckische Ausdruck ihres Gesichts, ihre Augen, die sonst immer so fröhlich und heiter waren, leuchteten von einem unheimlichen Feuer, ihr Mund, der immer so lächelnd war, schloß sich strenge, die Adern ihrer Stirn schwollen an, mit einem Worte, der Ausdruck ihres Gesichts schien Raphaëlen einen Augenblick so drohend, daß sie erschrocken ausrief:

„Mutter, hasse ihn nicht, ich habe ihn so lieb!“

Bei diesen Worten Raphaële's, welche ihre unheilbare Leidenschaft für den Vicomte Scipio Duriveau verriethen, verbarg Madame Wilson mit einer plötzlichen Wendung ihr Gesicht in den Händen und zerfloß in Thränen.

„Mutter, theure Mutter; ich betrübe Dich!“ rief das junge Mädchen, indem sie der Madame Wilson um den Hals fiel — „o wie bin ich verächtlich und unglücklich! Er liebt mich vielleicht nicht mehr, und ich breche Dir das Herz.“

„Er liebt Dich nicht mehr!“ rief Madame Wilson, indem sie rasch mit der Hand die Thränen abwischte, die über ihre zarten Wangen liefen — „er liebt Dich nicht mehr!“ — und ihre Wangen erglühten von der Röthe des Unwillens — „Du, Du solltest eine solche Beleidigung erfahren! Du, schön vor Allen — schön — o schön, um das Ideal, um das Unmögliche zu verwirken,“ rief Madame Wilson von dem thörichten Stolze der Mutterliebe hingerissen.

„Er soll Dich nicht mehr lieben! Er“ — fing sie nach einem Augenblicke Schweigens wieder an — „Du weißt nicht, was es mich gekostet hat.“

Madame Wilson hielt inne, von ihrer ersten Regung hingerissen, war sie im Begriff ihrer Tochter ein Geheimniß zu enthüllen, das sie ihr verschweigen wollte; sie verbesserte sich also, indem sie schnell hinzusetzte:

„Nein, Du weißt nicht, wie viel Sorgen mir diese Liebe gemacht hat — beruhige Dich also — komm wieder zu Dir selbst, mein Götterbild.“

„Ach, liebe Mutter, seit unserer Abreise von Paris sind wir verlobt. Und heute den ganzen Tag, Du hast es gesehen — nichts — einige oberflächliche Höflichkeiten; kaum bekümmert er sich um mich — immer zerstreut — unaufmerksam; und was soll diese Gefühllosigkeit, und was soll ich von dieser Gleichgültigkeit denken, wenn ich sie neben diesen schrecklichen Auftritt halte — bei welchem er, wie immer, so viel Muth und Verachtung der Gefahr gezeigt hat. O, dieses Landmädchen, das liebt er — darum liebt er mich nicht mehr. Er liebt sie, und sie hat ihr Kind gemordet!“ rief Raphaële mit einer unbeschreiblichen Mischung von Haß, Eifersucht und Verzweiflung.

Und sie fiel ihrer Mutter in Thränen zerfließend um den Hals und verbarg ihr Gesicht an ihrem Busen.

„Ach, beklage mich, verachte mich; trotz dem Allen liebe ich Scipio noch, ich liebe ihn noch immer, ich liebe ihn vielleicht noch mehr; denn niemals ist er mir schöner erschienen, als da er allein, so jung, so schwach, aber so unerschrocken der Wuth dieser Bauern trotzte — welche ihn bedrohten — O! fluche mir, Mutter,“ setzte Raphaële hinzu, und indem sie ihr schönes Gesicht, das von Thränen überflutet war, ihrer Mutter zuwendete, streckte sie ihr die Hände flehend entgegen, indem sie wiederholte — fluche mir — denn Du weißt nicht Alles!“

Madame Wilson richtete sich plötzlich auf und befragte ihre Tochter mit einem unruhigen, durchdringenden Blick.

„Ich habe Deine blinde Zärtlichkeit, Dein unbegränztes Vertrauen gemisbraucht,“ sagte Raphaële mit äußerster Niedergeschlagenheit.

Bei diesen Worten war die erste Regung der Madame Wilson, zurückzufahren und Raphaële's Hände, die sie in den ihrigen hielt, loszulassen; darauf erröthete sie, daß sie einen Augenblick an ihrer Tochter habe zweifeln können, wenn gleich diese sich selbst anklagte, und sagte zu ihr:

„Du, mein Vertrauen misbrauchen? — ich glaube es Dir nicht, armer Engel.“

Diese Worte wurden mit einem so vollkommen heitern Lächeln ausgesprochen, daß Raphaële erstarrt stillschwieg.

„Nein, Du hast meine Zärtlichkeit nicht misbrauchen können, meine Theuerste,“ versetzte ihre Mutter, es wird wol nach Deiner Gewohnheit Dein reines und gutes Herz irgend eine unschuldige Kinderei zu schwer nehmen, so wie Du auch Scipio's Kälte zu schwer nimmst. Uebrigens, böses Kind,“ setzte Madame Wilson hinzu, indem sie lächelte und mit einer äußerst anmuthigen Bewegung ihr niedliches Köpfchen zu gleicher Fläche mit dem ihrer Tochter herabneigte, „wirst Du mich eben so furchtsam machen, wie Du bist; denn als Du eben ausriefst, Du boshafte kleine Blinde, er liebt mich nicht mehr, da muß ich gestehen, habe ich einen Augenblick gezittert — mich an Dir zweifeln zu machen, an der Allmacht Deiner Schönheit, dem anbetungswürdigen Einfluß Deines Geistes und Herzens — das kann ich Dir nicht vergeben. Komm, Fräulein, laß mich diese schönen Augen mit groben Küssen zudecken, da doch diese schönen Augen so kurzsichtig sind und Scipio's Liebe so schlecht zu beurtheilen wissen.“

Und Madame Wilson drückte ihre Rosenlippen auf die weißen Augenlider Raphaële's.

Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sich Raphaële von der Sprache ihrer Mutter schmerzlich befremdet.

Die Zuversicht und Ruhe, welche Madame Wilson nach den Vorfällen dieses Tages, welche für das Herz des jungen Mädchens so schmerzlich waren, zeigte, erfüllten diese mit Befremdung und Unruhe.

„Vergib mir, Mutter," sagte sie betrübt, „es wundert mich, daß Du, was heute vorgefallen ist, als etwas so Unwichtiges — behandelst und" —

Madame Wilson unterbrach ihre Tochter und sprach im Tone ernster Zärtlichkeit:

„Höre, Liebe, wir sind wie zwei Schwestern, ich will zu Dir als eine verheirathete Frau sprechen, zu Dir, die Du bald das Weib des Mannes sein wirst, den Du anbetest. Siehst Du, liebes Kind, man muß die Welt nehmen, wie sie ist, die Dinge, wie sie sind. Du erschrickst, Du betrübst Dich über Das, was Du Scipio's Unbekümmertheit und Kälte nennst. Was willst Du? Er gehört seinem Jahrhunderte, seiner Zeit an. So jung er noch ist, affectirt er, und — ich habe es ihm in Deiner Gegenwart vorgeworfen, — affectirt er wie die meisten jungen Männer seines Alters eine gewisse Freiheit von allem und jedem zärtlichen Gefühl — ja eine gewisse Verachtung gegen dasselbe. Er würde das dienstbeflissene Benehmen eines Verlobten als vollkommen lächerlich betrachten, er würde die Rolle eines Bräutigams aus der Provinz zu spielen glauben, wenn er Dich mit Zuvorkommenheiten überschütten wollte. Was ist denn am Ende solche Affectation? Eine Außenseite, ein Schein, der in nichts die wärmste, tiefe Zuneigung, die er zu Dir hat, beeinträchtigt — ja, er liebt Dich mehr, als Du glaubst. Jetzt ist es an mir, die ich weiß, was Du werth bist, Dich gegen Deine traurigen Zweifel zu beschützen, armer, angebeteter Engel. Du hast Scipio gewählt, Du liebst ihn so sehr, daß Du dem Tode nahe warst, er hat durch seinen Vater um Dich anhalten lassen, es ist nicht Deine bescheidene Mitgift, die ihn hat versuchen können; was mir an Vermögen bleibt, ist herzlich wenig, und Alles, was Dein Onkel besitzt, ist auf Leibrenten gelegt —"

„Liebe Mutter —"

„Lieber Gott! Alle diese Gründe, die Du mich Dir anzuführen zwingst, um Dich zu beruhigen, Dich zu überzeugen, sind elend, sind kleinlich, lieber Engel. Aber da es Dir an dem gerechten Selbstvertrauen fehlt, so muß ich mich wol auf die Einzelnheiten, so widerwärtig sie sind, einlassen."

„Ach, Mutter! heute, an diesem traurigen Tage ist's ja nicht nur Scipio's Mangel an Zuvorkommenheit, wovon ich zu leiden gehabt habe."

„Ich verstehe Dich, Du denkst an jene grausame Entdeckung, an das unglückliche kleine Kind. Auch hier, mein Kind, laß mich zu Dir als Schwester, als Freundin reden oder vielmehr als eine Mutter, die alle falsche Zurückhaltung, alle lügnerische Scheinsprödigkeit bei Seite setzt, weil es sich davon handelt, Dich aufzuklären und Dich nicht zu täuschen. Höre an. Vor einem Jahre war Scipio allein mit seinem Vater hier; er kannte Dich noch nicht. In der Unthätigkeit des Landlebens lernt er dies junge Mädchen kennen und macht ihr den Hof. Sie wird ihn erhört haben — Du weißt das Uebrige. Nun ist das vom Gesichtspunkte der Moral freilich schlimm, sehr schlimm — aber ich kann es Dir nicht verbergen, wie die Welt es ansieht. Der Welt, in welcher wir Beide leben, ist Scipio's Handlung, was man einen Jugendfehler nennt; wenn morgen ganz Paris wüßte, daß der Vicomte Duriveau ein kleines Bauermädchen zur Geliebten gehabt habe, und daß diese Liebschaft die tragische Entwickelung gefunden, von der wir Zeugen gewesen sind, wenn ganz Paris das wüßte — es würde sich nicht ein Salon für Scipio verschließen, es würde kein Mann und keine Frau, die in der Welt etwas bedeuteten, das Benehmen, welches sie gegen Scipio zu beobachten pflegten, in irgend einem Punkte verändern — ja noch mehr, liebes Kind, keine Mutter, kein Vater würden ihm deshalb ihre Tochter versagen. Alles Dieses setzt Dich, wie ich sehe, ein wenig in Verwunderung, aber wenn ich jetzt die Sprache zu Dir rede, welche Du, wenn Du einmal vermählt wärst, schon in den ersten 14 Tagen hören würdest, wenn ich Dir den wahren Stand der Dinge zeige, so ist's, um Dich zu beruhigen, zu trösten und eine Vorstellung, die Dir die Ruhe raubt, auf ihren wahren Werth zurückzuführen."

„Und so ist also Mutter," sagte Raphaële mit bebender Stimme, indem sie bleich ward und an allen Gliedern zitterte, „so ist also in der Welt für das verführte, verlassene junge Mädchen kein Mitleid zu finden, so trifft also in der Welt den Verführer kein Tadel, keine Verwerfung, Alle reichen ihm die Hand, wie gewöhnlich, während sein Opfer Gleichgültigkeit und Verachtung" —



„Theuerste Tochter! Das ist freilich grausam, ungerecht, bedauernswerth; aber was will man machen, die Welt ist einmal so, und man muß sie nehmen, wie sie ist. Der peinliche Auftritt von vorhin hat also unter diesem Gesichtspunkte, wie Du jetzt einsehen wirst, nicht die unglückliche Wichtigkeit, welche Du ihm beilegst. In Bezug auf Dein zukünftiges Glück aber ist er noch weniger von Belang; denn sieh, es ist ein Jahr her, Scipio kannte Dich noch nicht — und ich wiederhole es, es war freilich Unrecht von ihm, dies Mädchen zu verführen, aber warum war sie am Ende so schwach, warum hat sie nicht Tugend und Muth genug gehabt, ihm zu widerstehen, es ist eine gerechte Strafe —"

„O! das ist zu viel," rief Raphaële, indem sie ihre Mutter unterbrach, ich bin noch schändlich feige dazu! Das zu hören und zu schweigen, wäre über alle Maßen verächtlich." —

Und darauf wandte sie sich an Madame Wilson mit beinahe wahnsinnigen Mienen und sagte zu ihr in einem Tone, der die schrecklichste Aufregung verrieth:

„Mutter! Sprich nicht mit solcher Härte von verführten Mädchen."

„Raphaële, mein Engel, was ist Dir? Wie Du zitterst, wie Du mich ansiehst!"

„Ich sage Dir, Mutter, wir müssen Nachsicht und Mitleid mit verführten Mädchen haben."

„Du wirst immer blässer, Du erschreckst mich."

„Habe Mitleid — o ja! habe Mitleid — o viel Mitleid mit den Unglücklichen, die nicht Tugend und Muth genug haben, dem Scipio zu widerstehen — bedenke, was Du sagst, Mutter!"

Und Schluchzen unterbrach die Stimme des jungen Mädchens.

„Raphaële, komm zu Dir und beruhige Dich!"

„Gott straft Dich, Mutter!"

„Gott straft mich?"

„Dies unglückliche Kind, das Scipio verführt hat, war arm, ohne Stütze," fuhr Raphaële mit einem Lächeln fort, in welchem eine schreckliche Ironie lag, „und auch Du hast gesagt, wie die Welt sagen wird, was ist daran gelegen, Verachtung dem Opfer, Ruhm dem Verführer."

„Raphaële!!"

„Ihr Kind ist todt, sie selbst wird vielleicht sterben — was liegt an einem solchen Geschöpf? Ein Jugendfehler des Vicomte Scipio — Du hast das gesagt, und Gott straft Dich, Mutter."

„O Gott, Gott!"

„Du warst das Echo der egoistischen und grausamen Welt und hattest kein Mitleid für das arme Landmädchen — ich sage Dir, Gott straft Dich in Deiner Tochter, Mutter."

„Was sagst Du?"

„Ich sage, ich bin eben so schuldig gewesen — vielleicht noch schuldiger, als dieses unglückliche Geschöpf; denn ich bin nicht allein und verlassen wie sie — ich habe eine zärtliche und geliebte Mutter, unter deren Augen ich von Kindheit auf gewesen bin — ja, und diese Mutter, diese zärtliche Mutter habe ich hintergangen."

„O schweig!"

„Ich habe ihr Vertrauen unwürdig gemisbraucht."

„Du weißt nicht, was Du sagst, Du bist toll — komm zu Dir, Raphaële."

„Nein, nein, ich bin nicht toll," rief das junge Mädchen fast wahnsinnig aus; „aber ich werde es werden, wenn mich die Schande nicht tödtet."

„Die Schande!"

„Auch ich habe Scipio nicht zu widerstehen vermocht."

„Unglückselige!"

„Was liegt daran? — Ein Jugendfehler des Vicomte Scipio, wird die Welt sagen, nicht wahr, Mutter?" murmelte die Unglückliche, deren Kräfte zu Ende waren.

Und sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und sank bewegungslos auf ihr Logee hin.

Siebzehntes Kapitel.

Mütterliche Liebe.



Es waren jetzt einige Augenblicke seit dem schrecklichen Geständniß, welches Raphaële der Madame Wilson gethan hatte, und welches sie mit sterbender Stimme durch eine nähere Erläuterung vervollständigt hatte, verflossen.

Ehe wir diese Erzählung weiter führen — ein Wort über Madame Wilson.

Diese Frau vergötterte ihre Tochter; die Beweise dieser Vergötterung, dieser blinden, leidenschaftlichen, wir möchten sagen heroischen Hingebung, werden sogleich in reichem Maße vor Augen liegen.

Die Leute, welche kennen, was man die Welt nennt, und die sie gesehen haben, wie sie ist, wie sie die Folgen des gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes nothwendig gestaltet haben, werden die Sprache der Madame Wilson in Betreff von Brunère's Verführung durch Scipio, vielleicht im Munde einer Mutter, die zu ihrer Tochter spricht, nicht an ihrer Stelle finden, aber an sich ist diese Sprache den Vorstellungen, den Sitten, den Gewohnheiten, den Ueberlieferungen dieser Welt im strengsten Sinne gemäß.

Wenn Madame Wilson Raphaëlen die Gesellschaft mit so grellen Farben abmalte, so hatte sie dazu ihre Gründe, und diese waren, von ihrem Gesichtspunkte angesehen, vortrefflich.

Die Leidenschaft, welche Scipio Duriveau Raphaëlen eingeflößt hatte, war während einer Reise, die Madame Wilson im Betreff einiger Schuldforderungen, welche ihr Gatte, ein amerikanischer Banquier, welcher insolvent gestorben war, hinterlassen hatte, nach England hatte machen müssen, entstanden und zu ihrem Gipfel gelangt. Madame Wilson war also nicht im Stande gewesen, ihre Tochter gegen diese thörichte und maßlose Leidenschaft zu schützen. Als sie zurückkehrte, kämpfte Raphaële mit dem Tode und zwar in Folge dieser Leidenschaft.

Jetzt hatte es sich für Madame Wilson nicht mehr davon gehandelt, zu untersuchen und zu prüfen, ob der Gegenstand dieser wahnsinnigen Liebe derselben würdig wäre. Es war ihr vor Allem darauf angekom-

men, das Leben ihrer Tochter zu retten, indem sie sie mit dem Vicomte Duriveau verheirathete. Diese Heirath bot unglaubliche Schwierigkeiten dar; es bedurfte, um sie zu übersteigen, der ganzen Geschicklichkeit, der ganzen Willenskraft der Madame Wilson, es war dazu vor Allem nothwendig, daß sie sich zu einem bewundernswürdigen Opfer entschloß.

Endlich war Madame Wilson zu stolz auf die anbetungswerthe Schönheit Raphaële's, zu überzeugt von ihren seltenen Eigenschaften, als daß sie ihnen nicht hätte einen unwiderstehlichen Einfluß beilegen und glauben sollen, daß Scipio unter einem Schein berechneter Kälte eine wahre Liebe verberge; nun liebte Raphaële ihn so heftig, daß es sie das Leben kosten zu können schien, und so glaubte denn Madame Wilson um jeden Preis die Furcht ihrer Tochter besänftigen und dieselbe über die Zukunft einer Liebe, welche ihr ganzes Leben war, beruhigen zu müssen.

Dieses war das Verfahren gewesen, welches Madame Wilson in Betreff Raphaële's bis zu dem Augenblicke verfolgt hatte, in welchem diese ihr ein so peinliches Geständniß that, welches gleich darauf durch folgende Enthüllungen vervollständigt wurde:

Einige Tage, bevor sie mit ihrer Mutter von Paris in die Sologne abreisen sollte, hatte Raphaële einen freien Augenblick benutzt und den inständigen Bitten Scipio's nachgegeben, mit ihm an einem bestimmten Orte zusammenzutreffen.

Eine ziemlich lange Zeit war seit diesen traurigen Geständnissen verflossen.

Raphaële und ihre Mutter saßen schweigend, finster, vernichtet da.

Madame Wilson stützte sich mit dem Ellbogen auf die Armlehne eines Lehnstuhls und schien einem tiefen Schmerz hingegeben; sie heftete auf ihre Tochter einen traurigen, mitleidigen, liebevollen und verzeihenden Blick.

Raphaële saß bleich da mit gesenktem Kopfe, starren Augen, die Hände im Schooß gefaltet und schien gefühl- und leblos; von Zeit zu Zeit flossen, ohne daß man sie hätte weinen hören, große Thränen schweigend über ihre Wangen, welche weiß und kalt wie Marmor waren.

„Raphaële," sagte plötzlich Madame Wilson, „höre mich, armes Kind."

Bei diesen Worten, welche die unendliche Nachsicht und Zärtlichkeit ihrer Mutter ausdrückten, fuhr das junge Mädchen auf und bedeckte die Hände der Madame Wilson mit Thränen und Küssen.

„Stehe auf, beruhige Dich, mein Engel, ich habe selbst große Mühe, meinen Schmerz zu bezwingen, laß uns Muth fassen, laß uns von Dir, von uns sprechen."

„Ich höre, Mutter," sagte Raphaële, indem sie ihre Thränen zu bezwingen suchte.

„Siehst Du, wir sind zwei Frauen und sind auf uns selbst angewiesen, wir haben von Niemandem Rath zu erwarten als von uns selbst. Du weißt, was wir von Deinem Onkel erwarten können. Wir allein, Theure, müssen für die Zukunft einen Entschluß fassen. Du hast wahr gesprochen, Gott hat mich für die Grausamkeit bestraft, mit der ich von diesem armen Landmädchen sprach; Gott hat mich bestraft, aber möchte er nur mich bestrafen, und ich will ihn segnen. Einen Augenblick schien mir Dein Zweifel an Scipio's Liebe ungegründet, jetzt scheint er mir wahnsinnig; denn jetzt kann ich mir Scipio's scheinbare Kälte erklären, er hat sie sich in Eurer Beider Interesse auferlegt."

„Ach, Mutter," antwortete Raphaële niedergeschlagen, „beim Anblick des kleinen, armen, todten Kindes blieb Scipio's Blick kalt und trocken. Das flößt mir Zweifel gegen sein Herz ein, und doch fühle ich, daß ich ihn noch immer liebe. Er ist jetzt Herr über meine Ehre, wie er der Gebieter meines Herzens ist. O, es ist ein schrecklicher Gedanke — wenn er jetzt sein Wort nicht hielte, wenn er mich verschmähte, verstieße —"

„Dich verschmähen, verstoßen! Da müßte ich vorher todt sein," rief Madame Wilson mit unglaublicher Kraft. „O nein! nein! beruhige Dich, liebes Kind. Scipio wird sein Versprechen halten — er wird es halten, weil er Dich liebt — er wird es halten, weil er es halten muß — weil es keine menschliche Macht gibt, siehst Du wol, welche sich jetzt noch dieser Heirath widersetzen könnte."

„Ach! Mutter, wenn Du Scipio's Unbeugsamkeit kenntest! O! wenn er mich nicht mehr liebt, so wird ihn nichts hindern, mich zu verlassen," lispelte das junge Mädchen mit schmerzlicher Niedergeschlagenheit.

„Raphaële's Aengstlichkeit, die wachsende Aufregung in ihren Zügen zerrissen der Madame Wilson das Herz, sie kannte das überaus lebhafte Gefühl ihrer Tochter, welcher diese Liebe beinahe schon das Leben gekostet hatte. Mehr und mehr erschrocken über die Niedergeschlagenheit dieser Unglücklichen und entschlossen, ihr um jeden Preis durch Enthüllung der Vergangenheit einen Glauben an die Zukunft einzuflößen, bequemte sie sich zu einer Eröffnung, welche sie bis jetzt aus Bescheidenheit zurückgehalten hatte.

Nachdem sie einen Augenblick gezögert, wandte sie sich an Raphaële.

„Antworte mir, armer Engel; wenn man Dir vor dem Tage, da Du in wahnsinniger Unbesonnenheit zu Scipio gingst, gesagt hätte, entsage dieser Liebe?"

„Es hätte mir den Tod zugezogen."

„Wenn man Dir nun heute sagte, Du mußt dieser Liebe, dieser Heirath entsagen."

„Mir würde Liebe und Schande zugleich den Tod zuziehen."

„Ja! ich glaube es, ich weiß es, Du würdest vor Liebe und Schaam sterben — aber ich will nicht, daß Du stirbst, und damit Du am Leben bleibst, muß ich Dich beruhigen, und um Dich zu beruhigen, muß ich Dir beweisen, daß nichts auf der Welt sich Deiner Heirath widersetzen kann, selbst Scipio's Wille nicht — verstehst Du wol? Ich muß Dir beweisen, daß ich, um diese Vereinigung zu sichern, ich darf es sagen, das Unmögliche gethan habe —"

„Du, Mutter?"

„Ja! Und nun siehst Du wol ein, daß jetzt das Mögliche für mich nur ein Spiel sein kann. Das wundert Dich, Theuerste, ich will Dir Alles sagen, freilich nicht ohne Schmerz; denn es sollte Dir immer verborgen bleiben" —

Und nach einer Pause fing Madame Wilson stolz wieder an.

„Und warum sollte ich erröthen, Die zu gestehen, was die Mutterliebe mir Edles eingegeben hat. Höre also: Du weißt, ich hatte Paris in der Hoffnung verlassen, in England gewisse Schuldforderungen beizutreiben, welche in Folge des Todes und der traurigen Umstände Deines Vaters bestritten waren; die Summe, die ich in Anspruch nahm, war sehr groß, sie erhalten, hieß Dir eine beträchtliche Mitgift sichern, und eine solche konnte, nach meiner Meinung, in diesen Zeiten der Habgier zu Deinem Glück vielleicht viel beitragen. Bei meiner Ankunft in England brachte mich der Zufall mit Sir Francis Dudley in Berührung, welcher bei den Forderungen, die ich zu machen hatte, interessirt war. Ritterliche Biederkeit, ausgesuchtes Zartgefühl, anziehende Geistesgaben, edles Herz, großer Charakter, Alles, was Achtung und Zuneigung einflößen kann, fand sich bei Sir Francis Dudley vereinigt. Ich mußte oft mit ihm zusammenkommen, um bei ihm Interessen zu vertheidigen, welche zugleich die Deinigen waren. Was soll ich sagen, liebes Kind, auf unsere ernsthaften Beziehungen folgte eine lebhafte Freundschaft, dann ein zärtlicheres Gefühl, welches mich glücklich und stolz machte; denn ich theilte es und fühlte mich des Mannes würdig, der es mir einflößte. Sir Francis Dudley war frei, ich war's auch, den Antheil, welchen Deine Zukunft an unseren Heirathsprojecten hatte, will ich nicht nennen. Aber wozu jetzt diese Erinnerungen," sagte Madame Wilson mit einem melancholischen Lächeln, „das Alles ist jetzt nur ein leerer, glücklicher Traum."

„Und warum mußt Du jetzt von dieser Vergangenheit wie von einem Traume reden, Mutter?" sagte Raphaële über diese Eröffnung eben so erstaunt wie verwundert.

Madame Wilson schüttelte traurig den Kopf, und als suchte sie peinlichen Erinnerungen zu entgehen, setzte sie, ihre Tochter zärtlich umarmend, hinzu:

„Laß uns von Deinen Angelegenheiten sprechen. Du weißt, während dieser Reise bekam ich jeden Tag einen Brief von Dir; plötzlich blieben Deine Briefe aus. Deine Tante schrieb mir, die Nachricht von Deiner Krankheit traf mich wie ein Blitzschlag, ich reiste ab, ich kam an, Du warst dem Tode nahe."

„O! Mutter, Du liebtest, und Du kamst. Jetzt verstehe ich das Opfer, was Du mir gebracht hast."

„Wenn ich mir es etwas habe kosten lassen, liebes Kind, so kennst Du mein Opfer noch nicht — ich komme an, ich finde Dich dem Tode nahe, Du gestehst mir Deine rasende Leidenschaft; außer mir und entschlossen, Dir um jeden Preis das Leben zu erhalten, verspreche ich Dir, Dich mit Scipio zu verheirathen; die Hoffnung auf dieses Glück, Dein blindes Zutrauen auf mein Wort bringen eine heilsame Krisis zu Wege, Du bist wie neu geboren, Du lebst, Du bist gerettet. Aber das Versprechen, das ich im Wahnsinn des Schmerzes gethan hatte, wollte gehalten sein, ich mußte Dich mit Scipio vereinigen, oder Du sankst in den Abgrund von Tod und Schmerz zurück, aus dem ich Dich durch ein unbedachtes Versprechen herausgerissen hatte. Ach! ich wußte nicht, armer Engel, wozu ich mich verpflichtet hatte."

„Wie? meine Heirath?"

„Höre! Eine Freundin von mir kannte Scipio's Vater, den Grafen Duriveau, genau. Nach einer langen Unterredung mit dieser Frau ging ich in Verzweiflung fort; Deine Heirath war unmöglich. Herr Duriveau hatte damals die Absicht, seinen Sohn an eine reiche Erbin von 3 Millionen und sehr hoher Geburt zu verheirathen, und da ich meiner Freundin bemerkt hatte, daß dazu wenigstens Scipio's Einwilligung nöthig sein würde —"

„Wie, Mutter?" rief Raphaële.

„Bekam ich die Antwort, daß, wenn ich Herrn Duriveau kennte, es mir nicht unbekannt sein würde, daß bei diesem eisernen Charakter gewollt — gethan sei."

„Scipio willigte also in diese Heirath?" rief Raphaële schmerzlich aus; „da täuschte er mich schon."

„Nein, nein, er täuschte Dich nicht, er wollte seinen Vater nur nicht gleich Anfangs vor den Kopf stoßen."

„Und Du hattest mir Das verborgen, Mutter?"

„Warum sollte ich Dir's sagen, ich hatte Dir durch das Versprechen, den Scipio zu heirathen, das Leben wiedergegeben. Diese Besorgnisse, diese Zweifel hätten Dich getödtet; ich mußte Dir Deinen blinden Glauben an mein Wort und mein Versprechen lassen."

„O Mutter! Mutter!" lispelte das junge Mädchen, wie erdrückt von diesen Beweisen der innigen Liebe ihrer Mutter.

„Ich wünschte den Grafen Duriveau selbst persönlich kennen zu lernen," versetzte Madame Wilson, „ich wünschte mir selbst über diesen furchtbaren Mann, der, ohne es zu wissen, das Leben meiner Tochter in seinen Händen hatte, ein Urtheil zu bilden. Die Freundin, von der ich gesagt habe, brachte mich mit dem Grafen zusammen —"

„Und dann, Mutter —"

„Drei Monate nach dieser Zusammenkunft," sagte Madame Wilson, ohne sich diesmal Mühe zu geben, den Stolz ihrer mütterlichen Freude zu verbergen, „kam der Graf Duriveau, nachdem er die ganz sichere Verbindung, welche seiner Eitelkeit so sehr schmeichelte, kurz abgebrochen hatte, zu uns, Dich in meiner Gegenwart zu fragen, ob Du Dich entschließen könntest, Scipio zu Deinem Gemahl zu wählen."

„Und wie kam diese plötzliche Umwandlung?"

„Weil ich in dem Grafen Duriveau eine Liebe zu mir zu erwecken gewußt hatte," sagte Madame Wilson einfach.

„Liebe beim Grafen Duriveau!" rief Raphaële.

„Leidenschaftliche Liebe; denn, nachdem er mir zwei Monate unablässig den Hof gemacht, flehte er mich an, seine Hand, sein Vermögen anzunehmen. Ich nahm sie an —"

„Du, Mutter?" sagte Raphaële erstarrt.

„Aber unter Einer Bedingung, daß Deine Vermählung mit Scipio zugleich mit meiner Vermählung mit dem Grafen gefeiert würde."

„Das junge Mädchen ward auf's Neue von einem so tiefen Erstaunen ergriffen, daß sie eine Weile stumm blieb, dann fiel sie ihrer Mutter um den Hals und rief:

„Ach, Mutter, jetzt verstehe ich das schmerzliche, ungeheure Opfer, das Du mir gebracht hast — um meine Heirath zu sichern, hast Du dieser Liebe entsagt, deren Du Dich so glücklich und stolz erinnerst; Du willst einen Mann heirathen, den Du nicht achten kannst, den Du vielleicht hassest, und Das um meinetwillen."

„Nein, nein, mein Engel, enttäusche Dich," sagte Madame Wilson, um die Bedenklichkeiten ihrer Tochter zu zerstreuen, „beruhige Dich — ich bin dem Herrn Duriveau von Herzen zugethan; hat er nicht zuerst Dein Glück gesichert, sichert ihm dies nicht für immer meine Erkenntlichkeit? Und dann," setzte Ma-

dame Wilson mit leichter Verwirrung hinzu — denn das Lügen widerstand ihrer reinen Seele — „muß ich Dir gestehen, ich habe mit Vergnügen bemerkt, daß mein Einfluß auf den Grafen heilsam gewesen ist; was in seinem Charakter Hartes und Rauhes war, verschwindet nach und nach. In seinem Alter, glaub' es mir, und besonders bei der glühenden Energie seines Charakters und seiner Leidenschaften thut die Liebe Wunder. Laß Dich also mein Schicksal nicht beunruhigen, liebes Kind. Und was nun Dich anbetrifft," setzte Madame Wilson hinzu, indem sie ihre Tochter mit einer Art Trunkenheit umarmte; denn sie war überzeugt, sie vollkommen beruhigt zu haben, „glaubst Du nicht für Deine Zukunft hinreichende Sicherheit zu finden in meinem Willen, in dem des Grafen und endlich und vor Allem in der aufrichtigen Liebe, die Scipio für Dich fühlt, und die jetzt unzerstörbar und heilig ist? denn es hängt von ihr die Ehre eines Mädchens und eines Mannes ab. Glaubst Du endlich nicht, lieber Engel, daß ich, wie ich Dir im Anfang dieser Unterredung sagte, das Unmögliche ausgeführt habe, indem ich den Grafen dazu brachte, mich für seinen Sohn um Deine Hand zu bitten, jetzt auch leicht" —

„Ich glaube Dir, theure Mutter, ich glaube Dir Alles," rief Raphaële, Madame Wilson unterbrechend.

Und das schöne Antlitz des jungen Mädchens glänzte von Hoffnung und Glück, sie stürzte an den Busen ihrer Mutter.

„O, ich glaube Dir, ich glaube Dir gern," versetzte Raphaële, „ja, Deine lieben Worte haben Ruhe, Vertrauen und Glück in meine Seele gebracht, und dann macht es mich selig, unendlich selig, die Opfer zu erfahren, die Du mir gebracht hast; das verpflichtet mich zu so zärtlicher Liebe —"

Ein bescheidenes Klopfen an die Thür des Zimmers der Madame Wilson, welches vor dem Gemache ihrer Tochter lag, unterbrach diese Unterredung.

„Wer ist da?" sagte Madame Wilson, indem sie Raphaële's Zimmer verließ.

„Ich, Madame," antwortete hinter der Thür die Stimme der Mademoiselle Isabeau.

„Was willst Du, Isabeau?"

„Madame, es ist ein Brief da vom Herrn Grafen Duriveau; es eilt sehr; der Ueberbringer wartet auf Antwort."

„Gib her," sagte Madame Wilson, indem sie ihrem Kammermädchen die Thür öffnete, „und sieh zu, ob meine Tochter Deiner auch bedarf."

Und während Mademoiselle Isabeau zu Raphaëlen hinein ging, entsiegelte Madame Wilson den Brief des Grafen.

„Ich wußte es wol," sagte Madame Wilson, indem sie den Brief las, „er ist in der größten Besorgniß. Welche Liebe, welche Leidenschaft! In diesem Alter noch solche innere Glut zu besitzen! Wie mag es doch kommen, daß, während ihn diese Liebe beherrscht, sein Benehmen nichts als Egoismus, Habsucht, Stolz und übermüthige Verachtung alles Dessen, was nicht reich, vornehm oder mächtig ist, zeigt? Und dieser Mann ist gutherzig gewesen, er hat, sagt man, in seiner Jugend den edelmüthigsten Eingebungen Folge geleistet. Die Zeiten haben sich sehr verändert, das Alter hat diese früher weiche und zarte Seele verknöchern und versteinern machen."

Darauf setzte Madame Wilson, indem sie im Lesen fortfuhr, langsam und mit nachdenkender Miene hinzu: „Ich erwartete es, er fürchtet, daß der schreckliche Auftritt von vorhin Raphaële's und meine Absichten umgewandelt habe; er bittet mich im Namen seiner Liebe, meinen ganzen Einfluß auf meine Tochter auf die Wage zu legen, um sie dahin zu bringen, daß sie Scipio verzeihe. Denn, setzt der Graf hinzu, das Glück seines Lebens, seine Heirath mit mir, hängt von der Vereinigung Scipio's mit meiner Tochter ab."

Und nach einer Pause sprach Madame Wilson, indem sie sich eine heimliche Thräne abtrocknete:

„O! meine schönen, goldenen Träume, ihre süßen und theuren Erinnerungen, die ihr so eben noch in mir wieder erwachtet" —

Aber sich selber unterbrechend, setzte sie hinzu:

„Keine Schwachheit, kein feiges Bedauern, von mir ist nicht die Rede — Muth — der Graf drängt mehr, als je — er bittet mich den 15. des nächsten Monats unsere Vermählung festzusetzen — ich muß — gestern hätte ich gezögert, diesen verhängnißvollen Tag, der für mich immer nur zu früh kommt, schneller herbeizuführen, aber heute" — Madame Wilson erröthete, als handelte es sich von ihr selber — heute befiehlt mir die Lage dieses unglücklichen Kindes, diese Doppelheirath zu beschleunigen."

Und indem sie den Brief zu Ende las:

„Auf welches traurige Ereigniß, welches heut Abend vorgefallen sei, mag der Graf anspielen, er will mich nicht davon unterrichten, aus Furcht, daß es mich zu sehr ergreifen möchte, aber wenn ich ihn morgen, wie gewöhnlich, bei mir sehen kann, will er mir Alles sagen. — Ich muß ihm antworten."

Und Madame Wilson verließ ihr Schlafzimmer und trat in einen kleinen Salon, wo sie zu schreiben pflegte.

Sie vollendete eben ihren Brief an den Grafen Duriveau, als plötzlich Raphaële blaß, halb entkleidet, wie wahnsinnig hereinstürzte.



„O, es ist fürchterlich," rief das junge Mädchen, indem sie in die Arme ihrer Mutter sank — „todt!"

„Mein Gott, was gibt's, Raphaële, wovon sprichst Du?"

„Das junge Mädchen, die Mutter des kleinen Kindes, das heute morgen gefunden wurde — sie ist todt!"

„Was sagst Du?"

„Sie hat sich ertränkt, als sie festgenommen werden sollte."

„Aber woher weißt Du" —

„So eben hat es einer der Leute des Grafen der Isabeau erzählt."

„Es kann nicht mehr zweifelhaft sein," rief Madame Wilson schmerzlich, „das ist das Ereigniß, auf welches der Graf anspielte."

„O Mutter! Gott straft uns! Daß das Mädchen todt ist, das ist ein Vorzeichen" — lispelte das junge Mädchen.

Und sie sank ihrer erschrockenen Mutter in die Arme.

Eugène Sue.

(Ende des ersten Bandes.)

Ein Sommerabend.

(Fortsetzung aus Nr. 111.)

„Sie sprechen mir aus der Seele," nahm darauf der Professor das Wort, „denn auch ich halte das Volk in Masse für noch nicht reif zu einer positiven Neugestaltung der christlichen Glaubensform; von der unsichtbaren Kirche, die Sie uns in Aussicht stellen, ganz zu schweigen. Zwar halte ich das Gebell der kirchlichen Ultras beider bestehenden Confessionen für eben so unwahr, als unklug, wenn sie über die neue Bewegung nichts weiter vorzubringen wissen, als daß sie von sittenlosen Priestern ihren Ursprung und nur in dem Indifferentismus ihre Nahrung habe. Aber bei aller Sympathie für die Berechtigung, welche der erste Ausbruch unläugbar in den Zeitumständen fand, kann ich mir doch sehr wesentliche Bedenken nicht verhehlen, wenn ich sehe, daß der ganze Inhalt der neuen Glaubensform denn doch vorzugsweise verneinender Art ist, und selbst die sehr richtige Forderung einer Umgestaltung des Kirchenregiments im Grunde eine Forderung ist, die innerhalb des Protestantismus vollkommen Platz findet. Von einer neuen Reformation sehe ich nichts, vielmehr finde ich nur, daß die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts jetzt gewissermaßen einen Altweibersommer erlebt. Aber die Lage der neuen Kirche scheint mir vornämlich darum schwierig, weil ich sicher davon überzeugt bin, daß sie bei ihrem gegenwärtigen Mittelding zwischen Bejahung und Verneinung nicht stehen bleiben kann. Müssen wir es nun einmal als Thatsache anerkennen, daß es Höhergebildete und Mindergebildete gibt, so fürchte ich, da wird es bald dahin kommen, daß in der Glaubensnorm ebendasselbe den Einen zu viel und den Andern zu wenig ist, und eben deshalb der Traum der deutschen Einheit auf schwachen Füßen steht."

„Eure Reden bestätigen, was ich vorhin den Gelehrten vorwarf," rief hierauf der Advocat, „und mit Recht wird Euch das Volk aristokratischen Uebermuth zur Last legen, wie er leider bei unserem zerrissenen und herabgekommenen Volksbewußtsein sich sehr natürlich erzeugen mußte. Hat sich doch unsere Wissenschaft nach und nach ganz vom Leben getrennt und sieht die Gemeinverständlichkeit für den größten Vorwurf an, den man ihr machen kann. Mit der Kunst ist es aber gar nicht anders, da unsere weisen Aesthetiker gerade unserem nationalsten Dichter eben seine Popularität zum Makel anrechnen. Und dennoch ist gerade in der Wissenschaft, welche am meisten unter allen die Sympathie für das Volk verloren zu haben und ganz in der Anbetung von Mumien erstarrt zu sein schien — eben in der Rechtswissenschaft ist neuerdings mit überraschender Gewalt ein Durchbruch erfolgt, dessen Wirkung noch gar nicht zu ermessen ist. Immer mehr wird auch von Seiten der Leute vom Fach dem Verlangen nach Nationalität des Rechts und Oeffentlichkeit und Theilnahme des Volks an der Rechtspflege beigestimmt. Dabei ist keineswegs die Meinung, daß das Recht, weil es Gemeingut Aller werden soll, deshalb aufhören müßte, zugleich Gegenstand tieferer wissenschaftlicher Forschung und Erkenntniß zu bleiben. So kann ich denn auch nicht einsehen, warum eine reinere religiöse Anschauung nicht zugleich Gemeingut und gleichwol auch Moment einer tieferen Bildung sollte sein können. Allerdings wird eben deshalb der Inhalt der Glaubensnorm so liberal als möglich und den bestehenden Bekenntnissen gegenüber allerdings vorzugsweise verneinender Natur sein müssen. Was aber dabei an dogmatischem Stoff für das Volk verloren geht, das wird ihm durch die Regeneration des sittlichen reichlich ersetzt werden."

Der Mönch, welcher bisher mit großer Aufmerksamkeit dem Gespräche gefolgt war, sagte nun: „Ich gestehe gern, daß ich den Gedankengang der verehrten Herren wol nicht in allen Punkten begriffen habe. Aber so viel glaube ich doch abnehmen zu können, daß Sie Alle mehr oder weniger dem Christenthum, so weit es eine geoffenbarte Religion ist, den Proceß machen, wobei ich wol einsehe, daß Sie darum keineswegs die Religion überhaupt für etwas Ueberflüssiges erklären, sondern nur derselben ein ausreichendes Fundament in unsrem menschlichen Geiste zu geben suchen. Ich verstehe auch wol, daß Sie es dabei nicht, wie man es jetzt so häufig der neuen Weltweisheit vorgeworfen sieht, auf eine Selbstvergötterung abgesehen haben, da ja der Geist, den Sie über den einzelnen Geistern anerkennen, Ihnen eben so sehr göttliche Majestät an sich trägt, wie dem Christen sein geoffenbarter Gott. Es ist wol ein natürlicher Drang des menschlichen Geistes, die Quelle aller Wahrheiten, und insbesondere der höchsten, in den Tiefen seiner eigenen Natur zu suchen; eine solche Quelle, deren gesetzmäßigen und nothwendigen Fluß er berechnen kann, scheint ihm viel sicherer, als jede mittelbare Ueberlieferung, wobei es auf Treu und Glauben ankommt. So haben denn die Protestanten die Heiligen verworfen und haben die Priesterschaft als Mittelsmannschaft abgesetzt; und nun kommt es mir als eine natürliche Folge vor, daß man jetzt noch weiter geht und die Offenbarung überhaupt als überflüssig bei Seite schiebt. Wer möchte nun mit diesen Vervollkommnungsbestrebungen der menschlichen Vernunft im Allgemeinen

nicht gern sympathisiren? Wird [illegible] nicht der Schöpfer in der schönsten Gabe, die er ausgetheilt hat, selbst am meisten geehrt? Und warum sollt' ich es verhehlen, daß mir wenigstens manche von Denen, die man mit großem Zeter als Ketzer ausschreit, viel frömmere Seelen zu sein scheinen, als Die, welche in blindem Glauben gedankenlos hinleben, oder gar den Glauben als Mittel für irdische Zwecke misbrauchen? Sie sehen also, daß Sie in mir keine von jenen Schildkröten vor sich haben, wie sie sonst wol unter der Kutte einhergehen. Ja, ich kann mich wol in die Gesinnung eines Mannes, der sich zu irgend einer großen, das ganze Leben in Anspruch nehmenden, praktischen Wirksamkeit berufen fühlt, hinein versetzen und kann empfinden, wie natürlich ihm jener Stolz und Muth des Prometheus ist, der aber freilich nur Wenige gut kleidet. Allein alles dessen ungeachtet kann ich den verehrten Herren nicht verhehlen, daß mich diese ganze Richtung unserer Zeit mit einer tiefen Wehmuth erfüllt. Mein ganzes Leben hat mich niemals in die Lage versetzt, einen Titanenmuth entwickeln zu müssen. Unter einfachen Beschäftigungen ist es mir in ruhiger Beschaulichkeit hingeflossen, und ich habe Muße gehabt, den Herrn, dem ich diene, lieben zu lernen. Nun will ich nichts davon sagen, daß denn doch wol das Christenthum manch tiefes Geheimniß enthält, mit dessen Auflösung es sich die menschliche Vernunft etwas gar zu leicht macht, und daß man viele beseligende Wahrheiten desselben wie altes Gerümpel zur Seite liegen läßt, weil man in dem Strudel der weltlichen Interessen ganz den Sinn und das Gemüth dafür verloren hat. Aber, wenn man auch mit Allem Recht hätte, was man gegen die bisherige Heilsgewißheit des menschlichen Geschlechtes vorbringt, so könnte ich doch nur mit schmerzlicher Trauer aus dem Getümmel der Welt eine Gestalt verschwinden sehen, deren herzgewinnenden, rührenden, beseligenden Blick nichts Anderes zu ersetzen vermag. Jahrhunderte haben in diesem Glauben gelebt, und Millionen Menschen sind in ihm selig gestorben. Wenn man aufzählen will, was Alles in diesem Glauben Großes und Segensreiches gewirkt worden ist, es gibt gar eine große Rechnung. In meinem eigenen armen Leben, liebe Herren, gibt es mehr als Eine Stelle, mit der das Bild des Kreuzes untrennbar verwachsen ist. Sie sagen freilich, der Schwachen brauche man nicht zu schonen. Aber dieses Wort hat Ihnen nicht die Liebe eingegeben. Mir will es jedoch gerade scheinen, als ob eben daran die meisten Neuerungsversuche scheitern müßten, daß ihnen die Liebe fehlt, ohne die wir doch ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sind, wenn wir auch mit Menschen- und mit Engelzungen redeten. Lassen wir doch die Starken, deren Wahlspruch ist: Hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen! Von ihnen ist das Christenthum nicht ausgegangen, und an sie hat es sich auch nicht zuerst gewendet. Mögen sie doch eigentrotzig ihren Weg gehen! Aber warum wollen sie den Armen und Schwachen, warum wollen sie namentlich dem weiblichen Geschlechte den Schatz nehmen, der, mit Ihrer Erlaubniß sei es gesagt, noch lange nicht ausgeschöpft ist? Wo sollen die Mühseligen und Beladenen Ruhe und Erquickung finden, wenn sie sich nicht mehr in den Schatten des Kreuzes setzen dürfen?"

„Der hochwürdige Herr," erwiderte der Rechtsgelehrte, „spricht so sehr aus, was ich denke, daß ich kaum begreife, wie er auch in mir einen Gegner sehen kann. Während Ihr die Exclusiven macht und Euch in Eurer Geheimweisheit gegen das Volk absperrt, so ist es gerade unsere Sorge, eine religiöse Formel aufzufinden, welche den Tieferblickenden nicht ausschließt und zugleich das Bedürfniß des gemeinen Mannes befriedigt, der von den dogmatischen Grübeleien schon von selbst lassen wird, sobald mit dem erneuten kirchlichen Leben auch ein erhöhtes politisches Leben sich zu regen beginnt."

„Im Gegentheil," sagte der Arzt, „glaube ich, daß der geistliche Herr mit mir übereinstimmt, sofern er eben so, wie ich, für das Volk unsrer Tage eine so liberale, d. h. laxe Glaubensformel für nicht ausreichend hält. Wollen sich die Gebildeten keine Heuchelei zu Schulden kommen lassen, so muß die Formel so weit gefaßt werden, daß von dem specifisch christlichen Elemente, wie es den Inhalt der Offenbarung ausmacht, nur sehr wenig übrig bleibt. Dieser dürftige Rest wird aber dem Bedürfnisse des Volks nach greifbarer Gestalt und Geschichte nicht genugthun, während es eine vergebliche Bemühung bleiben wird, diese Lücke anderweitig auszufüllen. Denn die Sittlichkeit wird von der Intelligenz getragen; wessen Intelligenz aber nicht auf eigenen Beinen stehen kann, dem muß ein stützender Stab von außen gegeben werden; und dazu dient dem Volke eben sein in Bild und Ceremonie versinnlichter Glaube. Ich sehe also, daß Ihr die Armen den Gebildeten aufopfert und das Gesetz der staatsbürgerlichen Gleichheit nur dem Namen nach zur Anwendung bringt. Mir scheint es aufrichtiger und gerechter, wenn die Letzteren das Volk in seinem Glauben und seiner sichtbaren Kirche lassen und nur für sich das Recht ansprechen, gleichfalls in ihrem Glauben frei zu sein und sich ohne äußerlich bindende Gemeinschaft zu der unsichtbaren Kirche zu bekennen, von der ich sprach."

„Und doch," versetzte der Geistliche, „muß ich bekennen, daß ich von den Ansichten der beiden Herren abweiche. Sollte es denn wirklich eine so ganz ausgemachte und über allen Zweifel hinausliegende Sache sein, daß Diejenigen, welche sich den Ruhm einer höheren Bildung zuschreiben, mit dem christlichen Glauben so ganz und gar nichts mehr anzufangen wissen? Glauben Sie mir, meine lieben Herren, daß ich Erfahrungen anderer Art gemacht habe. Von mir selbst, der ich auch nicht immer Mönch gewesen bin, will ich nicht reden, da ich keinen Anspruch darauf machen darf, jener bevorzugten Classe zugezählt zu werden, und dieses Kleid der Demuth mit Aufrichtigkeit trage. Aber in der langen Zeit, in der ich als Seelsorger thätig war, habe ich es an Andern oft genug wahrgenommen, daß auch für den kecksten und selbständigsten Geist der Tag und die Stunde kommen kann, wo er einzig und allein bei dem verschmähten christlichen Glauben Hülfe sucht und Trost findet. Ja, dieser Glaube hat, lassen Sie mich's immer offen aussprechen, auch den andern eigenthümlichen Vorzug, daß er Jedem, dem Hohen wie dem Niedrigen, dem Weisen wie dem Beschränkten, eine Handhabe bietet. Wenn ich gesagt habe, daß am Fuße des Kreuzes die rechte Stelle für die Mühseligen und Beladenen sei, so meinte ich unter diesen nicht allein die Schwachen. Auch die Starken können über Nacht solche Mühselige und Beladene werden und den Weg zu jener Ruhestelle suchen, um welche ein höherer Friede weht. Auf gar mancherlei Weise klopft der Herr am störrischen Herzen seiner Kinder an, und Niemand ist so langmüthig und geduldig wie er; denn, oft verschmäht, kommt er immer wieder und wieder, und straft endlich die lange Verschmähung nur mit Liebe. Die Glücklichen hören ihn nicht und glauben seiner nicht zu bedürfen. Und doch weiß ich, daß auch sie nicht zu allen Stunden gleich sicher in ihrer Selbstgenugsamkeit sind. Der Klang der Glocken, der in die Kirche ladet, ergreift oft plötzlich den Entfremdeten mit einer wunderbaren Innigkeit, wie ein Ruf aus der Heimath; er greift dann wol zu seinem Faust und versenkt sich in die Schilderung des Ostermorgens; der Himmelsliebe Kuß stürzt sich auf ihn herab in ernster Sabbathstille — der Herr ruft ihn, allein der Ruf verliert sich ihm wieder in die Weite. Schon das Bewußtsein, daß die Kirche einen Festtag feiert, kann eine sonderbar unruhige Stimmung im Gemüthe erzeugen, von den Wirkungen heiliger Bilder oder heiliger Musik gar nicht zu reden. Wie oft quillt da jene tiefe Wehmuth aus dem Innersten des Gemüths herauf, als wenn ein lang verkannter Freund wieder käme und sich wieder annähern wollte; — Du hörst ihn im Nebenzimmer reden, Du legst das Ohr an die Wand, Du schlürfst begierig jedes Wort von ihm ein, und doch entdeckst Du Dich ihm nicht, weil Du die stille Frage in seinem Blicke fürchtest. Freilich wird dieser sanfte Ruf von dem Glücklichen gern wieder vergessen. Aber möge nur Keiner den Tag vor dem Abend loben! Denn die Stunde kommt noch wol, wo der Herr stärker anklopft, und wo das bedrängte Herz seinen Stolz vergißt. Ich kenne um diesen See her manches starke Herz, worin ich in solcher Stunde den Stamm des Kreuzes pflanzen half. Da ist der Glaube bei der Liebe in die Schule gegangen; denn die Liebe überwindet Alles."

Während der Unterredung mit dem Mönche, welche die Aufmerksamkeit der Freunde in hohem Grade gefesselt hatte, waren die Windstöße allmälig stärker geworden und rascher auf einander gefolgt. Eben kam ein so heftiger, daß die Fenster des Wirthschaftsgebäudes zusammenklirrten und das Dröhnen des Gebälks auf dem Balkon fühlbar war. Der Barbier sprang mit den Worten auf: „Meister Andres hat Recht. Man wird noch heut Abend am See hier Vieles erleben können, woran man vor einer Stunde nicht gedacht hat. Der liebe Gott klopft ja an dies Wirthshaus, als wollt' er Thüren und Fenster miteinander hineinschlagen." Auch der Mönch erhob sich in Eile, um an seinen Posten zu gehen, wobei sich ihm der alte Andres zum Begleiter anbot, weil er fürchtete, der geistliche Herr möchte auf dem Felsensteige nicht allein zurecht kommen. Eine tödtliche Unruhe aber befiel den Arzt, der nicht wußte, was er thun oder lassen sollte. Seine Begleiter unterrichteten die Uebrigen davon, daß Frau und Kind von ihm auf dem See seien, und es konnte nicht fehlen, daß dies ihre lebendigste Theilnahme rege machte.

„Machen wir uns nur einmal auf den Vorplatz hinaus," sagte Andres, „wo wir den See übersehen können! Wenn sie zeitig abgefahren sind und die Maschine tüchtig angelassen haben, so können sie schon nahe sein und zwingen's vielleicht noch. Ich denke, ich bleibe nun auf alle Fälle um den Herrn Doctor, und Ew. Hochwürden lassen sich von dem Meister Bader geleiten, der Ihnen Alles hübsch zurichten kann, während Sie das Glöcklein auf der Kapelle läuten."

Auch der Advocat beschloß, um den Arzt zu bleiben, während er den Professor veranlaßte, nach dem Städtchen zu eilen und in der Wohnung des Arztes alle Zurüstungen für mögliche Unglücksfälle zu treffen. Andres bezeichnete dem Professor zugleich mehre Schiffsleute, die er als die zuverlässigsten kannte, für den Fall, daß es nöthig wäre, vom Hafen des Städtchens aus dem Schiffe zu Hülfe zu kommen. Diese Aeußerungen einer verständigen und energischen Theilnahme waren denn auch das Einzige, was den Arzt einigermaßen aufzurichten im Stande war. Denn nichts kann lähmender sein, als das Bewußtsein, daß unser Liebstes in großer Gefahr und bei uns gänzliche Ohnmacht vorhanden ist, ihm zu helfen. Wie mechanisch folgte er dem alten Schiffsmann, dessen Anweisungen er blindlings zu befolgen entschlossen war. Der Barbier wollte erst Miene machen, abseits zu gehen. Allein der Graubart faßte ihn unterwegs sehr ausdrucksvoll am Arm und flüsterte ihm zu: „Es handelt sich um einen Herrn, der Eure Reputation in der Hand hat, Meister Bader. Seid also klug und thut, was ich sage! Bei Gelegenheit könnt Ihr dann einen Sturm sehen, so gut, als wenn Ihr an der offenbaren See wäret. Und, wenn Ihr mir nicht folgt, so tauch' ich Euch bei nächster Gelegenheit in's Wasser, daß Ihr nicht mehr wissen sollt, ob Ihr Fisch oder Fleisch seid." Er hatte noch nicht ganz ausgesprochen, als der Barbier bereits in höflichster Unterthänigkeit den Pater bat, daß er ihm sein Brevier und seinen Korb zu tragen erlauben möge. Zu dem Advocaten aber sagte Andres leise: „Sie verstehen sich auch auf's Wetter. Ich denke, es steht ganz schlimm, wenn das Boot jetzt noch nicht um den Wetterstein herum ist, wo der See seiner Zeit meinen Bruder gepackt und hinuntergeschluckt hat."

Wie anders war es jetzt auf dem Vorplatz der Ruine, als vor wenigen Stunden! Die Kleider mußten bis oben zugeknöpft und die Hüte krampfhaft festgehalten werden, wenn nicht Alles der Sturm mit fortreißen sollte, der ganze Luftwogen schütternd gegen die Ruine warf. Derselbe peitschte den Wandernden schon einige Regenschauer in's Gesicht, während man einen stärkeren Guß nahe heranziehen sah. Dem Advocaten fiel die zuvor gemachte Vergleichung des Sees mit einem großen Tintenfasse wieder ein. Sein himmlisches Blau war in schmuziges Schwarzgrau verwandelt, und Ufer und Berge verhüllten sich in ziehende Nebel. Dem Arzt war es, als habe sich seit dem ersten Anblick des Sees von diesem Punkte die ganze Welt in ihren Angeln umgedreht. Der Professor eilte auf dem Fahrwege von dannen, während der Mönch und Barbier sich mit vorsichtiger Behendigkeit auf den Fußsteig hinabschwangen.

„Sehen Sie wol," sagte Andres zu dem Rechtsgelehrten, „daß meine Furcht nicht eitel war? Da tanzt das Boot just am Wetterstein. Sie haben die Maschine stark angelassen. Der Rauchfang speit ja, als ob er bersten sollte. Aber was ist denn das noch? Sie haben ein Marktschiff im Schlepptau. Sieh! sieh! Das sind wol lauter Lustreisende, die sich vom schönen Wetter noch am Mittag haben verlocken lassen, wenigstens die Herüberfahrt noch mitzumachen. Denen wird die Lust vergehen!"

Der Rechtsgelehrte entdeckte nicht sogleich, was ihm der alte Schiffsmann zeigte. Die tosende Unruhe der Luft machte seinen Blick unstät, und der graue Mantel, den der immer näher rückende dichte Regen über den See webte, ließ ihn nicht durchdringen. An dem Vorgebirge, das jener als Wetterstein bezeichnet hatte, fand er sich jedoch zurecht und erkannte zunächst die schwarze Rauchsäule, welche, jeden Augenblick vom Sturm in kleine Ballen geformt und in's Weite gejagt, sich eiligst immer wieder erneuerte und immer dichter zu werden schien. Er mochte den Arzt nicht darauf aufmerksam machen, da das eben an der gefährlichsten Stelle von den Wogen wild hin und her geworfene Boot einen furchtbaren Anblick gewährte.

„Nehmen Sie," sagte er, „vorerst das zur Beruhigung, daß das Schiff, sobald Sie es erblicken werden, auch schon der größten Gefahr entronnen sein wird. Wir behalten es dann immer im Auge, und je nach Erforderniß rudern wir ihm von hier aus entgegen, oder eilen auf dem Fußweg am See nach dem Städtchen."

Der Angeredete fühlte sich aber noch keines Wortes mächtig, obgleich er den Advocaten wohl verstand und selbst empfand, daß die furchtbare Beklemmung sich lösen werde, sobald er nur das Schiff einmal sehe. Er schien in völliger Apathie in den tobenden See hineinzublicken, der immer mehr in vollen Aufruhr kam. Den spähenden Genossen wurde indessen die zunehmende Verfinsterung des Himmels durch immer dichter und schwärzer gethürmtes Gewölk sehr hinderlich, und die fahlen Blitze, die sich aus dieser Wolkenburg entluden, dienten nur dazu, das nachfolgende Dunkel noch schauerlicher zu machen. Dagegen that es dem Ohr wohl, daß das Zischen und gellende Pfeifen des Sturms sich in das erhabene Rollen des Donners zu verlieren anfing, der durch die Schallbrechung am Gebirge zu einem fortwährenden mächtigen Dröhnen wurde.

„Gottlob!" rief jetzt der alte Andres, „sie sind glücklich um die Ecke und kriegen jetzt besseres Fahrwasser!"

„Wo? wo?" rief der Arzt, dem diese Worte die Sprache wiedergaben. Der Schiffsmann zeigte ihm die Richtung; aber seine Augen waren zu wenig geübt, um in dem tobenden Schattenspiel der gepeitschten Fluth sich zurechtfinden zu können, bis ihm ein Blitz die auf und nieder taumelnden Schiffe mit grellem Lichte erhellte. So beruhigend es ihm indessen war, seine Geliebten jetzt wenigstens in seinem Gesichtskreise zu wissen, so sehr hatte ihn doch auch der Anblick der Fahrzeuge erschreckt, mit denen die empörten Wogen Ball zu spielen schienen; ja, das Bild war um so schauerlicher, weil im Nu die Nacht wieder ihre finsteren Fittige darumschlug. Andres und der Advocat dagegen behielten die Schiffe noch immer im Auge und trösteten den Arzt durch ihre Berichte. Indessen wurden auf denselben Laternen angesteckt, welche auch dem Arzte die Richtung angaben, so daß die qualvolle Arbeit der Phantasie bei ihm nachließ, und die beruhigende Kraft der sinnlichen Anschauung mehr und mehr in ihre Rechte trat.

C. Reinhold.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Berliner Sitten und Gebräuche.

2. Badereisen und Sommerwohnungen.

Paris, welches der civilisirten Welt in allen Dingen mit seinem gesetzgebenden Beispiel vorangeht, hat seit langer Zeit das Bedürfniß gefühlt, alljährlich in den heißesten Sommermonaten seine staubigen Straßen zu verlassen, um auf Reisen, in Bädern oder in Sommerwohnungen in der Umgegend sich von den anstrengenden Vergnügungen des Winters zu erholen, oder zu denen des kommenden zu stärken. Wir sehen deshalb die feine Welt im Mai ihre Hôtels verlassen, wir sehen sie hinauswandern in die neugeborne Welt, gefolgt von einer Unmasse von Leuten, welche nicht ohne sie leben können,... theils weil sie sterben würden, wenn es ihnen nicht erlaubt wäre, sich mindestens im Schatten der Großen aufzustellen, theils weil sie ihnen folgen müssen, um zu leben, — zu welchen Letztern eine gewisse Sorte von Künstlern aller Art gehört, welche, den Gauklern von früher gleich, auf die Märkte zieht, weil es in ihrem ganzen Charakter liegt, nicht den kleinsten Profit unbenutzt vorübergehen zu lassen. — Wir sehen den alten Adel und die Financiers sich auf die Schlösser ihrer Stammgüter zurückziehen, um sich herum einen engen Kreis von Leuten comme-il faut versammelnd, unter denen wir von Neuem diesen Künstlern begegnen, welche die Reichen in dem Glauben bestärken, daß die Kunst nur da sei, um ihnen verdauen zu helfen und ihre Langeweile zu vertreiben. Wir stoßen zuletzt auf die hoch gepackten Mendelwagen eines Bureauchefs, eines zur Ruhe gesetzten Gewürzkrämers, einer armen, aber darum nicht minder adligen Familie, welche diesen Leuten selbst in ein nahgelegenes Dorf voraneilen, in dem man sich zu verbergen gedenkt, um später mit entzückter Miene von den Annehmlichkeiten Baden-Badens, Ems oder der Pyrenäenbäder zu sprechen. — Wir erhalten endlich aus diesem Allen die ziemlich deutliche Summe einer Masse Leute, welche hundert Mal im Begriff sind, vor Hitze, Mücken und den anderen Unannehmlichkeiten des Landlebens zu sterben, die aber dennoch jeden Augenblick laut die armen Menschen beklagen, welche bei diesem schönen Wetter verdammt sind, in einer großen Stadt zu leben, in der man die Sonne nur zwischen hohen Giebeln hervorscheinen sieht, wenn man überhaupt noch so glücklich ist.

Sie werden erstaunt sein, daß ich Ihnen von Paris und seinen Bewohnern erzähle, während ich mir doch die Aufgabe gestellt habe, berliner Leben und Sitten zu schildern. Aber was wollen Sie? — Ich vermag Ihnen in Betreff meines heutigen Themas kaum etwas von dem oben Gesagten Abweichendes zu erzählen. Fast ist es eben so hier, wie in Paris, und wenn wir den alten Adel mit seinen Stammgütern und der großartigen Gastfreundschaft abrechnen, weil dergleichen bei uns zu Lande nur selten vorkommt, so bleibt das Uebrige fast ein Portrait der hiesigen Sitten, obgleich man bei diesem Portrait keinen Augenblick vergessen wird, daß es eine Copie ist.

Wenn der Frühling kommt, wenn die alten Bäume des Thiergartens sich von Neuem mit grünen Blättern bekleiden, wenn die Sonne zum ersten Mal wieder wärmer glüht, dann ist wol nicht Ein Berliner, dessen Finanzen einen kleinen Ueberschuß darbieten, in dessen Herzen nicht dies oder jenes Project für den Sommer keimt, von dem er Monate lang träumt und spricht, um es endlich vielleicht doch wieder aufzugeben. Alles will reisen! von dem jungen Employé der Gesandtschaft an, der seinen Urlaub zu einem Ausflug nach Italien benutzt, bis zu dem Gymnasiasten, der, sein Ränzel auf dem Rücken und den studentischen Ziegenhainer in der Hand, während der Ferien eine Reise in den Harz oder durch die sächsische Schweiz macht! Von der Frau Geheimräthin, welche mit ihren blassen Töchtern nach Teplitz geht, bis zu der Näherin, die ihren Onkel den Müller besucht, der vier Meilen von Berlin auf dem Lande wohnt. Es gibt in dieser reiselustigen Jahreszeit eine Masse von Vätern, welche tagtäglich das Lied hören müssen, bis sie sich entschließen, den segenspendenden Kasten des Schreibtisches aufzuziehen und thatsächlich ihre Einstimmung zu dem Wunsche der Kinder zu geben; — es gibt ein wahres Heer junger hoffnungsvoller Maler mit langem Haar und breitgekremptem Hut, welche mit jungfräulich reinen Skizzenbüchern auswandern, in der Absicht, sie bis auf das letzte Blatt vollzuzeichnen,... eine Absicht, welche leider selten in Erfüllung geht, weil man zu sehr von der Unbeständigkeit des Wetters abhängt und von den Wechselfällen der Reise. — Ich glaube gern, daß diese Reiselust in dem Charakter des Menschen liegt, aber ihre Ausführung in dem Maße, wie sie jetzt getrieben wird, ist, wie so vieles Andere, ein Erzeugniß der Mode. Während die Fremde zu uns kommt, um die Wunder der Industrie zu sehen und anzustaunen, gehen wir in die Fremde, um die Mannigfaltigkeit einer unbekannten Natur kennen zu lernen, und der Eisenbahnzug, der fortlaufend die sich zu erfüllen anfangende Sehnsucht von tausend Berlinern ist, begegnet bald einem andern, der eine gleiche Anzahl Fremder mit sich führt, die Berlin zum ersten Mal sehen werden, und welche die Hälse zum Wagenfenster hinausstrecken, sobald sie in der großen Fläche die gigantischen Häusermassen der Residenz aufsteigen sehen.

Aber nicht alle Leute sind so glücklich, reisen zu können! Abgesehen von den Armen, welche sich selbst beneiden, wenn sie alljährlich ein oder zwei Mal zu den Mauern der Stadt hinauskommen, um einen Vogel in freier Luft singen zu hören, gibt es in Berlin eine Menge von Geschäftsleuten, die nicht die Zeit zum Reisen haben, und für diese erfand man die Sommerwohnungen, in welchen sie des Morgens ihre Familien zurücklassen, um nach Berlin in's Geschäft zu eilen, und am Abend müde und matt von den Lasten des Tages zurückzukehren. — Von allen Menschen, welche eine Sommerwohnung besitzen, ist ein Familienvater, der zugleich Geschäftsmann ist, am meisten zu beklagen. Nachdem es ihm des Morgens nach vieler Mühe gelungen ist, die Kinder und Mädchen aus dem Bette zu trommeln, — was ein Familienvater in einer Sommerwohnung grundsätzlich thut, weil man nicht auf dem Lande zu wohnen braucht, um länger zu schlafen, — nachdem er seinen Kaffe getrunken hat, der ihm nicht halb so gut schmeckt, als zu Hause, geht's nach der Stadt. Ist er Beamter, so muß er von seinem Bureau nach Hause, um die Zeitung und Briefe zu holen, welche vielleicht angekommen sind; außerdem gibt es einige kleine Commissionen, welche die Frau Gemahlin gern ausgerichtet haben möchte, und die gewiß immer eine halbe Meile auseinander liegen. Kommt er dann, von den gewichtigen Stößen eines vierfitzigen Kremsers zerrüttelt, nach Charlottenburg, wo er vielleicht wohnt, so stürzt ihm seine kleine Familie entgegen, um ihm zu erzählen, daß Adolar, so heißt sein ältester Sohn, beim Zeckspielen in das Mistbeet des Gärtners gefallen ist, welche Metamorphose der Vater mit einem Thaler für zerbrochene Fensterscheiben und breitgedrückte Melonen bezahlen soll, oder daß Wolf, das ist der Jagdhund des Herrn Vaters selbst, eine Gans gewürgt hat, und daß man auf diese Art ganz unerwartet zu einem Braten für den Sonntag gekommen ist. — Es sind dies nur einige Züge aus dem Leben, welche sich jedoch unter den kleinen Leiden einer Sommerwohnung auf eine wahrhaft überraschende Weise in mehr oder minder überraschender Art wiederholen.

Man bemerkt unter den Sommerwohnungen Berlins wie in allen Dingen verschiedene Gattungen. Während die aristokratischen Villen vor dem potsdamer Thor und im Thiergarten, und das bescheidene Häuschen in den weniger besuchten Vorstädten die äußerste Rechte und Linke einnehmen, stellen sich Charlottenburg, Pankow und die Hasenhaide, in welchen die Sommerhitze die wahren Einwohner verdrängt, in die Mitte. — Der Hof geht nach Sanssouci, und was nothgedrungen in seiner Nähe bleiben muß, schlägt seinen Wohnsitz in Potsdam auf. Die Geldaristokratie sieht von den Balkons, welche die schönen Häuser im Thiergarten zieren, stolz auf die Spaziergänger herab, die am Abend in den Thiergarten gehen, um in den Zelten oder beim Hofjäger eine „Weiße" zu trinken. Der Mittelstand, und unter diesem sieht man zumeist die jüdische Kaufmannswelt, hat das schon weiter gelegene Charlottenburg und Pankow gewählt, deren Entfernung durch die wohlthätige Erfindung der Kremser gekürzt wird, auf denen eine lumpige Person für 2½ Silbergroschen wie mit der Eisenbahn befördert wird. Besonders ist Pankow, das in der That hübsch gelegen ist, und in welchem sich der wunderschöne Schönhauser Park befindet, in diesem Jahre wie besäet mit Sommerwohnenden. Vor allen Thüren sieht man junge Mädchen sitzen, denen man die berliner Abkunft auf hundert Schritte ansieht, aus allen Gärten hört man munteres Lachen tönen. Aber man muß des Abends kommen, wenn man diesen Anblick genießen will; denn bei Tage schließt man sorgfältig die Jalousien, um sich vor der teintverderbenden Sonne zu schützen, welcher selbst die seit einigen Jahren sanktionirten helgoländer Hüte nicht widerstehen können. Aber dann, wenn die untergehende Sonne die Kraft ihrer Strahlen verloren hat, wenn hinter hohen Bäumen, in denen Nachtigallen schlagen, der Vollmond langsam emporsteigt, dann fühlt man sich wohl in seiner Wohnung; dann kommt man zum Vorschein, und mit dem Rechte, welches jede Berlinerin hat, für den Mond zu schwärmen, ergehen sie sich Arm in Arm mit einer Freundin, leise ein Lied singend, in welchem die Schwärmerei ein Echo findet, die sie bei Tage aus Heine's Buch der Lieder, oder aus Mendelssohn's Liedern ohne Worte aufgesammelt haben. Dann spricht man von diesem und jenem, von den Contre-Tänzen des vergangenen Winters und von Jenny Lind, von den Pamelahüten und vom ewigen Juden, kurzum von all den Widersprüchen, welche der Sinn eines jungen Mädchens aufbringen kann. Und spät Abends, wenn man sich endlich hat entschließen müssen, zu Bett zu gehen, wenn man beschäftigt ist, die schönen blonden Locken für den kommenden Tag vorzubereiten, indem man am offenen Fenster des kleinen Dachstübchens sitzt, dann sieht man noch eine Weile dem unstäten Zuge der Wolken zu, welche sich drängen, um einen Augenblick beim Monde vorbeizugehen, dann erschrickt man, wenn eine Sternschnuppe in rasender Eile zur Erde hinabfällt, und erst spät denkt man daran, zu Bett zu gehen.

Aber es gibt noch eine Menge Menschen, welche weder daran denken können, eine Reise zu unternehmen, noch eine Sommerwohnung zu haben. Für diese gibt's in den Pfingstfeiertagen, oder eines schönen Sonntags eine Fahrt nach Freienwalde oder nach Potsdam. Man würde sich vergebens einen Begriff davon zu machen suchen, mit welchem festen Vorsatz sich zu amusiren dergleichen Partien unternommen werden, und wie gut man sich oft gegen den Willen des Geschicks auf die Ausführung dieses Vorsatzes versteht. Niemand ist erfinderischer im Stoff zum Lachen, als der Berliner; und wenn der Himmel sie an solch einem Tage mit einem Wolkenbruche überschüttete, sie würden sich mit einigen Verwünschungen begnügen, um sich bald über den eignen komischen Aufzug lustig zu machen. So gehört denn auch eine solche Fahrt nach Potsdam zu den lustigsten Bildern von der Welt, welchen die Feder eines Paul de Kock das größte Interesse abgewinnen würde. Vielleicht, daß ich es einmal versuche, Ihnen ein Bild von dieser unverwüstlichen Laune und von diesen Scherzenskräften zu geben, mit welchen sich der Berliner einer gewissen Classe ausrüstet, wenn es darauf ankommt, einen Sonntag in Potsdam zuzubringen.

Berlin im Juli 1846.

A. Mödinger.

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 113.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 26. August 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

(Fortsetzung aus Nr. 112.)

Zweiter Band.

Einleitung.

Erstes Kapitel.

Das Mittagsessen.



Werfen wir einen Rückblick auf die Ereignisse, welche im Schlosse von Tremblay, dem Aufenthalte des Grafen Duriveau, vorgingen an dem Abende, da Bruyère im Teiche den Tod suchte — an dem Abend, da Raphaële ihrer Mutter ihren Fehltritt und ihre Schande gestand.

Als der Graf Duriveau zu Hause angekommen war, vermißte er die Gegenwart der Madame Wilson und ihrer Tochter, welche eben so wie Herr Alcides Dumolard nach Beendigung der Jagd im Schloß von Tremblay hatten speisen sollen, doppelt. Zu dem lebhaften Verdruß, welchen ihm die Abwesenheit der liebenswürdigen Witwe verursachte, kam noch die Langeweile, die ihm daraus erwuchs, daß er mehre von seinen ländlichen Nachbarn empfangen mußte, die auch zu diesem Mittagsessen geladen waren, und deren Einladungen nicht hatten rückgängig gemacht werden können. Indessen hatte diese Langeweile auch ihre gute Seite. Diese Nachbarn, große Landeigenthümer, Fabrikbesitzer, die durch gewagte Unternehmungen reich geworden waren, Rechtsgelehrte, welche sich mit bedeutendem Vermögen von den Geschäften zurückgezogen hatten, waren alle einflußreiche Wähler — und einige Freunde des Herrn Duriveau, welche gewissen politischen Kreisen angehörten, hatten ihm das Jahr vorher gesagt:

„Die Zeiten sind schwer, diese verabscheuungswerthen Lehren, welche auf Umwälzung des gesellschaftlichen Zustandes und Herrschaft des Volkes abzwecken, richten unter den arbeitenden Classen eine schreckliche Verwüstung an; es ist erforderlich, daß eine fest zusammenhaltende, kraftvolle und energische Partei diese zügellosen Neigungen einschüchtere und niederhalte, welche uns geraden Weges zur Republik und zur Schreckensregierung führen würden. Sie sind als großer Grundeigenthümer mehr als irgend Jemand bei der Aufrechthaltung der Ordnung und des Friedens betheiligt. Treten Sie zu den Unseren, werden Sie Landtagsabgeordnete an der Stelle des Herrn de la Levasse, eines wohldenkenden Mannes, der aber ohne Kraft ist, bereiten Sie Ihre Bewerbung vor, die Verwaltung des Königs wird Sie unterstützen, Sie werden ernannt werden und mit uns stimmen für die Erhaltung der bestmöglichen Regierungsform."

Diese Eröffnungen schmeichelten dem Stolze des Grafen Duriveau und dem kernigen und unversöhnlichen Zuge in seiner Gemüthsart; er befolgte die Rathschläge seiner Freunde mit Eifer und fing an, sich mehren einflußreichen Wählern von der Partei, welcher er angehören wollte, zu nähern, empfing sie häufig auf seinem Schlosse Tremblay, und das Mittagessen, zu welchem er sie an diesem Tage eingeladen hatte, war bestimmt, seine Rückkehr nach der Sologne zu feiern.

Die mannigfaltigen Vorfälle des Tages, die Art von Aufstand, welcher durch die kühne Frechheit Scipio's bei der Entdeckung von Bruyère's Kind hervorgerufen war, mußten dem Grafen Duriveau dem Vorhergehenden zu Folge in doppelter Beziehung unangenehm sein. Theils fürchtete er, daß Raphaële Wilson nach einem so ärgerlichen Vorfall das Verlöbniß zurücknehmen möchte, welches allein seine Heirath mit Madame Wilson sicherte, theils konnte das Gerücht von dem beklagenswerthen Auftritt, in welchem Scipio der Hauptspieler gewesen war, wenn es sich in dem Lande verbreitete, auf des Grafen Anschläge auf einen Sitz in der zweiten Kammer den verderblichsten Einfluß ausüben. Für jetzt war übrigens dieser traurige Vorfall den Gästen, die sich im Schlosse von Tremblay versammelt hatten, vollkommen unbekannt.

Dieser Wohnsitz, welcher am Ende des 17. Jahrhunderts gebaut war und das liebliche Thal der Sauldre beherrschte, welches in diesem armen Landstriche eine wahre Oase bildet, hatte ein beinahe königliches Ansehen.

Die Gäste des Grafen hatten eine weite Vorhalle, in welcher ein Dutzend Läufer gepudert und in brauner Livree mit silbernen Tressen aufgestellt waren, zu durchschreiten, ehe sie in das Vorzimmer kamen, wo die Kammerdiener sich aufhielten; von hier trat man in eine Gemäldegallerie, an deren Ende sich der Empfangsaal öffnete, der im reinsten Style Ludwig's XIV. prachtvoll vergoldet und meublirt war.

Die langen Vorhänge von Damast, Leuchter und Kronleuchter von vergoldeter Bronce, die von Wachslichtern glänzten, wurden von den 15 Fuß hohen Spiegeln zurückgestrahlt, an deren Fuß man riesenhafte chinesische Porcellangefäße voll der seltensten Blumen sah.

Die Stunde, sich zu Tische zu setzen, nahete heran. Der Graf Duriveau überwand seine peinliche Stimmung und nahm allein mit etwas stolzer Höflichkeit die Pflichten des Hausherrn über sich, eine Sorge, deren ganze Last Scipio auf ihn allein fallen ließ.

Vater und Sohn standen bis zu den scheinbar kindischesten Kleinigkeiten herab in dem auffallendsten und bezeichnendsten Gegensatze.

Der Graf, obgleich ein jugendlicher Vater, war weit entfernt, die unanständige und formlose Kleidertracht der jungen Leute von 1845 gut zu heißen. Nachdem er seine Jagdkleider abgelegt, hatte er sich mit Sorgfalt und Geschmack angekleidet; die breiten Klappen seines lichtblauen Rockes mit getriebenen goldenen Knöpfen schlugen über einer eng anschließenden Weste von weißem Piqué zurück, welche die Feinheit und jugendliche Schlankheit seines Wuchses hervorhob; die breite Schleife einer hohen Cravatte von schwarzem Atlas ruhte auf einem herrlich gestickten und mit drei ungewöhnlich großen, feinen Perlen, die mit Brillanten umgeben und in ein Blätterwerk von grünem Schmelz gefaßt waren, befestigten Vorhemd; ein schwarzes Beinkleid, das ziemlich fest anschloß und Umrisse durchscheinen ließ, welche zugleich sehnig und zierlich waren, zeigte sehr hübsche, kleine Füße mit weißen, seidenen Strümpfen; endlich vollendeten lackirte Schuhe, die sehr weit ausgeschnitten waren und große Schleifen hatten, den Anzug des Grafen Duriveau, der vermöge einer braunen Farbe, seines schwarzen Haars, seines mageren, aber ausdrucksvollen Gesichtes trotz seiner 50 Jahre höchstens 35 oder 40 alt zu sein schien.

Wir wiederholen es, diese Einzelheiten des Anzuges hatten, so kindisch sie scheinen mögen, eine tiefe Bedeutung; der Graf Duriveau hätte sich gegen seine Gäste oder gegen sich selbst außerordentlich zu versündigen geglaubt, wenn er sich nicht zum Mittagsessen, und hätte er es ganz allein einnehmen wollen, mit Auswahl angekleidet hätte. Abends statt seidener Strümpfe Stiefeln anzuziehen, wäre ihm unerhört vorgekommen, er erinnerte sich nicht, daß er es sich jemals hatte zu Schulden kommen lassen, er sah darin eine Art persönlicher Würde; es schien ihm damit figürlich gesagt zu sein, daß ein Mann, der seidne Strümpfe anhat, zweimal zusieht, ehe er in den Koth tritt. Es war dies eine wunderliche Art, die Menschenwürde aufzufassen, aber es war nun einmal die seinige.

Der Vicomte Scipio, weit entfernt, diese steife Ueberlieferung fortzupflanzen, übertrieb im Gegentheil das Sichgehenlassen, „das Schlodrige," welches die

Ungenirtheit im Klubb, im Stall und bei den Mädchen bei der Mehrzahl der ganz jungen Leute aufgebracht hat.

Auf diese Weise stand der Anzug Scipio's mit dem seines Vaters im schneidendsten Contrast: seine schwarze Kravatte, so schmal, daß sie einem Bande glich, war nachlässig um den eckigen und gesteiften Hemdkragen geschlungen, der den Hals beinahe ganz blos ließ; sein Rock von dunklem Grün und unmäßiger Weite, obgleich sehr kurz und mit runden Schößen, glich einer Jagdjacke; eine Weste von schottischem Zeuge, von unmäßiger Länge und nach dem Muster derer, welche die Stallknechte tragen, zugeschnitten, reichte auf ein Beinkleid von braunem Grund mit großen, blauen Vierecken herab, das weit wie ein Matrosenbeinkleid auf lockirte Stiefeln mit sehr hohen Absätzen herabhing.

Dieses war der Anzug des Vicomte, ein Anzug, dessen nachlässiges und unbekümmertes Wesen noch durch ein gewisses Sichgehenlassen in den Stellungen, durch etwas Hingeworfenes, was sich leichter fühlen als begreifen läßt, erhöht wurde — das Hemd ein wenig offen stehend, breite, gestärkte Manschetten, zerknittert und halb über die Rockaufschläge hinaufgeklappt, aus denen die weiße, feine und wie die einer kränklichen Frau abgemagerte Hand herauswuchs — man muß Verzicht darauf leisten, diese zarten Züge, welche beinahe unbemerkbar sind, und die doch dazu beitragen, den Bildnissen ein eigenthümliches Siegel aufzudrücken, im Einzelnen beschreiben zu wollen.

Nach seiner Gewohnheit war Scipio sehr spät in den Saal getreten. Als der Graf ihn so nachlässig angethan sah, trat er auf ihn zu und sagte zu ihm ganz leise im Tone freundschaftlichen Vorwurfs:

„Du hättest Dich sorgfältiger kleiden sollen; Du weißt, daß man in der Provinz Alles bemerkt."

„Geh doch," antwortete Scipio ganz laut, „Du machst mir Schande mit Deiner angeleimten Hose. Du bist als Saint-Leon angekleidet, als Verliebter in der komischen Oper; unter'm Kaiserreich wärst Du der Nebenbuhler Ellevion's in den Keulenrollen gewesen, über welche die schönen Damen, die Trümmer des Directoriums, närrisch werden wollten."

Der Graf biß sich in die Lippen vor Verdruß, einige der Eingeladenen traten ein, er mußte sie empfangen. Der Gegensatz, von welchem wir sprechen, war in dem Benehmen des Vaters und des Sohnes nicht weniger auffallend. Der Graf stand bald am Kamin, um mit den Männern zu sprechen, bald lehnte er sich auf die Stuhllehne der Frauen, um einige höfliche Worte an sie zu richten. Scipio dagegen, sich in einen breiten und tiefen Lehnstuhl legend oder vielmehr darin wälzend, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, das rechte Bein horizontal über das linke Knie gelegt, sah bald die Decke an, bald gähnte er laut oder verhöhnte durch Grinzen oder Kichern Alle, die in seine Nähe kamen. Was die Frauen anbetrifft, so würdigte er sie, nachdem er vom Lehnstuhle aus, sein Augenglas aus Schildpat an's Augenlid drückend, ihren Eintritt beobachtet hatte, weiter keines Wortes noch Grußes.

Der Graf Duriveau, von dem Betragen Scipio's an diesem traurigen Tage bereits tief verwundet und überdieß über den beißenden Spott, mit welchem ihn Scipio in der Gegenwart der Madame Wilson überschüttet hatte, nicht wenig gereizt, war seiner Rolle als „jugendlicher Vater" herzlich müde und litt sichtbarlich bei dem beleidigenden Benehmen Scipio's, welches ihm seine Wähler entfernen konnte. Aber er fürchtete den Hohn dieses jungen Menschen, dessen freche Anmaßung kein Verhältniß achtete, dermaßen, daß er sich bezwang und die ernste und strenge Erklärung, welche er mit Scipio haben wollte, bis nach dem Ende der Abendgesellschaft aufschob.

Dieser, immer noch in seinem Lehnstuhl tief vergraben, bemerkte in der Nähe den Verwalter des Grafen und machte ihm mit dem Finger ein Zeichen, zu ihm zu kommen.

Herr Laurençon, der Verwalter, ein großer, trockner und sonnverbrannter Mann von unempfänglichem und kaltem Gesichtsausdruck, näherte sich Scipio achtungsvoll und sagte zu ihm:

„Sie wünschen etwas, Herr Vicomte?"

„Klingeln Sie doch, mein Lieber," sagte Scipio zu ihm mit spitzen Lippen, „ich weiß nicht, was sie im Kopfe haben mögen — sie richten nicht an, und ich bin hungrig."

Herr Laurençon trat an den Kamin und zog an einem langen, seidenen Glockenzug.

Beinahe in demselben Augenblick öffnete ein Kammerdiener in Schwarz gekleidet, mit kurzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und goldenen Schnallen auf den Schuhen, die Thür des Saales.

Es war Martin, der Sohn der Madame Perrine und des Grafen Duriveau.

Das Bildniß, welches Martin seiner Mutter geschickt hatte, war von vollkommener Aehnlichkeit; wie auf dem Bildniß, hatte er eine braune Gesichtsfarbe, ein offenes und geistreiches Gesicht, einen zugleich nachdenkenden und durchdringenden Blick; aber ein Beobachter hätte dazumal etwas Gehaltenes und, wenn man so sagen darf, Verschleiertes in Martin's Gesichtsausdruck gefunden, als wenn er die kluge Nothwendigkeit gefühlt hätte, sich vollkommen als den Mann seiner gegenwärtigen Stellung zu zeigen.

Der Vicomte, welcher so saß, daß er beinahe gerade gegen die Thür gewendet war, machte ihm ein Zeichen, zu ihm zu kommen.

Martin näherte sich achtungsvoll dem Vicomte, seinem Bruder, mit einer innern Bewegung, die nichts verrieth, aber die er noch nicht hatte überwinden können.



„Nun, kommt das Essen nicht?" sagte Scipio zu ihm.

„Verzeihen Sie, Herr Vicomte, es wird aufgetragen."

„So mögen sie sich beeilen, ich bin hungrig."

Und als Martin, nachdem er sich verbeugt hatte, nach der Thüre eilte, rief der Vicomte ihn zurück.

„Martin, sagen Sie dem Schaffner, daß ich nur Portwein trinken will. Man soll mir zwei Bouteillen wärmen lassen bis zur Wärme des Bordeauxweins 12 bis 15 Grad, nicht mehr noch weniger."

„Ja, Herr Vicomte."

„Achten Sie auch darauf, daß man neben mir Curry und Cayennepfeffer hinstellt."

„Ja, Herr Vicomte," sagte Martin.

Und er verließ den Saal.

Die Gäste des Grafen gehörten im Allgemeinen zu den Leuten, welche sagen „meine Gemahlin," und welche die Männer und Frauen, von welchen sie voraussetzen, daß sie „Mode" sind, Löwen und Löwinnen nennen. Für die Mehrzahl dieser unwissenden und selbstsüchtigen Honoratioren, welche Schmeichler und eitle Gecken waren und ganz voll von ihrer Wählerwichtigkeit, waren Scipio's Ungezogenheiten eben so viel allerliebste Löwenstreiche; seine verachtende Ruhe, sein frecher Hohn pflegten sie zugleich zu entzücken und einzuschüchtern; sie nannten ihn niemals anders als Herr Vicomte und lachten im Voraus, sobald er den Mund aufthat; was ihn über die Maßen ungeduldig machte; denn wie der Mann mit den grünen Bändern hielt er sich nicht für so belustigend.

Was die Gemahlinnen dieser Herren anbetrifft, so verwünschten sie Scipio, indem sie aus dem Augenwinkel nach seinem niedlichen Gesichte schielten, d. h. sie wollten vor Aerger sterben, indem sie sich gestehen mußten, daß sie wol nicht hinreichend hübsch, nicht hinreichend große Damen, nicht hinreichend Löwinnen sein möchten, um auch nur einige einfache Worte der Höflichkeit von Seiten dieses Narren, dieses Grobians u. s. w. zu verdienen, mit anderen Worten, mehr als eine dieser schönen Zornigen war auf dem besten Wege, ganz träumerisch Abschied zu nehmen und voller Gedanken an das blasse und liebliche Gesicht Scipio's, an seine großen, blauen Augen, an sein spöttisches Lächeln, das seine schönen Zähne sehen ließ, und an seine kleine, weiße Hand, die von Zeit zu Zeit seinen feinen, blonden Schnurbart so nachlässig kräuselte.

Plötzlich öffneten sich die beiden Thürflügel des Salons mit Geräusch, und Martin ließ mit tönender Stimme die Einsetzungsworte erschallen:

„Herr Graf, es ist aufgetragen."

„Scipio, biete Deinen Arm der Madame Loethrohr," sagte sogleich der Graf zu seinem Sohne mit ernster Miene, indem er selbst einer anderen Frau den Arm gab.

Scipio lachte als blasirter Mann niemals, sonst würde er, seines Vaters Ernst zum Trotz, bei dem wunderlichen und unerwarteten Namen einer Madame Loethrohr in ein lautes Gelächter ausgebrochen sein. Aber ein lautes Gelächter wäre noch weniger herausfordernd gewesen, als die höhnische Dienstbeflissenheit, mit welcher Scipio aus der Tiefe seines Lehnstuhls so zu sagen heraussetzte, um Madame Loethrohr seinen Arm anzubieten, nachdem er ihr eine tiefe, ironische Verbeugung gemacht hatte.

Madame Loethrohr, die Frau eines der einflußreichsten Wähler, nahm diese Höflichkeiten für Ernst. Sie war eine kleine, kurze, dicke Person, wie Scarron sie beschreibt, ein bischen bläßlich und quatschlicht, mit pechschwarzen Augen und Haaren und dem einzigen Uebelstand, daß sie etwas zu rothe Ohren hatte, das Kinn ihrer Kehle etwas zu nahe saß, und daß sie zu viel künstliche Vegetabilien in Form eines kleinen Gärtchens auf ihre Mütze geformt trug, so daß sie dadurch einen scheffelgroßen Kopf bekam. Uebrigens waren ihre Lippen rosenroth, ihre Zähne blendend weiß, und ihr Blick hatte etwas schmachtend Verliebtes.

Herr Loethrohr, der einflußreiche Wähler, ein großer, kahlköpfiger Mann mit blauen Brillengläsern, richtete sich hinter seiner Frau empor, wunderbar stolz, sie am Arme des Vicomte zu sehen, während die glückliche Loethrohr, vor Freude und Stolz zitternd, ihre Ohren vom Roth zum Scharlach aufsteigen fühlte und mit ihrem festen und runden Arm an dem schwächlichen Arme des Vicomte zerrte, als hätte sie gefürchtet, daß die übrigen Frauen, welche sie mit triumphirendem Blicke zu vernichten suchte, einen Anschlag gemacht hätten, ihr ihren Ritter zu rauben.

„Die Tückische!" sagte eine der Eingeladenen, die Frau eines viel weniger einflußreichen Wählers, indem sie ihrem Manne mit wuthentflammtem Blicke die beneidete, die verfluchte Loethrohr zeigte.

„Mein Täubchen, Loethrohr verfügt über 37 Stimmen," sagte der Mann betrübt, „ich nur über 11 — folglich muß seine Frau Dir vorgehen."

„Das hindert nicht, daß, wenn es Dir begegnen sollte, für den Vater dieses Hasenfußes gegen Herrn de la Levrasse zu stimmen, Du es mit mir zu thun bekommst," sagte die Frau Wählerin vor Wuth zitternd; „ich mag Deinen Grafen Duriveau nicht zum Landtagsabgeordneten," setzte sie mit aufgebrachter Stimme hinzu.

„Nun, sei doch billig, mein Täubchen," antwortete der Wähler, wir wollen doch sehen, ob Herr de la Levrasse uns solche Feste gibt, mit Bedienten, die wie Marquis gepudert sind; er ist arm wie eine Kirchenmaus und führt unsere Aufträge in Paris sehr schlecht aus, während, wenn wir einen Grafen, einen Erzmillionair zu unserem Abgeordneten haben, welcher seinen Verwalter mit unseren Besorgungen in der Hauptstadt beauftragen kann, dies viel vortheilhafter und schmeichelhafter sein wird."

Mit diesen Worten ließ der bescheidene Wähler seine zornmüthige Hälfte vorbei und mengte sich unter die Haufen, welche den Weg nach dem Eßsaale einschlugen.

Zweites Kapitel.

Der Wintergarten.

Die Gäste des Herrn Duriveau waren über einen Gang hingeschritten, der mit alten Rüstungen und kostbaren Waffen angefüllt und gleichlaufend mit der Gemäldegallerie angelegt war, und traten in den Speisesaal, dessen Wände mit weißem Getäfel belegt waren, dessen Eindruck durch vergoldete Gesimse erhöht wurde, und der geschmückt war mit schönen Jagdstücken aus verschiedenen Zeiträumen.

Auf dem Tische standen vier Armleuchter von mattem, getriebenem Silber, welche von Figuren getragen wurden, die auch von Silber waren, aber, was einen sehr glücklichen Gegensatz bildete, von jenem Bleiglanze, welcher der alten Goldschmiedekunst eigen ist. Jeder dieser prachtvollen Leuchter, welche wahre Kunstwerke waren, lief in sechs gekrümmte Arme aus, welche Weinranken darstellten, die mit Blättern und Trauben, auf kostbare Weise in das Metall eingegraben, besetzt waren. Diese Arme ließen, indem sie sich von einander trennten, in der Mitte einen leichten Korb sehen, welcher wie eine Kante durchbrochen und mit natürlichen Blumen angefüllt war, deren frische Farben beim Schein der Wachslichter ihren Glanz noch verdoppelten. Hier und da lehnten Champagnerflaschen in Kühleimern von böhmischem Glase, das wie Rubin glänzte, Gruppen von silbernen Figürchen bildeten ihre Füße, und ihre Einfassung dicke, ebenfalls silberne Weinranken, die, nachdem sie den Rand dieser Gefäße in Form von schlanken Gewinden umgeben, sich zu Henkeln von geschmackvoller Krümmung abrundeten und durchkreuzten. Kostbare, silberne Teller, welche dieser Gefäßpracht entsprachen, faßten den Tisch ein, und vermöge einer glücklichen Neuerung konnten die Gäste, statt unbequem auf Stühlen zu sitzen, in vortreffliche Lehnstühle gelehnt die kostbaren Meisterstücke des Küchenmeisters des Grafen Duriveau weichlich einschlürfen. Jeder hatte hinter sich einen Laquaien, die Bedienung ging mit bemerkenswerther Ordnung und Schnelligkeit vor sich. Es würde überflüssig sein, anzuführen, daß die ausgesuchtesten Weine, die vortrefflichsten Speisen im Ueberflusse herumgingen, und daß die Zurückspiegelung des Silberzeuges, der Duft der Blumen, der prismatische Glanz des Krystalls, in welchem die Flammen aller Wachslichter blinkten, diesen gastronomischen Genüssen einen neuen Reiz gaben.

Der Graf Duriveau, der in der Mitte des Tisches saß, hatte zur Rechten die Frau des einflußreichsten Wählers, und sich gegenüber Scipio, welcher zwischen der glücklichen Loethrohr und der Frau Wählerin saß, deren Mann ganz unbefangen gestand — und er war nicht der einzige — daß er seinem jetzigen Beauftragten, dem Herrn de la Levrasse, einem geizigen und undienstfertigen Mann, den künftigen Landtagsdeputirten vorzog, den er in dem Grafen Duriveau sah, diesem Exmillionair, welcher sich die Leute so sehr zu verpflichten wußte, und dessen Tafel so vortrefflich besetzt war.

Ein Einziger betrachtete diese fürstliche Pracht mit heimlichem, bitterem Schmerze — es war Martin. Beim Anblick dieses fabelhaften Aufwandes, dieses übertriebenen Ueberflusses, dachte er an das schreckliche Elend der Bewohner dieses Landstrichs, welche durch Anstrengungen, Krankheit und Noth umkamen — eine fürchterliche Lage, welche der Graf Duriveau, der Besitzer beinahe der ganzen Gegend, so leicht und beinahe ohne daß er sich von seinen Genüssen etwas zu entziehen gebraucht hätte, in einen mäßigen Wohlstand hätte umwandeln können. Denn der Reichthum bringt Pflichten mit sich, dachte Martin, und man muß es verstehen, sich wegen solchen Aufwandes zu entsündigen. Aber keiner von diesen geheimen Gedanken verrieth sich auf seinem unbeweglichen Gesichte, kein anderer von den Dienstboten des Hauses zeigte sich bei der Bedienung umsichtiger und eifriger.

Scipio, der Bruder Martin's, aß, obgleich er den Hunger eines Oger zu besitzen behauptete, wenig, und dieses Wenige pfefferte er dergestalt mit Gewürzen, als wollte er sich den Gaumen verbrennen; seit langer Zeit war sein Geschmacksinn abgestumpft; aber er trank wie ein Schlauch und das ungestraft. Der berauschendste aller Weine, der Portwein, that ihm nichts. Wenn er nicht trank, schenkte er der Madame Loethrohr Champagner ein und richtete an sie mit halber Stimme ungescheut die gewagtesten und schlüpfrigsten Reden. Die arme Loethrohr, welche in den schönen Augen eines so hübschen Löwen als eine Zierpuppe aus der Provinz zu erscheinen fürchtete, fing damit an, bei diesen sittenlosen Frechheiten sich zu zieren; am Ende aber, da das hübsche Gesicht Scipio's und die Aufregung, die das reiche Mahl und der Champagner zu Wege brachten, ihre Wirkung thaten, lächelte das junge Weib doch, ihre Augen fingen mehr an zu glänzen, ihre Ohren gingen vom Scharlach zum Carmoisin über, und es fehlte bereits wenig, daß nicht ihr unbescheidenes Herzklopfen die Schnüre, mit denen ihr Kleid besetzt war, gesprengt hätte, als sie merkte, daß Scipio's Stiefel einen leichten Druck auf ihren Schuh ausübte — und sie zog den Fuß nicht zurück.

Der Graf Duriveau, der mehr und mehr besorgt wurde, daß sein Sohn im Begriffe sei, ihm einen neuen unwillkommenen Streich zu spielen, denn er täuschte sich über die Natur der Aufmerksamkeiten, welche der Vicomte an seine Nachbarin verschwendete, nicht, warf von Zeit zu Zeit einen Blick voll schwer bezwungenen Unwillens auf ihn, dem Scipio mit einem Blick voll anmaßenden Trotzes antwortete.

Plötzlich fuhren der Vicomte, sein Vater und Martin, der hinter dem Stuhle seines Herrn stand, bei einem Namen, welchen einer der Gäste aussprach, zusammen.

Dieser Name war der der Basquine. Dieser Name war im Laufe dieses Tages schon einige Mal genannt worden, zuerst von Beaucadet, als er die Personbeschreibung des Bamboche vorlas, welcher den Namen Basquine auf den Arm geätzt trug, sodann von Madame Wilson, als sie von der Entzückung sprach, welche diese große Künstlerin, die zugleich Gazelle und Nachtigall sei, auf der Bühne, wo sie spielte, hervorriefe.

Bei diesem Namen drückten Scipio's Züge eine Art gehaltener Selbstzufriedenheit aus —

Die Züge des Grafen eine peinliche Abneigung —

Die Züge Martin's ein tiefes, gedankenvolles Erstaunen, als wenn dieser Name in ihm zahlreiche Erinnerungen hervorriefe.

„Wir müssen den Herrn Grafen bitten, uns über diesen Punkt aufzuklären; denn er kommt ja so eben aus der Hauptstadt,“ sagte Herr Loethrohr.

„Ueber welchen Punkt, lieber Herr?“ sagte der Graf.

„Mein Freund Chandavoine behauptet,“ sagte der einflußreiche Wähler, indem er auf seinen Nachbar wies, „die berühmte Basquine, die Schauspielerin im Opernhause, von der in den Zeitungen so viel die Rede ist, werde von den vornehmsten Damen als Freundin behandelt und stehe auf Du und Du mit ihnen.“

„Wäre das hier eine Junggesellengesellschaft, mein lieber Herr Loethrohr, und wären Sie nicht zu spröde, so könnte ich Ihnen mittheilen, wobei ich doch noch Vieles verschleiern könnte, was für eine Person diese Madame Basquine ist,“ antwortete der Graf mit einem Lächeln voll bitterer Verachtung, „aber die Gegenwart dieser Damen macht ein solches Gespräch unmöglich.“

„Mein Vater macht sich unfreiwilligerweise zum Wiederhall gewisser abgeschmackter Gerüchte,“ sagte plötzlich Scipio mit blitzendem Auge und leicht gerötheter Wange — „ja, mein Herr, es ist vollkommen wahr, daß die Frauen aus den besten und höchsten Kreisen, daß die höchst gestellten Männer sich bestreben, der Mademoiselle Basquine durch die zartesten Aufmerksamkeiten die tiefe und hochachtungsvolle Bewunderung, welche sie ihnen einflößt, an den Tag zu legen, und ich bin in Bezug auf sie um so unparteilicher,“ setzte Scipio hinzu, indem er einen Nachdruck auf diese Worte legte, „da ich nicht die Ehre habe, mit Mademoiselle Basquine anderweitig als nur vermöge der Begeisterung, die ihre Kunst mir einflößt, bekannt zu sein.“

Der Graf sah seinen Sohn mit tiefem Erstaunen an; zum ersten Mal seit langer Zeit hörte er ihn sich in ernsten und gewählten Ausdrücken und im Tone der Ueberzeugung aussprechen, und das im Betreff eines Frauenzimmers, über welches die entgegengesetztesten Gerüchte umliefen. Die Einen, und der Graf gehörte zu ihnen nicht, sahen in Basquine ein um so seltneres Muster von Tugend, da sie als Schauspielerin von dem größten Rufe allen Versuchungen und Verlockungen ausgesetzt war; nach der Ansicht der Anderen, und zu dieser bekannte sich der Graf, war Basquine ein Ungeheuer von Heuchelei, und zugleich ein Ungeheuer von Verderbtheit, Wollust und Bosheit, zugleich eine Messaline und eine Cleopatra, wenn auch gleich wie diese eine Herrscherin, zwar nicht vermöge einer Krone, aber vermöge ihres Geistes.

Der Graf war nicht der Einzige, der sich über Scipio's Worte und Ton verwunderte, und auf seinem Gesichte den Grund dieses seltsamen Abfalles von seinem gewöhnlichen höhnischen Betragen zu errathen suchte.

Auch Martin hatte den Vicomte aufmerksam in's Auge gefaßt und sich eine Miene schmerzlicher Verwunderung entschlüpfen lassen, als er hörte, daß der Jüngling, er, der immer so unverschämt, spöttisch und verächtlich that, seine Bewunderung für Basquine's Kunst und Gemüthsart in so ernsthaften Ausdrücken an den Tag legte.

An der Art, wie sein Vater ihn ansah, merkte Scipio, daß er sich unwillkürlich von einer ersten Regung hatte hinreißen lassen und eine Sprache geführt hatte, die für jeden Anderen äußerst natürlich gewesen wäre, aber bei ihm dermaßen überspannt herauskam, daß es nothwendig auffallen mußte. Der Vicomte suchte also ein Mittel, den Eindruck, welchen seine Worte in Betreff Basquine's bei dem Grafen hervorgerufen hatten, wieder auszulöschen und ihn gänzlich auf eine falsche Fährte zu leiten. Madame Loethrohr kam Scipio wunderbar zu Hülfe.

„Wie, Sie vertheidigen diese Schauspielerin, Herr Vicomte?“ sagte sie zu ihm halb laut und mit bittersüßer Stimme.

Scipio entschuldigte sich auf diesen zärtlichen Vorwurf siegreich; denn nach einigen Erklärungen verschwand die Wolke, die einen Augenblick die Stirn der eifersüchtigen Loethrohr verfinstert hatte, gänzlich, und bald stellte sich der Schuh, der während der Lobeserhebung der Mademoiselle Basquine plötzlich unter dem Stiefel Scipio's weggezogen worden war, schüchtern und freiwillig auf seinem alten Platze wieder ein.

Herr Loethrohr sah trotz seiner blauen Brillengläser nichts und dachte auch nicht daran, Beobachtungen anzustellen; er hatte Mittel gefunden, sich bei Tische zu seinem Freunde Chandavoine zu setzen, und Beide thaten ihr Möglichstes, von Allem zu essen, was man ihnen anbot, und suchten hinterher zu rathen, was sie gegessen hatten, indem die fremden Namen, welche der Haushofmeister beinahe jedem Gerichte gab, für diese uneingeweihten Gäste wahre Räthsel waren.

Die beiden Freunde hatten auf's Gerathewohl von einer timballe de nouilles à la reine genommen, die ihren Vermuthungen weiten Spielraum ließ, und ließen sich eben einige gondolfes à la viennoise auf den Teller legen, welche sie neugierig kosteten, als Herr Loethrohr in seinen kühnen Hypothesen durch Scipio unterbrochen wurde, der ihn über den ganzen Tisch anredete.

Die Ursache der Anrede des Vicomte war folgende:

Nachdem Scipio zu wiederholten Malen dem Fuß der Madame Loethrohr einen leichten Druck gegeben, hatte er sich, da er sah, daß, was er sich herausnahm, mit einer Gefügigkeit aufgenommen wurde, die ganz im Styl der Regentschaft war, flüchtig gegen seine Nachbarin hingeneigt und, indem er einen frechen und auffordernden Blick auf sie richtete, ihr einige Worte ganz leise gesagt. Der Vicomte mochte wol zu weit gehen; denn die arme Loethrohr konnte, trotz aller der Umstände, welche sich verschworen hatten, um ihr moralisch und physisch den Kopf zu verdrehen, eine Bewegung des Unwillens nicht zurückhalten.

„Gut!" hatte Scipio mit kaltem Spott gesagt, „wenn Sie mich abweisen, so werde ich mich ganz laut bei Ihrem Manne beklagen."

Diese unerhörte Frechheit machte Madame Loethrohr verstummen, obgleich es unglaublich schien, daß Scipio es wagen würde, seine Drohung auszuführen; aber wie ward der armen Frau, als sie den Vicomte ganz laut ausrufen hörte:

„Hören Sie einmal, Herr Loethrohr!"

Auf diesen Ausruf hörte das Summen der Einzelgespräche plötzlich auf, alle Blicke richteten sich auf Herrn Loethrohr und auf den Vicomte; dieser fuhr fort:

„Ich muß mich bei Ihnen beklagen, Herr Loethrohr."

„Und worüber, Herr Vicomte?" antwortete der Wähler mit verlegener Stimme und bis an die Brille erröthend, da er sich so ungestüm angeredet fand.

„Ich muß Ihnen sagen, daß Madame Loethrohr mir Alles abschlägt, warum ich sie bitte — Sie müssen ihr nothwendig etwas den Kopf zurecht setzen," setzte Scipio mit unverwüstlicher Kaltblütigkeit hinzu.

„Wie, meine Theure," sagte der Wähler, indem er sich an seine Frau wandte, „der Vicomte bittet Dich um etwas?"

Und von der Stirn des Herrn Loethrohr rannen so große Schweißtropfen, daß seine Brillengläser davon feucht wurden; der unglückliche Mann sah daher nichts als einen blauen Dunst vor sich, Verwirrung und Angst wollten ihm die Kehle zuschnüren, indessen ermannte er sich und setzte hinzu:

„Der Herr Vicomte hat die Gnade, Dich um etwas zu bitten, und Du — Du schlägst es ihm ab — aber das ist nicht hübsch von Dir, meine Theure."

„Nun sehen Sie wol, Madame," sagte Scipio, indem er sich zu der armen Loethrohr wandte, die unter ihrem Besatz fast des Todes war.

Darauf wandte sich Scipio zu dem Mann und setzte hinzu:

„Ja, Herr Loethrohr, bitten Sie selbst Madame, daß sie mir es nicht abschlägt, sie wird Ihnen vielleicht gehorchen — und wenn Sie noch obendrein wüßten, warum ich sie bitte!"

„Ich zweifle nicht daran, Herr Vicomte, es kann nur etwas sehr Liebenswürdiges sein."

Dem Grafen Duriveau war fürchterlich zu Muthe, er unterbrach Herrn Loethrohr und sagte zu ihm mit der lächelndsten Miene:

„Ich will's Ihnen sagen, lieber Herr, was mein Sohn sich so inständig von Madame Loethrohr zu bitten untersteht, und was sie ihm mit vollem Rechte abschlägt, ehe sie Ihrer Einwilligung gewiß ist: er bittet sie bei der nächsten Wahl Ihre Stimme mir zu verschaffen."

„Wie, Herr Graf," rief der einflußreiche Wähler, „Sie wissen ja längst, daß meine Stimme und die meiner Freunde Ihnen gewiß ist."

Dann wandte er sich an seine Frau und sprach im Tone eines förmlichen ernsten Vorwurfs:

„Aber, meine Theure, ich habe Dir ja hundert Mal wiederholt, daß der Herr Graf unser Bewerber ist, wir wollen nur ihn, Herr de la Levrasse kann uns nicht mehr dienen. Warum hast Du denn nicht auf der Stelle dem Herrn Vicomte Ja geantwortet? Nimm's mir nicht übel, das ist unverzeihlich."

„Es ist wahr, mein Lieber, ich habe Unrecht gethan," antwortete Madame Loethrohr bescheiden.

Der Graf Duriveau sah an dem spöttischem Ausdruck von Scipio's Zügen, daß dieser im Begriff war, den schönen Ausspruch des Herrn Loethrohr aufzunehmen. Indem er nun fest entschlossen war, einer Höhnerei, die ihm einen seiner wichtigsten Wähler entfremden konnte, ein Ende zu machen, und zugleich glücklicherweise das Mittagsessen zu Ende gehen sah, rief er aus:

„Meine Herren! da das Gespräch auf die Wahlen gefallen ist, einen Gegenstand, der für ernste Männer, für staatskundige Männer, wie wir es sind, so wichtig ist, erlauben Sie mir eine Gesundheit auszubringen, die, wie ich hoffe, von Ihnen wohl aufgenommen werden wird."

Drauf wandte er sich halb gegen Martin um, der hinter seinem Herrn stehend, dem ganzen Auftritt beiwohnte, ohne irgend einen besonderen Antheil daran zu verrathen, und sagte zu ihm, indem er ihm sein Glas hinhielt:

„Geben Sie mir Cyperwein."

Martin nahm von einem Schenktisch eine Krystallflasche und goß dem Grafen ein Glas von diesem Götterwein von der Farbe eines flüssigen Topases ein.

„Meine Herren," sagte der Graf aufstehend, „den Grundeigenthümern! — den einzigen wahren Stützen, den einzigen wahren Bürgen der Ordnung und des Friedens, den einzigen, den wahren Vertretern unseres schönen Frankreich; denn sie sind es, welche seine Gesetzgeber ernennen."

Diese Worte, welche von dem Grafen mit tiefer und volltönender Stimme ausgesprochen waren, wurden bei schallendem Zusammenklingen der Gläser mit Zuruf aufgenommen.

Einige Augenblicke darauf hob der Graf die Tafel auf, indem er der Dame, die neben ihm saß, den Arm bot.

Scipio ahmte das Beispiel seines Vaters nach und gab der Madame Loethrohr seinen Arm; diese fand den Vicomte sehr sittenlos, sehr verderbt, aber ach, diese bösen Eigenschaften waren weit davon entfernt, sie dazu zu vermögen, dieses allerliebste „Ungeheuer" in vorsichtiger Entfernung zu halten. Sie fühlte selbst eine Art Bewunderung, indem sie an die Kühnheit, an die Kaltblütigkeit dachte, mit der der Vicomte gewagt hatte, an voller Tafel sich bei Herrn Loethrohr über die abschlägige Antwort seiner Frau zu beklagen. Welche Sicherheit, welche Geistesgegenwart, dachte sie, und so jung und so reizend! Und um ihr gänzlich den Kopf zu verdrehen, kam der blendende Glanz der fürstlichen Pracht hinzu, für die Scipio geboren zu sein schien, und die seine Laster so glänzend übergoldete; endlich hatte der Jüngling, der es aus blasirter Laune lustig fand, wie er zu sagen pflegte, die Tugend dieses einfältigen Geschöpfes, welches übrigens ganz appetitlich war, auf's Glatteis zu führen, am Ende des Mittagsessens plötzlich sein Benehmen geändert, sich wegen seines allzuhastigen Flehens entschuldigt, dasselbe der ungestümen Glut einer eben so rasch entstandenen als plötzlichen Leidenschaft Schuld gegeben u. s. w., u. s. w.

Mit einem Worte, als der Vicomte vom Tische aufstand, bemerkte er mit spöttischem Frohlocken, wie die unbesonnene Loethrohr ihren Arm kräftig an den seinigen drückte, und daß die schwarzen Augen seines Opfers, die gewöhnlich lebhaft und glänzend waren, vor Aufregung und verliebtem Schmachten ganz matt beschleiert waren.



„Sehen Sie," sagte der Vicomte ganz leise zu ihr, „jetzt werden mein Vater und diese Herren von Politik reden und im Wintergarten Kaffee trinken. Alle diese Frauen da erwecken mir Schauder, so häßlich und dumm kommen sie mir vor, und das ist Ihre Schuld, warum sind Sie geistreich und hübsch? Wenn es Ihnen recht ist, überlassen wir sie sich selbst und besehen das Vogelhaus, es ist wunderhübsch."

„O nein, Herr Vicomte, das nicht."

„Wie boshaft Sie sind! Wenn Sie mich darum bäten oder selbst um etwas Bedenkliches, z. B. auf mein Zimmer zu kommen, wahrhaftig, ich würde es Ihnen gleich gewähren! Aber freilich, Sie lieben mich nicht, wie ich Sie liebe," sagte Scipio mit trübsinniger Bitterkeit.

„Aber bedenken Sie doch, wenn uns Jemand sähe!"

„Sein Sie ruhig, das Vogelhaus ist am Ende eines Treibhauses, das in den Wintergarten mündet. Nichts ist natürlicher, als daß wir es in Augenschein nehmen, wir werden dort blos ein bischen einsamer sein, und die Einsamkeit mit Ihnen muß ein süßes Glück sein."

Bei dieser zarten Wendung schlug die allzuempfängliche Loethrohr die Augen nieder, und das Herz schlug ihr gewaltsam unter ihren Schnüren, während Scipio, der den Augenblick nicht von ihr gesehen werden konnte, ihr zum Hohn ein freches und spöttisches Gesicht schnitt.

Während dieser raschverlaufenden Unterredung hatten Scipio und seine Tischnachbarin eben so wie die übrigen Gäste ein Billardzimmer durchschritten, dessen drei Glasthüren in ein gewaltiges, leicht geheiztes Treibhaus führten, welches einen Wintergarten bildete, der in diesem Augenblick durch unzählige Wachslichter erleuchtet war, die auf hölzernen Armleuchtern von ländlicher Arbeit staken, zwischen Hängepflanzen, wie Geranium mit Epheublättern, Eisenkraut, Cactus und Pieonien von allen Arten. Gekrümmte Wege, welche mit buntfarbiger Mosaik gepflastert waren, wendeten sich zwischen gewaltigen Büscheln von Kamelien, Rhododendron, Magnolien, Limosen, Erikaarten u. s. w. hin und her. Im Hintergrunde des Gartens sah man eine Grotte, deren moosige Steine unter einem unentwirrbaren Netz von Passionsblumen, Glycineen, Bigonien u. s. w. beinah verschwand. Eine der Thüren dieses Gartens, welche der des Billardzimmers gegenüber lag, führte in ein starkgeheiztes Treibhaus, das in der Form eines Ganges gebaut war und in einen Rundbau auslief, in dessen Mitte ein Vogelhaus emporstieg, das mit den seltensten Vögeln besetzt war, die nur in der Atmosphäre der Tropenpflanzen leben konnten.

Der Kaffee wurde im Wintergarten gereicht, einige der Frauen wandelten auf und ab, andere plauderten im Hintergrunde der Grotte, die mit chinesischen Lampen von verschiedenen Farben erleuchtet war, auf ländlichen Sesseln sitzend, während die größte Anzahl der Männer sich um den Grafen Duriveau geschaart hatten und wie er stehend den heißen Mokka schlürften.

Diese schöne Herbstnacht war so milde, daß mehre Fenster des Wintergartens, von denen die eine Seite auf den Park des Schlosses hinaussah, geöffnet worden waren; das Mittagsessen hatte sich ziemlich spät hingezogen, das Licht des Mondes schien in der Ferne von einem Bache wieder, dessen Böschungen von Rasen umgeben waren, und der sich durch eine weite Grasfläche hinschlängelte, die hier und da mit hundertjährigen Bäumen besäet war. Ein dickes Gebüsch, das von außen an die Hauptseite des Wintergartens stieß, erhob sich bis zur Brüstungsmauer bei einem der offenen Fenster, an dem der Graf Duriveau und seine Gäste mit einander sprachen, während Martin mit einem rothen Präsentirteller, der mit Fläschchen besetzt war, dabei stand und die Befehle seines Herrn erwartete.

Plötzlich fuhr Martin zusammen.

Beim Lichte des Mondes, welches voll auf das dichte Blätterwerk der Büsche fiel, die unter den Fenstern standen, hatte Martin einen Augenblick den Kopf Bête-Puante des Wilddiebes erscheinen sehen, der, nachdem er Martin ein Zeichen des Einverständnisses gemacht, sogleich wieder im Dickicht verschwand.

Bête-Puante kam in aller Eile von der Meierei von Grand-Genévrier, wohin er sich auf Richtwegen zur selben Zeit, wie Beaucadet und seine Gensdarmen, begeben hatte.

Bei der plötzlichen Erscheinung des Wilddiebes, von dem er wußte, daß er so viele Ursachen zum Haß gegen den Grafen habe, fuhr Martin so lebhaft zusammen, daß diese rasche Bewegung dem Teller, welchen er trug, einen heftigen Stoß gab und eins der Fläschchen auf ein Glas fiel und es zerbrach.

Bei dem Geräusch wandte sich der Graf, der gerade im lebhaftesten Gespräche mit seinen Gästen war, um und sagte, als er die Stücke des Glases sah, hart zu ihm:

„Nehmen Sie sich doch in Acht, Ungeschickter!"

„Verzeihen Sie, Herr Graf, aber" —

Herr Duriveau unterbrach Martin hochmüthig: „Still — da Sie nicht einmal verstehen, einen Teller zu halten, so stellen Sie ihn auf diesen Tisch und erwarten Sie meine weiteren Befehle."

Martin erwiderte nichts, setzte den Teller auf einen der kleinen ländlichen Tische, die sich hier und da im Wintergarten fanden, und blieb einige Schritte vom Grafen stehen.

Sein Gesichtsausdruck gewann bald wieder seine gewöhnliche Ruhe, und er hatte Herrschaft genug über sich, die neuen Beklemmungen zu bemeistern, die er empfand, als er sah, wie der Graf die Unterhaltung fortführte, indem er sich mit dem Ellbogen auf den Rand des offenen Fensters stützte, unter dem sich das dichte Gebüsch ausbreitete, in welchem sich der Wilddieb versteckt hatte.

Drittes Kapitel.

Der Kaffee.

Der Graf Duriveau verdoppelte in dem Gespräch mit den Leuten, die er künftig vertreten sollte, seine Bitterkeit und Heftigkeit; denn die Unterredung, die anfangs politisch gewesen war, war weiterhin beinahe von selbst auf einen Gegenstand gefallen, den er niemals ohne leidenschaftliche Erbitterung berühren konnte, nämlich die Abneigung und Verachtung, welche ihm die Laster der nothleidenden Classen einflößten.

Der Graf lehnte sich mit dem Ellbogen auf die Brüstungsmauer des Fensters, es gewährte ihm Erquickung, daß der Abendwind seine Stirn kühlte, welche von der gehässigen Zornwuth, die er zu dieser Erörterung mitbrachte, erglühte.

„Ja, bei Gott, meine Herren," sagte Herr Duriveau, „in meiner Jugend habe ich wie ein Anderer, ja mehr als irgend ein Anderer ein weiches Herz, eine offene Hand und ein thränenfähiges Auge gehabt. Ich habe an die Tugenden und das unverdiente Misgeschick des Lumpenpacks geglaubt: ich habe es geglaubt, wenn von Familienvätern die Rede war, die keine Arbeit finden konnten, während sie doch die einzigen Stützen unerzogner Kinder und eines kränklichen Weibes wären; ich habe es geglaubt, wenn von Leuten die Rede war, die seit 48 Stunden hungerten; ich habe an die unglückliche Lage von Witwen geglaubt, die von Allem entblößt, sich genöthigt sehen, des Abends einen Säugling an der Brust und ein anderes Kind an der Hand führend auf's Betteln auszugehen, ich habe an die Thränen armer, kleiner, verlassener Mädchen, die auf die Straßen von Paris hinausgestoßen auf der Welt allein ständen, ich habe es geglaubt, wenn ich von verführten Mädchen hörte, welche ohne alle Hülfsquellen verlassen worden waren."

Und darauf zuckte der Graf die Achseln mit einem Ausdrucke erbarmungsloser Verachtung und setzte hinzu:

„Dieses romantische Elend, meine Herren, ich habe ihm abzuhelfen gesucht — welche Albernheit beging ich! — Der Familienvater, der keine Arbeit bekommen konnte, war ein schändlicher Trunkenbold, den man aus seiner Werkstatt weggejagt hatte; der Unglückliche, welcher seit 48 Stunden nichts gegessen hatte, kam vollgestopft aus der Schenke; die trostlose Witwe tränkte einen Säugling von Pappe und hatte an der Hand ein gestohlenes Kind. Die armen, kleinen 12jährigen Waisenmädchen theilten mein Almosen mit Gassenjungen in ihrem Alter, denen sie sich seit langer Zeit Preis gaben, und die verführten und verlassenen Mädchen waren an einem schlechten Orte Mütter geworden! Welche Lehre!!"

Es ist unmöglich, den Ton zu beschreiben, in welchem der Graf diese giftigen Worte sprach, welche, wie dies nicht anders sein konnte, auf seine Zuhörer einen lebhaften Eindruck machten.

„Der Herr Graf hat vollkommen Recht," sagte Herr Loethrohr, der aus Gewohnheit seine Frau, die so eben mit Scipio verschwunden war, mit den Augen suchte — „der Herr Graf hat vollkommen Recht, man wird immer von seinem guten Herzen hinter's Licht geführt; diesem Lumpenpack Gutes zu thun, heißt sich undankbare Schurken verpflichten wollen."

Und der würdige Mann schlürfte seinen Kaffee mit zerknirschtem Herzen.

„Entweder ist das Elend des Volkes nur vorgegeben, oder es ist die Folge seiner Lasterhaftigkeit," setzte Herr Chandavoine, der gern wie ein Buch sprach, hinzu, indem er seinen Zucker in der Tasse umrührte, „und in diesem Falle verdient dieses Elend kein Mitleid."

„Es ist sonnenklar," versetzte ein Fabrikbesitzer, welcher sich vom Geschäft zurückgezogen hatte, „die guten Unterthanen werden reich, die Sparkassen beweisen es; und übrigens lese man nur, was jedes Jahr die Thronrede sagt: Der Wohlstand ist im beständigen Wachsen."

„Der Herr Graf kennt die Undankbarkeit dieser Art Leute besser als irgend Jemand, experto crede Ruperto," fügte ein ehemaliger Sachwalter hinzu, „ist seine natürliche Großmuth nicht auf das Grausamste getäuscht worden?"

Wie Martin die herben Worte des Herrn Duriveau hörte, ließ sein blasses und ausdrucksvolles Gesicht nicht Verwunderung, nicht Unwillen, sondern nur eine bittere Traurigkeit, wir möchten beinahe sagen, ein schmerzliches Mitleid blicken. Von Zeit zu Zeit warf er einen unruhigen Blick auf das Gebüsch, in welchem sich noch immer der Wilddieb verborgen hielt, der auf diese Weise ungesehen ebenfalls diese Unterredung anhörte.

„Aber was Sie nicht glauben werden, meine Herren," fing der Graf wieder an, „ist dies, daß ich so dumm war, mich über diese Truggestalten, welche auf den Gassen herumlaufen, zu betrüben."

„Wahrhaftig, Herr Graf?"

„Ja, und es kommt noch besser, ich sagte zu mir selbst mit blutendem Herzen, ich muß diesen widerlichen Stadtpöbel in dem Koth lassen, in dem er nun einmal leben und sterben muß; ich will auf meine Landgüter gehen, da wenigstens werde ich einfache, gute und erkenntliche Menschen finden, welche die Verderbniß der Städte nicht ergriffen hat, da kann ich meine Wohlthaten anbringen — auf dem Lande ist man tugendhaft. Ich komme also hier an, mein Vater, ein ganzer Mann —"

„O!" sagte Herr Chandavoine mit einer Bewegung tiefer Verehrung, indem er den Grafen unterbrach, „o ein stolzer Mann!"

„Mein Vater," fuhr der Graf fort, „hatte den Vorübergehenden bei schwerer Strafe verboten und es auch durch Anstellung zahlreicher unerbittlicher Wächter unmöglich gemacht, das todte Holz in seinen Waldungen abzubrechen, auf seinen Feldern Aehrenlese zu halten und in seinen Weinbergen nachzulesen; seine Pächter wurden, wenn sie mit der Bezahlung im Rückstande blieben, ausgetrieben, und was die Bettler anbetrifft, so wurden sie eigends von zwei ungeheuren Pyrenäenhunden empfangen."

„Ha! ha! ha!" machte Herr Loethrohr spöttisch lachend, dann sagte er ganz leise zu seinem vertrauten Freunde: „Chandavoine, siehst Du meine Frau nicht?"

„Nein," versetzte der Andere ungeduldig, „laß mich doch dem Herrn Grafen zuhören, er spricht wie ein Advocat — was für ein Mann! Das ist ein Landtagsabgeordneter, der die Zunge nicht in der Tasche haben wird — er wird noch viel besser sprechen als Herr de la Levrasse."

„Ich komme also hier an," fuhr der Graf fort, „ganz voll von meinen Plänen zu Ausübung ländlicher Menschenfreundlichkeit. Ich finde gleich, daß mein Vater wie ein Mensch ohne Verstand gehandelt hat, und stürze mich in meinem heiligen Eifer über Hals und Kopf in die Ausübung dieser schönen Lehren, die offenbar von irgend einem Bettler erfunden worden sind, der weder Haus noch Hof, weder Heller noch Pfennig besaß: der schüchterne Nothleidende sollte niemals vergeblich an die Thür des Reichen klopfen.

Laß den bescheidenen Unglücklichen auf dem Felde des Ueberflusses Aehren lesen.

Seid für die kleinen Kinder, was der liebe Gott für die kleinen Vögel ist: wenn die Aernte vorbei ist, finden sie immer noch etwas aufzupicken u. s. w. —

Es war rührend, wie Sie sehen, die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich dran denke," setzte der Graf mit sardonischem Lachen hinzu — „ein halbes Jahr nach meinen menschenfreundlichen Erstlingsversuchen belagerte die schüchterne Armuth in Gestalt von betrunkenen Bettlern Tag für Tag mein Schloß, meine Pächter bezahlten mich nicht mehr, das bescheidene Unglück hieb meine Bäume an der Wurzel um und weidete seine Kühe in meinem Korn, während die kleinen Vögel unter dem Himmel unter der Gestalt von gräulichen Gassenjungen mein Wild mit Schlingen wegfingen und meine Weinberge plünderten. Da kam es mir denn über die Maßen abgeschmackt vor, länger die Rolle des lieben Gottes spielen zu wollen."

Diese Rede ward mit einem lauten Gelächter aufgenommen.

„Ich glaube es wohl, hol mich der Teufel um diesen Preis" sagte der frühere Sachwalter, welcher zu viel gegessen hatte, „die Rolle des lieben Gottes kommt sehr theuer zu stehen."

„Je freigebiger man ist, destomehr wird man gemisbraucht, ich habe es im Kleinen erfahren, wie der Herr Graf im Großen," sagte Herr Chandavoine mit sachverständiger Miene.

„Chandavoine," sagte Herr Loethrohr, welcher anfing im Ernste besorgt zu werden, ganz leise zu ihm, „siehst Du meine Frau nicht?"

„Nein doch!" sagte der Andre mit den Achseln zuckend.

„Der Herr Graf hat ganz Recht," versetzte ein andrer Gast, „es ist, um Einem das Mitleid gänzlich zu verleiden."

„Dieses war meine Handlungsweise, meine Herren," fuhr der Graf fort, „und dieser freche Misbrauch, welchen meine alberne Schwachheit ermuthigte, hat mir die Augen geöffnet. Nachdem ich wieder zur Vernunft gekommen war, d. h. zur wohlberechtigten Abneigung, zur verdienten Verachtung gegen dieses widerliche, verderbte und viehische Gezücht, habe ich, so viel an mir lag, eine eiserne Hand auf seinen Nacken gelegt. Und so kam Alles wieder in Ordnung. In's Gefängniß mit dem ersten Taugenichts, der es wagt, in meinen Holzungen einen Ast abzuschlagen, gepfändet, und wenn Nichts da ist, in's Gefängniß gesetzt die geringste Unglückliche, welche es wagt, eine Kuh auf meine Wiese zu treiben! Jeder Pächter, der mit der Bezahlung im Rückstand ist, wird ausgetrieben, das war die Verfahrungsweise meines Vaters und die richtige. Was die Bettler anbetrifft, die so schlecht berathen sind, daß sie jetzt die Hand an meine Thür legen, so wird dieses freche, ausgehungerte Gewürm mit tüchtigen Bissen empfangen. Ja, meine Herren, ahmen Sie meinem Beispiel nach. Verschanzen wir uns in unser gesetzliches Recht. Halten wir uns gut, schließen wir unsere Reihen, wir, die wir im Besitz sind. Keine Zugeständnisse, dies hieße, das tyrannische und auf freche Weise vorgegebene Recht des Armen, vom Reichen Hülfe zu bekommen, anerkennen. Zeigen wir uns unerbittlich, sonst werden wir überflügelt, und bei Gott! es ist besser, den Wolf zu fressen, als von ihm gefressen zu werden."

Der Ton der Ueberzeugung, worin der Graf dies sprach, das Leben in seinen kraftvollen Zügen, seine entschiedene Haltung machten auf seine Zuhörer einen tiefen Eindruck; seine grausamen Paradoxien, die die Selbstsucht rechtfertigten und sie zu einer Pflicht machen wollten, wurden mit beinahe einstimmigem Beifall aufgenommen.

Der peinlichen Regung, welche Martin am Anfange der Unterredung des Grafen mit seinen Gästen gezeigt hatte, folgte eine tiefe Beängstigung; er warf die Augen bald auf den Grafen, bald auf das Gebüsch, in welchem der Wilddieb versteckt war und das jetzt in tiefsten Schatten lag, da der Mond hinter den großen Bäumen des Parks verschwunden war; er schien für den Grafen eine Gefahr zu fürchten.

Nach einem kurzen Zögern und indem er von einem augenblicklichen Schweigen, wie es oft die belebteste Unterredung unterbricht, Gebrauch machte, näherte sich Martin seinem Herrn, der noch immer an dem offnen Fenster lehnte, und sagte zu ihm im Tone achtungsvoller Theilnahme:

„Der Herr Graf denken vielleicht nicht daran, daß die Abendluft feucht ist, und es ist vielleicht nicht vorsichtig, daß der Herr Graf —"

Herr Duriveau, eben so erstaunt wie verletzt, unterbrach Martin und sagte barsch zu ihm:

„Sie müssen ein für allemal wissen, daß ich keine Vertraulichkeit dulde, auch nicht unter dem Vorwande der Vorsorge — nehmen Sie den Herren ihre Tassen ab."

Martin verbeugte sich, ohne ein Wort zu antworten.

Nachdem er Allen die Tassen abgenommen und sie nach einander auf einen Präsentirteller gesetzt hatte, stellte er diesen auf den kleinen Tisch; er selbst blieb unbeweglich und bleich neben diesem stehen; die Augen fest auf das dunkle Gebüsch gerichtet und von beständig wachsender Angst gepeinigt.

Die schneidende und rauhe Sprache des Grafen hatte auf seine Zuhörer einen lebhaften Eindruck hervorgebracht; nichtsdestoweniger sagte einer von ihnen, Herr Chandavoine, der, was Menschliches in ihm übrig war, sich trotz seiner ererbten Selbstsucht und seines beschränkten Verstandes gegen die unbarmherzigen Grundsätze des Grafen empören fühlte, schüchtern zu ihm:

„Erlauben Sie mir eine kleine Bemerkung, Herr Graf?"

„Ich bin ganz Ohr, lieber Herr Chandavoine," sagte Herr Duriveau.

„Wie Sie, Herr Graf, verwerfe ich die Laster der Verderbtheit der untern Classen, aber sollte es nicht, vollkommen zugegeben, daß der Arme durchaus kein Recht hat, von dem Reichen Hülfeleistung zu fordern, unter gewissen Umständen und mit aller Einschränkung auf Seiten des Reichen, wenn nicht eine Pflicht doch wenigstens eine Maßregel der Klugheit sein, dem Armen beizustehen? Wohlverstanden unter der Bedingung, daß der Arme sich bescheiden, unterwürfig und für Das, was der Reiche für ihn zu thun würdigt, erkenntlich erweist."

„Gewiß ist das Almosengeben, juristisch genommen, keine Obliegenheit des Reichen," sagte der frühere Sachwalter, „aber es ist in Dem, was Chandavoine sagt, wohl etwas Wahres."

„Ja, ja!" sagten mehre Stimmen; „denn es gibt unter den Armen sehr boshafte Taugenichtse."

„Und man muß sich in Acht nehmen, sie aufzubringen."

„Was halten Sie davon, Herr Graf?"

„Was ich davon halte, meine Herrn?" antwortete der Graf im bittersten und schneidensten Ton seiner Stimme. „Ich halte dafür, daß das Almosengeben nicht nur nicht eine Pflicht des Reichen ist, sondern etwas an und für sich Dummes, Gefährliches und Gewissenloses."

„Das Almosengeben etwas Dummes!" rief der Eine.

„Das Almosengeben etwas Gefährliches!" rief der Andere.

„Das Almosengeben etwas Gewissenloses —"

Und Alle sahen den Grafen verdutzt an.

„Ja," antwortete dieser mit absprechendem und herrischem Tone, „das Almosengeben ist eine Dummheit — ja, das Almosengeben ist gefährlich — ja, das Almosengeben ist gewissenlos, und ich bin es nicht, der das sagt, es sagen dieses die besten Köpfe, deren Kenntnisse, deren Geist von ganz Europa bewundert werden, und was sie sagen, beweisen sie durch unwiderlegliche Thatsachen und Zahlen. Diese Geister sind meine Heiligen, ihre Schriften sind mein Katechismus und mein Evangelienbuch, und da ich als ein guter Gläubiger mein Evangelienbuch auswendig weiß, so hören Sie, was Malthus wirklich sagt — der heilige Malthus, einer der bewundernswürdigsten Staatswirthschafter in der neuern Zeit, hören Sie wohl zu, meine Herren. Ein Mensch, der in einer bereits in Besitz genommenen Welt geboren wird, hat im Falle, daß seine Familie nicht die Mittel hat, ihn zu ernähren, oder daß die Gesellschaft seiner Arbeit nicht bedarf, nicht das Recht, irgend einen Antheil an dem zum Leben Nothwendigen in Anspruch zu nehmen; er ist in allem Ernste auf der Erde ein unnützer Ueberschuß; bei dem großen Gastmahl der Natur ist kein Platz für ihn."

„Beim großen Gastmahl der Natur — ei, ei — dieser Malthus hat eine sehr blumenreiche Schreibart," sagte der frühere Sachwalter, welcher sich gern belesen zeigte, „man möchte an Fenelon denken."

„Die Natur befiehlt diesem Menschen sich fortzumachen," fing der Graf wieder an, indem er seine Anführung fortsetzte, „und sie wird nicht säumen, diesen Befehl selbst wieder in Ausübung zu bringen*). Ist das klar genug, meine Herren?" setzte der Graf mit bitterm Hohnlachen hinzu.

„Wie, wenn die unverbesserliche Natur, als weise Mutter Polizei, das Elend beauftragt, diese Ueberfülle von Bevölkerung bei Seite zu schaffen, da sollte ich mit dummem Almosengeben den Absichten der Natur entgegentreten — meine Herren, es wäre bedauernswürdig!"

Die Zuhörer des Grafen sahen einander bei dieser schrecklichen Anführung schweigend an.

„Wie?" sagte Herr Chandavoine, „wiel Malthus sagt gerade zu —"

„Ich werde die Ehre haben, Ihnen morgen seine gesammelten Werke zu schicken; es sind für Grundeigenthümer vortreffliche Bücher.

„Lesen Sie den Malthus, meine Herren, studiren Sie ihn, Sie werden in diesem gesunden Quell das Bewußtsein Ihrer Rechte wieder auffrischen, Sie werden dort Aussprüche finden, die ich Ihnen dazu empfehle, sich an sie zu erinnern, wenn der Teufel des Almosengebens Sie in Versuchung führt, z. B. Jeder mag in dieser Welt für sich einstehen; was gehen uns Die an, die hienieden den unnützen Ueberschuß bilden? Man hätte zu viel zu thun, wenn man Denen, welche vor Hunger schreien, Brot geben wollte; wer weiß, ob für die Reichen genug übrig bleiben würde, da die Bevölkerung unablässig im Begriff ist, die Summe der Subsistenzmittel zu überschreiten? Das Almosengeben ist eine Thorheit, es hilft das Elend vermehren — nun, meine Herren, was habe ich Ihnen gesagt?"

„Die Thatsache ist," sagte der frühere Sachwalter, vollkommen überzeugt, „daß unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, und es ist der richtige, das Almosengeben ungesetzlich ist."

„Und merken Sie wohl, meine Herren," versetzte der Graf mehr und mehr frohlockend, „daß Malthus ein geistreicher Mann und ein vortrefflicher Mensch war; er hatte nichts mit diesen frechen und albernen Weltverbesserern gemein, die sich in Mondscheinträumereien ergehen, über Das, was sein sollte, anstatt Dessen, was ist. Malthus, welcher den wahren Stand der Dinge kannte, wollte Niemanden anködern und täuschen; als logischer Kopf und überzeugt, daß der große Haufe zu jeder Zeit dem elendesten Loose gewidmet war, ist und sein wird, hatte er in seinem bewundernswürdigen Buche den Armen streng verboten, Kinder zu zeugen; und er hat Recht, wozu dient diese Brut von Hungerleidern? Markus, ein Schüler des Malthus und des Adam Smith, eines andern großen Staatswirthschafters, ist noch consequenter gewesen, er hat gerade heraus vorgeschlagen, die Kinder der Armen nicht geboren werden zu lassen."

„Teufel!" sagte Herr Chandavoine, indem er sich hinter den Ohren kratzte, „dieser Markus war ein verfluchter Kerl."

„Ein streng logischer Kopf," antwortete der Graf mit seiner scharfen Ironie, „endlich hat der heilige Johann Baptist Say, ein anderer Heiliger aus meinem Kalender, folgende bemerkenswerthe Worte gesagt: bedenken Sie sie wohl, meine Herren, wenn Ihre Arbeiter sich über den geringen Tagelohn beklagen: „wenn die Nachfrage nach Arbeit groß ist, so sinkt der Erwerb der Arbeiter unter den Betrag, welcher dazu erforderlich wäre, daß sie in derselben Anzahl fernerhin leben könnten. Die Familien, welche durch zahlreiche Kinder und durch Krankheiten am meisten gedrückt werden, gehen zu Grunde. Sodann nimmt die Nachfrage nach Arbeit ab, und der Lohn für dieselbe steigt wieder, oder mit anderen Worten, meine Herren, wie Ricciardo sagt, noch einer von meinen Heiligen: vermöge der Entbehrungen wird die Anzahl der Arbeiter vermindert, und das Gleichgewicht stellt sich wieder her. Das ist ganz einfach, die Natur will keine Uebervölkerung, und die Sterblichkeit übt das Amt des Gerichtsdieners aus."

„Freilich! und da es nicht anders sein kann," sagte einer der gutherzigsten Zuhörer, „muß man sich freuen, daß man nicht zum Ueberschuß gehört."

„Das ist klar, wahrhaftig, die Staatswirthschafter haben Recht, Jeder mag für sich sorgen."

„Die Anderen mögen sehen, wie sie durchkommen."

„Man muß sich nur in Acht nehmen, daß man nicht zu den Anderen gehört, und damit gut."

„Chandavoine, wo mag meine Frau sein?" sagte Herr Loethrohr seinem Freunde in's Ohr. Er hatte, mit dem Verschwinden seiner Frau beschäftigt, der Unterredung nur eine zerstreute Aufmerksamkeit schenken können.

„Laß mich doch mit Deiner Frau in Ruhe," sagte Chandavoine, „suche sie!"

„Ich mag's nicht thun, der Herr Graf spricht so viel — nun jetzt — aber da fängt er schon wieder an."

„Was folgt aus dem Allen, meine Herren," sagte der Graf, stolz auf den tiefen Eindruck, den seine Anführungen und die Erläuterungen zu ihnen hervorgebracht hatten, — „was folgt daraus? — daß wir, die wir im Besitze sind, wie ich es Ihnen so eben gesagt hatte, Alles aufwenden müssen, um uns oben zu halten, und uns nicht etwa unter dem Vorwande des Almosengebens oder Mitleids irgend ein feiges Zugeständniß entreißen lassen dürfen, dessen man sich gegen uns bedienen würde; denn Diejenigen, welche zu leiden haben, beklagen, heißt die Gesellschaft anklagen, und die Gesellschaft kann nicht Unrecht haben. Dies vorausgesetzt, — lassen Sie uns gegen uns selbst aufrichtig sein: Zwischen Dem, welcher im Besitz ist, und Dem, der nichts hat, findet ein Kampf auf Leben und Tod statt. Nun so sei es der Kampf! — Was man Proletarier nennt, sei es in der Stadt oder auf dem Lande, fühlen gegen uns eine wilde Misgunst, weil wir im Ueberfluß leben, und sie nicht das Nothwendige haben; das ist ganz natürlich, ich würde es an ihrer Stelle eben so machen. Sie möchten unsere Häuser plündern, unseren Wein austrinken, in unsere Staatswagen steigen; — wohl, von ihrem Standpunkte haben sie Recht, mögen sie thun, was sie können, es ist ein ehrlicher Kampf. Aber mögen die Herren Proletarier sich nicht wundern, wenn ich ihnen meinestheils Haß mit Haß vergelte, wenn mein Selbsterhaltungstrieb mir befiehlt, Alles zu thun, damit dieses wilde Thier, dessen Rachen und Zähne ich fürchte, so lange als möglich unter dem Maulkorb gehalten werde. Ich sage es Ihnen laut, meine Herren, ich bewerbe mich um eine Stelle in der gesetzgebenden Versammlung, um zu unser Aller Nutzen und zum Vortheil unserer Kinder dazu beitragen zu können, daß Sattel, Zügel und Spannkette für dieses wilde Thier so solide wie möglich gearbeitet werden — damit ihm so Lust wie Kraft fehlen möge,

*) Als Malthus auf diese Weise die Ausrottung des menschlichen Geschlechts verordnete, gab ihm Godwin die Antwort:

„Nein, das ist nicht das Gesetz der Natur, das ist nur das Gesetz eines sehr parteilischen gesellschaftlichen Zustandes, welcher auf eine handvoll Menschen einen so maßlosen Ueberfluß häuft und ihnen blinderweise die Mittel in die Hände gibt, sich allen thörichten Ausgaben, allen Genüssen der Verschwendung und Verkehrtheit zu überlassen, während der große Stamm des menschlichen Geschlechts verurtheilt ist, in Mangel hinzuschmachten und geradezu Hungers zu sterben."

Zum Ruhme Frankreichs und der Menschheit verwenden ausgezeichnete Geister und tiefe Denker alle Kräfte ihres Herzens und Verstandes darauf, gegen die unbarmherzige Schule der Staatswirthschafter, welche das Unglück als unvermeidlich, als eine abgemachte Thatsache, die kein Heilmittel zulasse, betrachten, Einspruch einzulegen. Herr F. Vidal, ein beredter Schriftsteller von Kenntnissen, ein logischer Kopf, der von den edelsten Zwecken begeistert ist, hat so eben der staatswirthschaftlichen Secte in seinem schönen Buche: Von der Vertheilung der Reichthümer, einen vernichtenden Streich versetzt. Herr Peter Leroux, einer der umfassendsten Geister, einer der größten Philosophen unserer Zeit, und dessen Gemüthsart Verehrung und Zutrauen befiehlt, veröffentliche so eben in der Revue sociale unter dem Titel „vom Capital und der Arbeit," eine vortreffliche Antwort auf die Behauptungen dieser Schule, die, vollkommen unbekümmert um das Recht, sich vor der Thatsache beugt, so schrecklich sie auch sein mag, und sie für rechtmäßig erklärt. Endlich hat die Democratie pacifique, diese Zeitschrift, die mit so hoher Unabhängigkeit, mit so glühender Ueberzeugung redigirt wird, diese unermüdliche Stimme der Pläne zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, diesen jämmerlichen staatswirthschaftlichen Lehren auf kraftvolle Weise ihr Recht angethan.

sich zu entfesseln. Denn es hat große Lust zu dem Grundbesitz, das ausgehungerte, und ich meinestheils habe die Schwäche, zu wünschen, daß mein Sohn meine Güter erbe, und, so Gott will, sein Sohn ihn beerbe, wie ich meinen Vater beerbt habe. Freilich, das besagte wilde Thier möchte Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beerben. Aber nur stille, wir sind auf dem Platze — und was das anbetrifft — meine Herren, lassen Sie uns darauf trinken — daß das wilde Thier sich niemals, in alle Ewigkeit nicht, von seinem Maulkorb befreit sehen soll."

Und er wandte sich zu Martin mit den Worten: „Bringen Sie Liqueurs herbei —"

Kaum hatte der Graf diese Worte ausgesprochen, als Martin einen Schrei des Schreckens ausstieß, sich auf den Grafen zustürzte, ihn heftig zur Seite stieß, mit einem Sprunge über die Brüstungsmauer setzte, die etwa vier Fuß hoch war, und sich mitten in das Dickicht stürzte, in dem der Wilddieb sich versteckt



hatte. Beinahe in demselben Augenblick erscholl ein Schuß, der von eben dieser Stelle aus fiel, durch das Dunkel.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sommerabend.

(Fortsetzung aus Nr. 112.)

„Das Boot hat noch keinen Nothschuß gethan," sagte der Advocat.

„Hm," raunte ihm Andres zu, „es kann auch sein, daß ihnen das Pulver naß geworden ist."

„Dann hätten sie doch die Glocke," versetzte jener, aber er erschrak, als in dem Augenblick der gellende Schall eines durchdringenden Geläutes aus der Tiefe herauf kam.

„Nein!" rief Andres, der auch einen Moment erschrocken war, „das Glöcklein kenn' ich. Das thut der geistliche Herr drunten; und hoffentlich läutet er nicht umsonst. Denn gewiß sind jetzt viele Leute unterwegs, die ihm zum Beistand herbeikommen."

Den Arzt hatte bei diesen Worten eine tiefe Rührung ergriffen; es war ihm wieder in den Sinn gekommen, was der Mönch zuvor über die Wirkung der Kirchenglocken gesagt hatte; die wimmernden, schneidenden Töne des Glöckleins waren seinem Ohre liebliche Musik, die er mit tiefer Andacht genoß.

„Wir wissen jetzt," sagte Andres, „was wir zu wissen brauchen, und haben hier eben nichts mehr zu thun. Das Beste wird sein, wir folgen auch dem Läuten des Paters. Drunten können wir nöthig werden, wenn das Schiff an den Klippen, die hier in den See hineingehen, etwa die Nase anstoßen sollte." Nichts konnte dem Arzte erwünschter sein, dessen Seelenzustand mit jeder neuen Thätigkeit, wozu er sich veranlaßt sah, leidlicher wurde. Die Lähmung seiner Lebensgeister wich mehr und mehr einer wohlthätigen Erschütterung und Aufregung. Das Bewußtsein, den Seinigen näher und näher zu kommen, beflügelte ihn.

„Nehmen wir den Herrn in die Mitte!" hatte der Advocat gesagt, weil er sich der Ungeübtheit des Arztes im Klettern erinnerte. Aber dieser war schon seinen Begleitern voraus, und sie hatten Mühe, ihm zu folgen. Er dachte gar nicht an eigene Gefahr und blieb daher von aller Anwandlung von Schwindel verschont. Mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, welche die Anderen in Verwunderung setzte, sprang er von Platte zu Platte und kam glücklich über alle bedenklichen Stellen hinweg. Das Geläut von der Kapelle, das er immer näher und deutlicher vernahm, schien ihn auf den Schwingen seiner Töne zu tragen. Mit wunderbarer Innigkeit zog es ihn dem frommen Alten zu, als müßte unter seinem Schutze und Schirme alle Angst und Sorge sich legen. Der grausenvolle Anblick des empörten Sees, in welchen sonst wol der am Felsen klebende Wanderer unmittelbar hinunterstürzen zu müssen gefürchtet hätte, das näher und näher tosende Geräusch der Brandung, das schauerliche Aufflammen des Wogenschaums im Schein der Blitze, das Krachen der umhergeworfenen Baumäste, — das Alles war für ihn nicht vorhanden. Eben schwieg das Glöckchen, als er unten ankam.

Es zeigte sich, daß wirklich das Geläute eine ziemliche Anzahl von Menschen herbeigerufen hatte, die sich auch jetzt noch vermehrte. Nur waren es eben nicht lauter Schiffsleute oder sonst zur thätigen Hülfe brauchbare Bursche, worauf Andres gerechnet hatte. Manche vielmehr waren herbeigeeilt, die sich in gleicher Lage mit dem Arzte befanden, Frauen, die ihre Männer, Aeltern, die ihre Kinder an Bord wußten oder vermutheten. Das Schleppschiff hatte, wo es nur in der Gegend bemerkt worden war, bei Jedem Angst und Schrecken erregt, der Angehörige von sich an dem Ufer wußte, woher dasselbe kam! Der alte Andres erschien zu rechter Zeit, um die allgemeine Verwirrung, da Einige nach Nachen liefen, Andere sich an den Weg stellten, Fragen und Antworten, Klagen und Flüche sich kreuzten, und in dem wachsenden Tumulte nichts geschah, durch den Eindruck seiner imponirenden Persönlichkeit einigermaßen zu schlichten. In der That wurde auch seine Ankunft sogleich von dem Barbier mit gellender Stimme überall ausgerufen, und es war wol ersichtlich, wie diese Nachricht bei Allen Muth und Vertrauen erweckte. Er stellte sich vor die Hütte, gebot mit Stentorstimme Stille und verlangte, daß man den Platz vor der Hütte für Diejenigen frei lassen solle, welche etwa mit ihm in den See zu stechen gedächten. Alle Uebrigen wies er nach der Kapelle, in welcher so eben der Mönch die Lichter vor dem Marienbilde anzündete. „Wer nicht mit helfen kann," rief er, „der mag beten, aber in der Stille! Nur der Herr Pater soll reden. Verstanden? Wer's mit mir halten will, der mache sich fertig! Ihr, Meister Bader, bleibt in der Hütte und sorgt dafür, daß Alles wohl zugerüstet ist, wenn etwa Jemand Wasser schlucken muß!"

Der alte Soldat hatte was in seinem Wesen, das unwillkürlich zum Gehorsam zwang. Seine Befehle wurden alsbald befolgt, und dem verworrenen Getöse von Stimmen folgte nun, mitten unter dem Geräusch der Fluth, eine fast schauerliche Stille, indem man nur von der Kapelle her das Gemurmel des betenden Mönchs, und hie und da von den Schiffen her ein Gewirr von befehlenden und wehklagenden Stimmen vernahm. Die Blitze waren seltener und das Rollen des Donners schwächer geworden, auch der Regen hatte etwas nachgelassen. Im Winde war dagegen noch keine Veränderung zu spüren, und der alte Andres erklärte, daß es jetzt Zeit sei, in den See zu gehen, da man die Schiffe gerade treffen werde und ihnen die Hülflosen und Hinderlichen ihrer Passagiere für die weitere Fahrt abnehmen könne. Er gab durch das in der Hütte befindliche Sprachrohr ein Zeichen und warf sich sofort in das kleinste der Boote, während er den Uebrigen zwei andere überließ. Ohne Bedenken stieg der Arzt hinter ihm ein, dem der Advocat folgte. Andres hatte nicht haben wollen, daß der Arzt mitginge; da aber der Rechtsgelehrte mit einstieg, dessen Entschlossenheit und Gewandtheit er kannte, so ließ er sich's gefallen. Nur litt er nicht, daß der Arzt sich mit einem Ruder befaßte, sei es, daß er ihn als seinen besondern Schützling schonen wollte, oder daß er seiner Geschicklichkeit nicht traute. Beim Wegfahren bemerkte der Arzt, daß der wunderthätige Schäfer auf den Platz kam und in die Hütte trat. Selbst dies trug zu seiner Beruhigung bei, obgleich er sich selbst eigentlich nicht sagen konnte, warum?

Indem das Gewitter sich verzog, wurde es allmälig wieder heller, obgleich noch immer Nebel an den Bergen und Wolken am Himmel sich jagten. Wie der Kahn aus der Tiefe der kleinen Bucht hervorkam, konnte man deutlich die mit dem Sturm kämpfenden Schiffe erkennen. „Gut! Gut!" sagte Andres, „sie haben mich gehört und verstanden; sie fahren langsamer und rechnen darauf, daß wir anlegen." Der Alte arbeitete, wie ein Junger; sie kamen daher den beiden anderen Booten ziemlich voraus. Dem Arzt wäre es lieber gewesen, wenn man ihn hätte mitrudern lassen, da er glaubte, er würde dann die abenteuerliche Bewegung des auf den Wogen auf und ab schießenden Fahrzeugs weniger empfunden haben, während er jetzt, auf den Sitz niedergekauert, sich zu ruhiger Hingebung gezwungen sah, wobei er sich unaufhörlich mit der ganzen Figur dem Ueberguß der Wellen ausgesetzt fand. Uebrigens sah er wol, daß seine Hülfe überflüssig sei, und suchte die unangenehme körperliche Spannung dadurch zu zerstreuen, daß er mit größter Aufmerksamkeit den Manipulationen des alten Andres und des Advocaten zusah, welcher sich von jenem Lobspruch über Lobspruch wegen seiner Kaltblütigkeit, Präcision und Gewandtheit verdiente. Es bedurfte aber solcher Eigenschaften, um das wilde Element zu zwingen, das mehr als ein Mal die kühnen Schiffer wieder zurückwarf, bis sie den offenen See gewonnen hatten. Indessen blieb auch der Arzt nicht ohne Anerkennung. „Sie halten sich für einen Neuling vortrefflich," sagte der Rechtsgelehrte, der den Freund zerstreuen wollte, „erst neulich fuhr ich einen berühmten Professor der Medicin auf dem See beim ruhigsten Wetter. Ich wußte erst nicht, wie ich die schlechte Laune meines Gefährten deuten sollte, dem ich ein so besonderes Vergnügen hatte machen wollen. Kein scherzhaftes, noch ernsthaftes Gespräch wollte bei ihm anschlagen. Er blieb stumm und zeigte ein Gesicht, als ob er eben an einer Reform der gesammten Naturwissenschaften arbeitete. Erst allmälig bemerkte ich, daß ihn die leichte Schaukelbewegung des Kahns so sehr um die Fassung brachte. Er saß auf einer Seitenbank und wagte kein Glied zu rühren. Wie ich denn genauer hinsah, so bemerkte ich, daß einer seiner Frackflügel über die Lehne hinaus in's Wasser hing, und in schönster Regelmäßigkeit in der goldgrünen Fluth auf und niedertauchte, ohne daß er den Muth hatte, hinter sich zu langen und das Kleidungsstück in's Trockene zu bringen." Auf dem Dampfboote wurde die Glocke angezogen.

„Seien Sie ohne Sorgen!" sagte Andres, „das gilt uns. Halten Sie sich jetzt nur fest am Bret! Wir müssen anlegen."

Blitzschnell hatte sich nun der Nachen dem Dampfboot genähert. Aber eben jetzt erkannte der Arzt seine Frau auf dem Schleppschiffe, den Knaben an sich drückend und mit dem Tuche nach ihm winkend. „Dort, dort," konnte er nur rufen, und durch Zeichen seinen heißen Wunsch erklären, welchen die Begleiter gut genug verstanden. Sie lenkten sogleich ab, wiewol kopfschüttelnd, da dem Schleppschiffe viel schwerer beizukommen war. Während sie sich diesem näherten, arbeiteten die beiden anderen Boote sich dem Dampfboote zu, aber mit minderer Geschicklichkeit, so daß man auf dem Schiffe eine Bewegung ihnen entgegen machen zu müssen glaubte. Man hörte das Rad der Maschine in die Wogen eingreifen. In dem Augenblick mußte durch den plötzlichen Ruck das Tau, woran das Schleppschiff hing, abgerissen sein; man sah letzteres rückwärts taumeln, und den Arzt ergriff Todesangst, als er es für einen Moment aus dem Gesichte verlor. In der That mußte die Gefahr nicht gering sein. Das war an der verdoppelten Anstrengung des alten Andres und des Advocaten wohl zu bemerken. Ersterer schrie den Schiffleuten auf dem Schleppboote Allerlei zu, was der Arzt nicht verstand. Glücklicherweise war er verstanden worden. Denn alsbald ward ein Tau herübergeworfen, das dicht neben dem Nachen im Wasser aufklatschte und das Andres seinen Begleitern fassen und fest anziehen hieß. Mit Hülfe dieses Taues gelangten sie schnell an das Schiff. Ohne ein Wort zu verlieren, kletterte der Alte, der sein Ruder dem Arzte übergeben hatte, auf das Verdeck und hob die Frau und den Knaben in den Kahn hinab, wo sie von dem Arzte aufgefan-

gen wurden. „Abgestoßen!“ rief er dann dem Rechtsgelehrten zu, „ich habe hier noch mehr zu schaffen,“ und eilte auf die Spitze des Verdecks hinauf, um die Wiedervereinigung des Schleppschiffs mit dem Dampfboote zu bewirken.

Der Arzt hatte kaum Zeit gehabt, Frau und Kind auf einen geschickten Platz im Nachen zu bringen; denn noch durfte er sich nicht der gelungenen Rettung freuen. Es blieb die schwere Arbeit übrig, das Ufer wieder zu gewinnen. Aber schon das Bewußtsein der Wiedervereinigung mit den Geliebten seines Herzens, der Gemeinsamkeit der Lage hob ihn über sich selbst und gab ihm ein Zutrauen und eine Stärke, wozu er sich noch vor wenigen Minuten nicht für fähig gehalten hätte. Begeistert ergriff er das Ruder des alten Andres und suchte es ihm gleich zu thun, indem er, Ohr und Aug' auf den Rechtsgelehrten gebannt, blindlings dessen Befehlen folgte. Unsäglich wohl that es ihm, von diesem zu vernehmen, daß dem Andres sein Bestreben gelungen, und das Schleppschiff der Gefahr glücklich entgangen sei. Er sah darin eine Bürgschaft dafür, daß auch er mit den Seinigen glücklich den Strand erreichen werde.

„Sie laden noch immer aus,“ sagte der Advocat, „ich bin froh, daß wir damit im Reinen sind. Denn just um die Ruine herum hat der Dampfer noch eine böse Stelle zu passiren. Aber wir wollen hoffen, daß den alten Andres sein gutes Glück auch dies Mal nicht verläßt.“

Ueber die Erwartung des Rechtsgelehrten gut gelang es ihm, den Eingang in die kleine Bucht an der Hütte wieder zu gewinnen, deren helle Fenster der Arzt schon voll Wonne den Seinigen zeigte. Man vernahm schon die Stimme des betenden Mönchs von der Kapelle herüber.

„Nun halten Sie sich vollends so brav, wie bisher!“ sagte der Advokat, „das Anlanden wird uns noch einigen Kampf kosten. Ich denke, der See nimmt's uns übel, daß wir ihn so gut bezwungen haben. Das Beste wird sein, Sie springen an's Ufer, sobald ich's Ihnen sage, und ich bleibe im Nachen, bis wir unsere kostbare Ladung glücklich geborgen haben. Ich finde mich dann schon allein vollends zurecht und bin im Nothfalle ein guter Schwimmer.“

Davon wollte indessen der Arzt, der dem Freunde schon so vielen Dank schuldig war, nichts hören. Er bestand darauf, daß dieser zuerst an den Strand sollte, obgleich ihn seine Frau mit flehenden Blicken beschwor, der Anordnung des Rechtsgelehrten zu folgen. Der Arzt war in einem Taumel von begeistertem Selbstvertrauen, der ihm alles Andere vergessen ließ, außer dem Gedanken, daß er dem Freunde diese letzte Aufopferung ersparen müsse. Zeit war aber nicht zu verlieren. Da nun aber eine starke Woge dem Lande zu überschlug, und der Advocat das Seinige gethan hatte, um den Starrsinn des Arztes zu beugen, so zauderte er nicht, die Rollen zu wechseln und selbst in's Wasser zu springen. Da ihm die Frau zunächst war, ergriff er sie rasch mit starkem Arm und setzte sie an's Ufer, das nur wenige Schritte entfernt war. Einer Woge, die in dem Augenblick auf den Nachen zuschlug, wollte der Arzt ausweichen, aber zu spät hörte er den Ruf des Freundes, daß er doch lieber still halten möchte. Er hatte schon mit aller Kraft das Ruder auf den Grund gestoßen und von der Gewalt des Stoßes und Gegenstoßes schlug der Nachen um.

Er selbst hatte glücklicher Weise das Ruder krampfhaft festgehalten, das ihn nun, weil es in den Grund gespießt war, von den Wogen nicht fortreißen ließ. Aber der Knabe war unter den Kahn gefallen.

„Nur ruhig!“ sagte der Advocat, „ich hole ihn schon“ und half ihm auf die Beine.

„Mein Kind! Mein Kind!“ stöhnte der Arzt und wollte seewärts dem Kahne nach. Aber der Freund riß ihn mit Gewalt herum und drängte ihn dem Ufer zu, auf die Frau deutend, die schon mit dem halben Leib im Wasser stand.

„Wollen Sie noch ein Leben preisgeben?“ rief er finster, „eilen Sie dorthin! Beruhigen Sie Ihre Frau, und sorgen Sie dafür, daß in der Hütte Alles gut zugerüstet wird.“

Den Rath hatte die Nothwendigkeit dictirt, und der unglückliche Vater befolgte ihn schweigend. Eben kam er noch zu rechter Zeit, um die Mutter in seinen Armen aufzufangen, die das Wasser umzureißen drohte. Sie sank ihm ohnmächtig an die Brust, und dies neue Unheil war eine Wohlthat für ihn, da es seine volle Thätigkeit in Anspruch nahm und seine Gedanken mit Gewalt von dem Jammer ablenkte, den der empörte See für sein Vaterherz im geheimnißvollen Schooße trug.

Der Schrei des Entsetzens, welcher der Frau des Arztes beim Anblick des umschlagenden Nachens entfahren war, hatte den Mönch und seine Gemeinde aufgeschreckt, daher der Arzt, als er die Ohnmächtige an's Ufer brachte, sich alsbald von Menschen umringt sah, die ihre Hülfe anboten. Mit Dank nahm er denn auch die Unterstützung einiger Frauen an, die sich mit Geschick um die Ohnmächtige beschäftigten, während er schaudernd sehen mußte, daß von den anwesenden Männern nur Einer es wagte, sich dem Advocaten in die Wellen nachzustürzen, aber alsbald kopfschüttelnd wieder umkehrte. Eben wollte er seine Frau den hülfreichen Weibern in der Hütte überlassen und selbst den Versuch wagen, als durch das verworrene Geräusch der Stimmen am Ufer vom See her der dumpfe Ruf drang: „Gefunden!“

Es war, als ob der Ruf die Mutter aus der Ohnmacht geweckt hätte. Mit flehend ausgestreckten Armen begehrte sie aus der Hütte geführt zu werden, was aber unterbleiben mußte, da sie sogleich wieder kraftlos zurücksank. „Lebend gefunden?“ hauchte sie und hielt den Gatten, der hinaus wollte, um ihr Antwort zu bringen, doch zugleich krampfhaft zurück. Die Minuten waren peinlich, bis eine lebhaftere Bewegung auf dem Vorplatze die Ankunft des Advocaten verkündeten. Sie wurden zur Abordnung von Boten benützt, um das Ereigniß in der Stadt kund zu machen und Kleidungsstücke, Arzneimittel, Dienerschaft und was sonst nöthig schien, herbeizuschaffen.

„Das war ein Glück,“ hörte man draußen den Advocaten sagen, „daß Euer Boot wider den Nachen stieß und ihn nach dem Strande rückwärts warf. In dem Moment, da die Fahrzeuge auseinander prallten, konnt' ich das Kind aufhaschen. So oder so — war's sonst verloren.“

Den Gatten umklammernd, wankte ihm die Mutter entgegen, und nochmals sank sie mit einem Schrei zusammen, als sie Kopf und Arme des Kindes schlotternd niederhängen sah und in den verstörten Zügen des Rechtsgelehrten die Ueberzeugung zu lesen glaubte, daß er einen Todten bringe.

Ein Blick des Arztes auf den Freund drückte seinen schmerzlichen Dank aus. Der Freund selbst trieb ihn an, seine ganze Aufmerksamkeit auf das Kind zu wenden. „Verlieren Sie die Fassung nicht!“ sagte er, „ich hoffe das Beste. Denn ich weiß ja, daß er nicht lange im Wasser gelegen hat. Ich selbst war in meiner Jugend im gleichen Fall.“

Die schmerzliche Freude, sich thätig um den Liebling bemühen zu können, gab nun auch der Mutter eine überraschende Stärke. Sie entriß sich den Frauen, welche um sie beschäftigt gewesen waren, und ließ es sich nicht nehmen, den Knaben selbst zu entkleiden und in warme Tücher zu hüllen. Der Arzt leitete mit eben so überraschender Ruhe und Umsicht die Wiederbelebungsversuche, wobei die Anwesenheit des Chirurgen sehr willkommen war. Der Mönch, dem sich der Schäfer hülfeleistend beigesellte, trug dienstfertig aus seiner Klause noch allerlei Heilmittelvorrath und Geräthschaften herbei, die irgend von Nutzen sein konnten, während der Rechtsgelehrte dafür besorgt war, das übrige Volk, welches nur noch die Neugierde festgehalten hatte, zur allmäligen Zerstreuung zu bewegen. Die, welche selbst Angehörige auf den Schiffen gehabt hatten, waren ohnedies schon mit den in den beiden übrigen Booten Gelandeten hinweggegangen, oder, wenn sie unter diesen die Ihrigen vermißten, nach der Stadt geeilt, um sie dort zu erwarten.

Auch der Professor hatte indessen kluge Thätigkeit bewiesen. Denn, noch ehe die vom Arzte ausgesendeten Boten die Hälfte des Wegs gemacht hatten, begegneten sie schon dem Bedienten des Professors, den dieser mit Kleidungsstücken aus seiner eigenen und des Arztes Garderobe bepackt hatte, zunächst nur, um den vom Regen Durchnäßten behülflich zu sein. Sorglich hatte er für alle Fälle auch weibliche Wäsche von seiner Schwester beigelegt — nur den Knaben schien er vergessen zu haben, was die kummervollen Aeltern als eine schwarze Ahnung aufnahmen. Der Rechtsgelehrte eilte, sich in der Klause des Geistlichen umzukleiden, um sofort die Mutter abzulösen, die nur mit Mühe dazu vermocht werden konnte, zu dem gleichen Zwecke sich auf kurze Zeit von dem Lager des Kindes zu entfernen. Nachdem sie zurück war, verlangte er Dasselbe von dem Vater, der im Weggehen leise, mit wankender Stimme zu ihm sagte: „Meine Pfuscherarbeit wird freilich wol hier nicht mehr nöthig sein.“

Der Freund gestand sich innerlich, daß er dieselbe Furcht habe, und glaubte auch in der Miene des Chirurgen die gleiche Ueberzeugung zu lesen.

Dagegen blieb die Mutter voll Hoffnung, und sie schien den Mönch und den Schäfer zu Genossen zu haben. Letzterer hatte schon lange den Anstalten des Arztes mit Kopfschütteln zugesehen, war hier und da zu dem Kinde herangetreten und hatte ihm die Schläfe und die Brust befühlt, war dann unruhig in der Hütte hin und her gegangen und hatte den einen oder andern der Anwesenden mit einem fragenden Blicke von der Seite angesehen, als wünsche er was vorzubringen, das er sich doch nicht unaufgefordert zu eröffnen getraue. Mit Einem Male war er dann aus der Hütte verschwunden, und der Arzt bemerkte, während er sich in dem Klausnerhäuschen umkleidete, durch's Fenster, wie er bald am Strande, bald am ansteigenden Berghange umherspürte, manchmal sich niederkauerte, als grabe er Kräuter und Wurzeln aus, dann wieder sich aufrichtete und gegen den aus dem zerreißenden Gewölke hervorbrechenden Mond gekehrt allerlei wunderliche Bewegungen machte, wobei er abgebrochene Sätze auszusprechen, auch wol gesangartig zu summen schien. Dann trat er wieder in die Hütte, warf die gesammelten Kräuter in einen Topf, den er an's Feuer stellte, und rührte sie mit seinem Schäferstabe um. Da er deutlich zu verstehen gab, daß er nicht gestört zu werden wünsche, so ließ man ihn ruhig machen, und nur dann, wenn er wieder weg ging, um neue Ingredienzen zu seinem Gebräu zu sammeln, erlaubte sich der Bader, durch verstohlenes Hineinschauen in den Topf seine Neugierde zu befriedigen. Während nun der Schäfer so vielgeschäftig ein geheimnißvolles Wiederbelebungsmittel vorzubereiten schien, lag der Mönch in andächtigem Gebet vor dem an der Hinterwand der Hütte angebrachten Crucifix auf den Knien und schien in seiner Weise dem Eintritt einer geheimnißvollen Hülfe vertrauensvoll entgegenzuharren.

Nachdem der Arzt wieder eingetreten war und den erstarrten Körper des Knaben nach allen Regeln seiner Kunst untersucht hatte, machte er eine schmerzliche Bewegung nach seiner Frau hin, die ihn erst einen Augenblick mit entgeisterten Blicken anstierte und dann, wie an allen Gliedern gebrochen, neben dem Lager niedersank und Mund auf Mund in tiefem Kusse auf dem bleichen Gesichtchen ihres Lieblings liegen blieb. Auch den kräftigeren Mann überwältigte für eine Weile der Schmerz; er wandte sich nach dem Fenster und verbarg die unaufhaltsam hervorstürzenden Thränen mit beiden Händen. Niemand wagte die heilige Trauer der Aeltern zu stören.

E. Reinhold.

(Fortsetzung folgt.)

Sonett.

Welch schwerer Stand, sich jeder Form und Regel
Der strengen Kunst gehorsam anzuschmiegen,
Der Schönheit Lehren allen sich zu fügen,
Von Winckelmann, von Lessing bis zu Hegel!

O, wenn's vergönnt wär', frei, wie Wandervögel,
Der Dichtung warme Zonen zu durchfliegen,
Im Aethermeer, gleich gold'nen Wolkenzügen,
Zu schiffen hoch mit luft'gem Zaubersegel!

Doch wenn uns Lieb' und Jugend heiß durchglühen,
Dann mahnt man uns, des Schaffens Drang zu zügeln
Und an der Form zu feilen und zu schniegeln!

So sehn wir Jahr auf Jahr vorüberfliehen.
Und wenn die Form, uns dienstbar, sich gestaltet:
Ach, dann ist längst des Herzens Gluth erkaltet!

August Mettlerkamp.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 114.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 2. September 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 113.)

Viertes Kapitel.

Das Vogelhaus.



Als man den Schuß hörte, der nahe an dem Fenster des Wintergartens fiel, waren Schreck und Entsetzen allgemein; die Frauen stießen ein gellendes Geschrei aus und stürzten auf die Ausgänge des Treibhauses zu. Mehre der Gäste des Grafen, die in dem Augenblicke um ihn standen, liefen nach allen Seiten auseinander, — Herr Lorchrohr gehörte zu diesen Flüchtigen — andere stellten sich dagegen muthig um den Amphitruo. (Amphiktionen?)

Der Graf trat, ein wenig bleich zwar, aber mit der gewohnten Festigkeit, an das Fenster zurück, von welchem ihn Martin gewaltsam zurückgerissen hatte, und nach einer ersten Regung der Verwirrung und Verwunderung sagte er zu seinen Gästen, obgleich er von der Ursache des Schusses noch nichts wußte, mit einer lächelnden Kaltblütigkeit, die seinem Rufe Ehre machte:

„Beruhigen Sie sich, meine Herren; es ist ohne Zweifel das Zeichen zu einem Feuerwerk, einer Ueberraschung, die mir meine Leute bereiten, — nur schien mir mein Kammerdiener ein wenig beeilt, seine Stelle dabei einzunehmen."

In dem Augenblick, wo er diese Worte aussprach, kam Martin, der einige Minuten verschwunden gewesen war, im vollen Laufe zurück, öffnete eine Thür des Wintergartens von außen, trat ein und sagte zu seinem Herrn mit aufgeregter Stimme:

„Er ist nach der Seite des Milchhauses entflohen — im Dickicht des Gehölzes habe ich seine Spur verloren."

„Wer — er!" rief der Graf.

„Der Mensch, der sich dort versteckt hatte, Herr Graf — Ich hatte bei dem Schein der Lampen im Wintergarten bemerkt, wie er sich plötzlich aus diesem Gebüsche erhob, in dem er versteckt lag. Vielleicht hatte er keine böse Absicht, oder in der ersten Aufregung dachte ich nicht genau nach, ich dachte, es drohte dem Herrn Grafen vielleicht eine Gefahr, und so sprang ich aus dem Fenster, um den Unbekannten zu erreichen — während ich mit ihm rang, ging eine Pistole, mit der er bewaffnet war, los — ich suchte ihn zu verfolgen, und —"

„Aber Sie sind verwundet," rief der Graf lebhaft, indem er näher an Martin herantrat.

„Ich glaube, ja, Herr Graf, an der Hand; aber es will nicht viel sagen, die Kugel hat mir die Handwurzel gestreift."

„Einerlei, Sie müssen sich verbinden lassen," sagte der Graf, und da bei dem Schall des Schusses mehre von seinen Leuten herbeigelaufen waren, sagte er zu einem von ihnen:

„Man hole auf der Stelle den Arzt in Salbris."

„Und wie sah dieser Landstreicher aus?" sagte Herr Chandavoine mit Schaudern, „es ist vielleicht der Verbrecher Bamboche, nach dem man auf allen Seiten jagt, und dessen Personbeschreibung angeschlagen ist."

Als Martin erfuhr, daß Bamboche, dessen Namen er seit seiner Ankunft in der Sologne zum ersten Male aussprechen hörte, von allen Seiten verfolgt werde, fuhr er, trotz seiner Aufregung, vor Ueberraschung heftig zusammen, und das Wort erstarb auf seinen Lippen.

Betroffen von dem Ausdruck seiner Züge, sagte der Graf zu ihm:

„Was haben Sie, Martin?"

„Nichts, Herr Graf, nichts, — ich fühle mich ein wenig schwach — der Blutverlust —"

„Haben Sie den Landstreicher recht in's Auge fassen können?" fragte Herr Chandavoine.

„Ja, Herr," antwortete Martin, „er war sehr klein — sehr brünett — und sehr jung, höchstens 18 bis 20 Jahre alt," setzte er mit Sicherheit hinzu — er trug eine weiße Blouse und eine Mütze."

„Das ist Bamboche's Personbeschreibung nicht," sagte Herr Chandavoine, „aber da er eine Pistole bei sich trug, muß er doch ein Mörder sein."

„Ein Mörder! — Und warum in aller Welt meinen Sie, daß man mich sollte ermorden wollen, mein lieber Herr?" sagte der Graf mit verächtlicher Unbekümmertheit — „es müßte denn sein, daß dies eine heilsame Warnung von Seiten eines namenlosen Correspondenten wäre," setzte er mit einem bitteren und gezwungenen Lächeln hinzu, ohne sich weiter zu erklären. „Aber, meine Herren, dieser Vorfall ist nicht werth, daß wir uns noch länger mit ihm beschäftigen, es ist die Sache des wackern Beaucadet, des Gensdarmenquartiermeisters, den ich nachher werde kommen lassen, um ihm meine Aussage zu machen. Martin, gehen Sie und lassen Sie sich verbinden, Sie scheinen mir ein treuer Diener zu sein. Was den Elenden anbetrifft, der Sie verwundet hat, so wird Beaucadet, mag er auch für den Augenblick verschwunden sein, seine Spur schon ausfindig zu machen wissen; er ist ein feiner Spürhund, er wird ihn entdecken, davon bin ich überzeugt, und er soll seiner Strafe nicht entgehen."

Während dieser letzten Worte des Grafen hatte Herr Chandavoine ein Papier aus der Tasche gezogen, das er aufmerksam überlas; plötzlich rief er aus:

„Ach, das ist doch seltsam!"

Und als der Graf ihn mit fragender Miene ansah, fügte er hinzu:

„Ich konnte den Gedanken noch nicht loswerden, daß der Mensch, der sich hier versteckte, doch vielleicht der Verbrecher mit Namen Bamboche wäre, und las daher seine Personbeschreibung durch, die man mir brachte, als ich eben zu Ihnen gehen wollte. Diese Personbeschreibung gleicht in Nichts, ich muß es zugeben, dem Bilde, welches Ihr Bedienter von dem Menschen, der ihn verwundet hat, entwirft. Aber das Wunderliche der Sache ist dies: Wir haben doch bei Tische von der berühmten Basquine gesprochen, von der man so viel Gutes und Böses erzählt."

„Nun?" — sagte der Graf, dessen Stirn sich bei dem Namen dieses Frauenzimmers verfinsterte.

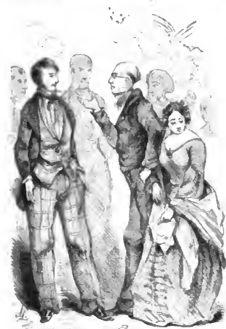
„Lesen Sie, Herr Graf," sagte Chandavoine, indem er dem Grafen Duriveau ein Papier reichte, der es nahm und überlas, „Sie werden sehen, daß der Räuber Bamboche auf dem einen Arme die Worte geätzt trägt: „Basquinen ewige Liebe."

„Wahrhaftig, dieser Elende trägt den Namen dieses scheußlichen Geschöpfes auf dem Arme. Welch ein Geheimniß mag da zu Grunde liegen?" sagte der Graf, so tief erstaunt, daß er gar nicht bemerkte, daß nach der Personbeschreibung auch Martin's Name auf Bamboche's Arm geätzt war.

Plötzlich, inmitten eines großen Tumultes sah man am Ende des Thiergartens Herrn Lorchrohr auftauchen, bleich, außer sich und wüthend und Madame Lorchrohr hart am Arme fassend, die verwirrt und ganz in Thränen folgte und, den Kopf auf ihre pochende Brust gesenkt, wie man zu sagen pflegt, hundert Fuß unter der Erde hätte sein mögen.

Unmittelbar auf die beiden Gatten folgte Scipio mit frecher und spöttischer Miene, die Hände in den Hosentaschen. Nach einem kurzen Zwischenraume kamen die übrigen Gäste des Grafen, von dem Abenteuer und der Frechheit des Vicomte dermaßen angedonnert, daß sie ein tiefes Stillschweigen beobachteten, das nur dann und wann durch das Gesumme einiger mit leiser Stimme ausgetauschten Worte unterbrochen wurde.

„Herr Graf," rief Herr Loethrohr mit vor Zorn zitternder Stimme, indem er auf Scipio's Vater zutrat, „es ist eine Unwürdigkeit, und ich mache Sie dafür verantwortlich."



„Darf ich wissen, lieber Herr?"

„Ich sage Ihnen, daß Sie dafür verantwortlich sind, Herr Graf," rief der unglückliche Wähler, indem er Herrn Durineau unterbrach — „ja, Sie sind an Allem Schuld und für Alles verantwortlich; denn wenn man einen Sohn besitzt, wie der Ihrige, so schließt man ihn ein — ja, Herr, da stellt man ihn unter Gewahrsam, wenn man Damengesellschaft bei sich sieht."

„Aber Herr —"

„Aber Herr" — rief der Wähler mit Entrüstung, „wissen Sie, was geschehen ist? Wissen Sie, was mir begegnet ist, Herr? Wissen Sie, wo ich meine Frau gefunden habe, Herr?"

„Ich weiß nichts, Herr," sagte der Graf, indem er mit großer Mühe die heftige Gemüthsbewegung bemeisterte, welche diese neue Unbesonnenheit Scipio's in ihm hervorrief; „aber wenn Sie von mir irgend eine Erklärung zu fordern haben, ersuche ich Sie zu unser Beiden Bestem, mit mir auf mein Zimmer zu gehen, um diese Erklärung nicht öffentlich zu machen."

„Nicht öffentlich zu machen!" rief Herr Loethrohr mit lautem, bitterm Lachen — „o, ich wollte, daß meine Stimme von hier bis Romorantin schallte, damit ich es mit der Kraft meiner ganzen Lunge ausrufen könnte, daß meine Frau eine Unglückliche ist und Ihr Sohn ein —"

Scipio tupfte den Herrn Loethrohr mit dem Finger auf die Schulter und unterbrach ihn kurz, indem er mit seiner klaren und hochmüthigen Stimme zu ihm sagte:

„Ein? —"

Der Wähler kehrte sich rasch nach dem Vicomte um, maß ihn zuerst mit zornigen Blicken, dann stellte er sich entschlossen vor ihm in Positur und rief mit trotziger Miene:

„Ich sage Ihnen, Herr, Sie sind ein Mensch, ein Mensch, der ganz aus ehebrecherischen Leidenschaften zusammengesetzt ist — scheußlichen, ehebrecherischen Leidenschaften —"

Scipio, der niemals lachte, konnte sich des Lächelns nicht erwehren und sagte zu Herrn Loethrohr mit einer herablassenden Handbewegung:

„Gut, nun können Sie gehen!"

„Wie, ich kann gehen? Ich bin nicht Ihr Bedienter, Herr, ich bedarf Ihrer Erlaubniß nicht, um —"

„Mein Herr," sagte der Graf, „ich beschwöre Sie, wenn es nicht um Ihretwillen ist, so sei es wenigstens um der Madame willen, machen Sie diesem peinlichen Auftritt ein Ende und glauben Sie mir übrigens, der Anschein ist oft betrügerisch."

„Nicht der Anschein ist betrügerisch, sondern die Weiber sind es," rief der Wähler, indem er auf die allzuempfängliche Loethrohr blickte, als wollte er sie mit dieser empfindlichen Stichelei in Grund schmettern — „wie ich den Schuß höre, suche ich mich, da mir die Geschichte des Räubers, den man gegenwärtig verfolgt, im Kopfe liegt, eiligst zu retten. Ich öffne die erste Thür, die ich antreffe, es war das heiße Treibhaus; ich gehe hindurch, ich komme in einen Rundbau, in dem sich ein Vogelhaus befindet, ich flüchte mich hinein; ich höre durch eine Thür ein Rauschen und eine Weiberstimme — diese Stimme ist mir bekannt; ich stoße die Thür auf, es war ein Kabinetchen, und in diesem Kabinetchen, meine Herren, was sehe ich — des Herrn Sohn, der meine Frau in seinen Armen hält."

„Ich wiederhole Ihnen, mein Herr," sagte der Graf, welcher sich kaum bezwingen konnte und einen furchtbaren Blick auf Scipio warf — „ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß mir das Alles sehr leid thut — aber der Scandal, den Sie verursachen, ist in Wahrheit betrübend."

„Ich verursache Scandal? Bin ich's, der Scandal verursacht?" schrie Herr Loethrohr erbittert, „das ist zu stark — ah! man hat wol Recht zu sagen, wie der Vater so der Sohn!"

„Herr!"

„Herr!" erwiderte der Wähler mit erhabenem, olympischem Zorne, „Sie glauben wol, daß ich und meine politischen Freunde von Frankreich nicht anders vertreten werden können, als durch einen Vater, dessen Sohn uns —"

„Uns, uns," sagte zu dem Wähler sein Freund Chandavoine, „sprich für Dich selber, sage vielmehr Dich —"

„Es ist wahr, mein Bester," antwortete Herr Loethrohr seufzend, „dessen Sohn mich —"

Der Graf unterbrach ihn.

Von diesem Auftritte auf's Aeußerste gebracht und fest entschlossen, ihm um jeden Preis ein Ende zu machen, sagte er zu dem beleidigten Gatten:

„Es sei, mein Herr, so werthvoll mir Ihre Stimme und die Ihrer Freunde gewesen sein würde — ich leiste darauf Verzicht. Jetzt aber hoffe ich, werden Sie einsehen, daß, so schmeichelhaft es mir auch war, daß Sie mich mit Ihrem Besuche beehren wollten, die Dinge zu meinem tiefsten Bedauern eine solche Wendung genommen haben, daß es mir leid thun müßte, Sie hier noch länger aufzuhalten."

„Kommen Sie, Madame, kommen Sie, Schaamlose," sagte der Wähler mit fürchterlicher Stimme, indem er die unglückliche Loethrohr fortschleppte, welche alles Mögliche that, um ohnmächtig zu werden; aber ihre blühende, üppige, strotzende Gesundheit widersetzte sich diesem Wunsche, und es fehlte der Unschuldigen an der rechten Schule, um mit Erfolg eine erheuchelte Ohnmacht zu spielen.

Herr Loethrohr näherte sich der Thür, als Scipio ihm höhnisch nachrief:

„Nun, wenn Sie wollen, so wissen Sie mich zu finden!"

Der Wähler, durch einige Worte, die ihm sein Freund Chandavoine in's Ohr sagte, von der Bedeutung der Worte des Scipio unterrichtet, antwortete ihm mit vieler Würde:

„Ich bin kein Raufbold, Herr, ich bin ein entsetzlich beleidigter Gatte."

„Jetzt," sagte Scipio mit durchtriebenem Ernste, „kann ich erklären, daß der Herr in einer lächerlichen Täuschung befangen ist, und daß ich Madame für vollkommen unschuldig erklären muß."

„Hörst Du, mein Freund?" wagte die arme Loethrohr zu flüstern.

„Gültiges Zeugniß!" rief der Wähler, „kommen Sie, Madame, kommen Sie."

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Der Abschied der Gäste vom Grafen ging in tiefer Stille und äußerster Verwirrung vor sich; der weibliche Theil der Gesellschaft, der auf Madame Loethrohr eifersüchtig war, die in der Landschaft als eine Modedame betrachtet wurde, war über das Abentruer hoch erfreut und verbarg seinen tugendhaften Abscheu nicht. Unter den Männern waren die einen auf Herrn Loethrohr neidisch, der ein größerer Landbesitzer war als die meisten unter ihnen, andere hatten zu ihrer Zeit der Madame Loethrohr den Hof gemacht, ohne damit etwas zu erreichen, obwol man allerdings von einem gewissen Neffen des Mannes flüsterte, einem ungeheuern Carabinierlieutnant, der einige Halbjahre auf der Gaudriole — ein selbstfabricirter Name, welchen Herr Loethrohr seinem Landhause beigelegt hatte — zugebracht hatte. Mit Einem Wort, Männer und Weiber waren über den ungeheuern Scandal, der auf lange Zeit hinaus alle Gespräche in der Landschaft mit Stoff zu versehen versprach, innerlich äußerst zufrieden.

Der Graf, der genug Herrschaft über sich selbst besaß, um bis zuletzt an sich zu halten, hatte sich so gut wie möglich aus der schwierigen Lage gezogen, in welcher er sich seinen Gästen gegenüber befand, und die Dame, welche während des Mittagessens an seiner Seite gesessen hatte, bis vor die Hausthür begleitet.

Endlich verließ der letzte Wagen das Schloß Tremblay.

Der Graf, statt in's Haus zurückzutreten, stieg die Treppen herab, die verhaltene Wuth drohte ihn zu ersticken, er hoffte, daß das Gehen und die frische Luft seine heftige Aufregung beschwichtigen und daß es ihm gelingen würde, hinlängliche Ruhe wieder zu gewinnen, um mit seinem Sohne eine entscheidende Unterredung zu halten, die durch diesen neuen Vorfall, welcher die Geschichte des Tages vervollständigte, noch unerläßlicher geworden war.

Am Morgen war Scipio der Held eines bedauernswerthen Abenteuers gewesen, welches auf die niedern Classen des Landstrichs den schlimmsten Eindruck machen mußte, und an demselben Abend häufte er das Maß, indem er dem Grafen die einflußreichsten Leute aus dem höhern Bürgerstande verfeindete.

Scipio verwundete auf diese Weise die beiden glühendsten Leidenschaften des Grafen, seinen Ehrgeiz und seine Liebe, auf's Tiefste: seinen Ehrgeiz; denn das possenhafte Abenteuer des Vicomte mit Madame Loethrohr zerstörte die politischen Pläne des Grafen, indem es ihm die Stimmen entfremdete, die seine Erwählung sichern sollten; seine Liebe; denn derselbe Tag sollte seine Heirath mit Madame Wilson und die Raphaële's mit Scipio sehen, und dieser schien durch Kälte und anstößige Auftritte eine Vereinigung, welche ganz allein im Stande war, die glühendsten Wünsche seines Vaters zu krönen, zu verzögern oder zu gefährden.

Der Graf ging in seiner fieberhaften Aufregung auf dem Vorhofe seines Schlosses immer auf und ab, indem er einige Male seine glühende Stirn in seine Hände drückte, bald einen Blick voll bittrer Ironie auf den glänzenden Schein warf, welchen alle Fenster des weiten Erdgeschosses in seinem Schlosse, durch welche er die funkelnde Livree seiner zahlreichen Bedienten hin und her gehen sah, ausstrahlten.

Zum ersten Male in seinem Leben fühlte dieser Mann, welcher so vernarrt war in seinen Reichthum, der sich so stolz rühmte, sagen zu können, daß nach ihm sein Sohn und ohne Zweifel auch der Sohn seines Sohnes die Niedrigen durch den Glanz dieses ungeheuern Vermögens blenden und beherrschen würden — zum ersten Male, sage ich, fühlte dieser Mann, durch seine üble Lage gedrängt, einen bitteren Verdruß bei dem Gedanken, daß alle diese Güter, aller dieser Glanz von Rechtswegen, und ohne daß er sich darum Mühe zu geben brauchte, an diesen frechen und unverschämten Sohn fallen müßten, gegen welchen er in diesem Augenblick eine Art Haß empfand; und ungeachtet der seltnen Kraft seines Charakters, fürchtete der Graf doch die spöttische und eisige Kälte seines Sohnes, und das Bewußtsein dieser Schwäche erbitterte ihn gegen sich selbst und gegen Scipio noch mehr. Vielleicht niemals hatte der Graf die allzuspäte Reue, sich gegen diesen anmaßenden Sohn als „jugendlicher Vater" gezeigt zu haben, peinlicher gefühlt; er sah sich, er fühlte sich überflügelt, wenn er nicht auf das Allerentschiedenste eingriff, wenn er nicht noch an diesem Tage und mit der größten Anstrengung den Vicomte seine väterliche Gewalt, die dieser bisher verkannt oder nicht gekannt hatte, fühlen ließ.

Rasche Schritte, die zugleich mit dem Geräusch von einem schleppenden Säbel und Sporengeklirr hörbar wurden, entrissen den Grafen seinen peinlichen Gedanken; er wandte den Kopf um und sah bei dem Schein einer Lampe, die einer seiner Bedienten hielt, Herrn Beaucadet die Stufen der Freitreppe herabsteigen.

Seltsam betroffen über diesen Besuch, trat der Graf auf den Unteroffizier zu und fragte ihn barsch:

„Was wollen Sie?"

„Herr Graf," sagte Beaucadet mit ernster und bewegter Miene, die ihm sonst nicht eigen war, „es ist ein großes Unglück geschehen!"

„Was für ein Unglück?"

„Ich begab mich in die Meierei von Grand-Genévrier, um zu der Vernehmung des Mädchens, Namens Bruyère, zu schreiten, welche des Kindesmordes verdächtig war."

„Nun —"

„Die Unglückliche war schuldig; denn als sie mich sah, mich und meine Leute, stürzte sie sich in den Teich."

„Großer Gott!" rief der Graf.

„Und ertränkte sich," sagte Beaucadet.

„O, es ist fürchterlich!" murmelte Herr Duriveau mit einem Ausdruck voll Entsetzen, indem er sein Gesicht mit den Händen verbarg.

„Ich bin gekommen, Herr Graf," fuhr Beaucadet fort, „um Sie —"

„Lassen Sie mich —"

„Aber, Herr Graf —"

„Lassen Sie mich, sage ich Ihnen —"

„Als Vertreter des Gesetzes," sagte Beaucadet mit seiner Amtsstimme, „habe ich das Recht, in seinem Namen zu handeln. Ich bringe soeben in Erfahrung, daß diesen Abend ein im Gebüsch versteckter Mensch einen Pistolenschuß auf einen Ihrer Bedienten abgefeuert hat. Es ist meine Pflicht, Herr Graf, ein Protokoll aufzunehmen —"

„Protokolliren Sie, so viel Sie wollen, aber lassen Sie mich in Ruhe," rief der Graf außer sich, indem er wüthend mit dem Fuße stampfte.

„Aber, Herr Graf, das ist nicht Alles; der verwundete Bediente heißt Martin, und ich habe einen Argwohn."

Beaucadet konnte nicht zu Ende sprechen; denn der Graf verschwand, ohne weiter auf ihn zu hören, in einem der finstern Baumgänge des Parks.

„Es kann mir wenig daran liegen, ob er mich anhört oder nicht" sagte der Unteroffizier, „die Gelegenheit ist vortrefflich, um diesen Martin zu vernehmen, von dem ich vermuthe, daß er ein durchtriebener Gesell sein muß, da sein Name auf dem einen Arme dieses Räubers, des Bamboche, steht, der sich von meinen Gensdarmen hat grüßen lassen, der große Schurke!"

Mit diesen Worten trat Beaucadet wieder in das Schloß.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Ungefähr eine halbe Stunde nach seinem Zusammentreffen mit dem Unterofficier stieg der Graf die Stufen der Freitreppe hinauf.

Herr Duriveau war bleich, aber vollkommen ruhig. Als er in die Vorhalle trat, war der Erste, auf den er stieß, Scipio.

Der Vicomte schickte sich eben an, auf sein Zimmer zu gehen, und zündete eine Cigarre an dem Wachslicht an, mit dem sein Kammerdiener ihm leuchtete, während er in der andern Hand auf einer silbernen Schüssel ein Fläschchen mit Rum hielt.

„Scipio, komm' — ich habe mit Dir zu reden," sagte der Graf mit ruhiger Stimme zu ihm.

„Vater, ich zünde meine Cigarre an."

„Das kannst Du bei mir thun," antwortete der Graf geduldig.

Scipio, mit der Cigarre im Munde, die er anzuzünden nicht Zeit gehabt hatte, folgte seinem Vater unschlüssig durch die kostbaren, glänzenden, jetzt menschenleeren Säle.

Bald öffnete der Graf die Thür seines Privatzimmers, und sein Sohn trat in seinem Gefolge ein.

Fünftes Kapitel.

Vater und Sohn.



Der Graf schob den Riegel seiner Schlafstube vor, welche ein großes Zimmer war, das mit schwarzen, goldlackirten Mobilien besetzt, mit grünem Damast tapezirt und von einem Armleuchter zu drei Wachslichtern, deren Glanz ein Lichtschirm schwächte, erleuchtet war.

Der Gesichtsausdruck des Herrn Durioeau war ernst und strenge; er wartete einige Augenblicke, ehe er das Wort an seinen Sohn richtete, und sah ihn fest an.

Der Vicomte, nachlässig an einen Kamin gelehnt, drehte seine nun angezündete Cigarre an den Lippen hin und her; er hatte beide Hände in die Hosentaschen gesteckt und wiegte sich, nach Stutzerweise, bald auf dem einen, bald auf dem andern Bein.



Sein hübsches Gesicht war noch blässer als gewöhnlich, und die Lider seiner großen, braunen Augen waren leicht geschwollen; denn während er die Tugend der Madame Loctbrohr auf's Glatteis führte, hatte er erstaunlich viel Portwein getrunken, allein der Vicomte war nicht im Geringsten berauscht, wie man hätte erwarten mögen; der Wein berauschte ihn seit langer Zeit nicht mehr, er besaß vollkommen seine Geisteskräfte und war bei voller Besinnung; er war nur, was man in der Kunstsprache der Saufgelage heiter nennt; bei ihm pflegte sich diese Heiterkeit nur darin zu zeigen, daß sich seine beleidigende Kaltblütigkeit, seine unverschämte Ruhe noch verdoppelte; auch zündete er, während er erwartete, daß sein Vater das Wort nehmen würde, ruhig an einem der Wachslichter des Armleuchters, der auf dem Kamin stand, seine Cigarre an.

Herr Duriveau riß ihm die Cigarre aus der Hand, warf sie in's Feuer und sagte:

„Bei mir wird nicht geraucht, Herr!"

„Pah!" versetzte Scipio, indem er seinen Vater erstaunt ansah, „seit wann wird denn hier nicht mehr geraucht?"

„Seitdem ich mich entschlossen habe, meine Stellung einzunehmen und Dir die Deinige anzuweisen," sagte der Graf mit harter und schneidender Stimme.

„Oh, oh," erwiderte Scipio kalt, der es nicht anders gewohnt war, als die seltenen Anfälle von Strenge bei seinem Vater in Spaß zu verkehren, „es scheint, als wenn wir ein wenig den Molière aufführen wollten, ich bin Clitander oder Damis, und Du nimmst die Rolle des guten, alten Orgon oder des Geront auf Dich. Wird sie lang sein? wirst Du Deinen Schurken von Sohn todtprügeln? wo find' ich einen Scapin, der mir sagt, Herr Damis, zum Teufel mit Ihrem Vater! verdammt sei der zänkische Alte! Wann wird dieser verfluchte Graubart uns zu seinen Erben machen?" Es ist nicht auszudrücken, mit welcher schamlosen Ruhe Scipio diese Höhnerei aussprach.

Obgleich Duriveau auf diesen Spott gefaßt war, an dem er sich lange belustigt hatte, und obgleich er sich versprochen hatte, ruhig zu sein, ward er doch von einer unwillkürlichen Regung übermannt und rief, indem er einen Schritt auf seinen Sohn zutrat, mit drohender Stimme:

„Unverschämter!"

„Gut! nun kommt der Auftritt mit dem Stock, ich wußte es wohl," sagte Scipio mit verdoppelter Frechheit — „schnell einen Stock — schnell einen Stock für den Herrn Geront!"

„Scipio!" schrie der Graf mit fürchterlicher Stimme, indem er seinen Sohn unterbrach und ihn mit zitternder Hand am Arme faßte — dann fing er nach kurzem Schweigen, mit tiefer Bitterkeit wieder an:

„Es ist meine Schuld, ich habe Dich zu diesen Frechheiten ermuthigt, ich habe diese unverschämte Vertraulichkeit geduldet — es ist die Frucht der Erziehung, die ich Dir gegeben habe; diese letzte Lehre ist hart, aber sie soll von Nutzen sein."

„Pah!" sagte Scipio, „alle Erziehungsmethoden sind gut. Préval ist von einem Priester, unter den Fittichen einer Mutter erzogen worden, und er hat eine Betrügerei begangen, die die Galeerenstrafe verdient; d'Havrincourt kömmt aus der polytechnischen Schule und wird pro prodigo erklärt — Du bist wirklich zu bescheiden, Dein Zögling macht Dir Ehre."

„Genug, Herrchen, genug! Du kennst mich noch nicht, — aber wir wollen bekannt werden, und, bei Gott, von heute an, von dieser Stunde an, ich wiederhole es Dir, werden wir Beide die richtige Stellung einnehmen — und in Zukunft wirst Du so unterwürfig, so gehorsam, so hochachtungsvoll gegen mich sein, wie Du bisher unverschämt und spöttisch gewesen bist."

Scipio, der sich nicht leicht verwunderte, ward von Erstaunen ergriffen, nicht ein einziges Mal hatten bis jetzt die selten vorkommenden Vorwürfe seines Vaters gegen einen Scherz Stich gehalten, niemals bis auf diesen Tag hatte sein Vater mit solcher Festigkeit, mit solcher Entschlossenheit, seinen Vorsatz geltend zu machen und zu behaupten, zu ihm geredet.

„Also," sprach er, indem er Herrn Duriveau mit tiefem Mitleiden ansah, und als wenn es ihm leid thäte, daß derselbe sich zu einem so philisterhaften Verweise herabließe, „also sprichst Du im Ernst?"

„Vollkommen im Ernste, mein Herr."

„Das ist etwas Neues — aber wenig erfreulich. Und warum wählst Du gerade diesen schönen Tag dazu, um auf diese Weise Moral und väterliche Würde aushängen zu lassen?"

„Du unterstehst Dich danach zu fragen, da es doch noch nicht eine Stunde her ist, daß ein schändlicher Scandal —"

„Ah, wir werden sehen," sagte Scipio mit Achselzucken, — „sieh mich an, ohne zu lachen, wenn Du kannst. — Erinnere Dich doch nur an Deine schöne Geschichte mit der Marquise von St. Hilaire, die Du uns in diesem Winter bei dem Abendessen bei der Zephyrine erzähltest."

Einen Augenblick blieb der Graf stumm, von der Erinnerung, die sein Sohn in ihm wach rief, in Verlegenheit gesetzt.

„Nun, fürchte nichts," sagte Scipio mit ironischem Wohlwollen, „ich sage Dir das nicht, um Dir einen Vorwurf zu machen, ganz im Gegentheil. Du brauchst nicht den Sittsamen zu spielen, das ist abgeschmackt. Dein Abenteuer war hundert Mal besser als das meinige; denn die Marquise von St. Hilaire war entzückend schön. So viel ich mich erinnere, warst Du auf dem Lande bei dem Marquis, der übrigens ein wackerer und schöner Kerl war; Du hattest ihm

am Abend im Whist 2000 Stück Louisd'or abgenommen, und mitten in der Nacht überraschte er Dich bei seiner Frau — das war vortrefflich, ohne nur den Spaß dabei in Rechnung zu bringen — am Morgen ein Duell mit dem Marquis im Park, bei dem Du ihn mit der Pistole in die Brust schossest, daß er nachher davon in Italien gestorben ist. — Ich habe Dich immer um diese Ehrensache beneidet — einen so schönen Ehemann todt zu schießen — und ich habe noch Niemanden todtgeschossen als diesen dicken Capitain, weil ich ihm einen Peitschenhieb in's Gesicht gegeben hatte, indem ich mit Vieren fuhr — der elende Kerl, er sah so ruppig aus, wie ein Bär, und hatte nicht die Strümpfe in den Stiefeln. Pah, was für ein Todter! — das macht uns schöne Ehre!"

Der Graf konnte kein Wort antworten — die Lehre war schrecklich — in seiner ohnmächtigen Wuth drückte er seine geballten Fäuste an die Stirn und murmelte:

„Mein Gott, mein Gott!"

„Weißt Du wol, was Du mir in Bezug auf den Vorfall an diesem Abend, den Du einen Scandal nennst, hättest sagen sollen?" fing Scipio mit unerbittlicher Ironie an — „denn ich bin billig und kenne die heiligen Pflichten eines Vaters. Du hättest mir sagen müssen: Schämst Du Dich nicht, mein Sohn, Dich mit einer kleinen, dicken, quatschlichen Frau abzugeben, die Loethrohr heißt und ein Kleid mit Besatz trägt? Ich hätte Dir mit Ehrerbietung geantwortet: O, mein Vater, haben wir nicht als blasirte Leute einige Mal in einer Kneipe Mieonton gegessen, ein wahres Portieressen, das aber für einmal und so beiläufig immer appetitlich genug ist? — Diese Entschuldigung würde Dich entwaffnet haben, Du hättest mir Deinen Segen gegeben, und wir hätten auf die Gesundheit der Marquise von St. Hilaire, der Schönen Deiner schönen Tage, ein Fläschchen Rum geleert."

„Es mag sein," sagte der Graf, indem er sich von diesem niederschmetternden Schlage wieder aufzurichten suchte. „Ich habe Unrecht gethan, Dir von gewissen Jugendverirrungen, die ich Dir hätte verschweigen sollen, auf leichtsinnige Weise zu erzählen; aber Du darfst nicht die Frechheit haben, sie mir vorzuwerfen, und sie rechtfertigen auf keine Weise Dein Betragen von heute Abend, das für mich doppelt verletzend ist; denn Du weißt, warum ich diese Leute zum Mittagsessen eingeladen hatte."

„Du Landtagsabgeordneter? — Geh mir doch — um ein guter Landtagsabgeordneter zu sein, nimmst Du mir noch viel zu viele Dinge ernsthaft."

„Magst Du weder auf mein Haus, noch auf meine Plane Rücksicht nehmen," versetzte der Graf, ohne den Spott seines Sohnes zu beachten, — „ich habe nicht das Recht mich darüber zu beklagen, mein Beispiel berechtigt Dich dazu. — Mag auch das hingehen," setzte der Graf mit tiefer Bitterkeit hinzu. „Aber dieser Scandal ist heute nicht der einzige gewesen."

„Wie?"

„Dieses unglückliche Kind —"

„Dieses unglückliche Kind?"

„Das vorhin in der Höhle entdeckt wurde —"

„Nun?"

„Aber — nein, es ist furchtbar."

„Was?"

„Deine Handlungsweise —"

„Daß ich der Kleinen ein Kind gemacht habe? — Geh doch! — Aber bei diesem Spiele verfrühter Vaterschaft wirst Du mir wenigstens 10 Points vorgeben; denn Du warst noch jünger als ich, wie Du mir erzählt hast, als Du die kleine Spitzenarbeiterin zur Mutter machtest, um im Styl des Ambigu comique zu reden, — die kleine Spitzenarbeiterin, Deine erste Jugendliebe, die, glaube ich, obendrein toll geworden ist."

Bei diesem neuen Schlage, bei diesem neuen Vorwurfe, der noch schrecklicher als der vorige war, erfuhren die Züge des Grafen eine heftige Veränderung — er fuhr zusammen, — darauf rief er, durch die unerbittliche Logik seines Sohnes zum Aeußersten getrieben, aus:

„Aber sie hat sich nicht aus Verzweiflung das Leben genommen!"

„Wer, das Leben genommen?" fragte Scipio.

„Bruyère —"

„Sie!" rief Scipio, und sein bleiches Gesicht ward roth. „Sie!" wiederholte er noch einmal, und Schweiß bedeckte seine Stirn.

„Ja, an diesem Abend, als man sie festnehmen wollte, weil sie des Kindesmordes verdächtig sei — da hat sie sich ertränkt — ertränkt — hörst Du — ja, das bringt wenigstens Deine freche Kaltblütigkeit zum Weichen, unbärtiger Verführer, unwürdiger Großsprecher in Sachen des Lasters" — rief der Graf mit erschreckender Unvorsichtigkeit; denn es hieß den furchtbaren Cynismus dieses Jünglings bis zur Wildheit aufstacheln.

Und das war auch der Erfolg.

Eine unwillkürliche Thräne, die in Scipio's Auge gekommen war, verschwand schnell, seine Stirn, die sich einen Augenblick unter der Last eines furchtbaren Gedankens gesenkt hatte, hob sich rasch wieder — seine aufgeregte Stimme ward wieder ruhig, und im scherzenden Tone erwiderte er:

„So — die Kleine ist todt?"

„Ja todt" — wiederholte der Graf, indem er seinen Sohn aufmerksam ansah, „todt, hörst Du, todt!"

„Nun," erwiderte Scipio mit erschreckender Ruhe — „wenn Du Dein schönes Duell mit dem Marquis hast, so habe ich ein Weib, das meinetwegen in's Wasser gesprungen ist — wir sind quitt."

„Ungeheuer!" schrie der Graf außer sich.

„Schlechter Spieler!" sagte Scipio achselzuckend, dann fügte er ruhig hinzu: „Wer ist am Zuge?"

Und er zog aus seiner Westentasche einen Zahnstocher und besorgte seine Zähne.

Es herrschte einen Augenblick in dem großen Zimmer ein tiefes Schweigen von schrecklicher Art: der Sohn frohlockte, daß er sich so stark gezeigt, der Vater war entsetzt über Das, was er gehört hatte.

„Es macht mir Angst," sagte der Graf halblaut, indem er seinen Sohn ansah; dann fing er mit wankender Stimme an: „Nein, es ist unmöglich, daß Du in Deinem Alter so verhärtet sein solltest; die Gewohnheit, über Alles zu spotten, hat Dich weiter fortgerissen, als Du beabsichtigtest — es ist ein Scherz — ja ein Scherz, — grausam — aber er thut Dir leid."

Scipio unterbrach seinen Vater und sagte zu ihm mit einem unglaublichen Ausdruck von Ueberlegenheit:

„Was mir leid thut, ist, Dich bei allem Deinem Geist so ungeschickt in dem moralischen Morast herumpatschen zu sehen. Deine Stellung gegen mich ist so verkehrt, daß Dich das richtige Denken verläßt. Was Du in dieser Stunde meine Laster, meine Scandale, meine Ungeheuerlichkeiten nennst, ist Dir in Deinen Plänen nicht hinderlich gewesen. Du hast Dich über meine Streiche todt lachen wollen, und Du hast sie ermuthigt, indem Du mir Die Deinigen als Beispiele anführtest! Ist das wahr, oder ist es nicht wahr?"

Auch dieses Mal hatte der Graf, da die furchtbaren Consequenzen der Erziehung und der traurigen Lehren, die er diesem unglücklichen Sohn ertheilt hatte, ihm entgegentraten, nichts zu antworten, und er konnte nichts zu antworten haben; denn Scipio hatte Recht — und indem er sich seines Vortheils mit grausamer Freude bediente, fuhr er fort und sprach in einem Ausbruche frecher Verachtung von seinem Vater in der dritten Person.

„Es ist kostbar! — weil es sich von der Frau eines dieser albernen Wähler handelt, darum ist mein Abenteuer nicht mehr ein lustiges, und es liegt nur an der Dicke — des Kleiderbesatzes dieser Loethrohr, so nannte mich dieser unnatürliche Vater ebenfalls einen „Ehebrecher." Es ist betäubend zu nennen! Und weil die Entwickelung meiner ländlichen Neigung für jene bäuerliche Tugend mir nach seiner Meinung darin hinderlich sein könnte, mich mit Raphaële Wilson zu verheirathen, fängt er an, mit mir in dem Style der Bestien von diesem Nachmittag zu moralisiren, die mich mit Heugabeln überzeugen wollten!"

„Und wenn das nun der Fall wäre," rief der Graf, „wenn mein Gefühl, meine Moral, nenne es wie Du willst, erwachte, weil es sich von Deinem Besten handelt?"

„Von meinem Besten — meinem?"

„Und wer sagt denn, daß, wenn ich Landtagsabgeordneter werden will, ich nicht eben so sehr an Deine Zukunft denke, wie an meine? Und was Raphaële Wilson anbetrifft, habe ich nicht Ursache anzunehmen, daß der Scandal, von heute Morgen sowol als von heute Abend, Deine Heirath mit ihr gefährdet?"

„Wahrhaftig?" sagte der Vicomte mit einem höhnischen Lachen, indem er auf seinen Vater einen durchdringenden Blick warf. Und wenn ich meine Absichten in Betreff dieser Ehe veränderte — ich? —"

„Was sagst Du?" rief der Graf mit Schrecken.

„Ja, wenn es mir nicht mehr gefiele, Raphaële Wilson zu heirathen?" sagte Scipio langsam, indem er seinen Vater auf's neue mit einem durchdringenden Blicke ansah.

Der Graf antwortete nichts.

Eine Wolke schien vor seine Augen zu treten, all' sein Blut drängte nach seinem Gehirn — aber er suchte seinem Sohne diese schreckliche Aufregung zu verbergen.

Es ist unerläßlich, daß wir hier in Betreff der Liebe des Grafen Duriveau zu Madame Wilson eine kurze Erklärung einschalten.

Dieser ungestüme und kraftvolle Mensch liebte, wie Leute seines Alters und seiner Gemüthsart zu lieben pflegen, wenn sie nach einem Leben voll leichtfertiger und vorübergehender Zerstreuungen zum ersten Male, trotz ihrer Jahre, eine glühende, tiefe und jeden Tag, sei es durch die herausfordernde Verlockung einer halben Untreue, sei es durch ernste Abweisung, die gleichwol nicht alle Hoffnung raubt, auf's Neue belebte und angefeuerte Leidenschaft empfinden. Denn es darf nicht verschwiegen werden, Madame Wilson liebte ihre Tochter zu sehr und den Grafen zu wenig, als daß sie nicht in dieser seltsamen Liebesgeschichte alle die unwiderstehlichen Mittel einer reizenden, gefallsüchtigen, geistreichen und erfahrenen Frau hätte in Bewegung setzen sollen — oder mit einem Worte, alle Mittel, die eine Frau, welche nicht liebt, in ihrer Gewalt hat, wenn es sich um einen Zweck handelt, von dessen Erreichung das Leben eines geliebten Kindes abhängt.

Alle Antriebe, deren Vereinigung die Liebe eines Mannes auf dem Uebergang von einem Lebensalter in das andere, wenn er dieselbe erwidert glaubt, unbesiegbar machen, ja, bis an die Grenze der Raserei treiben können: das Bewußtsein, durch Aufmerksamkeit, Geist, Zuvorkommenheit, Ergebenheit und Leidenschaft seine Jahre haben vergessen zu machen, die Ueberzeugung, in einem Alter, wo die Männer auf dergleichen nicht füglich mehr Anspruch machen können, um seiner selbst willen geliebt zu werden, endlich die blinde Anerkennung, die in einem solchen Falle gerade das stolzeste Herz am entschiedensten dem Weibe zollen wird, deren Liebe die rohesten Anmaßungen der Selbstliebe zu rechtfertigen scheint, — alle diese Antriebe, sage ich, hatten die Leidenschaft des Grafen bis zur äußersten Grenze des Möglichen in die Höhe getrieben.

Und endlich — ein grober Umstand vielleicht, aber ein hauptsächlicher — bei dieser Gelegenheit fühlte sich dieser Mann, den eine lange Reihe von Liebschaften und der übertriebene Genuß der Freuden des Lebens wenigstens eben so sehr, wie seine Jahre, erkaltet hatten, daß seine glühende Leidenschaft für die schöne Witwe einen neuen Jason aus ihm machte. Das schmeckt vielleicht zu sehr nach Materialismus? — Man nehme den unsterblichen Denker, dessen Name Molière ist, wieder zur Hand: in seinen Schriften wie in der Wirklichkeit ist es überall die sinnliche Gluth, die auf ein Hinderniß stößt, was die Liebe der älteren Männer so hartnäckig, so hitzig, so unbezähmbar macht. Was gibt es Ernsteres, Leidenschaftlicheres, ich möchte sagen, Rührenderes; denn der Mann leidet schrecklich, als die Liebe Arnolph's zu Agnes — aber was kann es zu gleicher Zeit Schlüpfrigeres geben?

Dies vorausgeschickt, wird man die furchtbare Beklemmung begreifen, welche den Grafen befiel, als es ihm aufging, daß diese Liebe, daß der heißersehnte Besitz dieser reizenden Frau von dem Gutbefinden seines Sohnes abhing — denn der Graf wußte den unerschütterlichen Entschluß der Madame Wilson: die Vermählung des Grafen und die seines Sohnes mußte an demselben Tage vor sich gehen.

Nun versetze man sich in die Angst des Herrn Duriveau, als er nicht nur die kalte Behandlung Raphaële's von Seiten Scipio's, sondern dazu die unselige Entdeckung des todten Kindes und den Selbstmord Bruyère's, — und endlich das anstößige Abenteuer mit der Madame Loethrohr vor seiner Seele vorübergehen ließ. War es zu erwarten, daß die Liebe des Fräulein Wilson so harte Prüfungen bestehen würde? Und wenn Scipio vermöge einer plötzlichen Willensänderung, wie er es anzudeuten schien, diese Vermählung von sich wies, und wenn die kaum

verhehlte plötzliche Gemüthsbewegung, mit der er über Tische seinem Vater gegenüber in ernsten und würdigen Ausdrücken die Vertheidigung Basquine's übernommen hatte — er, der sonst über Alles spottete, Alles verhöhnte, wenn diese Vertheidigung auf seiner Seite Anzeigen einer entarteten Leidenschaft für dieses Geschöpf war, das man so verschieden beurtheilte, — eine Leidenschaft, die Scipio jetzt vielleicht von einer Heirath, in die er zuerst eingewilligt hatte, abwendig machte, — — wie sollte es dann möglich sein, ihn zu dieser Heirath zu vermögen, oder ihn, im schlimmsten Falle, zu deren Vollziehung zu zwingen?

Dem Grafen vergingen, als er diesen Abgrund vor sich sah, die Gedanken; es war für ihn ein schrecklicher Augenblick.

Nur allzuspät, es läßt sich nicht leugnen, und nur durch Das, was seinen Vortheil betraf, veranlaßt, war der Graf sich endlich seiner väterlichen Würde, die so lange Zeit hindurch verkannt und verhöhnt worden war, war er sich der Lasterhaftigkeit seines Sohnes bewußt geworden; zum ersten Male in seinem Leben sprach er als Vater, und jetzt warf ihm sein Sohn bei jedem Vorwurfe die schrecklichsten Gegenbeschuldigungen in's Gesicht — „was ist der Scandal, den ich verursache, gegen den, dessen Du Dich gegen mich gerühmt hast, was ist meine Schändlichkeit gegen die, mit welcher Du Dich vor mir brüstetest?“ — Und das war noch nicht Alles — in eben demselben Augenblicke fühlte sich der Graf wegen seiner blinden Leidenschaft für Madame Wilson in der vollkommensten Abhängigkeit von seinem Sohne, indem dieser, wenn er es ablehnte, Raphaëlen zu heirathen, auch die Heirath des Grafen unmöglich machen konnte.

„Was soll ich machen, was soll ich machen?“ sagte der Graf mit schrecklicher Beklemmung zu sich selbst. „Wenn er es ablehnt, Raphaëlen zu heirathen, ihm von der Aufrichtigkeit, von der Heftigkeit meiner Liebe vorzureden — welchen Spott wird er mir entgegensetzen — welchen Hohn, wenn ich mich auf meine Stellung als Vater berufe!“

Und dieser herrische, hochmüthige, eiserne Mann, dieser Mann, der in diesem Augenblicke alle Erhabenheit, alle Heiligkeit der Rechte eines Vaters fühlte, — sank dazu herab, es zu verenen, daß er seinem Sohne gegenüber eine feste und würdige Sprache geführt, ja noch mehr — da er wohl wußte, daß er auf dem Wege der Strenge von diesem Jünglinge keine Aufklärung, kein Geständniß erpressen würde, entschloß er sich feigerweise und vor Wuth und Scham knirschend, seine Rolle als „jugendlicher Vater“ wieder aufzunehmen, um auf diese Weise in die geheimen Anschläge seines Sohnes einzudringen.

Alle diese Erwägungen waren vor dem Geiste des Grafen in kürzerer Zeit vorübergegangen, als dazu erforderlich ist, sie zu verzeichnen. Er wußte, daß Scipio sich durch keinen Uebergang, so geschickt er auch angelegt werden möchte, würde täuschen lassen; da er doch aber ihn auch nicht die Ursache dieser plötzlichen Umwandlung in seinem Benehmen und in seiner Sprache wissen lassen wollte, machte er einen Gang im Zimmer hin und her, indem er mit nachdenkender Miene ganz laut, so daß Scipio es hören mußte, zu sich selbst sagte:

„Wahrhaftig — ich muß es aufgeben.“

Dann trat er wieder zu seinem Sohne und sagte zu ihm mit vertraulicher Stimme:

„Nun, so zünde Deine Cigarre an, Taugenichts.“

Trotz der Vorsicht des Grafen, war der tiefe Eindruck, den er gefühlt, als er seinen Sohn von der möglichen Aufhebung seines Verlöbnisses mit Raphaële hatte sprechen hören, dem Scipio nicht entgangen; aber dieser hielt es für zweckmäßig, diese Bemerkung zu verbergen, und als der Graf ihm mit anscheinender Vertraulichkeit sagte:

„Nun, so zünde Deine Cigarre an, Taugenichts.“

So antwortete der Vicomte, indem er seine Havannacigarre an's Licht hielt, seinem Vater:

„Nun erkenne ich Dich wieder; vorhin hätte ich fast geglaubt, Du wärst es gar nicht.“

„Was zum Teufel soll ich denn sagen?“ erwiderte der Graf mit erkünstelter Gutmüthigkeit — „Du weißt auf Alles zu antworten — Du schlägst mich mit meinen eigenen Waffen; ich spielte meine Rolle als Geront, der, wie Du sagst, ein boshafter Galgenstrick ist, ganz gut, aber die Rolle scheint nichts zu taugen.“

„Eine jammervolle Rolle ist's — das mag Dir zur Lehre dienen, übrigens beruhige Dich nur, ich werde das Loch, das ich in Deine Bewerbung gestoßen, schon auszufüllen wissen. Du mußt Landtagsabgeordneter werden, das wird ein Spaß — ja, Du mußt Landtagsabgeordneter werden, das ist abgemachte Sache — und ich auch — wir wollen's Beide werden.“

„Du auch? — wahrhaftig?“

„Das heißt, jetzt noch nicht, bewahre, ich bin noch kein ernster Mann, wie Dein Freund Guizot sagt, aber wenn ich eine Million Schulden gemacht haben werde, wenn ich mit Glanz eine Herzogin und eine staatskundige Dame — eine staatskundige Dame, das muß lustig sein — entführt, wenn ich noch ein ein Paar Menschen im Duell erlegt haben werde, wenn ich Pfeffer rauche, weil mir der stärkste Tabak wie Rosenblätter vorkommt, wenn ich Stecknadeln trinke, weil der rectificirte Alkohol Brodwasser für mich ist, wenn ich mit einem Worte gänzlich abgestumpft sein werde, dann komm' ich auch an die Reihe, dann bin ich ein ernster Mann, und Dein Freund Guizot macht mich zum Deputirten. Wenn ich einst durch seine Unterstützung wie d'Armainville und Saint-Firmin ein junger Deputirter sein werde, dann sollst Du meine Würde sehen. Höre nur — Du mußt aber aufmerken —“

Und Scipio schlug die Augen nieder, erhob aber die Stirn und declamirte mit einer verächtlichen Selbstgefälligkeit, welche durch die angenommene Demuth in seinen Worten noch erhöht wurde:

„Ich bitte die Kammer, vor der ich das erste Mal zu sprechen die Ehre habe, um die Erlaubniß, der Regierung des Königs meine höchst bescheidene, höchst geringfügige, höchst unbedeutende Hülfeleistung darbringen zu dürfen u. s. w., u. s. w. Und wenn ich meine ministerielle Rede endige — darf ich hoffen, daß die Kammer geneigt sein wird, meiner schüchternen Unerfahrenheit Nachsicht angedeihen zu lassen? Ich wage es, diese Güte der Kammer in Anspruch zu nehmen; denn ihr nachsichtiges Wohlwollen gegen mich kann niemals so groß sein, wie die tiefe Achtung, welche ich für sie empfinde.“

Dann nahm er seine natürliche Stimme wieder an und setzte hinzu:

„Und dann soll mich der Teufel holen, wenn mich nicht das Jahr darauf Dein Freund Guizot, der die guten Redner zu schätzen weiß, als bevollmächtigten Minister — an die Königin Pomaré schickt. Doch da fällt mir so eine Bekanntschaft ein, die Du voriges Jahr durch meine Vermittlung auf dem Ball Mabille gemacht hast. Du kannst es nicht leugnen, ich spielte meine Rolle glänzend, als ich zu ihr sagte, Rosita, ich stelle Dir Papa vor, wir werden heute zu vieren mit Mogador zu Abend essen. — Aber keine Dummheit, ich stehe für den Urheber meiner Tage bei meinen Gläubigern ein.“

„Sei doch stille, Taugenichts,“ sagte der Graf, „willst Du wol jetzt von unseren Junggesellenstreichen schweigen, da wir Beide im Begriff stehen, uns zu verheirathen.“

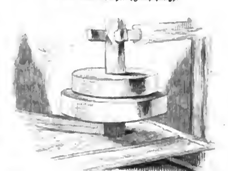
Trotz seines Entschlusses konnte der Graf, als er, einen zugleich unruhigen und durchdringenden Blick auf seinen Sohn werfend, die Worte aussprach: „Da wir im Begriff stehen, uns zu verheirathen,“ eine große Gemüthsbewegung nicht verbergen.

Scipio heftete einen festen Blick auf seinen Vater, zündete langsam eine zweite Cigarre an und sagte zu ihm:

„Was unsere Heirath anbetrifft, kannst Du es leugnen, daß Du darauf ausgegangen bist, mich zu schrauben?“

Sechstes Kapitel.

Vater und Sohn (Fortsetzung).



„Ich! Wie? ich hätte Dich in Bezug auf Deine Heirath schrauben wollen?“

„Höre nur. Erst kürzlich war, durch Deine eigenen Bemühungen, meine Heirath mit Fräulein von Francheville d'Ormon in's Reine gebracht — drei Millionen Mitgift, eine Waise, einer der größten Namen Frankreichs — das war angemessen — 50,000 Thaler jährliche Einkünfte machen Einen schon flott, — eine Waise — also auch gar keine weiteren Rücksichten zu nehmen, — ein großer Name — das bringt herauf, besonders wenn man der Enkel eines Garkochs in Clermont ist, des alten Du-ris-de-veau — ausgesprochen Du Riveau, vermöge ehrgeiziger und adelstolzer Buchstabenauslassung —“

Obgleich diese Spöttereien über den Ursprung der Familie, in denen Scipio sich gern erging, dem Stolze des Grafen besonders peinlich waren, erwiderte er doch, auf den Fortgang der Unterredung zu sehr erpicht, um zornig zu werden:

„Meinetwegen, ich gebe Dir Deinen Großvater, den Gastwirth, preis; gieße nach Deiner Gewohnheit eine Brühe über ihn, welche Du willst — aber sprich aus — wohin willst Du hinaus?“

„Während diese reiche Heirath im Gange war, machte ich mir den Spaß — was Dir unbekannt blieb — eine vollständige Liebesgeschichte mit Raphaële Wilson aufzuführen.“

„Du?“

„Ja, ich lernte sie bei ihrer Tante kennen, wohin wir zu den Morgenspielgesellschaften des dicken Narren, des Dumolard, gingen. Diese Pensionsliebschaft erheiterte mich sehr, aber die Heirath mit den drei Millionen, der Mangel an Angehörigen und der große Name gefiel mir; ich entschloß mich, eine Ehe nach Deinem Wunsche einzugehen, was mich übrigens, wohlverstanden, nicht hinderte, Raphaëlen Wilson fortwährend den Hof zu machen. Auf einmal ziehst Du an der Schnur, und die Scene verändert sich: die reiche Heirath wird unmöglich, die drei Millionen des Fräulein von Francheville d'Ormon lösen sich in unsichere Schuldforderungen auf, das junge Mädchen hat ihre Meinung geändert, der Vormund desgleichen, — Possen von Deiner eigenen Erfindung; denn Du wünschtest diese Heirath nicht mehr —“

„Ich versichere Dir —“

„Du willst ein Landtagsabgeordneter sein? — lerne erst, den Redner nicht zu unterbrechen, Du magst nachher antworten — Fräulein von Francheville war im Kloster zum heiligen Herzen in Pension, es war mir also unmöglich, sie zu sehen und selbst irgend etwas zu erfahren. Das Kurze und Lange an der Sache war also, daß ich nicht heirathete — ich starb daran nicht, aber ich blieb überzeugt, daß der Urheber meiner Tage mich bewundernswürdig geschraubt hatte, in seinem eigenen Interesse, versteht sich, und daß er an meiner Stelle die Rolle des Robert Macaire übernommen, indem er mir die wenig erbauliche des Gogo oder des Bertrand überließ.“

„Scipio!“

„Unterbrich den Redner nicht. — Kurze Zeit nach der Aufgebung dieser reichen Heirath fängst Du wieder an, mir vom Heirathen vorzureden, und schlägst mir vor — wen? — Raphaële Wilson, meine Geliebte! Vermögen: — keins! Herkunft — eine Banquierswitwe, die Dumolard ausgesogen — Du schlägst mir eine solche Heirath vor — ein namen- und geldloses Mädchen — Du?!! — ich muß in meiner Kindheit verwechselt worden sein, dachte ich. —

Aber — nur immer geheuchelt," setzte Scipio im Tone eines Verräthers im Melodrama hinzu.

Der Graf erbleichte, eine schreckliche Beklemmung drohte ihm das Herz zu zersprengen. Er sagte zu seinem Sohne, um seine Gefühle zu verbergen:

„Sprich weiter."

„Formhalber machte ich einige Einwendungen — Lieber Vater, warum eine so prächtige Heirath um einer so magern willen fahren lassen? — Beruhige Dich, mein Sohn, Du sollst dabei keinen Schaden haben, ich sichere Dir als volles Eigenthum eine Jahreseinnahme von 50,000 Thalern zu, den dritten Theil meines Vermögens, und zwar vom Tage Deiner Vermählung an. Diese Großmuth des Urhebers meiner Tage, der mich wirklich mit Dem beschenkte, was mir schon gehörte oder dereinst gehören mußte, schien mich mit Erkenntlichkeit zu erfüllen und meinen Entschluß zu bestimmen. Ich lasse mir noch immer nichts merken und verdopple einstweilen, da es mir vorkommen will, als hätte die kleine Wilson ihre Hand in dem Allen, und nicht wenig Lust verspüre, zuletzt zu lachen, meine Liebesbetheuerungen. Ich rede Raphaëlen von unserer baldigen Heirath vor, das verdreht ihr den Kopf, ich verlange eine geheime Zusammenkunft mit ihr — und nun mag kommen, was da will, ich habe meine Kosten heraus."

„Raphaële!" rief der Graf.

„Alle Wetter!" — — — versetzte Scipio mit unglaublicher Frechheit, indem er mit dem Nagel die Asche von seiner Cigarre abstreifte. „Was Dich anbetrifft," fuhr er fort, indem er seinen Vater höhnisch anblickte, „so fuhr ich fort, Dir vorzusagen — ich werde sie heirathen — um nur hinter Dein Spiel zu kommen — und das geschah auch bald. Herz war Trumpf, Du bist rasend verliebt in die Mutter, die, Dein junges Herz unerhört marternd, vermuthlich für ihre Heirath mit Dir zur Bedingung gemacht hat, daß ich die Tochter heirathe — rührend! Eine Heirath über's Kreuz im Geschmack unseres Abendessens mit Mogador und Pomaré. Nun, die Moral der Geschichte ist diese: Jetzt kann nichts als mein Entschluß Dich mit dem Gegenstande Deiner Wünsche vor den Altar führen, und Raphaële Wilson ist meine Geliebte gewesen. Wer ist geschraubt, Du oder ich?"

„Das ist nicht übel," versetzte der Graf, indem er seinen geheimen Schrecken bewundernswürdig überwand. Aber Du spielst nur um der Ehre willen; denn was hast Du davon, Raphaële's Liebhaber gewesen zu sein, und, wie Du wenigstens meinst, meine Heirath in Händen zu haben?"

„Was ich davon habe? — Viel. Ich bin im Besitz Deines Geheimnisses, nur mein Wille kann Dich an's Ziel Deiner Wünsche bringen — ich lasse Dich tanzen, wie man in der Gaunersprache sagt."

„Das ist ein jammervoller Gedankengang, mein Junge."

„Pah!"

„Doch, ich will annehmen, daß Du dadurch, daß Du Dich weigerst, Raphaëlen zu heirathen, mich verhinderst, mich mit ihrer Mutter zu vermählen, was für Vortheil hast Du davon? — Durchaus keinen. Und wenn das Gegentheil erfolgt, wozu all das Reden von Schrauben; denn Deine Einwilligung zu der Heirath mußt Du doch geben."

„Ja — aber unter solchen Bedingungen — das weißt Du nicht."

„Und diese Bedingungen —"

„Hab' ich sie nicht zu stellen?"

„Wer sonst?"

„Ein bezauberndes Weib —"

„Ein Weib?" sagte der Graf erstaunt.

„Ja, — ein Weib, das ich anbete, das an meiner Zukunft großen Antheil nimmt — aber da sie von großer Eigenthümlichkeit ist und besonders auf die Ehefrauen sehr wenig eifersüchtig, so besteht sie darauf, mit Dir, und mit Dir allein insgeheim die Bedingungen meiner Heirath und die Clauseln des Contractes abzureden."

„Du machst Spaß. — Meinetwegen. Und wie heißt dies Weib mit dem notariellen Geschmack?"

„Gut gesagt — der Name des Weibes ist Basquine."

Der Graf fuhr in die Höhe, als wäre er von einer Schlange gestochen — Unwille, Zorn, Abscheu malten sich plötzlich auf seinen Zügen, die bis dahin von einer erheuchelten Vertraulichkeit beherrscht gewesen waren.

„Ist es denn wahr, dieses gräuliche Geschöpf, dessen Vertheidigung Du bei Tische gegen mich übernahmst, kennst Du?"

„Seit vier Wochen habe ich die Ehre — ich hatte nicht Lust, es in Gegenwart der Wähler zu sagen."

„Wie," rief der Graf mit verdoppeltem Entsetzen, „Du kennst dieses Ungeheuer von Wollust, Verderbtheit, Bosheit und Heuchelei?"

„Aridischer," sagte Scipio achselzuckend, „ich hätte Dich gern vorgestellt, aber Du warst so verliebt —"

„Und dieses gräuliche Geschöpf liebst Du wol gar?"

„Rasend," und Scipio's schönes Gesicht färbte sich leicht; seine braunen Augen strahlten. „Und was ich an ihr anbete, ist nicht ihr bewundernswürdiges doppeltes Talent des Gesangs und Tanzes, solchen Enthusiasmus überlasse ich unsern Prosceniumsschwärmern, — was ich an Basquine anbete, weißt Du's? ist, was Du ihr mit allen Anderen vorwirfst, aber ohne Beweise; denn sie ist zu gut geschult, als daß man Dergleichen aufbringen könnte — was ich an ihr anbete, ist ihre wüthende Verderbtheit, ihr kühner, teuflischer Geist, den sie mit der großartigsten Verstellung so göttlich zu verbergen weiß, daß man sie für einen Engel hält, und die Zimmer der ehrbarsten Frauen ihr offen stehen, die Zimmer von Hoheiten und Kaiserinnen. Ja, mir — mir allein hat Basquine ihre Lasterhaftigkeit gestanden, weil sie mich allein für würdig hielt, sie zu vergöttern," sagte Scipio voll gräßlichen Stolzes.

„Der Unglückliche ist verloren, dieses schreckliche Wesen hat ihn bei der Eitelkeit, die sich auf's Laster etwas zu gute thut, gefaßt!"

„Ja, was ich an ihr vergöttere, fuhr Scipio mit wachsender Wärme fort, „ist der Gegensatz dieser Seele, die schwarz ist wie die Hölle mit der Engelsgestalt, die mit blondem Haar prangt; auch habe ich heute Abend Basquine's Vertheidigung übernommen, damit sie auf immer diesen Tugendnimbus bewahre, der uns so viel Spaß macht, und der die Unerfahrnen und Ehrbaren so mächtig blendet. Begreifst Du jetzt meine Vergötterung dieses Engels der Finsterniß? Aber ach — ich liebe als Platoniker — sie hat unsere Schäferstunde, oder Teufelsstunde, wie sie sagt, bis nach meiner Heirath mit Raphaële aufgeschoben, deren Bedingungen sie mit Dir allein ausmachen will. Also, nimm Dich in Acht," setzte Scipio in dem Tone unerbittlicher Drohung hinzu, „befriedige Basquinen — meine Heirath und folglich auch die Deinige hängen daran — entweder, oder."

Der Graf glaubte Basquine's früheres Leben hinreichend zu kennen, um einsehen zu können, daß die schändliche Leidenschaft, welche sie seinem Sohne einzuflößen gewußt hatte, ein Abgrund sei, in welchem nicht blos seine, Duriveau's, theuerste Hoffnungen, sondern auch Scipio's Zukunft, Ehre und vielleicht sein Leben, verschlungen werden könnten. Plötzlich schlug er sich vor den Kopf, als käme ihm eine neue Erinnerung in den Sinn, und zog aus der Tasche die Personbeschreibung Bamboche's, die einer seiner Gäste ihm dagelassen hatte. In dieser Beschreibung las man, wie der Leser sich erinnern wird, daß der entsprungene Gefangene unter anderm auch folgende Worte auf der Brust und zwar in der Herzgegend, eingeätzt trug:

„Basquinen ewige Liebe."

Der Graf gab das Blatt seinem Sohne.

„Lies, und Du wirst sehen, daß die Abscheuliche die Geliebte eines Mörders gewesen ist, des Räubers, den man heute Morgen im Holze verfolgte."

Scipio las das Blatt, gab es dem Grafen zurück und antwortete kalt:

„Was beweist das? Vielleicht ist um ihretwillen dieser Mensch Räuber und Mörder geworden — es sollte mich nicht wundern."

„Aber mich, Werther, mich erschreckt das um Deinetwillen," rief der Graf, indem er seinen ganzen Stolz wieder annahm, seinen drohenden Blick, die herrschende Wärme, die kraftvoll entschiedene Stellung.

Und da ein höhnisches Lächeln um Scipio's Lippen zuckte, rief der Graf:

„O, es ist nicht mehr Zeit zu spaßen, vom Geront und Orgon zu sprechen, — ich habe schwach, unklug, feige, verbrecherisch, ja verbrecherisch gehandelt, daß ich in mir die väterliche Würde von Dir mishandeln ließ, aber es ist jetzt genug, ich sage, es ist genug, hörst Du mich?" rief der Graf, furchtbar in seiner unbezwinglichen Entschlossenheit. „Es handelt sich jetzt nicht mehr von frechen und schändlichen Ausschweifungen, welche die Welt duldet, und die ich, ich gestehe es, elend genug bin, bei Dir dadurch zu befördern, daß ich Dich auf mein Beispiel verwies — es handelt sich von einer fürchterlichen Leidenschaft, die Dich zur äußersten Ehrlosigkeit bringen kann — ja, zur Ehrlosigkeit; denn diese Ausgeburt der Hölle lieben, heißt wissentlich das Laster, die Verderbtheit lieben und es darauf ankommen lassen, ob man es eines Tages bis zum Verbrecher bringt — denn" — hier unterbrach er sich mit einem heftigen Ausbruche von Wuth gegen sich selbst und fuhr fort — „aber was schwatze ich noch mit Dir? Weißt Du denn nicht, daß vor mir mit Deiner schändlichen Liebe stolz zu thun, Dich zu unterstehen, ein solches Geschöpf als Schiedsrichterin über mein Loos und das eines Engels von Reinheit, den Du unwürdig verführt hast, hinzustellen, daß, dergleichen mit 20 Jahren sich zu erfrechen, nicht mehr meinen väterlichen Zorn verdient —"

„Sondern den des ewigen Vaters, die Blitze Jupiter's vermuthlich," sagte Scipio spottend.

„Nein — sondern den Kerker —"

„Den Kerker?"

„Ja," rief der Graf erbittert, „ja, wenn Du mich dazu zwingen willst, so sollst Du, ich schwöre Dir's, erfahren, was ein Besserungshaus für ein Ding ist; denn erst nach 10 Monaten wirst Du großjährig — ja, ein Besserungshaus, verstehe mich wohl, mit seiner ganzen, strengen Hausordnung — Du, Verhöhner des väterlichen Ansehens! — mit seinem trockenen Brote — das gute Leben hat Dich übermüthig gemacht — mit seiner Gefängnißkleidung — die Pracht hat Dir den Kopf verrückt! Der Uebergang ist plötzlich und nimmt Dich etwas Wunder — das sollte er auch."

„Plötzlich, der Uebergang — o, geht wol an," sagte Scipio, indem er seine Kaltblütigkeit wiedergewann, die einen Augenblick erschüttert worden war — „von der hohen Komödie gehen wir zum Drama über und vom Drama zum Besserungshause, es sieht ein Bischen nach der Gazette des Tribunaux aus, das ist Alles."

„Ja, und ich werde ein strenges Auge darauf haben, daß es nicht dahin komme, daß Dein Name einstmals in diesem Blatte glänze, wenn auch dieser Name einmal einem elenden Gastwirth angehört hat," sagte der Graf mit Bitterkeit. „So lächerlich Dir dieser Name vorkommt, so soll er wenigstens nicht mit Schande beladen werden. Meinst Du, daß Du nur geboren sein willst, um alle Genüsse des Reichthums bis zum Uebermaß hinunterzuschlürfen, und durch diesen Misbrauch zur Uebersättigung an Allem, zur scheußlichsten Verderbtheit geführt zu werden?"

„Ich erkläre diesen Vorwurf für abgeschmackt," sagte Scipio unerschütterlich, indem er den Rauch seiner Cigarre aufwirbeln ließ. „Du hast selbst nichts gethan, als daß Du reich warst und die Frucht der halsbrechenden Mühen des Großpapa Du-riz-de-veau genossest, der ein gräulicher Wucherer war und ein Schurke aus der Zeit des Directoriums — mehr braucht es nicht."

„Mir ist zu bange um Dich, als daß ich Deine Frechheiten beachten könnte," rief der Graf. „Du sprichst von Bedingungen? — Hier sind die meinigen — Du siehst das scheußliche Weibsbild, dessen Namen Du genannt, nie wieder, und machst das Verbrechen, das Du mit dieser unwürdigen Verführung ausgeübt, wieder gut, indem Du Raphaële Wilson heirathest."

„Immer, damit Du die Mutter heirathen kannst? Sie sind ein tugendhafter Goldschmied, Herr Josse."

„Ich sage Dir, Du heirathest Raphaële Wilson, Du bleibst auf diesem Landgute nach meinem Willen zwei bis drei Jahre, vielleicht länger, ohne einen Fuß nach Paris zu setzen. Dieser Aufenthalt, die Liebe einer Frau, die mit den seltensten Eigenschaften begabt ist, und endlich meine strenge Wachsamkeit werden hinreichend sein, Deine wilde Querköpfigkeit zur Ruhe zu bringen, die mir im Grunde leid thut, weil sie in Deinem Alter, Gott sei Dank! nicht eingefleischtes Laster, sondern nur eine thörichte Ueberspannung, eine beklagenswerthe Monomanie ist — und davon ist Heilung möglich, wie viele Narren werden geheilt! Sei also ganz ruhig, ich werde Dich in die Cur nehmen."

„Du bist sehr gütig — aber wenn ich mich nun nicht dazu bequeme, Raphaële Wilson zu heirathen, mit andern Worten, wenn ich es Dir unmöglich mache, ihre Mutter zu heirathen?"

„Enttäusche Dich, glaube nicht, das Schicksal einer Liebe, die ich eingestehe, verstehst Du wohl? deren ich mich rühme, weil sie ehrenhaft ist, in der Hand zu haben. Wenn Du Dich nicht dazu verstehst, wieder gut zu machen, was Du verdorben, so sage ich der Madame Wilson aufrichtig — was an Dir ist, ich erzähle ihr von der schändlichen Liebschaft, die Du mir zu gestehen frech genug gewesen bist, ich kläre sie über die Leiden auf, deren Opfer Raphaële werden würde, wenn sie Dich heirathete — und da Madame Wilson nichts mehr liebt, als ihre Tochter, wird sie es für ein Glück halten, für ein großes Glück, für sie und für Raphaële, daß diese der traurigen Zukunft entgeht, die Du ihr bereitest. Dieses offene Verfahren, weit entfernt ein Hinderniß für meine Vereinigung mit Madame Wilson zu sein, wird vielmehr das Band edler Zuneigung, das uns verknüpft, noch fester ziehen. Unter diesem Gesichtspunkt hat Deine tiefe Verderbtheit die Sache nicht angesehen — es ist schade!" —

Scipio zuckte die Achseln, und indem er den traurigen Vortheil über seinen Vater, den er jetzt eingebüßt zu haben schien, wieder zu gewinnen suchte, antwortete er ihm mit bitterer Ironie:

„Es thut mir leid, meine Uebermacht misbrauchen zu müssen, aber Du machst mir das Spiel wahrhaftig zu leicht — Du vergissest, was mit Raphaëlen vorgefallen, und außerdem weißt Du nicht, was ich erfahren habe, als ich heute Abend ein kleines Briefchen las, das sie mir auf der Jagd zusteckte — ach, Du weißt nicht, daß in Kurzem dieses liebe Mädchen, wie man alljährlich von der Königin Victoria sagt, in einem interessanten Zustande sein wird."

„Das ist eine schändliche Lüge, deren Zweck ich absehe."

„Lies selbst," sagte Scipio zu seinem Vater, indem er ihm einen Brief gab.

Der Graf las — und war versteinert.

„Du siehst also, daß gegenwärtig Raphaële, um nicht zu sterben, ich will nicht einmal sagen, vor Liebe, sondern vor Scham, mich wird um jeden Preis heirathen wollen," sagte Scipio. „Was Du also auch von mir der Mutter sagen wirst, so wird diese, durch ihre Tochter gedrängt, die ihr vielleicht Alles bekennt, sich doppelt an meine Heirath mit Raphaële anklammern, und um so mehr aus ihr die gebieterische Bedingung der Deinigen machen. So bist Du also mehr als jemals von mir abhängig, gesteh' es nur, daß Du wie ein armer Unbesonnener gehandelt hast — was freilich erstaunlich „jugendlich" herauskommt. Und was Dein Drohen mit dem Besserungshause anbetrifft, das ist bei einem Manne von Geist, wie Du bist, eine reine **Dummheit und Ungezogenheit.**"

So entsetzlich auch seine Frechheit war, so war doch Scipio's Gedankengang in Betreff der Heirath seines Vaters vollkommen logisch; der Graf blieb einen Augenblick verdutzt. Dann aber stürzte er, erbittert durch das unerhörte Benehmen seines Sohnes, auf's Aeußerste aufgebracht durch den Zorn, durch die heftigen Gemüthsbewegungen aller Art, die seit so langer Zeit in ihm ras'ten, blaß und wie wahnsinnig und stumm vor Wuth, mit einer drohenden Bewegung auf seinen Sohn los.

„Nimm Dich in Acht —" rief Scipio, ohne einen Schritt zu weichen, „jetzt ist nicht mehr die Rede von Geront und Damis — es sind hier zwei Männer, die sich stehen!!"

Glücklicherweise machten zwei oder drei Schläge, die von außen an die Kammerthür geschahen, den Arm des Grafen sallen: er trocknete den Schweiß von der Stirn, blieb einen Augenblick stumm und rief dann mit noch aufgeregter Stimme:

„Wer da!"

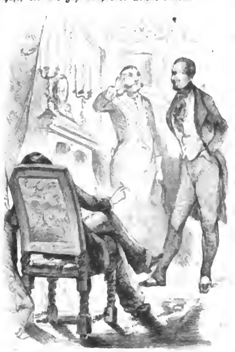
„Ich bin's, Beaucadet," erwiderte die wichtige Stimme des Unteroffiziers.

„Wie, Herr —" rief der Graf, „es ist unbegreiflich, wie Sie sich auf diese Weise bei mir eindrängen können."

„Es handelt sich um Leben oder Tod," antwortete die Stimme des Gensdarmen.

Der Graf öffnete bei diesen Worten dem Unteroffizier rasch die Thür, während Scipio eine neue Cigarre anzündete und sich nachlässig in einen Lehnstuhl warf.

„Um Leben oder Tod?" fragte er Beaucadet lebhaft, der mit geheimnißvoller Miene eintrat.



„Ja, Herr Graf — es kann so weit kommen, wenn man sich nicht vorsieht; aber ich, als Auge der Gerechtigkeit, werde unermüdlich wachen —"

„Nun, was ist's denn?" fragte der Graf ungeduldig.

„Sie haben, Herr Graf, einen Kammerdiener mit Namen Martin?"

„Ja."

„Er ist heut Abend leicht verwundet worden."

„Nun ja."

„Ich habe so eben den Genannten vernommen, der mir bereits verdächtig war."

„Martin!"

„Ja, Herr Graf, nach den ausweichenden und zweideutigen Antworten des genannten Verdächtigen muß ich annehmen, daß er zu einer Bande von Uebelthätern gehört, von der Bamboche — Du Schurke, Dich von meinen Gensdarmen grüßen zu lassen! — von der Bamboche der Hauptmann, und er, der obgenannte Martin und Bête-Puante, die Helfershelfer sind."

„Er, Martin? — Sie sind nicht gescheidt," sagte der Graf mit Achselzucken, „ich habe über diesen Mann die besten Zeugnisse."

„Aber Sie wissen nicht, Herr Graf, daß der obengenannte Martin der vertraute Freund des Bamboche gewesen ist, maßen derselbe den Namen des Martin auf seine Brust geätzt trägt — die Personbeschreibung hier kann es Ihnen beweisen."

„Wahrhaftig," sagte der Graf, indem ihm der Umstand wieder einfiel.

„Sieh, der wackere Bamboche trägt den Namen Martin's auf der Brust, wie den Basquine's," sagte der Vicomte, indem er sein Erstaunen unter einem spottenden und herausfordernden Tone verbarg; denn es machte ihm Spaß, seinem Vater damit Trotz zu bieten, daß er in seiner Gegenwart den Namen Basquine wieder nannte. „Herr Martin ist da in sehr guter Gesellschaft — aber wer hat Euch gesagt, mein würdiger Gensdarm, daß dieser Martin unser Martin ist?"

„Er muß es sein, Herr Vicomte," erwiderte Beaucadet, „mein Regimentsquartiermeister hier sagt es mir." Dann wandte er sich zu Herrn Duriveau: „Darum schlau, Herr Graf, schlau; um meine Schurken zu ertappen, müssen wir uns in Acht nehmen, daß sie keine Lunte riechen. Lassen Sie sich also nichts merken, schlafen Sie ruhig — legen Sie blos ein Paar Pistolen, einen Carabiner und einen Hirschfänger unter Ihr Kopfkissen — und nun mag nur der geringste Umstand vorfallen, und ehe vier oder fünf Tage vergehen, werden wir, so wahr ich Beaucadet heiße, wissen, wie wir daran sind; vorausgesetzt, daß wir die Leute, welche ich durchaus für die Helfershelfer des großen Schurken, der sich von meinen Gensdarmen hat grüßen lassen, halten muß, im Auge behalten."

„Kommen Sie morgen zu mir, da wollen wir weiter davon sprechen," sagte der Graf, indem er einige Schritte nach der Thür hin machte.

„Morgen früh, Herr Graf, werde ich hochachtungsvoll zu Ihrem Befehl sein."

Und der Unteroffizier entfernte sich.

Scipio war während dieser Unterredung in dem Lehnstuhl, in welchem er seine Cigarre rauchte, liegen geblieben — ein Paarmal nur hatte er mit den Achseln gezuckt — als der Unteroffizier hinausgegangen war, sagte er mit bitterer Ironie zu seinem Vater:

„Das Gespräch war bei einer drohenden Bewegung von Deiner Seite stehen geblieben — wenn ich mich recht erinnere, hob'st Du die Hand gegen mich auf."

„Ich that Unrecht daran. Und ich bitte Dich deshalb um Verzeihung," sagte der Graf kalt — „Heftigkeit beweis't nichts und hilft nichts. Ich will Dir lieber diese einfachen Worte sagen — Innerhalb 14 Tagen wirst Du, ohne weitere Bedingungen und ohne Dich von hier zu entfernen, Raphaële Wilson geheirathet haben."

„Pah — ich heirathen — ganz ruhig — und so —"

„Du heirathest — ganz ruhig — und so, wie ich sage," antwortete der Graf mit vollkommener Ruhe.

„Soll ich sonst noch Jemand heirathen?" fragte Scipio aus dem Lehnstuhl aufstehend.

„Nein, sonst Niemand."

„Nun denn, gute Nacht," sagte der Vicomte auf die Thür zugehend — dann wandte er sich, als er schon den Klopfer in der Hand hatte, noch einmal um, und sagte zu seinem Vater:

„Höre — träume ja nicht zu viel von der Madame Wilson, es könnte Dir Unglück bedeuten."

Der Graf antwortete nichts.

Scipio ging hinaus. **Eugène Sue.**

(Fortsetzung folgt)

Ein Sommerabend.

(Fortsetzung aus Nr. 113.)

Erst als nun der Arzt sich wieder ermannte und zu einer leidenschaftlichen Selbstanklage überging, trat der Rechtsgelehrte zu ihm und suchte seine heftigen Ausbrüche zu mäßigen. Der Aufgeregte wollte sich jedoch nicht beruhigen lassen.

„Ich allein," rief er, „trage alle Schuld und Ihre freundschaftlicht Milde dient nur dazu, mir dieses Bewußtsein deutlicher und herber zu machen. Hätt' ich Ihnen gefolgt, so wäre Alles anders gekommen, wir säßen jetzt Alle glücklich um den Tisch, und das liebe Kind — —! O! Es war schon wie gewonnen, wie durch ein Wunder gewonnen, da ich blöder Thor ja schon vorher hätte den Kahn umwerfen können. Nein! Nichts von Wunder! Ihrem Geschick, Ihrer Kunst, Ihrer Klugheit hatten wir es zu verdanken, daß wir so glücklich in die Bucht zurück, über eine Brandung nach der andern hinweg gekommen waren. Ich durfte nur Ihrem Beispiel, Ihrem Befehle blindlings folgen — so brauchte es kein Mirakel. Sie hätten die wenigen Sekunden durch vollends mit leichter Mühe das Fahrzeug regiert, ich hätte das Kind auf meinen Armen sicher und warm an's Ufer getragen. Aber nein! Da mußte ich im Uebermuth meines Selbstvertrauens den Kecken spielen und dem gütigen Geschick in's Angesicht trotzen und bramarbasiren wollen! Eitler Thor! Da folgte dem Versuch des Frevels die furchtbare Strafe auf dem Fuße. O ich, ich bin der Mörder des armen Kindes. Warum haben Sie mich nicht vorher zum Kahn hinausgestoßen? O besser, besser, entseelt auf der terulosen Fluth zu treiben, als hier zu stehen, den Jammer anzusehen und die Höllenqual der Schuld im Busen zu fühlen!"

In der Besorgniß, daß diese leidenschaftliche Selbstverdammung der armen Mutter die Qualen des Moments verdoppeln möchte, führte der Advocat den Freund in's freie Feld hinaus. Das Gewitter hatte nun ganz ausgetobt, und der Sturm hatte wenigstens an Heftigkeit nachgelassen. Die Nebel jagten, zu Wolken geballt, am Monde vorüber, der über den noch immer hochgehenden See seine Streiflichter warf

und das Gebirge am jenseitigen Ufer wieder in seiner ganzen Majestät hervortreten ließ. Beide Freunde waren von innerer Bewegung und von der in der Hütte herrschenden Wärme erhitzt und erquickten sich an der Kühle des Sees, die ihnen der Wind in schütternden Stößen zuwarf. Der Advocat redete mit aller Klugheit und Milde, die ihm zu Gebot stand, auf den Arzt ein, um ihn von dem unglückseligen Vorwurf, womit er sein eigenes Herz zerfleischte, zurückzubringen.

„Nicht so!“ rief dieser dagegen, „hoffen Sie nicht, mich zu trösten, indem Sie mir meine Schuld in verkleinertem Maßstabe vorzuspiegeln suchen! Lassen Sie mich vielmehr dieselbe in ihrer ganzen Größe sehen! Sagen Sie mir, daß Sie mich hassen, mich verachten! Fluchen Sie dem leichtsinnigen Vater! Klagen Sie mich an, Mann des Rechtes! Treten Sie als Anwalt des armen, unmündigen Todten auf! Das allein wird mir wohlthun. O, ich danke Ihnen, daß Sie mich hier heraus geführt haben, von der armen Frau hinweg, der ich nicht mehr in die Augen sehen kann, nachdem ich ihr Liebstes ihr geraubt habe! Lassen Sir den Sturm seine zornige Donnerstimme wider mich erheben! Ja, mit Recht haben Sie mich hierher geführt, an den Ort meines Verbrechens, damit diese Wellen gegen mich zeugen, ihren Schaum gegen mich ausspeien und in neuen Aufruhr kommen, weil ihr Mordgeselle naht. Die Wellen! hm! sie höhnen mich aus. Sie verschlingen jedes Leben, das ihrer Gier zufällt, ohne Wahl und ohne Genuß, sie bleiben hernach so kalt, wie zuvor. Aber ich — ich bin's, der ihnen sein Kleinod zum Verschlingen vorgeworfen hat. Nun verspotten sie den Thoren mit höllischem Gelächter. O daß sie mich lieber jetzt noch verschlängen!“

Damit hatte er sich aus dem Arme des Begleiters losgemacht und war rasch gegen den See zu vorgegangen, so daß dem Freunde bange war, er möchte sich gar in der Uebereilung der Leidenschaft ein Leid anthun, daher er eilig nachlief und ihn bei den Schultern zu fassen suchte. „Ach nein!“ sagte der Arzt mit sanfterem Tone, indem er sich auf einen Felsen am Ufer niederließ, „fürchten Sie keine unmännliche Handlung, wenn auch meine Reden unmännlich klingen mögen! Ich weiß wohl, daß ich besser thäte, dem Schmerz, der meinen Busen zerwühlt, Zügel und Gebiß anzulegen. Sie sind aber ja nicht Vater, Sie können nicht nachfühlen, welcher Riß mein Leben von oben bis unten gespalten hat. Und Ihnen vor allen Andern sollt' ich nicht vorjammern, edler, trefflicher Mann, der Sie sich mir so rücksichtslos aufgeopfert haben — Ihnen, an dem es wahrlich nicht gelegen hat, daß ich jetzt hier sitzen und grimmig im Marke meines Daseins wühlen muß. Aber werden denn nicht eben Sie mir's am ersten verzeihen, wenn ich nicht die Kraft habe, den Pfeil, der mich im Innersten durchbohrt, sogleich wieder herauszuziehen und zu thun, als wäre nichts geschehen?“

Der Andere drückte ihm die Hand warm und innig und behielt sie in der seinigen. „Klagen Sie!“ sprach er, „erleichtern Sie das gepreßte Gemüth! Ich müßte ein schlechter Freund sein, wenn mir Ihr Schmerz nicht heilig wäre. Ich empfinde ihn nicht allein als den Ihrigen mit; er wird mir persönlich. Denn was hätte ich nicht drum gegeben, wenn es mir gelungen wäre, Ihnen das liebe Kind unversehrt wieder zu bringen!“

„Ich sollte,“ fing der Arzt wieder an, „diese Stelle hier hassen, sollte fliehen, bis ich keinen Laut von dem Schlage dieser Wellen mehr vernähme, die so rasch, so gefühllos die Summe meiner goldenen Hoffnungen verschlungen haben. Und doch fühl' ich mich hier wie gebannt. Ich möchte meine Thränen mit jenen Wogen vermischen, damit sie ein Gefühl davon hätten, damit sie nicht so gleichgültig über jene Stelle wegrollten, wo meine Wonne begraben liegt. Wie beneide ich sie um ihre Empfindungslosigkeit! Ohne Schuld sind sie und ohne Reue! Wie sie uns vor wenigen Stunden die Sonne lachend zurückstrahlten, so spiegeln sie uns jetzt den Mond, dessen friedlicher Athem sie allmälig glättet. Aber das fühlten und fühlen sie so wenig, als sie den Sturm empfanden, der sie zu Bergen thürmte und wieder zusammenstürzen ließ. Wie manches Felsstück um dieses Ufer her mag vom Sturme losgerissen und in den Abgrund des Sees gerollt worden sein! Wie manchen Ast in diesem Walde mag der Sturm gebrochen, wie manche Krone mag er zerrissen haben. Der Stein, der Baum hat keine Seele! Der zerwühlte Berg schmückt sich jetzt mit Kaskaden, der Wald blitzt in tausend Perlen und Edelsteinen auf. Thoren, die vom Schmerz der Natur fabeln! Sie ist die ewig glückliche, die sich gleich bleibt im Entstehen und Vergehen, und in ewiger Ruhe das unwandelbare Gesetz vollbringt. Nur dem Menschen ist der Schmerz als bitteres Vorrecht gegeben. Nur ihn hat die Mutter alles Lebendigen über ihre übrigen Kinder erhoben und mit trügerischen Geschenken ausgestattet — ach, nur, um ihn desto gewaltiger niederzuschmettern, wenn sie auch ihn belehrt, daß er dem allgemeinen Kreislauf der Dinge unterworfen bleibe. Darauf sollte man ja aber, werden Sie sagen, vorbereitet sein — vor Allen sollten wir es sein, denen das Studium der Natur der Mittelpunkt des Denkens ist. Sie haben Recht, ich will nicht klagen, ich will den Schlag schweigend hinnehmen, dessen Grausamkeit mir erst noch recht zum Bewußtsein kommen wird. Ich will mich unter die erhabene Macht beugen, der nichts Sterbliches widersteht. Sie ist es, die das holde Kind so reizend gebildet und in seiner Lieblichkeit ihren eigenen Triumph gefeiert hat. Sie selbst hat nun ihren eigenen Triumph vor der Zeit zerschlagen und wandelt in ruhiger Majestät weiter, schaffend und zerstörend. O, mein Freund! Sollen wir sie glücklich oder unglücklich nennen, die frommen Seelen, die sich von der allwaltenden Macht täglich und stündlich behütet und gelenkt glauben, wie das Kind vom Vater? Ich meine, ich könnte einen solchen Schlag nicht ertragen, ohne an solcher väterlichen Liebe irre zu werden, ohne mich im Innersten zu empören gegen eine Grausamkeit, die mir nur noch fürchterlicher erschiene, durch die entsetzliche Ironie, daß ich sie als Liebe preisen sollte. Nein, ich beneide sie nicht, jene gläubigen Seelen.“

„Wird aber,“ fragte der Advocat mit leiser Stimme, „das Herz der Mutter nicht doch des Trostes bedürfen, der Ihnen unerträglich scheint?“

Der Arzt erwiderte: „Haben Sie Dank für die Mahnung! Wir wollen in die Hütte zurückgehen. Ich sehne mich jetzt darnach, mit der treuen Seele mich auszusprechen und auszuweinen.“

Sie erhoben sich von dem kalten Sitze. Als sie nun eben über den Vorplatz schritten, trat der Schäfer, der auf den Augenblick gewartet hatte, ihnen in den Weg und brachte unter verlegenem Räuspern die Anfrage hervor, ob man, da man doch andere Mittel aufgegeben zu haben scheine, sich entschließen könne, das Kind ihm in die Cur zu geben? Der Arzt sah verwundert in das blöde Gesicht, das eben recht im vollen Mondschein grinste. Der Eindruck, der sonst komisch gewesen wäre, erhielt durch die Umstände etwas Grauenhaftes. Da der Arzt sich zu bedenken schien, setzte der Schäfer, indem er den abgezogenen Hut in den Händen herumdrehte, hinzu: „Ich habe den Buben so lieb gehabt; er hat alle Morgen, wenn ich mit der Heerde am Haus vorbeizog, seinen Discurs mit mir gehabt. War gar so'n feiner Junge.“

Das entschied bei dem Arzte, der nun gern seine Einwilligung gab. Der Schäfer war sichtlich hoch erfreut und stöberte wieder am Ufer und unter den Bäumen umher. „Ich hoffe nichts von der Sache,“ sagte der Arzt, „ja diese Aefferei mit einem Trugbilde der Hoffnung hat mir ein innerstes Grauen erregt; aber die Liebe zu dem Kinde, die er aussprach, hat mich gerührt, und in diesem Sinn werden mir seine unschädlichen Künste, besonders auch um meiner Frau willen, wohlthun.“

Als die Freunde in die Hütte zurückkehrten, fanden sie die Mutter des Kindes in andächtigem Gespräche mit dem Mönch. Den Arzt berührte es eigenthümlich, als er über die Züge des geliebten Antlitzes, die er vom furchtbarsten Schmerz verzerrt verlassen hatte, jetzt einen wunderbaren Frieden ausgegossen fand. Mit gesenkten Wimpern hörte die junge Frau der Rede des alten Mannes zu. Sie knieete an dem Betpulte und blickte unverwandt ein kleines, silbernes Crucifix an, das sie in den gefalteten Händen hielt. Er konnte sich mit seiner trotzigen Wehmuth in diese fast freudige Schwärmerei nicht finden. Er erwartete, seine Gattin zernichtet zu finden, noch unfähig, die Fülle des Unheils, das sie gemeinsam getroffen, zu ermessen und zu ertragen. An ihm, dachte er, sollte sie sich wieder aufrichten, seine Fassung sollte ihr zum Trost und Vorbild dienen, wie er denn auch vornehmlich um ihretwillen zu dieser Fassung sich genöthigt hatte. Eben darin hatte er eine Linderung des eigenen Wehs zu finden gehofft, wie er es sich zum süßen Geschäfte machen wollte, der geliebten Frau aus der Fülle seiner Liebe den einzigen wahren Trost, den es in solcher Lage gäbe, zu spenden. Nun sah er sich von dem Geistlichen überholt, und es fiel ihm schwer auf's Herz, als stehe eine Scheidewand zwischen seinem Herzen und dem ihrigen, als sei er nun mit seinem Kummer auf sich selbst zurückgewiesen, ja, als könne wol gar in dem reinen Gemüthe der Frau ein Argwohn gegen den innersten Kern seines Wesens entstehen, der sie ihm entfremden müsse.

Sie hatte dagegen von all Dem keine Ahnung. Mit frommer Inbrunst sprach sie im Herzen die Worte des Mönchs nach, der für sie betete, daß der Herr in diesem schweren Augenblicke sie trösten und erleuchten möge. „Du würdest sie nicht schelten,“ sprach er, „wenn sie vor übergroßem Schmerz von Sinnen käme und wider Dich haderte. Denn es ist eine Mutter, und lieber möchte ja eine Mutter zehnfach den Tod erleiden, als daß ihrem Kinde ein Haar gekrümmt wird. Ja, Du gedenkst Deiner eigenen Mutter, wie sie unter Deinem Kreuze saß, und wie sie nur in Deinen Worten Trost fand. So laß auch dieser Mutter ihr Recht zukommen, laß sie weinen und klagen, als sei in dieser Stunde mehr von ihr gefordert worden, als das Leben! Aber dann laß sie auch Deine freundliche Stimme hören, welche zu ihr spricht, daß von Denen, die an Dich glauben, keiner verloren geht, da Du ihnen das ewige Leben erworben hast! Geh vor ihrer Seele vorüber, huldreiche Gestalt, wie Du die Kinder zu Dir lockst und das liebliche Wort sagst: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht! Denn ihrer ist das Himmelreich. Zeige ihr auch ihren Liebling, wie Du ihn auf dem Schoße hältst und ihn Worte des ewigen Lebens lehrst, wie wir sie in der Dämmerung unseres irdischen Wandels noch nicht begreifen! Sag' ihr's, daß er bei Dir gut aufgehoben ist, ja viel besser, als es ihm die heißeste Liebe auf Erden verschaffen könnte! Mach' sie fest im Glauben, daß er ihr dereinst wieder geschenkt wird! Und, wie Du Deine Mutter getröstet hast, indem Du auf Johannes deutetest und sprachst: Siehe, das ist Dein Sohn, — so tröste sie, indem Du sie auf ihren Gatten, auf den Mann ihrer Liebe, weisest! So erleuchte sie und reinige ihr Herz, daß sie nicht gegen Dich murre, daß sie auch in der Nacht der Trübsal das Licht Deiner Liebe erkenne und mit kindischer Ergebung darauf zuwandle! Willst Du aber, o Herr des Lebens, auch heute, wie da Du selbst auf Erden wandeltest, Deine Macht sichtbar verherrlichen, willst Du an dieses Lager treten, wie Du dereinst in das Haus zu Kapernaum getreten bist, — o dann gib uns die noch größere Kraft, daß wir uns selbst nicht überheben, daß wir demüthig und nicht anders vor Dir bleiben, als wenn Du uns das Kind genommen hättest!“

E. Reinhold.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn D. in N. — In Ihrer freundlichen Mittheilung bekennen Sie sich als einen Leser auch unseres Briefwechsels. Sollten Sie in demselben nicht mehr als einmal Antworten auf Fragen und Wünsche gefunden haben, die ganz das Entgegengesetzte von Dem aussprechen, was Ihnen lobens- oder tadelnswerth erscheint? Sie haben Das gefunden und werden es jedenfalls für billig und recht achten, daß wir darauf Rücksicht genommen haben, zumal da die Sue'schen Romane es sind, auf welche die heutige Welt blickt, eben weil sie mehr oder minder darin abgespiegelt wird. Wenn wir demnach auf der einen Seite, was Sie an uns tadeln, abweisen müssen, so gereicht es uns auf der anderen zur Genugthuung, Dem, was Sie von uns wünschen, entsprechen zu können. Sie irren, wenn Sie meinen, C. L. sei nicht mehr Mitarbeiter der Novellenzeitung. Schon vor einigen Monaten empfingen wir einen neuen, ziemlich umfangreichen Beitrag von ihm, der Dem, was wir von diesem Verfasser früher gegeben haben, nicht nachstehen dürfte und von uns, sobald es der von „Martin“ zu sehr in Anspruch genommene Raum unseres Blattes gestattet, Ihnen und vielen anderen unserer Leser zur Freude, mitgetheilt werden soll.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.

№ 115.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 9. September 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 114.)

Siebentes Kapitel.

Der Verkauf.

Drei Tage sind vergangen, seitdem Bruyère sich in den Teich der Meierei von Grand-Genévrier gestürzt. Die Sonne ist dem Untergange nahe. Auf dem Pachthofe herrscht eine ungewöhnliche Bewegung; das Arbeitsgeräth, Karren, Eggen, Pflüge, Geschirre, sind auf der Außenseite der Gebäude auf einer Erhöhung reihenweis aufgestellt; nicht weit davon stehen die magern Kühe des Pächters an einem Geländer von Pfählen und Querbalken aus Tannen. Ferner sind die prächtigen Truthühner, welche früher Bruyèren anvertraut gewesen waren, ebenso wie die Gänse in ein rasch errichtetes Gehäge eingesperrt. Weiterhin sieht man die magern und abgezehrten Pferde des Pachthofes an einigen verstreuten Bäumen angebunden.

Die Dienstboten in der Meierei gehen geschäftig hin und her; die einen bringen Korn, die andern Hafer in Säcken und legen sie neben einer Wage hin, welche an einem Querbalken befestigt ist.

Zwei Männer, welche über ihre schwarzen Kleider blaue Blusen gezogen hatten, waren bei dieser ungewöhnlichen Bewegung thätig. Der eine befahl dem andern, er hatte eine hochmüthige und wichtige Miene, seine Mütze à la Perinet-Leclerc, eine etwas veraltete Mode, war bis auf die Ohren herabgezogen, auf seiner langen Nase ruhte eine Brille von Horn, er hielt in der Hand eine Schreibtafel, in welche er die Anzahl des Viehes in der Meierei aufschrieb, nachdem er dasselbe mit Kenneraugen geprüft hatte; als dies abgemacht war, kam die Reihe an das Ackergeräth, auch dieses wurde von dem Bebrillten in die Schreibtafel verzeichnet; hierauf die Kornsäcke nach ihrem Gewicht, endlich das Viehfutter, welches in dem verfallenen Schuppen der Meierei noch übrig war. Alles wurde Sack für Sack, Heubündel für Heubündel unter seiner Aufsicht durchgezählt. Es war kein anderer als Herr Herve, einer der Beamten des Königs, zu gleicher Zeit Sachverständiger und Gerichtsdiener zu Salbris, begleitet von seinem Schreiber. Sie bereiteten durch eine annähernde Schätzung die Confiscation des Eigenthums des Herrn Chervin, des Pächters von Grand-Genévrier, vor. Ein großer gelber Anschlag flatterte im Winde, an die Trümmer der Pforte des Meierhofs genagelt; er kündigte an, daß der Verkauf auf Befehl der Obrigkeit am folgenden Sonntag mit Ausgang der Messe auf der besagten Meierei statt finden solle.

Der Beamte des Königs*) hatte jetzt die Schätzung der ziemlich werthlosen Dinge, die sich in der Meierei fanden, beendigt und schickte sich eben an, zu dem Pächter, Herrn Chervin, hineinzugehen, als eine alte Frau in elender Kleidung, mit bleichem Gesichte und roth geweinten Augen die ungleichen und moosigen Stufen, die zu der Wohnung des Pächters führten, eilig herabstieg; sie näherte sich schüchtern und flehend dem Gerichtsdiener, indem sie die Hände rang und ihm beinahe den Durchgang versperrte:

„Mein lieber, guter Herr, ich bitte Sie —"

„Nun was denn, noch immer Klagen und Thränen!" erwiderte der Beamte des Königs mit roher Ungeduld, „bei allen Teufeln, was kann ich denn dafür? Ihr seid Euer Pachtgeld schuldig geblieben, Ihr könnt nicht bezahlen, der Herr Graf läßt das Eurige confisciren und treibt Euch aus. Dabei ist er in seinem guten Rechte."

„Es ist wahr, lieber, guter Herr," antwortete die arme Frau, „wir können nicht bezahlen, darum wird das Unsrige confiscirt, und wir werden ausgetrieben — ich habe nichts dagegen."

„Ihr habt nichts dagegen? Schön, daß Ihr's erlaubt; wenn Ihr's nicht erlaubtet, so wäre es ganz dasselbe; der Herr Graf ist auch ein Kerl, der sich bange machen läßt, er kennt nur Gesetz und Recht — er will bezahlen, was er schuldig ist, und drum will er auch, daß man ihn bezahle, was man ihm schuldig ist — und darin hat er Recht."

„Ach, mein Gott, ich weiß wol, daß er Recht hat, er muß wol Recht haben; denn wir werden ja wirklich unseres Eigenthums beraubt und ausgetrieben."

„Nun wohl, so laßt mich mein Verzeichniß zu Ende bringen," sagte der Beamte des Königs, indem er eine Bewegung machte, als wollte er die Frau zurückstoßen, die ihm die Treppe versperrte, „ich muß das Stubengeräth der Schätzung unterwerfen — dann werde ich fertig sein; denn die Nacht rückt heran, und ich habe nicht Lust, mich auf Euren Haiden und zwischen Euren Sümpfen zu verspäten; man hat den Verbrecher Bamboche noch nicht packen können, trotz aller Verfolgungen streift er noch in der Gegend herum, und ich bin kein Freund von gefährlichen Abenteuern."

Bei diesen Worten machte der Beamte des Königs auf's Neue eine Bewegung, als wollte er die Treppe hinaufsteigen.

„Mein lieber, guter Herr, um Gotteswillen gehen Sie nicht hinauf!" rief das arme Weib, indem sie schmerzensvoll die Hände rang.

„Und warum soll ich nicht hinaufgehen?"

„Ach, lieber Gott, weil mein Mann im Bette liegt, er hatte schon das Fieber, als der Tod unserer armen, kleinen Bruyère eintrat, und gleich darauf die Ankündigung der Confiscation — das Alles hat ihm so viel Kummer gemacht, daß er seit fünf Tagen nicht hat das Bett verlassen können. Wenn er Sie eintreten sehen müßte, das würde ein zu harter Schlag für ihn sein."

„Er scheint sehr weich zu sein, der Vater Chervin; wenn er sich beim Wochenmarkt an den Tisch setzt und mit einem seines Gleichen eins trinkt, so beklagt er sich nicht übers Fieber. Kommt, ich muß Euer Geräthe verzeichnen, laßt uns ein Ende machen."

„Guter Herr, theuerer, bester Herr, das könnte meinem armen Mann das Leben kosten — unser Geräth will ich Ihnen sagen, das ist kurz abgemacht."

„Freilich," sagte der Beamte des Königs, indem er sah, daß die Sonne dem Untergange nahe war, und bedachte, daß er mehr als zwei Meilen öde Haidestrecken und menschenleere Tannenwälder zurückzulegen hatte, die dem schrecklichen Bamboche vortrefflich zur Zuflucht dienen konnten. Freilich, ich muß Freitag wieder kommen, ich werde bis dahin warten, das Geräthe in Augenschein zu nehmen, ich kann es immer einstweilen aufzeichnen; nun?"

„Wir haben unseren Hochzeitschrank," sagte die gute Frau mit einem schweren Seufzer.

„Von Nußbaumholz der Schrank?"

„Ja, mein würdiger Herr, ach, Sie sind sehr gütig."

„Weiter —"

„Unser mé —"

„Was ist das?"

„Unser Backtrog."

*) In dieser lobenswerthen monarchischen Zeit, in welcher man sich in Ausdrücken gefällt, wie: die Regierung des Königs, die Minister des Königs, die Gesandten des Königs — schwimmen wir nur mit dem Strom, wenn wir die Gerichtsdiener, die Vögte, die Policisten u. s. w., welche im Namen des Königs Contracte schmieden, confisciren, aus dem Besitze jagen und in das Gefängniß setzen, ebenfalls als Beamte des Königs bezeichnen.

„Also, neu oder alt?"

„Es sind jetzt zwölf Jahre, daß wir ihn im Gebrauch haben."



„Weiter —"

„Einen Tisch von weißem Holz und zwei Böcke."

„Weiter —"

„Unser Bett."

„Euer Bett läßt Euch das Gesetz. Weiter. —"

„Das ist Alles, lieber, guter Herr."

„Nun, also Freitag," dann rief der Beamte des Königs seinem Schreiber und sagte zu ihm: „schnell, Benjamin, die Beine nachgezogen, die Sonne ist beinahe untergegangen, und wir brauchen mehr als eine Stunde, um nach Hause zu kommen. Die Haide ist menschenleer, und wir haben's dem Schurken Bamboche zu verdanken, daß das Land nicht sicher ist."

Mit diesen Worten verließen der Gerichtsdiener und sein Gehülfe den Hof der Meierei und machten sich in der Hoffnung, ihre Wohnung noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen, eiligst auf den Weg.

„Schert Euch fort, und mag Euch der Teufel den Hals umdrehen, Ihr Unglücksvögel," rief ihnen die wackere Robin nach, sobald sie ziemlich gewiß sein konnte, daß sie sie nicht mehr hören würden; denn sie theilte die mit Abneigung gemischte Furcht, welche diese Beamten des Königs der armen Bevölkerung jener Landschaft einflößen."

„Und Sonntag Abend wird nun Herr Chervin, der Pachter, ein Mann sein, der so gut wie wir für 20 Sous auf Tagelohn geht und wie eine Schnecke kein ander Haus hat, als seine Blouse," sagte einer der Knechte, indem er die Pferde vor sich her in den Stall trieb. Da war's auch der Mühe werth, 30 Jahre Pächter zu sein. Nun, am Ende ist's ganz gut."

„Warum ist's gut?" fragte die Robin.

„Nun, weil's ein Herr ist," antwortete der Knecht.

„Wie das?"

„Weiter, es macht immer Spaß zu sehen, wenn der Herr zum Teufel geht."

„Es ist aber doch traurig, daß es den Herrn Chervin betrifft," sagte die Robin, indem sie die Achseln zuckte, „ein wahres Lamm; keinem Kinde hätte er ein Wort sagen können, er hat uns ja auch immer unseren Lohn bezahlt, wenn er auch selbst darum etwas entbehren mußte.

„Was macht das aus? Es ist doch immer ein Herr, der uns befohlen hat," antwortete der Knecht mit borniter Starrköpfigkeit, „mir macht das Spaß, wenn die Herren zum Teufel gehen; das ist so meine Art."

Diese Antwort erzürnte die Robin heftig, rief aber bei dem anderen Knechte ein lautes Gelächter hervor, er wiederholte:

„Ha, ha, ha! das macht uns Spaß, wenn die Herren zum Teufel gehen."

„Aber, müssen wir nicht immer einen Herrn haben?" fragte die Robin empört.

„Gerade darum," fuhr der Demagoge des Pachthafs fort, „gerade darum macht's uns Spaß, sie zum Teufel gehen zu sehen, weil wir welche haben müssen, und sie uns bei der Vermiethung einholen, wo wir wie Kälber eingepfercht sind *)."

Und das Lachen fing wieder an.

In Mangel besserer Ueberzeugungsgründe, gab die erboste Robin dem Lacher einige starke Fußtritte an die Beine und schrie:

„Ihr seid wirklich nichts Besseres als große Kälber."

Die Fußtritte, welche die Robin als Beweisgründe austheilte, thaten mehr Wirkung, als die schönsten Erörterungen gethan haben würden, und der lustige Knecht antwortete, indem er sich die Beine rieb, als handelte es sich nur von einem einfachen Einwurf:

„Gut, das ist nun Deine Art, Robin, meinetwegen, aber ich kann doch auch meine haben."

„Nein, Du Herzloser, Du sollst nicht lachen, wenn der arme Herr Chervin im Unglück steckt."

„Ich lache nur, weils ein Herr ist, ja, weil eine Katze eine Katze ist, so wie ein Hund ein Hund ist."

„Was Hund und Katze?" sagte die Robin ungeduldig.

„Nun, ein Herr ist ein Herr, und ein Knecht ist ein Knecht, was meinst Du „Robin?" versetzte der Knecht, „es ist wie Hund und Katze, die leben unter demselben Dach, die fressen aus demselben Napf, aber sie werden immer jedes ihre eigene Art bewahren, und nichts kann sie Eines Herzens machen."

— — — — — — — — — — — — — — —

Durch die dicke Unwissenheit und Verdumpfung hindurch, in welcher dieser Unglückliche, wie so viele von seinen Brüdern, zu leben verurtheilt war, entdeckte sein gesundes Gefühl doch die Wahrheit, welche, wenn sie die Gleichgültigkeit, das Mistrauen, selbst die Abneigung, mit der der Landarbeiter gemeiniglich den Herrn, für den er arbeitet, ansieht, nicht rechtfertigt, dieselben doch bisweilen erklärt; denn, wie er in seiner Naivetät sagte, nichts verbindet den Herrn und den Arbeiter, keine Gemeinschaft, keine gegenseitige Verbindlichkeit, kein Band des gemeinsamen Vortheils ist unter ihnen; mit Einem Worte, nichts flößt dem Arbeiter einen Antheil an dem guten oder schlechten Erfolge der Landwirthschaft ein, mag die Aernte reich sein oder ganz ausbleiben, ihm ist's einerlei, der Pächter vermehrt oder vermindert seinen Lohn nicht, es ist dasselbe Verhältniß, wie das des Pächters auf feste Pachtung in Bezug auf seinen Grundherrn, wo auch keinerlei gemeinschaftlicher Vortheil stattfindet **), es mag ein gutes oder schlechtes Jahr sein, der Pächter muß sein Pachtgeld bezahlen, aber er wird ausgetrieben und gepfändet, so daß das Mistrauen und die natürliche Abneigung, welche den Taglähner vom Pächter trennen, auch den Pächter dem Landeigenthümer entfremden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als der Gerichtsdiener fort war, war die Frau des Pächters die aus schlecht verbundenen Steinen bestehende Treppe, die zur Wohnung des Herrn Chervin führte, wieder hinaufgestiegen.

In diesem Zimmer, welches ziemlich groß, aber sehr niedrig war, sah man auf zwei Horden, welche an den vom Rauch geschwärzten Balken aufgehängt waren, zwei Reihen scharfer und stinkender Käse aufbewahrt, während man am andern Ende die gespaltene Decke und durch dicke Spinnengewebe das Heu auf dem Boden erblicken konnte.

Den Tag über drang in dieses dunkle Zimmer nur durch die obere Füllung der Thür, welche beweglich, aber ohne Glasscheiben war, einiges Licht, des Nachts war die Luke geschlossen. Die Mauern, welche hie und da gespalten waren, zeigten sich mit einer dicken Lage Feuchtigkeit von dunkler Farbe bedeckt, der ungleiche Boden, der nur aus geschlagenem Lehm bestand, ließ hie und da Wasser durchsickern.

Auf der einen Seite dieses Zimmers sah man einen hohen Kamin, wenn man nämlich eine weite Röhre von Ziegelsteinen, die sich vier oder fünf Fuß hoch über dem Boden befand und aus der Mauer heraussprang, und welche über einem Herde lag, der nur aus einem großen Steine bestand, auf welchem man Feuer machte, wie in der Hütte eines Wilden, als Kamin bezeichnen kann. Bei dem geringsten Windstoße mußte der Rauch in dieses ohnehin schon so ungesunde Zimmer herauswirbeln. An diesem Abend hatte man, um die feuchte und durchdringende Herbstkälte, welche in dem Zimmer herrschte, ein wenig zu mildern, auf den Herd zwei kleine, todte Tannen gelegt; ihre Gipfel durchkreuzten sich auf dem Herde, und ihre erdigen Wurzeln reichten bis in die Mitte des Zimmers, aber dieses Holz, das noch grün war, verkohlte statt zu brennen und verbreitete einen schwarzen, scharfen Rauch.

Nicht weit von dem Herde sah man einen wurmzerfressenen Backtrog und über ihm auf einem schimmlichen Brete einiges halbzerbrochene Steingut. Hieran stieß ein großer Schrank von Nußbaumholz, und am Ende erhob sich ein Bette von gewaltiger Höhe, das aus einem Strohsack von drei Fuß Dicke, und einer dünnen Matratze von roher Wolle bestand, eine hölzerne Bank, ein wackelnder Tisch und einige Böcke machten das Geräth dieser Wohnung aus, welche von einem Talglichte, das in eine mit Eisen vergitterte Laterne gesetzt war, schwach erleuchtet wurde; denn es war Nacht.

Dies war die Wohnung des Herrn Chervin, des Pächters des reichen Grafen Duriveau, und so ist die Wohnung der Pächter in der Sologne gewöhnlich beschaffen. Der Pächter schien zu schlafen, während seine Frau vor dem Feuer niederkniend es anzufachen suchte, indem sie aus allen Kräften auf die rauchenden Brände blies. Da es ihr nicht gelingen wollte, so kauerte sie vor dem Herde nieder, das Kinn auf die Knie stützend und dann und wann ihren Kopf nach der Seite hin wendend, wo ihr Mann schlummerte.

Achtes Kapitel.

Die Pächtersfrau.



Plötzlich stieß Herr Chervin, indem er sich auf seinem feuchten und harten Lager umdrehte, einen langen und schmerzlichen Seufzer aus. Er war etwa 60 Jahre alt, von rechtlichem und sanftem Gesichtsausdruck, seine Farbe war bleich und grau, seine Augen hohl, seine Lippen weiß, sein grauer Bart, der seit langer Zeit nicht abgenommen war, starrte auf seiner runzlichen Haut dicht und rauh empor.

Als seine Frau hörte, daß er sich bewegte und Klagetöne ausstieß, trat sie an's Bette und sagte zu ihm: „Du schläfst also nicht, lieber Mann?"

„Ach Gott, Mutter, mir träumte von dem Herrn des Königs, ist er fort?"

„Ja, er wollte heraufkommen, um unser Geräth aufzuzeichnen, aber ich habe ihn so lange gebeten, Dich nicht aufzuwecken, bis er es aufschrieb, wie ich es ihm sagte, und so ist er fortgegangen."

„Es ist also vorbei — Alles vorbei!" murmelte der Pächter seufzend, „nichts mehr, was soll aus uns werden?"

„Ach, lieber Gott, ich weiß nicht, lieber Mann."

„Und so schwach, das Fieber hat mich so heruntergebracht, ach, es ist auch meine Schuld, es ist meine Schuld!"

„Deine Schuld?"

„Ja, als voriges Jahr der Verwalter des Herrn Grafen, indem er die Aernte sah, die mir zu Theil geworden war, weil ich den Rathschlägen der guten, kleinen Bruyère Gehör gegeben hatte, von mir einen Krug Wein und eine Erhöhung forderte, weil mein Pacht ablief, da hätte ich sie um diesen

*) In der Sologne finden jedes Jahr um Johannis sogenannte Vermiethungen statt, gleichsam Dienstbotenmärkte, auf denen die Pächter ihre Leute in Dienst nehmen.

**) Die Pachtung auf halben Gewinn, welche darin besteht, daß der Landeigenthümer sein Land und der Pächter seine Arbeit beisteuert, und sie dann den Gewinn zu gleichen Theilen beziehen, ist eine viel billigere Form. Aber die einfachen Landarbeiter bleiben von dieser Verbindung auch noch ausgeschlossen.

Preis nicht erneuern sollen. Das war unser Unglück; denn früher hatten wir höchstens das Pachtgeld aufgebracht, ohne für einen Pfennig bei Seite legen zu können, und für eine gute Aernte, die uns durch die Bruyère zu Theil geworden ist, haben wir so und so viel schlechte, weil es uns an Geld fehlt, die Sache richtig zu betreiben, auch überstieg der Krug Wein selbst den Gewinn von der schönen Aernte, und die in diesem Jahre, obschon sie auch schön ist, läßt uns in doppelter Beziehung im Rückstande, weil jetzt das Pachtgeld zu hoch ist. Ach, mein seliger Vater hatte wol Recht, wenn er sagte, verbessere Deinen Anbau niemals, mein armer Junge; denn Dein Grundbesitzer wird Dich, wenn er's kann, um das Doppelte von Dem, was diese Verbesserung Dir eintragen wird, hinaufsetzen."

„Der Herr Graf muß das Geld sehr, sehr nöthig haben, daß er das ganz Wenige, was wir besitzen, verkaufen läßt und uns nach so langen Jahren austreibt."

„Hm! ja, muß es wol nöthig haben, und dann ist es sein Recht, und das Gesetz will es so, sagt der Herr des Königs."

„Aber wenn wir von hier fort sind, mein armer Mann, wie sollen wir leben? Du bist zu sehr angegriffen, um jetzt als Tagelöhner zu arbeiten, und ich, was ich verdienen könnte, wenn ich Arbeit fände, würde nicht einmal ein Viertel von Dem sein, was für unser trockenes Brot nöthig wäre."

„Das ist wahr."

„Was sollen wir machen?"

„Ach, mein Gott, ich weiß nicht!"

„Und doch," versetzte die Pächterin, nach einem ziemlich langen Stillschweigen, mit einer Art schmerzlicher Ungeduld, „und doch wird man nicht zugeben, daß ein Paar alte, arme Leute, die sich nichts vorzuwerfen haben, auf einmal so ohne Brot und Obdach sind. Nein, nein, man wird es nicht zugeben!"

„Wer wird es nicht zugeben, Mutter?"

„Ich weiß freilich nicht, aber ehrliche Geschöpfe des lieben Gottes sollten nicht so von aller Welt verlassen sein."

„Das sagen alle Unglücklichen von sich, Mutter."

„Ja," versetzte die Pächterin mit bitterem Schmerz, „lebe, wenn Du kannst, stirb, wenn Du willst — Das ist unser Fall."

„Freilich, aber es ist nun einmal so; bei wem sollen wir uns beklagen? über wen? über den Herrn Grafen? Er ist in seinem Recht, es ist nicht unsere Schuld, wenn wir nicht bezahlen können, aber seine ist's auch nicht."

„Er hat uns zu sehr hinaufgesetzt."

„Wir hätten nicht nöthig gehabt, es einzugehen."

„Das ist wahr."

„Siehst Du, der Herr Graf ist gnädiger Herr*), wir sind Pächter. Mögen wir unglücklich sein, was macht ihm das aus — die gnädigen Herren helfen sich gewiß unter einander, Jeder ist mit den Seinigen und für die Seinigen; er ist nicht unseres Gleichen, daß er uns helfen müßte."

„Das ist richtig," sagte die Pächterin mit ihrer bescheidenen und naiven Entsagung. „Hätten wir einen anderen Herrn, als den Herrn Grafen, das wäre dieselbe Sache — müssen ihn nicht anklagen — aber ach, es ist sehr hart für uns. Und der arme, alte Jacob, dem wir wenigstens ein Obdach und Speise gaben, was soll noch aus dem werden?"

„Gott, Mutter, so lange wir konnten, haben wir geholfen, nun werden wir ausgetrieben — der arme Alte, es ist mit ihm, wie mit uns, er steht in Gottes Hand."

„Es ist nicht, weil ich das bereuete, daß wir ihm geholfen haben, daß ich das sage —"

„Ich weiß wol, Mutter: was mich reut, ist das Geld, was ich im Flecken aufgehen ließ, im Wirthshaus, an den Markttagen, wenn ich unser Gemüse verkaufte. Wenn wir das jetzt hätten, das Geld!"

„Du wirfst Dir die Flasche Wein und das Bischen Fleisch vor, wenn Du die ganze Woche gefastet und so heftig gearbeitet hattest, armer Mann?"

„Das ist gleich, Mutter, ein Bischen und noch ein Bischen, thut am Ende Schaden, und wenn ich an solchen Tagen ein paar Gläser Wein trank und mir bei einem Stück Fleisch wohl sein ließ, so trankst Du, wie immer, das schlechte Wasser aus dem Brunnen und aßest dir geronnene Milch mit Deinem schwarzen Brot — aber das Unglück bringt einen zum Bewußtsein — ach ja, das bringt einen zum Bewußtsein."

„Horch," sagte die Pächterin plötzlich, indem sie ihren Mann unterbrach und aufmerksam hinhörte.

Die beiden Alten blieben stumm und horchten.

Jetzt hörte man durch das tiefe Schweigen der Nacht zwei oder drei Mal den Ruf des sologner Adlers erschallen.

„Es ist Bête-Puante," sagte die Pächterin plötzlich, „das ist sein Zeichen, er will mich vielleicht in Bezug auf die arme Perrine sprechen. Wenn nur ihre Geisteskrankheit wieder nachgelassen hat, welche sie an dem Tage, wo die arme, kleine Bruyère umkam, wieder befiel. Bête-Puante weiß es vielleicht, er nahm immer Antheil an ihr."

Da der Ruf, welcher dem Bête-Puante als Zeichen diente, jetzt auf's neue erscholl, nahm die Pächterin eine Laterne, ging eilig hinaus und eilte auf den schmalen Damm, der bei den Trümmern des frühern Backofens am Teiche hinlief; dort hob die Mutter Chervin ihre Laterne dreimal in die Luft, dann löschte sie sie aus und wartete.

Neuntes Kapitel.

Der Wilddieb.



Der reine und heitere Mond überfluthete den Teich mit seinem Silberlichte, bald sahe die Pächterin sich auf dieser glänzenden Fläche den schwarzen Schattenriß einer menschlichen Gestalt abzeichnen, die bald aufwärts schritt, bald gebückt durch das Schilf in der Richtung nach der Meierei zu hinschlüpfte.

Nach einigen Augenblicken trat Bête-Puante aus den Binsen, unter denen er hinkroch, und erklomm den Damm, wo ihn die Pächterin ganz zitternd erwartete.

„Ist Martin gekommen?" fragte der Wilddieb.

Die Pächterin schlug statt zu antworten die Hände zusammen und rief:

„Ach, mein Gott, sind Sie es, Herr Bête-Puante? Ich dachte, Sie wären tief im Gehölze verborgen. Wissen Sie denn nicht, daß Herr Beaucadet und seine Gensdarmen —"

„Ist Martin gekommen?" wiederholte der Wilddieb ungeduldig, indem er die Pächterin unterbrach.

„Nein, Herr Bête-Puante," antwortete diese, „noch nicht."

Hierauf setzte die Pächterin mit furchtsamem Zögern hinzu:

„Ich mag nicht so frei sein, Sie zu bitten, zu uns herein zu kommen, Herr Bête-Puante — Sie setzen nicht gern den Fuß in das Haus."

„Und der Mann?" fragte der Wilddieb, ohne auf das Anerbieten, das man ihm machte, zu antworten.

„Ach, mein Gott," versetzte die Pächterin traurig — „mein armer Mann wird immer schwächer. Seit dem Tage, wo die Gensdarmen kamen, um Bruyère fest zu nehmen, und sie sich ertränkte, ist der liebe Mann nicht wieder aufgestanden, solch einen Stoß hat ihm das gegeben. Wir hatten sie so lieb, die arme Kleine."

„Sie ist todt — ganz todt — laßt uns nicht mehr an sie denken," versetzte der Wilddieb hastig mit dumpfer Stimme.

„Und wenn man bedenkt, daß man nicht einmal ihren armen, kleinen Körper hat wieder finden können."

„Nein, nein, man konnte ihn nicht wieder finden," antwortete der Wilddieb, „es sind Wirbel in dem Teiche, der Körper wird von ihnen in die Tiefe hinabgerissen worden sein." Darauf setzte er hinzu, als wollte er diesem Gespräche ein Ende machen: „Also dem Mann geht es nicht besser?"

„Wie sollte es, Herr Bête-Puante! Der Tod der armen Kleinen, der Verkauf unserer Sachen, alles Das setzt meinen Mann in Verzweiflung; wir wissen nicht, was aus uns werden soll."

Und das arme Weib trocknete ihre Thränen ab, die sie vor Herrn Chervin zurückzuhalten die Fassung gehabt hatte.

„Ja man stellt hier Auction an, weil Ihr Euer Pachtgeld nicht bezahlen könnt — das ist Gerechtigkeit," sagte der Wilddieb mit bitterm Lächeln. „Ihr müßt nach 40 Jahren voll Arbeit und Rechtschaffenheit in irgend einem Winkel vor Elend umkommen — das ist Gerechtigkeit."

„Ach, ja, es ist sehr wahr, daß der Herr Graf in seinem Rechte ist."

„In seinem Rechte! Warum nicht gar? Die Höhe Eueres Pachtgeldes drückt Euch zu Boden, die Höhle, in die Ihr eingepfercht seid, ist so ungesund, daß Ihr Euch dort unheilbare Fieber zugezogen habt — Alter, Unglück, Krankheit haben Euch entkräftet, also hinaus, Ihr Lumpenpack — hinaus! Ihr werdet bis auf's Hemd ausgezogen, glücklicher Weise sitzt Eure Haut am Körper fest, sonst würde der Beamte des Königs solche Euch auch abziehen. Allein was ist zu machen? Euer gnädiger Herr ist in seinem Recht."

„Ach, ja!"

„Man kann ihm nichts drum thun, dem Grafen Duriveau."

„Ach, nein!"

„Ach ja, ach nein," rief der Wilddieb mit höhnischem Gelächter, „das ist ihre Antwort, man zieht ihnen das Fell über die Ohren, und was weiter? Der Herr Schlächter ist in seinem Recht, Beweis: denn er zieht uns das Fell ab."

„Wie meinen Sie das, Herr Bête-Puante?"

„Freilich, der Graf ist ein so würdiger Mann und sein Sohn ein so musterhafter Jüngling! Sehen Sie, ich liebe sie von Herzen, aber genug davon. Herr Chervin muß sich nicht niederschlagen lassen und im Bette liegen bleiben, er muß aufstehen, sich auf die Füße stellen, Muth fassen, der Verkauf ist noch nicht vor sich gegangen, und von heut bis morgen kann viel geschehen."

„Wie soll der arme Mann Kräfte bekommen und aufstehen, Herr Bête-Puante? Er kann nicht essen, die saure Milch widersteht ihm."

„Das ist wol zu bewundern," versetzte Bête-Puante noch immer spöttisch, „denn seit 60 Jahren ißt er nichts Anderes und allenfalls Buchweizen dazu und trinkt Brunnenwasser."

„Er ist gewiß nicht lecker, Herr Bête-Puante, aber —"

„Still, armes Schaf," sagte der Wilddieb mit einer seltsamen Mischung von Rührung und bitterer

*) In einem Theile der Sologne sagt man noch gnädiger Herr.

Ironie, „Du könntest mich grausam gegen die Wälse machen.“

Darauf steckte der Wilddieb die Hand in eine der tiefen Taschen seines Reitrocks und zog einen prächtigen Fasan heraus, der noch die Schlinge am Halse trug, in der er gefangen war.

„Da ist ein zweijähriger Hahn, Du mußt ihn in Deinem Kessel drei oder vier Stunden lang mit ein paar Fingern voll Salz und einem Büschel Waldthymian kochen, das wird für den guten Mann die beste Fleischsuppe sein, die ein Kranker trinken kann, und er wird wieder Beine bekommen.“

„Ach! mein Gott! Sie schießen also noch immer, Herr Bête-Puante?“ rief die Pächterin mit Schrecken, indem sie den Fasan am Hals hielt, den der Wilddieb ihr in die Hände gegeben hatte — „und die Wächter und die Gensdarmen, sie haben Ihnen den Untergang geschworen, Herr Bête-Puante, nehmen Sie sich in Acht.“

„Und wenn er diese Fasanensuppe getrunken hat,“ fuhr der Wilddieb fort, ohne den Schrecken der Pächterin im Mindesten zu beachten, „so wird es ihm besser gehen; wenn er krank ist, so ist das nöthig.“

„Aber, Herr Bête-Puante, der Fasan gehört dem Herrn Grafen und kommt aus seinem Gehölz, es ist sein Wildpret, wir dürfen nicht.“

„Beruhige Dich, es ist nebenbei auch des lieben Gottes Wildpret, der es für alle Welt geschaffen hat; und dann hat Dein gnädiger Herr mehr Wild als er essen kann; seinen Knechten widersteht's — und den Knechten seiner Knechte auch — und seinen Hunden abendrein.“

„Aber, Herr Bête-Puante —“

„Aber nimm's doch, wenn ich Dir sage, daß die Hunde es nicht mehr mögen,“ rief der Wilddieb, dann setzte er hinzu: „mit dieser Suppe kann der Mann eine von diesen Schleien essen, die Du auf Kohlen braten magst, das ist zugleich ein leichtes, nährendes und wohlschmeckendes Gericht.“

Mit diesen Worten zog der Wilddieb unter seinem Oberrock zwei vortreffliche, runde, fette, fußlange Schleien hervor; sie waren mit einer Binse, die ihnen durch die Kiemen gezogen war, zusammen gebunden, so daß er sie nur so zu sagen rittlings auf den Daumen der Pächterin zu hängen brauchte, wo sie neben dem Fasan hin und her schwankten, den die gute Frau mechanisch immer noch am Halse hielt.

„Heilige Jungfrau!“ rief sie, „so haben Sie also auch noch Ihre Angeln in den Teichen ausgelegt, trotz Gensdarmen und Allem?“

In diesem Augenblicke hörte der Wilddieb, Dank seinem feinen und geübten Ohr, hinter der Meierei Fußtritte, die nur ihm vernehmlich waren, der den scharfen Sinn eines Wilden hatte.

„Es ist gewiß Martin! Laß uns allein.“

Mit diesen Worten schob der Wilddieb die Frau, welche den Fasan und die beiden Schleien noch immer in der Hand hielt, sanft in's Haus, dann blieb er allein nahe an den Trümmern des Backofens.

Einige Zeit lang ging Bête-Puante finster und nachdenkend auf und ab, bald auf Martin's Schritte, die sich mehr und mehr näherten, sorgenvoll horchend, bald einen durchdringenden Blick auf das andere Ufer des Teiches werfend, wo man erst seit einigen Augenblicken das ferne und immer wachsende Geräusch eines starken Wassersturzes hörte.

Bald erschien Martin an den Trümmern des Ofens; als er den Wilddieb bemerkte, der ihm entgegen kam, lief er zu ihm, schloß ihn in seine Arme und sagte zu ihm mit schmerzlich bewegter Stimme:

„Verzeih, Claudius, verzeih!“

„Was soll ich verzeihen, mein Sohn?“ fragte der Wilddieb im Tone väterlicher Liebe.

„Ach, Claudius, es sind schon drei Tage, seitdem Du in den Park drangst und bis an's Schloß schlichst, um mich zu sehen und mir anzukündigen —“

Martin unterbrach sich selbst einen Augenblick, schrack zusammen und fuhr mit bewegter Stimme fort:

„Mir das schreckliche Ereigniß mitzutheilen, welches Dein Brief von gestern Abend —“

Martin hielt wieder inne, er konnte nicht endigen, seine Thränen erstickten seine Stimme.

„Muth, mein Sohn,“ sagte der Wilddieb, „Muth! — Was das Ereigniß von neulich Abend anbetrifft, laß uns nicht mehr dran denken. Du sahest, wie ich mich in dem Augenblicke, wo Duriveau seinen Gästen ganz ungescheut seine schrecklichen Grundsätze auseinander setzte, drohend aufrichtete; Du fürchtetest für das Leben dieses Mannes; Du stürztest Dich auf mich, die Waffe, die ich trug, ging zufällig los, daher aller Lärm.“

„Du bist sehr nachsichtig, Claudius, aber ich werde mir immer einen Vorwurf daraus machen, daß ich Dich in meinem thörichten Schrecken eines Mordes fähig halten konnte, Dich, Dich, Claudius!“

„Ich schwöre bei Gott, der uns hört, mein Sohn,“ sagte der Wilddieb mit feierlicher Stimme, „daß ich, hingerissen durch meinen gerechten Unwillen, dem Duriveau nur in Gegenwart seiner Gäste eine letzte und schreckliche Warnung geben und ihm zurufen wollte: Bereue so lange es noch Zeit ist und —“

„Brauchst Du mir das zu schwören?“ rief Martin, indem er den Wilddieb unterbrach. „Du, Claudius, Mörder? Du —“

„Es wird ein Tag kommen, an dem ich zugleich Richter und Rächer sein werde, ich werde ein schreckliches Recht in Ausübung bringen, aber Mörder — niemals.“

„Ich weiß es, Claudius, antwortete Martin tief bewegt, „o ich wiederhole es Dir, ich mußte von einem Taumel überfallen sein, um solche Besorgnisse fassen zu können, aber die Heftigkeit der Worte des Grafen, Deine gerechten Gründe zum Hasse gegen ihn —“

„Vom Grafen wird gleich die Rede sein,“ sagte der Wilddieb kurz abschneidend, „aber Deine Mutter?“

„Ich habe sie noch nicht sehen können,“ antwortete er mit schmerzlicher Niedergeschlagenheit, „ich fürchtete, es würde einen zu heftigen Eindruck auf sie machen. Die Leute, zu denen sie gestern hingeschafft worden ist, haben mich heute Morgen wissen lassen, daß der Zustand meiner armen Mutter nicht schlimmer geworden sei.“

Der Wilddieb seufzte tief und senkte das Haupt. Martin, der nicht weniger niedergedrückt war, als er, merkte nicht, daß aus den Augen seines Begleiters eine Thräne in seinen grauen Bart herabrann.

Seine Gemüthsbewegung bewältigend, rief Martin nach einigen Augenblicken Stillschweigens:

„Und Bruyère, meine arme Schwester —“

„Wie ich Dir geschrieben habe, sie ist außer Gefahr, morgen kannst Du sie sehen.“

„Das arme Kind,“ sagte Martin bitter, „ich erfuhr ihr Dasein erst, als ich zugleich das Unheil erfuhr, daß sie so schnell und so früh geknickt hat. Aber Du täuschest mich doch nicht, Claudius? Morgen werde ich sie sehen, sie ist außer Gefahr?“

„Ihre Jugend hat allen diesen Schlägen, allen diesen Gemüthsbewegungen Widerstand geleistet, ihr Befinden ist gut, sage ich Dir, so wahr ich die arme Kleine aus diesem verfluchten Teich gezogen habe!“

„Ja, Claudius, wackerer Claudius, noch eine Schuld gegen Dich, aber und abermals finde ich Dich als meinen Schutzgeist auf meinen Wegen,“ sagte Martin gerührt, indem er seine beiden Hände gegen den Wilddieb ausstreckte, der sie kräftig mit der seinigen faßte, „aber in Deinem eilig geschriebenen Briefe hast Du mir nicht sagen können, wie es Dir gelungen, meine Schwester dem beinahe sicheren Tode zu entreißen.“

„Im Gehölz verborgen, hatte ich dem schrecklichen Auftritte der Entdeckung des Kindes beigewohnt. Als ich den Gensdarmen erklären hörte, daß er sich in die Meierei begeben würde, um Bruyère festzunehmen, hoffte ich ihm zuvorzukommen. Ich kannte Fußsteige, welche näher waren als der gewöhnliche Weg; wenn ich einmal in der Nähe der Meierei wäre, rechnete ich darauf, indem ich einen Ruf thäte, welcher Deiner Schwester wohl bekannt ist, sie herauszulocken und zu warnen; unglücklicherweise kamen die Gensdarmen so schnell, daß Bruyère mein Zeichen nicht hörte. Da ich zu spät kam und mich zu verbergen suchte, kroch ich in das Schilf des tiefen Grabens dort; er ist von dem Teiche nur durch diese Schleuse getrennt — das war eine Eingebung Gottes!“

„Und dann?“

„Beim Lichte des Mondes sah ich das unglückliche Kind sich in den Teich stürzen — plötzlich begriff ich, daß ich sie retten könnte, ich zog rasch die Schleuse auf, bei welcher Deine Schwester in's Wasser gestürzt war. Das Wasser strömte in diesen Graben, es entstand ein Strom, der das unglückliche Kind zu mir hinriß, welches mit dem Tode kämpfte; mit der einen Hand faßte ich sie bei ihren Kleidern, mit der anderen schloß ich die Schleuse, der Strom hörte auf, das Wasser des Grabens, in welchem ich stand, und das mir bis an den Gürtel stieg, verlief sich. Darauf ging ich, Deine Schwester wie ein Kind auf dem Arme tragend, in dem Graben immer fort, bis ich ihn verlassen konnte, ohne gesehen zu werden — alsdann erreichte ich durch das Gehölz einen meiner Schlupfwinkel — und das Weitere weißt Du.“

„Und unterdessen suchten sie vergeblich den Leichnam der Unglücklichen, die ihre schändliche Anklage zum Selbstmorde getrieben hatte,“ sagte Martin, der seine Thränen nicht zurückhalten konnte.

„Die Elenden — Kindermord — Sie! die arme Kleine, die, nur einem unwiderstehlichen Gefühl der Scham und des Schreckens Raum gebend, die Geburt ihres Kindes verheimlicht hatte, sie, die mit bewunderswürdigem Muthe zweimal des Tages in meinen Schlupfwinkel, der mehr als eine Meile von der Meierei lag, kam, um es zu säugen — aber da ich sah, daß trotz ihrer und meiner Sorgfalt das unschuldige Geschöpf in dieser feuchten und dumpfigen Höhle zu Grunde ging, kam mir der unglückliche Gedanke, das Kind nach Vierzon zu bringen, wo sonst ein Findelhaus bestand. Dir die furchtbare Verzweiflung, in welche bei diesem Vorschlage die junge sechzehnjährige Mutter ausbrach, ihr Schluchzen, ihr herzzerreißendes Geschrei zu beschreiben — darauf muß ich Verzicht leisten; endlich entschied sie das Heil ihres Sohnes. Ich ging fort, sie begleitete mich fast einen ganzen Tag, abwechselnd ihr Kind säugend und es mit Thränen und Küssen bedeckend; als sie sich von ihm trennen mußte — ich dachte, sie würde gar nicht den Muth dazu haben — faßte sie sich doch. Ich hatte noch nicht 20 Schritte gemacht, als sie mir nachlief; „noch ein Mal, zum letzten Mal!“ sagte sie von Schluchzen erstickt — neue Küsse, neues Weinen, sie sank erschöpft nieder. Ich machte mich wieder auf den Weg, und bald hörte ich einige Schritte hinter mir, sie war es — „noch einmal, guter Claudius, es soll gewiß das allerletzte Mal sein!“ Und ich, der ich niemals weine, mußte auch weinen. Endlich kehrte sie nach der Meierei zurück, um keinen Argwohn zu erregen. Ich kam in Vierzon an, das Findelhaus war aus Sparsamkeit für immer aufgehoben, ich, der ich mitten im Walde lebe, hatte von diesem edlen Rechenexempel nichts erfahren.“

„Aus Sparsamkeit?“ sagte Martin, indem er den Wilddieb ansah, als wenn er ihn nicht recht verstanden hätte.

„Ja, aus Sparsamkeit,“ versetzte Bête-Puante mit wildem Gelächter, „aber nein, was sage ich, wenn sie diese letzte Zuflucht, welche dem Elende, der Scham, der Reue der verführten Mädchen durch einen wahrhaft christlichen Priester eröffnet worden war, aufhoben, wenn sie diesen Zufluchtsort schlossen, so war es aus Logik: sie wußten wohl, daß dieses die größte Anzahl der Kinder, welche an diesem bescheidenen Zufluchtsorte eine mütterliche Fürsorge gefunden haben würden, dem

gewissen Tode widmen hieß — aber warum sollten diese Geschöpfe, die von ihrer Geburt an dem Elende geweiht waren, auch leben? werden diese klugen Rechenmeister gesagt haben — gibt es nicht schon zu viel Volk? **Drängen sich nicht schon zu viel Gäste beim Gastmahl des Lebens?** wie neulich Duriveau versicherte, indem er die fürchterlichen Grundsätze seiner Evangelisten anführte. — Wohlan! werden diese Kindermörder gesagt haben, wir wollen die Findelhäuser schließen, so **wird des Volks weniger werden** — und um den Sohn Deiner Schwester ist's weniger geworden."

„Ach, Claudius, es ist schrecklich," sagte Martin, indem er sein Gesicht mit den Händen bedeckte. „Schonung, Schonung!"

„Du hast Recht, keine Ironie, Haß!" rief der Wilddieb, „ja, Schande und Verwünschung über diese Welt, in welcher der Sprößling eines der Geschöpfe Gottes nicht wie ein göttliches Geschenk betrachtet und mit eben so viel Dank wie zärtlicher Besorgniß aufgenommen wird — ja, Fluch über diese Welt, in welcher Derjenige, der arm und verlassen geboren wird, wie eine gefährliche und Verderben bringende Last für die Gesellschaft betrachtet wird, weil seine Zukunft fast unausbleiblich Elend, Unwissenheit, Unglück und oft das Verbrechen sein wird — Fluch über diese Welt, die mir beinahe das Recht nimmt, mich über den Tod des Sohnes Deiner Schwester zu betrüben, so schrecklich ist das Loos, welches seines Gleichen erwartet! Und doch," versetzte der Wilddieb, indem er einer unwillkürlichen Rührung unterlag, „wenn Du wüßtest, was es sagen will, ein armes, unschuldiges Geschöpf vor Deinen Augen nach und nach erbleichen, auslöschen und verscheiden zu sehen. Nein, ich kann Dir nicht beschreiben, wie mein Herz in dieser Nacht zerrissen ward, nachdem ich ohne Erfolg an die Thür des Zufluchtsortes geklopft hatte, wo ich das Kind Deiner Schwester niederzulegen hoffte. Ach, obgleich es durch die Krankheit und die Ermüdung von der Reise so sehr erschöpft war, würde es am Leben geblieben sein, wenn es bei der Rückkunft die sorgfältige Pflege gefunden hätte, welche seine Schwäche forderte; aber nein, nichts, nichts, in dieser späten Nachtzeit — die Nacht war regnerisch und kalt — kein war Haus offen, ich fühlte wie die Glieder des armen Kindes steif wurden, erstarrten, ich erwärmte sie mit meinem Athem, es fuhr krampfhaft zusammen, dann hörte ich ein sanftes und klagendes Weinen, es lächelte, als ob es den Engeln zulächelte — und war todt."

Nach einem kurzen Schweigen, das Martin nicht zu unterbrechen wagte, versetzte der Wilddieb mit festerer Stimme:

„Ich machte mir eine fromme Pflicht daraus, Deiner Schwester ihr Kind wieder zu bringen, für eine Mutter ist's immer noch etwas, auf dem Grabe ihres Sohnes beten und weinen zu können, ich suchte mit der traurigen Last meinen Schlupfwinkel zu erreichen. An dem Tage meiner Rückkehr von Vierzon wurde dieser Schlupfwinkel durch einen unglücklichen Zufall entdeckt, ich hatte Bruyère vorher nicht unterrichten können, sie erfuhr in demselben Augenblicke den Tod ihres Sohnes und die Anschuldigung des Kindesmordes, die auf ihr lastete — das war zu viel, sie wollte sterben.

„Du weißt jetzt die Leiden des Opfers," fuhr der Wilddieb fort, „morgen sollst Du die unwürdige Grausamkeit des Henkers erfahren, Du sollst erfahren, welcher gewaltsamen und schändlichen Ueberraschung Deine Schwester unterlegen ist, einmal, nur einmal — immer noch keusch, wenn auch befleckt. Diesen schrecklichen Bericht, den Scham und Furcht immer auf ihren Lippen zurückhielten, und den sie, fast erliegend vor Beschämung, nur mir allein abgestattet hat, wird Deine Schwester Dir, ihrem natürlichen Rächer, abstatten; denn die Stunde hat geschlagen."

„Welche Stunde hat geschlagen, Claudius?"

„In der ein großes Beispiel statuirt werden wird."

Plötzlich rief Martin: „Claudius, hörst Du nicht den Galopp von mehren Pferden?"

„Seit einer Viertelstunde höre ich ihn; denn mein Ohr ist geübter als das Deinige."

„Aber was bedeutet das?" fragte Martin beunruhigt.

„Es sind die Gensdarmen, welche mich suchen," antwortete Claudius kalt, „sie kommen, mich hier fest zu nehmen."

Der Wilddieb schien bei der Gefahr, von der er bedroht war, so gleichgültig, daß Martin ihn verdutzt ansah und ausrief:

„Man will Dich festnehmen; und Du bleibst, Claudius?"

Bête-Puante antwortete nichts, nahm Martin beim Arm, führte ihn aus den Trümmern des Ofens, zu welchen Beide sich zurückgezogen hatten, heraus, ließ ihn auf dem Damm einige Schritte vorwärts thun und zeigte ihm mit der Hand in der Ferne auf dem entgegengesetzten Ufer des Teiches, beim Mondschein, eine Anzahl Gensdarmen, die auf einem Wege, der gerade nach der Meierei führte, im Galopp vorrückten.

„Die Gensdarmen!" rief Martin, „flieh, Claudius, flieh!"

„Ich habe Dir zu wichtige Dinge mitzutheilen."

„Aber nicht zehn Minuten, so sind die Soldaten hier."

Bête-Puante schüttelte mit dem Kopfe.

„Was soll sie aufhalten?" fragte Martin.

„Die Schleuse, horch!"

Martin horchte und hörte im tiefen Schweigen der Nacht das ferne Rauschen eines starken Wassersturzes.

„Du hast also die Schleuse aufgezogen, Claudius?"

„Ja, seit einer Stunde; als ich hierher ging, sah ich diese Reiter an der Ecke des Teiches erscheinen — nach ihrer Richtung konnten sie nur hierher wollen, und hier konnten sie nichts zu suchen haben als mich."

„In dem Falle hast Du Recht, Freund; der Damm steht unter Wasser, die Reiter werden genöthigt sein umzukehren."

„Und wenn sie sich einmal in die Sümpfe und Torfmoore verwickelt haben, die den Teich auf unserer Seite einfassen, so brauchen sie mehr als eine Stunde, um uns zu erreichen, und in einer Stunde bin ich vor ihnen in Sicherheit. Jetzt höre mich!"

„Ich höre, Claudius."

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sommerabend.

(Schluß aus Nr. 114.)

Der Mönch hatte so gesprochen, daß der Arzt die Worte wohl vernehmen konnte. In seiner Stimme lag eine Treuherzigkeit und Ueberzeugungsgewißheit, die den Arzt schon auf der Ruine innigst gerührt hatte, jetzt aber noch viel gewaltiger ergriff. Unwillkürlich hatte er die Hände gefaltet; die letzten Worte des Alten aber trafen ihn so in's Innerste, daß er die Augen niederschlagen mußte und kaum im Stande war, die tiefe Bewegung, worein sie ihn versetzten, zu verbergen. Es drängte ihn, die Hand des Mönchs zu ergreifen und das stumme Geständniß dieser Bewegung hineinzudrücken. Ohne dies zu sehen, hatte so eben die Frau sich von dem Schemel erhoben und zum Zeichen ihres herzlichen Danks die andere Hand des Alten ergriffen. So sahen sich nun die Gatten in die Augen. Keines wagte zu reden. Der Alte aber fügte ihre Hände zusammen, und, wie wenn Eine Seele in Beiden lebte, sanken sie zugleich zu seinen Füßen, damit er sie segnete. Er that es, indem er sprach: „Was ist schöner auf Erden, als zwei Gatten, die sich lieben! Ihr Glück lobt den Herrn, der aller Liebe Urquell ist. Aber die feinste Süßigkeit der Liebe kosten nicht die Lippen der Glücklichen. Die ist die Frucht der Schmerzen. Und darum schickt der Herr den Liebenden den Schmerz, daß ihre Liebe darin Probe halte und ihren süßesten Kern aufschließe. Fürchtet Euch deshalb nicht vor ihm, liebe Kinder! Wenn Ihr auf sein Wort höret, so werden Eure Thränen zu Perlen, und zu der Hand, die Euch schlug, werdet Ihr sagen: Du hast uns wohl gethan."

Als die Gatten wieder aufstanden und sich in stummer Rührung umarmten, sah man auch in den Augen des Mönchs zwei große Tropfen glänzen. Die Gatten wollten ihm wiederholt die Hand drücken. Er wehrte sie aber sanft ab und wendete sich auf's Neue gegen das große, hölzerne Crucifix, vor welchem er auf den Schemel, den zuvor die junge Frau eingenommen hatte, niederkniete.

Indessen war auch der Schäfer in die Hütte getreten, hatte in aller Stille den Topf aus dem Ofen genommen, die gekochten Kräuter auf ein Tuch ausgebreitet, das er an eine mondhelle Stelle gelegt hatte, und sie in das Tuch eingeschlagen. Man hörte ihn unverständliche Sprüche murmeln, die auch wol wieder in eintönig summenden Gesang übergingen und nicht selten von wunderlichen Geberden begleitet waren. Er trat sofort an das Lager des Kindes, befühlte dessen Körper von oben bis unten und legte ihm dann das Tuch mit Kräutern auf die Herzgrube, worauf er den übrigen Körper noch tiefer in Tücher einhüllte und in regelmäßigen Pausen mit der Hand über die Schläfe des Kindes strich.

Die Mutter hatte erst mit zweifelhaften Blicken diesem Beginnen zugesehen. Der Gatte erzählte ihr aber leise, welchen Antrag ihm der Schäfer gemacht, und warum er ihm seine Bitte gewährt habe. Darüber blitzte ein Strahl der Hoffnung in ihren Augen auf, den jedoch der Arzt mit sanftem Kopfschütteln beantwortete, indem er nach dem Crucifixe wies und sie von dem Lager wegführte, dessen Anblick die Wunde nur immer von neuem bluten machen konnte.

Unterdessen hatte der Barbier dem einzigen Geschäfte, das ihm noch übrig geblieben war, mit löblicher Bescheidenheit obgelegen. Er war emsig gewesen, das Feuer zu schüren und in der Hütte stets die gleiche Temperatur zu erhalten, die er an dem darin aufgehängten Thermometer kunstmäßig abmessen konnte. Er wurde auch jetzt nicht lässig in seinem Aemtchen, da ihn die Proceduren des Schäfers höchlich interessirten, obgleich er sich nicht genug darüber verwundern konnte, daß der Arzt zu solchem medikastrirenden Aberglauben ordentlich die Hände biete. Doch war dies nicht das Einzige, was ihn irre machte und ihm zu denken gab. Seit er den Arzt vor dem geistlichen Herrn hatte auf die Knie sinken sehen, hatte ihn ein großer Respekt vor diesem überkommen, und er sann nun hin und her, wie er sich das Alles zurecht legen solle, was vor wenigen Stunden in seiner Gegenwart in der Ruine droben gesprochen worden war.

Der Advocat dagegen hatte sich an's Fenster gelehnt und den schweigsamen Zuschauer gemacht. An Stoff zu interessanten Betrachtungen und zu einer Mischung eigenthümlicher Gefühle gebrach es auch ihm nicht. Die junge Frau, die ihn, wie alle Bekannte des Arztes, durch gesellschaftliche Anmuth, durch Witz und schalkhafte Heiterkeit zu fesseln gewußt hatte, schloß in diesen Stunden ihm so ganz neue Seiten ihres Wesens auf. Ein sich mehr zu praktischer Thätigkeit, als zu beschaulichem Genießen neigender Sinn, der ihn in mannigfache Beschäftigungen, namentlich in alle Interessen des öffentlichen Lebens verflocht und ihm nur wenig Muße gönnte, hatte ihn vorher den Umgang mit dem schönen Geschlechte, wenn nicht vernachlässigen, doch nur ohne nähere Betheiligung als einen flüchtiger Zeitvertreib mitnehmen lassen. Seit dagegen der Arzt in der Gegend erschienen war, schien sein Interesse an diesem Zeitvertreib unvermerkt gewachsen zu sein, da man ihn gegen seine sonstige Gewohnheit auffallend viel Zeit in der Gesellschaft der liebenswürdigen Familie hinbringen sah. In der That hatte er auch in dem Umgang mit dem feingebildeten, im glücklichsten Verhältnisse des Alters, wie der Anlagen und Kenntnisse stehenden Paare unvermuthet in seinem eigenen Innern eine Empfänglichkeit für häusliches Liebesglück entdeckt, wie sie ihn selbst überraschte. Aber fast bestürzt war er gewesen, als er in dem Augenblick, wo der auf den Wellen tanzende Nachen dem mit dem Sturm kämpfenden Schiffe sich nahte und auf diesem die anmuthige Gestalt der mit einem Arme das Kind umklammernden, mit dem andern ihnen zuwinkenden Mutter sichtbar ward, eine Gluth durch alle seine Glieder rieseln fühlte, die ihm sein Herz von einem stärkeren Triebe, als dem der allgemeinen Menschenliebe, überrascht zeigte. Freilich war in jenem Augenblicke keine Zeit gewesen, solchen Gedanken nachzuhängen. Die Gefahr, worin der Nachen nach dem Austritt des alten Andres schwebte, hatte seine ganze Besonnenheit in Anspruch genommen, und es war auch der Mann dazu gewesen, sich zu beherrschen. In eben diesem Sinne hatte er verlangt, daß der Arzt selbst die Seinigen an's Ufer tragen solle, und nur dessen Eigensinn war es, der ihn nöthigte, die Rollen zu tauschen. Daß nun aber in dem Momente, wo er die holde Gestalt um die Hüften faßte und sie in der Verwirrung der Angst die Arme um seinen Nacken preßte, wo er ihre Wange an der seinigen glühen, ihr Herz an dem seinigen schlagen fühlte, eine plötzliche, wilde Begeisterung, ein kurzer

Wahnsinn dumpfen Entzückens über ihn kam, das hatte er mit keiner Willensstärke verhindern können, nur das vermochte er über sich, den gefährlichen Augenblick nach Kräften abzukürzen und sich mit verdoppelter Energie zur Rettung des Kindes aufzuraffen. In dem kalten Bade der stürmischen Wogen hatte er mit leidenschaftlichem Genusse die heiße Brust gekühlt, und, daß er den Knaben entseelt fand, hatte er auch an seinem Theile als Buße für seine kurze Selbstvergessenheit hingenommen. All Dies aber, was in den entscheidenden Momenten selbst mit der Gewalt des Instinkts durch seine Seele gegangen war, hatte sich erst jetzt, seit er einsam am Fenster stand und den ruhigen Betrachter machte, seinem Bewußtsein wieder vergegenwärtigt und zu deutlichen Gedanken auseinander gesponnen. War nur einmal eine geheime Stelle seines innersten Lebens bloßgelegt, so konnte freilich der Anblick einer Reihe von Situationen, worin die holde Frau, von der edelsten Leidenschaft ergriffen, mit immer gleicher Anmuth sich bewegte, nur zur Steigerung jenes dumpfen Gefühls von wonniger Qual dienen, das ihn ergriff, so oft er die Uebrigen vergaß und sich allein ihr unmittelbar gegenübergestellt dachte. Je mehr aber dieser Eindruck durch die Kraftfülle einer gesunden, jetzt eben von einer außergewöhnlichen Anstrengung ausruhenden Constitution gesteigert werden mochte, um so tiefer empfand auch der sittlich ernste Jüngling den befriedigenden Zauber, der von dem greisen Mönche ausging. In ähnlicher Weise, wenn auch aus andrem Grunde, als der Gatte der liebenswürdigen Frau, fühlte auch er durch die Reden des frommen Alten sich getroffen und betete leise mit. Der Augenblick aber, als derselbe den Liebesbund des edlen Paars von Neuem einsegnete, ward auch für ihn der Augenblick eines schmerzlichheiligen Opfers, indem er, nicht ohne einen heißen Thränenguß, die kaum geborne Leidenschaft unter der Asche einer starknöthigen Resignation begrub.

Ohne Ahnung hievon führte jetzt eben der Arzt seine Frau ihm zu, der es Bedürfniß war, ihm aus der Tiefe des Herzens zu danken. Sie that es mit um so stärker ausbrechendem Gefühl, je mehr ihr zarter Sinn ihr einen Vorwurf daraus machte, daß sie es nicht schon früher gethan hatte. Er ertrug aber die Süßigkeit dieses Genusses nicht lange und wußte mit Geschick das Gespräch abzulenken, indem er von dem Eindruck sprach, den ihm und Andern der Knabe in seiner gesunden, anmuthsvollen Lebendigkeit gemacht habe. Nach den Friedensworten des Mönchs konnte nichts mehr Balsam für das Herz der Mutter sein. Erst hörend, dann selbst erzählend, lebte sie in schmerzlicher Freudigkeit wieder auf, und ward bald unerschöpflich in Erwähnung hoffnungsvoll bedeutsamer Züge aus dem Leben des Kindes, wie sie nur der feine Takt der Mutter auffassen und in treuem Gedächtnisse bewahren kann. Der Arzt ließ sich mit ihr in Wetteifer ein, und in Kurzem wurde das Haus der Trauer der Schauplatz einer so zahlreich lebendigen Unterhaltung, wie sie der Rechtsgelehrte nur je an dem geselligen Tische des befreundeten Paars genossen hatte. Eins fing dem Andern die Geschichten von den Lippen weg, und Beide waren innigst entzückt, wenn der Freund einen Beitrag aus seinen Unterhaltungen mit dem liebenswürdigen Knaben einzuflechten wußte.

Indessen wurde auch dieser Genuß der immer noch aufgeregten Stimmung des Advocaten zuviel, da er zu oft sich gezwungen sah, den leuchtenden Augen der lieblichen Frau gegenüber den Blick niederzuschlagen und den warmen Druck ihrer Hand auf eine Weise zu erwidern, der seiner Stimmung widersprach. Er besorgte überdies, daß die Gatten zu sehr in die Erinnerung ihres elterlichen Glücks sich vertiefen möchten, und hielt es daher für gerathen, sie unvermerkt der traurigen Gegenwart wieder näher zu bringen.

So standen sie denn wieder an dem Lager des Kindes, die Gatten auf der einen Seite Hand in Hand, der Freund auf der andern Seite mit übergeschlagenen Armen, alle Drei sich schweigsam der Nachwirkung des in den innern Tumult gegossenen Friedens überlassend. Der Mönch lag noch immer kniend vor dem Betpulte; der Schäfer fuhr noch immer in abgemessener Regelmäßigkeit mit seinen Bemühungen fort; der Barbier kauerte auf seinem Plätzchen am Ofen und schien eben einschlafen zu wollen. Draußen hatte der Sturm nach und nach ganz nachgelassen; durch die Fenster sah man den Vorplatz, die Kapelle unter ihrem Baumdach und ein Stück vom See im vollen, ungetrübten Glanz des Mondes schimmern. Hätte nicht das leblose Kind den Mittelpunkt für alle Anwesenden gebildet, so hätte die Hütte für die nach der Sündfluth auf dem Berge Ararat angelandete Arche gelten können.

Der Arzt ließ eben seine Uhr repetiren, welche die Stunde der Mitternacht angab. Der Professor und der alte Andres waren aus der Stadt herübergekommen und traten sachte ein, indem sie die mitgekommenen Diener mit der Tragbahre und andern Geräthschaften, die sie mitgebracht hatten, in der Klause warten hießen. Der Arzt wollte den Eintretenden entgegengehen; eine abwehrende Bewegung des Schäfers hielt ihn aber zurück, und wie ward ihm, als die Mutter mit dem Ausrufe: „Er regt sich, er lebt!“ — an dem Lager niedersank und das Gesicht des Knaben mit Küssen bedeckte!

Was ihm im ersten Rausch des Entzückens unglaublich geschienen hatte, bestätigte sogleich die nähere Untersuchung. Der Knabe war vom Scheintode erwacht, und, wenn gleich nun noch die größte ärztliche Sorgfalt nöthig war, so kannte doch das Glück des Vaters keine Grenzen. Der ehrliche Schäfer wollte ganz verblüfft von den Huldigungen, womit ihn die Eltern überschütteten, in den Hintergrund zurücktreten, aber der Arzt duldete es nicht, sondern verlangte ausdrücklich, daß der wackere Mann in seiner Weise forthandeln solle, die er denn nur mit seinem Beirath unterstützen wolle. Der Rechtsgelehrte hatte in der Stille die Neueingetretenen verständigt.

Als nun wieder eine Pause eintrat, erhob der Mönch, der mit liebevoller Theilnahme über die Gruppe hinsah, seine freundliche Stimme und sprach: „Liebe Kinder! Was dünkt Euch? Ist nicht jetzt der Herr mitten unter uns? Er hat angeklopft und Ihr habet ihm aufgethan. Sehet nun, daß seine Liebe größer ist, als sein Zorn! Sie, die Alles überwindet, thut noch alle Tage Wunder. Auch hier ist Kapernaum. Bewahret denn den Frieden, den sein Liebesblick in Eure Herzen geträufelt hat! Er hat's genommen, er hat's gegeben. Sein Name sei gelobet!“

Während der alte Andres kniend den Mönch um seinen Segen bat, sagte der Rechtsgelehrte leise zu dem kopfschüttelnden Professor: „Es ist doch nun so. Sein Glaube hat ihm geholfen; und glaube denn auch Du, daß es noch mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als wovon unsre Schulweisheit sich träumen läßt!“ Der Arzt aber sprach zum Mönch, indem er dessen Hand an sein Herz drückte: „Hochwürdiger Herr! Die Stellen um den See her, in welche Sie in schwerer Stunde den Stamm des Kreuzes pflanzen halfen, haben Sie heute um eine vermehrt!“

C. Reinhold.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Die düsseldorfer Malerschule und die Kunstkritik.

Ihre Novellenzeitung bringt seit längerer Zeit Correspondenzen und Berichte über deutsche Kunst und kommt damit gewiß den Wünschen ihrer vielen Leser entgegen; nur wollte man es auffallend finden, daß Preußens Metropole fast immer den Stoff dazu hergibt, obgleich sie doch keineswegs die Hauptstadt der deutschen Kunst ist. Wollen Sie zur Abwechslung eine kleine Besprechung der düsseldorfer Schule annehmen, die überdies noch einen Artikel aus Berlin in Nr. 104 berichtigen soll?

Ihr Referent bricht allzu lakonisch über die rheinische Kunstschule den Stab; er vergleicht sie mit einem Wunderkinde, das zu großen Hoffnungen berechtigt hat und dann statt in's männliche Alter der Kraft in's kraftlose Alter des Greises getreten ist. Die düsseldorfer Schule hat in ihren Jugendjahren nichts unbegreiflich Wunderbares geleistet, im Gegentheil ist es noch jetzt unbegreiflich, wie das Publicum jene ersten Erzeugnisse wunderbar nennen konnte. Vielleicht läßt sich dies Wunder nur dadurch erklären, daß zur Zeit ihrer ersten Anfänge diese Schule allein dastand, weil damals in ganz Deutschland keine organisirte Akademie bildender Künste existirte, mit welcher man sie hätte vergleichen können. Ihr erstes Erscheinen ist weit mehr den Anfängen eines Dichters vergleichbar, der romantisch schwärmt und auf den Reimen Herz und Schmerz herumreitet, statt auf dem Pegasus, den er erst später besteigen wird, wenn die männliche Vernunft über das jugendliche Herz gesiegt hat. Ist eine derartige Entwickelung nicht durchaus naturgemäß, haben nicht unsere größten Dichter Mondscheinlieder gesungen, bevor sie einen Wallenstein oder Faust schreiben konnten? Grade so traten vor 15 Jahren Schadow's Jünger hervor; Bendemann malte „trauernde Juden“, Lessing das „trauernde Königspaar“ und Schrödter, um doch auch etwas Trauerndes zu machen, sogar „trauernde Lohgerber“. Die Anderen blieben nicht zurück, sie steckten ihre Modellkarte in verrostete Harnische, ließen ein mittelalterliches Kalbfell an ihrer Seite baumeln, und fertig waren die Ritter, Knappen und Trabanten, worüber die Kritik noch heute in Harnisch geräth, nachdem sie damals das Trommelfell zu ihrem Lobe geschlagen hatte. Erst geraume Zeit später, nachdem die münchner Schule sich neben der düsseldorfer erhoben hatte, schlug die öffentliche Stimme andere Saiten an, und die Ausdrücke „thränenreich,“ „zuckersüß“ und „mondscheinartig“ wurden Mode in der Kritik über düsseldorfer Bilder. Und siehe, diese Mode dauerte weit länger als ihre Ursachen. Seit mehr als 8 Jahren ist in Düsseldorf keine Thräne mehr gemalt, kein Seufzer plastisch verewigt, kein Runkelrübenzucker in die Farbe gemischt worden; dagegen finden sich alle diese Elemente noch täglich in den betreffenden Kritiken, als ob die Herren Recensenten obige Ingredienzen unter ihre Dinte gemischt hätten. Wie viele Jeremiaden erhoben sie nicht über Bendemann's Jeremias, und hat nicht die gesammte Kritik seit 10 Jahren um die wenigen „trauernden“ Bilder getrauert?

Diese Thatsachen sind eben so wenig Phänomen, als die ersten düsseldorfer Bilder selbst es waren; meistens wohnen die Rädelsführer des öffentlichen Urtheils in anderen Kunststädten, als z. B. München und Berlin. Bayerns Hauptstadt hat unter directer Aegide des Königs ein großartiges und blühendes Kunstinstitut, sie muß sich also aus edlem Neide ihrer Nebenbuhlerin gegenüberstellen. Berlin dagegen besitzt trotz der Protection des Königs bis heute nur einige Maler, aber keine Kunstschule, und muß sich also mit unedlem Neide behelfen. Wohnt an einem andern Orte ein Recensent, und wäre er ein Wunderkind, nämlich ein unparteiischer Richter, so kann er mit bestem Willen über Düsseldorf nicht richtig urtheilen, weil er seine Kunstschule nicht kennt. Da behilft er sich denn auch und schreibt, was er vom Hörensagen weiß; so ist der süße Brei entstanden, den die kritische Teufelsküche seit einem Decennium ihren Stammgästen um's Maul schmiert, der bald wie münchner Knödel riecht, bald den faden Geschmack der berliner Pfannkuchen hat, so daß es wol an der Zeit ist, ihn durch Beimischung von düsseldorfer Mostert vor dem Verschimmeln zu bewahren.

Ihr Referent ist allerdings etwas besser unterrichtet, er gibt zu, daß die Thränenquelle der hiesigen Schule versiegt sei, aber dann fügt er bei, sie sei altersschwach geworden und wende sich jetzt mit pietistischen Händefalten ab von den Thorheiten der Welt, um blutlose Madonnen und marklose Christusgestalten zu malen. Das ist gerade, als wenn man von Berlin sagen wollte: Die ganze Kritik leidet daselbst an einem frevelhaften Egoismus, der sie für ein universelles Urtheil unfähig macht, indem er sie zu kleinlichen Mäkeleien über fremde Erzeugnisse verleitet. Es ist wahr, die düsseldorfer Schule producirt Heiligenbilder, sie producirt sogar die religiöse Kunst, weil ihr Director dieser Richtung angehört; es ist eben so richtig, daß manches Product dieser Gattung marklos genannt wird, aber repräsentiren jene Bilder die ganze düsseldorfer Schule? Erkennt man bei ihr auch nur im Entferntesten diesen Typus? Wo steckt in den Gemälden der Historienmaler das fromme Händefalten? Wiefern wenden sich die Genremaler Düsseldorfs, darunter die besten von ganz Deutschland gehören, von den Thorheiten und Schönheiten dieser Welt ab? Und wie will man die kleine Partei der religiösen Künstler den beiden Hauptvertretern der Kunst gegenüberstellen? Die Erzeugnisse der düsseldorfer Schule werden dem auswärtigen Publicum immer nur vereinzelt vorgeführt, und wer keine Gelegenheit hat, die alljährliche Ausstellung des düsseldorfer Kunstvereins zu sehen, ist nicht im Stande, über die Leistungen der Schule ein richtiges Urtheil zu fällen. Einige wenige Bilder auf den kleinen Kunstausstellungen zu Hannover, Bremen, Hamburg u. s. w. können wol die Kritik ihrer selbst, nicht aber die der ganzen Academie auf sich ziehen; selbst die größte, je zwei Jahre sich wiederholende Kunstschau zu Berlin gibt noch keinen richtigen Maßstab, weil viele hiesige Künstler ihre Bilder lieber behalten, als sich die Zurücksetzung der dortigen Kunstvereins-Direction gefallen lassen. Es war noch auf der letzten berliner Ausstellung der Fall, daß die Intrigue der Antipoden beinahe einen vollständigen Bruch mit den ersten Malern Düsseldorfs herbeigeführt hätte, als man die Bilder von Lessing, Schrader, Sohn, Jordan, Hübner, Ritter und andere angeblich „wegen Verspätung“ gar nicht ausstellen wollte.

Es dürfte dem scharfsinnigsten Psychologen schwer fallen, die vielen Anfeindungen gegen die hiesige Schule auf ein anderes Motiv, als das des ohnmächtigen Neides zurückzuführen. Daß ein Institut, dem jede Protection von oben, jede Aufmunterung entzogen wird, nur auf seine eigene Kraft gestützt die bevorzugten Nebenbuhler zu übertreffen wagte, daß es ferner, unbekümmert um die ewig mißtönende Leier der kritischen Wortführer, ruhig und unverdrossen seinen Weg

geht, — das Alles ist wahrlich eher anzuerkennen als zu verdammen. Parallelisiren wir ein wenig die heterogenen, sich befeindenden deutschen Kunstinstitute.

München ist das Eldorado der Kunst und ihrer Jünger; einen König Ludwig wird das nächste Jahrhundert nicht wieder haben, und aus der Prosa einer künftigen Zeit wird man wehmüthig auf seine herrlichen Schöpfungen zurückblicken. Was die Schule Münchens Großes und Erhabenes geschaffen, hat sein Kunstsinn erweckt, seine aufopfernde Protection gehegt und — seine Chatoulle bezahlt. Ein Fürst wie er würde in Sibirien eine Kunstschule geschaffen und aus Kamtschadalen Künstler gemacht haben. Er hat dem Genius Kaulbach's und Cornelius' Bahn gebrochen zu ihren unsterblichen Werken, er wies Heinrich Heß die Wände zu seinen Fresken an, baute für Rottmann's Landschaften die Arkaden und gab Schwanthaler Marmor und Erz für seine Bildwerke. Wer aber bot den Künstlern am Rhein ein Gleiches? Schadow kam mit wenigen Schülern von Berlin nach Düsseldorf, diesem kunstarmen Orte, der nicht einmal mehr seine ehemalige Gallerie alter Werke besaß; es gebrach den jungen Anfängern also sogar an Vorbildern, und nichts war vorhanden, als das alte verfallene Schloß mit leeren Ateliers und ein paar Antiken zum ersten Studium. Aus diesem Nichts entstand die berühmte düsseldorfer Schule, entstanden ihre Meister und Jünger; kein großer Mäcen bot ihnen die Mittel zum Aufschwung, kein Fürst Plätze zu großen Werken. Ganz auf eigene Kraft angewiesen, schuf das junge Institut zuerst den Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen und erhielt so die einzige Stütze zu seiner Existenz. Die ziemlich bedeutenden Fonds dieses Vereins werden zur Anschaffung eines großen der in der Welt verbreiteten Malerwerke Düsseldorfs verwendet, außerdem dienen sie noch zur Herstellung größerer Kunstschöpfungen und haben z. B. den Kaisersaal zu Aachen, den Rathhaussaal zu Elberfeld, den Römersaal zu Frankfurt u. s. w. ausgeschmückt. Dieser Kunstverein ist aber auch der einzige Schutzgott unserer Schule; sehen wir dagegen wiederum auf Berlin. Während die Koryphäen der deutschen Kunst zu Düsseldorf seit vielen Jahren vergebens auf Bestellungen von Berlin harren, fügte es der Himmel, daß die belgischen Künstler Gallait und de Biefve von Preußens Herrscher beauftragt wurden, Scenen aus der vaterländischen — brandenburg-preußischen — Geschichte zu malen, und so dürfen wir uns aller Beweise von offenbarer Hintansetzung der düsseldorfer Schule, der ersten des preußischen Staats, enthalten. Sie wissen, daß Lessing, Schrödter und Steinbrück im Begriff standen, unsere Schule und den preußischen Staat zu quittiren und nach Frankfurt überzusiedeln. Der beleidigte Künstlerstolz rechtfertigte diesen Schritt vollkommen; glücklicherweise haben die Bitten ihrer Collegen die beiden ersteren Meister vermocht, einstweilen noch von dem Vorhaben, das der ganzen Schule einen harten Stoß versetzt haben würde, abzustehen, und Steinbrück hat seinen Entschluß dahin geändert, daß er nach Berlin auswandert. Glücklicherweise — wenn die nächste Zukunft diesen Ausdruck rechtfertigt — dämmern auch in nebelgrauer Ferne einige schwache Hoffnungsschimmer für die hiesige Kunst; die Bürger Düsseldorfs haben das schöne Project, aus eigenen Mitteln eine neue Gemälde-Gallerie zu gründen, neuerdings sehr energisch aufgefaßt, und bereits ziemlich günstige Resultate in ihren Kreisen erzielt. Wir wollen hiermit besonders auf dieses anerkennungswerthe Streben aufmerksam machen, für welches man mit Recht die Unterstützung unseres speciellen Vaterlandes und seines Monarchen beanspruchen kann.

Nächst München möchte Berlin gar gern als zweite Kunstschule im Range dastehen; vielleicht bildet Preußens Hauptstadt sich ein, Das zu sein, wozu es sein König gern machen möchte: Metropole deutscher Wissenschaft und Kunst. Unter den obwaltenden Verhältnissen wird Berlin weder das Eine noch das Andere jemals werden. Eine Universität in einer Residenz ist wie ein Feigenbaum in einem nordischen Garten, der vergebens Sonne und Wärme verlangt; er wird zum Krüppel, und um ihn nur am Leben zu erhalten, stutzt man jedes üppig aufsprossende Zweiglein und curirt ihn mit der Scheere. Eine Kunstschule dagegen ist eine prächtige tropische Pflanze, die sehr wohl im Treibhause gedeiht, aber durchaus der sorgfältigsten Pflege des Gärtners bedarf. Einen solchen Kunstgärtner hat München am König Ludwig. Im großen Treibhause Berlins gibt es aber eine Menge einheimischer Pflanzen, denen vielleicht mehr als die nöthige Pflege durch Zustutzen u. s. w. zu Theil wird, so daß die schöne Lotosblume Kunst dagegen zurückstehen muß. Daß Preußens Herrscher Berlin bevorzugt, ist natürlich, aber mit der Berufung einiger großen Meister ist noch keine große Malerschule geschaffen. Dazu bedarf es anderer Sympathien zwischen Protector und Institut, als sie in Berlin vielleicht stattfinden können; solche Sympathien finden wir in winziger Verkleinerung vielfach bei den Interessenten des Schönen, wenn alle Journalisten diesen Titel verdienen. Aber ihre Unterstützungen sind federleicht und liefern statt Gold — Dinte! An dergleichen Bestrebungen leuchtet es am besten ein, wie relativ die Macht der Presse ist. Ueberall tritt die Gewalt der Wahrheit feindlich entgegen, wo es sich um's Streichen handelt — sei es nun das Streichen des Censors, oder das Herausstreichen der Kritiker.

Ein Seitenblick auf Sachsens Kunstschule, die vierte, und auf Frankfurt's, die fünfte und letzte in Deutschland, beendigt die Rundschau im Gebiete der deutschen Kunst. Beide sind zum Theil Abkömmlinge der düsseldorfer, weil Bendemann und Hübner in Dresden und Rethel und Becker in Frankfurt aus Schadow's Schule hervorgegangen sind. Sie gehören daher selbstredend nicht zu den Rivalen.

Nun schielt Ihr Referent nach Frankreich und Belgien hinüber und behauptet von Lessing, er würde ein großer Künstler geworden sein, wenn er ein geborner Franzose wäre. Wir sind kosmopolitisch-liberal genug, um jedem Lande seine Verdienste zu lassen, und würden in der Politik sehr gern mit demüthigem Blick auf unsere Verhältnisse Alles einräumen, was von ausländischen Vorzügen aufgestellt wird. Deutsche Kunst und Wissenschaft lassen sich aber nicht in Parallele mit einem anderen Lande verunglimpfen. Wenn Ihr Correspondent sagt, Lessing sucht vergebens in der deutschen Geschichte nach einem großartigen Stoff, so räumen wir das ein, ohne jedoch zuzugeben, daß es ihm mit der französischen Geschichte besser gegangen sein würde. Warum hat Paul Delaroche, der erste Historienmaler Frankreichs, viele seiner schönsten Werke aus Englands Vergangenheit hergeholt, wie z. B. seinen Charles I., Cromwell, Lord Strafford, seine enfans d'Edouard u. A.? Kommen ihm nicht auch aus Frankreichs Vorzeit überall herrschende Könige und Priester, wie der Referent von der deutschen Geschichte aufstellt, statt großer Thaten entgegen? Daß Ihr Correspondent an Vernet und seine Apotheosen des Soldatenspiels mit dem Beduinen gedacht, ist doch nicht anzunehmen! Und was sind Delaroche's Bilder aus seiner vaterländischen Geschichte, z. B. sein Richelieu, sein Mazarin, seine Jeanne d'Arc, anders, als Stoffe aus jener Quelle der Herrscherthaten? Wollten wir auch einräumen, daß der französische Künstler erhabenere Stoffe finden könne, als der Deutsche, daß also in dieser Beziehung Frankreich ein besseres Vaterland der Kunst wäre, so liefert uns dagegen die Kunstgeschichte den Beweis, daß Frankreich von Alters her im Geschmack, also auch in der Richtung, weit hinter Deutschland zurückblieb. Es gibt nichts Widerlicheres, als die französische religiöse Kunst, nichts Ekelhafteres, als französische Frivolität in Genrebilder übersetzt. Frankreich hat nur große Historienmaler und Landschafter, und auch in diesen Fächern nicht so viel tüchtige Männer, als Deutschland. „Drei Viertel der französischen Künstler sind Peintres à la mode, ihr Pinsel ist wie die Scheere des marchand tailleur stets bereit, dem bon ton zu huldigen, und an abgeschmackten Ideen sind sie noch reicher als die lions de Paris. Das Reich des französischen Kunstgeschmacks hat wie die Mode keine Grenzen. Nicht viel besser ergeht es dem Tochterlande Belgien: die Kunst zählt dort ebenfalls ihre Koryphäen, hat aber eben so wenig eine Richtung, einen in den Grenzen der Aesthetik begründeten, bestimmten Geschmack. Nur in der Farbengebung charakterisiren sich die Flamänder und übertragen darin vielfach die deutschen Maler; aber in ihren Stoffen, d. h. Gegenständen, übertreffen sie wo möglich noch die Franzosen an Abgeschmacktheit. Möge jeder Belgomane die königliche Ausstellung belgischer Bilder, die von der patriotischen Metropole des deutschen Rheins alljährlich zu Nutz und Frommen der deutschen Kunst veranstaltet wird, nur einmal besuchen! Die kaum denkbare Wahl so vieler miserabler Stoffe zu Bildern wird ihm eine unbegrenzte Verwunderung abnöthigen!

Möge es nimmer unseren Künstlern beikommen, ihren deutschen Kunstgeschmack der Nachahmung eines Fremden zu opfern; lassen sie immerhin den Franzosen ihre leichte, gewandte Technik, den Belgiern ihre brillanten Farben, wenn ihnen der deutsche reine Kunstsinn, die deutsche Tiefe der Auffassung verbleibt. Wiefern sie in dieser Hinsicht die Nachbarländer übertreffen, gedenken wir in einem zweiten Artikel demnächst darzuthun.

W. K.

Berliner Sitten und Gebräuche.

3. Berlin und die Grisettenbälle.

Der Brand des alten Colosseums, welcher vor ungefähr 5 bis 6 Jahren stattfand, und der noch aus besonderen Gründen viel von sich sprechen machte, war ein harter Schlag für das „junge Berlin." Wenn seitdem das Opernhaus abbrannte, eine der größten Bauten Berlins, das mit seiner düstern und doch so königlichen Pracht einen gewaltigen Eindruck auf das Herz eines Jeden machte, der es besuchte, so war das ein Ereigniß, was vielleicht außerhalb mehr Interesse erregte, aber in Berlin selbst kam es nicht jener allgemeinen Bewegung gleich, welche die Herzen ergriff, als es hieß: das alte Colosseum brennt! Welche Erinnerungen knüpften sich an dieses Gebäude, welche süße Gedanken rief man hervor, wenn man dieser Maskenbälle gedachte, die man in ihm durchlangt hatte? Man muß sehen, wenn man es selbst nicht gekannt hat, mit welcher frommen Rührung das junge Berlin vom alten Colosseum spricht, wenn ein Unvorsichtiger das Andenken daran erweckt; man muß diese Seufzer hören, welche so vielen Lippen entfliehen, wenn das Gespräch auf dieses Thema fällt, um zu glauben, wie sehr man seinen Verlust betrauert, wie fest man davon überzeugt ist, daß die Zeit die Lücke nicht wieder ausfüllen wird, welche das neidische Element geschlagen hat.

Und was ist es denn, was das Andenken an das Colosseum so süß, was die Gewißheit seines Falles so traurig machte? Ich habe es selbst nicht gekannt, und wenn ich diese seufzenden Lippen jetzt frage, so vermag man mir keine bestimmte Antwort darauf zu geben. — „Es war so gemüthlich!" sagt man mir, und damit ist es aus.

Das alte Colosseum — es wird jetzt so genannt, weil seit einigen Jahren ein neues entstanden ist — war zu seiner Zeit das einzige Local in Berlin, welches zu seinen Bällen alle Stände vereinte, in süßer Eintracht, weil Alles den Wunsch hatte, sich zu vergnügen, ohne nach etwas Anderem zu fragen. Wenn die Grisette oder das Mitglied des Corps de Ballet auf dem glatten Parquet im lustigen Tanze dahinflog, so saß eben in den Logen manche vornehme Dame, die Sammetmaske vor dem Gesicht und das Lorgnon in der Hand, welche sich an diesem bunten Treiben ergötzte, von dem sie so oft gehört hatte, und das sie nun endlich selbst einmal sah. Wenn eine Ronde im Mazurek oder Contretanz gemacht wurde, so gab der Barbier aus der Friedrichsstraße dem Attaché der französischen Gesandtschaft vertraulich die Hand, und wenn man sich zum Schluß des Ganzen ein Bischen prügelte, was ziemlich oft vorkam, so fragte man viel darnach, woher die Schläge kamen, welche man empfing, wenn sie nur gut angebracht oder vertheilt waren. — Das war also ein ganz vertrauliches Zusammensein, das nichts zu stören im Stande war, als etwa das unvermuthete Einschreiten eines ordnungsstiftenden Polizisten, ein Umstand, dem Papa Kroger fast immer durch seine zeitigen, väterlichen Ermahnungen zuvorzukommen suchte. Man verließ am andern Morgen das Colosseum mit einer Beule am Kopf und um eine gute Menge Thaler leichter, die man für Champagner bezahlt hatte, von dem ein großer Theil statt in die Kehle auf Rock und Beinkleider kam,… man nahm sich vor, für's Erste nicht wieder hinzugehen, und wenn der Donnerstag über 14 Tage wieder da war, wenn man im Begriff, schlafen zu gehen, eben das Licht auslöschen wollte, besann man sich plötzlich eines Besseren, kleidete sich an, rief aus dem Fenster eine verspätete Droschke und fuhr nach dem Colosseum, wo man eintretend mit einem Hurrah! dort gemachter Bekanntschaften begrüßt wurde. — Das ist's, was man mir vom alten Colosseum erzählt hat, und in der That habe ich, so lange ich in Berlin bin, manches Local gesehen, in dem es ähnlich, aber keins, indem es ganz so zuging.

Man kann sich denken, daß der Brand des alten Colosseums, das seinen Besitzer zum reichen Mann gemacht hatte, eine Menge anderer Locale der Art hervorrief, welche dem Publicum den Gefallen thun wollten, es für den Verlust seines Lieblings zu trösten. Da war zuerst „Villa Bella", dann die „Friedrichstädtische Halle", zuletzt das neue Colosseum, welche unter den günstigsten Auspicien auftauchten, ohne Das zu werden, was sie werden sollten. Das neue Colosseum, das sich vor den anderen Localen durch eine elegante und zweckmäßige Bauart auszeichnet, konnte sich von Anfang an nicht über ein gewisses Publicum erheben, das, aus Fabrikmädchen und Handlungsdienern bestehend, ein zwar sehr lautes, aber dennoch sehr monotones Bild darbietet. Es ist nicht der geringste Geist, nicht eine Spur von Witz in dieser Gesellschaft, welche in einem Schreien und Toben bleibt, das ohne weitere Ursache, als Ausgelassenheit und Verderbtheit, so lästig wie möglich wird. Ebenso war es mit der „Halle", wie das oben genannte Local abgekürzt von den Berlinern genannt wird. Man tanzte, man trank, man prügelte sich, wenn es darauf ankam, aber in dem Ganzen war keine Art, keine Spur von Sitte, und ich bin einmal der Meinung, daß selbst die Ausgelassenheit, ja das Laster eine gewisse Aristokratie der Manieren haben muß, wenn es uns nicht fortwährend beleidigen und abstoßen soll. So blieb während einiger Jahre für die Freunde des alten Colosseums nur Villa Bella übrig, ein Local, das zu klein war, um das Colosseum zu ersetzen, und das sich deshalb damit begnügte, ein eignes Genre zu schaffen, nämlich den ächten und reinen Grisettenball nach französischem Muster. Villa Bella ward der Sammelplatz aller feineren lustigen Mädchen Berlins, wie es denn auch der einzige Ort der Art wurde, in welchem man einer ziemlich ausgesuchten Herrengesellschaft begegnete. Das Benehmen dieser gegen die Mädchen hatte jene zuvorkommende Artigkeit, welche der feine Mann selbst dem gewöhnlichsten Mädchen nicht versagt, und man fand unter diesen wirklich einige, welche geborne Grisetten zu sein schienen, so gutmüthig, so zutraulich waren sie jetzt zu einem Einzelnen, während sie einen Augenblick später den ganzen Tisch durch ihren ausgelassenen Witz unterhielten, der zuweilen wirklich von der äußersten Originalität war. — Aber auch Villa Bella bewies, daß es nicht würdig war, das alte Colosseum zu ersetzen; denn seit einem halben Jahre steht sie verlassen und verödet da, zu Gunsten eines neuen Locals, das sich seit dieser Zeit in der Schumannsstraße, im Herzen unseres Quartier latin eröffnet hat. — Das Friedrich-Wilhelmstädtische Casino ist für den Augenblick der Ort, wohin sich das junge Berlin, nachdem es den Aeltern gute Nacht gesagt hat, wöchentlich einmal flüchtet, um den Jugendübermuth ein wenig auszutoben. In dem Casino ist es, wo sich eben zwei Männer treffen, welche vor einer halben Stunde aus ein und derselben Gesellschaft kommend, gute Nacht zu einander sagten,… im Casino begegnet der Principal seinem Commis, der Commis dem Lehrling, im Casino begegnet sich Alles, was lebenslustig ist, gleichviel, ob es noch jung oder schon alt; — dort sehen wir das schöne Mädchen mit den schwarzen Augen wieder, das Mancher vor einer Stunde im ersten Rang des Opernhauses für eine auswärtige Gräfin hielt; dort begegnen wir der blassen Näherin, welche alle Morgen ihren Weg mit dem unseren kreuzt. Dort trifft der junge Mann aus der Provinz den Freund seines Vaters, der zum Besuch in Berlin, Alles sehen, Alles kennen lernen will; dort schlendert der junge, wohlfrisirte Franzose, die Hände in den Taschen, Arm in Arm mit seinem Landsmann umher, zuweilen einen Engländer umlaufend, der den langen Hals in seinen unendlichen Vatermördern verbergend ein God dam! zwischen den Zähnen murmelt, wenn er ein hübsches Mädchen sieht, zu dem er sich nicht herantraut, weil er nicht genug Deutsch spricht, um etwas Anderes als Lachen zu erregen. Dort sehen wir selbst zuweilen einen Mohren erscheinen, der trotz seiner aufgeworfenen Lippen, trotz der schwarzen Farbe seines Gesichts in der Regel ein mitleidiges Wesen findet, das sich seiner annimmt, indem es mit ihm Kuchen ißt und Wein trinkt, was er natürlich mit gutem inländischen Gelde bezahlen muß; — dort findet man mit Einem Wort jenes pêle-mêle der Gesellschaft, das nur eine Hauptstadt in dieser Großartigkeit zu liefern vermag; diese Vereinigung aller Stände, welche einem Bilde dieser Art einen so großen Reiz verleiht und dem Geiste des Beobachtenden einen reichen Stoff darbietet, der seinem Auge bald hier, bald da entgegentritt.

Das Casino ist nächst Kroll's Wintergarten das großartigste Local in Berlin. Es besitzt außer seinem großen Saal eine Masse kleinerer Zimmer, Speisesäle, Logen, Tunnel und dergleichen, und es bietet deshalb die Annehmlichkeit dar, daß man sich ermüdet von dem Geräusch des Balles in ein entfernteres Zimmer zurückziehen kann, wo man Sophas findet, um sich zu ausruhen,… Spiegel, um die zerstörte Toilette wieder in Ordnung zu bringen, und als Zugabe das gedämpfte Geräusch der Ballmusik, welche aus dem tiefliegenden Saal in

die Bogen emporschallt. — Wenn man einen Menschen, welcher diese großstädtischen Vergnügungen noch gar nicht kennt, in eine dieser Logen versetzte,... wenn man ihn hinabschauen ließe in den Trubel eines solchen Balles,... er würde seinen Augen entweder nicht trauen, oder er würde in einem Tollhause zu sein glauben. Ich habe kürzlich einen Sommerball im Casino mit angesehen, welcher den Festen in der Chaumière und der Chartreuse, den Eldorado's des pariser Studenten und der Grisette, gewiß nichts nachgab. Es war da eine solche Masse von Menschen, daß den Tanzenden nur eben erlaubt werden konnte, sich eine Bahn zu brechen, während der ganze übrige Saal mit Zuschauern erfüllt war. Da war kein Plätzchen, um einen Hut hinzustellen, und man suchte sich deshalb zu helfen,... man tanzte mit den Hüten. Und man darf es kein Tanzen nennen,... es ist ein Rasen, so schwindelnd schnell ist man hier gewohnt zu walzen oder zu wienern. Wenn dann ein solcher Teufelsgalopp zu Ende war, wenn man sich mit dem Taschentuche den Schweiß von der Stirn trocknete, der in dicken Tropfen darauf stand,... so wurde in dem Garten ein Feuerwerk abgebrannt, und man stürzte hinaus, unbekümmert darum, ob man sich den Tod zu holen im Begriff war oder nicht. Es geht nichts über diese Unbesorgtheit der Jugend, welche alle Erfahrungen, alle Ermahnungen des Alters in toller Lust über den Haufen stößt, und die durch ihren guten Glauben gerettet wird.

Ich weiß wirklich nicht, was ich in diesem Trubel zuerst bemerken soll. Soll ich Ihnen von den verschiedenen Classen dieser Mädchen sprechen, welche so glücklich scheinen und doch so unglücklich sind,... soll ich Ihnen erzählen, mit welchen lustigen Beinamen man diese oder jene belegt hat, soll ich Ihnen die Reine bacchanale dieser Feste zeigen, oder wollen Sie mich in den Saal zurückbegleiten, wo man sich eben zu einem Contretanz aufstellt, zu welchem das Entrée der jetzt beliebtesten Strauß'schen Quadrille gespielt wurde? Sie würden sich vergebens einen Begriff von einem solchen Contretanz zu machen suchen, darum ein Paar Worte darüber.

Während sich hier ein geborner Franzose, von den spähenden Augen der heimathlichen Municipalgardisten befreit, der Ausgelassenheit des reinen Cancans überläßt, der selten, wenn er einigermaßen gut getanzt wird, einen Kreis lachender Zuschauer um sich zu versammeln verfehlt, während sich dort ein erst vor Kurzem aus der Provinz gekommener junger Mann mit wohlgefälligem Lächeln in den phantastischen Sprüngen ergeht, welche ihm sein alter Maître de dance beibrachte, während auch dieser nicht verfehlt, durch seine himmelhohen Pirouetten und Entrechats eine Masse Lacher um sich zu versammeln, spricht die Mehrzahl dieser Tänzer ihre Gefühle in einer eigenen Art und Weise aus, welche ich nicht anders, als den berliner Cancan nennen kann. Da findet man nicht eine Spur mehr von den steifen, regelrechten Figuren des Contretanzes, welche der junge Mann mit so großer Aufopferung ausführt, da ist keine Idee von Ordnung und Gleichmäßigkeit der ganzen Quadrille;... ein Jeder hat seine eigene kleine, zuweilen sehr charakteristische Bewegung, welche er bald auf diese, bald auf jene Art variirt. Dieser oder Diese schaukelt sich vergnügt lächelnd auf den Hüften, während sich Jener darin gefällt, seine Tanzfiguren mit möglichst schlotternden Beinen zu machen, und der Dritte dort drückt mit einem Zucken der Schultern und einer pagodischen Seitenbewegung des Kopfes aus, was sein Nachbar so trefflich vermittelst seiner Hände klar zu machen versteht. Alles tanzt Contretanz, aber die Füße haben das Wenigste dabei zu thun. Man tanzt mit den Hüften, mit den Schultern, mit Kopf und Händen, vor Allem mit den Augen, und die Füße haben höchstens die sehr niedrige Aufgabe, den Oberkörper bald vor, bald rückwärts zu bewegen, welcher sich dagegen das Recht vorbehält, dem Tanz durch eine um so größere Beweglichkeit ein Interesse zu verleihen. Diese Art zu tanzen ist die Kindheit des Cancan, und der berliner Cancan wird sich in einigen Jahren zu einem sehr ausdrucksvollen Tanze gestalten, wenn er bis dahin nicht vielleicht auch bewacht oder unterdrückt wird. Es gibt viele unter den Habitués der Grisettenbälle, welche den reinen Cancan mit einer großen Fertigkeit tanzen, und es fehlte nur, daß man ein Paar der Berühmtheiten der Chaumière kommen ließe, um den berliner Grisetten einigen Unterricht im Cancan zu ertheilen; denn diese Mädchen haben keinen Begriff davon. Wenn der Champagner und die Aufregung des Tanzes, vereint mit dem Beispiel ihres Herrn, sie einmal bestimmen, über den gewöhnlichen berliner Cancan hinauszugehen, so werden sie in einem hohen Grade gewöhnlich. Die Ueppigkeit soll sich halb verschleiert den Blicken darbieten, um sie desto mehr zu reizen, aber das begreift die berliner Grisette nicht. Wenn sie einmal Cancan tanzt, so denkt sie, je toller, je besser, und das gibt dem Bilde etwas Abstoßendes, das den Fortgang dieses Tanzes zum Glück gewiß sehr hemmen wird.

A. Mödinger.

Heinrich v. Collin's Todtenfeier in Wien.

Am 31. Juli l. J. feierte das literarische Wien ein eben so eigenthümliches als seltenes Todtenfest, das wir hier als Augenzeugen in der Erinnerung festhalten und zugleich veranschaulichen wollen. Es fand nämlich um die sechste Abendstunde des genannten Tages in dem kleinen Dörfchen Gersthof bei Wien die Uebertragung der Gebeine des Dichters Heinrich v. Collin von dem alten Kirchhof auf den neu angelegten statt. Nach fünfunddreißigjähriger Ruhe wurden des Dichters irdische Reste dem Mutterschoße der Erde entrissen, um dann wieder der Grabesnacht übergeben zu werden. Fühlt man sich schon beim Anblicke des Menschengebeins überhaupt, dieses Staubs vom Staube, ergriffen und vom Hauche des Jenseits angeweht, in welchen magischen Gedankenkreis werden wir erst hineingezogen, Angesichts der irdischen Reste eines Wesens, das zwar der Form und den Wesensbedingungen nach unserer Gattung angehört, gleichwol aber durch seltene, ungewöhnliche, oder außerordentliche Eigenschaften über die staubgefesselte Alltagsmasse weit hinausgeragt. Freilich, dem blöden Auge erscheint Alles in trüber, bedeutungsloser Einerleiheit: die Blume ist ihm weiter nichts als Blume, der strahlende Sirius am Himmel ein Stern wie jeder andere Stern, und so sind ihm denn auch Gebeine, und wären sie auch die heiligen Ueberreste eines gottbeseelten Leibes, eben nur Menschengebeine, indessen ein geweihteres Auge in diesen Trümmern der Hülle eines Dichtergeistes die ehrwürdigen Ruinen eines hehren, harmonischen Tempelbaues, kostbare Reliquien, Atome eines wunderbaren Schöpfungsgebildes erblickt.

Heinrich v. Collin war, wie von unterrichteten und noch lebenden Zeitgenossen behauptet wird, in Folge seiner Anstrengungen im Staatsdienste, während seines Aufenthaltes in Gersthof, im Sommer 1811 einem Nervenfieber im 39 Lebensjahre, also in der Fülle des männlichen Alters, erlegen. Dem kleinen und engen, zwischen Gebäuden versteckten und unscheinbaren gersthofer Kirchhofe wurde da die Ehre zu Theil, die irdischen Reste eines der hervorragendsten Dichter Wiens in seinen stillen Schoß aufzunehmen. Eine Steintafel mit der einfachen Inschrift: „Hier ruht Heinrich Edler v. Collin, k. k. Hofrath, Ritter des k. k. Leopoldordens, geb. den 26. December 1771, gest. den 18. Juli 1811, und ein sich trauernd über die Urne beugender weiblicher Genius bezeichneten nahe der Mitte der rechten Einfriedungsseite des Kirchhofes des Dichters Ruhestätte. Fünfunddreißig Jahre hatten seitdem die letztere umkreist, fünfunddreißig Jahre in der geheimnißvollen Tiefe das Werk der Zerstörung, nein, der noch geheimnißvolleren Umwandlung vollbracht, und fünfunddreißig Jahre des Dichters Andenkens in dem Gedächtnisse der ganz anderen Eindrücken, Einflüssen und Interessen zugewandten Gegenwart halb verwischt; aber die Freundschaft war nicht verwittert und gestorben, sie hatte an dem Grabe Wache gehalten und das heilige Gebein vor Vergessenheit geschützt, die Freundschaft, den Zeitstürmen trotzend und beharrlicher als Liebe. Einem Freunde des verewigten Dichters, einem Zeugen und Mitgenossen einer mannigfach bewegten und erschütterten, aber das götterwürdige Schauspiel hehrer Geistesflüge und divinatorischer Erscheinungen zugleich darbietenden Zeit, war es vorbehalten, den Manen des Geschiedenen ein Erinnerungsopfer darzubringen und die irdischen Reste des zu früh Dahingegangenen zu sammeln und denselben eine neue Ruhestätte zu bereiten. So kam es, daß wir noch fünfunddreißig Jahren von einer Leichenfeier H. v. Collin's zu sprechen haben, deren Veranlassung wir S. E. dem Grafen Moritz v. Dietrichstein zu verdanken haben. Diese Leichenfeier knüpfte sich nun an die Uebertragung der Gebeine H. v. Collin's aus dem alten Grabe in ein neues, auf dem gleichfalls neuen gersthofer Kirchhofe, und sollte ihre eigentliche Verherrlichung durch die Theilnahme des gesammten literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Wiens, an das man sich mittelst einer besonderen Einladung in den öffentlichen Blättern wandte, erhalten. Die Absicht war schön, und die Zumuthung eine gewiß würdige, vertrauensvolle und nicht zu viel fordernde. Zu gleicher Zeit war es gewissermaßen auf eine Ehrenrettung des artistischen und schöngeistigen Wiens abgesehen, man wollte ihm nämlich Gelegenheit bieten, das gelegentlich der Enthüllung des neuen Glockgrabmals Versäumte und Unterlassene nachzuholen und zu verbessern, es sollte zeigen, daß es ihm weder an Einsicht, noch an gutem Willen fehle, ein in momentaner Zerstreuung und vielleicht halb unfreiwilliger Vergessenheit verschuldetes Versehen wieder gut zu machen. Und hat es wirklich nachgeholt, wirklich verbessert und Versäumtes eingebracht? Eine Gewissensfrage, die sich nicht ohne einige Verlegenheit beantworten läßt und daher am besten in unentschiedener Schwebe zwischen Ja und Nein belassen bleibt. Der Graf von Dietrichstein hatte einen Mann mit der Veranstaltung der Feier beauftragt, dessen älterliches Haus zu der v. Collin'schen Familie in freundschaftlichen Beziehungen gestanden, und der sich auch mit Bereitwilligkeit dem Vollzuge des Auftrags unterzog. Dies ist Herr Posso, ärztl. Rath und Director des Handlungskranken-Pensions-Instituts, zugleich Mitinteressent einer bedeutenden hiesigen Buchhandlung. Auch ihm hatte der Tod erst vor Kurzem einen Sohn — es war ein hoffnungsvoller, junger Dichter — in der Blüthe des Lebens entrissen, und schmerzlich mochte bei der nun begangenen Feier die noch frische Wunde des Vaterherzens bluten. In den Nachmittagsstunden des 31. Juli wurde die Ausgrabung der irdischen Reste Collin's vorgenommen. In der regelmäßigen Tiefe von 6 Schuh stieß man auf den gänzlich vermoderten, eichenen Sarg, leicht ward die morsche Decke gelüftet, und was bot sich den Blicken dar? Der wohlerhaltene, noch hie und da mit blonden Haaren besetzte Schädel, mit Ober- und Unterkiefer und den noch unversehrten, dem letzteren wohleingefügten Zähnen, die Hauptknochen der Arme und Beine, die Wirbel des Rückgrats und mehre Rippen. Das zartere Gebein war der Verwesung gänzlich anheimgefallen. Als wir an den Rand des Grabes traten, entdeckten wir noch unter den Sargsplittern einen Rückenwirbel, der sofort sorgfältig aufgelesen und den übrigen Resten hinzugefügt wurde, die bereits ein neuer, einfacher Sarg aus kernigem Eichenholze umschloß. Letzteren schmückte außer dem Bahrtuche und dem Kreuze ein frischer Georginenkranz. Wir wollen nicht dagegen eifern, daß der Lorbeer und die Immortelle fehlten und eine Modeblume sich an ihre Stelle drängte; — ist sie doch auch eine Blume, so gut wie jede andere berufen, den Sarg eines Auserwählten zu schmücken, und es steht uns frei, ihrer vergänglichen Schönheit in unserem Selam eine beliebige Deutung zu geben. Um die 6. Abendstunde begann sich der kleine Kirchhof mit Leichengästen zu füllen. Einem Häuflein von Literaten, Tagesschriftstellern und Redacteuren hatte sich eine beträchtliche Zahl von Bewohnern und Sommergästen Gersthofs angeschlossen; ob aus höherer Theilnahme und frommer Rührung oder aus Neugierde, lassen wir dahingestellt, genug, sie waren da und lieferten ein ausgiebiges Contingent zum Leichenzuge. Endlich erschien der Ortsgeistliche, stimmte das de Profundis an, segnete und weihte die Gebeine ein. Hierauf traten mehre Redacteure aus der Schar hervor und luden den Sarg auf ihre Schultern, und sang- und klanglos setzte sich der Zug in Bewegung, den Weg durch den anmuthigen gersthofer Park — einen wahren Poetenweg — einschlagend. Nachdem der Priester auf herkömmliche Weise die neue, in der ersten und obersten Gräberreihe befindliche Ruhestätte des Dichters eingesegnet, wurde der Sarg still und geprängelos in den Schoß der Erde versenkt, und das dumpfe Echo der in die Tiefe rollenden Scholle gesellte sich zu dem tiefen Seufzer: „Have pia anima!“ Von Trauerchören, Grabreden oder anderen Erinnerungszeichen an der Dichtergruft wissen wir leider nichts zu berichten, obgleich sie nie und nirgends passender und zeitgemäßer gewesen wären, als hier auf dieser heiligen Stätte. Schweigend und fast wie schüchtern schied die Versammlung von dannen, sich bald darauf nach allen vier Winden zerstreuend. Nur außerhalb der Kirchhofseinfriedigung hatte sich ein kleiner Trupp von literarischen Leichengästen gebildet — Hofrath von Hammer-Purgstall befand sich auch darunter, er, der Freund und Zeitgenosse des verewigten Dichters, er, der das Honorar seines Trauerspieles „Dschafer“ der Errichtung des Collindenkmals in der St. Karlskirche als Beitrag gewidmet, und wehmuthsvolle Erinnerungen schienen durch seine Seele zu ziehen. Das Häuflein hielt stille und schien einem Sprecher in seiner Mitte aufmerksames Gehör zu schenken. Wir eilten hinzu und fanden den Redacteur E. im Lesen eines Briefes des Grafen von Dietrichstein an Herrn Posso begriffen, worin der Verfasser seine Verhinderung durch Dienstgeschäfte entschuldigte und nicht nur den Manen des Freundes, sondern überhaupt seiner Zeit die wärmsten Erinnerungen weihte, mit einer eben so zarten als feinen Wendung des schönen Eifers gedenkend, der einst nur einer Anregung bedurfte, um auf entgegenkommendste Weise jenes Denkmal in der Karlskirche in kurzer Frist möglich zu machen. Bemerkt muß hier werden, daß sich der Graf um das Zustandekommen des besagten Monumentes wesentliche Verdienste erworben, seiner eigenen Hochsinnigkeit hiermit ein nicht minder schönes Denkmal setzend. Ein einfacher Grabstein, die Inschrift des alten, verwitterten an der Stirne tragend, bezeichnet die neue Ruhestätte des Dichters und sichert die spätere wiener Nachkommenschaft vor der Gefahr, daß es ihr nicht so gehe, wie es den Göttingern mit Bürgers Grabe ergangen. Wollen wir aber, und wollen unsere Epigonen nicht nur des Dichters Grab, sondern ihn ganz im Geiste und in der Wahrheit besitzen, so thut es hohe Noth, seine Schöpfungen nicht unter jenem hermetischen Verschlusse zu halten, der noch finsterer ist als die Gruft und schwerer drückt als der schwerste Leichenstein.

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn M. in K. — Es thut uns leid, von Ihrer nach Inhalt und Behandlung beachtenswerthen Einsendung keinen Gebrauch machen zu können, da wir durch frühere Annahmen dermaßen überhäuft sind, daß wir auf längere Zeit hin nur auf ganz Ausgezeichnetes Rücksicht nehmen können.

Herrn K. in St. — Wir zweifeln, ob Sie die Novellen-Zeitung, welcher Sie die Erzeugnisse Ihrer Feder zuwenden wollen, je gelesen haben. Ein Blick auf eine ihrer Nummern müßte Sie überzeugt haben, daß da für Ihre Muse keine Wohnungen bereitet sind.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 116.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 16. September 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 115.)

Zehntes Kapitel.

Der Richter.



„Es ist einige Monate her," sagte Bête-Puante, „daß ich vom Geheimniß Deiner Geburt unterrichtet wurde. Du warst in der Fremde, ich schrieb Dir, Du kehrtest nach Frankreich zurück. Ich habe Dir das fürchterliche Benehmen des Duriveau gegen Deine Mutter erzählt, sie war vor Verzweiflung wahnsinnig geworden, weil er Dich ihr entreißen ließ, um Dich als Kind dem grausamsten Elend Preis zu geben. Ich habe Dir erzählt, wie Duriveau, nachdem er auf unbarmherzige Weise mein Herz verwundet, da ich ihm doch niemals etwas Uebles gethan, mich als mein böser Engel noch ein zweites Mal auf herabwürdigende Weise bei meiner Ehre angegriffen."

„Ich weiß es, das Alles war schändlich, Claudius — höchst schändlich."

„Ich habe Dir endlich erzählt, wie ich nach seinem eigenen Geständniß das Leben dieses Menschen mit gutem Fug und Recht in Händen hatte; bleich entsagend erwartete er den Tod, aber ich traute auf ein heiliges geschworenes Versprechen, das er bald darauf verlachte, und ließ ihn leben."

Bei diesen Worten drückten die Züge Martin's eine unbeschreibliche Rührung und Bewunderung aus.

„Ja, Freund," rief er, „wie hat sich bei dieser Gelegenheit Dein Herz wie immer groß und edelmüthig gezeigt. Ich werde niemals vergessen, wie Du mir vor einigen Jahren bei einer unserer letzten Zusammenkünfte, nach einer langen Trennung, ohne mich damals zu unterrichten, daß von Dir selbst die Rede sei, Folgendes sagtest: Höre, mein Sohn, einen Zug, der eine gute Lehre enthält. Ein Mann von niederem Stande und geringen Glücksumständen ward von einem Reichen und Mächtigen beleidigt, — es war, merke wohl, eine jener tödtlichen Beleidigungen, die das Gesetz mit dem Tode zu bestrafen erlaubt. Der Arme war bewaffnet, er sagte zu dem Andern: Du mußt sterben. — Mein Leben ist in Deinen Händen, sagte der Reiche, thue was Du willst. Höre, versetzte der Andere ernst, bis jetzt bist Du böse gewesen, sei in Zukunft gut, sei menschlich, komm Deinen leidenden Brüdern zu Hülfe, Du, der Du für sie kein Mitleid kennst — schwör' es mir, und Du sollst leben — aber nimm Dich in Acht; Deine Beleidigung hat mir für immer das Leben verhaßt gemacht, es ist mir zur Last, — wirst Du trotz Deines feierlichen Versprechens meineidig, so werde ich Dir früh oder spät das Leben nehmen, das ich Dir jetzt lasse, um es gut anzuwenden — und dann würden der Richter und der Gerichtete dasselbe Loos haben — der Reiche schwur."

„Ja, fahr nur fort," sagte der Wildbieb, indem er Martin mit tiefer und bitterer Ironie unterbrach, „verweile auf meinem albernen und strafbaren Vertrauen. — Geh, ich bin der thörichtste, der verbrecherischeste der Menschen gewesen."

„Du wirst nicht so sprechen, Claudius, wenn Du erfähest, daß mir Dein Beispiel, wie Du wünschtest, eine wichtige Lehre gegeben."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Später habe ich meinerseits Gelegenheit gehabt, nicht Einem, der mich beleidigt hatte, auf edle Weise das Leben zu lassen, sondern einen mächtigen Mann, einen sehr mächtigen Mann einem gewissen Tod zu entreißen und ihm, indem ich mich Deines erhabenen Beispiels erinnerte, zu sagen: Dieses Leben, das ich gerettet habe, widmen Sie es dem Guten; Ihre Macht ist groß; kommen Sie Ihren leidenden Brüdern zu Hülfe."

„Und ist der auch meineidig geworden?"

„Nein, Claudius, der ist nicht meineidig geworden," antwortete Martin mit Rührung, „der hat treu sein Wort gehalten. Du siehst also, ich hatte Recht zu sagen, daß Du auch diesmal den bewundernswürdigen und unerschöpflichen Edelmuth Deines großen Herzens gezeigt hast."

„Und ich sage mir, daß ich auch dieses Mal strafbar gewesen bin," rief der Wildbieb mit wilder Aufregung, „ja, strafbar; denn ich habe einen Elenden leben lassen, welcher, trotz seines Schwures, Ströme von Thränen hat fließen machen und die schrecklichsten Leiden verursacht hat. Einen Elenden, welcher sich seiner Laster gerühmt, sie in seinem Geschlechte fortgepflanzt hat. Nein, ich hätte diesen Menschen nicht leben lassen sollen, nein, ich hätte es nicht thun sollen; und doch habe ich, indem ich meinen persönlichen Haß überwand, Alles versucht, ihn zur Reue zu bringen, indem ich ihn an das beschworene Wort erinnerte. Vergebens habe ich ihn rühren wollen, indem ich ihm das Unglück, welches er verursachte, zum Bewußtsein zu bringen suchte; ich habe vor Allem versucht, ihn über die Ursache der Täuschung aufzuklären, die ihn von dem guten Wege entfernt hatte. Zuerst waren Spott und Hohn, dann Stillschweigen die Antwort auf meine Ermahnungen, meine Bitten, meine Drohungen — und Du hörtest ihn neulich Abends."

„Niemals kann ein Mensch einen ungescheuteren, wüthenderen Haß gegen Alles, was Achtung und Mitleid gebieten, an den Tag gelegt haben," antwortete Martin mit finsterer Miene.

„Ja, es war die unverschämteste, die frechste Herausforderung, die man der Menschheit in's Gesicht werfen kann — gleichwol hat es an Warnungen nicht gefehlt. Ich habe Dir das Alles gesagt — Dir, der Du auch eine schreckliche Schuldforderung an diesen Mann hast, ich habe Dir gesagt: die Sache hat zu lange gewährt, meine Nachsicht ist zu Ende, die Stunde des Gerichts hat geschlagen. Du antwortetest mir: Geduld, Claudius, ich habe Hoffnung, in dem Hause des Grafen Zutritt zu erlangen, Geduld! — Nun bist Du in dem Hause — Du kennst die verabscheuungswürdigen Grundsätze, die er ungescheut bekennt, das Unheil, das er angerichtet hat. Sein Sohn, sein würdiger Sohn ist der Verderber Deiner Schwester geworden. — Wirst Du noch sagen, Geduld?"

Und da Martin den Wildbieb besorgt mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Schmerz und Angst ansah, rief Claudius:

„Du antwortest nicht? Billigst Du, was ist sage? Verdammst Du mich? Sagst Du nicht auch: die Stunde ist gekommen? Ist nicht dieser herzlose Mensch die Geißel dieser unglücklichen Landschaft, da er doch der Wohlthäter, der Schutzengel derselben sein sollte, wie er mir einst in einem feierlichen Augenblicke im Angesicht des Todes geschworen? — Ist nicht dieser Mensch, der Millionen besitzt, der unbeschränkte Herr dieses weiten Landstrichs, den sein Vater mit Kniffen und Wucherkünsten erworben, so wie man dergleichen früher mit Speer und Degen erwarb? Und was sieht man in diesen weiten Besitzungen, welche der Ertrag von niedrigen Schurkenstreichen, die nun durch den Besitz unantastbar geworden sind, und die ungestört auf den Erben übergehen werden — was sieht man dort? Unglückliche Geschöpfe, die in Unwissenheit verdummt sind, deren Reihen sich durch Anstrengung, Hunger und Krankheit beständig lichten, Pächter, die unter so unerschwinglichem Pachtgelde seufzen, daß die Aernte von diesen Feldern, welche sie vom Morgen bis zum Abend mit ihrem Schweiß bewässern, gänzlich für den Grafen ist. Ihnen die Arbeit, ihnen die unablässigen Sorgen, ihnen das Elend, ihnen der Untergang, ihm Ruhe, Müßiggang, Freuden, Reich-

thum! Und das ist nicht genug. Ein unwürdiger Sohn, das lebende Bild dieses unwürdigen Vaters, wird seine durch Betrügereien erworbenen Güter erben und seine Schlechtigkeit fortsetzen — und dieser Sohn wird seinerseits wieder einen Sohn haben, der ihm gleicht — so ist ein Viertel einer Provinz von Frankreich allen Uebeln Preis gegeben, weil es das Unglück hat, unter der Regentenfamilie der Duriveau, einer verderbten Regentenfamilie, die von einem glücklichen Schurken gegründet wurde, zu stehen, und man sagt, daß die Lehnsherrschaft abgeschafft sei, und man sagt, daß die Leibeigenschaft abgeschafft sei?" rief der Wilddieb mit bitterem Lachen. „Bemitleidenswürdig, lächerlich!"

Dann fuhr er fort, indem er sich mit wildem und entschlossenen Ausdruck an Martin wandte:

„Ich sage Dir, da die Zeit der brüderlichen Liebe unter den Menschen noch nicht herannahet, bedarf es jetzt eines aufsehenmachenden, schrecklichen, heilsamen Beispiels, welches die Bösen in Schrecken setze und die edlen Herzen veranlasse, auf dem guten Wege zu verharren."

Martin hatte schweigend diese Verwünschungen angehört, welche aus einem Unwillen hervorgingen, welcher bis zur wildesten Wuth gesteigert war.

Mehre Male erröthete er, und sein Blick funkelte, als fühlte er sich empört von dem schrecklichen Entschlusse des Wilddiebes. Nach einigen Augenblicken sagte Martin zu Claudius mit liebevoller und trauriger Stimme:

„Claudius, Du hast viel gelitten. Dein Kummer, der durch die Einsamkeit und das wilde Leben noch geschärft worden, zu dem Du verdammt bist, seitdem —"

„Genug!" rief der Wilddieb mit dumpfer Stimme, „die Wunde blutet noch immer."

„Ja, sie blutet, und wie ich sehe, ist sie grausam vergiftet; ich werde also schweigen, Claudius, und Dich nicht an die schrecklichsten Schmerzen erinnern, welche einem Manne zu tragen auferlegt wurden, zumal da dieser Mann Du bist, und er Dein Herz hat, Claudius. Aber das bitterste Leiden, aber der gerechteste Groll würden aus einem Manne, wie Du bist, niemals einen Gewaltthätigen und einen Mörder machen."

Der Wilddieb sah Martin mit Erstaunen an.

„Nein, so unbarmherzig der Graf sein mag, so schnöde er das gegebene Wort gebrochen, so bewundernswürdig edel Du gegen ihn gewesen bist, so gerecht Dein Groll ist — Du hast nicht das Recht, Claudius, über das Leben, das Du ihm einst gelassen, zu verfügen. Dieses Recht kommt nur Gott zu —"

„Ich werde Gottes Werkzeug sein," sagte der Wilddieb wild.



„Nein, Du hast das Recht nicht, und Du wirst es bald selbst einsehen," antwortete Martin sanft und würdevoll; „denn die Einsamkeit hat in Dir die glänzende und edle Umsicht, den richtig blickenden und freien Geist nicht ausrotten können, welchen Niemand vermuthete, so lange Du das beschiedene und ehrwürdige Amt des Dorfschullehrers verwaltetest, welches Du gegen ein herumirrendes und einsames Leben vertauscht hast. Claudius," fügte Martin hinzu, indem er die Hand des Wilddiebes zärtlich drückte, „o, mein alter Freund, wenn ich in den seltsamen Wechselfällen meines Lebens, seitdem ich Dich kenne, häufig an schrecklichen Abgründen hingegangen bin, ohne jemals hineinzufallen, so verdanke ich's Dir, so verdanke ich es jenen unauslöschbaren Eindrücken, welche Deine väterlichen Lehren in meinem Herzen zurückgelassen haben, als Du Dich meiner annahmst, eines armen Kindes, das, wie so viel andere Geschöpfe Gottes, für die man weniger Sorge trägt, als für die Thiere des Feldes, vollkommen verlassen war. — Nun wohl, Claudius, weil ich Dir das Leben des Herzens und des Verstandes verdanke, kann ich an Deinen Plänen nicht Antheil nehmen und hoffe, daß Du Dich bei den meinigen betheiligen wirst."

„Deinen Plänen?"

Und der Wilddieb warf auf Martin einen durchdringenden Blick. „Welchen Plänen?"

„Mein Ziel ist das Deinige, Claudius; nur meine Mittel sind andere."

„Es bedarf eines Beispiels."

„Wir werden ein Beispiel geben," sagte Martin mit feierlicher Stimme, „ein großes Beispiel."

„Ein schreckliches Beispiel?"

„Vor Allem ein heilsames, wie Du selbst sagtest."

„Für das Geschlecht, das ich zu treffen wünsche, gibt es keine Lehre ohne Schrecken."

„Vielleicht!"

„Nein, der Schrecken, der heilige Schrecken —"

„Was ist Dein Zweck, Claudius?"

„Die Guten zu ermuthigen, daß sie im Guten beharren, die Bösen zu verhindern, daß sie nicht im Bösen verharren. Und die Bösen über das Uebel, welches sie gethan, zu bestrafen, damit diese Bestrafung ihres Gleichen in Schrecken setze."

„Aber wenn die Bösen nun eben so gut würden, wie sie vorher böse waren, wenn sie eben so menschlich würden, wie sie unmenschlich waren?"

„Gut, menschlich?" erwiderte Claudius mit tiefem Erstaunen, „es ist also nicht die Rede vom Grafen Duriveau, Deinem Vater?"

Und der Wilddieb sprach diese Worte: „Deinem Vater" mit bitterer Ironie.

„Es ist die Rede vom Grafen Duriveau, meinem Vater."

„Und vom Vicomte, Deinem Bruder?"

„Und vom Vicomte, meinem Bruder."

„Lebe wohl, Deine Livrée scheint abgefärbt zu haben; die Hausgenossenschaft ist Sklaverei, die Sklaverei hat Dich verweichlicht und verderbt."

Und der Wilddieb machte eine rasche Bewegung, um sich zu entfernen.

„Martin hielt ihn zurück und sagte mit traurig bewegter Stimme zu ihm: „Du bist strenge gegen mich, Claudius."

„Weil Du feig bist, weil Du die gute Sache verläßest, weil in Dir keine Spur von Männlichkeit und Kraft übrig geblieben ist, weil Du mir jetzt wahrscheinlich gleich die Tugenden des Grafen Duriveau, Deines Vaters, und die edle Sanftmuth des Vicomte, Deines Bruders, zu rühmen anfangen wirst."

„Ich kenne keinen selbstsüchtigeren, keinen härteren, keinen habsüchtigeren, keinen so wahnsinnig hochmüthigen Mann, wie den Grafen Duriveau," sagte Martin streng und kurz.

Der Wilddieb machte eine Bewegung des Erstaunens.

„Ich kenne keine Seele, die mehr als die seinige alle Dem, was Mitleid, Zartgefühl und Liebe heißt, mehr verschlossen wäre, als die seinige, ich kenne keinen Menschen, welcher eine ungeschentere, unerbittlichere und ungeheucheltere Verachtung gegen diejenigen seiner Mitbrüder, welche dulden und entsagen, zur Schau trüge."

„Und Du fürchtetest Dich, Du zittertest in Deiner Livrée?"

„Ja, ich fürchtete mich, ich zitterte, Claudius," antwortete Martin sanft, „ich fürchtete, die heiligen Angelegenheiten, die mich zwingen, die Rolle zu spielen, die ich bei dem Grafen spiele, zu gefährden und auf immer zu zerrütten. Aber Du siehst, Claudius, ich beurtheile diesen Mann eben so streng wie Du. Und, wie ich Dir sage, dieser Mann ist doppelt strafbar; denn er hätte aus seinen ungeheuren Besitzungen ein gelobtes Land machen können, und er hat ein Jammerthal daraus macht."

„Nun, was willst Du denn? Worauf wartest Du denn? Ich verstehe Dich nicht mehr," rief der Wilddieb mit wilder Ungeduld, „und ist nicht der Sohn des Vaters würdig?"

„Da Scipio in einer solchen Schule erzogen ist, Claudius, wie kann man sich wundern, daß er so ist, wie er ist. Ja," setzte Martin im Tone tiefen Schmerzes und Mitleids hinzu, „ich kenne keine so frühe, so eingefleischte, so schreckenerregende Verderbtheit, als die dieses unglücklichen Sohnes, welcher kalt, verächtlich mit den schrecklichsten Lastern spielt, wie ein junger Mensch sich an dem Spielzeug langweilen würde, das unter seinem Alter ist, und er ist kaum 20 Jahre alt."

„Also willst Du wie ich die Bösen durch den Schrecken eines großen Beispiels zum Guten zurückführen?"

„Durch den Schrecken? Nein! Da liegt der Unterschied, Claudius."

„Und nachdem Du mir diese beiden Menschen mit den schwärzesten Farben abgemalt hast, sprichst Du so! Sprich, hast Du denn kein Blut in den Adern und keinen Haß im Herzen?"

„Haß? Nein, Claudius, Du hast mir in meiner Kindheit das Hassen abgelehrt — durch das Beispiel Deiner englischen Entsagung, durch Deine unaussprechliche Heiterkeit bei Deiner grausamen Armuth, Deinem bitteren Kummer und den fortwährenden Verfolgungen, mit denen Du von Seiten eines unwürdigen Priesters heimgesucht wurdest."

„Die Zeit der Entsagung ist vorüber," antwortete der Wilddieb barsch, „es ist jetzt nicht mehr von meinem persönlichen Groll die Rede, es ist nicht blos die mir angethane Beleidigung, die ich rächen will. — Aber da dieser Mann Dir weder Haß noch Abscheu einflößt, mit welchem Gefühl siehst Du ihn denn an?"

„Mit Mitleid, Claudius."

„Mit Mitleid?" rief der Wilddieb mit lautem Gelächter.

„Ja, Claudius, ich fühle jenes tiefe, schmerzliche Mitleid, welches Du mich in meiner Kindheit beim Anblick körperlicher Schäden und Mißgestaltungen empfinden gelehrt hast."

„Du solltest sagen, Mißgeburten — aber der Vergleich paßt nicht, hier ist die Rede von moralischen Mißgeburten, und Mitleid gegen Das zu haben, was der Theilnahme nicht würdig ist, das heißt eine strafbare Nachsicht an den Tag legen."

„Und ich sage Dir, Claudius, ein unglückliches Kind, das in einem vergifteten Luftkreise erzogen ist und nun geknickt wird und verdiebt, verdient Mitleid, ja ein aufrichtiges Bedauern, und es würde roh und sinnlos sein, ihm aus der Krankheit, welche an seinem Leben nagt, ein Verbrechen machen zu wollen."

„Du sprichst von Deinem Bruder, der freilich ein interessantes Kind ist; meinetwegen, und Dein Vater ist also auch ein rührender Gegenstand?"

„Wie sein Sohn ist er in einer grundverkehrten Umgebung erzogen worden, und doch hat er, wie Du weißt, edle Anwandlungen gehabt, die freilich vorübergehend gewesen, aber, das muß man einräumen, seinem Sohne unbekannt geblieben sind."

„Genug!" sagte der Wilddieb rasch, „die Zeit drängt, was ist Dein letztes Wort?"

„Ich will es Dir sagen, laß Dir meine Vergleichung gefallen, Claudius. Denke Dir ein Geschöpf, das von einer schrecklichen, ansteckenden Krankheit, die es mit der Muttermilch eingesogen, ergriffen ist; ein Mensch kommt und sagt: zum Tode mit diesem Unglücklichen — und der Anblick seiner Hinrichtung übt auf Diejenigen, welche von derselben Krankheit ergriffen sind, eine so schreckliche und heilsame Wirkung aus, daß der Gegenstoß ihres Entsetzens, indem sie ein ähnliches Loos fürchten, sie heilt."

„Wohl! es sei — so verfährt man mit den Tobsüchtigen und mit Erfolg, man nimmt einen aus ihrer Mitte und züchtigt ihn in Gegenwart der Anderen auf schreckliche Weise; dann läßt das Entsetzen einen Lichtblick von Vernunft in ihr krankes Gehirn hineinleuchten, und sie kehren zu ihrer Pflicht zurück; aber hier handelt es sich von einem Manne, der seinen gesunden Verstand hat und ihn mit schrecklicher Umsicht zum Bösen anwendet."

In dem Augenblick, wo der Wilddieb diese Worte aussprach, zeichnete sich auf dem Ufer des Teiches, das lebhaft vom Monde erleuchtet wurde, der bewegliche Schatten zweier Menschen ab, die gebückt fortschreitend auf die Trümmer des Backofens zuzugehen schienen.

Martin und Bête-Puante waren zu beschäftigt, um diesen Vorfall zu bemerken, und ihre Unterredung ging ihren Gang.

Elftes Kapitel.

Ueberraschung.



Martin fuhr fort, indem er sich an den Wilddieb wandte, dessen Aufregung beständig wuchs:

„Nein, Claudius, ich glaube nicht an die Allmacht der schrecklichen Mittel, die Menschlichkeit schaudert vor ihnen zurück.“

„Der Brand wird mit glühendem Eisen geheilt. Dein Vater und Dein Bruder sind bis auf's Mark ergriffen —“

Nach kurzem Schweigen versetzte Martin:

„Laß mich Dir, Claudius, eine seltsame, beinahe wunderbare Thatsache erzählen, von der ich Zeuge gewesen bin, und welche Dir meine Gedanken klar machen wird. Ich hatte einmal zum Herrn einen ausgezeichneten Arzt, der ein berühmter Gelehrter und tiefer Denker war. Eines Tages wird er zu einem reichen Kranken gerufen, er findet einen sterbenden Mann, der durch das Uebermaß in allen Vergnügungen erschöpft ist. Das Blut, in seiner Zusammensetzung entartet und der kräftigenden Theile beraubt, schleicht in seinen fast vertrockneten Adern nicht mehr wie ein Lebensstrom, sondern wie ein Todesstrom dahin. Die größesten Aerzte hatten diesen Unglücklichen aufgegeben und verkündigten sein nahes Ende. Dem Gelehrten, dem tiefen Denker fallen die geheimnißvollen schrecklichen Geschichten ein von jungem und edlem Blut, welches den erschöpften Adern gewisser, von Ausschweifungen erschöpfter Alter eingeflößt wurde.“

„Ich sagte es wol, daß es Bluts bedürfte,“ rief der Wilddieb im Tone wilden Frohlockens

„Nein, Claudius, es bedurfte keines Bluts; diese blutige und schreckliche Geschichte wies dem Gelehrten nur den Weg zu einem bewundernswürdigen Einfall. — Vorhänge von Gold und Seide, die von schädlichen Wohlgerüchen dufteten, bedeckten die Wände des reichen Hauses und erhielten in ihm ein Halbdunkel. Diese Vorhänge werden abgerissen, die wohlthuende Sonne durchdringt alle Theile, und bald verschwinden auf Befehl des Arztes die Wände unter einer Menge von grünen Zweigen, dem frischen Raube von balsamischen und harzreichen Bäumen, welche im Ueberfluß die Luftarten aushauchen, welche die Luft allein rein und athembar machen; zugleich reichen junge, gesunde, starke Ammen dem sterbenden Munde des Verscheidenden abwechselnd ihre volle Brust. O Wunder! Kaum sind seine trocknen Lippen mit dieser erquickenden Milch befeuchtet, kaum hat er die belebende und gesunde Luft geathmet, die von den frischen Zweigen, welche sein Lager beschatten, ausgehaucht wird, so scheint der Kranke wieder geboren zu werden, so lebt er wieder auf, sein verdünntes und entartetes Blut erneuert sich und genest. Er ist gerettet, er lebt — er lebt, und seine Rettung hat weder Thränen noch Blut gekostet; eine reine, nährende Milch, die geringe Ausgabe für einige grüne Zweige, die wohlthätigen Strahlen der Sonne, dies waren die Mittel der wunderbaren Heilung *).“

„Claudius, so wird es auch mit den beiden Unglücklichen gehen, die ich so herzlich bemitleiden muß. Hochmuth, Stolz und Herzenshärte blähen sie auf, ihre Seele und ihr Geist sind entartet. Sieh, Claudius, diese vom Brande ergriffenen Herzen, ich will sie retten, indem ich sie aus der verderbten Luft, in der sie leben, fortführe und unter gesunde und reine Vorstellungen verpflanze, wo sie die belebende Wärme edler Gedanken fühlen sollen, ich will diesen kranken Seelen eine wie die Muttermilch zugleich sanfte, heilsame und kräftige Nahrung geben — und sprich, Claudius, Freund, wird es denn nicht ein großes und rührendes Beispiel sein, diese Unglücklichen zum Leben der Seele wieder erwachen zu sehen, zu allen den edlen Gefühlen, welche sie früher verhöhnten, wird nicht diese Umwandlung von Bösewichtern in Menschen eine viel folgenreichere Lehre enthalten, als das schreckliche aber unfruchtbare Beispiel, auf welches Du sinnst?“

„Laß mich, laß mich, Du willst mich eben so schwach, eben so feige machen, wie Du bist,“ sagte der Wilddieb barsch, „vergissest Du denn, daß Duriveau sich gegen mich durch einen feierlichen Eidschwur verpflichtet hatte, und daß er auf alle meine Versuche, ihn zu der Wiedergeburt, von der Du redest, zu bringen, mit Verachtung geantwortet hat? Dieser eiserne Charakter empörte sich gegen den Gedanken, der Gewalt zu weichen.“

„Und sein Eid?“

„Er hat mit ihm gespielt, unwürdig mit ihm gespielt, Claudius, ich weiß es — und doch nimmt mir das Alles nicht alle Hoffnung.“

„Du hast einen Glauben, der Berge versetzt, Du großer Wunderthäter!“ sagte der Wilddieb mit bitterem Scherz.

„Ich habe Glauben, Claudius, weil ich in Betreff des Grafen in eigenthümlicher Lage bin — ich bin sein Sohn, und wenn er es erfahren wird —“

„So wird er einen Beweggrund mehr haben, im Bösen zu verharren. Du sagst, er wollte aus Stolz dem Zwange, den ich gegen ihn auszuüben suchte, nicht weichen, er wird noch weniger seinem Sohne, einem Bastard, nachgeben. Ich kenne den Mann — genug — genug! — Wiege Dich in Deinen Hirngespinnsten; ich will ein Exempel statuiren, ein schreckliches Exempel — und ich werde es thun.“

„Ach, mein Freund,“ rief Martin, „Deine Sache ist zu gerecht, zu gut, zu heilig, als daß Du sie mit Gewaltthat beflecken dürftest — und dann glaube ich, weiß ich, was Du auch sagen magst, daß die Zeit nahe ist; ja die Völker geben sich unbestimmten Hoffnungen hin; ich bin kürzlich quer durch Europa gereist. Ueberall arbeitet's, tief, unablässig, geheimnißvoll. Im gegenwärtigen Augenblick wird die allgemeine Befreiung von den bis auf diesen Tag bevortheilten Classen der Gesellschaft allmälich begriffen; wir sind Zeugen, wie das Kind im Mutterleibe allmälig heranreift. Diese Befreiung wird eines Tages, wenn ihre Stunde gekommen ist, an's Licht treten, Freund, und ihre strahlende Erscheinung wird durch den brüderlichen Zuruf aller Derer, die zur Stunde noch zu leiden haben, begrüßt werden.“

Trotz seiner wilden Entschlossenheit konnte der Wilddieb die Bewegung, welche ihn bei Martin's sanften, warmen, überzeugungsfesten, von Hoffnung auf eine nahe bessere Zukunft erfüllten Worten ergriff, nicht verbergen.

„Vielleicht hat er Recht,“ murmelte der Wilddieb. „Gewalt ist ein schlechter Rath — das Leben eines Menschen, so böse er auch sein mag — es ist immer eine große Sache. — Und wenn mich der Haß blind machte, wenn trotz aller Gründe, die meine That zu rechtfertigen scheinen, es doch nur der Haß, der persönliche Haß wäre, der sie mir eingäbe — und dann, zugleich Richter und Henker zu sein, ist doch schrecklich, welches auch das Verbrechen sei.“

Aber der Wilddieb fühlte sich plötzlich gegen diese heilsamen und edeln Betrachtungen empört und rief aus:

„Nein, nein, keine feige Schwäche! — und Du, der Du mir Mitleid predigst,“ rief er, indem er sich mit grausamer Ironie an Martin wandte — „siehst Du von der luftigen Höhe der Milde und Hoffnung, auf die Du Dich verirrt hast, auch Deine wahnsinnige Mutter, Deine entehrte Schwester, die genöthigt ist, sich für todt ausgeben zu lassen, damit sie nicht schimpflich vor Gericht gezogen werde, wegen schmählichen Antrags auf Kindermord? Siehst Du von der Wolkenregion aus, von wo Du die Zeichen der nahenden Befreiung bemerkst, auch neben den blassen, vergrämten Gestalten Deiner Mutter und Deiner Schwester frech und unbarmherzig den Grafen und seinen Sohn, die ihre Opfer mit Füßen treten?“

„Ja, Claudius, ich sehe die rührenden, traurigen Gestalten meiner Mutter und meiner Schwester, ja, Claudius, während unserer langen Unterredung haben diese Gestalten mir unaufhörlich vor Augen gestanden.“

„Auch als Du davon sprachst, den Grafen Duriveau und seinen Sohn zu edeln Gesinnungen zurückzuführen?“ rief der Wilddieb.

„In diesem Augenblick ganz vorzüglich, Freund; denn ich zähle auf meine Mutter und meine Schwester, um mir beizustehen, den Grafen und seinen Sohn eines Tages wieder werth zu machen, uns die Hand zu drücken, Claudius.“

„Du bedenkst nicht,“ rief der Wilddieb mit dem größten Erstaunen, „Deine Mutter, Deine Mutter ist —“

„Meine arme Mutter ist wahnsinnig,“ sagte Martin sanft und fest — „ich werde meiner Mutter ihren Verstand wieder geben.“

„Und Deiner Schwester ihre Ehre?“

„Und meiner Schwester ihre Ehre.“

Martin sprach in einem Tone, mit der Festigkeit einer so tiefen und achtunggebietenden Ueberzeugung, daß einen Augenblick lang der Wilddieb seine Hoffnung theilte — aber gleich warf er sich wieder diese Schwäche vor und versetzte:

„Du treibst Kurzweil — Lebe wohl!“

„Claudius,“ rief Martin lebhaft und im Tone schmerzlichen Vorwurfs — „ich spreche von meiner Mutter, von meiner Schwester — von meiner Mutter, die ihren Verstand verloren, von meiner Schwester, die entehrt ist, und Du sagst, ich treibe Kurzweil?“

„Vergib mir,“ sagte der Wilddieb, indem er Martin die Hand reichte, „vergib mir, Du tapferes und muthiges Herz, Du treibst keine Kurzweil, aber — Du täuschest Dich — zu dem Ziele zu gelangen, das Du Dir gesteckt, das wäre — aber nein, es ist unmöglich — noch einmal, Du täuschest Dich — Deine Einbildungskraft ist erhitzt — ich will es Dir nicht vorwerfen, aber ich —“

„Ein letztes Wort, Claudius — laß die Träume meiner Einbildungskraft nur auf einen Monat, von heute an gerechnet, gelten —“

„Was willst Du damit sagen?“

„Versprich mir, während dieses Zeitraums Nichts gegen den Grafen zu unternehmen.“

„Und dann? Und wenn Du Dich getäuscht hast, armes, edles Herz? Und wenn diese Krankheit, die Du zu heilen glaubst, unheilbar ist? Und wenn dieser Mensch auf seine schreckliche Weise im Bösen beharrt — was willst Du dann machen? — Denn wenn ich auf Deine Voraussetzungen eingehen soll, so mußt Du auch den meinigen dieselbe Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

Martin's Gesicht, das bis dahin seinen ruhigen, sanften und traurigen Ausdruck behalten hatte, ward finster und unheimlich, und nach kurzem Nachdenken erwiderte er:

„Das ist nicht mehr als billig, Claudius — ich muß auch auf Deine Voraussetzungen eingehen — ich habe bisweilen daran gedacht, ich muß es gestehen, mit Schrecken daran gedacht, daß beim Bösen fürchterliche Umstände eintreten können.“

„Und welches war in solchen Stunden der Hoffnungslosigkeit Dein Vorhaben?“ sagte der Wilddieb mit finsterer Selbstzufriedenheit. „Ja, wenn Du an alle die Leiden dachtest, die Duriveau Deiner Mutter bereitet hat, an den entsetzlichen Entschluß dieses Mannes, den weder sein beschworenes Versprechen, noch Deine, seines Sohnes, mächtige Bitten würden erschüttern können — da hast Du doch wol —“

„Claudius,“ sagte Martin, indem er den Wilddieb mit feierlicher Stimme unterbrach, „schwöre mir,

---

*) Man wird vielleicht den Sohnesstolz Desjenigen, der diese Zeilen schreibt, entschuldigen, wenn er sagt: daß diese wunderbare Heilung durch den verstorbenen Herrn Doctor Sue, seinen Vater, ausgeführt worden ist. Der erkenntliche Kranke wollte ein Denkmal errichten, welches das Andenken an seine Auferstehung, wie er's nannte, auf die Nachwelt brächte. Dieses Denkmal ward von einer Gruppe von etwa 20 Gestalten gekrönt, von denen man die Ausführung im kleinen Maßstabe, in halber Größe in dem reichen anatomischen, naturhistorischen, geologischen u. s. w. Museum sehen kann, einer seltenen Sammlung, welche von dem Großvater des verstorbenen Herrn Doctor Sue angefangen wurde, und welche der Herr Doctor Sue der Ecole royale des Beaux-Arts zu Paris testamentarisch hinterlassen hat.

Anmerkung des Verfassers.

in Monatsfrist nichts gegen Herrn Duriveau zu unternehmen, und nach dieser Zeit —"

„Vorwärts, Gensdarmen!" rief plötzlich eine tönende Stimme.

Und schneller als das Wort stürzte sich Beaucadet, der seit einigen Augenblicken mit fünf Gensdarmen hinter den Trümmern des Backofens, wohin er sich geschlichen, versteckt gelegen hatte, auf Bête-Puante, während die übrigen Soldaten sich auf Martin warfen, der, von diesem plötzlichen Angriff außer Fassung gebracht, keinerlei Widerstand leistete.

Nicht so der Wilddieb: es entspann sich ein kraftvolles, hartnäckiges Ringen zwischen ihm und seinen Gegnern, die nur mit großer Mühe dahin gelangten, ihn niederzuwerfen und ihm die Handschellen anzulegen.

„Ich wußte es wohl, verderblicher Wurm," sagte Beaucadet frohlockend, „daß ich Dich früh oder spät doch in meine Gewalt bekommen würde — ich hatte Reiter auf dem Damme des Teiches hergeschickt, aber ich selbst war zu Fuße durch die Haide gekommen — und meintest Du nun, Landstreicher, weil Du die Schleuse aufgezogen, wärst Du in Sicherheit? Hm!"

Der Wilddieb antwortete nichts.

Dann wandte sich Beaucadet an Martin.

„Und Du, Schurke, Herzensfreund des vermaledeiten Bamboche, der sich von meinen Gensdarmen hat grüßen lassen — ich hatte wol Recht, zum Herrn Grafen zu sagen: — Schlau schlau — nichts merken lassen! — Wir ließen uns nichts merken, und Du bist in der Falle."

„Und wessen klagt man mich an?" — sagte Martin kalt.

„Wessen man Dich anklagt, Kerl? — Daß Du in der Mitwissenschaft des Schusses gewesen, der vor drei Tagen auf den Herrn Grafen abgefeuert worden."

„Ich?" sagte Martin achselzuckend, „ich bin ja dabei verwundet worden, wenn auch leicht."

„Nur ein Grund mehr; das war pfiffig angelegt — das sage ich, Schurke — das sollte ich nicht durchschauen! — Du wußtest so gut, daß dieser Bête-Puante im Gebüsch versteckt sei, daß Du den Herrn Grafen von dem Fenster, das da hinaus ging, zurückziehen wolltest, damit er den Bête-Puante nicht bemerkte — Du warst so gewiß sein Mitschuldiger, als Du, um sein Entkommen zu befördern, eine Personbeschreibung gegeben hast, die ihm gleicht, wie ich irgend einem häßlichen Menschen gleiche!"

Und dann setzte Beaucadet sich selbst unterbrechend hinzu:

„Aber sieh, da kommen gerade der Herr Graf und sein Sohn: ich hatte sie benachrichtigen lassen — und sie haben selbst kommen wollen, um sich persönlich von Deiner Verruchtheit zu vergewissern, Schurke."

Wirklich sah man gleich darauf den Grafen Duriveau und seinen Sohn aus einer leichten Jagdchaise steigen. Trotz des ernsten Auftritts, der kürzlich zwischen ihnen vorgefallen, herrschte zwischen Vater und Sohn das beste, das innigste Einverständniß; der Graf schien seinen vorübergehenden Verdruß durchaus vergessen zu haben und zu seiner Rolle als „jugendlicher Vater" zurückgekehrt zu sein.

Indem der an sich selbst nicht unwichtige Vorfall ihnen so dargestellt worden war, daß der Schuß, von welchem die Rede gewesen, aus einem Mordanschlag auf den Grafen hervorgegangen, und daß einer ihrer Leute Mitschuldiger des Thäters sei und mit ihm nächtliche Zusammenkünfte habe, hatten Herr Duriveau und sein Sohn, von der Festnahme, welche Beaucadet beabsichtigte, durch diesen unterrichtet, sich entschlossen, selbst bei derselben gegenwärtig zu sein, um sich persönlich von der wahren Sachlage zu unterrichten.



Beim Anblick des Grafen rief Beaucadet:

„Sieg! — wir haben die Schurken. Herr Graf, Ihr Bedienter hat klein beigegeben — sanft wie Honig, ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen — ist ihm auch kein Haar gekrümmt worden — aber Bête-Puante hat sich gewehrt wie ein wildes Thier."

Der Mond schien noch immer. Der Graf und Scipio näherten sich den Soldaten, welche Martin und den Wilddieb in die Mitte genommen hatten.

„Du scheinst also, schlechter Kerl," sagte der Graf zu Martin mit harter Verachtung, „ehe Du noch in meine Dienste tratst, mit diesem elenden Landstreicher in Verbindung gestanden zu haben, der, nicht zufrieden, mein Wild wegzuschießen, es, wie es scheint, auch auf mein Leben abgesehen hat — und ich hatte mein Vertrauen auf Dich gesetzt! Da traue auch einer den Zeugnissen, den Empfehlungen!"

„Du willst jung sein," sagte Scipio mit Achselzucken — „man könnte sich eben so gut auf die Eigenschaften verlassen, die die Pferde haben sollen, die einem ein Roßkamm anpreist — Pferde und Dienerschaft sind nur beim Gebrauch zu beurtheilen."

Martin blieb ruhig und nachdenkend, lächelte sanft und antwortete nichts.

„Und Du" — sagte der Graf, indem er einen Schritt auf den Wilddieb zuthat, „warum wolltest Du, Schuft —"

„Mein Name ist Claudius Gérard," versetzte der Wilddieb mit feierlicher Stimme, indem er den Grafen unterbrach.

„Claudius Gérard!" rief Herr Duriveau, indem er bleich und erschreckt zurückfuhr.

Dann näherte er sich lebhaft dem Wilddieb, um sein Gesicht besser zu sehen und sich von der Identität der Person überzeugen zu können, die ihm unglaublich schien, und nachdem er ihn einige Minuten aufmerksam betrachtet, versetzte er:

„Er ist es — er ist's wahrhaftig!"

„Wer ist das, Claudius Gérard?" fragte Scipio, indem er eine Cigarre anzündete, während Beaucadet und seine Leute, über den Zwischenfall erstaunt, einander ansahen.

„Claudius Gérard," wiederholte der Graf mit tiefem Staunen und wie erdrückt von den Erinnerungen, die der Name des Wilddiebes in ihm erweckte.

„Duriveau — begreifst Du's jetzt?" — sagte der Wilddieb zum Grafen, der anfangs stumm und vernichtet da gestanden hatte, nun aber das Haupt wieder hob. Und jetzt rief dieser mit emporgehobener Stirn, ironischem und verächtlichem Lächeln, indem er die Arme über die Brust kreuzte:

„Ach, Du bist's, Ehrenmann — Epistelmann? Du bist's, der unter einem Kriegernamen vor Kurzem so lange in meinen Holzungen herumirrte und die Frechheit hatte, mich mit seinen brieflichen Moralpredigten zu belästigen? Und ich glaubte Dich so weit von hier! Und Du fragst mich, ob ich verstehe? — Wahrhaftig, ich verstehe ganz vollkommen — Dein Pathos machte auf mein Herz keinen Eindruck — nun wolltest Du sehen, ob das Blei Deines Karabiners es thun würde. — Alter Narr — Du predigst Moral mit Flintenschüssen."

„Das ist nicht wahr, ich habe nicht auf Dich geschossen; aber ich hätte es längst thun sollen," sagte der Wilddieb. — „Erinnere Dich Deines Eides, Duriveau."

„Ach — des lieben Briefchens, den La Châtre in Händen hat" — rief der Graf mit höhnischem Gelächter aus.

Der Wilddieb wandte sich an Martin und sagte zu ihm mit dumpfer Stimme:

„Hörst Du's — hörst Du's!"

„Nun — ich möchte doch auch wissen, wovon hier die Rede ist" — sagte Scipio zu seinem Vater. „Was will das bedeuten?"

„Du sollst sogleich hören," antwortete der Graf, indem er einen Blick voll Haß und Trotz auf den Wilddieb warf.

Und dann fuhr er im jugendlichsten Vaterton und mit einer Leichtigkeit des Benehmens, die gänzlich im Style der Regentschaft war, fort:

„Du siehst den Mann da, er war sonst Dorfschulmeister — er liebte ein allerliebstes Mädchen zum Tollwerden — und dieses liebte ihn wieder, wie man so ein Ding, das halb Bauer und halb Pedant ist, lieben kann — das heißt, sie liebte ihn als Bruder. — Ich fischte ihm das junge Mädchen weg —"

„Ganz was Gewöhnliches!" sagte Scipio kalt, ohne seine Cigarre aus dem Munde zu nehmen.

„Nach einigen Jahren will der Zufall, daß ich auf der Jagd verirrt auf die Frau des pädagogischen Bauerlümmels stoße, der sich Trostes halber verheirathet hatte. Sie war bei Gott sehr hübsch und für den Kerl gar keine üble Wahl. Er war gerade nicht da — ich fand es lustig, ihm seine Frau wegzufischen, wie ich ihm seine Braut weggefischt hatte."

„Du hörst sie, Vater und Sohn," sagte der Wilddieb zu Martin mit dumpfer und bebender Stimme; denn die Wuth schnürte ihm den Hals zu.

„Ich höre sie," sagte Martin mit tiefer Traurigkeit.

„Aber der Teufel wollte," fuhr der Graf fort, „daß eines schönen Tages Claudius Gérard unversehens zurückkam und mich bei Madame Claudius Gérard ertappte.

„Die Frau eines Schulmeisters!" sagte Scipio im Tone des Vorwurfs — „den Fehltritt hast Du mir niemals erzählt. Und Du hast die Stirn, mir diese arme Loethrohr vorzuwerfen!"

„Scipio, sei großmüthig. — Nun also, Claudius Gérard überraschte mich bei strafbarer Vertraulichkeit. Er war mit einer zweiläufigen Flinte bewaffnet. Ich wußte, daß der Kerl wild war wie ein Wolf — frei heraus — ich sah den Tod vor Augen. Nun höre, was der Claudius that."

„Hör' ihn, hör' ihn —" sagte der Wilddieb zu Martin.

„Ich höre," antwortete Martin.

„Was hat er thun sollen?" sagte Scipio nachdenkend. „Er legte sich vielleicht am Bette seiner Frau in Hinterhalt und forderte Geld oder Blut?"

Der Wilddieb stieß einen schrecklichen Schrei aus und machte eine so gewaltsame Bewegung, daß er beinahe seine Bande zerrissen hätte."

„Claudius, Freund," sagte Martin im Tone sanften Vorwurfs, „Ruhe und Verachtung!"

„Recht gerathen, mein Junge," antwortete der Graf seinem Sohn, „der Claudius forderte mein Geld, aber nicht für sich, der würdige Mann, sondern für Das, was er seine Menschenbrüder nannte."

„Versteh' nicht —" versetzte Scipio.

„Du bist reich, sprach der Claudius — schwöre mir, Deinen leidenden Brüdern zu Hülfe zu kommen, und ich lasse Dir das Leben — wo nicht —"

„Das muß ich sagen," versetzte Scipio mit kaltem Hohn, „das ist eine neue Sorte von Wegelagerei — philanthropische Wegelagerei!" — Dann wandte er sich an den Wilddieb: „Ja, lieber Freund, wenn alle „betrogenen Gatten" wie Du dächten, so gäb' es keine armen Leute mehr auf der Welt."

Bei diesen Worten seines Sohnes brach der Graf in ein lautes Gelächter aus.

Ein neuer Vorfall unterbrach diesen Ausbruch von Heiterkeit.

Zwölftes Kapitel.

Die Austreibung.



Der Pächter und die Pächterin von Grand-Genèvrier waren, aufgeweckt durch das Geräusch und durch das Pferdegetrappel der Gensdarmen, aufgestanden und hatten bald erfahren, daß der Graf Duriveau, ihr gnädiger Herr, wie sie sagten, dort sei.

Erschreckt von dem Schicksal, welches sie in Folge ihrer Austreibung erwartete, hatten Herr Chervin und seine Frau einen äußersten Schritt wagen wollen, und Beide nahten sich mit Thränen in den Augen und aufgehobenen Händen gerade in dem Augenblick, wo Scipio seinen letzten frechen Spott aussprach, schüchtern dem Grafen.

„Herr Graf," sagte die Pächterin mit zitternder Stimme, „um Gottes willen, erbarmen Sie sich unser."

„Was ist?" fragte der Graf mit hochmüthiger Ungeduld. „Wer seid Ihr, was wollt Ihr von mir?"

„Wir sind die Chervins, die Pächter von Grand-Genèvrier, es wird bei uns confiscirt, wir werden von hier ausgetrieben, wo wir seit 40 Jahren sind. Wir haben immer so viel gearbeitet, wie wir konnten, wir haben niemals Jemandem Unrecht gethan — wenn wir mit dem Pachtgelde im Rückstand sind, so ist es nicht unsere Schuld — und wenn Sie uns doch austreiben, gnädiger Herr, den uns der liebe Gott gegeben hat, was soll aus uns, meinem armen Manne und mir, in unserm Alter werden?"

„Ach, es ist wahr," versetzte der Pächter, der, verlegener als seine Frau, nicht gewagt hatte das Wort zu nehmen, „was wollen Sie, daß aus uns werden soll, Herr Graf?"

Herr Duriveau hatte zuerst diese bescheidene Bitte verächtlich angehört, aber da es ihm plötzlich einfiel, daß dieser Umstand ihm Gelegenheit böte, die Verachtung des Eides, welchen er einst dem Claudius Gérard geschworen, thätig zu zeigen, sagte er zu ihm:

„Sie hören, Herr Ehrenmann, Sie hören Ihre Menschenbrüder, wie Sie es nennen; es ist mir bei Gott äußerst erwünscht, daß mir der Vorfall gleich Gelegenheit gibt, Ihnen zu zeigen, was mir ein Versprechen gilt, das mir mit Gewalt abgedrungen worden, und welches jeder Unbewaffnete an meiner Stelle abgegeben haben würde, um sich den Klauen einer Art von wildem Thier zu entziehen. Merken Sie wohl auf Das, was jetzt vorgehen wird, Herr Claudius Gérard, und da Sie versichern, nicht auf mich geschossen zu haben, was Sie, sobald Sie frei sein werden, leicht werden beweisen können, so wollen wir sehen, ob Sie es wagen werden, die Drohung auszuführen, welche Sie bis jetzt nicht auszuführen die ungemeine Güte gehabt haben. Ich will es Ihnen wenigstens nicht an Vorwand fehlen lassen, das ist doch zartfühlend von mir, nicht wahr?"

Darauf wandte sich der Graf zu Beauradet und setzte hinzu:

„Quartiermeister! Es ist auf Confiscation der beweglichen Güter auf diesem Pachthofe, welcher mir gehört, erkannt worden, und die Besichtigung ist geschehen; ich bitte Sie, indem ich übrigens alle Verantwortlichkeit auf mich nehme, gleich jetzt den Pächter auszutreiben und, damit nichts auf die Seite geschafft wird, einen von Ihren Leuten bis morgen früh hier zu lassen; ich werde Jemanden senden, der die Sachen in Empfang nehmen soll."

„Ach, mein Gott, uns zu dieser Stunde auszutreiben!" rief die Pächterin entsetzt, „schwach und krank, wie mein armer Mann ist — das kann ihm den Tod zuziehen, mein lieber, gnädiger Herr!" — „Gewähren Sie uns einige Tage Aufschub, um Gotteswillen, Herr Graf," sagte der Pächter mit flehender Stimme.

„Das Bette, welches das Gesetz den Ausgetriebenen läßt, soll augenblicklich vor den Pachthof herausgesetzt werden," sagte der Graf kalt, indem er sich an Beauradet wandte.

Wäre sein fürchterlicher Stolz nicht durch die Gegenwart des Wilddiebes aufgestachelt worden, der ihm ein strafender Vorwurf, ein lebendiger Gewissensbiß war, welchem der Graf so viel als möglich zu trotzen suchte, so hätte er nicht diese unbarmherzige Härte zur Schau getragen, ob er schon allerdings ähnliche Befehle gegeben haben würde, bei deren Ausführung er aber wenigstens nicht zugegen gewesen wäre, allein die Furcht, daß es scheinen könnte, als wiche er der Einschüchterung, trieb ihn, verbunden mit dem unerbittlichen Bewußtsein seines formellen Rechtes, dem er aus Gewohnheit Alles opferte, zu diesem traurigen Aeußersten.

Was er befohlen hatte, geschah.

Nach einem herzzerreißenden Auftritt, den man sich leicht vorstellen kann, wurden der Pächter und seine Frau auf diese Weise mitten in der Nacht grausam aus der Meierei getrieben.

Der Wilddieb und Martin wohnten der Execution stumm und ohne sich bei dem Vorfall zu betheiligen bei.

Als sie zu Ende war, sagte der Graf zum Wilddiebe mit verächtlicher und ironisch herausfordernder Miene:

„Jetzt auf Wiedersehn, Claudius Gérard, es soll nicht meine Schuld sein, wenn Du bald wieder frei kommst, ich erwarte Dich festen Fußes."

Und der Graf entfernte sich Arm in Arm mit seinem Sohne und stieg wieder in den Wagen.

Im Augenblicke, wo sie einstiegen, sagte Beauradet zu Herrn Duriveau:

„Herr Graf, ein herrlicher Einfall! Dieser Schurke von Martin hat vielleicht in Ihrem Hause noch Mitschuldige. Ehe es bekannt wird, daß er festgenommen ist, sollten Sie gleich bei der Ankunft auf seiner Stube einen kleinen Besuch abstatten und den Schlüssel zu derselben bis morgen zu sich nehmen. Auf diese Weise wird bis zur Untersuchung, die wir gleich bei Tagesanbruch vornehmen werden, nichts von dort wegkommen."

„Sie haben Recht, mein Tapferer," sagte der Graf, „ich werde es bei meiner Rückkehr auf's Schloß daran nicht fehlen lassen."

Der Wagen, in welchem Vater und Sohn gestiegen waren, rollte rasch von dannen.

„Nun vorwärts, schlechtes Volk!" sagte Beauradet, zu seinen beiden Gefangenen zurückkehrend.

„Nun, Martin," sagte der Wilddieb langsam, „Deine Hoffnungen, Deine Täuschungen? Armes, edles Herz, armer Thor!"

Martin antwortete nichts und senkte niedergeschlagen den Kopf.

Einige Augenblicke nachher entfernten sich die Gefangenen und die Gensdarmen von der Meierei von Grand-Genèvrier.

Chervin und seine Frau saßen auf dem Strohsack ihres Bettes, welches man an dem Ufer des Teiches einige Schritte von den Gebäuden der Meierei hingeworfen hatte, in Thränen zerfließend und bebend vor Kälte.



Die arme, gute Robin saß zu ihren Füßen, weinte mit ihrer Herrschaft und tröstete sie, so gut sie konnte.

Dreizehntes Kapitel.

Martin's Zimmer.



Sobald der Graf im Schlosse ankam, begab er sich sogleich in sein Schlafzimmer. Hierauf trat er mit einem Lichte in der Hand in sein weites Vorzimmer und stieg rasch eine kleine Treppe hinab, die zu Martin's Wohnung führte, einer Art von dunklem, dumpfigem Verschlag, der höchstens fünf Fuß hoch und kaum bewohnbar war. Aber was ging den Grafen das an? Er mußte, wie man sagt, seinen Kammerdiener bei der Hand haben.

Der Verschlag hatte eine zweite Thür, die auf eine Bedientenstreppe hinausging; sie wurde vor Allem von dem Grafen verschlossen, und er steckte den Schlüssel in die Tasche, dann setzte er seinen Leuchter auf den Tisch und blickte mit einer Art Neugierde um sich. Herr Duriveau mußte krumm stehen, so niedrig war die Decke, er sagte naiv zu sich selber: „Ich begreife nicht, wie ein Mensch hier leben kann."

Der Graf fing jetzt seine Untersuchung an, welche bald beendigt werden zu können schien; denn das ganze Geräth bestand aus einem Mantelsack, welcher Martin's Kleider enthielt, einer kleinen Kommode, in der ein wenig Leinenzeug lag, einem Tisch, zwei Stühlen und einem Bett.

In der Kommode fand der Graf nichts Verdächtiges, Nichts, welches ihn über die Art der Beziehungen, die zwischen Martin und Claudius Gérard, mit dem Beinamen Bête-Puante, obwalteten, hätte aufklären können.

Da es also vergebens war, in dieses Geheimniß eindringen zu wollen, war er im Begriff wieder fortzugehen, als er in einer dunklen Ecke einen alten Koffer bemerkte, welcher verschlossen war. Zu seinem Vorzimmer hinauf steigen, die Feuerzange vom Kamin nehmen, und sie als Brecheisen gebrauchen, um das Schloß des Koffers zu sprengen, war für den Grafen die Sache von einigen Minuten.

Der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, war ein Päckchen von einem Quadratfuß Fläche und zwei oder drei Zoll Dicke, welches sorgfältig geschnürt und in Wachsleinwand eingepackt war, eine Karte diente ihm zur Adresse, und man las auf derselben:

„Dem Herrn Baron von Frügen."

Herr Duriveau war ziemlich verwundert, trug aber kein Bedenken, das Päckchen zu öffnen.

Das Wachstuch hüllte eine Schachtel von weißem Holze ein, die mit einem kleinen Schloß versehen war; auf der Schachtel lag ein großer Briefumschlag, der einen versiegelten Brief und einen Zettel folgenden Inhalts enthielt:

„Hochwohlgeborner Herr Baron!

„Das beifolgende Kästchen wird Ihnen durch eine vertraute Person eingehändigt werden.

Haben Sie die Gewogenheit, dasselbe dem Befehl zu Folge, welchen Sie erhalten haben werden, eben so wie den in diesen Einschlag eingeschlossenen Brief, sobald als möglich an den König gelangen zu lassen.

Ich habe die Ehre, Hochwohlgeborner Herr Baron, mich zu nennen Ihren ergebenen Diener

Martin."

Der von Martin erwähnte versiegelte Brief hatte die Aufschrift: An den König, und durch den Umschlag fühlte man deutlich einen kleinen Schlüssel, ohne Zweifel den Schlüssel zu dem Kästchen.

Der Graf stand verdutzt, er traute seinen Augen nicht, zweimal las er das Briefchen Martin's mit wachsendem Erstaunen wieder. Welche Beziehungen konnte sein Kammerdiener zu einem Könige haben?

Dieser Mann, welcher jetzt ohne irgend ein Bedenken den Koffer seines Bedienten erbrochen und die äußerste Unzartheit begangen hatte, zauderte jetzt doch, seine gewaltsamen Eingriffe noch weiter zu treiben; aber die Versuchung war zu stark, er unterlag ihr und entsiegelte mit etwas unsicherer Hand den Brief an den König; er fand in ihm einen kleinen Schlüssel und las Folgendes:

„Sire!

Hier sind die Memoiren, welche Sie zu lesen wünschen.

Seit langer Zeit hatte ich, wie ich Ihnen gesagt habe, die Gewohnheit, eine Art Tagebuch zu halten.

An jedem Tage, an welchem ich, in Folge meines unstäten und herumgetriebenen Lebens, Zeuge oder Mithandelnder bei besonderen Vorfällen war, schien es mir merkwürdig, belehrend und selbst nützlich für mich — ich habe bei mehren Gelegenheiten diesen Nutzen bewährt gefunden — einen Bericht von denselben aufzuschreiben und aufzubewahren.

Mit Ausnahme von einigen Bemerkungen, die seit kurzem hier und da eingeschaltet sind, und die ich mir die Freiheit genommen habe, an Sie zu richten, Sire! erzählen diese Memoiren mein Leben von meiner Kindheit an bis zum gegenwärtigen Augenblick und sind vollkommen so, wie sie vor und seit dem Tage, an dem mich der Zufall Euer Majestät genähert hat, aufgeschrieben worden sind.

Die erste Bedingung zu einer solchen Arbeit, wie ich sie wenigstens immer aufgefaßt habe, ist eine vollständige, unerbittliche Aufrichtigkeit; ich habe es an Ausübung dieser Pflicht nie fehlen lassen.

Die strengen Urtheile, welche ich in Bezug auf gewisse Umstände in meinem Lebenslauf über mich selbst gefällt habe, geben mir, wie ich hoffe, das Recht, mich gegen Andere eben so streng zu zeigen.

Erst allmälig und nach den Lehren, welche ich aus meinen Lebensschicksalen zog, ist mein Geist gereift, hat sich mein Verstand entwickelt, meine Urtheilskraft sich ausgebildet, haben meine Grundsätze sich endlich festgestellt. Ich habe also daran festgehalten, in diesen Memoiren die langsame Umbildung meiner Vorstellungen, Ueberzeugungen und Gefühle beizubehalten, die mich durch tausend Ereignisse, durch Glück und Unglück begleitet hat.

In meiner ersten Jugend stellte ich wenig Betrachtungen an, in diesem Zeitabschnitt habe ich Alles erzählt, was sich an meine Kindheit und an mein Jugendalter anknüpft. Diese Blätter werden also, je nach den verschiedenen Gegenständen der Erzählung, häufig das Gepräge der Unbekümmertheit und Fröhlichkeit dieses Alters tragen. — Später habe ich angefangen, die Ursachen der verschiedenen Thatsachen, die jeden Tag vor meinen Augen vorgingen, aufzusuchen.

Wenn ich in dem Laufe eines so abenteuerlichen Lebens einigemal unglücklicherweise vom rechten Wege abgewichen bin, um bald und auf immer zu ihm zurückzukehren, so werden Sie vielleicht der Ansicht sein, daß die Umgebung, in welche ich als arme, verlassene Waise hineingeworfen war, diese Verirrungen fast unabwendbar herbeigeführt haben mag.

Glauben Sie mir, Sire, es geschah nicht, um Ihrer wohlwollenden Neugierde, so ehrenvoll sie für mich sein mag, Genüge zu leisten, daß ich diese seit so langer Zeit geschriebenen Blätter gesammelt habe, es geschah in der Hoffnung, daß dieselben Sie vielleicht noch mehr in Ihren edelmüthigen Absichten bestärken werden.

Mein Lebenslauf enthält einige Lehren, so bescheiden und unbekannt er ist, oder vielmehr weil er bescheiden und unbekannt gewesen ist. Die wahrhafte Geschichte eines Mannes, der gelebt hat, wie ich gelebt habe, gesehen hat, was ich gesehen, gefühlt, was ich gefühlt, kann für Sie, Sire, nicht unfruchtbar sein; denn in unzähligen Beziehungen ist diese Geschichte zugleich die der großen Mehrzahl der armen und sich selbst überlassenen Menschen — das heißt die Geschichte der verschiedenen Lagen, in denen das Volk zu leben gezwungen ist.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Ergebenheit, Sire. Die heilige und große Pflicht, die ich hier zu erfüllen habe, wird es mir wol verbieten, Frankreich jemals wieder zu verlassen; aber sein Sie überzeugt, daß ich mir das Andenken an Ihre Güte bewahren werde, und daß ich jeden Tag Gott danke, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, ein Leben zu retten, welches der Menschheit theuer und kostbar zu machen von Ihnen abhängt.

Ich habe die Ehre zu sein

Sire

Ihr ganz ergebener Diener

Martin."

— — — — — — — — — — — —

Es ist unmöglich, die tausend Regungen zu beschreiben, welche der Graf Duriveau empfand, als er diesen Brief las, und die ungeduldige, glühende Neugierde, mit der er das Kästchen von weißem Holze eröffnete, welches Martin's Memoiren enthielt.

Sie bestanden aus einem Haufen Hefte von verschiedenem Format, die offenbar zu verschiedenen Zeiten geschrieben waren; der erste Theil dieser Memoiren war schon vor Alter vergilbt.

Der Graf Duriveau bemächtigte sich der Handschrift und stieg eilig in sein Zimmer hinauf; hier schloß er sich ein und fing beim Scheine seiner Wachskerzen an Martin's Memoiren zu lesen.

Die Schloßuhr von Tremblay schlug 3 Uhr Morgens.

Eugène Sue.

(Ende der Einleitung und des zweiten Bandes.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Die Kunstausstellung zu Stuttgart in den Monaten Mai und Juni.

Von Fr. Müller.

Erster Artikel.

Die Historie.

Die Kunstausstellungen in unserer Zeit machen auf den vorurtheilsfreien, unbefangenen Beschauer stets einen peinigenden, niederdrückenden Eindruck; denn sie mahnen zu sehr an die Geschichte ihrer Entstehung, an den Verfall der Kunst, der Kunstakademien und Kunstausstellungen schuf. Jene sind in der Regel Treibhäuser, die Zeugen bettelhafter Geistesarmuth, welche die junge Blüthe der Kunst schon im Keime verhätscheln, diese aber Wohlthätigkeitsanstalten verwahrloster Geisteskinder, Findelhäuser, welche Zöglinge für Salons, Boudoirs und Cabinette ziehen. In allen Zeiten und überall, wo die Kunst eine Periode der Geschichte bezeichnete, wo sie mit Geist und Leben blühte, war sie monumental und öffentlich; nicht eingeengt in die erdrückende Stubenluft oder Gallerien, nicht isolirt und hinter den Kerkerwänden vornehmen Elends verdumpfend, verstaubt und verrostet, siechte sie einsam dahin — frei, groß und offen zeigte sie sich auf dem Markte, großgewiegt von dem gesunden Sinne des Volks. Unsere Zeit aber liegt nun gerade in dem Gährungskrampfe einer verheißenden Zukunft, wenn erst die endlose Zersplitterung der Masse von Kräften, deren Erscheinung uns jetzt so unerquicklich entgegentritt, in einen Brennpunkt gesammelt und Kunst und Literatur zu ihrer nationalen Einheit, Würde und Bedeutung erhoben sein werden. Schon scheint sich die Literatur aus dem unsicheren Tappen, aus dem journalistischen Ephemerismus und dem Duodezformat oberflächlicher Broschürenliteratur wieder zu gediegenerem Gehalte zu emancipiren, ja, ein bis daher sehr karg angebautes Feld, die Kunstgeschichte, rettet sich mit erfreulicher Energie zum Lichte einer würdevollen Haltung und Gestaltung. Betrachtet man dagegen die Bestrebungen im Reiche der bildenden Kunst und zieht man in Erwägung, zu welch hoher Stufe darin die Technik gelangt und ausgebildet ist, so thut es Einem wahrhaftig in der Seele wehe, wenn man sieht, wie dieselben noch aller Einheit der Grundgedanken entbehren und sich in heterogenen, dem Wesen der Kunst oft geradezu entgegengesetzten, wesen-, stoff- und inhaltlosen Richtungen widersprechen.

Ich will, indem ich dieses mein Urtheil unumwunden ausspreche, das bis daher auf diesem Gebiete der schönsten Thätigkeit des Menschengeistes errungene Gediegene und Vortreffliche durchaus nicht verkennen, aber gerade die Kunstausstellungen sind es, die uns jene Zerrissenheit in ihrer ganzen Blöße offenbaren. So war es im verflossenen Herbste bei der in München stattgehabten, so war es bei der zu Stuttgart. Der Zeitgeist spiegelte sich darin ab mit seinem Erhabenen und Lächerlichen, mit seinem Idealen und Realen; mit seiner Naivetät und Ziererei, mit seiner Ursprünglichkeit und seiner Nachahmungssucht; mit seinem Sehnen und Streben nach Hoheit und Würde, und seiner Erniedrigung im Erfassen der materiellsten Wirklichkeit; mit seinem Gediegenen und Gehaltlosen; mit seiner Begeisterung und seiner Prosa. Dabei kann nun das Auge nirgends Ruhe, der Geist nirgends Befriedigung finden. Man werfe mir nicht ein, dies sei die natürliche Folge der Mannigfaltigkeit des Dargebotenen, der Verschiedenartigkeit des Stoffes; wo Inhalt ist, stört die Ungleichnamigkeit des Stoffes nicht.

Vor Allem gilt das Gesagte von der Historienmalerei, mit der wir unsere kritischen Gänge durch die diesmalige stuttgarter Kunstausstellung antreten wollen.

Zuerst zog unter den eingesandten historischen Bildern ein Gemälde von hoher technischer Vollendung unsere Aufmerksamkeit auf sich, ein Bild einer fremden Kunstthätigkeit, der von den Belgiern mit so vielem Glück und Ruhm eingeschlagenen Richtung angehörig. Es war von de Keyser und stellte Graf Eberhard von Würtemberg, mit dem Zunamen: im Bart, im Anblicke Jerusalems, dar. Von der Composition des Bildes kann ich Ihnen nicht viel sagen, sie ist zu unbedeutend; aber Meisterschaft in der Ausführung, Virtuosität sind in diesem Gemälde, Eigenschaften, mit denen ein höherstrebender, philosophisch gebildeter Geist Vollendetes schaffen würde. Eberhard, ein knieender Ritter, dessen zurückgeschlagene Pilgerkleidung den blanken Harnisch durchblicken läßt, schaut mit gekreuzten Armen, wie in andächtigem Danke über die glücklich vollendete Pilgrimschaft versunken, gen Himmel. Seitwärts unten liegt die große Stadt, das Ziel seiner Reise. Von geistiger Erfassung des Gegenstandes, tiefer gehender Charakterisirung finden wir keine Spur: der Ausdruck geht nicht über den hinaus, den gewisse Richtungen, Lagen und Linien, z. B. aufwärts geschlagene Augen, halb geöffneter Mund u. s. w., von selbst mit sich bringen; die Hände sind die eines Schreibers, der sein Leben lang noch keinen Degen in der Faust gehabt, der Kopf der eines sentimentalen Minnesängers; kurz, es ist kein Eberhard, kein Mann, wie ihn die Geschichte schildert — aber die Malerei, die Technik ist bewunderungswürdig. Mit einem Reichthum von Mitteln, mit einer Sicherheit und Leichtigkeit ist die Malerei überwunden, und ein tiefes Streben nach Wahrheit und Natur erreicht, das kühn mit den alten Meistern der Niederlande in die Schranken treten dürfte, wenn statt der Einfachheit in Anwendung der technischen Mittel jener classischen Maler bei de Keyser nicht allzusehr, obgleich wohl verborgen unter einer gewissen Anspruchlosigkeit, die Kunst, das glücklich überwundene aber vielfachst complicirte Material hervorträte. Leider herrscht aber diese dem Zeitgeschmack dargebrachte Huldigung, die Virtuosität, allzusehr vor, und diese theilt, wie in der Schwesterkunst der Musik die süßlich-weichen Schwindeleien der modernen Virtuosen par excellence, dem Ganzen einen Anstrich von Sentimentalität mit, der Viel von der Wirkung des wahrhaft Vortrefflichen wieder verwischt und aufhebt und sich nicht allein auf Auffassung und Composition, sondern sogar auf die Ausführung erstreckt. So sind zum Beispiel die Hände des frommen Ritters bis in die kleinsten Details, ohne kleinlich zu werden, ganz vortrefflich gemalt, man kann nicht leicht etwas Schöneres sehen; aber gerade jener Hang des Künstlers zur süßlichen Sentimentalität hielt ihn an der Oberfläche auf, statt tiefer in die Natur zu dringen. Der Kreislauf des Blutes bedingt in der Richtung jener Hände eine andere äußere Erscheinung.

Ein zweites großes Bild, von einem deutschen Künstler, Karl Rahl aus Kassel, entzog unwillkürlich dem erst genannten die Blicke des gesammten Publicums, von Kennern wie von Laien, und lenkte sie auf sich. Man ging mit sich selbst zu Rathe, wie es komme, daß man der technischen Vollendung den Rücken kehre und der Jugendarbeit eines strebenden jungen Mannes sich zuwende, wurde aber gar bald über seine Empfindung klar; fand man doch hier Alles, was man dort vermißte: Geschichte, Handlung, Leben, Wärme. Schon der Gegenstand forderte das lebhafteste Interesse heraus: „Wallenstein in mitternächtlicher Stunde bei dem Astrologen Seni." Der große Feldherr, mit seinem Ge-

schick zerfallen, sucht Rath bei den Sternen. Gebrochen ist seine Kraft; sein Auge stiert regungslos vor sich hin, aber es spiegelt den Dämonenkampf, dem seine Seele verfallen ist, wieder. Krampfhaft erfaßt seine Rechte die Stuhllehne des Astrologen wie einen Rettungsanker in dem Meere widerstreitender Gefühle, in dem seine Kraft zu versinken beginnt, während die Linke zum Schwerte greift, wie wenn sie den untersinkenden Muth nochmal zum Kampfe gegen das Geschick herausfordern wollte. Vor ihm sitzt Seni, die Sterne deutend. Draußen scheint gespenstig der Mond in die Scene herein; den Thurm, das Gemach beleuchtet eine Lampe. Wahrhaftig, ein großartiger Stoff! Und der Künstler hat seine Aufgabe würdig zu lösen gesucht. Ueberraschend ist die außerordentliche Wahrheit, erstaunlich der prächtige Effect der Doppelbeleuchtung, namentlich des fahlen Mondlichts, das die eine Seite des Sterndeuters befällt und mit dem rothen Schimmer der Lampe streitet — die schärfste Kritik muß hier verstummen. Frei, keck, markig, breit und zart, je nach dem Gegenstande, bewegt sich der Pinsel in dem zitternden Mondlichte, in dem breiten Strahle der Lampe. Die Zeichnung ist schön, individuell und treffend charakterisirt; die Formen treten plastisch hervor, die Behandlung überhaupt meistermäßig. Wir würden übrigens ein Unrecht begehen, wollten wir behaupten, allen oben genannten, aus dem Gegenstande selbst sich ergebenden Motiven sei diesem Bilde überall streng Rechnung getragen; nein, es sind Mängel darin. Außerordentliche Gewandtheit und Meisterhaft in der Technik rivalisiret mit Hinneigung zum modernen Feuer- und Lichteffect; historischer Schwung in Auffassung und Darstellung verdeckt nicht überall die Blößen stellenweis theatralischen Flittergepränge, und die Freiheit der Darstellung vergißt bisweilen die liebevolle Berücksichtigung nothwendiger Details und streift hier und da an's Decorative. Seele und Geist müssen noch mehr die Oberfläche der körperlichen Hülle durchzittern, die dramatische Einheit, die Uebereinstimmung der Theile, d. h. ihre wechselseitige Bestimmung durcheinander zu einem Ganzen, muß conciser, concreter gefaßt sein; so ist z. B. der Astrolog weder in directem, dem tragischen Momente angepaßtem Einklange mit der Haupthandlung aufgefaßt, noch zeigt sein Kopf den verschmitzten, betrügerischen Italiener; — aber es ist eine künstlerische Errungenschaft, eine Tiefe lebenswarmen Gefühles für die Malerei, eine Kühnheit und Gewandtheit, Kenntniß und Wissen in diesem Bilde, die, wenn der kaum achtundzwanzigjährige Künstler auf geistigem Gebiete noch erobert, was er sich in der Ueberwindung des Materials erworben, die schönste Zukunft versprechen.

Den beiden genannten Bildern reihen sich zwei andere Gemälde an, die eigentlich dem Gebiete der Genremalerei angehören — es sind zwei „Studien" zu einem großen Bilde, ein römisches Erntefest darstellend, von Karl Müller aus Stuttgart, derzeit zu Rom — da dieselben aber den besten Malereien der Ausstellung beizuzählen waren, und überdies Auffassung und Behandlung historisch erfaßt und durchgeführt ist, so möge ihre Beurtheilung hier folgen. Ich werde mich hierüber näher erklären müssen. Wenn nämlich das Leben der Gegenwart in seinem ganzen Charakter, wenn auch nur in einzelnen Momenten, erfaßt ist, so daß es ein charakteristisches Bild der Zeit geben kann, wenn eine herrschende geistige Idee der Zeit in dem betreffenden Gebilde in die Erscheinung tritt, und die Gesetze der Schönheit den leitenden Maßstab bei der Darstellung abgegeben haben, wenn die Technik in einen solchem Vorwurfe analogen Styl gekleidet ist, so werden wir sagen, das Bild sei ein historisches, zum Unterschiede von dem Genrebilde, das sich sammt seiner individuellen Beseelung mehr auf der Oberfläche der Erscheinungen bewegt. Jenes ist nun mehr oder minder der Fall bei den in Frage stehenden beiden „Studien", die wir bis zur Vollendung des betreffenden größern Bildes, das die neuerbaute Villa unseres Kronprinzen schmücken wird, hier nur als solche betrachten wollen. — Karl Müller, der Sohn jenes Kupferstechers von europäischem Rufe, hat in diesen zwei Gemälden einen überraschenden Fortschritt bekundet, der wirklich große Resultate verspricht. Außerordentliches Talent für Erfassung der Erscheinungswelt, für sinnvolle, malerische Anordnung und Gewandtheit der Technik bezeichneten bis daher alle seine Werke. Trotzdem konnte ein mit allen diesen Vorzügen ausgestattetes Gemälde von ihm auf unserer letzten Ausstellung den Beifall der Kenner nicht erhalten; seine Färbung war zu bunt, zu grell; es fehlte ihm Harmonie, Einheit, Vollendung. Der Künstler rang noch mit der Farbe, und einen solchen Durchgangsmoment im Processe des künstlerischen Bildungs- und Entwickelungsganges bot gerade jenes Bild dar. Jetzt ist aber der junge Künstler seines Materials Herr geworden, und er wird es immer mehr besiegen, dafür bürgen die genannten Studien. Die eine derselben stellt einen Italiener mit der Zither, die andere eine Italienerin mit dem Tambourin dar; es sind Kniestücke, lebensgroße Figuren. Die beiden Gestalten sind vortrefflich aufgefaßt, voll Leben, Individualität und Charakteristik und mit feinem Schönheitssinne gestaltet. Der Italiener, ein schöner junger Mann, stolz auf dem Haupte den modernen Hut tragend, der auf das südlich colorirte Gesicht einen breiten Schatten wirft, aus dessen Halbdunkel ein Paar schöne, große Augen melancholisch hervorstrahlen; den Arm, über den er das braune Wamms geworfen, in die Seite gestemmt, den anderen, dessen Hand die Zither hält, lässig herabhängend, scheint er auszuruhen. Die Italienerin mit ihrem blendend schwarzen Haare, in dessen feuchtem Glanze sich das Blau des Himmels wiederspiegelt, hat den einen Fuß auf eine Treppe gesetzt; auf dem aufgestützten Knie ruht das Tambourin. Sie hat den Kopf umgewendet, der sich über dem üppigen Nacken wiegt, das Antlitz mit den innigen, gluthbeseelten Augen auf den Beschauer geheftet. Gleichen Schritt mit der Auffassung hält die Behandlung, die breit, groß, keck und frei das unmittelbar aus der Anschauung Empfangene mit den einfachsten Mitteln eben so unmittelbar wiedergibt.

Wenn wir de Keyser's Styl der Darstellung einen feinausgebildeten nennen, der außerordentliche Naturtreue mit dem Gesetz der Schule verbindet, so aber, daß jene diese frei beherrscht, Rahl's dagegen als einen der strengen historischen Schule angehörigen bezeichnen, so werden wir dagegen Müller's dem eines freien Naturalismus überantworten müssen, der großartig wirkt, der Wirkung aber die Details unterordnet oder opfert und dem Material, der Farbe die vollste Geltung läßt — eine Richtung, die Riedel in Rom gegenwärtig mit so vielem Glück repräsentirt.

Maas in Rom, der künstliche Künstler der unmotivirten Doppelbeleuchtungsmethode und Feuer- und Lichteffecthascherei, der Unvermeidliche in jeder Ausstellung, fand sich ebenfalls wieder mit einer „büßenden Magdalena" bei uns ein. Schon auf der münchner Ausstellung im vorigen Jahre vergällte mir dieses Bild den Besuch der Ausstellung, und nun verfolgte mich das fade Gespenst auch hier wieder. Ueberall begegnet man diesen ewig gleichen Bildern, diesen ekeln Abgeschmacktheiten, in denen der Künstler stets seinen Reichthum an technischen Mitteln und seine Geistesarmuth zumal zur Schau trägt. Was nützt uns die nüchterne Prosa einer bis in die kleinsten Details berechneten optischen Täuschung, wenn die Composition keine Gedanken enthält, die nicht Gestalten ohne Seele, Blut und individuelles Leben, ohne Anmuth und Schönheit sind? Die Kunst ist der geoffenbarte Ausdruck des Schönen, ihr Gebiet das weite Reich der Gedanken- und Empfindungswelt, ihr Zweck die Hervorbringung schöner Eindrücke. Jedes Kunstwerk muß daher seinem innern Organismus nach durch Wahrheit mit Schönheit vereint wirken, den Geist entzücken und neue Ideen in ihm entzünden, den Verstand anziehen, befriedigen und erheben, oder irgend eine Saite auf der Skala unserer Gefühlswelt berühren. Welche dieser geistigen Regungen unserer Seele wird aber bei der Betrachtung dieses Bildes thätig? Antwort: Keine. Die Figuren treten plastisch aus der Leinwand hervor — sieht aber dennoch das Gemälde nicht aus wie der Aushängeschild einer Wachsfigurenbude? Und diese ausdruckslose Gestalt soll eine büßende Magdalena, die reuige Sünderin sein, deren innere Zerknirschung die Schönheit der Gestalt durch den Reiz des Contrastes verklärt? Dennoch umstand das Publicum, irre geleitet durch die gemachte Verzückung kurzsichtiger Kritiker, wie festgebannt dieses Bild, weil es den Schein der Wahrheit umgeworfen hat, dem die Menge immer zumeist huldigt. Hast Du, hätt ich so oft den Leuten zurufen mögen, schon Augen, die tiefer Seelenkummer bewegt, in ihrem unwiderstehlichen Zauber geschaut, und Du wagst noch zu behaupten, in den Augen dieser Magdalena sei Ausdruck? Hast Du je schon das sanfte Beben der Wellenlinien des Mundes bemerkt, in denen der Schmerz zittert, und Du wähnst in diesem apathischen Munde Empfindung zu finden? Oder sind es etwa die schönen Formen, die Dich anziehen? Der Kopf ist eine manierirte Copie gewöhnlicher Wirklichkeit, und der ganze Körper ist unschön gezeichnet. Oder ist es das Colorit, das düster und lederfarbig ist? Nein, jene auswendig gelernte, erkünstelte Bravour ist es, die Sentimentalität einer verwerflichen Virtuosität, die Dich fesselt; der gesuchte Knalleffect zweier streitenden Lichter, dem des Tages und der Lampenbeleuchtung, was Dich mit Bewunderung erfüllt, der Schein der Natürlichkeit und des plastischen Hervortretens, was Dich irre leitet, worüber Du Wahrheit, Schönheit und Natur vergissest. Wenn wird endlich die Zeit kommen, wo das Publicum vor den Bildern dieses Meisters ausruft: „Sein Maß ist voll!"

Die düsseldorfer Schule sandte uns „Lenarde und Blandine" von Volkhardt in Düsseldorf gemalt, ein Bild, das wirklich nicht ohne Farbe und Wirkung, nicht ohne Talent und Kenntniß ist; aber die künstlerische Dynamik des Gemäldes steht außer allem Verhältniß zu dem Gegenstand, die Dimension ist viel zu groß, Vorwürfe, die die genannte Schule mehrfältig treffen. Auch sind die Motive etwas zu gesucht, und die Stellung des Mädchens unsicher und deshalb auch unschön. — Auch der Raum hat sein feststehendes Gesetz in den schönen Künsten, und Motive aus Liedern, Balladen u. dergl. bedingen einen bescheidenern Maßstab, als die Würde eines aus der Geschichte geschöpften. — Ferner „Aria und Pätus" von Fr. Becker ebendaselbst. Dieses Gemälde ist in der Composition eine schwache Imitation der weiland von dem Franzosen David gehegten und gepflegten sogenannten historischen Schule und theilt mit dieser zunächst die Mängel eines verfehlten Stoffes. Der bildenden Kunst erster und letzter Endzweck ist freilich das Schöne, unbekümmert um Zeit und Ort, aber ihre Wirkung wird eine um so größere sein, je näher, je bekannter, je verständlicher der Gegenstand ist, je mehr er unsere Interessen berührt. Haben wir nicht eine deutsche Geschichte, eine Poesie der Gegenwart, deren Momente, ohne sich zur Tendenzkunst zu erniedrigen, sich zum Kunstwerke gestalten lassen? Warum deshalb immer zu Zeiten hinabsteigen, die unwiederbringlich für uns verloren sind, von denen wir, weil mit den feineren Verhältnissen und Beziehungen nicht vertraut, nur einen abgeblaßten Schatten liefern können? Wozu gar noch zu Anekdoten aus Chrestomathien die Zuflucht nehmen? — Ueberdies hat der Künstler neben allem Geschick und vieler Gewandtheit noch nicht einmal die nöthige Ausbildung zur künstlerischen Fassung des Gedankens, zur Composition; noch nicht so viel ästhetischen Sinn, den Reiz der Bedingung der Aufgabe zu unterordnen. Sonst würde Pätus nicht eher einen komischen als tragischen Eindruck auf uns hervorbringen, und Herr Becker in der Stellung der Aria eher das Hinsterben ausgedrückt haben, als in wollüstigen Linien den üppigen Körper zur Schau zu tragen. Einzelheiten sind ganz vortrefflich gemalt, namentlich der schöne Leib des Weibes; wir werden angezogen von der schönen Carnation desselben, wenn uns gleich die an's Triviale grenzende, unschöne Anordnung der Gliedmaßen wieder unsanft abstößt. Dürfen wir dem Künstler wohlmeinend rathen, so würden wir ihn darauf hinweisen, erst besser seine Mittel auszubilden und die Technik der Composition erfassen und anwenden zu lernen, dann die Leidenschaften der Seele des Menschen zu studiren, und ihre Aeußerungen der schönen Ruhe eines richtig angewandten ästhetischen Gefühles unterzuordnen, ehe er sich an Gegenstände wieder wagt, denen seine intellectuellen und künstlerischen Kräfte noch nicht gewachsen sind.

Hoffmann in Darmstadt sandte ein Bild ein, das sich mehr auf historischem Grund bewegt und auch in der Ausführung ein ausgebildeteres Talent bekundet: „Alboin empfängt das Gastrecht von König Turisond." Allein trotzdem, daß allen Anforderungen der Schule streng Genüge geleistet ist, läßt uns das Gemälde kalt, und die Begeisterung des Künstlers, die dieser seinem Gebilde einverleiben wollte, weiß nicht recht eine analoge wieder in unserer Seele zu erwecken: sie spielt recht artig in Einzelnheiten, verliert sich aber im Ganzen in theatralisches Strohfeuer. Die Flamme der Begeisterung ist eine lichtgeborene Tochter des Himmels; wer sie im unreinen irdischen Gefäß fassen will, oder ihr den duftenden Blütenstaub mit ungeschickter Hand von den Flügeln streift, dem entflieht sie unwiderruflich.

Einen Schritt weiter noch im historischen Vorwurfe ging J. G. Buchner, derzeit in Stuttgart; er erfaßte mit sicherem Takte einen Stoff aus der deutschen Geschichte, der nicht nur unserem Verständniß näher steht, als der des eben erwähnten Gemäldes, sondern auch unser Interesse mehr spannt, unsere Theilnahme mehr herausfordert. Sein ausgestelltes Bild behandelt einen Moment aus der Geschichte des letzten unglücklichen Hohenstaufensprößlings, „König Enzio und Lucia." Aber auch diesem Gemälde geht die nothwendige Sicherheit in der Composition ab. Der natürliche Sohn des Kaisers Friedrich II. tändelt im Kerker mit seiner geliebten Lucia; aber mitten in der süßen Schäferstunde überfällt seinen Geist eine trübe Ahnung, und sein Auge blickt ernst über die Schäkereien der Liebe hinweg; ob getrübt durch die Rückerinnerungen an die Vergangenheit, ob zukunftsbang — hat uns der Künstler nicht mitgetheilt, und gerade an diesem künstlerischen Heraustreten der Idee und der dasselbe bedingenden Anordnung krankt das Bild, das sehr viel Sinn für die Farbe verräth. Herr Buchner ist noch zu unvollständig in der Erfindung, und dieses sein Werk läßt uns als eine Reminiscenz an seines Lehrers Kaulbach's „Anakreon mit seiner Geliebten", den gerügten Mangel doppelt fühlen.

Noch lenkte ein dem Gebiet der Historienmalerei zugeschriebenes Bild durch seine anmaßlichen Dimensionen das Auge auf sich. Strecker in Stuttgart, ein nicht über das Weichbild Stuttgarts hinausklingender Künstlername, der hier nicht zu erwähnen wäre, machte es die prätentiöse Größe seines eingesandten Geistesproductes nicht nöthig — hatte einen „Amor im Sturm" ausgestellt, ein allegorisch-symbolisch-mythisch-mystisch-theosophisches Amalgama von einer Composition. Schon der gelehrte Wortkram, den ich anwenden mußte, um die Idee des Gemäldes annäherungsweise erschöpfend zu bezeichnen, wird zeigen, wie verfehlt dasselbe ist. Wenn nur die Künstler einmal aufhören wollten, uns mit solchen verbrauchten, verrosteten, unserer Zeit widerstrebenden Producten der negativen Seite des Künstlergeistes zu beglücken! Die Kunst soll Leben und Wahrheit, lebenskräftige, sinnlichschöne, leidenschaftsbewegte, individuell beseelte Gebilde schaffen, keine Puppen, die den Schein des Lebens imitiren, um uns nur um so empfindlicher fühlen zu lassen, daß ihre Seele ein abstracter Begriff ist. Herr Strecker wollte uns in seinem Bilde darstellen: wie die Liebe vertrauend auf ihre innere göttliche Kraft trotz Sturm, Gewitter und Klippen siegend durch die aufgethürmten Wogen des Weltmeers schiffe, und er hat diesen abstracten Gedanken dadurch ausdrücken zu müssen geglaubt, daß er Amor mit seinen symbolischen Attributen: Köcher, Bogen, Pfeil, Bändchen u. s. w., ausgerüstet, in einer Muschel durch Wellen schwimmen läßt. Ganz abgesehen davon, daß diese poetisch-allegorische Grille in theatralisch-outrirter Stellung, verzückten Augen u. s. w. in die Scene trat und die Wahrheit — man denke sich ein Kind in einer colossalen, das ganze Bild einnehmenden Muschel! — gröblich verletzte, so sehe ich gar nicht ein, warum der Künstler, wenn er durchaus jene Idee im Bilde versinnlichen wollte, sich nicht lieber an Motive aus dem Leben anlehnte, uns Gestalten schuf, mit denen wir mitfühlen, mitleiden, uns mitfreuen, mittriumphiren können. Bedenke doch der Maler, daß uns ein Gedicht, in der Rede Vieles ansprechen, entzücken und begeistern kann, was im Bilde nicht ausgedrückt werden darf und kann läßt. Die bildende Kunst hat es mit wesenhaften Gestalten zu thun; die Idee des Künstlers tritt verkörpert in die Erscheinung, und jemehr das so geschaffene Gebild Leben von unserem Leben, Blut von unserem Blut, Seele von unserer Seele in sich trägt, je mehr wird es auf uns wirken und schöne Eindrücke auf uns hervorbringen. Eine abstracte Idee, eine philosophische Wahrheit, so schön diese an sich sein mögen, können auf die gedachte Weise nicht im Kunstwerke ausgedrückt werden; sie werden stets Begriffe bleiben und nie als Gestalten von Fleisch und Blut in die Erscheinungswelt treten. Die Kunst ist nicht des aus dem Kunstwerke etwa zu Abstrahirenden wegen, sie ist einzig und allein um ihrer selbst willen da. — Ist aber schon der Stoff dieses Gemäldes unstatthaft, so ist die Darstellung vollends corrupt, und dieselbe Ziererei, Neigung zur Affectation und Koketterie mit gelehrtem Kram, die den Künstler seinen Vorwurf zusammenstoppeln hieß, brachte er mit in die Composition herüber. Von Freiheit und Technik ist weit und breit keine Spur, und einzelne mühsam errungene brave Partien verstärken nur noch den niederdrückenden Eindruck, der Einen beim Anblick dieses unerquicklichen Bildes überfällt, in welchem der Künstler mit all seinem Angstschweiß uns des Guten so wenig, viel aber des Geleckten, Gedrechselten und Geziertten geboten hat. — Wir haben uns bei diesem Gemälde absichtlich etwas länger verweilt; denn es ist Pflicht der Kritik, wie über alles Talentlose den Stab zu brechen und dieses abscheuliche gelehrte Sandindieaugenstreuen nach Gebühr zu verrechnen, so, um alle Gehässigkeit von sich abzuweisen, jedes Urtheil zu motiviren.

In dieselbe Classe symbolisch-allegorischer Darstellungen gehörten ferner zwei Bilder: „Glaube, Liebe, Hoffnung“ vom Professor Zimmermann in München und eine „Charitas“ von Steinbrück in Düsseldorf. Auch sie treffen in der Wahl des Stoffes ähnliche Vorwürfe, wenn sie schon von ihrem relativen Kunstwerthe aus betrachtet in keiner Beziehung mit dem vorhergehenden — von Strecker — gebracht werden können, das den dem Schönen geöffneten Sinn weit über den Gefrierpunkt des ästhetischen Thermometers hinabstimmt. Sie verrathen wenigstens Gewandtheit, Ausbildung, ein gewisses künstlerisches Fühlen in der Ausführung, im Vorwurfe ein allgemein verständlicheres Sujet. Zimmermann's Bild ist eine verwitterte Ruine, eine Reliquie aus den Zeiten der Regenerationsbestrebungen der Kunst zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, die einen kühnen vielversprechenden Anflug nahmen, aber ein schmähliches Ende fanden. Der alte Meister, der früher den lebensheitern Pinsel in das rosige Blut süßen Lebensgenusses tauchte und uns die hübschen anakreontischen Liebeslieder so trefflich malte, scheint sich gegenwärtig auf jenes benchlerische Stoppelfeld der Lüge verieren zu wollen, wovor ihn ein guter Genius bewahren möge. Der Kunst höchster Endzweck ist das Schöne im Wahren vermählt; ich darf daher keinen Stoff behandeln, der sich gegen die Wahrheit versündigt. Ich kann mir keinen abstracten Begriff in meiner Vorstellung wesenhaft versinnlichen, weil mir die Ausgangspunkte fehlen; ich kann keine „Hoffnung“ malen, weil ich noch keine menschliche Gestalt gesehen, welche die Hoffnung wäre, d. h. alle die abstracten Begriffen innewohnenden Eigenschaften besäße. Ich kann die Empfindung der menschlichen Seele, welche wir Hoffnung heißen, in einer menschlichen Gestalt ausdrücken, diese auch am Ende mit den Attributen versehen, womit wir die Bedeutung der Hoffnung symbolisiren. Das Resultat ist und bleibt aber eben immer ein hoffender Jüngling, eine hoffende Jungfrau oder eine wesen- und inhaltslose Scheingestalt, umhängt mit den Lappen symbolischer Attribute, die ihr eine äußere Bedeutung beilegen, welche ihre innere Wesenheit gerade zu aufhebt. Aber ich kann einen Mann, eine Frau der Geschichte malen, sie mit den schönsten Eigenschaften des Leibes und der Seele ausstatten, weil ich hier von gegebenen Wesen und Gestalten und ihren äußeren Erscheinungen mir eine bestimmte Vorstellung machen kann, und sie durch die Wahl des mir innewohnenden Schönheitsgefühles zum Ideal erheben, das immer noch, nur in der höchsten Potenz, alle Merkmale eines wesenhaft Existirenden trägt. Und ein solcher nur ist ein wahrer Vorwurf für die historische Kunst. Eine gemalte Hoffnung, die alle Vorzüge künstlerischer Erfindung und Ausführung in sich vereinigt, wird daher wol den einseitigen Eindruck des Schönen in uns hervorbringen können, uns den hohen Werth des Machwerkes fühlen lassen, nie aber die nachhaltigere, geistige, durchgreifende Wirkung des Wahren im Schönen in unserem Innern hervorrufen können, wie eine mit der nämlichen künstlerischen Meisterschaft ausgeführte Gestalt aus dem Leben, aus der Geschichte. Hier haben wir den Menschen im Ideale seiner äußern Erscheinung, seiner geistigen Innerlichkeit, das Charakteristische der Gattung im Individuum idealisirt nach dem Schönheitsgesetz; dort aber nur eine dem Menschen nachgebildete Aftergestalt ohne Individualität, die ihr Scheinleben von einem ihr beigelegten — abstracten — Begriffe borgt; hier weiß ich, daß eine solche Gestalt existiren könnte, dort aber stößt mich die Gewißheit vom Gegentheile ab. So ist es denn auch bei dem erwähnten Bilde von Zimmermann; es hat Intention, ein gewisses Gefühl für schöne Regung, für formelle Schönheit, aber es läßt kalt, eine Wirkung, welche die Anordnung freilich noch erhöht. Diese erinnert zu sehr an die Regeln der Schule, an — wenn ich mich so ausdrücken kann — die Manier einer gewissen Stilkünstelei. Auch die Ausführung selbst ist gar zu schwach und schülerhaft. Aengstlichkeit wetteifert darin mit des Meisters Erfahrung und Uebung.

Steinbrück's Charitas steht zwar auf einer höhern Stufe künstlerischer Vollendung, theilt aber die meisten dem obigen Bilde gemachten Vorwürfe. Die Erfindung ist malerischer, die Zeichnung schöner, die Ausführung gewandter, und ein Paar schöne Köpfe fesseln unsere Aufmerksamkeit. Aber eben so arm ist es an schönen Gedanken, an ursprünglichem Talent für Composition, an Naivetät und Innigkeit. Die Gestalten haben zu wenig intensives Leben; sie sind zu gedreht und gedrechselt und sehen trotz der feinen Zeichnung aus wie lackirte Puppen; auch ist die Färbung zu tief und grell. Was hilft da aller Fleiß, alle Technik und künstlerische Ausbildung, wenn der Künstler über dem Sichabmühen an der äußern Form die Hauptsache vergißt: seinen Gestalten Innerlichkeit, Seele einzuhauchen?

Der biblischen Profanhistorie entnommen sahen wir zwei Bilder auf unserer Ausstellung: die „Findung Mosis“ von Ihle in Frankfurt und „Noah's Weinbau“ von Buchner. In einer Zeit, in welcher sich der Geschmack, der sich zuerst in der Wahl des schönen Stoffes bethätigen muß, noch nicht zu einer allgemeinen Richtung ausgebildet hat und, wie die Geschichte der Gegenwart lehrt, sich in den heterogensten Bestrebungen zersplittert und abirrt, bis er sich eine neue Bahn gebrochen hat, sind solche, dem allgemeinen Verständniß so leicht zugängliche Vorwürfe die sichersten, weil mit den ersten geistigen Interessen unserer frühesten Jugendbildung so vielfach verflochten. Meistens ruhen sie auf historischem Grund und Boden, aber selbst die mythischen tragen jenen gesunden, tiefen Sinn in sich, der, durch das Christenthum ein Element unseres Volkslebens geworden, uns lebenskräftige Gestalten schaffen kann, nur halte man sich die Mystik der Auffassung und Ausführung fern.

Ihle's Findung Mosis ist ein ganz allerliebstes Bildchen, das viel Zukunft in sich trägt. Ein feiner Sinn für Zartheit, Anmuth und Grazie, ein Gefühl für schöne Natur und Idealität lebt in diesem eben so schön gedachten, als mit Innigkeit, Wärme und Liebe ausgeführten Gemälde. Ist auch die Composition noch ein wenig unfrei und ängstlich, das Colorit noch etwas zu schülerhaft, die Zeichnung im Ganzen etwas zu hölzern, so tritt uns dagegen in den wunderschönen Köpfchen der anmuthsvollen Gestalten ein Reiz und eine tiefe Empfindung für Ausdruck entgegen, die uns mit ungemeiner Anziehungskraft fesseln. Beim ersten Ueberblicke des Bildes nimmt dasselbe der monotonen Färbung und einer gewissen unsichern Schüchternheit der Ausführung wegen wenig unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, mehr und mehr lebt man sich aber in die interessanten Einzelnheiten desselben hinein, und das Auge weilt sinnend auf dessen Schönheiten.

Buchner's Noah's Weinbau zeugt von Sinn und Talent für die Farbe, mehr zwar in den Einzelnheiten, als im Zusammenfassen, in der Anordnung und Gesammthaltung; dagegen entbehrt die Composition zu sehr patriarchalischer Würde und Poesie der Erfindung; das Arrangement zeigt zu viel Absichtliches, zu viel mit kaltem Verstande Gemachtes, als wahrhafter, am Stoff erwärmter Begeisterung Entflossenes. Der Künstler laborirt viel zu viel am Aeußern; man sieht, daß es ihm nicht aus der Seele floß, deshalb haben auch seine Gestalten keine Seele. Noah hebt dankend und opfernd die Schale mit dem von ihm zuerst gepreßten köstlichen Naß der Reben zum Himmel empor — statt aber diesen Gedanken zum Brennpunkte dramatischer Entwickelung zu machen, zersplittert sich derselbe in Episoden, die zu bedeutungsvoll in den Vordergrund treten, hier den Hauptgedanken nicht fördern und zu sehr von den Regeln der Schule dictirt sind. —

Auch die religiöse Malerei suchte in unserer Ausstellung die Blicke auf sich zu lenken, aber leider! nicht sehr zu unserer Erbauung.

Religiöse Bilder zu malen gehört in unserer Zeit zu den größten Schwierigkeiten — ich will nicht sagen Unmöglichkeiten, wie die modernen Herren Aesthetiker vom Katheder herab lehren. Wie soll in unserer glaubensarmen Gegenwart jene glaubensbeseelte Innigkeit der Empfindung, jene Wärme des Gefühls und tiefe Frömmigkeit, jene kindliche Naivetät, deren vereintem Ausdrucke es nur gelingen kann, ein wirklich religiöses Bild zu gestalten, sich wach und stark erhalten gegen die profanirenden Einflüsse der Außenwelt, die mehr abstößt als zu neuem Schaffen befruchtet? Wo will selbst der felsenfeste Glaube sich frei erhalten einerseits von der Skepsis einer Alles secirenden und zum Skelette entkleideten Wissenschaft, andererseits von dem durch Alleinstehen und Sonderung sich erzeugenden, zehrenden Rostflecken des Mysticismus? Untersuchen wir die besten Erzeugnisse der berühmtesten Meister der Gegenwart auf dem Gebiete der religiösen Malerei, und wir werden die Wahrheit des Gesagten bestätigt finden. Nur wem das Gottesbewußtsein im Bewußtsein der Zeit zur Klarheit und Wahrheit in Geist und Gemüth geworden, der ist befähigt, religiöse Bilder zu malen. Der Cultus des Schönen erfaßt die Idee des Göttlichen und Unendlichen und bildet sie im Sinnlichen nach, und die Individualität des Zeitalters prägt der in die Erscheinung getretenen bildlichen Darstellung den Stempel, den Styl der Zeit auf. So war es in der Blütezeit der griechischen Kunst, davon zeugen die jener göttlichen Naturreligion entsprossenen Götterbilder, so im Mittelalter mit seiner romantischen Pracht und tiefsinnigen Schönheit; so soll, so muß die religiöse Kunst sich auch bei uns gestalten. Erblicken wir daher im historischen Bilde die geheime Werkstatt der menschlichen Seele des Künstlers wiederspiegelnd die schaffende Weltseele Gottes in der Geschichte, so sehen wir im religiösen dagegen die geheimen Offenbarungen des Göttlichen, im Gemüthe des Künstlers zum Glauben, im Geiste zur Wahrheit geworden, auferstehen in der Schönheit. Freilich gehört dazu eine Höhe geistiger und künstlerischer Ausbildung, die wir nur selten treffen. Overbeck hat einen schönen Anflug darin genommen, verfiel aber bald in krankhafte, sentimentale Gefühlsmystik und zuletzt in eine aufdringliche Kunstdogmatik.

Daß keines der auf unsere Ausstellung gebrachten Bilder nach dieser Feststellung des Begriffs religiöser Malerei dieses Gebiet ganz vertrat, dürfte schon aus obigen Andeutungen und der Einleitung des gegenwärtigen Aufsatzes hervorgehen; daß dies aber nicht einmal auch nur annäherungsweise der Fall war, war wirklich eine recht betrübende Erfahrung.

Vor allen drängte sich unseren Blicken ein Gemälde vom Prof. Schneider in München, Christus und die Ehebrecherin darstellend, auf. Der Umfang des Bildes und eine tüchtige Meisterschaft der Darstellung verschaffen demselben eine gewisse Geltung. Das tiefe, warme Colorit einiger Köpfe und einzelner Partien, die verstandene fertige Zeichnung imponirten; aber das nähere Eingehen in die Conception und Composition verwischte auch gleich wieder den günstigen Eindruck der Ausführung. Schon die Anordnung ist etwas mehr als eine Reminiscenz der schon vielfach da gewesenen Behandlungsweisen desselben Stoffs der italienischen und altdeutschen Schulen. Kniestücke, Menschen ohne Füße in einer historischen Composition zu malen, ist denn doch gar zu geschmacklos, und wenn wir bei jenen alten Meistern: Lukas Kranach u. s. w., uns über solche Verstöße gegen die ästhetische Disposition hinwegsehen können, so geschieht es, weil die Schönheit und Naivetät der Darstellung, der charakterisirt empfundene Ausdruck uns jene Fehler vergessen lassen. Obigem Bilde mangeln aber alle diese Vorzüge. Es ist ideenarm erfunden, ohne Tiefe und Empfindung ausgeführt. Der Kopf des Christus erinnert nur in den annäherungsweise versuchten Formen zu jenem althergebrachten Typus an die Idee der körperlichen Erscheinung des Erlösers; die Ehebrecherin ist eine gewöhnliche Dirne von höchst ordinärem Aeußern, ohne Reue und Zerknirschung, eine sich zierende Kokette, die Männer aus dem Volke sind outrirte Halbwilde. Es sollen rohe Naturen sein, wird man mir entgegnen. Gut, antworte ich, muß man aber, wenn man die Rohheit darstellen will, die Formen zur Fratze verzerren? Der Maler dieses Bildes hat, wie dies leider so häufig der Fall ist, seiner Technik zu lieb gemalt und darüber die Haupterfordernisse: geistig erfundene, verständig durchgeführte und innerlichst empfundene Composition in den Wind geschlagen.

Ein erfreulicheres, bescheideneres Bild hatte Schmidt von Stuttgart ausgestellt: „Maria und Johannes am Grabe Christi.“ Die Erfindung ist zwar nicht selbständig genug, aber sie zeigt von Wärme der Empfindung und von einem Anfluge historischen Schwunges. Der junge Künstler hat sich sehr in Acht zu nehmen, großartigen Schwung der Composition nicht im Raume zu suchen, sondern in einer groß in die Erscheinung getretenen großen Innerlichkeit. Großartige Draperien allein genügen nicht; unter ihnen muß man den wohlgestalteten, in allen Theilen ausgebildeten Körper, in diesem aber die große Seele fühlen. Die Köpfe der beiden Hauptfiguren belebt ein trefflich charakterisirter Ausdruck, den ein tiefer Sinn für Schönheit zeichnete. Mit dem Colorit allein kann man sich nicht ganz befriedigt fühlen; es ist zu düster und trüb und läßt mehr den guten Gedanken des Künstlers dabei errathen, als daß es ihn in der Ausführung zeigte.

Adolph Zimmermann in Düsseldorf sandte eine „Ruhe auf der Flucht nach Aegypten“ ein. Mußten wir schon bei einem der vorherbesprochenen Bilder die schlechte Disposition und Anordnung tadeln, so müssen wir dies in einem noch weit höheren Grade bei dem gegenwärtigen thun. Ein durch den Rahmen unterbrochener Brunnentrog zeigt die obere Hälfte von menschlichen Gestalten, die sich über denselben hereinbeugen und die heilige Familie vorstellen sollen; nebenherein streckt ein Esel recht gemüthlich seinen Kopf in die Scene. Wahrhaftig, man hat Mühe, an sich zu halten, um nicht einen profanen Witz zu machen! Das Arrangement erinnert auf ein Haar an den Fensterladen der Arche Noah, die ein anderer genialer Künstler einst erfand, und der nürnberger Kunstverein in Stahl stach. In der Ausführung ist manches Empfundene, aber sie ist beinahe durchweg zu manierirt, geziert, gedrechselt. Ist das eine Plage, ein sich Abmühen mit Zeichnung, Modellirung und Färbung und doch so wenig Natur, Wahrheit, Leben!

Eine „Madonna“ von Pilz in München, eine Schülerarbeit von wenig bemerkenswerthem Talente, gehörte in die nämliche Kategorie; ebenso eine zweite „Flucht nach Aegypten“ von Krug in Bamberg, deren allzustümperhaftes Machwerk die Jury der Ausstellung billigerweise hätte zurückweisen sollen.

Auch die Nuditätenfabrik und Schlafzimmerdecoration für den blasirten Luxus und den entnervten Sinn lüsterner Wüstlinge hatte unserem diesjährigen Salon mit zwei geistlosen Machwerken die Ehre erwiesen. Eine „Venus“ vom Hofmaler Hofmann in München zeigt umsonst ihre unschönen Blößen, um dahinter Mangel an ästhetischem Sinne und Gemeinheit der Formen zu verbergen. Eine andere desgleichen, aber von Steinbrand in Stuttgart, in welcher der Maler zu beabsichtigen scheint, Alles zu vereinigen, was nur immer wollüstigen Reiz kitzeln kann, gerade aber durch das platte, nüchterne Hervortreten seiner gemeinen Intention das Gegentheil erreichte, wurde von dem gesammten Publicum mit Ekel zurückgewiesen und gerichtet. Die Kritik hätte somit hierüber keine weiteren Worte zu verlieren, wäre hier nicht gerade der geeignete Platz, einige ernste Bemerkungen über derlei Machwerke nachzuschicken.

Von solchen geistlosen Producten, die aller Sitte und dem guten Geschmacke Hohn sprechen, wimmelt der Markt unserer modernen Kunstausstellungen, und unsere Künstler schämen sich nicht, dem übersättigten Luxus der hohlen Köpfe wüster Reichen und Großen zu fröhnen. Tretet nur alle Kunst vollends mit Füßen; steigt hinab in die Schlupfwinkel der Prostitutionshäuser und malt uns die dort erlebten Scenen obscönster Schlüpfrigkeit: die Zeit wird sich an euch rächen! Es ist etwas Ernstes, etwas Großes, etwas Heiliges um die Kunst, wer sie aber zur Buhldirne erniedrigt, der ist ausgestoßen aus dem Verband von Künstlern, die etwas Besseres, etwas Göttliches in der Brust fühlend nach etwas Höherem streben. Die Kunst soll vor Allem keusch und rein sein: keusch kann sie aber auch in der nackten Venus sein, wenn die Darstellung, von der geistigen Idee der Schönheit getragen, lebenswarm in die sinnliche Form tritt und nicht Sinnenreiz und Sinnenkitzel zu provociren sucht. Schönheit ist Wahrheit, das Paradies unseres geistigen Ringens hienieden, das der Cherub mit dem flammenden Schwert hütet. Wehe Dem, der auf Irrwegen zu nahen und den geheimnißvollen Schleier zu lüften sucht, die göttliche Flamme zum unreinen Lustfeuer verunglimpft und auf den offenen Markt zieht!

Der Kritik aber gehört das schöne Vorrecht, hier zu Gericht zu sitzen und den Stab zu brechen, bis das Volk endlich entrüstet solchen Erbärmlichkeiten den Rücken kehrt und der Schmach und Schande überantwortet.

Fr. Müller.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 117.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 23. September 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

(Fortsetzung aus Nr. 116.)

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Limousin und sein Hund.



Ich habe von den Ereignissen, die vor meinem achten oder neunten Jahre vorgegangen, nur eine verworrene und unvollständige Erinnerung. Gleichwol hat sich mir aus dieser dunkeln Vergangenheit, die jetzt schon so fern ist, das Gedächtniß eines schönen, jungen Weibes erhalten, deren geschickte Finger fast ohne Unterlaß die Klöppel an einem Spitzenarbeitskästchen ertönen ließen, das ganz mit glänzenden, kupfernen Stecknadeln besetzt war; dieses wohlklingende Klirren der Spitzenklöppel war meine Freude, es ist mir, als hörte ich es noch, aber Abends verwandelte sich diese Freude in Bewunderung; denn wenn ich in meinem kleinen Bette lag, sah ich eben dieselbe junge Frau, — vielleicht war sie meine Mutter — mit unermüdlichem Fleiß beim Schein eines Lichtes fortarbeiten, dessen Glanz sich verdoppelte, indem er durch eine gläserne Kugel mit klarem Wasser ging; der Anblick dieses Lichtpunktes blendete mich und setzte mich in eine Art von Begeisterung, der erst der Schlummer ein Ende machte.

Hierauf folgt in meinen Erinnerungen eine lange Lücke, die vermuthlich durch eine Krankheit bewirkt worden.

Aber von meinem elften Jahre an kommen sie wieder, und von nun an sind sie genau, lebhaft, ununterbrochen und, was die Personen anbetrifft, von unglaublicher Treue.

Im Alter von 10 und 11 Jahren diente ich nach meinen Kräften einem Maurer mit dem Namen oder Beinamen Limousin als Handlanger und Kalkbereiter, ich verließ ihn so wenig, wie sein Schatten, indem ich ihm beständig unterwürfig und dienstbereit auf den Fersen folgte, auch pflegte man, wo wir vorbeigingen, zu sagen — da kommt Limousin und sein Hund.

Nach der Gewohnheit des Landstrichs hielt ich die Mulde, in der ich den Kalk anrührte und meinem Herrn zutrug, auf dem Nacken nahe am Halse. Diese Last war für mein Alter so schwer, besonders wenn ich mit ihr hoch bis zum Giebel der Gebäude hinaufsteigen mußte, daß ich lange Zeit die Gewohnheit nicht wieder loswerden konnte, mit gekrümmtem Rücken und gesenkten Hauptes umherzugehen; selbst mein Wuchs verkrüppelte sich ein wenig, doch ward er später, vermöge verschiedener Mittel, die ich anwandte, wieder gerade.

Zu jeder Jahreszeit ging ich mit bloßem Kopf und bloßen Füßen, nothdürftig in Lumpen gehüllt, die vorher Limousin getragen hatte; ich erinnere mich besonders eines alten Beinkleides von gelblichem Drozett, das an zwanzig Stellen mit verschiedenen Farben geflickt war; es war mir zugefallen, nachdem Limousin es zwei Sommer getragen, und er selbst hatte es aus der fünften oder sechsten Hand. Wegen meines kleinen Wuchses ward mir dieses Beinkleid, das an den Beinen abgeschnitten war, mittelst einer starken Schnur, die durch das obere Ende desselben gezogen wurde, um den Hals gefaltet; die Taschenöffnungen dienten mir dazu, die Arme durchzustecken. Und da dieses seltsame Kleidungsstück von dem Mörtel, mit dem es seit langer Zeit befeuchtet zu werden pflegte, und der eine dicke Kruste auf demselben bildete, ganz durchdrungen war, so glich es mehr einem Mauerstück, als einem weichen Stoffe, es zerriß nicht, es bekam Spalten, und Limousin half diesen kleinen theilweisen Zerstörungen sehr geschickt mit ein wenig feinem Mörtel ab, der im Wasser angefeuchtet war; hierauf strich er das Zeug mit seiner schönen kupfernen Kelle mit dem Ebenholzgriffe glatt.

Meine Nahrung bestand unabänderlich aus einem Stück harten, schwarzen Brotes, wozu um neun und um drei der Schwanz und der Kopf eines Pöcklings kamen, beide natürlich mit dem gehörigen Stück Rückgrat. Limousin behielt das Uebrige von dem Fische für sich. Ich fand den Schwanz unendlich viel wohlschmeckender als den Kopf.

Abends, wenn wir von der Arbeit zurückkehrten, machte mein Herr zwei Mal in der Woche eine Schmalzsuppe, die wir an den anderen Tagen kalt aßen; dann legten wir uns auf ein Strohlager, auf dem wir uns im Winter mit einer dünnen Matratze, die mit Heu gestopft war, zudeckten.

Im Widerspruch mit der jetzt allgemeinen Gewohnheit seiner Landsleute, kehrte Limousin am Ende des Herbstes nicht in seine Heimat zurück. Nicht weit von einem ziemlich großen Flecken, dessen Namen ich vergessen, hatte Limousin sich auf steinigem und unbrauchbarem Boden ein schlechtes Mauerwerk erbauen dürfen, in dem wir wohnten.

Während der Arbeitszeit war Limousin fast beständig von dem Maurermeister des Fleckens angestellt. Wenn späterhin trotz des nothgedrungenen Feierns irgend eine dringende Maurerarbeit vorkam, übernahm Limousin sie, sonst beschäftigte er sich als Wallarbeiter, während ich auf den Landstraßen Pferdekoth suchte, den Limousin sammelte und korbweise an einen Gärtner in dem Flecken verkaufte.

Wir legten uns nieder, wenn es dunkel ward, und standen wieder auf, wenn der Tag anbrach, ohne jemals Licht zu brennen; bei großer Kälte brachten wir die langen Winternächte, und wenn es an Arbeit fehlte, bisweilen auch die Tage in einer Art von Bewußtlosigkeit und halbem Erfrorensein zu, welche mit dem Winterschlafe, in dem gewisse Thiere den ganzen Winter versenkt liegen, die größte Aehnlichkeit haben muß.

Weder im Wachen noch im Schlaf fanden wir nur einen Augenblick Erholung von dem Leben und seiner Noth; ich erinnere mich, zur Zeit, wenn Schnee lag, bisweilen einen bis zwei Tage ohne Nahrung geblieben zu sein, ohne übrigens Hunger zu empfinden; dieser Zustand war gerade nicht schmerzlich. Es kam mir vor, als fühlte ich mein Blut allmählich erkalten und mein Mark erstarren; auf diese Empfindung, die in der That peinlich war, folgte eine Betäubung, die, so lange ich unbeweglich und in mich selbst zusammengekauert liegen blieb, ganz erträglich war, aber die geringste Bewegung ward zu einem wahren Leiden.

Vier oder fünf Male im Monat, das heißt jeden Sonntag, ward dieses arbeitsame, nüchterne, einförmige Leben auf die seltsamste Weise unterbrochen.

Limousin war ein großer, magerer, knochiger, starker Mann von ungefähr 30 Jahren; er sah, wie seine Genossen zu sagen pflegten, immer aus, als träumte er; sein Charakter war von vollkommener Sanftmuth und Gleichmäßigkeit; er war ein unablässiger, geschickter, unermüdlicher Arbeiter und erheiterte sich bei der Arbeit niemals durch gewisse Liedchen; er war immer schweigsam, und wenn er sprach, so war's, als thäte er's ungern, und wenn wir des Abends einmal in unsere Höhle zurückgekehrt waren, richtete er bisweilen bis zum andern Morgen kein Wort an mich.

Aber Sonntags wandelte Limousin sich gänzlich um.

Wenn der Tag des Herrn anbrach, kam ein Dienstmädchen des Gastwirths im Flecken mit einem Esel, welcher auf dem Sattel einen Korb trug, der ein Stück gesalzenen Specks, einige hartgekochte Eier, ein halbes Weißbrot und ein kleines Fäßchen enthielt, in dem ungefähr 12 Flaschen Landwein waren. Sobald das Mädchen wieder fort war, ward die Thür fest verschlossen, Limousin stellte das Fäßchen neben unser Strohlager, legte den Speck und die Eier darauf und trank nun, bis er gänzlich von Sinnen war.

Ich werde es nie vergessen, wie eines Tages Limousin, nachdem er zwei oder drei Flaschen Wein

getrunken, aber noch einen gewissen Zusammenhang in seinen Vorstellungen übrig hatte, mir folgende seltsame Theorie der Trunkenheit vortrug.

„Siehst Du, Martin," sprach er zu mir, „der Sonntag ist mein — wenn ich mich an diesem Tage nicht besöffe, wäre ich die ganze Woche ein Trunkenbold, und noch mehr, ich würde faul, neidisch, zänkisch und früh oder spät ein Dieb werden, ja noch mehr —

„Ich befinde mich so wohl — es würde für mich der Arbeit und des Elends zu viel werden, wenn das immer so ohne Ende und Aufhören fortgehen sollte, wie die großen Landstraßen, die, wo sie auf vier bis fünf Meilen ganz gerade fortlaufen, einem, wenn man auf dem Wege ist, und nichts anders vor sich hat, gar zu entsetzlich in die Beine ziehen.

„Ich sehe jeden Sonntag statt des unendlichen Weges meines verfl — Daseins — eines Weges voll glühenden Sandes und spitzer Steine, — kühle Wasserfälle, blumige Berge, zauberische Schlösser, mit Einem Worte, mein Junge, ein seliges Entzücken vor mir — und dann betrachte ich die schönen Schlösser, an denen ich arbeite, wie Schweinekoben und ihre Parks wie Maulwurfshügel.

„Montags, wenn ich von diesen Spaziergängen zurückkomme, — was kann's mir schaden, daß ich mich nun durch sechs elende Tage hinzuschleppen habe? Sehe ich nicht am Ende derselben meinen Sonntag?

„Ich trinke niemals in der Schenke, hier verdampft die Trunkenheit in Zorn, Geschrei, Schimpfsworten und Schlägereien, sie verdirbt dort, sie verliert dort ihre Würde; ich trinke nicht, um mich zu streiten, ich trinke nicht, weil mir der Wein gut schmeckt — es ist ein elendes Gesöff; ich würde Branntwein trinken, wenn das nicht ungesund wäre — ich trinke und habe das Recht zu trinken, um mich vier oder fünf Mal im Monat von hier zu entrücken, ich weiß nicht wohin. Ist das nicht besser, als sich über das Leben zu erbosen?

„Die wahren Trinker machen's Alle so, nur schwatzen sie nicht drüber.

„Johann Bobin trinkt, um zu vergessen, daß er die ganze Woche seine Kinder hat vor Hunger schreien und seine Frau über das Elend weinen sehen; er trinkt auch, und ganz vornämlich, um zu vergessen, daß er die folgende Woche dasselbe hören wird.

„Simon trinkt, um zu vergessen, daß er seine alte, kranke Mutter vom Montag bis zum Sonnabend hat ächzen hören und ächzen hören wird.

„Andere trinken, um sich von der Arbeit zu erholen, welche sie erdrückt.

„Ich weiß wol, daß die jungen Herren, die weder Elend noch Mühsal zu vergessen haben, die sich mit ihrem Golde alle Arten von Vergnügungen, von ehrbaren Erholungen verschaffen können, und die sich doch, wie die Engländer, aus Geschmack am guten Weine betrinken, von uns sagen:

„O das Lumpenpack, die Schweine, müssen sie solche ekelhafte, viehische Trunkenbolde sein, um in ihren stinkenden Schenken zusammenhockend solch schlechtes Gesöff hinunterzugießen?

„Aber, Ihr lieben Leute, sagt uns nur, wo zum Teufel wir nach einer Woche voll Entbehrungen, Arbeit und Kummer ehrbare Erholungen, zartfühlende Vergnügungen hernehmen sollen, nämlich, wie unser Geldbeutel versehen ist, und bei der Unwissenheit, in der man uns hinleben läßt? Wo sollen wir, was die Hauptsache ist, Vergessenheit Dessen, was uns in Verzweiflung setzt, finden?"

Limousin zeigte sich dieser Weise, die Trunkenheit zu betrachten, vollkommen treu. Sobald er einmal bei der Arbeit war — und er kehrte unabänderlich jeden Montag zu ihr zurück — konnte man keinen arbeitsameren, umsichtigeren, nüchterneren und ehrlicheren Handwerker sehen.

Einstmals fragte ich ihn, warum er sich, wenn doch die Trunkenheit so angenehm sei, nicht jeden Abend betrinke?

Er antwortete streng:

„Ich würde entweder stehlen müssen, um mich betrinken zu können, ohne zu arbeiten, und ich will nicht stehlen; oder ich würde genug verdienen, um Wein kaufen zu können, mich jeden Tag zu betrinken, und dann würde mir dieser Erwerb genügen, ich würde glücklich sein und brauchte nicht mehr zu trinken, um meinen Zustand zu vergessen."

Jetzt verstehe ich den wahren Sinn der Worte meines Herrn, und ihre Richtigkeit setzt mich in Erstaunen.

Ich habe, als verlassenes Kind, hinlänglich unter Entbehrungen und Leiden aller Art gelebt, um zu wissen, daß bei uns Leuten aus dem Volke die Trunksucht fast immer daraus entsteht, daß wir das Bewußtsein unseres Unglücks, der grausamen Entbehrungen, denen wir unterliegen, zu betäuben suchen; in den ungewissesten, traurigsten, schrecklichsten Lagen entwickelt sich die Trunksucht auf die entsetzlichste Weise, alsdann verringert sie sich und wird seltener, jemehr sich die Lage ein wenig durch Wohlstand verbessert, oder die Einsicht durch Unterricht entwickelt.

Gewiß gibt es Ausnahmen. So war ich einige Jahre, nachdem ich Limousin verlassen, vertrauter Bedienter eines großen Herrn, von dem ich weiterhin reden werde; er war noch jung, und sein Vermögen war ungeheuer, seine Frau war voll Tugenden und Reize, und oft habe ich insgeheim diesen großen Herrn in den schmuzigsten Kneipen des Viertels des Halles in Paris aufsuchen müssen, wo er sich die ganze Nacht mit der schlechtesten Gesellschaft betrank; am hellen Morgen brachte ich ihn dann im völlig bewußtlosen Zustande durch eine geheime Thür in den alten, prächtigen Palast zurück, den seine edle Familie seit zwei Jahrhunderten besaß, und den sein Vater ihm hinterlassen hatte, wie er ihn dereinst seinem Sohne hinterlassen sollte; denn er hatte obendrein einen Sohn —

Der beinahe unvermeidliche Misbrauch des ohne Arbeit erlangten Reichthums, die Abneigung gegen Vergnügungen höherer Art, die Uebersättigung, der Ekel an allen Genüssen mußte diesen steinreichen Herrn eben dahin führen, wohin Limousin kam, der arme Maurer, der allen Entbehrungen ausgesetzt war.

Der Reiche suchte in einer lärmenden Trunkenheit, in schlechter Gesellschaft das Vergessen seines Reichthums, der Arme suchte, darin edler, das Vergessen seines Unglücks in einsamer Trunkenheit.

So wohnte ich also jeden Sonntag, den ganzen Tag mit Limousin eingeschlossen in unserer abgelegenen Hütte, selbst nüchtern und in einem dummen Staunen, das mit Schrecken vermischt war, den Thorheiten und Tollheiten bei, die der Wein meinem Herrn eingab.

Bisweilen nöthigte mich auch Limousin, in den seltenen Auftritten, die seine Trunkenheit aufführte, eine Nebenrolle zu übernehmen; seine Trunkenheit, die übrigens durchaus unschädlicher Natur war, zeigte sich bald als eine Laune, die bis zum Grotesken ging, bald als eine Traurigkeit, die sich bis zum Thränenvergießen steigerte, aber niemals flößte sie ihm eine Regung der Bitterkeit ein. Bisweilen erzählte er auch ganz laut stückweise die wundersamen Gesichte, die ihn entzückten, auch unterhielt er sich dann und wann leise mit eingebildeten Wesen.

Eine der häufigsten und liebsten Einbildungen meines Herrn war, daß er sich für den einzigen Inhaber aller Regenschirme in Frankreich hielt. Nämlich wenn er bei Sinnen war, träumte er sich gern in den Besitz eines von jenen riesenhaften Regenschirmen von blauem oder rothem Baumwollenzeug, wie sie nur die Maurer besitzen, aber er hätte seinen Sonntagswein einschränken müssen, und zu diesem Opfer konnte er sich nicht entschließen. Ich darf sagen, daß mein Herr, weit entfernt, seinen Vorrath von diesem Geräth habsüchtig zu verkaufen, davon auf die edelmüthigste Weise Allen, die davon bedurften, mittheilte, wobei er jedoch von dieser Freigebigkeit die Leute, welche zu Wagen waren, ausschloß; über diesen Punkt war er unerbittlich und wußte keine Ausdrücke zu finden, die stark genug waren, um die Selbstsucht dieser Menschen zu brandmarken, die sich ohne Noth mit den Regenschirmen der armen Leute brüsteten.

In diesen Monodramen stellte ich die Menge dar, welcher mein Herr Tausende von Regenschirmen in Gestalt seines Hakenstockes austheilte.

Sodann nahm Limousin's Ehrgeiz einen höhern Flug: er sah sich als Tambourmajor gekleidet, mit dem Federbusch und dem Stabe und in einem Wagen mit sechs Schimmeln mit scharlachrothen Decken gezogen; in Betreff der Anzahl, der Farbe und des Geschirres dieses Gespannes litt er keinen Widerspruch. Wahrscheinlich war der Anzug eines Tambourmajors in Limousin's Augen das Ideal eines prachtvollen Anzuges überhaupt; auf einem wackelnden Schemel sitzend, den linken Daumen auf der Hüfte, die rechte Hand auf die Lende gestützt, streute mein Herr, ein wenig wankend, nach allen Seiten ein wohlwollendes Kopfnicken aus; unterdessen war es meine Aufgabe, aus allen Kräften als männliche Bevölkerung zu schreien:



„Es lebe Limousin, der gute Kerl!"

Und bald darauf stellte ich die weibliche Bevölkerung dar und rief, so hoch ich konnte:

„Es lebe der schöne Limousin!"

Diese doppelte schmeichelhafte Volksäußerung nahm mein Herr mit einem Lächeln auf, das voll Gnade und Selbstgefälligkeit war.

So viel ich mich der unzusammenhängenden Worte Limousin's erinnern kann, die er in diesem Zustande der Begeisterung ausstieß, glaubte er einstimmig zum schönsten und besten Kerle unter allen Männern in der Welt erwählt zu sein; auch empfing er dann hinterher seine Wähler bei sich und bewirthete sie brüderlich und kostbar im Tempel Salomo's. Es folgte dann eine Beschreibung dies Ortes, die mich mit Bewunderung erfüllte; da ich aber zu der Zeit immer vor Hunger fast umkommen wollte; denn ich wagte es nicht, die Brocken von dem Mahle meines Herrn anzurühren, so hörte ich seufzend der Aufzählung der riesenhaften Mahlzeiten zu, die Limousin seinen Brüdern von der Kelle gab, welche bei Tische von den zwölf Aposteln bedient wurden, die als Wilde gekleidet waren — wahrscheinlich mischte sich bei dieser Phantasie eine Erinnerung an die Gebräuche der Gesellenschaft ein; das Essen schien mir köstlich, aber ein wenig einförmig; es bestand stets aus Schlackwurst mit sauren Gurken.

Auf diese possenhaften Träumereien folgten bisweilen trübselige Gefühle, die meinen Herrn bis zu Thränen rühreten.

Ich erinnere mich, daß er eines Tages die gemeinsame Mutter aller der kleinen Kinder, die wie ich vom zarten Alter an einer mühseligen Arbeit gewidmet waren, und welche Noth, Erschöpfung und Krankheit so oft einem frühzeitigen Tode entgegenführen, zu sehen und zu hören glaubte.

Diese Mutter erwartete die Rückkehr ihrer zahlreichen Kinder mit einer Ungeduld, die zugleich fröhlich und unruhig war — fröhlich, weil sie hoffte, sie bald wiederzusehen, unruhig, weil sie zu kommen zögerten.

Um ihrer Beklemmung zu überwinden, setzte die Mutter, so gut sie konnte, eine unzählbare Menge von kleinen Betten in Bereitschaft, aber die Kinder kamen nicht.

Dann ging die Mutter hierhin und dahin, horchte, sah hinaus — nichts wollte sich zeigen, und die Nacht kam heran.

Und die Nacht war herangekommen. — „Die arme Mutter!" sagte Limousin, der die mütterliche Angst mitzufühlen schien und sie mit thränenerstickter Stimme erzählte.

Endlich hörte die gemeinsame Mutter in der Ferne ein zugleich leichtes und verworrenes Geräusch, das immer näher rückte.

„Das sind meine Kinder!" rief sie vor Freude weinend.

Und bei dem hellen Mondschein hielt die Mutter die Hand über die Augen, um nicht geblendet zu werden, während sie ganz glücklich in der Ferne die Schar ihrer Kinder zu entdecken suchte.

Aber seltsam, das Geräusch wuchs beständig, näherte sich beständig, und die Mutter sah nichts.

„Ich glaub's wohl, daß Du nichts siehst, arme Mutter!" sagte Limousin mit bewegter und weinseliger Stimme. Er hatte dieses Gesicht mit langen Unterbrechungen erzählt. „Ich glaube wohl, daß Du nichts siehst; es sind nicht die Fußtritte einer Schar Kinder, die Du hörst, es ist wie ein großes Nest von Tausenden von kleinen Vögeln, das Geräusch ist über unsern Köpfen. Sieh, sieh, da sind sie, der Mond wird von ihnen verdunkelt, — es sind Deine Kinder doch, sieh, sie sind alle bleich und beflügelt — da sind sie, die lieben Kleinen, da sind sie, es sind ihrer hundert, tausend, Tausende. Hörst Du sie, wie sie zwitschern, indem sie wieder mit den Flügeln hinstreifen und mit ihrer kleinen, sanften Stimme sagen: Lebewohl, Mutter, wir haben ausgeduldet, wir sind befreit! O, sieh, arme, gute Mutter, wie sie aufsteigen, sie sind schon in den Wolken und so hoch, so hoch, daß sie alle zusammen nur einen kleinen, weißen Punkt zwischen den Sternen ausmachen. Nun, gute Mutter, Muth, sie dulden nicht mehr — ach, alle Teufel, sie antwortet nicht, die Mutter, sie wankt, sie fällt, sie ist todt — ja, sie ist wahrhaftig todt. — Sieh doch, was ist denn das für ein weißer Glanz, der dort hinfliegt und da oben in die Höhe steigt, wo die kleinen geflügelten Kinder in die Höhe stiegen? — Gut, da geht der Mond hinter einer dicken, schwarzen Wolke zur Ruhe — ich will es machen wie der Mond — gute Nacht, die ganze Gesellschaft!"

Und Limousin sank auf unser Strohlager, erschöpft, benebelt von doppelter Trunkenheit, an der die Phantasie eben so viel Antheil hatte als der Wein.

Abwechselnd erheitert, gerührt und erschreckt durch diese seltsamen Erzählungen oder Reden, brachte ich beinahe jeden Sonntag in fieberhafter Aufregung zu, und in der Nacht schienen wunderliche Träume bei mir die Schwärmereien meines Herrn fortzusetzen.

Am Montag Morgen weckte mich Limousin wie gewöhnlich auf, sein Gesicht, seine Geberden, seine Stimme, die am Tag vorher so belebt gewesen waren, zeigten sich jetzt wieder ruhig und kalt; auf den Ueberfluß von Worten vom vorigen Abend folgte eine ruhige Schweigsamkeit.

Mein Herr ging dann wieder mit gewohntem Eifer an sein Tagewerk, immer der Erste und Letzte bei der Arbeit, aber im Laufe der Woche redete er mich nicht 20 Mal an.

Ehe ich fortfahre, muß ich von einer Persönlichkeit reden, die in meiner Erzählung eine große Rolle spielt.

Zweites Kapitel.

La Levrasse.



Der Mann, von dem ich reden will, war ein in der Landschaft sehr wohlbekannter Büchertrödler, mit dem Beinamen La Levrasse. Dieser Mann schien seit langer Zeit mit Limousin in Verbindung zu stehen; im Gegensatze zu den Gewohnheiten unsers Einsiedlerlebens war der Büchertrödler mehre Male des Abends zu meinem Herrn gekommen und hatte ganz leise lange Unterredungen mit ihm gehabt. Einige Geberden, Worte und Blicke, die zwischen ihnen gewechselt wurden, brachten mich auf den Gedanken, daß sie von mir sprächen, aber ich habe den Gegenstand dieser geheimnißvollen Unterredungen niemals erfahren, ich erinnere mich nur, daß eines Tags Limousin in Folge einer dieser Unterredungen mich aufforderte, ihn betrachten zu lassen, was er meine Reliquie nannte. Dieses war ein alter Knopf, der versilbert und mit einem Wappen versehen war, ich trug ihn an einem Stück Bindfaden am Halse; ich habe niemals erfahren, wie und wann ich in Besitz dieses Gegenstandes gekommen, auf welchen ich übrigens wenig Werth legte, und den ich nur aus Gewohnheit behielt. Nachdem Limousin ihn einige Augenblicke nachdenkend angesehen hatte, gab er mir meine Reliquie zurück und sprach mit mir von da an nur ein einziges Mal, ich werde anführen, bei welcher Gelegenheit, über dieselbe.

La Levrasse bediente sich seines Geschäfts als Büchertrödlers als eines Mantels, um alle Arten von zweideutigen Handthierungen darunter zu verbergen; scheinbar verkaufte er auf dem Lande Lieder, Kalender und Heiligenbilder, aber in Wahrheit übte er Zauberei, beherte Thiere oder machte sie frei vom bösen Zauber, verhalf zum Wiederfinden verlorener Sachen, heilte Krankheiten, die er, wie er sagte, in einem geheimnißvollen Sacke mit sich nehme, und das Alles für Geld, endlich verkaufte er insgeheim Zauberbücher, wie den großen und kleinen Albert, und vor Allem schmuzige Bücher und Kupferstiche.

Alle diese Einzelheiten und noch andere habe ich später in Erfahrung gezogen.

Während der Büchertrödler und Zauberer in verschiedenen Gegenden von Frankreich herumreiste und selbst, wie man sagte, bis nach Paris ging, erschien er in dem Flecken oder seinen Umgebungen niemals in der schönen Jahreszeit; denn in dieser übte er das Handwerk eines Marktschreiers aus. Er kam in unsern Flecken nur im Winter und auch dann nur selten; Niemand wußte seine Wohnung, er gab seine Rathschläge bei den Kunden, die ihn darum baten, und weigerte sich beharrlich, irgend Jemanden in seiner Wohnung zu empfangen.

Dieser Mann, welcher noch jung war, hatte ein Gesicht, das man nicht leicht vergaß; vollkommen bartlos und selbst ohne Augenbraunen, hatte er doch Haar, das schwarz wie Dinte war und lang wie das einer Frau; er band dasselbe nach Art der Chinesen auf, und sein dicker Haarwulst ward über seinem bleichen und erdfarbigen Gesichte, das beinahe beständig Fratzen schnitt; denn Levrasse pflegte die Menge zuerst durch seine Späße, seine Fratzen und die Seltsamkeit seiner Kleidung anzuziehen, mit einem kupfernen Kamme befestigt. Trotz so vieler komischen Bestandtheile war der Anblick dieses Gesichts doch mehr unheimlich als lächerlich; seine beiden runden, gelben Augen, welche durchdringend waren, wie die eines Raubvogels, seine eingezogenen Lippen, welche beinahe unbemerkbar waren, zeigten Verschmitztheit und Bosheit an.

Sein bartloses Kinn, sein auffallender Anzug, der aus einer runden Jacke bestand, die mit Pelzwerk besetzt war, und einer Art Unterrock von röthlicher Farbe, den er über den Hosen trug, hatten ihm den weiblichen Beinamen La Levrasse zugezogen; denn er lief, wie man sagte, Tag und Nacht über Berg und Thal, wie eine Häsin, die in dem Dialekte jener Landschaft Levrasse heißt.

Ein großer, schwarzer Esel, Namens Lucifer, der mit den Bücher- und Bilderballen des quacksalberischen Büchertrödlers beladen war, hatte auch ein seltsames Ansehen; an seinen durchbohrten Ohren hingen zwei gewaltige kupferne Ohrgehänge; vermöge der Last dieses Spielzeugs hingen Lucifer's Ohren, statt gerade aufwärts zu stehen, horizontal herab; ein großer kupferner Ring, in dem symbolische Zeichen eingegraben waren, und in welchem sieben kleine Glöckchen hingen, war dem Esel durch die Nase gezogen, vervollständigte seinen kabbalistischen Aufzug und stellte sein auffallendes Aeußere auf gleiche Linie mit dem auffallenden Aeußern seines Herrn.

Lucifer's Klugheit war in der Landschaft eben so bekannt wie seine Bosheit: konnte er die Stunde angeben, indem er mit seinem Huf auf den Boden stampfte, verstand er, während Levrasse seine Lieder und Kalender austheilte, vor dem liebenswürdigsten Mädchen in der Gesellschaft stille zu stehen, so hatte sich Lucifer oft auch, von einer Art von Wahnsinn ergriffen, auf die Zuschauer gestürzt, um sie im eigentlichen Sinne des Worts zu zerreißen. Dieser Esel flößte mir eben so viel Schrecken ein, wie sein Herr, auch hatte mir nach den drei oder vier geheimnißvollen Abendbesuchen, welcher dieser dem Limousin abgestattet hatte, die Furcht eine fieberhafte Schlaflosigkeit bereitet.



Bei unserer letzten Zusammenkunft zog mich der Trödler, nachdem er mich sehr aufmerksam betrachtet hatte, an sich und ließ mir auf schmerzhafte Weise die Gelenke an Armen und Beinen knacken, alsdann sagte er, dem Anschein nach sehr zufrieden, leise einige Worte zu Limousin, welcher barsch und mit zorniger Miene antwortete:

„Ihn? niemals, niemals!"

Von jetzt an sah mein Herr den Büchertrödler nicht mehr, der ihn mit erzürnter Miene verließ, indem er einen Fluch vor sich hin murmelte.

Es war in Folge dieser Unterredung, daß mein Herr mir anbefahl, meine Reliquie als einen werthvollen Gegenstand zu bewahren, weiter ließ er sich darüber nicht aus.

— — — — — — — — — — — — — —

Es bedurfte des beinahe thierischen Lebens, um die lebhafte Empfänglichkeit, mit der ich von Natur begabt war, einschlummern zu lassen, ja beinahe auszurotten.

Oft fühlte ich Anfälle von unwillkürlicher Rührung, mein Herz ward groß und schlug schneller, meine Augen wurden naß von Thränen, und ein unwiderstehliches Liebebedürfniß, das mich noch sorgfältiger in meiner Pflichterfüllung machte, trieb mich zu Anhänglichkeitsbezeugungen, die von Denen, an welche sie gerichtet waren, immer mit Gleichgültigkeit oder Spott aufgenommen wurden.

Auf diese Weise geschah es mehre Male, daß ich bei der Rückkehr in unsere Hütte, ganz glücklich, meine schwere Pflicht treu erfüllt zu haben, und in der Meinung, ich weiß nicht warum, auf dem kalten Gesichte meines Herrn einen Ausdruck von ermuthigender Güte zu bemerken, mich seiner Hand bemächtigte und ganz in Thränen zerfließend sie mit Hingebung küßte.

Limousin, der wahrscheinlich von diesem Gefühle nichts verstand, sah mich verwundert an, zuckte die Achseln und zog seine Hand zurück, indem er zu mir sagte:

„Es ist gut, Martin, lege Dich nieder, Junge!"

Ganz als wäre von einem Hunde die Rede, dessen Liebkosungen lästig würden.

Dann ward es mir ganz schwach ums Herz, so viel litt ich dabei; ich legte mich auf unser Strohlager, erstickte meine Seufzer und verbarg meine Thränen, aus Furcht, meinem Herrn lästig zu sein oder von ihm ausgelacht zu werden, und schlief ganz in Thränen ein.

Nachdem ich vergebens versucht hatte, mir die Liebe meines Herrn zu erwerben, aber bemerken mußte, daß meine kindlichen Anhänglichkeitsäußerungen immer mit tiefer Gleichgültigkeit, wenn nicht mit

Ungeduld aufgenommen wurden, versank ich in tiefe Muthlosigkeit.

Jetzt, da ich mehr Erfahrung habe, verstehe ich Limousin's Kälte besser und weiß sie zu entschuldigen. Vermöge seiner Gewohnheit, sich zu betrinken, und der Art seiner Trunkenheit, lebte er, so zu sagen, nicht in dieser Welt; Alles, was es in ihm Gefühlvolles, Theilnehmendes gab, fand in den Einbildungen, denen er sich in jenem Zustande hingab, seinen Ausweg. Dieser Mann, der insgemein so kalt, trübe und schweigsam war, vergaß, sobald er einmal unter der Herrschaft seiner Einbildungen war, sanfte Thränen der Rühreung, drückte die rührendsten Gefühle aus oder überließ sich der thörichtsten Lustigkeit; das Anerbieten meiner Anhänglichkeit mußte ihm also gänzlich gleichgültig sein.

Von ihm zurückgewiesen, versuchte ich mir eine andere Freundschaft zu erwerben.

In diesem Jahre hatten wir während des Herbstes in einem Landhause gearbeitet, dessen Besitzer abwesend war; das Gärtnermädchen, ein dickes und starkes Mädchen von 20 Jahren, hatte, wie es mir schien, einigen Antheil an mir gezeigt: bald hatte sie mir, wenn sie bei unserm Bau vorbeiging, geholfen, eine schwere Mulde auf meine Schultern zu laden, bald hatte sie mir zur Stunde unsers Mittagsessens ein wenig Obst gegeben oder mich zu sich in die Küche kommen lassen, um mich ein wenig zu erwärmen, wenn ich ganze Stunden hindurch bei feinem, kaltem Regen meinem Herrn geholfen hatte, der sich um schlechtes Wetter wenig bekümmerte.

Eine tiefe Erkenntlichkeit der Güte, die mir Catharine erwiesen, war mir im Herzen geblieben; da ich sie ihr nach Kräften zu bezeugen glaubte, wenn ich ihr sagte, welche Liebe zu ihr mir die Dankbarkeit einflößte, sprach ich, indem ich besonders jenem gebieterischen Liebebedürfnisse nachgab, welches die Gleichgültigkeit meines Herrn, indem er es unterdrücken wollte, verdoppelt hatte, schüchtern, mit Thränen in den Augen und das Herz ganz voll von Hoffnung und Zärtlichkeit zu dem Mädchen:

„Mademoiselle Catharine, Ihr müßt erlauben, daß ich Euch ein Bischen lieb habe, Ihr seid so gut gegen mich —"

Das starke Mädchen sah mich mit ihren großen, runden Augen an, in denen sich zuerst ein Erstaunen abmalte, dann platzte sie mit einem lauten Gelächter heraus, das ihre ganze handfeste Person erschütterte, und rief:

„Bist Du ein kleiner —"

Dann fuhr sie fort, indem sie mich noch immer ansah und ihr Gelächter verdoppelte:

„Hat man jemals so einen Knirps gesehen? in seinem Alter!"

Endlich setzte sie noch einige rohe Worte hinzu, die mir damals unverständlich waren, und gab mir aus Spaß oder zur Lehre einen starken Fußtritt.

Wenn ich nicht zu diesem Mädchen, dessen viehische Verderbtheit bei mir eine cynische Frühreife zu bemerken glaubte, gesagt hatte: „Laß mich Dich lieben, wie ich meine Mutter geliebt hätte; denn ich habe keine Mutter —" so war es nur, weil mir die Worte fehlten, um das reine und unbestimmte Bedürfniß nach Mutterliebe, die ich niemals gekannt hatte, und deren unaussprechliche Süßigkeit ich doch ahnte, auszudrücken.

Auch mischte sich, trotz meiner Unschuld, als ich meine Liebeserklärung auf diese Weise von Catharinen aufgenommen sah, meiner grausamen Enttäuschung ein instinctartiges Gefühl von Ekel bei.

Diese neue Täuschung heilte mich nicht von meinem unüberwindlichen Bedürfniß nach Liebe, aber sie flößte mir eine neue und bittere Entmuthigung ein; ich flüchtete mich in das unbestimmte Andenken der schönen jungen Frau, die ich an meiner Wiege hatte arbeiten sehen, indem sie unter ihren geschickten Fingern die Spitzenklöppel hin- und herfliegen und erklingen ließ, beim Lichte einer leuchtenden Kugel, deren Glanz die Bewunderung und Freude meiner Kindheit gewesen war. Diese liebliche Gestalt erschien mir wie die schützende Fee meiner ersten Jahre, aber diese entfernten und verworrenen Erinnerungen konnten dem Durst nach Zärtlichkeit, der mich peinigte, nicht genug thun.

Kurze Zeit, nachdem ich von Catharine so grausam zurückgestoßen worden war, hatte ich den Muth, es noch einmal zu versuchen, mir einen Freund zu erwerben. Ich hatte die Augen auf einen jungen Zimmermann geworfen, mit dem wir an der Ausbesserung des Landhauses, von dem ich gesprochen habe, arbeiteten. Er war von sanfter und liebevoller Gemüthsart und hatte mich einige Male wohlwollend angeredet. Eines Tags saß ich verlegen, wie ich ihn ansprechen sollte, zur Mittagszeit traurig auf einem Stein, da sah ich diesen Arbeiter, den man Beauceron nannte, auf mich zukommen. Catharine ging mit ihm, mein Stück Brot und meine Heringsgräte waren mir aus der Hand gefallen.

„Warum issest Du denn nicht, Junge?" sagte Beauceron zu mir, indem er mir traulich auf die Schultern klopfte —

„Wenn er nicht ißt," setzte Catharine laut lachend hinzu, „so ist's, weil er Kummer hat."

„Warum?" sagte Beauceron —

„Weil der Junge neulich —" und Catharine wollte sich todt lachen — „mein Liebhaber hat werden wollen —" Catharinens Ausdrücke waren bei weitem deutlicher —

„Der!" rief Beauceron, indem er Catharinens Heiterkeit theilte, „in seinem Alter! Der hat große Eile!"

Ich wurde roth vor Scham und Schmerz, ich wollte antworten, meine zitternde Stimme blieb mir in der Kehle stecken.

„Ha! ha! ha!" fuhr Beauceron fort, indem er sein Gelächter verdoppelte, „der junge Hund, der noch blind ist —"

Auf die Scham, den Schmerz folgte ein Gefühl von Zorn, als ich mich so roh verspottet sah.

„Nenne mich nicht Hund!" sagte ich entschlossen zu Beauceron, „ich bin kein Hund."

„Du," versetzte Beauceron, „der Du weder Vater noch Mutter hast, bist weniger als ein Hund, Du bist ein — sohn."

Ich konnte die beleidigende Bedeutung des letzten Worts, welche Beauceron aussprach, noch nicht verstehen, gleichwol ahndete ich am Klopfen meines Herzens, am Kochen meines Bluts die Größe der Beleidigung; obgleich noch Kind, empfand ich das erste Mal eine Regung von Haß und blinder Wuth; ich war im Begriff, mich auf Beauceron zu stürzen, ohne an seine Kraft zu denken, als diese Worte: „Du hast weder Vater noch Mutter," welche die Beleidigung, die ich so schmerzlich empfand, eingeleitet hatten, mir wieder vor die Seele traten; da verwandelte sich mein Zorn in ein unaussprechliches Herzweh, meine Kräfte versagten mir, ich fiel schluchzend auf den Stein zurück, wo ich gesessen hatte, ich verbarg mein Gesicht in den Händen."

„Nun, Martin, weine nicht! Was Teufel, darf man nicht ein Bischen lachen?" sagte Beauceron, der im Grunde ein guter Kerl war, von meinen Thränen gerührt; er hatte ebenso wie Catharine nur gescherzt, wie solche arme Geschöpfe, die aller Erziehung baar sind, eben scherzen können.

„Komm, mein Verliebter," sagte Catharine, indem sie mir unter's Kinn faßte, „komm in's Haus; ich will Dir einen Napf Suppe geben, das wird Deine Thränen trocknen."

Obgleich ich Catharinen wegen ihrer guten Meinung Dank wußte, nahm ich doch ihr Anerbieten nicht an; es schlug 10 Uhr, und ich kehrte zu meiner Arbeit zurück, indem ich dieses Mal auch der Hoffnung entsagte, an Beauceron einen Freund zu finden.

Und jetzt fing ich niedergeschlagen, kummervoll, entmuthigt an, daran zu denken, daß mein Herr jeden Sonntag vermöge der Trunkenheit der traurigen Wirklichkeit entfliehe, um sich an wunderbaren Täuschungen zu erlustigen.

Limousin schwärmte in seinem Sonntagsrausch, wie erwähnt, in meiner Gegenwart ganz laut, und ich spielte oft bei den rührenden oder komischen Auftritten, welche seine Einbildungskraft vor ihn hinzauberte, eine leidende Rolle.

Wenn ich die seltsamen Reden, die wunderbaren Beschreibungen der bezauberten Gegenden, welche mein Herr durcheilte, gehört hatte, so war in mir oft eine Neugierde, die mit Schrecken vermischt war, erwacht.

Es scheint vielleicht seltsam, daß die Lust, mich nach Limousin's Beispiel zu berauschen, mir nicht vom ersten Tage an gekommen war, wo ich ihn seiner Schwärmerei hingegeben sah, und wo er mir seine Theorie der Trunkenheit entwickelt hatte, in welcher er jede Woche Vergessenheit der Vergangenheit, der Gegenwart und der nicht weniger elenden Zukunft fand. Ich war immer von allen bösen Gedanken durch die Hoffnung, die Liebe meines Herrn zu verdienen, zurückgehalten worden, aber nach den schmerzlichen und vergeblichen Versuchen, bei denen jede Herzensergießung von meiner Seite mit Rohheit zurückgewiesen ward, glaubte ich mich im Rechte, ebenfalls in der Trunkenheit Vergessenheit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu suchen.

Ich konnte durch die Furcht, Limousin zu betrüben, nicht wol zurückgehalten werden, ich fühlte in Bezug auf ihn, wie man begreiflich finden wird, weder Anhänglichkeit noch Entfremdung; ohne mich mit Härte zu behandeln, sagte er mir niemals ein freundliches Wort. Wenn wir einmal bei der Arbeit waren, sprach er nicht weiter zu mir, als nur, um mir mit seiner rauhen Stimme das heilige Wort: „Kalk her!" zuzurufen, und ich brachte meine Mulde voll Mörtel, welche ich bald auf's Neue anfüllen mußte. Wenn wir Abends in unsere Hütte zurückgekehrt waren, so aßen wir, ohne ein Wort zu wechseln; auch verdiente ich ja das Brot, das ich aß, durch meine Arbeit.

So konnte mich also kein Band der Zärtlichkeit, der Dankbarkeit und der Verehrung zurückhalten. Gleichwol widerstand ich, ungeachtet so vieler Gründe zum Fehltritt, der Versuchung eine Weile, theils aus Tugend, theils wegen der Schwierigkeit, meinem Herrn Wein zu entwenden, und zum großen Theile vermöge einer unbestimmten Furcht, die ich, trotz meiner brennenden Neugierde, bei dem Gedanken empfand, mich wie er in dieses Gebiet außerordentlicher Gesichte und geheimnißvoller Bezauberung aufzuschwingen.

Endlich hörte meine Unentschlossenheit auf, ich überwand meine Bedenklichkeiten.

Vor Allem kam es darauf an, mir Wein zu verschaffen, was nicht leicht war. Mein Herr ließ das magische Fäßchen fast nie aus den Augen und hatte eine solche Gewohnheit, den Inhalt einzuschlürfen, daß er nicht eher einschlief, als bis er es vollkommen geleert hatte. Ich dachte lange über meine Angriffsmittel nach, endlich wartete ich auf die Gelegenheit, ziemlich sicher, daß es mir gelingen müßte. Sie ließ nicht auf sich warten, ich hatte meinen Anschlag am Donnerstag gemacht, am folgenden Sonntag konnte ich ihn in Ausführung setzen.

Es wird mir immer gegenwärtig bleiben, es war der letzte Sonntag im November und sehr kalt; reichlicher Schnee bedeckte die Erde. Ich hatte die Nacht aufgeregt und schlaflos zugebracht; am Morgen brachte, nach der Gewohnheit, die Magd aus der Gastwirthschaft des Fleckens auf ihrem Esel das Weinfäßchen und die Eßwaaren in unsere Hütte. Als sie sich wieder entfernt hatte, schloß mein Herr die Thür fest zu und setzte das Fäßchen, mit einem Hahn versehen, an das Kopfende unsers Strohlagers. Dann nahm Limousin, immer schweigend, einen alten zinnernen Becher zur Hand, setzte sich auf's Bette und fing an, ohne ein Wort zu sprechen, Schluck auf Schluck hinunter zu gießen; er blieb nach seiner Gewohnheit still, bis der Dampf des Weins auf sein Gehirn gewirkt hatte.

Während dieser Vorbereitung hockte ich absichtlich in dem dunkelsten Winkel unserer Hütte, und mein scheuer Blick verließ Limousin nicht.

Mochte es von der Stärke der Kälte kommen, oder mochte eine zufällige Körperstimmung der Aufregung des Weins entgegentreten und sie verzögern, mein Herr blieb, gegen seine Gewohnheit, diesmal ziemlich lange ohne die gewöhnlichen Zeichen der Trunkenheit; endlich sah ich nach und nach die Eismaske, welche die Woche hindurch seine Züge zu versteinern schien, hinschmelzen, sein hageres Gesicht färbte sich, seine matten Augen bekamen Glanz, er stand rasch von seinem Sitze auf und fing mit bebender Stimme an ein Trinklied anzustimmen, und indem jetzt die Trunkenheit ihre gewöhnlichen Fortschritte machte, fing er mit lauter Stimme zu sprechen an. An diesem Tage waren die Einbildungen meines Herrn besonders lustiger Art, von Zeit zu Zeit lachte er laut und klatschte heftig in die Hände, als wäre er Zuschauer bei einem lustigen Theaterauftritt. Ich war zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um seinen Reden ein neugieriges Ohr zu leihen, ich hörte sie, aber ich vernahm sie nicht; ich war in der Dunkelheit zusammengekauert, scheinbar unbeweglich und im Schlafe; die Hände auf den Knien zusammengelegt und meine Stirn auf die Hände gestützt, machte ich langsam und höchstens alle Viertelstunden, indem ich an der Mauer hinglitt,

eine unbemerkbare Bewegung, die mich dem Fäßchen näherte. In zwei Stunden hatte ich vielleicht 5 bis 6 Zoll zurückgelegt.

Der Tag wurde immer düsterer, der Schnee fing wieder an in großen Flocken zu fallen, unsere Wohnung, die nur durch zwei schmuzige Glasscheiben, welche neben dem Gesimse der Thür angebracht waren, Licht bekam, war fast ganz in Dunkel gehüllt; bei dieser halben Finsterniß wandte ich weniger Vorsicht und Langsamkeit bei den Bewegungen an, die mich dem Fäßchen näherten.

Plötzlich rief mich mein Herr, indem er aus vollem Halse lachte. Ich blieb unbeweglich und beschleunigte und verstärkte mein Athemholen, um ihm Glauben zu machen, daß ich schliefe.

„Er schläft," sagte Limousin, „pah! dann geh' ich allein auf die Hochzeit."

Und er fing an mit immer wachsender Heiterkeit zu sprechen und sich zu geberden.

Mein erster Erfolg machte mich muthig. Zwei Stunden nachher war ich bei dem Fäßchen angekommen, das zwischen der Mauer und dem Kopfende unsers Strohlagers stand. Indem ich den Augenblick ergriff, an dem mein Herr den Rücken gewendet hatte, drängte ich mich rasch in den Zwischenraum, der zwischen der Mauer und dem Fäßchen übrig blieb, ich setzte Alles aufs Spiel; denn fast in demselben Augenblicke rief mich Limousin mit immer mehr meckernder und weinseliger Stimme.

Ich blieb auch jetzt still und unbeweglich, mein Herr sank schwer auf unser Lager nieder, dann stützte er sich auf den Ellbogen, indem er das Fäßchen als Kopfpfühl benutzte, stützte sein Kinn in die linke Hand und hielt in der rechten den Becher, um ihn noch einmal zu füllen; denn das Fäßchen war noch nicht leer.

Ich sah meinen Herrn von der Seite, er war kaum bedeckt von einem Hemde und einer zerfetzten Hose, die auf allen Seiten Löcher hatte, das zweifelhafte Licht, welches die Scheiben des Gesimses durchließen, fiel dem größten Theile nach auf sein strahlendes vor Freude glänzendes Gesicht.

Limousin murmelte ein lustiges Lied, sein unsägliche Heiterkeit und Seligkeit aussprechendes Gesicht zeichnete sich von Licht und Glück strahlend auf der dunkeln Wand unserer Hütte ab, während draußen der Wind pfiff und auf der menschenleeren Ebene den Schnee aufwirbeln machte.

In dem Augenblicke, wo ich im Begriff war, den Wein, der meinem Herrn gehörte, zu entwenden, war ich noch einmal bedenklich geworden, aber beim Anblick des idealen Glücks, dessen er in der Mitte unsers traurigen Elendes zu genießen schien, schauderte ich nicht mehr.

Ein großer Nagel, den ich geschärft hatte, und das Rohr der Pfeife eines unserer Arbeitsgenossen, welche ich, wie zufällig, zur Stunde der Mahlzeit zerbrochen hatte, waren die Werkzeuge, mit denen ich mich versehen; mit ihrer Hülfe führte ich meinen Diebstahl aus; der Boden des Fasses war leicht durchbohrt, und ich setzte an diese Oeffnung den Pfeifenstiel und fing an, den Wein mit schrecklicher Angst und fürchterlichem Herzklopfen in langen Zügen einzusaugen. Zuerst verursachte mir der scharfe Geschmack dieses dicken, starken Weins einen großen Widerwillen, doch überwand ich diesen, und bald fühlte ich, wie eine unbekannte Wärme durch meine Adern rollte: die Arterien an meinen Schläfen klopften, als sollten sie platzen, die Sehkraft verging mir, auf glänzende Lichterscheinungen folgte ein so heftiger Schwindel, daß ich mich mit beiden Händen an das Fäßchen anklammerte, als wenn der Boden durch eine reißende kreisförmige Bewegung unter meinen Füßen fortgenommen würde, und in meiner Angst schrie ich: „Herr, Hülfe!"

Von diesem Augenblicke an vergeht mir die Erinnerung beinahe ganz.

Doch scheint es mir, als hätte ich Limousin auf der andern Seite des Fäßchens sich aufrichten, alsdann das Gleichgewicht verlieren und mit lautem Gelächter auf unser Bette hinfallen sehen.

Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich von bitterer Kälte erstarrt, ich öffnete die Augen, ich lag mitten im Walde auf dem Schnee, der Tag neigte sich zu Ende.

Ich fühlte heftiges Kopfweh, mein Verstand war noch verwirrt, ich blickte um mich mit einer Mischung von Schrecken und Neugierde.

Wie war ich in dieses Gehölz gekommen, das ich nicht kannte? Was war zwischen mir und Limousin weiter vorgegangen? War ich fern von unserer Hütte? Hatte er mich aus derselben verjagt? Stand ich unter dem Einflusse einer dieser Einbildungen, die ich von meinem Herrn her kannte? Diese unzusammenhängenden Gedanken verdrängten einander in meinem Geiste, als ein fernes, mir wohlbekanntes Geräusch mich auffahren machte. Es war ein Geklingel wohllautender Glöckchen, das hie und da von einer klaren, wohlklingenden Stimme übertönt wurde, welche das alte Marktschreierlied sang:

Das schöne Mädchen wohlgemuth,
Nehmt mir die Sach' nicht für ungut,
Das Herz so heiß wie Kohlenglut u. s. w.

Es war die Stimme des La Levrasse, des Büchertrödlers, sein Esel Luzifer begleitete ihn und ließ seine Glöcklein klingen.

Drittes Kapitel.

Das Zusammentreffen.



Bei La Levrasse's Annäherung wollte ich entfliehen, aber ich hatte nicht die Kraft dazu; meine Beine waren schwer und versagten mir den Dienst, ich sank am Fuße eines Baumes hin.

Bald sah ich durch die weitläufig stehenden Bäume den Büchertrödler und seinen Esel herankommen. Trotz der Strenge der Jahreszeit war La Levrasse nach seiner Gewohnheit baarhäuptig und nach chinesischer Weise frisirt; seine Jacke von grobem schwarzen Tuch schnitt sich auf seinem alten Rocke von dunklem Roth scharf ab; sein Esel, der immer eben so seltsam angethan war wie sein Herr, verschwand beinahe ganz unter einer gewaltigen, schwarzen, lose aufliegenden Wachstuchdecke, welche die Ballen des Trödlers bedeckte; man hätte glauben können, eine Sargdecke zu sehen. Indem der Esel auf diese Weise herausgeputzt war, kam mir sein großer, rauher Kopf mit seinen langen Ohren, die mit geheimnißvollen kupfernen Zierrathen behängt waren, noch schrecklicher vor.



Bei jedem Schritte, den der Trödler auf mich zu that, wuchs mein Entsetzen, ich wollte zum zweiten Mal entfliehen, aber ich war vor Schrecken wie versteinert, es war mir unmöglich, eine Bewegung zu machen. Nur Eine Hoffnung blieb mir noch, die Abenddämmerung machte das Tageslicht schon ungewiß, und von dem grauen Himmel fielen langsam einige Schneeflocken herab; vielleicht konnte ich hinter dem gewaltigen Baumstamm, wo ich mich so gut wie möglich verbarg, unbemerkt bleiben.

La Levrasse war nur noch einige Schritte von mir und sang, um sich die Langeweile des Weges zu vertreiben, immer lauter eben dieselben Worte, die ich in meinem Leben nicht vergessen werde:

Das schöne Mädchen wohlgemuth,
Nehmt mir die Sach' nicht für ungut,
Das Herz so heiß wie Kohlenglut u. s. w.

Und dann ließ der Büchertrödler wie einen Refrain ein lautes Gelächter folgen:

„Ha, ha, ha, ha, ha!"

Zugleich verzog er das Gesicht, vermuthlich um Probe zu machen, in alle Arten von komischem und häßlichem Lachen, und das mit solchen Fratzen, daß keine einzige der Muskeln seines Gesichtes in Ruhe blieb; bald hob er die Augen so heftig zum Himmel auf, daß sein Augapfel gänzlich unter den Augenlidern verschwand, bald zogen diese sich zusammen, und ihre innere Seite erschien roth und blutig, bald öffnete sich sein Mund so weit, daß er bis zu den Ohren aufzuklaffen schien.

Der Anfall oder vielmehr die Zuckung der gewöhnlichen Heiterkeit dieses Mannes, sein seltsames Gelächter war weit davon entfernt, meinen Schrecken zu vermindern, sondern vermehrte ihn vielmehr. Plötzlich unterbrach La Levrasse seine Fratzen und seinen Gesang; er hatte mich wahrgenommen, er machte vor mir Halt, und sein Esel folgte seinem Beispiel.

Von Schreck ergriffen, hatte ich nur eben noch Kraft, auf die Knie zu fallen, die Hände empor zu heben und, beinahe ohne zu wissen, was ich sagte, auszurufen:

„Gnade!"

Darauf sank ich an allen Gliedern zitternd in mich selbst zusammen.

Bei meinem Anblick stellte der Trödler sein Gesichterschneiden ein und sah mich, jemehr er sich mir näherte, immer verwunderter an, während sein schwarzer Esel zu gleicher Zeit mit ihm stillstand und, seinen großen Kopf nach mir ausstreckend, mich unruhig beschnüffelte.

„Was machst Du da, so weit von Deinem Herrn?" sagte La Levrasse zu mir.

Ich wagte nicht zu antworten.

„Ist Limousin hier in der Nähe?"

Fortwährendes Stillschweigen von meiner Seite.

„Willst Du wol antworten?" rief der Trödler mit erboster Stimme, indem er sich nach mir bückte und mich am Arme schüttelte.

Von Schrecken ergriffen, nahm ich zu einer Lüge meine Zuflucht.

„Mein Herr hat mich weggejagt," sagte ich mit zitternder Stimme.

„Warum?"

„Weil ich faul war."

Der Trödler faßte mich fortwährend in's Auge, wahrscheinlich faßte er Verdacht; denn er versetzte mit zweifelhafter Miene:

„Limousin hat Dich fortgeschickt, weil Du faul wärest? Das ist seltsam, er hat sich gegen mich niemals über Faulheit von Deiner Seite beklagt; indessen sind es fünf bis sechs Monate, daß ich Deinen Herrn nicht gesehen habe," setzte er nachdenkend hinzu, dann fuhr er fort:

„Du bist also ein Taugenichts, ein Tagedieb geworden?"

„O nein!" rief ich.

„Warum hat Dich denn Dein Herr fortgeschickt?"

Ich wußte nichts zu antworten.

Nach einem ziemlich langen Stillschweigen, während dessen der Trödler mich aufmerksam angesehen hatte, versetzte er:

„Was willst Du nun anfangen?"

„Ich weiß nicht."

„Deine Aeltern —"

„Ich habe weder Vater noch Mutter."

„Wo warst Du, ehe Du Limousin kennen lerntest?"

„Ich weiß nicht."

„Wer hat Dich zu ihm gebracht?"

„Ich weiß nicht."

„Es nimmt also Niemand auf der Welt Antheil an Dir?"

„Niemand."

La Levrasse schwieg auf's Neue und näherte sich mir noch mehr, wie es schien, um mich näher zu betrachten; denn es war bereits dunkel; aber da er wahrscheinlich seine Prüfung noch nicht vollständig fand, sprach er zu mir:

„Stell Dich hin!"

Die Furcht nahm mir die Kraft, ihm zu gehorchen, aber La Levrasse packte mich mit einer Kraft, die ich ihm niemals zugetraut hätte, beim Kragen meines Kittels, hob mich mit eiserner Hand in die Höhe und stellte mich gerade auf meine Beine; dann befühlte er mich am ganzen Körper mit seinen knöchernen Fingern und sagte halblaut, je nachdem er in seiner Untersuchung weiter vorrückte:

„Gute Brust — gute Extremitäten — guter Bau — er ist nicht abgefallen, die gute Nahrung wird das Uebrige thun, Kraft und Gewandtheit werden kommen — zwei Jahre jünger wäre besser, aber es geht noch."

Nachdem diese Untersuchung, die alle meine Schrecken verdoppelte, beendigt war, sagte La Levrasse zu mir:

„Du willst also nicht zu Deinem Herrn zurückkehren?"

„Ach nein! ich fürchte mich zu sehr."

„Du hast Recht, er würde Dich mit den Ohren an die Thüre nageln oder Dir noch etwas Schlimmeres anthun."

Ich schauderte zusammen.

„Wo willst Du diese Nacht schlafen?"

„Ich weiß nicht."

„Und die andern Nächte?"

„Ich weiß nicht."

„Du wirst in diesem Walde vor Kälte umkommen, oder die Wölfe werden Dich fressen."

Ich fing bitterlich an zu weinen.

„Nun, weine nur nicht. Du heißest Martin?"

„Ja, Herr!"

„Nun, Martin, für diese Nacht will ich Dich unter Dach und Fach bringen, nachher werden wir sehen; steig auf meinen Esel."

Trotz der verzweifelten Lage, in der ich mich befand, war ich doch weit davon entfernt, das gastfreundschaftliche Anerbieten La Levrasse's anzunehmen, sondern ich stieß einen Schrei des Schreckens aus, stand rasch auf und entfloh voll Entsetzen, aber La Levrasse holte mich mit auffallender Gewandtheit in zwei Sätzen ein und rief:

„Ah, Du fürchtest Dich vor mir?"

„Ja!"

„Du weisest mich ab?"

„Ich will lieber im Walde umkommen und von den Wölfen gefressen werden, als mit Euch gehen," rief ich die Hände ringend und auf die Knie fallend.

„Und warum fürchtest Du Dich vor mir, kleiner Martin?" sagte La Levrasse mit zärtlichem Tone, der, statt meinen Schrecken zu vermindern, ihn vielmehr vermehrte, „fürchte Nichts, ich will Dein Beschützer sein."

„Ich will lieber zu meinem Herrn zurückkehren."

„Es ist zu spät. Du bekommst ihn nicht wieder zu sehen," sagte der Trödler zu mir.

Und er umschlang mich mit seinen starken Armen, überwältigte leicht meinen schwachen Widerstand, zog einen Riemen aus der Tasche, band mir die Hände fest auf dem Rücken zusammen, hob mich wie eine Feder auf, trug mich bis zu seinem Esel, nahm die Decke ab, legte mich quer über seine Waarenballen, deckte die Wachsleinwand über mich hin und sprach spöttisch:

„Gute Nacht, kleiner Narr, gute Nacht."

Dann wandte er sich an seinen Esel:

„Vorwärts, Lucifer!"

Und Lucifer machte sich wieder auf den Marsch.

Es war am Tage eine große Menge Schnee gefallen, die Fußtritte des Esels und La Levrasse's waren unhörbar; von Schrecken ergriffen und meinen Körper den Bewegungen von meines Esels Gange überlassend, hörte ich in dem tiefen Schweigen der Nacht, die sehr schnell hereingebrochen war, nichts als dann und wann die klare und durchdringende Stimme La Levrasse's, der unter Gesichterschneiden in seinem einförmigen Gesange fortfuhr:

Das schöne Mädchen wohlgemuth,
Nehmt mir die Sach' nicht für ungut,
Das Herz so heiß wie Kohlenglut u. s. w.

„Ha, ha, ha, hi, hi!"

Ich weiß nicht, wie lange wir in den Waldungen vorwärts gingen, nur zwei Mal merkte ich am Plätschern des Wassers, daß mein Esel eine Furt durchwatete, während La Levrasse die Gewässer wahrscheinlich auf Stegen überschritt; denn seine Stimme schien sich in diesen Fällen zu entfernen.

Nachdem wir auf diese Weise zwei oder drei Stunden weiter gegangen waren, stand der Esel plötzlich still.

Ich hörte den Lärm einer heftig angezogenen Klingel, und nach einigen Augenblicken fragte eine rauhe, heisere, männliche Stimme:

„Was gibt's? Wer klopft zu dieser Stunde?"

„Ich, Mutter Major," antwortete La Levrasse; denn die laute und gewaltige Stimme, welcher er antwortete, gehörte einem Frauenzimmer an.

„Nun, ich bin's Alte," versetzte La Levrasse.

„Wer ich?"

„Aber ich bin's ja, Dein Mann," rief La Levrasse zornig, „erkennst Du mich denn nicht?"

„Potz Donnerwetter! Bist Du's? Wer Teufel konnte Dich bei dem Wetter erwarten? Du und Lucifer, ihr seht aus wie ein Paar Schneehaufen — ich komme 'runter, Mann."

Bald hörte ich das schleppende Rasseln einer schweren Thür, welche sich aufthat, der Esel ging vorsichtig hinein; denn wir stiegen steil abwärts, dann stand er still.

La Levrasse's Stimme erhob sich von neuem.

„Bring ein brennendes Scheit in das Haarzimmer."

„Warum? Deine Stube ist in Ordnung," antwortete die starke Stimme.

„Bringe nur."

„Schön, ich gehe schon," versetzte die starke Stimme.

„Ist in der Stube ein Lager?" setzte La Levrasse hinzu.

„Ich glaube wol, es ist da eine Streu von ganz frischem Maisstroh mit einer Decke."

„Bring auch Brot, Bier und ein Stück Speck."

„In's Haarzimmer?" fragte die starke Stimme in mehr und mehr verwundertem Tone.

„Ja," sagte La Levrasse.

Einige Minuten nach diesem Zwiegespräch fühlte ich, daß das Wachstuch, mit dem ich bedeckt war, aufgehoben wurde, die frische, kalte Luft traf mein Gesicht.

„Willst Du gehen, oder soll ich Dich tragen, kleiner Martin?" sagte La Levrasse immer mit seiner sanften Stimme.

„Ich kann gehen," sagte ich in unaussprechlicher Angst.

„Dann gib mir die Hand und nimm Dich in Acht, daß Du nicht fällst, es glatteist."

Nachdem ich mehre Male ausgeglitten war; denn wir stiegen einige schlüpfrige Stufen hinab, folgte ich La Levrasse in eine kleine, gewölbte Stube. Ein gutes Feuer von Pappelholz brannte im Kamin und erfüllte den Raum mit seinem erwärmenden und fröhlichen Glanz.

„Da ist Dein Lager, Dein Abendessen und Dein Bett," sagte La Levrasse zu mir, indem er mit dem Finger auf das Maisstroh und einen Bock wies, auf welchem ein Stück Brot, ein Stück Speck und ein Krug Bier zu sehen waren.

„Jetzt," setzte er hinzu, indem er mich mit väterlicher Miene in's Ohr kniff, „gesegnete Mahlzeit und gute Nacht, kleiner Martin!"

Alsdann trat La Levrasse aus der Stube und verschloß die Thür doppelt.

Als ich allein war und mich am Feuer gewärmt hatte, fing ich an, mich wieder auf mich selbst zu besinnen; denn bis dahin hatte ich zu träumen geglaubt.

Bald blickte ich um mich mit einer Mischung von Schrecken und Neugierde: das Pappelholz, das mit Weinreben vermischt war, blinkte auf dem Herde in tausend blauen und weißen Flammen und verbreitete stoßweise feinen aromatischen und gesunden Geruch. Dieses fröhliche Licht reichte hin, um die nackten weißen Wände der Stube zu erleuchten. Als ich zufällig die Augen nach der Decke aufhob, bemerkte ich erst jetzt, daß an den vorspringenden Balken sorgfältig aufgereihet, gekämmt und nummerirt eine große Anzahl Haarflechten, blonde, braune, castanienbraune und selbst rothe, hingen; es waren so dicke und glänzende drunter, daß man gewaltige Seidensträhnen hätte zu sehen glauben können.

Dieser seltsame Anblick erfüllte mich mit neuem Schrecken, ich stellte mir vor, daß diese Flechten Leichnamen angehört haben möchten; in meiner Aufregung schien es mir sogar, als wenn einige von ihnen blutig wären, ich entsetzte mich mehr und mehr, ich lief an die Thüre, und sie war fest verschlossen. Da ich nun nicht entfliehen konnte, nahm ich mir vor, nicht mehr zu der schrecklichen Decke hinaufzusehen.

Der Anblick der anderen Gegenstände, die mich umgaben, machte einen fröhlichen Eindruck auf mich: die hölzerne Kiste, die mir als Bette dienen sollte, war voll trockner Maisblätter, auf denen ich eine dicke wollene Decke halb zurückgeschlagen erblickte, der Speck, den man mir hingelegt hatte, kam mir sehr appetitlich vor, das Brot war weiß, das Bier, welches ohne Zweifel frisch abgezogen war, bedeckte mit dickem Schaume die Ränder des irdenen Kruges; in meinem Leben hatte ich nicht eine so gute Herberge, ein so gutes Bette und so gutes Essen gehabt, gleichwol war es mir unmöglich, das Alles anzurühren, ich wagte sogar, trotz meiner Ermattung, nicht einmal, mich auf das Maislager hinzustrecken, ich setzte mich zitternd auf die Fließen des Bodens nah am Herde, dessen Glut meine erstarrten Glieder erwärmte.

Da ich mich an einem unbekannnten Ort und in der Gewalt des Büchertrödlers sah, kam es mir vor, als hätte ich meinen Herrn seit langer Zeit verlassen, und als wäre ich unendlich weit von unserer Hütte, aus der ich mich doch erst seit einigen Stunden entfernt hatte; bisweilen glaubte ich, daß ich noch trunken sei, dann schienen mir die Ereignisse, bei denen ich mithandelte, und von denen ich Zeuge war, Einbildungen und Träume zu sein, aus denen ich früher oder später unter dem Dache unserer armen Hütte erwachen würde.

Und seltsam, wenn ich diese Vermuthung annahm, so fand ich, statt einen Widerwillen gegen meinen ersten Ausflug in dem geheimnißvollen Gebiete der Trunkenheit zu empfinden, eine Art von Reiz in dieser Beklemmung; ich dachte an meine Freude, wenn ich, wieder zur Vernunft gekommen, mich in unserer traurigen, friedlichen Wohnung wiederfinden würde.

Aber wenn ich mir vorstellte, daß ich wirklich in den Händen des Trödlers sei und meinen Herrn, der freilich kalt, schweigsam und theilnahmlos war, aber sich gegen mich niemals hart oder bösartig gezeigt hatte, nicht wiedersehen sollte, so fühlte ich bittre Gewissensbisse und eine schreckliche Bangigkeit, und verwünschte meine unselige Neugierde.

Die geistige Anspannung, die durch diese Gedanken hervorgebracht wurde, versenkte mich, verbunden mit der Müdigkeit und Angst, bald in einen Zustand von Erschöpfung, auf welchen ein zugleich schwerer und unruhiger Schlaf folgte.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen haben mochte, als ich plötzlich durch das herzzerreißende Geschrei und Flehen eines Kindes erweckt wurde.

Es war kaum Tag; ein schwaches Licht, das von der Dämmerung oder dem Wiederschein des Schnees herrühren mochte, drang durch ein kleines Gitterfenster, das dem erloschenen Herde, an dem ich eingeschlafen war, gegenüber lag.

Das Kindergeschrei, das mich erweckt hatte, hörte einen Augenblick auf, dann hörte und erkannte ich die starke Stimme der Frau, welche La Levrasse bei seiner Ankunft empfangen, und die er Mutter Major genannt hatte.

„Du willst den Reif nicht machen? *)" sagte diese Frau mit zornigem Tone.

„Ich kann nicht — ich habe die Kraft nicht mehr," antwortete eine leidende Stimme.

„Noch einmal, willst Du nicht?"

„Aber, wenn ich Ihnen sage, daß ich, wenn ich auf diese Weise meine Füße lange mit dem Kopf berühre, den Athem verliere," antwortete das Kind.

„Ich will Dich lehren den Athem zu verlieren," erwiderte die Frau mit ihrer donnernden Stimme.

Und durch dieselbe Scheidewand hörte ich schnell aufeinanderfolgende harte Schläge erschallen, welche

*) Wir werden später erklären, was diese Kunstausdrücke bedeuten.

von doppeltem Geschrei des Kindes begleitet wurden, das wüthend vor Schmerz und Zorn schrecklich schwur und fluchte.

„Willst Du jetzt den Reif machen?“ wiederholte die starke Weiberstimme.

„Sie schlagen mich so sehr, daß ich's noch einmal versuchen will,“ antwortete das Kind mit Zähnknirschen.

„Nun vorwärts, keine Redensarten!“ versetzte die Frau in drohendem Tone.

Es trat ein Augenblick Stillschweigen ein.

Bald darauf rief die Frau triumphirend aus:

„Siehst Du, Heuchler von Bamboche, es war nur Deine Faulheit, an der Du ersticken wolltest.“

In demselben Augenblicke, wo die Frau so sprach, ward das Kind von einem heftigen Anfall von beklemmendem Krampfhusten befallen, der hie und da von einem Pfeifen, als wäre ihm der Hals zugeschnürt worden, begleitet war; es schien nah am Ersticken zu sein.

„Ah, Ah! Du stellst Dich an, als wenn Du ersticktest,“ sagte die Stimme, „warte, warte, ich will Dich singen machen, daß es Dir die Kehle ausweiten soll.“

Und die schnellen und harten Schläge erschallten auf's Neue.

Diesmal schrie das Kind nicht, es war die Frau, welche schreiend und fluchend ausrief:

„Schurke von Bamboche! Er hat mich blutig gebissen — dieser Bettler ist heimtückischer und böser als eine wilde Katze — willst Du mich beißen, Hund? — Komm, komm, ich will Dich bezahlen, aber im Keller; denn hier würde Dein Schreien den kleinen Neuen aufwecken.“

Und nach dem Geräusche eines schwachen Sträubens, das von ersticktem Gemurmel und Geschrei begleitet war, welches sich allmählig entfernte, wurde Alles wieder still.

Ich schauerte am ganzen Körper zusammen; der kleine Neue war jedenfalls ich.

Was mochte man doch dem Kinde zumuthen, als man ihm befahl, den Reif zu machen? Was bedeuteten diese fremdartigen Worte? Es war also wol etwas sehr Schmerzhaftes; denn der kleine Unglückliche war nahe daran, zu ersticken? Erwartete mich ein gleiches Loos?

Alsdann erinnerte ich mich, daß am Tage vorher La Levrasse mir die Glieder auf seltsame Weise befühlt und meine Brust untersucht hatte, unter mir unverständlichen Worten; mein Schrecken wuchs um so mehr, da es sich um unbekannte, geheimnißvolle Dinge handelte. Endlich verdoppelten dieses einsame Haus, diese Haarflechten, die an der Decke hingen, dieses Kind, das man ohne Zweifel in diesem Augenblick im Keller marterte, damit ich sein Geschrei nicht hörte, mein Entsetzen dermaßen, daß ich, meiner vergeblichen Versuche am vorigen Abend vergessend, auf die Thür zustürzte. Da ich sie doppelt verschlossen fand, lief ich an's Fenster, durch welches der Tag zu leuchten begann; es war von Außen vergittert.

Und jetzt warf ich mich, von unsäglicher Verzweiflung ergriffen, auf das Maislager, indem ich mit Schluchzen ausrief:

„Wer wird Mitleid mit mir haben? Niemand — Niemand — ich habe weder Vater noch Mutter!“

Plötzlich öffnete sich die Thür, und La Levrasse trat herein.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Maler.

Novelle von August Lewald.

Bei meinem Aufenthalte in einer großen deutschen Stadt lernte ich einen alten Maler kennen, der früher einen bedeutenden Ruf genossen haben soll, nun aber von der Mitwelt fast vergessen lebte. Er hatte seine Kunst an Aufgaben verschwendet, welche in dem Augenblick, der sie gebiert, wol zu Ehre und Geld verhelfen, dann aber bald aus dem Gedächtnisse der Menschen verschwinden, bis eine spätere Zeit, lange nach dem Tode des Malers und seiner Zeitgenossen, die Werke, abgesehen von den Nebenbeziehungen, die ihnen einst Werth verliehen haben mochten, nach ihrem innern Kunstwerthe richtet, ihnen darnach ihren Platz anweist und damit auch zugleich den Ruhm des Künstlers für alle Zeiten gründet. Ich spreche hier von den Bildnissen Lebender, den sogenannten Portraits. Was in diesem Fache geschaffen wird, sieht man oft im Augenblicke überschätzt, es wird den Blicken der Menge ausgestellt, es erhält Lob, so lange man es mit dem Originale vergleichen kann und die Aehnlichkeit herausfindet, ohne Rücksicht darauf, ob es den Anforderungen an ein Kunstwerk entspricht. Später leben diese Bilder versteckt, allen Augen entzogen, in irgend einem kleinen Haushalt, der Gegenstand der Verehrung einer Familie, ein stilles Leben, und der gealterte Künstler hat weder Freude noch Dank mehr und überlebt seinen Ruhm. Erst dann, wenn gemeinhin der Werth des Portraits schon dahin schwand, verfällt das Werk in die Domäne der Kunst.

Ich pflegte meinen alten Maler, der trotz seines hinfälligen und unscheinbaren Aeußern bald meine Aufmerksamkeit angezogen hatte, allabendlich in einer kleinen Speisewirthschaft zu treffen, wo wir unser frugales Mahl einnahmen. Die Stunde hielt andere Gäste gewöhnlich noch fern; denn sie lag in der Mitte zwischen dem Vesperbrote und der eigentlichen Schoppenzeit, und wir konnten mithin ungestört plaudern und Das, was unserer Schüssel an pikanter Würze abging, durch manche geistreiche Mittheilung ersetzen.

Mein Mann war mit seinem Schicksale nicht unzufrieden, er sah in ihm den gewöhnlichen Lauf der Welt; er wußte mit dem bescheidenen Theile, den er in bessern Zeiten zurückgelegt hatte, auszukommen und beneidete Niemand. Das, was er in der Jugend erlebte, war seinem Gedächtnisse in den frischesten Farben gegenwärtig, und er liebte es, aus dieser Zeit Mittheilungen zu machen.

„Niemand macht in einer gewissen Sphäre reichere Erfahrungen als der Arzt und der Portraitmaler,“ pflegte er zu sagen. „Beide lernen das menschliche Herz kennen, allein der Portraitmaler hat gewöhnlich das bessere Auge für die besondern Stimmungen seines Originals, während der Arzt sich zu sehr durch Leber, Nieren und Magen von der Hauptsache abziehen läßt. Auch kann der Portraitmaler eher seine Studien an frischen, grünen Menschen machen, in denen das volle Leben noch strömt. Das Fieber, welches die Braut durchglüht und aus ihrem Auge widerstrahlt, die sich für ihren Geliebten malen läßt, ist ein anderes, als das, welches dem Arzt unter die Hände kommt. Es ist schöner, obgleich Fieber Fieber ist — und bleibt. Wir sind doch nur sehr unvollständige Creaturen, und der höchste Moment des Lebens kann mit dem glückseligsten Aufschwung und mit gränzenloser Vernichtung gedacht werden.“

Wenn er so sprach, so war er mit irgend einem Erlebniß gleich zur Hand, als wenn er durch eine Illustration Das, was er sagte, deutlicher machen wollte. Sein Vorrath war reich. Er hatte große Reisen gemacht; zuerst als junger Mann, dann als er schon in reifern Jahren war. Seine Kunst, die er glücklich übte, hatte ihn zu bedeutenden Personen geführt, ihm zu schönen und artigen Verbindungen verholfen.

„Ach, die portraits cachés waren eine allerliebste Mode des achtzehnten Jahrhunderts,“ sagte er, „und bei den fürchterlichen Frisuren, den Schönpflästerchen und dem Puder ein wirklicher Trost für den Künstler. Der mußte aber seine Sache aus dem Fundament verstehen; denn es lag ihm ob, mit dem einzigen Auge Alles auszudrücken, das Bild sprechen zu lassen. Das Auge und die es zunächst umgebenden Gesichtstheile: ein Stückchen Nasenbein, Stirn und Wange, waren das ganze Bildniß. Das Uebrige wurde von einem Gewebe von Rosen und anderen Blumen bedeckt, doch so, daß das dunkelste Geblätter an das Gesicht grenzte und das Stückchen, was davon sichtbar war, um so mehr hervorhob. Solch ein Bild verrieth nun nichts, und in jenen Tagen, wo noch mehr wie jetzt auf den Unterschied der Stände gehalten und die Macht und Willkür der Aeltern noch strenger gehandhabt wurde, wo Kloster und Enterbung auf kindlichem Ungehorsam stand, waren diese Portraits eine nothwendige Erfindung und ein Trost der Verliebten, die dadurch keiner Entdeckung ausgesetzt waren und den Gegenstand ihrer Neigung stets um sich haben konnten. Der Maler mußte nun so gut seine Kunst verstehen, daß aus dem von ihm Dargestellten, mit einigem Aufgebote von Phantasie, das ganze Bild vor den Augen der Seele stand. Aber wie gesagt, dem Maler erwuchs auch ein Trost daraus, da er überhoben war, ein schönes Gesicht in der steifen Geschmacklosigkeit der Mode zu geben.“

Einst waren wir wieder auf dieses Thema gekommen, und er erinnerte sich einer Zeit, wo die portraits cachés noch eine andere Bedeutung gewannen. Man ließ theuere Anverwandte so malen, die ein schaudervolles Schicksal plötzlich ihren Angehörigen entrissen hatte, deren Bild man sich durch ähnliche Anhaltspunkte vergegenwärtigen wollte, weil man sie gleichsam nur mit heiliger Scheu, nur verstohlen lieben durfte und sie, wie zum Schutze, den Augen der profanen Menge entzog, die jeden Moment in fremdes Eigenthum brechen und es zu dem ihrigen machen konnte. Es war dies die Zeit der französischen Revolution von 1789; unser Maler war damals in Paris gewesen. Der Glanz, den die schöne deutsche Kaisertochter auf Frankreichs Thron durch die Welt verbreitete, der Schutz, den sie ihren Landsleuten, namentlich deutschen Künstlern, zu Theil werden ließ, der Verein von deutschen Namen erster Größe, die eine großmüthige Aufnahme bei ihr gefunden hatten, dies Alles zog Talente der mannichfachsten Art nach Paris, in der Hoffnung, ihr Glück dort zu begründen. Mein Maler war demselben Zuge gefolgt und begünstigt durch wirksame Empfehlungen, zu der Auszeichnung gelangt, das Bildniß Maria Antoinette's und einiger schönen Damen ihres Hofes zu malen. Er wurde dadurch in Paris gefesselt und lebte einige Jahre dort in stets wachsendem Wohlstande und Ansehen. So überraschte ihn der Sturm der Revolution, dessen Vorboten Viele in unglücklicher Selbsttäuschung entweder überhörten oder sich zu überreden strebten, sein Ausbruch sei noch nicht so nahe, und die durch ihn herbeigeführte Sündfluth werde erst das kommende Geschlecht ersäufen. „Après nous le déluge“ war der unselige Wahlspruch, den die von Vergnügen zu Vergnügen wie im sinnlosen Rausche Dahintaumelnden als letzten Trost sich zuriefen. Mein Freund malte diese letzten Götter und Göttinnen jener untergehenden Welt, die Züge vom Weine erhitzt, die Augen von bacchantischer Freude erglänzend, er malte sie nach durchschwärmten Nächten, den sinnreichen Witz auf den Lippen, den feinen, sinnlichen Ausdruck in den Augen. Es war eine schöne Welt, diese Welt des achtzehnten Jahrhunderts!

Wir hatten uns wieder einmal in der Restauration getroffen; mein Freund war an diesem Abende still und einsylbig. Ich sah es ihm an, daß er eine innere Bewegung gewaltsam niederzukämpfen bemüht war. Er hatte sich eine Speise geben lassen, die er sonst gern aß; heute schob er mismuthig den Teller fort, nachdem er davon Etwas gekostet hatte. Er fuhr mit der Hand über die Stirn und stierte dann wieder ernst vor sich hin. Ich besorgte, daß er krank sei, und fragte ihn theilnehmend nach seinem Befinden.

„Mein Befinden ist sehr schlecht,“ erwiderte er, „obgleich ich nicht krank bin. Mein verzweifelter Humor ist daran schuld.“

„Sie sollten sich zerstreuen —“

„Pah! Kann das wol ein vernünftiger Mensch? Könnt Ihr zum Beispiel eine Idee loswerden, wenn sie Euch packt und gleichsam verhext? Der ist ein Stockfisch, der sich von jeder Lapperei seinen innersten Gedanken abwendig machen läßt, und das nennt Ihr Weltkinder ja doch Zerstreuung. Das, was mich unruhig machen kann, ist immer etwas Wichtiges, etwas Bedeutendes, und ich möchte es um keinen Preis für solche Zerstreuung dahingeben.“

„Ich meine nur,“ warf ich ihm ein, um das Gespräch zu unterhalten, „daß eine geistreiche Zerstreuung; denn Sie werden mir doch nicht wegleugnen, daß es solche gibt, eben die beunruhigenden Gedanken verhindert, in uns aufzusteigen und uns gar zu ungebührlich in Beschlag zu nehmen.“

„Was sollte das können?“ versetzte er. „Ja, wer nichts erlebt hat, wie Ihr und Euresgleichen! Wer aber den Kopf voll hat von Erinnerungen, die an das Herz klopfen und das Blut erhitzen und doch nichts weiter sind als unenthüllte Räthsel, die das Schicksal wie zum Spaße erdacht und uns armen Menschen zum Rathen aufgegeben hat — der denke einmal an etwas Anderes, wenn es ihn überkommt wie ein Fieberschauer! Nein, ich will mich nicht zerstreuen lassen, und wenn ich es auch könnte. Ich will solchen Mahnungen nicht aus dem Wege gehen, mich ihnen vielmehr hingeben; es passirt Einem so nichts mehr

in dieser prosaischen Welt, was nicht alltäglich wäre. So denke ich mich denn gern in jene Schrecken hinein. Ach, noch sehe ich sie! Wie zart, wie klein! und das Auge, ach! und die Haare — und die Aengstlichkeit und die Scheu — aber der Hals — Hu! der Hals — —"

Mein guter Maler kam mir jetzt wirklich etwas altmodisch vor; altmodisch, was wir denn heutzutage so nennen. Er war zu einer completten Hoffmann'schen Figur geworden; so ein recht gespensterhafter Philister, ein Gewürzkrämer als Visionair, ein Kammercalculator als König der Elementargeister. Ich betrachtete ihn nicht ohne spöttisches Lächeln und dachte mir: „Für einen alten Portraitmaler aus der Mode sind diese Redensarten denn doch absurd. Wir, Jugend von Heute, erleben in einer Stunde mehr als Ihr sonst in einem Vierteljahrhundert!"

Zu meinem Schrecken ward ich jetzt inne, daß ich diesen letzten Satz nicht nur gedacht, sondern auch laut gesprochen hatte. Der Maler warf den Kopf in den Nacken, mit einem ungeheuern Ausdruck von Stolz, dann blickte er auf mich mit den weitaufgerissenen grauen Augensternen, als wollte er mich durch und durch schauen, und ergriff mit seiner eiskalten Hand die meinige.

„Glaubt Ihr, mein Bürschchen?" fragte er. „Ich weiß wol, daß Ihr Euch so etwas einbildet. Nun meinetwegen. Jetzt aber kommt mit mir, ich will Euere Erlebnisse mit einem neuen bereichern. Ihr sollt eine merkwürdige Geschichte hören und den Mann kennen lernen, mit welchem sie sich zugetragen. Das ist immer etwas. Kommt also mit; hier würden wir nicht lange ungestört sein können, und die Geschichte, die ich Euch mittheilen will, leidet das nicht."

Er nahm seinen Hut und ging; ich folgte ihm schweigend. Wir stiegen die vielen Stufen nach seinem Zimmer schnell hinau; der alte, trockene Mann, der noch sehr gut zu Fuße war, nahm immer vorausspringend zwei Stufen auf einmal. Es war, als ob es ihn drängte, mir seine Mittheilung zu machen, als könnte er die Zeit nicht erwarten. Jetzt waren wir oben. Seine Wohnung war mir bekannt, sonst würde sie dazu beigetragen haben, die seltsame Stimmung, in welcher ich mich befand, noch bedeutend zu erhöhen. Kahle, weiße Wände, eine Menge kleiner und großer Todtenschädel, von seiner Hand gemalt, daran aufgehängt.

„Das ist die zweite Auflage der von mir vor funfzig Jahren gemalten Portraits," pflegte er zu sagen, „und diese sind alle sehr getroffen. Sie sind den Originalen größtentheils frappant ähnlich oder werden es noch."

Er schob mir einen Strohsessel ohne Lehne zu, auf dem er beim Arbeiten saß, er selbst setzte sich in einen Lehnstuhl, der sonst für die Gäste seines Ateliers gedient hatte, als er noch Besuche erhielt. Jetzt war die Zeit lange vorbei.

„Ich mache kein Licht," sprach er, „der Mond scheint herein; es ist auch gar nichts bei der Geschichte zu sehen, sondern nur zu hören. Ich bitte also um ein geneigtes Ohr."

Ich saß in gesammelter Erwartung da.

„Ich konnte mich trotz aller Greuel, von denen ich täglich Zeuge war, von Paris immer nicht losreißen," fing er an. „Theils waren es Arbeiten, die ich zu vollenden mir vorgenommen hatte, theils war es das Schicksal befreundeter Personen, das mich zu lebhaft in Anspruch nahm, endlich war es der Drang, die menschliche Natur in diesem höchsten Sturme der Leidenschaften zu studiren. Der Künstler, das heißt der ächte, wahre, bleibt es unter allen Verhältnissen, und weder Gefahr noch Trauer, weder Noth noch Angst können ihn so sehr beherrschen, daß er Zweck und Ziel seines Lebens darüber vergäße. Zwar gehört Muth dazu, aber den besaß ich. Denkt Euch, ein Deutscher, der den Schutz der unglücklichen Königin genossen hatte, dessen Kunst den mehrsten Aristokraten vorzugsweise gewidmet war, und der sich nicht herabwürdigen wollte, die Scheußlichkeiten des Tages wiederzugeben, der durfte zu jener Zeit schon auf seiner Hut sein. Es war im Jahre 1793, ich saß trübselig allein in meinem Atelier, umgeben von angefangenen Arbeiten, von Köpfen, die schon unter dem Beile gefallen waren. Es war zum Tollwerden! Den König hatten sie bereits gerichtet, die Königin schmachtete noch im Kerker. Da kommt einmal an einem schönen Morgen, die Sonne schien, als ob die glücklichste Ruhe über Paris ausgebreitet, ein hübsches Kind zu mir herein. Es konnte kaum zwanzig Jahre alt sein. So empfänglich ich stets für solche holde Erscheinungen war, so fühlte sich doch mein Herz so gedrückt, daß ich das Mädchen nicht eben zuvorkommend empfing. — „Man hat mir gesagt," sprach sie schüchtern, „daß Sie schnell malen und glücklich treffen, und ich komme, Sie zu bitten, mein Bild sogleich zu entwerfen." — Ich sagte ihr, daß die Schnelligkeit von der Art der Ausführung abhänge, und fragte, ob sie ein Pastell- oder ein Oelgemälde wolle. Sie bemerkte, daß sie zwar dem letztern den Vorzug geben würde, wenn es nur nicht zu viel Zeit in Anspruch nähme. Allein ich erwiderte, daß ich ihr meine ganze Zeit ausschließlich widmen wolle. Dabei griff ich nach einer bereit stehenden Leinwand und stellte sie auf die Staffelei. „Wir können gleich anfangen," sprach ich. — „Das ist schön," sagte sie, indem sie sich setzte; „denn ich weiß nicht, ob ich wieder kommen kann." — Dabei lächelte sie mit einem so schmerzlichen Ausdrucke, daß es mir in das Herz schnitt. Ich gab ihr die Stellung an, die mir am vortheilhaftesten schien. Sie überließ sich mir ganz und saß nun da wie ein Marmorbild, bleich, unbeweglich, schweigsam. Während ich mich sogleich anschickte, die ersten Linien zu entwerfen, dachte ich so darüber nach, wer dieses geheimnißvolle Wesen wol sein könne. Allein so sehr ich mich auch in ihren Ausdruck vertiefte, um daraus den inneren Zusammenhang ihrer Stimmung mit dem an mich gestellten Begehren, sie schnell zu malen, zu entziffern, ich vermochte nicht das Geringste zu entdecken, was mir einen Schein von Vermuthung zu geben im Stande gewesen wäre. Die eisige Ruhe verrieth keine innerliche starke Bewegung, der tiefe Blick hatte einen bedeutenden Ausdruck der Trauer, allein das Schweigen, welches sie fortwährend beobachtete, ließ das interessante Geheimniß unaufgeklärt. Ihre Kleidung deutete auf einen vornehmen Stand, allein sie trug den Stempel der Revolutionszeit. Alles war längst abgenützt und würde in besseren Tagen ersetzt worden sein. Jetzt ließ man die Sachen eben hinschwinden. Ihr Kleid war von blauer Seide, um ihren Hals schlang sich ein schwarzes Spitzentuch, und auf dem blonden Haar saß ein unscheinbares Häubchen. Dieses Haar war ihr schönster Schmuck; einige Locken waren losgegangen und unter dem Häubchen hervorgeschlüpft; sie hingen lang auf dem Halse herab. Es war ein Gesicht, wie man sie nur im achtzehnten Jahrhundert sah; ein Gesicht aus jener Zeit, in der sich der Besitzende noch so sicher und glücklich im Besitze fühlte, wo keine Hast im Erringen, keine Begierde, reich zu werden, den Zügen den unedeln, leidenschaftlichen Ausdruck verlieh. Die Schönheit ward von der Anmuth beherrscht; zarte Linien, reiche Umrisse, so wie sie die Bilder von Greuze und Boucher wiedergeben, die uns anlächeln und fort und fort anlächeln und nur gefallen können. Diese Schönheit ist nicht mehr vorhanden; es lag Poesie darin, und wollt Ihr den besten Beweis, daß die Zeit unpoetisch geworden ist, seht nur die Gesichter an, die Euch umgeben. Mein schönes Kind lächelte aber nicht; das Lächeln war damals schon aus der Mode gekommen. Desto mehr zog mich das Mädchen an: ich blickte auf sie mit den Augen und malte sie mit dem Herzen; das werden die besten Bilder.

„Da das Stillschweigen fortwährte, so konnte ich um so ungestörter meinen Gedanken nachhängen. Vermuthungen über die Verhältnisse seines Originals schärfen die Beobachtung des Malers. Ich hatte manche sublime Trauer schon vor mir sitzen sehen, manches Portrait geschaffen, das wie ein Testament theuern Angehörigen hinterlassen wurde, da in jenen Tagen ja kein Mensch mit Sicherheit über sein Vermögen zu verfügen hatte. Nie jedoch hatte mich eine Trauer so ergriffen, als die, welche sich in den Zügen des Mädchens spiegelte. Ich konnte mich nicht länger enthalten, ihr einige Worte zu sagen. „Wollen Sie es, daß Jhe Bildniß diesen Ausdruck von Schwermuth und Verzweiflung zur Schau trage?" fragte ich. „Es ist seinem Zwecke entsprechend, wenn es mir ähnlich wird," erwiderte sie. — Ich arbeitete nun gewissenhaft fort und wechselte nur noch Blicke, aber kein Wort mehr mit der Unbekannten. Die Sitzung dauerte sehr lange; sie hatte ja keine Zeit oft zu kommen, sie wußte ja nicht einmal, ob sie wiederkehren würde. Man mußte sich wol dazu halten. Es waren etwa fünf Stunden verflossen, da überflog eine plötzliche Röthe ihr Gesicht. Sie erhob sich und versicherte, daß sie nicht mehr die Kraft besitze, mir länger zu Dienste zu sein. Ich sprang auf, um das Fenster zu öffnen, allein ohne dieses abzuwarten, schwankte sie zur Thüre und sagte mit schwacher Stimme: „Morgen!" Dieser Aufbruch kam mir trotz der langen Sitzung etwas zu plötzlich. Ich hatte einige Partien noch zu sehr liegen lassen, die ich gern schärfer angedeutet hätte, um sie dann allein auszuführen. Mit Vergnügen sah ich daher, daß sie die schon ergriffene Thürklinke wieder losließ, als ob sie sich auf etwas besonnen hätte. „Ich will doch noch einen Blick auf Ihr angefangenes Werk werfen, ehe ich Sie verlasse," sagte sie. „Ich glaube," erwiderte ich, „in dieser ersten Sitzung den Ausdruck schon richtig erfaßt zu haben. Jetzt will ich schon ohne Sie weiter kommen; Sie schweben mir stets vor den Augen, auch wenn Sie nicht mehr da sind. Ein Gesicht wie das Ihrige vergißt der Künstler nicht mehr." Sie seufzte und schlug den Blick zu Boden. „Einiges fehle jedoch noch, was ich zu wenig berücksicht habe. So ist zum Beispiel der Hals noch gar niche nach meinem Wunsche. Der Ihrige ist länger, auch sitzt Ihr Kopf ganz anders auf den Schultern. Wenn Sie mir gestatteten, dies Tuch ein wenig zu entfernen." — „Auf Morgen!" speach sie und ging.

August Lewald.

(Schluß folgt.)

Atlantis.

Mich kümmert nicht die weite Welt,
Im Nahen nicht und Fernen;
Der Wald am Berg, die Saat im Feld,
Was frommt es sammt den Sternen?
Der Berg hat seinen Duft verloren,
Die Sterne ihren Schein,
Die Saat wird welk herausgeboren,
Es will nichts mehr gedeihn!

Mich kümmert nicht die Welt so sehr,
Als nur ein Stückchen Erde,
Das halt ich hoch, das halt ich hehr,
Wo ich auch athmen werde.
Es steht darauf ein kleiner Hügel
Mit Rasen überdeckt,
Dort weht nur leis des Windes Flügel,
Daß er die Ruh nicht weckt.

Da ruht sich aus ein Mutterherz
Von seiner Lieb und Leiden;
Denn Mutterliebe, welch ein Schmerz,
Und welche Lust in Beiden!
O Mutterliebe, Mutterauge,
Wie hast Du mich gehegt!
Wie stets mit warmem Liebeshauche
In Freud' und Leid gepflegt!

Wie sank ich oft in wildem Schmerz
Auf diesem Hügel nieder,
Wie kam da in mein müdes Herz
Der milde Frieden wieder:
Wie kühler Thau auf trocknen Fluren,
Ein Quell im Wüstensand,
Wie Dich erfaßt auf irren Spuren
Waem eine Freundeshand.

Du Licht, das nie erstarb,
Du Stern, der nie verglühte,
Ein Quell, der nie verdarb,
Ein Feuer, das stets sprühte!
Die schwere Stunde, die zum Leben
Hervor den Knaben rief,
Dasselbe Lächeln sah sie schweben
Im Aug', als es entschlief;

Dasselbe Lächeln, als im Tod
Das Mutteraug' geschlossen:
So sieht die Sonne wärmend roth
Noch scheidend nach dem Sprossen,
Der frisch und duftend aufgesprungen
In ihrer treuen Hut;
Und segnend auf der Saat, der jungen,
Ihr letztes Leuchten ruht!

J. Gegenbaur.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 118.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 1. October 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Dritter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 117.)

Viertes Kapitel.

Mutter Major.



„Guten Tag, kleiner Martin," sagte La Levrasse zu mir mit seiner schmeichelnden Stimme, indem er sich meinem Bette näherte; denn er glaubte mich schlafend, weil ich platt auf dem Bauche lag, mein Gesicht in meine Hände verbergend. La Levrasse setzte hinzu:

„Wir schlafen also, wie ein kleines Murmelthier?"

Und er schüttelte mich leicht, ich richtete mich auf, das Gesicht von Thränen fließend, und rief, die Hände emporstreckend, aus:

„Lassen Sie mich von hier fortgehen und zu meinem Herrn zurückkehren."

„Wie! wie! Zurückkehren, kleiner Martin?" sagte La Levrasse mit sauersüßer Stimme.

„Ich will hier nicht bleiben."

La Levrasse fing laut an zu lachen.

„Ah, ah, ah! Du willst zu Limousin zurückkehren, um Dich mit den Ohren an die Thür annageln zu lassen, nicht wahr?"

„Ich will lieber bei meinem Herrn sterben als hier."

Und indem ich vom Bette sprang, wo ich flehend auf den Knien liegen geblieben war, stürzte ich auf die halboffene Thür zu, aber dieser thörichte Fluchtversuch war vergeblich. La Levrasse holte mich auf der Schwelle ein und führte mich an das Bette zurück, indem er zu mir sagte:

„Sei doch gescheid, kleiner Martin. Du willst Dich retten, um zu Deinem Herrn zu gehen? Du bist ein Thor, wer kann Dir den Weg weisen? Niemand! In den Wäldern, wo wir gegangen sind, findet man keine Wohnung, und so würdest Du diesen Abend, wie ich Dich gestern gefunden habe, in Gefahr sein, vor Kälte umzukommen oder von den Wölfen gefressen zu werden. — Und von dem Allen abgesehen," setzte La Levrasse mit drohender Stimme hinzu, „ich will's nicht, daß Du von hier fortgehest. Sei ruhig, die Thüren sind gut und die Mauern hoch; wenn ich dieses Haus verlassen werde, sollst Du mit mir kommen — und" fuhr er mit seiner schmeichelnden Stimme fort, „Du wirst Dir's gern gefallen lassen, kleiner Martin."

Da ich mich unwiederbringlich in La Levrasse's Gewalt sah, versuchte ich weder, ihm Mitleid mit meinem Loose einzuflößen, noch seinen Entschluß umzuwandeln, ich sank auf mein Lager zurück und stieß den Klageruf aus, welcher immer den äußersten Ausdruck meiner Verzweiflung ausmachte:

„Ich habe weder Vater noch Mutter. Niemand wird Mitleid mit mir haben!"

„Was soll das heißen, daß Du weder Vater noch Mutter hast, kleiner Martin? — Ich will Dein Vater sein und Dir eine Mutter geben," setzte La Levrasse mit höhnischem Lächeln hinzu. „Oh, eine Mutter, wie Du sie niemals gehabt hättest, deß bin ich gewiß."

Und La Levrasse rief mit seiner klaren und kreischenden Stimme, indem er der Thür um einige Schritte näher trat:

„He, Mutter Major!"

„Ich wiege nur den Bamboche," erwiderte eine donnernde Stimme, die von den Eingeweiden der Erde auszugehen schien, und die ohne Zweifel von dem Keller ausging, in welchen dieses Weib das Kind geschleppt hatte.

Ich begriff den Sinn dieser Worte, „ich wiege Bamboche."

La Levrasse fügte hinzu:

„Sieh, was für eine gute Mutter! hörst Du, wie sie ihre lieben kleinen Kinder wiegt? So wirst Du auch gewiegt werden, kleiner Martin."

„Oh, ja, ja! ich glaub's wol!" murmelte ich schaudernd.

„Komm doch, Alte, spute Dich," wiederholte La Levrasse!

„Gleich, den Augenblick, Donnerwetter!" antwortete die Mutter Major mit einer Stimme, welche die Glasscheiben klirren machte.

Einige Augenblicke darauf trat die Mutter Major in die Stube.

Es war eine Frau von etwa 36 Jahren, beinahe 6 Fuß hoch; ihr Wuchs war überaus kräftig, ihre Wohlbeleibtheit außerordentlich, ihre Oberlippe ward von einem wahren Schnurrbart beschattet, welcher schwarz war, wie ihre dichten Augenbrauen; ihr breites, rothes Gesicht, ihre männliche Haltung, ihre rauhe und männliche Stimme, ihr harter und frecher Ausdruck, mit einem Worte, ihre ganze männliche Erscheinung bildeten zu dem Aeußern La Levrasse's den seltsamsten Gegensatz.

Ich habe späterhin gesehen, wie der Zufall, welcher diesem Manne das bartlose Gesicht und die hohe Stimme einer Frau und dieser Frau den Schnurrbart und die tiefe Stimme eines Mannes gegeben hatte, von diesen Beiden zum Vortheil der niedrig komischen Seite ihrer Darstellungen ausgebeutet wurde. Unter den mehr oder weniger halsbrechenden Künsten La Levrasse's war auch die eines herumziehenden Seiltänzers; es war dies seine Lieblingsprofession. Wenn er sie insgemein im Winter mit der eines Büchertrödlers und herumziehenden Hexenmeisters vertauschte, so war es zunächst, weil Darstellungen unter freiem Himmel nur in der schönen Jahreszeit einträglich und möglich sind, alsdann aber auch, weil La Levrasse's Truppe sehr häufig auseinander ging.

Indem ich von La Levrasse's verschiedenen Professionen spreche, muß ich auch die eines Aufkäufers von Menschenhaar nennen; dies erklärt zugleich den großen Vorrath von dergleichen Siegestrophäen, die an der Decke meiner Stube hingen.

Ja, La Levrasse gehörte auch zu diesen Betriebsamen, die zu der Jahreszeit, wo die Kälte am härtesten, der Verdienst am geringsten und das Elend am unerträglichsten ist, die ärmsten Provinzen von Frankreich durchziehen, um die jungen bedürftigen Mädchen durch ein Anerbieten von 15 oder 20 Sous zu vermögen, ihnen ihr schönes und seidenes Haar, den einzigen Schmuck, welchen diese Unglücklichen besitzen, zu verkaufen.

Die Genossin La Levrasse's, die gigantische Mutter Major, welche wegen ihres Wuchses, und weil sie wie ein Tambourmajor aussah, diesen Beinamen hatte, füllte bei den öffentlichen Darstellungen die Stelle eines Riesenweibes aus, eines wahren weiblichen Herkules; sie pflegte sich auf die Füße und Hände zu stützen, den Kopf hinten herabhängen zu lassen und drei der stärksten Männer von der ehrenwerthen Gesellschaft aufzufordern, ihr das Vergnügen zu machen, sich ihr auf den Bauch zu stellen, was sie denn heldenmüthig aushielt, ohne einen Augenblick einzuknicken; hierauf ging sie zu andern Uebungen über, erbot sich, mit den ersten Fechtmeistern der Garnison sich zu messen, hob gewaltige Lasten mit den Zähnen auf und dergleichen.

Als die Mutter Major in die Stube trat, war sie im Arbeitsanzuge; denn, indem sie Bamboche befahl, den Reif zu machen, das heißt, sich stehend hinten über zu beugen, so daß der Kopf beinahe die Fersen berührte, wiederholte sie mit dem Kinde ein Seiltänzerkunststück.

Der Anzug der Riesin bestand aus einem aufgezettelten und an hundert Orten geflickten Trikotbeinkleide, welches früher von Lachsfarbe gewesen war;

dieses Kleidungsstück zeigte die Umrisse ihrer herkulischen Beine und ihre Knie, die knotig waren, wie ein Eichenstamm; eine Art kurzer Rock, welcher aus dem Ueberbleibsel eines schwärzlichen, schmierigen Unterrocks gemacht war, umgürtete ihre Lenden, während ein alter rother Shawl, kreuzweise über ihre ungeheure Brust gelegt, hinter dem Rücken zusammengebunden war; um endlich ihr männliches Ansehen zu vollenden, war ihr schwarzes Haar, welches dicht stand, wie eine Pferdemähne, à la Titus verschnitten.

So sah die Mutter Major aus, als sie mir zum ersten Male erschien, sie trug in der Hand eine schreckliche Strickpeitsche mit mehren Riemen.

„Komm, Mutter Major," sagte La Levrasse zu dem Riesenweib, „da ist der kleine Martin, der keine Mutter hat, und doch gern eine haben möchte; nicht wahr, Du wirst Mutterstelle bei ihm vertreten?"

„So, so," antwortete die Mutter Major mit ihrer starken Stimme.

Und damit trat sie auf mich zu, nahm mich auf den Arm, wie sie ein Wickelkind genommen haben würde, und stellte mich am Fenster hin, um mich bequemer untersuchen zu können.

„Ich muß ihn doch besehen, den kleinen Neuen," sagte sie. „Nun, mein Sohn, die Nase hoch, damit man Dir in's Gesicht sehen kann, hübsch ist er; wenn er einmal zugestutzt ist, so wird er behend sein wie ein Eichhörnchen, — und die Arme und die Beine? Wir wollen sehen, ob sie schlank sind. Gut, gut, da werden die Knochen schon herausgehen, das soll schon aus den Gelenken."

Indem die Mutter Major diese Worte sagte, hatte sie mir Arme und Beine nach allen Richtungen hin verdreht, indem sie sie in den Gliedern knacken ließ; dies verursachte mir heftige Schmerzen, und ich stieß ein gellendes Geschrei aus, indem ich versuchte, mich loszumachen.



„Halte doch still und halt's Maul! Du stellst Dich ja an, als wenn man Dir die Haut abziehen wollte," versetzte das schreckliche Weib, und indem sie ihre Untersuchung fortsetzte, fügte sie hinzu, indem sie nun die Lenden betastete:

„Und dieses kleine Rückgrat — nun das ist ganz zart, das braucht blos verrenkt zu werden. Aber Gottesdonnerwetter sei doch ruhig, oder ich walke Dich durch!" und sie schwang die Peitsche.

Trotz dieser Drohung und des energischen Befehls der Mutter Major, die in diesem Augenblicke ihr gewaltiges Knie auf meinen Rücken gesetzt hatte und mich bei den Schultern ergreifend mit der einen Hand so kräftig rückwärts zog, daß ich glaubte, das Rückgrat sollte mir brechen, stieß ich auf's Neue ein Schmerzensgeschrei aus.

„Kleiner Martin, kleiner Martin, wenn wir nicht artig sind, so erzürnen wir uns," sagte La Levrasse, indem er mich scheel ansah.

„Gnade, haben Sie Mitleid mit mir!" sagte ich weinend zur Mutter Major.

„Gnade, Gnade, weiter wissen sie einem nichts vorzusingen, man lehrt sie frühzeitig arbeiten, man gibt ihnen unentgeltlich Unterricht, und sie stellen sich an, als wollte man sie ausweiden," rief die Mutter Major mit zornigem Unwillen, dann wandte sie sich zu mir:

„Du meinst wol, man soll Dir um Gotteswillen Nahrung, Kleider und Obdach geben? Du mußt Deinen Lebensunterhalt erwerben, und Gottsdonnerwetter! das sollst Du. Du bist gut gebaut, Du bist jung und zierlich, Du wirst den Reif besser machen wie ein Anderer; ehe zwei Monate vergehen, dafür stehe ich Dir, wirst Du den türkischen Spaziergang und den Caninchensprung machen wie eine Perle, gar nicht einmal zu rechnen, daß Du auf den Händen, den Kopf unten und die Beine in der Luft, einhergehen wirst, als wärst Du von Deiner Geburt an, mit dem Stock in der Hand, so einhergegangen."

„Und dabei wirst Du noch an Schuh und Strümpfen sparen können, kleiner Martin, vorausgesetzt, daß Du keine Handschuhe trägst," setzte La Levrasse weise hinzu.

Ich wußte nicht, was man mit mir beginnen wollte, es schien mir nur, daß man mir nicht das Leben nehmen wollte, da man von gewissen Uebungen sprach, denen ich mich zwei Monate lang widmen sollte. Ich beruhigte mich ein wenig, auch flößte mir die Mutter Major, trotz ihrer groben Stimme, ihres Schnurrbartes, ihrer ungeheuren Vierschrötigkeit, ihres barschen Benehmens und ihrer Peitsche, vielleicht noch weniger Schrecken ein als der Seiltänzer, und glücklicherweise war sie es, die meine Erziehung übernehmen sollte.

„Nun, mein Sohn," sagte die Mutter Major, „gib Deiner Mama einen Kuß, sei artig; morgen ist Deine erste Unterrichtsstunde; für heute gebe ich Dir Ferien, damit Du Zeit hast, mit Bamboche, einem Jungen in Deinem Alter, Bekanntschaft zu schließen. Nach einigen Tagen bekommt ihr weiblichen Umgang. Ja, Schurken, ein kleines Mädchen von euerm Alter, dann sollt ihr prächtige Kunststücke machen, Spitzbuden."

Hierauf machte die Mutter Major mir ein Zeichen, ihr zu folgen, stand vor einer gewölbten Treppe still, die ohne Zweifel in den Keller führte, und rief:

„Bamboche, komm hier herauf, ich will Dir, um des kleinen Neuen willen, verzeihen. Ihr könnt heute auf dem Hofe zusammen spielen, aber morgen wird Reif gemacht und scharf. Willst Du wol gleich heraufkommen, Bamboche?"

Und der Knabe kam nicht herauf.

„Nun, wenn Du das lieber willst, bleibe im Kühlen, und Du, spiele allein, kleiner Martin, aber traue dem Bamboche nicht; er ist boshaft und tückisch, wie ein Satan. Ach, aber ich vergaß, um Dir Muth zu machen, muß ich Dir die schönen Kleider zeigen, die Du bekommen sollst, wenn Du fleißig bist; komm her!"

Und die Mutter Major führte mich in eine Stube, wo ein ungeheuerer Koffer stand, diesen öffnete sie und nahm eine türkische Jacke von abgeriebenem rothen Sammet heraus, die mit schwarz gewordenem Flittergold besetzt war.

„Zieh das an, kleiner Martin, sieh, wie Du schön bist!"

Und die Jacke, die zweimal zu lang für mich war, saß mir wie ein Oberrock, aber ich gestehe, daß mir, trotz meiner Angst, dies Kleidungsstück prachtvoll und glänzend vorkam, und daß, trotz meines Schreckens, die Hoffnung, eines Tages ein so prächtiges Kleid zu tragen, mir eine gewisse Genugthuung verschaffte.

„Wenn Du außerdem mit einem fleischfarbenen Tricot, einem Höschen mit Flittergold und grünen Halbstiefeln mit Katzenfell besetzt geschmückt sein wirst, so wirst Du aussehen, wie ein wahrer Engel," setzte die Mutter Major hinzu, „jetzt suche den Bamboche im Keller auf, wenn Du willst; sonst spiele im Hofe, ich werde Euch rufen, um zu frühstücken."

Die Mutter Major ging wieder zu dem La Levrasse; ich blieb allein auf einem ziemlich großen Hofe, welcher mit hohen, verfallenen Mauern eingefaßt, aber durch eine schwere Pforte fest verschlossen war. Auf diesen Hof gingen die Fenster des Hauses hinaus, das von ziemlich elendem Aussehen war; unter einem vorspringenden Dache stand ein großer, langer Wagen, der ohne Zweifel zu den Wanderungen La Levrasse's und seiner Truppe diente, wenn diese vollständig war.

Die Höhe der Mauern verhinderte, zu sehen, ob dieses Haus zu einem Flecken, einem Dorfe oder einer sonstigen Gesammtheit von Wohnungen gehörte oder nicht.

Meinen Betrachtungen überlassen, dachte ich an nichts als an diesen Knaben, von dem die Mutter Major mir erzählt hatte, und dessen Geschrei ich gehört hatte. So peinlich mein neuer Lebensabschnitt, welcher jetzt begann, sein mochte, so konnte er doch kaum schlimmer und elender sein, als der vergangene, und sollte ich ihn nicht dazu mit einem Knaben von meinem Alter verleben? Bei dem einzigen Gedanken, endlich einen Genossen, einen Freund zu finden, schien mir die härteste Lage erträglich.

Ich war bis jetzt in meinen Versuchen, mir Liebe zu erwerben, so unglücklich gewesen, daß das Zusammentreffen mit Bamboche, unter den Umständen, unter welchen es sich darbot, in meinen Augen doppelten Werth bekam; mein Herz, das bis dahin so schmerzlich niedergehalten war, weitete sich aus, auf meine Angst folgte eine unbestimmte Hoffnung. Ich vergaß in diesem Augenblicke den Schrecken, in welchen mich die Erwartung der geheimnißvollen Uebungen gestürzt hatte, zu denen ich verurtheilt war, und die in der Nacht dem Bamboche ein so herzzerreißendes Geschrei ausgepreßt hatten; ich dachte an nichts, als dieses unglückliche Kind aufzusuchen; es litt, es war bestraft, ich glaubte die Pflicht eines guten Gesellen zu erfüllen und mir seine Zuneigung zu erwerben, wenn ich zu ihm ginge.

Die Mutter Major hatte mir die Thür des Kellers gezeigt, in welchen er eingeschlossen war, ich lief sogleich dahin.

Die gewölbte Treppe hatte ihren Eingang vom Hofe, auf dem noch Schnee lag; ich stieg einige Schritte hinunter und kam auf eine Art Absatz, auf welchem die Thür des Kellers war. Sobald mein Auge an das Dunkel gewöhnt war, welches von einem hellen Lichtstrahl, der durch ein enges Kellerfenster fiel, auf grelle Weise durchschnitten wurde, konnte ich Bamboche in einer Ecke des Kellers kauern sehen; die Ellbogen auf den Knien und das Kinn in seine beiden Hände gestützt.

Der wilde Glanz der großen grauen Augen dieses Knaben machte auf mich einen gewaltsamen Eindruck, sie schienen mir um so größer, je magerer sein blasses Gesicht war; er schien 12 bis 13 Jahre alt zu sein und war viel größer als ich, seine hohlen Wangen ließen die Backenknochen sehr hervorstehend erscheinen, sein Mund, dessen Winkel sich abwärts zogen, und dessen Lippen beinahe unbemerkbar waren, gab ihm ein höhnisches und boshaftes Ansehen, seine steifen schwarzen Haare waren bürstenartig abgeschnitten und reichten sehr tief herab, aber so, daß sie, nachdem sie den Obertheil des Gesichts umgeben, an den Schläfen, welche sie vollständig frei ließen, spitzig zurücktraten; die schwarzen Wurzeln dieses Haupthaars stachen auf der matten Blässe der Stirn so seltsam ab, daß diese in der Dunkelheit aussah, als wäre sie mit zwei weißen Hörnern besetzt.

Bamboche trug eine schlechte, zerlöcherte Blouse, seine bloßen Füße ruhten auf dem feuchten Boden des Kellers; als er mich erblickte, blieb er stumm und warf mir einen verwunderten und scheuen Blick zu.

„Du mußt in diesem Keller viel von Kälte und langer Weile leiden," sagte ich sanft zu ihm, indem ich mich ihm näherte; „willst Du nicht heraufkommen?"

„Laß mich in Ruhe, ich kenne Dich nicht," antwortete mir Bamboche barsch.

„Ich kenne Dich auch nicht, aber ich muß, wie Du, hier bei La Levrasse bleiben. Heute Nacht wurdest Du geschlagen, ich habe Dich schreien hören, das hat mich sehr geschmerzt."

Bamboche fing an zu lachen und antwortete:

„Ist er eine Schweinshaut, dieser kleine H — sch — da, daß es ihn schmerzt, wenn andere Leute Prügel bekommen."

Das war die Sprache dieses zwölfjährigen Knaben und zwar während unserer ganzen Unterhaltung, indem ich die Schimpfwörter und Gotteslästerungen weglassen will, die ihr bei jedem Satze Nachdruck gaben.

Eben so betrübt, wie verwundert über Bamboche's Antwort, versetzte ich sanft:

„Es hat mir leid gethan, daß man Dich schlug, wenn man mich schlüge, würde Dir das nicht auch leid thun?"

„Das würde mir sehr lieb sein; ich würde nicht mehr allein geschlagen werden."

„Warum wünschest Du mir das, ich habe Dir niemals etwas Uebles zugefügt?"

„Das ist mir ganz gleich!"

„Bist Du so boshaft?"

„Mach, daß Du fortkommst!"

„Ich bitte Dich, hör mich an!"

„Komm heraus, wenn Du was willst!"

Und Bamboche, auf den ich durchaus kein Mistrauen setzte, sprang mit der Behendigkeit einer Katze auf mich zu, und da er stärker war, als ich, warf er mich nieder; dann ergriff er mich mit der einen Hand an der Kehle, ohne Zweifel, um mein Geschrei zu ersticken, und schlug mich mit der andern in's Gesicht, auf die Brust und wohin er sonst konnte.

Den ersten Augenblick war ich von diesem plötzlichen Angriff verdutzt und versuchte mich nicht zu vertheidigen, bald darauf aber, durch den Schmerz und den Zorn, den mir eine so schlechte Handlung einflößte, angestachelt, machte ich mich aus Bamboche's Händen los; ich gab ihm Schlag für Schlag wieder, ich brachte es selbst dahin, ihn niederzureißen, und als ich ihn, trotz seiner Anstrengungen, unter meinem Knie unbeweglich hielt, wollte ich meinen Sieg nicht misbrauchen, aber mehr traurig als zornig, über diese Art, mein freundschaftliches Entgegenkommen aufzunehmen, sagte ich zu ihm:

„Warum wollen wir einander schlagen? Es ist besser, daß wir Freunde werden."

Und indem ich den Vortheil meiner Stellung aufgab, ließ ich Bambochen los; er machte Gebrauch davon, stürzte sich auf mich mit wachsender Wuth und biß mich so grausam in die Backe, daß mein Gesicht mit Blut überdeckt wurde.

Der Anblick des Bluts wandelte Bamboche's Zorn in Raserei um, seine Augen flammten von thierischer Wildheit; er schlug mich nicht mehr, er legte sich auf mich und zerriß meinen Kittel, um mich in die Brust zu beißen.

Ich glaubte, er würde mich um's Leben bringen, aber ich leistete keinerlei Widerstand; weder Furcht noch Feigheit lähmten meine Kräfte; es war eine tiefe Verzweiflung, welche durch die grundlose Bosheit dieses Knaben von meinem Alter hervorgerufen war, an dem ich meines Theils plötzlichen Herzensantheil genommen hatte.

Ich setzte ihm keinen Widerstand mehr entgegen, mein Seelenschmerz war so heftig, daß ich die scharfen Bisse Bamboche's kaum fühlte, ich klagte nicht, ich weinte still.

Die heftigen, rachsüchtigen Charaktere pflegen durch den Kampf erbittert zu werden, diese Anregung berauscht sie; fehlt sie ihnen, so besänftigen sie sich oft gerade, weil der Widerstand fehlt — dieses war der Fall meines Gegners — er stand mit blutigen Lippen auf und hielt mich für ohnmächtig.

Das Kellerfenster gab Licht genug, daß Bamboche, nachdem er mich auf's Neue hingeworfen, sehr gut meine Züge unterscheiden konnte; ich sah ihm fest und ohne Zorn in's Gesicht. Er hat mir später gesagt, was ihn vor allen Dingen betroffen gemacht habe, sei der Ausdruck sanfter und trauriger Resignation gewesen, der auf meinem Gesichte ausgeprägt gewesen; er sah in demselben weder Haß, noch Zorn, noch Furcht, sondern nur einen tiefen Gram —

„Du hältst die Augen offen, Du vertheidigst Dich nicht, und weinst," rief er, „nimm das, Hinterlistiger!"

Und damit schlug er mich auf's Neue.

„Schlage mich todt, mach, was Du willst, ich werde Dich nicht hindern —"

„Du wirst mich nicht hindern?"

„Nein, und doch, wenn Du nur gewollt hättest, wir hätten Brüder sein können."

„Er ist ganz toll, der Kleine," rief Bamboche, von meiner Entsagung betroffen, die doch, so sehr er sich dagegen sträubte, einen Eindruck auf ihn machte — „je mehr man ihm Uebels zufügt, desto sanfter werden seine Reden."

„Ich spreche sanft zu Dir, weil ich Dich beklage."

„Mich beklagen — Du, den ich weich geschlagen und gebissen habe! Du bist zu beklagen."

„Du bist auch zu beklagen, weil Du meine Freundschaft von Dir weisest."

„Geh mir doch," sagte Bamboche barsch zu mir, mehr und mehr über meine Resignation verwundert — „geh mir doch, Du bist wie meine Hündin Mica."

„Und diese Hündin? . . ."

„Ich hatte sie gefunden, ich fütterte sie mit Dem auf, was ich selbst bekam — ich mußte einen Gegenstand haben, den ich prügeln konnte, wenn ich Prügel bekommen hatte. Aber es half mir nichts: ich konnte sie prügeln, wie ich wollte, sie regte sich nicht. — Wenn ich sie auf das Heftigste marterte, wagte sie nicht einmal zu schreien. Sie klapperte mit den Zähnen vor Schmerz, und dann kam sie und leckte mir die Hand und legte sich zu meinen Füßen."

„Nun am Ende," sprach ich, von diesen Worten gerührt, „am Ende gewannst Du sie lieb — das arme Thier."

„Am Ende, da ich sah, daß nichts mit ihr anzufangen sei, band ich ihr einen Stein an den Hals und warf sie ins Wasser."

„Das war besser, als wenn Du sie martertest."

„Und ich bin nun vielleicht auch mehr zu beklagen als die Mica," sagte Bamboche mit höhnischem Lächeln.

„Du bist mehr zu beklagen als sie; denn Du hast ihr das Leben genommen — das ist das Ganze, und nun bist Du allein, statt immer ein armes anhängliches Thier zur Seite zu haben, das Dir ganz angehörte, das Dir überall gefolgt wäre und Dich vielleicht vertheidigt hätte."

„Und das ich breit geschlagen haben würde."

„Du hättest sie geschlagen, so oft Du gewollt hättest, aber sie wäre nichts desto weniger nachher herangekrochen, um Dir die Hände zu lecken und sich Dir zu Füßen zu legen."

„Das feige Aas, sie hätte es gemacht wie Du."

„Sieh, wie Du mich gebissen hast — sieh, wie ich blute. Habe ich geschrien? Habe ich mich nur beklagt? Feig ist Der, welcher schreit und klagt."

Bamboche fühlte sich von dieser Antwort getroffen, aber er suchte mir seine Bewegung zu verbergen.

„Warum hast Du Dich zum zweiten Male nicht wie zuerst vertheidigt?" sagte er zu mir — „wenn Du auch kleiner bist als ich, bist Du doch eben so stark; ich hab' es wol gefühlt."

„Weil ich das erste Mal zornig war — beim zweiten Male war ich traurig, daß Du mir noch immer übel wolltest."

Bamboche's Züge verloren ihre Spannung; der blinden Bosheit folgte bei ihm, wenn auch nicht Theilnahme, doch eine ziemlich lebhafte Neugierde; er sagte ungeduldig zu mir, als suchte er gegen die bessern Gefühle, die in ihm erwachten, anzukämpfen:

„Warum wolltest Du Freund mit mir werden, da Du mich doch nicht kanntest?"

„Ich habe es Dir gesagt — weil ich Dich heute Nacht hatte schreien hören, weil Du von meinem Alter warst, weil Du unglücklich warst, wie ich, und vielleicht, wie ich, vater- und mutterlos."

Bei diesen Worten ward der Gesichtsausdruck meines Genossen finster und traurig; er senkte das Haupt und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Fünftes Kapitel.

Der herumziehende Holzhacker.



Da Bamboche auf seinem Schweigen beharrte, wiederholte ich meine Frage:

„Du hast vielleicht wie ich," sagte ich zu ihm, „weder Vater noch Mutter?"

„Meine Mutter habe ich nicht gekannt," antwortete er mir barsch, aber in weniger spöttischem und herbem Tone.

„Und Dein Vater?"

„Mein Vater war wandernder Holzhacker."

„Wandernder Holzhacker?"

„Ja, er reiste herum und blieb, wo er auf Orte traf, an denen man Holz schlug; dann bauten wir uns im Walde aus Erde und Baumzweigen eine Hütte und wohnten in ihr, bis die Arbeit zu Ende war."

„Du arbeitetest also schon mit Deinem Vater?"

„Ich half ihm, wie ich konnte; ich setzte das Holz auf, das er schlug."

„Und wo ist Dein Vater jetzt?"

„Im Walde," antwortete mir Bamboche mit unheimlichem Lächeln.

„Im Walde?"

„Ja, eines Tages schlug er sich mit der Axt beinahe das Bein ab; er stürzte hin, das Blut drang aus der Wunde, wie aus einem Hahn am Fasse, und sprang 10 Schritte weit."

„Ach, mein Gott!"

„Mir ward bange, ich weinte und schrie," sagte Bamboche mit bewegter Stimme, „ich rief aus allen Kräften um Hülfe."

„Ach, ich glaube es wohl!"

„Mein Vater drückte beide Hände an's Bein, um das Blut zu hemmen; aber es rann ihm zwischen den Fingern durch, er sagte zu mir: Kleiner, reiße Moos raus, bringe her, schnell; schnell! Ich riß so viel raus, als ich konnte, und brachte es meinem Vater, der es wohl zusammengedrückt auf die Wunde preßte; aber es währte nicht lange, und das Moos wurde roth —"

„Die Blutung hörte nicht auf?"

„Nein, da sagte mein Vater zu mir: Kleiner, bringe feuchte Erde, die wird vielleicht das Blut besser hemmen als das Moos."

„Nun?"

„Die Erde wurde roth wie das Moos, und die Stimme meines Vaters fing an schwach zu werden."

„Es war also nirgends Hülfe zu bekommen?"

„Hülfe!" Und Bamboche zuckte die Achseln. „Mein Vater sagte zu mir: Kleiner, lauf zu dem großen Kreuzweg, wo das Holz ausgerottet ist, da ist ein Ackersmann, welcher den Boden mit dem Pfluge umbricht, ich habe ihn heute Morgen gesehen. Ich lief hin. Mein Vater hat sich das Bein bald abgeschlagen und bittet um Hülfe, sagte ich zu dem Manne; ist das Dorf weit? Ach, mein Gott, lieber Kleiner, gibt's denn auf den Dörfern Wundärzte? Dazu sind die Leute zu arm, das ist etwas für die großen Flecken, und der nächste ist vier Meilen von hier. — Aber so kommt Ihr wenigstens dem Vater zu Hülfe. — Ich verstehe mich nicht auf Wunden, ich bin kein Schäfer, antwortete der Ackersknecht, und dann kann ich auch meine Pferde nicht allein lassen, sie würden einander auffressen und Alles zerbrechen, und mein Herr würde mich aus dem Dienste jagen. Am Ende brachte ich es durch mein Bitten dahin, daß der Ackerknecht doch mitgehen wollte; aber er hatte kaum 10 Schritte gethan, als seine Pferde sich schon anfingen zu beißen und zu schlagen. Du siehst es,

sagte er zu mir, ich kann nicht mit Dir gehen. Und er lief zu seinen Pferden, ich kehrte zu meinem Vater zurück.

„Welches Unglück!"

„Als ich bei ihm ankam, saß er noch auf derselben Stelle, gedückt, das Bein mit beiden Händen haltend, inmitten einer Blutlache. Als er mich sah, richtete er sich ein wenig auf, seine Stirn war mit Schweiß bedeckt, sein Gesicht ganz weiß, seine Lippen blau. Es ist keine Hülfe zu finden, als im Flecken, und das ist vier Meilen von hier, sagte ich zu ihm; der Ackerknecht wollte kommen, aber seine Pferde fingen an sich zu schlagen, er war genöthigt, zu ihnen zurückzukehren. Was sollen wir thun, Vater?

„Was ich thue, Kind, verbluten, antwortete er mir leise, so leise, daß ich ihn kaum verstehen konnte. Wundärzte, Hülfe, das ist für die Leute in der Stadt, was uns Andere anbetrifft, sieh Kind, die sind's, welche uns zu Hülfe kommen, wenn wir sterben! — und er zeigte mir einen Flug Raben, die über den Wald hinzogen. Darauf strengte sich mein Vater an, sich auf seinem Sitze aufzurichten, nahm die Hände vom Beine weg — sie waren ganz roth — und streckte mir die Arme entgegen, indem er sagte: Umarme mich, armes Kind, Du arbeitetest schon zu viel für Deine Kräfte, was soll aus Dir werden? Gott, was soll aus Dir werden? Und mein Vater wollte noch mehr sagen, aber er wurde vom Schluchzen ergriffen, fiel auf den Rücken und war todt."

Indem Bamboche diese letzten Worte aussprach, legte er beide Hände auf die Augen und weinte.

Ich weinte wie er, er flößte mir ein tiefes Mitleid ein, ich fand ihn viel beklagenswerther als mich — er hatte seinen Vater sterben sehen, ohne ihm Hülfe leisten zu können.

„Und was ward aus Dir?" fragte ich Bamboche nach kurzem Schweigen.

„Ich blieb bei dem Leichnam und weinte, und darüber brach die Nacht herein; ich schlief vor Ermattung ein. Als ich aufwachte, fror mich sehr, der Leichnam meines Vaters war in seiner weißen, blutbefleckten Blouse schon erstarrt. Ich kehrte zu dem Kreuzweg im Walde zurück, um dort den Arbeiter von gestern anzutreffen, ihm zu sagen, daß mein Vater todt sei, und zu bitten, daß man für sein Begräbniß sorgen möge. Der Ackerknecht war nicht da, ich fand nur einen Pflug. Da er nicht kam, kehrte ich zu unserer Hütte zurück, die ziemlich weit vom Kreuzwege entfernt war. Ich nahm ein Stück Brot; denn mich hungerte, und kehrte zum Leichnam meines Vaters zurück. Die Raben hatten sich schon auf ihn niedergelassen und zerhackten sein Gesicht.

„Ach Gott!" rief ich schaudernd.

„Ich verjagte sie mit einer Gerte, aber sie gingen nicht weit, sondern blieben in der Nähe, flogen krächzend über dem Leichnam hin und her und setzten sich ganz nahe dabei auf die Zweige. Als ich das sah, nahm ich die Axt meines Vaters, so gut es gehen wollte, und versuchte ein Loch zu machen, um den Leichnam einzuscharren, aber ich konnte es nicht, es waren lauter Steine und Wurzeln. Ich versuchte es weiter hin, da war der Boden weniger hart, aber ich kam nicht vorwärts, und während ich dabei war, fingen die Raben, die mich entfernt sahen, wieder an, sich auf den Leichnam meines Vaters zu setzen und ihn zu zerhacken. Die Nacht kam heran, ich legte an jeder Seite des Körpers zwei Baumstämme der Länge nach hin, und andere legte ich querüber, und darüber deckte ich die größten Baumzweige, welche ich bewegen konnte, und warf auch noch Steine darauf, und dann nahm ich meines Vaters Mütze und Quersack und auch sein Messer; die Axt war zu schwer und seine Holzschuhe zu groß, ich ließ sie also da. Darauf kehrte ich in unsere Hütte zurück, nahm mit, was noch an Brot da war, und ging, bis ich auf eine Landstraße kam."

„Und wenn Du auf Jemanden trafst, sagtest Du da nicht, daß Dein Vater todt wäre, und daß man ihn begraben müßte, damit er nicht von den Raben gefressen würde?"

Bamboche lachte wild auf und rief:

„Man grämte sich freilich sehr darüber, daß mein Vater, der wie ein wildes Thier im Walde umgekommen war, von den Raben gefressen worden sei. Einer macht sich immer über den Anderen lustig, und wie mir Muldensterz sagte, ein Bettler, mit dem ich gebettelt habe, werden nur die Wölfe nicht von anderen gefressen. Drum mußt Du ein Wölfchen sein, mein Junge, bis Du ein Wolf sein kannst."

„Und Dein Vater hatte Dich wol sehr lieb?" fragte ich Bamboche, um ihn wieder auf sanftere Vorstellungen zu bringen.

„Ja," antwortete er und vertauschte den zornigen Ausdruck mit einem traurigen. „Ja, er hat mich niemals geschlagen, er ließ mich im Walde nur so viel arbeiten, als meine Kräfte gestatteten, und das war nicht viel; denn ich war kaum acht Jahre alt. Wenn es regnete, band er mir seine lederne Schürze auf den Rücken und baute mir aus Holzscheiten ein Schilderhäuschen; kamen wir Sonnabends mit dem Brote nicht aus, so hatte er immer keinen Hunger. Sonntags suchte er mir, wenn es schönes Wetter war, im Walde Vogelnester, oder wir jagten Eichhörnchen; regnete es, so blieben wir in der Hütte, und er schnitt mir, um mir die Zeit zu vertreiben, mit dem Messer kleine Karren aus, andere Male sang er mir etwas vor. Siehst Du wol, wenn ich daran denke, macht es mir Schmerz."

„Weil Du die Zeit zurücksehnst, wo Du Jemandes Liebe genossest," rief ich gerührt. „Du siehst, es ist doch etwas Schönes, geliebt zu werden. Da Du keinen Vater und keinen Bruder hast, so laß mich wenigstens Dein Bruder sein!"

Bamboche schwieg. Ich wagte, ihn bei der Hand zu ergreifen, er entzog sie mir zuerst nicht, dann aber machte er eine rasche Bewegung, sich von mir zu entfernen, und sagte:

„Das sind Dummheiten, die Wölfe haben keine Freunde, ich will ein Wolf sein, wie der Muldensterz sagte."

Ich fürchtete, Bamboche auf's Neue zu erzürnen, und unterließ es daher, weiter in ihn zu dringen; ich erwiderte:

„Und als Du nach dem Tode Deines Vaters auf die große Landstraße gekommen warst, was wurde da aus Dir?"

„Als ich das Brot, welches in einem Schnapsack war, aufgegessen hatte, trat ich in ein schönes Haus an der Straße und bat um Etwas, weil mein Vater im Walde umgekommen sei; aber ein dicker Herr, welcher eine Gartenmütze auf dem Kopfe hatte und in einer Laube, um welche viele Rosen standen, frühstückte, sagte hart zu mir:

„Ich gebe Landstreichern niemals Almosen, Du mußt arbeiten, Faulenzer. — Mein Vater ist todt, ich habe keine Arbeit. — Bin ich verpflichtet, Dir welche zu verschaffen? Mach Dich fort, Deine Lumpen stinken, um einem übel zu machen. — Guter Herr! — Hierher, Castor, sagte der dicke Mann, indem er einen großen Hund rief, der aus dem Grunde des Gartens herbeigelaufen kam, kiß, kiß, beiß ihn, — zuerst suchte ich mich nur zu retten, nachher kam ich wieder und versteckte mich in eine Hecke dicht an dem schönen Hause, sammelte Steine auf und warf zwei Fensterscheiben ein; ich hätte ihm den Hirnschädel einwerfen sollen, dem Schurken, der, anstatt mir ein Stück Brot zu geben, mich von seinem Hunde beißen lassen wollte," sagte Bamboche, der noch jetzt bitteren Groll darüber empfand. „O, das werde ich niemals vergessen! aber es ist gut, es ist gut," setzte er mit verhaltener Wuth hinzu.

„Was hätte ihm denn das gemacht, dem Herrn, Dir ein Stück Brot zu geben? Er war wol sehr böse?"

„Die Reichen, das sind alles Schurken, sie geben nichts, als was man ihnen nimmt, sagte der Muldensterz, und er hatte Recht," versetzte Bamboche.

„Was machtest denn Du nun, als Du kein Brot mehr hattest, und man Dir keines geben wollte?"

„Es war Herbst, die Bäume waren voll Aepfel, ich schlug welche herunter und aß, so viel ich essen konnte."

„Und der alte Bettler, von dem Du mir sagtest?"

„Eines Tages schlief ich in einem Grunde hinter einer Hecke, nicht weit von einer Landstraße, da hörte ich ein Geräusch und wachte davon auf; ich sah durch die Hecke, da bemerkte ich einen Muldensterz, dessen Beine kreuzweis über einander gewachsen waren, er näherte sich, indem er auf den Händen ging, welche er in Holzschuhe wie in Handschuhe gesteckt hatte; er setzte sich nieder, knüpfte die Schlingen auf, die ihm die Beine zum Halse heraufzogen, streckte sie aus, stellte sich auf die Füße und fing an zu springen und zu tanzen, um die Steifigkeit los zu werden; er war so wenig ein Muldensterz wie ich."

„Warum that er denn, als wenn er's wäre?"

„Natürlich, um die Leute zu täuschen und Almosen zu bekommen. Indem er an der Hecke entlang ging, bemerkte er mich, da ward er zornig, daß ihn Einer belauscht hatte, nahm einen von seinen Holzschuhen in die Hand, brach durch die Hecke und sagte zu mir: Wenn Du das Unglück haben solltest, zu erzählen, daß Du mich gesehen hast, und daß ich kein Krüppel bin, so werde ich Dich erwischen und Dir das Gehirn einschlagen. — Ich fürchtete mich, ich weinte, zu der Zeit war ich eine Schwarte wie Du, ich weinte. — Wem sollte ich denn sagen, daß Ihr kein Krüppel seid? antwortete ich dem Manne. — Deinen Aeltern, wenn Du aus der Gegend bist. — Ich bin nicht aus der Gegend und habe keine Aeltern. — Wovon lebst Du denn?"

„Sieh," sagte ich Bambochen unterbrechend, „das ist gerade, wie ich mit La Levrasse zusammengetroffen bin."

„Da hast Du einen schönen Fund gethan," sagte Bamboche zu mir und fuhr fort:

„Wovon lebst Du? fragte mich der Bettler.

„Ich schlafe auf den Feldern und esse Aepfel und Weintrauben, wenn ich sie finde.

„Willst Du mit mir betteln gehen? Das Krüppelspielen macht mich ganz dumm im Kopf und zieht mir Krämpfe in den Beinen und Schwielen in den Händen zu, ich will mich zur Abwechselung blind stellen. Du sollst mein Sohn sein und mich führen, da werden wir viel Geld machen, und Du sollst es gut haben. — Ich willigte ein, wir warteten bis zur Nacht und dann gingen und gingen wir, um die Gegend zu verlassen, in der er für einen Krüppel galt. Am anderen Tage fingen wir an zu betteln, er als Blinder, ich als sein Sohn."

„Und war er bösartig gegen Dich?"

„Wenn die Almosen nicht fließen wollten, sagte er, das sei meine Schuld und prügelte mich durch."

„Und den schlimmen Herrn verließest Du nicht?"

„Ich haßte ihn, aber ich verließ ihn nicht — wohin hätte ich gehen sollen? Ich war bei ihm doch ziemlich sicher, Etwas zu essen zu bekommen, und außerdem lehrte er mich Dinge — Dinge —"

„Was denn?"

„Nun er lehrte mich, was man thun muß, um nicht den Kürzern zu ziehen."

Ich sah Bamboche an, ich verstand ihn nicht.

„Was er doch dumm ist, der Kleine," sagte er verächtlich!

Dann setzte er, sich zu meiner Naivetät gleichsam herablassend, hinzu:

„Der Muldensterz lehrte mir, daß nur die Wölfe nicht gefressen werden, und daß man also ein Wolf sein muß, daß, wenn Einer, der stärker ist, einem Uebel thut, man seine Rache an einem noch Schwächeren ausüben muß, und daß, wenn Niemand sich um einen bekümmert, man sich auch um Niemand bekümmern muß, daß man Alles thun kann, vorausgesetzt, daß man sich nicht ertappen läßt, daß die ehrlichen Leute feine Zeisige sind und die Reichen Schurken, daß es nur dumme Leute sind, welche arbeiten, und daß sie dafür belohnt werden, indem sie vor Hunger sterben."

„Aber Dein Vater glaubte das doch nicht? und sagte Dir das nicht? Nicht wahr?"

„Mein Vater arbeitete wie ein Pferd und kam hülflos um, halb aufgefressen von den Raben, ich bat nur um ein Stück Brot und Arbeit, und es wurde ein Hund auf mich gehetzt," antwortete mir Bamboche mit bitterem Lächeln. „Der Muldensterz that nichts als spazierengehen, als alle Welt betrügen, und es fehlte ihm an nichts. Wir hatten bisweilen von den Almosen des Tages ein ausgezeichnetes Abendessen. Du siehst also, der Muldensterz hatte Recht."

Ich schwieg, äußerst verlegen, was ich Bamboche antworten sollte.

Er fuhr fort, sich mit Behagen in seinen Erinnerungen zu ergehen.

„Und dann erzählte er mir von den Weibern," sagte Bamboche, dessen Augen von einer allzu frühen Glut erglänzten.

„Von den Weibern?" antwortete ich ihm mit naiver Verwunderung.

„Nun ja, von seinen Geliebten, die er prügelte, und die ihm Geld gaben."

Ich verstand ihn nicht, und aus Furcht, mir noch einmal den Spott meines Cameraden zuzuziehen, sagte ich zu ihm:

„Und zuletzt hast Du den Bettler verlassen?"

„Wir wurden Beide festgenommen.“
„Von wem?“
„Von den Gensdarmen.“
„Und warum?“
„Dem Muldensterz haben sie's gesagt, mir nicht, wir wurden in eine Scheune eingesperrt; am andern Morgen sollten wir in die Stadt geführt werden; in der Nacht wachte ich auf und sah, wie der Muldensterz ein Loch durch die Mauer machte, um ohne mich zu entwischen; ich sagte zu ihm, daß, wenn er mich nicht mitnähme, ich Lärm machen würde; er fürchtete sich, ich half ihm, und wir entflohen. Als wir eine Strecke weit waren, sagte er zu mir: Du bist mir im Wege, an Dir würde man mich wieder erkennen, und damit gab er mir mit dem Stocke einen heftigen Schlag über den Kopf, ich fiel ohne Besinnung hin. Ich glaubte, es wäre mein Letztes, aber ich habe einen harten Schädel und kam wieder zu mir. Als ich nun so ganz allein war, bettelte ich an der Landstraße und an den Posthäusern, ich schlug das Rad vorm Wagen, und so erwischte ich einige Sous, und zuletzt hatte ich jeden Tag etwas zu essen. Vor einem Jahr traf ich auf La Levrasse mit seinen Leuten und seinem Wagen; ich schlug das Rad vor ihm, damit er mir einen Sous gebe, er fand, daß ich schlank sei, und fragte mich, ob ich Aeltern hätte?“
„Wie mich!“
„Ich sagte ihm, nein, ich hätte keine Aeltern und bettelte; er sagte zu mir, wenn ich Lust hätte, wollte er mir einen guten Erwerbszweig eröffnen und mir schöne Kleider, gutes Essen und etwas Taschengeld geben, und, statt zu Fuße zu gehen, sollte ich im Wagen fahren. Ich nahm es an, er ließ mich in seinen Wagen steigen und sagte mir, daß ich Bamboche heißen sollte statt Peter. Seitdem bin ich bei ihm geblieben und werde bleiben bis —“
Bamboche schwieg plötzlich.
„Bis wohin willst Du bei ihm bleiben?“
„Das geht mich allein an,“ antwortete Bamboche finster und nachsinnend.
„Aber dieser Erwerbszweig, den La Levrasse Dich lehren wollte?“
„Seit einem Jahr lerne ich daran. Du wirst ihn auch lernen, Du wirst sehen, was es ist.“
„Was ist's denn?“
„Kraftstücke, um die Leute zu unterhalten.“
„Um die Leute zu unterhalten?“
„Ja, auf den Jahrmärkten.“
Ich sah ihn erstaunend an.
„O ja, ich habe schon vorm Publikum gearbeitet, die Mutter Major hielt mich an den Füßen, ich hatte den Kopf unten, die Arme übereinandergeschlagen, und ich nahm mit den Zähnen zwei Sousstücke auf, oder sie band mir ein Bein an den Hals, und ich mußte auf dem andern hüpfen, und noch andere Stücke.“
„Das wollen sie auch mich lehren?“ rief ich mit Entsetzen!
„Ja, und das wird mit Peitschenhieben gelehrt, unter denen man die Knochen ausrenkt. Dein Geschrei wird mich mehr als einmal des Nachts aufwecken, wie Dich das meinige aufgeweckt hat,“ sagte Bamboche mit grausamem Lächeln.
„Ach, mein Gott, wie hast Du leiden müssen!“
„Anfangs nicht so sehr; denn die Mutter Major lehrte mich die Sache zwar, aber ganz sanft und ohne mich zu schlagen; sie kleidete mich gut und gab mir hinter La Levrasse's Rücken Leckerbissen, und wenn wir vor dem Publicum arbeiteten, half sie mir und machte mir die Stücke leichter, aber jetzt läßt mich die dicke Sau in Lumpen gehen, setzt mich öfter als auf meine eigene Ration auf Wasser und Brot und prügelt mich um nichts und wieder nichts halb todt; ich muß in acht Tagen die schwersten Stücke lernen, und sie bringt mich um; denn wenn ich den Kopf sehr lange nach unten halte, so ist's mir, als müßte ich ersticken.“
„Und warum ist die Mutter Major so bösartig, da sie sonst so gut gegen Dich war?“
„Siehst Du, weil ich früher ihr Liebhaber war, und weil ich es jetzt nicht mehr sein mag,“ warf Bamboche verächtlich hin.
Zum dritten Male verstand ich Bamboche nicht und sagte zu ihm in meiner verwunderten Unbefangenheit:
„Wie? ihr Liebhaber? was ist das?“
Mein neuer Freund schlug ein ungeheures Gelächter auf und antwortete mir:
„Du weißt nicht, was das heißt, Liebhaber eines Weibes zu sein? Bist Du ein Zeisig, in Deinem Alter!“
Ich war ungefähr 11 Jahre alt, Bamboche mochte ein oder zwei Jahre älter sein.
„Nein,“ sagte ich zu ihm, ganz beschämt über meine Unwissenheit.
Und jetzt klärte Bamboche mit unglaublicher Ruhe und im Tone spöttischer Ueberlegenheit, ohne Schonung und Bedenken meine kindliche Unschuld auf und erzählte mir, wie die Mutter Major ihn verführt hatte.
Zu dieser Zeit, da ich beinahe ohne Begriff vom Guten und Bösen war, ward ich nicht betroffen und konnte es nicht werden von der Abscheulichkeit, der entsetzlichen Verderbtheit dieser Megäre. Die cynische Enthüllung Bamboche's erfüllte mich nur mit großem Erstaunen und der Art von Scham, welche die Furcht vor dem Lächerlichwerden einflößt; denn ich erröthete sehr, daß ich so lange unwissend geblieben war.
„Und warum willst Du jetzt nicht mehr der Liebhaber der Mutter Major sein?“ sagte ich zu ihm, von dieser unerwarteten Enthüllung ganz außer Fassung gesetzt.
Bamboche antwortete mir nicht sogleich.
Er schwieg einige Augenblicke; dann gab er jenem Bedürfniß nach Mittheilung, welches dem Verliebten in jedem Lebensalter gemein ist, nach, und indem er, wie er mir später gestand, zum ersten Mal daran dachte, daß ein Freund ein verpflichteter Vertrauter wird, und auch dem eben so unerklärlichen wie unwillkürlichen Gefühl von Theilnahme, das ich ihm plötzlich eingeflößt hatte, nachgab, sagte er zu mir mit eben so viel Bewegung wie Aufrichtigkeit:
„Höre, als Du kamst, machte es mir Vergnügen, Dir Uebles zuzufügen; denn seit langer Zeit hatte ich dergleichen erdulden müssen — Du vertheidigtest Dich tapfer, Du kriegtest mich unter und machtest mich noch bösartiger. — In dem Augenblick hätt' ich Dich wahrhaftig erwürgen können — aber als ich darauf sah, daß Du, ohne Dich zu vertheidigen, weintest, nicht über die Schläge, die ich Dir versetzte, sondern darüber, daß Du nicht mein Freund sein solltest — bei Gott, das that eine ganz wunderliche, ganz rührende Wirkung auf mich: ich fühlte, wie mir das Herz groß wurde, wie dies bei dem Tode meines Vaters nicht der Fall gewesen war, und ich weiß nicht, wie es kam, daß ich gleich darauf Lust bekam, Dir von ihm zu erzählen und Dir meinen Lebenslauf zu schildern, den ich noch Niemandem mitgetheilt. Jetzt also, wenn Du mein Freund sein willst —“
Und wie in einer Regung unsäglicher Freude fiel ich Bambochen um den Hals; er hemmte den Ausbruch meines Gefühls und sagte:
„Einen Augenblick — wenn wir Freunde sind, so bin ich Herr.“
„Du willst Herr sein?“
„Du sollst thun, was ich will.“
„Alles, was Du willst!“
„Wenn Einer mir Uebles zufügt, so rächst Du mich —“
„Sei ruhig, ich habe Muth.“
„Du sagst mir Alles, was La Levrasse und die Mutter Major sagen?“
„Alles!“
„Du verheimlichst mir nichts von Dem, was Du denkst.“
„Nichts, und Du auch nicht?“
„Was ich verlange, daß Du es für mich thun sollst, werde ich auch für Dich thun,“ rief Bamboche lebhaft, „nur bestehe ich darauf, der Herr zu sein; denn das ist so meine Art. Ich sage Dir Alles, Du sagst mir Alles, ich räche Dich, wie Du mich rächst, — wir werden immer zusammen unsere Anschläge machen. Ist's so recht?“
„Gewiß — und von Herzen gern,“ rief ich ganz glücklich, ganz stolz, nach so vielen Mühen endlich zum Zweck gelangt zu sein und einen Freund zu besitzen.
„Jetzt,“ versetzte Bamboche mit einer Eile, welche bewies, wie sehr es ihn freute, einen Vertrauten gefunden zu haben, „jetzt muß ich Dir sagen, in wen ich verliebt bin.“
„Es ist also nicht mehr die Mutter Major?“ sagte ich mit neuem Erstaunen.
Bamboche zuckte die Achseln.
„Willst Du denn ewig ein Nestvogel bleiben?“ sagte er zu mir.
Dann fügte er im Tone liebevollen Bedauerns hinzu: „Ich sehe wol, es wird mir schwer werden, Dich zu schulen; aber ich will Dir werden, was der Muldensterz mir gewesen ist.“
„Danke Dir, Bamboche,“ antwortete ich, von Erkenntlichkeit durchdrungen; „aber in wen bist Du denn verliebt, da Du es nicht mehr in die Mutter Major bist?“
„Ich will es Dir sagen,“ antwortete mir Bamboche.
Ich erwartete diese Erzählung mit lebhafter Neugierde.

Sechstes Kapitel.

Bamboche's Liebschaft.

Als Bamboche die Worte aussprach: ich will Dir sagen, in wen ich verliebt bin, glänzten seine grauen Augen von glühendem Feuer, sein bleiches Gesicht ward von einem leichten Roth überzogen, sein Gesichtsausdruck, welcher mir bis dahin hart und höhnisch geschienen hatte, zeigte eine leidenschaftliche Sehnsucht; er wurde beinahe schön.
„Als ich in die Truppe eintrat,“ sagte er zu mir, „bestand sie aus einem Bajazzo, einem Albino, welcher Säbelklingen verschlang, sehr häßlich, mager wie ein Nagel und schwarz wie eine Kröte, und einem kleinen Mädchen, welche tanzte, auf der Guitarre spielte und die Kraftstücke mit der Mutter Major nicht übel ausführte; aber da diese Kleine bei ihren Künsten beständig Hals, Arme und Beine blos hatte und von schwächlicher Gesundheit war, hatte sie ein beständiges Frösteln und einen trockenen Husten. Sie mußte für ihr Alter und ihre geringen Kräfte hundert Mal zuviel singen und tanzen, das nahm ihr nach und nach das Leben; übrigens war sie ein wahres Lamm an Sanftmuth und gefällig, wo sie konnte. Wenn ihre Uebungen einmal vorüber waren, setzte sie sich in ihren Winkel, sprach fast kein Wort und lachte niemals; sie hatte kleine, sanfte, traurige, blaue Augen, und trotz ihrer Häßlichkeit mochte man sie doch gerne ansehen. Die Mutter Major, die, wie ich glaube, meinetwegen auf sie eifersüchtig geworden war, verdoppelte seit meinem Eintritt in die Truppe ihre Bosheit gegen sie, und mit so gutem Erfolg, daß die Kleine ganz krank wurde und auf einer von unseren Kunstreisen starb. Ich weiß nicht, woher sie gekommen war, und wie La Levrasse sich ihrer bemächtigt hatte.“
„Das arme kleine Mädchen!“ sagte ich zu Bamboche, „ich glaubte, die wäre es, in die Du verliebt bist.“
„Nein, nein! Du sollst sehen, La Levrasse hatte ihr den Namen Basquine gegeben, wie er mir den Namen Bamboche gegeben hat. Als sie todt war, sagte er zur Mutter Major: Müssen doch sehen, daß wir eine andere Basquine bekommen, die aber hübscher ist; so ein kleines Mädchen nimmt sich in der Truppe immer gut aus, besonders wenn sie hübsch ist und gemeine Lieder singt, um die Junggesellen in Feuer zu setzen. Hast Recht, antwortete die Mutter Major, müssen eine andere Basquine suchen. Vor zwei Monaten, am Ende der Jahreszeit, die für unsere Uebungen günstig ist, war die Truppe ganz aufgelöst: der Albino hatte eine Säbelklinge in den Hals gekriegt und war in's Hospital gekommen, und unser Bajazzo war uns davon gelaufen, um in's Seminar einzutreten.“
„In's Seminar?“
„Ja! in ein Haus, wo man Pfarrer sein lernt. Es ist Schade um ihn, es konnte keinen herrlichern Aufschneider als Girofle geben.“
„Wer ist das, Girofle?“

„Nun, eben der Bajazzo. Und dabei hatten seine Haare von Natur die Farbe von Carotten, und so wurde bei ihm auch eine rothe Perücke erspart. Es blieb von der Truppe Niemand mehr übrig, als die Mutter Major, ich und Levrasse. Das böse Wetter trat ein, es war für das Jahr mit dem Seiltanzen vorbei; wir kehrten hieher zurück, wo La Levrasse den Winter über zuzubringen pflegt, als wir eines Abends, nachdem wir den ganzen Tag gefahren waren, in einem Flecken Halt machten, um da die Nacht zuzubringen. Es war an dem Wagen etwas auszubessern, La Levrasse brachte ihn zum Wagner und kehrte ganz vergnügt in den Gasthof zurück. Ich hab's getroffen, sagte er zur Mutter Major, ich habe eine Basquine gefunden. — Wahrhaftig! und wo das? — Bei dem Wagner, er hat 11 Kinder, worunter sechs Töchter, das älteste von dem ganzen Schwarm ist ein Junge von 14 Jahren. Das Alles will vor Hunger umkommen, eine wahre Hungersnoth, ungerechnet, daß die Mutter kränklich ist; aber weißt Du, was ich unter dem Haufen Kinder gesehen habe? Ein kleines Mädchen von 10 Jahren, einen Liebesgott, einen Schatz; herrliches, ganz gekräuseltes, blondes Haar, schwarze Augen, Finger, die so groß sind wie mein Fingerglied, einen Mund, wie eine Kirsche, schlank und gerade gewachsen wie eine Binse, und dabei ein kleines, schalkhaftes Gesicht und eine Anmuth, eine Anmuth zum Tollwerden. Sie ist freilich ein Bischen bläßlich, weil sie, wie die übrige Familie, vor Hunger umkommen will, aber bei Fleisch und Milch wird sie eine junge Rose werden. Ich seh sie schon, wie sie hier im rothen Rock mit silbernen Flittern auf der Spitze der Menschenpyramide ihre Verbeugungen macht, oder mit ihrer niedlichen kleinen Kinderstimme Lieder singt, wie **mein Freund Vincent** oder die **Mutter Arsoville***); das wird uns eben so viel Silberstücke einbringen, wie unsere frühere Basquine mit ihrem finstern und hektischen Gesicht uns Kupferdreier eingebracht hat. — Aber wie willst Du die Kleine bekommen? fragte die Mutter Major La Levrasse. — Warte nur, ich habe zum Wagner gesagt: Mein würdiger Mann, Ihr und Eure Familie kommt vor Hunger, Durst und Kälte um. — Das ist wahr, antwortete mir der dicke Kerl mit flennender Stimme, 11 unerzogene Kinder und eine Frau, die im Bette liegt, das ist mehr, als ein Mann zu tragen vermag; ich habe nur zwei Arme und soll für 12 Mäuler zu essen schaffen. — Wollt Ihr es dahin bringen, daß Ihr nur noch für 11 Mäuler zu essen zu schaffen braucht, sagte ich, mein wackerer Mann? — Der Kerl sah mich verdutzt an. — Ja, ich will die älteste von Euren Töchtern über mich nehmen, diese kleine Blondine da, die uns mit ihren großen Augen ansieht, ich will sie mitnehmen. Ihr laßt sie mir bis zum achtzehnten Jahr, und ich will sie einen guten Erwerbszweig lehren. — Jeannette! rief der Lümmel mit thränenden Augen, mein kleiner Schatz, die soll ich weggeben? Sie ist meine einzige Freude — nimmermehr! — Lieber Mann, seid doch vernünftig, Ihr habt einen Mund weniger zu ernähren. — Ich weiß nicht, ob ich Euch ein anderes von meinen Kindern geben würde, es würde mich Mühe kosten, indessen ist unser Elend so groß, und es geschähe ihm zu seinem Glücke, aber Jeannette, Jeannette nimmermehr. — Was den Vorschlag anbetrifft, statt der Blondine ein anderes von den Kindern zu nehmen, sagte Levrasse zur Mutter Major, prostmahlzeit! Stelle Dir eine junge Brut von Eulen vor; ich weiß nicht, wie zum Teufel die allerliebste kleine Grasmücke in dem häßlichen Nest hat auskriechen können. Drum sagte ich auch zum Wagner, Jeannette und keine andere, und das Beste wird sein, wackerer Mann, daß ich Euch gleich 100 Franken baar gebe, dann laßt Ihr mir aber auch Jeannette bis zum zwanzigsten Jahr. — 100 Franken, sagte der Dickopf, 100 Franken — er konnte nicht damit fertig werden, für seine Armuth war das ein Schatz. Nach dem dummen Gesichte, was er machte, erwartete ich, er würde mir Jeannette gleich mitgeben; denn er rief sie zu sich, nahm sie auf den Arm, küßte ihren kleinen, blonden Kopf einmal übers andere, erdrückte sie fast mit Liebkosungen und weinte wie ein Kalb; aber hast Du nicht gesehen! antwortete mir das Vieh schluchzend: Geht, Herr! geht, ich behalte Jeannette; wenn wir vor Hunger sterben, gut, so sterben wir vor Hunger, aber



sie laß ich nicht von mir. — Nun, Du hast sie also nicht, die kleine Basquine? sagte die Mutter Major, welche — setzte Bamboche in Parenthese hinzu — darüber eifersuchtshalber gar nicht böse war, zu La Levrasse. — Warte nur erst das Ende ab, versetzte La Levrasse, ich sagte zum Wagner: Hört, wackerer Mann, ich will Eure Lage nicht misbrauchen, überlegt Euch die Sache, ich gebe Euch bis morgen Mittag Zeit; es sind nicht mehr 100 Franken, sondern 300 Franks, die ich Euch für Jeannette anbiete. Ihr findet mich bis morgen Mittag im Gasthofe zum großen Hirsch, und wenn Ihr später noch Euren Entschluß ändert, könnt Ihr mir unter der Adresse schreiben, die ich Euch zurücklasse. — Damit verließ ich den Wagner, und ich bin überzeugt, er wird morgen früh beim ersten Hahnenschrei mit seiner kleinen Blondine zu mir kommen."

„Nun, kam er?" fragte ich Bamboche.

„Nein! Aber ich, der ich gethan hatte, als wenn ich schliefe, und auf diese Weise alles Das, was ich Dir erzählt habe, La Levrasse zu der Mutter Major hatte sagen hören, stand, neugierig die neue Basquine zu sehen, ganz früh auf, ging aus dem Gasthof, erfragte den Wagner, lief hin, und —"

Die Erzählung Bamboche's wurde durch die gewaltige Stimme der Mutter Major unterbrochen, welche von der Treppenthür in den Keller hinabrief:

„He! Martin, Bamboche, zum Frühstück!"

„Wir werden gerufen," sagte mein neuer Freund eilig zu mir, „ich will Dir das Uebrige ein andermal erzählen, aber was ich, als ich den Wagner aufgefunden hatte, von Jeannette gesehen und gehört habe, hat mich so in sie verliebt gemacht, so verliebt, daß ich seit dem Tage an nichts Anderes mehr denken kann. Ihr Vater hat sie das Mal nicht hergeben wollen, aber vor acht Tagen hörte ich La Levrasse zur Mutter Major sagen, daß der Wagner ihm geschrieben habe, und daß wir, sobald ein Wassermensch, den er erwartet, angekommen sein werde, abreisen und den Flecken, worin der Wagner lebt, berühren würden, um Jeannette, die neue Basquine, mitzunehmen."

„Aber, Gottsdonnerwetter! seid Ihr denn taub, muß ich erst runter kommen, Ihr Kröten?"

„Wir kommen schon, Madam, wir kommen," rief ich, dann warf ich mich Bamboche um den Hals und sagte zu ihm aus vollem Herzen:

„Wir sind Freunde, nicht wahr? Und auf ewig!"

„Ja, Freunde," antwortete mir Bamboche, indem er meine Umarmung herzlich erwiderte, „Herzensfreunde, und auf ewig!"

— — — — — — — — — — — — — —

Das ist der Ursprung meiner Freundschaft mit Bamboche. Einige Wochen darauf lernte ich Basquine kennen —

Seltsame, beinahe unerklärliche Menschen, die ich immer eben so sehr geliebt habe, wie sie mich geliebt haben, und die ich im Verlaufe meines Lebens, das nicht weniger abenteuerlich war, als das ihrige, so oft und unter so verschiedenen Umständen wieder anzutreffen bestimmt war.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Anstößigkeit dieser Lieder ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, darauf hinzuweisen. D. R.

Der alte Maler.

(Schluß aus Nr. 1?.)

„Ich wartete am folgenden Tage auf meine interessante Unbekannte; vergebens! Allein ich beschäftigte mich mit ihr; ich konnte das, so lebhaft hatte ich mir die Züge dieses Kopfes eingeprägt. Ich malte den ganzen Tag an ihrem Bilde. Als ich am dritten Tage vor die Staffelei trat, sah ich aber ein, daß ich nun nichts mehr machen konnte ohne sie. Allein sie kam wieder nicht, und so wartete ich eine ganze Woche. Ich nahm das Bild alle Tage vor; ich wußte eigentlich nichts mehr daran zu schaffen, allein ich beschäftigte mich doch damit. Ein unsäglicher Reiz zog mich immer wieder zu dieser Arbeit hin; es war mir, wie den alten italienischen Malern, denen die Heilige als Vision erschien; auch ich glaubte am Ende, eine Vision gehabt zu haben.

„Nun war bereits ein Monat seit jenem Besuche vorüber; es waren mir andere Aufträge zugekommen, die ich nicht zurückweisen durfte, und mein holder Traum nahm schwächere Umrisse an. Ich war an einem Tage beschäftigter als sonst gewesen und fühlte das Bedürfniß auszugehen. Ich schlenderte längs den Ufern der Seine dahin und war in die Nähe des Platzes Ludwig's XV. gekommen, wo ich eine große Menschenmasse sich drängen sah. Dumme Neugier! so etwas sah man damals alle Tage, und doch drängten sie sich dazu. Es waren etwa zwanzig Aristokraten, welche gegen das Heil der einigen und untheilbaren Republik sich verschworen hatten, wie es damals hieß; in der That waren es aber zwanzig arme Schlachtopfer, die man nach Willkür aus der Zahl Derer ergriffen hatte, welche noch für treue Freundschaft und für das Unglück Mitgefühl empfanden, welche den alten Glauben an Gott bewahrten und zu ihrem Unglücke noch Geist, Witz, Talente, Reichthum besaßen; unerhörte Verbrechen in den Augen des aufgewiegelten Pöbels!

„Ich hatte schon einmal einer solchen Metzelei zugesehen; was man in alltäglichen Zeiten nicht auszuhalten denkt, das wird uns in außerordentlichen nur wenig ergreifen. Was sieht man nicht Alles in Krieg, Pestilenz und Revolution, und woran nimmt man nicht Theil. Die Karren, auf denen die Schlachtopfer saßen, fuhren langsam durch eine Gasse von Sansculotten, die unter dem wilden Gelächter des Ça ira*) die rothen Mützen schwenkten, um so sich selbst die Lust, den Opfern die Marter zu verlängern. Der Zug war mir näher gekommen, und ich betrachtete theilnehmend, wer auf den Karren saß. Plötzlich werde ich wie von einem elektrischen Schlage berührt. Es ist das Mädchen, mein Original, das nicht wiederkam. „Morgen!" hatte die Arme gesagt, allein morgen war sie wahrscheinlich in den Kerker gewandert.

„Das übermannte mich denn doch. Ich fühlte, daß mir die Füße unter dem Leibe wankten; allein ich suchte mich zu fassen, um mich zu versichern, daß ich mich nicht täuschte. Ich dränge mich vor. Es ist mein armes, schönes Kind im blauen Kleide, mit dem schwarzen Spitzentuche, mit dem schmuzigen Häubchen, ach! mit den schönen blonden Haaren. Sie sitzt eben so kalt und still trauernd da, als an jenem Tage, da sie zu mir hereintrat. Wahrscheinlich kannte sie ihr Schicksal schon; sie sah dem drohenden Tode mit wehmüthiger Ruhe entgegen. Mein Gott, dachte ich, kann denn dies Mädchen auch der Republik gefährlich sein? Was hat sie verbrochen, daß Ihr sie zur Guillotine schleppt, so jung und reizend! Da war mir, als ob sie mir ein Zeichen machte; ich wollte mich zu dem Karren drängen, allein der wilde, lärmende Haufe war undurchdringlich, ich kam in ein fürchterliches Gewirre, wurde bald vorwärts, bald rückwärts gestoßen und würde ohne die innere fieberhafte Aufregung gewiß zu Boden gestürzt sein.

*) Jeder Vers des schändlichen Gassenhauers schloß mit Lachen, wie zur Verhöhnung.

„Ich sah nichts mehr von dem trübseligen Zuge; es mochte etwa eine Viertelstunde verstrichen sein. Eine Verzweiflung, sie nur noch einmal zu sehen, hatte mich ergriffen. Mit emporgerecktem Kopfe stand ich da, meine Blicke dorthin gerichtet, wo die gräuliche Maschine sich erhob, die schon einige Male sich bewegt hatte. Halt! da erscheint sie über den Köpfen des Haufens. Sie steigt langsam die Stufen hinan und weist die Hülfe eines Henkerknechtes zurück, der sich ihr genähert hatte. Sie blickt zum Himmel und macht dann sich demüthig neigend das Zeichen des Kreuzes; der Scharfrichter nähert sich ihr, sie schaudert und bebt einen Schritt zurück. Das Alles sah ich; mein Blut kochte, meine Nerven waren dem Zerreißen nahe; aber ich sah es doch; es währte einige Sekunden, nicht länger als einige Sekunden; wenn ich aber ausdrücken sollte, was in diesen Sekunden mich durchfuhr, die tausend Gefühle und Gedanken, die ich hatte, ich fände keine Worte dafür. Und solltet Ihr es wol glauben! In jenem Augenblicke konnte ich noch etwas Anderes denken und empfinden, als Mitleid, Trauer, Rettung. Nennt mich einen Unmenschen — aber ich war doch ein Künstler. Als ich sah, wie das Mädchen den Kopf zum Himmel erhob, als ich sah, wie sie ihn hierauf senkte, um das heilige Zeichen zu machen, als ich die Beugung des schönen Nackens erblickte, da fiel es mir ein, daß der Kopf in meinem Bilde schlecht auf den Schultern saß. Es war schrecklich, in dem Augenblicke dies zu denken, als dieser schöne, edle Kopf fallen sollte, als dieser jungfräuliche Hals, den keine unkeusche Lippe noch berühet hatte, von jener scheußlichen Metze berührt werden sollte, die Alles ohne Unterschied in ihrer Umarmung tödtete." —

Mein Maler hielt inne und blickte starr vor sich hin; dann richtete er sein Auge auf mich, um gleichsam den Eindruck zu ermessen, den seine Erzählung auf mich gemacht hatte. In der Stube herrschte ein ungewisses Dämmerlicht, von dem Mondschein erzeugt, der durch die kleinen, schmuzigen Fenster fiel. Er stand auf und suchte das Feuerzeug.

„Es ist doch nichts, so im Finstern," brummte er, „man muß sich sehen, wenn man sich so absonderliche Sachen zu vertrauen hat."

Die Kerze brannte, und er nahm seinen vorigen Platz wieder ein.

„Ich eilte nach Hause; ich war von einem heftigen Fieber ergriffen; ich phantasirte die ganze Nacht hindurch, das fühlte, das wußte ich in meinem seltsamen Zustande. Ich mußte das verworrene Toben meines Hirns in Worte kleiden, und ich fürchtete complett toll zu werden. Ja, so muß der Uebergang zum Wahnsinn beschaffen sein! Wenn man meine Mutter und Schwester guillotinirt hätte, ich wäre nicht trostloser gewesen. Eine lange Woche folgte, während welcher ich mich einschloß, Niemand sehen wollte, keinen Pinsel in die Hand nahm. Als endlich meine Seele ruhiger zu werden anfing, kam es mir in den Sinn, das Bild des Mädchens wieder vorzunehmen. Ich wollte den Hals übermalen, den schönen, weißen, anmuthigen Hals! Aber ich vermochte es lange nicht über mich zu gewinnen; ich saß Tage lang vor dem Bilde, betrachtete es in stummem Schmerze und vermochte nicht, etwas daran zu verbessern. Nach einem solchen Tage, bei den letzten Sonnenstrahlen, höre ich endlich eine innere Stimme mir zurufen: „Du mußt das Bild vollenden! Es ist deine Pflicht!" Wie von einer übernatürlichen Gewalt getrieben, greife ich zu Palette und Pinsel und mische mit fieberhaft zitternder Hand Karmin und Zinnober. Ich retuschire den Hals. Aber meine Kraft verläßt mich; der volle Pinsel entgleitet meinen Fingern — ein rother Fleck wird sichtbar — es ist ein Blutfleck — ich will ihn verwaschen, aber mein verwirrter Sinn denkt nicht daran, eine Fleischtinte zu mischen, ich fahre mit dem Karmin darüber hin, und jetzt ist es kein Tropfen mehr, nein! es ist der blutige Streif des Messers, mit welchem der schöne Hals gezeichnet wurde!

„Jetzt war ich ruhig; das hatte die innere Stimme von mir gewollt. So lebte ich nun längere Zeit gleichsam im vertrauten Beisammensein mit diesem wundersamen Zauberbilde. Es war der Schatten des holden Kindes, mit dem ich Stunden des Wahnsinns verbrachte. Aber die Gräuel wurden immer lauter, die Wogen umbrausten mich immer wilder, ein reicher Landsmann, der sich zu meinen Gönnern zählte, bot mir die Gelegenheit, mit heiler Haut und unangefochten in das Vaterland zurückzukehren; ich nahm die mir dargebotene Hand an und verließ voll Abscheu Frankreich, das ich mit so schönen Hoffnungen betreten hatte."

Als der Erzähler bei diesen Worten aufstand und an das Fenster trat, glaubte ich, seine Geschichte sei zu Ende. Sie hatte mich sicherlich mehr ergriffen, als sie den Leser zu ergreifen im Stande ist, da die Weise des alten Malers, die Lebhaftigkeit seines Ausdrucks, der warme Hauch des wirklich Erlebten ihre Wirkung mächtig verstärkte. Einen weitern Aufschluß durfte ich nicht erwarten; ich wollte mich daher entfernen, um durch andere Gegenstände den Eindruck zu verwischen und ihn nicht in meinen Schlaf hinüber zu nehmen. Ich fühlte wirklich das Bedürfniß, mich zu zerstreuen. Als aber mein Freund sah, daß ich zum Hute griff, sprang er auf mich zu und rief:

„Nun, wie ist's? Wollt Ihr denn nicht das Ende von der Geschichte anhören?"

„Kommt noch etwas nach?" fragte ich überrascht.

„Freilich," sagte er, „ich mußte mich nur ein wenig erholen. So lange es nun auch schon her ist, erschüttert's mich doch noch immer, und einmal im Jahre kommt mir die Erinnerung so stark, daß es mir weder Rast noch Ruhe läßt und mich drückt und preßt, ich kann es gar nicht sagen. Es war mir heute eine Erleichterung, Euch die Mittheilung zu machen. Setzt Euch und laßt mich sie zu Ende bringen. Bei meiner Rückkehr in die Heimat mußte ich mich sammeln, um meine Kunst mit Ehren zu üben. Die Jugend will ihre Rechte; neue Gegenstände werden von dem stets aufgeweckten Sinn erfaßt und verdrängen die alten. Anders ist es freilich später im Leben. Dann rüttelt man das Gefäß, in welchem die Erinnerungen, die holden Düfte, die Wohlgerüche der Jugend schlummern, und man erfrischt daran den hinsterbenden Geist. Aber auch die herben Erfahrungen, die trüben Bilder kommen damit wieder auf die Oberfläche. Das ist der geheime Schatz, das grüne Gewölbe des Herzens, den man, so lange man jung ist, mit Unersättlichkeit vergrößert, ach! und nicht weiß, ob man wol Zeit und Gelegenheit haben wird, ihn jemals zu benutzen.

„Ich hatte mein Atelier wieder eingerichtet und malte, was sich von mir malen lassen wollte. Das Bild des pariser Mädchens ruhte unter der Anhäufung von neuen und alten Studien und Skizzen. Das ganze Ereigniß machte mir damals den Eindruck eines merkwürdigen Traumes, manchmal wol auch einer verlorenen Geliebten. Wenn mir dieser Gedanke aufstieg, so mußte ich einen Blick auf das Bild werfen, einen wehmüthigen Blick; es drängte mich dazu; ich konnte nicht anders. Es waren seitdem Jahre vergangen; fünf lange Jahre war ich wieder in meiner Vaterstadt. Da bringt mir eines Abends ein Freund einen Fremden. Es war ein junger Franzose, das merkte ich sogleich, obschon er sich Baron von Bergwald nannte und ziemlich gut deutsch sprach. Es war damals häufig, daß die armen Flüchtlinge selbst auf deutschem Grund und Boden ihrer Sicherheit oder besonderer Zwecke wegen ihre Nationalität verbargen. Mein Freund stellte mir den Baron Bergwald als einen geschickten Dilettanten vor, der sich hier mit Künstlern in Einvernehmen zu setzen wünschte. Wie er mir später sagte, wußte er nichts Näheres von ihm; er hatte ihn in guten Häusern getroffen, und seine feinen Manieren sprachen ihn an. Zwar errieth er sogleich, daß hier ein Incognito war, das kümmerte ihn aber nicht; denn in jener Zeit war so etwas gewöhnlich. Nachdem der Besuch etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, verließ er mich, und der junge Emigré bat mich um die Erlaubniß, wieder kommen zu dürfen, die ich ihm gern gewährte.

„Ein Paar Tage später kam er wieder. Ich empfing ihn schon wie einen Bekannten und ließ mich in meiner Arbeit nicht stören. Diese Ungezwungenheit schien seinen Beifall zu erhalten; er bat mich, weiter keine Notiz von ihm zu nehmen und ihm zu gestatten, mit Discretion meine Schätze zu betrachten. Ich bewilligte ihm das, und er stöberte mir unter den Studien nach Herzenslust herum.

„Was ist das?" hör' ich ihn plötzlich aufschreien. Ich blicke auf und erschrecke fast, so bleich und entstellt war er. Er hatte das Bild des pariser Mädchens unter den andern Stücken hervorgezogen. „Nichts, nichts!" sagte er dann gleichsam begütigend zu mir, „der mit Roth verstrichene Hals des schönen Kopfes hatte etwas Entsetzliches auf den ersten Anblick. Jetzt ist's vorüber." — Trotzdem sah ich jedoch, daß die Erschütterung noch nicht vorüber war. Er bat mich, ihm die Geschichte des Bildes mitzutheilen. Nachdem ich es mit kurzen Worten gethan hatte, sah der junge Mensch sich nicht mehr gleich. Er war todtenblaß und wie vernichtet; es schien, als ob der gräßliche Hergang sich vor seinen Augen soeben zugetragen hätte. Er fragte mich leise, ob ich ihm das Bild verkaufen wollte. Ich konnte mich nicht dazu entschließen. „Ich betrachte es als das Vermächtniß einer theuren Person," erwiderte ich ihm; „ich habe kein Recht dazu, es zu verkaufen; das unglückliche Mädchen hatte im Vorgefühl des baldigen Todes es für irgend einen geliebten Angehörigen malen lassen; vielleicht für den Geliebten selbst." — Er bemerkte, daß jene Unholde, welche das junge Weib nicht verschonten, ihrem Vater, Bruder und Geliebten gewiß nicht milder gesinnt gewesen wären, doch pflichtete er mir bei, nur bat er es sich als eine besondere Gunst aus, das Bild auf ein Paar Stunden mitnehmen zu dürfen, um es seiner Schwester zu zeigen. „Es könnte für ihr Portrait gelten," setzte er wehmüthig hinzu. Ich bewilligte ihm das ohne Umstände und trug ihm Grüße für seine Schwester auf, innig erfreut, ihre Bekanntschaft zu machen, da sie meiner kleinen, armen Freundin ähnlich sah. Er nahm hierauf das Bild unter den Arm und trug es fort. Abends, als ich nach Hause komme, steht ein Bedienter, mich erwartend, vor meiner Thür. Ich habe mein Lebtag keinen schweigsamern Bedienten gesehen, als diesen. Er übergab mir eine Rolle mit hundertundfunfzig Louisd'or im Namen seiner Herrschaft und wollte von nichts weiter wissen. Ich fragte, wer seine Herrschaft sei. Nichts! wofür sie mir das Gold schicke. Nichts! Das Wenige, was er sprach, war zwar deutsch, aber mit dem starken Accent eines Franzosen. Was sollte ich machen? Das Gold nahm der Bursche nicht zurück, und ich entschloß mich daher es zu behalten, um es bei dem ersten Besuche dem sogenannten Baron Bergwald wiederzugeben. Allein der junge Mann kam nicht mehr. Ich eilte zu meinem Freunde hin; der hatte den Räthselhaften auch nur noch einmal gesehen. Wir erfuhren später, daß der Baron von Bergwald nach England gereist sei; aber seinen eigentlichen Namen habe ich nie erfahren können, auch ist mir nie seine Spur im Leben wieder vorgekommen. So verlor ich mein liebes Bild. Im Anfange hat es mir sehr angethan. Ich mußte mich ordentlich in Acht nehmen, wenn ich andere Bilder zu malen hatte, nicht etwas von der ewig beklagenswerthen Schönheit des armen Mädchens hineinzumischen, etwa ihr blondes Haar, oder ihr kaltes und doch so anziehendes Auge, oder ihren schönen Hals — wie er —"

Hier brach der Maler plötzlich ab und blieb starr sitzen. Sein Kopf schien sich ganz in die Erinnerung zu versenken. Ich wagte es nicht, aufzustehen, um ihn in seiner heiligen Empfindung nicht zu stören. Da sprang er mit einem Male auf, packte mich an beide Schultern und glotzte mich an.

„Sieht Er jetzt, was Erleben heißt? Und hat Er denn was erlebt?" schrie er wild auf. „Jetzt aber laß' er mich mit mir selbst allein!" Damit schob er mich zur Thür hinaus.

Wir aßen den ganzen Winter miteinander, aber so viel er mir noch zu erzählen wußte, diesem Abenteuer kam nichts von seinen Erlebnissen gleich, und der Geschichte selbst hat er niemals mehr Erwähnung gethan. Als es jährig wurde, hatte ich übrigens den Ort schon verlassen.

August Lewald.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Ausflug nach Nord-Euböa.

Müde des versengenden Nordwindes, welcher, undurchdringliche Staubwolken vor sich her durch die Straßen Athens treibend, von Attikas kahlen Gebirgen stürmt und die Schwüle des Tages fast zum Unerträglichen steigert, und begierig, endlich einmal etwas anderes Grün zu erblicken, als die Augen meiner alten Hauskatze, ergriff ich mit Freuden an einem staubigern Tage als gewöhnlich den mir von einem Freunde gemachten Vorschlag, ihn nach Nord-Euböa in schönere Regionen, in eine gemäßigtere Temperatur zu begleiten.

Der Tag der Abreise war bestimmt, — alle Vorkehrungen zu derselben getroffen, — um vier Uhr Morgens die Abfahrt festgesetzt; — aber wie es gewöhnlich in solchen Fällen geht, ward früh gesattelt, spät geritten; — denn anstatt die noch einigermaßen erträglichen Morgenstunden zur Fahrt nach Port Raphtis, im Golf von Euböa, zu benutzen, ließen meines methodischen Freundes endlose Vorbereitungen die schöne

Zeit verstreichen, bis ein gegen Mittag sich heftig erhebender Nordwind uns den Abschied von der neuen Königsstadt und ihren Annehmlichkeiten bedeutend erleichterte.

Mit Nacht- und Mantelsäcken, Decken und Kissen, Mänteln und Schlafröcken, Lebensmitteln und Flaschen feurigen Weins sattsam versehen, — alles Gegenstände, ohne die man nun einmal eine Reise in diesen classischen Gefilden nicht wohl unternehmen darf, — rollten wir im leichten Wagen an dem in Marmorpracht stolz sich erhebenden Königsschlosse und den hohen Palmen des Hofgartens vorbei.

Auf ziemlich schlechtem, aber doch noch fahrbarem Wege suchten wir den Gebirgszug des Hymettus, des honigreichen, aber wasserarmen, zu umgehen. Heerstraßen anlegen war seit dem darauf bezüglichen Befehle der Regentschaft ein frommer Wunsch, dessen Erfüllung aber gar vielerlei Hindernisse im Wege stehen, zu deren Wegschaffung wol ein Menschenalter gehören dürfte, obschon die Natur überall hülfreiche Hand geboten.

Nirgend mehr als auf dieser Straße wird man gewahr, welchen trockenen Boden die attische Gegend hat, und wie die weiland Athener sich abgemüht haben mögen, demselben den nöthigen Lebensunterhalt abzuzwingen; — selbst der blauäugigen Pallas Athene Oelbaum spielt hier eine traurige Rolle, da er in ziemlich verkrüppelter Gestalt, — die Blätter vor Staub fast farblos, — keinen reichlichen Ertrag verheißend, dasteht. Die wenigen, durch große Zwischenräume steinigten, mit Gestrüpp bewachsenen Bodens getrennten Felder, auf denen Weizen gebaut wird, erlauben kaum einem armen Steinhuhn hinreichendem Versteck zwischen den vereinzelt dastehenden Halmen, die höchstens zwei Fuß über dem Boden eine schwache und kurze Aehre treiben und deutlich zeigen, daß Einfuhr aus getreidereichen Gegenden sobald nicht aufhören werde, Handel und Schifffahrt zu beschäftigen, obgleich die Kammer erst kürzlich ein Gesetz annahm, welches Getreideeinfuhr verbietet, so lange der Preis des Weizens sechs Drachmen für den Kilo nicht übersteigt.

So zog der Weg stundenlang hinter dem Gebirge fort, wo an manchen Stellen weit und breit keine Cultur des Bodens zu bemerken war; und nur eine Unzahl von kleinen Kirchen und Kapellen, — die Ueberreste von eben so vielen Tempeln, Monumenten und Altären, — aber fast alle in zerfallenem Zustande, liefern eine Art von Beweis, daß diese Gegend früher einer starken Bevölkerung sich erfreute.

Ein nicht weit vom Wege ab liegendes Monument der Vorzeit, ein verstümmelter marmorner Löwe, der unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, ward von uns leider mit zu profanen Augen betrachtet, als daß nicht einen unserer vielen Archäologen ein frommer Schauer überlaufen hätte, wäre er Zeuge unserer wenigen Extase gewesen.

Ein Monument anderer Art, von modernen Hellenen errichtet, fesselte meine Aufmerksamkeit mehr, da es einen Beitrag zu deren Sittengeschichte liefert. Es war ein kleiner Hügel von Steinen, ein sogenanntes Anathema, irgend einem kleinen Privattyrannen errichtet, der mittelst desselben ewiger Verdammniß geweiht wird. Wenn nämlich in früherer Zeit der bedrückte Grieche lange umsonst supplicirt hatte, wenn er alle Mittel und Wege, sein gutes Recht zu erhalten, umsonst eingeschlagen, suchte er, der keine ihm rechtsprechenden Tribunale, keine seine Sache der Oeffentlichkeit übergebende Presse besaß, an seinem Unterdrücker durch das Anathema sich moralisch zu rächen. Ein kleiner Fleck Landes ward dann feierlichst verwünscht, der Unterdrückte warf den ersten Stein des Fluches auf denselben, mit dem dreimaligen Ausrufe Anathema! Die Beistehenden folgten dem Beispiel, an das jeder Vorübergehende sich anschloß; denn es war heilige Pflicht, die Sache des Unterdrückten so zu sagen zur eignen zu machen, was denn im Laufe der Zeit recht anständige Anathema-Hügel abgegeben hat. Der Volksglaube machte den Anathematisirten zum Brukolakos, Vampyr u. s. w., dessen Körper der Verwesung nicht anheim fiel, dessen Nachkommenschaft ausstarb. Die Rache war, wie man sieht, so vollkommen, als sie gefahrloserweise sich nehmen ließ.

Obschon dem Recht seit der Wiedergeburt des Staates die glänzendste Anerkennung zu Theil ward, so sah doch schon öfter das Volk sich genöthigt, Männern, die seinen Unwillen auf sich gezogen, sein Misfallen auf diese originelle Art zu bethätigen, was, beiläufig gesagt, der so Gefeierte leichter hinnehmen kann, als die im civilisirten Europa mit Steinschrift gebrachten Pereats des Volkes.

Eine fast vierstündige Fahrt brachte uns in eine cultivirtere Gegend, nach dem ziemlich großen Dorfe Markopulos, wo wir, den Pferden Ruhe gönnend, die Zeit benutzten, eine Recapitulation unserer Reisevorräthe vorzunehmen, wohl einsehend, daß bei dem immer stärker werdenden Nordwinde unsere Wasserreise sich bedeutend in die Länge ziehen dürfte. Anbetrachts dieser Voraussetzung wurde ein ansehnlicher Zuwachs beliebt, der den Hühnerhof eines geldgierigen Bauern decimirte, um mit mehr Ergebung und Fassung die wenig Schnelle versprechende Fahrt im euböischen Golfe beginnen zu können.

Am Gestade des Port Raphtis, — dem alten Prassiä, — angelangt, fanden wir zwar die unserer harrende königliche Yacht, den niedlichen Cutter Leon, den hohen, schlanken Mast in schönster Symmetrie mit dem leichten Takelwerk geziert, unter dem Schutze eines Vorgebirges leicht und anmuthig wie eine Seemöve auf dem bewegten Meere vor Anker liegen; aber die schaumgekrönten Wellen, die mit zermalmender Gewalt das Vorgebirge und die steilen Küsten einiger den Hafen begrenzenden Inseln peitschten und über den Klippen sich brachen, deuteten uns hinreichend an, daß es gewaltige Thorheit sein würde, sogleich unter Segel zu gehen, falls wir nicht gesonnen wären, nach einer kurzen Stunde von neuem einen sichern Ankerplatz gegen das Toben des Sturmes unterhalb Suniums schützendem Cap zu suchen.

Hätten wir, — was, zur Steuer der Wahrheit sei es gesagt, nicht der Fall ist, — archäologischen Sinn besessen, so hätten wir denselben hier unter diesen Umständen nicht befriedigen können, da keine hinreichend große Barke vorhanden war, uns nach der Insel zu bringen, auf deren Spitze wir im Glanze der Abendsonne das weiße, marmorne Fußgestell der dieselbe ehemals zierenden Bildsäule erblickten, die von den Seeleuten — der Himmel weiß warum — in ihrer Beschränktheit den Namen Raphtis — der Schneider, erhalten hat. So blieb uns denn nichts übrig, als am felsigen Ufer dem Dahinrollen und Brechen der Wellen zuzusehen, bis ein im Stillen ersehntes Signal uns vor die einzige Hütte dieses unwirthlichen Ufers, die gleichzeitig das Zollamt und Sanitätsgebäude vorstellt, — zu unserem Mahle rief.

Neptun und Boreas wurden Libationen dargebracht; — die Sonne sank, — der Wind legte sich, — die Schatten der Nacht bedeckten den Hafen, den wir nun im leichten Nachen durchschnitten, uns dem sichern Cutter anzuvertrauen, in dessen bequemer und geräumiger Kajüte wir uns bald gemüthlich genug auf bequemen Divans eingerichtet hatten, in sanften Schlummer gelullt durch das Sausen des Windes im Takelwerk, und eingewiegt durch das leichte Rollen des Fahrzeugs auf den noch nicht beruhigten Wogen.

Das Rasseln der Kette beim Ankerlichten erweckte mich gegen Mitternacht, und bald darauf verkündete das Rauschen des Wassers gegen des Cutters schön gerundete Seite meinem daran gewöhnten Ohr, daß wir die einengenden Vorgebirge hinter uns hatten, — während das schwere Stampfen des Fahrzeugs mir klar bewies, daß wir immer noch gegen den widrigen Nordwind kreuzten.

Das Beste in solcher Lage ist natürlich, im süßen Schlummer Vergessen der unangenehmen Gegenwart zu suchen; — mein Gefährte, dessen innerer Mensch überhaupt noch nicht so recht mit Neptun's Tücken vertraut war, mithin eine horizontale Lage des Körpers auf der See jedenfalls allen Abweichungen von derselben vorzuziehen schien, gab mir durch einen während sechzehn langen Stunden hartnäckig durchgeführten Schlaf den deutlichen Beweis, was der Mensch mit festem Vorsatze und Willen vermag, wenn anders nicht, wie er später entschuldigend meinte, der Cutter „narkotisch" gebaut war. Wirklich war seine Beharrlichkeit einer besseren Sache würdig.

Auf Sturm folgt Stille! — und leider war es am andern Morgen so windstill, als ein liebendes Paar es je auf einem Landsee wünschen kann, um eine sentimentale Mondscheinpartie zu machen. Der Cutter lag mit matt herabhängenden Segeln, die in der dunkeln Bläue des Meeres sich spiegelten, träge auf der noch trägeren Tiefe, während die Sonne mit verdoppelter Kraft ihre Strahlen auf uns herabschoß. Unangenehm war diese Situation an und für sich aber nicht; denn, war gleich die Hitze etwas drückend, so war es doch eine reine Luft, die wir einathmeten; — das uns umgebende Panorama, von den verschiedenen Höhenzügen Attika's, Böotiens und Euböa's abgeschlossen, bot, wenn auch einförmig, doch in den verschiedenen Schattirungen dieselbe Abwechselung, — und, was am Ende doch nicht zu verachten war, wir befanden uns nicht mehr in dem uns unerträglich gewordenen Athen.

Die Zeit mußte und sollte aber getödtet werden; — die Barke ward ausgesetzt und ein Fischfang veranstaltet; — aber unsere mannigfachen Bemühungen, die beflossten Bewohner des Golfs an unsere Haken zu ködern, blieben erfolglos, so daß wir am Ende genöthigt waren, ohne Beute zurückzukehren, falls wir es nicht vorzogen, in der Sonnenhitze gebraten zu werden, — was denn wol auch die einzige Belohnung unserer Bestrebungen gewesen wäre, unsere einfachen Küchenzettel zu verbessern.

Und es ward Abend, und es ward Morgen! — und fast auf der nämlichen Stelle fand uns der junge Tag. Langeweile mit ihrer steten Begleiterin Verdrießlichkeit, fing an sich einzustellen; — da schien ein gnädiges Schicksal unser Flehen um einen — wenn auch widrigen Wind erhört zu haben; — ein leichtes Lüftchen sprang auf, und von der von Süden einströmenden Fluth begünstigt, nahten wir uns allmählig der Enge, wo ein alter Thurm aus venedischer Zeit traurig auf eine noch traurigere Colonie herabblickt, die eine geringe Anzahl Samioten hier gebildet.

Endlich liefen wir im weiten Becken des Hafens von Chalcis ein, — vor uns in der Enge, durch die mit tosender Gewalt die Strömung des Euripos rauschte, erhoben sich auf einer kleinen Insel die grauen Doppelthürme, welche die Brücke schützen. Froh waren wir, den ersten, und hoffentlich den langweiligsten Theil der Reise zurückgelegt zu haben und in der ehrwürdig aussehenden, jetzt ganz harmlosen Feste Chalcis festen Grund zu betreten.

R. Termo.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel mit Allen fur Alle.

Herrn Sch. in H. — Auf Ihre Wünsche in Betreff Ihrer Zusendung können wir, trotz der Anerkennung, die wir Ihrem Unternehmen zollen, nicht eingehen, da derartige Besprechungen ganz außerhalb des Kreises unseres Blattes liegen.

Herrn W. B. in M. — Ihre Zusendung erhielten wir, und wird dieselbe einer Beurtheilung unterliegen, sobald unsere Zeit durch frühere Einsendungen nicht mehr so sehr in Anspruch genommen ist, wie in dem jetzigen Monat.

Herrn Pl. in B. — Ihrer Nachfrage können wir nur theilweise entsprechen. Ein Brief mit dem Wunsche, bald etwas aus Ihrer Feder in der Novellen-Zeitung zu lesen, ist an uns ergangen, ob aber von dem Verfasser, den Sie vermuthen, wissen wir nicht zu sagen.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen = Zeitung.



№ 119.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 7. October 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Dritter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 118.)

Siebentes Kapitel.

Martin an einen König.



Bei dieser Stelle des Manuscriptes fand sich eine Randnote in folgender Fassung und an den König, von welchem die Rede gewesen ist, gerichtet:

Im September 1845.

„So kindisch Ihnen, Sire, diese Geschichte der ersten Jahre eines armen, verlassepen Kindes auch vorkommen mag, so möchte ich Sie doch bitten, dieselbe eines nähern Nachdenkens würdig zu halten. Sie werden vielleicht finden, daß diese Erzählung die wichtigsten gesellschaftlichen Fragen nahe berührt.

Der Maurer, bei dem ich im Kindesalter Handlanger war, betrank sich.

Warum betrank er sich?

Um von Zeit zu Zeit durch die Trunkenheit dem Gedanken an sein gegenwärtig nnd zukünftig allzumühseliges Leben zu entfliehen.

Es war eine einzelne Ausnahme, daß dieser Mann ein häßliches Laster mit einem poetischen Glanze ausstattete. Freilich ein sehr häßliches Laster, aber nicht häßlicher als die Ursachen, welche es hervorrufen, und die es häufig unvermeidlich machen; denn unter den zahlreichen und verschiedenen Ursachen dieses Lasters ist diejenige, dann und wann ein Leben voll unaufhörlicher Entbehrung und Mühseligkeiten zu vergessen, sich die unaufhörlich sich erneuernden Leiden und Bedürfnisse einer verhungernden Familie, welche der ungenügende Tagelohn des Proletariers nicht ernähren kann, aus dem Sinne zu schlagen, eine der häufigsten.

Gewiß gibt es unter den Proletariern mehr als einen Mann, der stark, muthig, entsagend genug ist, um, ohne jemals die Augen zu schliessen, auf die unendliche Jammerreihe von Tagen, Monaten, Jahren hinzublicken, in denen er, auf jede Erholung, auf allen Wohlstand in seinen alten Tagen verzichtend, sich arbeiten und immer arbeiten sieht, um einem elenden Tode entgegen zu gehen, dem elenden Ende eines elenden Lebens.

Gewiß gibt es unter den Proletariern noch muthigere Menschen.

Mancher kehrt nach 12 Stunden der schwersten Arbeit jeden Abend in seine Wohnung, eine finstere, erstickende Höhle, zurück; er hat von seinem ungenügenden Tagelohn ein für seine ausgehungerte Familie nicht genügendes Brot gekauft, auch ist er in Folge seiner täglichen Anstrengung erschöpft, eben so seine Frau durch das angreifende Säugen des jüngsten Kindes, dem sie ihre trockene Brust reicht, aber die ungenügende Nahrung wird fast ganz den magern, abgezehrten Kindern überlassen. Und doch hören der Vater und die Mutter, welche der Schlummer flieht, sie noch vor Hunger schreien.

Auf diese Weise steht dieser Mann jeden Morgen mit der Morgenröthe auf, eilt an seine Arbeit und vollführt sie, trotz dem, daß er von dem niederdrückenden Gedanken verfolgt wird:

So hart meine Arbeit auch ist, so unermüdlich mein Eifer, auch diesen Abend und alle folgenden Abende werde ich nicht genug verdient haben, um den Hunger der Meinigen sättigen zu können, und auch diese Nacht und alle folgende Nächte werden ihre Klagen mich auf schmerzliche Weise bis zum Morgen, wenn die Stunde der Arbeit schlägt, wach erhalten, und so werde ich meine Kräfte, mein Leben erschöpfen und mich hoffnungslos in diesem schrecklichen Kreise herumdrehen.

Ja, diesee Mann ist ein Stoiker und sehr ehrwürdig; denn für einige Sous, welche er von seinem Tagelohn nähme, würde er wie so viele Andere in der Schenke für einen ganzen Tag Vergessenheit dee sich erneuernden Sorgen, von denen er verzehrt wird, finden.

Und wenn diese muthigen Männer der Verehrung würdig sind, wenn sie der Verlockung zu einem Laster widerstehen, das in ihrer schrecklichen Lage beinahe unvermeidlich ist, wenn sie entsagend nnd ohne zu murren fort dulden — ist es gerecht, ist es klug, sie darum für immer diesem Todeskampfe zu überlassen? Muß man die Qual verlängern, weil der Unschuldige der Tortur widerstanden hat?

Aber unglücklicherweise ist nicht allen Proletariern diese stoische Kraft gegeben und kann es nicht sein.

Es gibt deren auch viele, welche die Unwissenheit stumpf macht, das Elend erniedrigt, denen die Hoffnungslosigkeit das Bewußtsein nnd die Besinnung raubt; diese geben sich der schrecklichen Verzückung der Trunkenheit, in der sie Vergessenheit ihres Unglücks finden, hin, und endlich gibt es andere noch Entartetere, aber ihre Zahl ist nicht groß, die suchen Trunkenheit um der Trunkenheit willen.

Diese sind zu tadeln, aber doppelt sind diejenigen zu tadeln, welche ohne Erbarmen diese Unglücklichen zu der Unwissenheit, der Entblößtheit von Allem, der Hoffnungslosigkeit verdammen, welche die ersten Unglücksursachen des traurigen Lasters sind, aus dem ihnen viehische Dummheit, Krankheit und Tod entsprießen.

Auch noch andere Ursachen, die zwar an sich weniger betrübend sind, aber die nicht weniger traurige Folgen haben, drängen die Opfer des Pauperismus zur Trunksucht hin.

Offenbar muß der Mensch nach einer Woche voll harter Arbeit ein gebieterisches Bedürfniß nach Ruhe, nach Erholung, nach Vergnügen empfinden.

Es gibt unter den Proletariern Menschen, welche, durch die Gewohnheit einer strengen Entsagung geknickt, oder durch Entbehrungen geschwächt, in der apathischen Ruhe des Körpers und der Seele, in der sie Sonntags hinschlummern, ein hinreichendes Gegengewicht für die harten Arbeiten in der Woche finden.

Andere sind mit einer gewissen Bildung begabt, mit einer Feinheit der Gedanken, einer zarten Empfänglichkeit, welche die niederdrückende Bürde der mechanischen Arbeiten nicht hat zerstören können.

Unter diesen suchen die Einen jeden Sonntag in der Lesung der Dichter oder Denker eine Erholung und ein Vergnügen, die Andern frischen sich durch die einsichtige Betrachtung der Meisterwerke der Kunst, welche öffentlich ausgestellt sind, auf; noch Andere ergötzen sich durch die dankbare Bewunderung der Schönheiten der Natur, indem sie dieselben sowol in ihrer Unendlichkeit, als in ihren kleinsten Schöpfungen prachtvoll und anbetungswerth zu finden wissen; sie sind eben so entzückt oder andächtig gerührt beim Anblick der blendenden Pracht eines strahlenden Sonnenunterganges oder des Funkelns der Welten in einer schönen Sommernacht, wie durch die aufmerksame Betrachtung eines kleinen Häufchens Feldblumen oder eines Insektes, dessen Panzer von Gold und Smaragd, dessen Flügel von Gaze zu sein scheinen.

Aber nothwendigerweise sind Diejenigen, welche trotz der Sorgen und Mühen einer auf beständige Arbeit angewiesenen, rauhen, ungewissen, häufig trostlosen und verdummenden Lage die Feinheit der Auffassung, die Frische der Eindrücke, den freien Schwung der Gedanken, die für geistige Genüsse unerläßlich sind, sich erwerben oder bewahren können, nicht sehr zahlreich.

Unter den Proletariern sind viele, obwol arbeitsam und redlich, in Unwissenheit und Rohheit aufgewachsen und haben an der liberalen Erziehung, welche ganz allein im Stande ist, den Sinn zu erheben und zu verfeinern und den Geschmack an ge-

wählten Erholungen, an feineren Vergnügungen einzuflößen, keinen Antheil.

Was erfolgt nun? Nach einer Woche voll Zwang, Entsagungen und Mühen geben sie dem natürlichen und unwiderstehlichen Bedürfniß nach Vergnügen Raum.

Hingerissen durch die Gluth der Jugend, durch eine Art fieberhafte Sehnsucht, ihr Inneres zu erschließen, stürzen sie mit rasender Ungeduld den einzigen Vergnügungsorten zu, welche ihrer Armuth offen stehen.

Und dann füllen sich die greulichen Schenken, in denen vergifteter Wein, ekelerregende Speisen, angesteckte Mädchen feil sind, mit einer vor Begierde bebenden Menge; um diese lärmenden Wirthshäuser erheben sich von allen Seiten Seiltänzergerüste und Gauklerbuden, wo inmitten unedler, erniedrigender Auftritte Alles, was am Menschen Würdiges und Achtungswerthes ist, verhöhnt und in der Sprache der Fischweiber beleidigt wird. Weiterhin sieht man Sänger, und unter ihnen wetteifern Weiber, Greise und Kinder an Schamlosigkeit und mit schmuzigen Gesängen, um die rohe Lustigkeit der Trinker an den Tischen aufzuregen.



Alle diese Leidenschaften dröhnen aufgeregt und entfesselt in der Menge wie ein fernes Gewitter; kaum werden sie von den Trompetenstößen der Seiltänzer, von dem Wirbel ihrer Trommeln, von dem Klange ihrer Glocken, welche die Zuschauer herbeirufen, übertönt. Ein erstickender, übelriechender Staub wirbelt auf und wirft über diese große Orgie des Pauperismus eine Art von Nebel.

Die Nacht kommt, rothe Lichter werfen ihren Schein auf diese glühenden, weinseligen Gesichter, das Geschrei, die cynischen Gesänge, die rohe Lustigkeit verdoppeln sich; die viehische Trunkenheit dröhnte schon lange in der Ferne, jetzt bricht sie aus.

Auf die Aeußerungen roher Gemeinheit folgen Schimpfwörter, Drohungen, dann tödtliche Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten, häufig fließt Blut. Diese Gesichter, die eben noch froh waren und geröthet vom Weine, werden bleich, hier braun und blau von Schlägen, dort blutend oder mit Koth bedeckt; es sind nicht mehr wilde Menschen, es sind nicht mehr wilde Thiere, es sind rasende Wahnsinnige; die schreckliche Wirkung des vergifteten Weines, den man ihnen verkauft, stürzt die Unglücklichen in Raserei, bisweilen sind ihre Frauen, ihre Kinder zitternde und trostlose Zeugen dieser schrecklichen Auftritte. Frauen und junge Mädchen, welche den ganzen Tag die unanständigen Stellungen und Lieder der Gaukler haben ansehen müssen, sehen einen Gatten, Vater oder Bruder in einer erbitterten Schlägerei blutend zu ihren Füßen niederstürzen, seine bescheidenen Sonntagskleider werden zerfetzt und mit Koth besudelt, er steht taumelnd auf, verkennt in seiner Trunkenheit die theuren Wesen und überschüttet sie mit Schimpfwörtern und Drohungen.

Aber es wird spät, die Lichter erlöschen, der Sturm legt sich, diese vorher so klangvollen Stimmen lallen, stammeln und ächzen, diese vorher so kraftvollen, gewaltthätigen Männer schleichen gebückt einher.

Ein dumpfes Schweigen, das dann und wann durch fernes Geschrei unterbrochen wird, folgt dem schrecklichen Aufruhr; Vielen ist die Vernunft zurückgekehrt, und beschämt, niedergeschlagen, reuig kehren sie in ihre Wohnungen zurück und werfen sich traurig auf ihr Lager, indem sie bereits an die Arbeit des Montags denken.

Ja, das ist häßlich, ja, das ist schrecklich, ja, die Vorstellung empört sich, ja, das Herz blutet, wenn man diese Geschöpfe Gottes, die mit einer unsterblichen Seele begabt sind und in ihr alle Keime des Schönen und Guten besitzen, an solchen Vergnügungen Gefallen finden, sich zu ihnen herablassen und erniedrigen sieht.

Aber, wenn es drauf ankommt, sie zu tadeln, wo sind denn die edlen, feinen, geistigen Erholungen, die diesen Unglücklichen im Austausche gegen ihre rohen Genüsse erreichbar wären?

Welche Beweise von Vorsorge gibt man dieser verwahrlosten Masse, insofern sie Werkzeuge der Arbeit sind? Man hat freilich daran gedacht, ihre Kraft, ihre Einsicht, ihr Leben auszubeuten, aber hat man sich jemals um ihre Vergnügungen bekümmert?

Ja, um ihre Vergnügungen, und warum nicht? Hat man niemals daran gedacht, daß sie; denn ihre Lage ist hart, nach den langen Tagen voll mühsamer Arbeit, vor allen Anderen der Zerstreuung und Erholung bedürfen, hat man versucht, ihre Erholungen zu erheben und zu veredeln, hat man Denen, welche im Frieden das Vaterland bereichern und es vertheidigen, wenn der Krieg kommt, im Namen des Vaterlandes eine Stätte anständiger Erholung eröffnet, an denen ein Jeder gebildete und reine Genüsse finden kann, die ihn erfreuen, trösten und belehren?

Nein, nein! Und mit welchem Rechte können wir nun diese Unglücklichen tadeln, daß sie über diese rohen Ergötzungen herstürzen, die einzigen, welche ihrer Armuth und ihrem Bildungsgrade, der durch keinerlei Erziehung erhöht worden ist, zugänglich sind?

Noch einige Worte, Sire! Sie werden in dieser aufrichtigen Erzählung meiner verschiedenen Lebensschicksale die beiden Genossen meiner Kindheit öfters erscheinen sehen:

Bamboche, den Sohn des Holzhackers, den verlassenen Knaben, welcher, nachdem er seinen Vater im Walde hülflos umkommen gesehen, wie er, zum ersten Male in seinem Leben, einen reichen Mann um Arbeit und Brot bittet, mit so grausamer Verachtung zurückgestoßen wird. Diesen Knaben, welcher zuerst in die Hände eines schändlichen Herumtreibers geräth, der ihn in Schlichen und Betrügereien unterweist, darauf durch Zufälligkeiten, welche die Folge seiner gänzlichen Entblößung sind, in die Gewalt von Seiltänzern kommt, die ihn vermöge ihrer Verderbtheit und Rohheit zum Laster und zum Menschenhaß anleiten.

Basquine, die Tochter eines unglücklichen Handwerkers, welcher, durch das schrecklichste Elend auf's Aeußerste getrieben, auf dem Punkte ist, sein Kind an Gaukler zu verkaufen, welche sich anschicken, diesen unschuldigen Schatz von Schönheit, Anmuth und Reinheit auf schandbare Weise auszubeuten.

Welches auch die Zukunft dieser beiden Geschöpfe sein mag, Sire, ehe Sie über dieselben ein unerbittliches Urtheil fällen, erinnern Sie sich, welche Kindheit sie durchlebt haben, und der Tadel wird vielleicht dem Mitleid Platz machen, dem tiefsten, dem schmerzlichsten Mitleid.

Und dieses sind keine Ausnahmen. Sire, unter allen Denen, welche traurigerweise in die bodenlosen Abgründe des Verbrechens und der Schande hinabstürzen, sind nur sehr wenige, sehr wenige, die nicht ehrlich und gut geworden wären, hätte ihr Leben nicht in der Verlassenheit und im Elende, oder in einer verderbten und verderbenden Umgebung begonnen."

Achtes Kapitel.

Die Erziehung.



La Levrasse und die Mutter Major, welche wahrscheinlich fürchteten, daß ich einen Versuch machen würde, ihnen zu entfliehen, bewachten mich sehr streng; aber diese Vorsichtsmaßregeln waren unnöthig.

Ja, wir wollen Freunde sein, Herzensfreunde und auf ewig, hatte Bamboche in Folge unserer ersten Unterredung, die mit einer Prügelei angefangen und mit einer herzlichen Umarmung beschlossen worden war, zu mir gesagt.

Bamboche blieb diesem Versprechen gegenseitiger Zuneigung eben so treu wie ich; es war ein seltsamer Gegensatz: dieser Knabe von so unbeugsamem Charakter, den man von frühzeitiger Verderbtheit, störrischer Bosheit und bisweilen selbst von einer kalten Grausamkeit nicht freisprechen konnte, bewies mir von jetzt an die zärtlichste, aufopferndste Anhänglichkeit. Ich gestehe, daß, hätte sich nicht hier die brüderliche Freundschaft, von der ich so lange geträumt hatte, verwirklicht, wäre nicht die Anhänglichkeit gewesen, welche mich so schnell und so eng mit meinem Unglücksgenossen verband, ich hätte versucht, mich der grausamen Unterweisung in meinem neuen Handwerke durch die Flucht zu entziehen.

Alle Zeit, welche nicht durch meine Unterrichtsstunden weggenommen wurde, brachte ich mit Bamboche zu, ich hörte ihn von Basquinen mit einer Wärme, mit einer Rücksichtslosigkeit der Leidenschaft sprechen, die mir, wenn ich jetzt daran zurückdenke, für einen Knaben seines Alters außerordentlich scheint; bald zerfloß er in Thränen, wenn er an das grausame Loos dachte, welches dieses arme Mädchen erwartete; denn er erinnerte sich des traurigen Lebens und Endes der ersten Basquine, bald hüpfte er vor Freude bei dem Gedanken, daß nach wenigen Tagen die Wagnerstochter unsere Genossin sein werde, bald brach er bei der bloßen Erinnerung daran, daß diese Basquine mit Schlägen gemißhandelt werden könne, wie wir, in wüthende Drohungen gegen die Mutter Major und Levrasse aus.

Da ich meinen Genossen mit so leidenschaftlicher Bewunderung von unserer künftigen Genossin sprechen hörte, fing ich, theils aus Liebe zu Bamboche, theils vermöge einer Regung lebhafter Neugierde, ebenfalls an, die Ankunft Basquinens sehr ungeduldig herbeizuwünschen.

Sei es, daß die Mutter Major mich nicht für würdig hielt, in ihrer zärtlichen Zuneigung der Nachfolger des ungetreuen Bamboche zu sein, sei es, daß sie fürchtete, mich einzuschüchtern, worin sie allerdings ganz Recht gehabt hätte, sie sprach mit mir kein Wort von Liebe und zeigte gegen mich die äußerste Strenge.

Trotz ihrer günstigen Voraussage, daß ich vor Ablauf eines Monats den Hasensprung oder andere Uebungen auf vollkommene Weise würde ausführen können, hatte sich im Anfange meine Körperbeschaffenheit noch mehr als mein Wille gegen die Unterweisungen meiner Lehrerin widerspenstig gezeigt.

Meine frühere Beschäftigung als Handlanger hatte mich, weil sie mich zwang, eine Mulde zu tragen, welche für meine Kräfte zu schwer war, an's Krummgehen gewöhnt, während die Mutter Major mich nicht nur die Schultern einziehen, sondern auch häufig mich nach hinten überbeugen ließ. Mein erster Fortschritt war, daß ich gerade gehen lernte, mein Wuchs, welcher sonst ohne Zweifel einen Fehler bekommen haben würde, ward auf diese Weise mit Gewalt zur gesunden Regelmäßigkeit zurückgeführt; das ist so ziemlich

Alles, wofür ich der Mutter Major Dankbarkeit schuldig bin.

Sie legte mir täglich eine Art Marter auf, indem sie mit mir vornahm, was sie in dem Rothwelsch ihres Handwerks das Knochenbrechen nannte. Folgendes ist das Verfahren, das sie bei diesen unerläßlichen Anfangsgründen meiner Kunstübung befolgte.

Jeden Morgen band sie mir abwechselnd an jedes Handgelenk ein Gewicht von drei oder vier Pfunden und befahl mir unter Androhung harter Züchtigung, mit meinem Arme, parallel mit meinem Körper, zuerst ziemlich langsam, dann immer schneller eine Kreisbewegung zu beschreiben, bei welcher die Schulter so zu sagen den Angelpunkt darstellte.



Sobald mein Arm einmal durch das Gewicht an meinem Handgelenke fortgerissen war, was die Schnelligkeit der Bewegung verhundertfachte, fühlte ich, wie meine Gelenke sich mit schrecklichem Ziehen ausdehnten, alsdann kam es mir vor, was eine seltsame und sehr schmerzhafte Empfindung war, als wenn mein Arm länger würde, und zwar beständig in erhöhtem Grade, je schneller die schleudernde Bewegung wurde.

Eine unerklärliche Kinderei veranlaßte mich bisweilen, trotz der lebhaften Schmerzen die Augen zu verschließen, um die Täuschung vollständig zu machen, und dann hätte ich schwören mögen, daß mein Arm, je nachdem er langsamer oder schneller herumkreiste, eine Länge von acht bis zehn Fuß erreichte.

In meinen Unterredungen mit Bamboche nannten wir das lange Arme machen.

Hierauf wurden meine Beine einer ähnlichen Uebung unterworfen, und zwar ebenfalls mit den Gewichten, welche abwechselnd an beide Fersen befestigt wurden. Aber hier handelte es sich nicht von einer Kreisbewegung, sondern von einer pendelartigen Schwingung, bei welcher die Hüfte den festen Punkt ausmachte und das Bein mit einem ziemlich schweren Gewichte belastet die Pendelstange darstellte. Hier wiederholten sich dieselben Schmerzen, vielleicht noch empfindlicher, am Hüft-, Knie- und Fußgelenk, auch hier trat die seltsame Täuschung ein, als verlängerten sich meine Glieder in dem Maße, als die Uebung, zu welcher man mich anhielt, nach und nach immer schneller vorgenommen werden mußte.

Die Stunde schloß mit Dem, was die Mutter Major die Halsdrehung nannte.

Bamboche hatte mir gesagt, daß er die ersten Male, da diese neue Marter bei ihm angewendet worden, nahe daran gewesen sei, toll zu werden. Das schien mir zuerst übertrieben, aber nachdem ich durch die Erfahrung belehrt worden war, sah ich ein, daß mein Freund Recht gehabt hatte.

Die Mutter Major faßte mir den Kopf in der Höhe der Ohren, welche sie mit dem Zeigefinger und Daumen faßte und beim geringsten Widerstande von meiner Seite bis auf's Blut kniff; dann drehte sie mir den Kopf, indem sie so meinen Schädel zwischen ihre großen Hände geklemmt hatte, welche eine Kraft ausübten wie ein Schraubstock, gewaltsam vorwärts, rückwärts, links und rechts hin, indem sie diesen fortwährenden und rasch aufeinander folgenden Bewegungen eine solche Schnelligkeit gab, daß mir, so zu sagen, der Hals umgedreht wurde; indem ich dabei von einem Schwindel, der von scharfem Stechen begleitet war, ergriffen wurde, kam es mir vor, als wenn meine Augen aus dem Kopfe treten wollten und mein Gehirn in seiner Knochenschaale hin und her kugelte. Jeder dieser Stöße verursachte mir unglaubliche Leiden.

Fast immer folgte bei mir auf diese Uebung, welche die Unterrichtsstunde beschloß, eine gewisse vorübergehende Stumpfheit der Geisteskräfte.

Uebrigens muß ich gestehen, daß das Knochenbrechen seinen Nutzen hatte; ich erwarb nach und nach und um den Preis grausamer Schmerzen eine bewundernswürdige Schlankheit; gewisse Stellungen, gewisse Verschlingungen der Glieder, die mir von Natur unmöglich gewesen sein würden, fingen an, mir leicht zu werden. Aber meine schreckliche Lehrerin hatte daran nicht genug; als sie mich hinreichend knochenlos sah, wollte sie mir den türkischen Spaziergang aus dem Grunde beibringen. Warum er der türkische hieß, weiß ich nicht, aber die Sache ging auf folgende Weise vor sich.

Die Mutter Major ließ mich auf dem Boden auf einem Strohlager niedersitzen, band mir die rechte Hand mit dem rechten Fuß, sowie die linke Hand mit dem linken Fuß zusammen und rollte mich auf diese Weise vermöge einer Reihe von Purzelbäumen eine Strecke vorwärts. Der geringste Uebelstand dabei war, daß ich in Gefahr war, dabei das Rückgrat zu brechen; ich bekam in Folge jedes derartigen Versuches eine Art Blutschlag, welchem meine Lehrerin mit einem Eimer Brunnenwasser abhalf, den sie über mich ausgoß. Dieser unvorhergesehene Wasserfall brachte mich dann wieder zu mir selbst, und wir gingen zu einer andern Uebung über.

Vor dem Publicum mußte der türkische Spaziergang frei ausgeführt werden, das heißt, statt Füße und Hände zusammen gebunden zu haben und von einem Andern einen Stoß zu bekommen, mußte man sich selbst bei den großen Zehen fassen und die Purzelbäume durch eigne Schwingung des Körpers ausführen.

Auf diese Weise vergingen mehre Wochen, während welcher La Levrasse häufig abwesend war; zu verschiedenen Malen brachte er zahlreiche Haarzöpfe von allen Farben mit; denn er setzte seinen Handel fort, indem er bedürftigen Mädchen ihr Haupthaar abkaufte.

Meine Zuneigung zu Bamboche wuchs noch immer und zwar dadurch, daß er, welcher gegen Alle frech und boshaft war, sich gegen mich gut und liebevoll zeigte, wenn auch auf seine Weise; er war Zeuge der Leiden gewesen, welche mir besonders der türkische Spaziergang verursacht hatte, aber zu meiner großen Verwunderung hatte er mich weder getröstet noch beklagt. Er schien mir mehre Tage lang zerstreut und mit etwas Anderm beschäftigt, ich sah ihn oft in eine leere Scheune gehen, wo er sich lange aufhielt; er verbarg mir offenbar ein Geheimniß, aber ich war zu stolz, seinem Vertrauen zuvorkommen zu wollen.

Eines Tages kam ich erschöpft und verdummt aus meiner Unterrichtsstunde, der türkische Spaziergang war sehr verlängert worden, und ich litt heftige Schmerzen von einer Geschwulst am Daumen; denn ich war einmal verkehrt hingefallen, und die Mutter Major hatte mich wegen meiner Ungeschicklichkeit gezüchtigt. Ich fand Bamboche vor Freude strahlend, aber als er mein doppeltes Unglück erfuhr, verfinsterte sich sein Gesicht, er brach in Verwünschungen gegen die Mutter Major aus, untersuchte meine Hand mit brüderlicher Besorgniß, dann sah er mich traurig an und sagte mit bewegter Stimme:

„Glücklicherweise ist das das letzte Mal, daß Du Schläge bekommst."

„Das letzte Mal?" sagte ich zu ihm ganz erstaunt.

„Morgen wirst Du nicht mehr hier sein," antwortete er nach kurzem Schweigen.

„Nicht mehr hier sein?" rief ich.

„Höre, ich habe gestern La Levrasse mit der Mutter Major sprechen hören, morgen kommt der Wassermensch; ich kenne den Kärrner, der ihn herbringt, es ist ein wackrer Mann. Ferner habe ich in der Scheune einen großen Strick gefunden, in den habe ich Knoten gemacht und ihn gut versteckt. Nun ist in der Scheune ein Dachfenster, welches auf's Feld hinaus geht, da kannst Du hinauskriechen; denn ich, der ich größer bin als Du, habe es versucht und bin durchgekommen."

„Ich soll durchkriechen und warum?"

„Warte, ich werde den Strick im Voraus anbinden, ich habe ausdrücklich einen Pfahl dazu hinaufgetragen, sobald nun der Wagen, welcher den Wassermenschen mitgebracht haben wird, wieder abgeht, entwischest Du durch die Lucke und bittest den Kärrner, Dich mitzunehmen und, bis Du drei oder vier Meilen von hier entfernt wärest, Dich zu verbergen. Bist Du einmal aus La Levrasse's Klauen, so findest Du wol irgend einen Maurer, der Dich als Handlanger annimmt, oder Du bettelst unterdessen."

Bei diesem Vorschlage war es mir, als wollte mein Herz brechen, meine Thränen unterbrachen Bamboche.

„Was ist Dir?" fragte er barsch.

„Du hast mich nicht lieb," sagte ich traurig zu ihm.

„Ich?" rief er im Tone des heftigen Vorwurfs, „ich, und ich gebe mir Mühe, Dir Rettung von hier zu bereiten? Seit 14 Tagen denke ich daran, ich sagte nichts, um Dir keine falsche Freude zu machen, und nun nimmst Du's so auf?"

„Ja," versetzte ich bitter, „das ist Dir ganz einerlei, wenn ich fortgehe. Dir ist an mir nichts gelegen."

Bei diesen Worten fiel mich Bamboche mit heftigen Faustschlägen an.

Obgleich ich an die wunderlichen Manieren meines Freundes gewöhnt war, brachte mich doch dieser plötzliche Angriff, dessen Bedeutung ich nicht sogleich begriff, heftig auf. Meiner Rührung erfolgte Erbitterung, und ich gab meinem Genossen Schlag für Schlag wieder.

„Und ich, der ich mich Deiner beraube, der ich fast den Hals gebrochen hätte, indem ich den Strick versuchte, ob er auch lang genug wäre," rief Bamboche wüthend über meine Undankbarkeit — „hier nimm den," — und er begleitete diesen zärtlichen Vorwurf mit einem heftigen Puff.

„Und Du hattest mir gesagt, wir wollten einander niemals verlassen?" antwortete ich nicht weniger unwillig, „hier wehr' Dich!" und ich erwiderte mit einem Fußtritt.

„Aber ich weiß ja, was Du hier aushalten mußt, Schuft!" versetzte Bamboche, indem er diese rührende Prügelscene fortsetzte, „wehr Dich, wenn Du kannst!"

„Aber Du weißt, daß, wenn wir nur zusammen sind, es mir einerlei ist, wenn ich derb geschlagen werde," und ich hieb meinerseits auf ihn ein.

„Meinetwegen," versetzte Bamboche, welcher sich nach und nach besänftigte, „aber ich bleibe hier, um auf Basquine zu warten; meinst Du, daß, wenn das nicht wäre, ich nicht schon lange die Baracke in Brand gesteckt hätte, um La Levrasse und die Mutter Major zu braten, und wir also entwischt sein würden? Aber da ich hier zurückgehalten werde; so entwische Du allein."

„Nimmermehr! Denn wenn einmal Basquine hier ist, und Du mit ihr entfliehen willst, so werdet Ihr mich brauchen."

Und der Kampf ward einen Augenblick unterbrochen.

Bamboche, in Liebe und Haß gleich gewaltsam, machte eine Bewegung, um auf's Neue auf mich zu zustürzen. Im Ungewissen über seine Absichten, machte ich mich auf alle Fälle zur Vertheidigung bereit. Unnütze Vorsicht! Der seltsame Knabe drückte mich mit Inbrunst an seine Brust und sagte zu mir mit bewegter Stimme:

„Martin, das werde ich niemals vergessen!"

„Ich auch nicht, Bamboche."

Und ich erwiderte seine freundschaftliche Umarmung eben so aufrichtig, wie ich seine Faustschläge erwidert hatte.

„Gottsdonnerwetter! Was ist das denn, bei mir in Bezug auf Dich?" sagte er nach kurzem Schweigen zu mir. „Ich mag mich prüfen wie ich will, ich versteh's nicht."

„Ich auch nicht, Bamboche, Du bist gegen alle Welt ein eingefleischter Teufel, während Du gegen mich — ganz im Gegentheil — und das wundert mich."

Nach einem neuen nachdenklichen Schweigen versetzte Bamboche mit halb spöttischer, halb trauriger Miene, die ihm nicht natürlich war:

„Ich weiß nicht, wie es gekommen sein mag, daß ich Dir von meinem Vater erzählte, vor Dir hatte ich Niemandem von ihm erzählt; aber die Geschichte hat mir wol ein Stück Herz weich gemacht, und da bist Du nun in das weiche Stück hineingeschlüpft und drinn geblieben wie die Eidechse, die in den Stein eingewachsen ist, den La Levrasse zu zeigen pflegt, wenn er seine Künste macht, und Du ähnelst um so mehr der Eidechse im Stein, da es Dich nicht aus dem Herzen vertrieben hat, daß ich rasend in meine kleine Basquine verliebt bin. Und dann siehst Du wol, scheint es mir, als ob es mir, seitdem ich mit Dir Freund bin, noch mehr Spaß machte, gegen die Anderen boshaft zu sein, und als wenn ich ein Recht dazu hätte."

„Nun, ich nehme Dich beim Wort, Bamboche; ich werde Deine Eidechse sein, ich werde beständig in der kleinen Ecke sitzen bleiben, aber Du sprichst mir niemals wieder davon, daß ich ohne Dich entfliehen soll, nicht wahr?"

„Nein, aber wenn einmal Basquine hier ist, nach einigen Tagen, so entwischen wir, wenn sich eine gute Gelegenheit darbietet, alle Drei."

„Und wohin wollen wir gehen?"

„Immer der Nase nach."

„Und wovon wollen wir leben?"

„Wir wollen betteln, wir wollen sagen, daß wir Brüder und Schwester sind, daß uns unsere Aeltern gestorben sind. Die dummen Spatze von Vorübergehenden werden Mitleid mit uns haben, wir werden ihr Geld einsäckeln, wie der Krüppel sagte. Und so werden wir herrlich und in Freuden leben, ohne daß wir uns andere Mühe geben als zu betteln."

„Und wenn man uns nichts gibt?"

„Kindern mistraut man nicht, dann stehlen wir."

„Hm! Stehlen —" versetzte ich nachdenklich, indem mir Limousin, mein früherer Herr, einfiel, der so viel Abscheu gegen den Diebstahl hatte. Auch setzte ich hinzu:

„Das Stehlen wollen wir doch bleiben lassen."

„Warum?"

„Weil's Unrecht ist."

„Unrecht, warum?"

„Ich weiß nicht, Limousin sagte, es wäre Unrecht."

„Und ich sage, es ist nicht Unrecht; glaubst Du Limousin mehr als mir?"

„Er sagte, man müsse seinen Lebensunterhalt mit Arbeiten erwerben."

„Mein Vater arbeitete und hat nichts als den Tod erworben," antwortete Bamboche finster, „der Muldensterz bettelte und stahl, wenn er konnte, und das hindert nicht, daß weder mein Vater noch ich jemals eine so gute Mahlzeit gethan haben, als die schlechteste des Muldensterz war. Auch ich habe, als mein Vater umgekommen war, ehe ich bettelte, die Vorübergehenden um Arbeit gebeten. Ich hatte guten Willen, aber hat man mir Arbeit gegeben? Nein! Wer hat sich um mich bekümmert? Niemand. Arbeiten die Wölfe auch? Wenn der Wolf hungrig ist, so frißt er. Arbeiten, ja freilich! — La Levrasse und die Mutter Major arbeiten nicht, sie stehlen Kinder, wie wir sind, sie verdrehen uns die Glieder, prügeln uns halbtodt und lassen uns vor'm Publicum wie abgerichtete Hunde tanzen, und davon essen sie sich alle Tage pumpsatt und füllen ihren Säckel — und wenn ich den jemals finde, ihren Säckel, da sei nur ruhig, da wollen wir lachen, mach Dir darüber keine Sorgen. Wenn ich nicht Basquinen erwartete," und Bamboche's Augen glänzten, seine starke und breite Brust hob sich, als er diesen Namen aussprach, „so wären wir schon weit von hier — aber nur ein Bischen Geduld, und Du sollst sehen, was für ein gutes Leben wir Drei noch führen werden. Frei und fröhlich wie die Vögel und marodirend wie sie. Was hilft's den Anderen, wenn sie erst um Erlaubniß bitten, wo sie nehmen können, was sie brauchen, um gut zu leben. Hm! Was würde Dein alter Zeisig von Limousin darauf geantwortet haben?"

„Hm! hm! Aber höre, Bamboche, wir sind doch keine Vögel!"

„Sind wir mehr oder weniger? Hältst Du Dich für mehr als einen Vogel?" antwortete mir Bamboche im Tone stolzer Würde.

„Ich halte mich für mehr als einen Vogel," antwortete ich mit Ueberzeugung, durch meinen Freund über meine persönliche Würde aufgeklärt.

„Nun denn," versetzte Bamboche, im voraus über das Dilemma, in dem er mich zu fangen gedachte, triumphirend, wir sind mehr als die Vögel und sollten nicht einmal das Recht haben, zu thun, was sie thun? Wir sollten nicht wie sie das Recht haben, so wie sie zu marodiren, um unsern Lebensunterhalt zu finden?"

Ich gestehe, dieses Dilemma setzte mich in Verlegenheit, ich wußte nichts darauf zu antworten.

Ich hatte so wie viele andere verwahrloste Kinder keinerlei Begriff vom Guten und Bösen, vom Rechten und Unrechten. Doch nein, ich hatte wenigstens einige strenge Ausdrücke meines frühern Herrn Limousin gegen den Diebstahl behalten; aber diese Worte, welche nur eine einfache Behauptung enthielten, konnten in meinem Geiste keine tiefen Spuren zurückgelassen haben, noch waren sie im Stande, einen Widerhalt gegen die verführerischen Paradoxien meines Genossen zu bilden; denn ich gesteh' es, dieses geflügelte Buschklepperleben mit Bamboche und Basquinen, dieses freie Abenteuerleben, wobei wir von dem Almosen der guten Herzen und im schlimmsten Falle durch gewagte Mittel unsern Unterhalt finden würden, schien mir der Gipfel des Glückes zu sein.

Neuntes Kapitel.

Der Wassermensch.



An dem Abend desselben Tages, an dem ich es abgelehnt hatte, von dem Mittel zur Flucht, das Bamboche für mich ausgesonnen, Gebrauch machen, winkte mir La Levrasse mit dem Finger, ihm in das Perrückenzimmer zu folgen.

Dieser Mensch mit seinen krampfhaften Fratzen, seiner Kaltblütigkeit, seinem falschen und abgefeimten Lächeln, seiner spitzen Stimme, seinen höhnischen und zusammengekniffenen Lippen flößte mir noch mehr Schrecken ein, als die Mutter Major mit ihren großen Fäusten und ihrer gewaltigen Stimme; denn diese hatte mehre Male, wenn sie mich von Anstrengung ermattet, von Schweiß übergossen, von Schwindel ergriffen und mit Blut unterlaufenen Augen hatte daliegen sehen, für einige Augenblicke meine Uebungen unterbrochen; aber wenn La Levrasse bei ihnen zugegen war, zeigte er sich erbarmungslos.

„Nun, nun, kleiner Martin," pflegte er mit süßlicher, ironischer Stimme zu sagen, „Du bist warm, wir wollen uns nicht abkühlen, das ist ungesund. Wenn Du einen Augenblick einhältst, so werde ich genöthigt sein, Dir mit heftigen Peitschenhieben das Maß zu einer Gesundheitsjacke zu nehmen, die Du am Leibe tragen sollst, bis Du 71 Jahre alt bist."

Und dann schnitt er mir ein grimmiges Gesicht.

Auf diese Weise war ich sehr erschreckt, mich mit La Levrasse im Perückenzimmer allein zu sehen. Nachdem er die Thür verschlossen, sagte er zu mir:

„Kleiner Martin, ich bin sehr zufrieden mit Dir, ich will Dir einen Beweis von Vertrauen geben."

Ich machte große Augen.

„Leonidas Hay kommt morgen früh an."

„Leonidas Hay? Meister —" Wir pflegten La Levrasse unseren Meister zu nennen, das war die offizielle Anrede.

„Ja," versetzte La Levrasse, „das ist der Wassermensch, und da Du hier der Jüngste bist, so fällt der Dienst auf Dich, kleiner Martin."

„Welcher Dienst, Meister?"

„Ein Vertrauensdienst, wohlverstanden; denn dieser Schurke von Bamboche wär' im Stande, ihn ersticken zu lassen und nicht gehörig mit Wasser zu versehen."

„Und was soll denn mein Dienst sein, Meister?"

„Du mußt den Wassermenschen füttern; denn er hat nichts als Flossen, das arme Thier, und die sind sehr unbequem, wenn es darauf ankommt, Messer und Gabel zu handhaben."

„Ich soll den Wassermenschen füttern, Meister?"

„Und dann mußt Du ihm alle Tage neues Wasser geben, kleiner Martin; denn er lebt als Süßwasserfisch in einem großen Bottich."

„Ihm frisches Wasser bringen!" rief ich, mehr und mehr über den Zuwachs an Arbeit betreten.

„Außerdem mußt Du ihm zwei Mal des Tages Nilwasser zu trinken geben, wovon er einen Vorrath bei sich führt; denn anders kann er keins trinken; es ist das aus seinem Geburtsflusse; aber nimm Deine Finger wohl in Acht; denn er beißt, indem er nämlich durch seinen Großvater von der königlichen Familie der ägyptischen Krokodille abstammt, und durch seine Urgroßältern stammt er von den heiligen Kaimans ab, welche von diesem rohen Volke verehrt und angebetet werden."

Diese Rede, die im Tone des Gauklers, der den Stab in der Hand eine Naturerscheinung demonstrirt, ausgesprochen wurden, unterbrach der plötzliche Eintritt der Mutter Major; sie stürzte wie ein Orkan in's Perückenzimmer, mit wüthenden und drohenden Geberden hielt der weibliche Alcide einen großen Brunnenstrick, welcher sorgfältig gewaschen und in gewissen Zwischenräumen mit Knoten besetzt war, in der Hand.

Eine Ahnung sagte mir, daß es der Strick sei, von dem Bamboche mir erzählt hatte, und der zu meiner Flucht hatte dienen sollen.

„Er wollte entwischen, der Schurke von Bamboche, ich merkte so etwas, ich sah, wie er mit Wolfsschritten in die Scheune dicht am Taubenhause schlich, ich ging ihm nach, ohne daß er mich sah, und ertappte ihn mit diesem Strick unterm Arm."

„Ha, ha!" brummte La Levrasse mit einer scherzhaften Fratze, die mich zittern machte.

„Ja, noch mehr, er hatte eine Art Haken am Balken des Dachfensters angebracht, um da seinen Strick zu befestigen und hinauszuschlüpfen."

„O, o!" brummte La Levrasse mit einer zweiten Fratze, die noch grimmiger war als die erste.

„Ich habe ihn im Keller angebunden, den Schurken, gebe Einer diesen Spitzbuben noch eine Erziehung, lehre Einer sie einen Erwerbszweig, damit sie, wenn sie arbeiten können, ausreißen," rief die Mutter Major, „aber ich werde —"

La Levrasse hielt sie fest.

„Halt, Alte! Er gewöhnt sich schon an Deine zarte Behandlung. Du machst mehr Lärm, als Du ihm wehthust, ich mache nicht mehr Lärm als ein Maulwurf in seinem Loche, man hört nichts, und meine kleinen Rathschläge dringen doch tiefer in die Haut ein, als Dein grobes Wüthen. Ist er im Keller, der kleine Bamboche?"

„Ja — und fest angebunden, obgleich er mir die Hände abfressen wollte."

„Ich werde ihm einen kleinen Besuch abstatten," und damit ging er mit leisem, vorsichtigem Schritte auf die Thür zu wie eine wilde Katze, welche sich in den Hinterhalt legen will, um ihrem Raube aufzulauern.

Nicht ein einziges Mal seit meiner Ankunft in dem Hause hatte La Levrasse selbst Bambochen eine Züchtigung ertheilt, auch machten mich die Drohungen und die Weise, in der unser Meister fortging, vor Schrecken und Furcht für meinen Genossen erstarren.

Die Mutter Major brachte mein Entsetzen zu seinem Gipfel, indem sie La Levrassen am Arme faßte und halb laut zu ihm sagte:

„Geh auch nicht zu weit!"

„Sei nur ruhig, wir brauchen ihn erst nach 14 Tagen," antwortete La Levrasse, „brauchst kein Herzklopfen zu bekommen. Du sollst nichts davon hören, ich mach's ganz stille ab — ich mach's ganz stille ab — ganz stille, ganz stille, stille," und er ging hinaus, indem er diese Worte wiederholte, die er mit einer auffallenden Grimasse begleitete.

„Das ist gleich," sagte die Mutter Major zu sich selbst, trotz ihrer Härte offenbar beunruhigt und ohne Zweifel vergessend, daß ich gegenwärtig war, „das ist gleich, ich gehe auch hin, das ist doch klüger. La Levrasse hat heute Abend etwas Böses im Blick."

Und indem sie den Bündel Stricke, den sie unterm Arme hielt, hinwarf, stürzte sie nach der Thür und ließ mich in Verzweiflung stehen; denn meinetwegen, um der Vorbereitung zu meiner Befreiung willen, sollte ja Bamboche eine Züchtigung erleiden, die mir um ihrer geheimnißvollen Ankündigung willen um so fürchterlicher erschien.

Ich faßte daher die Mutter Major am Arme und rief:

„Ich bin es, der da hat entwischen wollen, meinetwegen hatte Bamboche den Strick zurecht gemacht, ich hatte ihn dazu angestiftet, ich muß die Strafe leiden."

„Wie, Du wolltest entfliehen — Du! — Gut, daß ich das erfahre," sagte die Mutter Major, indem sie mich prüfend ansah — „und der Schlingel von Bamboche half Dir — Ihr taugt Einer so viel wie der Andere. Ihr wollt uns die Früchte davon entziehen, daß wir Euch einen Erwerbszweig verschafft haben — aber wartet — ich bin gleich wieder hier."

Und mit diesen Worten ließ mich die Mutter Major im Perrückenzimmer allein und verschloß die Thür doppelt.

In meiner Verzweiflung warf ich mich auf den Boden und zerfloß in Thränen; denn ich warf mir vor, die unschuldige Ursache von Bamboche's Züchtigung zu sein.

Als dieser erste heftige Anfall meines Seelenschmerzes vorüber war, horchte ich, ob ich nicht etwa das Schreien meines Genossen hören könnte.

Alles blieb im tiefsten Schweigen.

Ich kletterte zu dem kleinen Fenster hinauf, das mit zwei kreuzweis übereinander gelegten Eisenstäben vergittert war, aber ich sah nichts.

Die Nacht kam heran. Zur Zeit des Abendessens hörte ich Schritte vor meiner Thür und bald darauf die Stimme La Levrasse's.

„Kleiner Martin, Du gehst heute ohne Abendessen schlafen, das wird Deine Aufregung besänftigen; morgen wird Dich Deine neue Bekanntschaft, der Wassermensch, trösten."

Ich brachte eine peinliche Nacht zu; sie war hundert Mal peinlicher als diejenige, welche ich gleich nach meiner Ankunft bei La Levrasse in eben dieser Stube zugebracht hatte.

Gegen Mitternacht schlief ich ermattet ein; unheilvolle Träume störten meinen Schlummer, ich sah Bamboche den schrecklichsten Martern preisgegeben, ich hörte, wie er zu mir sagte: Martin, Martin, das ist Deine Schuld! Mitten in diesen schrecklichen Gesichten erschien mir die ungeheure Gestalt des Wassermenschen, er verfolgte mich, und ich wußte seinen grausamen Bissen nicht zu entgehen.

Zwei heftige Schläge an meine Thür erweckten mich mitten in diesem Traume plötzlich. Es war Tag. Ich horchte auf, es war La Levrasse's Stimme.

„Schnell, schnell, kleiner Martin, der Wassermensch ist so eben gekommen, er wartet auf seinen kleinen Diener."

Und die Thür öffnete sich.

Da die Wirklichkeit so zu sagen meinen Traum fortsetzte, sah ich La Levrasse mit scheuem Blicke an; dann erinnerte ich mich der verschiedenen Vorfälle des vorigen Tages und that die Frage:

„Und Bamboche?"

„Bamboche? — o der hat es besser als Du, er pflegt sich im Kühlen — er hat auf ein Paar Tage — Urlaub."

Und nach kurzem Schweigen setzte La Levrasse hinzu:

„Und Du wolltest fliehen, kleiner Martin? — So verläßt man Vater und Mutter nicht, das ist nicht hübsch."

„Wo ist Bamboche? Ich will ihn sehen," rief ich, „was habt Ihr gestern mit ihm gemacht?"

Und da mir La Levrasse mit einer Fratze antwortete und mir die Thür wies, schwieg ich, indem ich bedachte, wie unnütz meine Fragen seien, aber fest entschlossen, die Freiheit, die man mir ließ, zu benutzen, um mich meinem Leidensgefährten zu nähern.

Als ich mit La Levrasse auf den Hof kam, fand ich die Mutter Major, die ihre herkulischen Kräfte entfaltend dem Fuhrmann dabei half, eine ziemlich schwere Kiste von auffallender Gestalt über die Bäume einer Leiter, wie sie die Arbeitsleute, welche Fässer abladen, anzuwenden pflegen, herabgleiten zu lassen. In der Kiste war der Wassermensch, wie dies eine gewaltige Aufschrift mit rothen Buchstaben auf dem Grunde ankündigte:

Der Wassermensch,

Kostgänger des Herrn La Levrasse, Seiltanzkünstlers.

Ueber dieser Kiste, welche von länglich-viereckiger Form und einer viereckigen Badewanne, von welcher die Wangen abgeschnitten sind, sehr ähnlich war, erhob sich ein Regendach von Leinwand. Zwei runde Lichtlöcher von mattem Glase erleuchteten das Innere dieses Kastens, während man an der Vorderseite des Regendaches mehre Löcher bemerkte, welche frische Luft einzulassen bestimmt waren, aber die dem neugierigen Blicke keinen Zutritt gestatteten.

Unter dem Regendach an der Hinterseite des Kastens war ein großer Trichter, welcher dazu bestimmt schien, das Wasser aufzunehmen, mit dem der Kasten angefüllt wurde; dasselbe konnte, wenn man es erneuern wollte, durch einen Hahn, der am untern Ende des Kastens angebracht war, ablaufen. Als dieser glücklich abgeladen war, sagte der Fuhrmann, ein Mensch von ehrlicher und unbefangener Gesichtsbildung, und der die ihm anvertraute Ladung mit einer Mischung von Furcht und Neugierde anzusehen schien, zu La Levrasse:

„Ich hoffe, Meister, Ihr seid mit der Fuhre zufrieden? Ich bin gestern abgefahren, und nun bin ich schon da; die Nacht war mild, so daß ich nur angehalten habe, um meine Pferde zu füttern, ich habe, wie Ihr seht, meine 22 Lieues in 15 Stunden zurückgelegt, und —"

La Levrasse unterbrach den Fuhrmann:

„Ihr habt doch auch dem Wassermenschen gestern Abend frisches Wasser gegeben, wie Euch anbefohlen worden?"

„Nein, Herr La Levrasse, davon hat mir Niemand etwas gesagt."

„Ha," rief La Levrasse, indem er von schrecklicher Angst ergriffen schien, welche Unterlassung!"

„Aber Herr Boulingein, bei dem ich das Wasserthier — nicht doch, den Wassermenschen, aufgeladen habe, hat mir nichts davon gesagt."

„Euch nichts gesagt?"

„Nein, Herr La Levrasse, er sagte mir nur: Hier, Vater Lefèvre, hier ist eine Kiste mit einem Wassermenschen, er braucht nichts, ich habe ihm zwei Karpfen und einen Aal zur Fütterung hineingesetzt."

Ohne weiter auf die Rechtfertigung des Fuhrmanns zu hören, stürzte La Levrasse auf die Kiste zu und heftete den Mund auf eins der Luftlöcher.

„Leonidas," rief er, „mein Bester, wie geht es Dir?"

Eine leidende Stimme antwortete zuerst einige Worte in einer fremden Sprache, bei der der Fuhrmann und ich die Ohren weit aufsperrten. Ich erfuhr später, daß es eine lateinische Anführung aus dem Seneka gewesen; alsdann setzte die Stimme in unserer Muttersprache hinzu:

„Frisch Wasser, Frisch Wasser!"

„Habt Ihr's gehört, Vater Lefèvre," sagte La Levrasse zum Fuhrmann mit wichtiger Miene, „er sehnte sich so nach dem Wasser, daß er es zuerst auf ägyptisch sagte."

„Das war also ägyptisch?"

„Das reinste Aegyptisch vom Nil. — Er wünschte also frisches Wasser zu haben, das wußte ich wol," versetzte La Levrasse besorgt; „denn er ist in diesem Punkte so empfindlich wie ein Blutegel. O, Vater Lefèvre," setzte La Levrasse im feierlichen, vorwurfsvollen Tone hinzu, „Ihr werdet vielleicht Schuld werden an meinem großen Unglück!"

Dann wandte er sich zur Mutter Major.

„Schnell, schnell, ein Paar Eimer frisches Wasser — es kann ihm das Leben kosten."

Und während die Mutter Major und ich einige Eimer Wasser pumpten, öffnete La Levrasse den Hahn an der Kiste, und das Wasser lief reichlich ab.

Darauf nahm La Levrasse einen von den Eimern, die ich herbeibrachte, und leerte ihn in zwei oder drei Malen in den Trichter.

„Uf, das ist angenehm," sagte die Stimme mit dem Ausdruck des stärksten Wohlbehagens und ohne einen Anflug von fremdländischer Aussprache, „das ist angenehm!"

Auch auf diesen Ausruf folgten einige lateinische Worte.

Der Fuhrmann war außer sich, daß er auf diese Weise unfreiwillig das kostbare Dasein eines ägyptischen Wassermenschen, der so gut französisch sprach, in Gefahr gebracht hatte.

„Und ich bin so lange am Flusse hingefahren!" rief der Fuhrmann mit einem Ausdrucke schmerzlichen Bedauerns, „daß es mir da auch nicht eingefallen ist, da ich doch wußte, daß ich einen Wassermenschen geladen hatte, meinen Karren bis über die Decke der Kiste in's Wasser zu schieben und ihn da nur eine Stunde im Strome stehen zu lassen, damit der Wassermensch sich recht erfrischen könnte! Was bin ich doch für ein Dummkopf!"

Kaum hatte der Fuhrmann dieser allzu späten Reue Worte gegeben, als der Bewohner der Kiste eine heftige Bewegung zu machen schien, als entsetzte er sich nachträglich über den hydraulischen Plan seines Kutschers.

„Unseliger!" rief La Levrasse seinerseits, indem er sich zu dem Fuhrmann wandte, „Du hättest ihm einen schönen Streich gespielt."

Dann bückte er sich über die Oeffnungen der Kiste und setzte hinzu:

„Leonidas, mein Schatz, geht's jetzt besser?"

„Besser, besser," sagte die Stimme, „aber der Fluß — niemals, niemals! — sagt das dem Fuhrmann."

„Der Kerl ist durch das viele Tauchen im Nil verdorben," sagte La Levrasse mit wichtiger Miene, „und mag nun keinen anderen Fluß mehr. — Geh, Aristokrat," — setzte er hinzu, indem er sich gegen die Kiste wendete.

„Ach, Herr La Levrasse," sagte der Fuhrmann, den Kopf wiegend, „was für herrliche Einnahmen werdet Ihr auf dem ganzen Wege machen! In jedem Dorfe, in jedem Flecken, in jeder Stadt lief die halbe Bevölkerung meinem Karren nach. Ah, ein Wassermensch, ein Wassermensch! das muß lustig und seltsam sein, sagten Alle, indem sie die Aufschrift lasen. Ja Freunde, antwortete ich, ich bringe ihn zu Herrn La Levrasse, dem er gehört, und wenn er mit seiner Truppe wieder hier durchkommt, so werdet Ihr den Wassermenschen sehen."

La Levrasse unterbrach den Fuhrmann.

„Seid Ihr durch Saint-Genêt gekommen?" sprach er.

„Ja, Meister."

„Und mein Auftrag?"

„Ich habe Euren Brief abgegeben. Ach, Meister, es zerreißt Einem das Herz, der Wagner ist fast des Todes."

Bei diesen Worten verdoppelte sich meine Aufmerksamkeit. Bamboche hatte seine Eröffnungen durch Nennung des Dorfes, in dem der arme Wagner, der Vater der kleinen Jeannette, der künftigen Basquine der Truppe, wohnte, vervollständigt.

„So ist's also wahr, daß der Wagner sehr krank ist?" rief La Levrasse, ohne seine Freude verbergen zu können. „Seine Frau hatte mich also in ihrem Briefe nicht getäuscht — hast Du sie gesehen, die Frau?"

„Ja, immer schwach und bettlägerig. Ach, Meister, es zerreißt Einem das Herz, wenn man da Vater und Mutter krank liegen sieht und rings herum das Häuflein zerlumpter und verhungernder Kinder."

„Du siehst, der Wagner liegt im Sterben," sagte La Levrasse mit nachdenkender Miene, indem er die Mutter Major ansah.

„Folglich," sagte sie, „müssen wir uns sobald als möglich aufmachen."

„Ja, ja, je bälder, je besser," antwortete La Levrasse.

Dieser Entschluß La Levrasse's freute mich sehr. Wie glücklich würde Bamboche sein, wenn er erführe, daß er sobald schon Basquine sehen sollte! Von jetzt an war es mein einziger Gedanke, auf ein Mittel zu sinnen, zu meinem Leidensgefährten durchzudringen und ihm diese erfreuliche Nachricht mitzutheilen.

La Levrasse wandte sich zum Fuhrmann, gab ihm etwas Geld und sagte:

„Dies für Euch — Eure Pferde haben sich schon ausgeruht, geht jetzt."

„O, ich gehe so noch nicht, Meister," antwortete der Fuhrmann, „zuvor noch zweierlei."

„Was, zweierlei?"

„Erstlich, Meister, möchte ich den kleinen Bamboche einmal sehen, den boshaften, verschmitzten Af-

fen — er ist freilich bösartig, wie ein Satan, aber ich mag ihn doch gern sehen —"

„Bamboche schläft," versetzte La Levrasse barsch.

„Schade! — Meister. Das zweite ist ein Trinkgeld."

„Ich habe meiner Großmutter auf ihrem Sterbebette geschworen, niemals ein Trinkgeld zu geben —" sagte La Levrasse mit komischer Feierlichkeit.

„Wartet doch, Meister; das Trinkgeld, um das ich bitte, ist blos, daß Ihr mich einen kleinen Blick auf den Wassermenschen werfen laßt: ich habe auf dem Wege durch die Löcher zu gucken versucht, aber nichts sehen können."

„Wenn wir in Eure Stadt Apremont kommen, will ich Euch am Tage nach der letzten Vorstellung einen Platz gratis geben."

„Aber, Meister."

„Was, wollt Ihr Euch über mich lustig machen? Ihr würdet auf dem ganzen Rückwege erzählen, was Ihr gesehen, und da es Narren gibt, die sich begnügen, mit andrer Leute Augen zu sehen, so würde das meine Einnahme beeinträchtigen."

„Meister, ich schwöre —"

„Genug davon!" versetzte La Levrasse — „habt Ihr an den Orten, wo Ihr angehalten, angezeigt, daß ich auf meiner Durchreise Haar ankaufen werde?"

„Ja, ja," antwortete der Fuhrmann, indem er einen Seufzer, den ihm seine betrogene Neugierde auspressen wollte, zu ersticken suchte. „Ich habe gesagt, Ihr würdet Eure Ernte halten, Ihr Haarmäher, der Ihr seid, und Ihr werdet das Haar wohlfeil bekommen; denn das Brot ist dort sehr theuer."

„Nun, glückliche Reise," sagte La Levrasse, indem er dem Fuhrmann mit der Hand die Thüre wies.

„Ihr wollt also nicht, Meister?"

„Wollt Ihr gehen?" antwortete La Levrasse ungeduldig mit dem Fuße stampfend.

Einige Augenblicke nachher schlossen sich die schweren Pforten des Hofes hinter dem Fuhrmann und seinem Karren, und wir, ich, La Levrasse und die Mutter Major, blieben allein mit dem geheimnißvollen Kasten, in dem der Wassermensch steckte.

Ich muß gestehen, trotz meiner Sorge um Bamboche, trotz dem, daß mich der Wunsch, zu ihm zu dringen, um ihm die bevorstehende Reise in Basquinens Nähe anzuzeigen, nicht ruhen ließ, empfand ich doch in Betreff des seltsamen Subjectes, das ich nach La Levrasse's Befehl so unablässig bedienen sollte, eine gewisse furchtsame Neugierde.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

's Puffer-Wawerl.

Von Friedrich Wilhelm Arming.

1.

Es ist möglich, daß unsere Geschichte in verschiedener Herren Ländern gelesen werde, und so halten wir für gut, noch bevor diese beginnt, bekannt zu geben, daß unser „Wawerl" mit dem hochdeutschen „Barbe" und „Bärbchen", mit dem oberdeutschen „Wahm" und mit dem Kalendernamen „Barbara" ein und dasselbe sei.

Der Traunkreis hat drei Städte: Enns, Steyr und Gmunden. Von der einen etwa eine Stunde Weges entfernt und gegen Südwest liegt ein Bauernhof. Es ist einer der größten und schönsten in weiter Umgegend, und mit Recht kann man von ihm sagen:

„Gibt ja ån Gschloß en kloån'n,
Håt'r nå koån ströhes Dach —
Gar nöt viel nach."

Die Physiognomie der oberöstreichischen Bauernhöfe ist sich ziemlich ähnlich. Die ungeheuern, reich mit Stroh überdeckten Dachstühle, welche die vier Flügel des umfangreichen Gebäudes überspannen, machen die Hauptsache aus. In dieser Beziehung unterschied sich der „Pufferhof im Feld" auch durchaus nicht von den andern, aber, während bei diesen gewöhnlich nur der eine, selten zwei Flügel aus Stein und Ziegeln, und diese nicht übertüncht, aufgeführt, die Nebenflügel dagegen aus starken Bohlen gezimmert sind, so war bei seinem Aufbau eine Verschwendung von Baumaterial zu bemerken; ja selbst die Stallungen für Pferde und Hornvieh, die Wagenremisen und die übrigen zu einem completten Bauernhofe gehörenden Abtheilungen waren steingemauerte Gebäude, dabei war Alles schimmernd weiß überkalkt, und allenthalben herrschte so viel guter Geschmack, Ordnung und Sauberkeit, daß man bei seinem Ueberblicke einerseits vollkommen dem Ausspruche „der Pufferhof im Felde suche seines Gleichen im Lande" beizustimmen, andererseits aber auch auf Wohlhabenheit und mehr als gewöhnliche Bauern-Intelligenz seines Besitzers zu schließen sich geneigt fühlte.

Und in beider Beziehung urtheilte man richtig. Hansmichel war nicht nur ein sehr vermöglicher, sondern dabei auch ein grundgescheidter Mann.

Er war vermöglich. Sein Hof war von drei Seiten von Obstbaumreihen umgeben, und diese liefen, zu Alleen sich verlängernd, dann durch unübersehbare Felder und Wiesen hin. Er machte in guten Jahren wol mehr als tausend Eimer des besten Mostes; dem Wochenmarkte in der nahen Stadt fuhren seine Wagen mit Korn und Weizen beladen zu, von den Ankäufern schon erwartet; denn besseres Getreide kam von keinem Boden; von seinen Wiesen und Kleefeldern fütterte er das ganze Jahr hindurch dreißig und mehr Kühe; mit Schmalz und Käse trieb er weithin Handel. Außerdem versah er noch die Stadt mit Gemüse jeder Art aus seinen Krautgärten, sein Hühnerhof lieferte Geflügel von allen Sorten, seine Bienenstöcke brachten reichlich Honig und Wachs, ein gut geschonter Wald ließ ihm jährlich mehr als hundert Klaftern Holz schlagen, die frischen Bäche, die seine Besitzungen durchschnitten, lieferten schmackhafte Forellen — und alles Dieses brachte blankes Geld ein.

Hansmichel war ein grundgescheidter Mann. Er wußte alle Vortheile zur Vermehrung seines Einkommens zu benutzen. Von dem grünen Anger, auf welchen man von der Eingangsthüre des vierten Flügels seines Hauses hinaus trat, senkte sich der Boden abwärts, und hier im Thale lag inmitten eines guten Lehmgrundes eine große Ziegelbrennerei; jenseits des Waldes erhob sich ein Kalkgebirge, und nutzbringende Oefen standen dort. Ein oberöstreicher Bauer ist ein Fürst auf seinem Grund und Boden:

„Mitten drin, was ihm g'hert,
Wo er sich wänkt und schert,
Daß er sich leichter thuet,
Hat der Bau'r 's Gort."

Doch war gleich das Gebäude ein stattliches, seine Lage eine anmuthige, war Das, was dazu gehörte, eine reiche Besitzung, und begegnete man, wo man im Hause nur hinblickte, Wohlhabenheit, selbst in Manchem einer Art von üppigem Luxus, so wurden seine Bewohner dennoch von Niemand beneidet — ein Fluch ruhte auf dem Hause seit undenklichen Zeiten und konnte nicht abgewälzt werden — es war der Pufferhof, und dieser Fluch ruhte auf seinen Bewohnern; diese hießen die Pufferleut' und waren — unehrlich.

Die Zeiten haben sich gewaltig geändert. Heut zu Tage würde der Puffer Hansmichel für ehrlich gelten, und so gar lange ist es doch nicht, daß er lebte. In der Kirche mußte er unter der Thüre stehen bleiben, um seine Messe zu hören, der heilige Tempel durfte durch seinen Eintritt nicht verunreinigt werden; kam er in's Wirthshaus, so war sein Platz an einem Seitentische; begegnete er einem Nachbarbauer auf dem Felde, so sah dieser rechts oder links, um nur nicht dem Unehelichen in's Gesicht sehen zu müssen. Dasselbe Loos hatten auch sein Vater, Groß- und Urgroßvater gehabt, diese waren jedoch von frühester Kindheit an mit dem Gedanken, unehrliche Leute zu sein, vertraut geworden, anders war es mit unserm Hansmichel. Als dieser zum zwanzigjährigen Burschen herangewachsen, hatte er bereits die ganze Bibliothek seines Vaters durchstudiert. Diese bestand freilich nur aus der Vulgata, dem Evangelium und einem Bande „gesammelter Predigten für alle Sonn- und Festtage des Jahres", nebstdem noch aus vier oder fünf alten Scharteken, in denen zu lesen war, wie der stille und rasende Koller des Pferdes, die Trommelsucht des Rindviehes, die Klauenseuche des Schafes und andere Krankheiten der nutzbaren Hausthiere zu behandeln seien, und hinter diesen wichtigen Büchern standen im eichenen Schranke noch einige andere und auch eine „Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt Wien" — diese war aber dem Hansmichel eben die liebste Lectüre gewesen. Er hatte sie wol schon zwanzig Mal durchgelesen, aber immer las er wieder mit großem Interesse von der Häusermenge, von den prächtigen Kirchen, von den Sehenswürdigkeiten, von einem kaiserlichen und von einem bürgerlichen Zeughause, von einer Schatzkammer, einem Münz-, Antiken- und Naturalien-Cabinette. — „Vater, laßt's mich nach Wien abi!" hatte er den Alten angefleht. „Was willst Du z' Wien?" hatte dieser stets entgegen gebrummt. Aber der schlaue Sohn wußte einen guten Ausweg. „Studiren im Thierspital," sagte er; hatte er ja doch auch davon unter den Lehranstalten in seiner alten Beschreibung der Residenzstadt gelesen. „Was brauchst' d' das, steck' Dein Nasen fleißig in meine Bücher; mein Vater und ich haben so lange d'raus doctert, und äften is d' Prax' erst noch d' Hauptsach', und die lernst von mir," entgegnete der alte Puffer Sepp' seinem reiselustigen Sohne; doch dieser ließ nicht nach mit Bitten und Betteln, und der Vater gab endlich doch nach.

Zwei Jahre war Hansmichel in Wien, da kam ein Brief vom Pfarrer: er solle ohne Säumniß heim kommen, der Vater sei im Sterben. Nicht einen Tag zögerte der gute Sohn. Er traf auf dem Pufferhof im Feld eine große Verwirrung. Todt war der Vater noch nicht, aber an kein Aufkommen zu denken. So sagte der Bader, und Hansmichel konnte ihm nicht widersprechen, obwol er außerdem über den gelehrt sein sollenden Unsinn, den der Dorfdoctor schwatzte, den Kopf schüttelte.

Am zweiten Tage nach seinem Eintreffen im Vaterhause, es ging auf Mitternacht, rief ihn der Vater an sein Bett. „Hansmichel," begann dieser mit gebrochener Stimme, „Du bist z' Wien å wengerl überstudirt und hochnasig worden, das is aber nichts; — Du mußt g'scheidt sein; — die Mutter is todt — Du hast kein Bruder, kein Schwester, und mit mir wird's bald aus sein — d'rum gibst mir d' Hand und 's Wort, daß D'n Pufferhof im Feld nöt verkaufst — mein Vater und den sein Vater soan hier geboren und g'storben — und ich å — und er soll nöt von der Freundschaft kommen — is ån einträgliches Gut — koane Steuern und koane Gaben, weil's 'n Puffer g'hört — höest! daß D' nöt weg'ziehst — bei der Freundschaft muß's bleiben! — D' Hand gib mir d'rauf!"

Hansmichel war ein guter Sohn. Er hätte um Alles nicht dem sterbenden Vater einen Schmerz bereiten mögen, und es fiel ihm eben auch sonst nicht schwer, das verlangte Versprechen zu leisten. Daß er im ganzen Lande kein besseres Anwesen fand, als welches er jetzt erben sollte, das wußte er, und was den daran haftenden Makel, die Abdeckerei ausüben zu müssen, betraf, so hatte er hierüber während seiner zweijährigen Anwesenheit in Wien eigene Ansichten gewonnen.

„Als er in seinem dunkelblauen Schamper mit den großen silbernen Knöpfen, den mit Pfauenfedern gestickten Beigürtel um den Leib, in seinen schwarzledernen Hosen und den hohen knapp sich anschmiegenden Stiefeln aus Bockleder das erste Mal in den Saal, wo über Thierarzneikunde und Seuchenlehre gelesen wurde, eintrat, da zog er die Augen der Professoren und Zuhörer auf sich; man lächelte auch über den Landler, wie er stets so fleißig war, Aug und Ohr immer nur dem Professor zugewendet hatte und in den Zwischenstunden, das Buch in der Hand, im Garten herum rannte und studirte und las, daß ihm der helle Schweiß auf der Stirn stand; doch es fand sich, daß der mit natürlichen Anlagen ausgestattete Bursche diese und die Zeit sehr gut verwende; bald hatte er Das abgestreift, was an Sitten, Manieren und Kleidung den Andern lächerlich vorgekommen war; überdies zeigte er sich auch wieder bei Gelegenheiten als Einer, der harte Thaler habe und damit nicht knauserig sei; man lachte nicht mehr über ihn, er galt für einen fidelen Collegen und ward von den Professoren als Einer geschätzt, der in zwei Jahren mehr Kenntnisse erworben als die Anderen, von denen doch die Meisten mit Vorkenntnissen und Vorstudien ausgerüstet die Hörsäle der Veterinärschule besucht hatten; es wurde ihm sogar der Antrag gemacht, eine Anstellung als Thierarzt auf einem kaiserlichen Militairgestüte anzunehmen, doch da kam der Brief des Pfarrers.

„Ei,“ dachte er bei sich selbst, „habe ich durch meine harten Thaler und durch Das, was ich erlernt, meinen Professoren und Mitschülern den Puffersohn aus Oberöstreich vergessen gemacht, so soll es mir wol auch im Vaterlande gelingen; einen Puffer muß es auch geben, und ist dieser tüchtig, brav und ehrlich, so werden es die Leute wol auch einsehen lernen.“ Da hatte er aber einen gewaltigen Fehlschuß gethan.

Als sein Vater begraben war, ging er zum Herrn Pfleger, seine Studienzeugnisse in der Tasche. Daß er das große Anwesen antrete, war natürlich, er hatte nur das Mortuarium und sonstige Gebühren in die herrschaftliche Kasse abzuführen; daß er die Puffergerechtsame ausüben werde, war wieder natürlich, — denn dies war ja die conditio sine qua non des Antrittes der Besitzung; als er aber seine Zeugnisse vorwies, die ihn berechtigten, seine Kunst als Thierarzt auszuüben, da lachte ihm der Herr Pfleger, noch ein Alter mit Bratenweste und steifem Zopf im Nacken, gerade in's Gesicht und meinte, es sei Schade um das schöne Geld, was er verstudirt habe; denn das verstehe sich ja von selbst, daß der Puffer als Thierarzt das Zutrauen der Bauern habe, und diese wären auch zu ihm gekommen, ohne daß er nothwendig gehabt, sich diese Zeugnisse in Wien zu holen. Hansmichel sah den gestrengen Herrn verwundert an, sagte aber nichts; dieser aber hatte ganz Recht gesprochen. Schon in den nächsten Tagen kamen die Nachbarn zum neuen Puffer um guten Rath und Stupp und Tranklin für á kränk's Vieh; war der Hansmichel ja doch der Sohn vom alten Sepp, und der hat sein Sachen sakarisch verstanden, also giáß auch der Sohn, um die Zeugnisse kümmerte sich Keiner. Aber es kamen auch alte Bauern mit Gicht und Podagra, mit Lungenhusten und Stickkatarrh, junge Dirnen mit Bleichsucht und Herzweh, Andere mit'n Afel, Hexenschuß und was ihnen Daner anthan hat, und da sollte er wieder guten Rath und Stupp und Trankeln hergeben, oder sollte Wenden und'n Schuß austreiben — hat's ja der alte Sepp verstanden, no, so wird's ja sein Bue, der Hansmichel, á wol verstehn; gar als á Studierter, der zwei Jahr z' Wien g'wesen is. — —

Anfangs wollte der neue Puffer davon nichts hören und sagte, das stehe ihm nicht zu; aber da machten die Bauern große Augen und meinten, versteht der Hansmichel von der Sache nichts, so verstehe er á vom Vieh nichts; da war aber dieser bei seiner Ehre angegriffen, und als er endlich sah, daß der Bader unten im Dorfe wirklich nicht mehr als er selbst und jeder Andere im Stande sei, Krankheiten zu erkennen und dafür guten Rath zu geben, und als er wieder in den alten Scharteken las und auf manches gute Hausmittel traf, er auch immer wieder von den Wunderkuren des alten Sepp erzählen hörte, da wurde er denn auch verleitet, seinen guten Rath, auch etwa einen Stupp oder einen Thee für alte Gicht oder lästigen Stickhusten zu geben, und sieh, der Mann hatte Glück — hat der Puffer doch vor Allem das Vertrauen, die Meinung für sich, und daß diese gar heilsame Medikamente sind, weiß Jeder, der mit den Systemen und dem Wirken in ihnen bekannt ist, der Zulauf war bald ein gewaltiger, zum Verdrusse des Baders unten im Dorfe. Aber Hansmichel blieb jetzt auch nicht bei den Recepten, wie er sie vom Vater und Urgroßvater aufgezeichnet fand, stehn, er schaffte sich gute Bücher an und las und studirte Tag und Nacht, wie er es zu Wien gemacht hatte; klarer Verstand, gesundes Urtheil, Nachdenken und Vergleichungen sind gar gute Lehrer. Die Praxis ist die Nährmutter; die Altväter: Hippokrates, Galenus und wie sie heißen, hatten wol auch auf keiner Universität promovirt, und waren sie Aerzte? Wir wissen nicht zu sagen, ob Hansmichel, der Puffer, nach Brocon oder Broussais, ob er nach allo- oder homöopathischen Grundsätzen seine Kunst ausübte, aber das wissen wir, daß sein Ruf als Wunderdoctor bald durch den ganzen Kreis sich verbreitete, und noch heut zu Tage hört man in der Gegend, wo er lebte, alte Männer mit Salbung von ihm sprechen.

Aber er sollte noch mehr leisten. Ein Puffer muß auch Teufelswerk bannen und Hexenstreiche unschädlich machen können, er muß, wo der Stupp und die Trankeln nicht ausreichen, das Wenden verstehen, er muß auch was können. — — Nun mit dem Wenden hat es sein eigenes Bewandtniß. Wir haben bei uns zu Lande gar berühmte Wender — doch Einer kann nicht Alles — der Eine wendet nur gegen den Rothlauf, der Andere nur gegen Fraisen und ein Anderer nur gegen Gicht und Afel, unser Hansmichel hatte jedoch die geheimnißvolle Kunst bald vollkommen weg, er wendete gegen Alles, dort wo Pulver und Thee nicht halfen, und das war immer der Fall, wo Teufelsspuk oder Hexenwerk im Hintergrunde lagen. Er ließ den Kranken entkleiden, blieb mit ihm allein, Rauchwerk, aus Arabien und Indien bezogen, warf er auf die Gluthpfanne, ein süßduftender Rauch erfüllte die Stube, kleine Zettel mit Hieroglyphen vollgekritzelt wurden auf die Magengrube und Herzgegend gelegt, dann begann er seine Gebete zu murmeln, sie wurden zwar von Keinem verstanden, mochten aber für jeden einzelnen Fall besondere sein, dabei strich er mit den flachen Händen, oder auch mit ausgestreckter Fingerspitze, wieder nach Verschiedenheit des Falles, bald mit Daumen und Mittelfinger, bald mit Zeig- und Goldfinger hier und dorthin, über Schläfengegend und Magengrube; dort liegt das Sonnennervengeschlecht, gar ein wichtiges Geschlecht, oder auch in anderen Gegenden vor- und rückwärts, und endlich sagte er: „Steh auf, Dein Glaube hat Dir geholfen,“ vielleicht sagte er in dem Jargon unseres Landes andere Worte, aber das ist nicht die Hauptsache, und sieh — gewöhnlich half das Wenden, wenn auch nicht für den Moment, doch traf die Wirkung nach Tagen oder Wochen ein.

Und warum soll es nicht geholfen haben?

Aber er konnte auch was! — war ihm ein Diebstahl früh genug angezeigt, so kam das Gestohlene gewiß bald wieder zur Stelle, ausgenommen, der Dieb hatte es bereits verkauft, sonst mußte dieser bei hellem Tage auf einem scheugewordenen Schwein durch's Dorf reiten, das war in der ganzen Pfarre bekannt; und der Bestohlene erhielt seine Sache, auf daß es nicht zum Ritte kam, sicher wieder zurück. Entstand beim Fensterl'n zwischen zwei rivallisirenden Bueben ein Streit, und der Eine oder Andere wendete sich an Hansmichel, den Puffer, so mußte das Dirndel, dem das Fensterln gegolten, bald den Erwählten zu erkennen geben, sonst stand ihr allerlei Unglück bevor. Gab eine Kuh weniger Milch als sonst, was doch auffallend nur Hexenspuk sein konnte, und kam Hansmichel und stellte sich vor die Kuh hin, blickte ihr scharf in's Auge, dabei einige Worte in den Bart murmelnd, so war es sicher, daß in den nächsten Tagen die Verherte eben so viel, wenn nicht noch mehr Milch als sonst gab.

Kurz gesagt: Hansmichel der Puffer war bald ein weit und breit berühmter Mann, als Doctor, Banner und Wender; dabei blieb er aber doch unehrlich, trotz seines Reichthums, der von Jahr zu Jahr wuchs, durch Ausübung seiner Kunst — denn umsonst that er nichts — und durch die äußerst vortheilhafte Benutzung seines Gutes, von seinen Vorgängern niemals in ganzer Ausdehnung erkannt und benutzt.

Dies verdroß ihn freilich, und er versuchte alles Mögliche, um die alten Vorurtheile zu verbannen; aber eine Haupttugend unserer Landsleute ist, am Alten kleben zu bleiben. „Der Vater hat's a so than — und so thue i's'a á so,“ sagt der Landler, und der Puffer is unehrlich g'wesen sein Lebtag, also muß er's á bleiben, das ist der Refrain vom guten alten Liede.

Hatten die alten Thaler ihm damals die Zuneigung seiner Studienkameraden erworben und manche Vortheile verschafft, so hoffte er anfangs auch hier durch ähnliche Mittel seinen Zweck zu erreichen. War ein weniger bemittelter Nachbar von Hagelschaden, Viehfall oder von anderen Unglücksfällen heimgesucht, so war Hansmichel gewiß der Erste, welcher Hülfe brachte und durch Geschenk oder Darlehen ohne Zinsen dem mehr oder weniger Getroffenen wieder aufzuhelfen suchte; bei allen Gemeindesammlungen gab er am reichlichsten; und als im Dorfe ein neues Schulhaus gebaut werden sollte, stellte er Ziegeln und Kalk, ohne auf Entschädigung Anspruch zu machen; kam er in's Wirthshaus, so suchte er sich in's Gespräch der Bauern zu mischen, wobei er sich bemühte, das alte Vorurtheil zu bekämpfen, er suchte durch Freigebigkeit, Güte und Freundschaft sich die Ehrlichzu erringen — vergebens. Man nahm zwar von ihm Rath und That mit Dank an, erbaute mit seinen Ziegeln das Schulhaus, ließ sich Kuh und Kalb in den Stall stellen, holte von ihm Stupp und Trankeln für Menschen und Vieh, pries ihn als einen Wundermann und Banner, bei der Unehrlichkeit blieb es aber dennoch; im Wirthshause war Alles plötzlich still, wenn er eintrat, und man setzte sich von dem Tische weg, an welchem er den Platz einnahm. Da er nun sah, daß alle seine Bemühungen nichts fruchteten, verdroß es ihn endlich, er nannte die Bauern dummes Volk, schor sich gar nicht mehr um sie und bemühte sich, ihnen zu beweisen, wie nicht er auf sie, sondern sie auf ihn anständen.

In die benachbarte Stadt fuhr er am Sonntagsmorgen zur Kirche, Nachmittags zum Wirthshaus.

Hier kannte man zwar auch seinen Stand, achtete aber nicht darauf, seiner Kenntnisse und seiner Wohlhabenheit wegen; denn nicht selten wurde er auch hierhin, zum Verdrusse der Doctoren und Bader, zu Kranken gerufen, und wenn er, bei guter Laune und durch eifriges Gespräch aufgeregt, einmal für eine ganze Gesellschaft die Zeche bezahlte, so hatte auch Niemand etwas dagegen einzuwenden, es setzte sich auch Keiner von dem Tische weg, an welchem er den Platz eingenommen.

Um seine Nachbarbauern bekümmerte er sich nun gar nicht mehr, und wandten sich diese an ihn, wie es immer noch geschah, so ließ er ihnen stolz genug den Besitz von Kenntnissen und seinen Reichthum fühlen. Da saß er in seinem Lehnstuhle, die Füße ausgestreckt, die Hände mit gekreuzten Fingern auf den Bauch gelegt, die Stirne in Falten, und die Augenbraunen zusammengezogen, und stellte in barschen Worten seine Fragen, gab kurz und bündig seinen Rath.

Friedrich Wilhelm Arming.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Ausflug nach Nord-Euboa.

(Schluß aus Nr. 118.)

Ueber des Euripos wunderbare Strömung sage ich nichts, da ich meine Leser weder mit nicht zu lösenden Hypothesen langweilen, noch mir mit ihnen den Kopf beschweren mag, an denen klügere Menschen als ich zu Narren wurden. Mag sie meinetwegen alle Stunden ihren Lauf wechseln, ohne an des Mondes Einfluß sich zu kehren und Newton's Theorie der Ebbe und Fluth umzustoßen, ich werde doch nicht gleich dem großen Philosophen des Alterthums in den dahin brausenden Wogen weder das Ende meines Lebens, noch die Aufklärung des Problems suchen. Aber erlaubt sei es mir, beim Anblick der mehr als erbärmlichen Brücke, welche das feste Land mit der Insel verbindet, und die so bedeutend gegen die in ihrer Mitte befindlichen Thürme und die der Zeit trotzenden Befestigungen der Stadt absticht, mich in speculative Betrachtungen zu versenken, warum wol im Laufe so vieler Friedensjahre und von den vielen auf einanderfolgenden Ministerien, womit dies schöne Land gesegnet war, auch nicht das Allermindeste geschah, eine, wenn noch so einfache Zugbrücke anzulegen, die wenigstens kleinen Fahrzeugen erlaubte, ohne Ausheben der Maste aus einem Golf in den andern zu schiffen, somit aber eine Verbindung herzustellen, die segensreich sich erweisen würde. Leider ist auch hier, wie in vielen anderen Dingen in Griechenland, das Nützliche und Nothwendige unterblieben, da man die Sache zu großartig herstellen wollte, wo die Mittel hinter dem guten Willen weit zurückblieben. Was Chalkis für eine Wichtigkeit durch die Herstellung einer Zugbrücke und die dadurch freiere Durchschiffung der Enge erhalten würde, lehrt ein einziger Blick auf die Charte. Leider schwel-

fen die Blicke der hiesigen Staatsmänner, die Interessen Griechenlands betreffend, so in das Weite, daß die zunächst gelegenen im politischen Treiben unbeachtet bleiben. Dies Phänomen beschäftigt meinen Geist mehr, als die unbestimmte Strömung; die einzige vernünftige Erklärung besteht aber darin, daß die Regierung vermuthlich etwas Außerordentliches, Anstaunenswürdiges hervorzubringen gedenkt und nur nicht recht mit sich einig werden kann, auf welche glänzende Weise es geschehen soll; — die betreffenden Pläne in den verschiedenen betheiligten Dienstzweigen verwahrt, die, beiläufig gesagt, bereits mehr Geld kosteten, als eine einfache Zugbrücke, liefern die besten Beweise für das Gesagte; — deswegen bleibt aber Alles beim Alten, zum Verwundern jedes Reisenden, zum Aerger aller Betheiligten und zur großen Hemmung des Handels.

Nach den in der Hauptstadt umlaufenden Nachrichten glaubte ich Etwas nach Anarchie Schmeckendes vorzufinden, überzeugte mich indessen bald, daß, was auch in den ersten Tagen der so segensreichen Revolution hier vorgefallen sein mochte, seit langer Zeit Alles in Ruhe und Ordnung war. Der von einer Partei so verschriene General Griziotis, der einflußreiche Chef von Euböa selbst, ist nicht so arg, als man ihn macht, ja in guten Händen würde er ein zweckmäßiges Werkzeug einer Regierung abgeben, die seinen ungemessenen Einfluß verständig zu benutzen wüßte.

Chalcis, das von Weitem erblickt mit seinen es umgebenden Mauern und Wällen und den darüberragenden Minarets und Palmen einen immer noch imposanten Anblick gewährt, bietet in seinem Innern so zu sagen gar keine Annehmlichkeit dar. Ist man die von Kanonen entblößten Wälle entlang geschritten, hat man die elenden, verfallenden Häuser und einige zu Casernen umgeschaffene Moscheen betrachtet und betritt die zu der Venetianer Zeiten gepflasterten, seitdem aber nicht reparirten, engen, nichts weniger als reinlichen Straßen, so wird schnell der Wunsch rege, aus den einengenden Mauern in das Freie zu gelangen.

Aus den sonst wohlverwahrten, mit den Wappen der alten Herzöge von Negropont geschmückten Thoren fühlt man sich im Halbdunkel hinaus und stolpert über etwas bessere — steinerne — Brücken, staunt den am obern Landthore an eiserner Kette — als Wahrzeichen — aufgehängten Riesenschuh an, der dem ersten in die Festung eingedrungenen Janitscharen angehört haben soll, und eilt, auf das mit Schutthaufen bedeckte Glacis zu kommen, wo eine freie Aussicht sich darbietet und hinter der hohen Kuppel einer großen Moschee der Vorstadt die noch mit Schnee bedeckte Spitze des Delphi in dem blauen Aether sich erhebt.

Die Hitze und die kahle Gegend der Stadt mahnt an Athen; — mögen die Felder im Allgemeinen hier fruchtbarer sein als dort, mich ziehen sie nicht an, — Bäume, Wälder will ich sehen, meine ermüdeten Augen am Grün, für das ich unbeschreibliche Vorliebe habe, laben, darum fort!

Eine kleine Barke nahm uns auf, — leicht flogen wir über die Wogen des nördlichen Golfs, die ein ungünstiger Wind uns entgegen trieb, bis mit sinkender Sonne auch dieser wegstarb, und unsere Matrosen zum Rudern verdammt wurden. So hatten wir die schönste Gelegenheit, beim Sternenlichte und mit anbrechendem Morgen an den wilden Formationen des Canditi-Gebirgs uns zu ergötzen und eine fromme Legende unseres Steuermanns anzuhören, der uns an einer senkrechten Felswand auf eine fast unzugängliche Höhle aufmerksam machte, von deren Decke Etwas, einem Stalaktit gleichend, herabhing, was der fromme Aberglaube zu einer Lampe umwandelte, welche vor langen Jahren ein Büßer dort aufgehangen, der des Treibens der sündigen Welt müde, dort stiller Betrachtung sich geweiht — wozu er beiläufig gesagt, den rechten Platz erwählt hatte, wo ihn in solcher Höhe gewiß kein irdisches Geräusch störte, — und natürlich im Geruch der Heiligkeit gelebt; denn auf unsere Nachfrage nach seinem Abscheiden ward solch profanes Wort mit frommem Schauder angehört und unter unzähligem Kreuzschlagen versichert, daß er nicht gestorben sei. Da er nicht mehr in der Höhle sich aufhält, die schon seit undenklichen Jahren eines Nachfolgers des ersten Heiligen harrt, war's uns einerlei, was aus ihm geworden, und der Glaube des Steuermanns ward von uns nicht weiter angegriffen.

Hier fing die Berggegend an bewaldet zu werden; ein schönes Kloster hob seinen blendend weißen Thurm über dem langersehnten Grün der mannigfachsten Waldbäume, — ein Vorgebirge nach dem andern ward umschifft, — bemooste Felsen wurden in den Buchten sichtbar, und endlich landeten wir in der kleinen, malerisch gelegenen Hafenstadt Limni, dem Ziel unserer Wasserreise, wo Fruchtbäume, reiche Weingärten und große Felder des schönsten Getreides wechselten. Eine Menge Goeletten und kleinere Fahrzeuge, die in der Bucht vor Anker lagen, zeugten für den Unternehmungsgeist der Bewohner.

Sicherfüßige Maulthiere wurden bestiegen, uns über die Gebirge zu tragen, und auf schmalen Felswegen, an tiefen Abgründen vorüber, stiegen wir in die Höhe. Jetzt waren wir endlich in einer schönen Gegend gekommen, die durch nichts an das gesiohene Athen erinnerte; denn selbst der verbrennenden Mittagssonne Strahlen wurden durch den frischen Seewind gekühlt, der über die Fläche des Golfs von Talante wehte.

Ein zweistündiger Ritt über bewaldete Hügel, fruchtbare Felder, grüne Wiesengründe, bei einer Menge von Quellen vorbei, brachte uns in ein schön gelegenes Dorf, Aglanako, wo die freundliche Villa des Besitzers der Gegend, eines Landsmannes, die für einige Zeit als Mittelpunkt der Ausflüge in die Umgegend dienen sollte, uns nach den Beschwerden der Reise aufnahm.

Hier glaubt man sich wirklich in ein anderes Land versetzt; denn die südliche Natur ist hier innig mit der nördlichen verbunden. Sanft erhebt das Land vom Meere aus sich in reizenden Terrassen, — vermuthlich von einstigen Erdfällen gebildet, — die in den verschiedensten Schattirungen grünen. Bis auf den fast zweitausend Fuß über die Meeresfläche erhabenen Bergesrücken grünt eine herrliche, üppige Pflanzenwelt; hochstämmige Kiefern und breitästige Eichen in Wäldern vereint, von der Edeltanne überragt, mit Erdbeerbäumen vermischt, bieten dem Auge den vollen Genuß langentbehrter Herrlichkeit.

Der an der Grenze des ausgedehnten Gebietes sich über Felsen stürzende Bergstrom, die von den Höhen herabrieselnden Bäche, die überall hervorsprudelnden, krystallreinen, eiskalten Quellen sind von frischem Grün der schönsten Platanen überdeckt und von der vollen Blumenpracht des rosig blühenden Oleanders eingesäumt. Zahlreiche Oelbäume ragen aus dem niedern Gebüsch der Wachsmyrthe und Stecheiche hervor, Maulbeer- und Mandelbäume stehen zerstreut um die Dörfer her, deren Häuser kräftige Feigen- und Nußbäume überschatten, und wo die Pflaume — in Griechenland sonst nicht besonders gut — ausgezeichnete Früchte zur Reife bringt. Während in Attika bereits geärntet wird, ist hier noch Alles grün; zwischen den herrlichsten Getreidefeldern gehend, wo der üppige Weizen seine vollen Aehren zur Mannshöhe treibt, und von Terrasse zu Terrasse steigend, enthüllen sich uns immer neue Schönheiten. Ein murmelnder Bach wird von grotesk gestalteten Felsen in seinem Laufe aufgehalten und stürzt in malerischer Cascade darüber weg, — bildet ein weites Becken, aus dem das Wasser in die feine Gemüse erzeugenden Küchengärten oder in die reichen Maisfelder geleitet wird. Von einem Punkte erblickt man ein großes Tabaksfeld, reichlichen Ertrag verheißend, während auf der anderen Seite Schafe, Rinder und Pferde im hohen Grase weiden und am Felsenabhange schönhaarige Ziegen lustig herumkletterten. Ein reicher Wildstand ist in den höheren Gegenden, wo Roth- und Schwarzwild die Lust des Jägers erwecken; Adler erheben sich im hohen Fluge über die Sterne, die niedere Jagd sich zur Beute erkiesend, listig schaut hier und dort ein Fuchs aus dem Dickicht, und im Dunkel der Nacht läßt ein vereinzelter Wolf von den Bergen herab sein Geheul ertönen.

Die Fernsicht ist wirklich erhaben; denn gegenüber der Villa, in weiter Ferne alle Gebirge des Festlandes überragend, erhebt der Parnaß seine schneeige Kuppe, gegen Norden zeigt sich das Oetagebirge, beide einen majestätischen Anblick in den Strahlen der aufgehenden Sonne gewährend. Der breite Spiegel des Golfs von Talante erstreckt sich am Fuß der Berge so weit das Auge reicht, und die reine Atmosphäre läßt die am jenseitigen Gestade gelegene Stadt erblicken.

Nicht leicht kann eine schönere Landschaft gesehen werden, der Anblick über den genfer See von Lausanne aus hat freilich den Vorzug, da er die Gegend in besserer Cultur und bevölkerter zeigt als hier; — aber der schöne, reine Himmel, die gemäßigte Temperatur dürften leicht den Ausschlag zu Gunsten dieser ausgezeichneten und fruchtbaren Insel geben, für die die Natur Alles — die Menschen aber noch wenig gethan haben.

Dies soll indessen kein Vorwurf für die Gutsbesitzer dieser schönen Gegenden sein; denn auch bei dem besten Willen und hinlänglichem Capital ist es doch unmöglich, mit einem Male hinreichende Menschenhände, dieses Eden ganz zu bebauen, herbei zu schaffen; auch ist die Ausdehnung der Güter zu groß, als daß der Einzelne im Stande wäre, alle sich darbietenden Vortheile zu benutzen.

Hier wäre der Ort Ansiedlungen zu begründen! Freilich soll damit nicht dem leidigen Colonisationswesen und dem Auswanderungsschwindel das Wort geredet werden, die beide bereits so viel Unheil angestiftet. Nein, nur ein freundschaftlicher Wink für Solche soll gegeben werden, die im lieben Vaterlande mit einem unbedeutenden Vermögen nicht recht wissen, wie sie die Zukunft der Ihrigen sichern sollen; für Solche, die nicht im Stande sind, den amerikanischen Hintermäldler vorzustellen, wozu sie ihre Erziehung nicht bestimmt; die zwar dem Landleben sich widmen, aber nicht erbauen wollen, die dem edleren Theil der Landwirthschaft sich zu ergeben gedenken, ohne darum allen Bedürfnissen des Geistes zu entsagen.

Welch angenehmes Leben vermöchten hier, auf dieser einige Stunden großen Besitzung, mehre gebildete Familien zu führen, da das Terrain der Art ist, daß jede abgeschlossen und begrenzt für sich leben und doch in steter nachbarlicher Verbindung mit den anderen sein kann. Grenzstreitigkeiten, im Vaterlande so häufig, können hier nicht wohl vorkommen, wo die meisten Grenzen natürlich sind. Seit zweihundert Jahren war eine angesehene türkische Familie im Besitze dieser Landstrecke, auf der zur Zeit zwei Dörfer sich befinden, deren Bauern keine Eigenthums- noch Erbrechte haben, sondern nur Zeitpächter sind. Ein Bauer- oder Pachtgut heißt Sefgari, d. h. so viel Land, als man mit einem Paar Ochsen zu bebauen vermag. Dies Maß dient seit langen Zeiten hier als Basis zur Würdigung des Umfangs eines Dorfes. Die Felder, auf den terrassenartigen Erhöhungen gelegen, sind fruchtbar und meistens bewässerungsfähig, — ein in Griechenland nicht zu verachtender Umstand; — sie eignen sich daher nicht allein zur Einführung einer geregelten Feldwirthschaft mit Futterbau, sondern vorzugsweise zu Plantagen aller Art, worin Maulbeer-, Mandel-, Feigen- und Kastanienbäume mit leichter Mühe gezogen werden können und reichlichen Ertrag geben. Krapp, Tabak, Repps, Safran, Süßholz, Anis, ja Indigo sind mit Vortheil hier anzubauen, das erstere macht in der hiesigen Landwirthschaft schon sehr bedeutende Fortschritte und dürfte, nebst Cultur der Seidenwürmer, den bedeutendsten Posten im Ertrage eines Landgutes vorstellen.

Der Feldbau steht einstweilen noch auf der niedrigsten Stufe der Cultur; — auf zwei Feldern, ein Jahr um das andere, wird Weizen, nebst etwas Gerste und Hülsenfrüchte gesäet, nachdem die Felder leicht einmal aufgepflügt sind; — von Gesträuch und Steinen die Aecker zu säubern, fällt dem hiesigen Bauer, der des Landes so viel hat, nie ein, vom Dünger ist nie die Rede, und dennoch ist der Ertrag von einem auf zehn bis zwölf, ja selbst auf funfzehn Korn!

Der Grundherr, — wenn er anders nicht selbst Plantagen anlegt, — bekümmert sich im Ganzen noch wenig um die Wirthschaft der Bauern, er läßt sie nach ihrem Gutdünken und alten Schlendrian walten und nimmt seinen Antheil an der gesammelten Aernte, als Pachtzins, auf dem Dreschplatze in Empfang. Dieser Antheil besteht in einem Drittheil des Reinertrags, nachdem vom Ganzen die Steuer an den Staat, — der Zehnte — Aussaat und Drescherlohn, zusammen fünfundzwanzig Procent, abgezogen sind, was also dem Gutsherrn ein Viertheil des Bruttoertrags ausmacht. Die Staats- und Communalabgaben werden meistens in Naturalien, und analog dem Ertrag, entrichtet und sind deshalb nicht drückend, die letzteren übersteigen niemals ein und ein halb Procent von der jährlichen Aernte.

Obgleich hier die Bevölkerung noch ziemlich gering ist, so schreitet sie doch bedeutend vorwärts, da man nur Häuser zu bauen braucht, um Arbeiterfamilien anzusiedeln; überdies kommen alle Jahre eine Menge tüchtiger Feldarbeiter aus den Hochlanden der jenseits der Grenze gelegenen Districte hieher, welche für billiges Tagelohn gut und fleißig arbeiten.

Absatz der Producte fehlt hier nie, ohne Mühe kann man dieselben im Hause selbst verkaufen, das nahegelegene Meer begünstigt den Verkehr, die große Wasserstraße verbindet so leicht alle Punkte dieser herrlichen Insel.

Viele, zumeist fremde Capitalisten haben sich hier angekauft und bereuen es nicht; denn selbst ohne vorzunehmende Verbesserungen, ganz dem Ermessen der Bauern anheimgestellt, trägt das ausgelegte Geld sieben Procent; — was es tragen würde, wenn eine gediegene Wirthschaft eingeführt würde, bleibt einem Jeden, der darüber nachdenken will, überlassen.

Diese Notizen sammelte ich, während ich in der herrlichen Gegend Ausflüge machte, mich von der patriarchalischen Gastfreundschaft der umliegenden Gutsbesitzer überzeugte und immer mehr bestätigt fand, daß es wirklich ein gutes Werk sein dürfte, meine Erfahrungen bekannt zu machen, um vielleicht einem oder dem andern meiner Landsleute einen Fingerzeig zu geben, was sie hier mit einem geringen Capital von acht bis zehntausend Thalern für eine sorgenfreie Existenz sich und den Ihrigen zu begründen vermöchten!

Noch mehr ward ich in meiner Meinung bestärkt, wenn ich erwog, wie neuerdings von Bayern aus Vorschläge gemacht werden, in der Nähe von Argos eine deutsche Colonie zu begründen — die aller Wahrscheinlichkeit nach in der wasser- und baumlosen Ebene, dem Beispiele der früher angelegten Militaircolonie in Tirynth folgen, das heißt, verderben wird. Die Regierung kann — und wird nichts thun, fremde Colonisten zu begünstigen: denn sie hat leider noch zu viel für Einheimische zu sorgen!

Wollen aber einzelne Familienväter hier in Nord-Euböa sich ansiedeln, von den großen Gutsbesitzern sich einen Theil ihres Landes ankaufen und, von der Erfahrung der Eigenthümer unterstützt, einen eigenen Herd hier gründen, so dürfen sie die Versicherung hinnehmen, daß sie die Erwartungen, welche sie vom Vaterlande mitbrachten, wenn auch nicht übertreffen, doch wenigstens verwirklicht sehen werden. Freilich werden sie nicht, wie die fränkischen Ritter, von deren Schlosse die Ruinen einen hinter dem Dorfe gelegenen anmuthigen Hügel zieren, feudalistisch die Umgegend beherrschen und Zoll und Geleite von den Reisenden ansprechen können, die auf der belebten Straße zwischen Limni und der Landstadt Xerochori, im Norden vier Stunden entfernt gelegen, reisen, aber sie werden mit Freuden auf die reichen Felder und Plantagen blicken, die, durch ihren Fleiß entstanden, die Zukunft der Ihrigen sichern und ihnen die Gegenwart erheitern. Sollten diese wenigen Zeilen auch nur eine Familie auf diese schöne Gegend aufmerksam machen und sie bewegen, hierher zu ziehen, so würde ich meinen Ausflug nach Aglanako für hinreichend belohnt ansehen.

R. Termo.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen = Zeitung.



№ 120.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 14. October 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Dritter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 119.)

Zehntes Kapitel.

Der zweite Ehrenpreis.



Jetzt! sagte der Wassermensch, da er wahrscheinlich die Pforten des Hofes hatte zugehen hören, mit schüchterner Stimme durch die Löcher seiner Kiste:

„Kann ich jetzt herauskommen?"

„Warte," sagte La Levrasse, „dieser Schurke von Fuhrmann ist so neugierig, daß er im Stande ist, sich auf seinen Wagen zu stellen, um über die Pforte zu sehen oder durch das Schlüsselloch zu lugen. Mutter Major, steige hinauf und sieh zu, ob er fortfährt."

Der weibliche Herkules beeilte sich, zu gehorchen, verschwand durch eine Thür, erschien bald darauf an einem Bodenfenster und sagte, den Wagen mit dem Blicke verfolgend:

„Es hat keine Gefahr, der Vater Lefèvre ist da unten, jetzt wendet er um die Ecke des Gäßchens."

„Nun, Leonidas, magst Du Luft schöpfen," sagte La Levrasse zu dem Wassermenschen, indem er die Kiste öffnete.

In diesem Augenblick schlug mir das Herz vor Furcht und Neugierde, ich sollte endlich diese geheimnißvolle Erscheinung zu Gesicht bekommen.

Der Deckel der Kiste erhob sich.

Ein Mann von kleinem Wuchse stieg langsam und mühsam heraus, als wären ihm die Glieder von



dem langen Liegen steif geworden. Was mir gleich anfangs auffiel, war, den langen Rock ohne Aermel, mit dem dieser Mensch bekleidet war, und welcher seine Arme vollkommen verdeckte, völlig trocken zu sehen; ich hatte im Gegentheil, indem ich mich an die 2 oder 3 Eimer Wasser erinnerte, die La Levrasse vor meinen Augen in den Trichter, der mit der Kiste im Zusammenhange stand, hineingegossen hatte, ihn wie einen Flußgott triefend zu sehen erwartet.

Leonidas Hay, das war sein Name, welcher eine wahre Vorbedeutung enthielt, schien 25 Jahre alt; seine unregelmäßigen und niedrigkomischen Züge würden, hätte man sie nachbilden wollen, einem Entwurfe, der von ungeübter Hand gezeichnet wäre, geglichen haben; sein rechtes Auge, dessen oberes Augenlid in Folge eines angebornen Fehlers beständig halb herabhing, stand viel höher als das linke Auge, das immer geöffnet war. Hieraus entstand der wunderlichste Blick, den vielleicht jemals ein Mensch gehabt haben mag. Die Spitze der langen Nase des Leonidas neigte sich, statt senkrecht auf ihrer Wurzel zu stehen, beträchtlich nach der linken Wange: eine erhebliche Unregelmäßigkeit, welche dem Munde ein lächerliches Ansehen gab, obgleich dieser an und für sich ungefähr an seiner Stelle stand und durch zwei dicke Lippen, unter denen das Kinn plötzlich zurücktrat, stark bezeichnet war; der Hirnschädel war groß, das Haar selten, von einem faden, matten Kastanienbraun, einige kleine Büschel Barthaar von derselben Farbe keimten seit einigen Tagen aus der bleichen Haut hervor, welche von Blatternarben grausam durchfurcht war.

Diese Gestalt hatte bei ihrer lächerlichen Häßlichkeit einen solchen Ausdruck von Gutmüthigkeit und Schüchternheit, daß ich, statt bei dem Anblicke unseres neuen Genossen eine Neigung zum Lachen zu verspüren, ihn vielmehr mit einer gewissen Theilnahme betrachtete.

„Ego et animal sum et homo, non tamen duos esse dices"*). — Ich bin zugleich Thier und Mensch, und man kann doch nicht sagen, daß ich nicht Ein Wesen sei.

Dieses war die lateinische Anführung, mit welcher der Wassermensch Leonidas Hay uns begrüßte, als er aus seinem vorgeblichen Fischtrog herausstieg.

Es ist unnütz, hinzuzusetzen, daß ich in dieser Epoche meines Lebens nicht einmal die Worte, welche Leonidas aussprach, zu unterscheiden wußte, ich hörte nur mir unverständliche Laute, aber als ich später auf meiner abenteuervollen Laufbahn Leonidas Hay hie und da antraf, welcher beständig eben so verschiedene wie seltsame Rollen spielte, riefen wie uns unsere erste Zusammenkunft bei La Levrasse so häufig in's Gedächtniß zurück, daß ich die Bedeutung dieser Anführung aus dem Seneca, dem Lieblingsschriftsteller des Wassermenschen, welcher mehr als Jemand darauf angewiesen war, die stoische Philosophie seines Meisters in Ausübung zu setzen, in Erfahrung brachte.

Ich finde unter meinen Papieren ein Bruchstück aus einem Briefe, welchen Leonidas Hay funfzehn Jahre später an mich schrieb.

Trotz der untergeordneten Stellung, die ich damals einnahm, hatte ich Hoffnung gefaßt, meinen ehemaligen Kameraden in eine glücklichere und angemessenere Lage versetzen zu können.

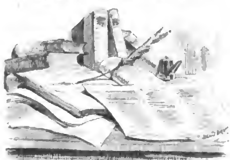
In diesem Briefe, welcher dazu bestimmt war, einem Dritten mitgetheilt zu werden, erörterte Leonidas mit der unbefangensten Freimüthigkeit die Gründe, welche ihn bewogen hatten, die Rolle des Wassermenschen zu übernehmen.

Hier folgt dieses Bruchstück; man wird aus ihm diesen neuen Mitspieler, welchen man im Verlaufe dieser Erzählung noch mehr als einmal antreffen wird, kennen und vielleicht lieben lernen.

*) Seneca's Briefe 113.

Elftes Kapitel.

Bruchstück eines Briefes des Leonidas Hay.



Ich war geboren, um Schneider zu werden. Alles bestätigt mir, daß ich ein guter Schneider geworden wäre, aber mein ehrgeiziger Vater gab es nicht zu; sein Andenken bleibe in Ehren; denn er hatte das beste Herz von der Welt, aber er war zugleich der verdrehteste Kopf, der mir vorgekommen ist.

Er war Portier beim Herrn Raymond, welcher auf dem Boulevard Mont-Parnasse — man kann dort weitere Nachweisungen bekommen — eine Pensionsanstalt hatte. Mein Onkel, welcher ein armer, kleiner Flickschneider war und in der Nähe der Pensionsanstalt wohnte, besorgte die Ausbesserung der alten Kleider der Zöglinge. Wenn ich ihm dergleichen brachte und ihn mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Tische sitzend, in seiner im Winter durch einen eisernen Ofen wohl erwärmten, im Sommer von der frischen Luft des Boulevard durchfächelten Stube geschickt die Nadel führen sah, konnte ich mir keine glücklichere Lage denken; das Geklapper seiner großen Stahlschere, die in ein ganzes Stück glänzendes Tuch hineinschnitt, der Anblick seiner Strähnen Zwirn von allen Farben machte mich ganz selig. Aber meine Bewunderung für meinen Onkel stieg



zur Verehrung, beinahe zur Anbetung, wenn er mir eine Sertanerhose, mehr brauche ich nicht zu sagen, die ich ihm, großer Gott, in welchem Zustande! überbracht hatte, scheinbar frei von jedem Risse zurückgab.

Ich muß auch gestehen, daß die körperliche Bequemlichkeit, welche mit diesem schönen Gewerbe, das die alten Lumpen so wunderbar umzuwandeln weiß, verbunden ist, einen großen Reiz für mich hatte; denn gebrechlich und unbeholfen, wie ich bin, scheue ich mich vor jeder Bewegung; eine geheime Ahnung sagte mir, daß, da ich, was das Moralische anbetrifft, sehr furchtsam und physisch sehr häßlich bin — in der That von einer lächerlichen und dummen Häßlichkeit, mit einem hoch und einem niedrigstehenden Auge ohne meine schiefstehende, lange Nase in Rechnung zu bringen — die körperlichen Unvollkommenheiten mich als Schneider in dem Zutrauen, welches meine Kunden zu mir haben könnten, beinträchtigen würden.

Trotz dieser günstigen Aussichten wurde mein Lebensglück durch die thörichte Eitelkeit meines Vaters gestört. Et fient et facta ista sunt! — Dergleichen ist immer geschehen und wird auch in Zukunft geschehen, wie der göttliche Seneca sagt.

Es war der Abend der Preisvertheilung, mein Vater hatte vor seinem Stübchen so viele eichenbekränzte Zöglinge, welche schöne, neu eingebundene Bücher unter dem Arm trugen, vorbeigehen sehen, er war durch die Musik, die nach der Nennung eines jeden Gekrönten einen Tusch blies, so sehr aufgeregt, und endlich hatten die Worte des Herrn Ministers des öffentlichen Unterrichts, der die Feier mit seiner Gegenwart beehrt und die kleinen Zöglinge den künftigen Ruhm Frankreichs genannt hatte, einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er noch am selben Abend Herrn Raymond bat, mich um Gotteswillen zu sich zu nehmen und mich dazu vorzubereiten, daß ich das folgende Jahr in Septima eintreten könnte — Alles sehr gegen meine Neigung und trotz meiner beständig nach dem kleinen Arbeitstische meines armen Onkels, des Schneiders, gerichteten Blicke. Herr Raymond, welcher Ursache hatte, mit meinem Vater sehr zufrieden zu sein, vertraute mich einem Studienmeister an, und meine gelehrte Bildung begann.

Unglücklicherweise ward ich im Verhältniß zu meiner lächerlichen Gestalt, meiner Schüchternheit, meiner Unbeholfenheit und meiner gesellschaftlichen Stellung als Portiersohn in wenig Jahren ein guter, ein ausgezeichneter, ja ein bewundernswürdiger Schüler.

Laß Dich das nicht wundern, lieber Martin; da ich von allen meinen Kameraden, deren Spielball ich geworden war, verächtlich behandelt, verhöhnt und mit Neckereien verfolgt wurde, gab ich mir die äußerste Mühe, große Fortschritte zu machen, um ein wenig von den Lehrern beschützt zu werden, und suchte so oft als möglich der Erste zu werden, um so weit wie möglich von den unteren Bänken entfernt zu sein, auf welchen gewöhnlich die kleinen reichen Herrn saßen, die als Faullenzer und Possenreißer meine erbittertsten Verfolger waren.

Uebrigens hätten mich diese, wenn ich den mindesten Stolz besessen hätte, sehr bald aus meinem Himmel herausgestoßen; denn da sie mir jedesmal, wenn ich zur ersten Bank hinaufstieg, die Beine vorhielten, fiel ich bei solcher Gelegenheit regelmäßig auf die Nase.

Einer der unglücklichsten Tage meines Lebens war der, als, da ich noch nicht in Secta war, mein Name zum ersten Mal aus dem Zelte, das zur Vertheilung der Preise im Hofe des College Louis le grand aufgeschlagen war, ertönte.

„Leonidas Hay!" rief die Stentorstimme des Censors, welcher die Gekrönten aufrief.

Bei diesem curiosen Namen erscholl sogleich ein allgemeines Gelächter, und als die Musik das Lied aufspielte: Allerliebste Gabriele, wollte Alles platzen.

Ich saß auf der Bank mit den anderen Zöglingen der Pensionsanstalt; als ich mich nennen hörte, ward ich bei dem bloßen Gedanken, daß ich durch diese geputzte Menge hingehen, unter lautem Blasen auf eine Bühne steigen müßte u. s. w., von Entsetzen ergriffen; ich hätte mich wahrhaftig lieber in kleine Stücke zerhacken lassen, als daß ich von meiner Bank aufgestanden wäre.

„Leonidas Hay!" wiederholte der Censor mit nachhallender Stimme.

Verdoppelte Heiterkeit, begleitet von der Musik, die crescendo aufspielte.

Jetzt verlor ich gänzlich den Kopf und versteckte mich in dem Augenblick, als die Musik plötzlich aufhörte, auf allen Vieren unter meine Bank.

„Hay ist da unter der Bank," rief mit seiner kleinen, spitzen Stimme einer meiner Kameraden, ein rechter Schlingel, wie Du denken kannst.

Bei diesen Worten, welche durch das dumpfe Schweigen, welches plötzlich entstanden war, hindurchklafften, wandten sich alle Zuschauer nach meiner Seite, ich hörte um mich eine große Bewegung, man lachte, man zischte, man rief Leonidas Hay im heitersten Ton und mit den ungereimtesten Beiwörtern; zwei von meinen Kameraden wollten mich bei den Beinen herausziehen, ich vertheidigte mich wie ein Löwe, indem ich ein schreckliches Geschrei ausstieß; das Gelächter verdoppelte sich, die Sache ward anstößig; um ihr ein Ende zu machen, bezeichnete mich der erzürnte Censor als nicht zugegen. Die Preisvertheilung nahm ihren Fortgang, nur entstand ein neues Gelächter, als ich noch zwei Mal genannt wurde; denn ich hatte zwei erste und einen zweiten Preis davon getragen.

Das Alles ist blos lächerlich, lieber Martin, aber was jetzt kommt ist schauderhaft.

Als wir von der Preisvertheilung nach Hause gekommen waren, ließ mich Herr Raymond, der Besitzer der Pensionsanstalt, zu sich auf die Stube kommen, und nachdem er mir in Beziehung auf meine unüberwindliche Schüchternheit eine wohlwollende Zurechtweisung hatte angedeihen lassen, sagte er zu mir:

Hay, Du mußt, Du wirst die Ehre meiner Anstalt sein. Von diesem Tage an betrachte ich Dich nicht mehr als Zögling, sondern als meinen Sohn; ich werde selbst Deine Lectionen mit Dir wiederholen, und Du sollst an meinem Tische essen."

Mein anderer Vater, der Vater Hay nämlich, der mich, der gute Mann, als ich nach Hause gekommen war, ziemlich blau geprügelt hatte, um mich zu lehren, daß ich ein andermal seinem väterlichen Stolze nicht solche Demüthigung bereiten sollte, kam vor Freude fast um, als er Herrn Raymond's Güte gegen mich erfuhr. Ich habe Dir gesagt, lieber Martin, daß diese Güte für mich unheilbringend gewesen — urtheile selbst.

Von dem Tage an, wo ich der Lieblingsschüler des Herrn Raymond geworden war, ward ich für ihn eine Lockspeise, ein Aushängeschild, eine lebendige Zeitungsanpreisung, um seine Anstalt durch den Ruf von meinen außerordentlichen Fortschritten, welche man nur der vortrefflichen Erziehung, die ich ohne Zweifel bei Herrn Raymond genossen, zuschreiben konnte, u. s. w. empor zu bringen.

Ich war den Freistunden, welche trotz der schützenden Aufsicht der Lehrer für mich nichts als Stunden der mannichfaltigsten Plagen waren, immer aus dem Wege gegangen. Ich brachte sie gewöhnlich im Stübchen meines Vaters zu, einem unverletzlichen Zufluchtsort, und da ich dort nichts Anderes anzufangen wußte, so studirte ich.

Aber da ich nun Zögling des Herrn Raymond war, fuhr ich fort, nicht nur während der Freistunden zu arbeiten, sondern ich arbeitete auch Sonntags und Festtags, wobei ich um Mitternacht zu Bette ging und um fünf Uhr aufstand; es gab für mich sogar keine Ferien, ich arbeitete ohne Ruhe und Rast. In Folge dieser fortwährenden Geistesanspannung litt ich fast beständig an den schrecklichsten Kopfschmerzen, aber ich wagte es nicht, über sie zu klagen, ich überwand sie und fuhr fort, übermäßig zu ackern.

Mit einem Worte, der würdige Herr Raymond setzte mich gleichsam in's Treibhaus, um von mir durch erzwungene Anstrengung alle die verfrühten Früchte zu ärnten, welche mein Geist hervorbringen könnte. Dieser theure Mann glaubte wahrscheinlich, daß nach zwei oder drei Sommern die Pflanze, durch diese allzusehr beschleunigte Production erschöpft, verdorren würde. Was ging das Herrn Raymond an, vorausgesetzt, daß nur die Wirkung auf das Publicum nicht verfehlt wurde. Gebrechlich und schwach, wie ich war, wie habe ich diese Ueberanstrengung, diese beinahe unaufhörlichen körperlichen Leiden ertragen können? Ich weiß es nicht. Aber ich fuhr fort, in jeder Schülersaison meine Blüthen zu tragen und mich alle Jahr unter der Last der Universitätspalmen zu beugen.

Herr Raymond frohlockte, jedes Jahr konnte man in den Zeitungen folgende Anpreisung lesen:

„Der Zögling Leonidas Hay, welcher auch dies Mal wieder bei der großen Bewerbung drei Preise davon getragen hat, gehört der berühmten Pensionsanstalt des Herrn Raymond auf dem Boulevard Mont-Parnasse an. Wir brauchen den Aeltern, welchen an dem geistigen Gedeihen ihrer Söhne etwas liegt, diese vortreffliche Anstalt nicht zu empfehlen u. s. w."

Du wirst's mir glauben, lieber Martin, ich hatte selten Zeit, daran zu denken, was man mit mir im Sinne haben möge, aber wenn ich zufällig einmal daran dachte, so mußte ich mit bitterer Bekümmerniß an den Arbeitstisch meines Onkels, des armen, kleinen Schneiders, zurückdenken; denn was man meine Erfolge nannte, war weit davon entfernt, mir den Kopf zu verdrehen; ich heuchle keine Bescheidenheit

ich hatte mir fest versprochen — und bis dahin hatte ich hartnäckig mein Wort gehalten — der Ehre der öffentlichen Krönung niemals die Stirn zu bieten; bei der Preisvertheilung wurde ich immer als nicht zugegen bezeichnet und entsagte auf diese Weise der einzigen Belohnung, die mir einen Schwindel von Eitelkeit hätte verursachen können. Meine Erfolge, die auf diese Weise jedes Glanzes beraubt und auf ihren einfachsten Ausdruck zurückgeführt waren, ließen für mich auf Püffe, Rippenstöße, Neckereien und andere Aeußerungen des eifersüchtigen Grolles meiner Kameraden hinaus, die mir trotz des Schutzes, den man mir angedeihen ließ, nicht erspart blieben; und da man, weil meine Schüchternheit, mein linkisches und unbeholfenes Betragen und das Bewußtsein meiner lächerlichen Häßlichkeit mich sehr befangen und menschenscheu machten, auch außerdem glaubte, daß ich mir auf meine Vorzüge etwas einbilde, so regnete es von allen Seiten Faustschläge.

Und doch, lieber Martin — das hat mir immer eine gewisse Achtung vor meinem gesunden Verstand eingeflößt — trotz meines Dutzend Ehrenkränze, und obgleich ich mich als einen sehr guten Humanisten kannte, hielt ich mich in voller Aufrichtigkeit für sehr dumm; denn der letzte Faullenzer zeigte in der Unterhaltung hundertmal mehr Witz, Dreistigkeit und Stoffreichthum als ich.

Am Ende war ich, abgesehen von meinen Uebersetzungen aus dem Lateinischen in das Französische, oder aus dem Französischen in das Lateinische und Griechische, welches eine eintönige und unfruchtbare Uebung ist, die in jeder Beziehung dem müßigen und mühsamen Auf- und Abklettern eines Eichhörnchen im Käfigt gleicht — am Ende war ich also, abgesehen von diesen unnützen und lästigen Arbeiten, die, sieben oder acht Jahre fortgesetzt, häufig in dem Geiste der Kinder und Jünglinge alle Lebensfrische, alle scharfe und lebhafte Auffassung einschläfern oder abtödten — in allem Ernste bornirt.

Zwei oder drei Mal hatte Herr Raymond den unglücklichen Einfall, mich, den Glanzpunkt seines Instituts, einem kleinen Freundeskreise vorführen zu wollen. Ich war ganz abgestumpft und unfähig, an irgend einer Unterhaltung Theil zu nehmen, sobald es sich nicht von einem lateinischen oder griechischen Schriftsteller oder einer mehr oder weniger glücklichen Anwendung der französischen Sprache, um den Sinn des Textes auszudrücken, handelte, und dann stotterte ich und war nicht im Stande, meine Gedanken deutlich zu erkennen zu geben. Außerdem stellte ich mich als so vollkommen unwissend und ungebildet dar, daß Herr Raymond von diesen Ausstellungen meiner classischen Persönlichkeit sehr schnell abstand.

Ich war mit dieser Ausschließung sehr zufrieden, und wäre ich im Stande gewesen, mich über sie zu betrüben, so hätte ich mich über meine thörichte Schüchternheit sehr leicht mit den Worten des göttlichen Seneca getröstet: Sed semel hunc vidimus in bello fortem, in foro timidum. — Wir sahen, wie er im Kriege tapfer und auf der Rednerbühne furchtsam war.

Wie viele Beweise, lieber Martin, könnte ich Dir im Betreff meiner dummen Bornirtheit anführen; höre Einen für tausend:

Ich hatte meinen Vater sehr lieb; er war im Begriff, einige Tage in der Normandie zuzubringen. Ich wollte ihm schreiben. Ich machte zwanzig Entwürfe, von welchen der eine immer alberner war als der andere; ich war dermaßen daran gewöhnt, einzig und allein von den Worten, Redensarten und Gedanken Anderer zu leben, daß ich wirklich darauf Verzicht leisten mußte, ein eigenes Gefühl mit eigenen Worten und Redensarten auszudrücken.

Vermöge eines ziemlich bezeichnenden Gegensatzes erhielt ich an demselben Tage, an dem ich darauf Verzicht geleistet hatte, meinem Vater zu schreiben, von einem großen Faullenzer in der Pensionsanstalt einen Brief.

In diesem Sendschreiben gab einer der werthen Kameraden zu verstehen, daß ich als schlauer Kerl, als Schmeichler — schlauer Kerl meinetwegen, aber Schmeichler! — das hätte ich niemals gewagt — endlich als besonders ausgezeichneter Zögling ihm ein überaus unangenehmer Anblick sei, welcher ihm die Nerven angriffe und ihm die entschiedenste Unbehaglichkeit verursachte, und daß, wenn ich nicht Anstalt mache, wie jeder Andere, setzte der Kamerad hinzu, bisweilen der Letzte zu sein, ich meinem Beschützer zum Trotze darauf rechnen konnte, die schönste Prügelsuppe zu erhalten, die jemals über den krummen Buckel eines allzuguten Schülers ausgegossen worden sei.

Ich gebe nur den Hauptinhalt des Briefes, lieber Martin, aber er funkelte von Witz, ich hätte in meinem Leben keinen solchen Brief schreiben können.

Der Kamerad schloß mit dem Vorschlage, wenn ich Herz genug hätte, meine Stellung zu misbrauchen, so wollten wir darauf wetten, wer bei der nächsten Probearbeit die meisten Sprachfehler machte; das wäre, sagte er, das einzige Mittel, um die Waffen zwischen uns gleich zu machen.

Diese freche und verächtliche Geringschätzung der Probearbeit, welche mir das Allerheiligste war, schien mir ungeheuer, der Junge kam mir vor wie ein Tempelschänder. Mir träumte folgende Nacht, daß man ihn in der Weise eines Autodafé auf einem Scheiterhaufen, der von allen seinen Schularbeiten errichtet wäre, die einen ganzen Berg ausmachten, verbrennte. Ich erwachte unter der Bitte, daß man ihn begnadigen und seinen strafenden Gewissensbissen überlassen möge.

Aber es gibt unbezwingliche Naturen. Dieser Taugenichts setzte seinen Streichen damit die Krone auf, daß er in einer Pfeife Anis rauchte und, es ist kaum zu glauben, dem Herrn Censor, welcher ihm die genannte Pfeife im Munde zerbrochen hatte, einen heftigen Fußtritt in den Bauch gab.

Er wurde feierlich aus der Schule relegirt, und nach den schrecklichen Flüchen, nach den entsetzlichen Voraussetzungen, mit welchen man ihn, als er die Classe verließ, überhäufte, schloß ich, daß er nothwendig dereinst auf dem Schaffot endigen werde.

Später habe ich seinen Namen — er ist Dir wohl bekannt, lieber Martin; denn Du bist sein Bedienter gewesen — später also habe ich seinen Namen in rothen, fußlangen Buchstaben hinter den Glasfenstern aller Lesebibliotheken glänzen sehen. Er ist einer unserer berühmtesten Dichter geworden, und ich Elender! — ach ich Unglücklicher — auf welchen Seine Excellenz, der Minister des öffentlichen Unterrichts, als auf den künftigen Ruhm Frankreichs, hinblickte, ich habe mich eines Tages gezwungen gesehen, mich meiner Würde so weit zu entäußern, daß ich Wassermensch wurde.

Dafür habe ich aber freilich auch, als ich einmal aus dem humanistischen Leben heraus war und das menschliche Leben etwas kennen lernte, meine Gedanken einigermaßen auszudrücken gelernt und kann Dir, lieber Martin, gegenwärtig einen Brief schreiben wie diesen, was mir zu der Zeit meiner schönsten Schülertriumphe vollkommen unmöglich gewesen sein würde.

Jetzt noch einige Worte, um auf unser erstes Zusammentreffen, es sind jetzt 15 Jahre — bei dem scheußlichen Seiltänzer La Levrasse zu kommen, wo ich Dich als Kind kennen lernte; mit diesem Zusatz wirst Du dann meine ganze Lebensbeschreibung vor Dir haben.

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung des Briefes des Leonidas Hay.



Ich habe Dir schon gesagt, lieber Martin, Herr Raymond triumphirte mit mir und mit Erfolg; die Zöglinge flossen ihm zu, und meine fortwährenden Auszeichnungen hatten daran nicht wenig Antheil; aber es mischte sich unter die Siegesfreude des Herrn Raymond etwas Wermuth.

Ich stand damals am Ende meines Cursus der Rhetorik. Seit dem schrecklichen Tage, an welchem ich mich auf allen Vieren unter die Bank geduckt hatte, um der Krönung zu entgehen, hatten weder mein Vater, noch meine Lehrer, noch Herr Raymond, noch auch selbst der Herr Obervorsteher, meinen hartnäckigen Entschluß in Betreff aller und jeder öffentlichen Belobung in dieser ganzen Begleitung von Musik und ministeriellen, bischöflichen, stadträthlichen und anderweitigen Anreden wankend machen können.

Auf der einen Seite war meine bescheidene Widersetzlichkeit Herrn Raymond gar nicht unangenehm; denn wenn ich vermöge meiner wissenschaftlichen Fortschritte das ausgezeichnetste Mitglied der Pensionsanstalt war, so würde ich dasselbe durch mein Aeußeres ziemlich armselig und komisch vertreten haben, und den lächerlichen Anstrich muß man doch auf alle Fälle vermeiden.

Herr Raymond, ein praktischer Mann, fühlte das sehr wohl; es war dieses das Rosenblatt, welches den würdigen Sybariten nicht dazu kommen ließ, so ganz wollüstig auf meinen Lorbeeren auszuruhen; ja wenn es möglich gewesen wäre, an meiner Statt auf dem Gerüste der Sorbonne irgend einen schlanken, reichen, von Gesundheit strotzenden, hübschen Faullenzer, wie sie es beinahe alle sind — die Unglücklichen! — erscheinen zu lassen, dann wäre Herrn Raymond's Triumph vollständig gewesen. Aber eine solche Unterscheidung war eine ernste Sache, es war nicht daran zu denken.

Mittlerweile und gegen das Ende des Schuljahres verfiel mein Vater in eine tödtliche Krankheit. Ich weiß nicht warum, noch wie er auf den traurigen Gedanken kam, mich um Gotteswillen zu bitten, ihn dieses Mal den Anblick meines Triumphes genießen zu lassen; denn man zweifelte nicht daran, daß ich wieder einen Triumph erkämpfen würde, für mich hieß bewerben seit langer Zeit, den Preis davon tragen, und es handelte sich jetzt um den Ehrenpreis.

Nach der Ansicht meines Vaters mußte die freudige Gemüthsbewegung, die er fühlen würde, wenn er mich in meinem Ruhme einhergehen sähe, jedenfalls in seiner Krankheit eine glückliche Krisis hervorbringen; diese Vorstellung, so unverständig sie war, ward bei ihm in Kurzem zur fixen Idee, zur Monomanie; bei meiner abschlägigen Antwort weinte er auf so ergreifende Weise, und wenn ich ihm, von seinem Schmerz gerührt, bisweilen die geringste Hoffnung gab, so schien er so glücklich, so genesen, möchte ich beinahe sagen, daß ich endlich mein Entsetzen vor einer öffentlichen Belohnung überwand und ihm versprach, mir die Krönung gefallen zu lassen.

Bei diesem Versprechen sprang mein Vater aus dem Bette, das er seit zwei Monaten nicht verlassen hatte, und rief aus:

„Du gibst mir das Leben wieder, Leonidas!"

In dem Augenblick, als ich mich an die Ausarbeitung der Preisaufgabe machte, überfiel mich ein schrecklicher Gedanke, ich dachte an den tempelschänderischen Vorschlag des Faullenzers, nämlich, in der Zahl der Sprachfehler zu wetteifern; ja, Martin, einen Augenblick dachte ich daran, eine so greuliche lateinische Rede zu schreiben, daß jede Aussicht auf Erfolg unmöglich wäre; auf diese Weise wäre ich der so gefürchteten Belohnung entgangen, aber ich verabscheute doch diese Niederträchtigkeit.

Der Unglückstag kam heran. Omnia patienter ferenda — es muß Alles geduldig ertragen werden — sagte ich zu mir, indem ich den einzigen Rock meines Vaters, seinen blauen Bratenrock, anzog. Mein armer Onkel, der kleine Schneider, war todt, was für einen Rock hätte er mir sonst aus seinem schönsten elbeufer Tuch zuschneiden können! Der Rock meines Vaters war viel zu klein für mich, seine Aermel reichten mir kaum bis auf die Knöchel und ließen meine Hände noch zweimal größer und röther erscheinen; ich hatte ein Tuch mit gestickten Ecken, das wie ein Strick umgeschlungen war, um den Hals und trug eine Streifenweste von zweifelhafter Farbe, welche aus irgend einem Unterrock meiner seligen Mutter gemacht war, eine enge Hose von weißlichem Nankin, welche mir bis zum Knöchel reichte, Strümpfe von schwarzer Wolle und Schuhe, im Vergleich zu denen die Schuhe der Fuhrleute Tanzschuhe sind. Denke Dir zu diesem Anzuge das schüchterne und ängstliche Gesicht, das Du an mir kennst, lieber Martin, und sieh mich so in Begleitung des Herrn Raymond und meines Vaters, der, wie er sagte, seine Beine, die er mit 15 Jahren gehabt habe, wieder

fand, in einen Fiaker steigen, um mich auf das Hochgericht, das heißt in die Sorbonne, zu begeben, in der die Preise der großen Bewerbung vertheilt werden.

Ich habe das Recht, mein Lebelang ein Feigling gewesen zu sein und zu bleiben; denn an diesem Tage habe ich einen heldenmäßigen Muth gezeigt.

„Leonidas," sagte mein Vater zu mir, indem er mir in dem Augenblicke, wo ich ihn verließ, um auf den Bänken, welche für die Lyceums-Schüler aufbehalten werden, Platz zu nehmen, die Hand drückte, „Leonidas, Du hast doch keine Furcht?"

„Nicht mehr Furcht als Leonidas bei den Thermopylen, Vater," antwortete ich stolz.

Und ich beschritt die Bank.

Mein Vater hatte die Anspielung nicht verstanden, aber mein Gesichtsausdruck hatte ihn beruhigt.

Der erste Ehrenpreis wurde einem gewissen Adrian Borel vom College Charlemagne zuerkannt. Ich bin überzeugt, hätte mich nicht das unglückliche Versprechen, das ich meinem Vater gethan, zu sehr beschäftigt, dieser erste Preis wäre mir nicht entgangen; aber der zweite wurde mir zuerkannt und nach der gewöhnlichen Weise rief die Unglücksstimme:

„Leonidas Hay!"

Und die Musik spielte zu meinem Aufmarsch den Marsch aus Ferdinand Cortez auf.

Ein dumpfes Murmeln der Neugierde begrüßte meinen Namen; wichtige Neuigkeiten theilen sich immer mit elektrischer Schnelligkeit mit; man wußte schon — woher mochte man es wissen? — daß der berühmte Zögling aus dem Institute Raymond, welcher aus übertriebener Bescheidenheit sich bis jetzt diesen schmeichelhaften Triumphen entzogen hatte, sich endlich einmal öffentlich krönen lassen wollte.

Beim ersten Aufruf meines Namens, der von einem rauschenden Tusch begleitet war, wurde es mir schwarz vor den Augen, und ich bekam heftiges Ohrensausen; aber ich sagte zu mir: Mein Vater sieht auf mich hin, Muth!

So stand ich denn auf und marschirte muthig links hin, aber ich hätte rechts hingehen sollen; eine mitleidige Hand kehrte mich plötzlich um, und ich hörte zu mir sagen: „Grad aus!" Ich ging an den Bänken hin.

„Jetzt links," rief mir dieselbe mitleidige Seele zu.

Ich wandte mich links und befand mich jetzt in dem weiten Raume, der den Saal in zwei Theile theilte, und auf das Festgerüst führte. Auf dieses Ziel ging ich jetzt mit festem Blicke zu, ohne weder nach meinen Füßen, noch rechts noch links zu sehen, nicht anders, als wenn ich auf einem Brett hinginge, das über einen Abgrund gelegt wäre. Ich hatte zum einzigen Augenpunkt das glänzende Kleid Seiner Excellenz des Herrn Großmeisters der Universität gewählt.

Geleitet durch diese Art Polarstern langte ich endlich an den ersten Stufen des Festgerüstes an, aber ich stieg so eilig oder vielmehr so ungeschickt hinauf, daß ich meine Füße in den Teppich verwickelte und mitten auf der Treppe hinstürzte; mein bestürztes Gesicht, mein lächerlicher Anzug, in Verbindung mit dem auffallenden Namen, dem ich Folge leistete, hatte die Versammlung schon zum Lachen gestimmt, mein Fall war das Zeichen zu einem allgemeinen Gelächter.

Ich ward heldenmüthig; indem ich an die Angst dachte, welche dieser komische Vorfall meinem armen Vater einflößen mußte, stand ich mitten in dem Gelächter tapfer auf, ich erreichte endlich den oberen Theil des Festgerüstes und stürzte mich blind dem Großmeister in die Arme, welcher, weit entfernt, eine gewaltsame Umhalsung zu erwarten, sich anschickte, den Kranz auf meine Stirn zu drücken; es gelang ihm endlich, obgleich er durch meine unzeitige und krampfhafte Umarmung sehr behindert war; aber, o Unheil! der Kranz war mir zu groß, fiel mir bis auf die Augen und bedeckte mir diese fast ganz mit seinem dicken Laubwerk. Statt mich nun von dem Kranze zu befreien, verlor ich gänzlich den Kopf, streckte die Hände maschinenmäßig nach vorn, und der übrige Theil der Feierlichkeit wurde für mich eine Art von Blindekuhspiel. Mitten unter unauslöschlichem Gelächter hörte ich den Ruf: Er wird den Hals brechen, und gleich darauf hatte ich das Glück, in meinem thörichten Herumtappen, mit dem Kopf nach unten, so heftig von dem Gerüste herabzufallen, daß ich besinnungslos liegen blieb.

Dieser Fall war in der That ein Glück für mich, lieber Martin; denn die einigermaßen ernste Entwickelung dieser komischen Scene machte mich wenigstens zu einem Gegenstande des Mitleids; da meine Betäubung nur kurze Zeit gedauert hatte, kam ich auf den vortrefflichen Einfall, zu thun, als wenn sie noch immer fortwährte, und mich aus dem Saale hinaustragen zu lassen, das Gesicht von einer wenig gefährlichen Verwundung mit Blut bedeckt. Ich ärntete auf diese Weise auf meinem Wege durch den Saal alle Arten von theilnehmenden und rührenden Redensarten ein.

„Der arme Teufel," sagte der Eine, „bei dem Ehrenpreis machte er ein dummes Gesicht wie eine Gans; aber es ist Schade, daß er einen solchen Fall gethan hat."

„Mir," sagte ein Anderer, „thut es nur leid, daß das Blindekuhspiel nicht länger währte, ich sah es schon kommen, daß er den Bischof beim Kopfe faßte.

„Ja, ja, das ist wahr," erwiderte ein Dritter, „ich werde mein Lebenlang daran zu lachen haben" u. s. w. u. s. w.

Dies waren die rührenden Proben von Antheil, die mich bis zur Thür des Saales begleiteten.

— — — — — — — — — — — — — —

Acht Tage nach diesem letzten Triumphe verlor ich meinen armen Vater; der Schmerz, mich zuerst so ausgelacht zu sehen, sodann der Schrecken darüber, daß ich ganz blutig weggetragen wurde, riefen bei ihm eine solche Krisis hervor, daß er nach wenigen Tagen unterlag.

Herr Raymond hatte als geschickter Mann seine Erziehungsanstalt gerade in dem Augenblick verkauft, als sie den Grad von Gunst beim Publicum erreicht hatte, auf welchen nur noch eine Abnahme folgen kann. Während mich der Todeskampf und das Hinscheiden meines armen Vaters in Anspruch nahm, war Herr Raymond, nachdem er seinen Nachfolger eingeführt hatte, in die Touraine abgereis't, wo er sich von seinen Mühen zu erholen gedachte; ich hatte von ihm nur eine kleine Botschaft erhalten, daß er sich nicht getraute, mich von den traurigen Pflichten, die mich an das Bette meines Vaters fesselten, abrufen zu lassen, und daß er also zu seinem Leidwesen abreisen müsse, ohne mich noch einmal gesehen zu haben; er habe mich aber seinem Nachfolger angelegentlich empfohlen.

Mit Einem Worte, ich war Herrn Raymond nichts mehr nütze, und ihm kam diese Gelegenheit, sich meiner zu entledigen, höchst erwünscht.

Mein Verhältniß zu seinem Nachfolger gestaltete sich sehr kurz und sehr einfach; es war ein kalter, vollkommen höflicher Mann, der aber, wie mir's schien, es verschmähte, trügerische Hoffnungen zu erregen, sondern gerade auf die Sache losging.

Folgendes ist ungefähr die Sprache, die er gegen mich führte:

„Lieber Herr Hay, Sie sind der beste Zögling in der Anstalt Raymond's gewesen; Ihre glänzenden Studien sind jetzt vollendet; der Tod Ihres Herrn Vaters macht Sie zum vollkommenen Herrn Ihres Schicksals. Sollten Sie es jedoch nicht angemessen finden, dieses Haus, dessen Stolz Sie gewesen sind, sogleich zu verlassen, so wird es mir sehr angenehm sein, die Achtung, die ich gegen Sie als einen der glänzendsten Zöglinge der Universität empfinde, dadurch an den Tag legen zu können, daß ich Ihnen noch für vierzehn Tage einen Platz im Hause des Schlaf- und Speisezimmers anbiete. Von da an, lieber Herr Hay, sein Sie überzeugt, daß meine Segenswünsche Sie immer auf der Laufbahn, welche Sie zu verfolgen gedenken, begleiten werden."

Bei den Worten, eine Laufbahn verfolgen, blieb ich betroffen, mit Stummheit geschlagen, versteinert stehen.

Welche Laufbahn ich verfolgen sollte, daran hatte ich in meinem Leben nicht gedacht, und Herr Raymond hatte sich begnügt, meine gegenwärtigen Kräfte auszubeuten und sich nicht im mindesten mit meiner Zukunft beschäftigt. Wozu war ich geeignet, mit meinem Kasten voll dreißig verwelkter Ehrenkränze, mit meinen 150 prächtig eingebundenen Bänden Prämien, ohne meine Eigenschaften als vortrefflicher Humanist in Rechnung zu bringen? Ich fühlte jetzt, wie sehr ich Recht gehabt hatte, mich, trotz meiner Erfolge, für sehr dumm zu halten, und ich sehnte mich bitterer als je an den Arbeitstisch meines Onkels, des armen Schneiders, zurück.

Der Nachfolger des Herrn Raymond errieth meine Verlegenheit und sagte zu mir:

„Lieber Herr Hay, nach Ihren glänzenden Studien müssen Sie nothwendig, damit dieselben fruchtbar werden, sich zuerst als Baccalaureus einschreiben lassen und hierauf den Cursus der Schule der Medicin, der Rechtsschule oder der Normalschule durchmachen, um Arzt, Advocat, Notar, Sachwalter oder Lehrer zu werden, aber um diese Curse durchzumachen, müssen Sie etwas zu leben haben und Ihre Immatriculation bezahlen können. Haben Sie zu leben? Können Sie Ihre Immatriculation bezahlen?"

„Ich habe nichts als meine Ehrenkränze, meine Bücher und das Mobiliar meines Vaters, welches aus einem Bette, einer Kommode, einem Tische und zwei Stühlen besteht."

„Das reicht nicht aus," antwortete mir der Nachfolger des Herrn Raymond mit seiner kalten, methodischen Miene, „ich hätte Ihnen gern den Vorschlag gemacht, bei mir Repetent zu werden, aber ein Lehrer, welcher der Kamerad beinahe aller Zöglinge gewesen ist, kann niemals die nöthige Autorität haben, um sie in Ordnung zu halten, zumal wenn seine natürliche Schüchternheit und, verzeihen Sie mir, daß ich es sage, sein Aeußeres unglücklicherweise nicht geeignet ist, diejenige Achtung einzuflößen, ohne welche die gehörige Subordination nicht möglich ist."

„Ich weiß nicht, wovon ich meine medicinischen oder rechtswissenschaftlichen Studien bezahlen soll, das ist wahr," rief ich immer mehr und mehr bestürzt; „meine Schüler, wenn ich deren hätte, würden mir in's Gesicht lachen, das ist ganz einfach; ich werde niemals hinreichenden Muth und hinreichende Festigkeit besitzen, um ihnen Achtung zu gebieten, das versteht sich von selbst; aber was wollen Sie nun, daß ich anfangen soll?"

„Das ist eine Frage, die ich unmöglich beantworten kann, lieber Herr Hay, ich habe das Problem Ihrer Zukunft nicht gelöst, ich habe es Ihnen nur klar vorgelegt; die künftige Lösung geht Sie an, und, wie ich die Ehre hatte, Ihnen im Anfang dieser Unterredung zu versichern, meine Segenswünsche werden Sie auf jeder Laufbahn, welche Sie einschlagen werden, begleiten."

„Aber, lieber Herr, da jede Laufbahn, die ich antreten könnte, mir durch meine Armuth verschlossen ist, warum hat man mir die Erziehung gegeben, die ich erhalten habe, was soll aus mir werden?"

„Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, lieber Herr Hay, daß ich das Problem Ihrer Zukunft nur gestellt habe, ohne mir die Lösung desselben anzumaßen, die Lösung kommt Ihnen allein zu, übrigens sein Sie überzeugt, daß meine Segenswünsche u. s. w. u. s. w."

Es war mir unmöglich, etwas Weiteres aus ihm herauszulocken.

Während der vierzehn Gnadentage, die mir der Nachfolger des Herrn Raymond so edelmüthig bewilligt hatte, blieb ich vollkommen unthätig, niedergeschlagen, abgestumpft und unfähig, einen Entschluß

zu fassen, aus dem einfachen Grunde, weil ich keinen vor mir sah, den ich hätte fassen können. Wie alle Leute, welche bei dem Gedanken, daß ein wichtiges Ereigniß herannahet, nicht die Kraft haben, einen entscheidenden Schritt zu thun, hoffte ich, daß mir der Nachfolger des Herrn Raymond jedenfalls noch weitere vierzehn Tage und dann abermals noch vierzehn Tage bewilligen würde. Ich muß gestehen, daß, wenn er sie mir bewilligt hätte, ich nach zwei oder drei Monaten auch nicht weiter gewesen sein würde. Nun hatte aber dieser würdige Mann, der sehr viel Verstand und Scharfblick hatte, diese Reflexion, wie es schien, an meiner Statt angestellt; denn am funfzehnten Tage, als es Zwölf schlug, trat er in die leere und einsame Classe, in der ich mich aus alter Gewohnheit aufhielt; denn die Schüler waren alle in die Ferien gereist, reichte mir die Hand mit einer zugleich herzlichen und förmlichen Miene und sagte zu mir:

„Ich komme, von Ihnen Abschied zu nehmen, theurer Herr Hay, sehr theurer Herr Hay!“

Ich begriff, daß hier keine Frist weiter zu erlangen war, und antwortete mit einem entsagenden Seufzer:

„Nun ja, lieber Herr, ich werde sogleich gehen, ich bitte Sie nur noch darum, mir Zeit zu lassen, einen Träger zu holen, um das Mobiliar meines verstorbenen Vaters, meine Prämienbücher und meine Ehrenkränze fortzutragen.“

„Sie haben sich also eine Wohnung genommen?“

„Nein, lieber Herr.“

„Und wohin wollen Sie denn dieses Mobiliar und diese Bücher tragen lassen?“

„Ich weiß nicht.“

„Ich nehme wirklich sehr viel Antheil an Ihnen,“ sagte der Nachfolger des Herrn Raymond zu mir. „Ob ich mir es schon zum Gesetz gemacht, niemals irgend Jemandem einen Rath zu geben; denn damit legt man sich eine zu große Verantwortlichkeit auf, will ich Ihnen doch folgenden Vorschlag thun: Ihre Prämienbücher und Ehrenkränze würden als ehrenvolle Zeugnisse und Denkmäler Ihres Fleißes in der Bibliothek der Anstalt eine gar angemessene Stelle finden, treten Sie mir sie ab. Ich übernehme auch das Mobiliar Ihres Herrn Vaters; der Portier, der an seine Stelle tritt, bedarf doch dergleichen, und wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so nehmen Sie ein meublirtes Zimmer, das ist für einen jungen Mann bequemer. Ich zahle Ihnen für Ihre Bücher 5 Franken für das Stück, das ist mehr, als Sie bei einem Antiquar bekommen; ein Tapezier aus der Nachbarschaft wird das Mobiliar abschätzen, ich werde auf diesen Saldo die Bezahlung des Leichenbegängnisses Ihres Herrn Vaters, in Bezug auf welches ich Ihnen die quittirte Rechnung einhändige, übernehmen, und der etwaige Ueberschuß soll später zu Ihrer Verfügung stehen.“

Zwei Stunden nachher verließ ich das Haus des Nachfolgers des Herrn Raymond, mit einem Bündel unter dem Arme und 720 Franken in der Tasche.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

's Puffer-Wawerl.

(Fortsetzung aus Nr. 119.)

Alle Sorge verwendete Hansmichel jetzt auf die Erweiterung seiner Oekonomie, und wie er diese gehoben hatte, haben wir Eingangs erwähnt. Er hatte nun einmal dem Vater mit Hand und Mund gelobt, nicht von dem Puffergute zu gehen, und so blieb er, mit den Jahren gewöhnte er sich auch an die, durch sein Gewerbe bedungene Abgeschiedenheit von seinen Mitbauern, dabei nahm aber auch sein Stolz und die Bitterkeit in seinem Innern nicht ab. Dieses hatte seine Familie jedoch kaum zu empfinden; gegen diese war er zwar ein etwas strenger, doch guter Mann und Vater. Er hatte die Tochter eines armen Kleinhäuslers aus dem Gebirge geheirathet, ein schlichtes, braves, dabei auch hübsches Mädchen. Er lebte mit ihr glücklich und zufrieden, aber er wurde bald Witwer. Von sechs Kindern, die ihm geboren wurden, blieben drei am Leben, ein Sohn und zwei Töchter. Die Mutter war gestorben, als das Jüngste vier Jahre alt war. Dieses war die Wawerl, ein gar schönes und liebes Kind; es war der Liebling des Vaters; es durfte nur seine Hand nehmen und mit der ihrigen ihm über die Stirne und Wange streichen und sagen: „Schaut der Vader doch nicht gar so trutzi drein,“ so mußte er gleich wieder lächeln, die Falten waren von der Stirne verschwunden, und wenn er dann das Kind küßte, so sagte er wol meistens: „Laß nur geh'n, Wawerl, für Dich wird's schon noch á mahl recht werden,“ und auf längere Zeit war er dann wieder heiter, und wenn er in seinem Wirken und Treiben emsig und thätig war und seinen Reichthum von Jahr zu Jahr wachsen sah, schmunzelte er vor sich hin: „Alles für die Kloan! die sol's noch á mal recht gut habn.“

Er heirathete nicht wieder, der Kleinen zu Liebe; sein Sohn, der Christian, studirte in Wien, der Bursche hatte Talente, guten Willen und reichliche Unterstützung von Hause, der sollte nicht mit Hand und Wort verhalten werden. Das zu sein, was Vater und Großvater gewesen, der brachte es schon zu Etwas, das war er überzeugt; die ältere Tochter, die Annamarie, aber hatte den Wasenmeister von Oberwalsen geheirathet. Diese, einfach und schlicht, wie die Mutter gewesen, war mit ihrem Schicksale zufrieden; sie fand auch gar nichts Drückendes in ihrer Stellung, sie war überglücklich, wenn nur keine Kuh galt blieb, wenn ihr der Fuchs nicht in den Hühnerhof gerieth, und wenn es im Herbste viel und guten Most gab — nun, nach ihren Anforderungen war sie denn auch glücklich.

Ihr Mann war fleißig und brav, hatte ebenfalls ein schönes Anwesen und konnte, durch die Mitgift unterstützt und von dem Schwiegervater berathen, seine Oekonomie bedeutend vergrößern.

's Wawerl war also noch allein zu Hause und ihr die ganze Liebe und Sorge des Vaters zugewendet. Sie war aber auch eine recht liebe kleine Schmeichelkatze. Er ging jetzt sehr selten des Nachmittags nach der Stadt ins Wirthshaus, er fühlte sich zu Hause, in der Gesellschaft der Kleinen, weit angenehmer als dort unter den Leuten, die sich gern ein paar Seidel Wein von ihm bezahlen ließen und ihm dafür viel von seinem ungewöhnlichen Verstande und von seinem Vermögen, mit dem er manchen Rittergutsbesitzer auslachen könnte, vorschwatzten. Dieses schmeichelte ihm zwar, aber er dachte, die Leute meinen es doch nicht ehrlich, sie sind nur etwas pfiffiger, als die Bauern draußen, und zeigen sich über Vorurtheile erhaben, wo es ihnen Nutzen bringet; er hatte auch einige Erfahrungen gemacht, daß seine Meinung eine richtige sei, und so, hatte er auswärts keine Geschäfte, blieb er zu Hause, bemüht, sein Vermögen zu vergrößern; denn dieses lag in seinen Plänen für die Zukunft, und besorgt, sein Wawerl über den Stand, in dem sie geboren war, auszubilden; denn dieses gehörte wieder zu seinen Plänen.

Anfangs hatte er sie in die Dorfschule geschickt, aber da sie eines Tages weinend nach Hause kam und erzählte, die Kinder neben ihr hätten zum Herrn Lehrer gesagt, sie wollten nicht neben der Pufferdirn sitzen — das hatten die Kinder von den Aeltern, ihnen selbst wäre wol derlei nicht eingefallen — da wurde er recht zornig, schimpfte auf das dumme Volk und sagte: „Die Puffer-Dirn soll noch ein Mal stolz auf die einfältigen Bauernmenscher herabblicken.“ Am andern Tage sprach er mit dem Herrn Lehrer, und dieser fand keinen vernünftigen Grund, die harten Thaler des Puffer's in den Wind zu schlagen, sondern kam recht gerne herauf, um der Kleinen das Lesen, Schreiben und Rechnen zu lehren, endlich ließ Hansmichel auch ein Klavier aus der Stadt bringen, und's Wawerl mußte vom Schulmeister das Klavierschlagen lernen, außerdem gab er ihr allerlei Bücher zu lesen, mit Einem Worte, sie sollte eine ganz andere Bildung erhalten als die Bauerndirnen. Es wurde darüber in der Pfarre viel gesprochen und gespöttelt, aber das war ihm eben recht. Sein Stolz und seine Anmaßungen wuchsen mit der Zunahme seines Vermögens und den Fortschritten seiner Wawerl.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Hansmichel ein braver, theilnehmender Nachbarbauer gewesen wäre, aber der aus der Bauergilde als „unehrlich“ ausgeschiedene Puffer wurde anmaßend, stolz und zurückschreckend.

Wawerl war siebzehn oder achtzehn Jahre alt geworden, sie spielte Klavier und las Romane; aber sie nahm sich auch des Hauswesens an — war sie doch die eigentliche Hausfrau — und sie hatte selbst recht viele Freude damit, obwol sie nicht dafür gebildet war, wie ihr der Vater betheuerte, und sie auch Geld genug hatte, wie ihr ebenfalls der Vater betheuerte.

Dabei war sie auch recht lieb und gut, das sagten die Dienstleute, und sehr hübsch, dieses betheuerten die jungen Bauerburschen der ganzen Umgegend; „'s is dert schad, daß's á Puffertochter is,“ sagten Alle wie aus Einem Munde.

Die siebzehn oder achtzehn sind bei den Mädchen ganz eigene Jahre. Bis hieher war Wawerl mit den Verhältnissen, in denen sie lebte, ganz zufrieden gewesen. Doch jetzt wurde es anders. Es fing an, ihr im Hause langweilig zu werden, das Gespräch mit dem Vater war doch fast täglich dieselben Gegenstände berührend, andern Umgang hatte sie keinen; denn wer wäre auf den Pufferhof gekommen, welche Dirne wäre der Pufferdirne Kamerädin geworden, und doch schien ihr gerade eine solche zu fehlen. Sie war jetzt öfter traurig und verstimmt, das Lesen ihrer schönsten Geschichten genügte ihr nicht mehr, war ja doch Alles nur Erfindung, was sie da las, sie hätte gerne wie die Andern gelebt, ja die Andern hatten es viel schöner und lustiger, nur sie stand da allein und vereinsamt in der Gemeinde, sie hätte gerne alle Bücher und das Klavier dazu in's Feuer geworfen und wäre mit den Andern in's „Spinnen“ oder „Rübenschälen“ gegangen. Ach, das sind so heitere und gesellige Zusammenkünfte! Da kommen die Bueben und Dirnen aus der Gegend in Einem Hause zusammen. Es ist in der Abendzeit der Tage des Novembers. Die Bursche sitzen um den Tisch und schälen die weißen, vor Kurzem ausgenommenen Rüben, die Dirnen sitzen auf den an der Wand hinlaufenden Bänken und hächeln die Geschälten; im Vorhause stehen große Tonnen; in diese kommen die blendend weißen, fein gehächelten Rüben, jede Lage wird mit Salz bestreut, und ist die Tonne voll, sind die Lagen festgestampft, so werden Bretter darauf gelegt und diese mit Steinen beschwert und der Gährungsprozeß abgewartet. Das Zusammenkommen der jungen Leute in's „Rübenschälen“ ist eine Art Thé dansant, nur daß dabei etwas gearbeitet wird; denn ist die Arbeit gethan, so wird Käse, Brot und Most aufgetischt, ein Mann mit einer Geige oder Zither erscheint, und dieser spielt munter seine Ländler herunter, wozu dann die Bursche, welche geschält, und die Dirnen, welche gehächelt haben, in der Stube herum tanzen, springen und singen, es ist ein gar fröhliches Leben, bis zum lichten Morgen. Dieser volksthümliche Thé dansant macht die Runde von Haus zu Haus.

Später dann, zur Winterszeit, kommen die Dirnen auch wieder in das eine oder das andere Haus in's „Spinnen“ zusammen, und mit vorgerücktem Abend, wenn das Dreschen beendet ist, die Pferde und Ochsen ihr Futter bekommen haben und sonstige häusliche Verrichtungen gethan sind, treffen die Bursche ein, und während die Mädchen im Kreise sitzen und fleißig ihr Fädchen drehen und mit angenetzten Fingern den aufgesteckten Hanf zum feinen Faden zupfen, werden Geschichten erzählet, auch heimische Weisen gesungen und gejodelt. Endlich schlägt die Feierabendstunde, von Allen schon sehnlichst erwartet, der Eine langt von dem hohen Wandkasten die Zither herab, der Landler ertönt, im Nu sind Spinnräder, Tische und Bänke zur Seite geschoben, und jubelnd dreht man sich wieder im Kreise herum.

Von allen diesen Dingen wußte 's Wawerl nur vom Hörensagen. Des Puffer's Tochter wurde nicht eingeladen, nicht zum „Rübenschälen“, nicht zum „Federschließen“ noch „in's Spinnen“, noch zu sonst einer Lustbarkeit. Bei ihr zu Hause ging es recht einförmig, unlustig zu. Da saßen die Knechte und Dirnen im Dienst und Lohn des Vaters beisammen und thaten ihre Schuldigkeit; da gab es aber keinen Gesang und keinen Tanz — und wenn die Arbeit gethan war, so ging man zu Bette.

Wawerl war aber achtzehn Jahre alt geworden, sie wäre so gerne fröhlich gewesen. Dem Vater sagte sie nichts, aber bei sich selbst dachte sie oft: „Wäre der Vater doch nicht der Puffer!“

Der Sohn des Maier's in der Than war auf Urlaub nach Hause gekommen. Er war ein schöner, schlanker Bursche; man hatte ihn auch deshalb vor fünf Jahren, als er abgestellt worden, nicht zum Regiment, welches im Kreise seinen Werbbezirk hat, sondern zu den Chevauxlegers geschrieben. Franz war

nicht dumm, konnte von der Schule her gut lesen und schreiben, hatte den Dienst bald weg und war bereits zum Korporal avancirt. Als er Sonntags das erste Mal zur Kirche ging, in seiner geraden militairischen Haltung, die weiße Soldatenmütze etwas schief aufgesetzt, das weiße Kollet, mit dem kirschrothen Kragen und Aufschlag, sauber ausgebürstet und dem Körper anpassend wie angegossen, mit den lederbesetzten Reithosen, die klirrenden Sporen an den Stiefeln, und als er mit einigen Kameraden aus alter Zeit auf dem Platze vor der Kirche stand, um die zum Gottesdienste gehenden Dirnen an sich vorbeipassiren zu lassen, und diese mit keckem Blicke, wobei er zeitweise seinen mächtigen, schwarzen Schnurrbart mit den Fingern aufwichste, beguckte, da wurden die Dirnen roth und trippelten kichernd, sich zu Zwei und Drei aneinanderhaltend an ihm vorbei, konnten es aber dabei nicht unterlassen, das breite Hutband, welches, nicht um diesen auf dem Kopfe festzuhalten, sondern, bis auf die Brust herabflatternd, nur als Zierde dient, über das eine Auge zu ziehen, um nebenvorbei nach dem hübschen Franz zu schielen.

Der Cavallerist lachte darüber, und sein ganzes Benehmen sagte: „Es ist kein Zweifel, daß ich meinen Kameraden da neben mir, mit ihren krummen Füßen, in den bockledernen Stiefeln, mit den hohen Schultern, in dem schlotternden Schamper und mit den glattrasirten Gesichtern unter den hohen Gupfhüten, die bis auf die Nase hineinsinken, bei den Dirnen den Rang ablaufe.“ Er mochte nicht unrecht haben, wenigstens schwätzten die Dirnen heute mehr in der Kirche, als sie beteten, und das ganze Geschwätz drehte sich um nichts Anders, als: „wie doch der Franz vom Maier in der Than bildsauber geworden ist.“

Aber dasselbe dachte auch Eine, die an der Kirchenthüre stand. Es war 's Wawerl. Auch sie war an der Truppe junger Bursche, deren Mittelpunkt der Cavallerist abgegeben, vorbeigeschritten — alleine; denn sie hatte keine „Kamerädin“, die mit ihr zur Kirche ging. Auch sie war bis unter die Haare hinauf roth geworden, als sie den Blick des kühnen Reiters bemerkte, ohne jedoch kokett das Hutband vorzuziehen, und sie war noch mehr erröthet, als sie die ziemlich laut ausgesprochene Frage vernahm: „Was ist denn das für ein bildhübsches Mädel!“ der Cavallerist war bemüht, sich des Jargons seines Vaterlandes zu entschlagen und zu zeigen, wie er gar hochdeutsch seine Worte zu setzen verstünde; er war ja mit dem Regimente in Böhmen, Mähren und in Wien gelegen; aber sie wurde wieder blaß und vermeinte, fast in die Erde versinken zu müssen, als sie auch hörte, wie der eine der Bursche zur Antwort gab: „'s is Puffer-Wawerl!“ Es lag so viel Demüthigendes in diesen Worten, und daß sie gerade zu dem hübschen Mann, mit dem muthigen Blicke, mit dem schwarzen Schnurrbarte, mit dieser schönen, edlen Haltung — stand er doch wie ein Cavalier unter den Andern — gesagt wurden. Das war es, was sie zittern machte, sie wankte mehr, als sie ging, der Kirche zu. Heute konnte sie nicht beten, und nur mit vieler Ueberwindung gelang es ihr, den Blick nicht dorthin zu wenden, wo er jetzt stand.

Er dagegen that sich keinen Zwang an, sondern sah stets der Kirchthüre zu, ohne die Drohblicke des Herrn Pfarrers zu beachten, die dieser auf den unruhigen Kirchenbesucher zu werfen nicht sparte.

Als der Gottesdienst beendet war, beeilte sich Wawerl, fortzukommen, nicht als ob sie nicht gerne noch einmal dem Blicke des Cavalleristen begegnet wäre; aber eine innere Stimme, jene gewisse zarte Regung der Weiblichkeit, hieß sie demselben ausweichen; doch als sie, mit Gedanken eigener Art beschäftigt, rasch den Feldweg verfolgte, der durch des Vaters Besitzung dem Hofe zuführte, vernahm sie hinter sich Schritte, es waren männlich feste Schritte und klirrende dazu, es schoß ihr in die Glieder, es zwang sie, langsamer zu gehen, und doch rief es in ihrem Innern: „Lauf! Wawerl! lauf, was d' magst!“ Doch eben, weil sie diesem Zurufe zu gehorchen nicht vermochte, kamen die spornklirrenden Schritte immer näher, plötzlich war Franz, der Chevauxleger, an ihrer Seite.

„Heißt das Laufen!“ fragte er, „kaum daß ich zu Athem komme; wir Cavalleristen sind gar schlechte Fußgänger.“

„Und wie konnt' es Euch einfallen, mit mir in die Welt z'geh'n,“ erwiderte Wawerl. Sie bemühte sich, mit dem in gespreiztem Hochdeutsch redenden Cavalleristen in derselben Weise zu sprechen, so wie sie beiläufig von dem Schulmeister das Lesen gelernt, und sie in ihren Büchern getroffen hatte, aber es gelang ihr nicht besonders gut; es kam ihr stets der eine oder andere Ausdruck der ihr eigenen Sprache dazwischen.

„Euch einfallen?“ sagte Franz, „geh, Wawerl, red nöt so, bei uns zu Land sagen die Burschen und Dirnen Du zu einand.“

„Mocht' sich nicht ziemen,“ sagte das Mädchen. Sie erröthete in dem Gedanken: „des Puffers Tochter zu einem Cavalleristen,“ doch sprach sie diesen Gedanken nicht mit Worten aus.

„Und z'weg'n wö nöt,“ rief er, jetzt ebenfalls aus seiner mühsam angenommenen Sprachweise fallend, „sind wir nicht Nachbarskinder? — Oder kennst mich nimmer? 'n Franzl — 'n Maier in der Than sein Sohn?“

„Kennen thät i Dich gleichwöl,“ erwiderte sie, „hast aber sist á nichts mit mir g'redt.“

„Hm! — damals!“ sagte er etwas verlegen, „damals war ich just so á dummer Bue, wie die andern; aber i hab in der Welt draußen allerhand g'seh'n und g'lernt, und jetzt seh' ich, daß d' Wawerl á bildsauders Dirndal word'n is.“

Er verstand es, seinen Worten einen ganz eigenthümlichen Ausdruck zu geben. Wawerl konnte sich nicht enthalten, einen Seitenblick auf den neben ihr Herschreitenden zu wagen. Sie begegnete seinem Blicke. So martialisch der schwarze Schnurrbart aussah, so war das Lächeln unter diesem doch ein recht freundliches, und das blaue Auge sagte noch mehr als dieses. Erröthend wendete sie den Blick wieder von ihm ab, vor sich auf den Feldweg hin.

Sie waren jetzt aber auch eben dem Pufferhofe ziemlich nahe gekommen. Wawerl blieb stehen, die Worte sagend: „I bin dá hoam!“

„Das heißt, ich soll mich scheren?“ sagte der Cavallerist lächelnd, „no, ich will á geh'n; aber gelt, Wawerl, Du weichst mir nöt aus, wann's sich grad wieder trifft, daß wir uns gegnen?“

„Wie's halt kommt!“ sagte sie und eilte flüchtigen Fußes über den grünen Anger hin, dem Hause zu.

Franz stand und blickte ihr nach. Als sie dem Hause ganz nahe gekommen war, erhob sich ein furchtbares Gebelle und Geheule; es waren die Hunde, welche, theils an der Kette, theils in den Käfichen längs des Gebäudes hin eingesperrt, ihre Freudenbezeigungen über ihre Heimkehr laut vernehmen ließen. Sein Blick fiel aber dabei auch auf einen vierräderigen Karren, mit einer übergeworfenen Strohdecke, unter welcher vier Füße hervorguckten. Der Cavallerist erkannte diese, trotz der Entfernung, sogleich als Pferdefüße, und während einer raschen Umwendung brummte er in den Schnurrbart: „Wann's dert nöt's Puffers Dirn woar!“

Er ging in Gedanken versunken dem Dorfe zu, und diese verließen ihn auch heute den ganzen Tag über nicht, so daß ihn der Vater auszankte und meinte: „So is mit d'n Buebn'n, g'erscht flennen und rehr'n's, wann's bei der Stellung g'halten werd'n, und äst, wann's a paar Jaheln das wilde Soldatenleb'n mitg'macht hab'n, garaus, wann's á Charg' word'n soan, is ihnen dahoamt z'langweilig.“ Franz aber meinte entgegen, er bleibe gern dahrim und möchte recht gerne den Helm mit dem Gupfhut, das Kollet mit dem Schamper und den Säbel mit dem Dreschflegel vertauschen, dabei hatte er aber noch seine eigenen Gedanken, die er jedoch für sich behielt.

Abends ging er zum Krauzwirth, am äußersten Ende des Dorfes, hiehin hatten sich die Bursche, seine alten Kameraden, mit ihm zusammenbestellt, er hatte sein Wort gegeben, und dieses mußte er halten, aber so lustig und gut aufgelegt, als sie ihn seinem Benehmen von heute Morgen nach vermutheten, war er durchaus nicht, und während die Anderen sangen und jodelten, überließ er sich zeitweise einem Vorsichhinsinnen; dieses bemerkten die Ueberlauten, doch ohne etwas zu sagen; als aber der Most ein wenig zu Kopfe stieg, machte Einer lachend die Bemerkung: „Hanz, Bued'n, schaut's 'n Franzl an, dem hat's 's Puffers Wawerl anthan!“

Der Cavallerist fuhr ein wenig in die Höhe, aber er mochte wol das Unpassende fühlen, einer solchen Scherzrede wegen einen Streit anzufangen, und die beiden Enden seines mächtigen Schnurrbarts über die Mittelfinger wickelnd, sagte er: „Halt's Maul, Talpatsch.“

Aber 's Puffer-Wawerl hatte ihm's richtig angethan. So oft es nur anging, kam er in die Nähe des Hofes, betrat er selbst das Haus. Einmal ging er hin der Ziegelbrennerei wegen. Auf der Besitzung des Maiers in der Than gab es ebenfalls guten Lehmboden, und Franzl, der durch seine mehrjährige Entfernung vom Vaterlande auch dessen Hauptgrundsatz: „'s hat mein Vater auch keine Ziegelbrennerei g'hobt,“ vergessen zu haben schien, wollte eine solche anlegen. Ein ander Mal ging er hinauf, um den erfahrenen Hansmichel zu fragen, welches denn doch die beste Zeit zum Abtödten der Bienen sei. Und immer wieder hatte er Etwas anzusehen oder zu fragen. Dadurch geschah es aber auch, daß er mit dem Hansmichel immer besser bekannt wurde. Dieser konnte ihn bald ganz wohl leiden. Es ist nicht wahr, daß man sich an eine völlige Abgeschiedenheit von Seinesgleichen jemals gänzlich gewöhnt. Der Mensch gehört nun einmal zu dem Geschlechte der Gesellschaftsthiere, er bedarf Jemandes, um mit ihm zu plaudern, ihm seine Ansichten über Dies und Jenes mitzutheilen, selbst um mit ihm ein wenig zu disputiren, für Alles dieses fand Hansmichel seinen Mann an dem Cavalleristen, der überdies noch während seines Soldatenlebens alle Vorurtheile abgelegt zu haben schien. Die Beiden saßen in der Abendzeit recht oft beisammen und dampften Eins zusammen aus ihren kurzen Pfeifchen, hier zu Lande Nasenwärmer genannt, und leerten dabei unter eifrigem Gespräche manchen Krug guten, alten Apfelmostes aus des Puffers Keller.

Hansmichel war ein grundgescheidter Mann, aber er hatte sich in seinen „Leitfaden für praktische Oekonomen“ und in „Störk's Handbuch für Landärzte“ zu sehr hineinstudiet, er übersah Das, was ihn zunächst anging, wenigstens längere Zeit; endlich fiel es ihm doch auf, daß, wenn die Tochter 'n Maier in der Than sein Sohn vor's Haus hinausleuchtete, sie länger außen blieb, als es wol nothwendig war, ja da bemerkte er auch, wie sie ihr Auge zu Boden schlug, wenn sie zurückkehrte, und seinem fragenden Blicke auswich. — — „Hör! Wawerl,“ sagte er ein Mal — „mit dem Franzl is nichts. Das Sponseln und Karessiren leid ich nöt, und von einer Heirath kann kein' Red' sein. Du weißt warum. Und so — no, i will ihm's selber sagen.“

Und er sprach mit Burschen. Dieser blieb auch wirklich vom Pufferhofe weg. Wawerl weinte sich die Augen roth. Der Vater meinte vor sich hin: „Das gibt sich schon, mit ihr habe ich etwas ganz Anderes im Sinn. Die dummen Bauern würden sie doch stets über die Achsel anschauen. Sie ist gescheut genug — und auch noch jung. Ein paar Jahre, so lang werke ich noch, dann gebe ich Haus und Hof und Alles dem z' Oberwalsen, so bleibt's Anwesen bei der Freundschaft, und ich gehe mit'n Wawerl nach Wien zu mein Sohn. Der wird Professor, wir kleiden uns städtisch, kein Mensch weiß was vom Puffer, und 's Wawerl kann mit ihrem Geld unter den Stadtherren wählen, an jeden Finger von ihr hängen sich zehne an.“ So calculirte Hansmichel. Franzl blieb weg! 's Wawerl hörte aber doch auf zu weinen.

2.

Ja, der Franzl blieb weg vom Pufferhof, das war richtig, aber mit'n Wawerl kam er doch zusammen; deswegen hatte diese aber auch zu weinen aufgehört.

Die verbotenen Früchte schmecken am süßesten, das ist eine alte Geschichte; bewährte sich auch jetzt wieder bei den Zusammenkünften der beiden Liebesleute. War ihm das Mädel immer gar schön und lieb erschienen, so jetzt um so viel schöner und lieblicher, wenn es zur Nachtzeit, als der Vater bereits zu Bette gegangen war, auf den Anger heraus trat und in seine Arme eilte. Er stand immer schon im Schatten des Thorflügels, der zum Wagenschuppen führte, auf der Passe; die Hunde kannten ihn gut und verriethen durch keinen Laut sein Heranschleichen, und dann, wenn sich die Beiden eine Weile gehalſ't und geherzt hatten, setzten sie sich auf dem hier stehenden Karren nieder. So ominös ihm dieser damals, als er sie das erste Mal von der Kirche heimbegleitet hatte, vorkam, so wenig störte ihn jetzt dessen Bestimmung im zärtlichen Gekose und Geplauder mit seiner Liebsten, und wenn sie so Hand in Hand dicht neben einander saßen, sie den Kopf an seine Brust

gelehnt, da vergaß er seinen Vater, ihren Vater, den Puffer, alle Welt, und das Stündchen, welches zu solchen Zusammenkünften bestimmt war, verfloß gar schnell. Und was flüsterten sie denn da zusammen? Ach, gar viel! Haben sich denn zwei Liebende nicht stets gar Manches zu sagen? Lag denn nicht die Zukunft vor ihnen, für die sie ihre Pläne zu schmieden hatten? Kam es für ihn wieder zum Einrücken, so wollte er allwöchentlich schreiben, aber sich auch alle Mühe geben, seinen Abschied zu erhalten, er hoffte wol Mittel und Wege zu finden — nun, die Mittel hatte er ja: ein eigenes Vermögen von der Mutter her, über das er nach Belieben schalten konnte; und die Wege sind durch solche Mittel auch leicht wegsam zu machen, das wußte er wohl. Dann wollte er herzhaft mit seinem Vater sprechen und sich irgend wo ankaufen, in Böhmen oder Mähren, was war ihm am Vaterlande gelegen, ohne sein Wawerl, und der Hansmichel wird dann wol auch seine Einwilligung geben, meinte er — wie sanguinisch sind doch stets Liebende bei dem Aufbau der Luftschlösser! — Bei solchen Besprechungen meinte dann wol bisweilen das Wawerl, ob er sie denn wirklich recht lieb habe, und ob diese Liebe fortbestehen werde — da schloß er den zärtlich fragenden Mund stets mit Küssen. Ach wie lieb hatte sie ihn! Sonst wär sie gewiß nicht jede Nacht auf den Anger heraus gekommen, es begann doch bereits recht frostig zu werden; ein paar Mal war sogar schon ein feiner Schnee gefallen.

Aber es war wirklich Winter, ein recht strenger Winter geworden, wie er sich gern in unserer Gegend, so nahe den Hochgebirgen, einstellt. Diese hatten ihre Schneedecken erhalten, welche sie vor dem Spätlenz nicht mehr abzustreifen pflegen, alle Felder lagen in jenem schimmernden Weiß, das an und für sich zwar schön anzusehen ist, aber frostige Nächte zur Begleitung hat. Gewöhnlich pfeift auch ein recht schneidender Wind vom Hochfensengebirge herüber, und doch kam Wawerl auf den Anger heraus; freilich fror sie oft recht tüchtig, obwol sie in seinen Armen lag, obwol ihr Inneres noch so liebeswarm war wie zur Sommers- und zur Herbstzeit; aber in ihr Kämmerlein ließ sie ihn doch nicht ein, so sehr er auch oft bat, so triftige Vorstellungen er in Betreff ihrer dem Nachtfroste ausgesetzten Gesundheit machte — ja selbst nicht in den nahen Kuhstall trat sie mit ihm, wo es anmuthig warm gewesen wäre; schien es ihr doch weniger Unrecht, mit ihrem Liebsten unter schneehellem Nachthimmel zusammenzutreffen.

Der Winter bringt seine Vergnügungen mit. Der Carneval läßt die Säle und Tanzböden hell erleuchten, stimmt die Geigen, läßt Schmuck und bunte Kleider hervorsuchen. So in der großen Stadt, so im kleinsten Dorfe.

„Morgen kann ich nicht heraufkommen," sagte Franz eines Abends bei dem letzten Kusse, „'s ist Tanz beim Kranzwirth, alle Burschen sind da, bleib' ich aus, so würden's was z'reden had'n."

„Du gehst zum Tanz, ohne meiner?" fragte Wawerl mit einem sanften Vorwurfe.

„Ich hab' Dir's schon g'sagt, ich kann nicht wegbleiben," erwiderte er.

„Gehst selb'a gern hin," maulte sie, „ich komm' zu keinen Tanz, war noch bei keinen, verlang mir 's aber á nöt, garaus ohne Deiner."

„Blieb selber gern weg," sagte er etwas verlegen.

„So thue's — stell Dich beim Tag krank — auf d' Nacht kommst her, ja das thuest, wann's d' mich wirklich gern hast," sagte sie, mit Bestimmtheit seine Liebe auf die Probe stellend.

„'s geht derf nöt an," sagte er. Sie entwand sich seinem Arm, er aber umschlang sie auf's Neue und sagte wie hingeworfen: „Weißt D' was, Wawerl, geh mit zum Kranzwirth."

„Du treibst noch Dein G'spoaß?" sagte sie wirklich böse.

„Nichts G'spoaß, mein Ernst is," rief er, wie durch einen guten Einfall plötzlich erfreut. „Dein Vater fahrt Morgen nach Oberwalsen und bleibt drei Tage aus, hast D' g'sagt; den haben wir also nöt z' fürchten, und 'n Andern woll'n wir schon an Daum auf's Aug drahen."

Das Mädchen sah den Burschen fragend an; er aber fuhr fort: „Der Blümelhuber Sepp und sein Annemie, der Weinzierl Cheistl und d' Wörgartner Lies, und noch a Drei, Viere kommen in der Maschkera, der Sepp hat mir's g'steckt, äften können wir Zwei auch dabei sein — kein Seel' erkennt uns — laß nur mich machen."

Die Hoffnung des zu erreichenden Vergnügens, Ein Mal doch auch an einem öffentlichen Tanze Antheil nehmen zu können, und dies noch dazu in Gesellschaft ihres Franz, war dem Mädchen in die Glieder gefahren, es zitterte am ganzen Körper, und wie es noch eben gefroren hatte, so glühte es jetzt vor innerer Freude, und, den trunkenen Blick auf ihren Liebsten gerichtet, fragte sie: „War's möglich? — na, na — es geht nöt!"

„Es geht!" rief er, und mit der Ueberredungskunst der Liebe und einiger ihm nicht abzustreitender Soldatenkeckheit plauderte er alle Einwürfe, alle ängstlichen Vermuthungen weg.

Heute blieben die Beiden, trotz der argen Kälte, noch ein Viertelstündchen länger als sonst beisammen, endlich rief er fröhlich: „Laß nur mich machen!" drückte ihr noch einen Kuß auf die frischen Lippen und rannte, was er konnte, den Feldweg hinab, dem Hofe des Maiers in der Thau zu.

Wawerl schlüpfte in ihre Kammer und huschte in ihr warmes Bett, aber sie konnte diese Nacht nicht schlafen.

Am andern Morgen, gleich nach Tagesanbruch, setzte sich der Hansmichel auf sein Steyrerwagerl, und während er dem Roßknechte das Leitseil aus der Hand nahm, sagte er zu der auf der andern Seite stehenden Tochter: „B'fürt di Gott, Wawerl, gib auf's Haus guet Obacht!" Er schnalzte mit der Zunge, und der muthige Schecke trabte mit dem leichten Wägelchen hinter sich lustig auf dem hartgefrorenen Boden hin.

„B'fürt Gott, Vater," hatte 's Wawerl gesagt, aber dabei den Blick zu Boden geschlagen. Sie fühlte sich nicht unbefangen und wagte es nicht, dem Vater in's Auge zu schauen.

Sonderbar! Konnte sie es doch sonst, ungeachtet ihrer nächtlichen Zusammenkünfte auf dem Anger, ebenfalls hinter dem Rücken ihres Vaters; aber „'s Gasseln und 's Fensterlgehen" halten unsere Dirndaln für koan Sünd, 's Puffer-Wawerl auch nicht; aber nächtlicher Weile das Haus verlassen, das schien ihr ein großes Unrecht, sie hatte auch eine bange Ahnung, daß das Wagniß nicht gut ablaufen werde.

Den ganzen Tag über nahm sie sich's auch fest vor, nicht zu gehen. Wäre es doch dabei geblieben! Aber Abends um die gewöhnliche Zeit — das Hausgesinde hatte sich zur Ruhe gelegt — schlich sie auf den Anger hinaus. Sie fror und zitterte am ganzen Körper, mehr wie sonst und: „Wenn der Franzl dich liebt, so ist er da und bleibt á Stund und geht äften hoam," sagte sie vor sich hin; aber in demselben Augenblick umfingen sie auch wirklich die Arme ihres Liebsten; doch dieser hatte zwei große Bündel neben sich liegen; er war schnurstracks aus der Stadt gekommen. Nun ging es an ein Bitten und Beschwören, und endlich huschte 's Wawerl, mit dem Einen Bündel im Arm, in ihre Kammer, Franz mit dem andern in den Kuhstall. —

Friedrich Wilhelm Arming.

(Schluß folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Die Bevorzugung der ausländischen Kunst.

(Fortsetzung des Artikels in Nr. 115: Die düsseldorfer Malerschule und die Kunstkritik.)

Die alte freie Reichsstadt Nürnberg war der erste Gegenstand meiner geographischen Kenntnisse, weil ich schon im dritten Lebensjahre mit einem prächtigen Thierpalaste, Arche genannt, beschenkt wurde, der seinen Ursprung nicht von Noah, sondern von Nürnberg herleitete. Und war er nicht herrlich bemalt, dieser Zwitter von Haus und Schiff, daß ich meine kindische Freude daran hatte? Auch der Inhalt, diese niedlichen Ochslein, Schäfchen und Eselein, gefiel mir sehr wohl, und hätte ich nicht bedauert, daß sie alle hölzern seien, diese Figuren, und daß sie sämmtlich nichts sagen konnten, so wäre ich ganz entzückt darüber gewesen. So dumme, hölzerne Thiere in einem so eleganten Kästchen! Derselbe Aerger, dasselbe Bedauern tauchte nach langen Jahren stets wieder auf, wenn ich die kölnische Ausstellung und die belgischen Bilder besah; seit fünf Jahren glaubte ich immer diese Bilder mit jenen hübschen, aber hölzernen, nichtssagenden nürnberger Figuren vergleichen zu können. Jetzt aber, nachdem ich die neueste Ausstellung zu Köln gesehen, bin ich eines Bessern belehrt; denn diese letzte Kunstschau ist durchaus unvergleichlich. Die nürnberger Waare wird von erwachsenen Menschen verfertigt, die Kinder zu amusiren. Die neuen belgischen Bilder sehen dagegen aus, als wären sie von Kindern gemacht, um Erwachsene zu amusiren. Das ist ein gewaltiger Unterschied!

Seit acht Jahren besteht die Ausstellung des Kunstvereins zu Köln, die erste und beinahe einzige, welche uns Deutschen Gelegenheit gab, die Kunstblüthen unserer deutschen Nachbarn kennen zu lernen! Wir guten Söhne Michel Teut's waren so gastfrei, so freundlich und brüderlich, wir begnügten uns nicht, den fremden Nachbarn mit Kratzfüßen entgegen zu kommen — Gott bewahre! wir ließen Generalmarsch schlagen und alle Spießbürger zusammentrommeln, um die Gäste dann mit Trompetentusch und Hurrah zu empfangen. Und nachdem wir sie in Augenschein genommen, die geputzten Ankömmlinge, sorgten wir für ein glänzendes Unterkommen, indem wir unseren deutschen Brüdern die Betten unterm Leibe wegnahmen, um jene darauf ausruhen zu lassen, noch mehr, wir schlugen uns demüthig vor die Brust und seufzten: Was sind wir gegen diese!! Kein Wunder, daß jene Fremden alljährig wieder kamen, um mit prahlerischer Devotion auf's neue zu betteln, aber als dies zum öftern geschehen, schwillt Micheln nachgerade der Kamm, und er wagt es, sein Mißfallen zu äußern. Denn endlich werden wir der Bettelei überdrüssig, weil sie es so gar arg getrieben, weil sie nicht mehr als einfache, sondern als doppelte Bettler erscheinen. Nicht genug, daß die flämischen Künstler auf den Beutel des deutschen — kölnischen — Kunstvereins speculiren, nein, die ganze kölner Ausstellung ist arm am Geiste, sie b e t t e l t um I d e e n. Das fehlte noch, um die Zahl unserer Proletarier mit einer ganz neuen Sorte zu vermehren.

Zur Uebung des deutschen Scharfsinns gäbe es keine schwerere Aufgabe, als in diesen Hunderten von belgischen Bildern einen kernigen Gedanken zu entdecken. Die größte Bewunderung verdienen diese Künstler für die wirklich unbegreifliche Wahl ihres Stoffes; man sehe den Katalog an: „Blumenstück bei Mondlicht" — was hat der Maler sich hierbei gedacht? Der Mond nimmt den Blumen ihre Farbe, also bleibt von ihren Reizen nur der Duft; vielleicht findet man die Pointe erst dann, wenn man sich nach Vorschrift des Bildes ein Bouquet componirt, um dann nach den Regeln des Geruchs und der Blumensprache einen Sinn herausfinden zu können. Nächstens malt derselbe Künstler wahrscheinlich „die Sonne bei der Nacht" und entschuldigt sich à la Brennglas: „et is jrade der Moment ufgefaßt, wo die Sonne weg is." Ferner, „ein kleiner Hund soll lesen lernen" — ich möchte dem Künstler als Pendant vorschlagen, „ein großer Maler soll denken lernen;" dann „ein junges Mädchen neckt ihren Papagei," „der todte Vogel," „ein junges Mädchen ihre Blumen begießend," „das Frühstück," „Portrait des Malers," „ein Viehstück," „erste Worte der Liebe," — lauter allerliebste Sächelchen, zusammengesetzt von Leinwand, Farbe und — P i n s e l n. Wenn Ihre Novellen-Zeitung Modeberichte und specielle Angaben über den Zustand der Krämerwaaren, à la „Europa" brächte, so hätte ich am Ende den Muth, noch ein Schock derartiger Titel aus dem kölner Katalog aufzuzählen, jetzt aber fürchte ich mich vor dem guten Geschmack eines jeden Lesers. Wenden wir uns lieber rasch von obigen „Genre"-Bildern zur Historie, werden wir bei der ernsten Geschichte ernsthaft, zwingen wir uns, es zu bleiben, wenn wir die Gegenstände sehen, welche die weltberühmte belgische Malerschule zur Verewigung auserlesen. Herr Franz Gentaerts in Brüssel lieferte das Wunderbarste dieser Art unter dem Titel: „Rubens verläßt schleunigst Genua, um seine Mutter zu sehen. Bei seiner Ankunft in Antwerpen findet er sie todt. Darüber großen Schmerz empfindend, zieht er sich in die Abtei St. Michel zurück." Jetzt sehen wir also 1) Rubens Abreise von Genua, 2) seine Ankunft in Antwerpen zur Leiche seiner Mutter, 3) seine Trauer über deren Tod im Kloster — wahrscheinlich in einem Cyclus von drei Bildern? — aber das wäre so recht nach unseren einfältigen deutschen Begriffen gedacht. Der geniale Belgier zeigt uns die Sache ganz einfach: eine Klosterzelle, Rubens Figur, den Kopf in die Hand stützend, daneben ein Mönch, voilà tout! Wer wird darüber Etwas sagen können? Ist es nicht ein bedeutender historischer Moment, wenn ein Mann wie Rubens traurig dasitzt, und ein Mönch mit einem Brevier daneben steht? und würden wir Etwas dagegen einwenden, so bewiese das nur, wie wir Deutsche gar keine eigentliche Historienmalerei kennen, was die Kritik schon hundert Mal unsern Künstlern, den belgischen gegenüber, vorgeworfen hat. So dürfen wir uns auch nicht unterstehen, über folgende Titel etwas zu sagen: „Einkerkerung des Thomas Moorus in den Thurm von London" — wir erwarten eine Scene zwischen dem Kanzler und seinen Richtern, und finden einen Sheriff am Schreibtische, den Verurtheilten zur Seite und daneben eine weibliche Figur. Wollen wir mehr, so steht alles Uebrige im Katalog; dieses Bild ist von François Ange und reiht sich würdig dem folgenden von Claet in Brugges an: „Der gefangene Bildhauer Andreas von Bruges im Justizpalast, wo er an einem Gesimse arbeitet, von seiner einzigen Tochter besucht." Diesem Bilde sieht man nur an, daß jenes Local weit von der Wohnung des Gefangenen entfernt ist; denn die Tochter ist sehr müde, und darum legt der Vater seine Geräthschaften bei Seite und dient ihr zur Stütze. Viel rührender als die Scene selbst ist ein Frauenkopf, der mit seiner traurigen Miene von der Höhe des Gesimses auf Vater und Tochter herabsieht bis tief in's Herz jedes Beschauers, der sich von seinen Gefühlen gar keine Rechenschaft geben kann. Ich darf auch hier nicht weitläufiger werden, sonst könnte ich noch Vieles sagen über zwei andere Bilder von Gregoir in Antwerpen, „die h. Clothilde betet während des Krieges Tag und Nacht am Grabe des h. Martin, und „Quintin Messis, der Schmied, bestimmt sich zur Malerkunst." Wer hat etwas dagegen, wenn eine hölzerne Figur, als Heilige, bei Tage oder Nacht, im Krieg oder Frieden, am Grabe des h. Bla-

fius oder Martin betet, oder wenn ein müder Handwerksbursche in die Ecke seiner Werkstatt gelehnt dasteht, dem man es mit Hülfe des Katalogs ansehen kann, daß er Quintin Messis heißt und sich nicht blos ausruht, sondern in dieser Stellung sich auch zum Maler bestimmen will!!? Sehen Sie, lieber Leser, jetzt ein, daß Dr. Detmold's Anweisung in seiner „Kunstkennerschaft" nicht hinreicht, zu erfahren, was Historienmalerei ist?! Da müssen Sie belgische Bilder sehen, dann bekommen Sie eine Idee davon, eine Idee, die Ihnen der geistreichste Theoretiker nicht geben kann.

Die Belgomanen könnten hier entgegnen, daß die aufgezählten Malerwerke keinen Maßstab der ganzen belgischen Kunst abgeben, und daß die berühmten Meister andere Begriffe von Historienmalerei an den Tag legen. Wir wollen darauf nur entgegnen, daß die acht Jahre der kölnisch-belgischen Ausstellungen mehr und mehr bewiesen haben, wie die Flamänder den Gedanken der Technik unterordnen, also mehr Sinn für die Farbe, als für die Idee an den Tag legen. Daß ihre Koryphäen zum Theil eine Ausnahme machen, gilt für die ganze Schule keineswegs als Regel und berechtigt die Kritik gewiß nicht, dem deutschen Künstler jene Belgier zum Muster aufzustellen. Ein Matador, Herr de Keyser, hatte zur diesjährigen Ausstellung ein Bild „Graf Eberhard von Würtemberg vor Jerusalem" gesandt, das kaum acht Tage sichtbar gewesen sein soll; man vernahm alsdann, daß seine Freunde dies Kunstprodukt weggeschafft, um dem Künstler eine Blamage zu ersparen. Man sagt ferner: die kölnische Ausstellung liefert stets nur den Ausschuß, den Schund der belgischen Malerei," sie kann deshalb nicht als Norm gelten. Wenn aber alljährig einige hundert Bilder dort producirt werden, von denen der mildeste Kritiker kaum zehn erträglich finden kann, so ist das eine Norm, die ein Dutzend guter Gemälde, welche Belgiens Meister liefern, nicht umzustoßen vermag. So sind unter den diesjährigen eine Menge Landschaften, die mit heroischer Verachtung der großen Mutter Natur bald wie Malereien auf Präsentirtellern, bald wie Porzellangemälde aussehen. Nennt man das Genialität, in Darstellungen aus dem Leben das Leben und in Darstellungen aus der Natur die Natur zu verachten, nur um Farbenkünste und Farbenglanz zu zeigen?

Wir sagten im Eingange, daß wir Deutschen die Belgier auf Kosten unserer Künstler empfangen, bewirthen und bejubeln. Ersteres thut der Kunstverein zu Köln, Letzteres die deutsche Kunstkritik; jener Verein wird auch in diesem Jahre wiederum zwei Drittel fremde — belgische, holländische und französische — Bilder und nur ein Drittel deutsche Bilder kaufen, wenn schon die deutschen auch diesmal die Oberhand haben. Von holländischen Producten sind nur wenige gut, z. B. „verurtheilte Calvinisten" von ten Kate in Haag, ein Winterbild von Moerenhout und eine Sturm-Landschaft von van Deventer. Aus Frankreich kamen vier schöne Bilder von Biard, wobei ein kleines, ungemein komisches „der klassische Maler", während zwei große, „das Untersuchungsrecht auf einem Sklavenschiff" und „Schiffbrüchige von einem Hai angefallen", mehr ernster Gattung sind und ganz ihres Meisters würdig. Die übrigen Gemälde aus Paris machen auch keinen Anspruch auf Bedeutung. Warum protegirt nun ein deutscher Verein die Producte des Auslands? Wozu ein derartiger Kosmopolitismus, den die Fremden in keiner Weise erwidern? Es ist selten oder noch nie ein deutsches Gemälde in Frankreich, Belgien oder Holland gekauft worden, Referent weiß sogar aus praktischer Erfahrung, wie schwer die Vervielfältigungen deutscher Kunst in jenen Ländern Eingang finden, daß z. B. die Werke von Cornelius, Kaulbach und Lessing kaum dem Namen nach dort bekannt sind, und höchstens die religiöse Kunst von Overbeck und Steinle Anklang findet. Unter solchen Umständen ist es doppelt ungerecht, wenn der schöne Fond des Kölner Vereins alljährig größtentheils den Fremdlingen zufließt, der unsern einheimischen Malern gebührt.

Sobald wir zu diesen übergehen, werden wir mit manchem wahrhaft schönen Erzeugnisse für das fremde Schlechte entschädigt. In Köln finden wir unter Anderem viel Gutes aus München, namentlich von Petzl und Voltz (dem Thiermaler), und zwei Bilder von Jacobs in Gotha könnte man Meisterwerke nennen, litten sie nicht an einer eigenthümlichen Manier. Es ist eine „Gefangennehmung Simson's" und „Antigone am Grabe ihres Bruders", beide edel und einfach componirt, nur vielleicht zu grell gelblich in der Farbe. Vor Allen excellirt aber ein neues Bild von Hasenclever „die Schule des Hieronymus Jobs" durch seine überschwängliche Fülle echt deutschen Humors sowol als durch die ungemein treue Farbe. Das kölner Publicum, ohnehin sehr empfänglich für derbe Komik, drängt sich seit der Ankunft dieses Bildes vom Morgen bis zum Abend auf dem Saale Gürzenich in Schaaren zusammen und liefert den besten Beweis für die Vortrefflichkeit des Gemäldes. Es zeigt den Moment des Lautirens, der Lehrer ruft eben das Sch vor, und so sehen wir die maulaufsperrenden Schüler und Schülerinnen in der möglichst drolligen Situation, die noch durch alle ersinnlichen Bubenstreiche gehoben wird. Das Bild soll in den Besitz des Königs von Preußen kommen.

Bei dem Hasenclever'schen Bilde ist, wie gesagt, die Farbengebung so echt, so durchaus ohne Beimischung des übertriebenen Bunten, daß es keinem Beschauer in den Sinn kommen wird, das Colorit der flämischen Künstler vorzuziehen. In den romantischen Jahren der düsseldorfer Schule machte man ihr vielfach den Vorwurf, sie habe durchgängig einen gelblichrothen Ton in ihren Bildern, und manches jener vorigen Bilder, auch noch einige wenige der jetzigen berechtigen zu dieser Anklage. Der größere Theil unserer Künstler hat sie aber durch eifriges Studium von sich abgewälzt, und was besonders erfreulich ist, fast alle aufkeimenden Talente unterscheiden sich wesentlich im Colorit, so daß jene Manier, jener Typus, der früher alle düsseldorfer Bilder kenntlich machte, bald gänzlich verschwunden sein wird. Außerdem tauchen in ihrer Mitte mehre Kunstwerke auf, deren Färbung ein eminentes Talent bekundet, ein Talent, das den Belgiern jeden Vorrang im Colorit abschneidet. So sahen wir neulich ein Gemälde von Leutze, „englische Bilderstürmer", das außer einer lebendigen Composition so meisterhaft gemalt war, wie es in Belgien vielleicht nur de Keyser zu malen im Stande ist. Ob es erst erwähnt werden muß, daß Professor Sohn von keinem Zeitgenossen im Colorit erreicht, geschweige denn übertroffen wird? Das Portrait einer Dame von seiner Meisterhand auf der jetzigen Ausstellung findet so allgemeine Bewunderung, daß man jede höhere Potenz der Malerei bezweifelt, trotz Tizian und van Dyk. Wir würden Hildebrandt's „Othello und Desdemona" hier zunächst nennen, wäre dies Bild nicht noch unvollendet, und hätte es nicht Frau von Bacheracht in ihrem Buche „Menschen und Gegenden" mit allen Reizen einer weiblichen Feder auszuschmücken versucht.

Fast möchten wir eine ausführliche Beschreibung der neuesten Erzeugnisse der düsseldorfer Malerschule hier folgen lassen, da es uns nur wahrhaftes Vergnügen machen könnte, von dem vielen Schönen, was die Mitglieder derselben neuerdings geliefert, öffentlich Kunde zu geben. Im Interesse Ihrer Leser aber stehen wir lieber von diesem Vorsatze ab; es sind nämlich bereits viele vollständige Kritiken erschienen, namentlich hat die kölnische Zeitung eben jetzt in ihrem Feuilleton das Ausführlichste, was gesagt werden konnte, geliefert, und wir dürfen nicht erst auf diese Besprechungen hinweisen, da sie ohne Zweifel den meisten Lesern schon bekannt sind. Statt uns also eine Wiederholung zu Schulden kommen zu lassen, wollen wir die in der Ueberschrift angedeutete Tendenz dieser Zeilen in einigen Worten über das Verhältniß der Kunstkritik zur Kunst specieller verfolgen.

Was die Kritik sein soll, welchen Zweck eine jede Recension haben muß, um gut genannt zu werden, und warum überhaupt Kritiken geschrieben werden — diese Fragen sind die Themata vieler philosophischen Abhandlungen gewesen. Die Resultate blieben immer: Belehrung des Publicums und der Autoren gleichzeitig. Dieser Zweck wird aber in der Literatur viel leichter erreicht als in der Kunst; die Literatur ist jedem Kritiker zugänglich, er kann sie sich auf der lüneburger Haide und den Steppen Pommerns so gut verschaffen, wie auf den Stapelplätzen Leipzig oder Stuttgart — wenn sie nicht verboten ist, versteht sich; denn dann kann man sie bekanntlich nirgendwo haben. Und wohnen nicht viele der besten „Bücherwürmer" an kleinen Orten? Wie soll aber einem getreuen Unterthan dieser Länder eine solche überblickende Kunstschau zu Theil werden, wenn er im Lande bleibt, um sich redlich zu nähren? Wenn er nichts zu sehen bekommt, als alle paar Jahre einige Dutzend zusammengewürfelter Bilder in der „Kunstausstellung" seiner Provinzialstadt? Soll er es darum unterlassen, seiner Zeitung, die ihn als Mitarbeiter einmal engagirt, den schönen, höchstnöthigen Stoff der Kunstkritiken zu liefern? Hat er denn nicht vielleicht vor zehn Jahren einmal die berliner Kunstausstellung gesehen, oder Bayerns Hauptstadt ihn nicht schon als Studenten mit ihren Kunstschätzen entzückt? Ist er also nicht eo ipso Kunstkenner, Kunstenthusiast, warum nicht auch Kunstrichter? Und wie gar leicht ist es nicht, wie bequem, wie angenehm, dies Amt! Man braucht nicht ganze Folianten langweiliger Werke zu verschlingen, man geht ja doch zum Vergnügen zur Ausstellung, sieht sich alle schönen Sachen an und kann alsdann gleich darüber schreiben. Wo's fehlt, hilft man sich mit der Phraseologie, ergänzt mit Citaten und flickt mit Reflexionen; den Stoff liefert jedes Bild selbst, das Bindemittel sucht man in einem gewissen „poetischen Schwung", und die Parallelen lassen sich trefflich nach Lesefrüchten aus den Kritiken der Hauptstädte ziehen.

Wenn es nicht genau so getrieben würde in vielen Laboratorien des Kunstgeschmacks, wie sollten sich dann die Umstände so seltsam verketten, daß man in den Tageblättern des Jahres 1846 Berichte findet, die in den Jahrgang 1836 hineingehören? daß man die Autoren des Schönen mit einer Münze honorirt, die seit einem Decennium gar nicht mehr gangbar, längst umgeschmolzen und neu gestaltet ist?

Wenn die Trompeter auf den Zwischenposten ihren Wind nicht von dem großen Horne des Hauptquartiers entlehnten, und jeder Einzelne nicht Dasselbe weiter tutete, was jener große Herold geblasen — wo sollte alsdann der Sturm herkommen, den man über ein paar neue Erscheinungen, als z. B. die belgischen Bilder von Gallait und de Biefve, hervorgebracht? Wie würde ein Recensent in Hamburg oder Bremen auch nur auf die Idee kommen, solche Meteore in seinen Aufsätzen als Glanzpunkte hinzustellen, die er gar nicht einmal gesehen? Ein großer Theil der öffentlichen Wortführer sind umgekehrte Menzel — sie fressen die Franzosen und andere Ausländer nicht aus Haß, sondern aus Liebe, und Börne würde sie „Deutsch-Fresser" nennen müssen. Es genügt ihnen nicht, die Geißel des Wortes über vaterländische Misverhältnisse zu schwingen, sie nehmen die Parallele hinzu, nach dem richtigen, pädagogischen Grundsatze: Besserung durch Wort und Beispiel. Dabei treibt es aber ihr Eifer zu weit, ihre Wuth überstürzt sich, und sie treten Alles in den Staub, um die Nothwendigkeit einer gänzlichen Besserung nach dem Beispiele anderer Länder darzulegen. Alles ist dort willkommener, Alles hat einen höheren Grad — warum? Weil wir armen Deutschen nicht einmal eine Nationalität haben, weil unsere Politik zerstückelt ist, unsere besten Kräfte zersplittert sind — folglich kann bei uns Nichts gedeihen, was sich mit den großen Nationen um uns herum messen könnte.

Diesen Maximen der deutschen Presse haben wir es zu verdanken, daß unsere Literatur mit fremden Producten überschwemmt wird, daß unsere Buchhändler allen Jan Hagel des Auslandes übersetzen lassen, und daß die fremden Dichter in Deutschland besser bekannt sind, als in ihrem eigenen Vaterlande.

Vielleicht käme es zu solchen Resultaten auch bald mit der deutschen Kunst, wenn sie eben so von der Presse abhinge, wie die Literatur; die tonangebende Kritik würde es bald dahinbringen, hätte sie gleiche Gewalt über diese, wie über jene. Ihr Einfluß auf das Publicum hat sich längst geltend gemacht; denn das kölner Spießbürgerthum hätte nicht den Muth, acht Jahre lang seinen Actionairen des Kunstvereins schlechte belgische Bilder zu liefern, wäre nicht das öffentliche Urtheil auf ihrer Seite. Aber noch lassen sich die deutschen Künstler nicht irre machen, noch wagen sie es, Originale zu schaffen, trotz des ewigen Zurufs: „Seht die Belgier und thut desgleichen!" Hat die Kritik ein Recht, mit der Hintansetzung deutscher Werke das Publicum irre zu leiten, den Geschmack an deutschen Werken zu verleiden und die Künstler muthlos zu machen? Kann der einzige reelle Vorzug, den wir mehrfach eingeräumt, die Farbe, so entscheidend gegen alle Tugenden der deutschen Kunst in die Waagschale gelegt werden? Müssen die größten Meister Deutschlands es sich darum gefallen lassen, mit Ausländern, die ihnen nicht das Wasser reichen, nachtheilig parallelisirt zu werden?

Wir Deutschen besingen unsere Nationaleinheit gar herrlich in Liedern; an die Stelle der lächerlichen „Deutschthümelei" ist der singende, toastirende, beadressirende Enthusiasmus getreten, und gäbe es Schlachten in dem Reich der Töne, so wäre jeder Sänger ein gewaltiger Held. Die größte Kraft steckt bei uns gegenwärtig im Kehlkopf, und wie Josua mit Posaunen, so stürzen wir jetzt die feindlichen Mauern mit Gesang. Und die wir so bieder vertreten und vertheidigen, sobald sie nur in Musik gesetzt — unsere Nationalehre — wir sollten sie in dem dürren Wort, im todten Buchstaben nicht ebenso wahren? Von der That wagen wir gar nicht einmal zu reden.

Würde uns nicht der Feind aus Norden, Osten oder Westen am leichtesten überraschen, wenn er sich unser Sprüchwort zu Nutze machte:

> Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder,
> Böse Menschen haben keine Lieder! ? —

W. K.

Vor der Schmiede.

Aus den „Gedichten von A. Träger", Berlin bei J. A. Wohlgemuth.

Des Schmiedes holdes Töchterlein
Hat Augen wie zwei Edelstein;
 Halt, Rößlein, vor der Schmiede,
 Halt, Rößlein, du bist müde!

Das Roß ist heil. O sagt mir an,
Was soll der Spaß, Herr Reitersmann? —
 Das Roß ist heil, der Reiter,
 O, Meister, kann nicht weiter.

Wie's Rößlein, dem das Eisen fehlt,
Hab' ich mich schwer und lang' gequält
 Und will's Euch offen sagen:
 Ihr sollt mein Herz beschlagen.

Eu'r Töchterlein vor Jahr und Tag
Nahm wol mein Herz schon in Beschlag;
 Doch Euch will es gebühren,
 Den letzten Schlag zu führen.

Da aus dem Haus mein Dirnlein kam,
Der gute Schmied ihr Händchen nahm
 Und, ohn' sie lang zu fragen,
 Hat er frisch eingeschlagen.

Und, Rößlein, nun hinaus, hinaus!
Wie engt mich selbst des Liebchens Haus!
 In alle Weiten trabe,
 Daß Raum die Wonne habe!

Albert Träger.

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn W. in B. — Haben wir dem einen Theile Ihres Wunsches, eine Beurtheilung des uns Eingesandten zu geben, nicht entsprechen können, da Derzleichen nicht im Plane der Novellen-Zeitung liegt; so erfüllen wir dagegen mit Bereitwilligkeit den andern, indem wir einige der besten Gaben des unter Ihrer Aegide auftretenden jungen Dichters mittheilen werden.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 121.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 21. October 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Dritter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 120.)

Dreizehntes Kapitel.

Beschluß des Briefes des Leonidas Hay.



Einer der schlimmsten Uebelstände der Erziehung, die ich wie so viele Andere erhalten hatte, war, daß ich die ersten Anfangsgründe des praktischen Lebens nicht kannte, des wirklichen Lebens in der gegebenen und leider nur allzuhäufigen Lage eines Menschen, der vollständig auf seine eigenen Hülfsquellen angewiesen ist, welche Hülfsquellen sich auf eine ausgezeichnete philologische Bildung beschränken.

Ich hatte gut reden, wenn ich mit Seneca sagte: bonis externis non est confidendum — man muß sich nicht auf die äußeren Güter verlassen — ein solcher Satz ist leicht anzuwenden, aber ich besaß keinerlei äußeres Gut. Man hatte mich sorgfältig angeleitet, mich durch die Reichthümer nicht verweichlichen zu lassen, aber man hätte mir vorher Anweisung geben sollen, dergleichen zu erwerben. Wenn meine 720 Franks aufgezehrt waren, das fühlte ich deutlich, so war ich nicht im Stande, mir auch nur das Nothwendigste zu erwerben. Da ich schwächlich und nur an eine gewisse geistig-mechanische Arbeit gewöhnt war, so konnte Niemand weniger als ich zu den Arbeiten eines Lastträgers geeignet sein, was doch mein einziges Hülfsmittel gewesen sein würde, vorausgesetzt, daß sich Etwas zu tragen gefunden hätte, und daß ich, um dieses Etwas zu tragen, stark genug gewesen wäre. Ich muß auch noch Dies hinzusetzen: eine der Folgen einer solchen Erziehung ist, daß sie denjenigen, welcher sie erhalten hat, zu jeder körperlichen Arbeit untüchtig macht, sei es, daß ein thörichter Stolz ihn von derselben abhält, sei es, daß die physische Kraftlosigkeit ihn daran verhindert, sei es, daß er einen solchen Gedanken, von seiner Händearbeit zu leben, niemals ernstlich zu fassen vermag, so gänzlich tritt derselbe aus dem Kreise heraus, in welchem man ihn zu leben gewöhnt hat.

Du wirst es mir glauben, lieber Martin, meine Kenntniß der Welt war nicht glänzend. Ich hatte das Stübchen meines Vaters oder die Classe des Herrn Raymond nicht anders verlassen, als um in's College zu gehen, und auf dem Wege von der Pension in's Collége Louis le Grand blickte ich kaum um mich, beständig in meine gestrigen oder bevorstehenden Lectionen versenkt und um die Vorfälle auf der Straße wenig bekümmert. Da ich aber so unbekannt mit dem Leben und den Sitten in Paris war, wie der dickhäutigste Provinzbewohner, so kannst Du Dir meine Verlegenheit denken, als ich mich allein in dem lateinischen Quartier befand und genöthigt war, eine Wohnung zu suchen und für meine Bedürfnisse zu sorgen.

Ein gefälliger Gewürzkrämer, an den ich mich wandte, wies mich in ein bescheidenes Hôtel garni in der Straße de la Harpe, wo ich mich einrichtete. Da ich nicht wußte, wo ich meinen Schatz, meine 720 Franks verstecken sollte, damit sie mir nicht gestohlen würden, hatte ich den ziemlich glücklichen Einfall, sie in die Hände des Hauswirths niederzulegen, welcher sich der Bewahrung derselben gern unterzog.

Gerührt durch diese Herablassung von seiner Seite fühlte ich mich zugleich mit äußerstem Zutrauen zu ihm hingezogen und fragte ihn, wo ich Beschäftigung finden könnte.

Seine erste Frage, und diese ward oft gegen mich wiederholt, war diese:

„Was verstehen Sie, was haben Sie gelernt?"

Meine Antwort, welche eben so oft wiederholt wurde, war folgende:

„Ich habe den zweiten Ehrenpreis bekommen, ich verstehe sehr gut Latein und Griechisch."

„Also geben Sie griechischen und lateinischen Unterricht?" antwortete mir der Wirth sehr verständig.

„Wem?"

„Sehr würdiger junger Mann, das weiß ich nicht; Sie müssen suchen; ich beschäftige mich mit meiner Vermiethung und nicht damit, Zöglinge ausfindig zu machen."

Suchen sollte ich, das war leicht gesagt, aber wo? Konnte ich bei meinem vollständigen Mangel an Menschenkenntniß und Erziehung Dergleichen suchen, und vor allen Dingen, konnte ich Dergleichen finden? Der Rathschlag sah aus wie ein schlechter Spaß, ich konnte doch nicht dem Ersten dem Besten meine Dienste anbieten.

Ich machte gleichwol einige Versuche und wandte mich unter anderen an zwei Studenten, die meine Stubennachbarn waren. Der eine gab mir sein heiligstes Ehrenwort, mir den ersten griechischen Unterricht bei dem ersten männlichen Kinde, das ihm seine Frau Studentin gebären würde, anzuvertrauen; der andere versicherte mir, daß ihm, was die alten Sprachen anbeträfe, an seinem Pfeifenkopf und elastischer Spitze viel mehr gelegen.

Beschämt und furchtsam hatte ich nicht den Muth, es auf neue Verhöhnungen, auf ein neues Mislingen ankommen zu lassen und verfiel in eine ähnliche Apathie wie diejenige, in der ich während der 14 Gnadentage, die ich bei Herrn Raymond zugebracht hatte, hingelebt hatte.

Die 14 Tage waren mir unendlich vorgekommen. Ebenso glaubte ich, daß meine 720 Franks niemals zu Ende gehen würden, eine Täuschung, welche unglücklicherweise durch die Vorsicht, welche ich angewandt hatte, meinen Hauswirth zu bitten, sich von der Summe, die ich in seine Hände niedergelegt hatte, in Bezug auf meine Wohnung bezahlt zu machen, genährt wurde. Dieses kindliche Vertrauen, welches im lateinischen Quartier selten ist, rührte den edlen Mann so sehr, daß er mich auf meine Kosten und Gefahr viel zu gut leben ließ.

Es ist unmöglich, sagte ich zu mir selbst, daß einer, der den zweiten Ehrenpreis bekommen hat, und der mehr als 30 Mal gekrönt worden ist, vor Hunger und Elend umkomme. Wie soll ich aus dieser Klemme, in welche mich das Schicksal versetzt hat, herauskommen? Ich weiß es nicht, aber eine geheime Ahnung sagt mir, daß ich herauskommen werde.

Bisweilen jedoch versuchte ich mich gegen diese apathische Niedergeschlagenheit zu waffnen, ich rief meine besten classischen Erinnerungen zu Hülfe, vana optare, vana timere remedium a philosophia petendum, sagte ich zu mir selbst mit Seneca — gegen leere Hoffnungen und leere Furcht ist nur bei der Philosophie Hülfe. — Und ich erschöpfte die Tiefen meiner Philosophie.

Verachte die Reichthümer.

Dulde mit Entsagung.

Ich hatte keine Reichthümer zu verachten, aber ich duldete mit Entsagung, genau nach der Vorschrift der Philosophie. Aber bei dem Allen rückte die praktische Lösung der Frage: was aus mir werden sollte; keinen Schritt vorwärts.

Eines Tages kam mein Wirth, freudestrahlend auf mein Zimmer.

„Ich habe einen Zögling für Sie gefunden," sagte er zu mir, Sie werden 30 Franken monatlich verdienen. Ein Frank für die Marke; es handelt sich von einem guten Jungen, welcher ziemlich schlechte Studien gemacht hat, und der sich in den Stand gesetzt sehen möchte, sein Examen als Baccalaureus machen können."

Ich hielt mich für gerettet, trotz einigen Mistrauens, das ich in den achtungsgebietenden Charakter meines inneren und äußeren Menschen setzte; denn ich wußte, daß ich mir in dieser Beziehung nicht viel zutrauen konnte. Indessen hoffte ich, wenn ich mit

einem Zöglinge allein wäre, meine Schüchternheit überwinden zu können.

Der Zögling wurde mir vorgestellt, er war eben so schüchtern, eben so häßlich und beinahe eben so lächerlich wie ich; er schien mir das beste Geschöpf von der Welt zu sein und bewies mir gleich vom Anfang an die achtungsvollste Ergebenheit. Ich glaubte, mir sei geholfen und gab ihm die erste Stunde.

Hier stieß ich nun auf eine schreckliche Klippe, deren ich mich durchaus nicht versehen hatte. Erst jetzt merkte ich, daß man eine wahre Kenntniß besitzen, daß man viel wissen und doch vollkommen unfähig sein kann, Andere zu unterrichten. Es machte mir die größte Mühe, mich verständlich auszudrücken, der geringste Einwurf brachte mich aus der Fassung, ich fühlte, daß es, wenn meine Unterrichtsstunden Nutzen bringen sollten, nöthig sein würde, daß ich fließend und laut vorübersetzte und diese Uebersetzung mit Abschweifungen untermengte, welche diese Schönheit in's Licht stellten, jenen Ausdruck erklärten, die Fehler meines Zöglings verbesserten und ihm die Gründe für diese Verbesserung angäben. Aber ach, eine solche Leichtigkeit der Arbeit, eine solche Gabe der Rede hatte ich niemals besessen; ich hatte immer nur beharrlich für mich hingeackert; kein Ausdruck kann die Mühsamkeit, Langsamkeit und Schwerfälligkeit meiner Art zu arbeiten besser malen.

Gleichwol verlor ich den Muth nicht, ich dachte, vielleicht fehlte es mir nur an der Gewohnheit, und ich würde mich in der folgende Stunde schon besser mit meinem Schüler zurecht finden, aber es war nichts damit, und da ich bei alledem ein ehrlicher Kerl war, so sagte ich nach acht Tagen meinem Zögling gerade heraus, daß es ihm sein Geld stehlen hieße, wenn ich noch länger versuchen wollte, ihn zu unterrichten.

„Allerdings," antwortete er mir naiv, „bemerke ich, daß ich heute noch nicht weiter bin als in der ersten Stunde."

Und damit gab er mir acht Franks, die Bezahlung für meine acht Stunden, und wir trennten uns von einander mit gleicher tiefer Hochachtung.

Dieser letzte Schlag war vernichtend und entscheidend, er zeigte mir die Nichtigkeit der einzigen Hülfsquelle, die ich an meiner gelehrten Bildung zu besitzen glaubte; ich verfiel auf's neue in meine apathische Dumpfheit, indem ich mir meinen Lieblingssatz wiederholte, omnia patienter ferenda — man muß Alles mit Geduld ertragen.

Auf diese Weise verflossen ungefähr vier Monate; eines Morgens trat mein Wirth bei mir ein. „Sie haben nach Abzug der Vorausbezahlung auf die nächsten 14 Tage nur noch 20 Franken übrig, Herr Hay," sagte er zu mir, „ich komme, Sie davon in Kenntniß zu setzen; nicht, als ob ich irgend etwas fürchtete, nein großer Gott im Himmel! ganz im Gegentheil, Sie sind mir nichts schuldig, sondern es ist nur meine Absicht, Sie von dem Stande Ihrer Casse zu unterrichten."

Ich stand versteinert.

Mit meinen 720 Franken glaubte ich, ein Jahr, zwei Jahr, ewig leben zu können, was weiß ich? Der Wirth, welcher vermuthete, daß meine Betroffenheit aus einem Argwohn hervorginge, der für seine Rechtschaffenheit beleidigend wäre, entfernte sich und kam nach einigen Augenblicken mit einer ungeheuern Rechnung zurück, auf der Alles bis auf's Kleinste angegeben war, was er zu meinen Mahlzeiten eingekauft hatte, nur waren unglücklicherweise diese Mahlzeiten für den Zustand meiner Casse zu glänzend, und ich hatte sie in der vollkommensten Zerstreuung verzehrt.

Der Wirth sagte, indem er mir die Rechnung und meine 20 Franken einhändigte:

„Da sind Ihre 20 Franken, Herr Hay; ich bin es nicht gewohnt, daß man mir mistraut. Sie haben noch 14 Tage bei mir zu wohnen; denn Sie haben vorausbezahlt, aber wenn diese 14 Tage zu Ende sind, möchte ich mein Zimmer anderweitig vermiethen."

Damit ging er fort und ließ die 20 Franken auf meiner Kommode liegen.

Der Unglückskreis, welcher mich einschloß, zog sich immer enger zusammen, und dieselbe Unfähigkeit, einen Entschluß zu fassen, lähmte beständig meine Kräfte.

Ich gab den letzten Sous von meinen 20 Franken noch vor dem Tage aus, an dem mein Wirth mir erklärte, daß, da mein halber Monat zu Ende sei, ich entweder für einen andern im voraus bezahlen oder sein Haus verlassen sollte; ich ging fort.

Seit langer Zeit beobachtete ich in Bezug auf meine Kleidungsstücke die allerphilosophischeste Unbekümmertheit, sie zerfielen in Fetzen, meine Schuhe waren ganz durchlöchert, mein Hut war ein Gegenstand ohne Gestalt und Namen geworden, seit dem Tage vorher fühlte ich einen wüthenden Hunger und ich wußte nicht, wo ich mich am Abend hinlegen sollte; denn ich hatte keinen Heller mehr in der Tasche.

Indem ich auf's Gerathewohl fortging, kam ich durch die Straße Dauphin zum Pont-neuf und schlenderte mechanisch an den Quais entlang, indem ich in meiner verzweifelten Lage alle meine philosophischen Grundsätze innerlich überlas; unter andern fielen mir mehre, an die ich früher bisweilen gedacht hatte, wieder ein; diese waren unmittelbar auf meine Lage anwendbar:

Nam ut quandoque moriaris, etiam invito, positum est; at quum voles, in tua manu est — quid in mora est? Nemo te tenet; evade, qua visum est. Elige quamlibet rerum naturae partem, quam tibi praebere exitum jubeas! Haec nempe sunt et elementa, quibus hic mundus administratur, aqua, terra, spiritus! Omnia ista, tam causae vivendi sunt, quam viae mortis, etc. etc.

(Einst zu sterben, wenn Du auch nicht dazu Lust hast, das ist Dein Loos, aber zu sterben, wenn Du willst, das ist Dein Recht. Was zögerst Du? Niemand hält Dich zurück; fliehe, dahin, wo es Dir besser gefällt! Suche in der Natur das Land auf, in welchem du eine Zuflucht zu finden wünschest! Die großen Grundbestandtheile, aus denen das Weltall besteht, Wasser, Erde, Luft, sie sind sowol Quellen des Lebens als Wege zum Tode u. s. w.)

Diese überall anwendbare, bequeme und freie Lehre des Selbstmords war mir niemals verständiger vorgekommen als in diesem Augenblick. Ich blickte auf den Strom hin, der zu meiner Linken hinfloß, er war rein und ruhig und blitzte im Sonnenschein auf die kokettteste Weise von der Welt — das war anlockend — nichts desto weniger setzte ich meinen Weg in der Richtung der elysäischen Felder fort.

Bald hörte ich in der Ferne eine Kirchenglocke bimmeln; ich war niemals fromm gewesen, aber dieser schwermüthige Klang rief mir in's Gedächtniß zurück, was mir von der Sittenlehre des Christenthums bekannt war, und zeigte mir zugleich die Leerheit derselben im Betreff meiner gegenwärtigen Lage.

Diese Moral predigte, wie diejenige der Weisen des Alterthums, Verachtung des Reichthums, Entsagung und Hoffnung auf ein besseres Leben. Allerdings predigte sie auch Menschenliebe, indem sie zu den Menschen sagte: seid Brüder unter einander, liebet Euch — ach, ich forderte ja nichts anders als von irgend Jemand als Bruder angesehn und geliebt zu werden, und daß dieser zu mir sagte: Du hast kein Obdach, komm zu mir, Dich hungert, iß; aber wo sollte ich einen solchen Bruder in Jesu Christo finden? Die Mildthätigkeit hängt von dem ab, der sie ausübt, nicht von dem, an welchem sie ausgeübt wird, es ist immer die berühmte Geschichte von dem Hasenpfeffer, man muß vorher den Hasen haben.

In der Beziehung schien mir wenigstens die Lehre vom Selbstmord vorzüglicher, sie war unmittelbar anwendbar, leicht, und ihre Ausübung stand in den Kräften eines Jeden, sie gehörte nicht zu jenen Grundsätzen, deren Verwirklichung gänzlich von dem guten Willen oder liebevollen Herzen eines Dritten abhängt, Deine Befreiung hängt einzig und allein von Dir selbst ab, ein kurzer Augenblick und dann ein anderes Leben. Bei meiner Treu! — mochte dies andere Leben beschaffen sein, wie es wollte, es konnte schwerlich elender sein, als dasjenige, was ich zu verlassen gedachte; ich war also moralisch überzeugt, nichts destoweniger ging ich gerade vor mich hin. Indem ich links meine gute, kleine Seine hatte, welche immer bereit war, mich zu empfangen, fühlte ich eine gewisse Ruhe, die nur dann und wann durch die Qual und Ermattung, welche mir mein Wolfshunger verursachte, unterbrochen wurde.

Ich hatte die elysäischen Felder erreicht, ein Lärm von Trompeten und türkischen Trommeln zog meine Aufmerksamkeit auf sich, ich wandte den Kopf um und sah verschiedene Seiltänzerbuden. Auf dem Gerüste, welches vor der einen von ihnen errichtet war, machten ein Bajazzo und sein Herr ihre Künste, indem sie die Menge aufforderten, in die linnene Umschließung einzutreten, über welcher ein Bild aufgesteckt war, welches einen Riesen mit einem ungeheuern



Rachen darstellte, in welchen zwei Männer mit Gabeln, die so lang wie Heugabeln waren, eine Masse gebratene Calcutten, Würste und Pasteten hineinsteckten.

Unter dem Bilde stand mit großen Buchstaben:

Der lebendige Oger.

Er verzehrt vor den Augen der ehrenwerthen Gesellschaft 10 Pfund Fleisch, eine Pastete von fünf Pfund, einen holländischen Käse und ein sechspfündiges Brot!!!

Die öffentliche Neugierde war lebhaft aufgeregt, die Menge drängte sich um die Bühne, auf welcher die Aufstellung des Ogers ausgerufen wurde; die andern beiden Buden standen verlassen, und die Marktschreier in ihnen sahen traurig und neidisch auf den glücklichen Erfolg ihres Nachbars, des Ogers, hin.

„Welch herrlicher Erwerbszweig, wie leicht und bequem, und wie das Handwerk des Ogers seinen Mann nährt," sagte ich trübselig lächelnd. „Der Mensch ist zum Glücke geboren. Ach, wenn die Ehrenpreise mir nur eine solche Zukunft gesichert hätten!"

Und ich ging vorüber und ließ die Seiltänzer, den lebendigen Oger und die fernen Trompetenstöße hinter mir; die letztern preßten mir die schmerzlich stolze Bemerkung aus:

„Auch für mich sind Trompetenstöße ertönt!"

Die Nacht kam heran, sie war mild und warm, obgleich es Winter war; die Vorübergehenden wurden immer seltner, bald war ich ganz allein. In Nachdenken versenkt über meine schöne Lehre vom antiken Selbstmord, hatte ich mich dem Ufer des Flusses genähert, das an dieser Stelle ziemlich hoch war.

Plötzlich ward die Qual des Hungers äußerst heftig, eine Art Schwindel ergriff mich, ich entschloß mich, meinem Leben ein Ende zu machen, ging rückwärts auf den Fluß los und stürzte mich hinten über hinein.

Die Kälte des Wassers erweckte meinen Selbsterhaltungstrieb wieder, ich zappelte mechanisch mit Händen und Füßen; zu meiner großen Verwunderung bemerkte ich, daß ich, statt unterzusinken, durch einen unsichtbaren Gegenstand auf der Oberfläche des Wassers emporgehalten wurde, aber bei einer neuen Bewegung kam ich mit dem Kopf nach unten und fühlte, wie ich mich trotz meiner verzweifelten Anstrengung, oder in Folge derselben, mehr und mehr in die Maschen eines großen Netzes verwickelte. In demselben Augenblicke schluckte ich eine Menge Wasser, dies nahm mir den Athem, und ich verlor beinahe die Besinnung.

Was ging jetzt mit mir vor? Ich weiß es nicht, sei es, daß der Strom das Netz, das vielleicht durch meinen Sturz von den Pflöcken, welche es festhielten, losgerissen war, fortführte, sei es, daß meine gewaltsamen Bewegungen mich ohne mein Wissen dem Ufer genähert hatten, genug, als ich zu mir selbst kam, war

es herrlicher Mondschein, und ich lag ganz weich gebettet am Ufer des Flusses, welches hier mit Gras bewachsen war. Mein Körper war außerhalb des Wassers, nur meine Beine lagen noch in demselben, aber ich war so sehr in die Maschen des Netzes verwickelt, wie Gulliver nur immer hat sein können. Indem ich mich so gut wie möglich loszumachen suchte, sah ich rings um mich verschiedene feuchte und schlüpfrige Körper glänzen, welche ich, sobald ich das Bewußtsein gänzlich wieder erlangt hatte, für ganz vortreffliche Fische erkannte.

Nach einer Viertelstunde saß ich am Ufer bis auf die Knochen durchnäßt, aber aus dem Netze befreit, und über die seltsamen Luftsprünge von einem Dutzend Karpfen und Barben, welche um mich herumlagen, lächelnd.

Ich gestehe Dir, lieber Martin, mein erster Gedanke war eine Regung der Freude, daß ich dem Tode entgangen war, die zweite Empfindung, welche mich vollkommen daran erinnerte, daß ich zum Menschengeschlecht gehörte, war verzehrender Hunger. Das ist grobsinnlich, das ist materiell, aber es ist eine Thatsache. Und, als ich beim Lichte des Mondes den glänzenden und silbernen Bauch einer Barbe vor mir erblickte, ergriff ich sie, und, o Greuel! nachdem ich sie dadurch, daß ich sie mit dem Kopf heftig auf den Boden schlug, betäubt hatte, fraß ich sie lebendig auf, und dieses rohe, frische Fleisch erregte mir durchaus keinen Ekel, im Gegentheil, ein Karpfen von herrlichem Ansehen folgte der Barbe nach, nur muß ich bekennen, daß ich, indem ich ein drittes Opfer verschlang, als übersättigter, wählerischer, ekeler Mensch mit aller Sorgfalt eines Feinschmeckers die besten Stücken aussuchte.

Diese Ichthyophagenmahlzeit gab mir etwas Leben wieder, aber ich zitterte vor Kälte. Indem ich in der Ferne am Ufer ein glänzendes Licht erblickte, machte ich mich, die übrigen Fische in einem Stücke des Netzes mit mir tragend, was freilich eine Dieberei war, in dieser Richtung auf den Weg; es waren Schiffer, die, den andern Morgen bei Tages Anbruch abzureisen genöthigt, Theer kochten, womit sie gewisse Theile ihres Fahrzeugs anzustreichen pflegen.

Mit einer Erfindungskraft, welche mich selber in Erstaunen setzte, und die ich bei meinen lateinischen und französischen Umschreibungen gar nicht hatte kennen lernen, gab ich mich für einen leidenschaftlichen Fischer aus und versicherte, daß ich, da ich meine Netze hätte herausziehen wollen, kopfüber in das Wasser gefallen sei. Das Wasser, von dem meine Kleider trieften, die Fische, welche ich trug, schienen meine Wahrhaftigkeit hinlänglich zu bestätigen.

Die wackern Schiffer nahmen mich herzlich auf, luden mich ein, mich an ihrem Feuer zu trocknen, und wenn mir der Vorschlag gefiele, auf einer der Matratzen in ihrer Koje den Anbruch des Tages zu erwarten. Sie trieben sogar die Gastfreundschaft so weit, daß sie mir den Mitgenuß einer Flasche Branntwein anboten. Ich nahm die Matratze an, machte von der Flasche einen mäßigen Gebrauch und streckte mich wohlgetrocknet in der Koje aus, den Kopf ziemlich erhitzt von dem Branntwein und durch die Erinnerung an die seltsamen Schicksale dieses Tages, den ich damit beschlossen hatte, mich selbst zu fischen und rohe Barben und Karpfen zu essen.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Oger, welcher von den Seiltänzern gezeigt wurde, mir wieder einfiel, aber in dem Zustande der Ueberreizung des Gehirns, in welchem ich mich gegenwärtig befand, rief diese Erinnerung in mir einen zu gleicher Zeit ironischen und ernsthaften Gedanken hervor.

„Warum soll ich mich über die Zukunft beunruhigen?“ sagte ich zu mir selbst, „ich weiß jetzt einen Erwerbszweig, einen ganz vortrefflichen Erwerbszweig für mich. Diese Seiltänzer zeigen diesen Oger, dessen Talent — ein ziemlich mittelmäßiges Talent — bereits beurtheilte ich den Oger als Nebenbuhler — dessen mehr als mittelmäßiges Talent sich am Ende darauf beschränkt, eine ungeheure Menge von Nahrungsmitteln hinunterzuschlingen; das ist nur ein Mensch, der sehr hungrig ist und darum ißt, in großem Maßstabe, das ist Alles, das ist nichts Neues, das ist etwas ganz Gewöhnliches, ich möchte sogar behaupten, es sei etwas Widerliches, diesen Gladiatoren, diesen Packknecht — ich fing schon an, den armen Oger zu schimpfen — sich seiner ekelhaften Gefräßigkeit überlassen zu sehen. Wär' es nicht viel neuer, viel merkwürdiger und viel geschmackvoller — sieh, wie mich meine Eifersucht auf den Oger fortriß — einen Jüngling zu zeigen, der mit der Literatur des Alterthums vertraut ist, den zweiten Ehrenpreis der Universität erhalten hat, 30 Mal gekrönt ist und sich, zum wirkungsvollen Gegensatze, der merkwürdigen Uebung, lebendige Fische zu fressen, gewidmet hat. — Ich fühlte Muth genug in mir, sie lebendig zu fressen, um mich über die Trümmer des Ruhmes meines Oger zu erheben.

Also, warum sollte ich nicht morgen früh meine Dienste einem der beiden Seiltänzer anbieten, deren Buden die Menge verlassen dastehen ließ, um sich um das Gerüst dieses dummen Ogers, dieses heimtückischen Vielfraßes zu drängen? — Ich schloß damit, daß ich diesen Nebenbuhler von Herzen verwünschte.

„Ihr Nachbar zeigt einen Oger,“ fuhr ich fort, werde ich zu den Seiltänzern sagen, „er raubt Ihnen Ihr Publicum, rufen Sie es zurück, dieses unbeständige, dieses wankelmüthige Publicum, indem Sie ihnen nicht einen Oger, sondern ein Geschöpf, das von rohen Fischen lebt, zur Schau stellen, ja, noch besser,“ indem ich meine Einbildungskraft sich ausweiten fühlte, und wie mein erster Gedanke sich durch neue und geistreiche Vervollständigungen ausbildete, „ja noch besser, zeigt ihnen einen Wassermenschen — der im Wasser lebt — und der statt Arme — Flossen hat. Welche Wirkung muß das thun, meine Herren, welches Bild könnt Ihr damit dem Bilde Eures Nebenbuhlers entgegensetzen; einen Menschen mit Flossen statt der Arme, in einer großen Kufe lebend und alle Arten von Fischen essend, gerade herausgesprochen, meine Herren, ich darf es sagen, ohne mir zuviel einzubilden, gerade heraus gesagt, meine Herren, wenn es darauf ankommt, die Menge herbeizuziehen, was ist ein Oger im Vergleich zu einem Wassermenschen?

Ich war ganz geblendet von meinem Project, von der ruhigen, gesicherten Zukunft, welche es mir zu versprechen schien. In meiner Hitze machte mir keine Schwierigkeit bange. Während der Vorstellungen im Wasser zu sein, was war das anders als ein etwas langes Bad? Es blieben also nur noch die Flossen übrig, in Beziehung auf sie konnte ich mich freilich nicht täuschen; denn ich hatte keine, aber bei weiterm Nachdenken kam es mir doch vor, als müßte sich mittelst pergamentner Scheiben, die in der Art von Flossen geformt und schön himmelblau gemalt wären, in die ich die Arme hineinsteckte, und die auf meiner Schulter mit einer Art von Brustpanzer aus Blech befestigt wären, besonders im Halbdunkel schon eine Täuschung zu Wege bringen lassen. Gewiß war dieses Project noch formlos und skizzenhaft, aber hatten die Seiltänzer, die in solchen Umwandlungen sehr erfahren sind, nur die geringste Erfindungsgabe, so mußten sie meine Gedanken äußerst fruchtbar auszubilden wissen.

Ich schlief mitten unter diesen Träumereien ein, beim Anbruch des Tages erweckten mich die Schiffer. Nachdem ich diesen wackern Leuten Lebewohl gesagt hatte, verließ ich sie und nahm mit mir, was mir an Fischen noch übrig war. Meine Gedanken vom vorigen Abend, in Betreff meines Vorhabens mit dem Oger zu wetteifern, kamen mir, statt mir thöricht und abgeschmackt zu scheinen, vollkommen ausführbar, vernünftig und möglich vor.

Man denke sich meine Freude, meinen Entzückungsrausch, als ich nach einer Unterredung von einer Stunde den Vater Boulingrin, Herkuleskünstler und Professor des Faustkampfs — denn das war sein Titel — meine Projecte mit Begeisterung aufnehmen sah.

Nachdem er mich einen Karpfen und eine Barbe roh hatte aufessen sehen, bot er mir folgende fabelhafte Capitulation an:

„25 Sous täglich.

„Freie Station.

„Die Flossen werden geliefert.“

Acht Tage nachher, während welcher der Vater Boulingrin mir auf geschickte Weise ein paar Flossen verfertigen ließ, wurde an der Thüre unserer Bude ein prächtiges Gemälde aufgehängt, wo ich abgebildet war mit halbem Körper aus einem großen Teiche hervorsehend, mit ausgebreiteten Flossen und einen Fisch von phantastischer Gestalt zwischen den Zähnen haltend. Unter dem Gemälde las man folgende prachtvolle Ankündigung, zu welcher ich, was den wissenschaftlichen, nämlich den geographischen und historischen Antheil anbetraf, meinen Beitrag geliefert hatte.

„Der Wassermensch,

lebendiges und übernatürliches Geschöpf, welches von den Mameluken des Paschas von Aegypten in dem Flusse Nil, welcher im Lande der Pharaonen und Pyramiden liegt, gefangen worden ist. Dieses Wundergeschöpf kann nur im Wasser leben und nährt sich allein von lebendigen Fischen, statt der Arme hat es Flossen, welche nur die bevorzugten Classen von Frankreich, die Militairpersonen und die Damen berühren dürfen.

Der Ruhm dieser schmeichelhaften Ausnahme zu Gunsten des schönen Geschlechtes und des Ruhms des Vaterlandes gebührt, wie ich hiermit in aller Bescheidenheit bekenne, dem Vater Boulingrin.

„Dieses unglaubliche Geschöpf kann auf die Frage, welche die ehrenwerthe Gesellschaft an dasselbe thut, in vier Sprachen antworten. Diese vier Sprachen sind die lateinische, griechische, französische und die reine ägyptische, die am Nil gesprochen wird.“

Es war mit dem Vater Boulingrin die Uebereinkunft getroffen, daß ich in dem unwahrscheinlichem Falle, daß ein Mitglied der ehrenwerthen Gesellschaft mir eine ägyptische Frage vorlegte, in einer Sprache von meiner eigenen Erfindung antworten sollte, wodurch dann der vorwitzige Anredner sehr leicht in den Verdacht kommen und bald überführt werden mußte, daß er das wahre, reine Aegyptisch gar nicht spräche.

Die Wirkung unseres Bildes war bewundernswürdig, man ließ den Oger um des Wassermenschen willen gänzlich im Stiche. — Ich empfand eine Art Gewissensbiß wegen des Triumphs, und unsere erste Einnahme erreichte den ungeheuren Belauf von 32 Franken 50 Centimen.

Seit dieser Zeit habe ich die Lage eines Wassermenschen ganz erträglich gefunden, ich habe in dieser Eigenschaft den Vater Boulingrin auf seinen Wanderungen bis zu dem Tage begleitet, wo er sein unsicheres Leben mit einer sichereren Stellung vertauschte. Jetzt schlug er mir vor, einen ähnlichen Contract und unter denselben Bedingungen mit La Levrasse einzugehen. Ich ging darauf ein, und bei meinem Eintritt bei meinem neuen Herrn sah ich Dich, lieber Martin, zum ersten Mal; Du warst damals noch ein Kind.

Von diesem Zeitpunkt an kennst Du meine Lebensgeschichte, mit Hinzurechnung dieser Einzelheiten, die ich Dir hiermit berichte, weißt Du sie ganz.“

— — — — — — — — — — — — — —

Dieses waren die frühern Schicksale des Leonidas Hay, des Wassermenschen, welcher das Personal der Truppe des La Levrasse vermehren sollte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Abreise.



Dieses waren die Ursachen, welche den Leonidas Hay veranlaßt hatten, die dornenvolle Laufbahn der „lebendigen Wundergeschöpfe“ anzutreten.

„Nun Meister,“ sagte er zu La Levrasse, nachdem sich die Mutter Major von der wirklichen Abfahrt des Fuhrmanns versichert hatte, „wir sind ja wol unter uns, darf ich jetzt die Arme rühren?“

Mein Erstaunen war unglaublich, ich hatte bis dahin aufrichtig geglaubt, daß der ärmellose, lange Rock des Wassermenschen seine Flossen bedeckte. La Levrasse aber, sichtbar betroffen über die Unvorsichtigkeit seines neuen Genossen, gab ihm ein Zeichen, um ihn zu warnen, daß er sich nicht blosstellen möge, und versetzte:

„Wenn Du Deine Flossen Arme nennen willst, um auszusehen, wie ein anderer Mensch, meinetwegen, mein Junge; aber ernsthaft gesprochen, hier ist ein

Knabe, der Dir in Allem beistehen wird, und seine beiden Arme werden die Deinigen ersetzen."

Leonidas sah La Levrasse erstaunt an und versetzte:

„Der Vater Boulingrin hat diese Bedingung beim Abschlusse des Contracts nicht namhaft gemacht; wie, ich sollte selbst, wenn wir unter uns sind, meine Arme nicht brauchen dürfen? Ich sollte mich wie ein Kranker füttern lassen? Nichts da, Meister, das ist doch wol genug, daß ich auf dem ganzen Wege unbeweglich in meinem Troge liegen geblieben bin? Ich spiele meine Rolle vor dem Publicum so gut, wie ich kann, aber wenn ich in's Privatleben zurücktrete, so mache ich Anspruch auf die Ausübung meiner natürlichen Rechte und unter Anderm auf diese."

Mit diesen Worten steckte der Wassermensch seine beiden magern Arme, welche mit gestrickten wollenen Ermeln bedeckt waren, durch die Seitenöffnungen seines Rockes und bewegte und reckte sie, um die Steifheit, welche von dem langen Stillliegen herrührte, zu vertreiben.

„Du mußt wissen, Ungeschickter," rief La Levrasse, „daß wir, damit das Publicum sich von unsern Künsten täuschen läßt, thun müssen, als glaubten wir selbst daran; das Geschwätz so eines dummen Jungen, wie der da, und La Levrasse wies auf mich, kann Alles verderben. Wäre es nicht besser, wenn er auch in Allem Ernste an die Sache glaubte? Uebrigens ist das Deine Sache, sobald das Publicum nicht mehr an Deine Flossen glaubt, wirst Du abgelohnt, Freund."

„Das ist eine große philosophische Wahrheit, Meister," antwortete der Wassermensch mit komischem Ernste, „die ganze Wissenschaft des Lebens läuft darauf hinaus, daß Einer es versteht, die Leute im Glauben an seine Flossen zu erhalten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Ankunft des Wassermenschen hatte mich nur augenblicklich von meiner Sorge über das Schicksal Bamboche's, welcher das Opfer seiner Anhänglichkeit an mich geworden war, abgezogen. Mehre Tage lang waren alle meine Bemühungen, mich meinem Freunde zu nähern, vergeblich; jeden Morgen sah ich die Mutter Major in den Keller hinabgehen, um ihn zu holen und ihm seinen Unterricht zu ertheilen, und immer kam sie wüthend wieder herauf und versicherte, daß er sich hartnäckig weigere, irgend eine Uebung anzustellen.

Alsdann schlich La Levrasse mit seinem Katzengange nach dem Keller und verschwand in demselben höchstens für eine Viertelstunde, dann kehrte er zurück, ohne daß man irgend ein Geräusch, irgend einen Schrei gehört hätte, und wenn ich nach meinem Genossen fragte, so antwortete mir La Levrasse mit einer Fratze, die er mir schnitt.

Leonidas Hay war freundlich gegen Jedermann, von Natur apathisch und furchtsam und wünschte nur Eins, die Ruhe; er schien übrigens vollkommen zufrieden mit seinem Schicksal zu sein, hörte mit stoischer Ruhe die Rohheiten der Mutter Major und die raffinirten Bosheiten La Levrasse's an, aß reichlich, schlief bis zum späten Morgen und suchte den geringsten Sonnenstrahl auf, um sich in ihn hinzustrecken. Dort philosophirte er wahrscheinlich in aller Behaglichkeit, indem er in Gedanken seinen göttlichen Seneca überlas; nur dann und wann legte er sich in's Wasser, bewegte seine künstlichen Flossen und verzehrte einen rohen Fisch, Alles, wie La Levrasse sagte, um nicht aus der Uebung zu kommen.

Leonidas hat mir später gestanden, daß er anfänglich meine Lage gar nicht übel gefunden habe, und daß er meine Seiltänzererziehung, die für die Ausbildung meiner Kraft, Geschicklichkeit und Gewandheit günstig war, ohne mich zu andern Beschäftigungen untüchtig zu machen, viel vorzüglicher finde als die unfruchtbare gelehrte Erziehung, welche er erhalten.

Eines Tags schlug er mir vor, mich Lesen lehren zu wollen, allein, trotz meines lebhaften Wunsches, mich zu unterrichten, schlug ich es aus; denn ich fürchtete, wenn ich den freundschaftlichen Anerbietungen dieses neuen Bekannten entgegenkäme und zu vertraut mit ihm würde, meinen Verpflichtungen gegen Bamboche untreu zu werden.

Dieser falsche Wassermensch gab mir viel zu denken, er war für mich ein neuer Beweis zu Gunsten der schlechten Grundsätze Bamboche's; denn eines Tages fing Leonidas Hay, indem er sich mit seinem lieben Seneca auf dem Schooße nach einem reichen Frühstück auf dem Rasenplatze des Hofes sonnte, vertraulich an, wie folgt:

„Ja, den rohen Fischen, die ich esse, und den falschen Flossen verdanke ich nun endlich das Glück, dessen ich genieße; es half mir nichts, gelehrt zu sein, es half mir nichts, daß ich zu arbeiten wünschte, um ehrlich meinen Lebensunterhalt zu verdienen, ich kam dabei vor Hunger um; jetzt führe ich die guten Leute mit meinen Flossen an und lebe ein Schlaraffenleben wie ein Pascha."

„Bamboche muß doch wol Recht haben," sagte ich zu mir selbst, „da ist noch Einer, dem es erst gut geht, seitdem er lügt und betrügt."

Da ich kein anderes Mittel wußte, mich meinem Freunde zu nähern, nahm ich mir vor, ihm nachzuahmen; denn ich glaubte man würde mich mit ihm einsperren. Ich weigerte mich also eines Morgens meine Uebungen anzustellen.

„Kleiner Martin," sagte La Levrasse mit seiner süßlichen Stimme, „Du bekommst auch nicht einen Rasenstüber von mir, aber wenn Du nicht arbeiten willst, so bekommt Dein Freund Bamboche eine doppelte Portion, also ganz, wie Du willst."

Diese Drohung brachte mich aus der Fassung, ich wußte, daß La Levrasse im Stande sein würde, sein Wort zu halten, ich versuchte also ein anderes Mittel.

„Zeigt mir das schwerste, das gefährlichste Kunststück, ich will es lernen und wenn ich dabei den Hals brechen sollte, aber unter der Bedingung, daß, wenn ich es kann, Bamboche begnadigt wird."

„Meinetwegen," sagte La Levrasse mit seinem höhnischen und boshaften Lächeln, „wenn Du den Kaninchensprung kannst, so soll Dein Freund Bamboche begnadigt sein."

Nichts ist schwieriger und gefährlicher als dieses Kunststück. Es besteht darin, von einem Gerüste von sechs Fuß Höhe herunterzuspringen, sich in der Luft um sich selbst zu drehen und dann auf die Füße zu kommen; das geringste Versehen kann, indem es verursacht, daß man falsch auf den Boden kommt, einen Arm- oder Beinbruch oder eine Verrenkung des Halses, welche letztere immer tödtlich ist, herbeiführen; aber die Hoffnung, Bamboche's Begnadigung zu erlangen, flößte mir einen solchen Eifer ein, daß ich selbst die kraftvolle Thätigkeit der Mutter Major ermüdete; meine Kräfte erschöpften sich, ich wollte immer noch nicht nachlassen. Endlich, mitten in meinen Anstrengungen von Schwindel und Ermattung übermannt, that ich einen so unglücklichen Fall, daß ich den linken Arm brach.

Diesesmal zeigte sich La Levrasse einer menschlichen Regung fähig und bewilligte mir die Begnadigung meines Freundes. Ich war soeben von Leonidas und der Mutter Major in mein Bette getragen worden, als Bamboche eintrat. Ich habe niemals erfahren können, warum oder zu welchem Ende La Levrasse ihm die Veranlassung meiner Verwundung mitgetheilt hat; genug, dieser unbändige Knabe, dem die grausamste Behandlung niemals eine Klage, ein Zugeständniß oder eine Thräne hätte entlocken können, stürzte ganz in Thränen auf mein Bett zu und rief:

„Meinetwegen, um meine Begnadigung zu erlangen, hast Du den Arm gebrochen?"

„Hast Du nicht meinetwegen seit acht Tagen Strafe leiden müssen?" sagte ich zu ihm, indem ich ihn mit unsäglicher Freude umarmte.

„O, das ist rührend, o, das ist beweglich, o, das preßt Thränen aus! hi! hi! hi!" sagte La Levrasse und schnitt dabei ein Gesicht, um das Weinen nachzumachen, während der Wassermensch aufrichtig bewegt, da er sah, daß man seiner nicht mehr bedurfte, fortging, um, wie er sagte, die berühmte Abhandlung de amicitia (über die Freundschaft) einmal wieder zu lesen.

Wenn ich bei diesen gegenseitigen Beweisen kindlicher Ergebenheit, welche Bamboche und ich als Kinder einander gaben, verweile, so ist es, weil sie die Grundlage der Freundschaft bilden, welche später, trotz der verschiedensten Lagen, bei den entgegengesetztesten sittlichen Ueberzeugungen niemals wankend geworden ist und uns beiderseits die größten Opfer auferlegt hat, denen wir uns immer mit gewissenhafter Freude unterzogen haben.

Als ich mit Bamboche allein war und ihn aufmerksam ansah, erschrak ich über die unheimliche Veränderung in seinen Zügen, er war noch blässer als gewöhnlich, er hatte, wie es schien, schreckliche Dinge ausgestanden.

„Es ist Dir also viel Uebles zugefügt worden?" sagte ich zu ihm.

„O ja," antwortete er mit einem unheimlichen Lächeln und einem Ausdrucke wilder Freude, „o ja, viel Uebles, Gott sei Dank!"

„Gott sei Dank!"

„Ja, desto mehr werde ich eines Tages La Levrassen wieder zu vergelten haben."

„Er peinigte Dich also allzusehr?"

„Er ließ mich Bremen sehen," antwortete Bamboche mit wildem Lachen.

„Was heißt das?"

„Er band mir eins der eisernen Gewichte, die zu unsern Uebungen dienen, an die Füße, und dann faßte er mich unter den Ohren und hob mich für einige Minuten in die Höhe, und das wiederholte er zwei- oder dreimal."

„Da wundert's mich nicht mehr, daß er sagen konnte, daß Deine Strafe keinen Lärm machen würde."

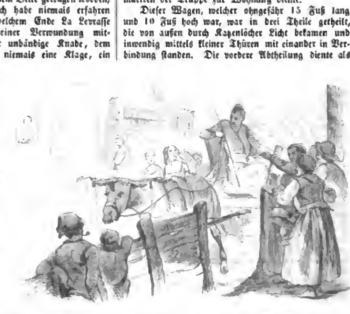
„Ein Mensch, dem man die Haut lebendig abzöge, könnte nicht größere Schmerzen zu ertragen haben," antwortete Bamboche mit dumpfer Stimme, „bisweilen kam es mir vor, als sollte mein Kopf vom Halse abreißen, ich sah blaue Flammen vor den Augen und war der Ohnmacht nahe. Ich versuchte nicht, mich gegen La Levrasse zu wehren, das hätte mir nichts geholfen, er ist zu stark, aber ich gab nicht nach und sagte zu mir selbst: nur zu, nur immer zu, bereite mir soviel Qualen, wie Du willst. Du häufst sie doch nur für Dich selbst auf, warte nur, bis Basquine erst hier ist, dann sollst Du sehen, wie ich Dir das Alles mit rother Münze wieder bezahle."

Ich entsetzte mich vor dem Ausdrucke, mit welchem Bamboche diese letzte Drohung aussprach.

Die Pflege, welche meine Wunde verlangte, die übrigens durch die Mutter Major, die an dergleichen Unfälle gewöhnt war, beinahe geheilt war, so wie auch ein Brief, welchen La Levrasse erhielt, in Betreff der neuen Basquine, die wir auf dem Wege mitnehmen sollten, beschleunigten unsere Abreise.

Nach der Gewohnheit beinahe aller Seiltänzer, besaß unser Meister eine Art Reisewagen, der auf dem Zuge und während der Vorstellungen auf Jahrmärkten der Truppe zur Wohnung diente.

Dieser Wagen, welcher ohngefähr 15 Fuß lang und 10 Fuß hoch war, war in drei Theile getheilt, die von außen durch Katzenlöcher Licht bekamen und inwendig mittels kleiner Thüren mit einander in Verbindung standen. Die vordere Abtheilung diente als



Vorrathskammer, die zweite als Küche, die dritte als gemeinschaftliche Wohnung. Die letztere bildete ein ziemlich geräumiges Zimmer, welches ganz wie die Kajüte eines Seeschiffes eingerichtet war; acht Betten in der Gestalt von Kisten, sieben Fuß lang und drei

Fuß breit, waren in zwei Reihen übereinander angebracht; eine vergitterte Oeffnung, die in der Decke angebracht war, gab hinreichendes Licht. Drei Pferde, die von Stadt zu Stadt auf einen oder zwei Tage gemiethet wurden, reichten hin, dieses bewegliche Haus fortzuziehen, welches zugleich die Leinwand und die nöthigen Gerüste, welche zur Errichtung unserer Bühne nothwendig waren, enthielt. Der kluge Esel Lucifer, der eben so stark war wie ein Pferd, wurde an einen kleinen Karren gespannt, welchen abwechselnd La Levrasse und die Mutter Major einnahmen, um so den Gang des großen Wagens von außen zu beaufsichtigen; endlich wurde der Fuhrmann, welcher den Kasten mit dem Wassermenschen hergebracht hatte, mit seinem Karren bestellt, und eines Morgens verließ unsere Caravane das Haus, das La Levrasse bis dahin gemiethet hatte.

Ich hatte bis dahin nicht das Mindeste von meinem alten Herrn Limousin erfahren können. Auf alle meine Fragen in Betreff dieses Gegenstandes hatte La Levrasse geschwiegen oder ein Gesicht geschnitten. Ich sagte also dem Limousin, bei welchem ich wenigstens niemals eine schlechte Behandlung erfahren hatte, im Gedanken auf immer Lebewohl und ward in eins der Betten des Wagens gelegt, wo ich Bamboche zu meiner Seite hatte; er leistete mir mit brüderlicher Aufmerksamkeit tausend kleine Dienste und schien von Zeit zu Zeit bei dem Gedanken, daß wir uns Jeannetten näherten, von einer halb wahnsinnigen Freude ergriffen zu werden.

La Levrasse entschied, daß der erste Anhaltepunkt der nächste Flecken sein sollte. Dort mußte sich ein Wundarzt finden, welcher meine Wunde besichtigen konnte. Auch sollten wir an diesem Orte verschiedene junge Mädchen vorfinden, welche, zuvor benachrichtigt, auf die Durchreise La Levrassens warteten, um ihm ihr Haar zu verkaufen; denn er pflegte dieses auf dem Stamme anzukaufen, wie er von diesen Haarärnten sagte.

Den Tag darauf sollten wir in dem Dorfe ankommen, wo der Wagner, der Vater Jeannettens, der neuen Basquine unserer Truppe, wohnte.

Funfzehntes Kapitel.

Der Haarkauf.



Ich werde das seltsame und traurige Schauspiel niemals vergessen, von welchem ich in dem Flecken Folleville, wo wir Halt machten, um Haare zu kaufen und meine Wunde verbinden zu lassen, Zeuge war. Der Bruch wäre einfach, sagte der Wundarzt; der erste Verband war von der Mutter Major geschickt angelegt, und so war zu erwarten, daß meine Heilung rasch vor sich gehen würde.

Da die Bevölkerung des Fleckens zahlreich und durch die frühere Durchreise des Wassermenschen lüstern gemacht worden war, so entschloß sich La Levrasse, eine kleine Vorstellung, wie er's nannte, zu geben; sie bestand aus der Vorzeigung des Wundergeschöpfs, welcher einige Kraftstücke von der Mutter Major und Bamboche vorangingen. Um sich die Mühe zu ersparen, unser Theater von Leinwand aufzuschlagen, ließ La Levrasse die Vorstellungen in einer Scheune stattfinden; die Mutter Major sollte die Einnahme beaufsichtigen, während er selbst Haare einkaufen wollte.

Meine Wunde verhinderte mich, bei den Uebungen zu erscheinen und an ihnen Theil zu nehmen; der Wundarzt hatte mich in einem Parterrezimmer des Gasthofs verbunden; da sah ich zum erstenmal La Levrasse eines seiner seltsamen Gewerbe ausüben.

Ich saß auf einem Stuhl und hatte den Arm in der Binde, als ich zehn oder zwölf Frauenzimmer hereintreten sah, beinahe alle im jugendlichen Alter, zwei oder drei von ihnen waren ziemlich hübsch, aber die schmuzige Aermlichkeit ihrer Lumpen zeugte von der tiefsten Armuth; ihre Gesichter drückten Trauer und Verlegenheit aus, als hätten sie eine Art Beschämung gefühlt, dem Elende dieses letzte Opfer zu bringen.

Seitdem ist manches Jahr vergangen, und doch ist mir dieser Auftritt noch in seinen geringsten Einzelnheiten gegenwärtig.

Es war ein trüber Tag, durch die grünlichen Scheiben der beiden sogenannten Guillotinenfenster, die mit Spinngeweben besetzt waren, drang kaum ein wenig Licht herein, um das große Gastzimmer zu erleuchten; die Decke war niedrig und ließ die schwärzlichen Balken sehen; die Wände waren kürzlich mit Kalk geweißt; auf dem Heerde rauchten inmitten eines großen Haufens Asche zwei Feuerbrände.

Die Kunden La Levrasse's, wie er sich ausdrückte, erwarteten ihn, die einen auf einer Bank sitzend, die andern auf dem Rande des langen Tisches oder auf Schemeln. Eins von den armen Geschöpfen hielt sich abgesondert in der dunkeln Ecke hinter dem hohen Schoensteine beinahe versteckt, ich konnte in der Dunkelheit nur eben ihre weiße Haube, ein Stück von ihrem zerlumpten Rocke und ihre bloßen Füße unterscheiden.

Alle diese Frauenzimmer schienen voll Sorge zu sein, ob ihr Haar auch La Levrassen anstehen würde, und an einigen Worten, die sie unter einander wechselten, konnte ich auch bemerken, daß sie sich sehr schämten, die Einzigen in dem Flecken zu sein, welche aus Noth in einen solchen Handel willigten.

Einige jedoch schienen unbekümmert oder gefaßt zu sein; die Eine saß auf einem Tische und summte ein Lied zwischen den Zähnen und klappte dazu mit ihren Holzschuhen, die sie an einanderschlug, den Takt; eine Andere biß gierig in ein Stück hartes, schwarzes Brot.

Die Thüre öffnete sich, La Levrasse erschien in seinem gewöhnlichen, halb männlichen, halb weiblichen Anzuge: er trug ein röthliches Beinkleid, einen dunkelgrünen Weiberrock und eine enge Jacke von grobem, schwarzem, baumwollenem Sammet und sein Haar auf chinesische Weise zurückgestrichen. Bei seinem Anblick standen die Frauenzimmer alle mit der unterwürfigen und dienstbeflissenen Ergebenheit auf, welche derjenige, welcher etwas aus Noth verkauft, dem Käufer zu beweisen pflegt.

Mein Meister hatte zugleich eine spöttische und aufgeräumte Miene, er machte eine komische Verbeugung, indem er seinen Blick im Kreise über die Gesellschaft hingleiten ließ.

„Gegrüßt sei die Gesellschaft," sagte er mit seiner schrillenden Stimme, „der Markt scheint mir gut besetzt zu sein. Nun, meine Täubchen, ein bischen flink, ich habe Eile, schnell, schnell die Häubchen runter und die Hinterhaare losgemacht! Aber das Haar muß verteufelt gut sein, wenn ich es kaufen soll, das versichre ich Euch; denn es wird für Dergleichen von allen Seiten Nichts angeboten, weil das Brot sehr theuer ist."

Bei diesen Worten malte sich auf den Gesichtern Aller eine große Aengstlichkeit.

Als La Levrasse mich gewahr wurde, sagte er zu mir:

„Kleiner Martin, Du hast einen gesunden Arm, hilf mir die Bank so nahe als möglich an das Fenster stellen; ich kaufe nicht die Katze im Sack; ich muß in meinen Sachen klar sehen."

Ich half meinem Meister die Bank ans Fenster stellen, so daß sie mit demselben einen rechten Winkel bildete, und das Licht, indem es über die Köpfe hinstrich, die Farbe des Haares besser zu beurtheilen erlaubte.

„Nun, meine Täubchen," sagte La Levrasse, „der Markt ist eröffnet."

Alle die armen Geschöpfe beeilten sich, auf der Bank Platz zu nehmen, nur die nicht, welche im Schatten des Schornsteins halb versteckt saß, und von der ich nur die weiße Haube und die bloßen Füße unterscheiden konnte.

„He, Du da unten," sagte La Levrasse zu ihr, „kommst Du denn nicht? Es ist noch Platz."

„Gleich, Herr," antwortete eine sanfte, furchtsame Stimme, die von Thränen erstickt zu sein schien.

„Ja, ja," sagte La Levrasse, „Ende gut, Alles gut, nicht wahr? Du willst Dich rar machen. Meinetwegen, mein Töchterchen, wir kennen solche Kniffe. Du bekommst drum keinen Heller mehr."

Dann wandte er sich zu den Frauenzimmern, die auf der Bank saßen, und setzte hinzu:

„Nun, meine Täubchen, die Hauben herunter."

Einige Augenblicke schien eine Regung von Kummer, Beschämung und selbst von Schamhaftigkeit die Frauen unbeweglich zu halten. Endlich zog eine von denen, die am gefaßtesten zu sein schien, ihre schlechte Haube von Kattun rasch herunter.

Diese Bewegung wirkte wie ein gegebenes Zeichen, Alle ließen das Haar aufgelöst über ihre Stirn und Schultern herabfallen; man sah hier blondes, braunes, kastanienbraunes Haar von heller oder dunkler Nuance, das eine fein und seidenartig, das andere dick und grob, noch anderes buschig und kraus; auch fanden sich bei Einigen wol einige weiße Haare, welche so sorgfältig wie möglich versteckt waren; denn ach, es war leicht zu sehen, daß jedes von diesen Frauenzimmern so gut wie möglich, wie La Levrasse sagte, ihre Waare herausgeputzt hatte — eine betrübende und schmerzliche Koketterie.



„Hm, hm, ich lasse mich nicht anführen, das müßt Ihr nur gleich wissen," sagte La Levrasse, indem er vor der Bank hin und her ging, und das Haar jeder Einzelnen besah, befühlte, wägte und mit einem Maßstabe maß, um die Länge, Feinheit, das Gewicht und die Farbe zu schätzen. „Nein, nein, ich lasse mir kein X für ein U machen, und es ist hier an der Stelle, es zu sagen," setzte er spöttisch hinzu; „wir kennen die Mittelchen, meine Täubchen, wir wissen, was man mit Kohlenpulver, Oel und Schweineschmalz zuwege bringen kann, und wie man sich eine Perrücke zu machen weiß, die sich allenfalls sehen lassen kann."

Und nachdem er hierauf die Waare auf's neue geprüft hatte, rief er aus:

„Meiner Treu, ich bin ein Unglücksvogel, auf allen meinen Reisen finde ich das Jahr nichts, was mir paßt. Wahrhaftig," setzte er mit verächtlicher und unzufriedener Miene hinzu, nachdem er einen letzten Blick auf diese Reihe von Köpfen geworfen, welche von dem auf die Stirn herabwallenden Haar verhüllt, waren, „wahrhaftig, das ist Alles nichts für mich, das ist Ausschuß, wahre Kratzwolle."

Ein Seufzer schmerzlicher Enttäuschung stieg aus der Brust Aller auf, die bis dahin von der Angst der Erwartung beklemmt gewesen war, mit einer mechanischen, beinahe unwillkürlichen Bewegung neigten sich alle diese zerzausten Köpfe noch tiefer.

„Was Teufel soll ich mit dem da machen, was Ihr mir anbietet? Ich handle nicht mit Pferdehaar," setzte der Meister mit der rohen Rücksichtslosigkeit des Trödlers hinzu, der, was er zu kaufen wünscht, vor Allem herabzuwürdigen sucht.

„Nun, meine Täubchen," versetzte er, „setzt Eure Hauben wieder auf, hier ist nichts für mich zu machen, das war auch der Mühe werth, meine Zeit zu verlieren!"

Während dieses Auftrittes, dessen ganze herabwürdigende Grausamkeit ich damals noch gar nicht fühlte, aber der mir doch das Herz beklemmte, hatte ich das Frauenzimmer in dem weißen Häubchen, das bis dahin in dem dunkeln Winkel hinter dem Schornstein versteckt gewesen war, diesen Zufluchtsort verlassen und langsam auf die Thür zugehen sehen.

Aber als sie im Begriffe war, die Hand an den Klopfer zu legen, zog sie sie plötzlich zurück und senkte niedergeschlagen den Kopf, als trüge sie Bedenken fortzugehen.

Ich habe selten regelmäßigere und lieblichen Züge als die dieses jungen Mädchens angetroffen, sie schien höchstens 17 Jahr alt zu sein; ein schlechtes baumwollenes Tuch bedeckte nothdürftig ihren Hals und ihre Schultern, ihr Rock, der an zwanzig Stellen mit Zeugstücken von verschiedener Farbe geflickt war, wurde von Tragbändern aus Anschrot gehalten. Ihre Schönheit mußte sehr groß sein, da sie trotz der außerordentlichen Magerkeit ihres bleichen Gesichts, auf welchem man noch die Spur frisch vergossener Thränen sah, so sehr in die Augen fiel.

Nachdem sie, immer noch den Klopfer in der Hand haltend, einige Augenblicke an der Thür stehen geblieben war, schien sie sich heftig zusammenzunehmen, hob ihre schönen, blauen Augen zum Himmel auf und nahm ihren Platz hinter dem Schornstein langsam wieder ein.

In diesem Augenblicke sagte La Levrasse barsch:

„Nun setzt Eure Hauben wieder auf, hier ist nichts für mich zu machen; das war auch der Mühe werth, meine Zeit zu verlieren."

Hierauf machte La Levrasse einige Schritte nach der Thüre und setzte hinzu:

„Ich wünsche der Gesellschaft einen guten Abend."

Hierauf begann ein Feilschen, welches eben so widerlich wie peinlich war.

Es war ein peinlicher Auftritt; denn es war ein Jammer, diese Unglücklichen, welche nur zu wohl wußten, wie theuer das Brot war, wie La Levrasse gesagt hatte, diesen Mann zum Theil unter Thränen bitten und anflehen zu sehen, ihr Haar, die arme und letzte Hülfsquelle, auf welche sie so sehr gerechnet hatten, anzukaufen.

Es war ein widerlicher Auftritt, indem La Levrasse, das Elend dieser Unglücklichen mit unwürdiger Habsucht misbrauchend, ihnen Sous für Sous abdingte, wobei er unaufhörlich wiederholte, daß dieser Ankauf ihm gar nicht gelegen sei, und nicht aufhörte, die Waare herabzuwürdigen.

Endlich bequemten sich die Unglücklichen, des Zankes müde, dem Gebote des Käufers; sie hatten drei oder vier Franken für ihr Haar gefordert, und La Levrasse willigte kaum ein, ihnen 20 Sous zu geben.

Die 20 Sous wurden angenommen, die Armen hatten nun wenigstens Brot für drei oder vier Tage.

Es trat noch ein Augenblick ein, welcher auf mich einen grausamen Eindruck machte, es war der, als ich alle diese Köpfe, die ich so eben noch mit reichem Haarwuchs gesehen hatte, gleichsam rasirt erblicken mußte. Wenn La Levrasse das Haar eines der Frauenzimmer mit seiner gewaltigen Scheere heruntergemähet hatte, ließ er mich dasselbe mit leinenen Bändern sorgfältig in Strähnen binden.

Der Handel war gewiß vortrefflich; denn La Levrasse's höhnisches Gesicht glänzte vor Freude, und seine boshaften Scherze versiegten nicht.

„Statt traurig zu sein, solltet Ihr Euch freuen, meine Täubchen," sagte er, und ließ dabei seine Scheere über den geplünderten Köpfen knirschen; „dieses Haar, welches Euch zu Nichts nutzt, wird die Ehre haben, den Kopf vornehmer Damen von einem gewissen Alter, welche Touren oder Perrücken tragen, zu zieren. Es wird mit Turbanen aus Gold- und Silberstoff, prächtigen Edelsteinen, köstlichen Diamanten geschmückt werden, Euer Haar, das auf Eurem Kopfe immer nur mit Euren groben Hauben bedeckt gewesen sein würde. Und dann seht einmal, Ihr, die Ihr immer über Armuth jammert, werdet dann wenigstens sagen können, daß ein Theil von Euch in prächtigen Equipagen zu den glänzendsten Festen der Hauptstadt fährt. Das ist doch wol schmeichelhaft? Ich darf es rühmen, und gleichwol bezahlt Ihr nichts dafür, im Gegentheil, ich gebe Euch Geld. Ja, Täubchen, das ist so meine dumme Gutmüthigkeit, auch muß ich Euch erklären, daß ich in Zukunft nichts mehr bezahlen, sondern verlangen werde, daß man mir seine Haare um der Ehre willen gibt."

Diese grausamen Witze La Levrasse's wurden durch das schöne, junge Mädchen, von der ich gesprochen habe, unterbrochen.

Sie trat ans Fenster, setzte sich schüchtern auf das Ende der Bank, nahm ihre kleine Haube ab und senkte den Kopf nieder, ohne ein Wort zu sagen.

Beim Anblick ihres prachtvollen, tiefschwarzen Haares, welches so lang war, daß es bis zur Erde herabfiel und sich dort um ihre bloßen Füße wickelte, so dick, daß es die Lumpen des jungen Mädchens versteckte, als wäre sie in einen schwarzen Mantel eingehüllt, konnte La Levrasse trotz seiner Gewohnheit, das ihm Angebotene herabzuwürdigen, sich nicht enthalten, auszurufen:

„Das ist köstlich, außerordentlich, ich habe niemals so etwas gesehen!"

Ein Murmeln des Erstaunens begrüßte das junge Mädchen, die bis dahin von ihren Genossinnen nicht bemerkt worden war; eine von ihnen sagte mit leiser Stimme:

„Sieh da, Josephine will auch ihr Haar verkaufen, sie, die im Begriff ist, sich zu verheirathen!"

„Mit Justin, den sie so herzlich liebt," sagte eine andere.

Und man bemerkte beinahe auf allen Gesichtern einen Ausdruck des Schmerzes und Mitleids.

Josephine war gewiß sanft und gut, da sie ihren Genossinnen, welche sich doch wie sie so eben diesen peinlichen Opfern unterzogen hatten, einen solchen Antheil einflößte.

„Du bist im Begriff, Dich zu verheirathen, hübsches Kind?" sagte La Levrasse, indem er mit gierigem Blick das prachtvolle Haar, welches vor ihm ausgebreitet war, betrachtete und es vor Freude zitternd befühlte.

„Schön, da hast Du Recht, Dich dessen hier zu entäußern, das nützt im Haushalte nichts, eine gute Mitgift ist besser," setzte La Levrasse höhnisch hinzu, und diese Mitgift nehme ich auf mich, sieh, hier ist sie, ein schönes, neues 40 Sousstück. Ich hoffe, daß ich's an mir nicht fehlen lasse; denn ich habe das Haar dieser Damen hier nur mit 20 Sous per Stück bezahlt, aber freilich was für ein Unterschied!"

„Ich hätte gern — hätte gern 4 Franken," stotterte Josephine mit leiser und zitternder Stimme.

„Vier Franken!" rief La Levrasse, „Du bist nicht gescheut. Wollt Ihr denn eine große Mahlzeit bei Eurer Hochzeit geben? Vier Franken! Ich kann solche Verschwendung unmöglich befördern. Vier Franken! Komm, wir wollen 50 Sous sagen, damit gut." Mit diesen Worten griff La Levrasse gierig und ungeduldig nach dem schwarzen Haar des jungen Mädchens.

„Arme Josephine!" lispelte eine ihrer Genossinnen, während die andern durch ihre betrübten Blicke zeigten, daß sie dieses Mitleid theilten.

Aber Josephine machte sich von den Händen La Levrasse's los und sagte mit einem Ausdrucke von Schmerz und Scham, welcher darthat, welche Ueberwindung ihr dieser Streit kostete.

„Ich möchte vier Franken haben, ich brauche sie," und dann setzte das arme Mädchen roth vor Schaam hinzu, als wollte sie ihre Habsucht entschuldigen:

„Es ist nicht für mich; aber ich brauche sie durchaus."

„Vier Franken," sagte Levrasse barsch, — „vier Franken, geh doch, — dabei käm ich zu kurz."

Josephine stand rasch auf. Diese Bewegung machte ihr schönes Gesicht von dem dichten Haar, welches dasselbe bedeckte, frei, die Thränen liefen ihr über die Backen. Als La Levrasse die Entschlossenheit erblickte, mit welcher sie ihre kleine Haube, welche zu Boden gefallen war, aufraffte, rief er, in Furcht, eines solchen Fundes verlustig zu gehen:

„Nun komm, Böse, Du sollst Deine vier Franken haben, aber ich komme zu kurz dabei; nimm, hier sind noch zwei Franken."

Josephine setzte sich wieder auf die Bank, senkte die Stirn und sagte ganz leise mit zitternder Stimme:

„Ich möchte gern, wenn Ihr mein Haar abgeschnitten habt, ein ganz kleines Büschelchen davon behalten."

„Auch das noch!" rief La Levrasse, „aber Du bist unersättlich, meine Beste."

Dann besann er sich einen Augenblick und versetzte:

„Nun, es ist nun einmal so bestimmt, daß Du mich beheren sollst. Du sollst Dein kleines Büschelchen haben, aber einen wahren Rattenschwanz, mehr nicht," und er zog seine schreckliche Scheere hervor.

„Halt, Herr!" rief ein junges Mädchen, indem sie La Levrasse in den Arm fiel, „es sind ja nur vier Franken, und wenn wir Alle zusammenschießen," setzte sie hinzu, indem sie ihre Genossinnen mit den Augen befragte:

„Ja, ja! das ist ganz richtig, wir wollen zusammenschießen."

„Wirklich? Ihr sterbt vor Hunger und wollt die Großmuthigen spielen?" sagte La Levrasse bitter, indem er sich von dem jungen Mädchen losmachte, welches ihn verhinderte, seine Scheere spielen zu lassen.

„Ihr vergeßt, daß das Brot theuer ist."

Die harten Worte La Levrasse's erinnerten diese armen Geschöpfe, daß sie zu unglücklich seien, um sich mitleidig zeigen zu dürfen. Ist das nicht der allerhöchste Grad von Unglück?

Ein dumpfes Schweigen folgte auf die Aeußerung großmüthiger Regung von Seiten der Genossinnen Josephinens; diese, welche vielleicht einen Augenblick Hoffnung geschöpft hatte, sagte lebhaft zu La Levrasse:

„Macht schnell, Herr!"

La Levrasse ließ sich das nicht zwei Mal sagen, er fuhr rasch mit seiner Scheere in dieses prächtige Haar, welches, von allen Seiten herabfallend, das sanfte und blasse Gesicht Josephinens, das von Thränen überfluthet war, erblicken ließ.

La Levrasse gab, seinem Versprechen getreu, dem jungen Mädchen eine lange Strähne, die kaum so dick war wie ihr kleiner Finger, zurück. Josephine rollte sie auf und steckte sie in ihren Busen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt war es mir unmöglich, meine Thränen länger zurückzuhalten, und von dem Tage an ist mir die Erinnerung an diesen schmerzlichen Auftritt immer gegenwärtig geblieben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nun werden freilich die positiven Leute das Alles tief verachten und spöttisch sagen:

Lieber Gott, wie viel Redensarten für eine Hand voll Haar! Was geht uns das an, daß diese Bäuerinnen geschoren werden wie Chorknaben? Sie haben ja dafür 20 Sous mehr in der Tasche.

Aber bei Euch wird diese neue Folge des Elendes Mitleid finden — es hat zu viele Folgen das Elend — Ihr jungen Frauen, die Ihr vor Eurem Spiegel lächelnd mit unschuldiger Freude euer schönes Haar mit Blumen und Brillanten schmückt, oder, was eine noch größere Koketterie ist, es blos und ohne Schmuck laßt —

bei Euch, glückliche Mütter, die Ihr so stolz seid auf die langen Flechten, die das engelgleiche Antlitz der Tochter einfassen, die Ihr jeden Abend so zärtlich umarmt —

bei Euch, Liebende, die Ihr das glänzende, duftende Haar Eurer Geliebten an Eure heißen Lippen gedrückt habt —

bei Euch endlich, die Ihr Gott in seinen Geschöpfen liebt, ehrt und anbetet, und denen es bittere Schmerzen verursacht, wenn Ihr sehet, daß man sie verunstaltet, ihnen ihren Schmuck raubt und sie herabwürdigt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die kleine Vorstellung, welche aus den Uebungen der Mutter Major und der Ausstellung des Wassermenschen bestanden hatte, war sehr einträglich gewesen.

Am folgenden Morgen reisten wir mit Tagesanbruch ab, um am Abend den Flecken zu erreichen, wo wir die neue Basquine antreffen sollten.

Den ganzen Tag schwamm Bamboche in Glück, Freude und Liebe; er sollte endlich Jeannetten wiedersehen, und sie war bestimmt, unsere Truppe nicht wieder zu verlassen. **Eugène Sue.**

(Fortsetzung folgt.)

's Puffer-Wawerl.

(Schluß aus Nr. 120.)

Beim Kranzwirth ging es heut verdammt hoch zu, d. h. er hatte die Oberstube zum Balle herrichten lassen, hatte Tannenreisig zur Decorirung verwendet, und Gliederketten aus verschiedenfarbigem Papier von dem in der Mitte hängenden Glaslustre nach allen vier Ecken des Saales hingezogen; er hatte sein gewöhnliches Orchester um zwei Spielleute, einen Geiger und einen Trompeter vermehrt und den Dielenboden neu abhobeln lassen, er hatte auch in seiner Annonce schmackhafte Speisen in aller Auswahl und

gutes Getränk in verschiedenen Sorten verheißen, freilich fehlte dabei der Schluß: „zur Bequemlichkeit der p. t. Herren Gäste stehen Wagen bereit,“ aber derlei wären da außen auf dem Dorfe auch ein reiner Ueberfluß gewesen. Und warum hatte der Kranzwirth so viel Aufhebens gemacht? Er wußte, daß der gestrenge Herr Pfleger sammt Pflegerin, der Herr Gegenhandler sammt der gestrengen Frau Gegenhandlerin, kurz alle Honoratioren durch ihre Gegenwart den Ball verherrlichen würden, er wußte auch, daß aus der Stadt mehre junge Leute: Schreiber, Commis — anderorts Handlungsdiener genannt — auch Studenten, welche eben ihre Faschingsferien hatten, und sonst noch Einer und der Andere kommen würden; endlich wußte er auch, daß die Söhne der Vier- und Sechsrößler-Bauern es sich heute wollten etwas kosten lassen, um in der Maschkera zu erscheinen. Nun, unter so bewandten Umständen machte er keinen Fehlgriff, wenn er seinen Ball ein wenig splendid ausstattete, er versprach recht lustig und dabei auch nobel zu werden, eine herrliche Gelegenheit zum Abstauben — sein Ausdruck, welcher allenfalls anderwärts Schnüren heißt — aber den Gästen mußte dabei etwas blauer Dunst vorgemacht werden — o, der Kranzwirth war ein gar pfiffiger Geselle!

Der Ball war bereits im besten Gange, oder besser gesagt, im besten Tanze, und es war ganz komisch anzusehen, wie ein Türke und eine Schwäbin, ein Harlekin und eine Cirkassierin, ein Spanier und eine Columbine ihren Landler heruntertrabten und wischten, die Herren aus der Stadt wollten sich schier zu Tode lachen; der Kranzwirth — berühmter Abstauber — versicherte aber mit einer Kalbsphysiognomie, der Fehler liege nur an den Spielleuten, da sie die Tänze der verschiedenen Nationen nicht zu spielen verständen. — Da trat ein neues Paar Masken auf. Sie waren im Schweizercostume. Er ein schlanker, hoher Bursche, von kräftigem Gliederbau, gerade und stolz in seiner Haltung — es war kein gewöhnlicher Bauernbueb, das sah man auf den ersten Blick, man durfte nur den Türken, den Harlekin und den Spanier mit ihm vergleichen. Und sie? sie war gar lieblich anzuschauen: der mit farbigen Bändern besäumte Rock ging knapp unter die Knie, welch' schöne Form des Nackens, dann der feine Knöchel, der hohe Riß des sonst schmalen Fußes und endlich diese Taille, der schöne, weiße, schlanke Hals, der volle und doch so wohlgeformte Arm, er war auch nicht so rothbraun, als der der Schwäbin und Cirkassierin — nein, das war gewiß auch keine Bauerndirne; den jungen Herren Schreibern und Commis wässerte der Mund, man will auch Dergleichen von dem gestrengen Herrn Pfleger bemerkt haben; aber der aus dem Berner-Oberland mochte es wol auch fühlen, daß seine Begleiterin die Königin des Balles sei, er hatte den Arm um ihre schlanken Hüften geschlungen, durch die Augenlöcher der Larve blitzte es gar aufbegehrerisch heraus, und in seiner Haltung war zu lesen: „Schaut's Bueben und Herrn, hab i nöt die Sauberste auf'n Platz in mein Arm?“

Er rief nun aber auch — mit den Fisteltönen der Maskenverstellung: „Spielleut! — án Tanz — án fideln!“

Der Tanz begann. Der Schweizer stellte sich an, der Türke und die Schwäbin, der Spanier und seine Gefleckte, mehre Paare reihten sich an. Doch wie tanzte das Schweizerpaar den Landler! Er, wie nur immer Einer, der sich den Ruhm eines ausgezeichneten Tänzers durch gewandten Sprung, durch zierliches Drehen, regelrechtes Walzen und taktmäßiges Patschen mit den Händen erworben hat, neidisch blickten die Diendaln nach seiner Tänzerin hin; aber wie tanzte auch sie? — das war nicht das träge, halbmüde Umherschleichen im Kreise, das sich Drehenlassen, das Hineinlegen in den Arm dessen, der walzt — nein, da war in jeder Bewegung Leben und Grazie, wie wässerte den jungen Herren aus der Stadt der Mund! —

Der Tanz war zu Ende. Die Bueben thaten den letzten erderschütternden Sprung und schwangen aufjauchzend ihre Tänzerin in die Höhe, der Harlekin und der Türke waren auch dabei; im Kreise herum ergingen sich dann die Paare, andere traten zum Tische hin, sich und ihrer Tänzerin den Labetrunk zu holen. Die aus dem freien Schweizerland jedoch gingen in ein Seitenzimmer. Vier, fünf junge Herren stürzten nach, auch ein paar Burschen.

„Wir wollen allein sein,“ sagte der Schweizer und gar kräftig drängte er die ihnen Folgenden zur Thür hinaus und schloß diese ab; als aber der Tanz wieder begann, da war auch er mit seiner Tänzerin wieder auf dem Platz.

So erging es sich zwei, drei, vier Stunden. — „Wer soans?“ fragten Mehre.

„'s is der Franzl in der Than,“ sagte der Blümelhuber Sepp, „oder i will gleich hängen.“

„Und sie?“

„Das woaß i nöt,“ war die Antwort.

„No, das wollen wir dert erfahren!“ rief Einer, und die Andern alle ihm nach.

„Zwölfe is vorbei!“ rief der Eine, „jetzt kommen d'Larven weg!“ und aus der Maske des Türken guckte das ehrlich dumme Gesicht des Veitl in der Weng hervor.

„Ja, jetzt kommen d'Larven weg!“ riefen Harlekin und Spanier, und die rothglühenden Physiognomien des Christl und Sepp waren ohne Versteck, und so auch die der Annemie, der Lies und der Sandl.

Der Schweizer und seine Begleiterin thaten aber keineswegs desgleichen. „Geh Franzl, thue d'Larven abi,“ sagte sein guter Freund, der Sepp, halblaut zu ihm: „Und wann i nöt will?“, klang es ganz trotzig aus der Larve heraus. „No, zwingen werd'n wir Dich nöt“, erwiderte Sepp ganz gutmüthig, er mochte wol eine kleine Ahnung haben, weshalb der Franz in der Than so wenig als seine Schweizerin sich zu demaskiren gesonnen waren.

Glaubt man vielleicht, auf dem Lande bleibe irgend etwas ein Geheimniß? O, gewiß nicht! da am wenigsten. Dies ist nur in einer Stadt möglich, wo zwei- oder dreimalhunderttausend Menschen sich herumtreiben, in thätigem Geschäftsleben, in emsigem Wirken; wo sich Einer um den Andern nicht bekümmert; wo die Menschen aneinander vorüber rennen, und Keiner weiß, wer der ist, den er so eben beinahe über den Haufen gerannt hätte; wo Jeder seinem Separatvergnügen nachgeht, bald hierhin, bald dorthin, und überall stets mit andern ihm völlig unbekannten Menschen zusammentrifft, um deren Namen und Stand, Thun und Treiben er sich durchaus nicht bekümmert. Gerade das Gegentheil ist es in einer kleinen Stadt, und noch mehr auf dem Dorfe; und sind es dorten vorzugsweise mit dem Namen passé bezeichnete Schöne, welche nichts Besseres zu thun wissen, als den Tag über am Fenster zu sitzen und durch zweckmäßig aufgestellte Spiegel, durch Theatergucker und Plößl'sche Brillen das Thun und Treiben Derer, die den Stadtplatz beleben, oder durch sonstige gut angewendete Mittel das Verhalten Derer, die sich innerhalb ihrer vier Pfähle ganz sicher und unbemerkt glauben, zu erkundschaften: so sind es auf dem Dorfe auch wieder Solche, welche nicht so glücklich sind, durch ihre Reize einen Adorateur zu fesseln, deren Fensterln in der Samstag-Nacht unbesucht bleiben, und die beim Tanz an der Thüre müssen stehen, so sind es eben diese, deren Blicken nichts entgeht. Die nächtlichen Spaziergänge des Kavalleristen waren kein gar so strenges Geheimniß, als er vielleicht vermeinte; und wenn auch der Sepp, der Christl und die anden Bueben, welche sich seine guten Kameraden nannten, nicht weiter's in ihm und seine Begleiterin drangen, die Larve abzulegen, so doch um so heftiger die Damen „in ihren seidán Gwand, wie's hab'n d'Gwinr od'n bei der Uenr“ in ihren weitfaltigen Röcken und den Zwickelstrümpfen; diese und wieder namentlich solche, welche, ohne eigentlich von „án Bued'n“ zum Tanze geführt worden zu seyn, an der Thüre auf einen Haufen zusammengedrängt standen und warteten, daß Einer oder der Andere kommen und sie „zum Landler aufziehen“ werde. O, solche haben es stets scharf auf junge Frauen und vom Schicksale mit einem Liebhaber oder Anbeter Begünstigte abgesehen, und diese riefen jetzt eifriger als alle zusammen: „Zölfi is, weg mit'n Larven, wir wollen dert seh'n, ob All's, was da is, á her g'hört!“

Zum Ueberflusse hatten sich auch noch die jungen Herren aus der Stadt in den Kreis gedrängt, und erschien ihnen schon Wuchs und Gestalt der Unerkanntseinwollenden interessant genug, so versprachen sie sich auch, als zu den schwarzen Glanzlocken, welche unter dem gelben Strohhute hervorrollten, und zu dem herrlichen Auge, das aus der Larve hervorblinkte, passend, die reizendsten Gesichtszüge zu schauen, wenn das steifkalte Wachsgesicht nur einmal entfernt sei. Die Neugierde darnach und der gute Ton, den die Kleinstädter gern auf dem Dorfe anzunehmen pflegen, ließ sie ebenfalls nach Demaskirung rufen, aber das war eben der Wawerl Glück; denn da sahen sich die Bueben in ihren Rechten angegriffen — o unsere Bueben und Bauern sind gar stolz, die lassen sich nichts nehmen!

Die Arme zitterte ohnedies schon wie ein Espenlaub am Arme ihres Franzl, alle im Tanzen erregte Gluth war entwichen, Kehle und Brust schienen ihr zusammengeschnürt, sie fühlte schon die Larve vom Gesichte gerissen, hörte schon die spöttischen Dirnen lachen, hörte schon die schrecklichen Worte: „'s Puffer Wawerl,“ aber der Franzl war ein ganzer Mann. Er riß seine Larve herunter, und mit starker Stimme sagte er: „Nur dann, weil Ihr's wissen wollt, so wißt's es — i bin der Franzl! Es wird Euch aber auch genug sein, wenn ich ásten noch sag: die Meinige da bleibt in der Maschkera! Weil ich's so will!“

Der Kavallerist stand da wie ein Heros mit breiter Brust, schlank und kräftig, sein Auge glühte, seine Hände waren geballt, mit ihm war kein Scherz zu treiben, das wußten die Andern von Alters her, der Sepp, der Christl und noch Einige waren überdies seine Freunde, und das recht gute Freunde, und sie stellten sich an seine Seite und riefen: „Recht, Franzl, die Deinige bleibt in der Maschkera! Weil's Du's willst!“

Aber der Franzl hatte auch seine Feinde, neidische Bursche, welche ihm abhold waren, seines kecken Soldatenbenehmens wegen; auch gab es solche, die in toller Weinlaune und von den Zuflüsterungen ihrer Dirndeln aufgeredet, nicht schweigen wollten; man muß unser Land nur kennen, dann wird man wissen, wie es da bei Festen und Tänzen so leicht zum „Dreinschlagen“ kommt. — Anfangs wird g'fenzt und g'henzt, eine Red gibt die andere, alte G'schichten vom Gasseln und Fensterln kommen in Anregung, endlich gibt der Eine dem Andern „Dans mit der abigen Hand“ — und die Prügelei ist fertig.

Zu dem heutigen Ausbruch boten jedoch die Herren aus der Stadt die bereiteste Hand. Einer, gar ein verwogener Jüngling, ein wahrer Lion mit Knebel- und Backenbart, griff kühn nach der Schweizerin Larve, aber in demselben Augenblicke hatte er auch schon „Dans mit der abigen Hand“ des Kavalleristen gefaßt, daß ihm sogleich die „rothe Suppe“ von der Nase troff. Zehn, zwölf Studenten- und Commisfäuste erhoben sich zwar jetzt gegen den kühnen Schläger, fielen auch allenfalls nieder auf Schweizer-Hut und Achsel, aber er lachte, daß der Lustre wankend wurde, und ehe man sich's versah, purzelten drei, viere der Angreifenden übereinander, als wenn sie nie gestanden hätten, und die andern wichen scheu zurück.

„Aussi mit der Pufferin!“ riefen mehre weibliche Stimmen, und jetzt drängten sich auch einige Bauernbursche an den muthigen Schläger. Aber dieser lachte wieder, und wie ein Donnerkeil fiel seine Faust auf jene nieder, die es wagten, sich mit ihm einzulassen. Doch „viele Hunde sind des Hasen Tod.“ Er wäre doch der Mehrzahl unterlegen, freilich standen der Sepp und der Christl und noch zwei oder drei an seiner Seite, doch dreißig, vierzig waren gegen ihn, es war ein tüchtiger Kampf, die Stuhlfüße waren ausgedreht und tanzten gewichtig auf den Köpfen der Kämpfer herum; paar und paarweise kollerten solche, die sich aneinander verbissen hatten, unter dem Tisch herum; die Spielleute begannen ihre vivesten Landler, die sonst gerne der Prügelei ein Ende machten, doch heute umsonst; der „Abstauber“, mit einem Ochsenziemer bewaffnet, war zwischen hineingetreten und ließ sein Instrument auf den Rücken der Schläger tanzen, sonst auch ein probates Mittel bei ordinairen Prügeleien, heute ebenfalls wirkungslos; der gestrenge Herr und seine gestrenge Frau waren in der Thür des Tanzsaales erschienen, beide Ruhe gebietend, ebenfalls umsonst — da drängte der Sepp den Franzl und's Wawerl zur Thüre hinaus und sagte: „Schau, daß d'fortkommst, es is á so besser!“ und es war wirklich so am Besten. Franzl sah es selbst ein, er nahm sein Wawerl und ging mit ihr fort, in seinem Innern stand es aber zu lesen: „Es kommt schon noch á zahlender Tag.“

Sepp und Christl standen an der Thüre, allenfalls wie die letzten zwei der Spartaner bei Thermopylä und ließen Niemanden weiter hinaus. Sie deckten den Rückzug ihres Kameraden.

Der Franz und's Wawerl gingen jetzt dem Pufferhof zu. Es war nach Mitternacht, vielleicht zwei oder drei Stunden drüber. Es war eine helle, kalte Winternacht, Schnee überall, wohin man nur blickte, heilige Stille, wohin man nur horchte, dazu ein kalter, eisiger Wind vom Hochsensen herab. Wawerl weinte, Franzl suchte sie zu besänftigen, „es hat Dich dert kein Mensch erkannt," sagt er, „und wenn auch, hab ich's so weit' trieben, ich hätt's á noch weiter trieben!"

„War i nur nöt' gangen," sagte sie, „wann's der Vater erfahret!"

„Und wenn!" rief er, „es muß jetzt Alles án End finden, und á guet's dazue."

Sie war nicht zu beruhigen. So kamen sie zum Pufferhof.

„I bring Dir Dein G'wand heraus," sagte Wawerl, „wort á kloans Aichtel."

„Sakrisch kalt is," erwiderte er, „mir is dert a weng warm worden, aften muß ich in der Kälten, wieder hoam rennen, morgen muß ich um'n Bader schicken, ich merk's."

Wawerl wurde ängstlich um die Gesundheit ihres Liebsten, der so ritterlich sich um sie bewiesen hatte.

„Laß mich in die Kammer, nur weg'n Anzieh'n," bat er flehentlich.

Wawerl schüttelte den Kopf.

„Gut, so zieh' ich mich hier auf'n Anger aus und an, und morgen laß ich'n Bader holn," sagte er böse.

„I scheuch mi," sagte 's Wawerl, doch bei weiten nicht so streng verweigernd.

Er aber schlang den Arm um ihren Leib und drückte eine Anzahl von Küssen auf ihre Lippen, da schmiegte sich's Wawerl recht innig an ihn und umhalste ihn, wie es noch nie gethan, sie war wol dankbar für seinen ritterlichen Muth; er aber drückte sie mit leidenschaftlicher Gluth an seine Brust, und glühender und glühender wurden die Küsse. —

Die ganze Nacht bellten und heulten die Hunde, sie spürten einen Fremden im Hause.

Der gestrenge Herr Pfleger machte am andern Tage kurzen Prozeß: Er ließ den Franzl in der Than holen. Für's Erste fragte er ihn, wer das Dirndal sei, die er gestern zum Tanz geführt habe, worauf er aber die bündige Antwort erhielt: „Das ginge Niemand Etwas an." Hierüber war er für's Zweite sehr ungehalten; denn er hätte gerne den Namen des Mädchens mit den pechschwarzen Locken, mit dem blitzenden Auge, dem schönen, vollen Arme, dem von Knie bis zum Rist so herrlich geformten Fuße, erfahren, und als seine wiederholt gestrengherrlich gestellte Frage nichts fruchtete, so gerieth er in einen gestrengherrlichen Zorn, nannte den Franzl einen Stänkerer, Raufer, Lump; dieses nahm aber dieser nicht so hin, er sagte auch wieder ein und das andere entgegen, und das Ende vom Liede war, daß der Franzl für's Erste in Arrest kam, und für's Zweite, daß nach acht Tagen seine Einberufung vom Urlaub einlief, die ihm dann auch der gestrenge Herr Pfleger eigenhändig und mit einem schadenfrohen Lächeln überreichte.

Dagegen war nun nichts zu sagen, das verstand der Franzl so gut, oder auch noch besser als wir, da er bereits fünf Jahre in militari stand, auch überdies Korporal war; aber die arme Wawerl wollte durchaus nicht die Nothwendigkeit der Folgeleistung einsehen, und am letzten Abend ihrer Zusammenkunft — diese war nicht auf dem Anger außerhalb des Hauses, es war gar eine grimmige Kälte — da hing sie an seinem Halse und weinte sich schier zu todt; morgen mußte er abziehen — schreckliches Morgen — das arme Mädchen!

Franzl hielt Wort. Er schrieb jede Woche. Die alte Krämerin im Dorfe war die Vermittlerin der Korrespondenz, und noch dazu die sehr verschwiegene Vermittlerin; denn jeder Brief, den 's Wawerl erhielt, und jeder Brief, den 's Wawerl ihr zur Versendung übergab, trug einen Silbergroschen, machte in der Woche zwei, auch bisweilen drei, nun immer ein mitzunehmendes Geschäftchen neben Schnupftabak- und Schwefelhölzel-Verkauf, da konnte man wol schweigen. Aber nach zehn oder zwölf Wochen schüttelte die alte Krämerin ihr grangelocktes, schwarzsammetbedecktes Haupt. Der Erlag des einen Silbergroschens blieb aus, nämlich des für den einlaufenden Brief, und das schon zwei, drei Wochen, freilich gab es Ersatz durch den Erlag der Silbergroschen für abzusendende Briefe, aber die Krämerin schüttelte doch ihr Haupt, und dies um so gewaltiger, als sie jedesmal bei Uebernahme des Briefes einen Blick auf die Gestalt der Abgeberin that. „Hm! Hm!" sprach sie zu sich selbst, „'s Wawerl wird runder und runder," doch sprach sie bis jetzt dieses nur noch zu sich allein. Aber da wurde wieder ein Mal ein Silbergroschen für einen einlaufenden Brief erlegt. 's Wawerl konnte es gar nicht erwarten, ihn zu öffnen und sogleich zu lesen, sie riß ihn auf, hastig flog ihr Blick über die Zeilen hin, und mit einem herzzerreißenden Schrei sank sie in den alten, braunbelederten Stuhl, in welchen sich gewöhnlich die zur Krämerin zu Visite kommenden ehrbaren Jungfrauen zu setzen pflegten. Die Krämerin sprang der Ohnmächtigen zum Beistand, aber während die eine Hand das Fläschchen mit spir. cornu cervi unter die Nase hielt, griff die andere nach dem Brief, welcher zu Boden gefallen war. Die Alte hatte eine scharfe Brille, freilich nur in ordinaires Horn gefaßt, aber das Glas war ausgezeichnet, und während sie das Fläschchen der Bewußtlosen an die Nase drückte, las sie schnell einige ihre Neugierde gar sehr befriedigende Worte: „Neue Organisirungen — wahrscheinlich Avancement zum Offizier, nicht im Regimente, wo ich bereits Wachtmeister bin, aber zum Fuhrwesen — darf meiner Carriere nicht im Wege stehen — vielleicht nach Jahren, Dein Vater, ein vernünftiger Mann" — doch da kam 's Wawerl zu sich, sie sprang auf, riß den Brief an sich, rannte fort in stürmischer Eile; sie hatte nicht ein Mal den Silbergroschen erlegt, einige Wochen vergingen, die Groschen blieben gänzlich aus. Anfangs schüttelte die Krämerin das Haupt, dann hustete und räusperte sie sich, wenn ihre Besuche kamen, aber einige hingeworfene Worte: „das arme Wawerl! — ich meine 's Puffer Wawerl," waren Anfangs zwar die einzigen, die sie sprach, doch dieser Worte wurden mehr und mehr, je mehr Wochen verrannen, ohne auch nur einen Silbergroschen zu bringen; bald sprach sie recht ausführlich —

Eines Abends gab es auf dem Pufferhofe eine herzzerreißende Scene. Wawerl lag zu den Füßen ihres Vaters, sie schluchzte und weinte, sie zerraufte sich das Haar und krümmte sich am Boden, der strenge Vater sprang von seinem Stuhle auf, sein Angesicht glühte, und der Tochter einen Stoß mit der Faust gebend, daß diese niedersank, sprach er ein fürchterliches Wort. — Er verließ die Stube, auch sie sprang auf, rannte zur Stube hinaus und fort durch Wiesen und Waizenfeld.

Der eine Viertelstunde vom Pufferhof entfernte, zwischen dem Felsengestein hin sich Bahn brechende Fluß war durch die Schneewässer bedeutend angeschwollen, er trieb auch viel Holz, und Jung und Alt zog am andern Tag hinaus, um das Hinschwimmende einzufangen; da fand ein junger Bursche ein schwerseidenes Kopftuch am Weidengestrüpp hangen, man hatte es am verflossenen Sonntag an der Puffer-Wawerl gesehen, jede Dirne in der Pfarre erkannte es wieder, aber, die es getragen, war spurlos verschwunden.

Friedrich Wilhelm Arming.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Musikalisches.

Erschrick nicht, junger Tonkünstler, der Du vielleicht kürzlich ein Werk veröffentlicht hast, wenn Du meinen Namen in dieser Zeitschrift wieder antriffst. Du hast keine Beurtheilung zu fürchten, oder, bist Du wahrhaft talentvoll, zu hoffen. Es ist zwar keine heitere Miene, die Dich anblickt, aber auch nicht jene verdüsterte eines Kritikers, der gezwungen ist, mit dem Auswurfe des menschlichen Geistes zu verkehren. Es ist blos der Ernst des Mannes zurückgeblieben, der eine widerwärtige Periode seines Lebens hinter sich hat. Und wie weit hinter sich! — Mir ist wie Einem, der in einem Ballon sich hoch in die Lüfte erhebt, und den kleinen Fleck Erde, auf welchem so viele Sorgen hausen, zusammengeschrumpft zum kaum erkennbaren Punkte erblickt. Was will all' das Geklimper und Gesing in der Weltgeschichte bedeuten! — Eitle Thorheit, die spurlos vorübergeht! — Zu mir dringen diese Töne nicht mehr. Nur das Tiefste und Originalste, was in äußerst seltenen Fällen die neuere Zeit etwa zu bringen vermöchte, existirt für mich noch. Von Anderm brachte ich keine Spur des Daseins. So nur kann man sich die Anhänglichkeit an die Kunst und die eigene Schöpferlust bewahren. Musikalische Zeitungen lese ich seit lange nicht; eben so wenig das Geschwätz von Literaten über Kunstsachen; denn ein moderner Literat versteht ja bekanntlich Alles, alle Künste und Wissenschaften. Wenigstens behauptet er das Recht, darüber schreiben zu dürfen, sei es auch noch so Albernes. Das ist ein Krebsschaden der Journalistik! — Doch ist die Musik nur dilettantisch, warum sollen ihre Besprecher nicht auch Laien sein? — Neulich erzählte man mir, der Redakteur der wiener Musikzeitung — Mittelding zwischen Laien und Dilettanten — streite sich mit einem andern leipziger Dilettanten öffentlich herum, weil dieser in einem in Grimma erscheinenden Blatte die wiener Musikzustände und den Redakteur der wiener Musikzeitung angegriffen habe. Ich habe viel darüber lachen müssen. Freilich geht mir mit dem Widerwärtigen auch mancher Spaß verloren, den mir der Verkehr mit dem musikalischen Geschmeiß brachte. Doch es ist so besser.

Unsere Zeit ist eine Zeit der Zersetzung, der Auflösung. Das Alte fault unaufhaltsam hin, und von welcher Beschaffenheit das Neue sein wird, das aus dieser Gährung entsteht, wer will das vorhersagen? — Für die Musikzustände indeß habe ich keine Hoffnung eines Besserwerdens. Unfähigkeit und eigensüchtiger Dünkel haben zu sehr die Herrschaft darin erlangt, und ein Gemeinwirken der Musiker ist bei der Vereinzelung ihrer Interessen und bei ihrer Gleichgültigkeit gegen die Kunst selbst, als solche, gar nicht denkbar. Was ließe sich auch aus Verhältnissen, die der Vernunft dergestalt Hohn sprechen, Gutes entwickeln? — Was hilft da alles Reden und Schreiben? — Es kann höchstens nur eine vergebliche Demonstration sein; es kann nur dazu dienen, unsere gänzliche Ohnmacht dem Druck der Umstände gegenüber, darzulegen. Eine ironische Auffassung ist hier allein noch an der Stelle, und, wenn sie auch nicht versöhnen kann, so mag sie doch die bitteren Gefühle bei der traurigen Niederlage der idealsten Kunst dämpfen.

Es gibt Glückliche, deren Leben glatt, in einem ruhigen Strome dahinfließt, deren Dasein ein abgeschlossenes, folgerechtes Ganze bildet. Andere, vom Schicksale hin- und hergeschleudert, müssen über die einzelnen Augenblicke, wie über Klippen mühsam sich weghelfen. Ein so zerrissenes Leben endet oft bei geistig regsamen Menschen in jener Abgespanntheit, welche auf die Erscheinungen nicht mehr Werth legt, als auf die hölzernen Personen einer Puppenkomödie. Kommt noch hinzu, daß man sich auf seinem geistigen Standpunkte der Einbildungen gänzlich fremd fühlt, welche Aberglaube, Staat und wie die andern Hebel menschlicher Gemeinschaft heißen, derselben auferlegt haben, so schafft man sich eine eigene innere Welt, welche wenig mit der äußeren gemein hat, und betrachtet die Weltgeschichte wie durch ein Fernglas, das bald zu einem Verkleinerungsglase wird. Die mikroskopischen Anschauungen des inneren Gebietes der Menschheit sind aber nur für den gestählten Geist, für Einen, der über das Einzelne nicht das Gesammte fahren läßt; denn sonst könnten üble Empfindungen dem Beschauer leicht das Dasein verleiden.

Jedes Jahr feiert der Frühling seine Auferstehung und erfrischt die jungen und alten Gemüther der Menschen. Er kommt immer wieder, mag auch der Winter noch so hart und lang gewesen sein. Die alte Erde sonnt sich jedes Jahr in seiner grünen Lust, schmückt sich mit seinem duftenden Brautgewande. Der Mensch hat aber nur Einen Frühling, Eine Jugend. Auch sie ist hoffnungsreich und muthig, bis irgend eine schwarze Wolke alle Aussicht verdeckt, und das Schicksal die eben aufstrebenden Blüthen zur Erde beugt. Dann bleibt als Halt im wogenden Lebensgedränge, das Einen oft wunderbar weit verschlägt, nichts übrig als der Humor. An diesen Anker halte Dich fest, Mensch! Sieh so dem Uebel ruhig in's Gesicht. Bald wirst Du Dich daran gewöhnen, mit dem Unheil auch Deine Tragkraft wachsen fühlen. — Der Humor ist der Vater der größten Kunstwerke, und ein Shakespear, Beethoven, Jean Paul sind seine Priester gewesen. Seinem Mangel ist auch die Jämmerlichkeit der jetzigen Musik zuzuschreiben, die sich zwischen Liederlichkeit und Herkömmlichkeit herumtreibt. Auf der einen Seite stehen die Virtuosenschule und die französischen und italienischen Opernschreiber nebst ihrem Anhange; auf der andern: Mendelssohn, Spohr und die große Zahl deutscher Musikdirektoren. Die freie Gemeinde in der Musik, würde nur sehr klein sein, wollte man sie auch aus allen Winkeln Europa's zusammensuchen. Das unmusikalische England, das ganz im Mendelssohn'schen Conservatismus aufgeht, würde wol gar kein Mitglied dazu stellen, Frankreich seinen Berlioz, der, trotz aller seiner widerwärtigen musikalischen Ausschweifungen, mir lieber ist, als mancher berühmte deutsche Kapellmeister. Robert Schumann schwankt noch, wie scheint, zwischen alt und neu. Sein Talent ist vielleicht noch nicht zum Durchbruch gekommen. Obgleich ich im Formellen wie im Geistigen viel größere Ansprüche mache, als er bis jetzt erfüllt hat, so ist er mir doch von allen lebenden Tonsetzern der liebste, derjenige, von welchem ich das Meiste hoffe, — trotz der Musikalienverleger. — Ich muß lachen, bei der Erinnerung an die neuliche Frage des berliner Musikalienhändlers S.........r an mich: „Hat denn Schumann wirklich Talent?" — Mein Sinn ist in allen Dingen der der Progressisten. Für mich hat Bestehendes weiter keinen Werth, als eine Stufe in einer vernunftgemäßen Entwickelung haben darf.

Doch es ist Zeit, von dem Leser Abschied zu nehmen; denn die Verhältnisse dieses Blattes erlauben kein längeres Zusammensein. Einige wenige werden mich vielleicht vermissen, nämlich die ganz Unbetheiligten, welche wissen wie unsere Musikzustände beschaffen sind, und die wahrhaften Talente, die zu erkennen vermögen, was der Tadel und der Hinweis des Praktikers werth sind. Ihnen auch gilt das Abschiedswort.

Leipzig, im October.

Herrmann Hirschbach.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 122.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 28. October 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Dritter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Sechzehntes Kapitel.

Die neue Basquine.



Je mehr wir uns dem Flecken näherten, wo wir Jeannette, die neue Basquine, finden sollten, desto ungeduldiger ward meine Neugierde. Die Mutter Major führte den Wagen, auf welchem die Wanne des Wassermenschen stand, und La Levrasse saß im Cabriolet unsers großen Wagens, so daß ich in dem Innern des letztern mit Bamboche allein war. Auf die Ausbrüche wahnsinniger Freude, welche die Hoffnung, Jeannetten wieder zu sehen, in ihm hervorrief, folgten Augenblicke der Furcht und Niedergeschlagenheit. Er sprach zu mir mit bewegter Stimme:

„Wenn Jeannettens Vater, der sie so sehr liebt, sie nun La Levrassen doch nicht geben will, sieh, dann weiß ich nicht, wessen ich im Stande sein werde."

Und auf dieser dreizehnjährigen Stirn, in diesen finstern Zügen gewahrte man den Kampf von eben so heftigen wie frühzeitigen Leidenschaften.

„Beruhige Dich," sagte ich zu ihm, „wenn La Levrasse Jeannetten nicht bekommt, nun so verlassen wir ihn und treten bei Jeannette's Vater als Bediente ein."

Bamboche zuckte bei dieser naiv romantischen Vorstellung die Achseln.

„Ihr Vater stirbt vor Hunger," antwortete er mir, „kann er da Bediente halten? Und wenn er uns auch annähme, so wäre ich darum doch noch nicht weiter."

„Wie so?"

„Bist Du ein Simpel! Würden mir ihr Vater, ihre Mutter, ihre Brüder nicht im Wege sein; würden sie und ich den Augenblick, wo wir die Flucht ergreifen könnten, so ungehindert abwarten können, wie in der Truppe des La Levrasse?"

„Ach, mein Gott!" rief ich auf einmal aus, von einer plötzlichen Vorstellung betroffen.

„Was ist Dir?"

„Du bist in Jeannetten verliebt! Du willst mit ihr ausreißen! Aber wenn sie Dich nun nicht liebt, hast Du daran wol gedacht?"

„Bisweilen."

„Nun, was willst Du denn in dem Falle thun?"

„Ich werde sie prügeln, bis sie mich wieder liebt."

„Du willst sie prügeln, die arme Kleine prügeln!"

„Es wird mir Mühe kosten, aber desto schlimmer."

„Du willst sie prügeln, damit sie Dich wieder liebt," antwortete ich verdutzt, „dann wird sie Dich im Gegentheil verabscheuen."

Bamboche lächelte über meine Unerfahrenheit und sagte zu mir mit wilder Entschlossenheit und unglaublicher Entschiedenheit:

„Um die Liebe der Frauen zu gewinnen, muß man ihnen Furcht einflößen, das hat mir der Krüppel hundert Mal gesagt, er hat Geliebte gehabt, die sich seinetwillen mit Messern zu Leide gingen, sie wären seinetwegen in's Feuer gegangen und gaben ihm Alles, was sie verdienten. Und doch fürchteten sie sich so sehr vor ihm, daß sie ihn den schwarzen Tiger nannten und, wenn sie nur mit ihm sprachen, in einen kalten Schweiß ausbrachen."

Ich beugte mich vor der Erfahrung des Krüppels.

„Wenn Du das gewiß weißt, immerhin," sagte ich mit gepreßtem Herzen, „aber prügle sie nicht gar zu sehr, die arme Kleine."

„Wenn sie mich im Guten lieben will, so werde ich sie erst späterhin prügeln, nicht zu meinem Vergnügen; denn wenn das dieselbe Wirkung thäte, so möchte ich hundert Mal lieber selbst die Prügel bekommen, sondern ich werde sie prügeln, damit sie mich fürchtet; denn, wie der Krüppel sagte, eine Frau, die dich nicht fürchtet, die läßt dich laufen."

„Es ist nur Schade, daß dabei so viel Prügel erforderlich sind," sagte ich zu meinem Freunde mit einem Seufzer.

Bamboche blieb einige Augenblicke still und nachdenkend, dann versetzte er finster und in sich gekehrt:

„Es ist nur Eins dabei, was mir Schrecken einflößt."

„Und was ist das?"

„Daß La Levrasse nicht auch etwa in Basquine verliebt ist," antwortete mir Bamboche, vor Zorn und Wuth mit den Zähnen knirschend.

„Er in seinem Alter?" antwortete ich.

„Hat nicht die Mutter Major mich zu ihrem Liebhaber gemacht?" antwortete mir Bamboche barsch, „und darum wird sie noch obendrein Basquinen mit ihrem Hasse verfolgen, und dann der Bajazzo, den wir erwarten — wenn das ebenso ein Schurke ist, wie der vorige Bajazzo Giroflee, welcher in's Seminar eingetreten ist, so ist er im Stande, auch in Basquine verliebt zu sein. Ich weiß noch gar wohl, wie Giroflee die Kleine, die jetzt todt ist, gequält hat."

Dann stampfte Bamboche vor Wuth mit dem Fuße, seine großen, grauen Augen funkelten, seine Stirnadern schwollen vor Zorn auf, und er rief:

„Siehst Du, Martin, ich fühle, daß ich um Basquinens willen Unglück anrichten könnte."

Die greulige Möglichkeit, daß La Levrasse oder unser künftiger Bajazzo in dieses Kind verliebt sein könnten, der eifersüchtige Haß der Mutter Major, die seltsamen Mittel, zu denen Bamboche seine Zuflucht zu nehmen gedachte, um Liebe zu erregen, schienen mir für die Zukunft Basquine's und Bamboche's so betrübende Aussichten darzubieten, daß ich still schwieg, während mein Genosse sich mehr und mehr in seine traurigen Gedanken zu versenken schien.

Erst jetzt, da ich so viele Jahre nach jenen Ereignissen diese Zeilen aufzeichne, fühle ich ganz das Greulige, was in ihnen lag, und leider hat mich die Erfahrung — eine traurige Erfahrung gelehrt, daß diese furchtbaren Dinge weit davon entfernt waren, Ausnahmen zu sein; Diejenigen, welche nicht nothgedrungen in die tiefste Tiefe gewisser Kothlachen der Gesellschaft hineingetaucht sind, werden niemals erfahren, niemals glauben, was für Laster und Greuel das Elend, die Unwissenheit und die Verwahrlosung ausbrüten.

Aber zu der Zeit, von der ich spreche, wo ich noch ganz Kind und, von einigen angebornen guten Gemüthseigenschaften abgesehen, ohne allen Begriff vom Guten und Bösen war, gewöhnte ich mich, in diesen Mittelpunkt cynischer Verderbtheit hineingestoßen, sehr bald an denselben und lebte in ihm wie in meinem natürlichen Element; was mich jetzt empört, schien mir damals, weil ich keine Vergleichungen anstellen konnte, sich von selbst zu verstehen. Ich hielt nicht die Laster der Andern, sondern meine alberne Unwissenheit für verwerflich, bisweilen zwar flößten mir gewisse Grundsätze, gewisse gar zu auffallende Thatsachen Verwunderung ein, aber keinen Unwillen — den konnten sie mir nicht einflößen — in welcher Schule der Sittlichkeit und Tugend hätte ich solchen Unwillen lernen sollen?

Nein, ebenso wie ein Kind, das mit der strengsten Sorgfalt erzogen ist, sich auf unbestimmte Weise zu gewissen Eigenschaften, zu gewissen Tugenden hingezogen fühlt, die, so zu sagen, seinem Geiste, seinem Herzen, seinem Charakter besonders nahe liegen, fühlte ich, seitdem ich bei La Levrasse war, eine unbestimmte Neigung zu gewissen Lastern: die Faulheit, die Betrügerei, das Landstreicherleben, selbst der Diebstahl als äußerstes Mittel kamen mir ziemlich reizend vor, aber die Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten widerstanden mir, und trotz der verliebten und mehr

als verliebten Mittheilungen Bamboche's fühlte ich noch nicht das Bedürfniß zu lieben.

Und dennoch — ein deutlicher Beweis, daß der Mensch von Natur gut ist, oder wenigstens zu allen edeln Regungen eine natürliche Anlage hat — trotz der verwerflichen Beispiele, mit denen ich umgeben war, trotz der beklagenswerthen Neigungen, welche dieselben täglich mehr in mir entwickelten, war ich würdig und fähig, alle den Pflichten, allen Opfern, welche die Freundschaft auferlegt, mich zu unterziehen. Und so war es auch mit Bamboche, mehr als einmal hatte er mir schon seine Ergebenheit gezeigt, obgleich die fürchterliche Macht des Beispiels den unglücklichen Knaben schon seit langer Zeit in eine viel tiefere, viel gehässigere Verderbtheit, als die meinige war, gestürzt hatte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war beinahe Nacht, als wir im Flecken ankamen, wir stiegen im Gasthof zum großen Hirsch ab, wo La Levrasse gewöhnlich anhielt. Indem er vom Wagen stieg, fragte er den Gastwirth, wie es dem Vater Paillet, dem Wagner, ginge?

„Er ist auf's Aeußerste getrieben," antwortete der Gastwirth; „welches Elend! Kinder, eine kranke Frau — der Magistrat gibt ihnen wöchentlich zwei Laib Brot als Unterstützung, aber was ist das unter so Viele?"

„Sehr gut!" rief La Levrasse, ohne seine Freude verbergen zu können.

Darauf nahm er eine mitleidige Miene an und sagte zum Gastwirth:

„Sagt mir, habt Ihr etwas kalte Speisen, die ich gleich mitnehmen kann?"

„Ja, Herr, es ist eine vortreffliche Calcutte da, die eben vom Spieße, und eine große Pastete, die eben aus dem Ofen kommt."

„Holt mir die Calcutte und die Pastete, wickelt sie ein und legt sie mit zwei vierpfündigen Broten und sechs Flaschen Wein in einen Korb."

„Für diese arme Familie?" rief der Wirth mit Bewunderung. „Ach, Herr La Levrasse, Sie werden nicht genug erkannt! Was für ein wohlthätiger Mann sind Sie!"

„Still, still, Freund!" antwortete mein Herr mit bescheidenem und traurigem Tone, „ich thue noch lange nicht Alles, was ich möchte."

Während der Wirth die Eßwaaren in Bereitschaft setzen ließ, sagte La Levrasse zur Mutter Major:

„Gib mir den Sack."

„Da ist er."

„Ist der Kranz drin?"

„Es ist Alles drin."

„Gut," versetzte La Levrasse. — „Jetzt laß den Pferden Hafer geben, und wenn sie gefressen haben —"

Ich konnte nicht hören, was mein Herr darauf der Mutter Major in's Ohr sagte.

Diese antwortete:

„So steht's fest, das ist besser."

„Also," versetzte La Levrasse, „in einer Stunde da unten."

„In einer Stunde da unten," antwortete die Mutter Major.

Hierauf wandte sich mein Herr zu mir und sagte:

„Hier, Martin, fasse den Sack mit der einen Hand, und unter den andern Arm kannst Du den Korb nehmen."

Und er gab mir einen Sack von alter grüner Leinwand, welcher sehr leicht, aber ziemlich aufgebauscht war.

Bamboche blieb zur Wartung des Wassermenschen zurück; es that mir leid, daß ich mit einem Geschäfte beauftragt wurde, welches meinem Kameraden, weil es ihn sogleich in Basquinens Nähe gebracht hätte, so angenehm gewesen sein würde. Wir gingen fort, sobald der Wirth den schweren Korb herbeigebracht hatte, welcher den appetitlichsten Geruch aushauchte. Ich nahm diese Last und folgte meinem Herrn, welcher sich, wider seine Gewohnheit, in einen Mantel hüllte. Er schien unruhig und schritt rasch vor mir her.

Wir kamen in ein kothiges Gäßchen, das auf der einen Seite in den Flecken, auf der andern auf die Felder ausmündete; einige alte, halbzerbrochene Räder, die an der Mauer lehnten, und ein Haufen Holzabfall, der die Thür versperrte, zeigten die Wohnung des Wagners an.

Die Nacht brach ein, als wir in eine Art weiten Wagenschuppen traten, welcher zugleich dem Handwerker zur Werkstatt und seiner zahlreichen Familie als Wohnung diente.

Dieser Wagenschuppen, welcher wüst, finster und feucht war, bekam sein Licht durch ein Glasfenster über der Thür, außerdem war er erleuchtet durch den blassen Schein eines kleinen Feuers von rauchenden Hobelspänen, um welches sich ungefähr zehn Kinder drängten, von denen das älteste kaum vierzehn Jahr alt war, alle bleich, mager, fröstelnd und mit einigen schmuzigen Lumpen kaum bedeckt. Mitten in diesem Haufen von kleinen Geschöpfen sah man eine Frau mit traurigem Blick, hohlen Augen, kränklicher Blässe und der die Knochen so zu sagen aus der Haut herausragten, sie ruhte in halb sitzender und halb liegender Stellung auf einer hölzernen Bank mit einer Seitenlehne. Der untere Theil des Körpers dieser Frau, welche beinahe vollkommen gelähmt zu sein schien, war unter den Fetzen einer Decke versteckt. Im Augenblicke unseres Eintretens schrien und weinten mehre von diesen kleinen Kindern, und ihre Mutter antwortete ihnen mit schmerzlicher und erschöpfter Stimme:

„Aber mein Gott, mein Gott, es ist ja kein Brot mehr da, was soll ich Euch denn geben? Morgen sollt Ihr zu essen haben; denn dann kommt das Almosenbrot, aber bis dahin müßt Ihr warten, arme Kinder."

„Morgen, Mutter, ist zu lange," sagten die Kinder weinend, „uns hungert heute Abend schon."

In dem entferntesten Theile des Schuppens sah ich ein elendes Bette, auf welchem der Wagner, der Vater dieser ganzen Familie, ausgestreckt lag; er war fast schon vom Todeskampfe ergriffen, seine Augen waren bald starr, bald halb umschleiert; er schien an Dem, was vorging, durchaus keinen Antheil zu nehmen. Er hatte den einen Arm um sein Lieblingskind, seine kleine Jeanette, die künftige Basquine, geschlungen, welche auf dem Rande seines Bettes saß. Es schien, als wollte er sie instinctmäßig beschützen, indem er sie krampfhaft an sich drückte; er murmelte dann und wann mit leiser Stimme und dem Ausdrucke von Schrecken:

„Der Mann — der Mann — er kommt, — o nimm Dich in Acht vor dem Manne!"

Gewiß war der Mann, dessen Ankunft der Wagner in seinem Fiebertraume fürchtete, niemand anders als La Levrasse.

Was Jeannetten anbetrifft, so hatte ich noch nichts gesehen, was sich der reizenden Gestalt dieses acht bis neunjährigen Mädchens auch nur genähert hätte. Ihre einzige Kleidung war ein schlechtes Hemd von gelblicher Leinwand, das an verschiedenen Stellen durchlöchert war und ihre Arme und Beine bloß ließ, die ein wenig abgemagert, aber alabasterweiß waren; ein Wald von blondem Haar, das natürlich gelockt war, aber ganz wirr durcheinander lag und bis auf ihre großen, schwarzen Augen herabfiel, bedeckte ihren Hals und ihre Schultern; nichts Reineres und Lieblicheres ließ sich denken, als die Züge dieses allerliebsten kleinen Gesichts, war dasselbe auch von dem Elend leicht gefurcht. Ihr Gesichtsausdruck war traurig, zwei oder drei Mal sah ich Jeanetten ihre Lippen auf die hagere Hand ihres Vaters drücken, dann fing sie vermöge der Leichtigkeit, von einem Eindruck zum andern überzugehen, welche diesem Alter eigen ist, den melancholischen und sanften kindlichen Gesang, den sie vorher angestimmt hatte, wieder an, sie bezeichnete den Takt, indem sie mit ihren bloßen Füßchen an einander schlug; unser Eintritt hatte diesen Gesang nicht unterbrochen, aber als sie uns auf ihre Mutter zutreten sah, hielt sie ein, dann strich sie mit kindlich anmuthiger Bewegung ihr Haar aus den Augen und beobachtete uns nun, die Stirn ein wenig gesenkt, die kleine Hand noch immer in dem reichen Haupthaar, den Ellbogen auf das Knie gestützt, verwundert, neugierig und besorgt.

Der Wagner, dessen Zustand immer derselbe blieb, bemerkte unsern Eintritt nicht, er zog nur dann und wann seine kleine Tochter an sich und wiederholte mit schwacher und schreckenvoller Stimme:

„Der Mann, der Mann!"

Die Furcht vor La Levrasse verfolgte Jeannettens Vater in seiner Geistesabwesenheit wie eine fixe Idee.

Die Frau des Wagners erkannte meinen Herrn.

Bei seinem Anblicke erhob sie mit einer Mischung von Angst und Hoffnung Hände und Augen gen Himmel und rief:

„Ach, heilige Jungfrau, es ist der Mann!"

Während die Kinder, immer noch zusammenstehend, sich verwundert zu uns umwandten, schloß La Levrasse leise die Thür, legte mit geheimnißvoller Miene den Finger auf die Lippen, nahm mir den Korb mit den Speisewaaren aus den Händen und breitete auf einem Tische, welcher in der Nähe stand, die gebratene Calcutte, die Pastete, das Brot und den Wein offen aus.

Als die hungernden Kinder diese Eßwaaren erblickten, stürzten sie ungestüm auf den Tisch los, wobei die größeren die kleineren über den Haufen warfen.

La Levrasse that ihnen mit Blick und Miene Einhalt und sagte zu ihnen:

„Nicht so hastig! Diese guten Dinge gehören Euch noch nicht, es hängt von Eurer Mutter ab, ob sie sie Euch geben will."

„Wie!" rief die Frau des Wagners.

Mein Herr antwortete nichts und befahl durch eine ausdrucksvolle Bewegung auf's neue Ruhe, während die Kinder, welche offenbar von einem wahren Heißhunger ergriffen waren, welcher durch den Anblick dieser unerhört glänzenden Mahlzeit noch geschärft wurde, einige Schritte von dem Tische wie festgebannt stehen blieben.

Die Frau des Wagners sah Levrassen an, stumm vor Erstaunen. Dieser nahm mir den Beutel von grüner Leinwand aus den Händen, zog einen Rock von rother Seide, der mit silbernen Flittern besetzt war, und einen Kranz von künstlichen Rosen auf silbernem Blätterwerk heraus, dann näherte er sich dem Bette des Sterbenden, dessen entfärbte Lippen sich noch regten, aber keinen vernehmbaren Laut mehr von sich gaben, und ließ den rosenrothen Rock, der mit Flittern besetzt war, vor Jeannettens Augen blinken.

Das Kind, geblendet und vor Erstaunen außer sich, schlug die kleinen Hände zusammen, riß die großen Augen so weit auf, wie es konnte, und rief:

„O wie schön, wie schön!"

„St, St, das ist für Dich," sagte La Levrasse ganz leise zu Jeannette, indem er ihr ein Zeichen machte, vom Bette ihres Vaters herabzusteigen.

„Komm," setzte er hinzu, „ich will Dir diesen schönen Rock anziehen, damit Dich Dein Vater recht hübsch findet, wenn er aufwacht; aber nimm Dich in Acht, daß Du ihn nicht störst, mach keinen Lärm."

Das Kind machte sich leise aus dem sterbenden Arm ihres Vaters los, und in einem Augenblick hatte La Levrasse die künftige Basquine mit dem rosenrothen Rocke bekleidet, ihre kleinen Füße in die sammetnen Stiefelchen gesteckt und den Rosenkranz mit silbernen Blättern auf ihr blondes Haar gesetzt. Das Kind ließ Alles geschehen und zeigte nur Verwunderung, sich so schön zu sehen, die mit naiver Freude gemengt war; die Mutter aber sagte zu La Levrasse:

„Aber, Herr, warum kleiden Sie unsere Kleine so —"

La Levrasse hielt auf's neue den Finger an die Lippen und gebot der Frau des Wagners Stillschweigen, dann führte er Jeannetten zu ihr und sprach:

„Seht Eure Tochter; ist sie nicht so hübsch zum Auffressen? und Ihr," setzte er hinzu, indem er sich zu den andern Kindern wandte, „seht Ihr wol, wie prächtig Eure Schwester aussieht, meine kleinen Freunde?"

Unter diesen hatten sich die Einen in der gierigen Aufmerksamkeit, welche sie dem vor ihnen stehenden Essen schenkten, nicht unterbrechen lassen; die Andern hatten der Umgestaltung ihrer Schwester schweigend zugesehen, aber als La Levrasse sie anredete, riefen sie alle:

„O, wie Jeannette schön ist, wie sie schön ist!"

„Sie sieht aus wie ein kleiner Jesus aus Wachs," sagte der Eine.

„Das ist ein Heiligenkleid," sagte die Andere.

Und einen Augenblick lang war vor der Betrachtung von Jeannette's glänzendem Anzuge der Hunger vergessen.

Jetzt zog mein Herr, als letztes Verführungsmittel, einen Beutel mit Geld aus der Tasche und ließ einen Augenblick Jeannette's Hand los.

Das Kind lief sogleich zu dem Bette des Vaters, stieg hinauf, beugte sich lächelnd und ganz glücklich über ihn, küßte sein bleiches Antlitz und sprach:

„Vater, sieh doch, wie ich schön bin! Siehst Du nicht?"

Der Wagner antwortete nicht, seine Augen blieben starr und halb geschlossen, er bewegte die Arme schwach, und seine Lippen lallten einige Worte ohne Zusammenhang.

„Papa schläft und träumt,“ sagte das Kind zu sich selbst, indem es sich vorsichtig auf den Rand des Bettes setzte; dann fing es, ohne Zweifel sein Erwachen erwartend, beständig leise trällernd, mit dem Kranz, den sie vom Kopfe nahm, und dessen silbernes Blätterwerk, das mit Rosen gemengt war, ganz besonders ihre Aufmerksamkeit zu erregen schien, zu spielen an.



Niemals, nein niemals werde ich den tiefen, seltsamen Eindruck vergessen, welchen trotz meines Alters der Anblick dieses allerliebsten Mädchens, das in Rosa und Flitter gekleidet, in dieser finstern Wohnung, neben ihrem sterbenden Vater auf einem elenden Strohlager saß, auf mich gemacht hat.

Während dieser Zeit war mein Herr zu der Frau des Wagners getreten, hatte seinen Geldbeutel umgekehrt und auf die zerfetzte Decke, welche ihre Knie bedeckte, eine ziemlich große Anzahl von 100 Sousstücken geschüttet, 300 Franken glaube ich.

Darauf zog er aus der Tasche ein vollkommen vorbereitetes Document und einen Tintenflecher, wie ihn die Studenten haben, tauchte eine Stahlfeder ein, reichte sie so wie das Document der Frau und sagte zu ihr:

„Unterzeichnet Das, liebe Frau, dieses gute Abendessen ist für Eure Kinder, dieses Geld ist für Euch, das Schicksal der kleinen Jeannette ist gesichert, ohne zu rechnen, daß —“

Ein heftiger Schrei des Wagners unterbrach meinen Herrn.

Ich hatte kein Auge von Jeannetten verwendet, eben so wenig war mir eine Bewegung ihres Vaters entgangen. Als der Sterbende den Metallklang des Geldes hörte, richtete er sich krampfhaft auf, sah mit starren Blicken um sich und rief:

„Der Mann mit dem Gelde! — Es ist der Mann! — Er will mir Jeannetten nehmen — Hülfe! Hülfe!“

Bei diesem Geschrei, beim Anblick dieser bleichen, verstörten Züge zerfloß Jeannette in Thränen, fiel ihrem Vater um den Hals und schlang sich fest um ihn, während der Wagner, mit aller seiner abnehmenden Kraft sein Kind an sein Herz drückend, mit mehr und mehr erschöpfter Stimme wiederholte:

„Der Mann, der Mann — ich will nicht — ich will lieber sterben und Jeannette behalten — meine Frau hat's gewollt — sie hat an den Mann geschrieben — ich — war nicht damit einverstanden —“

Eine Zuckung ergriff den Sterbenden, er konnte nicht zu Ende sprechen, er ward ohnmächtig und fiel zurück, indem er Jeannetten mit sich zog, welche ein herzzerreißendes Geschrei erhebend den Hals ihres Vaters mit ihrem kleinen Arme umschlungen hielt.

„Mein armer Mann! — Gute, heilige Mutter Gottes, erbarme Dich doch seiner, sei doch endlich gerecht!“ rief die Frau des Wagners mit schmerzlicher Bitterkeit. „O mein Gott, ihn so zu sehen und ihm nicht zu Hülfe kommen zu können, und die Kinder stehen hier um den Tisch — die Unglücklichen, sie bekümmern sich nicht einmal um ihren Vater, sie denken nur an's Essen!“ — dann setzte sie, als hätte sie sich diese Worte vorgeworfen, hinzu:

„Ach, die armen Kleinen, es hungert sie so!“

„Unterschreibt schnell, unterschreibt,“ sagte La Levrasse, indem er die Frau des Wagners bei der Hand faßte, „unterschreibt; dann gehört alle das Geld Euch, dann fehlt es Euren Kindern an nichts, dann könnt ihr Euren Mann pflegen, und ich werde dafür sorgen, daß es der kleinen Jeannette gut geht.“

Dann wandte er sich zu den anderen Kindern:

„Bittet Eure Mutter, daß sie unterzeichnet, dann wird Euch nicht mehr frieren, nicht mehr hungern, dann wird dieses gute Abendessen für Euch sein und noch viele andere.“

Die armen Kinder, welche nicht begriffen, wovon es sich handelte, gehorchten La Levrassen mechanisch und riefen, indem sie sich vor ihrer Mutter niederwarfen:

„Unterschreibe, Mama, unterschreibe!“

„Unterschreiben, aber was?“ sagte die unglückliche Frau, die bei dem Todesächzen ihres Mannes, dem schmerzlichen Geschrei Jeannette's und den Bitten ihrer übrigen Kinder den Kopf verlor.

„Unterzeichnet Jeannette's Dienstcontract, bis sie 21 Jahr alt ist, ich stehe für ihr Glück ein.“

Die arme Frau gab dem Schrecken, der Aufregung, dem Wunsche, dem entsetzlichen Elende ihrer Kinder ein Ende zu machen, nach und unterzeichnete den Dienstcontract Jeannette's unter Thränen und ohne ihn auch nur zu lesen.

„Jetzt, Kinder, an den Tisch,“ rief La Levrasse, „eßt Euch satt.“

Ach, die Kinder stürzten wie gierige Hunde mit rasender Gefräßigkeit auf die Speisen zu, zerrissen dieselben und machten sich die einzelnen Bissen streitig, während mein Herr, nachdem er den Dienstcontract in die Tasche gesteckt hatte, zu dem Bette des Sterbenden ging, um ihm Jeannetten zu entreißen.

Das unglückliche Kind stieß ein herzzerreißendes Geschrei aus und rief mit Schluchzen:

„Papa, ich will bei Dir bleiben, laßt mich, laßt mich!“

Die Frau des Wagners, welche dieses grausame Schauspiel nicht ertragen konnte, warf mit verzweifelter Geberde das Geld, welches mein Herr auf ihrem Schooße gelassen hatte, zu Boden und rief:

„Nehmt Euer Geld zurück — laßt uns unser Kind — der liebe Gott wird über unser Loos entscheiden — aber Ihr sollt uns unser Kind nicht entreißen.“

La Levrasse antwortete nichts, zuckte die Achseln und kam leicht damit zu Stande, Jeannetten vom Halse des Wagners loszumachen, welcher jetzt ganz das Bewußtsein verloren zu haben schien, dann sagte er zu der Frau des Wagners, indem er, das Kind, welches sich vergebens sträubte, auf dem Arm tragend, die Thür zu erreichen suchte:

„Es ist zu spät, um zurückzutreten, ich habe den Contract in der Tasche.“

„Meine Tochter — ich will meine Tochter haben — er raubt mir meine Tochter,“ rief die arme Mutter, indem sie La Levrassen Jeannetten in seinen Mantel einhüllen sah. Kinder — zu Hülfe — laßt ihn nicht hinaus — stürzt ihm nach — heilige Mutter Gottes, komm mir zu Hülfe — man raubt mir meine Tochter — mein Mann wird mich umbringen!“

Aber die ausgehungerten Kinder dachten an nichts, als sich gütlich zu thun, und gehorchten den Aufforderungen ihrer Mutter nicht, und La Levrasse erreichte mit seiner leichten Last bald die Thür und öffnete sie.

Ich war unbeweglich und erschrocken in der Mitte der Stube stehen geblieben; um mich aus meiner Verdutztheit herauszureißen, war es nothwendig, daß La Levrasse sich auf der Schwelle umkehrte und mir mit schrecklicher Stimme zurief:

„Willst Du kommen?“

Ich lief mechanisch auf La Levrasse zu, und als er die Thür vorsichtshalber verschloß, hörte ich drinnen die Stimme der Frau des Wagners, welche im Tone eines glühenden und verzweifelten Flehens ausrief:

„Gute, heilige Jungfrau, erbarme Dich meiner! Heilige Mutter Gottes, komm mir zu Hülfe! Soll ich Dich denn immer vergebens anflehen?“

Mein Herr faßte mich mit seiner eisernen Hand und zwang mich, ihm mit großen Schritten zu folgen.

Gegen meine Erwartung traten wir, statt durch den Flecken zu gehen, durch das andere Ende des Gäßchens in's freie Feld; nachdem wir ungefähr eine Viertelstunde über dasselbe hingegangen waren, trafen wir unsere Wagen an, welche ohne Zweifel auf La Levrasse's Befehl uns hier auf der großen Landstraße erwarteten.

Es war jetzt ganz Nacht geworden, wir ließen den Flecken bald weit hinter uns, Dank dem raschen Gange, den La Levrasse unsere Pferde gehen ließ, als hätte er befürchtet, verfolgt zu werden.

Siebzehntes Kapitel.

Die Krankheit.



Jeannette, die ich in Zukunft Basquine nennen werde, welche zuerst von einem tiefen Kummer ergriffen ward und ohne Unterlaß nach ihrem Vater, ihrer Mutter und ihren Geschwistern rief, ward ernstlich krank, und man verzweifelte fast, ihr das Leben zu erhalten, aber ihre Jugend und die unglaubliche Lebenskraft, welche sie besaß, retteten sie; nach einiger Zeit schien sie hübscher und reizender wieder aufzublühen wie jemals.

Die Ankunft Basquine's, die von Bamboche so glühend ersehnt war, brachte auf ihn eine seltsame Wirkung hervor. Zuerst die Liebe, darauf die peinigende Angst, welche ihn gequält hatte, während er darauf wartete, wie der Schritt La Levrasse's bei dem Wagner ausfallen würde, übten auf die kraftvolle Natur dieses Knaben eine äußerst heftige Wirkung aus. Als er von mir die Ankunft Basquine's erfuhr, und daß sie bei der Mutter Major im Lastwagen sei, so drang all sein Blut nach seinem Gehirn, ein Blutschlag befiel ihn, er fühlte sich unwohl, und diese heftige Aufregung rief als Reaction ein hitziges Fieber hervor, das beinahe auf der Stelle ausbrach.

Da Basquine ebenfalls gleich nach ihrer Ankunft vor Kummer krank geworden war, so war La Levrasse zu seinem großen Leidwesen genöthigt, sich ungefähr einen Monat lang in einer kleinen Stadt aufzuhalten, um seinen beiden Kostgängern die nöthige Pflege angedeihen zu lassen, nicht aus Zuneigung, auch nicht aus Menschenliebe, sondern aus Eigennutz; denn Bamboche's, meine und Basquine's kindliche Uebungen sicherten ihm zusammen mit der Ausstellung des Wassermenschen für die Zukunft eine reiche Einnahme.

Die Freundschaftsbande, welche mich an Bamboche fesselten, waren schon sehr stark, aber die verschiedenen Vorfälle, welche während seiner und Basquine's Krankheit vorgingen, knüpften sie noch fester und machten sie unauflöslich.

Und zwar auf folgende Weise:

La Levrasse, welcher diesen unerwünschten Aufenthalt dazu benutzte, als Trödler und Haarhändler die Umgebungen der kleinen Stadt, in welcher wir zu bleiben genöthigt waren, zu begehen, war mit seinem Esel Lucifer in der Hoffnung einer fruchtbaren Aernte abgereist.

Unterdessen stieß der Bajazzo der Truppe zu uns, er hieß Poireau und sollte Giroflee, den früheren Komiker der Truppe, ersetzen, welcher seitdem, wie mir Bamboche gesagt hatte, aus innerem Berufe in's Seminar eingetreten war; ich hatte späterhin Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß Bamboche wahr geredet hatte.

Poireau war ein langer, ausgemergelter Kerl mit Gesichtszügen, welche ziemlich regelmäßig, aber durch den beständigen unedlen Ausdruck von Ausschweifung und Bosheit gebrandmarkt waren. In seiner gewöhnlichen Unterhaltung sagte er nicht zwei Worte hinter-

einander, ohne sie mit obscönen oder unflätigen Witzen von der äußersten Gemeinheit zu begleiten. Dieser Unglückliche wurde bald der begünstigte Liebhaber der



Mutter Major, und hätte nicht Bamboche meine Unschuld bereits aufgeklärt, so würde der ruhige Cynismus, mit welchem diese Gassenmessaline und der Bajazzo sich ohne Bedenken ihrer unreinen Liebe hingaben, mir enthüllt haben, wovon mein junger Genosse mich unterrichtet hatte, und wovon Basquine, dieses unbefangene, reine Kind in der Mitte dieser frechen Verderbtheit, in welcher sie von jetzt an zu leben bestimmt war, bald ebenfalls unterrichtet werden sollte. Das arme, kleine, unbefleckte Lämmchen war beinahe gleich nach seiner Geburt in diesen Koth hineingestürzt.

Aber ich will gewissen schmerzlich bitteren, entsetzlichen Enthüllungen nicht vorgreifen, sie werden noch immer zu früh kommen, und ich brauche Muth, um mir diesen Abschnitt meines Lebens zurückzurufen, um so mehr Muth, da ich, vermöge meines unbefangenen Verkehrs mit dem Laster, damals keinen Unwillen über Dasjenige empfand, was mich gegenwärtig mit Abscheu erfüllt.

Da La Levrasse abgereist war, die Mutter Major und Poireau ganz in ihre Liebe versunken waren, und Bamboche und Basquine im Bette lagen, so blieben wir, der Wassermensch und ich, allein übrig, um die beiden Kranken zu warten und uns mit der Haushaltung zu beschäftigen.

Die häuslichen Sorgen, die Unterhaltung und Aufsicht über die Kleider der Truppe, das Material u. s. w. waren von Seiten Poireau's, welcher den Dictator spielte, dem Wassermenschen zugeschoben worden. Ich weiß nicht, warum dieser gleich vom Anfang an eine tiefe Abneigung gegen Leonidas Hay gefaßt hatte; er gefiel sich darin, ihn hartnäckig und mit feiger Bosheit zu necken, zu quälen, zu schimpfen und zu schlagen, da doch Leonidas, trotz seines Heldennamens, der unschädlichste und furchtsamste Mensch war, aber der würdige Universitätspreisgewinner rief die stoische Philosophie und die Grundsätze seines göttlichen Seneca zu Hülfe und ertrug und erduldete Alles mit unglaublicher Entsagung.

„Siehst Du, kleiner Martin," sagte die gute Seele zu mir, „ich habe hier zu essen, ein Lager, ein Obdach und Kleidung, ich habe Muße, meinen Seneca zu lesen, während ich den Suppentopf abschäume oder den Ragout der Mutter Major schmoren lasse, und dieses" — hier senkte Leonidas die Stimme, sah, aus Furcht gehört zu werden, ängstlich um sich — „dieses großen Schlingels Poireau, der mich auf dem Strich hat, wie früher die Faullenzer in meiner Classe, die mich wegen des Lobes, das ich einärntete, verabscheuten. Aber das ist mir einerlei, ich weiß mich drein zu schicken, und ich segne jeden Tag die Ruhe, die ich dadurch erworben habe, daß ich seit meiner frühen Kindheit alle Arten von Püffen zu ertragen gelernt habe; und dann siehst Du wol, kleiner Martin, es gibt nicht lauter Rosen in der Welt, und wenn ich bedenke, daß ich seit meiner Kindheit und ersten Jugend vergeblich wie ein Neger gearbeitet hatte, zwei Tage lang ohne Brot und Obdach war und vor Verzweiflung in's Wasser sprang, so wage ich nicht, das Schicksal anzuklagen. Und was die Rache anbetrifft," setzte er mit einem kummervollen und verlegenen Seufzer hinzu, „so bin ich stark wie ein Floh und muthig wie ein Kaninchen. Die Mutter Major würde mich mit ihren großen Fäusten platt schlagen und Poireau mich mit seinen großen Füßen platt treten, aber da doch am Ende Gerechtigkeit sein muß, da es für die Unterdrückten eine rächende Vorsehung gibt," versetzte Leonidas in zugleich feierlichem und triumphirendem Tone, „da ein Gekrönter der Universität, der von Seiner Excellenz dem Herrn Minister des öffentlichen Unterrichts hundert Mal unter lauten Trompetenstößen bekränzt und umarmt und die Hoffnung Frankreichs genannt worden ist, da ein solcher Gekrönter, sag' ich, doch nicht dazu bestimmt sein kann, einem unedlen Bajazzo und einer dicken Gans von weiblichem Herkules zum Opfer zu dienen, so" — und die Stimme des Leonidas wurde leise, furchtsam und geheimnißvoll — „so werfe ich ihm bisweilen eine ungeheure Hand voll Salz in die Suppe, und noch schlimmer, ich vertraue dieses gefährliche Geheimniß Deiner Ehre an, Martin, ich verstecke mich bisweilen wie ein Missethäter in dem dunkeln Winkel der Küche, und wenn ich dann allein bin und Keiner es merkt, so spucke ich ein Bischen — doch was, keine feige Geheimnißkrämerei gegen Dich, mein theurer Freund! so spucke ich sehr in die Ragouts, die meine Tyrannen mich ihnen zu bereiten verurtheilen — und sie essen sie auf, ohne etwas zu ahnen, die Unglücklichen, sie essen sie auf! Dann besänftigt sich meine Rache, aber nein, sie erwacht wieder wie eine Hyder, und ich fange wieder an; wenn das so fortgeht, so wird es mir nicht nur Schaden thun, sondern ich werde hektisch davon."

Indem mir Leonidas dieses schreckenvolle Geheimniß anvertraute, erstarb seine Stimme auf seinen Lippen, er blickte mit Entsetzen um sich, als hätte er mir das Geständniß des schwärzesten Verbrechens gethan.

Leonidas, welcher auf diese Weise ausschließlich mit seinen häuslichen und Küchenarbeiten beschäftigt war, konnte mir also nur wenig Beistand leisten, und es fiel mir beinahe allein zu, Bambochen und Basquinen zu pflegen, die beinahe in demselben Augenblicke krank geworden waren, sie aus Verzweiflung, von ihrem Vater und ihrer Familie getrennt zu sein, welche sie herzlich liebte, er in Folge der heftigen Aufregung, welche ihm die Gewißheit zugezogen hatte, von jetzt an in der Nähe des Mädchens zu leben, welches er mit einer eben so heftigen, wie in Betracht seines Alters unglaublich frühzeitigen Leidenschaft liebte.

Da das hitzige Fieber Bamboche's einen typhusartigen Charakter angenommen hatte, so war er auf Verordnung des Arztes von Basquinen getrennt worden, ich theilte also meine Zeit und meine Sorgfalt zwischen meiner Freundin und meinem Freunde.

Basquine, die am Abend angekommen war und sogleich ganz verzweifelnd in unserem großen Wagen untergebracht wurde, erkrankte noch in derselben Nacht heftig und bekam auf diese Weise Bambochen erst ungefähr vier Wochen, nachdem sie in unsere Truppe eingetreten war, zu sehen.

Basquine's Verzweiflung zeigte sich zuerst durch unaufhörliches Schluchzen, welches unterbrochen ward von dem Geschrei: Papa, Papa, zu Hülfe! als wenn ihr Vater sie hören könnte; als das unglückliche Kind nicht mehr weinen konnte, verfiel sie in Krämpfe, und auf diese folgte eine völlige Abgespanntheit oder ein krampfhafter Schlaf, der durch unheimliche Träume gestört wurde.

Ich brachte alle Zeit bei ihr zu, die ich nicht Bamboche widmen mußte, sie schien meine Gegenwart kaum gewahr zu werden; finster in sich gekehrt und mistrauisch, sprach sie kein Wort; ein Arzt besuchte sie — die Mutter Major hatte sich dadurch zu sichern gesucht, daß sie den von der Wagnersfrau unterschriebenen Dienstcontract vorzeigte, aber diese Vorsicht war unnöthig; denn das Kind blieb hartnäckig stumm und antwortete auf keine Frage — ein Arzt besuchte sie also, aber sie weigerte sich, Etwas von Dem, was ihr verordnet wurde, zu nehmen. Ich kam auf den Gedanken, ihr, wenn sie vernünftig sein wollte, eine baldige Zusammenkunft mit ihrem Vater zu versprechen.

Es ist mir, als sähe ich Basquinen noch, wie sie in einem unfreundlichen und elenden Zimmer in einem großen Bette lag; ihr allerliebstes Gesicht war marmorweiß, und in wenig Tagen ein wenig abgemagert, ihre schönen blonden Haare, die gewöhnlich gekräuselt waren, hingen jetzt von fieberhaftem, kaltem Schweiß feucht, beinahe ganz schlicht um ihr Gesicht und ihren Nacken, sie hielt ihre großen, trocknen, rothen und geschwollenen Augen starr auf die Decke geheftet, während ihre beiden kleinen Hände über ihre Brust gefaltet waren.

Als ich zu ihr sagte:

„Höre, Basquine, wenn Du artig bist und trinkst, was in dieser Tasse ist, so sollst Du Deinen Vater bald wiedersehen" — so kehrte sie, zu schwach, um sich aufzurichten, den Kopf lebhaft nach mir um; ihre Augen wurden feucht, bald drangen große Thränen aus ihnen hervor, ihre Lippen zitterten, und sie sagte zu mir mit ihrer kleinen, sanften und schwachen Stimme:

„Du sprichst doch wahr?"

Die Unschuld dieses Blickes, in welchem sich zugleich Hoffnung und ein schmerzliches Mistrauen malten, brachten mich einen Augenblick aus der Fassung, ich zögerte, dann antwortete ich mit bewegter Stimme:

„Ja, ich spreche wahr."

Basquine mußte mein Zaudern bemerkt haben; denn sie sah mich fest an und antwortete:

„Lüge ja nicht, hörst Du, die liebe heilige Jungfrau würde darüber weinen."

Ich hörte zum ersten Male in meinem Leben von der lieben heiligen Jungfrau sprechen, gleichwol antwortete ich unerschrocken:

„Nein, ich lüge nicht."

„Ich soll Papa wieder sehen, wenn ich das austrinke?" sagte Basquine, ohne den Blick von mir zu wenden.

„Ja, ganz gewiß," antwortete ich ihr.

„Gib her," sagte das Kind.

Und sie trank, was ich ihr gab, in einem Zuge aus.

Von diesem Augenblicke an zeigte sie mir einiges Zutrauen, indem sie mich unaufhörlich fragte, wann sie denn ihren Vater zu sehen bekommen würde.

Bamboche's Lehren und Beispiel, die Furcht vor schlechter Behandlung und die Nothwendigkeit, meine Fehler vor meinen schrecklichen Erziehern zu verbergen oder zu verhüllen, hatten mich schon mit der Lüge vertraut gemacht, es wurde mir leicht, Basquine's Unbefangenheit zu täuschen, indem ich sie von Tag zu Tag auf die Ankunft ihres Vaters hoffen und warten ließ, der sie, setzte ich hinzu, auf jeden Fall mitnehmen würde.

Diese Betrügerei trug wenigstens zu ihrer Genesung bei, sie verstand sich jetzt dazu, allen Vorschriften des Arztes Folge zu leisten, und da die Hoffnung, bald wieder in ihre Familie zurückzukehren, sie beruhigte, so besserte sich ihr Gesundheitszustand täglich.

Es ist mir von meinen ersten kindlichen Unterhaltungen mit Basquine ein unauslöschlicher Eindruck geblieben, und indem ich gegenwärtig diese immer so wachen Erinnerungen aufzeichne, bin ich betroffen davon, wie viel natürlich Rechtliches, Ehrenhaftes und Sittliches in der Erziehung oder vielmehr in dem Beispiel war, welches der Wagner seinen Kindern gab; denn gemeiniglich beschränkt sich bei den Armen die Erziehung auf das Beispiel, und fast immer kann man, wenn von Leuten aus dem Volke die Rede ist, mit größter Bestimmtheit, sei's im Guten sei's im Bösen sagen:

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme."

So mußte, nach Basquine zu urtheilen, ihr Vater arbeitsam, rechtschaffen, von vortrefflicher Aufführung sein. Was die Frau des Wagners anbetrifft, so schien sie den Aberglauben vieler armen, leidenvollen Mütter zu theilen, nämlich einen kindlichen, aufrichtigen Glauben an die Vermittelung der lieben heiligen Jungfrau; denn Basquine hatte in ihrer Krankheit viel von der Liebe der heiligen Jungfrau gesprochen.

Armer, kleiner Engel, welchen das Schicksal bald, wie ich es schon war, in die schmuzige und unflätige Sprache der Hauptpersonen in unserer Truppe einweihen sollte — und mehr als das; denn, ach, ich habe noch schimpfliche und quälende Geständnisse abzulegen! — Ich muß von der befremdenden Rolle sprechen, welche ich bei der allzufrühzeitigen Liebschaft Bam-

boche's und Basquine's gespielt habe — einer Rolle, die ich übrigens, so verwerflich sie an sich war, durch meine tiefe, leidenschaftliche, beinahe fanatische Anhänglichkeit an Bamboche verblendet, in unglaublich guter Absicht übernahm.

Auf folgende Weise und bei folgender Gelegenheit sprach ich in Basquine's Gegenwart zuerst seinen Namen aus.

Gleich in den ersten Tagen ihrer Genesung, als ich mit ihr, um sie zu erheitern, von ihrem Vater sprach; denn sie redete unaufhörlich von ihm, sagte ich zu ihr, er müsse wol viel arbeiten, um seine Familie zu ernähren.

Basquine antwortete mir:

„O ja, Vater arbeitete viel, er ruhete nicht einmal des Sonntags aus, und des Nachts arbeitete er häufig auch noch. Wir sahen es wol; denn wir schliefen mit Mama in dem Schuppen. Einmal hatte Papa schon drei Nächte durch gearbeitet, ich schlief mit meinen kleinen Schwestern, Mama weckte uns, sie weinte und sagte zu uns:

„Kinder, seht Euren Vater an."

Wir sahen hin.

Papa, welcher angefangen hatte mit einem Hohlbohrer ein Stück Holz zu durchbohren, war niedergekniet, aber, wie es schien, allzusehr ermüdet, war er eingeschlafen, indem er noch die beiden Enden des Griffs an dem Bohrer in den Händen hielt und seine Stirn sich auf denselben stützte. So blieb er liegen, ohne sich zu rühren, Mama weinte immer fort, und sagte ganz leise zu uns, um Papa nicht aufzuwecken:

„Seht, blos damit wir Brot haben, strengt Euer guter Vater sich so an. Wir müssen die heilige Jungfrau bitten, daß sie sich unser und seiner erbarmt und ihn belohnt; denn es gibt keinen bessern Vater auf der Welt. Kommt Kinder, kniet nieder, und sprecht mir nach, aber ganz leise, damit Ihr ihn nicht aufweckt."

Wir knieten Alle nieder, und Mama sprach, und wir sagten es stückweise nach:

„Liebe heilige Jungfrau, verlaß, wenn Du es für gut hältst, den armen Vater, der so viel für uns arbeitet, bei seiner großen Anstrengung nicht; heilige Mutter Gottes, die Du die Mütter und die kleinen Kinder beschützest, schenke einer Mutter und ihren kleinen Kindern Gehör und belohne unsern Vater für seine Ausdauer, wenn Du es für gut hältst."

Als wir eben ausgesprochen hatten und zwar ganz leise, wachte Papa auf. Als er uns Alle auf den Knien mit gefalteten Händen sahe, fragte er Mama warum? Mama sagte es ihm, und da nahm er uns auf die Arme und weinte auch sehr; denn uns wurden Allen die Backen naß, als er uns küßte."

— — — — — — — — — —

Viele Jahre sind vergangen seit dem Tage, da ich von Basquine diese einfache, rührende Erzählung hörte; viele Ereignisse, viel Unglück, viel Schimpfliches, wobei ich Zeuge oder thätig betheiligt gewesen, mögen mein Herz erkältet und verhärtet haben, und doch werden mir bei der bloßen Erinnerung an die Stimme, den Ton und Gesichtsausdruck dieses armen Kindes, als sie mir diese Episode aus dem ärmlichen und arbeitsamen Leben ihres Vaters erzählte, die Augen feucht, wie sie es an dem Tage wurden, da ich Basquinen zuhörte.

Tiefbewegt von einer mir so neuen Sprache, begeistert von dem Glauben und der Hoffnung, welche Basquine in die allmächtige Vorsicht der heiligen Mutter des lieben Gottes, der sanften und zärtlichen Beschützerin der Mütter und der kleinen Kinder zu setzen schien, sagte ich zu Basquinen in voller Aufrichtigkeit:

„Und die liebe heilige Jungfrau hat Deinen Vater belohnt, nicht wahr?"

„O nein," sagte das Kind naiv, indem sie ihren kleinen, niedlichen Lockenkopf traurig schüttelte und einen tiefen Seufzer ausstieß, „o nein, niemals."

Und indem ich mir zurückrief, was ich vor Rührung vergessen hatte, nämlich die traurige Lage des Wagners, von der ich bei der Entführung seines Kindes Zeuge gewesen war, versetzte ich:

„Das ist wahr, Dein Vater ist von der lieben heiligen Jungfrau nicht für seine Ausdauer belohnt worden, aber wozu nutzt es dann, das Beten?"

„Hm, ich weiß nicht, Mama sagte uns, wir sollten mit ihr beten, damit wir glücklicher würden und Papa belohnt würde, und wir beteten, wie Mama es uns sagte."

Ein furchtbarer Gedanke trat jetzt vor meinen Geist, mir fiel der schreckliche Tod von Bamboche's Vater ein: auch dieser hatte mit unermüdlichem Eifer gearbeitet, auch dieser hatte sein Kind zärtlich geliebt, und doch war auch dieser gestorben, verlassen von den Menschen und der lieben heiligen Jungfrau. Endlich hatte der Wassermensch, nachdem er seine ganze Kindheit und Jugend unablässig gearbeitet hatte, dem Elende und Hunger, wie er mir sagte, durch Selbstmord entfliehen wollen.

Bamboche, der Jünger des Muldensterzes, hatte also doch wol recht, wenn er unablässig wiederholte:

„Die, welche arbeiten, sind Thoren, sie kommen dabei vor Hunger oder Elend um."

Basquine's unbefangene Erzählung und der schmerzliche Auftritt, von dem ich in der Wohnung ihres Vaters Zeuge gewesen war, gaben den traurigen Grundsätzen Bamboche's in meinen Augen unglücklicher Weise ein neues Gewicht.

Ich antwortete also Basquinen, stolz auf meine jüngst erworbene traurige Welterfahrung:

„Du siehst, Dein Vater arbeitete sich beinahe zu Tode, und die liebe heilige Jungfrau hatte für ihn weder Mitleid noch Belohnung, Bamboche's Vater arbeitete sich auch beinahe zu Tode und kam mitten im Walde um und wurde von den Raben gefressen. Siehst Du nun, Basquine, es ist eine Dummheit, zu arbeiten, es ist besser, lustig zu leben, so lange man kann, und die Narren an der Nase herum zu führen, und am Ende —"

Aber das Böse und das Laster hatte mich noch nicht gänzlich vergiftet, ich konnte nicht fortfahren, so sehr ward ich von dem zugleich verwunderten, traurigen und neugierigen Ausdruck Basquine's, als sie mich so sprechen hörte, betroffen.

Was noch Gutes in mir war, empörte sich bei dem Gedanken, diesem unschuldigen kleinen Geschöpfe, so zu sagen, den ersten Unterricht in der Hoffnungslosigkeit und Verderbtheit zu geben, und ich sagte zu ihr:

„Uebrigens wird Dir Bamboche alles Das besser erklären, als ich es kann."

Achtzehntes Kapitel.

Aufopferung.



Basquine sah mich bei dem Namen Bamboche's, den sie zum ersten Mal von mir nennen hörte, verwundert an und sagte:

„Wer ist das, Bamboche?"

„Einer von unseren Kameraden, ein Kind wie wir."

„Und wo ist er?"

„Oben in einer kleinen Kammer, er ist auch sehr krank, aber Du kennst ihn ja schon."

„Ich?"

„Ja, erinnerst Du Dich nicht, daß vor einigen Monaten La Levrasse schon einmal bei Deinem Vater gewesen ist, er wollte Dich mitnehmen."

„Ach, ja, ich erinnere mich, und als er wieder fort war, unterbrach Papa mehre Male an dem Tage seine Arbeit, um mich zu umarmen, er weinte, und doch war er froh. O nein, so lasse ich mir meine kleine Jeannette nicht nehmen, sagte er und küßte mich fast todt."

„Und am andern Morgen?"

„Am andern Morgen?"

„Erinnerst Du Dich nicht, daß da ein kleiner Knabe kam, um ein Taschenbuch zu suchen, welches der Mann bei Deinem Vater verloren haben mußte?"

„Ach ja! Er bat um die Erlaubniß, es in allen Ecken suchen zu dürfen; wir halfen ihm, ich habe lange mit ihm gesucht; er sah mich immer an, und da ich mich mit ihm bückte, faßte er mich beim Hals, ohne daß Papa es sah, da mußte ich recht lachen."

„Nun eben dieser kleine Junge ist unser Genosse, ist Bamboche. Er hat Dich auch nicht vergessen, wenn Du wüßtest, wie lieb er Dich hat."

„Er hat mich lieb, warum denn?"

„Hm," versetzte ich in großer Verlegenheit, „weil Du so niedlich, so sanft, so gut bist. Seitdem er Dich gesehen hat, spricht er beständig von Dir, mit Einem Worte, wenn Du seine Schwester wärst, könnte er Dich nicht herzlicher lieben."

„Ich will ihn herzlich lieb haben."

„O daran thust Du Recht, er ist so unglücklich gewesen."

„Er?"

„Freilich. Denke Dir, als er noch ganz klein war, mußte er seinen armen Vater im Walde umkommen sehen, die Raben wollten den Leichnam fressen, er hielt sie ab, so gut er konnte."

„O mein Gott, mein Gott!" sagte Basquine, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Und das ist noch nicht Alles. Als er so ganz allein, ohne einen Menschen auf der Welt war, mußte er, und er war damals noch viel kleiner, als wir jetzt sind, auf der Landstraße betteln."

„Der arme Junge, ohne Vater und Mutter!"

„Ach, Gott, ja! — und dann traf er einen Bettler an, der sehr böse war, der ließ ihn mit sich betteln und prügelte ihn beinahe alle Tage."

„Weder Vater noch Mutter zu haben, auf der Straße betteln zu müssen und dazu Prügel zu bekommen," wiederholte Basquine langsam mit wachsender Rührung und Verwunderung, welche hinlänglich beurkundeten, daß sie trotz dem Elende, in welchem sie bis dahin gelebt hatte, ein so trauriges Loos wie dasjenige Bamboche's sich kaum vorstellen konnte.

„Und späterhin fand La Levrasse ihn auf der Straße bettelnd und nahm ihn mit, und der ist auch sehr böse mit ihm umgegangen, so böse, daß der arme Bamboche entfliehen wollte; er hätte es auch gekonnt."

„Und warum hat er's nicht gethan?"

„Deinetwegen!"

„Meinetwegen?"

„Ja, seitdem er Dich gesehen hatte, als er das Taschenbuch holen wollte, sprach er beständig von Dir, und da La Levrasse in seiner Gegenwart gesagt hatte, daß Dein Papa Dich früher oder später mit uns gehen lassen würde, so sagte Bamboche, es ist mir einerlei, wenn sie mich prügeln, sie mögen mir so viel Uebles zufügen, wie sie wollen; denn vielleicht kommt Basquine, und dann werde ich sie nimmer verlassen."

Jetzt, da mir Erfahrung und Nachdenken behülflich sind, diese Erinnerungen, welche meinem Gedächtnisse so gegenwärtig sind, auszulegen und zu vervollständigen, kann ich mir Basquine's Verwunderung und Rührung, als sie diese Aeußerungen der Zuneigung, welche sie Bamboche eingeflößt hatte, vernahm, sehr wohl erklären: in der Unbefangenheit ihres Alters und der Aufrichtigkeit ihres Herzens empfand das arme Kind gewiß ein großes Mitleiden mit unserem Genossen und war von Herzen bereit, ihn wie einen Bruder zu lieben, weil er sie, wie ich mich ausgedrückt hatte, wie eine Schwester liebte, weil er bis dahin sehr unglücklich gewesen war, und weil er selbst die schlechteste Behandlung ruhig erduldet hatte, um den Tag abzuwarten, an dem sie ein Mitglied unserer Truppe werden sollte; aber über diesen letzten Zug, der freilich für dieses Alter ein wenig romanhaft war, schien Basquine mehr verwundert als gerührt; das Einzige, was auf dieses unbefangene, unschuldige Geschöpf einen Eindruck machte, war das Unglück, welches Bambochen von seiner Kindheit an zum Loose gefallen war, und nachdem sie mich mit nachdenklichem Schweigen angehört, sagte sie zu mir:

„Weißt Du was, wenn Papa mich abholt, so muß er auch Bamboche mitnehmen, wenn sie ihn hier so böse behandeln; denn siehst Du wohl, bei uns zu Hause leiden wir bisweilen sehr vom Hunger und von der Kälte, aber wir betteln nicht, und Papa und Mama prügeln uns niemals; denn wir thun nichts Uebles, wir lügen nicht, wir sind artig, wir lernen, was Mama uns zeigt, sonst hätte sie gar zu viel Kummer, und wir bitten die liebe heilige Jungfrau für uns und für Diejenigen, die noch unglücklicher

sind als wir. Und siehst Du wol," versetzte sie nach kurzem Nachdenken und mit reizender Anmuth, auf diese Weise habe ich ja schon bei der lieben heiligen Jungfrau für Bamboche gebetet, ohne es zu wissen, und ihr Schutz zeigt sich nun darin, daß Papa ihn mitnimmt, damit sie ihn hier nicht mehr prügeln."

Obgleich dieser Schutz der heiligen Jungfrau mir dieses Mal ganz unzureichend erschien, wagte ich es doch nicht, Basquine in ihrer Hoffnung zu stören, und antwortete ihr:

„Ganz recht, Dein Vater wird Bamboche mitnehmen."

„Und Dich auch," setzte sie hinzu, indem sie mich unsäglich lieblich ansah, Dich auch; denn Du bist sehr gut gegen mich, Du bist immer hier."

„O, wenn Bamboche nicht so krank gewesen wäre, hätte er Dich noch viel besser gepflegt als ich."

„Meinst Du?"

„O ganz gewiß."

„Und warum sollte er gegen mich noch gefälliger sein als Du?"

Dies verdammte Warum, das den Kindern so geläufig ist, setzte mich sehr in Verlegenheit, doch vermied ich die Schwierigkeit, indem ich sagte:

„Er hat Dich doch mehr lieb als ich, weil er Dich schon länger kennt als ich."

Dieser Grund schien Basquine nur halb zu befriedigen, sie blieb ein paar Augenblicke nachdenklich und sagte zu mir im Tone unbefangener Neugierde:

„Wann kann ich ihn denn zu sehen bekommen, den Bamboche?"

„Wenn er nicht mehr krank sein wird."

„Er ist also kränker als ich?"

„Gewiß, er hat mich noch nicht einmal erkannt."

„Aber da ich jetzt aufstehen kann, will ich ihn mit Dir zusammen pflegen," sagte Basquine. „Voriges Jahr war meine Schwester Elisa krank, da habe ich mit Mama abwechselnd bei ihr gewacht."

„Das geht nicht an," sagte ich zu Basquine, das wäre gefährlich für Dich."

„Aber ist's denn für Dich nicht auch gefährlich?"

„Nein, ich bin ja nicht wie Du eben erst krank gewesen."

Nach neuem Schweigen sagte Basquine zu mir mit nachdenkender Miene:

„Ach, Gott! ich wollte, Papa käme bald und nähme uns mit, Dich, Bamboche und mich!"

— — — — — — — — —

Mehre Tage nach dieser Unterhaltung — und es war nicht die einzige dieser Art, in welcher ich ihr von meinem Kameraden in den günstigsten Ausdrücken erzählte — schien mir in Basquinen nach und nach eine wachsende Zuneigung zu Bamboche zu entstehen. Dieser zeigte zum ersten Male seit dem Anfange seiner Krankheit eine merkliche Besserung, das Bewußtsein kehrte ihm zurück, er erkannte mich, und nachdem er sich auf sich selbst besonnen hatte, war sein erstes Wort:

„Wo ist sie?"

„Sie ist hier und ist wie Du sehr krank gewesen."

„Sie auch?" rief er mit heftiger Beklemmung — „und jetzt?" setzte er hinzu, indem er sich zitternd zu mir wandte —

„Jetzt ist sie außer Gefahr," sagte ich zu ihm.

Bamboche antwortete mir nichts, er zerfloß in Thränen, ich stürzte in seine Arme, er drückte mich an's Herz, so heftig es seine erschöpften Kräfte erlaubten; auf diese Weise blieben wir einige Minuten stumm und zerflossen gerührt in Thränen.

Bamboche unterbrach zuerst das Schweigen und sagte zu mir mit einem Ausdrucke von Erkenntlichkeit, welcher nicht zu beschreiben ist:

„Ich hatte beinahe kein Bewußtsein, aber doch sahe ich Dich bisweilen wie im Traume kommen und gehen, Tag und Nacht warst Du da, das weiß ich gewiß, das that mir wohl, das beruhigte mich; denn ich weiß nicht warum ich mir vorstellte, daß die Mutter Major mich vergiften wollte."

Darauf unterbrach er sich selbst plötzlich, „und Basquine, wer hat denn die gepflegt?"

„Ich!"

„Du? aber Du warst ja immer bei mir?"

„Nicht immer, wenn Du ruhiger warst und besonders des Nachts, wachte ich bei Basquine."

„Sie auch!" rief Bamboche mit einem neuen Ausdrucke von Erkenntlichkeit; hierauf setzte er nach kurzem Schweigen mit ernster, aufrichtiger, beinahe feierlicher Stimme hinzu:

„Siehst Du, Martin, Du hast Dir das Recht erworben, mir zu sagen, daß ich für Dich durch's Feuer gehen soll, und ich werde es thun."

Dann wiederholte er mit einem neuen Ausdruck tiefer Dankbarkeit:

„Sie auch!"

Aber plötzlich ward sein bleiches Gesicht noch bleicher, sein Blick ward finster und wild, und ich bemerkte das Nervenzittern am Winkel seines Kinnbackens, welches bei ihm das sichere Zeichen einer zornigen Gemüthsbewegung war, er zog plötzlich seine Hand zurück, welche ich in den meinigen hielt, versuchte in der Tiefe meiner Seele zu lesen, indem er seine noch vom Fieber glänzenden Augen fest auf mich richtete, und sagte zu mir mit dumpfer Stimme:

„Du bist also viele Nächte bei ihr geblieben?"

„Ja," antwortete ich ihm unbefangen, obgleich über diesen Wechsel in seinem Gesichtsausdrucke sehr erstaunt. „Ja, ich bin jede Nacht bei ihr geblieben und habe außerdem alle Zeit bei ihr zugebracht, wenn ich nicht bei Dir war."

„Und Du bliebst allein bei ihr?" sagte er mit immer heftigerer Stimme.

„Ganz allein, die Mutter Major war beständig bei Poireau, und der Wassermensch kam zwar manchmal noch mit mir, um bei Basquine zu wachen, aber nicht oft; denn er war von den Kuchen- und Hausgeschäften so müde, daß er sich gleich schlafen legte."

„Du bliebst allein mit ihr?" wiederholte Bamboche, und seine Augen glänzten von einem unheimlichen Feuer.

„Nun ja, ich blieb allein mit ihr, aber was hast Du denn? Wie siehst Du mich denn an?"

Bamboche machte eine heftige Bewegung, um auf mich loszustürzen, aber seine Kräfte versagten ihm, und er fiel fast aus dem Bette, indem er rief:

„Schurke, Du liebst sie! Ja," setzte er hinzu und hielt sich krampfhaft an sein Kopfkissen fest; denn ich stand ganz verdutzt da und vergaß, ihm zu Hülfe zu kommen — „ja, Du liebst sie, Du läßest Dich von ihr lieben, Du erzählst ihr Böses von mir, ich werde Euch alle Beide umbringen."

Diese heftige Aufregung erschöpfte seine kaum wieder erwachenden Kräfte, und er sank regungslos auf sein Lager hin.

Ich hatte zuerst die Regung von Eifersucht, welche Bambochen gegen mich aufbrachte, gar nicht verstanden; als er sich näher erklärt hatte, ergriff mich ein schmerzlicher Unwille, und auf diesen folgte ganz im Gegentheil eine Art sanfter Zufriedenheit; ich war mir bewußt, nicht nur Bamboche's eifersüchtige Besorgnisse zu beschwichtigen, sondern ihm überdies beweisen zu können, wie weit ich die Freundschaft zu ihm getrieben habe. Auf diese heftige, körperliche Anstrengung meines Freundes folgte eine heftige Erschöpfung; er blieb unbeweglich auf dem Bette ausgestreckt liegen, ich beugte mich über ihn, und der Ausdruck seines Gesichts erschreckte mich, es war nicht mehr Haß, nicht mehr Zorn, es war eine schmerzliche, verzehrende Verzweiflung. Die Thränen rannen über seine hohlen Wangen, er schloß die Augen, um mich nicht zu sehen, und seine Thränen fuhren fort zu strömen.

Ich ward von diesem Schmerze, von dieser bei diesem Knaben, der gemeiniglich so rauh und so heftig war, so auffallenden Schwäche heftig und, wenn man es sagen darf, zärtlich ergriffen. Welches Glück ist es jetzt für dich, dachte ich, daß ich ihn enttäuschen, daß ich ihm sagen, ja beweisen kann, wie weit ich davon entfernt gewesen bin, ihm Basquinen entfremden zu wollen.

„Du weinst?" sagte ich zu Bamboche.

„Nun ja, ich weine, das ist feige, ich weiß es wol," antwortete er mir mit verzweifelnder Stimme, „aber ich kann mir nicht helfen, man hätte mich in Stücke schneiden können, und ich hätte nicht geweint, aber jetzt thut mir das Herz weh, als würde es mir abgedreht, und ich heule und kann's nicht lassen."

Hierauf erwachte die natürliche Heftigkeit seines Charakters wieder, und er murmelte zwischen den Zähnen:

„Aber ich werde nicht immer so feige bleiben, geh nur, ich werde mich noch an Dir und an ihr rächen — ja, ja, ich werde mich rächen."

„Ich bitte Dich nur um Eins," sagte ich lächelnd zu ihm — „begeh' keine Unbesonnenheit und komm zu Dir selber."

Bamboche glaubte, ich spottete seiner; er antwortete nur mit einem dumpfen Aechzen voll Schmerz und Wuth.

„Ja," versetzte ich — „denn sobald Du aufstehen kannst, werde ich Dich zu Basquine führen, und dann sollst Du sehen, ob sie mich liebt, oder Dich."

Bamboche machte eine heftige Bewegung im Bette und sah mich starr an.

Er mochte wol auf meinem Gesichte die Aufrichtigkeit meiner Worte lesen; denn seine Stirn erheiterte sich plötzlich, und er rief aus:

„Sie liebt mich!"

„Nun ja, ja — sie liebt Dich jetzt schon!"

„Aber sie hat mich nur erst Einmal bei ihrem Vater gesehen."

„Aber ich habe ihr, seitdem sie hier ist, so viel von Dir erzählt — nämlich, sobald sie auf mich hören konnte — ich habe ihr so oft gesagt, wie unglücklich Du seist, ich habe ihr den Tod Deines armen Vaters, alle Deine Leiden bei dem Krüppel, alle das Ueble, das Dir hier angethan wird, dargestellt —"

„Das hast Du gesagt?" rief Bamboche.

Und er schien jedes meiner Worte einzuschlürfen, als ob sie ihm Hoffnung, Glück und Leben wiedergäben — seine Brust dehnte sich aus, er schien neu geboren.

„Das hast Du von mir gesagt?" wiederholte er.

„Und noch viel Anderes. Ich habe ihr gesagt, Du hättest von hier entwischen können, wo Du erbarmungslos gepeinigt werdest, aber Du wärst geblieben, um sie zu erwarten; denn seit Du sie bei ihrem Vater gesehen, dächtest Du an nichts Anderes mehr als an sie, träumtest nur von ihr. Aber da sie Dich nun liebt, brauchst Du sie doch nicht zu prügeln, nicht wahr?"

Bei diesen Worten veränderte sich der Ausdruck in Bamboche's beweglichen Gesichtszügen noch einmal: es war nicht mehr Erkenntlichkeit, es war auch nicht mehr Mistrauen, es war nicht mehr eine zornige Verzweiflung, was man in ihnen las, sondern es war Verlegenheit und schmerzliche Beschämung, mich so grausam verkannt zu haben, eine seltsame Mischung von demüthig flehender Zärtlichkeit und Unwillen gegen sich selbst. Dieser sonst so unbändige Knabe legte sich mit Mühe auf seinem Lager auf die Knie, so schwach war er noch, faltete die Hände und sagte zu mir mit bittender Stimme:

„Martin, Bruder, Verzeihung — habe Mitleid mit mir!"

„Sei doch still, Du machst mir bange," antwortete ich und wandte das Gesicht ab, so sehr gab Bamboche's Gesichtsausdruck sein inneres Seelenleiden zu erkennen. „Ich möchte gar nicht glücklich sein, wenn ich dabei Andere so quälen sollte," setzte ich hinzu, indem ich mir die Augen wischte.

„Martin, Du mußt mir vergeben," wiederholte Bamboche mit fieberhafter Aengstlichkeit, „Du mußt."

„Was hab' ich Dir denn zu vergeben?" rief ich, indem ich ihm um den Hals fiel. „Dir ist ja Alles im Voraus vergeben, wenn Du glücklich bist und mich Deinen Bruder nennst."

„O ja, Bruder, einziger, wahrer Bruder auf ewig!" lispelte Bamboche mit bebender Stimme, in welcher sich ein unaussprechliches Glück ausdrückte.

— — — — — — — — —

Seit diesem Tage sind Bamboche und ich viel älter geworden, auch haben wir einander in den verschiedensten, in den entgegengesetztesten, in den schrecklichsten Lagen wieder gefunden, aber niemals haben wir unsere Thränen zurückhalten können, wenn wir uns diesen Auftritt in unserer Kindheit zurückriefen.

— — — — — — — — —

Wenige Tage nachher war Bamboche vollkommen hergestellt.

Eines Morgens, es war ein trüber, stürmischer Tag — ich weiß nicht, warum dieser Umstand mir aufgefallen war — führte ich meinen Freund zum ersten Mal in Basquine's Stube.

Trotz der aufrichtigen Freude, die mir Bamboche's Glück einflößte, befiel mich doch in dem Augenblick, als wir in diesen ärmlichen Raum traten, eine heftige Beklemmung, es war mir, als bräche mir das Herz.

Ich hatte ein instinctmäßiges Gefühl, daß von diesem Tage, von diesem Augenblicke an das Schicksal dieses unglücklichen Mädchens in Erfüllung ginge, und

daß ich selbst unfreiwillig und in der Unbefangenheit meines Herzens, eins der Werkzeuge dazu gewesen sei.

Sowol aus Zartgefühl, als auch aus Furcht, dieses erste Zusammentreffen durch meine plötzliche, mir selbst unbegreifliche Niedergeschlagenheit zu trüben, ging ich fort, nachdem ich zu Basquinen gesagt:

„Das ist mein guter Bruder, von dem ich Dir so oft erzählt habe."

„O ja," antwortete Basquine naiv, „ich habe ihn auch schon recht lieb."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ungefähr eine Stunde darauf, da ich die Mutter Major und Poireau, die, wie wir glaubten, den ganzen Tag ausbleiben wollten, die aber das schlechte Wetter nach Hause trieb, zurückkommen sah, trat ich eilig in das Stübchen, wo ich Basquinen und Bamboche allein gelassen hatte; ich wollte sie von der Rückkunft unserer Herrschaft unterrichten; denn wir waren übereingekommen, daß sie und er sich so lange als möglich für krank ausgeben sollten, um den Wiederanfang unserer Uebungen so viel als möglich hinauszuschieben.

Ich trat also ein.

Basquine saß auf ihrem Bette und spielte unschuldig mit Bamboche's schwarzem Haar, das in seiner Krankheit sehr lang geworden war; er saß zu Basquine's Füßen auf einem Schemel, die Ellbogen auf seine Knie gestützt, das Kinn in den Händen, und betrachtete sie mit einer unsäglichen Zärtlichkeit, welche mit einer furchtsamen Schüchternheit verbunden war, die mir auffiel.

Meine plötzliche Rückkehr schien meine beiden Freunde durchaus nicht zu überraschen.

Bamboche stand auf, trat zu mir und sagte zu mir mit bewegter Stimme, indem er auf Basquinen wies:

„Bruder, das ist meine kleine Frau für's Leben."

„Ja, und Bamboche soll mein kleiner Mann sein; wir gehen mit Papa fort, sobald er kommt, mich zu holen — Bamboche wird ihm bei seiner Arbeit helfen, und Du auch, Martin."

Bamboche machte mir ein Zeichen des Einverständnisses und sagte zu Basquine:

„Ja, unser guter Bruder Martin kommt mit, wir wollen uns niemals von ihm trennen, nicht wahr, Basquine!"

„O, niemals!" sagte das Mädchen mit reizender Anmuth, „er ist unser Beider Bruder."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe später von Bamboche erfahren, daß diese erste Zusammenkunft so unschuldig und rein gewesen, wie es billig war.

Und doch machten diese Worte, kleine Frau, kleiner Mann, obwol durch die unschuldige Kindersprache geheiligt, einen unaussprechlichen, peinlichen Eindruck auf mich; es kam mir vor, als müßte dieser Eindruck ein ganz anderer sein, wenn Bamboche und Basquine einander Bruder und Schwester genannt hätten.

Es lag dieser Betrachtung nicht etwa eine Regung von Eifersucht auf meiner Seite zu Grunde; denn trotz der bedenklichen Eröffnungen Bamboche's hatte mein Herz noch nicht gesprochen, aber ich fühlte eine unbestimmte Besorgniß für Basquine's Zukunft, auch riefen mir diese Worte: kleiner Mann, kleine Frau, unwillkürlich das Verhältniß Bamboche's zur Mutter Major in's Gedächtniß zurück, und ich fühlte auf's Neue und noch heftiger die beklemmende Betrübniß, welche ich empfunden hatte, als ich Bamboche zuerst zu Basquinen geleitete.

Eugène Sue.

(Ende des dritten Bandes.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Berliner Sitten und Gebräuche.

4. Auf der Straße.

Das erste Leben, welches sich vor Sonnenaufgang auf den Straßen einer großen Stadt zeigt, begegnet dem letzten Aufflackern der vergangenen Nacht, und der Arbeiter, der frisch und rüstig seine Schlafstelle verläßt, hoch aufathmend in der kühlen, balsamischen Luft, trifft auf seinem Wege manch Einen mit verstörten Zügen an, der einer Eule gleich zu schnell von dem Schein des anbrechenden Tages überrascht wurde und nun unsicheren Schrittes und schwankend das Lager sucht, auf welchem er einen Schlaf finden wird, der ihn nicht stärken soll. — Wenn ich zuweilen nach einer unruhigen Nacht, an meinem Fenster sitzend, den seltsamen Begegnungen dieser beiden äußersten Extreme, der hungrigen Arbeitsamkeit und der Faulheit, die sich den Magen verdorben hat, zusehe, so wundere ich mich stets, daß diese armen Handwerker, die vielleicht in einer Woche kaum so viel verdienen, wie Jener, der ihnen begegnet, in dieser Nacht verschwendet hat, ihn nicht öfter verhöhnen und zum Besten haben. Aber das Volk ist darin entweder zu gut oder zu furchtsam; denn ich habe an einem Sonntag Morgen eine Gesellschaft gesehen, welche in Masken und Dominos beim Schein der Sonne von einer italienischen Nacht bei Kroll zurückkehrte, ich habe gesehen, wie sie auf der Straße noch die Tollheiten der durchschwärmten Nacht fortsetzten, und diese fleißigen Maurer, welche selbst am Sonntage, so lange es ihnen erlaubt ist, zur Arbeit gingen, traten, obgleich sie zu drei und vier kamen, bei Seite, damit die glanzledernen Stiefeln nicht nöthig hatten, das Trottoir zu verlassen,.... nur daß sie sich umsahen, als sie vorüber waren, kopfschüttelnd und vielleicht seufzend über das ungleiche Vertheiltsein des Besitzes. — Und so habe ich gedacht, daß es wol der Mühe Werth sei, die Straßen einer Stadt zu betrachten, die beim ersten zweifelhaften Licht des Tages schon ein so charakteristisches Bild liefern, und ich sende Ihnen daher diese kleine Skizze, in welcher ich leider nur andeuten kann, was oft Stoff zu einem eignen Bilde gäbe.

Die Straßen einer großen Stadt, mit dem Leben, das auf ihnen herrscht, geben die ersten Grundzüge, und das sind die getreusten, für ihre Physiognomie. Wenn man tausend und abertausend Menschen auf ihnen gehen und stehen sieht, so blickt man in eine Gesammtbewegung, über deren Charakter man sich nicht täuschen kann. Dennoch ist die Meinung, welche man von dem berliner Leben, nach dem Treiben auf der Straße zu urtheilen, abgeben soll, eine schwankende. Man erkennt auf der Stelle selbst an einer einzelnen Straße die große Stadt, aber man darf zweifeln, ob es eine Residenz oder eine Handelsstadt ist, in solch einem Grade hat der Handel in Berlin zugenommen. Wenn jenen Arbeitern, welche zuerst die Straße betreten, die Dienstmädchen gefolgt sind, die in ihrem eigenthümlichen Negligé zum Bäcker gehen, um Frühstück zu holen, wenn Barbier und Stiefelputzer kaum ihr frühes Gewerbe begonnen haben, und die Milchwagen ihre langsame Wanderung durch die Stadt anfangen, dann erscheinen auch schon diese großen, mit Kisten und Fässern beladenen Wagen, welche von einem Speicher zum andern gehen, dann sieht man bereits jene jungen Leute von 20 bis 28 Jahren, die man an ihren eigenthümlich telegraphirenden Armen, an ihren, zwischen Carmin und Zinnober zweifelnden Händen für Handlungsdiener erkennt, über die Dämme laviren, rechnend, speculirend und zuweilen auch über ein Abenteuer des vergangenen Tages nachdenkend. Während dieses Alles theilnahmlos an uns vorübergeht, sieht man an den Ecken und Brunnen Männer in blauen Blousen mit blechernen Büchsen vor der Brust ein Gewerbe ausüben, das in Berlin eine der höchsten Stufen der Vollkommenheit erreicht hat. Sie bedecken die Straßenecken mit jenen großen, weißen und bunten Zetteln, welche den Vergnügungssüchtigen anzeigen, auf welche Art es ihnen gelingen wird, sich die Zeit zu vertreiben. Man sieht sich eine Masse Neugieriger um die Ausüber dieser wohlthätigen Industrie schaaren, welche mit um so größerem Vergnügen die Anpreisung gewisser Herrlichkeiten lesen, als es ihnen vielleicht nie gelingen wird, sie in der Wirklichkeit kennen zu lernen. — Sehen Sie jenen Schusterjungen, welcher ein Stück von einem alten Zettel erwischt hat, und der, ein Paar alte Stiefel unter den linken Arm gedrückt, lesend weiter geht, mit einer Miene, welche darauf schließen läßt, daß er mit dem Beginn seines Tages zufrieden ist. Und warum? — Weil er sich davon unterrichten kann, auf welche Art sich gestern Tausende bei Kroll oder sonst wo amusirt haben. — Das sind Alles Kleinigkeiten, welche man im Vorübergehen bemerkt, die aber für viele Leute von großem Interesse sind, weil sie zu einer Unzahl daraus folgender Betrachtungen Anlaß geben. Ich gehöre zu diesen Leuten, und, Dank dieser beständigen Wachsamkeit meiner Augen, wird mir die Zeit auf der Straße selten lang; ich bin zufrieden, wenn ich Menschen sehe, wenn ich aus ihren kleinsten Bewegungen auf ihre vielleicht großen Gedanken schließen kann. Und das Volk besitzt noch eine so große Reinheit in seinen unwillkürlichen Gefühlsäußerungen, daß man sich selten in seinen Folgerungen täuscht. So möchte ich wetten, daß jener Schusterjunge an die Zeit dachte, wo er vielleicht Geselle oder gar Meister sein wird und selbst einmal Kroll's Herrlichkeiten schauen kann, von denen er die Meisterin und ihre Tochter wenigstens monatlich ein Mal sprechen hört. Unterdeß ist es lebhafter und lebhafter auf den Straßen geworden, die Qual der Droschkenpferde hat wieder begonnen, und man sieht sie zu dieser Stunde größtentheils damit beschäftigt, Menschen mit Reisesäcken und Hutschachteln zu transportiren, welche Berlin mit der Eisenbahn oder Post verlassen wollen. Die junge Näherin begibt sich auf die Arbeit, hier und da Blicke zu einem jungen Mann hinaufwerfend, der täglich am Fenster ist, wenn sie vorübergeht, bis er ihr zufällig eines Abends, wenn sie nach Hause kommt, begegnet;.... die Kinder gehen nach der Schule, von den kleinen Töchtern eines Hauptmanns, die von ihrem Bedienten begleitet werden, bis zu dem Sohn des Maurers, der damit beschäftigt ist, ein großes Stück trocken Brot zu essen, zuweilen stille steht, um zu sehen, ob er auch nicht das Exempel auf seiner Tafel mit dem Aermel seiner zerrissenen Jacke ausgewischt hat. In das Geschrei der Sandfuhrleute mischen sich jetzt die kreischenden Ausrufe einer Menge anderer Verkäufer, welche einen Stolz darin zu setzen scheinen, so undeutlich als möglich zu schreien, damit man sich aus Neugier die Mühe gibt, sie zu verstehen. Nach und nach mischt sich unter das Volk, das seinem Gewerbe nachgeht, die Legion von Beamten, welche, wie Paul de Kock sagt, nie ohne Regenschirm ausgehen, sobald die Sonne zufällig von einer Wolke verhüllt ist, und die in der Regel mit der Pünktlichkeit einer Uhr ihr Haus verlassen, um es eben so pünktlich wieder zu betreten. Unter allen diesen Leuten bemerkt man bald eine Art schüchterner, stets erstaunter Menschen, welche man an dem fortwährend offenstehenden Munde, an dem altmodischen Schnitt ihrer Kleider für Provinzbewohner erkennt, welche zum ersten Mal in der Residenz sind, deren Wunder sie mit hundert Augen anzustaunen scheinen. In ihrem unmittelbarem Gefolge ist jene Classe von Taugenichtsen, welche sich trotz ihrer zerrissenen Stiefel, die sie vortrefflich zu maskiren wissen, durch einzelne auffallende Toilettegegenstände ein gewisses Air zu geben wissen, und die eigens dazu da sind, um aus angeborner Gutmüthigkeit jenen Provinzialen über Dies oder Jenes eine gar nicht verlangte Erklärung zu geben, wofür sie sich dann auf mehr oder minder geschickte Art selbst zu belohnen wissen. Aber noch immer sieht man in diesem Treubel keine Leute comme-il-faut, und selbst wenn wir uns unter die Linden begeben, begegnen wir höchstens dem Bedienten eines vornehmen Herrn, der dessen Hunde und Pferde spazieren führt, oder aus einer der vielen Conditoreien eine Tasse Chocolade holt, welche seinem Herrn nur von daher schmeckt. Dagegen ist es auf den breiten Dämmen immer lebhafter geworden. Bei den Droschken sausen die Wagen der Doctoren vorüber, welche, nachlässig in den Fond gelehnt, die Vossische Zeitung lesen, und zwischen den großen, mit Waaren beladenen Wagen schlängelt sich das Cabriolet eines Börsen-Agenten mit der Geschwindigkeit eines Aales hindurch. Der größte Theil der Bevölkerung ist nun schon lange auf den Beinen, und zuweilen sieht man schon sehnsüchtig nach der Uhr, ob es nicht bald Mittag ist. Vor den Schaufenstern der Bilderläden drängt und stößt man sich, um eine neue Caricatur von Gavarni oder das wohlgelungene Bild eines beliebten Herrschers zu sehen, und wir bemerken eine Masse von Leuten, welche sich bald links bald rechts umsehen, um Etwas zu finden, was ihnen zehn Minuten von ihrer ewig langen Zeit nimmt, wären es auch nur ein Paar Hunde, welche sich beißen, oder das Pferd eines Sandfuhrmanns, das den Entschluß gefaßt hat, seinen Geist aufzugeben. Alle diese kleinen Schauspiele finden in Berlin eine Unzahl von Zuschauern, von denen immer nur der vierte Theil etwas sieht, während die Andern eine Viertelstunde stehen, um endlich doch fortzugehen, und zwar nicht klüger als vorher. Wenn man in den Conditoreien schon seit einiger Zeit eine Menge von Besuchern bemerkt hat, welche Zeitungen lesen und Chocolade trinken, so müssen die Kaffeehäuser und Restaurationen sich noch mit wenigen allzu Hungrigen begnügen, bis die lang ersehnte Mittagsstunde schlägt. Wenn dieser Zeitpunkt endlich eintrifft, so wird das Leben auf der Straße dichter und dichter. Die Studenten kommen schaarenweis aus den Collegien, die Beamten eilen nach Hause oder nach ihrer Restauration, kurz, Alles läuft und rennt, um den bellenden Magen zu befriedigen und zur Fortsetzung des Tagewerks zu stärken.

Zu dieser Zeit ist die vornehme Welt endlich damit fertig geworden, sich die Augen zu reiben, und nachdem sie ihre Morgentoilette gemacht hat, begibt sie sich, von einem kleinen Groom gefolgt, auf den Weg, um einige Einkäufe zu besorgen, die nur dazu erfunden sind, um sich die Füße ein wenig zu vertreten. Der berliner Löwe kommt endlich gähnend zum Vorschein. Die Hände in die hohen Taschen seiner grau gestreiften Beinkleider gesteckt, geht er einen Augenblick zu Kranzler, wo er ein Paar Pastetchen ißt, um dabei nachzudenken, wie er das Geld, das ihm dieser Tag einbringt, ausgeben soll. Der Cavallerielieutenant geht mit seinem schleppenden Säbel zu einer Tänzerin seiner Bekanntschaft, um sie zu einem Souper bei Jagor oder Mielenz einzuladen, kurzum,

die vornehme Welt benutzt die Zeit, wo das Volk vor einer dampfenden Kartoffelschüssel sitzt, um ihre, der Sage nach kleinen, Füße daran zu erinnern, daß sie zum Gehen geschaffen sind. Wenn sie von diesen Promenaden, welche für sie ungefähr Das sind, was für andere Leute eine Spazierfahrt im Wagen, heimkehrt, begegnet sie zwar nicht mehr jenen fleißigen Menschen, welche noch mit ihrem letzten Bissen beschäftigt, schon wieder an die Arbeit gehen, wol aber Denen, welche die eine oder zwei Stunden, die man ihnen zum Essen gestattet, ebenfalls noch zu einem kleinen Spaziergange benutzen, und die einen Zahnstocher, oder wol auch die verbotene, dampfende Cigarre im Munde zu flaniren versuchen, wobei ihnen aber ihre Neugier ein ewiges Hinderniß ist. Ist es ein Frühlings- oder Sommertag, so sehen wir auch zu dieser Zeit eigenthümlich rührende Gestalten erscheinen, welche wir mit bedauernden und doch freudigen Blicken betrachten. Ich meine alle Die, welche nach einer schweren Krankheit am Arme einer treuen, liebenden Seele ihren ersten Gang in's Freie machen, selig lächelnd, daß die Sonne sie wieder frei und ungehindert bescheint, daß sie eine Luft einathmen können, wie sie Gottes gütige Schöpferhand geschaffen hat, rein und frisch,.... gewürzt von dem Duft der Lindenblüthen, unter deren Schatten sie wandeln. Ich weiß nicht, was das Rührendes für mich hat, wenn ich diese Besorgniß sehe, mit welcher die Führer jeden Schritt der Kranken leiten und bewachen, ich kann mich nicht satt sehen an der Freude dieser genesenden Menschen, welche laut aufjauchzen würden, wenn sie die Kraft dazu hätten.

Wenn auch die Geschäfte wieder ihren Anfang genommen haben, so gibt es doch in Berlin eine Masse Menschen, welche des Nachmittags frei sind, und die diese Freiheit größtentheils dazu benutzen, um vor die Thore hinauszukommen, wo die Bäume grünen, und wo man wenigstens zuweilen einen Vogel singen hört, während er lustig von Zweig zu Zweig hüpft. Große fünf- und sechssitzige Wagen rasseln an uns vorüber, mit Menschen beladen, deren Schooß von Kobern und Taschen bedeckt ist, und deren glücklichen Zügen man es ansieht, daß sie Willens sind, dem Geräusch der Stadt auf einen halben Tag zu entfliehen, um die Freuden des Landlebens zu genießen. Und die beau monde, welche jetzt vom Tische aufgestanden ist, steigt in die unten harrende Equipage, eine Stunde in den Thiergarten oder nach Charlottenburg zu fahren, um den Trubel anzusehen, welcher in den Zelten und auf den Fußwegen des Thiergartens herrscht.

Eine Stunde später schaaren sich vor den noch geschlossenen Thüren der Theater die Enthusiasten des Parterre oder der Gallerie; bald werden die Laternen angezündet, und während jene dichten Haufen in das Innere der Schauspielhäuser verschwunden sind, rollen Droschken und glänzende Carossen herbei, denen die Beherrscher der Sperrsitze und des ersten Rangs entsteigen.

Das ganze Bild, welches sich jetzt unsern Augen darbietet, hüllt sich trotz der strahlenden Gassterne in ein magisches Halbdunkel, das auf das Auge einen gewissen indiscreten Reiz ausübt. Man darf jetzt vermuthen, und so vermuthe ich, in dieser oder jener Figur Jemand zu erkennen, welcher aus Gründen nicht gern bei Tage ausgeht, während ich weiß, daß eine gewisse Classe Mädchen, die zu dieser Stunde sehr zahlreich auf den Straßen vertreten ist, den Abend zu ihren Spaziergängen vorzieht. Die Kaffeehäuser beleben sich mit den tausend Junggesellen, welchen es unheimlich an ihrem eigenen Herde ist, — und während der ruhige Arbeiter in den Schooß seiner Familie zurückkehrt, müssen sie auch noch für Geld die Ruhe erkaufen, der sie bedürfen, um sich von den Lasten des Tags zu erholen. Ein Laden nach dem andern wird geschlossen, das Theater ist zu Ende, und dennoch wird es nicht stiller auf den Straßen. Die Kaffeehäuser leeren und füllen sich wieder, und die Leute, welche still und bescheiden zu ihnen hineingehen, kommen fast immer laut und lärmend wieder heraus. Einer gekrümmten Alten begegne ich, welche mit einem Haken in dem Kehrichthaufen herumwühlt, die hier und da liegen, und die sich selbst indirect noch von dem ernährt, was Jeder fortwirft. Während ich stehen bleibe und ihr zusehend darüber nachdenke, wie diese schmuzige Alte vor vierzig Jahren ausgesehen hat, wie sie gelebt, was sie getrieben hat, geht ein junges, schönes Mädchen zwischen mir und ihr vorüber, deren dunkle Augen mir im Vorbeigehen einen Blick zuwerfen, den ich nicht verkennen kann. Ihr seidenes Kleid rauscht über den schmuzigen Boden, und während sie sich noch einmal nach mir umsieht, hat mich ein Schauer ergriffen; denn es ist mir als sähe ich diese schönen Hände, die jetzt mit Ringen bedeckt in hellen Glacéhandschuhen stecken, über dreißig Jahre das elende Geschäft jener Alten treiben, nämlich in der Rinne nach einem Knochen wühlend und seufzend dabei und träumend von der schönen vergangen Zeit.

A. Mödinger.

Finnische Runensänger.

„Es können Verhältnisse eintreten," sagt Mag. Tengström in der Einleitung seiner Skizzen über vaterländische Literatur, „welche die natürliche Entwickelung eines Volkes hemmen, seine Sprache und Nationalität unterdrücken und seinem ursprünglichen Stamme eine fremde Bildung und eine fremde Sprache einimpfen. Dann erlebt die Dichtkunst eines solchen Volkes eine besondere Epoche. Die eigentliche nationelle Poesie, welche nicht, wie die sich selbst überlassene, die höchsten Kleinodien der Nation, den Altar und den Thron, umflammen kann, glimmt, unvermögend sich zu einer Kunstpoesie auszubilden, gleich einem unterirdischen Brande unter der niedern Volksmasse fort; diese letztere schießt aus dem neuen Zweige empor, ohne weiter mit der ersteren in einer organischen Verbindung zu stehen."

Wenige könnten wol jene schön und klar ausgedrückte Wahrheit bezweifeln. Eben so wie zwischen der rein nationellen und der auf einheimischen Boden umgepflanzten fremden Poesie ein himmelweiter Unterschied nach Geist und Charakter sich offenbart; eben so liegt eine große Kluft zwischen der eigentlichen Bildung des Volkes und der vorzugsweise von der bessern Classe sich angeeigneten. Man möge nicht einwenden, daß dasselbe Verhältniß bei andern Nationen statt findet; denn in ihrer gebildeten Classe und der sogenannten niedern Volksclasse läuft durch Gemeinschaft der Sprache, der Sitten und des innern Charakters eine unaufhörliche Wechselwirkung fort, während bei uns eine solche Wechselwirkung fast nur durch äußere Institutionen erhalten wird. Die Bildung jener ist eine organische Pflanze; dieselben Säfte, dasselbe Leben durchströmen dort die glänzenden Blättchen und ihre dunkeln Wurzeln. So ist es nicht bei uns. Die Einheit des innern Lebens fehlt uns; denn es sind zwei Zungen und zwei Herzen da. Sie gleicht, um sich eines anschaulicheren Bildes zu bedienen, jenen modernen Ehen, in welchen der Mann und die Frau ziemlich gleichgültig für einander, jedes seinen Gewohnheiten und Beschäftigungen folgend, für sich getrennt leben. Weß Geistes Kinder die Früchte einer solchen Ehe werden mögen, ist schwer auszumitteln. Es ist freilich natürlich, daß eine Nation das Beste aus der Bildung anderer Nationen in sich aufnimmt; allein diese zwei sollen alsdann ein Ganzes, Einen Leib und Eine Seele ausmachen: das Weib soll ihrem Manne unterthan sein, sie soll reden mit seiner Zunge und fühlen mit seinem Herzen.

Die Bestrebungen, deren Männer mit vaterländischem Genie und Herzen in späterer Zeit sich befleißigten, Bestrebnisse, durch welche sie sich die Liebe ihres Landes und europäischen Ruf erwarben, haben auch in den Kindern einer fremden Bildung Denkungsarten und Gefühle erweckt, deren späte, aber schöne Blüthe die edelsten Früchte verspricht. Eine innere Ueberzeugung sagt uns, daß in dieser Gegend die schönsten Früchte für unser Streben zu ärnten sind. Von solchen Gefühlen beseelt, wünschte man die finnischen Gesänge in Helsingfors zu hören, und aus den Wäldern Savolax's und Karelen's kamen Sänger her, um uns das eigenthümliche in dem Volke offenbarte Leben zu schildern.

Ihr, die Ihr eitel in den Tag hineinlebt, die Ihr so stolz auf Eure Bildung, Eure Geistesfähigkeiten, Eure Sitten und Euer Wissen seid, konnte es Euch wol ahnen, daß dort fern in Wäldern Menschen leben, welche, unbekannt mit den Quellen Eurer Kenntnisse, mit Eurem Ueberflusse und Euren Genüssen, unter einer groben Bekleidung, einfachen Sitten, einem durch Mühseligkeiten und Kümmernissen gestählten Aeußern eine Seele bergen, die durch ein gesundes und thätiges Leben des Gefühls, durch Fülle und moralische Reinheit des Herzens Euch weit übertreffen! Ihr hättet nur diese Runensänger hören sollen, so würde alles Dieses Euch begreiflicher sein.

Ihr glaubt Euch selbst eine Wohlthat zu erweisen, wenn Ihr diesen Kindern der Natur und der Urbildung angenommene Sitten, Denkungsarten und Gewohnheiten, mit welchen Ihr so groß thut, einimpfet; — und dennoch könntet Ihr aus ihrem Leben die unwandelbarsten Schätze für Euren Geist und Euer Herz gewinnen! — Doch wir wollen lieber statt dieser Betrachtungen Euch eine kurze Skizze von einem der drei Runensänger geben, die vor einiger Zeit Helsingfors besuchten.

Kymäläinen, der Sohn eines armen Fröhners, wuchs in Dürftigkeit und unter Mühseligkeiten heran. Vielleicht bildete sich gerade unter Sorgen und Dürftigkeit die poetische Anschauung des Lebens und der Natur aus, in der seine Seele Ersatz und Trost für die arge Wirklichkeit suchte und fand.

Trübsal ist ihr Ton und Wehmuth,
Sie umfaßt nur Kümmernisse;
Höhlung schnitt ein böser Tag ihr,
Und der Kummer spann ihr Saiten,
Widerwärtigkeit der Wirbel; —

so besingt er seine „Kantele", ein der liegenden Harfe ähnliches, mit fünf Metallsaiten bezogenes Instrument, auf welchem die Runensänger ihre Gesänge im $^5/_4$ Takt in untenstehendem tempo giusto begleiten.

Stimmung der Kantele.

Tempo giusto.

Kymäläinen fühlt es, daß der Kummer die Amme des Gesanges ist. Bei alle Dem behielt sein Geist doch hinreichende Spannkraft, um mit den schweren Fesseln des Schicksals zu spielen; und sein von Natur aufgeräumtes und naives Gemüth machte sich durch mancherlei Possen und Schwänke Luft, die der lebhafte Knabe seinen ernsthaften und niedergeschlagenen Gefährten spielte. Ueber Kymäläinen's Gemüth und Charakter schwebt ein Humor, welcher im Unglück ohne Sarkasmen und im Glück ohne Abgunst lächelt; in Leiden und Freuden, in Thränen und im Scherze nur die Veränderungen, oder vielmehr die Theilung desselben ewigen Gefühls sieht, das am Ende nicht über die Tugend und Weisheit weint, und sich nicht mit dem Laster und der Tugend ohrfeigt, eben weil sein Scharfsinn die Versöhnung in allen Gegensätzen voraussieht. In Kymäläinen's Poesie findet sich mancher Zug der Muse Runeberg. Kymäläinen lernte lesen, nicht aber schreiben. Er las oft in der Bibel, noch weit fleißiger aber in dem offenen und unendlichen Buche der Natur, deren Herrlichkeit er eben so wenig zu schauen ermüdete, als seine Seele sowol die Schönheit der geringsten Blume, als die größten Wunder der Natur zu genießen und zu erforschen überdrüssig werden konnte.

Er war und blieb arm; denn er verstand es nicht, mit praktischem Sinne wider die drückenden Umstände zu kämpfen; aber in seinem Innern fand er doch einen beständigen Frieden und Frohsinn, die er seiner Umgebung mitzutheilen wußte. So erreichte er ohne Sorgen, jedoch zufrieden, sein 47. Jahr, und noch hatte sein poetisches Talent nichts der Welt gezeigt. —

Die Gemeinde zu Leppävirta, wo er geboren war und als Fröhner lebte, gerieth durch einige Diebstähle, welche sich einige der Gemeindeglieder hatten zu Schulden kommen lassen, in so üblen Ruf, daß die Bewohner des benachbarten Kirchspiels sie dermaßen verachteten, daß auch die rechtschaffenen und rechtlichen Leute den Schmähungen jener ausgesetzt waren. Da dichtete denn Kymäläinen seine erste Rune, in welcher er den Nachbarn das ungerechte Verfahren, Alle über einen Leisten zu schlagen, schilderte, ferner, daß Jeder seine Fehler hat, und daß der Gerechte nicht mit dem Ungerechten leiden müsse u. s. w. Hiernach wurde er sich seines Talentes bewußt und dichtete sofort eine Menge ausgezeichnet schöner Runen, meistens episch-lyrischen Inhalts, voll der wärmsten und reinsten Gefühle für die Schönheiten der Natur, der naivsten Gedanken und einer echt ursprünglichen Poesie. Jetzt ist er Müller; eine Beschäftigung, die mit seinem Gemüthe sehr übereinstimmt. So lebend, das gleichmäßige Klappern der Mühle, das Murmeln des Wassers und den grünen Strand beobachtend, dichtet er Runen zu seinem eignen Vergnügen, vergißt sie wol nach einiger Zeit, dichtet sich alsdann aber neue. Er ist im Kirchspiele beliebt, und nie wird eine Hochzeit gehalten, zu der er nicht geladen. Als wir ihn fragten, ob er nicht hier, da er doch so gesucht sei, Runen singen wollte, antwortete er mit Selbstgefühl: „Nein, ich singe nicht um des satten Magens willen!" Ein Herr bat ihn, er möchte doch seiner Hochzeit zu Ehren eine Rune singen; Kymäläinen that es, aber in Worten, die unserm Herrchen nicht sonderlich gefielen. Kymäläinen liebt den Frohsinn und die Unabhängigkeit. Uebrigens ist er munter und leutselig, er singt die Psalmen auf den Hochzeiten seiner Landsleute, und zuweilen irgend ein bekanntes Lied der Wirthin und dem Brautpaar zu Ehren. Nur Runen, welche irgend einer festlichen Gelegenheit gewidmet sind, läßt Kymäläinen bekannt werden. Die schönste unter denselben ist wol diejenige, in welcher er nach einigen Misärnten dem Schöpfer und Geber alles Guten und aller vollkommenen Gabe für die Aernte eines schönen Sommers lobsingt. Die Naturschilderungen in der Rune sind so schön, so naiv, daß man vergebens bei irgend einem unserer neueren Dichter etwas dem Entsprechendes suchen könnte. Wir wollen versuchen, einige schöne Stellen dieses Gesanges, so gut es sich thun läßt, im Runometer deutsch wieder zu geben:

Als der Sommer nun war kommen,
Und die scharfen Zähne des Winters
Und sein Nacken war gebrochen,
Füllte sich die Luft mit Freude,
Wärme strömte von dem Himmel,
Heiße Strahlen schoß die Sonne,
Schnee verschwand, weich ward die Erde.
Eilig sich die Ströme öffnen,
Und des Wassers Schaaren steigen
Auf aus ihrer Tief', zu schauen
All' die Herrlichkeit des Sommers.
Und die Fischer schier am Strande
Suchen sich ein Weib zum Scherzen;
An dem Strand die Vögel schaaren,
Freuen sich mit Lust und Zwitschern,
Ob des Schöpfers großer Weisheit
Und des Sommers Pracht und Schönheit.
Und es dauerte nicht lange,
Als der Wald mit Feierkleidern,
Sich mit zarten Kleidern schmückte,
Sich in seidnen Mantel hüllte.
Wiesen wie die Jungfraun standen —
Jungfraun schön und blumbekränzet —
Und die reichen Weideplätze
Sich mit muntern Heerden füllten
Jauchzend sich die Hirten freuten.
Kukuk rief im Birkengipfel,
Auf der Tann' das Birkhahn girrte,
Adler von den Bergen spähten,
Und von Hügeln andre Vöglein;
Alle freuten sich und sangen
Ihrem Schöpfer Lobgesänge.

— — — — — — — — —

Wenn gleich Wenige Ihm danken
Für die Gaben, unserm Herrn,
Wenn nicht Aller Zung sich schmieget,
Ihm zu danken und zu loben,
Beugen sich doch unterthänig
Alle Blumen auf den Auen,
Alle neigen ihre Kronen,
Vor dem Angesicht der Sonne
In des großen Gottes Ehr.
Und wir sollten nicht, wir armen
Menschen, unsern Herren preisen
Und lobsingen seinen Wundern!
Besser, weiser schuf Er uns doch,
Gab die Zunge uns zum Sprechen,
Den Verstand gab Er zum Denken.

— — — — — — — — —

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 123.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 4. November 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,
oder Memoiren eines Kammerdieners.

(Fortsetzung aus Nr. 122.)

Vierter Band.

Erstes Kapitel.
Große Vorstellung.



Es war am Ende des Septembers. Seit ungefähr acht Monaten war Basquine bei der Truppe; unsere verschiedenen Wanderungen hatten uns nach Senlis geführt.

Es war billig, daß wir zuerst mit einer großen Vorstellung hervortraten; seit dem vorigen Tage sah man in der ganzen Stadt einen colossalen Maueranschlag folgenden Inhalts:

Große Vorstellung.

Zur Einweihung der Seiltänzergesellschaft des wohlbekannten Joseph Bonin, genannt La Levrasse.

Erster Theil.

Komische Auftritte zwischen Bajazzo und seinem Herrn. Gesangsunterhaltungen von der kleinen neunjährigen Basquine und ihrem Freunde Bajazzo.

Zweiter Theil.

Die große Menschenpyramide, durch den weiblichen Herkules, Martin, Bamboche und Basquine.

(Das älteste dieser drei Kinder ist nur 13 Jahr alt.)

Hierauf

der berühmte Wassermensch, der in den Gewässern des Flusses Nil von einem Fischliebhaber gefangen worden. Die Natur hat diesem unglaublichen Wundergeschöpfe statt der Arme vortreffliche Flossen gegeben, es lebt, liegt, ißt und schläft im Wasser und nähret sich nur von lebendigen Fischen, welche es ganz roh vor den Augen der ehrenwerthen Gesellschaft verzehren wird.

Dieses große Wunderthier ist dermaßen sanft und zahm, daß es vier Sprachen spricht, Französisch, Lateinisch, Griechisch und das Aegyptische vom Nil seinem Vaterlande. Diejenigen Herren, welche den Wassermenschen mit ihrem Besuche beehren wollen, können ihn nach ihrer Wahl in einer dieser vier Sprachen anreden, und er wird ihnen auf der Stelle antworten.

Die Vorstellung wird beschlossen werden durch eine große Waffenübung zwischen dem berühmten weiblichen Herkules und dem Vorsteher der Fechtschulen in Moskau, Constantinopel, Persepolis, Caudebeck u. s. w.

Da La Levrasse einen passenden Ort, am Ende der Stadt, auf der Seite nach Paris hin angewiesen bekommen hatte, so hatten wir unser Lager hier aufgeschlagen; ein großes, bedecktes Zelt war für die Vorstellung bestimmt; der für das Publicum aufbehaltene Eingang befand sich unter einem ziemlich hohen Gerüste, über welchem verschiedene Bilder aufgehängt waren, von denen das größte den Wassermenschen darstellte.

Unser großer Wagen, in dem wir Alle wohnten, stand hinter dem Zelte, welches nach dieser Seite hin verlängert und von dem Schauplatze durch einen leinenen Vorhang getrennt war; dieser Raum diente zugleich als Heuboden für unsere drei Pferde und den großen Esel Lucifer.

Wir hatten den Tag vorher eine allgemeine Probe abgehalten, alle Darstellungen waren mit dem vortrefflichsten Zusammenspiel vor sich gegangen. Seit den fünf Monaten, welche unsere Kunstreise nunmehr dauerte, war keine Vorstellung unter besseren Aussichten angekündigt worden.

So groß ist die Macht der Gewohnheit, daß ich, abgesehen von den Uebungsstunden, welche eine beinahe ununterbrochene Reihe von Martern waren, mein Loos ziemlich erträglich fand. Wenn ich einmal vor dem Publicum stand, that ich mein Aeußerstes, und meine Eitelkeit ward seltsam gekitzelt, wenn ich mein Theil von den Beifallsbezeugungen einärntete. Ich hätte mich auch gewiß dazu verstanden, im Ernste für die Zukunft das gefährliche Gewerbe eines Seiltänzers zu ergreifen, wäre nicht die Hoffnung beständig aufgefrischt worden, mit Bamboche und Basquine das unthätige und herumstreichende Zigeunerleben führen zu können, welches der Gegenstand unserer täglichen Träume geworden war.

Wenn ich Bamboche fragte, wann wir die Truppe verlassen würden, antwortete er mir immer mit geheimnißvoller Miene:

„Noch nicht, mir liegt mehr daran, mit Basquine zu entfliehen, als Dir; aber wir müssen die Gelegenheit abwarten."

„Können wir nicht jede Nacht ausreißen?" sagte ich zu ihm, „wir werden nicht mehr eingeschlossen."

„Ich weiß wohl, nichts würde leichter sein."

„Nun?"

„Es ist noch nicht Zeit."

„Warum nicht?"

„Erstlich, weil ich bis jetzt noch nicht gefunden habe, was ich suche, und alsdann," setzte Bamboche im Tone bittersten Hasses hinzu, „will ich La Levrassen, die Mutter Major und den Bajazzo nicht verlassen, ohne ihnen zu bezahlen, was ich ihnen schuldig bin; wer zuletzt lacht, lacht am besten."

„Was soll das bedeuten," sagte ich zu ihm, „daß Du noch nicht gefunden hast, was Du suchst?"

„Das ist mein Geheimniß," antwortete mir Bamboche noch einmal so geheimnißvoll als früher. „Weder Du noch Basquine darf es wissen, aber sei ruhig, es betrifft mich nicht allein, dies Geheimniß geht uns alle Drei an, und sobald sich dies in's Werk setzen lassen wird, brennen wir durch."

Ich wartete also den von Bamboche bezeichneten Zeitpunkt ruhig ab, als ich auf einmal erfuhr, daß die Stunde unserer Befreiung geschlagen habe.

Wenn der Schauplatz für unsere Vorstellungen sich mitten in Städten befand, so pflegten wir in einem Gasthofe zu wohnen; aber hatten wir denselben vor den Thoren aufgeschlagen, so lagen wir in dem Lastkarren und in dem großen Wagen, der zum Theil wie eine Schiffskajüte eingerichtet war, alle durch einander — was die geheimen nächtlichen Unterredungen fast unmöglich machte.

Während des Abendessens, welches auf die Generalprobe erfolgte, und das wir unter freiem Himmel eingenommen hatten, hatte Bamboche mir mehre Zeichen gemacht, die ich sehr wohl verstand; ich suchte also in der kurzen Zeit, welche zwischen dem Abendessen und dem Schlafengehen lag, in seine Nähe zu kommen.

„Dieses Mal, Martin," sagte Bamboche zu mir mit leiser Stimme, aufgeregt durch die Wichtigkeit der Neuigkeit, die er mir anzukündigen hatte, „dieses Mal habe ich gefunden, was ich suchte."

Und er legte auf diese Worte einen seltsamen Nachdruck.

„Morgen Nacht," fuhr er fort, „brennen wir mit meiner Frau durch."

„Wahrhaftig!" rief ich aus, ohne meine Freude verbergen zu können, „aber warum denn nicht schon diese Nacht?"

„Unmöglich, ich werde Dir sagen warum; nur möchte ich Dich bitten, darauf zu achten, daß Du morgen Abend nicht einschläfst; wenn wir alle in der Schlafkammer sind, mußt Du die Augen zumachen, aber nicht schlafen."

Und Bamboche setzte mit triumphirender Freude hinzu:

„Morgen Nacht endlich, frei wie die Vögel und gerächt, o reichlich gerächt; denn sieh, ich habe lange nach einem guten Mittel gesucht, und nun hab ich's gefunden."

Mein verstohlenes Gespräch mit Bamboche ward durch die derbe Stimme der Mutter Major unterbrochen.

„Nun, zu Bett, Gottsdonnerwetter!" sagte der weibliche Herkules, indem sie den Arm des Bajazzo ergriff.

„Ha, ha, sie wollen zu Bett, die dicke Sau," versetzte Basquine, indem sie ihrer kindlichen Stimme einen gemeinen Ausdruck zu geben suchte.

Und damit fiel sie unter schallendem Gelächter Bambochen um den Hals, während La Levrasse, welcher am Tische sitzen geblieben war, auf die beiden Kinder, die, sich so umschlungen haltend, fortgingen, einen finstern, ironischen und glühenden Blick warf.



Bald breitete die Nacht ihren Schatten über den Wagen aus, in welchem wir uns Schlafens halber eingeschichtet hatten.

— — — — — — — — — — — — —

Was ich jetzt hinzusetzen muß, um die traurige Umwandlung Basquine's, des armen Kindes, das kurz vorher noch so unschuldig und unbefangen gewesen war, zu erklären, mit einem Worte Alles, was sich auf diese Umwandlung bezieht, brennt mir so zu sagen auf den Lippen.

Jetzt, da ich mit Einsicht und Erfahrung auf die Vergangenheit zurückblicke, weiß ich nicht, ob ich mehr Ekel, Unwillen oder Entsetzen empfinde, aber ich halte es für meine Pflicht, die Aufgabe, die ich mir vorgesetzt habe, zu verfolgen; es freut mich, daß ich, wenn ich noch einige Seiten geschrieben, diese Pflicht abgethan habe.

Ich fühle es wohl, es liegt für mich etwas Heilsames darin, meine Blicke auf diese traurige Vergangenheit zu richten; die Regungen von Abscheu und Entsetzen, welche dieselbe in mir mehr und mehr hervorruft, beweisen mir, daß ich mich jeden Tag mehr im Guten befestige; das peinliche Gefühl, welches ich jetzt empfinde, das Zittern, welches mich bei dem Gedanken ergreift, in der bloßen Erinnerung diesen Abgrund von Verderbniß, Schändlichkeit und Verruchtheit noch ein Mal zu durchleben, sagt mir laut, daß es nicht hinreichend ist, daß ich Abscheu vor dem Bösen empfinde, sondern daß es außerdem nöthig ist, Alles anzuwenden, um in meinem engen Kreise dem Bösen, welches mir diesen heilsamen Abscheu einflößt, zuvorzukommen oder seine Folgen abzuwenden.

Ja, was ich zu erzählen habe, um die Umwandlung Basquine's zu erklären, brennt mir auf den Lippen, und doch werde ich noch lange nicht Alles sagen; es gibt Enthüllungen, deren sich meine Feder weigern würde, wenn ich mich auch zu ihnen entschließen wollte.

Dieses unglückliche Mädchen hatte ihren Vater unschuldig und rein verlassen, wie dies in ihrem Alter lag und, da sie im Schooß einer redlichen und arbeitsamen Familie erzogen worden, nicht anders zu erwarten war.

Nachdem sie acht Monate, was sage ich, nachdem sie zwei oder drei Monate unserer Truppe angehört und beständig die unflätigen oder schmuzigen Witze des Bajazzo und das Fluchen und Lästern Aller angehört hatte, fing sie an, über diesen Schmutz und diese Unflätigkeiten, die ihrem achtjährigen Köpfchen bald verständlich gemacht waren, zu lachen, und am Ende fluchte und lästerte sie wie wir Alle; denn wie sie und noch vor ihr war ich, was brauche ich es zu sagen, diesem verderblichen Einflusse unterlegen.

Als Basquine gänzlich von ihrer Krankheit wieder hergestellt war, fand sie sich bald, wenn sie auch noch häufig nach ihrem Vater fragte, durch unsere rohe Lustigkeit von ihrem Kummer abgezogen. Bamboche und ich, wir boten Alles auf, durch tausend Mittel die Anfälle von Traurigkeit, welche sie bisweilen beim Andenken an ihre Familie überfielen, zu verhindern, auch fand sie nach und nach sehr viel Geschmack an den Tanz- und Gesangstunden, welche ihr die Mutter Major, La Levrasse und der Bajazzo gaben; da sie von Natur mit einer unendlichen Gewandheit und Anmuth begabt war, so wußte sie bald zwei oder drei Charaktertänze zum Entzücken auszuführen; ihre kindliche und reine Stimme, die einen unbeschreiblichen Reiz hatte, stand in seltsamem Gegensatze zu den zweideutigen Terteswoorten der Liebe, die man sie singen ließ.

Gleich das erste Mal, als Basquine in einer unserer Vorstellungen vor dem Publicum auftrat, erregte sie ein ungeheures Furore; die Einnahme war unglaublich, auch faßte das Mädchen von diesem Augenblicke an eine bedenkliche Vorliebe für unser Gewerbe; und wie sollte auch ein solches Geschöpfchen, stände es auch in etwas vernünftigerem Alter als sie, dem Reize widerstehen können, welches diese Art gefeiert zu werden, welche immer so schmeichelhaft und berauschend ist, ausübt, mag auch der Beifall durch die unwissende und rohe Zuhörerschaft gespendet sein, welche sich um unsere Bühne, das einzige Schauspiel, was ihrer Armuth zugänglich war, drängte.

Nach unsern Vorstellungen, das heißt nach einem jeden Triumphe; denn sie machte beständig Furore, erglänzte das entzückende kleine Gesicht Basquine's von Glück und Stolz, und sie gewöhnte sich dermaßen an dieses Zigeunerleben voll heftiger Aufregung, beschwerlicher Reisen und roher Vergnügungen, daß sie nach sechs Monaten mit nachdenklicher Miene zu mir sagte:

„Es kommt mir vor, als würde ich vor langer Weile sterben müssen, wenn ich jetzt wie sonst zu Hause leben müßte; und doch, wenn ich traurig bin, so ist es, weil ich an meinen guten Vater, an meine arme Mutter, an meine Schwestern denke."

Allerdings dachte Basquine häufig an ihre Familie, aber bald wurden diese Erinnerungen seltener; ich überraschte sie nicht häufig mehr mit Thränen in ihren schwarzen, großen Augen, die dann plötzlich traurig und träumerisch geworden waren.

Indessen einmal bemerkte ich bei Basquinen eine unerklärliche Art von unwillkürlichem Unbehagen.

Sie hatte wie immer mit äußerster Anmuth gesungen und getanzt; bei einem von unsern Aufzügen ward sie mit heftigem Geschrei hervorgerufen; sie verschwand, man suchte sie überall, endlich fand ich sie unterm Wagen zwischen zwei Bunden Heu versteckt, sie vergoß heiße Thränen, und ihr Gesicht war bleich und verstört.

„Was fehlt Dir, kleine Schwester?" sagte ich zu ihr.

„Ich weiß nicht," antwortete sie mit bewegter Stimme, „ich fürchtete mich."

„Du fürchtetest Dich, wovor denn?"

„Vor den Leuten, die mich riefen."

„Sie riefen Dich ja, um Dich zu beklatschen, sie stampften mit den Füßen wie toll, so niedlich fanden sie Dich."

„Ach, es war mir, als wenn sie mich riefen, um mir Uebles zuzufügen, und ich sagte zu mir selbst, wie mich sonst Mama zu Hause sagen ließ: Liebe, heilige Jungfrau, Mutter des lieben Gottes, erbarme Dich meiner!"

War dies Instinkt, war es Ahnung der Gefahren, welche sie auf der Laufbahn, welche sie jetzt betrat, bedrohten — ich weiß es nicht — aber obgleich ich noch Kind war, fiel mir doch diese Wunderlichkeit Basquine's sehr auf.

„Wovor solltest Du Dich fürchten?" sagte ich zu ihr, „und was hattest Du für Ursache, die heilige Jungfrau um Erbarmen anzuflehen, Du bist ja niemals so beklatscht worden?"

„Das ist wahr," antwortete Basquine, indem sie ihre Thränen abtrocknete, „und doch flößte mir das Furcht ein; es ist das erste Mal, daß mir das begegnet."

Dann setzte sie in furchtsamem Tone hinzu:

„Aber sage Bombochen nichts davon; er prügelt mich sonst, weil ich furchtsam bin; und es ist am Ende doch nur, um sich selbst zu quälen, wenn er mir so viel Schmerzen macht."

Bamboche brachte wirklich die unedlen Grundsätze des Krüppels über die Kunst, Liebe zu erregen, in Ausübung und prügelte Basquinen bisweilen, dann verursachte er sich selber einen zehnmal heftigeren physischen Schmerz als den, welchen er Basquinen zugefügt, und sagte zu ihr, indem er diese Tortur heldenmüthig ertrug:

„Ich habe Dich geprügelt, um Dir zu zeigen, daß ich Dein Herr bin, aber nicht, um Dir wehe zu thun; denn ich thue mir selbst zehn Mal mehr weh."

Unter andern Proben zum Beleg dieser unvernünftigen Rede, von der er sich nicht abbringen ließ, habe ich einst Bambochen sich kaltblütig zwischen dem Nagel und dem Fleische eine Nadel fünf bis sechs Linien tief hineinstechen sehen. Trotz des heftigen Schmerzes verrieth sein Gesicht nicht das mindeste Leiden, und er sagte mit einer gewissen wilden Zärtlichkeit:

„Ich habe Dich geprügelt, Basquine, aber ich bete Dich an."

Und Basquine fiel ihm um den Hals und bat ihn, so zu sagen, um Verzeihung, daß sie geprügelt worden.

Unglücklicherweise beschränkte sich der Einfluß Bamboche's auf Basquine nicht darauf, sie durch diese Art von wildem Stoicismus die Mishandlungen vergessen zu machen, zu welchen er sich bisweilen gegen sie hinreißen ließ. Das Gift der bösen Beispiele ist so fein und theilt sich mit so beunruhigender Schnelligkeit mit, daß von den greulichen Grundsätzen des Krüppels, des bettelnden Landstreichers, jetzt schon drei Opfer, zuerst Bamboche, dann ich und endlich Basquine ergriffen waren.

Da Basquine von Bamboche wiederholt aussprechen hörte, daß die arbeitsamen und ehrlichen Leute nichts als einfältige Opfer ihrer Arbeit und ihrer Ehrlichkeit seien; denn Bamboche hatte nicht verfehlt, ihr das Beispiel seines Vaters anzuführen, da sie ferner die Kniffe, die Betrügerei und im schlimmsten Falle den Diebstahl als Mittel zu einem lustigen und müßigen Landstreicherleben und allenfalls als den Zweck desselben rühmen, da sie wiederholen hörte, daß man bei den Reichen nur Verachtung und Grausamkeit gegen die Verlassenen anträfe, und daß diese also die Reichen als ihre Feinde betrachten müßten, und nachdem sie, was das Schimmste war, nach und nach dazu gebracht war, das Uebel, welches man thun könnte, als gerechte Wiedervergeltung anzusehen, so verfiel sie bald, da sie ohnehin durch die Umgebung, in welcher wir lebten, in jeder Beziehung zur Verkehrtheit vorbereitet war, in Bamboche's traurige Irrthümer, so wie ich früher in sie verfallen war. Der Einfluß, welchen er auf sie ausübte, war von jetzt an doppelt mächtig, und das arme kleine Geschöpf kam so weit, daß sie ganz in ihn vernarrt war und ihn mit einer Mischung von Zärtlichkeit und Furcht ansah, indem der Groll wegen der schlechten Behandlung, über die sie sich bisweilen zu beklagen hatte, immer wieder einer tiefen Bewunderung für die unbezwingliche Thatkraft und seltene Unerschrockenheit, welche in seinem Charakter lagen, Platz machte.

Alles Dieses war allerdings in kindischen Verhältnissen gemischt, aber kein Bestandtheil fehlte gänzlich. Ein großer Denker hat, wenn ich nicht irre, gesagt, die Kinder seien kleine Menschen (!). Das, wovon ich Zeuge gewesen bin, beweist mir die Wahrheit dieses Grundsatzes, besonders, wenn der Gährstoff einer frühzeitigen Verderbtheit den Geisteskräften eine zu rasche Entwicklung gegeben hat, und die glühende Leidenschaft des Mannesalters bei den Kindern hat unzeitig hervorbrechen lassen.

Noch einige Worte über diesen Schmuz und um ihn nur flüchtig anzudeuten.

Die leidenschaftliche Liebe Bamboche's zu Basquine war zuerst der Gegenstand schändlicher Witzeleien, sodann teuflischer Aufmunterungen von Seiten der Truppe und besonders La Levrasse's gewesen; ich habe es späterhin erfahren, worin der wahrhaft höllische Plan dieses Letztern bestand, auf welchen Bamboche instinctmäßig eifersüchtig war.

Eines Tages ging man in einer gotteslästerlichen Posse so weit, parodischerweise Basquine's und Bamboche's Vermählung vorzustellen.

La Levrasse stellte den Vater des Bräutigams, die Mutter Major die Mutter der Braut dar.

Der Bajazzo segnete die Ehe in possenhaften und zweideutigen Eindrücken ein, zu großem Ergötzen aller Anwesenden.

Doch nein, ich irre mich, ein einziges Wesen legte durch eine geheime Thräne gegen diese Greuel, die unter einer komischen Außenseite versteckt wurden, Einsprache ein.

Der Zufall ließ meinen Blick auf Leonidas Hay fallen, den Wassermenschen, der von seinem Troge aus dieser Feierlichkeit beiwohnte. Sein Gesicht drückte einen schmerzlichen Unwillen aus, und zwei Thränen, welche er zu verbergen suchte, indem er die Stirn senkte, rannen über seine Wangen.

Dieser unwürdige Auftritt fand Statt zu Troyes, am Abend vor einer von unsern Vorstellungen und in Gegenwart der Dienstboten des Gasthofes, in dem wir wohnten. Diese Leute sahen in dieser Parodie nichts anders als einen Scherz, welchen man vielleicht kaum unpassend nennen kann, da er ja durch das Beispiel der allergewissenhaftesten Aeltern, welche nichts dagegen haben, daß die Kinder sich unter einander im Scherze Mann und Frau nennen, gerechtfertigt wird.

Am folgenden Tage ließ sich Bamboche folgende Worte mit unauslöschlichen Zügen auf die Brust tätowiren:

Basquine für's Leben,
Ihre Liebe oder den Tod.

— — — — — — — — — — — — — —

So viel über Basquine's und Bamboche's Verhältniß am Vorabende der großen Vorstellung, welche wir zusammen geben, und nach welcher wir, Basquine, ich und Bamboche, die Flucht ergreifen sollten, da der Letztere, wie er sagte, jetzt gefunden hatte, was er suchte.

Zweites Kapitel.

Lustige Lieder.



Niemals habe ich einen schönern Herbsttag erlebt, als denjenigen, an welchem unsere große Vorstellung zu Senlis stattfinden sollte.

Die Sonne war strahlend aufgegangen, gegen vier Uhr Nachmittags füllte sich der Eingang unseres unter freiem Himmel befindlichen Theaters mit Zuschauern, die sich an den Possen unseres Bajazzos und seines Herrn La Levrasse, welche auf dem äußeren Gerüst ein kleines Vorspiel aufführten, um die Menge herbeizuziehen und aufzuregen, außerordentlich ergötzten. Diese Possen waren wie gewöhnlich von prächtigen Ohrfeigen und fabelhaften Fußtritten begleitet, welche alle La Levrasse mit komischer Würde austheilte, der Bajazzo mit den gewöhnlichen Erwiderungen, Verrenkungen und Ausrufungen empfing.

Nach diesem Vorspiele kam der lustige Auftritt, welcher von dem Bajazzo und Basquine gesungen wurde.

Als diese auf dem Gerüste erschien, entstand; denn ihr Ruf war ihr schon vorangegangen, ein tiefes Stillschweigen, und hierauf irrte unter der Menge ein dumpfes Murmeln der Verwunderung umher.

„Wie niedlich sie ist!"

„Wie hübsch sie angezogen ist!"

„Man könnte sie für eine kleine Frau halten!"

„Was für schönes Haar!"

„Wie sie dreist ist, hm!"

„Und was für ein allerliebstes Gesicht!"

„Ich wollte, daß sie nur fünf oder sechs Jahr älter wäre! Mit dem Gesicht, bei Gott —"

„Und dieser Wuchs, wie sie hübsch gewachsen ist!"

„Ja, ihr Bein, sieh doch diese kleine Wade!"

„Und ihr weißer Nacken!"

„Und ihre schnippische, verschmitzte Miene!"

„Wenn sie ihre Gassenhauer singt, ist sie zum Auffressen!"

„Gott sei Dank, sie wird welche singen, den ungeheuer lustigen Auftritt mit dem Bajazzo heißt es."

„Göttlich!"

„Du kleiner Satan!"

„Wahr ist's, sie macht ein Gesicht wie ein Kobold."

„Man sollte sie Teufelin nennen statt Basquine."

Ich konnte diese Ausrufungen der Menge deutlich verstehen; denn ich hatte mich hinter einem der Vorhänge versteckt, die unser Gerüst auf der Seite begränzten. Jetzt, da die Erfahrung zu meiner Erinnerung hinzutritt, kann ich mir von dem Eindruck, den das Mädchen auf unsere Zuhörerschaft hervorbrachte, Rechenschaft ablegen.

War Basquine sittlich umgewandelt, so war sie auch körperlich beinahe umgestaltet; ihre Züge, obgleich noch immer reizend, hatten den milden Ausdruck kindlicher Unbefangenheit verloren, und ihre Wangen hatten so zu sagen, nicht mehr ihre frische und unschuldige Rundung, ihre Gesichtsfarbe, obgleich frisch und von einer Durchsichtigkeit, welche Kraft und Gesundheit ankündigte, war bleich und zeigte nicht mehr die Mischung von Milchweiß und Rosenroth, welche der Kindheit eigen ist, ihre großen, sammetschwarzen Augen, die früher schüchtern und beinahe furchtsam waren, ruheten jetzt leicht geändert mit lebhaftem, freiem und sicheren Blicke auf der Menge, während ein spöttisches und herausforderndes Lächeln auf ihren Rosenlippen lag, die kurz vorher noch so unbefangen einen so kindlichen Ausdruck gehabt hatten.

Der bis zur Frechheit auffallende Anzug, den man Basquinen gegeben hatte, mußte, weit davon entfernt, unserer Zuhörerschaft Anstoß zu geben, derselben vielmehr höchlich gefallen.

Basquine trug auf ihrem schönen, blonden Haar, das in zwei dicke Flechten vereinigt war, welche beinahe bis zur Erde herabreichten, eine kleine griechische Mütze, kokett nach einer Seite geschoben, von scharlachrothem Stoffe, der mit Silberflittern besetzt war; ihr Leibchen, welches unmäßig tief ausgeschnitten und auch von Scharlach und Silberstoff war, zeichnete ihre schlanke Taille scharf ab und hielt ihren Rock mittelst zierlicher Tragbänder von Flittergold, welche auf diese Weise ihren Hals, ihre Schultern und ihre Arme, welche weiß, fest und glänzend wie Elfenbein waren, bloß ließen, ihr kurzer Rock von himmelblauem Atlas, welcher weit über dem Knie aufhörte, zeigte ihr fleischrothes Tricot, welches die feinsten Umrisse verrieth; der ganz kleine Fuß steckte in einem Halbstiefelchen von rothem Saffian, welches oben mit unächtem Hermelin besetzt war.

Ich habe später die göttliche Marmorstatue des antiken Amor zu bewundern Gelegenheit gehabt, die jugendlichen, schlanken und reinen Formen dieses Meisterstücks haben mich seltsam an Basquine erinnert.

Dieses war Basquine's Anzug, als sie auf unserer Bühne erschien, um mit dem Bajazzo einen Auftritt zu singen.

Das Gesicht des Bajazzo war nicht eben häßlich, aber von sehr unedlem Ausdruck; er trug die Kleidung seiner Rolle, einen Reitrock und ein Beinkleid von Matratzenleinwand, einen spitzen Hut und eine rothe Perücke.

Das tiefste Schweigen herrschte unter der Zuhörerschaft. Der Auftritt begann mit einer Art Recitativ, das von Liedern unterbrochen wurde, die seit langer Zeit auf den Straßen zu hören waren. Der Titel war: „Bajazzos Liebschaft!"

Bajazzo trat mit erbärmlicher Miene auf, indem er ein Bein nachzog, grüßte Basquine linkisch und sang, indem er im Recitativ mit seiner Genossin abwechselte, Folgendes:

Bajazzo.

Mamsell, ich bin's, will Euch von Liebe reden.

Basquine

(mit einem spöttischen Gesicht).

Von Deiner Lieb', unglücklicher Bajazzo!

Bajazzo

(versucht Basquinen zu umfassen, die sich lachend sträubt).

Kommt her, Mamsell, ich möchte auch einmal —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Basquine

(gibt ihm eine Ohrfeige).

Das ist für Dich, Du Schlingel, grober Lümmel!

Bajazzo

(er schluchzt und heult und deckt sich die beiden Daumen auf die Augen, dann singt er mit jämmerlich-komischer Stimme nach einer bekannten Melodie).

Nur nicht so spröde, Mädchen,
Ich kenne wohl das Fädchen,
Das Ihr am Beine tragt.
Der Harlekin ist Euch lieb,
Der Narr, der Tagedieb.
Ich sah Euch gestern Nacht
Beim hellen Mondschein zu,
Da faßt' er Euch —

Basquine

(unterbricht ihn mit lautem Gelächter und fragt ihn frech und boshaft).

Meinst Du?

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

In diesem Tone ging der Auftritt zum großen Gelächter der Menge fort.

Diese niedrigen Zweideutigkeiten, welche kaum gereimt waren, diese elenden Zoten waren vornämlich dazu bestimmt, für das stumme Spiel, für die schmutzigen Andeutungen des Bajazzo als Vorwand und Rahmen zu dienen und die kindliche und anziehende Niedlichkeit Basquine's zu Bajazzos Plumpheit in Gegensatz zu setzen.

Niemals war mir die unreine Begeisterung des Possenreißers frecher erschienen, als an diesem Tage; er ging mit unanständigen Bewegungen und glühenden Augen, wenn er sich Basquine näherte, um sie zu umfassen, in seinem Spiele bisweilen so weit, daß einige von den Zuschauern zischten, aber die größte Anzahl klatschte mit rohem Lachen Beifall.



Ich konnte diesem Auftritte zusehen, ohne bemerkt zu werden; denn ich guckte durch ein Loch in einem der Vorhänge, welche als Koulissen dienten. Plötzlich sah ich einige Schritte von mir die Mutter Major, an einer Stelle, wo sie mich nicht bemerken konnte. Ich erschrak über den Ausdruck von Zorn und wildem Haß, der sich auf ihrem Gesichte abmalte, das von einer dicken Lage grellrother Schminke glänzte; denn sie war im Begriff, eine Wilde darzustellen. Ihre Augen glänzten von einem unheimlichen Feuer, ihre dicken Lippen, auf denen ein leichter Schnurrbart stand, zitterten krampfhaft, zwei oder drei Mal ballte sie ihre ungeheuren Fäuste, als wollte sie Jemandem drohen.

Zuerst fiel es mir nicht im Entferntesten ein, daß diese rachsüchtige Megäre, welche den Bajazzo zum Liebhaber hatte, auf diesen elenden Kerl eifersüchtig sein könne. Und doch hatte das gemeine Mienenspiel

desselben in dem Auftritte mit Basquine die Eifersucht des weiblichen Herkules bis zur Wuth entzündet.

Ich dachte also nicht daran, der Ursache des Zornes der Mutter Major nachzuspüren, welche übrigens, als der Auftritt, den Bajazzo und Basquine zu singen hatten, zu Ende war, rasch über eine Hintertreppe verschwand.

Jetzt hob ich eine Ecke der Leinwand, welche das Gerüste umgab, auf und ging auf Basquinen zu, um ihr Glück zu wünschen; denn der Beifall war unbegrenzt, obgleich nichts peinlicher oder widerlicher hätte sein sollen, als die silberklare und reine Stimme dieses Mädchens sich mit diesen Gassengemeinheiten beflecken zu hören.

Und doch waren der Reiz, der Wohllaut und die Gewandtheit Basquine's, die Heiterkeit und Anmuth ihres Spiels so groß, daß die widerliche Gemeinheit dieses Auftrittes dagegen verschwand; ein rasendes Beifallklatschen schallte ihr entgegen, die Begeisterung stieg so hoch, daß eine Menge Sous und sogar Silberstücke von allen Seiten auf die Bühne regneten, eine Freigebigkeit, welche um so freiwilliger war, da dieser Auftritt, welcher allein bestimmt war, die Zuhörerschaft in unser Zelt hineinzulocken, außerhalb desselben vorging, als unentgeltlich betrachtet wurde und keinerlei Sammlung zur Folge haben sollte.

Gleich nach diesem Beweise öffentlicher Freigebigkeit erscholl ein wüthendes Dacaporufen.

Immer noch halb versteckt hinter der Leinwand, hatte ich mich Basquinen genähert, voll Freude und Stolz darauf, ihr Glück wünschen zu können; denn was mich jetzt traurig macht, entzückte mich damals.

„Das ist doch wol ein Triumph," sagte ich ganz leise zu Basquine, indem ich die Leinwand aufhob.

„Sprich mir davon nicht," antwortete mir das Mädchen aufgeregt, strahlend vor Freude mit glühenden Wangen und funkelndem Blick, „ich weiß mich gar nicht zu lassen, was für Spaß mir das macht."

In diesem Augenblick erscholl das Dacaporufen mit neuer Kraft.

Basquine, deren Aufregung sich jetzt ein wenig gelegt hatte, machte eine unmerkliche Bewegung mit den Schultern, und indem sie einen spöttischen Blick auf die Zuhörerschaft warf, sagte sie zu mir noch bebend vor Freude über den erhaltenen Beifall:

„Siehst Du, wie das Volk in Feuer ist, aber das ist noch gar nichts, bei der Wiederholung will ich ihnen erst recht warm machen."

„Und ich drehe Dir den Hals um, wenn Du das Stück wiederholst, ich leide es nicht, daß der Narr Dich noch ein Mal so anfaßt und ansieht," murmelte hinter mir eine dumpfe, zornige Stimme.

Ich kehrte mich um.

Es war Bamboche, bleich, das Gesicht von Zorn und Eifersucht verstört.

„Mein Gott, es ist nicht meine Schuld, es steht so in der Rolle!" sagte Basquine, am ganzen Leibe zitternd, indem sie sich nach der Seite hinwandte, wo Bamboche versteckt war.

„Dacapo, Dacapo den Auftritt des Bajazzo und der Basquine, Dacapo!" rief die ungeduldige Menge.

„Ich verbiete Dir den Auftritt Dacapo zu spielen," versetzte Bamboche, indem er die Leinwand zur Hälfte aufhob, um einen schrecklichen Blick auf Basquine zu schleudern, „verstehst Du mich?"

Und damit verschwand er.

„Ich werde den Auftritt nicht wiederholen," sagte das arme Geschöpf, der die Thränen in die Augen traten, ganz leise zu mir, dann setzte sie hinzu:

„Geh doch und bitte ihn, nicht böse zu sein."

Da das Rufen der Menge fortwährte, erschien La Levrasse, entzückt über den Beifall, den seine Kostgängerin einärntete, auf dem Gerüste, trat auf Basquine zu und sagte leise zu ihr:

„Das Volk ist ganz in Flammen, mach doch — was fällt Dir ein? Den Auftritt, den Auftritt!"

„Nein," antwortete Basquine fest, und damit trat sie einen Schritt zurück, um hinter der Leinwand, welche allein unsere Coulissen ausmachten, zu verschwinden.

Da das Geschrei immer fortwährte, machte La Levrasse der Zuhörerschaft drei komische Verbeugungen und machte ein Zeichen, daß er sich bei Basquine verwenden werde, um sie zu der geforderten Vorstellung zu bewegen, aber trotz seiner lachenden und possenreißerischen Miene sagte er zu seiner Kostgängerin ganz leise mit zorniger Stimme:

„Du kleiner Maulaffe, Du wiegst das Volk aufbringen, und wir werden eine ungeheure Einnahme einbußen."

„Das ist mir ganz einerlei," antwortete Basquine in so barschem und entschlossenen Tone, daß La Levrasse, welcher jetzt nicht mehr hoffte, ihren Widerstand zu besiegen, ganz leise hinzusetzte:

„Das sollst Du mir bezahlen!"

Hierauf nahm er seine possenhafte Miene wieder an, und indem er sich an die Zuhörerschaft wandte, welche jetzt still ward, versetzte er, nachdem er sich auf's neue verbeugt:

„Ich nehme mir die Freiheit, der ehrenwerthen Gesellschaft anzukündigen, daß das Mädchen, das unübertreffliche Mädchen, welches sogleich in andern Tanz- und Gesangstücken auftreten wird, zu sehr angegriffen werden würde, wenn sie dieses Stück zum Vergnügen der ehrenwerthen Gesellschaft wiederholen müßte."

Und da ein wüthendes Geschrei des Mißfallens diese Worte empfing, setzte La Levrasse mit seiner durchdringenden Stimme, welche den Aufruhr überschrie, hinzu:

„Möge die ehrenwerthe Gesellschaft sich beruhigen, sie soll nichts verlieren, die Vorstellung wird mit der Wiederholung dieses berühmten Stückes, welches das Glück gehabt hat, der ehrenwerthen Gesellschaft zu gefallen, beschlossen werden."

Und da dieses Versprechen, weit davon entfernt, der Menge zu genügen, welche nur darauf begierig war, Basquine noch einmal zu hören, mit neuem Geschrei aufgenommen wurde, entwickelte La Levrasse eine große Fähigkeit zur Politik, machte Basquine ein Zeichen, sich zu entfernen und sagte zu der großen Trommel, den drei Clarinetten und den vier Trompeten, welche unser Orchester ausmachte:

„Die Musik fällt ein und forte! übertäubt das Volk!"

Auf diesen Befehl brach das höllische Orchester los, und der Bajazzo fügte als gewandter Mann das verdoppelte Geklingel einer ungeheuren Schelle hinzu. Auf diese Weise wurden die Einwürfe der Menge bald zum Schweigen gebracht, während La Levrasse über das Geländer unseres Gerüstes hingebeugt aus Leibeskräften schrie: „Treten Sie ein, meine Herren, treten Sie ein! Die Kleinigkeiten vor der Thür sind nichts gegen Das, was drinnen zu sehen ist. Treten Sie ein, meine Herren, treten Sie ein!"

Trotz des geschickten Benehmens von La Levrasse's Seite, machte ein großer Theil der Zuschauer einen erbosten Angriff auf das Gerüst, woraus ein furchtbarer Tumult entstand, welcher von einem Gensdarmen, dem pflichtmäßigen Anhängsel unserer Vorstellung, nur mit Mühe bewältigt wurde; aber das Gesetz behielt die Oberhand. Einige gar zu leidenschaftliche Liebhaber von Basquine's Talent wurden festgenommen, und die Vorstellung im Innern konnte endlich vor einem unglaublichen Menschenandrang beginnen; denn dieser Zwischenfall hatte natürlich die allgemeine Neugierde verdoppelt.

Ich hatte das Gerüste noch vor Basquine verlassen, um Bamboche aufzusuchen und seine Eifersucht zu besänftigen.

In dem Augenblick, wo ich an einer kleinen Leinwandverzäunung, die uns als Foyer diente, vorbeiging, hörte ich die derbe Stimme der Mutter Major; obgleich sie leise sprechen wollte und sich zu bezwingen versuchte, drangen ihre Worte doch bis zu mir.

Ich machte sogleich Halt.

„Ich sage Dir, Du willst sie verführen, Schurke, und ich werde sie todtschlagen, diese kleine Schlange," brummte die Megäre, „ich bin Dir schon lange auf der Spur."

„Du schlägst Niemanden todt, Dicke," antwortete die gemeine und heisere Stimme des Bajazzo, dazu bist Du viel zu feige."

„Nein, todtschlagen werde ich sie nicht," versetzte die Mutter Major, „aber wenn ich huste," sagte die Mutter Major, indem sie auf diese letzten Worte einen seltsamen Nachdruck legte.

Hierauf mochte sie die Bedeutung dieser letzteren Worte durch eine ausdrucksvolle Bewegung näher angedeutet haben; denn nach einem Augenblicke Stillschweigens erwiderte der Bajazzo dieses Mal im ernsten Tone:

„Mit Husten, das laß ich gelten, aber ich biete Dir Trotz, Du wagst es um der Leute willen nicht."

Auf eine Bewegung hinter der Leinwand, wo Diejenigen, welche ich behorchte, sich befanden, schlüpfte ich fort.

Jetzt verstand ich den Wuthanfall der Mutter Major und begann für Basquine doppelt zu fürchten; mehr als Ein Mal hatte sie mich zu Hülfe gerufen, um sie gegen die Zudringlichkeiten des Bajazzo zu schützen, wobei sie mich immer, in der Angst, irgend ein Unglück zu veranlassen, bat, diese Vorfälle vor Bamboche geheim zu halten, dessen Eifersucht über die Maßen leicht aufzuregen war. Das arme Mädchen hatte also sowol die Eifersucht der Mutter Major, als den Haß des Bajazzo zu fürchten.

Ich stand auf dem Punkte, Bamboche Alles zu entdecken, aber indem ich bedachte, daß wir nach Dem, was er mir anvertraut hatte, die Truppe noch in derselben Nacht verlassen sollten, und da ich in den Worten der Mutter Major nur eine unbestimmte Drohung für die Zukunft sah — übrigens waren mir diese Worte unverständlich; denn was konnte es heißen, daß sie Basquine durch Husten tödten wollte? — hielt ich es für das Klügste zu schweigen; denn die Gefahr schien ja nicht dringend.

Ich kam bei Bamboche beinahe in demselben Augenblick mit Basquine an.

Die arme Kleine näherte sich ihm mit gefalteten Händen und feuchten Augen, ihr Gesicht drückte eine unbeschreibliche Mischung von Unterwürfigkeit, Schrecken und Zärtlichkeit aus.

„Sage ein Wort, und ich trete heute Abend nicht wieder auf," lispelte sie mit bebender Stimme.

Dann setzte sie mit entschlossenem Tone hinzu:

„Nein, siehst Du, wenn La Levrasse mich auch in Stücke hacken sollte, wenn Du mir es verbietest, so trete ich heute Abend nicht wieder auf."

„Jetzt ist mir's einerlei, jetzt hast Du nur noch mit mir, oder mit Martin oder der Mutter Major Kunststücke zu machen," antwortete Bamboche mit barscher Stimme, der er einen Ausdruck von Härte zu geben suchte, aber sein Blick und sein Gesicht verriethen die Rührung, welche Basquine's Hingebung und Entschlossenheit in ihm hervorriefen.

Um diese Rührung zu verbergen, kehrte er sich um und sagte:

„Man ruft mich!"

Und damit lief er eilig fort, aber ich hatte ihm die Thränen in die Augen treten sehen.

„Mein Gott! aber was hat er denn jetzt noch?" sagte Basquine zu mir, welche nicht wie ich Bamboche's Rührung hatte bemerken können.

„Er weint und will sich's nicht merken lassen," sagte ich zu Basquine.

„Er weint, und warum denn?" fragte sie mich.

„Weil er darüber gerührt ist, daß Du ihm versprochen hast, Dich lieber Allem auszusetzen, als heute Abend gegen seinen Willen aufzutreten."

„O siehst Du wol, siehst Du, wie gut er bei dem Allen doch ist!" rief Basquine tief bewegt.

Drittes Kapitel.

Die Menschenpyramide.

Plötzlich trat die Mutter Major in den Versammlungssaal; sie war als Wilde herausstaffirt und trug auf der Stirn ein Diadem von hohen rothen und schwarzen Federn; ihre Kleidung bestand aus einem Kaftan von getigertem Stoffe, der ein Pantherfell vorstellen sollte; dieses Kleidungsstück verbarg ihre knochigen Knie nicht, welche mit fleischfarbenem Tricot bedeckt waren. Sie sah unter der dicken Lage von Schminke, welche ihr Gesicht bedeckte, bleich aus; ihre dicken, schwarzen Augenbrauen schienen sich von

selbst zusammen zu ziehen; ihr Blick kam mir unheimlich vor.

Diese Anzeichen fielen mir um so mehr auf, da sie mit ungewöhnlicher Sanftmuth das Wort an uns richtete.

„Schnell, schnell, Kinder," sagte sie im vertraulichen Tone, „wir haben nur eben noch Zeit, uns auf das Auftreten in der menschlichen Pyramide vorzubereiten — von der Du der Obelisk sein sollst, mein kleiner Engel," sagte die Mutter Major fröhlich zu Basquine, indem sie sie beim Kinn faßte und auf die Stirn küßte.

Diese heuchlerische Liebkosung machte mich zittern.

Unverkennbar war die Gefahr, welche ich für Basquinen fürchtete, und die ich für entfernt hielt, als nahe bevorstehend zu betrachten, aber was für eine Gefahr mochte dies sein?

„Und dieser Possenreißer von Bamboche, wo ist der" — setzte die Mutter Major sanft hinzu, „er wird Schuld daran sein, wenn uns das Kunststück mislingt."

„Bamboche!" rief ich.

„Hier bin ich," antwortete mein Kamerad und kam herbeigelaufen.

Bamboche und ich, wir mußten auch an der Menschenpyramide Theil nehmen, wir wurden nach der ächtesten Ueberlieferung der Seiltänzer angekleidet, mit lachsfarbenem Tricot über den ganzen Körper, rothen, bauschigen und mit Flittern besetzten Beinkleidern, und rothen, mit Katzenfell besetzten Schuhen.

„Nun, Basquine, hinaufgeklettert," sagte die Mutter Major, indem sie den Rücken hinhielt und die Hände auf die Knie stützte.

In Einem Augenblick war Basquine das ungeheure Rückgrat wie eine Leiter hinaufgeklettert, und nachdem sie die Schultern, einen wahren Söller, erreicht hatte, stellte sie sich doch mit übereinandergeschlagenen Armen aufrecht hin, das eine Bein auf der einen, das andere auf der andern Seite. Hierauf faßte die Mutter Major uns Beide, Bamboche und mich, bei der Hand.

Eine Ecke des Zeltes ward aufgezogen, und wir traten auf diese Weise in den kleinen, kreisrunden Raum, wo unsere Vorstellungen stattfanden.

Bald bemerkte ich, daß die Mutter Major, die mich an der Hand hielt, dann und wann erzitterte, als fühlte sie eine heftigere Gemüthsbewegung. Meine Furcht für Basquine verdoppelte sich, ich erhob verstohlen die Augen zu der Megäre; ihre ungeheure Brust arbeitete unter dem Pantherfell zwei oder drei Mal so gewaltig, daß Basquine, indem sich diese Bewegung den Schultern, dem einzigen Stützpunkte des armen Kindes, mittheilte, mehre fast unmerkliche Bewegungen machen mußte, um das Gleichgewicht zu behalten.

Plötzlich fielen mir die Worte des Bajazzo: „Du kannst sie mit Husten umbringen," wieder ein.

Ich begriff Alles. —

Um das Kunststück mit der Menschenpyramide vollständig zu machen, mußten wir, ich und Bamboche, auf den Schultern der Mutter Major an Basquine's Stelle treten, während das Mädchen ihrerseits auf unsere Schultern stieg und dort mit übereinandergeschlagenen Armen aufrecht stand.

Eine heftige Bewegung der Mutter Major, die uns alle Drei trug, war also hinreichend, um den Zusammensturz der Menschenpyramide und den Fall Basquine's herbeizuführen, einen Fall von neun bis zehn Fuß, welcher tödtlich werden konnte und für ein Kind in diesem Alter jedenfalls von den schlimmsten Folgen begleitet war. Und eine solche unerwartete Erschütterung konnte die Mutter Major, ohne irgend einen Verdacht zu erregen, sehr leicht dadurch herbeiführen, daß sie einen heftigen Hustenanfall erheuchelte, der, indem er ihre gewaltige Gestalt erbeben machte, nothwendig uns alle Drei aus dem Gleichgewicht bringen mußte, das schon an sich schwer zu behaupten war.

Dieser Gedankengang leuchtete mir mit der Schnelligkeit des Blitzes ein, gerade in dem Augenblick, als die Mutter Major auf der Mitte des Schauplatzes Halt machte, und Basquine zur Erde schlüpfte, um uns zunächst ihren Platz auf den Schultern des Weiberkolosses einnehmen zu lassen.

Bamboche von meiner Besorgniß zu unterrichten, war unmöglich; wir wurden noch von der ungeheuren Rundung der Mutter Major getrennt. Ich hätte mich geradezu weigern sollen, an dem Kunststücke Theil zu nehmen, um dessen Ausführung auf diese Weise zu verhindern, aber in meiner Verwirrung und Angst kam ich nicht auf diesen Einfall; gewohnheitsmäßig kletterte ich — denn wir hatten diese Uebung sehr oft wiederholt — auf der einen Seite auf die rechte Schulter des weiblichen Herkules, während Bamboche die linke einnahm.

Die Mutter Major blieb, den Rücken leicht gekrümmt, die Arme auf die Hüften gestützt, unbeweglich wie eine steinerne Pyramide, unter unserer Doppellast unerschütterlich; kaum fühlte sie, daß wir eine sichere Stellung eingenommen hatten, so sagte sie ganz leise zu Basquine:

„Jetzt kommst Du, schnell."

Alles Dieses ging mit unglaublicher Schnelligkeit vor sich, indem diese sehr angreifenden und sehr gefährlichen Uebungen nur wenige Augenblicke dauerten.

Als ich die Schulter der Mutter Major erreicht hatte, mußte ich, ehe ich daran denken konnte, Bamboche von meiner Besorgniß zu unterrichten, vor Allem darauf bedacht sein, wie er in's Gleichgewicht zu kommen; darauf umfaßte ich mit dem linken Arme den Leib meines Kameraden, während er das Gleiche bei mir that.

Ich benutzte diesen Augenblick, der kaum eine Secunde dauerte, um Bamboche heftig zuzuflüstern:

„Achte auf Basquinen."

„Fürchte nichts," antwortete Bamboche, welcher meinte, daß ich ihn damit nur im Allgemeinen zur Vorsicht auffordern wolle.

„Nein doch," versetzte ich lebhaft, „achte auf die Mutter Major, nimm Dich in Acht!"

Bamboche hörte nicht mehr auf mich. Basquine, die sich an dem Nacken und selbst an den Hinterhaaren des weiblichen Herkules auf ihre Schultern geholfen hatte und dort einen Augenblick hinter uns stehen geblieben war, setzte gerade in dem Augenblicke, als ich zu Bamboche sprach, ihren kleinen Fuß in die Hand unseres Kameraden, die dieser in der Höhe seiner Hüfte als Fußtritt hielt; mit einem leichten Schwunge erreichte Basquine Bamboche's Schulter, auf welcher sie ihren rechten Fuß ruhen ließ, während sie sich mit dem linken auf meine Schulter stützte; jetzt kreuzte sie die Arme und grüßte die Zuhörerschaft mit einem anmuthigen Kopfnicken.

Bei diesem Kunststück, das in Bezug auf Geschicklichkeit, Anmuth und Unerschrockenheit bewundernswürdig war, erscholl unter den Zuschauern ein rasendes Beifallklatschen.

Plötzlich merkte ich an einem gewissen langsamen und immer wachsenden Aufschwellen, wenn man so sagen darf, der Schultern der Mutter Major, daß sie sich anschickte, heftig zu husten, und gerade in diesem Augenblicke nahm Basquine eine äußerst gewagte Stellung an: aufgeregt durch den Beifall, zog sie, um sich zu zeigen, den linken Fuß, mit dem sie auf Bamboche's Schulter ruhte, zurück und warf das Bein leicht nach hinten; sie ruhte jetzt also nur noch auf der Fußspitze, die meine Schulter einnahm.

Einer instinktmäßigen Regung Folge leistend — denn ich hatte nicht Zeit, das Richtige zu berechnen — beugte ich mich, in dem Augenblick, als die Mutter Major heftig hustete, plötzlich zurück, und streckte die Arme aus, Basquine, deren einziger Stützpunkt ich in dem Augenblick war, und die überdies leicht nach Vorn gebeugt stand, fiel vor mir nieder, und ich hatte das unglaubliche Glück, sie bei unserm gemeinschaftlichen Falle in der Höhe der Schultern der Mutter Major mit den Armen aufzufangen, und auf diese Weise, mit Basquine in meinen Armen, mit den Füßen zuerst den Boden zu erreichen.

Bei diesen unerwarteten Bewegungen verlor auch Bamboche das Gleichgewicht, aber für ihn, wie für mich, hatte der Sprung von den Schultern der Mutter Major nichts Gefährliches; er führte ihn gewandt aus.

Wir waren alle Drei auf die Füße gekommen. Die Zuschauerschaft meinte, daß dies das beabsichtigte Ende des Kunststücks sei, und brach in ein wüthendes Beifallklatschen aus, während ich Basquinen, die ganz verdutzt war, in meinen Armen wegtrug und Bamboche zuflüsterte:

„Komm, komm."

Und so verschwanden wir alle Drei hinter der Leinwand und ließen die Mutter Major mitten in ihrem erheuchelten Hustenanfall in solcher Verwirrung über diese Wendung der Sache, welche ihren schändlichen Anschlag vereitelte, zurück, daß sie einige Augenblicke wie versteinert, mit offenem Maule, in ihrer Karyatidenstellung verharrte — was ihr einiges Zischen und Pfeifen von Seiten der Zuschauer zuzog.

Um ihr keine Zeit zu lassen, zu sich zu kommen, sagte ich sogleich zu dem Vorsteher der Fechtschulen in St. Petersburg, Cantebeck u. s. w., welcher auf den Augenblick harrte, wo er dem weiblichen Herkules zu Leibe gehen könnte:

„Die Anordnung der Vorstellung ist verändert, Ihr kommt jetzt an die Reihe. Schnell, die Mutter Major wartet schon."

Ich suchte mir auf diese Weise einen freien Augenblick zu verschaffen, um Bamboche und Basquine die Gefahr mitzutheilen, von welcher die Letztere bedroht gewesen war.

Wie ich vorausgesehen hatte, beeilte sich der Fechtmeister, auf dem Kampfplatz zu erscheinen, wo er achtungsvoll vor der Mutter Major Parade machte, um sie höflich aufzufordern, den Anfang zu machen. —

Dieser Fechtmeister war ein kleiner, dürrer, magerer, schlanker und gewandter Graukopf, der auf anzügliche Weise in seine Fechtjacke und ein Beinkleid von weißem Tricot gekleidet war, auf welchem seine schönen Sandalen von rothem Saffian prächtig abstachen. Gewiß konnte dieser würdige Mann sich nicht rühmen, den berühmten Bertrand zum Lehrer gehabt zu haben, der, wie ich von einem meiner Lehrer habe sagen hören, die Anmuth und das Edle der akademischen Schule mit den glänzendsten Phantasiestücken der neuern Fechtkunst zu vereinigen weiß; der, was sehr selten ist, dem Eisen eine neue Macht mittheilt, indem er Ueberlegung, Berechnung und Gedanken in dasselbe hineinzulegen wußte. Gleichwol hatte der kleine Fechtmeister, als er sich der Mutter Major gegenüber stellte, Anmuth und Festigkeit genug gezeigt; aber die Megäre, welche rasend darüber war, daß Basquine ihrem Hasse entgangen, und sich freute, ihre Wuth an irgend Jemand auslassen zu können, ergriff die Maske, den Handschuh, die Binde und das Rapier, die auf einem Tische bereit lagen, und fing an, dem unglücklichen kleinen Fechtmeister mit der Wuth eines Orkans zuzusetzen, indem sie unaufhörlich, ohne zu warten, die Stöße wiederholte und ihm mit so rasendem Eifer zu Leibe ging, daß sie, nachdem sie ihr Rapier auf der Brust desselben abgebrochen, und sich also entwaffnet sah, in ihrer blinden Wuth mit ihren ungeheuren Fäusten zu fechten fortfuhr, so daß die Fechtübung zuletzt in einen Faustkampf ausartete.

Mit großer Mühe und unter verdoppeltem Gelächter der Menge entriß man den kleinen Fechtmeister, jämmerlich zugerichtet, den schrecklichen Händen der Mutter Major; die Vorstellung hatte ihren Verfolg ohne weiteres Hinderniß und schloß mit der Ausstellung des Wassermenschen.

Leonidas Hay machte seine Sachen vortrefflich: er verzehrte einen schönen, lebendigen Aal, einen zweipfündigen Hecht und ein Dutzend hüpfender Gründlinge, nachdem er in seinem Behälter, vermöge seiner schönen, blauen Flossfedern mit Springfedern, die künstlich an ein Schuppenleibchen von Weißblech angenäht und von fern gesehen, bei dem rauchigen Licht unserer Lampen, hinlänglich täuschend aussahen, Wunder gethan hatte. Außerdem hatte Leonidas seinen Kopf mit einer engen Mütze von bläulichem gefirnißten Taffet bedeckt, an deren Seite auf geschickte Weise Ohren von Wachsleinwand angebracht waren, was ihm das seltsamste Aussehen gab, das man sich denken kann.

Ein einziger Zwischenfall war nahe daran, die herrliche Täuschung zu stören; aber glücklicherweise war der Wassermensch, da ihm schon einmal etwas Aehnliches begegnet, auf einen solchen Fall gefaßt und eingerichtet.

Leonidas Hay hatte, zu allgemeinem Ergötzen, seinen letzten rohen Gründling verschlungen und schien seine Freude, so sehr nach seinem Geschmack gespeist zu sein, dadurch zu zeigen, daß er lustig in seinem Behälter herumplätscherte und mit den Flossen fächelte, wie ein Vogel, der mit den Flügeln schlägt, als ein eben so unbescheidener wie zweifelsüchtiger Zuschauer auftrat und laut sagte:

„Ich bezahle sechs Sous, wenn ich die Flossen des Herrn in der Nähe betrachten darf."

Diese gefährliche Aeußerung von Unglauben fand unglücklicherweise Anklang, und eine ziemliche Anzahl von Zuschauern stand auf und riefen:

„Wir auch, wir auch — wir geben auch zehn Sous, wenn wir an das Becken hinantreten dürfen.“

„Und die Flossen des Wassermenschen berühren dürfen,“ setzte ein eingefleischter Zweifler hinzu.

La Levrasse fürchtete ein gewaltsames Eindringen von Seiten dieser unbescheidenen Neugierigen und gab den beiden Gensdarmen, welche die Vorstellung beaufsichtigten, ein Zeichen. Nachdem er sich ihres Beistandes versichert, sagte er zu den Zuschauern:

„Vor allen Dingen stelle ich den Wassermenschen unter den Schutz der bewaffneten Macht und des Gesetzes; denn es steht auf keine Weise in meinem Anschlage, daß man sich dem Wassermenschen soll nähern dürfen, und noch weniger, daß es gestattet sein soll, seine Flossen zu berühren.“

Und da diese Einwendung mit ironischem Gelächter aufgenommen wurde, setzte La Levrasse würdevoll hinzu:

„Gleichwol, um der ehrenwerthen Versammlung zu zeigen, daß mein Wunderthier auch von der sorgfältigsten Untersuchung, von der in's Kleinste gehenden Prüfung nichts zu fürchten hat, nehme ich den Vorschlag der geehrten Zuschauer an, aber unter einer Bedingung.“

„Ha ha, seht Ihr, er stellt Bedingungen!“ riefen die Zweifler.

„Ja, meine Herren, ich stelle eine Bedingung,“ versetzte La Levrasse, „aber eine sehr einfache Bedingung — nämlich, daß höchstens vier Personen, welche die ehrenwerthe Gesellschaft erwählen mag, sich dem Wassermenschen nähern dürfen.“

„Warum nur vier Personen?“ rief man.

La Levrasse schlug verschämt die Augen nieder und sprach:

„Meine Herren, das Wundergeschöpf existirt als Wassermensch im Wasser ganz in puris, ohne einen Schatten von Bekleidung, aber diese Gewohnheit hindert nicht, daß der Wassermensch ein Schamgefühl besitzt — ich versichere Ihnen — außerordentlich! Gewiß eine lobenswerthe Eigenschaft, und die ihm sehr zur Ehre gereicht; aber er ist in diesem Punkte so empfindlich, daß ich nicht dafür einstehe, daß nicht schon die Gegenwart der vier ehrenwerthen Zuschauer, welche mein Wundergeschöpf, so zu sagen, bis auf den Boden des Troges untersuchen wollen, dieses so eben genannte lobenswerthe Schamgefühl merklich verletzen wird.“

Ein klägliches Aechzen des Wassermenschen schien die Worte La Levrasse's zu bestätigen, aber dieser wandte sich an Leonidas Hay und versetzte mit ernstem und bewegten Tone, als wolle er ihn auf eine schmerzliche Prüfung vorbereiten:

„Hilft nichts, mein Junge, was es uns auch kosten mag, wir müssen uns der Untersuchung von Seiten der Zuschauerschaft unterwerfen; unser Trog muß von Glas sein, damit Deine wundergeschöpfliche Rechtschaffenheit nicht verdächtigt werden kann. Bequem Dich also, Freund, und bezwinge Dein Schamgefühl noch ein Mal.“

Auf diese Worte erfolgte ein neues schmerzliches Aechzen des Leonidas, der sich bis über die Ohren in den Trog verbarg und gänzlich verschwand.

„Beruhigen Sie sich, meine Herren,“ sagte La Levrasse mit sachverständiger Miene zu der Zuschauerschaft, welche besorgt zu werden anfing, „er wird gleich wieder auf der Oberfläche des Wassers erscheinen, um frische Luft zu schöpfen, wie der Wallfisch und andere Balänen thun.“

Hierauf wandte er sich zu dem Gensdarmen: „Lassen Sie vier Personen herantreten. Aber ich muß Ihnen im Voraus ankündigen, daß ich die Erlaubniß, welche ich gegeben habe, zurücknehme, wenn diese ehrenwerthen Herren darauf bestehen, ein Recht, welches ich die Ehre habe, ihnen unentgeltlich einzuräumen, mit sechs Sous bezahlen zu wollen.“

Man kann sich nicht anständiger benehmen, als La Levrasse in diesem Falle that.

In dem Augenblicke, als der Wassermensch wieder auf der Oberfläche des Wassers erschien, traten die vier Auserwählten hinzu und schickten sich an, die geheimnißvollen Tiefen des Fischbehälters mit gierigem Auge zu durchforschen. Aber La Levrasse fand es nöthig, mit feierlicher Miene zu sagen: „Erinnern Sie sich wohl, meine Herren, daß ich Ihnen vorher gesagt habe, daß der Wassermensch ein außerordentlich empfindliches Schamgefühl besitzt.“

„Was geht das uns an?“ erwiderte einer der Neugierigen.

„Ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen,“ antwortete La Levrasse kurz. „Jetzt, meine Herren, sind Sie gewarnt, befriedigen Sie Ihre Neugierde, da Sie es so wollen.“

„Als diese vier Narren und Neugierigen sich meinem Kasten näherten,“ sagte der Wassermensch zu mir, als er mir diesen Auftritt erzählte, „that ich außerordentlich verschämt und plätscherte in meinem Becken herum wie eine Nymphe, welche von einem Flußgott geplagt wird, aber in dem Augenblick, wo die vier Neugierigen, sich auf die Ränder der Kiste stützend, die Augen aufrissen, um besser zu sehen, machte ich eine leichte Bewegung und plötzlich ward das Wasser, das bis dahin ganz klar gewesen war, schwarz wie Dinte, und außerdem stieg aus demselben ein so fürchterlich stinkender Schwefelgeruch auf, daß meine vier Naseweise, aus Furcht zu ersticken, zurückfuhren und sich mit zugehaltener Nase verabschiedeten; indem sie einer den andern ansahen, während La Levrasse ausrief:

„Es ist das Schamgefühl, meine Herren, ich hatt's Ihnen ja gesagt, es ist das beleidigte Schamgefühl; denn wie der Tintenfisch die Gabe hat, wenn er vor dem Hay fliehet, sich mit einer schwarzen Flüssigkeit zu umgeben, welche das Wasser trübt und die Verfolgung seines Feindes hemmt, so hat der Wassermensch, um den Blicken, welche sein Schamgefühl zu lebhaft verletzen, zu entfliehen, die Gabe, sich mit einer Wolke zu umgeben, welche —“

La Levrasse hatte nicht Zeit, sich weiter über die Eigenthümlichkeiten meiner Wolke auszulassen; denn der Geruch von zwanzig Bädern von Barége wäre Rosen und Jasmin gewesen gegen denjenigen, welchen mein Fischbehälter aushauchte; ich erstickte selbst beinahe davon, aber ich hatte die Genugthuung, zu bemerken, daß sämmtliche Zuschauer auf die Thür zustürzten, ohne noch etwas Weiteres zu begehren, arg bestraft dafür, daß sie es sich hatten einfallen lassen, meine Flossen durch das Auge von vier Beauftragten zu genau prüfen zu wollen. Ich brauche Dir nicht zu sagen, lieber Martin, daß ich, da ich den verzweifelten Fall eintreten sah, mich in meine Wolke einhüllen zu müssen, um der gefährlichen Neugierde zu entgehen, mittelst eines Nagels eine große Blase, die am Boden meiner Kufe befestigt und mit verdünnten Kienruß und einer starken Dosis Schwefelwasserstoffgas und anderer stinkender Materien gefüllt war, durchstach. Die siegreiche Erfindung dieser Blase voll verpestender Wolken ward mir zu Theil in Folge der Verlegenheit, in der ich mich einmal vor einem Neugierigen von ähnlichem Kaliber, wie die vier heutigen, gegenüber befand: um mich von ihm zu befreien, hatte ich so gewaltsam im Wasser mit Armen und Beinen um mich geschlagen, daß er jedes Mal, wenn er sich der Kufe näherte, geblendet und durchnäßt wurde. Auf diese Weise kam ich glücklich davon, aber die Blase thut viel bessere Dienste, ohne in Anschlag zu bringen, daß diese gleich die ganze Versammlung auseinander jagt, und daß nach der Vorstellung keine Nachzügler zurückbleiben und um meinen Trog herum schleichen und mir aufzulauern suchen.

— — — — — — — — — — — — —

Um neun Uhr Abends, als die letzten Lampen in unserer Bude ausgelöscht waren, schickten wir uns zum Abendessen an.

Bamboche, welcher sich, wie es schien absichtlich, fern von mir gehalten hatte, flüsterte mir hastig zu:

„Alles geht gut, wir brennen diese Nacht durch.“

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Stammgast-Geschichten.

Von G. Kellner.

Stammgäste sind ein eigner Menschenschlag. Es gibt davon im lieben Vaterlande zwei Classen, junge und alte. Die erstern trinken viel und singen noch mehr; die alten dagegen trinken Tag für Tag ein und dasselbe geringe Quantum und kommen selten aus der gewohnten Ruhe. Sie bringen die meiste Zeit ihres Zusammenseins mit Erzählungen aus der Vergangenheit hin, und ihre Geschichten sind wahre gothische Gebäude, was nämlich die Detaillirung der Ausführung betrifft und die vielen Schnörkel, Ecken und Thürmchen, die sie auf den eigentlichen Stamm ihrer Historien propfen; freilich ist der Kern und die Pointe der Sache gewöhnlich gleich Null. Solche alte Stammgäste, die irgend ein Wirthshaus alle Abend vereinigt, kennen sich nur dort; sie kennen durch die Erzählungen eines Jeden dessen Familienverhältnisse, seine ganze Lebensgeschichte, seine Tugenden und Schwächen; aber außerhalb der Gaststube kommen sie selten oder nie zusammen, und gewöhnlich thun sie bei einer solchen Gelegenheit gänzlich fremd und unbekannt. Zu ihren Eigenheiten gehört endlich noch, daß sie zur bestimmten Stunde im Wirthshaus erscheinen und ebenso Abend für Abend mit demselben Glockenschlag aufbrechen. Wetter und Wind halten sie selten ab von diesem Thun.

Es schlägt sechs Uhr auf den Thürmen der Stadt. Der Sturm trägt die dumpfen Klänge bis zu dem einsamen Wirthshaus. — In der Wirthsstube prasselt lustig das Feuer im großen Ofen; draußen aber treibt der Wind sein Spiel, recht wie ein ausgelassener Bube: jagt Wolken von Schneegestöber durch die Nacht, rasselt mit den Wetterfahnen auf dem alten Hause, wirft Thüren auf und zu und pfeift durch Gänge und Hausflur.

Klingelnd öffnet sich die Hausthür; es erhebt sich ein Gestampfe, und zwei beschneite Gestalten treten in das Zimmer. Schweigend werden sie von der dicken Wirthsfrau und ihrer niedlichen Tochter empfangen.

Der Erste, welcher hereinkeucht, ist der alte Vetter Kleister; der Aller-Welt-Vetter; er ist Junggeselle, hat Vermögen, und alle Welt will mit ihm Vetter sein. Er steht sich dabei vortrefflich: heute speist er hier, morgen da; heute schicken ihm die N.'s ein gebratenes Hähnchen, morgen die P.'s ein dito Täubchen. Er hat sich in ein enges Mäntelchen gehüllt, das er in die Höh' genommen, wie Weiber ihre Röcke aufheben, wenn sie durch einen Bach waten; auch seine Beinkleider sind aufgewickelt. Nachdem ihm Käthchen das Mäntelchen abgenommen, läuft er mit kleinen Schritten unter einem trockuen Husten in der Stube umher, im Laufen mit dem Taschentuch die letzten Schneespuren von Kleidern und Stiefeln wehend. — Der Andere, der taube Calculator, welcher in einem langen Oberrocke einhersegelt, wärmt sich inzwischen am Ofen und strampelt mit den Füßen vor Frost. Da fährt wüthend der Spitz hervor, und der Calculator prallt vor Entsetzen sprachlos zurück. Dann bricht er in eine Fluth von Schimpfworten aus und von Flüchen, indem er die Spitze seines Stiefels betrachtet. Der Vetter Kleister half ihm bei diesem wichtigen Geschäft, und nachdem sie keine Merkmale der Hundezähne entdeckt, ließen sie sich nieder und nahmen Prisen. Eben wollte der Vetter Kleister sich mit allen Sinnen dem wohlthätigen Genuß des Niesens hingeben, als die Stubenthür sich öffnete; er er-

scheak, und ein schmerzlicher Zug um die hängenden Lippen klagte über das Unglück, die heilsame Erschütterung zurückgeschreckt zu sehn.

Hereingetreten waren der Meister Piper, ein untersetzter, ältlicher Mann, mit einem muntern Gesicht und klugen, verschmitzten Augen, und der Färber Daniel, ein langer, tappiger Geselle. Nachdem Beide Platz genommen, und der taube Calculator sein Hundeunglück zur großen Freude Daniel's erzählt, nahm Kleister das Wort und schrie mit krähender Stimme über den Tisch dem Tauben in die Ohren, von häufigem Husten unterbrochen.

I.

Vetter Kleister als Storch oder Vetter Kleister im Kamin.

„Hören Sie 'mal, Calculator, da fällt mir eine Geschichte ein, die mir passirt ist. Da war auch so'n verfluchter Hund im Spiel, der allein Schuld ist, daß ich ein Junggeselle geblieben bin. — Hören Sie 'mal zu! — Ich war damals meine 32 Jahr alt, und meine Freunde sprachen zu mir alle Tage, Du mußt heirathen. Das leuchtete mir ein. Aber wen sollt' ich heirathen? Ich konnte schon einige Ansprüche machen; denn ich war nicht gerade häßlich und hatte mir Was zurückgelegt. War eine gute Zeit das, die französische! Lieber Gott, wer läßt sich jetzt noch frisiren und tupiren? Da war mir denn die Eine zu alt, die Andere zu arm, die Dritte zu häßlich. — Da geschah's, daß mein Gevatter Dilling, selig, Hochzeit machte, mein guter Freund, mit des Gerbers Lieschen, der ich immer die Cour gemacht hatte — hier schmunzelte der Vetter und schlürfte einen Schluck Bier — denen mußt Du einen lustigen Spaß bereiten auf ihren Ehrentag, sagt' ich. — Ich setzte mich also hin und kleisterte von Pappe einen Storchhals mit Kopf und Schnabel und einen großen Vogelleib, den ich mit Federn beklebte. Dann macht' ich auch ein paar Verse, wozu ich immer ein eignes Genie gehabt habe. Aber wißt Ihr auch, warum ich mir so viel Mühe gab? Zur Hochzeit war ein schönes Bäschen aus Friedberg gekommen, reicher Leute Kind, auf das ich so meine Absichten hatte. Ihr wollt' ich nun recht klug und witzig erscheinen, und zugleich wollt' ich einen jungen Burschen, der ihr den Hof machte, bei ihr durch mein Genie ausstechen. Bald war Alles vollendet, ich sah gräßlich aus in der Vogelmaske; ich wollte mich drum auf's Feinste schmücken, damit, wenn ich die Mummerei plötzlich abwürfe, durch meinen Glanz das Herz meiner Schönen ganz bestochen würde.

Die Hochzeit kam. Ich kleidete mich auf das Geschmackvollste, weißseidne Strümpfe und Hosen, weiße Atlasweste und einen hellbraunen Frack mit goldnen Knöpfen, Alles nagelneu; zwei Wochen lang hatt' ich alle Kunstapparate, als da sind Papilloten, Brenneisen, Zangen u. s. w., angewandt, um die göttlichste Frisur auf meinem Haupte zu erzielen, die jemals gesehen worden; himmlische Rosenpomade hatt' ich eigens zu diesem Zweck erfunden; ich nannte sie nach mir „pomade de Kleister" — späterhin aber, als mir das Andenken an die ganze Geschichte schauderhaft war, gab ich ihr den Namen „pomade de Napoleon" und verdiente damit etwas Erkleckliches.

Als ich mit meinem Staat fertig war und eben mit den seidenen Beinen in die weiten, rothen Storchstiefel fahren wollte — denn ich mußte mich beeilen, wenn ich das Brautpaar vor Tafel überraschen wollte — trat der Diener des Präfecten in mein Zimmer, um mich zu seinem Herrn zu rufen. Eiligst folg' ich ihm, nur um desto schneller zurück zu sein. Im vollen Ornat renn ich über die Straße; aber als ich eben an die Hausthür des Präfecten herantreten will, hör' ich ein Geknurre; es war nämlich stichdunkel und Nichts zu sehen. Das war des Präfecten große Dogge, der Kato, ein verdammter Hund; immer bei der Hand mit Schnüffeln und Knurren und Zähnefletschen; auf mich vorab schien er eine gewisse Pique zu haben. Was war zu machen? Sollt' ich umkehren? Ich blieb in einiger Entfernung stehen und rathschlagte darüber mit mir selbst. O, wär' ich doch der Stimme meines guten Genius gefolgt! — Hoffart und Eitelkeit, mich von einem Hund nicht in Ausübung meiner Kunst hindern zu lassen, trieben mich in's Verderben. — Ich faßte mir ein rechtes Herz und rief den Präfecten, in dessen Zimmer ich Licht sah, und als er aus dem Fenster schaute, bat ich ihn flehentlich, den Bullen von der Thür zu entfernen, wenn ich herein kommen solle. Lachend öffnet der Präfect die Hausthür, ruft den Hund zu sich herein, mich hinterher und führt mich in sein Zimmer. Die Frisur war bald vollendet.

Als ich mein Arbeitszeug einstecke, schnobert's mit einem Male an der Thüre. Ich zögere und zögere. Der Präfect lächelt, verläßt das Zimmer, und als er zurückkehrt, sagt er: „So, Meister, der Kato steckt in der Küche." — Voll Freude eil' ich jetzt die Treppe hinunter, nur die nächste Zukunft vor Augen; aber böse Geister verwirren meine Sinne — ich gerathe an die Küchenthüre statt an die Hausthüre, und als ich öffne, um der Höllengrube Valet zu sagen, stürzt der Teufel selber mir entgegen; ein gräuliches Wesen springt an mir in die Höhe und legt seine Tatzen auf meine Schultern. An seinem Schnauben erkenne ich es und an seinem gräßlichen Gestöhn — es war der Kato!

Der Kato war's! Schrecken rieselte mir durch Mark und Bein. Ich wollte rufen; meine Kehle war zu. Der heiße Athem der Bestie schnob um meine Backen; jeden Augenblick glaubt' ich die Zähne, diese schrecklichen, in meiner Gurgel zu fühlen. Ich glaube, ich habe gebetet, ein Stoßgebetlein in diesen Nöthen. Dann wollt' ich mich niederwerfen und mich todt stellen und so mich retten. Aber ich gedachte meiner seidnen Hosen und meiner Geliebten. Da überkam mich plötzlich ein Löwenmuth. Du mußt retiriren, dacht' ich. Und ich retirirte. Ich retirirte wie der große General Moreau, schlau und tapfer zugleich. Ich zog mich Schrittchen vor Schrittchen nach der Gegend der Hausthür, langte mein Brenneisen aus der Tasche und faßte es fest und sicher. Das grausige Hundsvieh war in derselben Stellung, die Tatzen auf meinen Schultern, auf den Hinterfüßen nachlappend, mir gefolgt; recht als ob es Verstand hätte, das Unthier. Es waren schreckliche zehn Minuten, diese Retirade, den Tod vor Augen. Furchtbare Augenblicke, die wie Stunden sich dehnten, die ich meinem ärgsten Feinde nicht wünsche. Endlich bin ich an der Thür; ich öffne leise, stoße den Hund mit dem Eisen vor die Stirn, daß er heulend zurücktaumelt, reiße die Thüre auf — stoße mich dermaßen vor's Haupt, daß ich kaum Besinnung genug behalte, um zu erkennen, daß ich vor einem Kamin stehe. Der Hund hinter mir rafft sich auf mit Gebrüll, und ich — in's Kamin und die Thüre hinter mir zu. Es war meine einzige Rettung. Da saß ich nun auf einem Haufen Asche, die in dichten Wolken um mich emporwirbelte. Ich saß, dünkte es mir, auf den Trümmern meines Glückes, im Loche der Verzweiflung, vor dem das wüthende Schicksal stand, gierig lechzend nach meinem Blut und Leben. Ich fühlte mich grenzenlos elend und konnte meinen Thränen nicht mehr gebieten."

Daniel unterbrach ihn mit einem lauten Gelächter, und auch die beiden Andern konnten nicht ganz ihre Lachlust beherrschen.

„Ja lacht nur!" sagte der alte Vetter. „Mir war's nicht darum. Endlich kam mir denn doch meine Klugheit wieder. Jetzt konnt' ich ungefährdet um Hülfe rufen. Ich schrie, so laut ich konnte; das Ungeheuer erhob zugleich ein gräßliches Geheul, indem es an der Kaminthüre kratzte und schnoberte. Durch diesen gemeinschaftlichen Spektakel wurde endlich der Präfect herbeigerufen. An seinem Gelächter, mit dem er mich beim Herauskriechen aus dem verfluchten Loche empfing, merkte ich erst die Größe meines Unglücks. Meine sandern Kleidungsstücke waren grau in grau, meine Hände kohlschwarz. Voll bitterer Schmerzen sprech' ich zu dem Präfecten, der mich beleuchtete, indem er zugleich den Hund zurückhielt: Herr Präfect, sprech' ich, durch Dero Hund ist mir dies Malheur arriviret; ich könnt' Sie verklagen auf Schadenersatz. Doch es wird nicht geschehen, fügte ich mit Wehmuth hinzu; denn den eigentlichen Schaden, den hier — und ich deutete auf mein Herz — können wir Ew. Hochwohlgeboren nicht ersetzen.

Und fort stürzte ich auf mein Zimmer. Dort macht' ich dem gepreßten Herzen durch Fluchen und Weinen Luft, indem ich mich auf meinem Bett wälzte in wüthender Pein. Alles war ja nun verloren, mein ganzer Plan, mein Glück und meine Liebe!

Plötzlich ging meine Thür auf, und herein trat Wilhelm, der Kürschner; das war eben der leidige Courmacher, den ich hatte ausstechen wollen, ein Kerl, der's hinter den Ohren hatte. Ich verkroch mich in die Bettkissen vor Schreck und Scham. „Kleister!" rief er. „Hier!" antworte ich. Und ohne Weiteres packte er mich an den Beinen und zog mich aus dem Bette, daß eine Aschenwolke emporflog. „Potz Teufel, welche Geschichten! Wo bleibt Ihr? Was soll das heißen?" rief er. Durch vieles Bitten bracht' er mich endlich zum Erzählen meines Abenteuers und zum Aufstehen. Ja, er überredete mich sogar, den Storchornat anzuziehen und schnell mitzugehen; nachher könne ich mich reinigen und putzen, um noch beim Tanz zu sein. Ich glaubte ihm sogar in meiner Eitelkeit, daß die Friedbergerin schon oftmals nach mir gefragt habe. O, daß ich ihm folgte, dem Betrüger!

Ich war wie mit Blindheit geschlagen, daß ich meinem Nebenbuhler so vertraute. Wir gingen in das Gasthaus zur Krone; Wilhelm öffnete mir die Thür des kleinen Saals, und ein lautes Ah! empfing mich.

Ist mir doch, als ob's gestern gewesen wäre. — Ich seh' sie noch sitzen an den langen Tafeln, auf denen die großen Blumensträuße und die schönen Schöpskeulen standen; ich seh' Braut und Bräutigam oben an, unter dem großen Spiegel, und vor ihnen die große, himmelhohe Zuckertortenpyramide, auf der Amor zu sehen war, der Gott der Liebe, der ein rothes Herz mit seinem Pfeil durchbohrte; ich seh' noch immer die schöne Friedbergerin neben ihnen, die Brautjungfer.

„Ah!" machte Alles. Diese Bewunderung gab mir einen rechten Muth. Ich klapperte mit einer Klapper unter den Fittigen, bewegte den Schnabel, in dem ich ein Wickelkind von Holz trug, das mit einer wirklichen Wickelschnur umwunden war. Mit langen Storchenschritten ging ich durch's Zimmer auf das Brautpaar zu und schlug mit den Flügeln, die ich mittelst der Arme regierte. Das war ein Gelächter und Bravo, daß der Saal bebte. Als ich vor dem Brautpaar stand, sprach ich folgende Verse:

Ich bin der Storch, der Klapperstorch,
Der auf dem Schornstein steht,
Auf'm rechten Beine, wenn der Ost,
Auf'm linken, wenn Westwind weht.

Ich klappre klipp und kappre klapp
Und dreh' mich mit dem Wind
Und werfe in den Schlot hinab
Auf Einmal — Pardauz! — ein Kind.

Vom lieben Gotte bin ich bestellt,
Ich flieg' zum Schröckerbrunnen tief;
Mit langem Schnabel hol' ich zur Welt
Manch Kindlein klein, das unten schlief.

Jetzt bring' ich Windeln und Wickelschnur,
Weil ich von Eurer Hochzeit hört',
Und Hemdchen, Strümpfchen, Mützchen klein;
Das Kind wird baldigst auch beschert!

Unter allgemeinem Jubel nahm ich jetzt aus meinen rothen Stiefeln die Sächelchen, welche befreundete Frauen als Hochzeitsgeschenke verfertigt hatten, und warf sie auf den Tisch vor die Braut und klapperte dazu. Und je mehr die Braut erröthete, je verlegner sie wurde, desto größer war der Jubel *). Dann sprach ich:

Einstweilen aber bring ich stolz
Dies Wickelkindlein von Eichenholz,
Daß d'ran die junge Frau übe sich
Im Wickeln und Wiegen mütterlich. —

Und ich ließ das Holzkind auf den Schooß der Braut fallen, und hinterdrein eine ganze Schaar von Zuckerwickelkindern. Ein furchtbares Gelächter erhob sich jetzt. Und ich meine, der Schlag rührt mich, als ich bemerke, daß ich die ganze Bescheerung, anstatt der Braut, der Friedbergerin in den Schooß geworfen. — Ich sah ihre Verlegenheit, ihre zürnenden Blicke. Das Gelächter wird größer; sie fängt an zu weinen. Ich will fort. Man hält mich fest und reißt an meinem Costüm. Ich bitte um tausend Gotteswillen, mich gehen zu lassen. Vergebens! Die Rotte Korah, den Wilhelm an der Spitze, den Verräther, zog mir zuerst die Stiefeln aus; sie jauchzten beim Anblick meiner schmutzigen Waden. Nun reißen sie mir den Kopf ab. Ein unauslöschliches Gelächter bricht los. Einige ahmen das Hundegebell nach, Andere rufen: „Vetter Kleister, der Kato kommt! in's Kamin! in's Kamin!" — Alles war verrathen von dem Schurken. Ich werfe einen schnellen Blick um mich, und — o Entsetzen! die Friedbergerin steht auf einem Stuhl an der Wand, ihre Thränen sind getrocknet — sie schaut zu mir herüber und lacht herzlich. Einen zweiten Blick werf' ich in den Spiegel, und — o Him-

*) Dieser hier mitgetheilte eigenthümliche Hochzeitsscherz ist noch immer in vielen altschlesischen Städten Sitte, wenn eine Hochzeit nach ächter alter Weise gefeiert werden soll.

mel! mein Gesicht ist rabenschwarz, glänzend von Schweiß und Ruß.

Einen Schrei der Verzweiflung ausstoßen und zur Thür hinaus, war ein Moment! — Zu Haus schloß ich mich ein und überließ mich der Heftigkeit meiner Schmerzen. Vergebens klopften sie an meine Thür. Die nächstfolgenden Tage wagt' ich kaum auszugehen; in jedem Gruß, in jedem Blick glaubt' ich Hohn und Spott enthalten. Das Wort „Kamin" war mir lange Zeit unerträglich; zu dem Präfecten ging ich nie wieder. Die schöne Friedbergerin hab' ich keinmals hernach gesehen. Sie heirathete bald danach, aber nicht den Wilhelm. Nun ist sie ein altes Mütterchen, und ihre drei Buben sind schon alte Kerle und haben auch schon ein Dutzend Würmerchen umherlaufen."

Der Vetter erstickte einen leisen, kaum vernehmbaren Seufzer in einem Schluck und durch ein heiseres Lachen. „Aber der Guckuck soll mich holen!" sagte er, „wenn das Käthchen heirathet, bin ich im Stande und mache in meinen alten Tagen nochmals den Storch."

Die Männer lachten.

Käthchen aber entgegnete schnippisch, solche plumpe Witze müsse sie sich bei ihrer Hochzeit verbitten.

„Ja, ja!" sagte Vetter Kleister, „so ist die junge Welt jetzt; Alles soll zart und geistreich sein, die guten alten Sitten verachtet sie."

Der taube Calculator hatte schon zehn Mal gefragt, sich von Einem zum Andern wendend: „Wie? — Was? — Was gibt's denn? — He! — Wie?" —

Daniel schrie: „Ich fing eben eine Geschichte an von einem Manne, der etwas taub ist."

Der Calculator blickte ihn grimmig an und murmelte unverständlich vor sich hin.

Daniel aber ließ sich nicht irren und seinen Nachbarn zuschmunzelnd hub er an.

G. Kellner.

(Fortsetzung folgt.)

Friedliche Lieder.

1.

Was fragt die Welt nach Deinen Schmerzen,
Die laute Welt versteht Dich nicht;
Sie kümmert's nicht, ob Deinem Herzen
Des Wohlklangs holde Saite bricht.

Du darfst ihr Dein Gefühl nicht zeigen;
Denn ihre Antwort ist nur Spott.
Du mußt verlassen gehn und schweigen
Und einsam dienen Deinem Gott.

Laß Dich nicht bei der Menge finden,
Sei selbst Dir treu und hadre nicht.
Des Lebens dichte Nebel schwinden,
Und all' das Dunkel strömt in's Licht.

2.

O strebe nimmer fest zu halten,
Was leichten Wechsels Ursprung ist,
Und suche so Dich zu gestalten,
Daß Du Dir selbst ein Fremder bist.

Dich aus Dir selbst hinaus zu heben,
Daß Du auf Dich herniederschaust,
Erwägend, wie das kurze Leben
Mit tollen Stürmen Dich umbraust.

Dann stehst Du still bei allen Schauern,
Des Gleichmuths Wellen wiegen Dich,
Dich faßt ein inniges Bedauern,
Ein Mitleid um Dein eigen Ich.

Du siehst, wie schwach, wie unzulänglich
Dein Muth und auch Dein Unmuth bleibt,
Wie jener Geist Dich unvergänglich
Auf wirrem Pfad zum Ziele treibt.

3.

Wer sich von liebgewohnten Dingen
Mit unverletzter Seele reißt,
Der wird das Herrlichste vollbringen,
Was je erschuf der Menschengeist.

Dem ist die schwere Kunst gegeben,
Daß er nicht nach dem Wandel fragt,
Und stehend über diesem Leben
Den Gang der Tage sicher wägt.

Ihn schreckt kein ängstliches Verzagen,
Und das Befremden bleibt ihm fern,
Er weiß, daß Alles zu ertragen,
Und drum erträgt er Alles gern.

Die Gottheit goß aus goldner Schale
Den Gleichmuth in sein reges Blut
Und schuf ihn so zum heil'gen Grabe,
In dem ihr ew'ger Wille ruht.

4.

Das größte Leid ist zu ertragen,
Wenn in des Unglücks langen Tagen
Du noch zur Hoffnung Zeit gewinnst
Und, was das Wetter Dir zerschlagen,
Auf's neu mit muntrem Geist beginnst.

Die Tage gehn, die Tage kommen,
Und endlich war zu Deinem Frommen,
Was jetzt Dein junges Blut empört;
Die karge Flamme ist verglommen,
Und alles Weh' hat aufgehört!

Gefalle Dir nicht als Verzager,
Entreiße Dich dem trägen Lager,
Wo Dich des Mismuths Netz umzieht.
Es ist der Schmerz ein läst'ger Frager,
Gib kein Gehör ihm — und er flieht!

5.

Nichts wird Dir all Dein Sorgen frommen,
Das nur das Trübe trüber macht,
Was kommen soll, wird sicher kommen,
Wie nach dem Tage folgt die Nacht.

Du scheuchst es nicht durch stetes Grübeln,
Das Deinen besten Muth erschlafft;
Naht sich die Zeit mit ihren Uebeln,
Gibt sie Dir auch zu tragen Kraft.

Wer ließe ruhig sich verschlingen
Vom wilden Meer, zerbrach sein Boot?
Nur muthig ringen — und bezwingen
Wirst Du die Woge, die Dir droht!

Was wir dem Schicksal abgestritten,
Ist doppelt des Besitzes werth,
Als was dem Beten und dem Bitten
Des Himmels gleiche Gunst bescheert.

6.

So lang noch Thränen hat ein wundes Herz,
Wird sich des Leidens tiefster Strom verflachen;
Doch wehe Dir, wenn Dich im höchsten Schmerz
Plötzlich befällt ein grelles, lautes Lachen.

Dann ist der Gott aus Deiner Brust entflohn!
Wer wird ein mild Versöhnungswort Dir sprechen?
Dein ganzes Denken ist ein blutiger Hohn,
Und in dem Mißton muß das Herz Dir brechen.

7.

Erhebe nicht Dein Haupt zu stolz,
Je höher, näher auch den Wettern;
So wird den höchsten Baum im Holz
Der Blitz am ersten niederschmettern.

O jage nicht dem Glücke nach!
Lohnt Dir die Mühe dieses Leben?
Wenn Dich umschließt ein friedlich Dach,
Ist Dir des Glücks genug gegeben.

Laß Deiner Wünsche schwankes Boot
Auf glatter Fluth vergnüglich treiben.
Such, wie den Klippen der Pilot,
Der lauten Menge fern zu bleiben!

8.

Hast Du noch nie gewacht bei einer Leiche,
Beim Lampenlicht still in der Bibel lesend,
Nur manchmal auf das Angesicht, das bleiche,
Hinschauend, das jetzt fremd Dir — und verwesend?

Sahst auf der Stirne Du, der kalten, blanken,
Den zweifelhaften Schein des Lichtes schwimmen,
Als seien es verlöschende Gedanken,
Die einst so göttlich — und jetzt so verglimmen?

Hast Du das Nichts des Lebens dort empfunden,
Dies Nichts, das schrecklich noch in der Vernichtung!
Dann mahnt die Leiche Dich in spätern Stunden,
Wo Du verzweifeln willst, ernst an Verzichtung.

Du schweifst umher, Du suchst in allen Fernen —
Und wirst doch nie die Ruhe Dir erstreben.
Nicht von dem Leben wirst Du Leben lernen,
Der Tod nur gibt die Lehre Dir zum Leben!

9.

Wär' Dir ein leichter Sinn geworden,
Der ohne Ziel in's Blaue greift
Und an des Baches Blumenborden
Ein lust'ger Sommervogel schweift,
Dem, nicht gequält vom Zweifel, schwindet
Des Tages flüchtiger Besitz;
Der aller Sehnsucht Quelle findet
In eines Mädchens Augenblitz.

Wie rasch vergehn die Jugendjahre,
Nicht schneller welkt ein Blüthenreis!
Die Freude kränzet Deine Haare,
Früh färbt sie Dir die Sorge weiß!
Was hilft es, daß in nächt'gen Stunden
An Deinem Pult die Lampe brennt?
Du hast ihn dort noch nie gefunden,
Den keine ird'sche Zunge nennt.

Du suchst das Leben zu verstehen,
Indeß ein And'rer es durchfühlt;
Wirst Du die Blume lieber sehen,
Wenn ihre Wurzel aufgewühlt?
O laß in lieblicher Umhüllung
Der Wahrheit tödtende Gestalt,
Dein Forschen nenne nicht Erfüllung
Der ewig göttlichen Gewalt.

Und spreche nicht: ein Jeder müsse,
Was ihm die inn're Stimme sagt,
Dein Treiben sind nur Regengüsse,
Mit welchen uns der Winter plagt.
Die fehlt, wie jenem segenarmen,
Was allem Leben nützt und noth,
Die Wärme; kannst Du nicht erwarmen,
So bist Du nutzlos, lebend todt!

10.

O rauher Fels! nur selten küßt ein Strahl
Der Sonne dich, umtönen Hirtenlieder
Dein schroff Gezack, und dennoch schickst du nieder
Einsam, verlassen deinen Quell in's Thal.

Der Jäger nur, der in des Jagens Lust,
Nicht achtend auf die Pfade, sich verstiegen,
Mag gern bei deinem kühlen Rauschen liegen,
Und lehnt sein Haupt an deine braune Brust.

O Menschenherz, das einsam um sich blickt,
Verlassen, wie der Stein, nah' diesen Wellen;
Siehst du den Felsen in das Leben quellen,
Siehst du, wie er den Durstigen erquickt? —

11.

Lernst du nicht ruhiger ertragen,
Wie kannst du dich der Tage freun;
Wenn deine nimmermüden Klagen
Mit jedem Morgen sich erneun?

Such' aus dir selbst herauszugehen,
Und nimm das Leben, wie es ist;
Wie sollen Andre dich verstehen,
Wenn du dir selbst ein Räthsel bist? —

Du mußt dich frisch dem Strom vertrauen,
Ein kühner Schwimmer kommt an's Ziel.
Nur Thorheit ist's, ein Feld zu bauen,
Auf das nie Thau noch Regen fiel.

Such dich dem Ganzen anzupassen,
Und alles Andre findet sich;
Doch bist du von dir selbst verlassen,
Wenn deine Gottheit stets dein Ich! —

12.

Was du auch sinnst in deines Grams Umnachtung,
Es wird sich nie in lichte Farben kleiden;
Dir bringt die trübe Woge der Betrachtung
In neuen Bildern immer neue Leiden.

Und willst du je dir einen Trost erziehen,
Der dir ein Stab auf rauhen Pfaden bleibe,
So suche deinem Harme zu entfliehen,
So wie die Seele flieht vom müden Leibe!

Laß ab mit dir und deinem Weh zu spielen,
Dein Schmerz sei kürzer als ein Frühlingsregen.
Nur Der allein wird Herrliches erzielen,
Der still und hoffend geht auf allen Wegen.

Feodor Löwe.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen = Zeitung.



№ 124.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 11. November 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Vierter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 123.)

Viertes Kapitel.

Das Abendessen.



Da der Platz, welchen man uns zu unsern Vorstellungen angewiesen, ziemlich weit von den letzten Häusern von Senlis entfernt war, so wohnten wir in dem großen Wagen.

Obgleich die Einnahme beträchtlich gewesen war, so war doch das Abendessen, welches auf die Vorstellung folgte, unerfreulich, es herrschte bei ihm eine gedrückte Stimmung. Die Mutter Major, die ohne Zweifel innerlich erbost war, die Gelegenheit verloren zu haben, Basquinen dadurch, daß sie sie von dem Gipfel der Menschenpyramide herabstürzen ließ, zu tödten oder tödtlich zu verwunden, schwieg verdrüßlich still und warf nur dann und wann einen grimmigen Blick auf den Bajazzo. Dieser trank gewaltig, aber seine gewöhnliche schmutzige und unflätige Beredtsamkeit schien ihn an diesem Abend gänzlich verlassen zu haben. Der Wassermensch, wie immer schüchtern, aß mäßig, kroch in sich zusammen, um Niemanden im Wege zu sein, und war nur bedacht, die Aufmerksamkeit nicht auf sich zu ziehen, um den gewöhnlichen Verhöhnungen des Possenreißers auszuweichen.

La Levrasse schien innerlich lebhaft beschäftigt; obgleich er insgemein sehr mäßig war, trank er doch an diesem Abend ein großes Glas Wein nach dem andern, es schien, als hätte er die Absicht, sich zu betäuben; mehre Male betraf ich ihn darüber, wie er glühende Blicke auf Basquine richtete und sie mit einem Ausdrucke ansah, welcher mich in Verwirrung setzte und mich zittern machte, während unsere kleine Genossin, wahrscheinlich in Folge einer geheimen Anleitung Bamboche's, sich zwang, eine lärmende Fröhlichkeit zu zeigen, aber auf die Ausbrüche ihres scheinbaren Frohsinns folgten häufige Pausen; denn diese gemachte Lustigkeit sollte eine Beklemmung verbergen, wie ich sie selbst bei dem Gedanken empfand, daß wir diese Nacht noch für immer die Truppe verlassen sollten.

Bamboche dagegen gab sich Mühe, die äußerste Abspannung zu zeigen, er sprach wenig, während der ganzen Mahlzeit hörte er nicht auf, zu gähnen und sich zu strecken; er behauptete, äußerst müde zu sein, und in einem Augenblicke, als er sich von Niemandem beobachtet glaubte, stand er auf und warf mir einen bedeutenden Blick zu; aber in dem Augenblicke, wo er hinter La Levrasse's Stuhl vorbei ging, hielt dieser ihn plötzlich an und fragte ihn:

„Wohin willst Du?"

„Zu Bette gehen, ich kann nicht mehr."

„Man geht nicht früher zu Bett als die Uebrigen," setzte La Levrasse höhnisch hinzu, „bleib hier."

„Das ist mir einerlei," sagte Bamboche, „dann lege ich mich hier auf den Boden, ich kann hier eben so gut schlafen; wenn das Abendessen zu Ende ist, mögt Ihr mich wecken."

Und er legte sich an einer der Leinenwände unseres Zeltes hin, welche dasselbe von einem Raume trennte, welcher zur Stallung für La Levrasse's großen Esel diente.

„Nimm dich in Acht, Lucifer, daß du mich nicht durch die Leinwand schlägst," sagte Bamboche, that, als könnte er dem Schlummer nicht mehr widerstehen, und legte sich, so gut wie möglich, auf den Boden, um zu schlafen.

Basquine warf mir heimlich einen betrübten Blick zu; Bamboche hatte uns unterrichtet, daß er unter dem Vorwande sich schlafen zu legen, mitten in der Mahlzeit vom Tische aufstehen würde, um einige zu unserer Flucht unerläßliche Vorbereitungen zu vollenden, indem er uns anempfahl, uns über seine Abwesenheit nicht zu beunruhigen; aber als wir sahen, daß La Levrasse ihn anhielt und ihm befahl zu bleiben, so glaubten wir, daß Alles verloren sei. Ich stellte mir vor, daß unser Herr unsere Anschläge entdeckt oder errathen habe, und daß uns irgend eine boshafte Falle bereitet sei.

Bald verdoppelte sich meine Furcht; denn nach einigen Augenblicken zog La Levrasse ein Taschenbuch aus der Tasche, schrieb mit dem Bleistift einige Worte hinein, riß das Blatt heraus und reichte es, über den Kopf des Wassermenschen hin, der Mutter Major.

Die Mutter Major nahm das Blatt, ohne es zu lesen, und sah La Levrasse verwundert an.

„Die Kinder dürfen diese Possen nicht hören," sagte er zu ihr, indem er einen seltsamen Blick auf Basquine warf.

Die Mutter Major las; plötzlich leuchtete auf ihrem Gesichte eine höllische Freude auf, und sie rief:

„Das geht!"

Darauf gab sie das Papier dem Bajazzo und sagte zu ihm im Tone wilder Herausforderung:

„Und Du, ist's Dir recht?"

„Meinetwegen," erwiderte der Possenreißer mit gemeinem Lachen, nachdem er das Blatt gelesen hatte, „wenn nichts mehr da ist, ist doch noch etwas da."

„Ja," rief die Mutter Major mit zorniger Stimme, „aber ich bin da."

„Nun, geht's?" versetzte La Levrasse, ohne sich scheinbar um die Ausrufung der Megäre zu bekümmern.

„Ja, das geht," versetzte diese.

„Das geht," sagte der Bajazzo.

Und indem er La Levrasse das Blatt zurückgab, trällerte er mit seiner heisern Stimme den Wiederholungssatz des Gassenliedes:

„Bald wird das Kind entschlafen sein."

Dann brach er in ein lautes Gelächter aus, während La Levrasse das Blatt an einer Lampe verbrannte.

Ich wechselte einen Blick mit Basquine, ich sah, daß sie, wie ich, befürchtete, die geheimnißvollen Worte, welche wir gehört hatten, könnten irgend eine neue Gefahr für uns in sich schließen und sich auf die Entdeckung unserer Fluchtanschläge beziehen.

Mechanisch warf ich die Blicke auf den Platz, wo Bamboche sich niedergelegt hatte, er war verschwunden, indem er ohne Zweifel unter der Leinwand, die uns von dem Stalle Lucifers, des großen, schwarzen Esels, trennte, durchgekrochen war.

War Bamboche auf diese Weise vor oder nach der Ueberreichung des Blattes an La Levrasse's Helfershelfer verschwunden — ich wußte es nicht, aber meine Angst verdoppelte sich.

Plötzlich goß La Levrasse sich ein großes Glas Wein ein und machte dem Bajazzo und der Mutter Major ein Zeichen, desgleichen zu thun; hierauf sagte er mit seltsamer Betonung:

„Es lebe Chatton!"

Diese Gesundheit wurde von dem Bajazzo und der Mutter Major mit lautem Lachen aufgenommen, welches mir gemacht und unheimlich vorkam.

Hierauf stand die Mutter Major von dem Tische auf.

„Nun, Bamboche, Basquine, Martin, zu Bette, ihr Bettlervolk."

„Bist Du taub, Du da?" sagte La Levrasse, indem er sich nach der Stelle hinbückte, wo einige Augenblicke vorher sich Bamboche hingestreckt hatte.

„Wahrhaftig, er ist entwischt!" sagte La Levrasse erstaunend, „Bamboche ist nicht mehr da."

„Gut, desto besser!" rief die Mutter Major, „als wenn ihr plötzlich Etwas einfiele; wenn er in den Wagen gegangen ist, so wird er herausgeworfen, und

damit er sich's merkt, kann er unter freiem Himmel schlafen."

„Ja, ja," sagte La Levrasse, indem er mit der Mutter Major einen Blick des Einverständnisses wechselte. „So mag es sein, der Schurke schläft draußen."

„Und er bekommt nicht vor dem Einschlafen versüßten Wein, wie Basquine und Martin."

„Ich habe in den drei Abtheilungen des Wagens genau nachgesehen," sagte der Possenreißer, welcher einige Augenblicke abwesend gewesen war, „Bamboche ist nicht da."

Es kam mir vor, als wenn der Bajazzo bei diesen Worten der Mutter Major ein kleines Päckchen in die Hand drückte.

„Das versteht sich von selbst, wenn Bamboche einen Spas macht," sagte La Levrasse, „so muß er gut sein, und soll er die ganze Nacht währen."

Ich erwartete jeden Augenblick unsern Kameraden erscheinen zu sehen — aber er kam nicht.

Zu glauben, daß er uns verließe und allein entflöhe, war unmöglich. Er hatte uns freilich gesagt, daß wir in eben dieser Nacht entfliehen sollten; aber was die Mittel dazu anbetraf, so kannten wir sie noch nicht und erwarteten, sie von ihm im Augenblicke der Flucht selbst zu erfahren.

Als die Mutter Major gesagt hatte, zu Bette, waren wir Alle vom Tische aufgestanden.

Nachdem La Levrasse, am Eingange des Zeltes stehend, einige Woete leise mit der Megäre gesprochen hatte, rief er den Possenreißer zu sich.

Da diese Drei im Dunkeln standen, konnte ich ihre Bewegungen nicht beobachten, es kam mir nur vor, als hörte ich zwei Flaschen an einanderstoßen.

Während dieser Zeit ging der Wassermensch, welcher bisher an Dem, was um ihn her vorging, durchaus keinen Antheil genommen zu haben schien, hin und wieder, indem er sich nach seiner Gewohnheit damit beschäftigte, unsere eiseenen Bestecke, Becher und zinnernen Teller zusammen zu suchen.

Basquine trat auf mich zu und sagte ganz leise mit schwankender Stimme zu mir:

„Bamboche kommt nicht wiedee, wo mag er sein? Was sollen wir machen?"

„Ich weiß nicht," sagte ich zu ihr, ganz aus der Fassung gebracht.

„Trinkt keinen versüßten Wein und nehmt Euch heut Nacht in Acht," flüsterte uns der Wassermensch hastig zu, indem er mit einer Menge Geräth beladen bei uns vorbeiging.

„Nun, Ihr Kindervolk, in den Stall," rief die Mutter Major, indem sie sich zu uns wandte.

„Desto schlimmer für den Schurken von Bamboche, er mag bei dem Lucifee schlafen, wenn ihm das Vergnügen macht."

Einige Minuten darauf waren unseee Lampen ausgelöscht und ebenso wie das Tischgeräthe in eine starke Kiste eingeschlossen; es blieben draußen nur unser Zelt, einige Stühle, unsere Gerüste und Lucifer, welcher zwei oder drei Mal gahte. Wir traten Alle in den Wagen, in welchem wir wie gewöhnlich die Nacht zubringen sollten.

Dieser ungeheure Wagen, ein wahres rollendes Haus und sehr fest gebaut, hatte drei Abtheilungen, die Vorrathskammer vorn war durch eine Thüe von der Kleiderkammer, welche in der Mitte war, getrennt; eine zweite Thür trennte die letztere vom Schlafcabinet. Der Wagen hatte nur eine Thür auf der Hinterseite; kleine, vergitterte Löcher ließen das Licht und die frische Luft in's Innere. Die Eingangsthür wurde inwendig von La Levrasse fest verriegelt; hierauf sagte er zu Basquine und mir, indem er uns in die mittlere Abtheilung führete, welche die Kleiderkammer bildete:

„Da Ihr heute viel gearbeitet habt, meine kleinen Engel, und deshalb eine gute Nacht braucht, sollt Ihr, statt in der Kammer mit uns zu schlafen, allein liegen, aber damit Ihr Euch nicht im Wege seid — getrennt — Du, kleiner Martin, in der Vorrathskammer, und Du, Basquine, in der Kleiderkammer. Und ferner, da Ihr recht artig gewesen seid, so sollt Ihr, ehe Ihr einschlaft, jedes ein großes Glas süßen Wein mit Zimmet trinken, davon werdet Ihr schlafen wie Murmelthiere, und das wird Euch Kraft geben zu der Vorstellung morgen früh. Die Leckermäuler, sie lecken sich schon die Lippen!" Darauf wandte er sich nach der Schlafkammer.

„Nun, Mutter Major, ist der süße Wein fertig?"

„Gleich, mein Mann, ich löse den Zucker auf."

„Nun, kleiner Martin, geh in Deine Schlafstelle, ich werde Dir gleich Deinen Wein bringen," sagte La Levrasse zu mir, indem er mir die Thür der vorderen Abtheilung öffnete. „Da ist Deine Matratze auf der Erde, da kannst Du Dich ausstrecken und schlafen wie ein König."

Es war mir unmöglich, diesen Befehl zu umgehen oder mich seiner Befolgung zu weigern. Ich gehorchte mechanisch, und indem ich Basquine einen angstvollen Blick zuwarf, trat ich in die sogenannte Vorrathskammer. Aber plötzlich sagte die Mutter Major, indem sie die Thür der Schlafkammer öffnete, lebhaft zu La Levrasse:

„Komm doch herein, Mann, Poireau hat einen herrlichen Einfall."

La Levrasse ließ uns allein und zog, indem er in die Schlafkammer trat, die Thür hinter sich zu.

„Wir trinken diesen süßen Wein nicht, und Du läßt mich diese Nacht nicht allein," rief Basquine.

Und bleich, zitternd, mit verstörtem Gesicht, fiel sie mir um den Hals, indem sie sagte:

„Ach, ich fürchte mich!"

Ohne Basquine zu antworten, schob ich den Riegel der Thüre vor, durch welche La Leveasse verschwunden war.

Ich hatte noch die Hand an dem Riegel, als La Levrasse, welcher in die Kleiderkammer zurückkehren wollte, im Tone des Zornes und der Verwunderung ausrief:

„Was? Ihr schließt Euch ein?"

Athemlos und entsetzt, antworteten wir nichts.

„Nun, schnell," sagte La Levrasse mit besänftigter und honigsüßer Stimmer, „macht auf, Ihr kleinen Spasvögel. Was ist denn das heute? Bamboche versteckt sich, Ihe schließt Euch ein, das ist sehr komisch, sehr lustig, ich gebe es zu, aber es muß nur nicht zu lange wäheen. Nun rasch, macht auf, da ist Euer süßer Wein."

„Wir wollen nicht aufmachen," sagte Basquine zu mir, mehr und mehr erschreckt; denn das unglückliche Kind begriff, was ich in meiner Unschuld nicht ahnte.

„Sie mögen die Thür einschlagen, wenn sie wollen, sie mögen mich tödten, aber glücklicherweise hat Bamboche sich gerettet," rief sie aufgeregt.

„Martin, Basquine! Wollt Ihr endlich aufmachen?" rief La Levrasse, indem er gegen die Thür arbeitete.

Plötzlich erschallten von außen und von der Seite des Eingangs in den Wagen einige dumpfe Schläge.

Ich hörte jetzt, wie in der Schlafkammer die Mutter Major zu La Levrasse sagte:

„Horch, man klopft an die Eingangsthür."

„Es ist der Lump von Bamboche, welcher anklopft, um hereinzukommen," sagte die Stimme des Bajazzo, „wir wollen ihm nicht aufmachen."

„Bamboche ist da, wir sind gerettet!" rief Basquine strahlend vor Freude, indem sie mir die Hände drückte

„Wollt Ihr nun endlich aufmachen?" rief La Levrasse wüthend, „oder sollen wir die Thüre sprengen?"

„Bamboche ist da, laß uns Zeit gewinnen," sagte ich, ein wenig beruhigt, ganz leise zu Basquine.

Basquine gab mir mit der Hand ein Zeichen zu schweigen und antwortete, indem sie ihre Aufregung zu veebergen suchte:

„Wer klopft?"

„Wer soll klopfen? Ich, ich, La Levrasse."

„Ich werde aufmachen," sagte Basquine.

„Warum denn nicht jetzt schon?"

„Ach, weil — was — weil ich Euch gern erst — Beine machen möchte," antwortete Basquine, indem sie ihrer Stimme einen Ausdruck von Lustigkeit zu geben wußte.

„O, ich wußte es wol, es war ein Spaß," antwortete La Levrasse beruhigt, „aber, theure Kleine, der Spaß wird langweilig, komm, mach' auf."

„Bekommen wir ganz gewiß süßen Wein?" erwiderte Basquine.

„Nun ja, ich habe zwei große Gläser für Dich und Martin in der Hand, Du kleinee, boshafter Satan."

Während dieser Unterredung war ich zu einem der Lichelöcher des Wagens geklettert, um zu versuchen, ob nicht draußen etwas vom Bamboche zu sehen oder zu hören wäre; zu meinem großen Erstaunen empfand ich hier einen starken Schwefelgeruch und bemerkte im Dunkel der Nacht einen zuerst schwachen, aber schnell anwachsenden Lichtglanz, welcher bald seinen röthlichen Widerschein auf das weiße Leinen unseres Zeltes warf.

Mit einem Satze sprang ich von dem Stuhle herab, auf welchen ich gestiegen war, um Basquine mitzutheilen, was ich draußen gesehen, als plötzlich, beinahe unter unsern Füßen, ein Stück des Fußbodens der Kleiderkammer, in welcher wir uns befanden, wegsank, als wäre es im voraus losgesägt und bis jetzt durch eine Stütze von außen festgehalten, und durch diese Oeffnung von achtzehn Quadratzoll sahen wir plötzlich Bamboche's Haupt und Schultern erscheinen.

„Schnell," sagte er zu uns, „kommt," und er verschwand, um uns Platz zu machen.

„Schlüpfe zuerst durch," sagte ich zu Basquine.

In einer Minute war sie durch diese einer Fallthür ähnliche Oeffnung veeschwunden.

In dem Augenblick, als ich Basquine folgte, erbebte die Thür unter La Levrasse's Anstrengung heftig, und beinahe in demselben Augenblicke hörte ich die Stimme der Mutter Major mit Entsetzen ausrufen:

„Feuer! Feuer!"

Nachdem ich zwischen verschiedenen Bunden Stroh, die zu Lucifers Streu bestimmt waren, und beinahe zu gleicher Zeit mit Basquine unter dem Wagen heraustrat, ward ich von einer großen Flamme geblendet, die zu meiner Linken aufflackerte und weit über das Land hin leuchtete.

Vor mir sah ich Bambochen, der eine große angezündete Strohfackel in der Hand hielt. Mich mit seiner freien Hand beim Arm zu ergreifen und gewaltsam von der Flamme zu entfernen und zugleich seinen Feuerbrand in das Stroh, welches unter dem Wagen aufgeschichtet war, zu schleudern, war für Bamboche das Werk eines Augenblicks.

Das Feuer, welches durch den Zug, den das Loch, durch welches wir entronnen waren, hervorbrachte, noch mehr angefacht wurde, verbreitete sich mit fürchterlicher Schnelligkeit, und bald stand der Wagen inwendig in Flammen; denn Bamboche hatte schon mehre Bündel Stroh an der Thür, dem einzigen Ausgange, welchen die im Wagen Eingeschlossenen hatten, aufgeschichtet.

„Feuer!" rief ich, sobald ich sprechen konnte; denn alles Dieses war mit der Schnelligkeit des Blitzes auf einander gefolgt.

„Ja, Feuer!" antwortete mir Bamboche bleich und mit zusammengezogenen Gesichtszügen, in denen sich eine wilde Freude abmalte. „Ja, Feuer! Sie werden in dieser Pfanne braten als rechte Teufel, was sie ja sind; denn sie sind in dee Schlafkammer eingeschlossen, die Thür der Kleiderkammer ist verriegelt, und die Eingangsthür habe ich von außen vernagelt."

„O, wie sie schreien, hört Ihr sie wol!" sagte Basquine, die eben so erschreckt war, wie ich über das Geheul, welches aus dem Wagen ertönte, dessen Fußboden in Flammen stand.

„Bald werden sie nicht mehr schreien," sagte Bamboche.

Darauf setzte er eilig hinzu: „Jetzt auf Luzifers Rücken, in zwei Stunden werden wir die Gehölze eereicht haben, ich kenne den Weg."

„Wir alle Drei auf Lucifer?" rief ich, „das geht nicht, steige Du mit Basquine hinauf, ich weede versuchen Euch zu folgen."

„Willst Du wol hören," rief Bamboche mit schecklicher Stimme, und damit drehte er mich um und warf mich, so zu sagen, auf Lucifer hinauf, welcher gezäumt und gesattelt dastand und von dem Feuer beunruhigt schnaubte, die Oheen spitzte, mit den Füßen stampfte und den Strick, mit dem er an einen Pfahl gebunden war, zu zerreißen suchte.

„Du bist leichter als ich," sagte Bamboche, „bleibe da, setze Basquine vor Dir hin — sie mag Dich um den Leib fassen — ich setze mich hinten auf — rasch, rasch!"

Basquine, leicht wie ein Vogel, schwang sich mit Einem Satze vor mich hin.

Das Gebrüll der in den Wagen Eingeschlossenen wurde fürchterlich.

Bamboche zertrennte mit einem Schnitte den Strick, welcher den Lucifer fest hielt; das Thier schoß erschreckt wie ein Blitz fort, und in demselben Augenblicke rief Bamboche, hinter mir aufspringend:

„Laß Lucifer gehen, er wendet dem Feuer den Rücken, ee ist auf dem rechten Wege."

Unser Gewicht war für diesen großen Esel von außerordentlicher Stärke nichts, aber wenn wir auch drei Mal schwerer gewesen wären, so würde er mit derselben Schnelligkeit fortgeschossen sein.

Bamboche schloß die Knie fest um Lucifers Hüften zusammen, bearbeitete ihn heftig mit den Fersen und kehrte sich um, einen letzten Schrei des Hasses, der Rache und der Verwünschung zu dem bereits weit entfernten brennendem Wagen hinüber zu schleudern, er streckte die geballte Faust nach dieser Richtung hin aus und rief:



„Ich habe lange warten müssen, ihr Schurken, aber am Ende bin ich doch auch an die Reihe gekommen."

Und wir ritten immer vorwärts durch die dunkle Nacht, die allein durch die Funken erhellt wurde, die hier und da der wüthende Galopp unseres Saumthieres aus den Steinen schlug — ein um so wüthenderer Galopp, da Bamboche die Seiten Lucifers beständig mit dem Hefte seines Messers bearbeitete.

Fünftes Kapitel.

Die Oase.



Wir waren beinahe die ganze Nacht gallopirt, während wir den Wagen hinter uns ließen.

Kurz vor Tagesanbruch war Lucifer gänzlich ermattet und verschlagen hingesunken, und es war uns unmöglich, ihn wieder auf die Beine zu bringen; wir erwarteten den Anbruch des Tages mitten im Walde; denn in einem solchen befanden wir uns seit einigen Stunden. Unsere Freude grenzte an Thorheit; die Regung von Schrecken und Mitleid, welche die schreckliche Rache Bamboche's in mir und Basquinen hervorgerufen hatte, verschwand bald vor der Erinnerung der schlechten Behandlung und der Grausamkeit, deren Opfer wir gewesen waren; und diese schreckliche Wiedervergeltung, an der wir übrigens nicht mitschuldig waren, schien uns wohlverdient.

In trunkner Freude über unsere Befreiung machten wir zwanzig Pläne, von denen der eine immer thörichter war als der andere; wir waren endlich im Begriffe, alle die Freuden und Süßigkeiten eines freien, müssigen und wohlhabenden Lebens zu genießen, denn wir waren wohlhabend, äußerst wohlhabend, wie Bamboche uns versicherte, und wir hüteten uns wohl, ihm zu widersprechen; bei Tagesanbruch wollte er uns unsern Schatz zeigen.

Dieser unerwartete Reichthum erfüllte uns Beide, mich und Basquinen, mit Verwunderung und Freude, aber vor Allem waren wir entzückt über das Glück, unbeschränkte Herren unseres Thun und Lassens zu sein und frei über die Tage verfügen zu können, welche wir auf die lustigste Weise von der Welt mit einander zu verleben gedachten.

Bamboche, welcher in seinen Wünschen bestimmt war und nun in's Einzelne ging, wurde nicht satt, von den schönen Kleidern zu reden, welche Basquine bekommen sollte, und den Festtagen, welche wir vor uns sahen. Er erzählte mir auch viel von einer goldenen Uhr, die er mir kaufen wollte. Es half mir nichts, daß ich dieses Geschenk abzulehnen suchte, er bestand hartnäckig darauf, daß ich es annehmen müßte. Dieses köstliche Kleinod sollte mit einer Kette versehen sein, an welcher Berlocken von amerikanischen Edelsteinen hingen; auf dem Gehäuse der Uhr sollten folgende Worte stehen: Bamboche und Basquine ihrem Bruder Martin. Diesem letztern Zuge vermochte ich nicht zu widerstehen, ich nahm die Uhr an, es fehlte nur noch, daß sie gekauft wurde.

Bamboche gefiel sich auch in der Beschreibung seines Anzugs; denn wir sollten immer gleich gekleidet sein wie zwei Brüder; mein Freund nahm sich vor, uns in kornblumblaue Röcke zu kleiden, mit rothen Westen und gelben, eng anschließenden Beinkleidern und blanken Stiefeln mit Troddeln; die Frage, ob die Troddeln schwarz oder golden sein sollten, wurde lange hin und her besprochen. Basquine entschied mit angebornem guten Geschmacke, daß die Troddeln einfach schwarz sein sollten. Dieser Anzug sollte abwechselnd mit einem prächtigen, grünen polnischen Rock mit schwarzem Besatz und einem Pelzkragen getragen werden, was einen gewissermaßen militärischen Anstrich hatte, welches noch durch ein graues Beinkleid mit breiten, rothen Streifen erhöht werden sollte. Was Basquinens Anzüge betraf, so bestanden sie aus lauter Federn, Atlas, Sammt und Edelsteinen, natürlich schafften wir uns auch Wagen und Pferde an.

Der Tag brach über diesen schönen Träumen an, und nach Tages Anbruch wollte Bamboche uns hier von unserm ungeheuern Reichthum überzeugen.

Wir saßen am Fuß eines großen Baumes, mitten im Walde; einige Schritte vor uns lag der leblose Körper Lucifers. Bamboche näherte sich ihm und löste zwei schwere Beutel, die fest an den Sattel befestigt waren, und welche ich in der Eile und Anstrengung unserer Flucht nicht bemerkt hatte, von demselben los.

Bamboche brachte diese beiden ledernen Beutel mit feierlicher Miene herbei, wir erwarteten die Anschauung Dessen, was sie enthielten, mit glühender Ungeduld.

Bamboche nahm die Kappe, welche den ersten Beutel verschloß, hinweg und zog zu unserer Verwunderung und Enttäuschung ein paar Taschenpistolen und ein Pulverhorn heraus.

„Ist das Alles?" rief Basquine verstimmt, „ist das unser ganzer Reichthum?"

Das sollte dazu dienen, ihn und uns selbst diese Nacht zu vertheidigen, falls der Schurke La Levrasse aus seiner Bratmaschine entwischt wäre und uns verfolgt hätte.

„Ah, gut," versetzte Basquine — „jetzt unser Reichthum, mach' schnell!"

„Da ist er," sagte Bamboche triumphirend, indem er aus dem ledernen Sacke einen Beutel von der Größe eines Strickbeutels zog, der mit einem vom Alter geschwärzten silbernen Schlosse versehen war.

„Wäge das einmal, Basquine," sagte Bamboche, „wäge das einmal, Martin."

Basquine und ich faßten den Beutel an, er war sehr schwer.

„Wie, dieser Sack ist ganz voll Silber?" rief Basquine.

„Silbergeld," sagte Bamboche, indem er verächtlich die Achseln zuckte, „Silbergeld, das wäre auch was Rechtes!"

Hierauf nahm er aus der Tasche einen kleinen Schlüssel und gab ihn mir. Ich hatte den Beutel immer noch in meinen Händen.

„Schließ auf, Bruder."

Ich steckte den Schlüssel in das kleine Schlüsselloch, und der Beutel klaffte auf.

„Nimm eine Rolle heraus," sagte Bamboche zu mir.

Ich nahm aufs Gerathewohl von den zwei oder drei Rollen eine heraus, die mir gerade bequem war; sie war sorgfältig in Papier eingewickelt und auf der einen Seite versiegelt, auf der andern nur zugefaltet.

„Sieh in die Rolle hinein," sagte Bamboche zu mir.

Ich faltete das Papier auf und rief:

„Gold!"

„Gold?" rief Basquine ihrerseits, „lauter Gold?"

„Eine andere Rolle," sagte Bamboche mit mehr und mehr triumphirender Freude zu mir.

Ich gab Basquine die Rolle, welche ich in der Hand hatte, und nahm eine zweite.

„Auch Gold," sagte ich.

„Lauter Gold!" sagte Bamboche freudestrahlend — „lauter Gold, das würde bis morgen so fortgehen — es ist nichts als Gold in den Rollen, ich habe nicht Zeit gehabt, sie zu zählen, aber es sind vielleicht 15 bis 20,000 Francs."

„15 bis 20,000 Frs.," wiederholte ich verdutzt.

Plötzlich fing Basquine, indem sie die Rolle, welche sie in der Hand hielt, betrachtete, so heftig an zu lachen, daß Bamboche und ich ausriefen:

„Was hast Du denn zu lachen?"

„Guter Spaß," versetzte Basquine, indem ihre Heiterkeit sich verdoppelte, „weißt Du, was Dein Gold ist, Bamboche? Es ist Blei, sieh doch!"

Und sie streckte ihre kleine Hand aus und zeigte uns eine Hand voll Bleischeiben von der Größe eines Zwanzigsousstücks.

Mitten unter ihnen sah man den glänzenden Louisd'or, welcher sich, als ich die Rolle öffnete, meinen Blicken zuerst dargeboten hatte.

Bamboche ward bleich und stand einen Augenblick wie versteinert, dann faßte er den Beutel am Grunde und schüttete ihn auf das Gras aus.

Ungefähr 15 Rollen fielen heraus.

Bamboche kniete nieder und brach sie alle der Reihe nach in der Mitte durch.

Ach, alle enthielten Bleischeiben wie die erste, nur in vier oder fünf von ihnen war diese seltsame Münze unter einem Goldstücke versteckt.

Als Bamboche sich überzeugt hatte, daß unser ungeheures Vermögen sich auf drei oder vier Louisd'or beschränkte, rief er wüthend aus:

„Schurke von La Levrasse!"

„Wie?" sagte ich zu ihm.

„Nun ja," versetzte er, indem er wüthend auf den Boden stampfte, „ich wußte, daß er irgend wo viel Geld versteckt hatte; seit 6 Monaten lauerte ich ihm auf; denn ich wollte diesen Schurken nicht verlassen, ohne mich zu rächen und ohne ihm soviel zu nehmen,



daß wir gut davon leben könnten. Endlich, vorgestern entdecke ich das Versteck, ich setze Alles in Bereitschaft, um den La Levrasse zu rösten, während ich seinen Schatz fortschleppe, und dieser Schatz ist Blei mit Ausnahme von 100 Francs etwa. Doppelter Schurke!"

Nach der ersten Verdutztheit, welche durch unsere Enttäuschung hervorgerufen wurde, versuchten wir vergebens zu enträthseln, zu welchem Endzwecke La Levrasse eine solche täuschende Veranstaltung getroffen haben möge.

Jetzt, da ich besser unterrichtet bin, scheint es mir eine ausgemachte Sache zu sein, daß La Levrasse mit seinen übrigen gefährlichen Erwerbszweigen auch den verband, gelegentlich eine Betrügerei der Art auszuüben, wie sie unter dem Namen des amerikanischen Diebstahls so bekannt geworden ist, dergleichen aber damals meistens glücklich gelangen. Dieser Beutel war ohne Zweifel von ihm im Voraus zurecht gemacht, falls sich etwa Gelegenheit fände, Jemanden damit anzuführen.

Einige Minuten lang waren wir sehr betroffen darüber, daß unsere schönen Pläne so plötzlich in Rauch aufgingen.

Basquine unterbrach zuerst das Stillschweigen und rief fröhlich aus:

„Pah, was macht uns das aus! Wir sind frei wie die Vögel, das Wetter ist prächtig, das Gehölz ist hier sehr hübsch, und mit den vier oder fünf Louisd'or werden wir nicht Hungers sterben — laßt uns spazieren gehen und fröhlich sein; wir wollen in ein Dorf gehen und Milch trinken, und Du, Bamboche, sei nicht verdrießlich," setzte sie hinzu, indem sie unserm Genossen am den Hals fiel.

„Laß mich in Ruhe, mir ist gar nicht lächerlich zu Muthe."

Die Züge Basquine's verfinsterten sich plötzlich, sie sahe Bamboche furchtsam und traurig an und sagte sanft:

„Sei nicht böse."

„Wir hielten uns für so reich," versetzte dieser zornig und bitter.

„Höre, Bamboche," sagte ich zu ihm, „wenn Du um Deinetwillen unsere Schätze bedauerst, meinetwegen, ärgere Dich, so viel Du willst, aber wenn's um meinetwillen ist, laß Dir drum keine grauen Haare wachsen, es ist schon Glück genug, daß wir frei sind und zwar alle miteinander."

„Martin hat recht, wahrhaftig, Bamboche," sagte Basquine schüchtern, „wir sind bei einander, das Geld wäre ganz schön, aber ich entbehr's gern, und außerdem," setzte sie mit einer Art furchtsamen Zauderns hinzu, „haben wir so doch wenigstens nicht gestohlen, und das ist doch besser, Bamboche, wenn man nicht gestohlen hat, nicht wahr?"

„Das ist wahr," setzte ich hinzu; „was die Louisd'or anbetrifft, die zwischen dem Blei sind, so haben wir sie ehrlich verdient; denn La Levrasse hat uns, seitdem wir für ihn arbeiten, niemals einen Sous gegeben und hat doch herrliche Einnahmen gehabt."

„Was liegt mir am Stehlen," erwiderte Bamboche barsch, „und wie der Krüppel sagte, da man mir nichts gibt, so nehme ich, wo ich kann; es ist derselbe Fall, wie bei den Wölfen, man gibt ihnen nichts, und sie nehmen, wo sie können. Und dann einen Dieb zu bestehlen, heißt nicht stehlen, und La Levrasse war ein Dieb."

„Da es sich nun aber findet, daß wir nichts bekommen haben, als was uns zukam, so hat Basquine recht, daß das so im Grunde besser ist," sagte ich zu Bamboche. „Was den Schatz anbetrifft, so ist es uns gleichgültig, daß wir nicht reicher sind; hingst Du so sehr daran?"

„Donnerwetter! freilich hing ich daran, Euret und meinetwegen," rief Bamboche.

„Aber uns liegt nichts daran."

„Mir aber liegt was dran," antwortete Bamboche heftig.

„Also gelten Basquine und ich bei Dir nichts? und Du denkst blos an das verlorne Geld?" sagte ich zu unserm Kameraden — „das ist doch nicht recht von Dir."

Dieser Vorwurf machte Eindruck auf Bamboche; denn er stieß mit dem Fuße den leeren Beutel und die Säcke von sich und rief lustig:

„Nun ja, mag sein! Ihr habt am Ende recht; wenn ich da nun noch eine Stunde lang stände und mich ärgerte, was helfe es mir? Wir sind nun einmal bestohlen, ja wir sind bestohlen; umarmt mich, Basquine, umarme mich, Martin, laßt uns die Gelben auffammeln, es lebe die Freude, und das Waldleben mag losgehen!"

Wir umarmten uns alle Drei auf halb ernsthafte, halb komische Weise in ähnlicher Art, wie die drei Befreier der Schweiz am Ufer des Sees, und wiederholten: „Es lebe die Freude und das Waldleben mag losgehen!"

Hierauf durchsuchten wir die Bleischeiben sorgfältig und fanden im Ganzen vier Louisd'or, die Bamboche mit den Worten in die Tasche steckte:

„Das ist ein Tropfen im Ocean, obendrein in der Voraussetzung, daß sie gut sind."

Und damit verließen wir den todten Lucifer und setzten uns aufs Gerathewohl in Marsch, mitten in in dem herrlichsten Walde von der Welt, dem Walde von Chantilly, an einem schönen und milden Herbstmorgen.

Nachdem wir zwei oder drei Stunden gewandert waren und dann und wann vor großen Büschen von wilden Moulbeerbäumen mit großen, dunkelrothen, süßen und würzigen Früchten Halt gemacht hatten, führte uns der Zufall an einen kleinen Fluß, dessen Ufer mit Wasserpflanzen bedeckt war, über welchen tausende von Insekten in allen Farben, unter ihnen prächtige Wasserjungfern mit Flügeln von Gace, smaragdgrünem Körper und rubinrothen Augen, hin- und herflatterten, funkelten und summten.

Es machte uns Spaß, diese glänzenden Thierchen mit der unserm Alter eigenthümlichen Ausgelassenheit zu verfolgen.

Zu meiner großen Verwunderung war Bamboche dabei so eifrig wie ich und Basquine; ich hätte mir niemals vorgestellt, daß er fähig wäre, an einem solchen Zeitvertreib so viel Vergnügen zu finden.

Mein Erstaunen verdoppelte sich, als ich sah, wie seine Züge, die gemeiniglich so angespannt, so starr und mit dem Scheine vorzeitiger Männlichkeit behaftet waren, nach und nach gleichsam aufschmolzen und den höhnischen und boshaften Ausdruck ablegten, welcher seinem Alter nicht gemäß war, und, wenn seine Jagd glücklich ausfiel, eine naive kindliche Freude durchblicken ließen. Es schien, als ob seine frühzeitige und widernatürliche Verkehrtheit in der frischen Luft, der Einsamkeit und Freiheit zu verschwinden anfinge.

„Es ist seltsam," sagte er zu mir, indem er still stand und Basquinen einige Schritte vorausshüpfen ließ, „der Anblick dieses Waldes, dieser schöne Sonnenschein, dieses tiefe Schweigen rufen mir meine früheren glücklicheren Tage zurück, da ich als ganz kleiner Knabe mit meinem armen Vater in tiefem Walde Holz hackte."

Indem Bamboche so sprach, ward er sichtbar gerührt, aber in diesem Augenblick bemerkte er eine herrliche Wasserjungfer, die auf der Spitze eines Rosenstrauchs saß, und rief aus:

„Die muß ich haben!"

Und damit stürzte er fort, um sie zu haschen.

Was Basquine anbetrifft, so rief mir der Ausdruck ihres reizenden Gesichts, das auch beinahe umgewandelt war, ihre kindlichen Züge zurück, als sie mir noch mit der Unschuld und Reinheit eines Engels während ihrer Krankheit ihren unbefangenen Glauben an die gute Jungfrau, die heilige Mutter des lieben Gottes, kund gab.

Indem wir so immer fortliefen, gingen wir an dem kleinen Flusse aufwärts bis zu einer Stelle, wo er sich in zwei Arme spaltete, um eine Insel zu bilden, die nur etwa einen Morgen Fläche zu haben schien; sie war sehr steil und abschüssig, und gewaltige Bäume drangen aus den grauen Felsmassen hervor, deren Fuß der Fluß benetzte. Beim Anblick dieser malerischen und wilden Stelle standen wir von Bewunderung und ungeduldiger Neugierde ergriffen still.

„Ah, was für eine schöne, kleine Insel!" rief Basquine, indem sie die Hände zusammenschlug, „wie muß es darin hübsch sein!"

„Wir müssen hinübergehen," versetzte Bamboche entschlossen, „und da den Tag zubringen; es muß da Maulbeeren geben, wie im Walde, die können unser Mittagsessen abgeben."

„Ohne die Kastanien zu rechnen," setzte Bamboche hinzu, indem er auf die ungeheuren Kastanienbäume wies, die zwischen der Insel und den Felsen aufwuchsen; „wir werden in der Asche gebratene Kastanien essen, herrlich, auf die Insel!" rief er mit der Miene eines Eroberers — „folgt mir — auf die Insel, auf die Insel!"

„Und das Feuer, um die Kastanien zu rösten?" fragte Basquine.

„Habe ich nicht meinen Feuerstahl? Wir werden schon trockne Zweige finden, für das Uebrige laßt mich sorgen," setzte er mit pfiffiger Miene hinzu, „ich kenne das Waldleben; wenn ich mit meinem Vater auf das Holzhacken ausging, machte ich immer das Feuer an; nur zu auf die Insel!"

„Das trifft sich gut," sagte ich zu ihm. „Aber wir müssen durch den Fluß, er ist vielleicht tief, und Basquine?"

„Seid ruhig," sagte Bamboche, „ich kann schwimmen; ich werde es untersuchen, wenn wir Grund haben, so tragen wir Basquine durch, haben wir keinen Grund, so bin ich stark genug, um Euch Eines nach dem Andern hinüber zu bringen, es ist ja nicht weit."

Mit diesen Worten zog er seine Blouse und sein Hemd aus, krempte sein Beinkleid bis zu den Knien auf und legte die Schuhe ab.

„Nimm Dich in Acht," sagte Basquine besorgt.

„Sei ruhig," antwortete Bamboche, indem er einen langen Erlenzweig abschnitt.

„Besorge nichts," sagte ich zu Basquine, „ich habe ihn schwimmen sehen, er schwimmt sehr gut."

Bamboche ging unerschrocken in's Wasser und maß seine Tiefe im Fortschreiten mit dem Zweige.

Es ist unmöglich, unsere Freude auszudrücken, als wir ihn am andern Ufer ankommen sahen, ohne daß ihm das Wasser weiter als bis zum Gürtel gegangen war.

„Es ist lauter Sand, fein und fest wie Sandstein," rief er uns zu; „wartet, ich komme wieder hinüber. Ich und Martin tragen Dich herüber, Basquine, sei ohne Furcht."

Gesagt, gethan. Der Bach war höchstens 15 Fuß breit, bald erreichten wir fröhlich die Insel und erkletterten die Felsblöcke, welche sie beinahe ganz bedeckten, und zwischen denen große Eichen, Fichten und Kastanienbäume aufwuchsen.

Mit Ausnahme eines kleinen Fußsteiges, welcher kaum betreten war, und den wir nach einigen Augenblicken auffanden, indem er sich zwischen den Steinplatten hin- und herwand, war keinerlei Weg gebahnt; an einigen Stellen, die mit fruchtbarem Erdreich bedeckt waren, wuchsen hohe, wilde Kräuter; in zehn Minuten führte uns unser Fußpfad vor ein unbewohntes Mauerwerk ohne Thür und Fenster, was aber erst seit Kurzem verlassen sein konnte; denn auf der Seite, wo wir herkamen, war es von einigen Gartenbeeten, die mit Kartoffeln und Suppenkräutern besetzt waren, eingefaßt. Einige alte Birnbäume, die mit einer ungeheuern Menge von Früchten beladen waren, waren hie und da in dem kleinen Küchengarten verstreut, während ein prächtiges Weingeländer mit dunkelrothen Trauben eine der Giebelseiten des Mauerwerks ganz bedeckte.

Da wir Niemanden sahen noch hörten, traten wir in das Mauerwerk ein, das aus zwei kleinen Räumen bestand, in denen sich keinerlei Geräth vorfand; in dem einen von ihnen war ein hoher Kamin, der vom Feuer beschädigt war. Diese Wohnung hatte ohne Zweifel einem Förster gehört, welcher über diese Insel gesetzt war; denn zahlreiche Rudel Hirsche und Rehe aus den benachbarten Wäldern tranken und badeten sich in dem kleinen Flusse und strichen bisweilen über die einsame Insel hin.

Entzückt über unsere Entdeckung, gingen wir rund um das Mauerwerk herum; seine andere Seite stieß an einen grünen Rasenplatz, welcher viel länger als breit und von grauen Felsen umgeben war, auf welchen sich so herrliche Kastanien erhoben, daß diese hundertjährigen Bäume beinahe ein Gewölbe bildeten, indem sie ihre Aeste von einer und der andern Seite zwischen einander durchstreckten.

Einige Schritte vor dem Mauerwerk trat eine kleine Quelle aus dem Felsen, die von Fall zu Fall mit leichtem Murmeln in einen natürlichen Behälter stürzte, der voll wilder Kresse stand, und aus dem sie sich dann durch irgend einen unterirdischen Abfluß verlor.

„Wenn wir Niemanden auf der Insel finden," rief Bamboche aus, „so schlage ich vor, daß wir uns hier auf zwei oder drei Tage niederlassen. Wir haben hier Wasser, Kartoffeln, Kastanien, Weintrauben, Birnen — wir können wie Götter leben."

„Ich schlage vor, hier acht Tage zu bleiben,“ rief Basquine entzückt.

„Laßt uns hier bleiben, so lang es uns gefällt,“ sagte ich.

„Zugestanden,“ sprach Bamboche, „aber vorher müssen wir uns vergewissern, daß Niemand hier ist, der uns vertreiben kann.“

„Ach, das ist wahr, es könnte uns Jemand forttreiben,“ versetzte Basquine traurig, „wie schade!“

„Laßt uns uns darüber nicht im Voraus grämen,“ sagte ich zu ihr, „wir wollen erst die Insel nach allen Seiten hin durchsuchen, das wird nicht viel Zeit kosten.“

Es kostete wirklich nicht viel Zeit.

Nach einer Stunde hatten wir uns überzeugt, daß Niemand außer uns auf der Insel war, die wir somit dadurch, daß wir sie unsere Insel nannten, gleichsam in Besitz nahmen. *)

Am Abend, ein wenig vor Sonnenuntergang, konnte man Basquinen an dem kleinen Becken voll klaren und kalten Wassers, das am Fuße des Felsen lag, niederkniend herrliche Kartoffeln waschen sehen, während Bamboche, neben ihr sitzend, Kastanien abschälte; was mich anbetrifft, so war ich an dem Herde der Hütte beschäftigt, mit trocknem Holze ein Feuer anzumachen, in dessen glühender Asche die Kartoffeln und Kastanien gebraten werden sollten, die unser Abendessen zu bilden bestimmt waren, das außerdem aus herrlichen Weintrauben und einem Dutzend Birnen von prächtigem, goldschimmerndem Grau bestand.

So verfloß der erste Tag, den wir auf unserer Insel zubrachten.

Sechstes Kapitel.

Das Lied.



Kaum waren zwei Tage in der Ruhe und Einsamkeit unserer Insel hingebracht, als die Anzeichen von sittlicher Veredlung, die ich schon bei meinen beiden Genossen bemerkt und an mir selbst verspürt hatte, mehr und mehr hervortraten.

Bewirkte dies, so zu sagen, die Luftveränderung? Ich weiß es nicht, aber es schien, als wenn unser inneres Leben, seitdem wir La Levrasse's Bande und die verderbte Luft, in welcher wir bis dahin gelebt hatten, verlassen, sich höbe und jeden Tag mehr abklärte.

Nur freilich verbargen wir anfangs diese heilsamen Regungen sorgfältig vor einander; denn ach! wir waren schon so sehr verderbt, daß wir uns des Guten schämten.

Die Vorfälle am zweiten Abend, den wir auf der Insel zubrachten, gehören zu denjenigen von meinen Lebensumständen, von denen mir die deutlichste Erinnerung geblieben ist.

Wir hatten den ganzen Tag thätig und fröhlich daran gearbeitet, das Unkraut, das bereits unsere Kartoffeln und Gartenkräuter bedrängte, auszugäten; wir waren darauf ausgewesen, todtes Holz für unser Feuer zu sammeln, und ich, als früherer Maurer, hatte, während Basquine und Bamboche mit der Fruchternte beschäftigt waren, mittels einiger Ziegel das Dach ausgebessert; der Reiz, den diese Arbeiten auf uns ausübten, war so groß gewesen, daß wir uns auch nicht zwei Stunden Ruhe gegönnt hatten.

Nachdem wir fröhlich unser Abendessen von wohlschmeckenden Kartoffeln, die unter der Asche gebraten waren, eingenommen hatten, lagerten wir uns alle Drei, Basquine, Bamboche und ich, auf dem Grasplatze, der sich vor der Hütte ausbreitete.

Schon seit einiger Zeit war die Sonne verschwunden. Der Abend war herrlich lau, und obgleich noch kein Mondschein war, glänzten die Sterne doch so hell, daß sie die Nacht schwach erleuchteten. Es ging nicht der leiseste Windeshauch; die Luft war so rein, so ruhig und pflanzte jeden Laut so ungehindert fort, daß wir in dem Plätschern der Quelle, die aus dem Felsen hervorrieselte, tausend verschiedene Schälle unterschieden, bald murmelnd und gedämpft, wie ein Klagelaut, bald klar und silbern, wie eine Krystallglocke.

Gegen unsere Gewohnheit blieben wir still und träumerisch.

„Wie allerliebst ist das Geräusch dieser Quelle!“ sagte Basquine plötzlich.

„Ja,“ sagte Bamboche, „ich dachte auch gerade daran; das ist besser, als die Musik, die unsere Kunststücke begleitete.“

„O, das ist sehr wahr!“ sagte ich seufzend.

Und wir versanken alle Drei wieder in Stillschweigen.

Bald erhob sich der Gesang, ich weiß nicht welches Vogels — ein klagender, einförmiger Gesang, der aber etwas unendlich Sanftes hatte, in mehren Absätzen, zwischen denen ziemlich lange Unterbrechungen lagen.

Hierauf schwieg der Vogel still.

Wir hörten nichts mehr als das Plätschern der kleinen Quelle.

„Horch, der Vogel schweigt still,“ sagte Bamboche im Tone des Bedauerns. „Das ist Schade, nicht wahr, Basquine?“

Unsere Genossin antwortete nicht sogleich.

„Basquine, schläfst Du?“ sagte Bamboche zu ihr.

„Nein,“ antwortete sie sanft, „ich weine.“

„Warum denn?“

„Ich weiß nicht. — Mir fehlt nichts, ich bin ganz glücklich bei Euch Beiden. Aber mir fiel mein Vater ein, meine Mutter, meine Schwestern, und da fing ich an zu weinen, ohne daß ich's beinahe selbst merkte, und das thut mir wohl.“

Ich erwartete, daß Bamboche Basquine verspotten oder schelten würde, aber es erfolgte Nichts dergleichen; er sagte zu ihr mit gerührter Stimme:

„Weine nur, immerhin; das ist manchmal besser als lachen, und dann, siehst Du wol —“

Er sprach den Satz nicht zu Ende; sei's, daß er zu sehr gerührt war, sei's, daß er seine Bewegung verbergen wollte.

Eine Zeit lang beobachteten wir Alle wieder ein tiefes Stillschweigen.

Bamboche unterbrach es zuerst, indem er sagte:

„Basquine, wenn Du nicht mehr weinst, sing' uns doch Etwas, da jetzt der Vogel nicht mehr singt.“

„Das will ich wol,“ sagte Basquine, „aber was?“

„Was Du willst.“

Das arme Kind hatte keine andere Wahl, als unter verschiedenen schmuzigen und zotigen Liedern; sie wußte keine andern.

Sie fing also mit ihrer kindlichen und engelreinen Stimme an:

Guten Tag, mein Freund Vincent;
Du kommst von Deinem Dorfe.
Mache mir doch ein Präsent
Wie — —

„Nein, keine Worte,“ rief Bamboche barsch, indem er sie unterbrach, „nur eine Melodie, welche Du willst, aber ohne Worte.“

„Das ist mir auch lieber,“ sagte Basquine, „ich weiß nicht, warum mir heute Abend die Worte zuwider sind.“

Ebenso wie Bamboche hatte auch ich mich zum ersten Male schmerzlich empört gefühlt, diese Engelstimme, deren melancholischer und sanfter Ton mir niemals süßer erschienen war, die ersten Worte eines gemeinen Liedes aussprechen zu hören. Basquine hatte dieselbe Regung von Ekel und Scham empfunden, da sie, das arme Geschöpf, sich so ausdrückte, die Worte wären ihr diesen Abend lästig.

Aus welchem Grunde regte sich in uns allen Dreien dieses plötzliche Zartgefühl, da doch Basquine daran gewöhnt war, schmuzige Lieder zu singen, und wir, sie zu hören?

Ich konnte mir damals über diese seltsame Erscheinung keine Rechenschaft geben, aber jetzt, da ich mehr Erfahrung habe, glaube ich in dieser plötzlichen Aeußerung von Zartgefühl, so wie in der Abklärung unseres inneren Lebens, die ohne Zweifel dem heilsamen Einflusse der Einsamkeit und emsigen Arbeitsamkeit zu verdanken waren, einen neuen Beweis zu sehen, daß auch die eingefleischteste und frühzeitigste Verderbniß niemals unheilbar ist. Nein, nein, in gewissen Umgebungen weicht sie unwillkürlichen Neigungen zum Guten und Schönen, göttlichen Augenblicken, in denen die gefallene Seele dazu aufstrebt, sich in die Sphäre, aus der sie herabgesunken, zu erheben, kostbaren Augenblicken, die nur leider vorübergehend sind, in denen aber an und für sich die volle Umkehr zum Guten noch möglich ist.

Auf Bamboche's Einladung fing Basquine zuerst an die Melodie von „Mein Freund Vincent“ ohne Worte zu singen, aber sie sang dieselbe in einem langsamen und ernsten Tone, welcher, indem er diesem Gassenhauer seinen gemeinen Charakter abstreifte, ihm einen eigenthümlich melancholischen Ausdruck gab.

Hierauf aber fuhr sie, indem sie nach und nach warm wurde, gleich wie sich ein Vogel zum Himmel aufschwingt, nachdem er eine Zeit lang am Boden hingestreift, darin fort, mittels gewisser Uebergänge, die eben so ungezwungen wie kunstreich waren, das erste Thema in eine Improvisation von hinreißender Süßigkeit und Zartheit aufzulösen.

Es lag etwas Naives, Trauriges, Zärtliches, Unaussprechliches, Geflügeltes, so zu sagen, das ein Dichter vielleicht mit dem Gesange eines kleinen Seraphs verglichen haben würde, der für einen Sünder um Gnade flehe, in ihrer Stimme.

Die Vergleichung kommt mir in den Sinn, weil Basquine im Sitzen zu singen angefangen hatte; aber wie sie ich weiß nicht welche Eingebung walten zu lassen schien, fiel sie mit einer beinahe unmerklichen Bewegung auf die Knie und fuhr zu singen fort, indem sie die Hände faltete und ihr göttliches Antlitz zu dem sternglänzenden Himmel erhob.



Bamboche und ich hörten Basquine mit einer Art gefaßter Entzückung zu; niemals hatte sie bis dahin auf diese Weise gesungen; wir rückten zu einander, und mechanisch fielen wir auch auf die Knie.

Bald fühlte ich, wie Bamboche's Stirn auf meine Schulter sank: seine Thränen tröpfelten auf meine Hand.

Niemals hatte ich Bamboche weinen sehen; ich kann meine Empfindung nicht ausdrücken, als ich fühlte, wie mitten im Dunkel seine Thränen auf meine Hand fielen; ich schlang beide Arme um meinen Genossen und wollte zu ihm reden, als er mit leiser und unterbrochener Stimme sprach:

*) Ich habe später diesen Ort, der mir aus so vielen Gründen unvergeßlich sein mußte, wieder besucht und dann auch erfahren, daß diese kleine Insel, welche an der linken Seite der sogenannten Wüste, einer weiten, unbebauten und felsigen Hochebene, welche die Wälder von Ermenonville und Chantilly trennt, liegt, die Insel Molton heiße. Das Mauerwerk war zu dieser Zeit gänzlich zerstört.

„Laß sie — laß sie singen — das thut mir so wohl! — **Es kommt mir vor, als bäte sie für mich um Vergebung** — die arme Kleine, sie dachte an nichts Böses! Ich sonst auch nicht, aber man hat mich verderbt, und ich habe sie verderbt! —

— — — — — — — — — — — — — —

So außerordentlich mir diese späte Reue Bamboche's vorkommen mußte, so wunderte sie mich doch nicht; Basquine's Gesang hatte auch mich in eine Art Verzückung versetzt.

Viele Jahre nachher, und als Basquine, auf der Höhe ihres Ruhmes, die berühmtesten Künstlerinnen hinter sich zurückließ, hat sie mir gestanden, daß an diesem Tage, da sie, das Herz voll unendlicher Traurigkeit beim Gedanken an ihren Vater, an ihre Mutter, an den ersten Glauben ihrer Kindheit und zugleich an die trübe Zukunft, in welche sie ihr schrecklich vorzeitiger Fall hineinblicken ließ, gleichsam unbewußt, auf unserer Insel diese rührende Klage improvisirt habe, die **Kunst** in Dem, was sie Naivstes, Idealstes und zugleich Menschlichstes hat, ihrem jugendlichen Geiste aufgegangen sei.

„Worte wären unfähig gewesen," sagte Basquine zu mir, „auszudrücken, was ich an diesem Abende zugleich Beseligendes und Herzzerreißendes empfand. Es schien mir, als hörte ich eine klagende Stimme, die in mir sänge, und ich sang ihr nach, ohne es zu merken, und ganz natürlich, so treu fand ich damit meine Empfindung wiedergegeben. Dieses Gesangs habe ich mich immer mit Rührung erinnert, und noch jetzt," setzte sie mit traurigem Lächeln hinzu, „kann ich ihn nicht wiederholen, ohne in Thränen zu zerfließen."

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nach einigen Minuten senkte sich Basquine's flötende Stimme, der wir in stummem Schweigen zuhörten, nach und nach, und ihr Gesang starb allmählich auf ihren Lippen hin, wie eine harmonische Klage, die in der Ferne verhallt.

Hierauf senkte das Mädchen ihr Haupt auf ihre Brust und blieb einige Augenblicke still.

Aber, da sie uns nichts sagen hörte, sah sie sich bald nach uns um und erblickte mich und Bamboche in brüderlicher Umarmung.

„Was fehlt Euch?" rief sie, als sie unser Schluchzen bemerkte; denn Bamboche's Rührung war auch auf mich übergegangen.

„Ja, wir weinen, wie Du so eben weintest," antwortete Bamboche, „und diese Thränen sind heilsam."

Darauf drückte er uns Beide an seine breite Brust und rief in einem Tone, den ich niemals vergessen werde.

„Wir sind doch nicht böse!"

Nein, o nein! niemals werde ich es vergessen, mit welchem Ausdrucke Bamboche diese Worte aussprach, welche zugleich die Reue über das Böse, das er gethan hatte, eine schmerzliche Klage über sein Schicksal, das ihn zum Bösen hingedrängt hatte, und den aufrichtigen Entschluß, zum Guten zurückzukehren, ausdrückte.

— — — — — — — — — — — — — —

Wir hatten uns zwei Betten aus Haidekraut und Moos gemacht, das eine für mich in der einen Abtheilung der Hütte, das andere für Bamboche und Basquine in der andern.

Diese Nacht theilte Bamboche mein Lager, nachdem er Basquine auf die Stirn geküßt und zu ihr gesagt hatte:

„Gute Nacht, Schwester."

— — — — — — — — — — — — — —

Bamboche schlief wenig; ich fühlte die ganze Nacht, wie er sich auf seinem Lager hin- und herwarf; mehre Male seufzte er tief auf, beim ersten Schimmer der Dämmerung weckte er mich. Sein Gesichtsausdruck war nachdenkend, mild und ernst.

Wir traten in die Stube, wo Basquine noch schlief; sie hatte einen so leichten Schlummer wie ein Vogel, als sie uns hörte, schlug sie ihre großen Augen auf und sah uns lächelnd und verwundert an.

Wir gingen alle Drei in's Freie.

Einige Sterne funkelten noch, der Osten fing an sich zu röthen, die Luft war herrlich frisch, tausend liebliche Düfte wurden von den im Thau gebadeten Kräutern ausgehaucht, der Morgen versprach des vorigen Abends würdig zu werden.

„Höre, Basquine, höre, Martin," sagte Bamboche, indem er uns Beide auf einen der Holzblöcke, die den Rasen einfaßten, zu seiner Seite niedersitzen hieß, „wir müssen ganz frei mit einander sprechen, und Jeder muß sein Inneres ohne Zurückhaltung aussprechen — wir sind ja nur Drei."

Basquine und ich, verwundert über Bamboche's ernsten Ton, sahen ihn schweigend an; er fuhr fort:

„Um Euch Muth zu machen, will ich den Anfang machen, Ihr könnt Euch nachher über mich lustig machen, wenn Ihr wollt, aber ich werde offenherzig sein."

„Wie uns über Dich lustig machen, und warum?"

„Weil ich meinen Zug zurücknehme — weil ich den Krüppel, von dem ich Euch erzählt habe, Lügen strafe, — weil ich mich selbst Lügen strafe. Aber es ist einerlei, wir müssen offenherzig sein."

Dann wandte er sich zu mir:

„Bruder, erinnerst Du Dich wol, wie unsere Freundschaft sich entspann? Erst prügelte ich Dich durch, und Du prügeltest mich wieder, dann griff ich Dich heimtückischerweise von neuem an, und Du ließest es geschehen, das rührte mich, ich erzählte Dir von meinem Vater —"

„Das ist wahr."

„Nun, das machte mich weich, und Du wurdest auch weich, und so wurden wir Brüder."

„Ja, und werden es immer bleiben."

„Mehr als jemals; denn ich fühle, ich bin jetzt besser als früher — und — gerade weil ich an meinen armen Vater gedacht habe, ist mir Das zu Theil geworden, was mir jetzt zu Theil wird."

„Was wird Dir zu Theil?" fragte Basquine.

„Sobald ich einmal in Bezug auf den Bleibeutel, der an die Stelle eines Beutels mit Geld trat, zu mir selber gekommen war," antwortete Bamboche, „haben wir angefangen im Walde herumzustreifen."

„Und das hat Dich an Deinen Vater erinnert, und an die Zeit, wo Du, noch ganz klein, mit ihm auf's Holzhacken ausgingest," sagte ich zu Bamboche, „Du gestandst es mir —"

„Das ist richtig, und seit diesen beiden Tagen, da wir hier sind, allein und ruhig an diesem schönen Orte, den Boden bearbeitend, Holz sammelnd und als Landleute lebend, kenne ich mich nicht mehr. Warum bin ich so umgewandelt? — ich weiß es nicht, aber das ist — ich habe diese Nacht nicht geschlafen, ich habe mich auf alle Weise geprüft und befragt, und habe mir immer antworten müssen: seit dem Tode meines lieben Vaters habe ich ein Schelmenleben geführt, für mich und für Andere — das muß ein Ende nehmen, ich habe genug davon, ich will's nicht weiter —"

Und da wir ihn mehr und mehr erstaunt ansahen —

„Das wundert Euch! — mich auch. Ich sage Euch, ich begreif's nicht, aber es ist gewiß, seitdem ich La Levrasse, die Mutter Major, den Bajazzo und die ganze Hundewirthschaft nicht mehr auf dem Nacken habe, athme ich frei auf, obgleich mir dann und wann das Herz sehr schwer wird, weil — weil —"

Und er sah Basquine mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an und sprach nicht zu Ende.

Dann fuhr er fort, indem er einen Seufzer erstickte:

„Aber von diesem Augenblicke, wo mir das Herz schwer wird, abgesehen, bin ich voll Freude, weil ich anfange, zu mir selbst zu sagen, daß der Schurke von Krüppel mich hätte zu Grunde richten können; denn heute Nacht sagte ich zu mir selbst — Nun ja, mein armer Vater ist bei der Arbeit umgekommen, sein Lebelang hat er Elend erduldet, obgleich er ehrlich und arbeitsam gewesen ist — das ist Alles wahr — aber das hinderte nicht, daß nicht die reichen Leute mit Hochachtung von ihm sagen mußten — armes Thier! — Nun weiß ich wol, daß Schelme wie der Krüppel sagen würden — dummer Narr! — aber Keiner, weder die Guten, noch die Bösen, könnten von meinem Vater sagen — schlechter Kerl."

„O nein," riefen ich und Basquine.

„Nun wohl," versetzte Bamboche entschlossen, „da dachte ich heute Nacht: Man wird vielleicht von mir sagen: Armes Thier, dummer Narr, aber niemals soll man sagen können: schlechter Kerl!"

Auf's neue entfuhr Basquinen und mir ein freudiger Zuruf.

„Als mein Vater todt war," fuhr Bamboche fort, „war mein erster Gedanke, und das war der gute, zu arbeiten; ich bat einen reichen Mann um Brot und Arbeit. Er antwortete mir freilich damit, daß er seinen Hund auf mich hetzte, aber es sind doch wol nicht alle Leute solche Schurken."

„Gewiß nicht," rief ich.

„Darauf traf ich zu meinem Unglück mit dem Krüppel zusammen, darauf auf La Levrasse und die ganze Bande, und das hat mich verderbt — Aber still, da drinnen ist Etwas, was sich dem widersetzt," und er schlug sich heftig auf die Brust, „und ich komme darauf zurück: man soll nicht von mir sagen dürfen, schlechter Kerl — ich bin's genug gewesen, für mich und für Andere."

Und er blickte auf's neue Basquine mit einem Ausdruck tiefer Zärtlichkeit und tiefen Mitleids an; dann setzte er hinzu:

„Und doch verdanke ich ihr mein Theil von dieser Umwandlung. Gestern Abend, als sie sang, als wollte sie Verzeihung für mich erflehen, brach mir das Herz, indem ich gen Himmel sah, und ich sagte zu mir: Es ist vom lieben Gott da. Wie schön wäre es, wenn er uns lange in diesem armen, kleinen Winkel der Erde leben ließe, wo wir Niemandem im Wege sind, wenn wir dieses Leben führten; wie Drei allein, so würden wir noch ganz gut werden, und wären wir einmal geheilt von den schlimmen Lehren des Krüppels und entschlossen, nicht mehr zu straucheln —"

Ein trauriger Zwischenfall unterbrach Bamboche.

Basquine und ich waren so beschäftigt mit Dem, was er uns sagte, daß wir es weder gesehen noch gehört hatten, daß ein Mann um die Ecke der Hütte kam; er trat zu uns und sagte mit gewaltiger Stimme:

„Im Namen des Gesetzes, ich nehme Euch fest, folgt mir zu dem Herrn Maire."

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Stammgast-Geschichten.

(Fortsetzung aus Nr. 123.)

II.

Die Verwechselung.

„Taubheit ist eine große Plage und ein rechtes Unglück. In K. lebt ein Herr, dem durch dieses Uebel schon mancherlei Verdrießlichkeiten begegnet sind. Er hat die Gewohnheit, mit sich zu sprechen und laut vor sich hin zu fluchen. Eines Tages sah man ihn durch viele Straßen spazieren, und alle Vorübergehenden konnten hören, was ihn dazu bewog. „Donnerwetter!" sprach er laut, „nirgends eine Fuhrgelegenheit! — Schockschwerenoth! — Ich soll und muß nach Marburg! — Morgen am Tag! — Habe bereits vier Tage Urlaub! — Kein Wagen zu sehen und zu hören! — O alle Kreuzmillionen!" — Ein Mann in einem blauen Kittel hörte ebenfalls im Vorübergehen die lauten Klagen; er trat an ihn heran und eröffnete dem Trostlosen, daß er dahinfahre, wohin der Gegenschreiber wolle. Sie wurden bald des Handels einig und zu einem merkwürdig billigen Preise, wie es dem Tauben schien. — Er ging sofort auf den Felsenkeller, erzählte aller Welt seinen trefflichen Handel und trank aus lauter Freude eine Flasche mehr, als gewöhnlich, worüber er sehr spät nach Haus kam. — Schon auf der Treppe ward er vom Gezänk seiner Frau und seiner zwei Töchter empfangen; denn der arme Mann stand unter dem Pantoffel seiner ganzen Familie. Die Weiber schimpften über sein Ausbleiben und lamentirten über seine Gleichgültigkeit bei solchem wichtigen Vorhaben. Er schrie vergebens aus Leibeskräften, um ihr Gekreische zu überbieten; endlich riß ihm die Geduld und durch einige Klapse und fortgesetztes Gebrüll verschaffte er sich Gehör. Da war Jubel und Freude; das Beste war, daß der Gegenschreiber Nichts davon hörte. Schon um Mitternacht wurde er jedoch geweckt. Da half kein Brummen, Fluchen und Flehen; er mußte auf, Kaffee trinken und packen. Und nun die Unruhe, dies Gelärm, als der Wagen ausblieb. Endlich stand er vor der Thür, und nachdem eine Stunde über Packen, Auspacken und Wiedereinpacken vergangen war, rumpelte um vier Uhr Morgens der Gegenschreiber mit seiner Xantippe und den beiden mannbaren Töchtern im wohlverschlossenen Wagen nach Marburg.

Die beiden Gatten waren bald in die Arme des Schlafs gesunken, um das Versäumte nachzuholen. Die Töchter aber, deren junges, heißes Blut — die

älteste zählte 29, die jüngere 28 Jahr — zu erregt war durch das außerordentliche Ereigniß, flüsterten heimlich von ihren Anzügen, die, nach der neuesten Residenzmode verfertigt, gewiß die altmodischen der Provinzialdamen besiegen würden. Dabei öffneten sie manchmal die Seitenleder und rapportirten sich gegenseitig, daß es dämmre, daß es heller werde; beim Anblick der Morgenröthe aber brachen sie in ein solch romantisches Freudengeschrei aus, daß der Gegenschreiber erwachte. Er rollte nun an beiden Seiten die Leder in die Höhe und schaute hinaus. Er rieb sich die Augen und schaute nochmals. Er brummte in den Bart, schüttelte das Haupt und schaute — und schaute.

Inzwischen hatte sich auch die Frau Gegenschreiberin ermuntert; nachdem sie sich vor dem kalten Morgenwind so verwahrt hatte, daß nur ihre rothe, spitze Nase aus einem Wulst von Tüchern herausschaute, stimmte sie mit durchdringender Stimme in die Ausrufungen ihrer Töchter ein: „Jöttlich! jöttlich! — Was man doch nich Allens auf Reisen jenießen thut! Jerade doch so, Ihr Mädchens, wie in dem Buche jeschrieben stand, was Ihr Abends vorjelesen! So 'nen Sonnenaufjang! Was das prächtig is!“

Die Gegenschreiberin war nämlich gebürtig aus Hannöverisch-Münden, dessen Motto bekannterweise ist: „Eine jute jebratne Jans ist eine jute Jabe Jottes!“ — Sie hatte bei einem Besuch in K. vor 30 Jahren ihren tauben Gemahl kennen gelernt; lieb gewonnen gerade nicht, aber doch geehlicht. — „Seht, Mädjens, des is jewis Jutensberg!“ belehrte sie die zarten Töchter, indem sie nach einem Thurm in der Entfernung wies. Gutensberg ist nämlich das erste Städtchen, wenn man von K. nach Marburg fährt.

„Alle Sapperment!“ hob jetzt der Taube an: „mein' ich doch, ich wär behext! Was ist das für ein Berg? — Schockschwerenoth! — Und das Dorf da? — Kreuzmillionen! — Den Wald kenn' ich nicht! — Alle Hagel!“

„Nun? fluchst Du wieder so jemein?“ keifte die Frau; „Du kennst die Jejend nicht? — Wer soll sie denn kennen? — Mein Jott, is schon jute zwölf Mal hin und herjereist, und weiß nich, daß man zuerst nach Jutensberg kommt?“

„Gutensberg? das sieht ganz anders aus,“ brummte der Alte.

„Anders aus? — Du bist ein alter, verjeßlicher Krippenjeker!“ schrie die Frau in einem Ton, der wie ein Trompetensignal die Schlacht verkündete.

Der gute Taube kannte ihn, diesen gefährlichen schmetternden Ton; er ergab sich in sein Schicksal. Brummend stopfte er sich eine Pfeife, brummend qualmte er große Tabakswolken in die Luft; nur zuweilen entfuhr ein dumpfes „Alle Kreuzmillionen!“ seinem bedrängten Herzen. Die Weiber schnatterten von Stadtgeschichten.

Sie rumpelten jetzt übrr holperichtes Pflaster in einen Ort. Der Alte schnitt erschreckliche Grimassen. Endlich konnte er die Qualen und Zweifel, die ihn bestürmten, nicht länger ertragen; er brach los:

„Hagelsapperment! — Ein fremder Ort! — Ein ganz unbekannter Ort! — Alle Millionen! — Kutscher!“ —

Schnell hielt ihn seine Frau am Aermel, damit er als „jereister Mann“ sich nicht vor dem Kutscher blamire.

Doch der Alte ließ sich diesmal nicht einschüchtern; auf seine Frage nach dem Namen des Orts, antwortete der Kutscher: „Westaffeln!“

Der Gegenschreiber schien vor Schreck bei diesem Namen die Sprache verloren zu haben; plötzlich aber schrie er laut auf: „Westaffeln? — Alle Wetter! — Wir sind irre!“ —

„So, also weil Dein alter Jehirnkasten die Städte und Dörfer vergißt, sollen wir unrecht sein! Jerechter Jott, was für ein Jauner der Vater doch is! Es kann ja auch eine neue Chaussee angelegt sein.“ —

Der Kutscher erklärte auf Befragen, daß allerdings der Weg erst kürzlich neu chaussirt sei, was freilich etwas Anderes sagen will, als eine neue Chaussee. Da aber die Familie Gegenschreiber eben keine große Kenntniß vom Wegbau hatte, so beruhigte sie sich vollkommen dabei. Nicht so ihr Haupt, das ja von Rechts wegen für sie denken mußte, der Vater. Er murmelte immer vor sich hin: Westaffeln! Westaffeln!

Endlich hatte er eine schlaue Frage entdeckt, die ihm Aufklärung geben mußte in der Verwirrung.

„Kutscher,“ sagte er, „wohin fahrt Ihr uns?“ Die Töchter brachen über diese merkwürdige Frage in ein schallendes Gelächter aus. Die Mutter wurde kirschbraun vor Zorn über die Albernheit. Der Kutscher entgegnete lächelnd: „Nun, vor der Hand nach W a r b u r g; doch wollen Sie weiter, bis an's Ende der Welt.“

„Hast Du's nun endlich sicher, janz sicher, daß Du nach Deinem ewigen M a r b u r g kommst?“ höhnte die Frau. Denn daß ein Ort existire, der W a r b u r g heiße, wußte diese ungeographische Familie nicht. Die Töchter kannten zwar England, Amerika und das Meer aus den englischen Romanschreibern, aber unser liebes Vaterland war ihnen so unbekannt, wie der Mond. — Die Mutter kannte nicht einmal das Ausland. Der Vater nur K. und Marburg, und was dazwischen liegt. Doch hätten sie auch die ganze Geographie im Kopfe gehabt, der Vater konnte ja den Unterschied zwischen Marburg und Warburg nicht hören; den Frauenzimmern aber kam es auch auf ein M oder W nicht so genau an, da sie als echte K...innen gewöhnt waren, kein b von p, kein d von t, kein g von k zu unterscheiden.

Der Alte ergab sich unter schweren Seufzern in das Unabänderliche. Aber trübselig schüttelte er fort und fort sein Haupt, wenn er Alles und Alles verändert fand und vertauscht. Nichts mehr stand an seinem alten Platz, schien es ihm. Da war keine der schönen Aussichten zu entdecken, die er sonst aus der Postchaise oder aus dem Miethwagen bewundert hatte; kein bekannter Flecken war zu finden, kein Dörfchen, kein Häuschen, das er schon gesehen hatte. Es war ihm, als reiste er fern von allem angebauten Land, tief in den Wüsten von Afrika, oder im öden Sibirien. Dabei sah er seine Töchter lachen über seine Fragen und Bedenken, die ihnen gar zu spaßig vorkamen. Voll Unmuth blies er dicke Wolken von sich aus seinem Meerschaum, blos daß seine Frau anfangen sollte zu zanken, damit er auch 'mal seinem Ingrimm Luft machen könne. Die aber schlief und schnarchte in gutem Frieden.

Plötzlich aber wurde der Vater aus seinen trüben Betrachtungen, und die Mutter aus dem Schlummer gestört durch das Freudengeschrei der Töchter: „Wir sind da! — wir sind da!“ — Denn der Kutscher hatte ihnen einen neuen Ort als das Ziel der Reise bezeichnet.

Der Vater zog mit finsterer Miene die Uhr. „Es ist kaum eilf Vormittags, und Marburg ist gute 12 Stunden von K.“

Die Mutter schien zwar auch etwas verwundert; aber sie mußte ja dem Mann das Widerpart halten, das war nun 'mal so Sitte bei den Gegenschreibers. „Jeh mir weg mit Deiner Kartoffel!“ schrie sie. „Was jute 12 Stunden? — Der Kutscher is jut jefahren, sehr jut!“

„Alle Kreuzmillionen! das soll doch nicht Marburg sein?“ rief der Taube in namenloser Wuth. „Mein Marburg? meine Geburtsstadt; soll ich die nicht einmal kennen? — Kreuz Element! Nun wird's zu toll! — Kutscher! Bursche! Alle Hagel! Was ist das für ein Nest?“ —

„Nun, das ist ja Warburg,“ entgegnete Jener.

Der Gegenschreiber starrt, wie vom Donner gelähmt, nach der Thurmspitze und den Dächern, die sein Marburg, sein stolzes Marburg vorstellen sollen. Sprachlos lehnt er sich zurück und läßt seine Pfeife aus der Hand fallen.

„Jroßer Jott! Nun soll's man wieder sein Marburg nich sein! Nä, das jeht aber doch in's Jrausenhafte! Kann man denn nich hinten herum jefahren sein?“ —

„Hintenherum?“ brüllte der Taube wüthend. „Was ist hintenherum? — Wo ist das Schloß? — Wo ist die Lahn? — Wo die Elisabethenkirche, die Kirchspitze und Augustenruh*)?“ —

„Mein Jott!“ schrie die Gegenschreiberin, „kreische man nur nich so jräßlich! Mit all Deinem Zeug, der Kirche und der Kirchspitze, die werden auf der andern Seite liegen thun.“ —

„Himmelpestilenz!“ wüthete der Mann, „wenn wir denn auf der andern Seite sein sollen, wo ist der Dammelsberg und die lutherische Kirche?“ —

„Jesus, mit Deinem Jekröhle!“ schrie seine Frau dagegen; denn man fuhr bereits in den Ort ein. „Es wird Alles auf der andern Seite liegen!“ —

*) Die Kirchspitze und Augustenruh sind Berge bei Marburg.

„Kreuz Himmelherrgott-Sakkerment!“ donnerte der Alte außer sich vor Entrüstung. — Das war sein schwerster und furchtbarster Fluch; brauchte er diesen, dann war es nicht gut sein in seiner Nähe. Seine Frau rückte von ihm fort; die Töchter schauten mit Angst darein. Und richtig, schon faßte er die liebenswürdige Ehehälfte am Kleid, um ihr Eins zu versetzen, wie sich die Boxer ausdrücken: als der Kutscher glücklicherweise sich umwandte und fragte, wo die Familie aussteigen wolle.

Obgleich nun die geballte Faust ihres Mannes der Gegenschreiberin noch — so zu sagen — auf dem Felle saß und jeden Augenblick darauf lostrommeln konnte, schrie die böse Sieben dennoch triumphirend, als gäbe sie ihrem Ehemann den Todesstoß: „An der Ketzerbach; gleich bei Zwischenhausen!“

Dies sind aber Namen, die zwar in Marburg nicht, aber in Warburg vorkommen. Der Kutscher erklärte dies kurz und setzte hinzu, es scheine ihm hier ein Irrthum zu herrschen — er habe dies schon mehrmals aus ihren Unterredungen gemuthmaßt, jetzt aber erst sei es ihm klar. Sie hätten nach Marburg gewollt, nach Süden, und wären in Warburg, im Norden. — Dabei hielt er vor dem Gasthause an, stieg mit unterdrücktem Lachen und der Versicherung seines Bedauerns ab und fing an auszuspannen.

Vergebens trat unter tiefen Bücklingen der dicke Wirth an den Wagenschlag, die Strumpfmütze in der Hand, und öffnete. Die ganze Gesellschaft saß da wie versteinert. An den Seelen der jungfräulichen Töchter gingen zugleich alle Schrecknisse solcher Abenteuer vorüber, die Gefahren in unbekannten Ländern, Städten und Wäldern, wie sie solche so oft gelesen. Zugleich gedachten sie der schönen irrenden Prinzen und Helden, die man bei solchen Gelegenheiten anzutreffen pflegt. — Da schlüpfte eben der Schulmeister, der lustige Junggeselle, um die Ecke und warf ein verstohlenes Kußhändchen zurück. — Wie die beiden Mädchen errötheten! Jede war die Glückliche!

Auf einmal brach der Gegenschreiber in ein brüllendes Gelächter aus, in das endlich Mutter, Töchter, Kutscher und Wirth einstimmten. Unter diesem Gelächter stieg man aus und ging ins Wirthshaus.

Alles aber hat seine Zeit, sagt der weise Salomo — also auch das Lachen.

Als es an's Bezahlen ging, als man mit Extrapost zurück nach K. reisen mußte, als die Töchter entdeckten, daß der Schulmeister sein Kußhändchen gegenüber des Stadtschreibers Tochter zuwerfe; als endlich aus der Reise nach Marburg gar Nichts wurde, weil des Gegenschreibers Urlaub nicht ausreichte, und das Geld auch nicht: da soll es schreckliche Scenen gegeben haben, Flüche, Thränen und auch einige Klapse. — Dem Tauben aber geht's mit Warburg, wie's dem Vetter Kleister mit dem Wort K a m i n ging; er wird wüthend, wenn man davon spricht.“

Während dieser Erzählung hatte der Calculator mit finsterer Miene den Kopf auf den linken Arm gestützt, jetzt aber schlug er auf den Tisch, daß die Gläser hüpften.

„Alle Kreuzmillionen!“ schrie er mit einer tiefen Baßstimme, „Lügen; — niederträchtige, verdammte, ganz elendigliche, feige Lügen! Ehrenschänderische Meuchelmordsgeschwätze! — Stadtklatschereien!“

„Da habt Ihr was Schönes angestiftet,“ flüsterte der kleine Kleister mit ängstlicher Miene.

„Laßt nur gut sein,“ entgegnete Daniel leise, „den wollen wir schon herumkriegen.“

„Was raunt Ihr Euch da in die Ohren, Ihr Windmacher?“ fragte der Taube mit finsterer Geberde.

„Ich sagr eben,“ schrie Daniel so laut er konnte, „daß ich die Geschichte selbst nicht glaube. Mir hat sie Einer erzählt, dem längst kein Zahn mehr weh thut, der Kanzlist Becker selig, der Erzspaßvogel. Da wollt' ich 'mal sehen, ob Ihnen die Sache bekannt wäre.“ Leise setzte er hinzu: „Das Beste ist, daß er nicht Alles gehört hat.“

Der Calculator drohte ihm mit ernster Miene. „Macht Eure Späße nur nicht zu toll,“ sprach er, „nur nicht zu toll.“ Dann aber lenkte er folgendermaßen ein: „Ob mir die Historie bekannt ist, fragt Ihr mich. Ei, ei! Keineswegs! — Also wißt Ihr nicht, wer der Gegenschreiber war. Das ist mir lieb .. wollt' sagen, darauf kommt's auch nicht an. Nur könnt' es sein, daß die Leute glaubten, ich wäre da-

mit gemeint. — Versteht mich recht. — Bin leider taub, wie Euer Gegenschreiber; ich zank' mich mit meiner Frau; ich war früher in K. und zwar dort Gegenschreiber, ich kann's nicht leugnen. Alles könnte auf mich passen. Drum, lieber Daniel, thut mir die Liebe, erzählt's nirgend, das Geschichtchen. Hätte keine Ruhe davor hier und in Ewigkeit. Gebt mir die Hand darauf, und auch Ihr Anderen."

Schmunzelnd reichte ihm Einer nach dem Andern die Hand. Der Calculator verfiel darauf in ein stilles Brüten und murmelte vor sich hin, während die Andern Prisen nahmen und sich heimlich zublinzten.

Das Allen peinliche Stillschweigen wurde endlich vom Meister Pfeffer unterbrochen:

„Vetter Kleister hat uns vorher erzählt, wie es ihm an einem fremden Hochzeitstag erging, mir ist's aber noch viel schlimmer an meinem eigenen ergangen. Wenn's den Herren recht ist, will ich's ihnen der Wahrheit gemäß mittheilen. Ich muß so'n bischen Firlefanz vorausschicken über mein Junggesellenleben, und wie ich meine Frau kennen lernte."

Dieses Wort fand einen guten Ort; man rückte wieder zusammen, und der Meister begann.

G. Kellner.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Deutsche Dichter.

Nicolaus Lenau.

Daß mit Schiller und Goethe unsere poetische Literatur nicht abgeschlossen ist und von einem Stillstande oder Rückschritte nicht die Rede sein kann, dafür ist auch Lenau ein schlagender Beleg. Unsere Literatur hat seit dem Tode jener Koryphäen in einer sichtbaren Entwickelung gelegen. Es wäre einseitig, zu verkennen, daß durch die neuen Richtungen und Weisen, wie sie von Uhland, Rückert, Platen, Heine, Lenau, Grün, Beck, Freiligrath und Herwegh eingeschlagen und angestimmt sind, unsere poetische Literatur mannigfach nicht blos bereichert, sondern auch vervollkommnet worden ist. Daß es noch so großen Vorbildern, welche wir bereits aufzuweisen das Glück haben, nicht ein Leichtes sei, als Dichter Aufsehen zu machen, dafür spricht die jährlich bedeutende Zahl neuer, nicht geradezu schlechter Dichter. In einem reich cultivirten Garten fällt oft die schönste Blume nicht sogleich in die Augen. Daß unsere Literatur aber dennoch seit Schiller und Goethe äußerlich und innerlich der Entwickelung und eines gewissen Fortschrittes fähig gewesen ist, dafür bürgen obige Namen. Es gibt freilich eine Zahl Leute, welche mit vornehmer Miene und aus aristokratischer Einseitigkeit von unserer jüngeren Literatur nichts wissen wollen, diese bekehren zu wollen, fällt mir nicht ein, sie sind unverbesserlich; wenn nicht die Wogen der Gegenwart, werden doch die der Zukunft ihre pedantischen Ansichten zu begraben wissen.

Die deutsche Lyrik ist in jüngster Zeit fruchtbarer als je gewesen. Ein Grundzug des Deutschen ist eine lyrische Stimmung, ein mehr subjectives als objectives Leben. Er hat sich gewöhnt, in Freud und Leid, in Lust und Schmerz, in den verwickeltsten und traurigsten Momenten, so wie in den Tagen der Erhebung und Begeisterung dem Liede treu zu bleiben, seine verschiedenen Stimmungen und Gefühle in selbiges niederzulegen und sie also auszusprechen. Licht und Schatten unseres Nationallebens sind im Liede ausgeprägt. Es ist der treuste Spiegel desselben, ein See, in dem die umgebenden Gegenstände klar sich abspiegeln, der zugleich aber auch so rein ist, daß unsere Augen bis auf den Grund und Boden hinabsehen können; anderentheils ein Blitzableiter für die schwülsten und furchtbarsten Gewitter. Es ist keine stichlose Behauptung, daß unsere Lyrik die Grundstimmungen der Zeitverhältnisse enthält. Von Uhland bis Herwegh ist die deutsche Lyrik eine Bibel deutschen Gefühlslebens.

Ein reiches, poetisches Leben pulsirte im Süden Deutschlands. Mit Schwaben rivalisirte Oestreich und behauptet jetzt ein Uebergewicht. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß in jüngster Zeit Oestreich vorzugsweise mit Dichtern gesegnet war, und mehre derselben zu den bedeutendsten Talenten der Gegenwart gehören. Politische Motive bewirken das Niederliegen der ernsteren wissenschaftlichen Zweige mit wenig Ausnahmen. Eine Reihe junger Talente flüchtet sich in das Gebiet der Dichtung, theils um auf diesem die trostlose Gegenwart zu vergessen, theils um die Schmerzen über diese Gegenwart und die Hoffnungen auf die Zukunft in poetischen Ergüssen auszusprechen. Die schöne Natur, das heitere Klima und das ursprünglich gemüthliche Volksleben Süddeutschlands, ja, die vielen noch vorhandenen mittelalterlichen Formen und romantischen Richtungen prägten sich dabei in mannichfacher Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit in den Dichtungen selbst ab. Der bedeutendste aber dieser Sänger ist Lenau. Seine tiefpoetische Natur hat in den Herzen aller gebildeten Deutschen einen solchen Anklang und Wiederhall gefunden, daß beim Klange seines Namens Gefühle der Liebe und Begeisterung zugleich wach werden. Welche Sympathien in ganz Deutschland für ihn herrschen, das beweist einestheils die starke Nachfrage nach seinen Dichtungen, anderentheils die allgemeine große Theilnahme an dem traurigen Geschick, was ihn betroffen.

Es sind nun dreizehn Jahr, daß Lenau mit einem Band Gedichte vor das Publicum trat. Seitdem liegen seine Gedichte in zwei Bänden und der erstere bereits in fünfter Auflage vor. Außerdem veröffentlichte er noch drei größere Gedichte, Faust, Savonarola und die Albigenser, und dem Gerücht nach war Don Juan der Vorwurf eines vierten unter seiner Feder befindlichen Gedichtes. Zwei Jahre vor Lenau war ein anderer Stern erster Größe am poetischen Himmel Oestreichs hervorgetreten, nämlich Anastasius Grün. Beide Dichter gewannen schnell Ruf und Anerkennung, beide überaus reich, aber sehr verschieden begabt, beide mit einander verwandt und doch wieder sehr unähnlich einander, beide von den Verhältnissen, Schmerzen und Wehen ihres Vaterlandes, so wie der Menschheit im Allgemeinen, mächtig ergriffen und doch weit entfernt von einander in der Auffassung und Darstellung, beide dem Morgenroth besserer Tage entgegenblickend, aber in ganz verschiedenen Weisen und Tönen. Meine Ansichten über den Dichter Anastasius Grün, an dem Lenau mit wahrer Anhänglichkeit hing, und den er selbst zur Zeit seiner Verdächtigung nie aufgab, sondern warm und beredt vertheidigte, werde ich in Kürze ausführlich aussprechen. Hier sei nur so viel bemerkt, daß Lenau's Poesie eine wesentlich verschiedene, zweifelsohne aber auch eine weit reichere und tiefere ist, und daß wir kein Bedenken tragen, ihn an die Spitze aller östreichischen Dichter zu stellen.

Eine Charakteristik des Dichters Lenau ist mit Schwierigkeiten mancher Art verknüpft. Seine Poesien haben einen Grundton; die hundert verschiedenen Modulationen haben alle einen Hauptmittelpunkt. Ist das Herausfinden des Grundtons leicht, weil er überall hervorschallt, desto schwerer ist die Detaillirung der Modulationen in ihren einzelnen Erscheinungen. Da seine Poesien überdies meist erlebt sind, d. h. gleichsam seine verkörperten Gefühle und Stimmungen enthalten, sein Leben selbst aber mit seinen wechselvollen, meistentheils traurigen Schickungen nur in dürftigen Skizzen vorliegt, so entsteht die Schwierigkeit, durch Hinweisungen und Erläuterungen den Leser im Betreff der Einzelheiten auf den richtigen Standpunkt setzen zu müssen und doch nicht immer zu können. Daher ist es auch gekommen, daß einseitige Kritiker das überall hervortretende Grundthema als eine Art von Monotonie auffaßten und beurtheilten. War es mir möglich, in der Biographie eines Julius Mosen dessen Entwickelungsgang genau zu verfolgen, an die äußeren Erscheinungen, die Producte seiner Feder, als eine nothwendige Folge zu knüpfen, so kann ich bei Lenau nur durch allgemeine Andeutungen dessen Poesien dem Verständniß näher bringen.

Nicolaus Lenau's wahrer Name ist bekanntlich Freiherr Niembsch von Strehlenau. Politische Motive mögen ihn bewogen haben, gleich Anastasius Grün, einen bürgerlichen Namen zum Aushängeschilde zu wählen. Geboren den 13. August 1802 zu Csatad im Ungarn, brachte er nur wenige Jugendjahre daselbst zu. Frühzeitig kam er nach Wien, wo er eine lange Zeit mit seiner Mutter lebte, zu der er eine eben so tiefe als glühende Kindesliebe hegte. In ihrer jahrelangen Krankheit war er ihr treuester und unermüdlicher Pfleger. Die Liebe zu Ungarn und zu seiner Mutter sind unauslöschlich in seinem Herzen geblieben. Ueber den Entwickelungsgang seiner Bildung in Wien fehlen die Nachrichten. Er bewegte sich zuförderst in den bestimmten Formen des östreichischen Unterrichtsplanes, überstand an der Universität zu Wien den Lehrcursus der Philosophie, widmete sich dann drei Jahre lang dem Studium der Jurisprudenz, deren geistlose Behandlung aber seinem feurigen Geiste so wenig zusagte, daß er dem Studium der Medicin sich zuwandte, welchem er mit seltenem Fleiße oblag. Letztere Wissenschaft gewährte seinem Hange zur Natur und deren Geheimnissen eine überaus reiche Ausbeute. Die Natur war ihm eine zweite Mutter geworden. Er hing an ihr, während ihm die erste gestorben, mit unvertilgbarer Treue. An ihrer Brust genährt und gestärkt, ist er einer der ergreifendsten Sänger der Natur geworden. Lenau liebte die Menschen, aber nicht den Umgang mit den Alltagsgeschöpfen oder Kindern der Welt. Zurückgezogenheit und Einsamkeit waren unentbehrlich für sein Glück und Wohlsein. Mitten in dem Strudel des wiener Sinnenlebens bewegte er sich nur in dem engen Cirkel weniger gebildeten Geister. War er im Frühling und Sommer wie ein Zugvogel herumgezogen, besonders in seinem lieben Schwaben, wo ihn die schöne Natur mit all ihren romantischen Reizen gleich wie die biedern Menschen und Charaktere mächtig angezogen, brachte er den Winter über meist in Wien unter Freunden und Büchern zu. Der melancholischen Richtung seines Geistes angemessen ist es, daß alte Dichter, Philosophen, Mönchsbücher, die historischen und poetischen Werke des Mittelalters zu seiner Lieblingslecture gehörten. Als eine Episode seiner Lebensweise ist seine Reise nach Amerika im Jahre 1832 zu betrachten. Daß er den Plan gehabt habe, sich dort eine bleibende Stätte zu bereiten, dem ist mehrfach widersprochen worden. Zweifelsohne waren die ihm angeborene Wanderlust und die Sehnsucht, das vielgepriesene Eldorado der Freiheit mit eigenen Augen zu schauen, die leitenden Beweggründe zu seiner Reise. Die Atmosphäre Oestreichs lag drückend auf seinem Geiste. Die Schwüle der Heimat trieb ihn Jahr aus, Jahr ein über die Grenzen derselben. Aber er war mit untilgbaren Banden der Liebe an sein Vaterland gefesselt, und darum flog er immer wieder zurück in die Metropole des Sinnengenusses, um in fortwährender Zurückgezogenheit seinen Träumen nachzuhängen. Ob er in Nordamerika einen Theil seines Vermögens eingebüßt hat, wie das Gerücht behauptet, kann ich nicht verbürgen. Gewiß ist, daß er mit vielen Täuschungen aus dem Lande seiner Sehnsucht zurückkehrte. Eben dieser Reise verdanken wir jedoch mehre seiner schönsten und frischesten Lieder. In den letzten Jahren lebte er theils in Schwaben, theils in Wien, mit Ausarbeitung epischer Stoffe beschäftigt, in historische und theologische Studien und Betrachtungen vertieft, insbesondere den tiefen Geheimnissen des Christenthums nachspürend. Nur Wenige konnten sich seines näheren Umgangs erfreuen; denn sein Leben glich mannichfach dem eines Einsiedlers. Selten erblickte man ihn auf Spaziergängen; er fühlte das Bedürfniß der Bewegung nicht, da er im Genusse von Speisen seltene Mäßigkeit bewies. Der Kaffee, sein Lieblingsgetränk, ging aber, so zu sagen, nicht aus. Unzertrennliche Gefährten waren überdies seine Pfeife und seine Geige. Die letztere soll er meisterhaft spielen. Wie er aufstand, so spielte er auf ihr, um sich in eine träumende Stimmung zu versetzen. Gar manche tief empfundene Phantasie mag auf den Saiten seiner Geige verschwebt sein. Freuden und Schmerzen ließ er in wundersamen Melodien ausrauschen. Bis gegen Mittag brachte er meist in seinem Bette zu, lesend, träumend und dichtend, wie ihn sein Inneres antrieb. Abend und Nacht waren die Stunden seiner schöpferischen Muse. Den Nachmittag brachte er gewöhnlich auf dem Neuner'schen Kaffeehaus zu, wo sich damals ein Cirkel von Gebildeten und zumeist von wiener Literaten einzufinden pflegte, und wo er theils unter Gesprächen, theils beim Billard, das er ebenfalls leidenschaftlich liebte, einige Stunden zubrachte.

Hier war es auch, wo ich ihn wenige Jahre nach seiner Rückkehr aus Nordamerika zum ersten und einzigen Male gesehen und gesprochen habe. Unvergeßlich ist mir der Augenblick. Ich war bereits drei Wochen in Wien und hatte die Hoffnung aufgegeben, Lenau, den ich seiner Gedichte halber von Herzen lieb hatte, zu sehen. Ich hatte wiederholt deshalb Anastasius Grün mein Bedauern an den Tag gelegt. Den Tag vor meiner Abreise früh that mir Anastasius Grün kund, Nachmittags ja zu Neuner's zu kommen, wenn ich Lenau, der eben aus Stuttgart zurückgekehrt sei, kennen lernen wollte. Lenau ist kräftiger Mittelstatur. Der Schnurrbart gab ihm ein kräftiges Ansehen. Während das schöne Auge den melancholischen Dichter abspiegelte, verkündete sein liebreicher Mund den liebenswürdigen Menschen, und die offene Stirn den tiefen Denker und männlichen Charakter. Er ist stiller Natur, aber nicht verschlossen, zurückhaltend gegen Fremde, aber desto offener gegen seine Freunde, eine biedere Natur, ein theilnehmender Charakter, ein Freund jugendlicher Talente und nachsichtig gegen Andere. Affectirtheit, Renommisterei, Vornehmthuerei und Stolz sind seinem Wesen ganz fern, er ist die stillste und liebenswürdigste Bescheidenheit selbst. Merkwürdig war seine Abneigung gegen das Heirathen, er lebte im keuschesten Cölibat. Darum war es auffallend und überraschend, als jüngst plötzlich die Nachricht kund ward, daß, wenn ich nicht irre, eine Frankfurterin sein Herz gewonnen habe. Aber diese freudige Kunde ward bald durch die Trauernachricht getrübt, daß sein Geist gelitten und Hölderlin's Loos ihm bevorstehe. Ganz Deutschland nahm an diesem schweren Geschick Antheil, tausend Wünsche der Wiedergenesung begleiteten ihn in den Heilort Winenden, und an die günstigen Berichte seines wackern Arztes knüpfen sich die Hoffnungen seiner zahllosen Verehrer. Möchte er dem Leben und der Dichtkunst wiedergegeben werden!

Karl Haltaus.

(Fortsetzung folgt.)

Friedliche Lieder.

13.

Stand'st niemals Du an einem Grab in Schmerzen,
Wenn sie hinuntersenkten einen Sarg,
Der eines ganzen Lebens Hoffnung barg? —
Was weißt Du dann von ewig wunden Herzen!

Man wirft die Scholle, hört sie dumpf ertönen
Am schwarzen Schrein, gleich einem Abschiedswort;
Dann ist's vorbei; doch wird Dir immerfort
Der hohle Klang durch Deine Seele dröhnen! —

14.

Der letzte Anker brach, verloren schwankt das Schiff,
Des Sturmes Spielzeug auf den hohen Wellen;
Wäscht es die Fluth hinab, zerbricht's am steilen Riff?
Was liegt daran, genug, es wird zerschellen! —

Ein armes Menschenherz, verlassen, todeskrank,
Baar aller Hoffnung und im letzten Pochen;
Ob es in Thränen brechend oder stumm versank?
Was liegt daran, genug, es ist gebrochen! —

Feodor Löwe.

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn v. B....a in Pesth. — Der Brief, welcher unsere Antwort auf Ihre Zuschrift vom 6. October enthielt, ist als unbestellbar an uns zurückgegangen. Wir wählen daher den Briefwechsel der Novellen-Zeitung, um auf Ihre Anschuldigungen, die durchaus auf irrthümlichen Voraussetzungen beruhen, zu antworten. Die Redaction hat, als voriges Jahr die Mittheilung der „Kleinen Leiden" begonnen wurde, nirgends ihr Wort verpfändet, dieselben in ununterbrochener Reihe fortsetzen zu wollen; ein solches Versprechen konnte überhaupt nicht gegeben werden, indem das Erscheinen der Uebersetzung von dem des Originals abhängig ist. Zweitens aber kann von einer Vorenthaltung deshalb nicht die Rede sein, weil nirgends in der Novellen-Zeitung gesagt ist, daß die „Kleinen Leiden" nicht fortgesetzt werden sollen. Sie sind abgebrochen worden — und der Charakter des Werkes erlaubte das — um den „Martin" Eugène Sue's in umfangreicheren Partien geben zu können, ein Werk, welches uns von allgemeinerem Interesse zu sein schien, als das von Ihnen vermißte, welches letztere, sobald der Raum es gestattet, wieder in unseren Spalten fortgesetzt werden wird.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.

№ 125.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 18. November 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Vierter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 124.)

Siebentes Kapitel.

Der Flurschütz

Bei dieser wiederholten drohenden Aufforderung: „Folgt mir zu dem Maire,“ blieben wir, Basquine, Bamboche und ich, vor Erstaunen und Schrecken unbeweglich stehen.

Der Mensch, welcher uns in Schrecken setzte, war ein noch junger Mann von hohem Wuchse, gebräunten Zügen und derbem und entschiedenen Ausdruck; er trug unter seiner blauen Blouse sein Legitimationsschild als Flurschütz und hielt in der Hand in der Scheide einen großen Cavalleriesäbel; ein gewaltiger Hund, welcher von Zeit zu Zeit seine rothen, wilden Augen zu ihm erhob, verließ seine Fersen nicht und konnte ihm auf furchtgebietende Weise zur Unterstützung dienen.

Mein erster Gedanke war, daß wir wegen des Brandes, welcher La Levrasse's Wagen verzehrt hatte, verfolgt würden, und ich warf meinen beiden Genossen einen angstvollen Blick zu.

„Im Namen des Gesetzes, ich nehme Euch fest,“ wiederholte der Flurschütz, indem er auf uns zurückte, „vorwärts, marsch, zum Herrn Maire!“

„Warum wollen Sie uns festnehmen, Herr?“ sagte Bamboche, der Dreisteste von uns, „wir thun nichts Uebles.“

„Ihr seid Landstreicher,“ versetzte der Flurschütz mit drohender Stimme; „ein Kuhhirt hat mir gesagt, daß er Euch vor drei Tagen auf die Insel habe gehen sehen.“

„Das ist wahr, Herr, und wir haben sie seitdem nicht verlassen,“ sagte Bamboche.

„Und wovon habt Ihr unterdessen gelebt?“

„Nun von Gemüse und Obst, die wir dort gefunden haben,“ versetzte Bamboche.

„Gefunden, wie, gefunden?“ rief der Flurschütz. „Das ist ganz einfacher Diebstahl, Ihr Schlingel! Ah, Ihr habt schöne Aussichten, Landstreicher und Diebe!“

„Ein Diebstahl, wenn wir nahmen, was wir brauchten, um uns zu sättigen?“ sagte ich zu ihm.

„Wir glaubten gegen Niemand unrecht zu handeln, lieber Herr,“ setzte Basquine schüchtern hinzu.

„Wirklich, Du kleine Blondine, meintest Du das?“ versetzte der Flurschütz, „wir werden sehen, ob Eure Aeltern auch von der Meinung sind; wenn sie Euch nach Hause holen, werden sie Euch derb durchdreschen, und das wird wohlgethan sein. Aus welchem Dorf seid Ihr?“

„Wir haben keine Aeltern, Herr,“ antwortete Bamboche, „und sind aus gar keinem Dorfe.“

„Wie, keine Aeltern,“ rief der Flurschütz, „und aus gar keinem Dorfe?“

„Nein, Herr, ich habe weder Vater noch Mutter, Martin da ist ein Findelkind, und Basquine —“

„Aber wo hieltet Ihr Euch denn auf, ehe Ihr hierher kamt?“ fragte der Flurschütz immer argwöhnischer.

Auf diese kitzliche Frage antwortete Bamboche trotzig:

„Wir kommen sehr weit her, wenigstens hundert Meilen von hier, Herr, und wir baten auf dem Wege um Almosen.“

„Ah, ah,“ rief der Flurschütz, „immer besser, Ihr scheint kleine, bettelnde Landstreicher und Diebe zu sein. Ihr habt keine Aeltern, die Euch auslösen können, nun dann sind Eure Aussichten schön, weiter sage ich nichts.“

„Was wird man uns denn thun, lieber Herr,“ sagte Bamboche unbefangen, indem er gleichwol vorsichtigerweise um zwei oder drei Schritt zurücktrat.

Hierauf flüsterte er mir zu:

„Hole zwei gute Hand voll Asche vom Herde, dann stell Dich hinter mir hin und gib Acht.“

Dann sagte er ganz laut zu mir, ohne Zweifel um nicht den Verdacht des Flurschützen zu erregen:

„Nicht wahr, wir wollen dem lieben Herrn Alles gestehen? Geh und hol' unsere Papiere.“

„Ich gehe schon,“ antwortete ich mit pfiffiger Miene, indem ich auf die Hütte zuschritt, um Bamboche's Weisungen Folge zu leisten.

„Papiere in Eurem Alter?“ sagte der Flurschütz mit Achselzucken, „es gibt gar keine Papiere, die in solchem Falle Gewähr leisten. Ich werde Euch den Gensdarmen übergeben, und die werden Euch diesen Abend auf die Frohnveste bringen, und von dort werdet Ihr abgeführt werden, um bis zu achtzehn Jahren in ein gutes Besserungshaus eingesperrt zu werden, Ihr Schlingel! Ja, ja! das habt Ihr wol nicht erwartet?“

„Bis zu achtzehn Jahren in's Gefängniß!“ rief Bamboche, indem er hinschielte, ob ich noch nicht zurückkäme.

„Ins Gefängniß? weil wir älternlos sind,“ sagte Basquine, indem sie die Hände zusammenschlug, „in's Gefängniß, weil wir ein paar Kartoffeln gegessen haben, die wir da aufgesammelt?“

„Ja, in's Gefängniß, es ist nicht anders,“ sagte der Flurschütz, „kurz und gut, folgt mir zum Herrn Maire, wir haben genug geschwatzt, Ihr Kindervolk. Vorwärts, marsch, oder ich fasse zwei bei den Ohren und befehle dem Mouton, daß er mir den Dritten holt. Hierher, Mouton!“ setzte der Flurschütz hinzu, indem er seinen schrecklichen Hund rief.

Plötzlich stürzte sich Bamboche, der, während er sprach, den Flurschützen so zu sagen umgangen hatte, auf ihn, packte ihn von hinten um den Leib und machte mir ein Zeichen und in demselben Augenblick warf ich ihm die Asche in's Gesicht.

Ich hatte Bamboche's Befehl geschickt ausgeführt, der dicke Kopf des Flurschützen verschwand in einer dicken Aschenwolke.

Der unglückliche Beamte, für den Augenblick geblendet, führte die Hände nach den Augen, stampfte mit den Füßen vor Ungeduld, überschüttete uns mit Schimpfwörtern und rief seinem Hunde zu:

„Beiß, Mouton!“

Aber Bamboche hatte, nachdem er den Flurschützen losgelassen, sogleich zwei Hände voll Sand aufgerafft, und in dem Augenblick, da Mouton sich bellend und seinen gewaltigen Rachen aufsperrend, auf ihn stürzte, schleuderte Bamboche ihm den Kiessand so geschickt in den klaffenden Schlund, daß Mouton erstickend, hustend, prustend und schnaubend ein halbersticktes, jämmerliches Geheul ausstieß, während sein Herr, immer noch mit den Händen in den Augen, seinerseits wüthend brüllte und bei jedem Schritte, den er thun wollte, strauchelte.

Ohne einen Augenblick zu verlieren durcheilten wir in vollem Laufe die Hütte, gingen dem Fußsteige, den wir schon kannten, nach, erreichten den Fluß, durchwateten ihn, wobei wir Basquine auf den Schultern trugen, und erreichten darauf einen der dicksten Theile des Waldes.

„Daß dieser Mann auch so boshaft ist, uns auf der Insel zu beunruhigen, wo wir doch Niemandem etwas zu Leide thaten,“ sagte Basquine, als unser weniger rascher Lauf uns erlaubte, über unsere bedenkliche Lage Betrachtungen anzustellen.

„Es ist traurig,“ antwortete Bamboche mit trauriger Miene, „es wird auf uns gefahndet werden, wenn man uns erwischt — in's Gefängniß.“

„Wie, ist's wirklich wahr,“ sagte ich zu ihm, „weil wir arme, verlassene Kinder sind, kommen wir in's Gefängniß?“

„Ja, dieser Mann belog uns nicht; als ich mit dem Krüppel festgenommen wurde, sagten mir die Gensdarmen dasselbe: Du hast Niemanden, der Dich auslöst, Du bist heimatlos — also in's Gefängniß mit Dir, Landstreicher, und ich wurde dahin gebracht; aber wir Beide, der Krüppel und ich, wußten zu entwischen."

„Mein Gott, was sollen wir machen?" sagte ich.

„Ja, hm, das ist so eine Sache mit dem brav und ehrlich werden," versetzte Bamboche, „das scheint doch so weit noch nicht zu sein, wie es aussieht — man braucht freilich nur zu wollen, aber vor allen Dingen kommt es darauf an, diese Landschaft zu verlassen."

„Früher oder später," sagte ich zu Bamboche, „hätten wir unsere Insel doch verlassen müssen, ich weiß wol, daß wir eine schöne Zeit damit verloren haben, aber was hätten wir dann, wenn wir einmal von der Insel fort waren, machen sollen?"

Mein Gedanke war, zu Basquine's Vater zurück zu kehren.

Da das Mädchen eine ängstliche Bewegung machte, versetzte Bamboche:

„Sei ruhig, ich weiß, was ich Deinem Vater zu sagen haben werde; er ist Wagner, wir geben uns bei ihm in die Lehre, Martin und ich, und werden wackere Handwerker. Aber was fehlt Dir, Basquine?" sagte Bamboche, „Du weinst?"

„Mein Vater ist vielleicht todt," sagte sie, in Thränen zerfließend.

Dann setzte sie in herzzerreißendem Tone hinzu:

„Ach, es ist nun ein Jahr, daß wir zu meinem Vater hätten zurückkehren sollen, wie Ihr mir beide verspracht, um mich zu trösten."

„Das ist wahr," sagte Bamboche mit finsterer Miene, „wir haben Dich belogen, wir haben Dich betrogen, aber es ist nicht mehr Zeit, es zu beklagen, nur immer vorwärts in Deine Heimat."

„Meine Mutter wieder zu sehen — das würde ich niemals wagen," sagte Basquine vor Schaam erbebend, „o niemals!"

„Ich verstehe Dich," antwortete Bamboche, „Du hast vielleicht recht, es ist meine Schuld."

Und er ließ ganz niedergedrückt den Kopf hängen.

„Es ist meine Schuld."

„Hört," rief ich von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, „Bamboche sagte heute Morgen, daß, wenn ein reicher Mann ihm nach dem Tode seines Vaters Hülfe und Arbeit abgeschlagen habe, daraus noch nicht folge, daß alle Leute so bösartig seien. Nun wol, laßt uns in eine Stadt gehen, auf hundert Menschen werden wir doch Einen Mitleidigen antreffen, dem sagen wir dann Alles und finden gewiß Beistand."

„Martin hat Recht, nicht wahr, Bamboche?" sagte Basquine.

„Ja, wenn uns der Eine es abschlägt, klopfen wir an eine andere Thür, wir werden doch am Ende ein gutes Herz antreffen."

„Von unseren vier Louisdor können wir einige Tage leben," versetzte ich, „und unterdessen —"

„Donnerwetter," rief Bamboche, indem er verzweiflungsvoll mit dem Fuße stampfte.

„Was fehlt Dir denn?"

„Diese Goldstücke — aus Furcht sie zu verlieren, hatte ich sie in einen Winkel der Hütte unter einen Stein gelegt, und da sind sie geblieben, nun haben wir keinen Sous."

„Still," flüsterte ich plötzlich, „horch! kommt da nicht ein Wagen?"

„Sich nicht gerührt bis er vorbei ist!" sagte Bamboche.

Und wir blieben stumm und unbeweglich in dem Dickicht verkrochen, in welchem wir Halt gemacht hatten, um uns auszuruhen, nachdem wir einige Stunden lang auf unentwirrbaren Waldpfaden herumgeirrt waren, deren Brombeersträucher unsere schon ziemlich abgetragenen Kleider beinahe ganz zerfetzt hatten.

Das Geräusch, das ich bemerkt hatte, näherte sich mehr und mehr; denn wie waren, ohne es zu wissen, dicht neben einem der Fahrwege des Waldes.

Eine Oeffnung in dem Blätterwerk, welches an einigen Stellen durch die ersten Herbstnachtfröste schon etwas gelichtet war, erlaubte uns einen Wagen zu unterscheiden, welcher bald darauf an einem Wegweiser still hielt, dessen Fuß mit einer kreisrunden, steinernen Tafel umgeben war.

Dieser Wagen, der schönste, den ich jemals gesehen, war eine Kalesche, die von vier herrlichen Pferden gezogen wurde, auf welchen zwei kleine Lakaien in castanienbrauner Livree mit himmelblauen Aufschlägen saßen; zwei Bedienten in großer Livree, ebenfalls castanienbraun und himmelblau mit silbernen Tressen saßen auf dem Bedientensitz.

Drei Kinder und ein noch junges Weib, die auf dem Rücksitze saß, nahmen den Wagen ein.

Nachdem die Pferde angehalten waren, stieg einer der Bedienten ab und trat mit dem Hute in der Hand an die Thür.

Ehe er noch etwas gesagt hatte, rief ein kleiner Knabe von fünf bis sechs Jahren mit einem allerliebsten Gesicht, welches von großen, blonden Locken eingefaßt war, gebieterisch:

„Laßt uns hier aussteigen, ich will hier aussteigen."

„Mademoiselle," sagte der Bediente, indem er sich an das junge Frauenzimmer, die Erzieherin, wie wir sogleich merkten, wendete, „Mademoiselle, der Herr Vicomte verlangt auszusteigen, soll ich die Thür aufmachen?"

Die Erzieherin war im Begriff zu antworten, als der Knabe vor Zorn bebend ausrief:

„Aber ich sage Ihnen, daß ich hier aussteigen will, machen Sie auf der Stelle auf, ich will es."



„Da Herr Scipio hier aussteigen will," sagte die Erzieherin in förmlichem, abgezirkeltem Tone, so machen Sie auf."

Der Bediente schlug den Tritt nieder und streckte die Arme aus, um den Knaben anzufassen, welchen man den Herrn Vicomte oder Herrn Scipio nannte. Aber dieser hob ein Spazierstöckchen, welches er in der Hand hielt, auf, schob damit den Bedienten zurück und sagte zu ihm:

„Rühr' mich nicht an, ich will allein aussteigen."

„Herr Scipio will allein aussteigen," sagte die Erzieherin ernsthaft, indem sie dem Bedienten ein Zeichen machte sich zu entfernen. „Lassen Sie Herrn Scipio gewähren."

Hierauf stieg Herr Scipio die drei Stufen des Trittes herab, wie er konnte, aber geschickt und gewandt, während die beiden Bedienten, sechs Fuß lange Menschen mit gepudertem Haar, mit abgezogenem Hute auf beiden Seiten der Thüre standen.

Als Scipio unten angekommen war und sah, daß der andere Knabe aussteigen wollte, rief er aus:

„Nein, Du nicht, Robert, bleib da, ich will, daß Regina zuerst aussteigt, der Wagen ist mein."

Robert zuckte die Achseln mit ziemlich verdrießlicher Miene, aber er ergab sich gleichwol darein.

Ein allerliebstes, kleines Mädchen, ein kleines Bischen größer als Basquine, stieg bebend aus dem Wagen, ihr folgten Robert und die Erzieherin.

Diese wandte sich an den sechsjährigen Vicomte:

„Scipio, wollen Sie jetzt oder späterhin vespern?"

„Wir wollen hier vespern, nicht wahr Regina?" sagte der Knabe zu dem kleinen Mädchen.

„O," antwortete diese schnippisch, „ich werde weder ja noch nein sagen. Denn wenn ich ja sagte, so bist Du so widersprecherisch und eigensinnig, daß Du nein antworten würdest."

„O ja, das ist auch wahr," setzte Robert hinzu, „Scipio ist der Kleinste, und wir müssen ihm in Allem seinen Willen thun."

„Ja, weil ich einen Wagen habe und Ihr keinen habt," antwortete der Vicomte stolz.

„Mein Vater hat auch einen Wagen," sagte Robert an seiner Ehre gekränkt.

„Ja, aber er hat nur Einen und läßt niemals Andere darin fahren, aber mein Vater hat fünf oder sechs Wagen, und dieser gehört mir ganz allein, um darin spazieren zu fahren."

„Ich bin noch mehr zu beklagen," sagte Regina fröhlich, „mein Vater hat nicht einmal einen Wagen."

„Drum nehme ich Dich auch mit in meinen," versetzte Scipio mit bezaubernd verbindlicher Miene.

Während dieses Gespräches hatten die Bedienten aus dem Wagenkasten ein erfinderisch eingerichtetes Speisebehältniß geholt, breiteten die Servietten über den steinernen Tisch aus und trugen vortreffliche kalte Küche auf. Das Silberzeug und der Krystall funkelte in den Sonnenstrahlen, welche durch das Laub der großen Eichen, die den Kreuzweg abgaben, halb gebrochen hindurchfielen.

Bamboche, Basquine und ich, in unserm Dickicht versteckt, standen dicht an einander gedrängt unbeweglich und betrachteten diesen blendenden Aufwand, welcher für uns so neu war, mit zurückgehaltenem Athem und in stummem Erstaunen, indem wir dann und wann bei allen den herrlichen Dingen, welche wir in silbernen Schüsseln auftragen sahen, sehr beziehungsreiche Ellbogenstöße wechselten. Denn seit dem Abend vorher hatten wir nichts genossen, und es konnte jetzt drei oder vier Uhr sein. Der Anblick dieser herrlichen Gerichte reizte unseren Heißhunger noch mehr, während zu unserer großen Verwunderung diese glücklichen Kinder dieselben kaum mit spitzen Lippen kosteten.

Der Vicomte Scipio hatte hinter sich einen der großen betreßten Bedienten, welcher ihn mit ehrerbietiger Dienstbeflissenheit bediente, indem er eben so wie die Erzieherin dem geringsten Wunsche des Knaben zuvorzukommen suchte.

Der Vicomte hatte kaum einen kleinen Schnitt von, ich weiß nicht, welcher Pastete, welche seinen Appetit besonders zu reizen geschienen hatte, gekostet, als er sein Glas voll Wasser und Wein nahm und es mit lautem Gelächter in die Pastete ausgoß.

„Aber, Scipio, warum wollen Sie die Pastete verderben?" sagte die Erzieherin.

„Ich habe genug davon," sagte der Vicomte.

„Aber ich hätte davon gegessen," rief Robert.

„Ach, Du kannst was Anderes essen, es ist ja genug da; die Pastete war mein."

Bamboche machte eine rasche Bewegung des Unwillens und konnte sich nicht erwehren, mit leiser Stimme zu brummen:

„Ungezogener Bengel!"

Basquine und ich stießen unseren Kameraden mit dem Ellbogen an, er bezwang sich.

Aber plötzlich rief der Herr Vicomte mit befremdeter und zorniger Miene:

„Was, ist keine Crême da?"

„Sie wissen, Scipio, daß die Crême Ihnen nicht bekommt, darum ist keine mitgenommen worden," sagte die Erzieherin.

„Ich will Crême haben."

„Aber —"

„Ich sage Ihnen, daß ich welche haben will, es soll auf der Stelle welche geholt werden."

Und da die Erzieherin Widerstand leistete, erfolgte von Seiten des Herrn Vicomte, der vor Zorn scharlachroth geworden war, einer jener Wuthanfälle verzogener Kinder, welcher bald so heftig wurde, daß er an das Krampfhafte gränzte.

Die Erzieherin wurde ängstlich und sagte zu einem der Bedienten:

„Dieser Zornanfall kann dem Herrn Scipio schaden; gehen Sie sogleich mit dem Wagen und holen Sie Crême."

„L——— mit Deiner Crême," brummte Bamboche, ohne daß wir's hindern konnten.

„Aber wo soll ich Crème finden?“ fragte der Bediente die Erzieherin, „mitten im Walde kommt sie selten vor.“

„Gehen Sie nach Mortfontaine, da werden Sie wol welche finden. Sie können nach der einen Seite gehn, Jacob nach der andern, richten Sie es ein wie Sie wollen, aber sehen Sie zu, daß Sie Crème bringen, sonst bekommt Herr Scipio einen von den Krampfanfällen, die so gefährlich für ihn sind.“

Ohne Zweifel seit langer Zeit daran gewöhnt, den kindischen Launen des Herrn Vicomte Folge zu leisten, stiegen die beiden Domestiken hinter dem Wagen auf, nachdem sie die beiden Postillone angewiesen, in scharfem Trabe den Weg nach Mortfontaine einzuschlagen.

„Es ist nicht Recht, Scipio, daß Sie auf diese Weise den Wagen weggeschickt haben,“ sagte die Erzieherin einige Zeit nachher, als die Pferde sich entfernt hatten, der Himmel fängt an sich zu bedecken, es könnte leicht Regen und Sturm kommen, ehe die Leute zurück sind.“

„Was geht mich das an? Ich will Crème haben,“ antwortete Scipio eigensinnig und fing zum Zeitvertreib an, Sand, Gras und Erde auf die Ueberbleibsel der Mahlzeit zu werfen, welche übrigens Robert und Regina nicht mehr berührten.

Auf die gierige Aufmerksamkeit, welche in mir der Anblick dieses wohlschmeckenden Vesperessens hervorgerufen hatte, folgte bald ein weniger materielles Interesse, es war mir unmöglich die Augen von dem allerliebsten Gesichte des Fräulein Regina abzulenken.

Bis dahin hatte ich nichts Hübscheres angetroffen als Basquine, aber Regina stand in so entschiedenem Gegensatz zu der Schönheit unserer Genossin, daß die Bewunderung, welche man für die eine empfand, derjenigen für die andere nicht hinderlich sein konnte.

Basquine war blond, aber ihre Gesichtsfarbe, welche milchweiß mit rosenroth gewesen war, war vermöge unseres herumstreichenden Lebens und unserer Uebungen in vollem Sonnenschein matt und goldglänzend wie die einer Brünette geworden. Regina dagegen hatte dintenschwarzes Haar und blendendweiße Haut, drei sammetschwarze Maale, welche sehr sichtbar, ja zu sichtbar waren, das eine im Winkel des linken Auges an der Schläfe, das andere ein wenig über der Oberlippe und das dritte weiter unten auf dem Kinn, hoben den durchscheinenden Glanz ihrer Gesichtsfarbe und den Purpur ihrer Lippen noch mehr hervor.

Trotz dieser drei kleinen Flecken von Ebenholz, die etwas so Anzügliches hatten, schien Regina's Gesichtsausdruck für ihr Alter ein wenig ernst, ihre großen Augen waren zugleich durchdringend und nachdenklich, während ihr kleiner Mund mit schmalen Lippen und ihr leicht vorspringendes Kinn ihren Zügen einen entschiedenen Charakter von Nachdenken und Festigkeit gaben; ihr langes, schwarzes, lockiges Haar spielte um ihren glänzenden Hals, welcher schlank war wie der eines Vogels. Sie trug ein Kleid von weißem Mousseline, und ein Beinkleid, das mit Spitzen besetzt war; ihre kleinen Füße waren mit bunten Strümpfen und kleinen, braunrothen Stiefelchen bedeckt; sie trug als Gürtel ein kirschrothes Band, welches dem ihres großen, runden Strohhutes glich.

— — — — — — — — — — — — — —

Alle diese Dinge sind mir nur noch allzugegenwärtig. Ach, wer hätte mir gesagt, daß eines Tages — aber nein, Alles hat seine Zeit.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich vergaß Hunger, Basquine, Bamboche und die Schwierigkeiten unserer gegenwärtigen Lage und konnte meine Augen nicht von Regina los machen; zwei oder drei Mal fühlte ich, wie meine Wangen, meine Stirn roth wurden und erglühten, während mein Herz sich abwechselnd krampfhaft zusammenzuziehen schien und heftig schlug; ohne das Beispiel und den Unterricht, die ich von der vorzeitigen Liebe Bamboche's erhalten hatte, würde freilich die seltene Schönheit dieses Mädchens in mir nicht eine solche unruhige Bewunderung hervorgerufen haben — eine Bewunderung, welche bald vermöge eines tiefen Mitgefühls noch höher stieg; denn Regina kam mir eben so bescheiden und zurückhaltend vor, wie der Vicomte launisch und eigensinnig; zwei oder drei Mal trat sie ihm sogar mit einer gewissen kindlichen Würde und einem feinen Spotte entgegen, welcher mich entzückte.

Robert, der andere Knabe, ungefähr von Bamboche's Größe, aber viel zerbrechlicher, hatte ein sehr niedliches Gesicht, er spielte ein kleines Bischen den kleinen Herrn und hatte sich häufig mit Regina etwas leise in's Ohr zu flüstern.

Wider Willen brachte mich diese Vertraulichkeit auf, nicht weniger wie die Zuvorkommenheiten, welche eben dieser Robert mit einer für sein Alter bemerkenswerthen Höflichkeit Reginen während der Mahlzeit erwies; er war wie Scipio mit einem runden Rock und hellen Beinkleidern angethan, sein Hemd lief in einem zusammengelegten Kragen aus, um welchen eine kleine Atlascravatte gelegt war.

Ich erwähne diese Kleinigkeiten erstlich, weil sie sich meinem Gedächtnisse dermaßen eingeprägt haben, daß ich viele Jahre nachher diese Personen, welche ich seit diesem Auftritte in meiner Kindheit nicht wieder gesehen hatte, sogleich wieder erkannte und sodann, weil der geschmackvolle Anzug dieser glücklichen Kinder bald in einen seltsamen Gegensatz mit unseren Lumpen treten mußte, indem die Brombeersträucher des Waldes meine und Bamboche's Blouse so wie auch Basquine's schlechten Rock seltsam zerfetzt hatten; denn wenn wir einmal unsere glänzenden Seiltänzeranzüge abgelegt hatten, so waren wir gemeiniglich äußerst schlecht gekleidet.

Wir hatten also der Mahlzeit der drei Kinder schweigend und versteckt beigewohnt.

Ihr Wagen hatte sich seit einiger Zeit entfernt, mehre heftige Donnerschläge und Windstöße kündigten ein nahes Gewitter an.

Plötzlich fuhr Bamboche, welcher bis dahin nachdenkend und vertieft da gestanden hatte, rasch auf und sagte zu uns:

„Mir nach!“

Wir bogen die Zweige aus einander, welche uns bis dahin versteckt gehalten hatten, und erschienen alle drei auf dem Kreuzwege, wo die Erzieherin, Regina, Robert und der Vicomte Scipio sich befanden.

Achtes Kapitel.

Die vornehmen Kinder.

Das bleiche und eingefallene Gesicht Bamboche's, die schlechte, griechische Mütze, unter der sein langes, schwarzes, struppiges Haar hervordrang, seine zerfetzte Blouse, sein für sein Alter starker und hoher Wuchs und der derbe Ausdruck seiner entschiedenen Züge mußten unsere Erscheinung so ziemlich schreckenerregend machen; denn ich war eben so elend gekleidet wie mein Kamerad, und Basquine's Anzug war nicht weniger zerlumpt als der unsrige.

Bei unserer Erscheinung näherten sich Robert und Regina instinctmäßig der Erzieherin, aber Scipio, obgleich der kleinste, doch der dreisteste von ihnen, rief aus:

„Seht diese kleinen Bettler! — was mögen sie wollen — wie sie häßlich und schmuzig sind.“

Bamboche zog seine Mütze, näherte sich der Erzieherin und sagte zu ihr mit sanfter und bewegter Stimme, welche mit seiner kraftvollen Gestalt in Widerspruch stand:

„Liebe Madame, wollen Sie eine gute That thun, die Ihnen Glück bringen wird und diesen kleinen Herren und diesem kleinen Fräulein auch?“

„Aber,“ antwortete die Erzieherin, mehr und mehr verwundert, „ich weiß nicht, was Ihr von mir wollt, warum habt Ihr Euch in diesem Walde versteckt?“

„Sehen Sie, liebe Madame,“ versetzte Bamboche warm, „ich will offen zu Ihnen reden, wir sind alle Drei elternlos, hülflos; wir kommen weit her; wir gehörten zu einer Seiltänzerbande; wir sahen, daß diese Profession gefährlich für uns war, daß wir dabei schlechte Menschen werden würden, da sind wir fortgelaufen. Sie sind reich, geben Sie uns die Mittel, ehrliche Leute zu werden; wir verlangen nichts als zu arbeiten und uns ehrlich zu nähren. Wir sind bis jetzt so unglücklich gewesen, sehen Sie, daß der geringste Antheil, den man an uns nimmt, für uns etwas Großes sein wird. Darum, liebe Madame, gewähren Sie uns einen Winkel in Ihrem Hause, dies Sie uns in die Lehre gegeben haben, wo Sie wollen, das ist uns gleich. Alles, was wir verlangen, ist ein Handwerk zu lernen, mit dem wir uns eines Tages ehrlich ernähren können. Wir haben Muth; wir haben so viel Leiden erduldet, daß für uns kein Geschäft zu schwer ist, aber vor allen Dingen wünschen wir unter ehrlichen Leuten zu leben. Wahrhaftig, es ist Zeit, es ist mehr als Zeit.“

Die Erzieherin blieb stumm und betreten.

Die Kinder sahen einander an und schienen Bamboche's Worte nicht zu verstehen, und dennoch hatte er sich mit so lobenswerther Entschlossenheit, mit so aufrichtiger Rührung erklärt, daß ich zweimal Thränen in seinen Augen sah.

Ich suchte ihm zu Hülfe zu kommen und versetzte:

„Ja, liebe Madame, könnte doch mit der Erlaubniß ihrer Aeltern dieser kleine Herr,“ und ich wies auf Scipio, „mich auf sich nehmen, dieser andere Herr meinen Kameraden und dieses artige Fräulein unsere Genossin, sie würden es nicht zu bereuen haben.“

„O gewiß nicht, Fräulein,“ sagte Basquine, indem ihr flehendes Auge den Blick Regina's suchte, die ich nicht aus den Augen ließ; denn in der Nähe gesehen, schien ihre Schönheit noch blendender, und ich fühlte mich bis in's Innerste erschüttert.

„Aber was wollt Ihr denn,“ versetzte die Erzieherin, indem sie hochmüthig und steif die Achseln zuckte; „was Ihr da von mir fordert, hat ja gar keinen Sinn; wir kennen Euch gar nicht und wissen nicht, wer Ihr seid, und Ihr wollt, daß diese Herren und dieses Fräulein ihre Aeltern bitten, daß sie Euch über sich nehmen — ist's möglich?“

„Und doch sind wir drei sehr unglückliche Kinder,“ sagte Bamboche mit bebender Stimme, „drei Kinder, die sehr zu beklagen sind, wahrhaftig, ziehen Sie es nur in Erwägung, liebe Madame. Martin hat's Ihnen schon gesagt, jedes Ihrer Kinder kann eins von uns über sich nehmen, sie sind so reich, so glücklich! Das kostet Ihnen nichts und bringt Ihnen Glück; denn eines Tages werden Sie an uns Freunde und Brüder haben, die sich für Sie werden todtschlagen lassen.“

„Da seh' mir Einer diese kleinen Bettler,“ sagte Scipio, indem er den Mund verächtlich verzog, „sie sagen, sie wollen unsere Freunde und Brüder sein, aber ich mag gar nicht mit solchen kleinen Bettlern gehen.“

„Lieber, kleiner Herr,“ sagte Bamboche in herzlichem Tone, indem er zu ihm herantrat, „Sie sind immer glücklich gewesen, nicht wahr? Sie haben niemals von Hunger, Kälte oder Entbehrung gelitten? Sie sind niemals geprügelt worden? Nun wol, setzen Sie sich einen Augenblick an unsere Stelle, die wir das Alles zu ertragen gehabt haben, und Sie werden sich unserer gewiß erbarmen.“

„Was der Große dumm ist,“ sagte Scipio, „er fragt mich, ob ich Hunger und Kälte gelitten habe?“

Ich sah den Winkel von Bamboche's Kinnbacken erbeben, wie dieses immer geschah, wenn er seine natürliche Heftigkeit zu bezwingen suchte, aber er blieb ruhig.

Regina allein schien gerührt, zweimal ward ihr weißes Gesicht hochroth, und sie trat auf Basquine mit einer Mischung von Antheil, Zurückhaltung und beinahe von Furcht zu.

Basquine trat ihr ermuthigt einen Schritt entgegen, indem sie ihr die beiden Hände entgegenstreckte; hierauf, sei es Schrecken, sei es Unentschlossenheit, wich Regina schnell zurück.

Das zweite Mal schien sie ihr Zögern zu überwinden, aber ein strenger Blick der Erzieherin und das Wort: „Regina!“ lähmte die rührende Regung des Kindes.

Der Himmel hatte sich immer mehr und mehr umzogen.

Schon leuchteten einige Blitze durch die Bäume des Waldes; die Erzieherin fing an, sich ernsthaft zu beunruhigen; denn sie konnte sich nicht enthalten, ärgerlich zu Scipio zu sagen:

„Nur Ihrer Laune willen, verzogenes Kind, ist der Wagen weggeschickt, und da zieht das Gewitter schon herauf.“

„Was geht mich das an? Ich will Crême haben und bekomme sie," sagte Scipio.

Die Erzieherin zuckte die Achseln, und indem sie sich an Bamboche wandte, der bescheiden mit niedergeschlagenen Augen und die Stirn mit Schweiß bedeckt dastand und ehrfurchtsvoll eine Antwort auf unsere Bitten erwartete, sprach sie zu ihm:

„Ich bin die Erzieherin des Herrn Scipio, des Sohnes des Herrn Grafen Duriveau; Herr Robert und Fräulein Regina sind mir von ihren Aeltern anvertraut worden, um mit Herrn Scipio zu vespern; ich kann es also nicht über mich nehmen, für Dich und Deine Genossen einzuschreiten; denn was Ihr von mir verlangt, ist thöricht und wahnsinnig. Wahrhaftig, wenn man alle Bettelkinder, welche man antrifft, über sich nehmen wollte — es ist wirklich lächerlich."

„Liebe Madame," versetzte Bamboche, indem er einen letzten Versuch machte, um das Frauenzimmer zu erweichen, „wenn Sie unsere Lage wüßten, von Augenblick zu Augenblick können wir als Landstreicher festgenommen und in's Gefängniß gesetzt werden, ja, in's Gefängniß bis zum achtzehnten Jahr, und warum? weil wir allein und verlassen stehen. Und was wünschen wir? ein wenig Beistand, um Arbeit zu bekommen, Brot und Wasser, ein Strohlager und einen guten Lehrherrn; das ist Alles. Welcher Reiche darf dem Armen dieses Almosen versagen, wenn er um dasselbe aus Herzensgrunde und mit Thränen in den Augen bittet?"

Wirklich rannen zwei Thränen über Bamboche's hohle Wangen.

Regina bemerkte dies zuerst und sagte mit zitternder Stimme ganz leise zur Erzieherin:

„Sehen Sie, Fräulein, er weint."

Die Erzieherin selbst schien bewegt, und Robert wandte sich an sie und versetzte wie Regina:

„Es ist wahr, er weint."

„Ach ja," versetzte Scipio höhnisch, „Papa sagt, diese Bettler thun immer, als wenn sie weinten, um uns das Geld zu stehlen."

„Wie mich der ärgert, der Kleine," sagte Basquine ganz leise zu mir, „Bamboche wird über ihn herfallen, desto besser."

Aber Bamboche hatte zu viel Entschlossenheit, zu viel Herz, zu viel Offenherzigkeit an seine Bitte gewendet, um sich bei den Ungezogenheiten des kleinen Vicomte aufzuhalten; er wandte sich auf's Neue an die Erzieherin, welche er gerührt sah:

„Liebe Madame, geben Sie dieser gütigen Regung nach, erbarmen Sie sich unser, bringen Sie uns zu dem Herrn Grafen, welchen Sie genannt haben, er wird es Ihnen nicht übel nehmen, gewiß nicht; und dann sein Sie nur ganz ruhig, wir wollen ihn schon gewinnen, bringen Sie uns zu ihm, lassen Sie uns hinten auf den Wagen steigen."

„Auf *meinen* Wagen! Die kleinen Bettler!" rief der Vicomte verdutzt, „ja das fehlte noch."

„Wenn Du den Grafen Duriveau kenntest, kleiner Freund," antwortete die Erzieherin Bamboche mit einem Seufzer, „so würdest Du wissen, daß er weniger als irgend Jemand sich zu dieser Thorheit hergeben würde; Alles, was ich thun kann, ist —"

Damit hielt die Erzieherin, deren Rührung eine wahre war, ein; denn sie hielt die Gelegenheit für passend, ihren Zöglingen eine praktische Unterweisung in der christlichen Liebe zu geben.

Sie zog ihren Beutel aus der Tasche, nahm einige Zehnsousstücke heraus und nachdem sie jedem der drei reichen Kinder eins derselben gegeben, sagte sie zu ihnen mit Salbung:

„Sie sehen, liebe Kinder, welcher Unterschied zwischen Ihnen und diesen armen Kleinen ist, Sie müssen gegen sie gutherzig und mitleidig sein, geben Sie ihnen Jedem 10 Sous, außerdem mögen sie die Ueberbleibsel der Mahlzeit zu sich nehmen."

„Aber," sagte Regina schüchtern, „Scipio hat auf Alles Sand und Erde geworfen."

„Laß Dich das nicht beunruhigen, Regina," versetzte die Erzieherin; „ein Bischen Sand wird ihnen nichts ausmachen, sie haben doch in ihrem Leben keine solche Mahlzeit gethan."

Hierauf wandte sie sich zu uns.

„Ihr sollt ein paar Sous haben, breitet Eure Blousen aus, um die Ueberbleibsel der Mahlzeit mitzunehmen."

„Madame," sagte traurig Bamboche, „ein paar Sous und die Ueberbleibsel dieses Vesperbrotes ändern in unserer Lage nichts. Es ist nicht um ein solches Almosen, warum wir bitten," versetzte er mit flehender Stimme, indem er die Hände inbrünstig faltete; „warum wir bitten, das ist Beistand, um Arbeit zu bekommen, um aus dem schlechten Leben herauszukommen, welches wir führen, und nicht mit dem Geldbeutel, sondern mit dem Herzen kann man in dieser Beziehung Gutes thun."

Von ihrem Standpunkte aus mußte die Erzieherin glauben, Alles für uns gethan zu haben, was möglich und vernünftig wäre; daher sprach sie, ungeduldig über Bamboche's Beharrlichkeit, verdrießlich zu ihm:

„Wenn Ihr so ekel und ungenügsam seid, so geht und laßt uns in Ruhe. Es ist Euch gegeben, was Ihr verlangen konntet, macht Euch fort, es wird am Ende unleidlich."

„Wenn meine Bedienten hier wären, würden sie Euch mit großen Fußtritten hübsch wegjagen," sagte Scipio entschlossen.

„Das ist wahr, diese kleinen Bettler machen sich unangenehm," setzte Robert hinzu, und indem er uns sein Zehnsousstück vor die Füße warf, versetzte er:

„Macht Euch fort!"

Statt sein Geldstück uns vor die Füße zu werfen, zielte Scipio nach Bamboche's Gesicht und traf ihn auf die Brust.

Ich sah, daß Regina vor Begierde schmachtete, Basquine ihr Opfer in die Hand zu geben, aber sie wagte es nicht.

„Sie gehen nicht," versetzte die Erzieherin heftig, indem sie sich an uns wendete, „man hat keine Vorstellung von einer solchen Hartnäckigkeit, meinetwegen, sammelt Eure Sous auf, nehmt diese Ueberbleibsel, oder laßt es bleiben, aber laßt uns in Ruhe, sonst versichre ich Euch, daß, wenn hier ein Waldhüter vorbeikommt, wir Euch festnehmen lassen."

In diesem Augenblicke erscholl ein heftiger Donnerschlag.

Beinahe in demselben Augenblicke rief Bamboche bleich vor Wuth und mit fürchterlichem Blicke, einen Schritt auf die Erzieherin zutretend:

„Ah, wenn's so steht, wir wollen Euer Almosen nicht! Versteht Ihr, wir wollen diese Ueberbleibsel nicht, in welche diese Buben hineingegeifert haben, versteht Ihr!"

Bamboche war schrecklich, und ich gestehe es, sein Unwille steckte mich an; soviel Verachtung, soviel Härte beim Almosengeben brachte mich eben so sehr auf wie ihn, und außerdem muß ich gestehen, daß ich bereits eine Art eifersüchtigen Hasses gegen Robert empfand, welcher beim ersten drohenden Worte Bamboche's sich Regina genähert hatte, als wolle er sie beschützen.

Basquine schien schmerzlich gedemüthigt, sie sagte zu mir mit leiser Stimme im aufgebrachten Tone und die Augen voll Thränen des Unwillens:

„O diese reichen Leute!"

Die Erzieherin war einen Augenblick erschrocken gewesen; denn der Wald war einsam, und unsere Gesichter mochten eben keinen beruhigenden Eindruck machen, dann aber faßte sie sich, indem sie zu sich selbst sagen mochte, daß sie doch nur mit Kindern zu thun habe, und versetzte ebenso verächtlich als zornig:

„Hat man jemals solche kleine Hungerleider gesehen, mit solcher Frechheit das Almosen aufzunehmen, das man ihnen zu geben sich zu ihnen so herabläßt?"

Bamboche war nach seinem ersten Zornesausbruch einen Augenblick still geblieben und warf finstere Blicke um sich, als sänne er auf irgend einen unheimlichen Anschlag.

Plötzlich stürzte er sich unversehens mit der Gewandtheit einer wilden Katze auf die Erzieherin, faßte sie um den Hals und rief mir zu:

„Martin, versichere Dich der beiden Buben, Basquine, halte die Kleine fest."

Ich warf mich auf Robert, welcher, tapfer genug, eine Flasche ergriff und sie mir an den Kopf zu schleudern gedachte; ich vermied den Schlag, und indem ich meinen Gegner um den Leib faßte, warf ich ihn, gewandt und stark, wie ich geworden war, leicht zu Boden, während Scipio, von Natur muthig, sich an meine Beine anklammerte und mich zu beißen versuchte; aber da es um Robert niederzuhalten hinreichend war, daß ich ihm auf die Brust kniete und ihn mit der einen Hand hielt, konnte ich mit der andern Scipio bei seinem langen Haar fassen und ihn auch festhalten, während Basquine, Bamboche's Worten Folge leistend, auf Regina zusprang, sie kräftig um die Arme faßte und zu ihr sagte:

„Rühre Dich nicht, Dir soll nichts Uebles geschehen."

Alles Das war mit der äußersten Schnelligkeit vor sich gegangen.

Als wir auf diese Weise Bamboche's Weisungen Folge geleistet hatten, sahen wir uns um, wie weit er mit der Erzieherin wäre.

Das arme Mädchen, bleich vor Schrecken und von Bamboche, der für sein Alter stark und groß war, leicht überwältigt, ließ sich von ihm mittelst einer langen seidenen Schärpe, welche sie trug, an einen Baum binden.

Hierauf zog Bamboche unter seiner Blouse die kleinen Pistolen, die er uns nach Lucifers Tode gezeigt hatte, hervor, zeigte sie der Erzieherin und sagte zu ihr:

„Wenn Sie schreien, so brenne ich Ihnen das Gehirn aus."

Der Anblick dieser Waffen steigerte den Schrecken der Erzieherin auf's Höchste, sie schloß die Augen und sank in sich zusammen wie ein lebloser Körper, indem sie nur von Zeit zu Zeit von einem krampfhaften Zittern ergriffen wurde.

Bamboche näherte sich jetzt dem Tische, legte seine Waffen auf demselben nieder, nahm eine Flasche, welche, wenn ich nicht irre, Madeira enthielt, füllte drei Gläser bis zum Rande und wandte sich an mich und Basquine:

„Laßt die kleinen Schlingel, sie werden sich nicht rühren oder —"

Und er zeigte seine beiden Pistolen.

Bei dieser schrecklichen Drohung blieben Robert und Scipio selbst, trotz seiner Unerschrockenheit, vor Furcht unbeweglich, während Regina vermöge eines natürlichen Gefühles von Schaam und muthvollem Mitleid zu der Erzieherin lief und sie zu beruhigen suchte.

Bamboche zeigte uns mit den Augen die Gläser, welche er gefüllt hatte, ergriff das seinige, hob es in die Höhe und sagte mit einer wilden Begeisterung, welche ich niemals vergessen werde:

„*Haß den Reichen!* laßt uns immer daran gedenken, daß wir in tiefster Aufrichtigkeit unseres Herzens ehrliche Leute werden wollten, und daß man uns mit dem Gefängniß bedroht und mit Verachtung und Grausamkeit zurückgestoßen hat. Ihr seht, der Krüppel hatte recht — *Haß den Reichen!*"

Und er leerte sein Glas mit einem Zuge.

„Haß den Reichen!" sagte Basquine, indem sie ebenfalls ihr Glas leerte.

Und zum ersten Male sah ich auf ihrem kindlichen Gesicht einen Ausdruck von höhnischer Bosheit, der mich betroffen machte.

„Haß den Reichen!" sagte ich meinerseits, indem ich trank wie meine Genossen.

So kindisch dieser Auftritt schien, hat er doch immer eine unheimliche Erinnerung in mir zurückgelassen.

Der Donner brüllte laut.

Der Wind heulte, ein Gewitterregen fiel in großen Tropfen herab, und es war unter diesem Gewölbe von Laubwerk beinahe schon Nacht; denn das Ende des Tages näherte sich, und der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt.

Dieses Glas starken Weines, das in einem Zuge und nüchtern, wie wir seit dem vorigen Tage waren, getrunken war, berauschte uns zwar nicht, aber es stürzte uns in eine heftige Ueberreizung.

„Jetzt," sagte Bamboche, indem er sich nach Robert und Scipio umwandte, die, da sie nicht zu fliehen wagten, ganz außer sich unter den steinernen Tisch gekrochen waren, wo sie hocken blieben und heiße Thränen weinten, „jetzt wollen wir, da die reichen Herrchen unser Elend so verächtlich finden, ihnen zeigen was Elend heißt."

Und damit bückte er sich, faßte Robert am Kragen, zog ihn trotz seines Sträubens hervor und sagte zu ihm:

„Vorwärts, Du sollst mitkommen und betteln wie wir, leben wie wir! Martin, nimm Du den Herrn Vicomte," setzte er ironisch hinzu.

Dann aber bedachte er sich, ließ Robert plötzlich fahren, stieß ihn von sich und sagte:

„Pah! Dich lasse ich. Du scheinst mir mehr dumm als boshaft zu sein; aber der Herr Vicomte,

der Herr Scipio, ein wahrer Edelstein von einem reichen Taugenichts, soll mitkommen. Und Du, Martin, nimm die Kleine. Du hast keine Frau, sie ist hübsch, Du hast schon ein Auge auf sie, ich schenke sie Dir, bemächtige Dich ihrer."

„Das ist recht," rief Basquine, wie wir von dem Wein aufgeregt und eine Art wilder Freude nicht verhehlend:

„Fasse sie, die reiche Dame, Martin, ich bin auch meinem Vater mit Gewalt entführt worden."

„Rasch vorwärts!" sagte Bamboche, indem er in die eine Hand seine Pistolen nahm und mit der andern Scipio nachschleppte, der sich mit durchdringendem Geschrei sträubte. „Vorwärts, durch den Wald, der Wagen kann zurückkehren, Martin, nimm Deine Frau und laß uns aufbrechen. Und Du, wenn Du schreist oder Dich sträubst, so drücke ich los," setzte er hinzu, indem er dem Scipio eine von seinen Pistolen auf die Stirn setzte.

Da mir der Kopf warm war von dem Wein, den ich getrunken, und meine Vernunft verwirrt von der Schönheit Reginens, die einen so großen Eindruck auf mich gemacht hatte, lief ich auf sie zu, und obgleich sie sich an die Kleider der Erzieherin anklammerte und um Hülfe rief, faßte ich sie doch roh in



meine Arme; sie war so leicht, daß ich sie trotz ihres Widerstandes leicht forttrug.

„Geh voran, Basquine," sagte Bamboche, „und bahne uns den Weg in dem Dickicht, ehe zehn Minuten vergehen, ist's dunkel, und man hat unsere Spuren verloren."

Auf Reginens krampfhaftes Sträuben folgte eine Art Ermattung und Erschöpfung, als wären die Kräfte des unglücklichen Mädchens zu Ende, ich fühlte, wie sie in meinen Armen ohnmächtig wurde, und da ihr Kopf auf meine Schulter zurücksank, berührte ihre kalte Wange die meinige.

Wir waren jetzt schon einige Zeit durch's Dickicht fortgeschritten, erschreckt rief ich fast wider Willen:

„Bamboche, der Kleinen wird unwohl."

„Vorwärts!" rief Bamboche mit wildem Gelächter, indem er fortfuhr, Scipio hinter sich her zu schleppen, „Du sollst sie gleich wieder zu sich bringen."

Und während die Nacht jetzt ganz hereingebrochen war, gingen wir immer tiefer in den Wald hinein.

Neuntes Kapitel.

Claudius Gérard, der Dorfschullehrer.



Claudius Gérard! Ich kann diesen Namen nicht ohne ein tiefes Gefühl von Bewunderung, Zärtlichkeit und unaussprechlicher Erkenntlichkeit niederschreiben.

Ich werde sogleich sagen, auf welche Weise ich Claudius Gérard kennen lernte.

Es war einige Zeit vergangen, seitdem ich im Walde von Chantilly Regina entführt hatte, während Bamboche den Vicomte Scipio fortschleppte. Nachdem wir eine Zeitlang in diesen Waldungen herumgeirrt waren, führte uns unsre Weg mit einer Runde von Forstbedienten zusammen. Scipio rief um Hülfe; erschreckt ließen wir die Kinder fahren und ergriffen die Flucht.

Das Dunkel der Nacht, die Dicke des Waldes und unsere Gewandtheit machte es uns möglich, den Forstbedienten, welche schwer bewaffnet zu Pferde saßen, zu entgehen. Bei Tages Anbruch hatten wir den Wald verlassen und gingen dem Wege nach Louvres nach, indem wir Paris den Rücken kehrten.

Da uns unsere Umkehr zum Guten mislungen war, erwachten alle unsere bösen Begierden wieder lebhafter, bitterer, gehässiger als früher; die Abweisung, die Verachtung, die wir erfahren hatten, rechtfertigten in unseren Augen unsere schreckliche Entschlossenheit im Bösen.

Wir waren lustig, anzüglich, unverschämt; auf dem Wege, indem wir gerade für uns hingingen und nur die großen Städte vermieden, wo die Polizei wachsamer ist, bettelten wir in den Dörfern oder sangen in den Kneipen, und dabei stahlen wir, was wir konnten, bald Wäsche, die man auf den Hecken zum Trocknen ausgelegt hatte, bald verirrtes Geflügel und dergleichen und verkauften unsern Raub, wobei es uns auf den großen Landstraßen an Käufern wenig fehlte; wir schliefen bisweilen in einer Scheune oder in einem Stall, wo man uns um Gotteswillen aufgenommen, andere Nächte brachten wir in Windmühlen zu, in welchen wir uns ein geschütztes Plätzchen einzurichten suchten; denn auf den Herbst war der Winter gefolgt.

Ich habe die Aufregung des Spieles niemals kennen gelernt; aber Bamboche, welcher später in Folge von allerlei, wenn auch nicht verbrecherischen, doch nicht sehr ängstlichen Mitteln über beträchtliche Summen verfügen konnte, welche er mit abwechselndem Gewinn und Verlust verspielte, hat mich versichert, und es war mir begreiflich, daß nichts der Aufregung beim Spiel ähnlicher sei, als der fortwährende Wechsel von Furcht und Hoffnung, Schreck und Freude, Ueberfluß und Entbehrung, welche jeden Tag unseres herumirrenden Lebens bezeichneten.

Wo werden wir die Nacht schlafen? Wird das Almosen reichlich, die Gelegenheit zum Stehlen günstig, die Einnahme für Basquine's Gesang erheblich sein, und gesetzt, es findet sich Gelegenheit, Etwas zu entwenden, werden wir nicht ertappt werden? und dann beim Stehlen, welche Angst, welcher Schrecken, und wenn wir ungestraft entwendet, das Entwandte ungestraft verkauft hatten, welche Freude, welcher Stolz und besonders welcher Spott über den Bestohlenen!

Wir brachten beinahe keinen Tag ohne diese fieberhaften Aufregungen zu. Der Zufall und das Unvorhergesehene, diese beiden Worte machten den Inhalt unseres Lebenslaufes aus; ich habe seitdem in sehr verschiedenen Lagen gelebt, und ich erinnere mich nicht, daß ich jemals, ich will nicht sagen, glücklicher, aber schneller gelebt habe als in diesem abenteuernden Abschnitte meines Lebens.

Wenn abgesehen von der Nothwendigkeit, welcher wir gehorchten, irgend etwas mit der Schmach und dem Gehässigen unserer damaligen Aufführung versöhnen könnte, so möchte es dies sein, daß wir mit einem gewissen kindischen Muthwillen verfuhren; und, um die Sprache dieses Alters zu reden, es waren vielleicht weniger die Diebstähle als die Kniffe dabei, deren wir uns rühmten, und daß wir den Leuten einen Schabernack spielten; der Gensdarmes war für uns, was für den aufrührerischen Schüler der Lehrer ist.

— — — — — — — — — — — — — —

Wir waren bei einem ziemlich unbeträchtlichen Dorfe angekommen; wir hatten es aus der Ferne von einem hochliegenden Theile der Landstraße aus, wo ein steinernes Kreuz stand, im Thale liegen sehen. Der Tag neigte sich dem Ende zu; wir hofften in diesem Orte ein Nachtlager zu finden; denn die Kälte war empfindlich; es war im Anfang des Februar.

Indem wir die Felder durchschnitten, erreichten wir bald die letzten Häuser des Dorfes; in einem von ihnen, einer ziemlich einsamen und ärmlichen Wohnung, stand nach dem Fußsteige hin, welchem wir nachgingen, ein Fenster offen, auf der andern Seite des Fußsteiges erstreckte sich ein dichtes Ginsterfeld.

Bamboche ging voraus, dann folgte Basquine und ich; plötzlich steht Bamboche still, blickt aufmerksam durch das niedrige Fenster des ärmlichen Hauses, macht eine Bewegung der Verwunderung und ruft uns leise zu:

„Geld, vielleicht mehr als 100 Franken!"

Und indem er uns durch ein Zeichen Stillschweigen anempfahl, forderte er uns durch ein anderes auf, näher heranzutreten.

Wir sahen durch das Fenster in eine Art Verschlag, welcher von dem Stalle durch eine Art Flechtwerk abgesondert war, was einen engen Durchgang freiließ. Bamboche zeigte uns mit dem Finger in einer Ecke dieses Verschlages ein Bett, auf welchem, von einem Strahle der untergehenden Sonne beschienen, ein Haufe von Fünffrankenstücken funkelte.

Das Haus war still; durch den Stall sah man in der Ferne die offene Thür, welche auf einen Hof, welcher voll Mist war, hinausging.

Nach einem kurzen Nachdenken sagte Bamboche zu uns:

„Basquine, stehe Du auf dem Fußsteige Wache; ich und Martin wollen durch das Fenster in's Haus steigen; Martin wird drinnen die Thür des Stalles zumachen, um zu verhindern, daß ich nicht dabei überrascht werde, wenn ich die hundert Sousstücke zusammenraffe, wozu etwas Zeit erfodert werden wird."

„Das geht," sagte ich zu ihm, „raffe Du das Geld zusammen, ich werde die Thür zumachen."

„Und im Fall, daß wir verfolgt werden," versetzte Bamboche, „mag Jeder nur daran denken, wie er seinerseits entkomme; nach drei oder vier Stunden können wir uns auf der Höhe der Landstraße, von wo wir das Dorf bemerkt haben — Ihr erinnert Euch, es steht da ein großes, steinernes Kreuz — wieder zusammenfinden."

„Ja," sagte ich wie auch Basquine, „ich weiß die Stelle, ich habe das Kreuz bemerkt."

Jetzt machte Bamboche unserer Genossin ein Zeichen, ihren Posten am Ende des Fußsteiges einzunehmen, und sprang mit einem Satze durch das offene Fenster in den Verschlag.

Ich folgte ihm, und während er an das Bette lief, um das Geld zu sich zu nehmen, stürzte ich nach der Thür des Stalles. Ich war im Begriff diese Thür zuzuziehen, als ein Mann, welcher von dem Hofe kam, und den ich also nicht hatte bemerken können, mir plötzlich in den Weg trat und, obgleich ein wenig verwundert, sanft zu mir sagte:

„Was machst Du da, Kind?"

Statt zu antworten, stieß ich einen Allarmruf aus, über den ich mit Bamboche übereingekommen war, und stürzte mich dem neuen Ankömmling an die Beine, indem ich dieselben so heftig in die Arme faßte, daß er bei diesem unvorhergesehenen Angriffe das Gleichgewicht verlor und hinfiel — und während einiger Secunden machte er vergebliche Versuche wieder aufzustehen, so heftig klammerte ich mich an seine Beine an.

Ich konnte bei diesem ungleichen Kampfe meinen Vortheil freilich nicht lange behaupten; bald faßte mich dieser Mann mit starker Hand und führte mich aus dem Stalle in den Hof, wahrscheinlich um mich besser sehen zu können, indem er jetzt noch nicht arg-

wöhnte, daß er bestohlen worden, und daß ich dabei betheiligt sei.

Ich folgte diesem Manne ohne den mindesten Widerstand, ich dachte mit Freuden daran, daß Bamboche und Basquine auf diese Weise Zeit gewönnen zu entfliehen.

„Wie!“ sagte Claudius Gérard.

Denn er war's, und sein Ton verrieth mehr Erstaunen als Zorn.

„Was sollte das bedeuten, warum fuhrst Du mir so nach den Beinen?“

Hierauf betrachtete er mich aufmerksamer.

„Aber Du bist nicht aus dem Dorfe?“

Ich blieb stumm.

„Woher bist Du, woher kommst Du?“

Ich fuhr fort, mein Stillschweigen zu bewahren, indem die Verlängerung dieser Untersuchung die Flucht und Straflosigkeit meiner Mitschuldigen mehr und mehr sichern mußte.

„Komm, Kind,“ sagte Claudius Gérard zu mir mit väterlicher Sanftmuth, „erkläre Dich — das geht nicht mit rechten Dingen zu — Du zitterst, Du bist bleich, Du scheinst aufgeregt — sieh mir doch in's Gesicht.“

Zum ersten Mal hob ich die Augen zu Claudius Gérard auf.

Er war damals Schullehrer in dieser Gemeinde, ein Amt, das, wenn es genommen wird, wie er es ansah, einer glänzenden geistlichen Stelle an Wichtigkeit gleichkommt. Ich sah vor mir einen Mann von etwa dreißig Jahren, von mittlerem Wuchse und kräftigem Ansehen, elend gekleidet, in einer hier und da geflickten Blouse; seine bloßen Füße verschwanden halb in Holzschuhen, die mit Stroh gefüllt waren, er trug einen alten, grauen Filzhut mit niedrigem Kopf und breiten Rändern gleich denen, welche die Kärrner tragen. Seine ausdrucksvollen Züge waren ohne Regelmäßigkeit, aber sie machten durch den Ernst und die sanfte Melancholie, welche in ihnen lagen, einen Eindruck auf mich.

„Du willst mir also nicht antworten, Kind?“ fuhr Claudius Gérard mit einer Verwunderung fort, der sich ein wenig Unruhe beimischte.

„Aber da fällt mir ja ein,“ versetzte er auf einmal, „ich war seit einer Viertelstunde auf dem Hofe, und da habe ich Dich nicht hereinkommen sehen. Wie bist Du in den Stall gekommen?“

Plötzlich schien ihn ein Gedanke zu durchfahren, er rief aus:

„Das Fenster in meiner Stube war offen — und dieses Geld —“

Dann besann er sich und setzte hinzu:

„Nein, es ist unmöglich, ein Kind — und doch, als er mir an die Beine fuhr, stieß er einen Ruf aus — vielleicht ein verabredetes Zeichen.“

Mit diesen Worten faßte mich Claudius Gérard wieder beim Arm, führte mich durch den Stall, eilte rasch auf den Raum zu, den er seine Stube nannte, trat hinein, warf die Augen auf das Bette und sah, daß das Geld verschwunden war.

Darauf schüttelte er mich heftig und rief:

„Unseliger, ich bin bestohlen. Du wußtest darum.“

Ich antwortete nichts.

„Wer hat das Geld gestohlen, willst Du wol antworten?“ rief er mit lauter Stimme.

Gleiches Schweigen von meiner Seite.

„O mein Gott,“ sagte Claudius Gérard, indem er sich verzweiflungsvoll vor die Stirn schlug, „dieses anvertraute Gut, das mir eben erst überbracht worden, gestohlen, gestohlen!“

Ich machte Gebrauch von der verzweiflungsvollen Bewegung des Claudius Gérard und suchte ihm zu entwischen, er faßte mich wieder in dem Augenblick, als ich im Begriff war zum Fenster hinaus zu setzen.

„Die Diebe, deren Mitschuldiger dieser kleine Unglückliche ist, können nicht weit sein,“ rief er aus.

Hierauf sah er mich mit einer Mischung von Zorn, Schmerz und Mitleiden an und murmelte:

„In diesem Alter, mein Gott! — so früh!“

Und ohne etwas hinzuzusetzen, schleppte er mich fort, zog mich rasch durch den Stall und über den Hof hin, stand vor einer Art gemauerter Blende, die ein wenig größer war als ein Hundeloch, still, und trotz meines verzweifelten Widerstandes wurde ich in dieses Versteck eingeschlossen, dessen Thür Claudius Gérard von außen mit einem kleinen, eisernen Riegel, welcher durch zwei Ringe gesteckt wurde, sicherte.

Da ich mich gefangen sah, suchte ich zu entwischen, aber die Mauern meiner Blende waren dick, und ich besaß kein Werkzeug, das geeignet gewesen wäre, mir durch dieselben einen Durchgang zu eröffnen; die Thür war fest; es waren einige Löcher hineingebohrt, ich drückte mein Gesicht an sie und sah und hörte nichts. Indem ich die Unmöglichkeit zu entwischen erkannte, verfiel ich in eine grausame Seelenangst. Ich vergaß die Gefahren meiner Lage und dachte nur an diejenigen, welchen Bamboche und Basquine ausgesetzt sein könnten; denn wenn Claudius Gérard Lärm machte, wenn alle Einwohner des Dorfes sich dazu verstanden, die Felder zu durchstreichen, so mußten die beiden Diebe nothwendig festgenommen werden. Diese Vorstellung brachte mich in Verzweiflung und vielleicht noch mehr die Möglichkeit, daß wir von einander getrennt werden könnten.

„Ich würde wenigstens im Gefängniß,“ sagte ich zu mir mit der Selbstsucht der Freundschaft, „mit Bamboche und Basquine zusammen sein.“

Nach einer Stunde sah ich ein Dutzend Kühe in den Hof treten und auf den Stall zuschreiten, getrieben von einem Kinde in meinem Alter; beinahe in demselben Augenblick erschien eine Frau, die mit einer gewissen Auswahl gekleidet war, auf dem Hofe und rief mit ärgerlicher, befehlshaberischer Stimme mehre Male sehr ungeduldig:

„Claudius Gérard!“

Auf diesen Ruf trat der kleine Kuhhirt aus dem Stalle und und sagte zu der Frau:

„Der Schulmeister ist nicht da, Madame Honorine.“

„Wie, er ist nicht da?“ versetzte Madame Honorine ärgerlich, „wo zum Teufel ist er denn?“

„Ich weiß nicht, in der Stube ist Niemand, und das Fenster steht offen.“

„Du sollst sehn, daß ich am Ende noch auf den Herrn Schulmeister warten muß,“ sagte Madame Honorine zu sich selbst mit verhaltenem Zorn.

Und Madame Honorine ging einige Schritte vor meiner Blende mit immer wachsender Aufregung hin und her.

Es war eine kleine Frau von etwa fünfunddreißig Jahren, ziemlich klein und sehr fett, sie hatte dicke, schwarze Augenbrauen, volle, hochrothe Backen und eine freie und hochmüthige Miene; sie trug ein schönes seidnes Kleid, am Halse eine goldene Kette und eine Schleifenhaube, welche ihr glänzend schwarzes Haar nur halb verdeckte.

Madame Honorine fluchte seit ungefähr zehn Minuten zwischen den Zähnen, als ich Claudius Gérard mit verstörtem Gesichte zurückkommen sah.

Er war allein.

Mein Herz hüpfte vor Freude auf, Basquine und Bamboche waren gerettet, er hatte sie nicht mehr einholen können.

Bei Claudius Gérard's Anblick trat Madame Honorine ihm lebhaft entgegen und rief, die Wangen hochroth vor Zorn, auf rohe Weise aus:

„Wissen Sie wol, daß ich hier seit zehn Minuten das Pflaster trete, um auf Sie zu warten — wo waren Sie denn? Antwort, wo waren Sie?“

Der Lehrer schien das Frauenzimmer kaum zu bemerken; er strich sich mit der Hand über das verstörte, mit Schweiß bedeckte Gesicht und lispelte in großer Niedergeschlagenheit mit leiser Stimme:

„Keine Hoffnung mehr, mein Gott, das Geld ist verloren.“

Ich konnte nicht mehr zweifeln, Basquine und Bamboche hatten nichts mehr zu fürchten. Die Niedergeschlagenheit des Claudius Gérard bewies es hinlänglich.

Madame Honorine, eben so betroffen wie erzürnt über das Stillschweigen des Lehrers, rief aus:

„Das nimmt mich doch Wunder, ich rede zu Herrn Claudius Gérard, und er antwortet mir nicht.“

„Verzeihung, Madame Honorine, Verzeihung,“ sagte Claudius Gérard mit wankender Stimme, indem er sich besann, „ich ging —“

„Was geht mich das an, wohin Sie gingen! Seit einer Viertelstunde warte ich auf Sie.“

Zu meiner großen Verwunderung sagte der Lehrer kein Wort von dem Diebstahl, der ihn betroffen hatte. Er überwand seine Aufregung und antwortete der Madame Honorine eben so sanft wie unterwürfig:

„Es thut mir leid, daß ich Sie habe warten lassen, Madame Honorine, ich wußte nicht, daß Sie kommen würden, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Erstlich möchte ich doch wissen, warum Sie die Sacristei nicht aufgeräumt und gefegt haben, wie ich Ihnen heute befohlen hatte?“

„Ich habe zu fegen angefangen, aber die Stunde meines Unterrichts trat ein, Madame Honorine, und —“

„Gehn Sie mir zum Henker mit Ihrem Unterricht, die Sacristei geht doch wol dem Unterrichte vor! Werden Sie nicht dafür bezahlt, daß Sie sie rein halten?“

„Es ist wahr, Madame Honorine.“

„Nun, wenn das wahr ist, warum sind Sie denn so träge? Und der Taubenschlag, seit länger denn acht Tagen haben Sie keinen Fuß dahin gesetzt; es ist ekelerregend, der Herr Pfarrer stieg vorhin hinauf, und es wurde ihm ganz übel, er ist wüthend gegen Sie.“

„Verzeihen Sie, Madame —“

„Sie werden nicht dafür bezahlt den Taubenschlag rein zu halten, werden Sie sagen; ist das nicht erbärmlich, als wenn Sie dem Herrn Pfarrer nicht so einen kleinen Dienst leisten könnten?“

Ich leiste dem Herrn Pfarrer so viele Dienste als ich kann, das wissen Sie sehr wohl, Madame Honorine,“ antwortete der Lehrer mit unerschütterlicher Ruhe und Sanftmuth, „sobald ich einen Augenblick frei habe, Madame Honorine.“

„Sie müssen den Augenblick kommen.“

„Ich werde kommen, Madame Honorine.“

„Nun, das denke ich auch; aber noch Eins, zu morgen früh ist ein Grab zu graben, darum schickte mich der Herr Pfarrer eigentlich her, aber der Herr Schulmeister läuft auf dem Felde herum.“

„Ein Grab,“ sagte Claudius Gérard lebhaft, gewiß für die junge Dame, es ist also vorbei?“

„Ja, es ist vorbei,“ antwortete Madame Honorine trocken, „der Herr Pfarrer hat ihr nach Tische die letzte Oelung gegeben, ein schöner Nachtisch, ich danke.“

„Das arme junge Weib,“ sagte Claudius Gérard im Tone schmerzlichen Mitleids, „in diesem Alter zu sterben — und so schön.“

„Ich habe kein Mitleid mit den schönen Frauen, die trotz dem, daß sie Baronessen und große Damen sind, mit ihren Liebhabern ihren Ehemännern ausreißen,“ versetzte Madame Honorine giftig.

„Was konnte man dieser jungen Dame in den zwei Jahren, seitdem sie im Dorfe wohnte und vollkommen allein mit ihrer Magd wohnte, vorwerfen?“ versetzte Claudius Gérard mit strenger Stimme.

„Freilich, sie lebte einsam, weil, ehe sie hierher gekommen war, ihr Liebhaber sie hatte sitzen lassen, und das war wohlgethan.“

„Welch schrecklicher Schmerz für die arme, kleine Tochter der Dame,“ sagte Claudius Gérard melancholisch, „sie ist nur hergekommen, um ihre Mutter sterben zu sehen.“

„Der Mann muß doch ein rechter Einfaltspinsel sein, daß er ihr die Tochter geschickt hat.“

„Ach, Madame, war sie nicht schon genug durch die Trennung von ihr bestraft?“

„Warum hatte sie solche Streiche gemacht?“

„So strafbar auch eine Frau gewesen sein mag, darf man ihr den Anblick ihres Kindes verweigern, wenn sie, dem Tode nahe, dasselbe noch ein Mal zu umarmen wünscht?“

„Ja, ich hätte es ihr verweigert.“

„Sie sind streng, Madame Honorine, sehr streng — Sie haben ein Recht dazu.“

„Gewiß. Aber ein Recht,“ versetzte Madame Honorine, „welches Sie sich nicht anmaßen sollen, ist das, mich warten zu lassen, und daß nur morgen die Sacristei gefegt und der Taubenschlag rein gemacht ist*).“

---

*) Obgleich in dieser Schilderung der Stellung eines Dorfschullehrers, des einzigen Werkzeuges der Volkserziehung, das Widerwärtige und das Lächerliche einander den Rang ablaufen, so hüte man sich doch ja, hier eine Uebertreibung oder auch nur eine Ausnahme von der Regel zu vermuthen. Wir lesen in einem vortrefflichen Buche, welches *officiell* und folglich sehr gemäßigt, aber von den vortrefflichsten Gesichtspunkten aus geschrieben ist.

„Wir müssen den Satz aufstellen, daß der Schullehrer in den Gemeinden häufig *auf demselben Fuß wie ein Bettler behandelt wird* (212), daß, wenn es auf seinen Rang in Bezug mit dem Dorfhirten ankommt, *der letztere den Vortritt hat* (213), daß die Maire, wenn sie dem Lehrer eine Gunst erweisen wollen, *ihn in der Küche essen lassen* (214), und ferner: beständig gedrängt von der Nothwendigkeit, die ungeheure Summe von 200 Francs, welche sie dem Lehrer geben müssen, wieder einzubringen, haben viele Municipalräthe wenigstens mit diesem Amte eine Masse von

„Ich werde mein Möglichstes thun."

„Ich verlasse mich darauf," sagte die Haushälterin des Pfarrers, indem sie sich majestätisch entfernte.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Stammgast-Geschichten.

(Fortsetzung aus Nr. 124.)

III.

Meister Pfeffer's Hochzeittag.

„Ich bin gar armer Leute Kind. Mein Vater starb bald nach meiner Geburt, und meine Mutter errang mit schwerer Mühe für sich und mich durch Waschen und Nähen und allerlei Handthierung das tägliche Brot. — Ach! manchmal ging's uns recht kümmerlich, ein Stückchen trocknen Brotes war oft unser Mittags- und Abendgericht. Dann ging meine Mutter in das Kämmerchen neben unserer Stube und weinte bitterlich. Das schnitt mir jedes Mal tief in's Herz, als ich so viel Verstand schon hatte, daß ich den Grund davon einsah. Der Grund ihrer Sorgen war ich ja. Und wenn sie des Morgens mit mir das Vaterunser betete und ebenso des Abends, dann betete ich jedes Mal noch heimlich für mich: „Lieber Gott, mach mich bald, recht bald groß und stark, mach mich geschickt und mach mich reich, daß ich meiner guten, lieben, armen Mutter die große Liebe vergelten kann, die sie zu mir trägt, und daß ich ihr eine rechte Freude bin!" — So ging es eine lange Zeit fort. Meine Mutter kümmerte sich so sehr um mein leibliches und geistiges Wohl, daß sie vor großer Sorge und Anstrengung ganz abzehrte und zusehends schwächer wurde. — Inzwischen kam ich in den Religionsunterricht, und meiner Mutter einziger Wunsch war nun, mich noch confirmirt zu sehen; länger werde sie nicht mehr leben, meinte sie, doch sie danke Gott, mich so weit gebracht zu haben, daß ich das Gelöbniß ablegen konne, ein Christ zu leben und zu sterben; nun werde der Himmel mir schon weiter helfen. In mir aber wohnte jugendlicher Muth und Zuversicht. „Ach was!" sagte ich, wenn sie so trostlos weinte und klagte, „Du lebst noch hundert Jahr und sollst noch über Deinen Sohn stolz und glücklich sein!"

Wenn sie dann unter Thränen das Haupt schüttelte und gen Himmel wies und sagte: „Der dort oben wird mich bald zu sich nehmen und meine Schmerzen heilen; doch Du, liebes Kind, sei fromm und gut, auch wenn ich nicht mehr bei Dir bin!" dann litt mich's nicht länger bei ihr, ich war schon so männlich, mich meiner Thränen zu schämen. Dann lief ich hinaus auf's Feld und in den Wald, fern von allen Menschen, die mir Alle bös und schrecklich vorkamen, weil sie die Armen so vergessen könnten — und sind ja doch auch Kinder Gottes, so gut wie die Reichen — und werden Alle, Alle nach diesem Leben nackt sein und bloß, wie sie's waren, als sie geboren wurden. O, ich hatte damals einen wahren Grimm auf die Reichen, und ich dachte mir es immer als die höchste Seligkeit, sie dereinst für ihre Härte bestrafen zu können und ihre Lieblosigkeit, die ich fast täglich beobachten konnte. Denn wenn wir auch niemals gebettelt haben, so sah ich doch, wie sie die um Brot Flehenden fortjagten, und ich wußte gar gut, wie's diesen zu Muth war.

Solche Gedanken suchten mich oft heim, wenn ich so draußen umherlief; — und ich fürchtete mich vor ihnen und hätte um Alles in der Welt nicht meiner frommen Mutter Etwas davon verrathen. Ich floh vor ihnen in den Wald und sprach zu mir, wie ich's von den alten Propheten in der Bibel gelesen hatte: „Ich will gehn, Gott suchen, daß er mein Herz erquicke und meine Gedanken regiere."

Und er kam zu mir im Wald. Ich sah sein Walten und Schalten im großen Tempel der Natur; das Lied der Vögel klang mir wie Gebet und frommer Gesang; der Wind und das Rauschen der Blätter und das Abendroth war mir der Abglanz seiner Allmacht und Herrlichkeit. Und ich wurde fröhlich; sang und sprang auf dem grünen Waldesboden und sammelte trocknes Holz, band es in Bündel und versteckte es in abgelegenen Schlupfwinkeln und unter tiefem Laub, um es des Abends heimlich in die Stadt zu schleppen; denn es ist ja den Armen verboten, offen Gottes Gut, dessen sie bedürftig sind, zu gebrauchen, auch wenn es unbenutzt da liegt; sie müssen sich's stehlen. Meine Mutter durfte jedoch davon Nichts wissen, bis das Holz im Haus war; dann wurde sie jedes Mal bös und sagte: „Wenn sie mich 'mal erwischten, würd' ich auf den Bußtag *) müssen und als Dieb verurtheilt werden." — Sie verbot mir's dann ernstlich. Doch ich dachte: bin ich deswegen ein Dieb, weil ich nicht erfrieren will, nun, so mag's drum sein! Stehl' ich's ja doch nur dem Förster, dem's nicht gehört, und dem Fürsten, der's gar nicht braucht. Und wenn es nicht mehr anders ging, doch auch nur dann, holt' ich ein neues Bündel. Denn unsere Armuth war gar zu groß.

Aber was half alles Beten und Holzholen, meine Mutter wurde immer kränker und elender. Nur mit der größten Anstrengung raffte sie sich auf, um ein bischen zu schaffen, daß wir nicht Hungers starben. Es war eine schreckliche Zeit. Ich war so betrübt und niedergeschlagen, daß ich nicht hörte und sah, was um mich herum vorging. Ich saß in der Schule und in der Religionsstunde zerstreut und unaufmerksam, oft wie auf heißen Kohlen, nur nach dem Augenblick verlangend, wo ich bei meiner Mutter sein könnte, und voll nagender Angst, daß ich sie am Ende todt zu Hause fände. Dies mein Wesen zog mir Spott und Neckereien von meinen Mitschülern genug zu; ich achtete es nicht, ich war fühllos gegen Alles, selbst gegen die Vorwürfe meiner Lehrer, für die ich sonst so empfindlich gewesen. Einmal war meine Mutter so krank, daß ich nicht von ihr wollte; aber sie litt nicht, daß ich den Unterricht versäumte. Da saß ich nun in dem Religionsunterricht und zählte in Gedanken die Sekunden voll bitterer Herzenssorge, als der Herr Metropolitan den Tod eines guten Christen schilderte. Da konnt' ich mich nicht mehr halten, ich weinte laut; denn ich dachte mir, was der ehrwürdige Herr gesprochen, wär' gleichsam ein Todtengebet für meine Mutter, und diese wär' im Augenblick gestorben. Ich stand auf, wollte um Erlaubniß bitten, weg zu gehen, aber die Worte blieben im Schluchzen stecken. Der Pfarrer sah mich befremdet an. Mochte es nun die Anstrengung einiger Nachtwachen sein am Bett meiner Mutter, oder die augenblickliche Aufregung, ich sank ohnmächtig auf die Bank zurück.

Als ich erwachte, lag ich auf einem Sopha, und einige Frauenzimmer waren um mich beschäftigt; eins war die Tochter des Pastors, ein schönes Mädchen, das ich im ersten Augenblick für einen Engel hielt und mich schon im Himmel glaubte. Doch wurd' ich bald gewahr, daß ich im Studierzimmer Sr. Ehrwürden war, der mit großen Schritten im Zimmer auf und ablief und aus einer langen Pfeife gewaltig dampfte. — Mein zweiter Gedanke war meine Mutter, und ich brach von neuem in Thränen aus. Der Pastor trat an das Sopha, winkte den schönen Engel hinweg und setzte sich vor mich, nahm meine Hand und fragte mich liebevoll und eindringlich nach meinen Leiden; er sagte, er habe mich schon längst liebgewonnen wegen meines Fleißes und meiner Sittsamkeit; er habe wohl gesehen, daß ich ein gutererzogener Knabe sei und nicht zu den bösen Buben gehöre, die vor und nach der Kinderlehre auf dem lutherischen Kirchhof ihren rohen Lärm verführten. Ich zögerte mit einer Antwort; denn meine Mutter hatte mir einen tiefen Widerwillen gegen Alles eingeprägt, was dem Betteln nur ähnlich sah; und dieses Gefühl war in mir zu einem trotzigen Stolz geworden, niemals meine Armuth zu verrathen, um nicht als Bettler zu gelten. Diesen Stolz nennt man freilich Bettelstolz, wie ich nachgehends erfuhr, aber ich schäme mich seiner nicht. Ich denke jetzt, es ist ein Stolz, der höher steht als Adelsstolz und Stolz auf Reichthum; denn er kommt aus dem tiefen Gefühl, daß man blos als Mensch ebenso viel werth ist, als jeder Andere, der Herr Baron heißt und so reich ist wie der Rothschild in Frankfurt, und daß man zu gut ist, um vor Solchen, die sich im Dünkel über uns erheben, zu kriechen und zu winseln um ein Stückchen hartes Brot und ein paar Heller, die sie Einem vor die Füße werfen. Der alte Herr aber legte mein Schweigen Anders aus. Er ermahnte mich, ihm Alles zu gestehen, auch wenn es noch so böse wär' und schlimm. Da beichtete ich ihm denn unsere traurige Lage und das Elend meiner Mutter.

Der gute Pfarrer war ganz ergriffen von meiner Erzählung; er konnte gar nicht begreifen, wie wir uns von so Wenigem das Leben gefristet, und machte mir freundliche Vorwürfe über mein Stillschweigen. Er ging darauf mit zu meiner Mutter, die wir recht schwach fanden; der geistliche Trost des ehrwürdigen Mannes aber richtete sie sehr auf, und bald hatten wir durch seine Fürsorge das Nothwendigste. Er nahm sich unser von nun an so an, daß auf einmal unsere Lage eine ganz gute wurde. Nachdem meine Mutter durch eine gute Pflege hergestellt war, wozu die Hoffnung auf Erwerb, die ihr der Pfarrer gemacht, Viel beigetragen, erhielt sie von einigen Familien Aufträge; denn sie nähte gar feine Hemden und Taschentücher.

Am Tage meiner Confirmation prunkte ich in einem schwarzen Anzug, den mir der mildthätige Pfarrherr von einem alten geistlichen Ornat hatte machen lassen, und in dem ich mir selbst ganz ehrwürdig vorkam. Dazu trug ich zuerst einen Dreimaster und einen Zopf, wodurch ich zum Manne gestempelt wurde. Denn des andern Tages ging es in die Lehre. Mein Vater war ein Schuhmacher gewesen und auch mein Großvater; ich wurde dem Handwerk nicht untreu. Aber

---

verschiedenartigen Geschäften verbinden wollen, welche allein hinreichend wären, seine ganze Zeit in Anspruch zu nehmen. Er muß Todtengräber und öffentlicher Ausrufer sein, den öffentlichen Waschplatz rein halten, die Dorfuhr aufziehen, zugleich Cantor und Kirchendiener sein, die Hostien bezahlen, das Altartuch bleichen und die Besen anschaffen (234)."

Die folgenden Anmerkungen, auf welche der Verfasser des Buches, welches wir anführen, hinweist, sind aus den Berichten der 490 Inspectoren, die mit der Untersuchung der Schulen in Frankreich beauftragt worden, gezogen.

(212) „Was die Lehrer anbetriffe, so findet man sie arm, schlecht gekleidet, und beim Unterricht erscheinen sie in Holzschuhen ohne Strümpfe, ohne Weste und ohne Halstuch. Trotz der traurigen Vorstellung, die ich mir von dem Unterricht in diesen Gegenden gebildet hatte, war ich weit davon entfernt zu denken, daß die Lehrer in einem so ganz elenden Zustande wären. Sie ziehen von jedem Schüler mit großer Mühe monatlich 30, 40 und bisweilen nur 25 Centimen; dabei sind sie verheirathet und mit Kindern beladen, was soll nun aus ihnen werden? (214) Aber da er aus seiner Stellung als Lehrer jährlich 100 Francs zieht, so dient B. bei einem Pächter als Knecht (234). In dem Marktflecken sind alle Geschäfte des Schulmeisters festgestellt. Er ist Cantor, Sacristan, Todtengräber, dient dem Herrn Maire unentgeltlich als Schreiber und ist Bedienter des Herrn Pfarrers. (214) Zu Saint-Antoine war der Schullehrer, Rathhausdiener, Glöckner und Todtengräber nicht zugegen."

Wir werden Gelegenheit haben, dieses vortreffliche Buch, welches den Titel trägt, öfter anzuführen:

Tableau de l'instruction primaire en France d'après des documents authentiques, d'après les rapports adressés au ministre de l'instruction publique par les quatre-vingt-dix inspecteurs chargés de visiter toutes les écoles de France, par M. Lorrain, professeur de rhétorique au collége Louis-le Grand. Paris, Hachette.

*) So heißt in Hessen das Forstgericht, wo geringere Forstvergehn abgeurtheilt werden.

ach, die Lehrjahre waren gar schwere Jahre! Mein Meister war zwar recht gut gegen mich, aber die Gesellen drangsalten mich entsetzlich. Jedem sollt' ich gehorchen und zu Dienste sein; dem bei seiner Arbeit helfen, dem einen Schnaps holen, dem die Stiefeln putzen und Alles zugleich, und statt Dank für Alles Prügel, Stöße und Knuffe. Doch der Bruder Hamburger, ein stämmiger Kerl mit einer Kupfernase und einem schwarzen, dichten Bart, vor dem sie Alle Respekt hatten, nahm mich dann und wann in Schutz, wenn sie's zu arg machten. Einmal, als ich allein mit ihm in der Werkstatt war und ihm eben einen Schoppen Wachholder geholt hatte, den er wie Wasser hinuntergoß, war sein Herz theilnehmender und weicher gestimmt, als jemals. „Du bist ein ordentliches Kerlchen, Thedor,"*) sagte er, „daß Dich aber die Gesellen so umherstumpfen, darfst Du ihnen nicht so übel nehmen; es ist ihnen gerad so ergangen, als sie Lehrjungen waren, und sie meinen, es wär' so das Recht. Du kannst's auch mal so machen." — „Das werd' ich nie!" sagte ich entschieden, „ich will im Gegentheil Alles thun, damit solch' ein Misbrauch aufhöre. Denn Rache geziemt keinem Christen!" Der Hamburger sah mich groß an, sprach aber kein Wort. Von der Zeit litt er nicht, daß mich die Andern cujonirten, was ihm freilich öfters Händel mit diesen zuzog, und weswegen sich auch einige Mal eine schreckliche Prügelei in der Werkstätte und beim Bier unter ihnen erhoben hatte. — Jeden freien Augenblick brachte ich bei meiner Mutter zu, der es jetzt recht gut ging; damals bereut' ich nun meine frühere Wuth auf alle Reiche und Wohlhabende und bat ihnen im Stillen das Unrecht ab, das ich ihnen gethan — blos der paar Guten halber, die ich darunter gefunden hatte. Meine Mutter tröstete mich, wenn ich über meine Leiden in der Werkstätte klagte, damit, daß Alles vorübergehe. Am meisten tröstete mich aber die ganze Woche hindurch der Gedanke an den Sonntag, dadurch wurde mir die schwierige Werkstätte hell und freundlich, und während die Gesellen zur Arbeit sangen, träumt' ich mich an die Seite meiner Mutter; wie ich den Sonntag Nachmittag mit ihr Kaffee trinken würde und dann mit ihr spazieren ging auf dem Dammelsberg, oder auch dem Frauenberg zu, und alle die lieben Plätzchen meiner Knabenjahre mit Wonne begrüßte. Dabei sah ich mich denn natürlich in meinem schwarzen Anzug mit dem gewaltigen Dreiecker auf dem Kopf und dem langen Zopf, dem Sonntagsstaat, auf dem Rücken. Der schwarze Ornat war freilich allmälig etwas klein geworden für meine langen Arme und Beine und gar dünn und fadenscheinig.

Endlich waren die vier Jahre meiner Lehrzeit vorüber. Ich blieb bei meinem Meister. Nun konnte ich doch auch 'mal Etwas verdienen! Wie war ich glücklich, als ich von meinem ersten Ersparten meiner Mutter ein Halstuch zum Geburtstag kaufen konnte. Sie weinte vor Freuden.

*) Statt Theodor.

G. Kellner.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Deutsche Dichter.

Nicolaus Lenau.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Das Erscheinen der ersten Auflage von Lenau's Gedichten fällt in die Zeit seiner nordamerikanischen Reise. Er hatte Gustav Schwab Gedichte für das Morgenblatt geschickt. Als er Schwab bei seiner Durchreise aufsuchte, hatte dieser sie noch nicht gelesen. Schwab entfernte sich auf einige Augenblicke, um das Versäumte nachzuholen, war entzückt von der Schönheit derselben, ließ sich Lenau's Gedichte geben, eilte damit zu Cotta, der sie verlegte, und siehe da, sie machten solches Glück, daß Lenau bei seiner Rückkehr aus Amerika die Zeitungen voll seines Lobes fand. Und seit jedem Jahre ist die Anerkennung und Liebe zu diesem großen Dichter immer im Steigen gewesen. Nicht die Lobhudeleien guter Freunde, nicht das Posaunen irgend einer Clique haben dieses Steigen bewirkt, auch nicht seine Persönlichkeit, lediglich seine Poesien. Von leidenschaftlichen Angriffen ist mir nur einer bekannt, und obschon er in einer deutschen Literaturzeitung erfolgte, konnte er nicht anders als wirkungslos verhallen, wie der gleichzeitige gegen Grün. Man kann wol sagen, daß ihm alle Parteien huldigen. Er ist eine Perle unseres Vaterlandes, welche selbst das Ausland bereits vielfach zu schätzen weiß, insbesondere aber England, wo eine Auswahl seiner Gedichte, übersetzt von Brydges: Poems of N. Lenau. London 1838, herauskam. Aus dem Inhalt seiner Gedichte wird sich ein Gesammtbild dieses Dichtergenius von selbst am besten herausstellen. Er eröffnet sie mit Liedern der Sehnsucht, meist an seine Geliebte gerichtet. Er gewahrt ein Häuschen im Birkenhain, dessen Stämme in bleicher Silbertracht prangen, als wäre d'ran aus heller Nacht das Mondlicht blieben hangen, und wo die Unschuld als weiße Taube still und fromm sitzt; da möchte er mit Liebchen dem Liede der Nachtigall im Frühling lauschen, und bei Herbsteswehn sich traut an sie schmiegen. Siehe da ein Jägersmann mit nachsprengenden Hunden stört die lieblichste seiner Phantasien. — Nach Süden will sein Herz. Im fernen Ungarland wahret ein Hüttlein in einem stillen Dörfchen seine Herzenswelt. Sie sieht schweigend und sinnend die Wasser niederrinnen und das Laub vom Winde entführen. In ihrer Einsamkeit rauscht vorbei die Zeit vorüber. Dann sieht er wieder ihr Bild in des Abends Rosen, im Hesperus erglänzen, dasselbe zittern in der Welle des Baches und in den Wettern, wo die Blitze trunkenhaft um ihre Züge schwanken, wie seiner tiefen Leidenschaft aufflammende Gedanken. Von ihm sprang jedoch die Freude hinweg, gleich einer Gemse, und ist nicht mehr zu finden. Er vergleicht das Mädchen mit dem Mondlicht seiner Nächte. Wenn er vergebens nach ihr in die Nacht schaut, scheint der dunkle Strom seines Lebens trauernd still zu stehn, und wenn sie dann zauberhell über seine Wogen strahlt, zieht sie allzuschnell dahin. In Nacht und Sturm zieht mit ihm das Bild der todten Braut. Der wilde Bach winkt ihm, den frischen Tod zu trinken, aber ihr Wort in der Sterbestunde, die Todeslust in seinem Auge fromm zu bezwingen, zieht ihn vom Sprunge zurück. Der Wetterstrahl soll sich als Faden zu ihm herabschlängeln und ihn aus dem Labyrinthe der Qual zu ihr führen. — Gleich dem Bache ist er in der Nacht noch wach; denn die Ruhe ist von ihm geflohen, und er hat noch manches Wort mit seinem Schmerze zu reden. Des Posthorns Klänge erinnern ihn daran, wie die Menschen sich verlassen müssen, und wie selbst die Thräne die Rosse nicht halten kann. Wie die Post vorbeifliegt, wird auch die schöne Sommernacht vergehen. Die Lieben in der Ferne sollen seiner gedenken, wie er ihrer. Die Zeit eilt fort, und die Gräber sind schon ungeduldig. — Die Abendwolken an den Bergen wecken in ihm Träume von seiner Braut. Ein wildes Sehnen treibt ihn hinüber, aber die Berge verdunkeln sich, und der Sturm heult ihm zu, daß Qual seine Braut sei, und daß Unglück den Segen über sie beide spreche. — Er nennt es eitel, sich durch den Wüstensand des Lebens eine Bahn zu wühlen, da ein Sturm gleich Geiern raubgierig die Spuren des Fußes im Sande frißt. Wie die Gluth der Wüste die Sehnsucht nach dem kühlen Haus entzündet, so auch das Sehnen nach der Gruft im dürren Sand des Lebens. Die Sehnsucht nach der fernen Geliebten ist auch in den Schilfliedern ausgesprochen; durch die Tiefe seiner Seele geht der süße Gedanke an sie gleich einem stillen Nachtgebete. In der Winternacht ruft er dann wieder aus:

> Frost, friere mir in's Herz hinein,
> Tief in das heißbewegte, wilde!
> Daß einmal Ruh mag drinnen sein,
> Wie hier im nächtlichen Gefilde!

Der Qualen dunkle Horden sollen im Nordsturm der Nacht, der wie ein Wolf die Winternacht aufschreit aus ihrem Traume und sein blutig Futter heischt, vergehen. Dagegen wünscht er, daß ein hold Geschick ihn im Wonneblicke seiner Geliebten still verglühen und vergehen lassen möge, wie das Lampenlicht vor dem schönen Angesicht der himmlischen Madonne. Seine Sehnsucht aber ist dem Wandel unterworfen. Aus der fremden Meereswüste sehnte er sich zurück nach der Heimatküste. Als er den theuren Strand erreichte, hätte er vor Jubel jeden Stein an's Herz gerissen; aber er fand jede Freude todt zu ihren Füßen sinken. Ein hoffnungsloses Lieben ist ihm geblieben, er sehnt sich zurück in's Fluthgebraus, um einsam mit ihrem Bilde verkehren zu können.

Dann folgen Blätter der Erinnerung. Wie ein Steinchen, spielend in die Tiefen geworfen, der Lüfte schlanke Ruh stört und schlafende Nebel aufsteigen läßt; so läßt ein Wörtchen von ihr in seiner Brust den trüben Wust von Nebelbildern alter Kränkung und ihrer stillen Nachtversenkung aufsteigen. — Wie ein Kind schmiegte sich sein Glück um den Arm des zauberischen Weibes und ward in ihrem Mutterarm gewiegt, aber das Kind schlummerte in Traumeswonnen hin, und sie stieß kalt den Todesdolch in's Herz; wie ein Steinchen in den Bach, stieß sie lächelnd sein Glück in's Grab. — Er irrt am Strand des Lebens, düster in's nächtliche Todesmeer starrend. Die längst verlorenen Minuten schwirren an ihm vorüber, auch die Leiche seiner Hoffnungen flottert an ihm vorüber, selbst das Christuskreuz seiner Kindheit ist zerschlagen. Seltsame Stimmen hört er bald wirr, bald leise meerüber her, der Todesmuth weist ihn hinunter in die Fluth. — Die buhlerische Dirne Hoffnung hat er erschlagen und ist quitt mit dem Leben. Der Lenz ist verblüht, seine holden Träume ersterben in der Sommerschwüle des Thatenlebens. In seinen Blüthentagen hat er das Mädchen seiner Sehnsucht nicht finden können, nun ist es zu spät; taucht ihr Bild auch empor, brausend geht es bald wieder unter. Die Vergangenheit, der Friedhof der entschlafenen Tage, begräbt des Herzens Klage und seine Seligkeit. Die Wehmuth ist die stille Freundin seiner Einsamkeit. Die Jugendträume sind das Beste, was dem Jüngling für diese Welt beschieden ist. Am steilen Klippenhange lehnt beim Sonnenuntergange einsam still ein Mann und träumt. Auf der vom Abendroth glühenden Felsenplatte werden plötzlich lebendig seine lieben Phantasien. Er sieht seiner Kindheit Spielgenossen, sein todtes Mütterlein, sich selbst als Jüngling. Er möchte weinen mit dem Jünglinge, daß er der holden Maid traut und nicht mehr Jüngling ist. Da kommt Donner und Wetterstrahl, zu den Füßen des Vertieften zuckt der Stein. Der Nebel soll, was ihn so traurig macht, auch der Vergangenheit mit fortnehmen. Selbst wenn er die zerrissenen Saiten seiner Guitarre neu besaitet, um die alte Lust und den Schmerz zurückzubannen, so gleichen seine Lieder einem verspäteten, über's Haideland fliegenden Vöglein; der Freund und sein Mädchen kehren nicht zurück. Endlich aber will er die Freundschaft mit dem treulosen Jugendfreunde, der viel von seinem Herbstgrün fortgenommen, auf ewig in der Wehmuth tiefern Schatten bestatten.

Der Frühling zieht sein Herz an Liebesketten rasch über manche Luft. Die Lerche klettert an ihren bunten Liedern selig in die Luft, alle Herzen läuten zur Liebesfeier, und jede Seele schwillt und mündet hinüber in den Opferstrom der Natur. Während der Lenz seine Freuden rings verschwendet, darf der Gefangene allein den Frühling weder schauen, noch genießen, ja man hat ihm noch ein Ungeheuer, die Nacht, mit eingesperrt. Er springt wild auf, um hinaus zu eilen, aber seine Banden rasseln hohnlächelnd, und er stiert wieder zerknirscht und dumpfschweigend in die Nacht. Die eilende Zeit wird ihm zur gliederlosen, starren Ewigkeit. Er hatte Wahrheit zum Tyrannen gesprochen und wird zum Tode verurtheilt, aber jener begnadigte ihn; er beliebt zu schonen und will ihn nicht plötzlich tödten. Er mag auch im Frühling vom Schmerz singen, doch ist in den Winterharm seiner Seele das Bild der Geliebten still und frühlingsmächtig hinein gedrungen. Mitten im bunten Frühlingsgedränge hat er im Herzen eingeschlossen, heimlich und selig ihr Bildniß. Treulos hat sie ihn verlassen, der Baum der Erinnerung blüht wie früher noch fröhlich, nur sein Herz verlor die Ruhe. Im Frohlocken des Frühlings ahnt schmerzlich sein Herz das verlorene Paradies.

Wie der Herbstwind weht ihm Vergangenheit von des Glückes Stoppelfeldern. Das dicht fallende, welke Laub verdirbt ihm den Reisepfad, drum möchte er lieber still halten, um gleich hier zu sterben. Er hat das Glück noch nicht gefunden, jedes Jahr bringt ihm welkes Laub und welkes Hoffen. Wir wandern in's Vergessen; gleich der Welle, die sich hinter dem Schiff wieder schließt, werden die Klagen versiegen. Er träumt im Herbst dem Tod entgegen. Er will sein Herz, das sich und Andern weh gethan, weil es geliebt und gehofft, einschließen und verwahren, damit sie beide ihren letzten Gang allein wandeln.

Die Natur ist im Frühling und Herbst die Quelle seiner melancholischen Träume, er kommt fast immer auf sie zurück. Aber er versteigt sich auch in das Bereich der Speculation und weiß die schwierigsten Probleme des Glaubens dichterisch zu erfassen und darzustellen. Ein Beleg dafür sind die Zweifler und sein allegorischer Traum. Der eine Zweifler im Blüthenhain hält es für Täuschung, daß ihn die Sterne, zu denen er sich aufsehnt, aus dem Strome der Vergangenheit retten werden. Auch sie werden einst wie ein müdes Schwalbenvolk herunterfinken, dann brütet die Nacht auf dem Ocean, ist des Todes großes Werk vollbracht. Dem andern ist es gleich, ob Leben oder Tod im Schattenreich ist. Er hat so gelebt, daß er ein Vergehn der Sehnsucht werth hält. Der Tod ist ihm erwünscht, und sollte jenseits ein neues Leben sprossen, dann will er ohne Zagen auch die Ewigkeit ertragen. Noch poetisch reicher ist der allegorische Traum: Glaube, Wissen und Handeln. Er schildert das Paradies des Glaubens. Des Herzens fromme Lust ging verloren, als er in die Wälder der Forschung eintrat und den Baum der Erkenntniß suchte. Wie er ihn gefunden, sehnt er sich nach seinem Paradies zurück. Unerwartet kommt dabei der Uebergang zur Mutter Germania, die trotz der Kämpfer und Sänger für ihr Heil und ihren Ruhm niedersinkt, als Scepter, Inful, Ketten und Beil aus dem Schwarme emporzutauchen. Mit ihrem Tode wandelt er einsam durch's Haideland mit Gram im Angesicht.

Karl Haltaus.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 126.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 25. November 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Vierter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 125.)

Zehntes Kapitel.

Freiheit.



Die vollkommene Sanftmuth, die ruhige Entsagung des Claudius Gérard machten einen seltsamen Eindruck auf mich; ich fühlte Rührung, ich empfand eine Art von Gewissensbiß darüber, daß ich an einem Diebstahl Theil genommen, der diesem Manne so schweren Kummer zu bereiten schien.

Es war beinahe dunkel, als Madame Honorine sich entfernte.

Claudius Gérard ging auf den Stall zu — aber plötzlich schien er sich meiner zu erinnern; denn er kehrte auf einmal um, trat an meine Blende und sagte zu mir:

„Komm mit!"

Ich mußte vor dem Lehrer hergehen und begleitete ihn auf diese Weise in seine sogenannte Stube.

Eine Einfassung von dem Flechtwerk, das man anzuwenden pflegt, um die Heerden einzupferchen, trennte den Stall von dem Verschlage, welchen Claudius Gérard bewohnte. Bei dem schwachen Schein eines Lichtes, das er anzündete, bemerkte ich über seinem Bette einige Breter mit Büchern: in einer Ecke war eine schwarze, hölzerne Tafel, auf der man die Spuren von Ziffern, die mit Kreide daraufgeschrieben waren, bemerken konnte, an die Wand gelehnt, während auf einem wackligen Tische ein ziemlich hoher Haufe Schreibebücher aufgethürmt war.

Ich sah den Claudius Gérard ängstlich an; denn ich wußte ja noch nicht, was er mit mir im Sinne habe.

Gewiß, dachte ich, wird er versuchen, mich zu zwingen, ihm meine Mitschuldigen namhaft zu machen, und darauf wird er mich den Gensdarmen übergeben, damit sie mich in's Gefängniß führen, in dem ich dann bis zum achtzehnten Jahre bleiben muß — aber lieber sterben, als Bamboche und Basquine angeben, sagte ich heldenmüthig zu mir selber, indem ich mit schmerzlicher Beklemmung an unsere Trennung dachte, die vielleicht sehr lange, vielleicht ewig währen sollte. Auf welche Weise sollte ich meine Genossen wieder auffinden? auf welche Weise sollte ich entkommen, um sie bei dem Stelldichein zu treffen, das wir für den Fall, daß wir verfolgt würden, verabredet hatten? War es nicht vielleicht zu demselben jetzt schon zu spät?

Claudius Gérard sprach kein Wort zu mir, sondern nahm von einem der Breter ein Stück sehr schwarzes Brot und einen Beutel mit Nüssen, legte Beides mitten auf den kleinen Tisch, setzte einen irdenen Topf voll Wasser hinzu und sagte dann, indem er eine Scheibe Brot abschnitt und einige Nüsse dazu legte, in ruhigem Tone:

„Wenn Dich hungert, so iß."

Trotz meiner Angst fühlte ich einen verzehrenden Hunger; seit dem frühen Morgen waren wir, ohne Etwas genossen zu haben, auf dem Felde umhergeirrt; das gastfreundliche Anerbieten dieses Mannes, der sich so sehr über mich zu beklagen hatte, machte also einen doppelten Eindruck auf mich.

Während ich in das sehr harte Brot biß und mittels des Messers, das er auf dem Tische liegen gelassen, die Nüsse aufknackte, schien Claudius Gérard auf seinem Bette sitzend mich mit Aufmerksamkeit zu betrachten; nach einigen Augenblicken sagte er leise, als wenn er mit sich selber redete:

„Und doch liegt in diesen Zügen Herzensgüte und Verstand."

Plötzlich öffnete sich die Thür des Kuhstalls, die nur zugeklinkt war, und eine rauhe Stimme rief:

„Holla, he, Claudius Gérard!"

„Was ist?" fragte der Lehrer, „wer ist da?"

„Ich, Bijou, der Schweinehirt des Herrn Maier — die Stimme sagte Mare — ich komme von dem Herrn, es hat große Eile."

„Was wollt Ihr?" sagte Claudius Gérard, „kommt herein."

„Danke," sagte Bijou, „ich könnte gegen die Kühe laufen, ich will's von hier aus sagen, ich habe Eile."

„Nun gut, sprecht."

„Der Herr Mare läßt Euch sagen, Ihr möchtet morgen früh bei Tagesanbruch mit der Glocke kommen, um Etwas auszurufen, was er Euch nennen wird, damit das Ausrufen beendigt ist, ehe die Leute auf's Feld gehen, seht Ihr —"

„Lieber Junge, antwortet dem Herrn Maire, daß mir das nicht möglich sein wird; denn der Herr Pfarrer hat mir befohlen, morgen bei Tages Anbruch ein Grab zu machen zu der Beerdigung einer jungen Dame, das leidet keinen Aufschub."

„Ja, verdammt — ich weiß nicht — der Herr Mare hat mir's so gesagt, und ich sag' es Euch — Ja, und dann haben sich die Wäscherinnen heut Abend beschwert, der Waschtrog müsse besorgt werden; denn die Wäsche werde ganz schwarz davon und nähme einen üblen Geruch an, so viel Schlamm sei drinn. Der Herr Mare hat auch gesagt, Ihr solltet den Waschtrog gleich morgen früh nach dem Ausrufen rein machen."

„Lieber Freund," versetzte Claudius Gérard mit vollkommener Ruhe, in der gleichwol eine leichte Ironie sichtbar war, „sagt dem Herrn Maire, seinerseits habe der Herr Pfarrer mich beordert, ohne Aufschub seinen Taubenschlag rein zu machen, und nun weiß ich zwischen Waschtrog und Taubenschlag nicht, wohin ich mich wenden soll, indessen, da der Waschtrog die Gemeinde näher angeht, so werde ich denselben besorgen, nachdem ich das Grab gemacht, und dann werde ich den Ausruf vornehmen, wenn die Leute vom Felde zurück sind."

„Ich will's ihm sagen, aber er wird kollern; denn er ist ein Polterer, wie es keinen zweiten gibt."



hatte, weil ich es mit Bamboche und Basquine theilte, allein fortzusetzen, reizte mich freilich wenig.

Auf der einen Seite hatte Claudius Gérard mir offen gesagt, daß ich, wenn ich seine Anerbietungen annähme, mich auf ein Leben voll Entbehrungen und Mühen gefaßt machen müßte, und die Gewohnheit des Nichtsthuns und der Ungebundenheit war bei mir schon so tief gewurzelt, daß ich nicht ohne Schrecken auf diese lange Reihe von freudelosen und mühevollen Tagen hinblicken konnte, die mich bei dem Lehrer erwartete; indessen fand ich bei ihm wenigstens ein, wenn auch ärmliches und hartes, doch gesichertes Dasein; auch konnte seine Zuneigung, wenn auch der Unterschied des Alters groß war, mir vielleicht in etwas den Verlust oder die Entfernung der Freunde meiner Kindheit ersetzen.

Dieses Bedürfniß nach Zuneigung, nach einem Gegenstande, den ich lieben könnte, welches bei mir so natürlich und so lebhaft war, hatte sich bei mir, vermöge aller der Aufopferungen, die meine zärtliche Liebe zu meinen Genossen mir einflößte, statt abzunehmen, noch mehr entwickelt; auch schien es mir schrecklich, daß ich mich eben jetzt darein ergeben müßte, allein zu leben; ich wußte ja aus Erfahrung, wie viel Mühe es mir gekostet, einen Freund zu finden.

Diese Erwägungen neigten die Wage mehr und mehr zu Gunsten des Claudius Gérard, obgleich ich fühlte, daß unter uns Beiden Vertraulichkeit, Zutrauen und Kameradschaft immer unmöglich sein würden. Er flößte mir große Achtung ein, und ich kannte mich selbst bereits hinlänglich, um einsehen zu können, daß diese Regung von Dankbarkeit, die mit Achtung vermischt war, sich niemals in eine zärtliche Vertrautheit umwandeln könnte.

Ich weiß nicht, wie lange diese Unschlüssigkeit, die mir, ich gestehe es, wenig Ehre machte, noch gedauert haben würde, wäre mir nicht plötzlich ein seltsamer Gedanke eingekommen.

Ich hatte mein Zusammentreffen mit dem allerliebsten kleinen Mädchen, das ich Regina nennen hörte, niemals vergessen können; ich hatte sie im Walde von Chantilly entführt, doch war diese Entführung trotz Bamboche's böser Rathschläge ganz unschuldig geblieben; denn meine Kühnheit beschränkte sich auf einen Kuß, den ich auf die bleiche und kalte Stirn dieses Mädchens gedrückt, das ich ohnmächtig in meinen Armen forttrug, bis zu dem Augenblick, wo wir, Bamboche und ich, erschreckt durch das Herannahen einer Runde von Forstbedienten, unsere beiden Gefangenen, den Vicomte Scipio und Regina, hatten fahren lassen.

Verführt durch Bamboche's vorzeitige Liebeshändel, die eine allzu frühzeitige Empfänglichkeit in mir erweckt hatten, war ich zugleich von einer leidenschaftlichen Liebe zu Regina ergriffen worden, und sie war in mir wach geblieben; meine Gedanken waren fast beständig bei dem Mädchen.

Meine Freunde hatten sich zuerst über mich lustig gemacht; zuletzt faßten sie meine Liebe vollkommen ernst auf. Unsere Unterhaltungen auf unsern auf's Gerathewohl unternommenen Streifzügen drehten sich häufig um diesen Punkt. Was die Mittel anbetrifft, die wir ersannen, um mich Regina zu nähern und, wenn ich erst groß geworden, um ihre Liebe zu werben, so muß ich darauf Verzicht leisten, ihren ausschweifenden Charakter und ihre Rohheit näher zu bezeichnen; nur ein einziger war weniger unsinnig und grob — wenn wir das Alter erreicht hätten, wollten wir, ich und Bamboche, unter's Militair gehen, und Basquine sollte Marketenderin werden; denn wir konnten uns doch nicht trennen, und nach unserer Meinung gab es keine Soldaten ohne Krieg. Vermöge meines Muthes ward ich dann so was wie Hauptmann oder General, und dann heirathete ich Regina, wir entführten sie und dies Mal im Ernst.

So albern dieser kindliche Roman war, so hatte ich mich doch endlich mit schwankender Hoffnung an ihn festgeklammert, und, was seltsam war, und wovon ich mich wohl hütete, meinen Genossen auch nur ein Wort zu sagen, oft, wenn ich an Regina dachte, fühlte ich Etwas wie eine unbestimmte Reue über das schlechte Leben, das wir führten, und trotz Bamboche's Beispiel, sagte mir eine unerklärliche innere Stimme, daß in der Liebe etwas Edles, Neues, Erhabenes liege.

In der Verwirrung und dem Schmerz, in den mich die Besorgniß, die ich in Betreff des Schicksals meiner verschwundenen Freunde empfand, gestürzt hatte, war mir der Gedanke an Regina nicht gleich wieder in den Sinn gekommen; aber in der Unentschlossenheit in Bezug auf Claudius Gérard's Anerbietungen fiel sie mir wieder ein, und ich sagte zu mir selbst:

„Nichts in der Welt hätte mich vermocht, mich von meinen Freunden zu trennen, aber da dieses Unglück einmal geschehen, will es mich bedünken, als ob ich dadurch, daß ich Claudius Gérard's Rathschläge befolgte, Reginen näher kommen müßte, und daß dieser Gedanke mir die Lage, welche auf mich wartet, erträglicher machen und versüßen könnte!“

Jetzt, da ich aus so vielen Ursachen, ach, meine geringsten Erinnerungen, die sich auf Regina beziehen, sorgfältig durchprüfe, ist es mir vollkommen klar, so wunderlich es mir gegenwärtig vorkommt, daß der entscheidende Beweggrund, der mich nach dem Hause des Lehrers zurückführte, kein anderer war, als der Gedanke, dadurch, daß ich besser würde, Reginen näher zu kommen.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich raffte also Basquine's blutiges Tuch und die drei Geldstücke auf und kehrte in's Dorf zurück.

Als ich auf der kleinen Erhöhung angekommen war, von wo man das Haus des Lehrers erblicken konnte, sah ich das Fenster noch erleuchtet.

„Er wartet auf mich,“ sagte ich zu mir selbst.

Und ich fühlte, ich weiß nicht warum, eine Art feindlicher Regung gegen den Lehrer. Die Voraussicht, daß es so kommen werde, die ich bei ihm voraussetzen mußte, demüthigte mich tief; es regte sich in mir, trotz meiner so eben gefaßten guten Vorsätze, Etwas, das mich umkehren hieß. Ich hatte ja funfzehn Francs, die Trümmer des gestohlenen Gutes, davon konnte ich mehre Tage leben — aber, so wie ich daran dachte, daß an diesen Geldstücken Basquine's oder Bamboche's Blut klebte, faßte mich ein Schauder — ein seltsamer Scrupel, der nicht eben aus dem Gedanken hervorging, daß ich mir auch von dem Gelde, das dem Claudius Gérard zu seinem großen Kummer gestohlen worden, meinen Theil zueigne. Ich setzte also meinen Weg fort.

Als ich am Hause des Lehrers angekommen war, blieb ich in einer Entfernung von wenigen Schritten im Schatten stehen und beobachtete durch das offene Fenster den Claudius Gérard aufmerksam.

Ich will bei diesem Selbststudium, in dem ich hier begriffen bin, und bei dem ich nur mit meinem Gewissen zu thun habe, nichts auslassen, zumal wenn es sich von tiefen Regungen handelt, die ich seitdem, wenn auch nicht besiegt, doch kräftig bekämpft habe.

Ich beobachtete Claudius Gérard nicht, ich belauerte ihn mit einer gewissen Bitterkeit. Er sollte von jetzt an so zu sagen mein Herr sein, und während er sich allein glaubte, gedachte ich seine Gesichtszüge daraus auszuforschen, ob er ein Anderer sei, als er sich gegen mich gezeigt hatte.

Der Lehrer saß an einem kleinen Tische und stützte die Stirn auf die linke Hand; mit der rechten schrieb er langsam.

Nach einigen Augenblicken schien ihm die Feder aus der Hand zu fallen; denn er bog den Kopf zurück, ballte die beiden Fäuste und drückte sie heftig an die Schläfen, und zu meinem Erstaunen war sein Gesicht in Thränen gebadet. Er wandte die Augen zum Himmel mit einem herzzerschneidenden Ausdruck.

Bald darauf trocknete Claudius Gérard seine Thränen mit dem Rücken der Hand ab, stand auf und ging rasch auf und ab.

Ich verfolgte neugierig und unruhig alle seine Bewegungen. Nachdem er eine Weile in der Stube hin und her gegangen, trat er an das offene Fenster, und nach einem langen Schweigen, das nur von einigen tiefen Seufzern unterbrochen wurde, sagte er:

„Ach, das arme Kind kommt nicht wieder — er ist verloren — ich hatte mich in ihm geirrt.“

Und das kleine Fenster schloß sich.

Mein Mistrauen, meine tückischen Hinterhaltsgedanken verschwanden noch einmal vor der sanften und ernsten Anziehung, die Claudius Gérard auf mich ausübte. Um ihm mein Lauern nicht zu verrathen, wartete ich noch einige Augenblicke, ehe ich an die Scheiben klopfte.

Kaum hatte ich schüchtern angepocht, als das Fenster sich öffnete.

Es ist mir, als hörte ich den verwunderten und freudigen Ausruf noch, der meine Rückkunft begrüßte.

Mit Einem Satze war ich in der Stube. Claudius Gérard drückte mich mit einem unsäglichem Entzücken an's Herz.

„Gott sei gelobt!“ sagte er, „nein, nein, ich hatte mich nicht in Dir geirrt — armes theures Kind, ich hatte Dich richtig beurtheilt.“

Dann besann er sich und sagte:

„Und Deine Genossen? Dein Beispiel hat sie nicht zu dem gleichen Entschluß vermögen können?“

Ich erzählte dem Claudius Gérard die Vergeblichkeit meiner Nachsuchungen und zeigte ihm schaudernd das blutige Halstuch Basquine's und die drei Geldstücke.

„Es ist vielleicht hier ein Verbrechen verübt worden,“ sagte er ernst und nachdenklich zu mir. „Ich werde morgen, soweit es möglich ist, ohne Dich als Theilnehmer an dem Diebstahle bloszustellen, ein Mittel aufzufinden suchen, dieses Geheimniß aufzuhellen. Beruhige Dich, liebes Kind, und vor allen Dingen ruhe aus von den schmerzlichen Aufregungen dieses Tages, wirf Dich auf mein Bette, Du liegst da besser, ich will für heute in dem Stall schlafen. Suche zu schlafen, morgen magst Du mir Deine Vergangenheit erzählen, und wir wollen von der Zukunft reden. Nun, gute Nacht — Wie ist Dein Name?“

„Martin, Herr.“

„Martin!“ rief Claudius Gérard erbleichend — „Martin!“ wiederholte er mit einem unbeschreiblichen Ausdruck — „und Du kennst weder Deinen Vater noch Deine Mutter?“

„Nein, Herr. So weit ich zurückdenken kann, diente ich als Handlanger bei einem Maurer, und darauf ward ich von Seiltänzern aufgegriffen, die ich seit einigen Monaten mit meinen Genossen verlassen, um betteln zu gehen.“

„Ich Thor!“ sagte Claudius Gérard zu sich selbst. Was für ein Einfall! Es ist unmöglich. Und doch — dieser Name, dieser seltsame Antheil, den ich an dem Knaben nehme! Nun, diese Theilnahme hätte ich wol für jedes unglückliche Geschöpf der Art gefühlt, das so wie er im Begriff gestanden hätte in den Abgrund des Verderbens zu stürzen. Aber dieser Name — dieser Name, glaub' ich, wird mir den Knaben noch theurer machen.“

Dann wandte er sich an mich.

„Erinnerst Du Dich keines Umstandes — doch nein, schlafe, schlafe, Knabe, morgen ist Zeit genug zu schwatzen.“

„Ich mag nicht schlafen, Herr, ich bin zu traurig.“

„Nun denn, so erzähle Du mir, so gut Du kannst, in wenig Worten, aber offenherzig, Dein Leben bis zum heutigen Tage.“

Und ich erzählte dem Claudius Gérard Alles, beinahe Alles, ich verbarg ihm nur meine Liebe zu Regina.

Meine naive, aufrichtige Erzählung rührte und erzürnte meinen neuen Herrn abwechselnd; er verbarg mit seinen Abscheu gegen La Levrasse, die Mutter Major, u. s. w. nicht, das Loos Basquine's erfüllte ihn mit tiefem Schmerze. Wenn er Bamboche tadelte, so beklagte er ihn zugleich auch. Mehre Male im Laufe meiner Erzählung sagte mir Claudius Gérard, daß er das Verschwinden meiner Genossen bitter beklage; denn nach Dem, was ich von ihnen sagte, schienen sie der Umkehr zum Bessern noch fähig zu sein.

Als ich bei der Erzählung von unserem letzten Versuche ankam, die Hülfeleistung der vornehmen Kinder, die wir im Walde von Chantilly angetroffen, zu erlangen, nannte ich den Vicomte Scipio Duriveau — ich und meine Genossen hatten ihn diesen Namen und Titel häufig in's Gedächtniß zurückgerufen, sei es, daß wir uns über diesen Titel, den man einem kleinen Knaben beilegte, lustig machen wollten, sei es, um das Andenken an den vorzeitigen Uebermuth des kleinen vornehmen Herrn in uns aufzufrischen.

Kaum hatte ich den Namen Duriveau ausgesprochen, als Claudius Gérard von seinem Sessel auffuhr; seine Züge verriethen einen so bittern, so plötzlichen Schmerz, als wäre er in's Herz getroffen.

Nach einer langen, peinlichen Pause sagte er zu mir mit bitterm Lächeln:

„Du auch — nicht wahr, Du auch sprichst den Namen Duriveau mit Schmerz und Abneigung aus?“

„Freilich,“ erwiderte ich, verwundert über diese Frage, „dieser kleine Vicomte, wie seine Bedienten ihn nannten, hat sich gegen uns so boshaft, so herabwürdigend benommen.“

„Nun wohl," rief er, „auch ich spreche diesen Namen mit Schmerz, mit Abneigung aus; das wird ein neues Band zwischen uns sein."

„Sie kennen also diesen kleinen Vicomte auch?" sagte ich zu ihm, „auch gegen Sie hat er sich so benommen?"

„Nein, aber sein Vater — o sein Vater! Niemals kann ich —"

Hierauf schwieg Claudius Gérard plötzlich, strich sich mit der Hand über die Stirn und sagte achselzuckend:

„Wahrhaftig, der Schmerz beraubt mir die Besinnung — was hätte ich bald diesem Kinde erzählt! — O, meine Schicksale, meine Schicksale!"

Und nach einem tiefen Seufzer sagte er zu mir: „Fahr fort, Freund."

Ich beschloß meine Beichte mit der Erzählung Dessen, was uns seit unserm Zusammentreffen mit den reichen Kindern begegnet war — ich verhehlte weder das Landstreicherleben, noch das Betteln, noch die Diebstähle.

Nachdem Claudius Gérard mich mit Theilnahme angehört, umarmte er mich und sagte zu mir:

„Ich preise mich, wenn es möglich ist, jetzt noch mehr glücklich, liebes Kind, daß wir einander zugeführt worden sind. Hättest Du noch einige Zeit länger in dem Herumstreicherleben verharrt, so würde Deine Umkehr, wo nicht unmöglich, doch sehr viel schwieriger geworden sein. Was Dich aufrecht erhalten, was Dich beinahe schon gerettet hat, weißt Du, was es ist? Es ist die Freundschaft, es ist die ernstliche, tiefe Zuneigung, die Du zu Deinen Freunden empfandst, und sie zu Dir. Eine einzige gute und edle Regung in ihren Herzen und in dem Deinigen hat hingereicht, Eure Seelen vor einer völligen Verderbniß zu bewahren. Ja, weil Ihr liebtet, seid Ihr besser geblieben, als so viel Andere in ähnlichen Verhältnissen. O, gesegnet sei die Liebe," sagte Claudius Gérard mit einem unaussprechlichen Blicke, „sie kann einen Menschen retten, wie sie die Menschheit erlöst hat."

Ich weiß nicht, warum mir Claudius Gérard's Worte den Verlust meiner Genossen noch schmerzlicher in's Gedächtniß zurückriefen, als ich ihn bisher empfunden; ich zerfloß in Thränen.

„Was ist Dir?" sagte gütig er zu mir.

„Nichts, Herr," sagte ich, indem ich meine Thränen zu verschlucken suchte; denn ich fürchtete meinen Herrn durch meinen Kummer zu verletzen.

„Komm, Kind," sagte Claudius Gérard zu mir, in dem zu Herzen gehenden sanften Tone, dem ich bereits nicht zu widerstehen vermochte, „komm, gewöhne Dir an, mir Alles zu sagen. Wenn Du etwas Böses gedacht, gethan hast, so will ich Dich nicht tadeln, ich will Dir nur das Böse darin zeigen, und warum es böse ist —"

„Nun ja, Herr, als ich heute Nacht dies Tuch und diese Silberstücke mitten in einer Blutlache fand, und da ich meine Genossen rief, Niemand antwortete, da fühlte ich einen tiefen Kummer — es war wie eine Betäubung durch den Schmerz, aber jetzt kommt es mir vor, als wäre mein Kummer noch größer —"

„Und das kann nicht ausbleiben, Kind, darauf mußt Du Dich gefaßt machen, dieser Kummer wird noch größer werden. Nicht heute, nicht morgen wirst Du die Trennung von Deinen Genossen am lebhaftesten empfinden. Die Veränderung der Lage, die neuen Beschäftigungen werden Dich anfangs zerstreuen, aber nach einiger Zeit, und vornämlich an Tagen der Niedergeschlagenheit, wirst Du Deine Genossen schmerzlich zurücksehnen. Freundschaften, die wie die Eurige in der Kindheit entstanden sind, und dazu mitten unter Leiden und gemeinsam ertragenen Unglücksfällen, lassen im Herzen unzerstörbare Wurzeln, im Geiste unauslöschliche Erinnerungen zurück. Du könntest diese Genossen Deines Jugendalters nach zehn, zwanzig Jahren wieder antreffen, liebes Kind, und Deine Neigung zu ihnen würde noch ebenso wach sein, wie zu dieser Stunde."

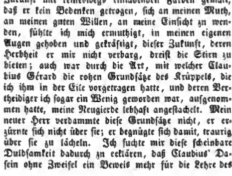
Ich sah Claudius Gérard ein wenig besorgt an; er fuhr fort:

„Zu einem Andern würde ich nicht so reden, aber nach der Erzählung Deiner Jugendgeschichte und zufolge der Blicke, die ich schon in Deine Gemüthsart gethan zu haben glaube, bin ich überzeugt, daß Du Muth, guten Willen und Einsicht genug hast, die Wahrheit ohne Verhüllung zu hören — ja, Du bist stark genug, daß ich Dir gewisse, unvermeidliche Entmuthigungen vorhersagen kann, die Dich betreffen werden, aber Dich wenigstens nicht überraschen sollen. Noch einmal, Martin, versprich mir vor Allem, wenn die Lage, die ich Dir anbiete, Dir zu traurig, zu elend vorkommt, wie es frei zu gestehen, statt heimlich zu entwischen — denn alsdann würde ich versuchen, Dich auf eine für Deinen Geschmack und Deine Neigungen, die ich erst kennen lernen muß, angemessenere Weise unterzubringen. Nun, mein Kind, der Tag will anbrechen — versuch ein wenig zu ruhen, auch ich bedarf des Schlafes. Gute Nacht, Martin."

Und Claudius Gérard hieß mich sich auf sein Bette legen und löschte das Licht aus; bald darauf hörte ich, wie er sich im Stalle auf die Streu hinstreckte.

Vergeblich versuchte ich zu schlafen; ich empfand das Bedürfniß gar sehr, aber ich war zu aufgeregt; ich mußte den Worten des Claudius Gérard nachdenken.

Seltsam genug, gerade dadurch, daß er mir die Zukunft mit keineswegs einladenden Farben gemalt, daß er kein Bedenken getragen, sich an meinen Muth, an meinen guten Willen, an meine Einsicht zu wenden, fühlte ich mich ermuthigt, in meinen eigenen Augen gehoben und gekräftigt, dieser Zukunft, deren Herbheit er mir nicht verbarg, dreist die Stirn zu bieten; auch war durch die Art, mit welcher Claudius Gérard die rohen Grundsätze des Krüppels, die ich ihm in der Eile vorgetragen hatte, und deren Vertheidiger ich sogar ein Wenig geworden war, aufgenommen hatte, meine Neugierde lebhaft angestachelt. Mein neuer Herr verdammte diese Grundsätze nicht, er erzürnte sich nicht über sie; er begnügte sich damit, traurig über sie zu lächeln. Ich suchte mir diese scheinbare Duldsamkeit dadurch zu erklären, daß Claudius' Dasein ohne Zweifel ein Beweis mehr für die Lehre des



Krüppels sei; denn obgleich ich meinen Beschützer erst so eben kennen gelernt hatte, gaben mir die Redlichkeit und das Edle in seiner Denkungsart die Güte und Reinheit seines Herzens hinreichend kund, während Alles, was ihn umgab, von dem Elend und den Entbehrungen zeugte, in denen er zu leben schien.

Von Müdigkeit überwältigt, schlief ich mitten in diesen Betrachtungen ein, aber mein Schlummer war nicht tief und dazu unruhig, so daß ich nach ungefähr zwei Stunden von dem Geräusche, das Claudius Gérard machte, da er in die Stube trat, aufwachte, obgleich er sich bemüht hatte, leise aufzutreten.

Ich richtete mich sogleich auf meinem Lager auf. Diese zwei Stunden Schlaf hatten mein Blut beruhigt und abgekühlt.

„Ich wollte Dich nicht wecken," sagte Claudius Gérard im Tone des Bedauerns zu mir, „aber es ist nun einmal geschehen, such' wieder einzuschlafen."

„Danke, Herr, ich habe für heute genug geschlafen, wenn Sie mir Etwas aufzutragen haben, so sagen Sie nur, ich bin bereit."

Und ich stellte mich auf die Füße.

„Mein Kind, für jetzt will ich ein trauriges Geschäft besorgen —"

„Das Grab der jungen Dame machen?" sagte ich zu ihm.

„Wer hat Dir das gesagt?" fragte er verwundert.

„Gestern," antwortete ich die Augen niederschlagend, „als Sie mich eingeschlossen hatten, um meine Genossen zu verfolgen, sah ich eine dicke Dame nach Ihnen fragen, und als Sie zurückkamen, sprach sie mit Ihnen."

„Gut, jetzt verstehe ich — nun ja, mein Sohn, ich will ein Grab machen."

„Wollen Sie mich nicht mitnehmen, Herr? Ich kann Ihnen helfen, und dann möchte ich auch lieber mit Ihnen gehen, als allein bleiben."

„Es sei," sagte Claudius Gérard mit trübem Lächeln. „Und da Du doch im Begriffe stehst, wenigstens für einige Zeit meine Lebensart zu theilen, so kann Dir dieser Tag von derselben eine so vollständige Probe geben, wie möglich, und Dich vollkommen einweihen. Komm also mit."

Ich folgte dem Claudius Gérard mit den Augen; er ergriff im Stalle eine Hacke und einen Spaten.

„Soll ich das Werkzeug tragen, Herr?"

„Nimm den Spaten, mein Junge, er ist weniger schwer."

Er nahm die Hacke. Mein Herr that einige Schritte vorwärts und traf an der Thür des Stalles den Kuhhirten an, der vertraulich mit rohem Lachen zu ihm sagte:

„Heut werdet Ihr eine volle Classe haben, Claudius Gérard."

„Wie das, Junge?"

„Ihr werdet heute mehr Zöglinge haben, als gestern."

„Erkläre Dich, wer werden diese sein?"

„Nun, meine Kühe."

„Deine Kühe? Aber seit einigen Tagen sind sie ja während meiner Schulzeit auf der Weide."

„Ach ja — aber mein Herr sagt so: Für das bischen Futter, das mein Vieh im Winter während drei oder vier Stunden auf dem Felde findet, verliere ich den besten Theil vom Dünger. Es mag also die ganze schlechte Jahreszeit im Stalle bleiben."

„Gut, mein Junge," sagte Claudius Gérard, „laß Dein Vieh im Stalle; ich werde schon dafür sorgen, daß meine Schüler durch die Nachbarschaft nicht zu sehr zerstreut werden," setzte er lächelnd hinzu.

Hierauf wandte er sich zu mir um:

„Vorwärts, Martin, komm, Kind."

Und mit dem Spaten auf der Schulter folgte ich dem Lehrer, der die Hacke unter dem Arm trug.

Dieser Lehrer, der zugleich Todtengräber war, dieser Unterricht, der im Kuhstall abgehalten wurde, das Alles kam mir, trotz meiner Unerfahrenheit in menschlichen Dingen, sehr seltsam vor; zwei oder drei Mal war ich im Begriff, dem Claudius Gérard mein Erstaunen zu erkennen zu geben, aber ich wagte es nicht und erreichte bald mit ihm den Dorfkirchhof.

Zwölftes Kapitel.

Der Brief.



Ehe ich die Vorfälle dieses seltsamen Tages erzähle, der in meinem Geiste unauslöschliche Erinnerungen und in meinem Herzen einen tiefen und heilsamen Eindruck zurückließ, muß ich hier einige Bruchstücke

eines Briefwechsels geben, welche mir später ein seltsamer Zufall in die Hände spielte.

Dieser Fetzen eines zerrissenen Briefes, der kurz vor meinem Zusammentreffen mit Claudius Gérard geschrieben war, erklärt es vollkommen, wie dieser sich zu so verschiedenen mühsamen und widerwärtigen Geschäften bequemen konnte, und macht zugleich den bittern Groll begreiflich, den diese Ergebung seinen Feinden einflößte.

Dieser Brief, dessen Empfänger mir unbekannt geblieben ist, war von dem Abbé Bonnet geschrieben, dem Pfarrer der Gemeinde, in der Claudius Gérard Lehrer war.

— „Mit Einem Wort es ist unerträglich.

Es ist unmöglich, den Claudius Gérard auf irgend einer Pflichtverletzung zu betreffen, er geht auf Alles ein, ergibt sich in Alles mit einer Geduld, mit einer Unterwürfigkeit, die bei einem Mann von seinen Fähigkeiten — denn unglücklicherweise sind diese nicht zu bestreiten — nur aus der höchsten Verachtung Derjenigen, die ihm Dergleichen zumuthen, hervorgehen kann.

Herr Claudius Gérard glaubt wahrscheinlich einen zu hohen Geist, eine zu überlegene Natur zu besitzen, als daß ihn irgend Etwas erniedrigen könnte. Er vollführt die niedrigsten, die schimpflichsten Geschäfte mit einer Seelenheiterkeit, die mich rasend macht; nicht nur unterwirft er sich ohne Murren allen den Arbeiten, die mit seiner Lehrerstellung in Verbindung gebracht worden sind, sondern er findet auch noch Zeit gewissen Forderungen von meiner Seite zu genügen, von denen ich hoffte, daß er sie ablehnen würde — was er der Strenge nach auch könnte — um wenigstens einen Vorwand zu haben, gegen ihn verfahren zu können; aber er ist dazu zu fein, und mit teuflischer und kalter Unterwerfung zwingt er mich anzuerkennen, daß ich ihm Verbindlichkeiten schuldig bin. Vielleicht ermüdet er endlich, wir wollen es wenigstens hoffen. — — — — — — — — — — — —

— — — — — Es käme also vor allen Dingen darauf an, ihm in der Achtung der Leute zu schaden. Dies ist sehr schwer; denn bis zu den erniedrigenden Arbeiten herab, mit denen er belastet wird, weiß er Alles durch eine gewisse ruhige Würde, mit der er es ausführt, in den Augen Aller zu adeln. Das ist ein Band mehr, mit dem er die ganze Volksmasse, welche sich nothgedrungen mit der groben Handarbeit beschäftigt, an sich kettet; auf diese Weise erhöht er in den Augen dieser Leute die Nutzbarkeit dieser Dinge, und so ehrt er sich und setzt sich in Ansehen gerade dadurch, daß er sich den widerwärtigsten Geschäften unterzieht. Wie soll man einen solchen Mann in der Achtung der Leute herabsetzen?

Was soll ich sagen? — Dieser Unselige bringt mich mit seiner unerschütterlichen Sanftmuth, seinem Gehorsam, seinen Lumpen, seinen Holzschuhen, seinem Strohlager, seinem schwarzen Brot und klaren Wasser zur Verzweiflung: er quält mich, belagert mich, beleidigt mich auf die unverschämteste und bitterste Weise; nicht daß er sich jemals ein Wort des Tadels über mich erlaubt hätte, aber diese Strenge und Ergebung, die er zur Schau trägt, und dazu sein Wissen und seine seltene Einsicht kommen mir in jeder Beziehung vor wie eine Protestation gegen meine Lebensart, gegen das Wohlleben, dessen ich, vermöge der Freigebigkeit des vortrefflichen Grafen von Bouchetout, genieße, des Edelsteins unter meinen Pfarrkindern, aber ich fürchte — — — — — — —

Es wäre ein tieferer Grund erforderlich, um Claudius Gérard aus dieser Gemeinde zu entfernen, mit der er durch tausend unsichtbare, aber sehr starke Bande verknüpft ist; er übt auf alle Leute einen gewissen Einfluß aus, und Diejenigen, auf welche dieser Einfluß am größten ist, sind die, welche sich desselben am wenigsten versehen, weil die Tölpel vertraulich mit ihm umgehen; sie merken nicht, daß er aus ihnen macht, was er will. Sie haben keinen Begriff, was für hübsche Sachen er beilegt, wie viel Processe er im Keime erstickt; er gibt den kleinen Pächtern gegen ihre Grundbesitzer die heimtückischsten Rathschläge in die Hand; denn er versteht die höllische Kunst, die Schranken des Gesetzes niemals zu überschreiten: er trägt die äußerste Achtung vor demselben zur Schau.

Aus allem Diesem ergibt sich, was ich schon gesagt, dieser Mann genießt die Liebe des Volkes in hohem Grade; diese muß zerstört werden, darauf läuft die ganze Aufgabe hinaus.

Ich hatte gehofft, in den häufigen Ausflügen des Mannes etwas Missliebiges zu entdecken; denn er kommt bisweilen die halbe Nacht nicht nach Hause; um es in der Ausübung keiner seiner Berufspflichten fehlen zu lassen, brach er die zu diesen Ausflügen nöthige Zeit seinem Schlummer ab.

Am Ende erfuhr ich, wie es sich damit verhalte: er besuchte auf diese Weise, wurde mir gesagt, wöchentlich einmal das Irrenhaus in Ihrer Stadt. Ich habe bei dem Director dieser Anstalt Erkundigungen einziehen lassen. In der That kommt Claudius Gérard beinahe regelmäßig jede Woche einmal dahin; er hat den Director dermaßen bezaubert, daß um Herrn Claudius Gérard's Willen die Ordnung des Hauses hintangesetzt, und selbiger noch ziemlich spät in der Nacht zugelassen wird.

Die Person, welche er so regelmäßig besucht, ist, wie man sagt, ein Frauenzimmer von 20—27 Jahren, das, trotz ihres Wahnsinns, ungewöhnlich schön sein soll. Obwol sie den Herrn Claudius Gérard nicht zu erkennen scheint, so bringt doch der Anblick dieses Menschen auf die Unglückliche immer eine heilsame Wirkung hervor; sie pflegt nach seinen Besuchen ruhiger zu sein; deshalb gestattet der Arzt dieselben nicht nur, sondern wünscht sie sogar.

Da dieses Frauenzimmer unentgeltlich in der Anstalt verpflegt wird, so gehen ihr manche kleine Annehmlichkeiten ab; doch findet Claudius Gérard von Zeit zu Zeit Mittel, vermöge gewisser Entbehrungen, die er sich auferlegt, einiges Geld, wenn auch freilich sehr wenig, zurückzulassen, um die Launen der Wahnsinnigen zu befriedigen.

Was folgt daraus in Betracht des Charakters des Claudius Gérard? Gewiß nur Ehrenwerthes; gleichwol ist es gewiß, daß er nur um der Nähe dieser Stadt willen, wo diese Wahnsinnige eingesperrt ist, darauf beharrt, in unserer Gemeinde zu bleiben.

Man hat mir auch gesagt, aber darin liegt unglücklicherweise keinerlei Anklage gegen ihn, daß er diese Frau, ehe sie wahnsinnig geworden, leidenschaftlich geliebt, daß er aber um eines Andern willen verlassen worden, und eben diese Liebe zu dem Andern soll der Grund sein, weshalb das Frauenzimmer wahnsinnig geworden.

Ohne Zweifel hat diese Lebenserfahrung einen Antheil an der tiefen Schwermuth, die offenbar, trotz seiner anscheinenden Heiterkeit, an ihm zehrt.

Ich habe Ihnen von dem Einflusse gesagt, den Claudius Gérard auf das niedere Volk ausübt; ich muß Sie jetzt mit dem Einflusse erbauen, den er auf Leute aus höheren Ständen hat, und das wird mich ganz natürlich dazu leiten, Ihnen zu erklären, warum ich fürchte, daß er mir auch den vortrefflichen Bouchetout abwendig macht.

Sie wissen es, seit langer Zeit haben sich die reichen Grundeigenthümer im Lande gegen die Errichtung von Volksschulen gesträubt. Sie hatten Recht, sie durchschauten sehr wohl die Gefahr, welche damit verbunden ist, wenn man das Volk aufgeklärt werden läßt; das heißt, diesen Leuten Mittel geben, sich ihrer Ueberzahl bewußt zu werden, sich unter einander zu verständigen, Verabredungen anzustellen und besonders sich durch das Lesen der schändlichen Bücher und Schriften, die heut zu Tage gedruckt werden, aufzuregen. Nach meiner Ansicht, und nach der Ansicht aller einsichtigen und vorsichtigen Grundbesitzer sollte sich der Volksunterricht auf die mündliche Unterweisung im Katechismus beschränken — weiter nichts *).

*) In der vortrefflichen officiellen Schrift, die wir bereits angeführt haben, beklagt sich Herr Lorraine über einen gewissen umsichtsvollen, systematischen Widerstand gegen die Fortschritte in der Volkserziehung und drückt sich folgendermaßen aus:

„Aber häufig hört man gerade von Leuten, die der Regierung von Herzen ergeben sind, Einwürfe gegen das Gesetz. Bald nehmen sie dieselben aus den Interessen des Ackerbaues her. Wenn alle Kinder im Dorfe schreiben und lesen können, wo sollen wir dann Arme hernehmen? — Wir brauchen Weinbergarbeiter und keine Journalleser, sagte ein Grundbesitzer in der Landschaft Ardèche. Statt daß sie ihre Zeit in der Schule verlieren, mögen sie einen Graben aufwerfen, sagte ein Bürger in Gers. In andern Fällen bringt eine thörichte Selbstliebe die etwas wohlhabenden Pächter gegen den Gedanken auf, daß ihre Kinder neben denen der Armen auf einer Bank sitzen sollen. Lesen, Schreiben und Rechnen, das ist bei ihnen ein Zeichen der Wohlhabenheit, so wie auf einem Klepper zu Markte reiten zu können, während der Bedürftige zu Fuße nebenan geht, so wie bei der Messe seinen eigenen Kirchenstuhl zu haben, statt auf dem Allen gemeinsamen Estrich niederzuknien.“

Unglücklicherweise hat die Gewalt der Umstände anders entschieden; die Gewissenhaftigkeit der Regierung ist durch unbedachtsame Unruhstifter übertölpelt, und wir sind genöthigt worden, uns in die Errichtung von Volksschulen zu fügen.

Sie werden es sich leicht denken können, daß seit langer Zeit Alles angewendet worden, um den Erfolg dieser Maßregel gänzlich zu vereiteln. Aber am Ende, da wir aus allen unseren Hinterhalten herausgeschlagen wurden, haben wir die Schule an einen unreinen, ungesunden Ort verwiesen, und das Schulgeld der zahlunfähigen Kinder auf Einen Sou monatlich angesetzt, wodurch das daher rührende Einkommen des Lehrers auf ungefähr 40 bis 50 Franken jährlich bestimmt wird; außerdem wurde der genannte Lehrer zu allen Arten von harten und herabwürdigenden Arbeiten angehalten; Claudius Gérard's Vorgänger dankte nach drei Monaten ab, darauf war die Schule zwei Jahre geschlossen, und es bedurfte eines Claudius Gérard, um solchem Elende, solchem Ekel, solchen Kränkungen die Stirn zu bieten, und sich ihnen mit unverschämter Selbstentäußerung geduldig zu unterziehen.

Unter den reichen Landeigenthümern der Landschaft war ein ganz guter Mann, dem ich die Gefahr, welche aus der Volkserziehung hervorgeht, leicht begreiflich gemacht hatte. Ich verließ mich ganz auf ihn, als er eines Tages, ich weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall, mit Claudius Gérard zusammentrifft.

Wissen Sie, was daraus entstand? Nach einer zweistündigen Unterredung war mein Mann, vermöge der teuflischen Schlauheit des Schulmeisters, vollkommen umgewandelt.

Folgendes ist die Sprache, die der arme Getäuschte noch an demselben Abend gegen mich führte.

„Hören Sie, Herr Pfarrer, ich bin mit diesem armen Claudius Gérard zusammengetroffen. Wissen Sie, daß er vortrefflich zu sprechen versteht? Und daß er sehr gute Gründe zu Gunsten des Volksunterrichts vorzubringen weiß?“

Hierauf folgen Anmerkungen, die aus den Berichten der Generalinspectoren gezogen sind.

„Noch eine andere Ursache steht der Ausbreitung des Volksunterrichts entgegen; es ist der Einfluß, den in manchen Landschaften gewisse Personen, die sich durch ihr Vermögen auszeichnen, ausüben; diese Personen behaupten, es sei unnöthig, die Bauern, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen sollen, lesen zu lehren. (Ardennes Bezirk von Mézières S. 185.) Die wohlhabenden Landeigenthümer sagen, sie würden sich wol hüten, die Kinder der Armen in ihrer Gemeinde unterrichten zu lassen. Käme es dahin, so fände man keinen Menschen mehr, um das Land zu bauen.“ (Gironde S. 186.)

„„Unglücklicherweise hat die Gewalt der Umstände anders entschieden; die Gewissenhaftigkeit der Regierung ist durch unbedachtsame Unruhstifter übertölpelt worden, und so haben wir uns genöthigt gesehen, uns in die Errichtung von Volksschulen zu fügen.““

„Wir wollen nicht, sagen die Landeigenthümer, daß die Kinder der Armen Unterricht genießen, der Anbau unserer Ländereien würde darunter leiden, die Kinder würden Handwerke lernen. (Gers.)

(Dordogne.) „Die Einwohner, welche einer höheren Classe angehören, sind im Durchschnitt der Ausbildung des Volksunterrichtes nicht geneigt; denn sie sind überzeugt, daß ein Bauer, der einen gewissen Grad von Bildung überschreitet, ein unnützer Kerl wird. (S. 185.)

(Drome.) „Die reichen Familien sind weit entfernt, den Volksunterricht befördern zu wollen, und versichern laut, daß es sie mit Furcht erfüllt, wenn sie die Bildung unter den bedürftigen Kindern Fortschritte machen sehen. (S. 187.)

(Cher.) „Viele Landeigenthümer, die der bestehenden Regierung durchaus nicht feind sind, aber die vor Allem Freunde der Ordnung und des Friedens zu sein behaupten, können es nicht ohne Besorgniß ansehen, wie in einer Zeit, wo die Zeitungen überhand nehmen, der Volksunterricht ausgebreitet wird; sie fürchten sich vor den Dorfadvocaten, wie sie es nennen. Diese Landeigenthümer sehen nicht ein,“ setzt der Inspector in seinem Berichte sehr verständig hinzu, „daß die Dorfadvocaten ihren verderblichen Einfluß nur dem Umstande verdanken, daß sie auf die Fertigkeit des Lesens und Schreibens privilegirt sind, und daß, wenn diese Hülfsmittel Allen zugänglich wären, sie nicht mehr einigen Wenigen der Ueberzahl gegenüber zum Vortheil gereichen könnten. (S. 188.)

(Charente). „Es ist nur allzu wahr, daß die wohlhabenden und reichen Landeigenthümer, denen es an Erziehung fehlt, es nicht gern sehen würden, wenn die Kinder der Armen wie die ihrigen Unterricht erhielten.“

„Entweder Sie fühlen eine brüderliche Liebe zu dem Volke, sagte Claudius Gérard zu mir, und alsdann müssen Sie dahin arbeiten, daß es eben so viel Unterricht erhalte, wie Sie selbst erhalten haben; denn der Unterricht bessert und macht moralischer: unter hundert Verbrechern sind hundertfünfundneunzig, die weder lesen noch schreiben können."

„Oder Sie betrachten das Volk, ich will nicht sagen, als Ihren Feind, aber als einen Gegner, dessen Interessen den Ihrigen entgegengesetzt seien. Wohlan, auch in diesem Falle müssen Sie ihm Erziehung geben lassen; denn so werden Sie, statt einen Feind zu fürchten zu haben, den Elend und Unwissenheit zu thierischer Wildheit und einsichtsloser Grausamkeit bringen können, einen Widerpart finden, an dessen Gefühle, Geist, Herz und Vernunft Sie sich mit Erfolg wenden zu können hoffen dürfen, weil er aufgeklärt sein wird."

„Nun wohl, Herr Pfarrer," sagte der einfältige Spielball des Schulmeisters zu mir, „von dieser einfachen Sprache habe ich mich getroffen gefühlt, dermaßen getroffen gefühlt, daß ich vor Scham und Mitleid erröthete, als ich einen unterrichteten, sanften, ergebenen, arbeitsamen Mann wie Claudius Gérard wie einen Bettler gekleidet und in Holzschuhen vor mir stehen sah, und ich erröthete noch einmal vor Scham und Mitleiden, als ich an den Stall dachte, in welchem unser Lehrer seinen Unterricht ertheilt. Ich bin also so gut wie entschlossen, für die Gemeinde die Kosten eines angemesseneren Schulhauses zu tragen und die Einnahme des Claudius Gérard bis zu einer Summe zu erhöhen, daß er wenigstens auf anständige Weise leben kann."

Ich sah das beklagenswerthe Opfer des Claudius Gérard mit einem Erstaunen an, das Sie sich leicht vorstellen können.

„Das ist nicht Ihr Ernst!" sagte ich ganz verwirrt.

„So sehr mein Ernst, lieber Herr Pfarrer, daß ich schon ein Haus im Auge habe, das mir angemessener zu sein scheint."

Glücklicherweise kam die Vorsehung mir zu Hülfe; der plötzliche Tod eines Onkels des armen Narren zwang ihn, die Landschaft zu verlassen, wichtige Geschäfte führten ihn nach Paris und hielten ihn dort endlich für immer fest, und so ist Claudius Gérard denn noch immer auf demselben Punkte, und gibt seine Stunden in einem unreinen, ungesunden Stalle, vor



dem die Kinder wie vor der Pest fliehen sollten, und doch, obwol sie wirklich in Folge der schlechten Luft krank werden, ist die Satansschule beständig voll."

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Stammgast-Geschichten.

III.

Meister Pfeffer's Hochzeittag.

(Fortsetzung aus Nr. 12[illegible].)

Ich arbeitete nun fleißig drauf los; denn ich wollte recht bald in die Fremde, um recht bald wieder zurückzukommen; ich wollte aber nicht fort, ohne meiner Mutter ein Sümmchen für den Nothfall zurückzulassen. Ich ging deswegen nur selten in ein Wirthshaus, auf den Tanzboden aber fast gar nicht, weil ich die Ausgaben scheute. Daher kam's auch, daß ich nur wenige junge Burschen kannte, die Mädchen meiner Vaterstadt aber waren mir ganz fremd. Ich kannte nur die Tochter meines Meisters; das war eine dicke Person mit rothen Haaren, die vor Fett kaum recht Athem schöpfen konnte und im Gesicht glänzte, wie ein Pfannkuchen, der mit Butter bestrichen ist. Die kam nun oft in die Werkstätte, wenn's nur anging, und es war klar, daß sie Absichten auf mich hatte. Meine Mitgesellen merkten dies sehr bald, und nun war des Neckens kein Ende. „Erbarm' Dich doch der schönen Drinlies!" *) sagte der Eine. — „Sie schmilzt sonst wie Butter an der Sonne vor Liebesgram!" — „Siehst Du nicht, daß sie große Eile hat?" spottete der Dritte, „nächstens ist sie aus der Conscription." — Diese Späße machten mir die Drinlies noch widerlicher, sie aber wurde immer zudringlicher. Eines Abends als ich nach Hause ging, begegnete sie mir auf der Treppe, und da es schon dunkel war, that sie, als tappe sie umher, um bei mir vorbei zu können; auf Einmal aber fühlt' ich mich von ihren Armen umschlungen; vor Schreck und Ekel konnt' ich mich nicht rühren. „Bist Du's, lieber Thedor?" keuchte sie hervor. Aber mein Thedor war stumm wie ein Fisch vor Grausen über Das, was da kommen sollte. Da fühlte er plötzlich zwei schwulstige Lippen auf seinem Backen, die auf demselben aufplatschten, und anfingen, an ihm herumzuschmatzen, daß es klatschte. Jetzt war aber Alles aus. „Ekelhaftes Scheusal!" schrie ich außer mir und drängte sie zurück, und pautz Dich, rasselte sie die Treppe hinunter, und lag unten und schrie Zetermordio! Alles kam von oben herbeigerannt mit Lichtern und Gekreische. Ich aber setzte zum Haus hinaus, was ich konnte.

Bei meinem ersten Meister war nun meines Bleibens nicht länger. Er kündigte mir des andern Tags auf; doch fand ich bald neue Arbeit.

Inzwischen war der Geburtstag meiner Mutter herangekommen, und ich überreichte ihr hundert Gulden und kündigte ihr an, daß ich in zwei Monaten auf die Wanderschaft gehen wolle. Meine Mutter freute sich über meinen Fleiß und meine Sparsamkeit und fügte sich nach ihrer entschlossenen Art bald in die Nothwendigkeit meines Weggehns. Ich hatte den Tag eine merkwürdige Unruhe in mir; es litt mich nicht an der Arbeit, es war mir immer, als müßt' ich sogleich mein Bündel schnallen und auf und davon ziehen. Wie es so mit der Leiste und der Ahle gar nicht gehen wollte, macht' ich endlich mit Erlaubniß des Meisters blau, und rannte sogleich hinaus, um mir vom Schloßberg herab meine Vaterstadt und die liebe Heimathsgegend noch einmal recht genau zu betrachten, da ich sie bald nicht mehr sehen sollte. Nachdem ich nun eine gute Zeit von oben herab geschaut hatte auf die schwarzen Schieferdächer, und der Lahn mit den Blicken durch das weite Thal gefolgt war, und die schönen Berge alle einzeln betrachtet hatte, trieb mich der kalte Ost, der um das alte Schloß schnob, wieder hinunter. Es war nämlich im Februar und eine schneidige Kälte. Als ich oben wegging, schlug es elf Uhr, und die Thürmer bliesen vom Schloßthurme, nach althergebrachter Sitte, einen Psalm, freilich auf eine schreckliche Weise. Mir klang er aber damals wie ein Gesang der Engel vom Himmel, die mir ihr Lebewohl nachriefen in die Fremde; denn es war mir immer, als ging ich schon heute. Als ich über den Markt schritt, kamen gerade die armen Leute oben vom Armenhaus herunter; es war an einem Sonnabend, wo dort Holz an sie vertheilt wird. Ich blieb stehen und betrachtete mit Wehmuth diese armen Menschen, zu denen ich mich und meine Mutter auch einst gezählt hatte. Alte, gebrechliche Mütterchen keuchten daher unter der Last ihrer Holztracht, die Glieder von wenigen dünnen Lumpen umhüllt, ihre Gesichter waren verschrumpft und zerfurcht von jahrelangen drückenden Sorgen und Plagen. Dann kamen Knaben, die ihre Bündel an Stricken hinter sich herzogen unter wildem Lärmen und Geschrei, verwahrloste Kinder der Sünde und der Armuth, eine Pflanzschule von Verbrechern. Ich wandte mich ab von diesem traurigen Anblick und dankte Gott, der mich durch eine rechtschaffene, fromme Mutter und durch edle Wohlthäter gerettet hatte vor den Versuchungen zu Verbrechen und Lastern, denen die Armuth zumeist preis gegeben ist.

Da erblickt' ich ein junges Mädchen, das ebenfalls einen Holzpack auf dem Kopf trug. Sie ging schrecklich armselig gekleidet. Ein dünnes, altes Kleidchen von Kattun, dessen Farbe nicht mehr zu erkennen war, hier und da mit dunkeln Lappen von verschiedenem Stoff geflickt, wehte um ihre Glieder und konnte sie unmöglich vor der Kälte hinreichend schützen. Ich hatte mir seit der Affaire mit der rothen Drinlies angewöhnt, mehr als sonst auf die Mädchen zu achten; denn mein Herz verlangte danach, 'mal eine eben so schöne und liebenswürdige Dirne zu sehen, als die Meisterstochter häßlich und ekelhaft war. Ich sah mir nun das Mädchen aufmerksam an, wozu ich Zeit genug hatte; denn sie ruhte an einer Ecke aus und hatte das Bündel auf einem Eckstein abgehoben. Das Mädchen war zwischen 17 und 18 Jahren, schlank und hoch gewachsen; ich bemerkte bald, daß es zwar ärmlich, aber sehr reinlich gekleidet war und auch sein schönes schwarzes Haar sorgfältig und zierlich in lange Zöpfe geflochten hatte; aber wie erstaunte ich, als es sich nach mir hinwandte, und ich ein Gesichtchen sah, ähnlich der schönen Pfarrerstochter, die ich einst für einen Engel gehalten; und dabei war es so tugendhaft anzusehen und rührte mich so durch seine Blässe und seinen bekümmerten Blick, daß ich nicht wußte, wie mir geschah. Das Mädchen bemerkte mein Anstarren, und sofort nahm es seinen Pack, um ihn auf den Kopf zu heben. Ich aber nicht faul, sprang hinzu, um ihr zu helfen. Das Mädchen blickte mich erschrocken an, als sein Bündel ihm so schnell auf den Kopf flog, und eilte um die Ecke. Aber, bei Gott, mein Herz lief mir nichts dir nichts hinter drein, und meine Beine folgten willenlos. So rannt' ich durch einige Straßen nach, ohne eigentlich zu wissen, was ich wollte. Jetzt biegt sie um eine Ecke auf den lutherischen Kirchhof, und als ich dahin nachkomme, seh ich gerade noch ihren Kopf mit dem Holzbündel in der Wendeltreppe verschwinden, die von dem Platz hinunter in die Straße führt. Ich muß wissen, wo sie wohnt, wird mir auf einmal klar — ich eile über den Platz und springe die Treppe hinunter und schieße neben ihr unten heraus; denn sie saß auf der letzten Treppenschwelle, athemlos von dem Eilen, und ordnete ihr Bündel. Als ich plötzlich neben ihr herunter gepoltert kam, sprang sie entsetzt auf, und es hätte nicht Viel gefehlt, so wär' sie die Treppe hinaufgelaufen und hätte ihr Holz im Stich gelassen.

Da stand ich nun vor dem lieben Kinde und wußte kein Sterbenswörtchen vorzubringen vor Verwirrung. Endlich stotterte ich hervor: „Liebe Jungfer, nehmt's nur nicht übel, daß ich Euch so erschreckt habe. Ich sah, daß Ihr leicht ein Stück Holz verlieren könntet, und da ging ich hinter Euch her, um's Euch aufzuheben."

Das war die erste Lüge, zu der mich Etwas brachte, das man Liebe nennt, wie ich nachgehends bemerkt habe.

Das schöne Mädchen sah mich verwundert an; dann bückte es sich über sein Bündel nieder und schnürte den Strick fester zusammen, was ihr aber gar nicht gelingen wollte, dabei sprach sie ganz verlegen so recht hübsch marburgerisch, daß es eine wahre Freude war: „Höre Sie, lieber Herr, lasse Sie mich armes Mädche seiner Wege geh!" — Auf Einmal riß der morsche Strick und der ganze Holzhaufen fiel aus einander, hierhin und dorthin. Ich sprang sogleich hinzu und wollte die Scheite aufheben.

„Lasse Sie das nur gut sein! Was solle denn die Leute denke. Sie werde mit Fingern auf mich weiße, wenn sie ein junge Mensche bei mir seh! Auch wohn' ich nit weit von hier; dorte wohn' ich!" und sie wies auf ein kleines, jämmerliches Hüttchen, das neben der Treppe an die Mauer gebaut war.

„Nun so darf ich Euch doch helfen, das Holz hineintragen?" fragte ich und ärgerte mich still über meine Verlegenheit, die ich kaum verbergen konnte.

*) Zusammengezogen aus Catharine und Elisabeth (Elise, Lieschen).

„I Gott bewahre doch! Was würde mein Vater schimpfe! Ich glaube, er schlagt mich braun und blau, wenn er das vermerke thäte!“

Ich faßte mir ein Herz und fragte: „Nehmt's nicht übel, liebe Jungfer, daß ich so neugierig bin, wer ist denn Euer Vater, mit Erlaubniß zu fragen!“

„Wohl erlaubt!“ antwortete sie lächelnd. „Die ganze Stadt kennt'en, der alte Balzer ist es, der Schuster, der mit in Amerika gewest; ich sein einziges Kind, ich heiße Gretche.“

Vom alten Balzer*) hatt' ich aber schon Manches gehört. Er galt allgemein als ein Trunkenbold und Aufschneider; der zwar ein guter Soldat gewesen war, aber ein herzlich schlechter Schuster. Seit einiger Zeit konnte er gar nicht mehr arbeiten; denn er hatte einen Schuß in den Arm erhalten in seinen Dienstjahren, der nicht gut geheilt war. Jetzt war sein Arm ganz gelähmt. Er hatte vor einiger Zeit die Gilde um Unterstützung angesprochen, fiel mir ein; mein Meister aber sagte, es sei kein Geld da, auch verdien' es der Saufbalzer nicht. Dennoch sollte auf der Herberge unter den Gesellen für ihn gesammelt werden. Von seiner schönen Tochter hatt' ich freilich bis jetzt noch Nichts erfahren.

Ich schämte mich nicht, ihr zu Gefallen die zweite Lüge zu machen in den paar Minuten. — Ich sagte nämlich, ich sei abgeschickt, ihrem Vater einiges Geld zu bringen von der Zunft. Sie schrak zusammen vor Freude und Scham und sprach, daß es ihnen recht übel gehe, und daß ich wie ein Bote vom Himmel komme, ich sollte mit zu ihrem Vater hinein gehen. Sie führte mich darauf in eine enge Hausflur und stieß eine alte Thür auf, die knarrend sich um ihre Angeln drehte. Bei diesem Geräusch sah ein Mann, der noch ziemlich rüstig schien und auf einem alten zerlumpten Lehnsessel saß und sein Haupt in die linke Hand gestützt hatte, empor mit finstern Blicken. Er bemerkte mich nicht. „Vor allen Dingen mach Feuer an, Gretchen!“ sprach er mit dumpfem Ton, „mich friert!“

Es war auch schrecklich kalt in dem kleinen, dunkeln Zimmer; ein einziges Fensterchen warf Licht hinein, und obgleich seine zerbrochenen Schriben mit Papier verklebt waren, doch genug um die entsetzliche Armuth zu bemerken, die hier herrschte. Außer dem Lehnsessel stand nur ein alter, zerbrechlicher Tisch in einer Ecke und ein einziger Stuhl, und in der andern eine zerbrochene Bettstelle, in der ein alter Strohsack Unter- und Oberbett, Pfühl und Kopfkissen zugleich war; auf dem Boden standen noch einige irdene Töpfe umher, theils verstümmelt, theils durchlöchert. Das war das ganze Hausgeräthe dieser Unglücklichen. Dabei pfiff der Wind durch die Löcher des Fensters und die dünne Lehmwand, daß es Einen mit einer Gänsehaut überlief, wie man zu sagen pflegt.

Ich trat nun in das Zimmer und sprach: „Einen schönen Gruß vom Handwerk, Meister Balzer, und die Herberge schickt Euch hier drei Sechsbätzner durch mich. Ihr solltet bald mehr von ihr hören.“

Der alte Soldat musterte mich mit kaltem Blick und ein höhnisches Lächeln zuckte um seinen Mund. Aber als ich nun wirklich das Geld neben ihn hinlegte auf den Tisch, schüttelte er verwunderungsvoll den Kopf, dann sprach er mit rauher Stimme:

„Endlich also! — Endlich! — Oder glaubten sie etwa, ich wär' unter der Hand krepirt, ich und mein Mädchen? Ja, ich lebe noch, daß Gott erbarm! wovon? das weiß der Himmel! Vom Wind! — Von der Luft! Daß sie sich nur zu Nichts verbindlich machen, die Zunftherren! Es möchte sie gereuen! Ich kann noch lange leben!“ Er knirrschte mit den Zähnen und lachte laut vor sich hin, dann fuhr er fort, gleichsam zu sich selbst sprechend: „Sie brauchen mir Nichts zu geben, sie schulden mir Nichts. O sie sind gnädig, die Herren! Gnädiger als mein Fürst, für den ich mein Blut verspritzt habe, für den ich ein Krüppel wurde, zu Nichts mehr gut, als zum Saufen und Fluchen und seine Kinder verhungern zu lassen.“ Bei diesen Worten hatte er den verschrumpften Arm erhoben und ein paar schwere Thränentropfen fielen aus seinen Augen. — Gretchen stand am Ofen und schluchzte laut.

Mir wurde so weich um's Herz, daß ich schnell mit einigen Worten Abschied nahm und davon rannte. Gretchen rief mir noch tausend Dank aus der Hausthür nach.

*) Balzer entstanden aus Balthasar.

G. Kellner.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Deutsche Dichter.

Nicolaus Lenau.

(Fortsetzung aus Nr. 125.)

Das Urkräftige dieses Dichters spricht sich besonders aus in den Haidebildern. Die Wolke in der Haide soll zu seiner Ungetreuen ziehen und ein Mahner an ihre Schwüre werden. Unvergleichlich schön ist in der Haideschenke die Schilderung, wie die ungarischen Reiter durch die Haide stürmen, ihr Jubel in der Schenke, daneben das Bild des Hauptmanns, und zuletzt das Davonsausen der ganzen Bande. Auch Beck und Vogel haben nach ihm dieses Thema erschöpft. Nicht minder schön ist die Gestalt Ahasver's, welcher an der Bahre eines früh verblichenen Jünglings, neben den weinenden Hirten den Todesschlaf preist, aber beim Anblicke eines Crucifix zusammenschauert und weint, daß er den Tod nicht finden kann, und hinwegstürmt, während sich die Hirten bekreuzigen. Grell ist der Contrast in Robert und dem Invaliden. Während jener das Glück seiner Hütte und des Mondes im Haideland anpreist, flucht dieser, dem bei Leipzig ein Bein abgeschossen ist, über die Aristokraten, die sich am Glücke mästen, während die verstümmelten Invaliden umherziehn und betteln müssen. Die Menschen sind es nicht werth, daß man für sie das Schwert zieht. Lenau's nationales Freiheitsgefühl spricht insbesondere aus den drei Polenliedern. Auch durch sie zieht ein tief melancholischer Schmerz, sie sind mehr andeutend als referirend, mehr voraussetzend als erzählend, mehr klagend als Flammen schürend. Welch eine Tiefe der Empfindung in dem Lied in der Schenke, welch schöne Gegensätze in dem Polenflüchtling in Arabiens Wüste! Die Sehnsucht nach den freien Urwäldern auf dem Maskenball kam aus dem Grund seiner Seele. Seine Freiheitsgefühle werden wach und laut im Liede des Auswanderers, der das Vaterland des Despoten verläßt, am Grabe des Ministers, wo das Vaterland lachend und singend Wache hält, im Indifferentisten, der einem Aufgußthierchen gleich ist, bei dem es gleich ist, ob es seine Reise im Tropfen im Kreise, ob rechts oder links hin unternimmt.

Der Schleier der Melancholie ist auch über seine Oden gebreitet. Am Grabe Hölty's tönt sein Klageruf durch die säuselnden Blumen des Frühlings. Sein Herz gleicht der Primula veris, die dem Frühlingsodem zuerst ihre Brust geöffnet hat, die aber lauernde Fröste tödtlich in's Herz bringen. Sie verwelkt, aber die gläubige Seele der Blume geht nicht verloren. Selbst in den Reisebildern wird der heitere Ausflug sogleich getrübt durch Träume der Sehnsucht und Todesgedanken. Er eilt hinaus in die Natur, die Lerche streut ihm Lieder auf den Weg, der Wald rauscht ihm geheimnißvoll, er beschwört den Gottesläugner in die wilde Einsamkeit des Gebirges, daß er Gott fühlen solle am Todesabgrund des Frevels, und von dem Gipfel des Berges schweift dann sein Auge in das Räthselbild der Ferne, welche ihm die Sehnsucht sendet, die ihn wieder vom Berge hinabtreibt. Auch aus den Gewittern spricht ihm Gottes Liebe. Süß träumt er in der Scheune, auf welche der Regen niedertropft; so mag es sich ruhen im Sarge, wenn auf ihn die Thränen des Freundes tropfen. Die heidelberger Ruine wird nicht durch das Grün des Hügels versöhnt, durch die Blüthen schaut die Todesmiene, und die Klagetöne der Nachtigall wecken die Geister der hier geschiedenen Seelen. Im schneidenden Contrast zu den weichen Zügen der Sennin steht das Lob auf das Faß zu Dehringen. Die tiefste Poesie liegt im Postillon, welcher in der Mainacht am Kreuz des Kirchhofs stille hält und das Leiblied seines herzlichsten Kameraden, der dort liegt, in die Nacht bläst. Gewaltig ergreifend sind die Lieder der Indianer, welche die Heimat verlassen müssen und oft zurückblickend auf die Weißen fluchen, noch einmal die Stämme umarmen und ihre Flinten zum Abschiedsgruß abfeuern; wie sie dann aus der Ferne den Waldbrand gewahren und hinüberstaunen, bis der Schein im Morgenroth zerfließt. Urkräftige Poesie spricht aus den drei Indianern, einem Greis und seinen zwei Söhnen, welche unter Flüchen über die Weißen, mit verschlungenen Armen und ihr Sterbelied singend, auf ihrem Nachen den Niagarakatarakt hinabstürzen.

Er fällt in Traurigkeit, daß er mit jedem Schritte dem Tode näher tritt. Die Melancholie geleitet ihn durch das Leben, mag sein Stern steigen oder sinken. Die Vergänglichkeit tritt ihm entgegen eben so auf der Burgruine, als auf dem Gottesacker im Thal und in den Tiefen seines Busens. Und doch klammert er sich an's Leben, wie er den Tod im Genick sitzen fühlt. Wie der Knabe über den davongeflogenen Vogel weint, so wird er einst als Mann über seine nie zurückkehrende Unschuld weinen. Um seine wunde Brust hat er geschlagen den Mantel der Melancholie, aber er warnt die Spötter über Selbstmord, daß sie an den Rest ihrer Fahrt denken sollen, da die Nacht der Zukunft noch manchen Sturm brütet. Wie herrlich ist der Contrast bei Verfolgung des Glückes durch den Reiter und den Friedlichen gezeichnet:

> Der Reiter verfolgt das entlaufende Glück,
> Er faßt's an den fliegenden Locken
> Und zwingt es zu sich auf den Sattel zurück
> Und umschlingt es mit wildem Frohlocken:
> „Mußt reiten mit mir durch Nacht und Graus,
> Durch Sterne und Geklüft zum blutigen Strauß!“

Aus dem Leben schöpft er die Bilder der Poesie. Sinnend hält der Greis die Blumen des davongesprungenen Kindes und spürt schon im Innern das stille Pflanzenleben, das sich bald in Blumen aus seinem Hügel erheben soll. Charakteristisch ist ein mephistophelischer Zug in mehren seiner vermischten Gedichte; der Professor Philosophiä und der Langweilige machen ihn zum Mephisto. Und wenn gerade dieser Theil seiner Gedichte manches Schwache enthält, so entschädigten dafür reichlich seine Atlantica. In ihnen offenbart sich ein kleines Paradies poetischer Anschauungen und Gefühle, eine Welt seltsamer Zauber. Es zieht ihn mit geheimnißvollem Drang zu den Seejungfern hin, aber die Meeresstille entlockt ihm Thränen auf der See. Die Natur trägt auf allen Wegen einen großen, ew'gen Schmerz, den sie heimlich als Muttersegen in's Herz strömt. Am Morgen ergreift ihn auf der endlosen See ein ungeduldiges Sehnen nach Berg, Wiese und Blüthe, und wohl thut es ihm, als plötzlich ein Kind seinen Morgengruß aus der Cajüte lächelt. Auch der Gedanke an's Vaterland übermannt ihn und zwingt ihn zu Thränen. Meisterhafter läßt sich der Schiffsjunge, der vom Tau in's Meer stürzt und gierig von den Wellen verschlungen wird, nicht zeichnen. Trauer bemächtigt sich des feiernden Matrosen, der an sein Geschick denkt, klar blickt dagegen der alte Ocean dem Himmel zu, als hätte er nichts gethan. Die kalten Wogen schäumen über ihn und seine Jugendträume, nur die Seejungfrauen sind über den schönen Fremdling freudig erschrocken.

Leben und Träume bewegen sich wieder in grellen, aber tiefpoetischen Contrasten. Das Ungarnleben in dem Liede „Werbung“ kann nicht schöner verkörpert werden; hier verfließen Wirklichkeit und Poesie in ein harmonisches Ganze. Auch hier war Lenau Vorbild für Beck. Der träumende Schifferknecht, der nicht gewahrt, wie das Seil des Donauschiffes seinen Kameraden sammt dem Roß in die Donau zieht, und Maria, die im Elend tief gefallen und als eine Entehrte den Kuß ihres zurückkehrenden Wilhelm abwehrt, weshalb dieser sich in den Erlenbach stürzt, sind Stoffe aus dem Leben, welche kein Maler mit so großer poetischen Wahrheit wiedergeben kann, als der Dichter. Am stärksten ist der Contrast fühlbar in der Waldkapelle, deren Frieden von einem Gottesverächter, einem Irren, gestört wird. Die Liebe hat ihn wahnsinnig gemacht; in derselben Kapelle, wo sie ihm ewige Liebe schwor, und er so selig knieete, flucht er nun. Die Frage:

> Was hat, o Schicksal, dieser Mensch gethan,
> Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
> Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
> Aus seiner Seele seinen Gott gerissen?

möchten wir sie nicht Lenau's wegen ebenfalls an das Schicksal richten?

Die Melancholie nimmt im zweiten Theile einen noch ernsteren, tieferen und wildromantischeren Charakter an. Seine Anschauungen, Empfindungen und Bilder haben ein ganz seltsames, oft fremdartiges Gepräge. Die grellsten Dissonanzen schrillen durch die Nacht seiner Melancholie. Es ist uns plötzlich, als schrecke uns ein gewaltiger Donnerschlag auf, als erleuchtete ein feuriger Blitz auf einmal und nur auf einen Moment die Finsterniß. Dabei ist Alles so scharf markirt, so genau berechnet, Situationen und Charaktere so scharf gezeichnet, als ob Alles lebendig vor unserer Seele stehe. Und die Farben sind so frisch und anziehend, daß das Auge unwillkürlich darauf gerichtet wird. Unter den Gestalten ist die erste, der ewige Jude, ein Stoff, der mit Lenau's Wesen auf's Engste harmonirt. Er zeichnet den Todesmüden, den von Schmach und Schmerz geknickten als einen Wildschützen, von dem selbst die Kugel des Jägers abprallt. Das Dämonische tritt grell zu Tag. Ein unübertreffliches Gedicht ist Mischka. Die flüchtigen Husaren und Mischka's Bande, die zum Tanze spielt, können nicht lebendiger und treuer gezeichnet werden. Das ist ächtes Ungarblut, welches der feurige Tokayer in wilde Wallung setzt. Auch die Husarenlieder selbst verrathen das Ungarblut. Faust wird mit einem Schmetterling verglichen, der sich in's Geistermeer wagte und inmitten des Sturmes und Wogenbruches dem Untergange zuwankt. In eine seltsame, abenteuerliche Phantasie stürzt ihn sein ausgebälgter Geier. Der Geist, der ihn einst nach Blut schmachten hieß, ist gleich dem starken Geist der Völkerschlachten. Auch der große Kaiser war einst von diesem Geiste durchdrungen, der die Menschheit als Wild gleich einem Jäger durch das Dickicht seines Heeres trieb, die Kugeln als Saatkörner seines Ruhmes in die Herzen jagte und auf Helena sich zurück in seine Schlachten träumte. Der Krieg ist ein Geier, sein Verlangen ist Herzblut. Die Seuche, die nach ihm kam, war still und glatt wie eine Schlange; sie hieß Cholera. Diese versetzt ihn an den Ganges hin, wo ihn die Geier, die um die Leichen flattern, zu Unsterblichkeitsgedanken hinreißen. Dergleichen Phantasien gleichen wilden Auswüchsen und Ranken, welche nur ein Dichter wie Lenau sich erlauben kann. Auch der gute Gesell und die zwei Polen gehören zu seinen schwächeren Producten. Aus dem Weibe mit dem Kind schöpfte er die Lehre, daß ein Leben nur dann schön und glücklich sei, wenn es sich an Gott und Natur schmiegt. Seltsame Ueberraschung gewährt der Schluß des Steyrertanzes. Ein meisterhaftes Lied, eine Perle in unserer Lyrik, sind die drei Zigeuner, welche trotzig frei dem Erdgeschicke Spott bieten und ihm dreifach zeigen, wenn das Leben nachtet, wie man's verraucht, verschläft, vergeigt und drei Mal verachtet. Eben so meisterhaft zeichnet er in der nächtlichen Fahrt, wie ein Rudel Wölfe einen Schlitten verfolgen, und die Hengste vor Todesangst wie Raben flügge werden. Nur der Wojwod im Schlitten rührt sich nicht, er ist von einem Russen im Zweikampf erschlagen, und der treue Knecht fährt ihn zur Gruft seiner Lieben. Das Mordblei, der Schnee und sein Herz sind alle drei von gleicher Kälte:

> Das mahnt uns an die Träume eines Czaren,
> Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden,
> Das Ruhmesglöcklein an sein Roß gebunden,
> Das todte Polen durch die Haide fahren.

Karl Haltaus.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen = Zeitung.



№ 127.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 2. December 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Vierter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

Dreizehntes Kapitel.

Das Grab.



Die Sonne ging gerade in dem Augenblicke auf, als ich, nachdem ich auf Claudius Gérard an der Thür des Sterbehauses, in welches er eingetreten war, einige Augenblicke gewartet, mit ihm den Kirchhof betrat — einen ärmlichen Kirchhof, wenn man überhaupt einen Raum so nennen kann, wo man nur einige bescheidene Kreuze sah, die fast im Rasen versunken waren, während sich hier und da ein Paar Cypressen erhoben. Gegen die Mitte hin, auf einer kleinen Erhöhung, blieb ein ziemlich großer, leerer Raum. Claudius Gérard nahm diesen Punkt zum Ziel und sagte zu mir:

„Komm, Kind, an die Arbeit; glücklicherweise hat das Thauwetter den Boden erweicht. Ich will hauen, Du kannst die Erde mit der Schaufel herauswerfen. Laß' uns eilen; denn der Sarg wird nicht lange auf sich warten lassen."

Darauf setzte er hinzu, als spräche er mit sich selber:

„Gestern gestorben, heut morgen beerdigt. Glücklicherweise bin ich über diese schreckliche Eile beruhigt, die bisweilen so fürchterliche Unglücksfälle nach sich zieht."

„Was für Unglücksfälle, Herr?"

„Ach, armes Kind, es ist vorgekommen, daß auf diese Weise Menschen lebendig begraben wurden."

„Lebendig!" rief ich mit Entsetzen.

„Ja, sie waren nur in eine tiefe Schlafsucht verfallen; dann trat der Augenblick des Erwachens ein," sagte Claudius zusammenschaudernd, „ja, des Erwachens in dem engen Sarg mit sechs Fuß Erde über ihm."

„O, es ist fürchterlich!" rief ich, „und Sie fürchten, daß dies Mal —"

„Beruhige Dich, liebes Kind, wenn ich das fürchtete, würde ich das Grab nicht machen, und bei dem Leichnam wachen — aber ich bin so eben im Sterbehause gewesen und habe mich von allen den traurigen Umständen des Todesfalles unterrichtet. Der Arzt aus der nahen Stadt, ein sehr geschickter Mann, hat den wirklich erfolgten Tod bescheinigt, und diese Erklärung eines solchen Mannes läßt keinen Zweifel aufkommen. Das arme Weib, sie hat verordnet, sagt man, daß man sie in einem kostbaren Anzuge, den sie früher getragen, bestatten solle — es mag diesem letzten Willen wol irgend eine theure Erinnerung zu Grunde liegen. Komm, mein Kind, an's Werk."

Und der Lehrer warf seinen alten Strohhut bei Seite, krämpte die Aermel seiner Blouse auf und fing an, den Boden mit einer Geschicklichkeit aufzuhacken, welche verrieth, daß er seit lange in dergleichen Arbeiten erfahren war. Ich half ihm nach dem Maaß meiner Kräfte.

„Das ist das Grab einer Märtyrin, das wir da machen, liebes Kind," sagte Claudius Gérard nach einigen Augenblicken zu mir, indem er den Schweiß, der sein Gesicht überströmte, mit dem Rücken der Hand abwischte.

„Das Grab einer Märtyrin?" sagte ich zu ihm.

„Ja, einer Frau, die, wie man sagt, beinahe jeden Tag ihres Lebens an ihren Thränen abgezählt hat, mochte sie immer eine große Dame sein. Ach, liebes Kind, nicht nur unter den Lumpen wohnt Elend!"

„Und wer hat sie so gequält, die arme Dame?"

Sei es, daß Claudius Gérard meine Frage nicht gehört hatte, sei es, daß er sie zu beantworten vermied, er senkte das Haupt, und begann wieder kräftig die Hacke zu führen; bald darauf versetzte er mit einem Seufzer:

„Gebe der Himmel, daß ihre Tochter glücklicher wird als sie!"

„Sie hat eine Tochter?"

„Ungefähr in Deinem Alter. Sie ist vor einigen Tagen angekommen. Seit langer Zeit war sie von ihrer Mutter getrennt gewesen, von der sie vergöttert wurde; aber als die unglückliche Frau ihr Ende herannahen sah, bat sie so flehentlich, daß man ihr ihr Kind zurückgeben möchte, daß man endlich darein gewilligt hat. Ach, sie wird ihre Gegenwart nicht lange genossen haben! Arme Mutter, arme Mutter! Und ihre Tochter braucht viel Muth —"

„Wozu braucht sie Muth, Herr?"

„Den Sarg ihrer Mutter hierher zu begleiten."

„Ach ja," sagte ich schaudernd, „sie braucht wol Muth."

„Du bist so unglücklich gewesen," sagte Claudius Gérard zu mir, „und auch jetzt noch erwartet Dich ein mühevolles und hartes Leben — aber siehst Du wol, Dein Loos ist vielleicht noch beneidenswerth neben dem dieses armen Kindes, das hier die sterblichen Reste seiner Mutter zu Grabe geleiten wird, und doch ist sie reich, und scheint bestimmt, Entbehrungen niemals kennen zu lernen."

„Ach, wenn die Reichen nicht glücklich sind, wer soll es denn sein?"

„Diejenigen, mein Sohn, welche zu sich selbst sagen können, ich habe meine Pflicht erfüllt, ich habe meiner Lebensaufgabe, so bescheiden sie sein mag, im Sinne der allgemeinen Wohlfahrt Genüge geleistet; ich habe einem Schwächeren oder Unglücklicheren als ich selbst bin, eine hülfreiche Hand gereicht, ich habe Niemandem Uebles zugefügt, ich habe das Unrecht, das mir widerfahren, vergeben."

Diese Grundsätze standen in so schneidendem Gegensatze mit denen des Krüppels, die unglücklicherweise schon so tiefe Wurzeln in meinem Geiste geschlagen hatten, daß sie in mir noch mehr Erstaunen als Sinnesänderung hervorriefen. Gewiß errieth Claudius Gérard mich; denn er setzte mit großer Milde hinzu:

„Eines Tages, hoff' ich, wirst Du meine Worte begreifen, und heut Abend, wenn dieser Tag, der erste, den Du zubringen wirst, ohne das Beispiel des Bösen und des Lasters vor Augen gehabt zu haben, zu Ende ist, sollst Du mir mittheilen, was Du denkst und fühlst, und wer weiß, vielleicht wirst Du Dich weniger unglücklich fühlen, obgleich Deine äußere Lage die nämliche geblieben sein wird."

Unter diesen Gesprächen war das Grab fertig geworden; Claudius Gérard sprang eben heraus, als wir in der Ferne einen feierlichen Gesang hörten, welcher von den schwermüthigen Tönen des Serpents begleitet wurde.

„Der Leichnam schon!" sagte Claudius Gérard; „wir sind gerade zu rechter Zeit fertig geworden."

Nicht weit von dem Grabe stand eine dicke Cypresse, ästig und verkrüppelt; zu ihr trug ich auf Befehl meines Herrn unsere Hacke und Schaufel. Von dieser Stelle, die ein wenig höher lag, sah ich dem Leichenzuge zu; er bestand aus einem Priester im Chorhemde, einem Sänger, einem Chorknaben und dem Serpentisten. Vier Bauern, die mit Blousen bekleidet waren, trugen den Sarg mittels zweier Querhölzer, von denen Jeder ein Ende gefaßt hatte.

Nur zwei Personen folgten dem Sarge: ein Frauenzimmer in Schwarz, die ein kleines Mädchen an der Hand hielt, die auch in Trauer gekleidet war. Aus der Entfernung, in der ich stand, war es mir unmöglich, ihre Züge zu unterscheiden.

Claudius Gérard stand auf der aus dem Grabe herausgeworfenen Erde und sah den Zug mit tiefer Traurigkeit herannahen.

„Das arme Geschöpf!" sagte er, „verfolgt, erniedrigt bis an's Ende! Wäre nicht ihr Kind und die alte Magd, so folgte ihrem Sarge Niemand."

Die wenigen Worte, die Claudius Gérard in Betreff der Frau zu mir gesagt hatte, wollten mir das Herz abdrücken. Es kam mir vor, als wär' ich diesem Leichenbegängniß schon nicht mehr fremd, als hätte ich so zu sagen ein Recht, bei demselben Theilnahme zu fühlen.

Der Leichenzug verschwand indessen einige Minuten lang hinter der Hecke, mit welcher der Gottesacker umgeben war, aber bald näherte sich der Gesang, der Sarg traf an der Umfassung ein, die beiden Personen, die ihm allein folgten, wurden mir zuerst durch die Träger und den Priester verdeckt — aber bei einer Wendung des Ganges erkannte ich Regina — ein ältliches Frauenzimmer begleitete sie.

Wäre nicht der grüne Baum gewesen, an dessen Stamm ich mich halten konnte, ich glaube, ich wäre vor Erstaunen und Schrecken rücklings niedergefallen; glücklicherweise konnte Claudius Gérard meine Aufregung nicht bemerken, er war am Rande des Grabes stehen geblieben, um den Grabhügel aufzuschütten, nachdem er geholfen den Sarg hinabzulassen.

Zitternd bei dem Gedanken, daß Regina mich sehen und erkennen könnte, steckte ich mich hinter den zweigreichen Stamm des immergrünen Baumes, duckte mich auf den Knien nieder und wagte kaum Athem zu schöpfen.

Regina's Gesicht war so weiß und unbeweglich wie Marmor; ihre drei schwarzen Maale gaben ihren bleichen, versteinerten Zügen einen seltsamen Ausdruck; sie weinte nicht, ihr trockener, starrer Blick war so fest auf den Sarg geheftet, daß, wenn der unregelmäßige Gang der Träger ihn nach der einen oder andern Seite schwanken machte, eine leichte Bewegung von Regina's Kopf bewies, daß sie ihn beständig im Auge behielt.

Die geringsten Bewegungen des Mädchens hatten etwas von der Steifheit eines Automaten, sie schritt, so zu sagen, ruckweise einher, und als wenn ihr ganzes Wesen von einer nervösen Spannung ergriffen wäre. Indem ich mich der Rohheit erinnerte, mit welcher ich Regina im Walde von Chantilly entführt hatte, fiel mir auch ihre Schönheit wieder ein; da ich sie so grausam verändert sah, brach mir das Herz; ich mußte die Hand vor den Mund halten, um mein Schluchzen zu ersticken.

Das ältliche Frauenzimmer, das Regina an der Hand hielt, weinte sehr. Der Ausdruck ihres Gesichtes war sanft und gut. Es kam mir vor, als wenn der Pfarrer den letzten Segen über den Leichnam hastig und zerstreut ausspräche. Als es darauf ankam, den Sarg in's Grab hinabzulassen, schien Regina ohnmächtig zu werden und, so zu sagen, in sich selbst zusammen zu sinken. Die alte Magd mußte sie dadurch aufrecht erhalten, daß sie ihr unter die Arme griff. Seltsam! das Mädchen vergoß nicht Eine Thräne; ihr Blick blieb starr, ihre Züge unbeweglich, kaum zogen sich ihre feinen, blassen Lippen ein wenig zusammen, indem sie sich fester schlossen.

Endlich stand der Sarg am Boden des Grabes.

Jetzt schien Regina sich gewaltsam aufzuraffen; sie machte sich von der Magd los und kniete am Rande der klaffenden Oeffnung nieder, während Claudius Gérard anfing, einige Schaufeln voll Erde hinabzuwerfen, welche dumpf auf den Sarg hinkollerten.

Bei jeder Schaufel voll Erde warf Regina so zu sagen, dem Sarge einen Abschiedskuß zu, mit einem Ausdruck von finsterer, eisiger Verzweiflung, der tausend Mal herzzerreißender war, als das heftigste Schluchzen gewesen sein würde.

Lange, bevor das Grab zugeworfen war, entfernte sich der Pfarrer rasch, der Cantor folgte ihm, der Chorknabe, der das Kreuz trug, nahm es auf die Schulter, der Serpentist hing sein Instrument um den Hals, und so verließen sie Alle tumultuarisch den Gottesacker.

Regina und die Magd blieben allein am Grabe zurück, welches Claudius Gérard jetzt vollends zuwarf; das Mädchen immer auf den Knien, unbeweglich wie eine Bildsäule.

Jetzt wurde meine Aufmerksamkeit durch eine Kinderei abgezogen. Ich bemerkte einen scharfen und heftigen Tabaksrauch; ich warf die Blicke nach der Seite, woher dieser Geruch kam, und bemerkte jenseits der Umfassungshecke den Kopf eines Mannes mit einem unangenehmen Gesichte. Er rauchte unerschütterlich seine Pfeife, seine Gesichtsfarbe war ziegelroth, und sein Haar, das grau zu werden anfing, war mit einer schlechten Mütze kaum bedeckt.

Trotz des traurigen Schauspiels, das vor seinen Augen vorging, verriethen die widerlichen Züge dieses Menschen eine dermaßen cynische Gefühllosigkeit, daß ich, von Unwillen und Abscheu ergriffen, den Blick abwandte; auch führete ihn wol die Theilnahme, welche Regina mir einflößte, zu ihr zurück.

Als Claudius Gérard das Grab zugeworfen hatte, blickte er schweigend, wie ich, auf das immer noch kniende Kind hin. Die alte Magd flüsterte ihr ganz leise einige Worte zu, aber Regina machte mit der



Hand eine bittende Bewegung und versank wieder in ihre unbewegliche Stellung.

Ich warf, beinahe unwillkürlich, die Blicke nach der Seite, wo ich den Menschen mit dem unangenehmen Gesicht bemerkt hatte, er war verschwunden.

Plötzlich hörte ich in der Ferne das Klirren der Schellen von Postpferden und das Rasseln eines Wagens, der sich eilig näherte.

Bei diesem Geräusch, das Regina nicht zu bemerken schien, fuhr die alte Magd auf, warf einen schmerzlichen Blick auf das Kind und sagte ihr auf's neue ganz leise Etwas in's Ohr, aber eben so vergeblich als das erste Mal.

Der Wagen hatte an der Pforte des Gottesackers stille gehalten.

Bald zeigte sich ein ziemlich bejahrter Mulatte, der in Schwarz gekleidet war und über den Arm einen kleinen Mantel und einen Kinderhut trug; er näherte sich der Magd und sagte trocken:

„Nun, Gertrude, die Ceremonie ist vorüber, Sie kennen die Befehle des Herrn Baron."

Gertrude zeigte ihm mit einem flehenden Blicke Regina, die noch immer auf den Knien lag.

„Sie kann doch nicht den ganzen Tag so liegen bleiben," sagte der Mulatte. Eine Viertelstunde mehr oder weniger kann ihr doch nichts helfen. Sie wissen, die Befehle des Herrn Baron sind genau."

„Regina," sagte die alte Magd von Schluchzen unterbrochen, „Du mußt aufbrechen, Du ziehst Dir eine Erkältung zu, komm, komm."

Das Kind machte mit dem Kopfe ein Zeichen der Verneinung und blieb unbeweglich.

„Man kann sie doch nicht von dem Grabe ihrer Mutter fortreißen," sagte Gertrude zum Mulatten, was soll ich thun?"

Der Mulatte zuckte die Achseln, trat auf das Mädchen zu und sagte:

„Fräulein, ich habe Befehl, Sie, sobald hier Alles vorbei wäre, zurückzubringen — der Herr Baron, Ihr Vater, will es so, kommen Sie also mit."

Regina regte sich nicht.

„Dem muß ein Ende gemacht werden," sagte der Mulatte.

Und damit trat er rasch hinzu, ohne Zweifel, um sie fortzutragen.

Ich machte mich auf Thränen, auf ein verletzendes Sträuben gefaßt, aber nein, Regina ließ sich ohne allen Widerstand, ohne auch nur ein Wort zu sprechen, forttragen. Nur wandte sie, als sie in den Armen des Mulatten ruhte, den Kopf nach dem Grabe hin und heftete einen eben so unverwandten Blick auf dasselbe, wie der war, mit dem sie den Sarg begleitet hatte. So lange sie die frisch aufgeworfene Erde noch gewahr werden konnte, wandte sie die Augen nicht ab, von Zeit zu Zeit warf sie aus der Entfernung einen letzten Abschiedskuß herüber.

Bald wandten sich Gertrude und der Mulatte, der Regina forttrug, um die Ecke der Hecke, und ich verlor sie aus dem Gesicht.

Einige Minuten darauf führten die Pferde den Wagen im Galopp von dannen.

Dieser seltsame, so unerwartete Auftritt machte auf mich einen Eindruck wie ein Traum, eine Erscheinung.

Claudius Gérard mußte mich zweimal anreden, ehe er mich aus meiner Verdutztheit wecken konnte. Uebrigens schien er ebenso tief gerührt zu sein, wie ich; in unserer Zerstreuung vergaßen wir dicht bei dem Grabe am Fuße der Cypresse die Hacke und Schaufel, deren wir uns bedient hatten, und erreichten das Dorf wieder.

Vierzehntes Kapitel.

Die Schule.



„Regina's Mutter ist todt, und so unglücklich Dein Loos sein mag, ist es doch dies vielleicht weniger, als dasjenige, welches diesem armen Mädchen aufbehalten ist," hatte Claudius Gérard zu mir gesagt. Dieser Gedanke war für mich der Inbegriff des traurigen Schauspiels, dem ich beigewohnt hatte.

Und gleichwol gelang es mir, dem beständigen Andringen dieses Gedankens zu widerstehen und den Antheil, welchen Claudius mir an den Arbeiten des Tages zutheilte, zu seiner großen Zufriedenheit zu vollführen; ich sparte mir das traurige Glück, die bittern Erinnerungen, die Gedanken aller Art, welche der Auftritt, dem ich beigewohnt hatte, in mir wachgerufen, recht durchzukosten, für die Stunden der Einsamkeit und der nächtlichen Ruhe auf.

Uebrigens hätte, glaube ich, die Mannichfaltigkeit meiner Beschäftigungen während des übrigen Theiles des Tages und das Erstaunen, welches verschiedene Einzelnheiten in dem Leben Claudius Gérard's, des Lehrers, in mir hervorriefen, hingereicht, mich von meinen Gedanken an Regina abzuziehen. Ich erfuhr auch gleich am Morgen, daß sie nicht wieder in das Dorf zurückkehren würde; das Haus, das ihre Mutter bis zu ihrem Tode bewohnt, sollte verkauft werden.

Folgendes war die Tagesordnung Claudius Gérard's, des Schullehrers. Abgesehen von einiger Abwechselung in den groben Arbeiten, blieb sie im Ganzen immer dieselbe.

Nach der Beerdigung gingen wir nach Hause; Claudius Gérard versah sich mit einer Art breiter, hölzerner Kratze, die eine lange Stange zum Stiel hatte; mir gab er einen Eimer und eine hohle Schaufel zu tragen,

welche denjenigen glich, mit welchen die Schiffer das Wasser aus den Booten zu werfen pflegen, und so machten wir uns auf den Weg, ich sehr neugierig, zu erfahren, welches unser Beginnen sei, Claudius Gérard ruhig und ernst wie immer.

Nach einigen Minuten erreichten wir eine kleine Wiese, die an das Dorf stieß, und an deren Ende eine unterirdische Quelle den Spülteich nährte, — ein jetzt mit schwärzlichem, blasenreichem Wasser erfülltes Becken, das auf grobe Weise mit Steinen eingefaßt war, die eine Brustlehne bildeten.

Claudius Gérard zog trotz der Kälte seine schweren Holzschuhe aus, krämpte sein Beinkleid bis an's Knie auf, band seine Blouse mit einem Stricke, den er um die Weichen legte, auf und sagte zu mir:

„Liebes Kind, jetzt wollen wir den Spülteich besorgen. Es würde ungesund für Dich sein, wenn Du in's Wasser gehen wolltest, ich werde hineingehen und den Schlamm mit der Kratze herziehen, Du magst ihn dann in den Eimer füllen und unter jenen großen Pappeln dort ausbreiten."

Mit der größten Einfalt hatte der Lehrer mir diesen Befehl gegeben und mir den Antheil, welchen er selbst an dieser mühsamen und ekelhaften Arbeit nehmen wollte, bezeichnet; aber trotz meiner Unbekanntschaft mit den Menschen und mit den Verhältnissen kam es mir unerhört vor, daß ein Schullehrer nicht blos Todtengräber, sondern auch Spülteichaufseher sein solle; ich sah Claudius Gérard mit offenem Munde an.

Er errieth meine Gedanken, lächelte sanft und sagte:

„Das nimmt Dich Wunder, nicht wahr, mein Kind, einen Schullehrer, einen gelehrten Mann, wie man mich nennt, einen Spülteich besorgen zu sehen."

„Allerdings, Herr Gérard, das setzt mich in Verwunderung."

„Und das scheint Dir erniedrigend für mich, nicht wahr?"

„Ja, Herr Gérard!"

„Warum das?"

„Herr —, wenn man gelehrt ist, wie Sie — in den Schlamm zu gehen und ihn zusammenzukratzen — das kommt mir ganz ehrenrührig vor."

„Liebes Kind, die armen Weiber, welche ihr Leinenzeug in diesem schmutzigen Wasser waschen, tragen es beinahe ebenso schmutzig nach Hause, wie sie es hergebracht, und dazu behält es einen widerlichen Schlammgeruch; auch werden die kleinen Kinder, die in dieses furchtbar verpestete Linnenzeug eingehüllt werden, häufig krank und bekommen gefährliche Fieber, aber wenn der Spülteich einmal in Ordnung gebracht und der Schlamm herausgeschafft sein wird, so wird alles dies Unheil nicht mehr eintreten."

„Ganz gut, Herr Gérard, aber es sind ja Leute genug da, die das an Ihrer Statt thun könnten; denn sie könnten —"

„Sie könnten meine Stelle anderwärts nicht einnehmen, willst Du sagen."

„Eben das mein' ich, Herr Gérard."

„Du hast Recht, aber es handelt sich hier von einer Pflicht, die ich über mich genommen habe, und ich muß mein Versprechen halten. Was die Erniedrigung anbetrifft, worin besteht die? Wenn ich stolz wäre, könnte ich da nicht im Gegentheile zu mir selbst sagen: Ich thue zugleich, was alle Leute können, und was nicht alle Leute können — ich bin also doppelt im Vortheil. Aber sprich so nicht, laß es Dir genug sein, mein Kind, daß ich Dir sage, daß es niemals herabwürdigend ist, Etwas zu thun, was für Alle nützlich und vortheilhaft ist."

Darauf wußte ich nichts zu antworten.

„Besteht das Herabwürdigende etwa darin, mit bloßen Beinen im Schlamme zu waten? Alsdann, liebes Kind, würdigen sich die reichen und vornehmen Herren, die jeden Winter in unserer Sumpfgegend auf die Jagd gehen, noch mehr herab; denn sie stellen sich bis an den Bauch in den Schlamm, blos um des armseligen Vergnügens willen, ein Paar elende Vögel zu schießen — also vorwärts! liebes Kind. Muth und ein zufriedenes Herz! — Unsere Arbeiten sind Allen nützlich — laß uns eilen; denn zu Mittag müssen wir zu Hause sein, um die Classe in Ordnung zu bringen."

Und Claudius Gérard machte sich wacker an's Werk und häufte mittels starker Züge mit seiner Kratze an dem Rande des Spülteiches einen Haufen dicken Schlammes nach dem andern auf, den ich dann in meinen Eimer füllte; diesen schüttete ich an der langen Pappelreihe aus.

Ich gestehe, Claudius Gérard's Wort und Beispiel machten mir die Arbeit, indem er ja die Arbeit in meinen Augen adelte, weniger mühsam und widerlich.

Nach einer Stunde sagte mein neuer Herr, ohne Zweifel, um mich noch mehr zu ermuthigen, zu mir:

„Im Frühling, liebes Kind, wollen wir diese Pappeln ansehen, und Du sollst sehen, wie sie in dem Schlamme, den Du an ihrem Fuße hingeschüttet hast, üppig treiben werden; denn dieses Zeug, das in dem Spülteiche ein so großer Uebelstand ist, ist für diese schönen Bäume, deren Wurzeln er nährt, ein vortrefflicher Dünger. Nun sage, liebes Kind, wirst Du Dich dadurch erniedrigt fühlen, daß Du dazu beigetragen haben wirst, diese großen Bäume dadurch, daß Du einige Eimer Schlamm neben ihnen hinschüttetest, schöner und kräftiger zu machen, als sie je gewesen?"

„O mein Herr, im Gegentheil, ich werde sie mit Vergnügen ansehen!" rief ich mehr und mehr eingenommen von Claudius Gérard's Betrachtungsweise.

Und wie das so Kinderart ist — ich beendigte meine Aufgabe, an die ich mit Widerwillen gegangen war, mit einer Art Selbstgefälligkeit.

Wenn ich auf diese Weise bei gewissen praktischen Unterweisungen, die mir Claudius Gérard angedeihen ließ, verweile, so ist es, weil sie einen entscheidenden, nie wieder unterbrochenen Einfluß auf mein Leben ausgeübt haben; ich muß auch, vielleicht zu meinem Lobe, oder vielmehr zum Lobe des Claudius Gérard sagen, daß seine einfachen, klaren Lehren unmittelbar und tief in mein Herz und meinen Geist eindrangen, während ich die schändlichen Grundsätze des Krüppel, die mir früher Bamboche gepredigt hatte, mit einer gewissen moralischen Unbehaglichkeit, einem instinktmäßigen Widerwillen in mich aufgenommen hatte.

Nachdem wir auf diese Weise die Besorgung des Spülteiches angefangen, kehrten wir eilig nach Hause zurück; ein Stück schwarzes Brod und ein Paar Nüsse machten unser Frühstück aus; dann half ich dem Claudius Gérard im Stalle die Vorbereitungen treffen — seltsame Vorbereitungen, die zu den Wundern dieses Tages noch ein neues hinzufügten.

Da die Kühe bei dem schlechten Winterwetter nur selten ausgetrieben wurden, so beschränkte ihre während dieser Jahreszeit fast ununterbrochene Gegenwart den Raum, welcher Claudius Gérard's Zöglingen angewiesen war, sehr. Es hat mir niemals gelingen wollen, darüber in's Klare zu kommen, ob man sagen müßte, die Schüler seien im Kuhstall, oder, die Kühe seien in der Schule; denn der Raum war zwischen dem Menschen- und Rindergeschlecht beinahe gleich getheilt.

Auf diese Weise befanden sich auf der rechten Seite die Raufe, die Krippe und eine zwei bis drei Monate alte Streu, die einen unerträglichen Gestank aushauchte, während ich dem Claudius Gérard Hülfe leistete, der linken Wand entlang einige wacklige Böcke aufzustellen, über welche wir Bretter legten: vor diesen beweglichen Tischen stellten wir in dem kothigen, stinkenden Mist einige Bänke auf; die Neigung des Bodens in dem Stalle führte dieser Stelle die von den Excrementen des Viehes abfließenden flüssigen Theile zu.

Wir machten diese Vorbereitungen beinahe in völliger Dunkelheit; nichts konnte finsterer sein als dieser Raum von ungefähr zwanzig Fuß Länge, der kein Licht bekam als nur auf der einen Seite von der Stallthüre, von der andern durch das kleine Fenster in dem Verschlag, der dem Lehrer zum Zimmer diente; die sehr niedrige Decke, deren Hauptbalken freilagen, und mit dicken Spinngeweben besetzt waren, ließ durch ihre Ritzen das Heu und Stroh erblicken, womit der Boden angefüllt war. Wenn Kälte eintrat, wurde die Thür zugemacht; alsdann waren zwei Dritttheile der Anstalt vollkommen finster, so daß unter dreißig Kindern nur fünf bis sechs bei dem Tageslichte, welches das kleine Fenster in Claudius Gérard's Zimmer einließ, arbeiten konnten. Uebrigens half der Lehrer diesem Uebelstande, soviel er konnte, dadurch ab, daß er die Kinder, welche in den dunkelsten Theil des Stalles hatten verwiesen werden müssen, der Reihe nach herbeirief und eine Viertelstunde unter seinen Augen in der Stube arbeiten ließ.

Kaum hatten wir die Böcke und die Bänke in Ordnung gestellt, so fingen die Kinder an einzutreffen. Der Himmel, der am Morgen so heiter war, hatte sich bedeckt, es war kälter geworden; bald fing es an stark zu schneien; es mußte also die Thür des von Kindern und Rindern vollgestopften Stalles geschlossen werden. Es ward drinnen dadurch beinahe Nacht.

In einen Winkel zusammengekauert, wohnte ich mit lebhafter Neugierde der ersten Unterrichtsstunde, die ich geben sah, bei. Die kindlichen Schüler des Lehrers waren, statt unruhig zu lärmen, sich ungelehrig anzustellen und größtentheils in den Schulstunden nur eine langweilige oder gleichgültige Arbeit zu sehen, vielmehr ruhig, gehorsam, aufmerksam; es schien mir, wenn ich so sagen darf, als ob sie an Claudius Gérard's Unterricht nicht nur Antheil nähmen, sondern selbst Wohlgefallen an ihm fänden und beinahe wie an einem Vater an dem Manne hingen.

Ich begriff es später, da ich es selbst erfuhr, wie Claudius Gérard mittels eines zugleich geistreichen und einfachen Lehrverfahrens, bei dem die Neugierde, die Selbstliebe und die Nachahmungssucht gleichmäßig in Anspruch genommen wurden — die drei bei der Kindheit allmächtigen Hebel — zu eben so raschen wie glänzenden Ergebnissen gelangte. Immer gut, ruhig, nachgiebig, geduldig, durchdrungen von der Wichtigkeit der Sendung, die er erfüllte, und vor allen Dingen geleitet, aufrecht erhalten und ermuthigt durch seine große Liebe zu den Kindern, studirte er ihre Gemüthsarten, ihre Neigungen, ihre Leidenschaften, und es gelang ihm fast immer, die verschiedenen Regungen der Natur, welche, unterdrückt und schlecht geleitet, zu Lastern und übeln Angewohnheiten geworden wären, zum Guten zu lenken.

Der Unterricht hatte ungefähr eine halbe Stunde gewährt, als die Hitze des Stalles und der Gestank des Mistes, die durch die dichtgedrängte Kinderschaar noch erhöht wurden, so erstickend, so tödtlich wurden, daß ich, wie mehre von den Schülern, eine Art Ersticken empfand, das von heftigem Kopfschmerz begleitet war; der Schweiß rann mir über die Stirn herab.

Am Ende mußte die Thür des Stalles, dessen Luft nicht mehr athembar war, geöffnet werden. Da auf diese Weise ein Strom frischer kalter Luft plötzlich auf die erstickende Hitze folgte, schauderte ich vor Kälte zusammen, und es war mir, als gefröre mir der Schweiß auf der Stirn. Nach einigen Augenblicken ward die Thür wieder zugemacht, aber ich, der ich, wie die meisten dieser armen Kinder, nur elend gekleidet war, bebte klappernd vor Kälte. Ich habe später von Claudius Gérard erfahren, daß diese plötzlichen Uebergänge von Hitze zu Kälte, daß die schlechte und verderbte Luft, in der diese armen Geschöpfe leben mußten, häufig schwere Krankheiten hervorriefen, die bisweilen tödtlich wurden. Selten konnte ein Zögling die Schule vierzehn Tage lang ununterbrochen besuchen.

Als der Unterricht vorüber war, es war an einem Sonnabend Abend — ich werde es vermöge des sogleich folgenden Umstandes nie vergessen — nahm Claudius Gérard einen Sack, der in zwei Theile getheilt war, gab mir einen Korb und sagte:

„Komm, Kind, folge mir."

Und er setzte lächelnd hinzu:

„Auch diesmal noch wirst Du Dich über die Erniedrigung, der ich mich aussetze, sehr wundern."

„Wie das, Herr?"

„Wir müssen von Thüre zu Thüre hier in dem Dorfe unsern Unterhalt für die nächste Woche zusammenbetteln, liebes Kind."

Diese Worte setzten mich allerdings in nicht geringes Erstaunen.

„Der Gehalt, den man mir bewilligt, damit ich meine Lehrerpflichten ausübe und die Arbeiten verrichte, die Du heute mit mir getheilt hast, ist dermaßen unzureichend, daß ich, wie meine Mitbrüder in den andern Gemeinden, genöthigt bin, die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch zu nehmen, um nur einigermaßen das tägliche Brod zu haben, und außerdem ist die größte Anzahl meiner Schüler so arm, daß ihre Aeltern es vorziehen, mir ihre kleine Zahlung in Naturalien zu leisten. Nun, Kind, sprich frei heraus, kommt Dir das nicht vor, wie der Gipfel der Erniedrigung?"

„Ich, der ich gewohnt bin zu betteln," sagte ich zu Claudius Gérard, „finde das nicht erniedrigend, aber Sie, Herr Gérard, der Sie so gelehrt sind und dem Dorfe so viele Dienste leisten?"

„Gerade darum, mein Sohn, weil ich mir bewußt bin, Allen einige Dienste zu leisten, fühle ich mich nicht dadurch erniedrigt, von einem Jeden Das anzunehmen, was er mir geben kann, um meinen Lebensunterhalt zu erleichtern, da ich doch einmal keine an-

dern Hülfsquellen habe; wäre ich im Gegentheil müßig, unnütze oder träge, so würde ich eine entwürdigende Niedrigkeit begehen, wenn es hieße, daß die armen Leute ihr Stück Brod mit mir theilten. Komm, Kind, vielleicht wird Dein heutiges Abendessen weniger ärmlich sein, als das gestrige; denn meine kleinen Vorräthe waren erschöpft."

Auf diese Weise gab mir Claudius, so zu sagen, jeden Augenblick ein neues Beispiel seiner Anspruchslosigkeit, die gleichwohl voll Selbstachtung war; ich begleitete ihn auf seinem Rundgange.

Wenn mir später diese neue Wendung jenes Tages einfiel, und ich darüber nachdachte, so war ich im Besitz des Maßstabes, in welcher Achtung diese Lehrer unter der Bevölkerung stehen sollten — diese Männer, die, wenn sie die äußeren Hülfsmittel hätten, in zwanzig Jahren den Anblick eines Landes umwandeln und durch das einzige Mittel der Erziehung eine ganz neue Generation erschaffen könnten — aber es mögen wol politische Gründe sein, die dieser großen gesellschaftlichen Wiedergeburt in den Weg treten.

Claudius Gérard war allgemein geliebt und selbst geachtet — gleichwohl achtete man ihn wegen seiner elenden Lage und wegen der beiläufigen Geschäfte, die er besorgte, etwa einem guten Schäfer oder einem ehrlichen und verständigen Ackerknecht gleich.

Die armen Leute lobten ihn besonders; mit brüderlicher Vertrautheit boten sie uns ihren bescheidenen Beitrag dar, der Eine ein kleines Maß trocknes Gemüse, der Andere ein wenig Obst; anderwärts war es ein wenig Roggen oder ein Scheffel Kartoffeln. Im Durchschnitt wurden wir von denjenigen unter den Bewohnern des Dorfes, die eines gewissen Wohlstandes genossen, viel weniger gut behandelt; diese empfanden gegen den Lehrer eine Art Eifersucht, die mit Verachtung gemischt war und sich in häufigen Versuchen kund gab, den Bittenden zu demüthigen, aber Claudius Gérard ließ sich nicht leicht demüthigen.

Einige kleine Landeigenthümer jedoch, die zur Partei des Pfarrers gehörten, sahen die Schule mit scheelen Augen an; sie fanden es unnütz, unschicklich, gefährlich, unter dem Pöbel, wie sie sich ausdrückten, Schulkenntnisse zu verbreiten. Wenn alle Leute lesen könnten, woran sollte man den Sohn eines wohlhabenden Mannes von dem eines armen unterscheiden? In der That setzten diese Eiteln allen ihren Einfluß daran, dem Claudius Gérard das Schulehalten beinahe unmöglich zu machen, indem sie ihn mit demselben in einen stinkenden, ungesunden Stall verwiesen und den Leuten, welche sie in einer gewissen Abhängigkeit zu halten vermochten, verboten, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Bei diesen hoffärtigen Menschen fiel unsere Sammlung gering aus, und ihre Beiträge wurden fast immer auf eine beleidigende Weise verabreicht. Ein halbes Brod, das hart wie Stein war, ein Stück ranziger Speck, ein schimmliger Käse, das war so ungefähr gerade bei den angesehensten Leuten im Dorfe unsere ganze Aernte*).

Und doch, obgleich ich soeben noch ein unglückliches, verlassenes Kind, ein Landstreicher, ein Bettelknabe gewesen war, fühlte ich, wie sich bei diesen harten Proben mein Herz empörte, wie mir der Unwille das Blut in die Wangen trieb, wenn ich hörte, wie das Almosen, das man uns verächtlich hinwarf, mit harten und beleidigenden Worten begleitet wurde. Aber zu meiner immer größeren Verwunderung verließ den Claudius Gérard seine unerschütterliche Seelenheiterkeit nicht, und nach seiner Haltung, seiner Stellung, seinem Gesichte zu urtheilen, schien er keinen Augenblick zu argwöhnen, daß man die Absicht haben könnte, ihn zu demüthigen. Ist nicht dieses Bewußtsein, über der Beleidigung zu stehen, gewissermaßen der Gipfel der persönlichen Würde?

Wir kehrten in die Schule zurück; mein Korb und Claudius Gérard's Sack waren beinahe angefüllt.

Der Tag neigte sich zu Ende; der Schnee, welcher beständig in reichem Maße fiel, hatte sich an der Thür unserer Wohnung aufgehäuft. Claudius Gérard wollte den Eingang frei machen und suchte die Schaufel, die wir so wie die Hacke auf dem Gottesacker vergessen hatten, nachdem wir das Grab von Regina's Mutter gegraben und wieder zugeschüttet hatten.

„Die Schaufel ist an dem grünen Baum auf dem Gottesacker stehen geblieben," sagte ich zu Claudius Gérard; „ich will sie holen, Herr Gérard."

„Gut, mein Sohn," antwortete er; „denn wenn der Schnee sich vor dem Stalle anhäuft, so sind wir beim ersten Eintreten des Thauwetters unter Wasser gesetzt; aber wirst Du auch den Weg finden?"

„O ja, Herr, seien Sie ganz ruhig" — und damit eilte ich fort nach dem Gottesacker.

Funfzehntes Kapitel.

Der Schneefall.

Obgleich der Mond durch dicke, graue Schneewolken verdeckt war, die von einem heftigen Wind vorüber gejagt wurden, verbreitete er doch Helligkeit genug, daß ich meinen Weg finden konnte; ich unterschied alle Gegenstände vollkommen.

Ich näherte mich dem Kirchhof mit einer Art melancholischen Wohlbehagens; während ich den ganzen Tag durch die mannichfaltigen Beschäftigungen, die er mit sich führte, abgehalten worden war, den Gedanken an Regina nachzuhängen, konnte ich jetzt denselben freien Lauf lassen; ich fühlte mich glücklich in der Vorstellung, daß ich von jetzt an in der Nähe der letzten Wohnung von Regina's Mutter, welche von ihr so schmerzlich betrauert zu werden schien, wohnen sollte: das war zugleich für mich ein Trost und ein Band mehr, das mich an das Mädchen fesselte. Ich that mir selbst das Gelübde, das Grab, vor welchem ich sie hatte knieen sehen, mit frommer Ehrfurcht zu besorgen, es von Unkraut rein zu halten, im Frühling gedachte ich einige Feldblumen darauf zu verpflanzen — Alles in der thörichten Hoffnung, daß, wenn Regina jemals wieder zurückkäme, sie wenigstens diesen Grabhügel mit einer Sorgfalt unterhalten sähe, von der sie gerührt werden müßte, und deren Quelle sie niemals erfahren sollte.

Auch kam es mir vor, als fände zwischen der unerwarteten Erscheinung Regina's und dem lobenswerthen Entschluß, den ich gefaßt, zum Guten umzukehren, irgend eine Verbindung statt. Dieses seltsame Zusammentreffen war für mich eine Art von Bestätigung meines frühern Einfalls, daß die Richtung auf's Gute mich nothwendig Regina näher führen müsse.

Näher führen? — Nein, das ist nicht das richtige Wort; denn ich durfte nicht hoffen, sie wiederzusehen, und noch viel weniger, ihr jemals nahe zu treten; aber es kam mir vor, obgleich ich die Thorheit dieser kindischen und jedenfalls erfolglosen Leidenschaft einsah, als wenn ich, je mehr ich ehrlicher Mann würde, um so eher das Recht gewänne, die Gedanken an Regina zu nähren, diese zugleich süßen und bittern Gedanken, dieses selige Geheimniß, das ich mir auf immer im tiefsten Grunde meines Herzens begraben zu halten gelobte.

*) Diese traurigen Schilderungen der Anstalten zur Erziehung der untern Volksclassen auf dem Lande bleiben, weit davon entfernt, übertrieben zu sein, hinter der empörenden Wirklichkeit noch weit zurück. Wir fahren in unseren Anführungen aus der officiellen Ausarbeitung des Herrn Lorrain fort. Es steht hier S. 5, 6 und 156 Folgendes zu lesen:

„Dieser Unterricht wird fast immer in unreinlichen Viehställen ertheilt, wo man häufig eine unreine Luft athmet."

„Im Allgemeinen sind die Schullocale eng und ungesund; ich habe die Kinder in einem Stalle neben den Pferden zum Behufe des Unterrichts versammelt gesehen."

„Oft wird die Schule in Ställen, feuchten Scheunen, tiefliegenden Localen oder Kellern, in die man nur gebückt eintreten kann, gehalten, oder in einem Raum von unglaublicher Kleinheit — wovon wir ein Beispiel geben wollen: — Die Schule von P. hat nur zwölf Quadratfuß; in diesem Raume sind mitten im Winter achtzig Schüler vereinigt, wobei dieser Haufe Kinder keinen andern Zutritt der freien Luft genießt, als ein Fenster von der Größe einer Scheibe. Wie viel schädlicher noch muß dieser Mangel an freier Luft diesen jungen Landbewohnern sein, die von dem freien Felde her in diese erstickenden Gefängnisse geschleppt sind, in diese engen, ungesunden, stinkenden Kloaken, in die kaum ein Lichtstrahl eindringt, und in denen die bloßen Füße der Kinder auf einem feuchten Estrich ohne Fliesen oder Steinpflaster ruhen."

„Ich stütze mich auf die einstimmigen Berichte einer großen Anzahl von Inspectoren, welche kein Bedenken tragen in diesen Herden der Ansteckung die Ursache einer Menge von schweren, epidemischen, bisweilen jährlich wiederkehrenden Krankheiten zu sehen, welche die Schuljugend heimsuchen."

„Ein Misbrauch, den wir auf dem Lande beobachtet haben, ist der Mangel an allen zur Gesundheit dienenden Veranstaltungen zur Erneuerung der Luft mittels Fenster, die geöffnet werden können, oder Ventilatoren; daher hat es uns nicht in Verwunderung gesetzt, wenn nach vierzehn Tagen die Mehrzahl der Kinder krank wird und die Schule verläßt." (Meuse).

„Die Schulstube ist sehr ungesund; ich habe die Einsicht gewonnen, daß es gefährlich sein würde, sie zu bewohnen; der Lehrer hat mir erklärt, die Kinder seien häufig krank." (Haute Marne).

„Das Schullocal ist beinahe überall ungesund, schlecht gelüftet, ungenügend erhellt, und ich bin überzeugt, daß drei Viertheile der Krankheitsfälle, die unter den Kindern vorkommen, sich aus ihrem Aufenthalt in diesen ungesunden Classen herleiten lassen; in vielen dieser Locale findet man Stoffe, unter denen man oftmals giftiges Gewürm antreffen dürfte." (Calvados).

„Man findet hier bei den Kindern allgemein eine bleiche Gesichtsfarbe, niedergeschlagene Gesichter, eine gewisse Mattigkeit in allen Bewegungen; die Aeltern nehmen, durch die traurige Erfahrung belehrt, ihre Kinder mehr und mehr aus der Schule." (Vaucluse).

„Die Gemeindeschule ist so klein, so ungesund, daß in jedem Winter eine Epidemie ausbricht, die eine große Anzahl der Kinder, die die Schule besuchen, wegrafft." (Somme).

Und weiter S. 61

„Wir müssen also behaupten, daß der Lehrer in der Gemeinde häufig auf demselben Fuß mit einem Bettler behandelt wurde, daß die Maires, wenn sie dem Lehrer eine Gunst erweisen wollten, ihn mit dem Gesinde speisen ließen, daß an vielen Orten die Lehrer keine baare Besoldung bekommen, sondern die Familien das Schlechteste, was sie geärntet, bei Seite legen, um es dem Lehrer zu geben, wenn er mit dem Bettelsack auf dem Rücken an den Thüren herumgeht. — Wir dürfen behaupten, daß der Lehrer keineswegs immer willkommen war, wenn er in einer Haushaltung sein kleines Deputat an Kartoffeln forderte; denn er beeinträchtigte ja die Schweine!"

Hierauf kommen zum Belege Auszüge aus den Berichten der Generalinspectoren:

„Es ist zu bemerken, daß in den ersten vier Gemeinden dieses Districts von einer Geldentschädigung keine Rede ist; die Lehrer leben von Dem, was ihnen die Aeltern nach jeder Aernte um Gotteswillen geben."

„Die Lehrer müssen sich mit einer Art von Sammlung begnügen, die sie bei dem Einen und Andern anstellen. Also in der Zeit der Weinlese z. B. nimmt der Herr Lehrer irgend ein Gefäß in die Hand und bettelt von Thür und Thür um etwas Wein, der ihm häufig sehr ungern gegeben wird. (Seine-et-Oise-Etampes). An mehren Orten ist eine Weise der Besoldung des Lehrers eingeführt, die für ihn etwas Erniedrigendes hat, indem sie ihn gewissermaßen mit Dem auf Eine Stufe stellt, der um die Belohnung seiner Mühe zu erhalten, die Hand ausstreckt — und was für eine Belohnung! — getrocknete Erbsen!!"

Jetzt, da mich die Jahre gereift haben, würde ich mir kaum zu erklären wissen, wie diese seltsamen Vorstellungen, in denen sich ein beinahe zu hoch getriebenes Zartgefühl kund gab, bei einem Kinde von meinem Alter haben entstehen können, begreiffe ich nicht, daß sie eine Form der durch das Beispiel der Liebschaft Basquine's und Bamboche's in mir hervorgerufenen allzufrühen Entwickelung gewesen.

— — — — — — — — — — — — — —

Unter diesen Betrachtungen ging ich langsam nach dem Gottesacker.

Der Sturm, dessen Gewalt sich verdoppelt hatte, verjagte einen Theil der Wolken, die bis daher den Mond verdeckten; er erglänzte bald in hellem Lichte, der Schneefall hörte auf, aber der Schnee bedeckte die ganze Ruhestätte wie ein weißes Leichentuch.

Das feierliche Schweigen ward allein durch das scharfe Pfeifen des Nordwindes in den Zweigen einiger immergrünen Bäume unterbrochen.

Ich war niemals ein Feigling gewesen; außerdem hatte mich mein Landstreicherleben seit langer Zeit an alle Arten von nächtlichen Vorfällen gewöhnt; der Schnee lag so hoch, daß ich mich selbst nicht konnte gehen hören.

Auf diese Weise kam ich in der Nähe der Cypresse an, an der ich am Morgen die Schaufel und Hacke hatte stehen lassen, nachdem ich mich während des Begräbnisses von Regina's Mutter hinter jenem Stamme versteckt hatte.

Plötzlich stand ich still, von Staunen und Schrecken ergriffen.

Statt einige Schritte vor mir das Grab aufgeschüttet zu sehen, wie wie es diesen Morgen verlassen hatten und, wie die Umgebung, mit einer Lage Schnee bedeckt — war es offen und ohne Zweifel erst ganz kürzlich aufgegraben; denn zwei Haufen schwarzer Erde, die sich auf jeder Seite des weiten Loches erhoben, stachen auf der weißen Schneedecke, die den Boden überzog, scharf ab.

Hätte diese schändliche Entweihung nicht das Grab von Regina's Mutter betroffen, so wäre ich der Enthüllung dieses unheimlichen Geheimnisses vielleicht aus dem Wege gegangen, aber Unwille und Zorn verdoppelten meinen Muth. Indessen fühlte ich, daß Umsicht nöthig sei; ich schritt also ohne Geräusch mit möglichster Vorsicht vorwärts und erreichte so den grünen Baum, hinter dem ich mich am Morgen verkrochen hatte; ich fand dort unsere schwere Schaufel aus Eichenholz; die Hacke war verschwunden.

Bis jetzt hatte ich keinerlei Geräusch gehört; ich horchte aufmerksam hin, als ich plötzlich einen starken Tabaksgeruch verspürte, der von dem offenen Grabe ausging.

Eine Ahnung sagte mir, daß der Mensch, dessen unheilverkündendes Gesicht am Morgen einen widerlichen Eindruck auf mich gemacht hatte, und der, während er dem Leichenbegräbniß zusah, unbekümmert seine Pfeife rauchte, in diesem Augenblick dieses Grab schändete, und alsbald hörte ich auch einige Fußtritte, auf welche ein dumpfes Pochen erfolgte. Beides schien aus den Eingeweiden der Erde herauszutönen. Plötzlich reichte eine unsichtbare Hand die Hacke über den Rand des Grabes heraus, und dann sah ich den Kopf, hierauf die Brust eines Mannes erscheinen; er half sich mit den Händen, um aus der klaffenden Oeffnung herauszukommen, und hatte, wie es schien, seine Pfeife im Stich gelassen; denn er hielt mit den Zähnen ein Packet, das sehr schwer schien.

Ich erkannte den Mann, den ich am Morgen gesehen hatte.

Hinter dem Stamme des Baumes und durch den Schatten, den er warf, verborgen, konnte ich von dem Elenden nicht bemerkt werden; ich blieb unbeweglich und wußte nicht, was ich machen sollte; ich fürchtete, entdeckt zu werden, und erwartete die Eingebungen des Augenblicks.

Dieser Mann, den ich von jetzt an den Muldensterz nennen will; denn ich werde sogleich angeben, wie ich zu der Ueberzeugung gelangte, daß es dieser und kein Anderer sei, — dieser Mann, der Bamboche jene traurigen Grundsätze eingeflößt hatte, — kam jetzt ganz aus dem Grabe hervor, streckte seine lange, kräftige Gestalt aus, die wahrscheinlich durch das lange Bücken im Grabe ermüdet war, und nahm darauf das Packet, das ich bemerkt hatte, betrachtete es von allen Seiten, wurde die Cypresse, hinter der ich mich verkrochen hatte, gewahr und näherte sich derselben.

Ich hielt den Athem an; kroch in mich selbst zusammen und machte mich so klein wie möglich, um im Schatten und hinter dem Stamm, der mich versteckte, verborgen zu bleiben.

Der Muldensterz trat noch näher — ich glaubte des Todes zu sein.

Glücklicherweise setzte er sich, statt sich mir noch mehr zu nähern, auf einem Grabhügel nieder und kehrte mir auf diese Weise vollkommen den Rücken zu, während er das Päckchen, das er, um ungehinderter aus dem Grabe heraussteigen zu können, zwischen den Zähnen gehalten hatte, eröffnete; es war ein schlechtes Tuch, in dem verschiedene Gegenstände durcheinander lagen, die er aus dem Sarge gestohlen haben mochte.

Der Muldensterz legte das Päckchen zwischen die Beine und machte sich daran, seinen Raub bei Mondenschein zu untersuchen, indem er nicht fürchten mochte, daß man ihn zu dieser Stunde der Nacht belauschen könnte.

Plötzlich kam mir die Eingebung, welche ich von den Umständen erwartet hatte; da ich bei einer unwillkürlichen Bewegung den Stiel der schweren Schaufel, die ich am Morgen geführt hatte, mit der Hand berührte, richtete ich mich auf, ohne das geringste Geräusch zu machen — auch hatte der Wind, der die Zweige der Cypresse heftig bewegte, den Muldensterz verhindert, mich zu hören — und ergriff den Stiel der Schaufel mit beiden Händen, erhob sie wie eine Keule — als ich, indem ich mit einem raschen Blick berechnete, wie weit meine Waffe reichte, gewahr wurde, daß ich, um den Muldensterz sicher zu treffen, und ihm mit meiner ganzen Kraft einen Schlag auf den Schädel zu versetzen, zwei Schritte auf ihn zu thun und durchaus mein Versteck verlassen mußte.

Einen Augenblick stand ich an; meine Entschlossenheit ließ mich im Stich. — Das geringste Geräusch, der mindeste Verzug in meinem Angriff konnte mein Verderben sein; denn dieser Mann würde vor einem Kinde nicht zurückgeschreckt sein.

Aber der Gedanke an Regina kam mir zu Hülfe; ich rief sie im Geiste an, so wie man seinen Schutzgeist anruft. Mit einem Satze sprang ich hervor; mit der Schnelligkeit des Blitzes fiel die Schaufel auf das gesenkte Haupt des Muldensterzes nieder, und zwar mit solcher Gewalt, daß sie einen Spalt bekam.

Der Muldensterz hob einen Augenblick die Arme, als wollte er sie zum Kopfe führen; hierauf verließen ihn seine Kräfte, er fiel rücklings nieder und blieb regungslos liegen. Da ich fürchtete, daß ich ihn nur betäubt haben könnte, versetzte ich ihm mit wilder Wuth noch mehrere Schläge; in Kurzem röthete sich der Schnee um uns von seinem Blute.



Der Anblick des Blutes machte mich schaudern; ich warf die Schaufel weit weg und zitterte vor Entsetzen, als hätte ich ein Verbrechen begangen. Aber ich überwand diese Regung bald, indem ich zu mir selbst sagte, daß ich nur einem Grabschänder die gerechte Strafe habe angedeihen lassen.

Ich näherte mich dem Muldensterz, um ihm die Gegenstände, die er in dem Grabe geraubt, abzunehmen.

Ich erblickte ein offenes Schmuckkästchen, aus dem eine goldene Kette und ein Medaillon von demselben Metall heraushingen, sodann mehre Ringe, an denen kostbare Steine funkelten; sie waren ohne Zweifel dem Leichnam von den Fingern gezogen, endlich ein Taschenbuch, das der Muldensterz so eben geöffnet hatte; denn eine ziemlich große Anzahl von Briefen, welche seinen Inhalt bildeten, waren hier und da verstreut; aus dem einen dieser Briefe ragte eine Haarschnur heraus, an der ein kleines Kreuz von bronzirtem Stahl und eine bleierne Medaille von der Größe eines Zehnsousstückes hingen.

Mein erster Gedanke war, diese Gegenstände aufzuraffen und sie sogleich mit der Nachricht über das Vorgefallene, dem Claudius Gérard zu überbringen, aber da es mir einfiel, daß der Muldensterz vielleicht schon einige Edelsteine in die Taschen gesteckt haben könnte, so machte ich mich daran, ihn zu durchsuchen; trotz meines Widerwillen, der nicht ohne Beimischung von Furcht war. Ich berührte seine Hand, sie war eiskalt; das ermuthigte mich. Er trug eine schlechte Jacke und eine Tuchweste. Indem ich die Westentaschen durchstöberte, schlug ich zufällig sein fast ganz zerlumptes Hemde auseinander; und jetzt erblickte ich beim Lichte des Mondes, das ganz voll auf den Menschen fiel, auf seiner Haut einen in natürlicher Größe eingeätzten Todtenkopf, der auf diese Weise dem Elenden beinahe die ganze Brust bedeckte; in den Augenhöhlen desselben saßen rothe Augen; er hielt eine Rose zwischen den Zähnen.

„Der Muldensterz!“ rief ich — denn häufig hatte mir Bamboche von der unheimlichen Zeichnung erzählte, die dieser Schurke auf der Brust trage, eine Zeichnung, die so einzig in ihrer Art war, daß ich in Betreff der Identität der Person nicht mehr zweifelhaft sein konnte.

„Der Muldensterz!“ wiederholte ich, immer noch neben dem Manne niederknieend. „O desto besser, desto besser!“ rief ich mit wilder Freude, „es ist mir gerade recht, daß ich ihn todtgeschlagen habe, wie viel Böses hat Bamboche von ihm erfahren.“

Und ich fuhr fort den Räuber zu durchsuchen. In den Westentaschen fand ich nichts als einen Feuerstahl, eine Tüte Rauchtabak und ein Dolchmesser; aber wie groß war mein Erstaunen und bald auch mein Schmerz, als ich aus seinen Hosentaschen die beiden kleinen Pistolen hervorzog, die noch am Abend vorher in Bamboche's Besitz gewesen waren.

Durch welchen seltsamen Zufall war denn dieser Mensch noch einmal mit Bamboche zusammengetroffen, den er in's Verderben geführt hatte? Indem ich an die Blutlache, aus der ich in der vorhergehenden Nacht Basquine's kleines Halstuch und die drei Silberstücke aufgenommen hatte, gedachte, konnte ich nicht daran zweifeln, daß der Muldensterz auch bei diesem neuen Verbrechen mitschuldig sei; denn er hatte ja Bamboche's Pistolen bei sich, aber ich mußte mir die Frage vorlegen, welchen Antheil dieser Elende an dieser tragischen Begebenheit haben möge, die für mich noch immer in geheimnißvolles Dunkel gehüllt war; denn ich wußte noch nicht, wer von Beiden, Bamboche oder Basquine, das Opfer derselben gewesen sei, oder ob ihr Beide unterlegen sein möchten.

Auf der andern Seite fand ich bei dem Muldensterz durchaus kein Geld. Was war also aus der Summe geworden, welche Bamboche dem Claudius Gérard geraubt hatte; sie hatte doch allein die muthmaßlichen Mörder meines Genossen zu ihrer That versuchen können.

Indem alle diese Gedanken zugleich meinen Geist bestürmten, stürzten sie mich in Verwirrung und Ungewißheit. Einen Augenblick bedauerte ich es, diesen Schurken getödtet zu haben, der vielleicht ganz allein im Stande gewesen wäre, mir über das Schicksal meiner Genossen Aufklärung zu verschaffen, aber wenn ich dann an sein Leben und seine Handlungen dachte, so mußte ich meine Handlung doch billigen.

Ich sammelte also in einen Zipfel meiner Blouse die goldene Kette, das Medaillon, die Ringe, das

Taschenbuch mit den Briefen, die ich wieder hineinsteckte, so wie die Haarschnur, an welcher dies kleine Kreuz von Bronze und die bleierne Medaille hingen, ließ den Muldensterz am Grabe liegen und verließ den Kirchhof eilig, um Claudius Gérard von diesem Vorfall zu unterrichten.

Es bleibt mir noch ein drückendes Geständniß abzulegen übrig.

Es handelt sich von schlimmen Versuchungen und einer unehrenhaften Handlung — einer Handlung, für die mich mein Gewissen bis zu dem Tage gestraft hat, wo ich, weit entfernt, was ich gethan, zu bereuen —

Doch Alles zu seiner Zeit.

Welches auch die wohlthätigen Folgen waren, welche sich zufälligerweise aus einer an sich unwürdigen Handlung ergeben sollten, so konnte ich sie doch, als ich diese beging, nicht voraus sehen, und so kann ihre Schlechtigkeit dadurch nicht gemildert werden.

Ich eilte rasch auf Claudius Gérard's Wohnung zu, indem ich von Zeit zu Zeit im Gehen die Edelsteine ansah, die ich den Händen des Muldensterzes entrissen; sie schienen mir von ungeheurem Werthe zu sein.

„Ach, wenn ich Basquine und Bamboche wieder antreffen könnte," sagte ich zu mir selbst, „welche Freude! — wie lange würden wir leben können von dem Gelde!"

Aber hier stockte ich — und trotz dieses Rückfalls in die gefährliche Denkungsart der Vergangenheit, begriff ich doch, daß so zu denken, mich zum Mitschuldigen des Muldensterzes machen hieße — zum Mitschuldigen der Entweihung des Grabes von Regina's Mutter; ich wich mit Entsetzen vor dieser Versuchung zurück. Hierauf bemächtigt sich meiner ein zugleich kindischer und unmoralischer Gedanke.

„Nein, nein," sagte ich zu mir selbst, „diese Edelsteine will ich unberührt lassen, aber in diesem Taschenbuch sind Briefe, gewiß ohne Werth; denn in dem feuchten Grabe würden sie sehr bald vernichtet worden sein, und da ferner jetzt Niemand von ihrer Existenz wissen kann, so können sie von Niemand vermißt werden. Wenn ich sie ohne Claudius Gérard's Wissen behalte, so beeinträchtige ich damit Niemand — für mich werden sie ein großer Schatz sein, und dann wird das glühende Verlangen, zu erfahren, was sie enthalten, für mich die größte Ermuthigung sein, Lesen und Schreiben zu lernen."

Jetzt, da ich kaltblütig darauf zurückblicke, kommt mir dieser Grund, oder vielmehr diese Entschuldigung, mit der ich meiner so strafbaren Versuchung zu Hülfe kam, unbegreiflich dumm und kindisch vor; gleichwol hat es damit seine vollkommene Richtigkeit.

So viel ist gewiß, daß ich von dem folgenden Tage an das Lesen- und Schreibenlernen mit einem Eifer, einer Beharrlichkeit und einem Fleiße begann, über den Claudius Gérard ganz erstaunt war. Mein einziges Ziel war, diese Briefe lesen zu können; ich dachte, was sie enthielten, würde vielleicht ein geheimnißvolles Band sein, das mich mit Regina ohne ihr Wissen in Beziehung setzte.

Ich will diese Handlungsweise nicht bemänteln; es kommt mir nur darauf an, mir die wahren, wenn auch abgeschmackten Gründe in's Gedächtniß zurückzurufen, die mich zu einer zwiefach strafbaren Handlung brachten; denn ich ließ in dem Taschenbuche auch die Haarschnur, das stählerne, bronzirte Kreuz und die bleierne Medaille, die bei den Briefen lagen, indem ich mich über die Unterschlagung dieser Gegenstände mit ihrem geringen Werthe und mit dem Gedanken, daß sie ja ohnehin für Jedermann verloren gewesen wären, tröstete.

Endlich war ein anderer Grund zu dieser Veruntreuung der Wunsch Etwas zu besitzen, das Regina's Mutter gehört hätte, da ich nun einmal nichts erlangen konnte, was von ihr selbst herrührte.

Ich entschloß mich also zu diesem Raube und verbarg, ehe ich zu Claudius Gérard zurückkehrte, das Taschenbuch einstweilen unter einem Heuhaufen in einer Scheue, die zu unserem Stalle gehörte.

Als ich bei Claudius Gérard eintrat, war dieser, über meine lange Abwesenheit beunruhigt, im Begriff mir entgegen zu gehen. Aber als ich ihm die Entweihung des Grabes und den Tod des Muldensterzes erzählte und die Edelsteine und das Schmuckkästchen seinen Händen überlieferte, umarmte er mich zärtlich, ganz erschreckt über die Gefahr, in der ich geschwebt hatte, und lobte meinen Muth sehr, indem er gleichwol hinzusetzte:

„Obwol der Tod, selbst eines Verbrechers, uns immer eine schwere Verantwortlichkeit auflädet, armes Kind — denn der Tod ist unfruchtbar und macht ein begangenes Verbrechen nicht ungeschehen, und die Reue oder die heilsame Buße unmöglich — so rechtfertigen der Anblick einer solchen Entheiligung, und in Deinem Falle die Furcht, von dem Elenden entdeckt und umgebracht zu werden, also das Gesetz der Nothwehr, diesen Todschlag allerdings hinlänglich. Ich muß augenblicklich zum Maire gehen und von diesem Vorfall Anzeige machen; hierauf werde ich das so unwürdig entweihte Grab wieder zuschütten, was Dich anbetrifft, liebes Kind, so bleib hier und wärme Dich im Stalle, Du bist erstarrt von Kälte — wenn ich wieder hier bin, so wollen wir zu Abend essen."

Claudius Gérard ging fort; ich hatte den Muth nicht, ihn zu begleiten; ich fühlte mich von Müdigkeit und von den mannichfaltigen Aufregungen dieses Tages wie zerschlagen.

Sobald der Lehrer sich entfernt hatte, war es mein erster Gedanke, das Taschenbuch, das ich entwendet hatte, in einen sicheren Versteck zu bringen. Nachdem ich lange nach einem Mittel gesucht hatte, wie ich das bewerkstelligen könnte, fand ich unter einer der Krippen in dem Stalle einen geborstenen, irdenen Topf, dergleichen man in dieser Landschaft zur Aufbewahrung der Milch gebraucht; das Taschenbuch hatte, obgleich es ziemlich dick war, in demselben vollkommen Platz; ich steckte es also sorgfältig hinein; hierauf machte ich ganz dicht an der Mauer unter der Krippe ein Loch, setzte den Topf hinein, verstopfte seine Mündung mit Heu und füllte das Loch mit festgetretener Erde zu.

Nachdem dies Geschäft beendigt war, setzte ich mich auf eine Bank, und indem mich die Ermüdung überwältigte, sank ich sehr bald in einen fieberhaften, von seltsamen, unzusammenhängenden Träumen beunruhigten Schlummer; in einem dieser Träume kam es mir vor — der Grund war jedenfalls, daß Claudius Gérard's Erzählung von Leuten, die in eine tiefe Schlafsucht verfallen, und so lebendig begraben worden seien, auf meine Einbildungskraft einen lebhaften Eindruck gemacht hatte — als ob Regina's Mutter schön und glänzend geschmückt, sich aus ihrem Grabe erhübe und, indem sie mich unendlich liebevoll ansähe, mir ein Zeichen machte, mir zu folgen.

Mitten in diesem Traume wurde ich plötzlich von Claudius Gérard geweckt, der mich am Arm schüttelte; ich öffnete die Augen, seine Blouse war mit Schnee bedeckt, er hatte in der einen Hand eine Laterne, in der andern eine Hacke. Sein Gesicht war äußerst blaß, seine Züge verstört.

„Der Schurke ist entkommen," sagte er zu mir, indem er die Laterne auf den Tisch setzte. „Dein Schlag wird ihn nur betäubt haben."

„Wer?" fragte ich verdutzt.

„Der Muldensterz."

„Er ist nicht todt?" rief ich.

„Von hier," sagte Claudius Gérard zu mir, „ging ich sogleich zum Maire; dieser nahm zwei Männer mit, und so gelangten wir auf den Kirchhof. Wir fanden hier, wie Du es angegeben hattest, das Grab offen, und an der Cypresse war der Schnee mit Blut geröthet. Der Räuber ist wahrscheinlich, wenn auch betäubt und schwer verwundet, nach einiger Zeit in Folge der strengen Kälte wieder zu sich selbst gekommen; wir haben versucht, seinen Fußspuren im Schnee zu folgen. Es war nicht schwer zu sehen, daß sie unsicher und schleppend waren — sie führten uns aus dem Gottesacker heraus auf eine Wiese, aber hier wurden, nach 100 Toisen etwa, diese Spuren mehr und mehr undeutlich; sie verschwanden unter einer neuen Lage Schnee; denn es schneiete seit einer halben Stunde auf's Neue heftig. Dann ging auch der Mond unter; und da nicht weit von dem Orte, wo wir die Spur des Elenden verloren, bedeutende Waldungen beginnen, und auch die Nacht sehr finster war, so gaben wir die jedenfalls erfolglose Verfolgung auf — morgen wird die Gensdarmerie von der Sache in Kenntniß gesetzt werden, damit sie die Nachsuchungen fortsetzt. Hierauf kehrte ich zum Gottesacker zurück, die werthvollen Gegenstände wurden wieder in den Sarg gelegt, und ich — habe das Grab wieder aufgeschüttet," setzte Claudius Gérard in einem Tone hinzu, der mir eine tiefe Aufregung zu verrathen schien.

Diese letztere stieg so sehr, daß er in seiner Rede stockte und mit der Hand über seine schweißbedeckte Stirn strich.

„Ach, Herr Gérard, wenn Sie wüßten, was für einen Traum ich hatte, als Sie mich weckten!"

„Was für einen denn?"

„Es kam mir vor, als wenn die Dame, die diesen Morgen begraben worden, aus ihrem Sarge träte, und —"

„Das träumte Dir!" rief Claudius Gérard heftig betroffen, „das träumte Dir!" wiederholte er.

Und er richtete auf mich einen unbeschreiblichen Blick.

„Ja, Herr Gérard," sagte ich zu ihm ganz verwundert über die Wichtigkeit, die er auf diesen Traum zu legen schien, „heut Morgen haben Sie mir von Leuten erzählt, die —"

„Ja, so hängt's zusammen," versetzte Claudius Gérard, indem er diese Erklärung meines Traumes begierig zu ergreifen schien, „so hängt's zusammen, Deine Einbildungskraft war aufgeregt, freilich, es ist ein seltsamer Traum — seltsam!" setzte er ruhiger hinzu, aber Gott sei Dank; es ist nur ein Traum; denn das Grab ist wieder zugeworfen, und diese schändliche Entweihung hinterläßt keine Spuren, als im Gedächtniß der Menschen. Nun, mein Sohn, laß uns hoffen, daß der Elende, der sie begangen, dem rächenden Arm der Gerechtigkeit nicht entgehen wird. Aber jetzt gönne Dir Ruhe, Kind. Ich bin auch todtmüde."

Und mit diesen Worten warf sich Claudius Gérard auf sein Lager.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Stammgast-Geschichten.

III.

Meister Pfeffer's Hochzeittag.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

Ich erzählte meiner Mutter, sobald ich nach Haus kam, das Elend des alten Balzer's, doch von Gretchen sprach ich so wenig als möglich. Wir beschlossen, den armen Menschen von den hundert Gulden nach und nach Etwas zu geben, als käme es von der Zunft. Mir aber ging der Alte und seine schöne Tochter so im Kopf umher, daß ich nichts aß und trank. Des Abends erhob ich auf der Herberge eine Collekte für sie, die ziemlich gut ausfiel.

Schon des andern Tages, in aller Früh', war ich wieder bei den Armen. Ich fand den Alten viel heiterer als gestern. Er rauchte aus einem kurzen irdenen Stummel, was er lange Zeit entbehrt hatte, und reichte mir freundlich die Hand. Ich setzte mich nun auf den zerbrochenen Stuhl neben ihn, und er erzählte mir seine ganze Lebensgeschichte, wie er als junger Mann unter den Fahnen seines Landgrafen über das Meer nach Amerika gesegelt war, und wie er dort verwundet wurde. Doch alles Das ist zu weitläufig, um es hier einzuschalten. Später habe er sich aus Verzweiflung, weil er doch nichts thun konnte, auf den Trunk gelegt, den er aber unter Thränen jetzt verfluchte und verwünschte. — Ich hörte dem alten Soldaten scheinbar sehr aufmerksam zu; in der That aber hätte ich keine Rechenschaft darüber geben können, wenn mich Jemand nach seinen Geschichten gefragt hätte. Nachmals habe ich sie aber noch so oft gehört und immer so ziemlich mit denselben Worten, daß ich sie gar schön auswendig kann. Damals dacht' ich nur an das Gretchen, das in der Kirche war.

Auf einmal knarrt die Thür, ich wage vor freudigem Schreck nicht hinzusehen. Aber als der Balzer plötzlich mitten in seiner Erzählung stecken blieb, als seine Miene Furcht und Schrecken zeigte, als er die Thonpfeife aus dem Munde nahm und sich respektvoll erhob: da blickte ich neugierig zur Thür hin. Unter derselben stand eine ganz andere Person, als ich vermuthet hatte.

Es stand da der alte berüchtigte Wucherer Witting. Er war im vollen Sonntagsstaat, noch ganz nach altem Schnitt gekleidet; denn damals Anno 1806 fing man schon an viel die neue französische Tracht anzunehmen. Er war vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet wie ein Geistlicher; über den Schößen der langen Sammtweste auf den sammtnen Kniebeinkleidern herab hing eine schwere goldene Kette, an der er mit der einen Hand spielte, die fast ganz von der feinen Spitzenmanschette bedeckt wurde. Ohne den Hut

zu ziehen, stand er da, gestützt auf das lange Bambusrohr mit silbernem Knopf. Unter dem Arm trug er ein Gesangbuch, das mit schweren Silberspangen prangte. Sein Gesicht war so aschfahl anzusehen, wie seine Perrücke. Mit grinsendem, widerlichem Lächeln und kleinen, stechenden Schweinsaugen betrachtete uns der alte Schuft. Dann hub er an mit heiserer Stimme, in kurzen Sätzen, die mir vorkamen wie das Gekläffe eines alten Schäferhundes:

„Nun, Meister Balzer! — Ihr habt Besuch? — Das ist was Seltnes! — Kann uns aber nicht geniren in unseren Geschäften. — Ihr wißt, wie lang' ich Euch borge! — Morgen am Tag zahlt Ihr mindestens vier Gulden abschläglich. — Sachen von Werth habt Ihr nicht mehr. Drum zahlt, oder Ihr wißt, was Euch bevorsteht!" Er machte zu diesen Worten eine Bewegung, die deutlich genug „Hinauswerfen" bedeutete, und wandte sich kurz zum Weggehen, indem er in die Zähne murmelte: „Verfluchtes Lumpenpack! Wir wollen Dir den Hochmuth vertreiben!"

Mir schwoll der Kamm über den brutalen Schacherer. „Halt!" schrie ich wüthend, „Halt, Herr Leuteschinder! Hier habt Ihr Euren Bettel, um den Ihr arme Menschen drängt und preßt ohne Erbarmen!" und damit warf ich die Collekte, die ich in der Tasche trug, auf den alten Tisch, daß die Geldstücke zum Theil klingend auf den Fußboden fielen und umher rollten.

Der Wucherer wandte sich grinzend um. „Alle Teufel!" meckerte er, „da ist ja Hülle und Fülle! — Sieh 'mal an! — Also der Bursche war glücklicher, als ich! Gratulire zum Schwiegersohn! — Das Geld bringt man mir in's Haus!"

Und mit einem teuflischen Gelächter schritt er von dannen.

Ich wußte nicht, was das heißen sollte. Balzer aber erklärte mir's kurz.

Der alte Wollüstling hatte ihm Nachlaß des rückständigen Miethgelds versprochen und noch ein hübsches Sümmchen obendrein, wenn er seiner Tochter Unschuld ihm verkaufen wolle. Aber Balzer wollte lieber mit seinem Kind sterben und verderben in Elend, ehe er dieses der Schande preisgäbe. Ich war so wüthend über diese Schandgeschichte, daß ich dem Schurken nachstürzen wollte, um ihn zu prügeln; doch Balzer's vernünftiges Wort hielt mich davon zurück.

Ihr könnt denken, daß ich den Alten fortwährend fleißig besuchte, und daß ich ihm und seiner Tochter als ein guter Engel erschien. Bald war ich mit Gretchen recht bekannt und vertraut, und nach einiger Zeit hatten wir uns auch gesagt, daß wir uns herzlich gut seien. Nachdem wir uns heimlich schon mehr als hunderttausendmal geküßt hatten auf dem Hausflur, wenn ich Abends vom Alten ging, rückte ich endlich mit einer förmlichen Werbung beim Vater Balzer heraus, der wie versteinert war über dieses Glück, wie er es nannte: „Armuth zu Armuth, das paßt gut, wenn fromme Herzen zusammen kommen, bei bösen thut's nimmer gut."

Endlich, wovor mir am meisten bangte, mußte auch meiner Mutter die Sache mitgetheilt werden; denn ich wollte nicht mit einem Geheimniß von ihr in die Fremde ziehen. Aber die gute Frau hatte das längst gemerkt und sagte nur: „Vorher will ich das Mädchen sehen, in das Du so vernarrt bist, daß Du Deine Mutter und Alles darüber vergissest!"

Kurz, meine Mutter sah das Gretchen, und es gefiel ihr gar wohl.

Aber nun kam Etwas, worauf ich mich früher wol gefreut hatte, was mir aber jetzt gar nicht recht schmecken wollte. Ich mußte auf die Wanderschaft. Der Mai war schon fast zu Ende gegangen über dem Geküsse und Geschäkere. Meine Mutter trieb an mir, entweder jetzt, oder gar nicht zu gehen. Vorher aber wurde beschlossen, daß der alte Balzer, meine Mutter und Gretchen zusammen wohnen sollten, und Gretchen sollte bei meiner Mutter lernen im Nähen und Platten, damit sie ihr bei der vielen Arbeit helfen könnte.

Am ersten Junitag nun schnallt' ich früh morgens mein Ränzel auf, und der alte Balzer, meine Mutter und mein Mädchen gaben mir das Geleite bis über die alte Nähbrücke, die nun abgerissen ist und etwas oberhalb der neuen Brücke stand; in der Mühle daneben frühstückten wir mit einander, wobei aber wir beiden jungen Leute gar wenig zu uns nahmen vor Trennungsschmerz und Liebesweh. Dann stiegen sie noch mit mir den Weg am Wald in die Höhe, der nach Frankfurt führt, bis an den Flecken, wo die Chaussee sich damals um den Berg wand, und man die Thürme Marburgs und sein hohes Schloß aus dem Blick verlor. Dort nahmen wir Abschied. Da flossen Thränen, daß es zum Erbarmen war, bis der alte Balzer der Geschichte müde wurde. „Zum Henker! schier Dich Deiner Wege, Bursche! Ihr Weiber, rechts um! Marsch!" rief er unmuthig, weil ihm selbst das Heulen nah war, wie er sagte, und zog uns auseinander und stieß mich vorwärts. Ich lief auch fort, ohne mich nochmals umzublicken, hast du nicht gesehn.

Zwei Jahre lang bin ich in der Fremde umhergezogen. Von Frankfurt nach Köln, wo der schöne Dom steht, und wieder zurück am Rhein hinauf bis nach Basel in die Schweiz. Viel hab' ich gesehen, manchen Groschen erworben; meinen Ueberfluß sandt' ich stets nach Haus. Vielen Gefahren bin ich entronnen; denn es war damals bitterer Krieg in allen Ecken; das Franzosenvolk war überall zu sehn, wohin man kam. Sonst hab' ich mehr Liebes, als Leides erfahren. Gefochten hab' ich auch manchmal nach altem Brauch, war auch damals noch nicht so verpönt von der Polizei, als jetzt. Das größte Leid aber, das ich erlitt, war die Kunde, daß der schreckliche Napoleon mein Vaterland erobert habe und unseren Kurfürsten aus dem Lande gejagt, und daß wir keine Kurhessen mehr wären, sondern eitel Westphälinger, was mir gar nicht in den Kopf wollte. Ich dachte, Alles ging drunter und drüber bei uns; denn ich glaubte nicht, daß sich die alten tapfern Hessen das gefallen lassen könnten. Eben wollt' ich mich aufmachen in meine Heimat, um ihnen zu helfen, als ein Brief von meiner Mutter mich beruhigte. Es ging ihnen Allen wohl, und sie dachten an keine Rebellion. Außerdem hab' ich mich auch einmal recht über einen Zimmermannsspruch geärgert, den ich in Freiburg im Breisgau, wo ich ein halbes Jahr arbeitete, hören mußte. Es hieß darin unter Anderem nämlich:

Durch vieler Herren Länder bin ich kommen,
Meinem Beutel zum Schad', meinem Handwerk zum Frommen.
Bin gekommen durch das Land Preußen,
Da läßt sich's gut fahren und reisen.
Auch bin gekommen durch Thüringen und Sachsen,
Wo die schönen Mädel thun drin wachsen.
Auch kam ich durch das Land Nassau,
Da ist der Himmel schön hell und blau.
Bin gereis't auch durch Hessen,
Dort haben sie gar große Schüsseln
Und Nichts zu fressen.
Und wenn die Schlehen nicht gerathen*),
Haben sie Nichts zu backen, noch zu braten.

Das ärgerte mich gewaltig, und ich schämte mich sehr und dachte: „So wissen sie's doch überall, daß wir ein armes Volk sind, und machen sich drüber lustig."

Inzwischen aber wurde meine Sehnsucht nach Heimat, Mutter und Lieb gar groß. Und als plötzlich die Kunde nach Stuttgart, wo ich damals arbeitete, drang, die Kurhessen rebellirten, und von Marburg aus wären sie gen Kassel gezogen, Bürger und Bauern, um den König Jerome hinauszujagen, da packt' ich auf und lief über Berg und Thal nach der Heimat; denn, dachte ich, du mußt dabei sein, wenn sie den neuen Geburtstag vom alten Land Hessen feiern. Aber Prosit! — Unterwegs in einem Dorf an der Bergstraße erfuhr ich, daß die Bauern elendiglich zurückgeschlagen wären; die westphälischen Jäger in Kassel hatten sie besiegt. Das waren aber lauter Hannoveraner und Leute aus dem Paderbornischen, die hatten keine solche Liebe zu ihrem Fürsten und ihrem Vaterland als die blinden Hessen; sie schossen unter ihre deutschen Landsleute und sprachen: „Nur man drauf, es sind Hessen!" — Der Fuhrmann, der dies in der Schenke erzählte, machte sich auch über die dummen, blinden Hessen lustig, die so unsinnig in ihr eigen Verderben stürzten. Natürlich wurd' ich über diese Aeußerungen unwillig und vertheidigte meine Landsleute. Als aber der Fuhrmann die alte Spottanekdote aufwärmte, daß die Hessen blind wären, sei eine alte Geschichte; denn sie hätten einmal einen Misthaufen angegriffen, in der Meinung, es sei ein Haufen Feinde, und hätten hineingehauen und geschossen, was gibst du, was hast du — so hieß das meine Hessen-Ehre angreifen. Es gab eine schreckliche Prügelei, wobei ich dem Fuhrmann zwei Zähne ausschlug und selber mit einem lahmen Bein weiter hinkte; auch ließ ich die Flügel ganz traurig hängen, das heißt meine Arme waren so zerschlagen, daß ich sie nicht rühren konnte. Doch der Gedanke erquickte mich, daß ich in der Ferne für meine Heimat tapfer gekämpft habe, wenn auch unglücklich.

*) Diese Reime über Hessen sollen von Luther sein, nach einer alten Chronik. Er habe sie, als er 1529 während des Religionsgesprächs in Marburg dort logirte, an die Wand seines Wirthshauses geschrieben, worüber der Wirth sehr bös gewesen, sintemalen er ihn gut bedienet; auch Luthern einen Freßsack gescholten.

Ich näherte mich nun immer mehr dem Vaterland. Als ich aus der Ebene der Wetterau zuerst die Berge vor Marburg erblickte, war ich selig. Ich lief noch einmal so schnell, obgleich mir die Strümpfe aus den Schuhen sahen, und jedes Steinchen, an das ich stieß, mir Schmerzen verursachte. Da fiel mir nun ein vaterländischer Gesang ein, den ich oft den Soldaten auf der Wacht hatte singen hören, und ich sang zuerst leise, dann immer lauter:

Der Kurfürst soll leben,
Und der Kurprinz darneben!
Es leben alle Offizier! —
Kurhessen seind wir!

Unter diesem Gesang hielt' ich meinen Einzug in Kurhessen.

Nicht wahr, das ist ein närrisches Lied? Das hatten sie sich damals gemacht, als der Landgraf Kurfürst wurde, Anno 1803; denn alle guten Hessen waren nicht wenig stolz auf die neue Würde ihres Fürsten; auch nannten sie sich selbst mit Vorliebe Kurhessen, weil sie sich mehr glaubten, als die Hessen-Darmstädter, die noch unter einem Landgrafen standen. Daß es aber heißt: „Kurhessen seind wir," und nicht „kurhessische Soldaten seind wir," kommt daher, weil Kurhessen und Soldaten damals all' Eins war.

Ja, unser Hessen ist ein schönes Land. Wohl ist anderwärts der Boden fruchtbarer und die Luft milder; aber sagt mir, wo ist so schön Berg und Hügel abwechselnd mit heimlichen, stillen Thälern, durch die Flüsse und Bäche gehen; wo die lichten Wälder von den Höhen bis in die Gründe und an die freundlichen Dörfer herabsteigen? — Wie lustig läßt sich's darin wandern! — Immer neue Gegenden, eine schöner und lieblicher als die andere! Da sind keine weiten, langweiligen Ebenen, wo man keinen Berg sieht und keine Anhöhe, so daß Einem das Heimweh ankommt; da sind aber auch keine himmelhohen Riesengebirge, wo aller Anbau unmöglich ist; oder Gletscher, von denen die Lawinen stürzen und das fruchtbare Thal begraben. Und wie rein und frisch ist die Luft! Nicht zu kalt, nicht zu warm; so recht für ein kräftiges Herz und starken, männlichen Sinn, für ein kühnes, festes, biederes Volk. Wenn die Menschen darin schlecht sind, das Land trägt wahrhaftig nicht die Schuld davon!

Endlich sah ich das alte Schloß von Marburg in der Abendsonne erglänzen, und die dunkle Stadt darunter am Berg in die Höhe kletternd, und die schimmernde Lahn wie ein Silberband an der Stadt vorbeiziehend. Da fiel mir eigentlich erst schwer auf die Seele, daß es ja kein Hessen mehr gäb', und daß dorten das Marburg eine westphälische Stadt sei, oder, was mir eben so viel galt, eine französische.

Kleingemuth schritt ich weiter und zog endlich schon bei Nacht zum Barfüßer-Thor herein voll banger Erwartung der Veränderungen, die ich gewahren würde. Aber sieh da, Alles war wie vor drei Jahren; die alten Häuser, die alten Laternen, das alte Pflaster, das alte Geschrei aus den Bierhäusern, worin die Studenten saßen. Da wurde mir wieder leichter um's Herz, und in raschen Sätzen ging's hinauf zum Superintendentur-Gebäude, in dem der Herr Pastor, der nun Superintendent war, meinen Angehörigen eine kleine Wohnung vermiethet hatte.

Unter Herzklopfen schritt ich über den dunkeln Hof, zu dem Nebengebäude, wo sie wohnten. Als ich hineintrat, hör' ich eine Stimme, die ich sofort als die Gretchens erkenne. Ich folge ihrem Klang und komme vor eine Thür, die nur angelehnt ist, und sehe — denkt Euch meine Wuth! — mein Gretchen von einem jungen, feinen Menschen umschlungen, den ich gleich für einen Studenten erkenne. Zitternd lehnt' ich mich an die Wand; das Blut schoß mir all' nach dem Herzen; ich hielt mich für verrathen von meinem Schatz. Es schwindelte mir, und schreckliche Gedanken tauchten in meiner Seele empor. Da hörte ich

deutlich, wie Gretchen dem Studenten mit ernsten Worten seine Kühnheit verwies, und daß sie ihren Vater herbeirufen werde. — Wie ich dies hörte, war's, als wälze mir Einer eine Centnerlast von der Brust. Nun aber stieß ich wild die Thür auf, und eh' sich das Studentlein umsah, hatt' ich ihn am Kragen und schleuderte ihn mit einem kräftigen Schneller in die Ecke auf einen Haufen Schmiedekohlen, daß dieser rasselte und krachte. Gretchen stieß einen Freudenschrei aus und lag an meiner Brust. Der Herr Student sah ganz verdutzt diese Liebesscene vom Kohlenhaufen mit an. Endlich mochte er es für leicht ausführbar halten, unbemerkt während unserer Küsse und Umarmungen davon zu kommen, aber das Gerappel der Kohlen, als er sich aufraffte, machte mich aufmerksam auf ihn. Ich trat ihm näher. Gretchen hielt mich ängstlich am Arm, weil sie meine Heftigkeit kannte. Doch eh' ich noch ein Wort sagen konnte, entschuldigte er sich damit, daß er Nichts von einem Bräutigam gewußt habe, und war froh, damit ohne Prügel entwischen zu können. — Kein Wort von der Freude meiner Mutter und der des alten Balzer's.

G. Kellner.

(Schluß folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Deutsche Dichter.

Nicolaus Lenau.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

Das dritte schöne Lied in diesem Bunde ist die Vision. Ein Reiter reitet in Sturmeseil durch's Land Tyrol und stürzt sich in's letzte Heldengrab — es ist der verschwundene Geist von 1809.

Seine Reiseblätter offenbaren auf wunderbare Weise seine Liebe zu den Schönheiten und Geheimnissen der Natur, aber die Sonne der Freiheit kann nicht die Wolken seiner Melancholie zertheilen. Im Urwald Amerika's, das ihm ein Land voll träumerischen Truges ist, starrt er dem Weltgeheimniß in den finstern Schlund. Die Blüthen und Vögel des Waldes sind fort:

So sind vielleicht gar bald auch mir verblüht
Die schönen Ahnungsblumen im Gemüth;
Und ist der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort.
Dann bin ich still und todt, wie dieser Baum,
Der Seele Frühling war, wie seiner — Traum.

Aus dem Traume wecken ihn das Rauschen der Blätter und sein Roß. Das Letztere blickt ihn mit stiller Liebeslust an und gibt ihm die Ruhe zurück. Er reitet nun getrost der nächsten Nacht und der geheimnißvollen Todesnacht entgegen. Ein alter, ausgehöhlter Baum, in welchen ein froher Bienenschwarm mit Honigseim ein- und ausfliegt, erinnert ihn an einen alten Greis in seiner Heimat; der Honig gleicht dessen Weisheit, die Bienen dessen Gedanken. Das Blockhaus entlockt seiner Phantasie wahrhaft malerische Bilder, und er selbst zeichnet sich hinein, so lebendig, als stehe er vor uns verkörpert da. Fern von seiner Heimat zieht er seinen Uhland aus der Satteltasche, liest laut den Held Harald, und er fragt seinen Uhland, wie es daheim mit der Freiheit stehe? Da erhebt sich wüthend ein Sturm, und er hört den Sänger der Freiheit grollen, daß sich der Völkerschmerz, wie der Sturm am festen Gebäude, so an Despotenfreude heulend breche. Traurig wirft er Scheit auf Scheit in die Gluth.

Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?
Und wie ich mich wärme am Eichenstamme,
Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
Schürend und fachend meine Gedankenhast.

Ihm wird so wohl und wehe, als er sein ersehntes heimatliches Thal wieder sieht. Aber nicht am Tage, nur des Nachts schleicht er am Hause des Freundes einher, damit er die süße Träumerei festhalten könne, als ob Alles beim Alten geblieben sei.

In den Liebesklängen weht ein ungewöhnlicher Geist, wenn man sie mit den Produkten anderer Dichter vergleicht. Man kann sie nicht originell nennen, aber absonderlich und nicht gewöhnlichen Schlages. Tiefe der Empfindung liegt auch in ihnen, wie in allen übrigen Produkten Lenau's; wenn ihr Ideengang aber ein absonderlicher ist, so ist es ein wesentliches Merkmal dieses Dichters, daß Bilder aus der Natur ihm jene Liebesklänge ablocken, daß er nur durch die Schöpfung bewogen wird, auf den melancholisch tönenden Saiten seines Herzens auch Klänge der Liebe anzuschlagen. Diese Klänge ertönen nicht blos einer unbekannten Geliebten, sondern Allem, was ihm theuer ist. Das Licht des Freundes, das jenseits des Rheines noch allein wach bleibt, erweckt in ihm eine Stimmung, als trennten ihn weite Wellen von seinem Freunde, als blinke sein Lichtlein so fern in seine Finsterniß von einem entlegenen Strome, der ihn auf immer entriß. Gedankenreichthum, Tiefe der Empfindung und seltsame Bilderanwendung sind auch den folgenden Sonetten eigen; die Natur entlockt ihm auch diese Glockentöne seltsamen Klanges, die da fern sind von dem Reimgeklirre der zahllosen Sonettenschmiede. Die vermischten Gedichte tragen dasselbe Gepräge, wie seine übrigen Dichtungen. Der Mensch soll mit seinem Schmerze an die heimatliche Stelle, an's Mutterherz, flüchten. Doch die Mütter sterben bald. Und stirbt sie, so soll sie gleich einem wunden Reh in den tiefsten Wald flüchten und weinen. In den Frühlingsgrüßen schildert er auf zarte Weise das Elend als ein bettelndes Kind, das ihm den ersten Frühlingsgruß bringt. Das liebe Pfand der schönen Tage ist ihm noch werther aus des Unglücks Hand. So bringt unser Leid dem Nachgeschlechte die Frühlingsgrüße einer besseren Zeit. Jeder tiefe Schmerz bleibt trotz aller Freundesworte und Mitgefühlsgeberden ein Eremit auf Erden. Er vergleicht sein Herz mit der Buche, welche ihre Blätter, im Gegensatz zur Tanne, dem Winter Preis gibt. Auch sein Herz nimmt sich den Winterschauer zu Herzen. Er bittet den Tod, seinen Leib schnell, nicht langsam, zusammenbrechen, wenn der Dichtkunst und der Liebe Flammen erlodern, er soll nicht düngen lassen das Feld mit der Asche der Gefühle. Es ist in ihm bereits Herbst geworden, und er trägt sein Bündel dürrer Reiser, die ihm das Leben gab, den Berg bereits hinab. Er möchte aber lieber sein Bündel in den Schnee werfen, als mit dem Reisig seinen Winter heizen; denn die Erinnerungen schärfen nur seines Winters Weh. Ueber das fallende Laub und über hinwegziehende Vögel solle man nicht klagen, da der Mensch ja selbst wandelbar ist.

Seine Pfeife ist ihm lieber als der süße Hauch der Rose. Der Hagestolz, der weder Weib noch Kind hat, hat nur den Rauch und den Todtenschädel zu Kameraden. Die Seele wird verrauchen, wie der Rauch, welcher in Ringeln fortgeblasen wird. Der Schädel hat einst auch geraucht, wer weiß, wie schön er einst war, als Pan, das Weltall, ihn am Munde hielt. Nichts blieb übrig, als ein Bild, erhalten in Pan's Erinnerungen. Und wir sie ihn auch weib- und kinderlos verscharren, er will seinen Knaster anzunden, um dem Rauche nachzustarren.

Fassen wir die Haupteindrücke, welchen Lenau's Gedichte machen, zusammen, so werden sich mehre Eigenthümlichkeiten schlagend herausstellen. Der Grundtypus derselben ist Schwermuth und Melancholie. Es gibt wenige Gedichte, welche nicht durchdrungen wären von der Wehmuth, der stillen Freuden seiner Einsamkeit, von Schmerzen über die Vergangenheit; von Sehnsucht nach dem Entfernten, Verlorengegangenen und Zukünftigen, nach der fernen Geliebten, der todten Braut, dem Freunde, dem Ungarlande, dem Paradies der Kindheit; von Qualen, die ihm das Leben und sein Inneres bereiten, von einem tiefen Weh und Schmerz über sein und der Menschen Loos. Alles, was er empfindet, was er träumt und denkt, was ihm begegnet, ist in den Mantel der Melancholie gehüllt. Selbst die Freude vermag nur Augenblicke lang sein Herz zu überraschen, schon in dem nächsten darauf wird sie von den Wolken der Schwermuth überdüstert. Bald ertönt die Klage sanft und lieblich wie Aeolsharfen, bald wild und stürmisch wie der Sturmwind. Er ist mit dem Leben oft quitt und möchte lieber sterben, da das Christkreuz seiner Freude zerschlagen, und die Dirne Hoffnung von ihm getödtet ist. Selbst die Natur, die ewig schöne, vermag nicht, seine Bilder der Nacht zu zerstreuen.

Diese seine Melancholie ist meist eine tief sinnende, sie geleitet ihn durch's Leben, mag sein Stern sich strahlend heben, mag er sinken. Es geht an seinem Herzen und Geiste nichts vorüber, was ihm nicht zu schwermüthigen Betrachtungen und Reflexionen Veranlassung gäbe. Und dadurch unterscheidet sich seine Melancholie wesentlich von den elegischen Stimmungen anderer Dichter. Wenn die Mehrzahl derselben dabei in einen weichlichen, unnatürlichen und unmännlichen Ton verfallen, so tritt bei Lenau das elegische Element durch die tiefen Reflexionen in ein Stadium, wo es aus der nach und nach widerlich werdenden subjectiven Fassung heraustritt und objective Färbung und objectives Interesse erhält. Lenau's lyrische Gedichte sind mit wenig Ausnahmen eigentlich subjectiv, indem sie aber Themata von allgemeiner Wichtigkeit, so zu sagen Lebensfragen der Menschenbrust, erfassen, so erlangen sie eine höhere Bedeutung, ein allgemeineres Interesse, fesseln sie einen Jeden, der da fühlen und denken, der das Leben in und außer sich mit geistigen Augen beschauen und betrachten kann. Lenau's Weh stammt nicht aus weinerlicher Empfindelei, weibischer Weichheit und Gefühlstandelei, sie ist kein wohlfeiles Thränenwasser, sie ist keine verkünstelte, gemachte, affectirte; sie ist ihm angeboren, von ihm unzertrennlich, mit seinem Empfinden und Anschauen, mit seinem Denkproceß und ganzen geistigen Wesen fest verwachsen und gleichsam verschmolzen. Er kann nicht anders, er muß wehmüthig singen. Das Sonnenlicht der Freude glänzt für ihn nur Augenblicke lang; das Mondlicht der Nacht ist sein treuester Gefährte. Er kann sich freuen und lächeln, aber nur unter Seufzern und Thränen. Er ist nicht ein Elegiker, der nur schmachtet, nur schluchzende und schmelzende Molltöne von sich gibt. Allerdings hat er ein weiblich schönes Gemüth, wie Byron, aber seine Wehmuth hat oft mehr Kraft und Männliches, als die Donnerworte vieler Tendenzpoeten. Er hat die Wehmuth einer Mannesbrust, die gleich einem Gewitter dumpf brütet, grollt und zürnt, aus der die Blitze leuchten, und in der die Donner rollen; aber sie hat auch die Ruhe eines Grabes, die Schauer eines Kirchhofes und das Geisterhafte einer Mondnacht. Oft wenn seine Phantasie überströmt, die Freude ihn übermannt und Jubeltöne aus seiner Brust rauschen, da fällt auch schon die Thräne aus seinen glühenden und verklärten Augen. Selbst in den objectivsten Gedichten, wie in den Marionetten, einem Nachtstück, das zwar zu breit angelegt ist, aber ein vorzügliches Bild des Wahnsinns voller Contraste enthält, treten diese Merkmale seiner Muse scharf hervor.

Ein anderer Hauptzug seiner Lyrik besteht darin, daß sie sich ununterbrochen an die Natur anlehnt und aus ihr schöpft. Die Natur in ihrer ewigen Schönheit, selbst in ihren Schrecknissen, ist die Muttermilch seiner Poesie. Er schöpft aus ihr wie aus einem unerschöpflichen Born seine zahllosen und wundervollen Bilder, er entlehnt aus ihr den Farbenschmelz und Zauberduft seiner Worte, er durchwandert sie nach allen Richtungen, um ihre Reize zu schauen und zu genießen, um ihre Kräfte, Erscheinungen und Wirkungen zu erforschen, ja er steigt gleich einem Bergmann hinab in deren Tiefen, um die geheime Werkstatt zu beschauen und ihre Räthsel zu belauschen und zu lösen. Die Vorliebe zur Natur theilt er mit der schwäbischen Dichterschule, die er so gern hat, aber der Farbenreichthum und die Gluth dieses deutschen Gemüthes erinnert uns an den Südländer. Sein Hauptstudium, die Medicin, lenkte seinen Geist auf Beobachtung und Erforschung, er versenkte sich bei seinem Wissenstrieb so tief in ihre geheime Zauberwelt, daß sie für ihn die liebste Zufluchtsstätte ward. Er durchstreifte, belauschte und erforschte sie in Ungarn und Süddeutschland, an der Donau und am Rheine, auf den Alpen, auf dem Meer und in den Urwäldern Amerikas. Er versenkte sich in die Natur, und sie lebte in ihm wieder auf, sie versenkte ihn in seltsame Träume und erfüllte seine Seele mit wundervollen Bildern und räthselhaften Ahnungen. Seine Phantasie gibt den todten Formen Leben und entfaltet die unsichtbaren Kräfte und Wirkungen vor unseren Augen. Die Blume, wie der Vogel, die Haide, wie der Urwald, die Quelle, wie das Meer, der Frühling, wie der Herbst, Nacht und Sturm, der Felsen und der hohle Baum, wie der Todesschädel; die Natur, wie sie leibt und lebt, in ihrer Schönheit und Wunderkraft, in ihrem Segen und in ihren Schrecken, selbst ihre abgelebten und abgestorbenen Formen werden von seiner dichterischen Phantasie erfaßt und neubeseelt. Die Natur ist sein Lustgarten, er kennt jede Blume und jedes Plätzchen darin; sie ist aber auch seine Studirstube, in welcher er den schwierigsten Studien obliegt. Darum ist er auch ein Meister in der Naturmalerei, darum kann er sie auch so treu und wahr, so unmittelbar empfunden und ursprünglich, so naiv und unschuldig, so frisch und duftend, so zaubervoll und entzückend darstellen. Sie berührt sich im Kleinen, wie im Großen, im Zarten und Stillen, wie im Wilden, Schrecklichen und Schauerlichen. Er ist ein Meister, die Gestalten und Erscheinungen gleichsam zu verkörpern. Nur zuweilen leidet diese seine Naturmalerei an zu weiter Detailschilderung. Diese weite Ausspinnung erstreckt sich öfters aber auch auf die Empfindungen oder auf die Reflexionen, je nachdem Bild und Gedanke ihn vorzugsweise beschäftigen. Seine Stimmung endlich bewirkt, daß Bild und Gedanke da und dort etwas verwischt und unklar, ja verfehlt sind. Welche Perle sind seine Jahreszeiten! Er schildert das Aufathmen und die Mailust des Herzens, aber am liebsten das Zerstörende und Hinsterbende des Herbstes und das Frostige und Eiskalte des Winters. Er ist ganz Dichter des Herbstes, und seine Verse gleich den fallenden Blättern. Die Mondnacht beschreibt Keiner so ergreifend, wie er, und in der Schilderung des Meeres, wie sie in seiner Atlantica vorliegt, ist nur Heine sein großer Nebenbuhler. Dabei besitzt er die Kunst, das Gepräge der verschiedenen Gegenden und Individuen scharf markirt in ihren Eigenthümlichkeiten wiederzugeben. Er entfaltet vor unseren Augen die eigenthümlichen Zauber des Haidelandes, die Herrlichkeit des Vaterlandes, die Wäldernacht Polens, den Urwald Amerika's, die majestätische Größe des Niagara. Er griff zuerst in die Saiten, welche dann Freiligrath mit so großem Erfolg anschlug.

Seine Naturmalerei erhält aber noch größere Anziehungskraft und Bedeutung durch die tiefe Symbolik, mit welcher er die Kräfte und Mächte der Natur in ihren geheimnißvollen Wirkungen und Offenbarungen aufgefaßt hat. Was sein grübelnder Verstand belauscht und erforscht hat, das verleitet ihn nicht zu kalten Abstractionen und unfruchtbaren Declamationen, sondern das reißt ihn im Gegentheil zu geistigen Anschauungen hin, in welche sich seine träumerische Seele wiederum tief versenkt, wobei seine Phantasie eine wunderbare Ueppigkeit und Fruchtbarkeit bewährt. Die Naturmalerei allein genügt ihm nicht, sie ist für ihn nur die äußere Hülle eines tiefen poetischen Gedankens. Naturmalerei und Natursymbolik sind bei ihm gewöhnlich auf das Engste verschmolzen, wie in dem schönen Gedicht: Täuschung. Lenau gefällt sich vorzugsweise in den Nachtseiten der Natur, in ihren Schauern und Schrecken, in ihrer schönen Furchtbarkeit und erschütternden Schönheit. Den meisten seiner Gedichte ist das Charakteristische des Bildes ecce homo! eingeprägt.

Karl Haltaus.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 128.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 9. December 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Vierter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 127.)

Sechzehntes Kapitel.

Die Jahrestage des Begräbnisses.



Die ersten Tage nach der Beerdigung von Regina's Mutter waren von einigen alten Frauen im Dorfe abgeschmackte Gerüchte in Betreff vorgeblicher Erscheinungen, die in dem einsam liegenden kleinen Hause, das Regina's Mutter bewohnt hatte, stattgefunden hätten, in Umlauf gesetzt worden — aber sie verloren sich bald durch die Bemühungen des Claudius Gérard, dem diese abergläubische Leichtgläubigkeit und die Aufmerksamkeit, welche sie auf das kleine Haus hinzog, das übrigens zwei oder drei Monate nachher verkauft wurde, ganz besonders unlieb zu sein schien.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Von dem Tage an, an welchem ich Regina dem Leichenbegängniß ihrer Mutter hatte beiwohnen sehen, welcher zugleich der erste war, den ich bei Claudius Gérard zugebracht hatte, datiete so zu sagen der Anfang meiner Rückkehr zum Guten, und ich gefiel mir darin, diese beiden Epochen mit einer mehr angenehmen als bittern Traurigkeit gewissermaßen als eine einzige zu betrachten.

Uebrigens hatte ich das Versprechen, das ich mir selbst gethan, das Grab von Regina's Mutter mit frommer Ehrfurcht zu bewachen und zu schmücken, gewissenhaft gehalten. Es stand auf ihm blos ein bescheidener Grabstein, auf dem man nichts als den Namen Sophie las — ihren Taufnamen. Es war dies die letzte Demüthigung, mit der man sogar ihr Gedächtniß zu schmähen sich unterfing, daß man verordnet hatte, es solle auf ihrem Grabstein weder ihr Familienname, noch der Name ihres Gatten genannt werden.

Claudius Gérard, der von dem traurigen Ende dieser Unglücklichen tief gerührt war, hatte meinen Wunsch gebilligt, dieses Grab vor der nahen Zerstörung zu bewahren. Ich umgab es mit einem bäurischen Gitterwerk, das sich von zwei Seiten kreisförmig an die dicke Cypresse anschloß, hinter der ich mich bei Regina's Anblick verkrochen hatte; rund um den Grabstein legte ich einen grünen Rasenplatz an und bestreute den kleinen Gang, der diesen kleinen Rasenteppich einfaßte, mit schönem, gelbem Sand; endlich hatte ich für die Jahreszeit der Wald- und Feldblumen am Ende des Grasplatzes eine Rabatte von der Form eines Korbes freigelassen.

Mehre Male in der Woche brachte ich in diesem melancholischen Gärtchen einen Theil der Erholungsstunden zu, die Claudius Gérard mir bewilligte.

Der Winter zerstörte die letzten Blumen, die ich in dem Herbste gepflanzt hatte, welcher dem ersten Jahrestage des Begräbnisses voranging; aber gegen die Mitte des Februar fingen die Schneeglöckchen und Veilchen, mit denen unsere Wiesen bedeckt waren, zu blühen an, und am 27. Februar Morgens — dieser Tag beschloß das Jahr — hatte ich die Rabatte des bereits prächtig grünen Rasenplatzes in einen wahren Blumenkorb verwandelt — weiße und lilafarbene Feldblumen erglänzten hier in herrlicher Frische in ihrer melancholischen und sanften Halbfarbe.

Als meine Arbeit vollendet und der Sand im Gange hübsch eben geharkt war, ruhte ich einen Augenblick auf einer hölzernen Bank, die ich am Fuß der Cypresse angebracht hatte.

Indem ich jetzt meinen Erinnerungen freien Lauf ließ, dachte ich daran, wie ich an eben dieser Stelle ein Jahr vorher Regina seit ihrer Entführung im Walde von Chantilly zum ersten Mal wiedergesehen hatte.

Plötzlich bemerkte ich das Rollen eines Wagens und das Klirren der Postpferde, zuerst in der Ferne, dann aber näherte es sich mehr und mehr; eine geheime Ahnung ergriff mich, ich fühlte ein heftiges Herzklopfen.

Bald hielt der Wagen still, und einige Secunden darauf sah ich Regina herankommen; sie war, wie im vorigen Jahre, schwarz gekleidet.

Die alte Magd hielt sie an der Hand, der Mulatte mit dem finstern Gesicht folgte in der Entfernung von einigen Schritten.

Ich blieb einen Augenblick unbeweglich, zugleich erfreut, ja entzückt und doch heftig betroffen, aber da ich Regina herankommen sah, entfloh ich so schreckenvoll, als hätte ich mir eine strafbare Handlung zu Schulden kommen lassen; ich setzte mit Einem Sprunge über die Einzäunung des Gartens und rannte feldein, jedoch nicht ohne einen Schrei der Verwunderung und Freude zu hören, den ohne Zweifel der Anblick der Blumen, welche sie auf ihrer Mutter Grabe durchaus nicht anzutreffen erwartet hatte, Regina entlockte.

Ich lief eilig zu Claudius Gérard.

„Freund," rief ich beim Eintritt — er hatte gewünscht, daß ich ihn so nennen möchte — „Freund, wenn gefragt wird, wer das Grab der armen jungen Dame besorgt hat, so sage nicht, daß ich's gewesen bin."

Meine Aufregung, mein Schrecken, mein Wunsch, der wohlverdienten Erkenntlichkeit für meine uneigennützige Sorgfalt aus dem Wege zu gehen, setzten Claudius Gérard in lebhaftes Erstaunen; er errieth, daß ich ihm nicht Alles sagte. Seit einem Jahr war sein Einfluß auf mich sehr gestiegen, auch hatte ich, von Fragen bedrängt, nicht die Kraft gehabt, ihm mein Geheimniß, das heißt, meine kindliche Neigung zu Regina zu verheimlichen.

Indessen verbarg ich ihm die Entwendung des Taschenbuchs und des kleinen Kreuzes; das Schamgefühl verhinderte mich beständig, ihm dieses Geständniß zu thun.

Ich erwartete, daß mein Herr sich über mich erzürnen würde, aber dies trat nicht ein, er sagte blos zu mir:

„Nach ein paar Jahren, liebes Kind, will ich über das Bekenntniß, das Du mir da ablegst, weiter mit Dir reden; bis dahin fahr fort, dieses Grab mit Ehrfurcht zu beaufsichtigen; wenn Nachfragen geschehen sollten, werde ich sagen, ich hätte diese Pflicht erfüllt, oder vielmehr, Du hättest es auf meine Anordnung gethan."

Wirklich wollte Regina wissen, wer dem Grabe ihrer Mutter soviel Sorgfalt geschenkt habe; ehe sie das Dorf verließ, wurde der Mulatte als vertrauter Bedienter auf den Pfarrhof geschickt, um sich davon zu unterrichten. Der Pfarrer war nicht zu Hause, aber statt seiner fand der Mulatte Madame Honorine, welche mit bewundernswürdiger merkantilischer Geistesgegenwart antwortete:

„Nur auf Befehl des Herrn Pfarrers hat unser Todtengräber das Grab so sorgfältig unterhalten. Dieser Mann ist dafür bezahlt worden, Sie brauchen ihm also nichts zu geben, Fräulein. Aber Ihre Gabe kommt von Rechtswegen der Kirchenkasse zu, und wenn Sie es wünschen, so wird auf dieselbe Weise fortgefahren werden."

Der Mulatte entrichtete also seine Gabe an die Kirchenkasse, schloß denselben Handel für die folgenden Jahre und reiste denselben Abend mit Regina ab, die von jetzt an und für alle Folgezeit glaubte, daß die Sorge, welche auf das Grab verwendet wurde, aus Eigennutz hervorginge und nur auf Bezahlung erfolgte.

Von diesem Tage an war jeder Jahrestag des Todes von Regina's Mutter für mich die Quelle un-

beschreiblicher Gemüthsbewegungen. Das Jahr verging rasch unter der Ungeduld und der mit Hoffnung und Furcht vermischten Aengstlichkeit, mit der ich den einzigen Tag im Jahre erwartete, der Regina in's Dorf zurückführte.

Von dem dritten Jahrestage an hatte ich, weil ich durch eine Hecke, hinter der ich mich versteckte, bemerkt hatte, daß Regina bis zum Dunkelwerden an dem Grabe ihrer Mutter verweilte, und zwar bei jedem Wetter, mittels einer Strohmatte, die durch Stangen emporgehalten wurde, über der Bank, die sich an die Cypresse lehnte, eine Art Dach angebracht; ich freute mich um so mehr, diese Vorrichtung getroffen zu haben, da es an diesem Tage beinahe ohne Unterbrechung schneite.

— — — — — — — — — —

Auf diese Weise sah ich Regina von Jahr zu Jahr größer werden und zur Jungfrau heranwachsen. Da diese Begegnungen jedes Jahr nur Ein Mal stattfanden, und also den allmäligen Uebergang verdeckten, so fiel durch sie die Entwickelung ihrer körperlichen Reize und ihrer Schönheit — welche letztere wahrhaft blendend war — immer mehr in's Licht.

Als Regina ungefähr sechzehn Jahr alt war, so waren die Vollkommenheit ihres schlanken Wuchses, die Regelmäßigkeit ihrer Züge, die leichte und stolze Anmuth ihres Ganges und ihrer geringsten Bewegungen unvergleichlich. Ihre drei Maale, die, wie ihr Haar, schwarz wie Ebenholz waren, hoben die durchsichtige Frische ihrer Gesichtsfarbe und den Purpur ihrer Lippen noch mehr hervor.

Bei diesen wiederholten Besuchen drückten ihre Gesichtszüge nicht mehr einen bittern Schmerz, sondern eine tiefe und entsagende Schwermuth, ein ernstes Insichgekehrtsein aus. Sie stand bisweilen eine ganze Stunde unbeweglich, die Stirn in die Hand gestützt, als suchte sie angelegentlich den Schlüssel zu irgend einem Geheimniß; bisweilen schien sie in peinlicher Ungeduld aufzufahren. Eines Tages sah ich aus dem Versteck, wohin ich mich wie gewöhnlich verkrochen hatte, wie in Folge einer solchen lange fortgesetzten Betrachtung ein schmerzlicher Unwille ihre Züge bewegte; Thränen rannen über ihre Wangen, und sie rief aus:

„O Mutter, Mutter, ich will Dein Andenken rächen!“

— — — — — — — — — —

Ich war als Kind zu Claudius Gérard gekommen, ich ward zum Manne, und, Dank seiner Sorgfalt, seiner beinahe väterlichen Aufmerksamkeit, ich erwarb in wenig Jahren eine gewisse Erziehung; übrigens, je mehr ich daran denke, um so mehr muß ich mich wundern über die Willenskraft, mit der Claudius Gérard ausgestattet war. Trotz der Schwierigkeiten und Hindernisse aller Art, von der fast tödtlich ungesunden Beschaffenheit seines Schullocals, von dem Mangel der nöthigen Elementarbücher an, welche die gar zu armen Aeltern ihren Kindern nicht geben konnten, und die er ihnen auch nicht zu verschaffen vermochte, — er ergänzte diesen Mangel zum Theil durch Manuscripte, in denen er den Druck nachahmte, und die ihn einen Theil seiner Nächte kosteten — bis zu der unglücklichen und strafbaren Unbekümmertheit, ja dem bösen Willen des Gemeindevorstands, erlangte Claudius Gérard doch im Allgemeinen unglaubliche Ergebnisse.

Weit davon entfernt, mit dem Unterrichte seiner Zöglinge beim Lesen und Schreiben stehen zu bleiben, gab er ihnen soviel wie möglich eine für ihre Lage nützliche und anwendbare Erziehung.

Auf diese Weise berührte sein klarer, einfacher, durch Mannichfaltigkeit anziehender Unterricht alle Grundfragen des Ackerbaus, wie sie sich in seiner Gegend gestalteten, und bewahrte auf diese Weise eine ganze Generation vor Vorurtheilen und todtem Gewohnheitskram.

Außerdem führte Claudius Gérard zweimal in der Woche seine Schüler zu der kleinen Anzahl von Handwerkern, die in der Gemeinde lebten; hier lernte ein Jeder nach seinem Geschmack wenigstens die ersten Anfangsgründe derselben, die für den auf einsamen Pachtgütern, weit vom nächsten Dorfe entfernt wohnenden Landmann unerläßlich sind. Auf diese Weise lernten die Zöglinge Claudius Gérard's, indem sie selber Zimmerleute, Schmiede und Maurer wurden, im Nothfalle ein Balkenwerk, das sich gesenkt, zu stützen, einen Pflug zu beschlagen, oder eine geborstene Mauer auszubessern; und um die Handwerker dazu zu vermögen, seinen Zöglingen, die ihnen übrigens auf diese Weise zweimal in der Woche als Lehrlinge dienten und ihnen bei ihren Arbeiten halfen, diese praktische Unterweisung angedeihen zu lassen, theilte Claudius Gérard den Handwerkern selbst gewisse Begriffe aus der Elementargeometrie und Mechanik mit, welche auf ihr Gewerbe Anwendung fanden und dem Zimmermann für den Schnitt und die Zusammenfügung des Holzes, dem Maurer für das Zuhauen der Steine und den Aufbau der Gebäude, dem Schmied und Schlosser für die Berechnung der Springfedern, der Gewichte und der hebelartig wirkenden Theile unentbehrlich sind.

Sonntags wurden Kräuter gesucht; man lernte auf diese Weise eine Menge wildwachsender Pflanzen und ihre heilsamen Eigenschaften kennen und anwenden. Donnerstags gab Claudius Gérard Gesangunterricht nach einer bewundernswürdig einfachen und klaren Methode, der zufolge die so greulig schwer zu lernenden musikalischen Schriftzeichen durch gewöhnliche Zahlen 1 2 3 4 u. s. w.*) ersetzt wurden, welche jedes Kind kennt und lesen kann. Claudius Gérard schrieb selbst die einfachen und bequemen Compositionen; seine Schüler schrieben sie später ab, und so besaß jeder in Einem Bändchen eine kleine musikalische Bibliothek. Der Einfluß der Musik auf den Charakter ist eine so ausgemachte Thatsache, daß ich darüber weiter keine Worte verlieren will; die Wirkung dieser Kinder- und Männerstimmen war ausgezeichnet; an schönen Sommerabenden versammelten sich die Sänger auch häufig unter einer Gruppe großer Bäume, die vor dem Dorfe standen.

Claudius Gérard ergänzte die Erziehung seiner Zöglinge durch eine kurzgefaßte und lichtvolle Erklärung der bedeutendsten Naturerscheinungen und gewisse Anfangsgründe der Heilkunst, die für die Gesundheitspflege der ärmeren Classen so wichtig sind.

Einige Grundbegriffe über die Gesetze des Landes — deren Kenntniß bei Jedermann vorausgesetzt wird, die aber den Meisten vollkommen unbekannt sind — soweit sie nämlich die vornehmsten Rechte und Pflichten der Staatsbürger betreffen, sowie eine kurze Darstellung der wichtigsten und ruhmvollsten Begebenheiten in der Geschichte, unseres Vaterlandes setzen bei den Erwachsenern der Erziehung die Krone auf.

Mit diesem letztern Unterrichte, der zwar nur flüchtig und unvollständig sein konnte, aber von Vaterlandsliebe glühte, leitete Claudius Gérard seine Schüler dazu an, Frankreich zu lieben.

„Kinder,“ pflegte er zu sagen, „Ihr habt zwei Mütter: denen Ihr Liebe, Zärtlichkeit und Achtung schuldig seid: denen Ihr Blut und Leben verdankt: Eure leibliche Mutter und Frankreich. Für Beide sind die Bande, die Euch mit ihnen verknüpfen, die Pflichten, die Ihr gegen sie zu beobachten habt, dieselben — der einen Schande machen, heißt auch der andern Schande machen, — der einen zur Ehre gereichen, heißt auch der andern zur Ehre gereichen. Frankreich müßt Ihr über Alles lieben, ihm anzugehören, ihm zu dienen, es zu vertheidigen — zu rächen — die gute, alte Mutter! — muß Euer Stolz sein.“

Ueber diesen warmen und kindlichen Glauben an ein Gedankending, Frankreich genannt, einen heiligen Enthusiasmus, welcher die unsterblichen Zeiten des republikanischen Frankreichs hervorgerufen hat, dürfte mancher starke Geist der Jetztzeit mitleidig lächeln. Aber die geraden Gemüther voll Kraft und Liebe, die sich durch Claudius Gérard's Unterricht gebildet hatten, hatten noch Unbefangenheit genug, von Vaterlandsliebe zu erglühen; sie wußten es nicht, daß der patriotische Aufschwung von 1793 an's Lächerliche und an Wahnsinn grenze, eine Verunglimpfung, welche erfunden ist, um dem albernen und ungebildeten Vaterlandseifer, wie eben diese Geister, die nur stark sind in der Feigheit, wie Claudius Gérard sagte, sich ausdrücken, einen Makel anzuhängen.

In der That setzten die Zöglinge unseres Lehrers später, als sie Männer geworden waren, ihren Stolz darein, dem Vaterlande zu dienen. Wenn die Stunde zur Einreihung unter die Vertheidiger desselben schlug, bezahlten sie ihren Tribut an Blut freiwillig und voll Selbstgefühl, statt in die Wälder zu entfliehen und dort ein herumstreifendes und aufrührerisches Leben zu führen; auch gestanden die Leute, welche dem Lehrer am feindlichsten gesinnt waren, ein, daß seit den zehn Jahren, da er einen Einfluß auf die Erziehung der Jugend gewonnen, die Anzahl der widerspenstigen Dienstpflichtigen, die früher so groß gewesen, mehr und mehr abgenommen habe.

Noch ein auffallendes Beispiel von dem Einfluß der ohne Zweifel unvollständigen, aber so zu sagen ehrenwerthen Erziehung, welche Claudius Gérard diesen Kindern mittels wahrer Wunder von Einsicht, Ausdauer und Willenskraft zu ertheilen durchgesetzt hatte.

Man hört folgende bemerkenswerthe Thatsache.

Die Julirevolution brach aus; in vielen Provinzen — die unsrige gehörte dazu, — fanden zwar einige Versuche, Aufstände hervorzurufen, statt, sie wurden aber bald unterdrückt, manche Erinnerungen an die Revolution wurden durch kühne Anführer ausgebeutet; die unglücklichen Bauern, die in Elend und Unwissenheit versunken waren, weil sie gedrückt und mishandelt wurden, ließen sich zu dem Gedanken an Gewaltthaten hinreißen; ein Theil der Bevölkerung der beiden Gemeinden, die an die unsrige stießen, war mit dem Rufe — Krieg den Schlössern! — aufgestanden und wollte bei uns junge Leute anwerben, um auf ein prächtiges Schloß loszugehen, das eine Strecke von unserm Dorfe entfernt lag und das Eigenthum eines Grundbesitzers war, der ein beträchtliches Vermögen besaß.

Ich werde diesen Tag niemals vergessen, dessen unvorhergesehenes Begebniß in einem Augenblick auf meine Zukunft einen so großen Einfluß gewann.

Der Trupp Bauern, die mit Flinten, Sensen, Heugabeln bewaffnet waren, und denen ein Trommelschläger und, seltsam genug, der Serpentist aus einem der Dörfer vorangeschritten, sah schrecklich und unheilverkündend aus. Er machte auf unserm Dorfplatze Halt; es ward Generalmarsch geschlagen, die Anführer riefen alle „Wohlgesinnten“ unter die Waffen, um das Schloß St. Etienne dem Boden gleich zu machen.

Claudius Gérard hatte die Sache sogleich erfahren, er trat aus seiner Wohnung und sprach lange mit den Anführern des Trupps, während der Maire und der Pfarrer den Kopf verloren hatten und in panischem Schrecken entflohen waren. Nach dieser Unterredung versprach der Lehrer, innerhalb einer Stunde zwanzig entschlossene Bursche auszuheben und an ihrer Spitze gegen das Schloß zu ziehen.

Wirklich schlossen sich nach einer halben Stunde fünfundzwanzig junge Leute aus unserem Kirchspiel, so gut wie möglich bewaffnet, unter dem Befehl des Claudius Gérard dem ersten Trupp an; Claudius Gérard erbat es sich als eine Gunst, den Vortrab bilden zu dürfen.

Während des Zuges von dem Dorfe zum Schlosse stürzten diejenigen, welchen wir uns angeschlossen hatten, nachdem sie sich mit Geschrei und Singen wechselseitig aufgeregt, über ein einsam liegendes Haus her, schlugen dort 2—3 Fässer Wein ein, und zu so viel andern bösen Regungen kam auch noch die Trunkenheit.

Unser Trupp, der weit davon entfernt war, an diesen Ausschweifungen Theil zu nehmen, benutzte diese Unordnung und diesen Aufenthalt, um rasch auf das Schloß zu zu ziehen, ohne daß sich von dem weitern Zuge irgend Jemand darum bekümmerte; am Ende erfüllten wir ja auch nur unsere Pflicht als Vortrab.

Wir kamen am Schloß St. Etienne an. Claudius Gérard zeigte mir den Besitzer dieses prachtvollen Landsitzes aus der Ferne. Er ging, ohne sich der Gefahr, die seiner wartete, zu versehen, mit seiner Frau, seinen Kindern und einigen Damen in einem Vorhofe spazieren. Um das Schloß zu erreichen, mußten wir über eine Brücke, die über einen Canal geworfen war, der den Park einfaßte. Claudius Gérard befahl uns, diese Brücke zu bewachen und, was auch vorgehen möge, unsern Verbündeten, vor denen wir 5—600 Schritte Vorsprung hatten, den Hinüberzug zu wehren.

Jetzt ging Claudius Gérard gerade auf den Besitzer des Schlosses zu, welcher sich über diese bewaffneten Zusammenrottirungen zu beunruhigen anfing, und sagte zu ihm:

„Fürchten Sie nichts, lieber Herr, ungefähr funfzig Menschen, die durch ihr Elend oder durch Verführung auf Irrwege gerathen sind, haben den Anschlag ge-

*) Wir werden Gelegenheit finden auf diesen bewundernswürdigen Gedanken Galin's zurückzukommen, der einem vortrefflichen Einfalle Rousseau's eine so ausgezeichnete Ausführung hat angedeihen lassen und aus der Vocalmusik eine einfache und Jedermann zugängliche Wissenschaft gemacht hat — eine Wissenschaft, welche Herr L. D. Emile Chevé und Herr Aimé Pâris, zwei der eifrigsten Schüler Galin's, eben so glänzend und glücklich, wie uneigennützig populär gemacht haben, welche täglich mittels derselben fast unglaubliche Ergebnisse erzielen.

faßt, Ihre Wohnung anzugreifen; sie sind in unser Dorf gekommen, um uns um Verstärkung anzugehen. Nachdem ich eine Viertelstunde mit ihnen gesprochen, begriff ich, daß es mir unmöglich fallen würde, sie von ihrem Vorhaben abzubringen; ich habe mich also entschlossen, mit ihnen zu ziehen, um Sie im Nothfalle zu schützen. Ich habe die wackern Bursche zusammengebracht, die Sie da unten an der Brücke sehen, lieber Herr; ich verzweifle noch nicht ganz daran, diese unglücklichen Verirrten wieder zur Ruhe zu bringen, mit denen wir uns verbunden haben, um Sie vor dem Untergange zu bewahren. Wenn es mir nicht gelingt, so sind die jungen Leute, die ich mitgebracht habe, mit mir entschlossen, Sie zu vertheidigen. Sie sind uns dafür keinen Dank schuldig, sagte Claudius Gérard zu dem verdutzten Grundbesitzer, ich kenne Sie nicht; aber wenn wir uns selbst mit Gefahr unseres Lebens einer Gewaltthat entgegenstellen, die gänzlich unrechtmäßig ist, und für die nicht einmal der Vorwand einer gerechten Sache vorgebracht werden kann, so ist's, um die Sache und die Ehre des Volkes zu vertheidigen, dem wir, die jungen Leute und ich, angehören. Beruhigen Sie sich also, lieber Herr. Alles, was Männer von Herz menschlicher Weise leisten können, wollen wir versuchen, um die Achtung vor Ihrer Person und Ihrem Eigenthum aufrecht zu erhalten."

Hierauf kehrte Claudius Gérard in unsere Reihen zurück, empfahl uns auf's Neue die Bewachung der Brücke, verbot Allen, ihm zu folgen, damit ein Zusammentreffen vermieden würde, und schritt allein auf die halbtrunkene Bande zu, die nur noch wenige Schritte von uns war. Es war Kaltblütigkeit, Entschlossenheit und die unglaubliche persönliche Würde nöthig, die Claudius Gérard von Natur besaß, um den Muth unserer Verbündeten zu dämpfen, als er sich anschickte, ihnen das Ungesetzliche und Unwürdige der Handlung begreiflich zu machen, die sie zu vollführen im Begriff waren. Einer dieser Elenden versetzte dem Claudius Gérard in seiner Erbitterung einen Schlag mit einem Dreschflegel, aber dieser hatte, obgleich verwundet, Muth und Kraft genug, seinen Gegner zu Boden zu werfen und kampfunfähig zu machen; worauf er fortfuhr, sich an die edleren Gefühle seiner Gegner zu wenden. Die Meisten waren gegen seine Ermahnungen taub und zogen tumultuarisch auf die Brücke zu, aber eine ziemlich beträchtliche Minderzahl gab dem Einflusse des Claudius Gérard Raum und trat auf seine Seite.

Was soll ich mehr sagen? — Nach einem glücklicherweise nur kurzen und nicht sehr blutigen Kampfe lösten unsere Angreifer sich aus Furcht vor einem zweiten Anfall auf. Wir brachten die Nacht unter den Bäumen des Parks zu und kehrten am folgenden Tage bei Tagesanbruch, überzeugt, daß dem Schlosse keine Gefahr mehr drohte, in's Dorf zurück.

— — — — — — —

Auf dem Rückzuge sagte Claudius Gérard folgende Worte zu mir, die ich nie vergessen werde:

„Weißt Du, mein Sohn, wer die Lehrer in diesen beiden Gemeinden sind, aus denen die jungen Leute eine solche Gewaltthat beabsichtigten? Weißt Du, in was für Hände die Verwaltungsbehörden die heilige Aufgabe, die Kinder in diesen beiden Dörfern zu erziehen und ehrliche Leute aus ihnen zu bilden, haben fallen lassen? Der Eine von diesen Lehrern ist ein Schenkwirth, der, wenn er nicht betrunken ist, Wucher treibt; der Andere ist ein freigelassener Galeerensklave*). Ach, wie der Lehrer, so die Schüler!"

„Wie ist es möglich!" — rief ich aus: — es giebt keine Ausdrücke, um die so strafbare Geringschätzung des Heiligsten, was es auf der Welt giebt, der Erziehung der Jugend, hinreichend zu brandmarken.

Claudius Gérard lächelte bitter und sagte:

„Ich spreche niemals eine ungerechte Beschuldigung aus, mein Sohn. Was ich Dir sage, ist wahr. Freilich haben Diejenigen, welche das Heft in Händen halten, nicht absichtlich einen versoffenen Wucherer oder einen entlassenen Galeerensträfling zum Werkzeuge der Volkserziehung gewählt, aber die Regierenden wissen mit ihrem teuflischen Machiavellismus die Lage eines Lehrers so ungewiß, so ärmlich, so erniedrigend, so unerträglich zu machen, daß nur Leute, die, wie ich, sich aus Ueberzeugung dieser schweren Aufgabe widmen, oder unwissende, kranke, ungebildete Menschen, oder Elende, die von der Gerechtigkeit gebrandmarkt sind, sich in sie hineinbegeben können."

„Aber zu welchem Ende erniedrigt man auf solche Weise einen Stand, der so hochgeehrt sein sollte?"

„Zu welchem Ende, liebes Kind?" versetzte Claudius Gérard mit seinem sanften, traurigen Lächeln, — „weil diese Machthabenden ihren Vortheil dabei zu finden glauben, über Wesen zu gebieten, die durch Unwissenheit, Elend, oder Aberglauben verdummt sind, weil diese Machthabenden eine aufgeklärte Bevölkerung, welcher die Erziehung das Bewußtsein ihrer Rechte und ihrer Kraft gegeben hat, zu fürchten haben. Daher wird auch alles Mögliche gethan, damit die Fratres sich in unsere Schulen eindrängen und an ihre Stelle treten können. Die Fratres bilden die Jugend zu einem Aufgeben aller menschlichen Würde und einem erniedrigenden Knechtssinn aus. Du hast ihre Bücher gelesen: unter andern die des Pater Gobinet, und Du kannst Dir vorstellen, was für Zeiten von diesen Mönchen in Frankreich herbeigeführt werden können, deren Regel Niemand kennt, und deren Herrscher zu Rom ist."

„Aber das ist ja eine schreckliche Berechnung!" rief ich, „und noch wahnsinniger als schrecklich. Wir haben gestern gesehen, bis zu welchen Ausschweifungen solche Unglückliche, die eine verkehrte Erziehung erhalten, sich verirren können."

„Armes Kind, die Gewaltthat fürchtet der Machthaber nicht, die wird im Blut erstickt, — den Gedanken fürchtet er, welchen das Eisen und Blei nicht erreichen kann. Und leider muß man es sagen, der Machthabende hat oft bei seinen auf Verdummung gerichteten Bestrebungen die Aeltern der Kinder zu nothgedrungenen Bundesgenossen. Und doch, wenn ein Vater vor der menschlichen Gesellschaft bürgerlich verantwortlich ist für die Fehltritte, die sein Sohn bis zu einem gewissen Alter begehen kann, warum ist er nicht auch moralisch und bürgerlich verantwortlich für die Unwissenheit seines Sohnes — die Unwissenheit, die Quelle alles Bösen, alles Elends?"

„Das wäre freilich nicht mehr als recht und billig," sagte ich zu Claudius Gérard.

„Ach, liebes Kind, es sind viele Dinge nicht mehr als recht und billig, und wer kümmert sich drum, ihnen Geltung zu verschaffen? In gewissen Ländern muß allerdings der Vater, der seine Kinder nicht in die Schule schickt, eine Geldstrafe erlegen. Diese Maßregel hat ihr Gutes; denn oft muß man das Gute mit Strenge anbefehlen. Und doch — würde eine solche Maßregel hier anwendbar sein? Blicke um uns: — die Bevölkerung ist so arm, daß diese Leute die Hülfeleistung ihrer Kinder, sei es, daß sie den ganzen Tag die Heerden hüten, sei es, daß sie, trotz ihrer geringen Kräfte, an den Feldarbeiten Theil nehmen müssen, nicht entbehren können. Was soll nun also geschehen? Sie sind genöthigt, ihre Kinder durch harte Arbeit das Bischen Brod, das sie ihnen geben, verdienen zu lassen, und können sie daher nicht in die Schule schicken: wer darf sie deshalb tadeln oder strafen? O Armuth — Armuth —!" setzte Claudius mit schmerzlicher Niedergeschlagenheit hinzu — „Elend! wirst du denn ewig die Quelle alles Uebels auf der Erde bleiben, wird denn niemals der Tag einer gerechten Vertheilung der Glücksgüter, und des Glückes Aller — kommen?"

— — — — — — —

Siebzehntes Kapitel.

Das Lebewohl.

Ich hatte, wie früher erwähnt ist, bei der Beraubung des Grabes von Regina's Mutter durch den Muldensterz ein Taschenbuch unterschlagen, welches eine große Anzahl von Briefen, so wie ein kleines

*) Wir wiederholen es, wir übertreiben nichts. Folgende Anführungen aus der officiellen Schrift des Herrn Lorrain, die die letzten der Art sein mögen, werden den Beweis liefern, in was für Hände die berechnete Unbekümmertheit der Machthabenden die Volkserziehung häufig hat fallen lassen.

„Aude, Bezirk Carcassonne. Ein gewisser D.... gibt Unterricht ohne Ermächtigung; er führt einen anstößigen Lebenswandel; man behauptet, er komme aus dem Bagno. — Aleore, Bezirk Chateau-Chinon. Ich habe in diesem Bezirk nur einen freigelassenen Galeerensklaven gefunden, der ohne Ermächtigung Unterricht gab. — Gers, Bezirk Lectoure. Keine andere Schule, als die des R., eines übelberüchtigten Menschen, der wegen Wuchers verurtheilt worden und ein Wenig trinkt. — Gers, Bezirk Mirande. Der Lehrer steht in schlechtem Rufe; man wirft ihm vor, daß er Wucher treibe. — Puy de Dôme, Bezirk Thiers. Es ist dringend nothwendig, die Lehrerstelle anderweitig zu besetzen; der Mann, welcher sie gegenwärtig bekleidet, hat häufig epileptische Anfälle. — Basses Pyrenées. Der Lehrer ist epileptisch. — Hérault, Bezirk Saint-Pons. Während der schönen Jahreszeit, wo ihre Schule leer ist, vermiethen sich mehre Schulmeister als Knecht oder Schäfer. — Aude, der Lehrer ist Gewürzkrämer. Es sind keine anderen Lehrer da, als die Herren M. und D., die vor und nach den Unterrichtsstunden das Barbiergeschäft betreiben. — Eure, Bezirk von Bernon. Ich habe unter diesen schlechten Lehrern einen Schneider, einen Barbier und einen Wagenfabrikanten angetroffen. — Aude, Bezirk Limoux. Der Lehrer, der sehr alt und gebrechlich ist, ist mit erblicher Taubheit belastet. — Eure und Loir. D...., Schulmeister, früher Stallknecht, genießt bei den Aeltern kein Zutrauen. — Meurthe. Der Lehrer in Tramont-Lassier ist taub. — Saone und Loire. Es ist schmerzlich, es aussprechen zu müssen, daß der Schulmeister an der fallenden Sucht leidet. — Basses Pyrenées. — Ich habe bemerkt, daß unter diesen schlechten Lehrern wenigstens ein Drittheil verkrüppelt ist, hinkt, einarmig ist, oder ein hölzernes Bein hat; auf diese körperliche Untüchtigkeit läuft es mit dem inneren Beruf hinaus, den sie zu ihrem Geschäfte haben."

Wir halten hier in diesen traurigen Anführungen inne, die sich noch in's Unendliche vermehren ließen, was uns aber zu weit führen würde. Es sei uns vergönnt, was wir behauptet haben, durch folgende herrliche Worte des Herrn Michelet zu bekräftigen:

Sie enthalten eine große Lehre für Den, welcher zu vergleichen, zu warten und zu hoffen weiß.

„Trotz seiner furchtbaren Geldnoth wollte der Convent 54 Millionen auf den Elementarunterricht verwenden. Seltsame Zeit, wo die Menschen sich Materialisten nannten, und die in Wahrheit die der Apotheose des Gedankens, die Herrschaft des Geistes war. — Ich kann es nicht verhehlen, von allem Elend dieser Zeiten ist keins, das schwerer auf mir lastet: der verdienteste, der ärmste, der vergessenste Mann in Frankreich ist der Schulmeister. Der Staat gibt ihn den Feinden des Staates preis. Ihr werdet sagen, die Fratres unterrichten besser. Ich läugne es. Aber wenn auch. Der Schulmann ist Franzose — der Frater ist Römling, fremder Feind, man lese nur ihre Bücher, beachte ihre Gewohnheiten und Berichte. Schmeichler der Universität, und Jesuiten im Herzen!" (Le Peuple par Michelet 141).

Kreuz von bronzirtem Eisen und eine bleierne Medaille enthielt.

Um diese schändliche Handlung in meinen Augen zu beschönigen, hatte ich mit mir selbst einen seltsamen Vertrag geschlossen; ich hatte mir nämlich ein Gelübde gethan, diese Briefe nicht eher zu lesen, als an dem Tage, wo Claudius Gérard wieder die Rede auf meine Eröffnung in Betreff Regina's bringen würde.

Kurze Zeit nach einem der letzten Jahrestage des Begräbnisses, an welchem ich nach meiner Gewohnheit Regina ungesehen beobachtet hatte, sagte Claudius Gérard zu mir:

„Mein Sohn, Du mußt jetzt sechszehn oder siebzehn Jahre alt sein. Vor einigen Jahren hast Du mir eine vorzeitige Neigung zu Fräulein Regina bekannt. Diese Leidenschaft war freilich erklärlich durch die traurigen Beispiele, die Du in früher Jugend vor Augen gehabt hattest, aber sie war Deinem Alter so gänzlich unangemessen, daß ich darüber weder mit Dir reden, noch auch Dich nur deshalb habe tadeln mögen. Diese Kinderei konnte ja nach und nach aus Deinem Herzen verschwinden, warum sollte ich Dich also daran erinnern? War es dagegen von der Vorsehung bestimmt, daß diese Neigung fortdauern sollte, so konnte ich Dich deshalb nicht tadeln: ich habe Dich aufmerksam beobachtet und mich überzeugt, daß diese Liebe einen vortrefflichen Einfluß auf Dich ausgeübt hat und ihn, wie ich glaube, noch lange ausüben wird. Eine solche Liebe ist, mag sie auch hoffnungslos sein, und vielleicht gerade darum, weil sie hoffnungslos ist, für ein Herz wie das Deinige der beste Schutz gegen die Versuchungen Deines Alters. Aber das darfst Du Dir nicht verhehlen, mein Sohn, daß von Hoffnung durchaus nicht die Rede sein kann; überlaß Dich keiner schwachen Selbsttäuschung — Regina ist eine blendende Schönheit, ihre fromme Achtung vor dem Andenken ihrer Mutter verräth eine zartfühlende und edle Seele, ihr Charakter muß ungewöhnlich fest, ihr Wille außerordentlich stark sein; denn sie hat von ihrem Vater die Erlaubniß, jedes Jahr eine Reise von 200 Meilen zu machen, um einen Tag lang auf dem Grabe ihrer Mutter beten zu können, gewiß nicht ohne die größten Schwierigkeiten erlangt. Ferner weiß ich, daß Regina's Vater, ohne ein auffallend großes Vermögen zu besitzen, doch reich zu nennen ist, auch gehört er zu dem ältesten Adel. Seine Tochter scheint auf ihre Geburt stolz zu sein; denn vor zwei Jahren ist auf ihre Anordnung eine emaillirte Platte mit dem Wappen ihrer Familie hier angekommen und auf dem bescheidenen und schmucklosen Leichenstein, unter dem die sterblichen Ueberreste ihrer Mutter ruhen, angebracht worden. Ich tadle bei dem jungen Mädchen diesen Geburtsstolz nicht; sie hat durch dieses Verfahren jedenfalls gegen die Schande, welche man auf das Andenken ihrer Mutter häufen zu wollen schien, Einsprache einlegen wollen —"

Bei den letzten Worten stockte Claudius Gérard — er schien gerührt und schwieg eine Weile.

Verwundert sah ich ihn an; er schien über Etwas nachzudenken. Offenbar schwebte ihm irgend ein Geheimniß auf den Lippen, aber irgend eine Rücksicht hielt ihn ab, es mir zu offenbaren, und er sprach ernst und herzlich zu mir:

„Was auch geschehen mag, lieber Sohn, und was Dir auch eines Tages der Zufall enthüllen könnte, vergiß niemals, daß es Etwas gibt, was über alle zärtliche Zuneigung geht, — die Achtung, die man dem gegebenen Worte schuldig ist."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte ich zu ihm immer mehr erstaunend.

„Alles, um was ich Dich bitte," versetzte er, „ist, was ich Dir so eben in Betreff der Mutter Regina's gesagt habe, nicht zu vergessen. Es kann der Fall eintreten, daß die Zukunft Dir den Sinn dieser Worte, die Dir jetzt unverständlich sind, erklärt. — Also — um auf Regina zurückzukommen, liebes Kind — dieses Mädchen ist bewundernswürdig schön und reich, sie ist stolz auf ihre hohe Geburt, und ihr Charakter ist eben so entschlossen, wie ihr Herz edel ist. Und diese natürlichen Eigenschaften, diese Güter der Geburt und des Glücks sind eben so viele unübersteigliche Scheidemauern, die sich zwischen Dir und Regina aufbauen. Liebe sie also fort, wie Du sie bisher geliebt hast, unsichtbar und ihr unbekannt — denke immer an den unermeßlichen Abstand, der Dich von diesem jungen Mädchen trennt, laß sie den Leitstern sein, Dir Dein Leben auf dem Wege des Guten zu erhalten. Kommt Dir irgend eine böse Versuchung, so beschwöre innerlich die schöne, stolze Gestalt Regina's herauf, und Du wirst über diese übeln Gedanken erröthen. Man betet Gott an und verehrt ihn, man fühlt sich von ihm im Guten bestärkt, man fürchtet ihn beim Bösen, und doch verbirgt er sich unsern Blicken, doch macht er sich nicht mit uns gemein — laß auf dieselbe Weise Regina auf Dich einwirken."

— — — — — — — — — — — — — — — —

An dem Abend des Tages, da ich diese Unterredung mit Claudius Gérard gehabt hatte, benutzte ich eine einsame Stunde, grub den irdenen Topf, den ich oft nachgesehen hatte, ob er noch unbeschädigt dastehe, aus, und nahm mit heftigem Herzklopfen und heißer Stirn, als ob ich mir eine Veruntreuung eines anvertrauten Gutes zu Schulden kommen ließe, das Taschenbuch zur Hand.

Aber wie groß war mein Erstaunen und meine Enttäuschung, als ich aus dem Taschenbuche die Briefe hervorzog.

Die Briefe hatten zur Adresse nur Anfangsbuchstaben, und die ganze Correspondenz war in einer für mich unentzifferbaren Schriftart geführt — ich erfuhr später, daß die Briefe deutsch geschrieben waren; das ist die Veranlassung meiner Kenntniß des Deutschen. — Nichts destoweniger faltete ich sie einen nach dem Andern sorgfältig auseinander, indem ich hoffte, doch Einen französisch geschriebenen unter ihnen zu finden. Eitle Hoffnung — auch nicht Einer war für mich lesbar!

Indessen fand ich unter diesen Papieren wenigstens einen interessanten Gegenstand; es war eine kleine Krone — eine Königskrone, wie ich später erfahren — von eigenthümlicher Gestalt, die aus einem sehr feinen Goldblatt ausgeschnitten war. Diese Krone, die mit zwei blau und gelben, seidenen Fäden an ein ziemlich dickes Stück Pergament befestigt war, war von wunderlichen symbolischen Linien umgeben, die sich vielfältig zu S. und W's verschlangen.



Unter der Krone stand auf französisch folgendes Datum:

Den 28. December 1815.
Straße des Faubourg du Roule Nr. 107.
Eilf ein halb Uhr Morgens.

Sodann unter diesem Datum auf Deutsch fünf Zeilen von ungleicher Länge und verschiedener Handschrift. Die erste, dritte und fünfte waren von einer festen Hand geschrieben, während die zweite und vierte feinere und weniger sichere Züge zeigten.

Dieser seltsame Gegenstand setzte mich sehr in Verwunderung; ich bemühte mich vergebens, den Sinn der symbolischen Zeichen, die ihn zum Theil bedeckten, zu errathen; auch die goldene Krone über dem Datum regte meine Neugierde lebhaft an, aber ich hatte kein Mittel, ihr Genüge zu thun.

Ich steckte das Pergament, das Kreuz, die Medaille, die Briefe traurig wieder in das Taschenbuch und strengte mich an, ein Mittel ausfindig zu machen, um, ohne den Argwohn des Claudius Gérard rege zu machen, zu erfahren, in welcher Sprache die Briefe geschrieben seien.

Ach! ein unerwarteter Schicksalswechsel machte meinen Sorgen über diesen Punkt rasch ein Ende.

Ich mußte Claudius Gérard verlassen.

Ich war als Kind zu ihm gekommen und verließ ihn als Mann, nicht sowol an Jahren; denn ich war erst achtzehn Jahre alt, als an Vernunft, und vermöge vorzeitiger Erfahrung, die ich in der herben Schule des Drangsals gesammelt.

In diesen letzten Jahren entwickelte sich bei einem Manne, der kenntnißreich, mit den seltensten Eigenschaften begabt und ein practischer Philosoph war, wenn es dergleichen jemals gegeben, meine Denkkraft, mein Geist bildete sich, mein Charakter gewann eine kernige Festigkeit, und ich lernte am Ende ein Handwerk, das eines Zimmermanns, um in bösen Tagen einen Anhaltepunkt zu haben.

Diese Ergebnisse traten nicht auf einmal ein; oft hatte ich gegen eine bittere, tiefe Entmuthigung zu kämpfen, die durch das ärmliche, harte, zukunftslose Leben hervorgerufen wurde, an das ich mich gekettet fühlte; ich hatte bei dem Gedanken an meine beiden Kindheitsgenossen, deren Schicksal mir fortwährend unbekannt war, und die ich im Andenken noch eben so zärtlich liebte, wie an dem Tage unserer Trennung, schreckliche Anfälle von verzweifelnder Traurigkeit zu überstehen.

Endlich hatte ich einen fast in Gewaltthätigkeiten ausbrechenden Haß gegen die unwürdigen Feinde des Claudius Gérard zu bezwingen; denn niemals war seine bewundernswürdige Ergebenheit ermüdet, niemals hatte seine würdige, stoische Ruhe ihn im Stiche gelassen, während der Groll seiner Gegner, statt nachzulassen, sich bis zur Wuth erbittert hatte. Und nach langem, durch Demuth, Entsagung und Selbstentäußerung wahrhaft erhabenem Widerstande, mußte er am Ende unterliegen — denn, seltsam, mittels einer blinden Unterwerfung unter die rohesten Forderungen, und schreiendsten Ungerechtigkeiten seiner Feinde, gelang es dem Claudius Gérard sie zur Ohnmacht zu verdammen und die bescheidene Stellung, die er im Dorfe einnahm, sich zu erhalten. Aber endlich kam der Tag des Triumphs für den erbittertsten, unermüdlichsten Feind des Claudius Gérard — wer sonst kann damit gemeint sein, als der Pfarrer.

Dieser unwürdige Priester brachte es durch Intriguen, Verläumdungen, schändliche Winkelzüge endlich dahin, dem Lehrer die armen Leute abspenstig zu machen, deren Liebe er sich so lange erhalten hatte, ja, sie gegen ihn mistrauisch zu machen und aufzuwiegeln; und als dieses Ziel, das er seit Jahren hartnäckig verfolgt hatte, einmal erreicht war, so war es leicht, den Claudius Gérard zu zwingen, die Gemeinde zu verlassen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die letzten Augenblicke, die ich mit dem Lehrer zubrachte, werden meinem Gedächtniß immer gegenwärtig bleiben.

Gegen das Ende des December 1832 saßen er und ich zusammen in dem Verschlage, der von dem Stalle durch grobe Hürden getrennt wurde.

Es war ein trüber, regniger Tag; kaum drang ein wenig Licht durch das Fenster ein, durch welches ich vor acht Jahren zu dem Lehrer hereingestiegen war, um ihn zusammen mit Bamboche und Basquine zu bestehlen. — Ich darf hier wol, um diese schmachvolle Handlung in etwas wieder gut zu machen, bemerken, daß ich es durch meine Arbeit als Zimmermannsgehülfe in zwei Jahren dahin gebracht hatte, dem Claudius Gérard die Summe ersetzen zu können, der auf diese Weise in den Stand gesetzt wurde, das ihm anvertraute Geld zurück zu zahlen.

Diesen Morgen also in der blassen Beleuchtung eines Tagesanbruchs im Winter ging Claudius Gérard stumm und mit gebeugter Stirn langsam im Zimmer auf und ab.

Ich saß auf dem Bette, auf dem ich meine erste Nacht in dieser bescheidenen Wohnung zugebracht hatte, und stützte die eine Hand nachlässig auf einen kleinen Reisesack, der an meiner Seite lag.

Claudius Gérard, der nach seiner Gewohnheit mit einer schlechten Blouse bekleidet war und Holzschuhe trug, in denen seine bloßen Füße steckten, hatte sehr gealtert; zahlreiche Runzeln durchfurchten sein Gesicht, an den Schläfen wurde sein Haar schon grau, aber der ernste und sanft melancholische Ausdruck seiner Gesichtszüge war noch immer derselbe. Nur schien in diesem Augenblick sein Gesicht von einer heftigen Gemüthsbewegung verzerrt zu werden, die er zu überwältigen suchte. Endlich gelang es ihm, sie zu überwinden, und er sagte zu mir mit ruhiger Stimme, indem er die Hand gegen das Fenster ausstreckte:

„Durch das Fenster, lieber Sohn, bist Du vor acht Jahren in diese Wohnung eingedrungen. Verwahrlosung, Elend, böses Beispiel und Unwissenheit hatten Dich bis zum Diebstahl gebracht; jetzt bist Du achtzehn Jahre alt, und im Begriff, als ehrlicher Mann, unterrichtet und fähig, für Dich selbst zu sorgen, wieder fort zu gehen."

„O Freund, glaube nicht, daß ich jemals vergessen werde —"

„Höre mich, theurer Sohn," unterbrach mich Claudius Gérard, „ich erinnere Dich an den Punkt, von dem Du ausgegangen bist, und den Weg, den Du bis heute durchlaufen, nicht, um mich Dessen zu rühmen, was ich an Dir gethan, sondern damit dieser letzte Blick auf Dein vergangenes Leben Dir Muth gebe, der Zukunft ruhig in's Gesicht zu sehen. Von dem Augenblicke an, da ich Dich aufgenommen, habe ich Dein Leben Schritt für Schritt, Tag für Tag verfolgt; ich bin Zeuge Deines Ringens gewesen, der Proben, die Du zu Deiner Ehre bestanden, ich habe erkennen können, was Dir Gutes und Edles inwohnt, welch eine kraftvolle Beharrlichkeit, auf dem Wege der Tugend fortzuschreiten. Also Muth, lieber Sohn; so wie Du gethan, ein arbeitvolles, mühsames, freudenloses Leben anzutreten, das nur ein Mal im Jahre durch die glänzende Erscheinung eines jungen Mädchens erheitert ward, das Du hoffnungslos lieben mußt, — vergiß das niemals — mit Einem Worte, ein solches Leben voll Entbehrungen und Entsagungen ohne Bitterkeit, ohne Murren gegen die Vorsehung zu ertragen, das ist schön, das ist lobenswerth, lieber Sohn."

„Ach, Freund, wenn mir auf diesem rauhen und mühseligen Wege bisweilen die Kräfte versagten, so warst Du da, ein Paar Worte von Dir gaben mir neuen Muth. Aber jetzt will mir das Herz brechen bei dem Gedanken, daß wir uns auf lange Zeit, vielleicht für immer trennen müssen."

„Für immer? Nein, nein, liebes Kind. Es ist ihnen nach einem zehnjährigen Kampfe gelungen, mich aus dieser Gemeinde zu verjagen, aber in der Gemeinde, in welche ich mich jetzt begebe, hoffe ich nicht auf gleiche Verfolgungssucht zu stoßen. Nun wohl! vielleicht bewilligt der Herr, zu dem Du Dich nach Paris begibst, auf einige Tage Urlaub, dann, liebes Kind, werden wir eine große Freude haben, wir, denen dergleichen so wenig zu Theil geworden."

„Ach, Freund, wenn Du es nur gewollt hättest, hätte ich Dich niemals verlassen, hätte ich immer fortgefahren, an Deinen Arbeiten Theil zu nehmen."

„Nein, nein, mein Sohn, das ist keine Zukunft für Dich — es bietet sich Dir eine ungehoffte Stelle dar; sie nicht anzunehmen wäre Tollheit; Du wirst niemals einen wohlwollenderen Beschützer finden, als den Herrn v. St. Etienne. Er meint mir große Erkenntlichkeit schuldig zu sein, weil ich vor zwei Jahren sein Schloß vor der Plünderung gerettet."

„Und vielleicht sein Leben, und das mit Gefahr des Deinigen, Freund."

„Immerhin, — aber mit Ausnahme einiger Elementarbücher für meine Schule, habe ich die Anerbietungen, die er mir gethan, um mir seine Dankbarkeit zu bezeigen, immer abgelehnt; endlich glaubte er das Mittel gefunden zu haben, sie mir zu erkennen zu geben. Er spielt gegenwärtig in Paris eine wichtige Rolle. Da er einen rechtlichen und zuverlässigen Mann suchte, um bei ihm einen vertrauten Posten auszufüllen, schrieb er mir und trug mir an, sein geheimer Secretair zu werden, indem er dabei meine Bedingungen im Voraus zugestand. Ich hab' es ausgeschlagen —"

„Du hast es für Dich ausgeschlagen, Freund, aber es für mich angenommen."

„Weil ich hierin eine ehrenvolle Stellung für Dich erkannte; ich habe mich für Dich verbürgt, und Herr St. v. Etienne setzt, ich weiß nicht warum, ein solches Zutrauen in mich, daß er Dich, trotz Deiner Jugend, als Secretair annimmt, allerdings zum Versuch, aber ich fürchte mich bei Dir vor diesem Versuch nicht. — Noch einmal, mein Sohn, diese Stelle kommt unverhofft, Du mußt Dich beeilen, sie anzutreten."

„Und um mich in diese ruhige, glückliche Lage zu bringen, findest Du Dich darein, Deine mühselige Laufbahn fortzusetzen."

„So bescheiden und ärmlich diese Laufbahn sein mag, mein Sohn, sie ist mir heilig. Ich kann es sagen, ohne mich zu rühmen. Du hast es selbst gesehen, trotz so vieler Hindernisse, die sich mir entgegen thürmten, habe ich doch bisweilen glückliche Ergebnisse erlangt. Diese Belohnung reicht für mich hin: aus einer ganzen Generation armer, unwissender, durch die Armuth fast schon zur Thierheit herabgedrückter Kinder eine Generation verständiger, ehrlicher, unterrichteter und arbeitsamer Menschen zu machen, das ist schön, das ist groß — und lehrt einen, auf die unwürdige Behandlung, die er erdulden muß, gar mitleidig oder verächtlich herabsehen. Jetzt ist das Gute einmal hier geschehen, was liegt mir an ihrem Hasse."

Hierauf setzte Claudius Gérard mit peinlicher Gemüthsbewegung hinzu:

„Ach, wenn ich keinen andern Kummer hätte, als den, womit meine Feinde mich zu Boden drücken wollen!"

„Ich verstehe Dich, Freund — die arme Wahnsinnige, die Du jede Woche in der Stadt besuchtest — jetzt wirst Du sehr weit von ihr entfernt sein."

Claudius Gérard schwieg lange, seine Züge zuckten krampfhaft, er schien nachdenkend, aufgeregt, endlich raffte er sich gewaltsam zusammen und sagte zu mir:

„Ich habe Dir ein Geständniß zu thun: ich habe lange angestanden, aber so schwer es mir wird, so darf ich doch nicht schweigen — wir verlassen einander jetzt — vielleicht handle ich klug mit meiner Freimüthigkeit, vielleicht thöricht — die Zukunft wird entscheiden."

„Du hättest mir ein peinliches Geständniß zu thun, Du?" sagte ich erstaunt zu Claudius Gérard.

Achtzehntes Kapitel.

Das Geheimniß.



„Ja," sagte Claudius Gérard, „dieses Geständniß wird mir peinlich sein, weil es Dir beweisen wird, daß ich in Dich — und mich — Mistrauen gesetzt habe."

„Und warum?"

„Du erinnerst Dich wol Deiner Abwesenheit von vierzehn Tagen, als Du ungefähr vor einem Jahre krank gewesen warst?"

„Ja, Freund, Du wünschtest, daß ich meine Genesung einige Meilen von hier abwarten möchte — Du hofftest, die Luftveränderung würde sie beschleunigen."

„Nun wol, während Deiner Abwesenheit war Jemand hier, der nach Dir fragen wollte," sagte Claudius Gérard mit unwillkürlicher Verlegenheit.

„Nach mir? und wer war das?"

„Einer Deiner Jugendfreunde."

„Bamboche!" rief ich mit unbeschreiblicher Freude, „so waren also meine Befürchtungen unbegründet; er lebt, er lebt, er hat mich nicht vergessen!"

Und indem ich mir die Thränen in die Augen treten fühlte, sagte ich hinzu:

„Verzeih, Freund, aber wenn Du wüßtest, wie mich das freut —"

„Ich verstehe Dich, Kind, und bin weit entfernt Deine Rührung zu tadeln. Hör' also, was während Deiner Abwesenheit vor einem Jahre vorging."

„Ich war hier eines Morgens — da sehe ich einen jungen Mann von hohem und starken Wuchse und charaktervoller Gesichtsbildung hereintreten, der, wie es mir vorkam, mit mehr Aufwand als Geschmack gekleidet war. Lieber Herr, sagte er zu mir, es sind ungefähr sieben Jahr, daß Sie einen verlassenen Knaben bei sich aufgenommen haben — so höre ich wenigstens im Dorfe. Und inwiefern nehmen Sie an diesem Knaben Antheil? sagte ich zu dem Manne, indem ich ihn eben so erstaunt wie verwundert ansah. Dieser Knabe ist mein Bruder, antwortete er. Ihr Bruder! sagte ich zu ihm — und indem ich mir Deine Mittheilungen und die Schilderung, die Du mir oft von Bamboche gemacht hattest, zurückrief, antwortete ich: Sie sind nicht Martin's Bruder, sondern sein Jugendgenosse, Sie heißen Bamboche. Trotz seines festen, selbst kühnen Auftretens, gerieth der Mann doch in Verwirrung und sagte zu mir mit Stirnrunzeln: Es geht Sie nichts an, Herr, was ich bin — genug, ich will Martin sehen. Ich bin nur mit der größten Mühe dazu gelangt, ihm wieder auf die Spur zu kommen, und ich sage Ihnen, ich werde ihn zu sehen bekommen — setzte er in einem drohenden Tone hinzu. Ich zuckte die Achseln und erwiderte kalt: Und ich, Herr, sage Ihnen, daß Sie ihn nicht wieder zu sehen bekommen — seit vierzehn Tagen hat Martin das Dorf verlassen. Und wo ist er gegenwärtig? rief Bamboche heftig. Ich will es wissen. Das geht nicht an, Herr, sagte ich."

„Es würde mir niemals gelingen, liebes Kind," setzte Claudius Gérard hinzu, „Dir eine Vorstellung von dem hartnäckigen Bemühen Bamboche's, zu erfahren, wo Du seiest, zu geben; er versuchte jeden Ton, von der Drohung an — er erkannte bald, daß dies vergeblich sein würde — bis zur demüthigsten, und, daß ich es nur gestehe, rührendsten Bitte: ich blieb unbeweglich. Hierauf glaubte er mich durch Freimüthigkeit gewinnen zu können und gestand den Diebstahl ein, den ihr vor Zeiten begangen, und wollte einen Beutel mit Geld in meine Hand legen,



um mich schadlos zu halten, allein ich wies den Beutel zurück und antwortete, es sei Dir gelungen, mir diese Summe durch dreitägige Arbeit in der Woche als Zimmermannsgehülfe wieder zu ersetzen. Bamboche versuchte endlich ein letztes Mittel: er sagte mir, seit kaum zwei Monaten befinde er sich in einer glänzenden Lage, und habe nur Ein Ziel, nur Einen Gedanken, Dich wieder zu finden, und nach unerhörten Bemühungen, sich den Weg und die Orte, durch die ihr damals hingestreift, in's Gedächtniß zurück zu rufen, sei es ihm gelungen — und nun wolle ich Dich seiner treuen Freundschaft vorenthalten. Es lag in den Worten dieses eigenthümlichen Menschen eine Mischung von Schlauheit und Aufrichtigkeit, von Frechheit und tiefem Gefühl, die mir in's Herz traf und mich wider Willen rührte: und dieser Eindruck

selbst bestärkte mich noch mehr in meinem Entschlusse, Bamboche von Dir fern zu halten. Ich kenne die Menschen; ich war und bin noch überzeugt, daß Dein Jugendgenosse dies reichliche Auskommen, das er mit Dir theilen wollte, nicht hat auf rechtliche Weise erlangen können. Auch gestand er es mir mit ironischer Freimüthigkeit; denn er sagte über diesen Punkt: Ich habe mein Geld bei Gott! nicht damit erworben, daß ich um den Preis Monthyon gearbeitet habe, aber so wahr ich Bamboche bin, die kitzlichste Justiz hat nicht das Recht mir in die Taschen zu gucken. — Ich blieb unbeugsam. Drei Tage lang kam Bamboche, immer noch in der Hoffnung, meinen Widerstand zu überwinden, jeden Morgen aus der benachbarten Stadt, wo er sich einquartirt hatte, in das Dorf. Da er endlich die Vergeblichkeit seiner Anstrengungen einsah, entschloß er sich, wieder abzureisen. Seine letzten Worte, von denen ich glaubte, daß sie bitter und gereizt sein würden, waren im Gegentheil voll Achtung und Zärtlichkeit: So sehr Sie mich auch für einen Gauner halten, — so müssen Sie doch nicht glauben, daß ich dumm bin. Obwol ich jung bin, habe ich doch was durchgemacht. Ich kenne meine Leute, und sehe es wohl ein, daß Sie ein Mann sind, wie wenige — drum sind Sie auch, setzte er ironisch hinzu, in der Ecke eines Viehstalles eingepfercht."

„Noch immer derselbe," sagte ich zu Claudius Gérard.

„Ja, ich habe den Charakter, den Du mir geschildert hast, vollkommen wieder erkannt, aber mit einer Art Welt- und Sprachgewandtheit, einem spöttischen Cynismus, den ich bei ihm nicht gesucht hätte. Am Ende, sagte er, haben Sie gewiß aus dem Martin einen guten, soliden Jungen gemacht; dazu war Anlage vorhanden, Sie brauchten bei dieser wackern und ehrenfesten Natur nur in's Volle hineinzuschneiden; denn Martin nippte nur eben am Bösen, während ich es in vollen Zügen einschlürfte, — das Einzige ist nur, daß der arme Junge, obgleich er nur eben nippte und nichts hinterschluckte, doch nicht Muth genug hatte, Andern das Ding zu verleiden."

„Der arme Bamboche!" sagte ich zu Claudius Gérard.

„Wie Dich," antwortete er mir, „haben auch mich diese Worte Bamboche's gerührt. Sie aber, sagte ich zu ihm, Sie glauben an das Gute und wissen es zu schätzen — warum üben Sie es nun nicht selbst?"

„Und was antwortete er?"

„Sehen Sie, würdiger Herr, versetzte Bamboche, ich glaube an eine schöne Marmorstatue in stolzer Stellung, mit sanften und ernsten Zügen, wie Martin sie jetzt haben muß, ich weiß diese schöne Statue zu schätzen, die trotz Regen und Wind, trotz Sturm und Unwetter unbeweglich und fest auf ihrem Fußgestell stehen bleibt, ja, ich finde das vortrefflich, sagte Bamboche, der Anblick macht mir großes Vergnügen. Allein, da ich meinerseits von Fleisch und Bein bin und nicht von Marmor, so versuche ich nicht, eine Bildsäule aus mir zu machen, und sage zu mir selbst: Na, laß Dir den Orkan um den Rücken peitschen, Alter, setzte er hinzu, indem er mit diesem platten Spaße beschloß."

„Trotz dieser Plattheit zum Schlusse, war das erste Bild doch großartig," rief ich, „nach welcher Seite hin mag sich denn Bamboche's Geist entwickelt haben?"

„Ja," sagte Claudius Gérard zu mir, „das Bild ist großartig, aber es ist falsch. Ein starker Mann kann, obgleich von Fleisch und Bein, doch zum Marmor werden, um dem Orkan der bösen Lüste Trotz zu bieten. Nichtsdestoweniger machte diese Sprache, die abwechselnd trivial, cynisch und erhaben war, wie auf Dich, so auch auf mich einen lebhaften Eindruck. Wie Du, legte ich mir die Frage vor, auf welcher Schule dieses verwahrlosete Kind diese Ueberfeinerung der Gedanken erlangt haben möge, die sich hier und da in seinen Reden kundgab."

„Aber Bamboche versetzte, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, mit bewegter Stimme:

„Nun leben Sie wohl, lieber Herr, vielleicht ist es besser für Martin, daß wir uns nicht sehen; — ich weiß, was ich sage. So umarmen Sie ihn denn an meinerstatt, aber das von ganzem Herzen! — O wie glücklich sind Sie! setzte er hinzu, indem er rasch mit der Hand an die Augen fuhr, — sagen Sie ihm, daß ich ihn weder mehr noch weniger lieb habe, als vor acht Jahren, und daß ich's nicht begreifen kann. Denn, Gottsdonnerwetter! ich bin nicht heute geboren, und ich bin im Lauf der Zeit teufelmäßig hart geworden. Das thut nichts — in Bezug auf ihn habe ich mich nicht verändert: sagen Sie ihm das, und daß, wenn er will, ich ihm ganz zu Gebote stehe, Arme und Geldbeutel — und auf Leben und Tod, wie bei La Levrasse, und wenn er jemals nach Paris kommt — so ist hier meine Adresse; fürchten Sie nichts für ihn: ich kann sogar einem ehrlichen Manne nützlich werden."

„Und die Adresse!" rief ich unwillkürlich mit Thränen in den Augen.

„Die Adresse," sagte Claudius Gérard, indem er auf seinen kleinen, schwarzen Tisch zuging und aus der Schieblade ein versiegeltes Briefcouvert zog, „da ist sie. Ich habe sie in diese Hülle gesteckt. Sobald Du einmal in Paris bist, mag es Dir freistehen, davon Kenntniß zu nehmen."

Ich griff lebhaft nach dem Couvert und sah es schweigend mit einer Art Furcht an.

Claudius Gérard fuhr fort:

„Ich habe lange gezaudert, lieber Sohn, Dir diese Eröffnung zu machen, und dieses Zauderns muß ich mich vor Dir schämen. Ich hätte von der Festigkeit, die ich Dir eingeflößt, und Deiner Charakterstärke überzeugt genug sein sollen, um Dir nichts zu verhehlen. Gleichwohl habe ich lange den oftmals unwiderstehlichen Einfluß einer Jugendfreundschaft für Dich gefürchtet. Es verging fast kein Tag, an dem Du mir nicht von Deinen Jugendgenossen erzählt hättest — allerdings, um es zu beklagen, daß sie nicht wie Du, einen strengen und zuverlässigen Führer angetroffen — aber eben dieser Gedankengang beweist die Fortdauer Deiner Anhänglichkeit an Basquine und Bamboche."

„Und Basquine!" rief ich aus, „hat er Dir nicht von ihr erzählt?"

„Nichts."

„Die arme Kleine, so ist sie also das Opfer des Verbrechens geworden, von dem ich einige Spuren angetroffen!"

„Wir müssen hoffen, daß dem nicht so sei, liebes Kind," sagte Claudius Gérard; dann fuhr er fort:

„Dieses sind die Ursachen gewesen, die mich bewogen, Dir mein Zusammentreffen mit Bamboche zu verhehlen; die Zukunft wird darüber entscheiden, ob ich Unrecht gethan habe, auf meinem Entschlusse nicht zu beharren. Noch ein Wort über diesen Punkt. Wenn ich, was übrigens unmöglich gewesen wäre, Dich ohne Hülfsquellen, ohne Stütze, ohne eine gesicherte Stellung nach Paris schickte, so mag Gott mein Zeuge sein — ich hätte Dich weder von Bamboche's Besuch, noch von den Mitteln, ihn in Paris vielleicht wieder aufzufinden, in Kenntniß gesetzt; aber Du begibst Dich in diese Stadt mit der gewissen Aussicht, bei einem ehrenwerthen Manne einen ehrenwerthen Posten zu bekleiden. Ich darf also ohne Furcht sein und werde es nicht zu bereuen haben, daß ich Dir vertraut."

„Nein, nein, Freund, Du sollst es nicht zu bereuen haben," sagte ich.

Und ich ergriff das Couvert, das Bamboche's Adresse enthielt, und riß es — halb ein — denn, ich muß es gestehen, ich weiß es nicht, welche unüberwindliche Macht mich zurückhielt, aber ich hatte nicht den Muth, es ganz zu öffnen."

Claudius Gérard hatte keinen Blick von mir gewendet; er hatte gesehen, daß ich das Couvert, das Bamboche's Adresse verbarg, nur halb zerrissen hatte; er lächelte sanft und sagte zu mir:

„Ich verstehe Dich, gutes Kind —"

Dann setzte er belebter hinzu:

„Jetzt keine Schwäche — ich muß fester auf Dich und mich vertrauen. Warum solltest Du auch am Ende Verzicht darauf leisten, diesen alten Unglückscameraden wieder zu sehen? Etwa weil er fortgefahren hat, auf bösen Wegen zu wandeln? Wer sagt uns denn, daß nicht der heilsame Einfluß Deiner Freundschaft wohlthätig für ihn werden kann? Müssen wir unsern Freund, weil er krank ist, ohne Hülfe den Fortschritten der Krankheit, die ihn verzehrt, preisgeben? Nein, nein, Kind, ich fürchte von dieser Zusammenkunft für Dich nichts mehr; Du hast dabei nichts zu verlieren, und Dein Freund Alles zu gewinnen."

Ich gewann bald dasselbe edle Selbstgefühl, wie Claudius Gérard; meine Furcht verschwand, und meine ganze Festigkeit kehrte zurück.

„Jetzt," versetzte Claudius Gérard nach langem Schweigen und mit sichtbarer Gemüthsbewegung, „jetzt, lieber Sohn, ein letztes Wort über meine persönlichen Interessen."

Ich sah ihn verwundert an, er fuhr fort:

„Dein Beschützer schreibt mir, indem er Dich an meiner Stelle annimmt, daß er seinen Verpflichtungen gegen mich damit noch nicht Genüge gethan zu haben glaube. Diesmal nehme ich seine Anerbietungen an, und in dem Einführungsbriefe, den ich Dir somit einhändige, und den Du ihm gleich nach Deiner Ankunft in Paris zustellen mußt, bitte ich ihn um eine Gunst, eine große Gunst."

„Du, Freund?"

„Ja, und ich bitte Dich dringend, ihm diese Bitte in's Gedächtniß zurückzurufen, damit er sie nicht im Gedränge seiner Geschäfte vergesse."

„Und diese Gunst —"

„Die Gemeinde, in die ich mich begebe, liegt in der Nähe einer bedeutenden Stadt. Vermuthlich wird doch auch in dieser ein Irrenhaus sein. In diesem Falle —"

„Ich verstehe — Deine arme Wahnsinnige —"

„Ja, ich würde es als eine große Gunst betrachten, wenn dieselbe dahin verpflanzt werden könnte. Ich könnte sie besuchen, beinahe eben so oft, als ich es hier that, und meine Sorgfalt ist für sie nothwendiger geworden, als jemals."

„Nothwendiger als jemals — erkläre Dich, Freund."

Claudius Gérard antwortete nichts; seine Züge drückten eine peinliche Beklemmung aus, seine Stirn erröthete, als fühlte er eine geheime Scham.

„Ich habe Dir diesen meinen neuen Kummer nicht anvertraut," sagte er zu mir, „weil ich an diesen Vorfall nicht anders als mit einer Mischung von Schmerz und Schrecken denken kann; es gibt so entsetzliche Dinge, daß man sich zu Tode schämen möchte, sie nur zu erzählen. Aber wenn ich Dir dieses unheimliche Geheimniß mittheile, so wirst Du um so besser einsehen, wie wichtig die Bitte ist, die ich zu Gunsten dieses unglücklichen Geschöpfes thue. Ach, ich glaubte, daß das Elend und die Erniedrigung des Menschen nicht weiter gehen könnten, als bis zum Verluste des Verstandes; aber ich habe mich geirrt," setzte Claudius Gérard mit einem schrecklichen Lächeln hinzu, „was dieser Unglücklichen begegnet ist, beweist mir, daß ich mich geirrt —"

„Was sagst Du —"

„Höre — und Du wirst sehen, daß alle die Greuel, bei denen Du in Deiner Kindheit unter den Seiltänzern Zeuge gewesen bist, neben diesem Ungeheuer nichts sind. Es geschah vermöge eines seltsamen Zusammentreffens von Umständen den Tag, nach dem ich Bamboche zum letzten Male hier gesehen hatte. Aber, unterbrach Claudius Gérard sich selbst — um Dir begreiflich zu machen, wie entsetzlich dieses geheimnißvolle Ereigniß ist, muß ich mich auf einige Einzelnheiten einlassen. Das Irrenhaus hat einen großen Garten, an den von der einen Seite Gebäude stoßen, und auf der andern der Hof des besten Gasthofes in der Stadt. Das arme Weib, von dem ich rede, ist, trotz der schrecklichen Seelenleiden, die ihr die Vernunft geraubt, noch immer sehr schön."

Und Claudius Gérard bedeckte die Augen mit der Hand.

Ich wagte es nicht, sein peinliches Schweigen zu unterbrechen; alsbald begann er schaudernd von neuem:

„Ich sagte, sie sei noch sehr schön gewesen. Ihr Wahnsinn, der Anfangs eine Tobsucht war, war nach und nach so unschädlich geworden, daß ihr viel Freiheit zugestanden wurde. Es war ihr gestattet, in einem abgesonderten Theile des Gartens spazieren zu gehen, der, wie ich sagte, an der einen Seite an die Hintergebäude eines Gasthofes stieß. Eines Abends — und, ich muß es Dir wiederholen, vermöge eines unglücklichen Zusammentreffens war es der Tag, nachdem Bamboche zuletzt hierher gekommen — eines Abends also befand sich diese Unglückliche, der es wohl that, wenn man sie beim Mondschein spazieren gehen ließ — im Garten des Irrenhauses —"

Claudius Gérard hielt auf's neue ein und versetzte:

„Jetzt, vermöge einer bis jetzt undurchdringlichen Ursache —"

Claudius Gérard konnte die Erzählung nicht zu Ende bringen.

Ein kleiner Knabe kam ganz außer Athem in die Stube und rief:

„Herr Lehrer, der Postwagen hält am Ende des Dorfs und kann nicht länger warten als fünf Minuten; denn er hat sich verspätet, und der Schirrmeister fürchtet, die Schnellpost nicht mehr auf der Station zu treffen —"

„Es ist so auch besser —" versetzte Claudius Gérard rasch, als fiele ihm ein großer Stein vom Herzen, „ich weiß nicht, ob ich im Stande gewesen wäre, die Geschichte zu Ende zu bringen — Schmerz und Abscheu überwältigten mich — ich will Dir schreiben."

— — — — — — — — — — — — — —

Und Claudius Gérard schloß mich in seine Arme.

— — — — — — — — — — — — — —

Diese Trennung rief so ziemlich den tiefsten Seelenschmerz in mir hervor, den ich in meinem Leben gefühlt habe.

Und ein grausamer Zufall ließ mich diesen bittern Kelch bis auf die Hefen leeren.

Der Postwagen, der mich nach der Station führte, wo ich die Pariser Schnellpost antreffen sollte, durchschnitt die Haide, auf welche Claudius Gérard's Fenster heraussah, der Länge nach.

Ich mußte auf diese Weise, als ich das Dorf verließ, denselben Weg zurücklegen, den ich damals gemacht hatte, als ich zu dem Stelldichein ging, zu welchem wir, Bamboche, Basquine und ich, uns nach dem Diebstahl, den wir bei Claudius Gérard begangen, einander bestellt hatten.

Von der Bank aus, auf der ich saß, konnte ich in der Ferne den Lehrer an seinem kleinen Fenster stehen sehen, wie er mir mit der Hand ein letztes Lebewohl zuwinkte.

Ich vermochte kaum die Thränen zurückzuhalten. Der Wagen machte eine Wendung — Alles entschwand meinen Augen.

Hierauf erreichte — damit mir auch diese letzte Prüfung nicht erspart bliebe — der Postwagen den ansteigenden Weg, der zu dem steinernen Kreuze führte, an dessen Fuß ich Basquine's kleines Halstuch in einer Blutlache gefunden hatte.

Nach einer Stunde hatten wir die Station erreicht, und ich nahm in der Pariser Schnellpost meinen Platz ein.

Der Beschützer, welchen ich der väterlichen Güte des Claudius Gérard verdankte, hatte meine Ueberfahrt im Voraus bezahlt und die nöthigen Vorschüsse gethan, damit ich in angemessener Kleidung in Paris erscheinen konnte.

Diese Vorstellung, daß ich im Begriff sei, in Paris zu leben, — worauf der Ehrgeiz so vieler Leute, welche in der Provinz zu leben genöthigt sind, gerichtet ist, — rief in mir keinen solchen freudigen Rausch hervor, wie man hätte erwarten mögen; im Gegentheil, bei dem Gedanken an Claudius Gérard und die innerliche Vereinsamung, zu der ich verurtheilt sein sollte, machte ich mich nach der großen Stadt mit einer Traurigkeit auf den Weg, der sich ein Zurücksehnen nach der kaum verlassenen Lage, ja eine gewisse Furcht beigesellte.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Stammgast-Geschichten.

III.

Meister Pfeffer's Hochzeittag.

(Schluß aus Nr. 127.)

Ich suchte nun sobald als möglich Meister zu werden, was mir auch gelang. War doch meine Familie seit undenklichen Zeiten eine Schusterfamilie, und oft genug hatten meine Vorfahren das Amt eines Gildemeisters geführt. Hätt' ich auch das schlechteste Meisterstück gemacht, ich wär' Meister geworden, eben so gut, wie ich es wurde, nachdem ich ein paar Stiefeln gemacht hatte, welche die Bewunderung der ganzen Zunft erregten, und die auf der Herberge ausgestellt wurden zum Beispiel und Muster. Freilich, ein Fremder hätte ein solches Paar machen können, noch sechs Mal so gut, mit halb so viel Leder, aus einem Stück meinetwegen: — es hätt' ihm Nichts geholfen. „Was da!" sagte der alte Windebald, der Zunftmeister, „wir brauchen keine Fremden; sollen uns die alte Nahrung nicht wegschnappen mit ihren Gaunerstreichen. — Denn Leute, die sich in der Fremde niederlassen, sind allemal Taugenichtse, sonst wären sie zu Haus geblieben. Und immer wollen sie allerlei Neues. Mit Keinem sind sie verwandt; eine Frau holen sie sich anderswoher, und wenn sie die Tasche voll haben, ziehn sie ab!" Meister war ich nun, aber woher Arbeit erhalten? Ich dachte, wenn du nur so einen Studenten, der was gilt unter den Andern, der recht modig ist und ein rechter Renomist, wenn du nur so Einen hast, so einen Haupthahn von einer Landsmannschaft, dann hast du gewiß Alle von derselben Farbe. Und ich erlangte das, ganz ohne mein Zuthun. Der Student vom Kohlenhaufen wohnte nämlich in demselben Haus, auch beim Superintendenten zur Miethe; und das war ein Baron und galt viel unter den Andern. Der ließ mich nun zu sich rufen, die Kohlengeschichte hatte er gar nicht übel genommen; im Gegentheil sagte er, er wäre mir noch Genugthuung schuldig, weil er meine Braut „poussirt" habe; deswegen sollt' ich ihm ein paar Stiefeln machen. Das that ich mit Vergnügen und binnen kurzer Zeit. Danach gab er mir neue Aufträge und recommandirte mich auch an einige andere junge Leute; auch der alte Herr, der Superintendent, ließ bei mir arbeiten und verschaffte mir einige Kunden.

„Nun ist Hochzeit!" sagte ich auf Einmal des Abends, als wir beim Essen saßen. „Ich hab' Arbeit genug." — Gretchen wäre vor süßem Schrecken beinahe in Ohnmacht gefallen. Meine Mutter und der Schwiegervater erklärten sich einverstanden, und es wurde der Tag auf den nächsten Sonntag festgesetzt, obgleich mein Gretchen sich sträubte vor dem nahen Termin. So machen's die Weibsen; — ihr ganzes Sehnen und Trachten geht nach der Haube, und sollen sie nun plötzlich darunter, dann wird ihnen doch angst und bange vor Dem, was nachher kommt; denn sie haben's zu oft gesehen, daß der Ehstand ein Wehstand ist.

Vorher aber hatt' ich noch einen unangenehmen Auftritt mit dem Herrn Baron. Ich argloser, einfältiger Bürgersmann hatte gar keinen Begriff von den Schlichen solcher lockeren Gesellen. Da hatte sich das Bürschchen bei mir eingeschmeichelt mit Artigkeit und Aufträgen zur Arbeit, die er stets baar bezahlte, so daß ich ihm die Küchengeschichte ganz vergessen hatte; ich dachte: „Nun, er ist ein junger Kerl und hat die Mädels gern; wer will's ihm übel nehmen, wenn er um sie herum ist?" — Ich hielt ein ordentlich Stück auf ihn. Doch fiel mir's auf, daß er mir so oft auf die Werkstätte kam; bald wollt' er sehen, wie weit ich mit seinen Stiefeln wäre; bald bracht' er einen Fuchs, wie er sagte, dem ich ein paar große Reiterstiefeln anmessen mußte; bald kam er und zeigte mir guten Tabak und schenkte mir davon. Auch hört' ich, daß er jedes Mal unten in der Küche vorsprach, und daß er bald Dieses, bald Jenes holte, was er Gretchen aufdringen wollte, Zuckerwerk, Bänder u. dgl. m., wovon aber niemals Etwas angenommen wurde. Dies machte mich mistrauisch gegen ihn. Es ist nun 'mal nicht anders; wenn Vornehme sich zu uns geringen Leuten so herablassen, es steckt allemal nichts Gutes dahinter. Und ich hatte das Glück, mit eignen Ohren seine saubern Pläne zu hören, als ich eines Abends zu ihm wollte, um mir die häufigen Besuche bei Gretchen zu verbitten. „Den hätten wir in der Falle, den Knoten, den Pfeffer; er ist jetzt mein bester Freund, ganz kirre und fein dummer Besen auch. Aber Ihr sollt sehen, wie ich Revange nehme an dem Philister!" So hört' ich den Baron sprechen, als ich gerade anklopfen wollte. Ich blieb statt dessen mäuschenstill vor der Thür stehen und hörte nun ein Plänchen, das sich der Niederträchtige ausgeheckt hatte, dem zu Folge ich bei mir schwur, den Elenden die Treppe hinunter zu werfen, sobald er sich bei mir blicken ließ. Unter dem Geschrei der Saufgesellschaft: „Prost, Bruder, auf Dein erhabnes Ingenium! — Auf Deine göttliche Finte! — Sauf, Bruder!" — schlich ich mich fort. — Des andern Morgens erfüllt' ich meinen Schwur, als der durchtriebene Mensch zu mir kam und mich dringend auf seine „Kneipe" einlud an meinem Hochzeittag, wo er mir zu Ehren einen Punsch zum Besten geben wollte, und wo man mich betrunken machen sollte, wie ich wohl wußte. Ohne ein Wort zu erwidern gab ich ihm einen Stoß und einen Tritt, daß er in einem Satz auf den Hof flog; dort erhob er ein furchtbares Geschimpfe, drohte mich zu erschießen und belegte mich mit allen möglichen Ehrentiteln, worauf ich eben so wenig etwas entgegnete. Von diesem elenden Renomisten braucht' ich Nichts zu fürchten. Wol aber wußt' ich, daß er wie ein Fürst über eine Masse handfester junger Studenten gebot, und das machte mich doch besorgt.

Damals führten die Studenten ein ganz anderes Leben als jetzt, auch waren ihrer mehr hier auf der Universität. Da sah man sie bei Tag betrunken über die Straße ziehen und ihre Mitstudenten und die Philister anrennen und anfallen; dann saßen sie auf dem Markt und commercirten, und wehe dem Knoten, der sie dabei gestört hätte! Mit diesen sogenannten Knoten standen sie in beständiger Fehde; wo sie einen solchen trafen, wurde er durchgebläut; wo einer von ihnen unter diese fiel, ging's ihm nicht besser. Sie suchten selbst Händel mit denselben, indem sie mit Gewalt auf die Tanzsäle drangen, wo sich die Handwerksburschen vergnügten, und es ist manchmal vorgekommen, daß ein paar Wagehälse einen ganzen Tanzsaal säuberten. Dann umlagerten die Knoten das Haus, um es zu stürmen; aber ein Bursche rief aus der Stadt die Studenten herbei, und diese setzten den Ball fort, nachdem sie die Knoten in die Flucht geschlagen hatten; dies gelang ihnen gewöhnlich, weil sie mit Rapieren drunter hauten, ja selbst Pistolen auf die Feinde abfeuerten. Solche Schlachten fielen auch manchmal mitten in der Stadt vor. Auch sonst trieben die Herren Studenten vielerlei Unfug; ihre Professoren waren keine Nacht sicher, daß ihnen die Fenster ganz blieben. Denn des Nachts machten sie, was sie wollten. — Da war in allen Straßen ein Gebrüll und Gesang Betrunkener, da wurden Läden und Schilder abgerissen; Wagen, die man fand, ließ man den Berg hinunterlaufen, oder hob sie mit ungeheurer Kraftanstrengung auf Mauern und niedrige Dächer. Die Schaarwächter hatten dabei einen bösen Stand, sie wurden durchgeprügelt und sonst noch maltraitirt. Einmal haben sie ihnen folgenden Streich gespielt. Ein paar Studenten stellen sich betrunken, schreien und werfen Fenster ein. Die Schaarwächter, auch Schnurren genannt, sind gleich bei der Hand, sie zu fahnden, weil es ihrer nur zwei sind; denn vor Mehren fürchteten sie sich zu sehr. Die Schreihälse nehmen die Flucht und laufen die Wendeltreppe hinab, von der ich oben sprach, die Schnurren wie Furien hinterdrein. Meine Schlauköpfe aber drücken sich auf der dunkeln Treppe an die Seite; die Schnurren stürzen an ihnen vorbei und in einen großen Sack, den zuvor einige Andere vor dem Ausgang der Treppe aufgehalten haben und nun zuschnüren. Zuerst werden sie furchtbar geprügelt, dann der Sack an einem hohen Baum aufgehangen, und des Morgens erschallen zum größten Schrecken der Umwohnenden klagende Stimmen vom Himmel herab und flehen um Rettung. — Kurz, es war damals eine schlimme Sache, wenn man mit ihnen in Händel kam; sie hielten zusammen wie Pech und züchtigten namentlich uns sogenannte Knoten schrecklich; denn wir schienen ihnen ein verachtungswürdiges Gesindel, das zu vertilgen eigentlich eine Pflicht war, es noch existiren zu lassen eine Gnade. — Doch über meine Hochzeit vergaß ich alle Befürchtungen.

Endlich war der Sonntagmorgen da. Ich schaute schon ein paar Stunden aus dem Fenster und wartete auf den Vetter Kleister, der präcis 10 Uhr des Morgens dem Superintendenten die Perrücke brachte. Endlich kam er über den Hof, auf der einen Hand stolz die Perrücke tragend, in der andern den Hut; denn er ging immer mit bloßem Haupt, das fein und schön frisirt war.

„Das ist richtig!" sagte der alte Vetter. „Haben mir auch einmal böse Buben Frösche in den Hut gethan, die faulten drin, und wohin ich kam, schrien die Menschen, ich stänke, und ich selbst schrie über mich und wußte nicht, woher mir das kam. Ich glaubte endlich, ein stinkender Geist folge mir überall nach, und floh vor mir selber; zuletzt bildete ich mir ein, ich faule bei lebendigem Leibe, und ging zum Professor Blasius und klagte ihm mein Unglück. Der roch die Sache auch und examinirte mich auf schreckliche Dinge, so daß ich entrüstet nach meinem Hut griff, der auf einem Stuhle an der Thür lag, und fort wollte. „Halt!" rief der Professor, hielt sich die Nase zu, trat näher, nahm meinen Hut, öffnete das Futter, und heraus fiel ein grüner, scheußlicher, stinkender Quatsch. Und ich war geheilt." —

Ueber diese Geschichte freuten sich die Andern herzlich. Dann fuhr Pfeffer fort: „Obgleich mich Vetter Kleister damals nicht beachtete; denn ich war ein armer Schuhmacher, und er der erste und reichste Perrückenmacher der Stadt, hätt' ich ihn doch um-

armen mögen; trug er doch das Feldzeichen meines Glücks in der Hand, die stattliche Perrücke; denn ohne diese nahm der geistliche Herr keine Amtsverrichtung vor. Jetzt konnt' es also losgehn. —

Die Trauung fand statt im Studierzimmer meines alten Wohlthäters, in Gegenwart meiner Mutter und des greisen Balzer und unter einer Flut von Thränen, wie sich das von selbst versteht. Hernach aßen wir vortrefflich zu Mittag, in einer so gerührten Stimmung jedoch, daß zwischen dem Löffelgerassel einmal das Schluchzen meiner Mutter, einmal das meiner jungen Frau hörbar wurde. Balzer lachte darüber wie toll und steckte uns Alle endlich mit seiner Lustigkeit an, und trank mir so tüchtig zu, daß ich nicht ohne einen kleinen Hieb von Tisch aufstand, während mein Schwiegervater so Viel zu sich genommen hatte, aus lauter Freude, daß wir ihn vom Tisch in's Bett schleppen mußten, um seinen Rausch auszuschlafen. Ich machte mit meiner Frau gegen Abend einen Spaziergang; indessen meine Mutter das Abendessen bereitete. Denn wenn wir auch weiter keinen Aufwand trieben an meinem Ehrentag, so wollten wir doch wenigstens einmal gut essen und trinken.

Stolz schritt ich mit meiner Frau zum Barfüßer-Thor hinaus. Wie waren so recht seelenvergnügt. Meine Frau freute sich über jede Kleinigkeit, und ich mich darüber, daß sie sich freute. „Sieh nur 'mal, lieber Theodor," sprach sie, „den schönen Kohl da unten im Garten!" und wir blieben stehen und beschauten uns das Gemüse mit rechtem Entzücken.

Da hör' ich mit Einemmal ein Gelächter hinter uns und eine Stimme, die ich gar wohl kannte: „Vorwärts, Füchse! packt's an, das Philistervolk! — habt Ihr's gehört, wie sie sich über den Kohl ergötzen, die Knoten, an ihrem Hochzeitstage? — Gott, welche Menschen hast Du erschaffen!" Und ein wieherndes Gelächter folgte auf diese Worte. Mir war's, als wäre der Teufel und sein Gefolge hinter uns, voll Wuth und Neid über unser Glück; doch that ich, als hört' ich Nichts; meine Frau aber erschrak sehr und drückte sich ängstlich an mich.

Plötzlich fühlt' ich einen derben Rippenstoß und dann noch einen von der andern Seite. „Aus dem Weg da, Ihr Knoten!" schrie es hier. „Was rennt Er mich, Er Knote?" rief es dort. Ich wandte mich um und sah zwei starke und großgewachsene Burschen zu meinen beiden Seiten; der eine hatte eine Hetzpeitsche in der Hand, wie sie damals die Studenten trugen; der andere eine ellenlange Pfeife; einige Schritte von ihnen stand der Baron und rieb sich vor Wonne die Hände.

Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als den beiden Kerlen blitzschnell ein Paar gewaltige Ohrfeigen zu stechen, indem ich rief: „Ihr Lümmels, geht hierher Euer Weg, über die Leute?" Das war das Signal zum allgemeinen Kampf, sie rissen mich zur Erde, indeß der feige Anstifter des Scandals sie anhetzte; ich erhielt gewaltige Püffe und theilte eben solche aus. Aber ich vermochte nicht viel gegen die Beiden.

Meine Frau war indeß voll Entsetzen schreiend davon gelaufen, nach der Stadt zu. Das war mein Glück. Denn am Thor traf sie Einige vom Handwerk, die sich sofort zu meiner Hülfe aufmachten.

Eben hatte der Herr Baron mir einige Tritte versetzt und gerufen: „Da, Hallunke, das ist für Deine Frechheit, und das da für Deinen Tritt!" Vergebens hatte der alte Professor Blasius aus seinem Garten ihnen zugerufen und ihnen mit Carcer und Relegation gedroht. Da rief mit Einemmal der Baron: „Füchse, die Knoten kommen, macht Euch fort!" und lief selbst aus Leibeskräften die Allee hinunter, und die beiden Füchse machten sich hurtig hinter ihrem Meister und Herrn her auf und davon.

Indem ich noch meine Gliedmaßen sammelte und meine Habseligkeiten, Hut, Stock und Pfeife, war ich schon umringt von meinen Cameraden, die mich wüthend zur Verfolgung der Fliehenden aufforderten. An ihrer Spitze rannt' ich nun hinter Jenen drein, die den Weg in's Freie genommen hatten; wir ließen nicht eher nach von der Hetze, bis sie im Walde verschwunden waren. Wir zogen uns darauf in eine Schenke zurück, von wo wir die Gegend vor Augen hatten, und entwarfen nun unsern Kriegsplan. Einige wurden in die Stadt geschickt, um Hülfstruppen zu holen, wir Andern vertheilten uns mit einbrechender Nacht an alle die Stellen, wo die Flüchtigen möglicherweise passiren konnten. Alle Vorübergehenden wurden angehalten und genau betrachtet; denn es war gar dunkel geworden und schwer Jemand zu erkennen. Endlich hör' ich, der ich mit noch Einem auf der Landstraße Wache hielt, Etwas herumschleichen, ganz dicht an den Hecken her — wir tappen vergebens danach, es zu entdecken — da ist's plötzlich bei uns vorbei und lauft eilends von dannen — wir geben das verabredete Zeichen und setzen nach. Doch erst vor der Stadt gelingt es uns, die Fliehenden zu erreichen, und nun erhebt sich eine mörderliche Schlacht, wo wir, ohne zu wissen, auf wen, immer drauf schlagen. Aber es waren die Richtigen, ich erkannte sie an den Stimmen. Inzwischen kamen auch die Andern von ihren Posten herbei, weil wir während des Prügelns fortwährend unser Zeichen gaben. Die Ankommenden konnten aber in der Dunkelheit weder Freund noch Feind unterscheiden, und so erhielt ich von einem guten Freund einen barbarischen Hieb über den Kopf, daß ich bewußtlos hinsank und den Baron, den ich eben in der Mache hatte und bearbeitete, fahren lassen mußte. Als ich wieder zu mir kam, hört' ich ihn schon in der Stadt schreien: „Bursche raus! Bursche raus!" — Das war ein gefährlicher Ruf für uns; wir ließen also die beiden andern Helden ebenfalls entwischen und schlichen uns über den Berg und das Schloß die Einen, durch das Thal die Andern in die Stadt.

Von fern sahen wir, wie sie mit Fackeln auf der Landstraße ausrückten, uns zu suchen.

Ich kam so zerschlagen in mein Quartier, daß ich mich kaum regen konnte. Meine Mutter und meine junge Frau waren in Todesangst um mich gewesen. Nun mußten sie meine Wunden auswaschen. So war denn die Hochzeitsfreude übel gestört; noch lange nachher trug ich den Denkzettel daran an meinem Leibe.

Nicht lange nach meiner Ankunft näherte sich ein dumpfes Lärmen und Tosen unserm Hause. Plötzlich war der Hof von Fackeln erhellt, ein lautes und heftiges Durcheinander war zu hören. Der Superintendent, welcher glaubte, man wolle ihm eine Fackelmusik bringen, hatte schleunigst Tische und Stühle hinaustragen lassen für die Musikanten, plötzlich aber belehrte ihn das Klirren der Fensterscheiben eines Andern. Er trat an's Fenster und hielt mit strengen Worten dem betrunkenen Haufen eine Bußpredigt. Den Baron, den Anstifter, haben sie auch nachgehends weggeschickt.

Ich aber lag die ganze Nacht im Fieber. Das war mein Hochzeittag und meine Hochzeitnacht."

Eben schlug es acht Uhr. Die ganze Gesellschaft erhob sich auf den letzten Schlag, ohne nur ein Wort über Meister Pfeffer's Geschichte zu verlieren. Das schmucke Kätchen hing dem alten Vetter das Mäntelchen um, und nachdem Jeder stillschweigend seine Zeche auf den Tisch gelegt, stockerten sie durch Nebel und Nacht zur Stadt hin, wiederholten in Gedanken die Unterhaltung des Abends und saßen im Geist schon den folgenden Abend am altgewohnten Plätzchen.

In der Stadt trennten sie sich von einander mit einem kurzen trockenen „Gute Nacht!" als ob sie sich eben so fremd wären, als dem Leser und dem Erzähler dieser Geschichten.

G. Kellner.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Deutsche Dichter.

Nicolaus Lenau.

(Fortsetzung aus Nr. 127.)

Das Grübelnde und finster Brütende in Lenau's Wesen hat oft etwas Dämonenhaftes, Grausenerregendes, als ob der böse Geist des Menschen, der Geist der Nacht, der Geist des Zweifels und der Verwirrung, sich darin kund gebe. Selbst seine Frühlingspoesie gleicht einer geisterhaften Mondnacht. Er singt so glockenrein von Glaube und Liebe, von Sehnsucht und Hoffnung, von Unschuld und Seligkeit, es ist uns oft, als griffen himmlische Heerschaaren in die Saiten seiner Aeolsharfe; da zeigen sich plötzlich seiner tiefen Leidenschaft aufflammende Gedanken, da schleicht sich plötzlich der Dämon des Zweifels zu ihm heran, er wird aus seinem Paradies gleichsam herausgeschleudert, er lacht und spottet dann entweder mit dem Teufel, oder er seufzt gebrochenen Herzens über die Schmerzen und Qualen seiner Brust, es übermannt ihn das Gefühl der Reue, und er bricht aus in Wehklagen. Seine Schmerzen sind bald grübelnd, bald zweifelnd, bald resignirend. Der Geist des Zweifelns und Verneinens beruht nicht auf Unglauben, sondern auf dem Gefühl eines verblühten, verbitterten und zerstörten Lebensglücks, auf den Gegensätzen seines Innern mit der rauhen Wirklichkeit, auf schmerzreichen Erinnerungen an schwarze Tage und Stunden, auf Schlägen des Schicksals und auf herben, unersetzlichen Verlusten, die uns nicht genau bekannt sind. Er kann Ruhe und Glück des Lebens, welche er so schön empfindet, nicht genießen, die Seligkeit, welche er sich vorspiegelt, findet nirgends Befriedigung, er tritt aus seinem Ich heraus und bleibt doch mitten in der schönen Natur sich selber fremd, er ist sich selbst ein ewiges Räthsel; denn er stößt überall auf Täuschung, Unbestand, Verluste und Vergänglichkeit. Der Gedanke an den Tod überkommt ihn im Urwalde, wie am Niagara, es überfällt ihn der Zweifel an Fortdauer, ja, pantheistische Gedanken bemächtigen sich seiner, und sein Schmerz löst sich zuletzt in Resignation auf. Sein Gemüth und sein Geist kämpfen wiederholt gegen die schwarzen Bilder seines Innern an; er will sie hinwegbannen, aber sie drängen sich immer wieder von Außen und Innen an; er ringt mit ihnen, oft kampfeslustig, oft auch kampfesmüde. Die Stimmungen der Wehmuth und des Zweifels bleiben sich nicht gleich. Hier lächelt er vor Wehmuth, dort liegt er zu Boden geschmettert, hier macht er sich durch einen Aufschrei Luft, dort jubelt und triumphirt er laut auf. Er bekundet einen nie rastenden Denkproceß. Der Gedanke, welcher ihn emporhebt zu männlicher Reflexion, erhebt ihn aus den Fesseln weichlicher Wehmuth, und sein Zorn, wenn er aufflammt, härtet sein Eisen zu Stahl. Seine Gedankenblitze gleichen dem Wetterleuchten, seine wilden Bilder gleichen vom Sturm gepeitschten Wolken. Im zweiten Theil tritt dies noch schärfer ausgeprägt hervor, selbst in Gedichten, wo es Niemand erwartet, wie im Hagestolzen und Steyrertanz. Die schwierigsten Probleme des Glaubens hat seine dichterische Phantasie erfaßt und Gedichte, wie der Zweifler, der allegorische Traum, an seine Pfeife, bekunden den gährenden Most und den nach Wahrheit ringenden Geist. Aber alle diese Zweifel und Verneinungen gehören keinem System an; sie sind die Ergebnisse einer getäuschten, verwundeten und lebensmüden Menschenbrust, einer übersprudelnden Gefühlswelt und üppiger Phantasiebilder.

Scharf ausgeprägt liegen in mehren Gedichten seine Mitgefühle über das Wohl und Wehe der Menschheit, seine Gedanken an die Freiheit nicht blos des einzelnen Individuums, sondern der einzelnen Völker und der Menschheit insgesammt. Sein Völker- und Weltschmerz ist kein geheuchelter, er hat seine Quelle in den Tiefen seines Innern, das Alles in und außer sich in das Bereich seiner Reflexionen zieht, durchlebt und durchempfindet. Auch gehört er nicht zu den frivolen Absprechern der Gegenwart, die das Bestehende mit Spott geißeln, Alles niederreißen möchten und doch nichts Neues, Haltbares dagegen aufbauen können. Die eigentliche Tagespolitik und die politische Bänkelsängerei liegt ihm ganz fern, er hält sich nicht an Specialitäten, sondern an die allgemeinsten höchsten Fragen der Menschheit. Er besingt die Leiden der Zeit zwar nicht mit schmetternden und zur Empörung aufreizenden Worten, aber er empfindet sie desto tiefer, lebt und kämpft sie mit durch. Er hört aus dem Zeitensturm die furchtbaren Wahrheiten hindurchschrillen, und der Menschheit Jammer steigert seine eigene Schwermuth, aber er zwingt ihm einen auf Ingrimm basirten Humor ab. Er kann nicht, wie Anastasius Grün, mit der Menschheit jubeln, nicht zu Kampf und Sturm die Menschheit aufreizen, er kann nur mitempfinden und klagen. Er singt, wenn auch nicht hinreißend, doch mächtig ergreifend für ewige Wahrheiten und für die Rechte der Menschen gegenüber den Gräueln der Weltgeschichte und insbesondere der Kirche und Despotie. Seine Freiheitsgefühle erheben sich über die Grenzen seines Vaterlandes und seiner Zeit, wenn er auch für Ungarn, Polen und Böhmen — Huß und Ziska — besondere Vorliebe an den Tag gelegt hat. Seine Polenlieder, welche ihm ein großes Publicum verschafften, sind außerordentlich schön, eben so politisch freisinnig, als rachеglühend. Weil er sich mehr im Allgemeinen hält und sturmpredigende Dithyramben vermieden hat, wollen freilich Manche seine Liberalität nicht hoch anschlagen, Andere beschuldigten ihn sogar des Rückschrittes und absolutistischer Tendenzen. Man that ihm deshalb sehr Unrecht und begriff nicht, daß ein Dichter wie Lenau seine eigenen Wege gehen könne, ohne seinen Ansichten für Freiheit und Menschenwohl untreu zu werden. Er predigt Freiheit weniger auf dem Felde der Politik, als des Glaubens; er predigt sie nicht als Jakobiner, im Gegentheil mehr in Manier eines Priesters, das liegt begründet in seinem ganzen Wesen und in der religiösen Richtung, welche seine Studien in den letzten Jahren genommen haben. Seine Hauptangriffe richten sich gegen Hierarchie und Despotie; er suchte die Fesseln, die ihn am meisten in seiner Umgebung zu drücken schienen, zu sprengen, wie er dann namentlich auch in seinem Faust das Regierungssystem seines Vaterlandes porträtirt hat. Wie hier die Discussion über Tagesfragen so gut wie abgeschnitten ist, so hat auch er für solche Specialitäten keine Sympathien geoffenbart, sich vielmehr an das allgemeine Drückende gehalten. Unsere erbärmliche Kritik hat es nicht verschmäht, auch Lenau's Muse anzubellern, ja mit Schmutz zu bewerfen. Mit Bedauern muß ich bemerken, daß Lenau seine tadelnden Kritiker der Beachtung in so fern gewürdigt hat, daß er polemische Erörterungen und Entgegnungen, die ihm seine Misstimmung eingab, im zweiten Band seiner Gedichte sogar aufgenommen hat. Möchten sie ganz in Wegfall kommen.

Karl Haltaus.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 129.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 16. December 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Vierter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 128.)

Neunzehntes Kapitel.

Die Nachforschungen.



Sobald ich in Paris angekommen und aus der Schnellpost gestiegen war, nahm ich einen Fiaker, legte mein bescheidenes Reisegepäck hinein und ließ mich zum Herrn St. Etienne, meinem künftigen Gönner, fahren, Straße des Montblanc Nr. 70; denn so lautete die Adresse auf dem Einführnngsbriefe, den mir Claudins Gérard mitgegeben. Es war ungefähr 3 Uhr Nachmittags, als der Wagen vor einem Hanse von schönem Ansehen still hielt.

Zu meiner großen Verwunderung erblickte ich unter dem Gewölbe der Einfahrt zwei oder drei Gruppen von Menschen, die lebhaft mit einander sprachen, während auf dem Hofe die Bedienten mit bestürzten Geberden hin und wieder gingen.

Mit den Augen das Stübchen des Thürhüters suchend, trat ich auf die Gruppen zn und hörte, wie der Eine und der Andere die Worte aussprach:

„Das ist ein trauriger Unglücksfall!“

„Ganz unerwartet!“

„Wer hätte das gestern vermuthet?“

„Und seine Frau und Kinder, die um Mittag ausgegangen sein sollen, und nun von nichts wissen!“

„Wenn sie wieder nach Haus kommen — was für ein Unheil wartet da auf sie!“

„Es ist fürchterlich!“

Obgleich diese Worte mir unverständlich waren, riefen sie in mir doch eine unbestimmte Besorgniß hervor; ich ging auf das Stübchen des Thürhüters zn — es war leer. Nachdem ich einige Augenblicke gezaudert, wandte ich mich an einen Livreebedienten, der eilig über den Hof ging, nnd sagte zn ihm:

„Ist Herr St. Etienne zu sprechen?“

Der Mann stand still, sah mich an, als wenn meine Frage zugleich sein Erstaunen nnd seinen Unwillen rege machte; und dann antwortete er mir mit Achselzucken und indem er seines Weges ging, barsch:

„Sie wissen vielleicht noch nicht, daß der Herr vom Schlage getroffen worden ist, und daß man den Leichnam vor einer Stunde hierher gebracht hat.“

Und der Bediente ließ mich erstarrt vor Schrecken stehen.

Die traurige Neuigkeit war vollkommen unzweifelhaft, und ich konnte, wollte doch nicht an sie glauben; und wirklich trat ich mit der kindischen Hartgläubigkeit, die den Verzweifelnden, welche jeden Schimmer einer Hoffnung hartnäckig festzuhalten suchen, eigen ist, anf die Leute zn, welche unter dem Thorweg standen, nnd sagte:

„Es ist doch gewiß nicht wahr, meine Herren, daß Herr von St. Etienne vom Schlage gerühet worden, wie das Gerücht sagt?“

„Wie, ein Gerücht, lieber Herr? Ach, nichts kann wahrer sein. Ich war dabei, als vor einer Stunde der Leichnam des Herrn St. Etienne in einem Wagen hergebracht wurde. Es ist ein großes Unglück für seine Familie.“

„O, sehr groß“ — platzte ich unwillkürlich heraus — „aber es ist doch noch Hoffnung?“

„Keine, lieber Herr, keine. Der Unglücksfall hat sich schon heute Morgen gegen zehn Uhr ereignet, im Ministerium des Innern, wo Herr St. Etienne gerade war. Es ist nach den besten Aerzten in Paris geschickt worden, verstehen Sie mich wohl, nach den besten Aerzten — und —“

Mein Berichterstatter schwieg bedeutsam. Plötzlich ward nnter den Umstehenden eine Bewegung bemerkbar; ein Bedienter kam ganz außer Athem von der Straße hergelaufen, nnd rief denjenigen nnter seinen Kameraden, zu dem ich schon gesprochen hatte, nnd der als Vorposten ausgestellt zu sein schien, zu:

„Madame kommt, ich habe den Wagen gesehen.“

Bei diesen Worten stieg der andere Bediente eilig die Stufen einer Freitreppe hinauf, und fast in demselben Augenblick trat ein ältlicher Mann mit grauem Haar aus dem Parterre, trocknete seine thränenschweren Augen, eilte in das Einfahrtsthor und blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, vermuthlich um dem Wagen, der sich näherte, ein Zeichen zu geben, daß er anhalten möge, dann trat er rasch auf die Straße hinaus.

„Dieser alte Herr gehört zur Familie,“ sagte einer aus der Gruppe, „er will die arme Frau und ihre Kinder nicht hereinlassen, damit sie nicht ganz plötzlich das unvorhergesehene Unglück erfahren.“

„Sie sollen wahrscheinlich zu Verwandten gebracht werden,“ sagte ein Anderer.

So unbedeutend diese einzelnen Züge sind, so habe ich sie doch nicht vergessen; denn für mich war jedes dieser Worte ein harter Schlag, indem es die letzten und thörichten Hoffnungen, an die ich mich bis zuletzt festgeklammert hatte, vernichtete.

Es war nm sie geschehen. —

In wenigen Minuten hatte ich meine ganze Zukunft vor mir zusammenstürzen sehen; ich war in Paris ohne irgend eine Stütze, beinahe ganz ohne Hülfsquellen; denn von der Summe, die mein Gönner dem Claudius Gérard großmüthig gesandt hatte, um meine Reise damit zn bestreiten, und mich mit angemessener Kleidung zn versehen, blieben mir kaum zehn Francs übrig.

Mein erster Gedanke war, sogleich zu Claudins Gérard zurückzukehren, aber die Reise kostete 120 Francs, nnd um zu Fuß in unser Dorf zurückzukehren, hätte ich vierzehn bis zwanzig Tage gebraucht.

Ich weiß nicht, wie lange ich so angedonnert, unthätig, und außer Stande, irgend einen Entschluß zu fassen, in der Einfahrt gestanden haben mag, aus der sich die Leute nach und nach verlaufen hatten.

Der Thürhüter des Hauses bemerkte mich endlich, und sagte zu mir:

„Was haben Sie da zu thun, Herr?“

Ich fuhr zusammen und sah ihn scheu an. Er mußte die Frage wiederholen, ich wußte nichts zu antworten. Am Ende faßte ich ein wenig Muth, zog den Brief des Claudius Gérard aus der Tasche und sagte zum Thürhüter:

„Ach, lieber Herr, ich komme 200 Meilen weit her, nnd wollte dem Herrn von St. Etienne diesen Brief überbringen, der mein Beschützer sein sollte, und bei meiner Ankunft erfahre ich, daß er todt ist — ich kenne Niemanden in Paris und bin beinahe ganz ohne Mittel.“

Meine Niedergeschlagenheit, die Aufrichtigkeit, die in meinem Tone liegen mochte, der Anblick des Briefes, den ich ihm zeigte, schienen den Thürhüter zu rühren; er antwortete mir:

„Das ist freilich traurig, armer Mann — es thut mir von Herzen leid, aber ich kann nichts dabei thun — Sie müssen einige Tage warten. Wenn Sie dem sel'gen Herrn recht angelegentlich empfohlen sind, so thut Madame vielleicht etwas für Sie — aber für jetzt, das sehen Sie wol ein, in dem Augenblicke, da sie einen solchen Verlust erlitten, können Sie sie nicht zn sprechen bekommen — Sie müssen sich einige Zeit gedulden.“

„Gedulden — lieber Herr —“ rief ich mit bitterer Empfindung — „wie ich Ihnen sage, ich kenne Niemanden in Paris, ich bin ohne Mittel —“

„Ich kann dabei nichts thun, lieber junger Herr, kommen Sie nach etwa vierzehn Tagen wieder, vielleicht werden Sie dann bei Madame vorgelassen,“



antwortete der Thürhüter, indem er mich nach und nach vor die Thür führte, die er hinter mir zuschloß.

Vollkommen unbekannt mit den pariser Gebeäuchen, hatte ich, in Gedanken schon ganz bei dem Herrn von St. Etienne, den Fiaker, mit dem ich hergefahren, vor dem Hôtel stehen lassen; mein kleines Packet lag in demselben.

„Es wird also stundenweis gerechnet, Herr," sagte der Kutscher zu mir, als die Thür des Hôtels des Herrn von St. Etienne sich hinter mir geschlossen hatte. „Glücklicherweise habe ich auf der Post nach der Uhr gesehen, es war 2 Uhr 25 Minuten. Wohin geht's jetzt?"

Ich verstand den Sinn der Worte: „es wird stundenweis gerechnet" nicht, noch auch wie unheilverkündend sie für meinen magern Geldbeutel waren. Und außerdem schlug mich die Frage nieder, welche meine grausame Verlegenheit so kurz zusammenfaßte.

„Wohin geht es jetzt?"

Ja wohin sollte es gehen?

Plötzlich fiel mir Bamboche ein.

„Welcher Wink der Vorsehung!" rief ich aus — „und wie sehr hat Claudius Gérard Recht gehabt, mich aufzufordern, seine Adresse zu behalten!"

Ich öffnete auf der Stelle das Couvert, welches diese letztere enthielt und fand darin eine geglättete Visitenkarte, auf welcher ich in beinahe unmerklich feiner Schrift las:

Capitain Hector Bambochio. Straße Richelieu Nr. 9.

Obgleich dieser militairische Grad und diese ausländische Endung an dem Namen meines Jugendfreundes mich seltsam überraschten und mir viel zu denken gaben, so befand ich mich doch in einer zu kritischen Lage, und ich will es aufrichtig gestehen, ich empfand eine zu lebhafte Sehnsucht, Bamboche wiederzusehen, als daß ich mich durch diese Bedenklichkeiten hätte sollen abhalten lassen; ich glaubte mich schon aus der traurigen Lage, in der ich mich befand, gerettet und sagte zu dem Kutscher mit einem freudigen Seufzer, indem ich in den Wagen stieg:

„Fahren Sie mich in die Straße Richelieu Nr. 9, ist das weit von hier?"

„Zwei Schritte, Herr."

Und der Fiaker eilte nach der Straße Richelieu. Alles war vergessen: — die schreckliche Ungewißheit meines Schicksals und die Furcht, die ich vor dem schädlichen Einfluß Bamboche's auf mich haben konnte: — ich war im Begriff, ihn nach acht Jahren Abwesenheit wiederzusehen: ihn, der mich noch immer zärtlich liebte — sein Benehmen bei Claudius Gérard bewies es ja hinlänglich! Vielleicht konnte ich auch von Bamboche Auskunft über Basquine erlangen. Zum ersten Male seit langer Zeit fühlte ich mich glücklich — was um so süßer war, da ich einen Augenblick vorher noch in Verzweiflung gewesen war.

Der Fiaker hielt am Anfange der lärmenden, in hellem Lichte erglänzenden Straße still; es war am Ende des Decembers; obgleich es noch Tag war, fingen die Läden doch bereits an, von Lichtern zu strahlen; ich war geblendet von all dem Glanz, betäubt von all dem Lärm und von dem Gefühl von Glück, das mich bei dem Gedanken an Bamboche überfluthete. Ich fing an zu finden, daß Paris ein wahrhaft feenhaftes Schauspiel darbiete.

Der Kutscher öffnete mir den Wagen; ich trat in ein Haus von prachtvoller Ausstattung und fragte den Thürhüter:

„Ist der Capitain Hector Bambochio zu Hause, Herr?"

„Der Capitain Hector Bambochio!" rief der Thürhüter aus, indem er den Namen im Tone der Achtung, Verehrung und des Bedauerns aussprach — „ach, lieber Herr, vor sechs Monaten haben wir ihn eingebüßt."

„Ist er todt?" rief ich aus.

„Todt! Nein, nein, lieber Herr, das gebe Gott nicht, daß ein solcher Unglücksfall eintreten sollte," antwortete mir der Thürhüter, „der Capitain Hector, einer der Befreier von Texas — ein so edelmüthiger Herr, so gar nicht stolz — so ein guter Kerl, immer so lustig. Nein, nein — dergleichen gibt es zu wenig, als daß sie sterben dürften. Ich meine nur, daß wir den Capitain Hector seit einem halben Jahre als Miethsmann eingebüßt haben."

Bamboche Befreier von Texas? — Das setzte mich anfangs in Verwunderung, aber in meiner unbefangenen Leichtgläubigkeit kam es mir nicht unmöglich vor, daß mein Freund im Verlaufe einiger Jahre in die neue Welt hatte auswandern können, wo er dann ohne Zweifel den Capitainsrang erworben hatte. Bamboche's Tapferkeit und Thatkraft machten diese Vermuthung annehmlich. Ich war hoch erfreut, von meinem Freunde mit so viel Achtung und Zuneigung sprechen zu hören; meine Begierde, ihn wiederzusehen, wuchs noch und ich sagte zum Thürhüter:

„Und wo wohnt gegenwärtig der Capitain?"

„Straße Seine-Saint-Germain im Hôtel du Midi. Der Herr Capitain hat das herrliche Logis, das er in diesem Hause gemiethet und meublirt hatte, verlassen, weil es für seinen Vater, den Signor Marchese, zu geräuschvoll war.

„Für seinen Vater, den Marquis?" sagte ich mechanisch — denn daß Bamboche Sohn eines Marquis sein sollte, das nahm mich noch mehr Wunder, als daß er zum Capitain umgewandelt sein, daß er Texas befreit haben sollte — ich wiederholte, ohne daran zu denken, vor dem Kutscher mein Erstaunen zu verbergen: „Für seinen Vater, den Marquis?"

„Ja, Herr," antwortete der mittheilsame Thürhüter — „Sie wissen also nicht, daß der Signor Marchese Annibale Bambochio, der Vater des Capitain Hector, nach Paris gekommen ist, um bei seiner Vermählung gegenwärtig zu sein?".

„Bei der Vermählung des Capitains?"

„Freilich, eine glänzende Heirath," sagte der Thürhüter mit vertraulicher Miene zu mir, „die Tochter eines Grand von Spanien aus dem vereinigten Königreich — das ist mehr als ein Herzog, sagte mir der Capitain."

„Die Tochter eines Grand von Spanien" — wiederholte ich mit wachsender Verdutztheit.

„Nichts mehr und nicht weniger, Herr, der Capitain sagte im Weggehen zu mir: Kamerad — der Capitain nannte alle Leute seine Kameraden, auch seine Bedienten; man wäre deshalb für ihn durch's Feuer gegangen —" setzte der Thürhüter in Parenthese hinzu, „mein wackerer Kamerad, sagte also der Capitain zu mir — wenn ich in's Palais meines Schwiegervaters in der Hauptstadt des vereinigten Königreichs Spanien eingezogen sein werde, so will ich dich als Schweizer annehmen, und du sollst die Hellebarde tragen. — Vielleicht denkt der Capitain nicht mehr an mich —" sagte der Thürhüter mit einem Seufzer — „und da der Herr ihn kennen, so könnten Sie ihn wol einmal wieder an mich erinnern."

„Freilich, ich kenne den Capitain und werde Sie ihm empfehlen," antwortete ich, ohne selbst recht zu wissen, was ich sagte.

Eine Art von moralischem Schwindel hatte mich ergriffen: Bamboche heirathete die Tochter eines Grand von Spanien!! Ungeachtet meiner unerschütterlichen Leichtgläubigkeit kam mir das doch zuerst unmöglich vor; bald aber verblendete mich die Freundschaft, und ich sagte zu mir selbst: „Warum sollte das nicht möglich sein? Bamboche ist jung, hübsch, keck, unternehmend — nach seiner Unterredung mit Claudius Gérard zu urtheilen, scheint sein Geist sich entwickelt und gebildet zu haben. Was ist Unmögliches daran, daß er einem jungen Mädchen den Kopf verdreht haben sollte? Er ist Capitain — die Uniform macht alle Unterschiede der Lage vergessen."

Es machte mir so viel Vergnügen, von Bamboche mit Lob reden zu hören, daß ich trotz meines Wunsches, ihm sobald als möglich näher zu kommen, mich nicht enthalten konnte, gerührt zum Thürhüter zu sagen:

„Die Leute hatten ihn also recht lieb, den Capitain?"

„Ob man ihn lieb hatte, Herr — das Geld floß ihm aus den Händen — das ist der rechte Ausdruck, floß ihm aus den Händen. Wo ist ein solcher Mensch gesehen worden! Zum Beispiel, er hatte ein prächtiges Mobiliar gekauft und behielt es nur ein halbes Jahr; denn nach Verlauf desselben zog er mit seinem Vater zusammen, dem Signor Marchese, in die Vorstadt Saint-Germain — nun, dieses Mobiliar hat er dem Tapezierer für den Viertheil des Werthes wieder abgelassen, ohne zu markten; nur das Mobiliar im Speisesaal behielt er, und wissen Sie warum? — Um es den Bedienten zu schenken, mit den Worten, es solle ihr Trinkgeld sein, und es war vielleicht 2000 Francs werth. Mir hat er beim Fortgehen einen Baß geschenkt mit einem vortrefflichen Bogen, der in Gold gefaßt war, und einen zahmen Bären, den er in seinem Garten hielt. Ich habe den Baß für 150 Francs und den Bären im botanischen Garten für 200 Francs verkauft — und einen solchen Mann sollte man nicht lieb haben?"

„Der Capitain hatte also ein gutes Herz?" sagte ich zu ihm nach dieser Aufzählung der Freigebigkeiten Bamboche's.

„Das wollte ich meinen, Herr: er bezahlte Alles ohne zu handeln — nur flackerte er auf wie Pulver — es kam ihm auf einen Fußtritt oder Faustschlag mehr oder weniger nicht an: — aber wie konnte man darüber böse werden, wenn es nach einer solchen Lebhaftigkeit immer ein gutes Trinkgeld gab?"

Diese knechtische eigennützige Gesinnung widerte mich an; bis dahin kam mir Bamboche nur thöricht, verschwenderisch und brutal vor; ich kannte meinen Jugendfreund zu gut, als daß ich mich über diese Enthüllungen hätte wundern sollen. Doch hoffte ich, ehe ich dieses Haus verließ, noch etwas über Basquine zu erfahren; ich sagte also, nicht ohne eine leichte Verlegenheit, zum Thürhüter:

„Kam nicht häufig zum Capitain ein junges Mädchen, blond, mit schwarzen Augen?"

„Ein junges Mädchen? — ach, lieber Herr — Dutzende von jungen Mädchen; denn er ist ein lockerer Vogel, der Capitain — und seine kleine Grande von Spanien wird die Augen gut aufmachen müssen, wenn sie nicht lieber, was im Grunde das Klügste wäre, beide zudrücken will."

„Dieses junge Mädchen," sagte ich zögernd, „hieß Basquine."

„Basquine? Mir nicht bekannt," sagte der Thürhüter — „übrigens nannten sie nicht gerade alle ihren Namen, wenn sie zum Capitain hinaufgingen — die, welche Sie nennen, mag gekommen sein, wie so viele Andere."

Ich weiß nicht, wie es kam, daß mir mein Herz, das anfangs voll Freude war, immer mehr beklemmt wurde. Ich sagte zum Thürhüter:

„Möchten Sie die Gefälligkeit haben, lieber Herr, mir die Adresse des Capitains aufzuschreiben?"

„Mit großem Vergnügen, Herr. Was thäte man nicht gern für einen Freund des Capitain Hector Bambochio?"

Und bald darauf gab mir dieser Mann ein Papier, auf welchem folgende Worte geschrieben standen:

Der Herr Capitain Hector Bambochio, Straße Seine-Saint-Germain, Hôtel du Midi.

Ich gab dem Kutscher diese Adresse und stieg wieder in den Wagen.

Der Thürhüter schlug mir achtungsvoll den Wagentritt in die Höhe und sagte:

„Der Herr werden doch nicht vergessen, mich dem Capitain in Bezug auf den Posten als Schweizer in Spanien in Erinnerung zu bringen?"

„Werde nicht verfehlen," antwortete ich.

Und der Wagen fuhr nach der Seine-Straße.

Es war unterdessen ganz dunkel geworden.

Indem ich ruhiger darüber nachdachte, fiel mir, so gering auch meine Welt- und Menschenkenntniß war, das Uebertriebene, Lügenhafte in der Erzählung des Thürhüters auf, und wie abenteuerlich und wechselvoll Bamboche's Lebenslauf seit unserer Trennung gewesen sein müsse — und dessen ungeachtet oder vielleicht gerade darum, stieg meine Ungeduld, ihn zu sehen, noch höher.

Nach einiger Zeit hielt der Fiaker in einer finstern und jetzt fast ganz menschenleeren Gasse still, deren Anblick mit der belebten, hellerleuchteten Straße, aus der ich herkam, einen seltsamen Gegensatz bildete.

Die Thür öffnete sich; ich stieg vor der Pforte eines engen und stockfinstern Ganges aus.

„Ist dies das Hôtel du Midi?" fragte ich den Kutscher, denn ich fand die Wohnung für den Signor Marchese Annibale Bambochio, künftigen Schwiegervater der Tochter eines Grand von Spanien, sehr bescheiden.

„Allerdings ist's hier, Herr. Sehen Sie da die Laterne," antwortete der Kutscher und wies mir eine Art von länglichem Käfig aus Glas, der inwendig erleuchtet war, und auf welchem mit rothem Buchstaben stand: Hôtel du Midi.

Ich trat tastend in den Gang und stand still, als ich den Lichtschein gewahr ward, der aus einer Stube kam, die ein halb mit Glasscheiben versehenes Fenster hatte.

Eine schlechtgekleidete Frau schlief im Winkel am Ofen auf einem Stuhle; hinter ihr sah ich ein Bret mit Nummern und Nägeln, an denen eine große Anzahl Schlüssel hing.

„Madame," sagte ich zu der Frau, indem ich den obern Flügel der Thür öffnete, „ist der Capitain Hector Bambochio zu Hause?"

„Wie, was?" sagte die Frau, plötzlich aus dem Schlafe auffahrend, indem sie sich die Augen rieb und mich verdrießlich ansah, „was wollen Sie?"

„Ich frage, Madame, ob der Capitain Hector Bamboche zu Hause ist."

„Der Capitain;" rief die Frau, und betonte dieses Wort mit spöttischem Zorn, „der Capitain!" und bei diesem Worte nahmen ihre Züge den Ausdruck heftiger Wuth an, die Stimme ward mehr und mehr kreischend, und sie versetzte mit einer Zungenfertigkeit, der ich nicht Einhalt zu thun wagte:

„Der Capitain hat sich davon gemacht, und ich hoffe, daß er sich nicht untersteht, den Fuß wieder hierher zu setzen — der Unglückscapitain — geh er zum Teufel, der rohe Geselle, der Unruhstifter, der Säufer, der Zänker der! Mehr als ein halb Dutzend Miethsleute haben lieber ausziehen, als in der Nähe dieses Strauchdiebs bleiben wollen. Er hat zwei Studenten im Duell verwundet, um einer kleinen Näherin willen, die mit ihm leben wollte, und meinem Nachbar zwei Zähne eingeschlagen, weil der arme Junge sich darüber beklagte, ihm zu allen Stunden in der Nacht die Thür aufmachen zu müssen. Der Hausbesitzer hat die Wache holen lassen müssen, um ihn von hier zu vertreiben, den Banditen, und er hatte die schönsten Zimmer im ersten Stock genommen, denken Sie sich. Italienischer Straßenräuber! ich werde an ihn denken."

Der Gegensatz war also noch nicht erschöpft. Das Andenken, welches Bamboche in diesem Hause zurückgelassen hatte, war von demjenigen in seiner früheren Wohnung eben so verschieden, wie die Wohnungen selbst verschieden waren. Die schöne Darstellung von dem Schwiegervater, der Grand von Spanien wäre, und von der reichen Heirath, die ich einen Augenblick mit Wohlgefallen gehegt hatte, verschwand wie ein Traum, und ich ward roth vor Scham, daß ich diese kecken Aufschneidereien meines Jugendfreundes nicht gleich für Das erkannt hatte, was sie waren.

Wenig begierig, die Unterredung weiter fortzusetzen, sagte ich zu der Frau:

„Könnten Sie mir denn wol angeben, Madame, wo der Capitain sich gegenwärtig aufhält?"

„Ich bin nicht Ihre Magd," antwortete sie grob, „suchen Sie den Schurken, wo Sie wollen."

Diese Antwort setzte mich in Schrecken, es war meine einzige, letzte Hoffnung, Bamboche ausfindig zu machen. Welche auch die Lage sein mochte, in der er sich befand, so war ich meiner selbst gewiß genug, um seinen übeln Einfluß nicht zu fürchten, und setzte Vertrauen genug in seine Freundschaft, und ich muß es gestehen, auch in seine erfindungsreiche Umsicht, um zu hoffen, daß er mir behülflich sein werde, mich sogar auf eine ehrenhafte Weise aus der traurigen Lage zu erheben, in der ich jetzt war.

Ich schickte mich an, noch weiter in die Frau zu dringen, um zu erfahren, wo Bamboche jetzt wohnte, als sie plötzlich ihren Vorsatz änderte und ausrief:

„Uebrigens will ich es Ihnen doch sagen, wo er wohnt, damit Sie, wenn Sie ihn sehen, ihm sagen können, daß man hier noch an ihn denkt, daß man noch von ihm spricht, und geben Sie ihm nur unter den Fuß, daß er, wenn er das Unglück haben sollte, sich hier wieder blicken zu lassen, von der Wache und dem Polizeicommissair in Empfang genommen werden wird; er muß nicht glauben, daß wir uns vor seinen großen Händen und seinen Todtschlägerfratzen fürchten!"

„Haben Sie also die Güte, Madame, mich zu unterrichten, wo der Capitain jetzt wohnt," sagte ich ungeduldig.

„Nun ja — als er fort mußte, sagte er unverschämt, wenn Einladungen vom Hofe an ihn ergingen — vom Hofe — ich bitte Sie um Gotteswillen, so ein Strauchdieb am Hofe! — oder wenn Säcke mit Gold und Silber, oder Schächtelchen mit Diamanten an ihn einliefen — Säcke Gold und Diamanten — ja prosit Mahlzeit! — so sollte man ihm das Alles hinschicken in sein neues Logis: Barrière de la Chopinette im Fuchsgäßchen (impasse du renard) Nr. 1."

„Dank Ihnen, Madame," sagte ich, indem ich mich rasch entfernte, in der Furcht von dieser langen Adresse etwas zu vergessen; ich gab sie dem Kutscher auf.

„Satan," sagte er zu mir, „das ist, als wenn Einer sagte, nach Moskau — warten Sie ein wenig, ja — ja — ich werde mich gleich besinnen — man fährt — gleich! — die Barrière de la Chopinette weiß ich — aber das Fuchsgäßchen — das ist mir unbekannt, und rolle doch schon eine gute Zeit auf dem pariser Steinpflaster herum — schadet aber nichts, ich kann fragen."

Und der Wagen setzte sich wieder in Fahrt.

Meine Betrübniß stieg mit meiner Besorgniß: ich fürchtete, Bamboche nicht wieder zu finden; und wenn etwa mein Nachsuchen, nachdem ich ihm auf diese Weise von Wohnung zu Wohnung gefolgt, vergeblich blieb, was sollte ich dann zu Paris machen, was sollte aus mir werden?

Zwanzigstes Kapitel.

Das Fuchsgäßchen.

Nachdem wir lange Zeit durch verschiedene Stadtviertel hingefahren waren, kamen wir in eine viel belebtere Straße, der Wagen hielt vor einer Weinhandlung still, und ich hörte, wie der Kutscher zu einigen Leuten, die auf der Schwelle derselben schwatzten, sagte:

„Möchten Sie so gütig sein, mir zu sagen, wo das Fuchsgäßchen ist?"

„Wenn Sie durch die Barrière gefahren sind, schlagen Sie die erste Straße links ein, dann rechts, dann noch einmal rechts, dann kommen Sie über ein kleines Stück freies Feld, und dann sind Sie da," sagte der Eine.

„Danke," sagte der Kutscher.

„Doch, Alter," versetzte ein Anderer, „Du weißt doch, daß keine Wagen in's Gäßchen kommen können, Du wirst bei einem Drehbaum still halten müssen; denn es nisten in diesen Winkeln keine Leute, die zu Wagen kommen."

„Ja, Du verdienst das Kreuz der Ehrenlegion," versetzte eine andere Stimme, „wenn Du auch nur so weit kommst, Du wirst der erste Kutscher sein, der dem Fuchsgäßchen nahe gekommen ist."

„Schon gut, schon gut, Ihr Possenreißer," antwortete der Kutscher, und ich hörte ihn zwischen den Zähnen fluchen, während er seine ganz abgejagten Pferde peitschte.

Nachdem wir die Barrière hinter uns gelassen hatten, und durch eine oder zwei vollkommen dunkle und menschenleere Gäßchen gefahren waren, die nur durch den schwachen Schimmer der Laternen des Wagens erleuchtet wurden, durcheilte der Fiaker, beständig in Gefahr, in den tiefen Kothlachen umzuwerfen, ein Stück Feld und hielt nach einigen Minuten still.

Der Kutscher trat an die Thür, und sagte zu mir, ohne seine üble Laune zu verbergen:

„Alle Wetter, was für Wege! Sie können sich rühmen, Herr, in allen Arten von Stadtvierteln Bekanntschaften zu haben, von den Hôtels in der Chaussée d'Antin an, bis zum Fuchsgäßchen; und dabei ist's acht Uhr, und ich habe noch nicht zu Mittag gegessen, so wenig wie meine Pferde. Haben Sie hier lange zu thun? Mein Vieh könnte unterdessen seinen Hafer fressen."

„Ich werde sogleich erfahren, ob Der, welchen ich aufsuche, zu Hause ist," sagte ich zum Kutscher, „in dem Falle hole ich mein Packet — auf keinen Fall brauchen Sie lange auf mich zu warten."

Und ich entfernte mich von dem Wagen und trat in ein enges, kothiges, stinkendes Gäßchen, in dem Häuser, oder vielmehr schwarze Gemäuer standen, unter denen ich nur in einigen wenigen Licht sah.

Es war mir als Adresse die Nummer 1. aufgegeben worden. Da die Dunkelheit mir nichts zu unterscheiden erlaubte, klopfte ich an die Thür des ersten Hauses im Gäßchen.

Nach langer Stille ließen sich hinter der Thür schleppende Schritte vernehmen, und eine Stimme sagte mir:

„Wer ist da?"

„Ist hier Nr. 1 des Fuchsgäßchens?"

„Gegenüber, Schafskopf, hier ist Nr. 2," antwortete die Stimme brummend.

Ich ging quer über das Gäßchen und klopfte an eine Hausthür, die mir ein Bischen weniger verfallen zu sein schien, als die andere. Die beiden Fenster des Erdgeschosses waren mit Laden versehen, durch deren Ritzen ich Licht sah. Obgleich ich zwei Mal angeklopft hatte, ward mir doch nicht aufgethan, aber es kam mir vor, als wenn man in dem Hause eilig hin und her liefe, und ich vernahm sogar die oft wiederholten Worte:

„Macht schnell, macht schnell!"

Ungeduldig klopfte ich noch einmal und stärker, endlich öffnete sich eins der Fenster des Erdgeschosses hinter dem Laden, diese wurden ein wenig auseinandergeschlagen, und eine heisere Stimme fragte mich:

„Wer ist da?"

„Ist hier Nr. 1 im Fuchsgäßchen."

„Ja."

„Ist der Capitain Hector Bambochio zu Hause?"

„Wer?"

„Der Capitain Hector Bambochio."

„So einen gibt's hier nicht," antwortete die Stimme, und die Laden wurden rasch wieder geschlossen.

„Meine Ahnung!" setzte ich verzweiflungsvoll zu mir selbst, „ich habe Bamboche's Spuren verloren." Was sollte ich machen — o Gott! was sollte ich machen!

Die Laden waren geschlossen, aber das Fenster dahinter blieb geöffnet. Ich hörte drinnen mehre Stimmen lispeln — ich wollte fortgehen, aber ich säumte noch einen Augenblick, der Laden öffnete sich auf's Neue und dieselbe heisere Stimme sagte zu mir:

„Je, Mann, seid Ihr noch da?"

„Ja, was wollen Sie von mir?"

„Hier ist kein Capitain, Capitain, wie sagt Ihr?"

„Hector Bambochio."

„Das ist richtig, so einer ist nicht hier, aber ein gewisser Bamboche wäre hier wohl bekannt."

„Den such' ich gerade," rief ich mit neuerwachter Hoffnung aus, „das ist sein wahrer Name, aber er nennt sich Capitain Hector Bambochio, ich weiß nicht warum."

„Ach, Ihr wißt nicht, warum er sich so nennen läßt," sagte die Stimme mistrauisch.

Und das Lispeln hinter dem Laden ging wieder an — nach einigen Minuten setzte die Stimme hinzu:

„Wißt Ihr die Parole?“

„Was ist das, Parole?“

„Nichts — lächerliche Geschichte — gute Nacht,“ sagte die Stimme höhnisch.

Und der verfluchte Laden schloß sich.

Aber ich konnte mich nicht entschließen, auf diese Weise die einzige, letzte Hoffnung, die mir übrig blieb, aufzugeben; ich klopfte auf's Neue an den Laden und rief:

„Herr, ich bitte Sie inständig, hören Sie mich an, ich bin ein Jugendgenosse des Bamboche, wir haben uns seit acht Jahren nicht gesehen. Ich komme erst heute in Paris an, wo ich noch niemals gewesen bin. Um Ihnen zu beweisen, daß ich Bamboche genau kenne, und daß ich sein bester Freund bin: — er trägt auf der Brust die Worte eingeätzt: Ewige Freundschaft mit Martin, und dieser Martin bin ich.“

Die Aufrichtigkeit meines Tones, und die Einzelheiten, welche ich anzuführen wußte, mochten das Mistrauen der Bewohner des Hauses zum Theil beseitigen; denn nach einer neuen Berathung hinter den Laden, sagte die Stimme zu mir:

„Wißt Ihr, wo die Schenke zu den drei Tonnen ist?“

„Ich komme heut erst in Paris an, wie ich Ihnen sage, ich kenne diese Schenke nicht.“

„An der Barrière de la Chopinette könnt' Ihr's erfahren, die drei Tonnen sind nicht weit. Von elf Uhr Nachts an trefft Ihr Bamboche dort, er kommt jeden Abend hin.“

„Bamboche wohnt also hier nicht?“

„Gute Nacht.“

„Und das Fenster schloß sich hinter dem Laden — dieses Mal, um sich nicht wieder zu öffnen, trotz meiner inständigsten Bitten, und ich konnte Bamboche's Wohnung nicht in Erfahrung bringen.

So unsicher die Hoffnung war, die mir jetzt noch blieb, so schien es mir doch wenigstens gewiß zu sein, daß Bamboche in Paris sei, und ich hatte Aussicht, ihn noch diesen Abend zu sehen. Ich ging zu meinem Kutscher zurück, und sagte zu ihm:

„Wissen Sie wo die Schenke zu den drei Tonnen ist? Es soll nicht weit von hier sein. Wenn wir einmal da sind, können Sie ihren Pferden zu fressen geben und selbst auch zu Abend essen.“

„Die Schenke zu den drei Tonnen! — ob ich die kenne!“ antwortete der Kutscher lustig, „Sonntag und Montag Abends halte ich oft an der Thür. Ja, Herr, an solchen Orten können Sie mich und mein Vieh so lange warten lassen, wie Sie wollen, wir werden uns nicht darüber beklagen. Nach zehn Minuten sollen Sie da sein.“

Und wir schlugen den Weg nach der Schenke zu den drei Tonnen ein.

Zum ersten Mal seit dem Morgen fiel es mir ein, daß die Kosten des Wagens, den ich seit meiner Ankunft beständig behalten hatte, in Vergleich zu meinen geringen Mitteln beträchtlich sein mußten. Aber da ich Paris durchaus nicht kannte, so war mir diese Ausgabe durch die Natur meiner Nachforschungen selbst nothgedrungen auferlegt worden. Da ich sah, daß diese Nachforschungen ihrem Ziele nahe seien, wollte ich den Kutscher jetzt gleich bezahlen, aber vermöge einer albernen und abgeschmackten Vorstellung, welche Diejenigen, die sich in ähnlichen Lagen befunden haben, vielleicht begreiflich finden werden, hatte ich nicht den Muth, den Fiakre fortzuschicken, ehe ich gewiß war, Bamboche anzutreffen. Und warum behielt ich diesen Wagen, der für mich so unnütz und kostspielig war? Weil es mir, da ich keinen Bekannten in der ungeheuern Stadt hatte, vorkam, als wenn der Kutscher, der mich seit dem Morgen fuhr, schon kein Fremder mehr für mich wäre.

Freilich kommt mir jetzt ein solcher Gedanke betrübend albern vor, aber wenn ich mir das schreckliche, unbeschreibliche Gefühl zurückrufe, das mich überfiel, wenn ich zu mir selbst sagte:

Wenn ich Bamboche heut Abend nicht finde, so bin ich allein in dieser ungeheuern Stadt, allein ohne Mittel, und ohne irgend Jemand zu kennen, so begreife ich es, wie ich dazu habe kommen können, diesen Kutscher beinahe als einen Bekannten zu betrachten.

Daher sagte ich auch, als der Wagen vor der Thür der Schenke zu den drei Tonnen anhielt, zum Kutscher:

„Warten Sie, ich werde hier eine Weile bleiben.“

„Und Ihr Päckchen?“

„Lassen Sie es im Wagen.“

„Damit es Ihnen stibitzt wird, nicht wahr? — Nein, nein, sein Sie ruhig, ich lege es in den Kasten, wer es da finden will, muß sehr gerieben sein.“

Diese vorsichtige Sorgfalt schien mir in Bezug auf den neuen Gesichtspunkt, aus dem ich den Kutscher betrachtete, ein gutes Zeichen zu sein; auch schien mir das Gesicht dieses Mannes, der ziemlich bejahrt war, ehrlich und offen zu sein. Einen Augenblick hatte ich Lust, ihn einzuladen, mit mir zu Abend zu essen; denn ich war vor Müdigkeit und Hunger ganz erschöpft und wollte diese Gelegenheit wahrnehmen, meine Kräfte etwas anzufrischen, aber ich scheute mich eine solche Einladung zu wagen — nicht aus Stolz, wie man leicht denken kann, sondern im Gegentheil, weil ich fürchtete, der Kutscher möchte Mistrauen gegen mich fassen.

Während er sich anschickte, mein Päckchen gegen Entwendung zu sichern, trat ich in die Schenke, die zu dieser Stunde fast leer war; nur ein Paar Leute saßen noch beim Wein. An ihren Sitten, ihrer Kleidung sah ich leicht, daß sie zur arbeitenden Klasse gehörten; es schienen ehrliche Handwerker zu sein, die lustig zusammen tranken, weil sie etwa einen guten Handel gemacht hatten. Es war unter ihnen keins jener unedlen widerlichen Gesichter, dergleichen ich bei meinem Landstreicherleben mit Bamboche und Basquine in den Wirthshäusern niederen Ranges, die von Müßiggängern und Uebelthätern besucht wurden, und in denen wir sangen und bettelten, häufig angetroffen hatte.

Die schreckenvolle Besorgniß, die in mir durch die geheimnißvolle Weise, in der man mich in der vorgeblichen Wohnung Bamboche's aufgenommen hatte, hervorgerufen war, legte sich ein wenig; ich fand, daß es für meinen Jugendfreund kein übles Vorurtheil erwecken könne, daß er eine Schenke besuchte, die von ehrlichen Handwerkern bechert wurde.

Ich setzte mich in einen einsamen Winkel gerade der Thür gegenüber, um Bamboche, sobald er einträte, sogleich bemerken zu können, an einen Tisch und forderte eine kleine Portion Fleisch, Brot und Wasser, dann sah ich nach der Pendeluhr in der Schenke; sie wies auf neun Uhr; ich hatte also im schlimmsten Falle noch zwei oder drei Stunden zu warten.

Ich begann meine einfache Mahlzeit und heftete meinen Blick ungeduldig auf die Thür, sobald sie aufging, indem ich Jeden, der hereintrat, scharf in's Auge faßte, so wenig ich übrigens daran zweifelte, daß ich trotz der seit unserer Trennung verflossenen Jahre, Bamboche sogleich erkennen würde; denn seine kraftvollen und scharf gezeichneten Züge hatten sich meinem Gedächtniß zu tief eingeprägt, als daß ich sie jemals hätte verkennen können.

Während ich auf diese Weise die Blicke auf die Thür geheftet hielt, sobald sie sich öffnete, sah ich einen jungen Mann eintreten, der fünfundzwanzig Jahre alt sein mochte; sein Wuchs war schlank. Sein Gesicht fiel mir sogleich wegen der Regelmäßigkeit und seltenen männlichen Schönheit seiner Züge auf, nur sah er etwas erschöpft aus; er war bleich, sein Gesicht schien von einem matteren Weiß zu sein, da seine ziemlich buschigen Augenbrauen und sein Backenbart sehr braun waren, und der alte schwärzliche Paletot, den er trug, bis zum Halse zugeknüpft war und weder einen Hemdkragen, noch ein Halstuch erblicken ließ. Schuhe und Beinkleid dieses Mannes waren mit Koth bedeckt, und er trug eine Mütze, die ganz aus der Form gedrückt war.

Trotz dieses elenden Aufzuges, oder vielmehr vermöge des Gegensatzes, in welchem er zu dem schönen und ausdrucksvollen Gesichte des Mannes stand, war es unmöglich, von seinem Anblick nicht lebhaft angezogen zu werden; er that in der Schenke ein Paar Schritte vorwärts und näherte sich der Stelle, wo ich saß, und jetzt erst bemerkte ich, daß sein Gesicht etwas geröthet war, und daß sein Blick bisweilen die finstere Starrheit hatte, die der Trunkenheit eigen ist.

Sei es Zufall oder Wahl gewesen, nach einem Zaudern, das wenige Augenblicke währte, ging der Mann nach meiner Seite zu, einem Theile des Saales, wo mit Ausnahme desjenigen, an welchem ich saß, alle Tische unbesetzt waren, und nahm mir zur Rechten Platz.

Nachdem er sich gewichtig niedergesetzt hatte, als wären ihm die Beine schwer, blieb er einen Augenblick unbeweglich, hierauf nahm er die Mütze ab und glaubte sie auf die lange Bank zu legen, auf der wir Beide saßen, aber die Mütze fiel zu meinen Füßen nieder.

Mit natürlicher Dienstfertigkeit, die vielleicht durch den Eindruck, welchen der Anblick dieses Mannes auf mich machte, erhöht wurde, bückte ich mich, um seine Mütze aufzunehmen, und legte sie auf die Bank; mein neuer Nachbar bemerkte es und sagte zu mir, indem er sich nach meiner Seite hin verbeugte, im mildesten und höflichsten Tone:

„Tausend Dank für die Mühe, die Sie sich gegeben, mein Herr, tausend Dank für Ihr verbindliches Thun.“

Ich hatte in meinem Leben auch nicht die entfernteste Vorstellung von Dem, was man die große Welt nennt, erwerben können, und dennoch sagte mir gleich bei diesen wenigen Worten meines Nachbars ich weiß nicht welche innere Stimme, daß ein Mann aus der großen Welt sich nicht anders ausdrücken und nicht mehr ausgesuchte Höflichkeit in seine Handbewegung, seine Verbeugung würde legen können.

Und dann — wunderlich! legte das Gesicht dieses Mannes in dem kurzen Augenblick, den er zu mir sprach, die starre finstere Unempfindlichkeit ab und erstrahlte von Anmuth und Leutseligkeit — aber hierauf ward er wieder kalt wie vorher.

Der Kellner trat auf den neuen Ankömmling zu und fragte ihn ohne Umstände:

„Was befehlen Sie, mein Herr?“

„Eine Flasche Branntwein,“ antwortete mein Nachbar langsam, und der heisere Ton seiner Stimme schien mir ein ganz anderer zu sein, als da er mit mir gesprochen hatte.

„Befehlen Sie ein kleines Glas?“ sagte der Kellner.

„Ich verlange eine Flasche Branntwein und werde sie bezahlen,“ antwortete mein Nachbar mit unerschütterlicher Ruhe, dann suchte er in seiner Westentasche, zog ein Paar Goldstücke heraus, faßte eins zwischen den Daumen und Zeigefinger und warf es auf die Wachsleinwand, die über den Tisch gebreitet war.

Der Kellner sah den Mann verwundert an, dann nahm er das Goldstück und betrachtete es mit einem Erstaunen, dem ein leichtes Mistrauen beigemischt war, das von dem ärmlichen Aussehen des Gastes herrühren mochte.

„Gehen Sie an's Büffet und prüfen Sie's,“ sagte mein Nachbar, ohne aus seiner Ruhe zu kommen und im mindesten über den beleidigenden Argwohn des Kellners betroffen zu sein.

Dieser, der von gesellschaftlichem Zartgefühl wenig wußte, ging an's Büffet des Besitzers der Schenke, dieser ließ das Goldstück mehre Male klingen, und der Kellner kam zurück mit dem Bescheid:

„Der Louisd'or ist gut.“

„Nun dann geben Sie mir eine Flasche Branntwein,“ versetzte mein Nachbar langsam und heiser.

„Eine versiegelte Flasche, Herr,“ fragte diesmal der Kellner mit einem gewissen Respect, „das Beste, was wir von gebrannten Wassern haben?“

„Im Gegentheil, eine Flasche Branntwein, wie Sie sie den Lumpensammlern vorsetzen, wenn dergleichen zu Ihnen kommen, und machen Sie sich bezahlt!“

„Er muß ein Engländer sein,“ sagte der Kellner halblaut, indem er fortging.

Mehr und mehr verwundert, betrachtete ich den Mann neugierig, ohne darum die Thür der Schenke aus den Augen zu verlieren, durch die ich beständig Bamboche eintreten zu sehen hoffte.

Der Kellner kam zurück, stellte die Flasche und ein kleines Glas auf den Tisch und legte das übriggebliebene Geld hin.

„Geben Sie mir ein großes Glas,“ sagte mein Nachbar, und indem er mit dem Finger ein Zwanzigsousstück zurückschob, gab er dem Kellner zu verstehen, er solle es als Trinkgeld behalten.

„Es ist ein Mylord,“ sagte der Kellner noch immer halblaut, indem er eilig fortlief, ein großes Glas zu holen, das er dann dienstbeflissen auf den Tisch stellte.

Mein Nachbar steckte das Geld, das er zurückbekommen hatte, ohne es zu zählen, in die Tasche, goß sich ein halbes Glas Branntwein ein und leerte es in einem Zuge.

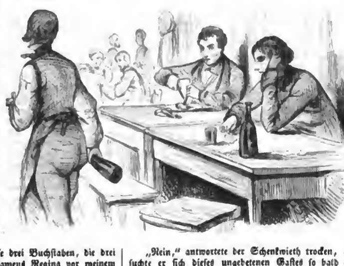
Hierauf lehnte er sich mit dem Hinterkopf an die Mauer, an welcher unsere Bank stand, und blieb unbeweglich, indem er in's Leere hineinstarrte und mit den Fingerspitzen tactmäßig auf das Wachstuch des Tisches schlug.

Ich beobachtete ihn verstohlen. Seine Züge, die bis dahin unbeweglich und finster gewesen waren, belebten sich mehre Male, er lächelte zwei oder drei Mal mit einer Miene, die zugleich sehr sanft und sehr fein war, dann zuckte er die Achseln, brummte zwischen den Zähnen, und seine Züge nahmen ihre frühere Unbeweglichkeit wieder an.

Jetzt fiel mir Limousin, mein früherer Herr, ein; ich weiß nicht, warum ich eine unbestimmte Verwandtschaft zwischen den tollen Phantasien, die der arme Maurer jeden Sonntag in seiner Trunkenheit hervorrief, und dem Zustande ecstatischer, von einem Lächeln unterbrochener Abstumpfung zu erblicken glaubte, in welche dieser Mann versunken zu sein schien, der ärmliche Kleider trug, aber nach verschiedenen Zeichen zu urtheilen, nicht sein konnte, was er zu sein schien. Diese fernen Kindheitserinnerungen nahmen mich hier einen Augenblick ganz in Anspruch; denn sie brachten mich wieder auf Bamboche. Ein leichtes Geräusch weckte mich aus meinem Traume. Ich wandte den Kopf nach meinem Nachbar hin, er hatte die Hälfte Dessen, was in seinem Glase war, verschüttet. Nachdem er das Uebrige ausgetrunken, hatte er einen kindischen Einfall, wie sie den Trunkenen eigen sind, tauchte den Zeigefinger in einen der Branntweinbäche, die sich auf der Wachsleinwand des Tisches hin und her schlängelten, und fing an, hier und da seltsamen Figuren hinzuzeichnen. Ich verfolgte die Bewegungen des Unbekannten um so aufmerksamer, da meine Vermuthungen so eben durch eine entscheidende Bemerkung bestätigt worden waren; die Hand des Mannes war vollkommen weiß mit langen, glatten Nägeln und ungewöhnlich schön; er trug an seinem kleinen Finger mehre goldene Ringe von verschiedenen Gestalten; einer von ihnen, der mit einem rothen Steine geziert war, schien mit einem Wappen versehen.

Ich folgte mit mechanischer Neugierde den phantastischen Zügen, die der Zeigefinger meines Nachbars auf den Tisch malte; er hatte die Zusammenstellung seltsamer Gestalten aufgegeben, um gewaltig große Buchstaben hinzuzeichnen; zuerst war es ein R. gewesen, dann ein E. Die Verbindung der beiden Buchstaben RE machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich; es lag darin etwas Fremdartiges, Verworrenes, Beunruhigendes, Geheimnißvolles wie eine Ahnung ....

Ich konnte die Blicke nicht abwenden von dem Finger des Mannes, ich hing mit allen Kräften meines Geistes an der Vollendung des dritten Buchstabens, den er so eben angefangen hatte, als könnte ich sie dadurch beschleunigen und zwar — mein Gedächtniß täuscht mich darin nicht — ohne mir über die Ursache meiner Ungeduld irgend Rechenschaft zu geben. Endlich ward der Umriß des Buchstabens unter dem Finger meines Nachbars vollendet — es war ein G....



Plötzlich leuchteten diese drei Buchstaben, die drei Anfangsbuchstaben des Namens Regina vor meinem Geiste auf, als wären sie mit feurigen Zügen hingeschrieben.

Und doch beginnen viele andere Wörter so — aber ich weiß nicht, welcher Dämon es mir einraunte, daß dieser branntweintrunkene Mann im Begriff sei, diesen für mich so heiligen Namen seiner ganzen Länge nach, mit schwerem Finger — auf einen Kneipentisch zu schreiben.

Ich vergaß Alles, Bamboche, meine verzweifelte Lage und die Zukunft, um mit verzehrender Beklemmung dem Finger des Unbekannten zu folgen. Er fuhr fort einen weiteren Buchstaben zu zeichnen; aber von Zeit zu Zeit hielt er ein; sein Kopf wankte bald von der Rechten zur Linken, bald senkte er sich vorn über, während seine geschwollenen Augenlider sich halb schlossen. Endlich war der Buchstabe fertig, es war ein N, und es währte nicht lange, so stand auch das A da, und ich konnte auf dem Tische mit großen Buchstaben den Namen Regina lesen.

Es ist mir unmöglich, auszusprechen, was ich dabei empfand; es fiel mir gar nicht ein, daß dieser Name Regina auch Andern zukommen könne; ich sagte zu mir selbst: Regina ist in Paris, dieser schöne und gewiß auch vornehme und reiche junge Mann liebt sie; denn sie liegt ihm so sehr am Herzen, daß er selbst in der Verdummung der Trunkenheit Vergnügen daran findet, ihren Namen auf den Tisch zu schreiben.

Als der Name geschrieben war, sah der Unbekannte einige Secunden lang mit dumpfer Selbstzufriedenheit auf ihn hin, während das Schwanken seines schwergewordenen Hauptes häufiger und heftiger wurde; darauf ließ er eine Art heiseres Lachen hören, sprach einige unverständliche Worte aus, legte die Arme auf dem Tische kreuzweis über einander, legte die Stirn auf sie und versank in Schlummer oder in die bewußtlose Schläfrigkeit des Trunkenen.

Ein Stückchen oberhalb der Stelle, wo er sich hingelegt hatte, stand der Name Regina's mir noch vor Augen; ich stand leise auf, und löschte den entheiligten Namen mit frommer Ehrfurcht bis auf die letzte Spur aus.

Ich war so eben auf meinen Platz zurückgekehrt, als die Thür der Schenke sich auf's neue öffnete. Ich konnte einen Ausruf unwillkürlichen Schreckens nicht bemeistern.

Ich bemerkte auf dem Hintergrunde der Dunkelheit der Straße das unheilverkündende Gesicht des Muldensterzes. In den acht Jahren, seit denen ich ihn nicht gesehen, hatten sich seine Züge noch mehr verfestet, und obgleich er noch immer ein kräftiges und entschlossenes Ansehen hatte, war sein Haar doch beinahe weiß geworden; seine Kleidung zeugte gerade nicht von Entbehrungen. Er blieb auf der Schwelle der offenen Thüre stehen, als hätte er sich gescheut in die Schenke zu treten; denn er schien beunruhigt und angstvoll. Endlich steckte er den Kopf durch die aufklaffende Thür und sagte mit heiserer Stimme — ich glaubte in ihr dieselbe zu erkennen, die durch die Laden des Hauses im Fuchsgäßchen mit mir gesprochen hatte — zu dem Schenkwirth:

„Ist Bamboche da?“

„Nein,“ antwortete der Schenkwirth trocken, als suchte er sich dieses ungebetenen Gastes so bald als möglich zu entledigen.

„Wenn er heut Abend kommt,“ setzte der Muldensterz eilig hinzu, „so sagt ihm, er solle heute Nacht nicht da unten hin kommen, es raucht dort. Er wird schon verstehen — Ihr sagt's ihm, nicht?“

„Schon gut, schon gut,“ antwortete der Schenkwirth, und machte, so zu sagen, dem Muldensterz die Thür vor der Nase zu; dann setzte er zu sich selbst sprechend, hinzu:

„Bettlervolk, weg mit Dir!“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Nacht.



Ich konnte nicht daran zweifeln; der Muldensterz hatte seine Bekanntschaft mit Bamboche erneuert; es war von ihm und keinem Andern die Rede, als der Schurke beunruhigt in die Thür der Schenke trat und hereinrief: „Wenn er heute Abend kommt, so sagt ihm, er solle heute Nacht nicht hinunterkommen, es raucht dort — er wird schon verstehen.“

Ohne in den Sinn dieser geheimnißvollen Worte eindringen zu können, vermuthete ich doch, daß Beide, der Muldensterz und Bamboche, von einer gemeinschaftlichen Gefahr bedroht sein möchten.

Nicht nur machte mich der Gedanke einer solchen Gemeinschaft mit dem Schurken für Bamboche zittern, sondern er setzte mich auch in wirkliche Verlegenheit; ich wagte nicht mehr, was ich vorhin beabsichtigt hatte, den Schenkwirth in Betreff meines Jugendfreundes zu befragen, um zu ersehen, ob ich darauf rechnen könnte, ihn heut Abend noch zu sehen; die Aufnahme, welche er dem Muldensterz hatte angedeihen lassen, war wenig geeignet, mich dazu zu ermuthigen; indessen, da der Zeiger immer weiter rückte, und das Aeußerste, dem ich entgegenging, mir immer näher trat, überwand ich mein Bedenken und trat an den Schenktisch, um meine Zeche zu bezahlen, wobei es mir nur auffiel, daß alle Gäste nach und nach verschwunden waren, und nur ich und mein schlafender Nachbar noch blieben; diese allgemeine Stille machte mir Muth, und ich wandte mich an den Schenkwirth.

„Was bin ich schuldig?“

„Das Fleisch sechs Sous, das Brot zwei Sous, macht acht Sous.“

„Ich legte ein Stück Geld auf den Tisch und sagte: „Es ist mir gesagt worden, daß ein gewisser Bamboche hier jeden Abend zu treffen sei.“

Bei Bamboche's Namen runzelte der Schenkwirth die Stirn und antwortete ärgerlich:

„Ich halte eine offene Wirthschaft, da muß ich freilich allerlei Leute zu mir herein kommen sehen.“

„Glauben Sie, daß Bamboche heut Abend noch herkommt?“ fragte ich weiter.

„Ich weiß nichts davon, aber wenn er kommt,“ antwortete mir der Wirth, indem er nach der Stubenuhr sah, so muß er draußen bleiben, es ist Mitternacht, ich muß zumachen.“

„Und glauben Sie, lieber Herr, daß Bamboche morgen kommt?“

„Was weiß ich davon? Nur so viel ist gewiß, daß ich gern sähe, daß er so wenig als möglich käme. Das muß mein Haus in schönen Ruf bringen! das kommt dabei heraus, und weiter nichts.“

Hierauf gab mir der Wirth meine Scheidemünze zurück und setzte hinzu:

„Es schlägt zwölf, ich wünsche den Herrn Gästen eine gute Nacht.“

Aber indem er um sich blickte, sah er meinen beständig schlummernden Tischnachbar und sagte halb laut:

„Ah, da ist ja noch der Herr mit dem Goldstück und der Flasche Branntwein.“

Und der Wirth näherte sich achtungsvoll dem Schläfer, wagte aber nicht, ihn aufzurütteln, sondern rief ihn mehre Male:

„Herr, lieber Herr!“

Der Unbekannte blieb taub gegen dieses Anrufen. Ich konnte nicht mehr hoffen, Bamboche diesen Abend zu sehen zu bekommen, der gefürchtete Augenblick war da, ich mußte mit dem Kutscher abrechnen. Wenn diese Schuld bezahlt war, was konnte mir dann noch übrig bleiben, wo sollte ich die Nacht zubringen?

Ich trat aus der Schenke.

Die Nacht war finster, feucht, kalt. Eine der Laternen des Fiakers war erloschen, die andere war nahe daran. Der Kutscher schlief auf dem Bock, die Straße war menschenleer.

Ein schändlicher Gedanke ging mir durch den Kopf — fortzugehen, ohne den Mann zu bezahlen, und ihm als Unterpfand das bischen Leinenzeug und sonstige Effecten, die in dem Päckchen waren, dazulassen, aber ich unterlag dieser Versuchung nicht; um sobald als möglich um jeden Preis aus meiner Ungewißheit zu kommen, weckte ich den Kutscher nicht ohne Mühe auf.

„Ja, was ist? Ach Sie, Herr," sagte er, indem er sich schüttelte, und in seinem dicken Kutschermantel zusammenschaudrete, „es ist eine scharfe Kälte, die einem bis auf die Knochen geht — nun, wohin geht's jetzt?"

„Ich bleibe hier," sagte ich zu ihm, „geben Sie mir mein Päckchen, und sagen Sie mir, was ich schuldig bin."

Meine Angst war groß, indem ich diese letzten Worte aussprach.

Der Kutscher zog seine Uhr heraus, hielt sie an seine Laterne und sagte zu mir:

„Sie haben mich um halb drei genommen, Herr, Mitternacht ist vorüber, das macht neun und eine halbe Stunde — lassen Sie uns zehn Stunden rechnen mit dem Trinkgeld — das macht funfzehn Livres zehn Sous. Rechnen Sie sechzehn Livres, Herr, wenn Sie mit mir zufrieden sind. Ich will Ihnen Ihr Päckchen geben."

Während der Kutscher mein Päckchen hervorholte, suchte ich in meiner Tasche, und zählte das wenige Geld, was ich noch übrig hatte. Es waren neun Francs und ein Paar Sous.

Und da fing ich — es war feige, dumm und kindisch — zu weinen an.

„Da ist Ihr Päckchen," sagte der Kutscher.

„Herr," versetzte ich, indem ich ihm alles Geld, was ich hatte, in die Hand gab, „ich war noch niemals in Paris gewesen, ich glaubte darauf rechnen zu können, gleich bei meiner Ankunft eine Stelle bei einem Gönner antreten zu können — und dieser Gönner ist gerade heute Morgen gestorben. Es blieb mir noch ein Jugendfreund — den habe ich den ganzen Tag vergeblich gesucht — ich hoffte ihn heute Abend hier zu finden — auch diese Hoffnung schlägt mir fehl. Als ich Ihren Wagen nahm, wußte ich nicht, wie viel er kosten würde, ich kann Ihnen nicht Alles bezahlen, was ich Ihnen schuldig bin — ich habe nur noch neun Francs und ein Paar Sous — da sind sie, durchsuchen Sie mich, wenn Sie wollen, ich habe keinen Heller weiter."

„Das geht mich nichts an," rief der Kutscher erbost, „wenn man keinen Wagen bezahlen kann, geht man zu Fuß."

„Sie haben Recht, lieber Herr, „aber ich kannte die Einrichtungen in Paris nicht, ich rechnete darauf, sogleich zu meinem Gönner zu kommen und —"

„Das ist mir Alles einerlei, ich verlange mein Geld," antwortete der Kutscher, das soll mir so nicht hingehen!"

„Nun wohl, behalten Sie auch das Päckchen — es ist Alles, was ich auf der Welt besitze, mir bleibt dann nichts als die Kleider, die ich am Leibe trage."

Meine Thränen, die ich zuerst mit großer Mühe bemeistert hatte, rannen auf's Neue, so sehr überwältigte mich Scham und Kummer.

„Was, Sie weinen," sagte der Kutscher weniger barsch, „es ist also wahr, was Sie sagen?"

„Nur allzu wahr."

„Was wollen Sie denn machen, wo wollen Sie die Nacht zubringen?"

„Ich weiß nicht," sagte ich niedergeschlagen. Und seltsam! es fiel mir in dem Augenblick ein, daß ich viele Jahre vorher La Levrasse dieselbe Antwort gegeben hatte, als ich meinem Herrn, dem Limousin, entlaufen war.

Der Kutscher schien gerührt zu sein, er versetzte:

„Nun, mein junger Mann, weinen Sie nur nicht. Sehen Sie, ich kann meinen Tagesverdienst nicht einbüßen, ich muß mit meinem Herrn abrechnen — aber ohne einen Sou in der Tasche, sollen Sie mir nicht bleiben, noch auch in solcher Nacht ohne Obdach. Kommen Sie, hier gebe ich Ihnen zwanzig Sous und Ihr Päckchen wieder — dicht an der Barrière finden Sie ein Wirthshaus. Sie erkennen es an der rothen Laterne, da können Sie für vier Sous ein Nachtlager bekommen. Da ist meine Nummer," er gab mir eine kleine Karte, „wenn Sie mir eines Tages bezahlen können, was Sie mir schuldig bleiben, so thun Sie mir einen Gefallen; denn ich habe Frau und Kinder...."

„O danke, lieber Herr, danke!" rief ich gerührt vor Freude.

In diesem Augenblick machte der Wirth die Thür auf; er hatte den Mann, neben dem ich diesen Abend gesessen hatte, unter die Arme gefaßt, er schien jetzt in völlig betrunkenem Zustande zu sein.

„Ah, das paßt sich gut," sagte der Wirth, indem er den Fiaker sah. „Sind Sie frei, Droschke?" fragte er den Kutscher.

„Ja," sagte dieser.

„Nun, da ist ein Kunde, und ein vortrefflicher," sagte der Wirth, indem er auf den Mann zeigte, den er unter die Arme gefaßt hatte; dann rief er diesem in's Ohr:

„Da ist ein Fiaker, Herr."

„Gut, helfen Sie mir," versetzte der Unbekannte.

Er ward nicht ohne Mühe in den Wagen geschoben.

Als er im Wagen war, sagte der Kutscher:

„Ihre Wohnung, Herr?"

„Am Eingange der elysäischen Felder finden Sie einen gelben Fiaker, bei dem halten Sie," antwortete der Trunkene langsam mit der Klarheit des Bewußtseins, welches die Betrunkenen bisweilen trotz ihres gestörten Geistes für gewisse Dinge bewahren.

„Das für Deine Fahrt," setzte er hinzu und ließ das kleine Geld, das von dem Goldstück, welches er gewechselt hatte, übrig geblieben war, zur Hälfte in die Hand des Kutschers, zur andern Hälfte auf die Straße fallen.

Der Kutscher suchte einige Augenblicke und rief dann fröhlich aus:

„Siebenzehn Francs! das ist ein Handel, bei diesen Kunden braucht man nur die Taschen aufzuhalten." Darauf mochte ihm aber ein Gewissenszweifel kommen, ob er ein solches Trinkgeld auch annehmen dürfe, und er sagte zu seinem gutmüthigen Kunden:

„Sie geben mir siebenzehn Francs, Herr, wissen Sie das auch? siebenzehn Francs!"

„Ja, behalte sie, die siebenzehn Francs, der Weg ist weit, aber fahre nicht zu schnell, ich schlafe gern im Fiaker, und vergiß die Adresse nicht, ein gelber Fiaker am Eingange der elysäischen Felder, auf dem Bock neben dem Kutscher sitzt ein Mann, bei dem Wagen halt still *)."

„Wie Sie befehlen," sagte der Kutscher und stieg vergnügt auf den Bock, während der Schenkwirth von innen seine Thür mittels großer eiserner Riegel verschloß.

Der Kutscher peitschte seine Pferde und sagte zu mir, indem er fortrollte:

„Nun, sehen Sie, junger Mann, Paris ist die Stadt der guten Herzen."

Und der Wagen verschwand bald im Dunkel.

— — — — — — — — — — — — — —

Einen kurzen Augenblick stiegen in mir bittere, gehässige, aufrührerische Gedanken gegen die menschliche Gesellschaft auf, indem ich an diesen Mann dachte, der wol sehr reich sein mußte, da er auf diese Weise um einer schmachvollen, erniedrigenden Laune willen unbekümmert eine Summe vergeudete, von der ich zwanzig Tage hätte leben können, und die hier noch dazu hingereicht hätte, meine Rückreise zu Claudius Gérard zu bestreiten und diese ungeheure Stadt zu verlassen, in der ich mir wie verloren vorkam. Soll das immer so bleiben? sagte ich zu mir selbst verzweifelnd. Sollen die Einen so viel überflüssige Güter haben, daß Langeweile und Uebersättigung sie in die häßlichste Verderbtheit stürzen, und die Andern solchen Entbehrungen, solchem Elend unterworfen sein, daß sie in ihrer Verzweiflung oft nur zwischen Schande und Tod die Wahl haben?

Aber bald fiel es mir ein, wie vergeblich es sei, gegen das unabänderliche Schicksal zu murren, und ich rief mir die Lehren des Claudius Gérard in's Gedächtniß zurück. „Hier ist der Ort, sie in Ausübung zu bringen," sagte ich zu mir selbst, „*Entsagung, Muth, Arbeitsamkeit und Achtung vor mir selber* — diese sollen mich aufrecht erhalten — und mit den guten Entschließungen, welche sie mir einflößen, möge sich der Einfluß der Erinnerung an Regina verbinden, deren heiligen Namen mir so eben ein trauriger Zufall in's Gedächtniß zurückgerufen hat."

O, Du strahlender und reiner Stern, zu dem ich aus den kothigsten Lachen des Lebens immer den Blick erheben muß!

— — — — — — — — — — — — — —

Ich konnte nicht länger an der Thür der Schenke stehen bleiben; die Straße war menschenleer, geschmolzener Schnee, der in den dicken Nebel fiel, durchdrang meine Kleider und durchnäßte mich bis auf die Knochen; der Kutscher hatte mir gesagt, ich würde kurz vorher, ehe ich an die Barrière käme, das Haus finden, wo man für vier Sous ein Nachtlager bekommen könnte. Ich ging die Straße bei dem schwankenden Lichte der Laternen hinab, die sich durch den Nebel in blassen Streifen auf der kothigen Chaussée abspiegelten.

Ich war ungefähr zehn Minuten gegangen, als ich auf einen Lumpensammler traf, der mit der Kiepe auf dem Nacken und der Laterne und dem Haken in der Hand die Schmutzhaufen, welche an den Ecksteinen aufgehäuft waren, durchsuchte. Da ich mich zu verirren fürchtete, fragte ich ihn, ob er hier in der Nähe einen Ort wüßte, wo man Nachtquartier fände.

„Die zweite Straße links, dann die erste rechts. Sie werden die rothe Laterne sehen," antwortete mir der Mann, ohne mich anzusehen und seine Arbeit zu unterbrechen.

Nach zehn Minuten befand ich mich in einer engen Straße, einem Hause von schlechtem Ansehen gegenüber; man kam zu der Thür auf einer Treppe, die ein Paar Stufen von der Straße hinaufführte. Die Thür war offen; ich that einige Schritte und stand bei dem wüthenden Bellen eines großen Hundes still. Beinahe in demselben Augenblick erschien ein untersetzter Mann mit einem zweideutigen Gesicht, der einen gewaltigen Stock unter dem Arme hielt und die Flamme des Lichtes mit der Hand gegen den Luftzug schützte, und fragte barsch, was ich wollte.

„Die Nacht in dem Hause zubringen, Herr."

„Ihr Paß?"

„Da ist er, Herr."

„Vier Sous — und vorausbezahlt," sagte der Mann zu mir, nachdem er auf meinen Paß einen ziemlich gleichgültigen Blick geworfen.

Ich gab vier Sous. Der Mann ging mir voran, schritt über einen kleinen, schmutzigen Hof und öffnete mir die Thür von einer Art Keller, der durch eine qualmende Lampe erleuchtet wurde. Ich erstickte fast von dem Gestank, den dieser enge Raum aushauchte, es standen in demselben sieben bis acht Betten; in dem einen lagen Weiber, in den andern Männer, aber in jedem Bette lagen zwei Personen; nur eins war vollkommen leer, der Wirth wies es mir an, und sagte:

„Da man hier Betttücher bekommt, so ist's verboten mit den Schuhen zu Bette zu gehen, weil das Löcher in's Leinenzeug macht, und man damit seinem Schlafgenossen die Beine zerkratzt."

„Gut, Herr," sagte ich zu ihm.

„*Und ich stehe für nichts ein, als was mir zur Bewahrung übergeben wird,*" sagte der Mann im Fortgehen, ohne daß ich zu meinem Unglück auf diese Worte Gewicht legte.

Das Bette bestand aus einem Strohsack, der auf drei Brettern lag, die sechs Zoll über dem Boden auf kleinen Böcken ruhten; eine wollene Decke mit großen Löchern und Betttücher, die von Schmutz ganz schwarz waren, bedeckten das Strohlager.

Die Mauern waren ohne Tapeten und schwitzten Feuchtigkeit aus; der Boden war blos festgeschlagene Erde.

Ich warf einen Blick auf die übrigen Bewohner dieser Stube: es setzte mich fast in Furcht, als ich sah, daß die meisten von ihnen mit weit offenen Augen dalagen; aber die Leute blieben unbeweglich und sahen mich starr an, ohne ein Wort zu wechseln; dieses Schweigen, diese auf mich gerichteten Blicke

*) Wir haben es schon ein Mal gesagt, wir führen für die Schöpfungen der Phantasie, die für unmöglich gehalten werden könnten, gern analoge Fälle aus der Erfahrung an. Vor wenigen Monaten waren alle Zeitungen voll von der Geschichte jenes Frauenzimmers mit dem Beinamen der schönen Engländerin, die, obgleich reich und von edler Geburt, die niedrigsten Kneipen der Fischweiber besuchte, um sich dort im Branntwein zu berauschen. Auch wird man ein gewisses Mitglied des hohen Adels von England, den Marquis von St., nicht vergessen, den man vor einiger Zeit im Astleytheater in gänzlich trunkenem Zustande liegen fand und unter fremdem Namen festnahm, bis sein Sohn ihn auslöste.

beunruhigten mich seltsam; die meisten meiner Stubengenossen schienen mir verdächtige Gesichter zu haben; es waren unter den Daliegenden auch drei Frauenzimmer, von denen zwei ziemlich jung waren; aber ihre Gesichter waren hager und verlebt und hatten einen abschreckenden Ausdruck.

Es wollte sich in mir vor Ekel Alles umkehren, aber ich fühlte mich ganz erschöpft von aller der Anstrengung, ich legte unter mein Kopfkissen mein kleines Päckchen, in welchem sich das kostbare Taschenbuch befand, das ich aus dem Grabe von Regina's Mutter entwendet hatte, und dann legte ich meinen Rock auf die Decke, um wärmer zu werden; denn ich zitterte an allen Gliedern.



Lange suchte ich vergebens einzuschlafen und im Schlummer ein augenblickliches Vergessen meiner Lage zu erlangen; ich fühlte nur eine Art fieberhafter, aufgeregter Schlaftrunkenheit, endlich siegte die Ermüdung, und ich sank in tiefen Schlaf.

— — — — — — — — — — — — — — —

Bei meinem Erwachen war es schon ganz hell; ich richtete mich auf; ich war allein, meine andern Stubengenossen hatten wol schon lange ihre Betten verlassen. Ich richtete die Blicke auf mein Bette und suchte meine Kleider — sie waren verschwunden; an ihrer Stelle sah ich eine schlechte Hose und einen schlechten Rock von bläulicher Leinwand; zuerst fiel es mir gar nicht ein, daß ich bestohlen sein könnte; ich suchte naiv an der Erde, rechts, links vor meinem Bette, ich fand nichts, meine Fußbekleidung, selbst mein Hut war fort.

Eben so sehr in Verzweiflung wie aufgebracht, denn ich betrachtete den Verkauf dieser ganz neuen Kleider als eine letzte Hülfsquelle — rief ich mit lauter Stimme den Wirth; ich schlug heftig an die Mauer, an die mein Bett mit dem Kopfende anstieß, Niemand kam.

Nachdem ich eine Viertelstunde gewartet, und Alles still blieb, war ich genöthigt, die Lumpen, die man mir dagelassen, anzuziehen und barfuß fortzugehen, indem ich mein Päckchen trug, das mir glücklicherweise als Kopfkissen gedient hatte; ich fand den Wirth in einer Stube rechts von dem kleinen Hofe; er rauchte seine Pfeife, indem er dazu einen Krug Wein trank; ich beklagte mich bei ihm unwillig über den Diebstahl, dessen Opfer ich war.

„Das geht mich nichts an," sagte der Mann, „ich habe Euch gestern gesagt: ich stehe für nichts ein, als was mir zur Bewahrung übergeben wird; Ihr hättet mir Eure Kleider geben sollen, da hättet Ihr sie wieder bekommen; ich habe heut Morgen Einen herausgehen sehen, der gekleidet war wie Ihr gestern — ich glaubte Ihr wärt's — was hilft's? Hättet nur Ein Auge zuthun sollen."

Und da ich die Stimme erhob und auf meinem Rechte bestand, sagte der Mann auf rohe Weise zu mir:

„Herr, ich soll Euch wol hinauswerfen? Ich stehe meinen Mann, wie Ihr seht," setzte er hinzu, indem er seinen untersetzten Wuchs und seine muskulösen Arme zeigte.

„Ich auch," sagte ich erbittert, „ich will Euch schon die Wage halten, ich gehe nicht fort, bis Ihr mir meine Kleider wiederschafft oder ersetzt habt, die Wache wird kommen, meinetwegen, dann werden wir uns über die Sache erklären, ich setze dabei nichts auf's Spiel."

„Da haben wir's," antwortete mir der Wirth, „kommt, statt uns zu schlagen, laßt uns auf's Polizeibureau gehen, da werden wir sehen, das fehlte noch! Für vier elende Sous, die ich bekomme, soll ich es darauf ankommen lassen, für Kleider vom Werth von funfzig bis sechzig Francs einzustehen. Kommt, auf's Polizeibureau."

Die sichere Ruhe dieses Mannes, seine Bekräftigung, die mir, ich muß es gestehen, von Gewicht zu sein schien, besonders da ich mich seiner gestrigen Worte erinnerte: ich stehe für nichts ein, als was mir zur Bewahrung übergeben wird, die fernere ebenfalls unabweisbare Betrachtung, daß selbst im Falle, daß der Wirth verurtheilt würde, mich für meine gestohlenen Kleider schadlos zu halten, dieser Ersatz mir erst zuerkannt werden würde, nachdem ein förmlicher Proceß abgeurtheilt worden, und wie viel Tage, ja Wochen konnten vergehen, ehe es dahin kam, endlich der Gedanke, daß dieser Mann mir vermöge seiner jedenfalls häufigen Verbindung mit ebenso unglücklichen Menschen wie ich, werde nützlich sein können, brachten mich von meiner Wuth zurück, und ich sagte zu ihm mit bitterer Resignation:

„Gut, Herr, ich bin bei Ihnen beraubt worden, aber Sie sind für nichts verantwortlich, ich meine das auch nicht. Ich will darein willigen, Ihnen einen doch immer unangenehmen Scandal zu ersparen, und die Klage nicht anbringen, aber unter Einer Bedingung —"

„An dem Scandal ist mir nichts gelegen, ich bin in meinem Rechte, aber sagt mir immerhin die Bedingung. Ich setze mich an Eure Stelle; es ist allerdings ein bischen arg, sich im Umsehen ausgezogen zu sehen, wie bei einer Umkleidung auf dem Theater. Aber ich habe es Euch gesagt, Ihr hättet die Kleider unter den Kopf legen oder Euch angekleidet niederlegen sollen, das ist eine allgemeine Regel, wenn man die Schlafgenossenschaft nicht kennt.

„Diese Rathschläge kommen zu spät, Herr, ich bitte Sie um andere. Ich habe Muth und guten Willen, ich kann lesen, schreiben und rechnen, kenne das Französische gut, weiß ein bischen Geschichte und Geographie und habe ein Handwerk gelernt, ich bin ein ziemlich guter Zimmergeselle. Sie müssen oft Leute in meiner Lage antreffen, was muß ich machen, um in Paris meinen Lebensunterhalt ehrlich zu erwerben?"

„Alle Teufel! Lebensunterhalt ehrlich erwerben? und das im Winter? Dir steht der Sinn nicht niedrig, Junge. Du meinst, man findet die Arbeit nur so auf der Straße. Erstlich ist's im Winter mit der Zimmerei nichts, da wird gefeiert — also von der Seite wird nichts gericht, und was Euer Lesen, Schreiben und Rechnen anbetrifft, da gibt es Hunderte und Tausende, die es so gut können wie Ihr, und dabei vor Hunger umkommen."

„Was soll ich denn also machen? Sie, Herr, kennen Paris und sein Elend, um Gotteswillen, rathen Sie mir, ich kenne in dieser Stadt keinen Menschen, und bin erst gestern angekommen."

„Da haben wir's," sagte der Wirth mit Achselzucken, „wie so viel dumme Wachteln, um in Paris ein Glück zu machen, nicht wahr?"

„Was auch der Grund sein mag, Herr, der mich hierher gebracht hat, ziehen Sie meine Lage in Betracht: ich bin jung, stark, an Mühseligkeiten und Arbeit gewöhnt, ich bin guten Muths, ich verlange nichts als mir meinen Unterhalt zu erwerben."

„Nun ja, ich versteh ja wol, es gibt Tausende, die auch nichts Anderes verlangen, und die es nicht finden. Indessen könnt Ihr versuchen an den Hafen zu gehen, vielleicht findet Ihr einige Sous zu verdienen, indem Ihr helft, Schiffe auszuladen, aber wohl verstanden, Ihr müßt die Fäuste gebrauchen und tüchtig, die Alten lassen Euch nicht in Ihr Stück Brot beißen, ohne daß es Puffe setzt. Ich oder Du heißt es, nur den Kopf gewahrt!"

„Und einen andern Ausweg gibt es nicht?"

„Ihr könnt auch wol an den Ausgängen der Theater die Fiaker aufmachen, aber auch da kommt es auf die Fäuste an; denn auch dabei gibt es Alte, und dann seht Ihr, alle solche Geschäfte sind immer besetzt mit Schurken, entlassenen Sträflingen oder anderm schlechten Volk, und für einen jungen Mann, der auf dem geraden Wege bleiben will, kann das einen schlechten Ausgang nehmen."

„Das glaube ich nicht, man kann überall ein ehrlicher Mann sein. Danke Ihnen wenigstens für Ihre Rathschläge, Herr: Sie werden mir sagen, wo der Hafen ist, ich werde damit den Anfang machen."

Trotz seiner Rohheit und der Verhärtung, die in ihm ohne Zweifel durch den unablässigen Anblick von so viel widerlichem Elend hervorgerufen war, schien dieser Mann doch von meiner Lage gerührt zu sein, er wünschte mir auf seine Weise nützlich zu werden und versetzte, nachdem er einen Augenblick geschwiegen:

„Kommt, Ihr scheint mir ein ehrlicher Kerl und ein guter Junge zu sein, wir wollen unsere Sachen in Ordnung zu bringen suchen, was bleibt Euch jetzt noch übrig — an Baarem?"

„Sechzehn Sous — und dann das Päckchen, das drei Hemden, zwei Tücher und eine Arbeitsjacke enthält."

„Das ist Alles?"

„Das ist Alles."

„Wenn Eure Hemden und Tücher nicht ganz werthlos sind, so will ich sie Euch eintauschen gegen ein gutes Paar Schuhe und eine griechische Mütze, die noch sehr gut zu tragen ist; damit habt Ihr eine Fußbekleidung und Kopfbedeckung — die Hose geht allenfalls, die Jacke zieht nur unter die Blouse, so friert Euch weniger. Also gekleidet seid Ihr. Was nun aber den Broterwerb am Hafen oder am Theatereingang anbetrifft — meinetwegen, aber so hartköpfig Ihr sein mögt, so werden keine vierzehn Tage vergehen, so seid Ihr ein Spitzbube — ohne Euch zu beleidigen sei's gesagt, und das ist noch der beste Fall; der schlimmere ist, daß Ihr einen oder zwei Tage lang auch nicht einen Sous zu verdienen findet — dann quält Euch am dritten der Hunger verdammt — das kann Euch nichts helfen. Ich will Euch sagen, was Euch helfen kann. Geht hinein nach Paris, stellt Euch vor dem ersten schönen Laden hin, den Ihr antrefft, rafft eine Austerschale auf und werft eine Glasscheibe ein. — Warte doch, Junge, es ist mein voller Ernst, was ich da sage. Oder wollt Ihr lieber dem ersten Stadtsergeanten, der Euch begegnet, einen Fußtritt in den Bauch geben? Das geht auch — das ist doch nicht entehrend, nicht wahr? — aber das Gute an der Sache ist dies: Macht einen solchen Streich, so werdet Ihr festgenommen und eingesperrt, und Ihr habt wenigstens für zwei bis drei Monate ein gutes Gefängniß, gut geheizt — ein gutes Lager, seid gut genährt — auf diese Weise kommt das Ende des Winters herbei, und wenn das schöne Wetter eintritt, könnt Ihr sehen, dann geht die Zimmerarbeit wieder an, und Ihr findet Arbeit. Außerdem ist's auch im Sommer nicht so schwer durchzukommen — im schlimmsten Falle steht Ihr auf demselben Punkte wie jetzt, habt aber doch unterdeß drei bis vier Monate gelebt. Und, hol mich der Teufel! das will was sagen! Ich spreche zu Dir, wie ich zu meinem Sohn sprechen würde, Junge. — Ihr meint, ich spaße, aber nach acht Tagen Pariser Leben werdet Ihr sehen, daß ich Recht habe, und es bereuen, mir nicht gefolgt zu sein."

„Es mag wol etwas Wahres an Dem sein, was Sie mir sagen, Herr — obgleich es sehr traurig ist, es sich auch nur vorzustellen — dennoch will ich versuchen, Arbeit zu finden; denn vor dem Gefängniß schaudert mir. Ich nehme Ihr Anerbieten wegen der Kleider an; denn ich kann nicht mit bloßem Kopf und bloßen Füßen gehen; können Sie mir jetzt Schreibmaterialien geben?"

„Da steht mein Tisch, da ist mein Geschäftsbuch, und einen Bogen Papier will ich Euch schenken. Unterdessen will ich Euer Päckchen untersuchen, und steht mir das an, so will ich die Schuhe und die Wäsche holen."

Ich schrieb mit wenig Worten dem Claudius Gérard meine traurige Lage und bat ihn, mir mit umgehender Post Paris poste restante zu antworten. Diese eilige Herzenserleichterung nach alle dem Kummer, allen den getäuschten Hoffnungen gewährte mir einigen Trost; ich siegelte gerade meinen Brief, als mein Wirth mit einem erträglichen Paar Schuhen und einer einstmals rothen griechischen Mütze hereintrat;

ich zog die Jacke an und die Blouse darüber, steckte mein Taschenbuch und die wenigen Sous, die mir noch übrig blieben, in die Tasche, und nahm von dem Wirth Abschied, der noch einmal zu mir sagte:

„Glaube mir, Junge, renne den ersten besten Stadtsergeanten an oder stoße das erste beste Ladenfenster ein, das Du antriffst, und Du hast für den Winter sicheres Obdach.“

Ich verließ diesen seltsamen Mentor mit dem Tod im Herzen; einer letzten, unbestimmten Hoffnung Raum gebend, wollte ich noch einmal in's Fuchsgäßchen gehen; vielleicht konnte ich heute glücklicher sein, als Tags zuvor, und Bamboche antreffen.

Indem ich nach der Barrière fragte, ward es mir leicht das Gäßchen wiederzufinden. Ich war kaum auf dem kleinen Stück Feld angelangt, welches dieses Gäßchen ohne Ausgang von den Häusern der Vorstadt trennte, als ich eine Menge Menschen zusammenstehen sah, und weiterhin erglänzten über den Häuptern der Menge Soldatenbajonette. Ich trat näher hinzu und fragte.

„Es ist ein Nest Schleichhändler, das in Nr. 1 des Gäßchens — Bamboche's Haus — ausgenommen worden ist,“ war die Antwort, „aber die Polizei ist zu spät gekommen, es sind Waaren und andere verdächtige Gegenstände gefunden worden, aber die Schleichhändler hatten sich davon gemacht; man sagt, sie hätten gestern Wind von der Sache bekommen, und jetzt werden sie schon weit von hier sein.“

Jetzt konnte ich mir die Erscheinung des Muldensterzes am vorigen Abend in der Schenke zu den drei Tonnen erklären, so wie auch sein angstvolles Aussehen; er wollte ohne Zweifel Bamboche warnen, nicht in dieses Haus zurückzukehren.

Bamboche, der bei diesem gefährlichen Handel betheiligt war, mußte demzufolge Paris sogleich verlassen haben oder sich dort versteckt halten. Es war also für mich alle Hoffnung verschwunden, ihn anzutreffen.

Ich fügte mich drein — ich sträubte mich nicht mehr, die Lage, in der ich mich befand, als das Einzige zu betrachten, worauf ich zunächst angewiesen war.

So vergingen mein erster Tag und meine erste Nacht in Paris. Eugène Sue.

(Ende des vierten Bandes.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Deutsche Dichter.

Nicolaus Lenau.

(Fortsetzung und Schluß aus Nr. 128.)

Lenau's Dichtungen sind unzertrennlich von seiner Subjectivität. Objective Gegenstände sind für ihn und seine Phantasie ein unergiebiges Feld, sobald er nicht seine eigenen Gefühle und Sympathien hineintragen kann. Das rein Historische hat für ihn keine Anziehungskraft, sobald nicht eine hervorragende Persönlichkeit, Begebenheit oder Idee, welche der Phantasie Spielraum gewähren, dabei zu Grunde liegen. Objectiv gelingen ihm am besten stark markirte Persönlichkeiten, so wie Gestalten und Situationen, welche in scharfen Contrasten zu unseren deutschen Verhältnissen stehen, wie die drei Zigeuner, die Indianer, Räuber, Jäger und die nächtliche Fahrt, wo er die Contraste mit seltener Farbengluth gezeichnet hat. Das Frische, Kecke, Kühne, Absonderliche, Wildromantische, Schauerliche, Contrasten- und Dissonanzenreiche gelingt seiner bilderreichen Phantasie, wie wenig anderen Dichtern. Und dessen ungeachtet hat er Ausgezeichnetes in der rein objectiven Erzählung geleistet, wie z. B. Klara Hebert und Prinz Johann Casimir von Polen beweisen, nur daß er hier mehr als Künstler auftritt. Ernste und schmerzreiche Stoffe sind seine liebsten, und eine seiner Lieblingsgestalten ist Ahasver, der ewige Jude. Zu einem rein objectiven Epos fehlte ihm die Ruhe, wie denn überhaupt unsere Zeit weder zu Epos, noch zu Drama geschaffen ist. Das Gewirr der Gegenwart, das Durcheinanderwogen der Interessen und Leidenschaften, der Kampf der Materie mit dem Geist, das Grübeln und Disputiren über die Räthsel der Vergangenheit und über die Probleme der Zukunft, der Kampf des Glaubens mit der Politik, des Gemüthes mit dem Verstande, der Prosa mit der Poesie innerlich und äußerlich ist nur für die Lyrik ein geeignetes und ergiebiges Feld, daher diese auch wunderbar und prachtvoll hervorgebrochen ist und einem überraschenden Zaubergarten gleicht. Von einem Stillestehen reden kann nur Der, welcher die heutige Lyrik nicht kennt; wer sie mit den Producten des vorigen Jahrhunderts nur einmal verglichen hat, wird eine solche abgeschmackte Aeußerung schwerlich thun. Es liegt nicht in Lenau's Wesen, es liegt auch im Gährungsproceß der Zeit, daß seine drei größern Gedichte, Faust, Savonarola und die Albigenser, keine reinen Epen sind. Epos, Drama und Lyrik sind darin wunderbar verschmolzen. Er wollte aus dem Bereiche des mehr subjectiven Lyrikers heraustreten, um die tiefsten Fragen, welche die Welt und Menschenbrust bewegen, zusammenhängender und erschöpfender behandeln zu können. Er wählte sich dabei Themata und Gestalten, welche seinem ganzen Wesen eigen und mit ihm gleichsam verwachsen sind, an die er seine Gefühle, Ansichten, Zweifel, Reflexionen und Speculationen anreihen konnte. Weil sie durchdrungen sind von seinem ganzen Ich und sich in seltenen und absonderlichen Weisen bewegen, so ist es auch schwer, ein strenges Kunsturtheil zu fällen, da die gewöhnlichen Kunstregeln sich hier nicht allein anwenden lassen. Eine Zergliederung der Gedichte ist hier nicht möglich.

Sein Faust, von dem das erste Fragment in dem von Lenau 1835 herausgegebenen Frühlingsalmanach erschien, ist ein episch-dramatisches Gedicht. Er wählte diesen Stoff trotz des Goethe'schen Meisterwerkes, weil dieses unerschöpfliche Thema seiner unersättlichen Wissenslust und seinem Hange zu Zweifeln, Verneinungen und Speculationen zusagte, und für seine poetischen Anschauungen und Bilder eine unversiegbare Quelle gewährte. Es drängte ihn, sich auszusprechen, und er lehnte sich an diese große Idee und Sage an, weil sie seinem Herzblute am meisten entsprechend war. Faust und Mephisto sind die beiden Hauptvertreter. Unglaube, Skepticismus, Negation und die fast unzertrennliche Verzweiflung bilden die vorherrschenden Thema's, während Glaube und Unschuld, Friede und Glück, Reue und Buße, so wie die Nemesis sehr in dem Hintergrunde stehen. Faust ist der rastlos gepeinigte Skeptiker, dem die der Beschränkung und gewissen Grenzen unterworfene Menschennatur ein Fluch von immer schwererer Last ist, der das Wort: Menschenloos, in seiner ganzen Bitterkeit fühlt, dem die schweigsame, tiefvermummte Zeit keine seiner Fragen beantwortet, für welchen sie gleichgültig bleibt bei all seinem Fluchen und Verzagen. Sein Geist will von den geheimnißvollen, rastlos heißen und eigenmächtigen Kräften seines Innern nichts wissen, er ist aus sich selbst herausgetrieben, ist ein Fremdling ohne Ziel und Boden, der schwindelnd und strauchelnd sich selbst fortmüht zwischen dem Abgrund seiner Seele und der Felsenwand der Welt auf dem schmalen und schwanken Stege des Bewußtseins, so lange sein Herz beliebt zu schlagen, der sich endlich in ewiger Selbstpein befindet, weil er nicht allwaltend wie Gott ist. Als Resultate davon stellen sich heraus: Spott und Verachtung alles Erschaffenen, Verfluchung der Creaturschaft und pantheistische Selbstvergötterung. Mephisto selbst bezeichnet diese Resultate als eine furchtbare Täuschung und als Resultate der Verzweiflung, und er prophezeiht deshalb dem Faust ein entsetzenreiches Erwachen aus seinem Traume und Wahne. Der Glaube feiert am Schlusse dann einen nicht befriedigenden Triumph. Lenau hat das Sagenhafte und Volksthümliche der alten Faustsage ganz links liegen lassen und deshalb von Seiten der Kritik viel Tadel geärntet. Er faßte die Faustidee von einem anderen und zwar modernen Gesichtspunkte auf. Faust ist ihm der Repräsentant des gegenwärtigen deutschen Geistes, der, getrieben von ewigem Wissensdurst, in seinem Unvermögen, diesen zu sättigen, sich in Genußsucht stürzt, aber auch hier findet sein Geist keine Befriedigung und kein neues Leben im Fleische. Er versteigt sich deshalb, da der Glaube ihm ausgegangen ist, in die metaphysische Speculation und Dogmatik. Auch da findet er weder Trost, noch Heil, und in der Verzweiflung darüber verflucht er sein eigenes Dasein. Diese neue Auffassung und Behandlung des alten Stoffes in modernem Gewande und mit modernen Zuthaten ist allerdings oft unpassend und verfehlt, aber dessen ungeachtet wegen ihrer Originalität höchst beachtenswerth. Das Ganze besteht aus einer Reihe von Scenen, welche oft ganz bunt nebeneinander gestellt sind und, ohne Bedingung von einander, einer geistigen Einheit ermangeln. Einzelne Scenen sind meisterhaft aufgefaßt und dargestellt. Scenen, wie der Traum, der Sturm, der Abendgang und die Bauernhochzeit, sind wahrhaft hochpoetisch und originell. Begegnen wir auch oft nur Variationen des alten Themas, ist auch das Dramatische und Epische zu sehr nach Willkür mit dem Modernen zusammengewürfelt, wodurch oft der Effect gebrochen wird, so entschädigt doch der Geist, der daraus spricht, und die südliche Farbenpracht in reicherem Maße für diese und andere Gebrechen.

Eine größere Einheit ist in seinem zweiten, größeren Gedicht zu finden, dessen Hauptheld der bekannte florentinische Reformator Savonarola ist, welcher 1498 verbrannt ward. Wohl mußte dieser Streiter Gottes, welcher Prophet und Republikaner zugleich war, seine Vaterstadt Florenz vom Joche der Medicäer befreite und nach einer Reformation der Kirche nach allen Kräften strebte, aber als ein Opfer der Pfaffenlist und demokratischen Undanks den Flammentod erlitten hat, ein ganz geeigneter Gegenstand für seine dichterische Natur sein. Die Thaten, Leiden und der Tod Savonarola's bilden die Hauptumrisse des Gedichtes, und zwischen sie hinein hat er historische Persönlichkeiten jener Zeit verwebt, die er in ihren Bestrebungen, Leidenschaften, Genüssen und Sünden vor Augen führt. In dem Sodom seiner Zeit steht nun Savonarola da mit einer Fülle von Kraft, Muth und Beredsamkeit als Träger der Sittenreinheit, Wahrheit und Tugend, reich an Plänen und Reformen, unerschütterlich wie ein Held, siegend als Märtyrer der Wahrheit im Tode. Es liegt im Wesen unserer Zeit und in Lenau's dichterischer Persönlichkeit, daß das lyrische Element überall hindurchbricht. Er macht das Epos zugleich zum Träger des Gedankens, des Zeitgeistes und welthistorischer Räthsel und Fragen. Hier lag es ihm insbesondere am Herzen, den tiefen Geheimnissen des Christenthums nachzuspüren, und so ist dieses Gedicht eine moderne religiös-historische Epopöe geworden, welche himmelweit von allen seitherigen verschieden ist. Aber seltsam ist es, daß Lenau in demselben seine Angriffe nicht blos gegen die Philosopheme der heidnischen Schulen und gegen den trostlosen Indifferentismus, sondern auch gegen die Systeme der modernen Philosophie, welche den Unglauben predigen, insbesondere aber gegen die atheistischen und pantheistischen Doctrinen der Junghegelianer, gerichtet, und einen Glaubenshelden aus der Zeit vor der Reformation zum Bekämpfer moderner Philosopheme auserkoren hat. Ein historischer Fehler liegt hierin allerdings vor, aber es ist nicht zu läugnen, daß das funfzehnte Jahrhundert schon von denselben Ideen, welche die Gegenwart bewegen, wenn auch in anderer und namentlich in beschränkterer Form, bewegt ward. Auch jene Zeit war reich an Hoffnungen und Wünschen, an Glauben und Unglauben, an Druck und Freiheitsstreben, an den schroffsten Gegensätzen in politischer und religiöser Hinsicht. Lenau's Geist tritt hier in einem milderen und segensreicheren Lichte, als im Faust auf, er hält sich zwar auch hier nicht frei von Speculation, auch hier ist das Ringen und Kämpfen seines Gemüthes sichtbar, aber er läßt Skepticismus und Negation in den Hintergrund treten, und feiert dagegen die Hoheit und Göttlichkeit des Glaubens und Märtyrerthums.

Sein drittes Epos, die Albigenser, hat mit Savonarola eine verwandte Grundlage. Er feiert in demselben die Idee der Emancipation der Menschheit von dem Pfaffenthume. Als Träger dieser Idee erscheinen die unglücklichen Albigenser, welche, beseelt und durchglüht von der Göttlichkeit und Macht eines gereinigten Glaubens, mit den Waffen in der Hand für ihren Glauben gegen Hierarchie und Tyrannei einen heiligen Kampf bestehen und von dem Repräsentanten des allein selig machenden Glaubens, dem Papst Innocenz III., und seinen fanatischen Klerikern und fürstlichen Knechten mit allen nur erdenkbaren Gräueln verfolgt werden. Da es an einem hervorragenden Helden des Stückes fehlt, denn weder Raimund von Toulouse, noch Papst Innocenz III. treten als solche hervor, so entbehrt das Ganze auch der äußeren Einheit, während die innere durch die Idee ersetzt wird, und so ist es auch erklärlich, weshalb eine bunte Reihe von Scenen, welche Kampf und Haß, Mord und Verrath, Verzweiflung und Fanatismus mit ergreifenden Farben schildern, den Augen des Lesers vorgeführt wird. In der Form hat er wiederum die strengere epische seines Savonarola aufgegeben und ist zurückgekehrt zu der episch-lyrischen des Faust, welche ihm mehr gesagt. Der Geist des Zweifelns und Verneinens ist zurückgedrängt, aber nicht unterdrückt, denn er zeigt sich in dem Ringen und Kämpfen mit Unglauben, Aberglauben und Fanatismus, aber er erhebt sich aus den finsteren Werkstätten des inneren Kampfes, der eigenen Reflexionen, noch über den bloßen Glauben empor in die reinen und stärkenden Regionen der Geistesfreiheit und der unsterblichen Grundwahrheiten. Schon in dem zur Einleitung dienenden Nachtgesang predigt er die Nothwendigkeit des Kampfes gegen den Tyrannen, bis er sich bessert. Hasse herzhaft! Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln kann das Elend ihr von dannen lächeln, wär' es auch das Lächeln eines Messias am Kreuze. Der Kampf ist nicht zu Ende und muß fort und ausgekämpft werden bis zum Tage der Freiheit.

Unter den Dichtern der Gegenwart können sich Wenige mit Lenau messen. Er verdient die Benennung eines großen Dichters, er gehört nicht mehr der Literatur des Vaterlandes allein an, sein Name glänzt bereits unter den Autoritäten der Literatur Europas. Seltene Frische und Originalität liegen in seiner Sprache; oft ist sie ungeschmeidig, aber desto kerniger und charakteristischer; sie ist der Natur abgelauscht und hat deren Reize und Schrecken. Hierzu kommt die Schönheit der Form, die zwar nicht frei zu sprechen ist von Härten und schweren Wendungen, im Allgemeinen jedoch einen feinen Geschmack und Sinn für Symmetrie und Harmonie bekundet. Musik und Plastik stehen in seltener Verschmelzung und sind von wunderbar ergreifender Wirkung. Seine Aeolsharfe gibt uns das sanfte Liebkosen des Zephyr, wie das Geheul des Sturmwindes, das Plätschern des Baches, wie das Brausen des Niagara, das Schlagen der Nachtigall, wie das Geheul der Wölfe, das Alpen- wie das Husarenlied.

So eine durch und durch poetische Natur hat die Aufgabe der Poesie würdig gefaßt und gelöst, er steht selbst da im deutschen Dichterwald als ein von Gott gesandter heiliger Prophet und seine ganze Poesie gleicht einem mächtigen gothischen Dom, der noch nicht vollendet ist, ja zum Theil in Ruinen liegt, beleuchtet von dem magischen Glanz des Mondlichtes, umflattert von den Geistern der Vergangenheit und der Nacht, durchweht von der scharfen Morgenluft der zerrissenen Gegenwart, und an seinen Spitzen bereits geröthet von dem Morgenroth der freiern Zukunft. Karl Haltaus.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 130.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 23. December 1846. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Zwei Seelen für zwei Herzen.

Roman von Bernhard Heßlein.

1.

Es war spät um Mitternacht, als ich von einer Gesellschaft zurückkehrte. Zu erhitzt, um mich alsobald der Ruhe übergeben zu können, durchstrich ich die Straßen der Stadt, um mich an der Frische der Nachtluft zu erkühlen. Ich kam in Straßen, die mir noch völlig unbekannt waren, das glänzende, prächtige Berlin ist an diesen Orten weder glänzend, noch prächtig. Wird man von den Linden, der Wilhelms- und den angrenzenden Straßen plötzlich in diese öden, trüben Gassen versetzt, so kann man sich eines drückenden Gefühles nicht entwehren, so traurig düster sehen hier die Häuser aus. Hier und dort sieht man beim schwachen Schein einer Nachtlampe ein Mädchen oder eine Frau niedergeduckt.

Ich war die Straße fast zu Ende und im Begriff umzukehren, als ich ein auffallendes Geräusch in einem der letzten Häuser vernahm; ich blieb horchend stehen. Eine rauhe, fluchende Männerstimme drang widrig zu meinem Ohr, sanfte, klagende Töne machten mein Herz erbeben. Welche Scene häuslichen Elends findet hier in dieser späten Stunde noch Statt? — Duldet hier ein armes Weib unter der rohen Hand eines entmenschten Gatten? — Erzittert ein armes Mädchen unter der Peinigung ihres entarteten Vaters? — Gedrücktes Geschlecht — für so viel Aufopferung, für so viel Liebe, wird Dir Recht, wird Dir Dank, wird Dir Lohn? —

Die klagende Stimme wurde lauter und lauter, dann ward es wieder stille, endlich knarrte das Schloß des Hauses.

Ich drückte mich in die Vertiefung des Nachbarhauses.

Jetzt vernahm ich wieder deutlich die scheltende Stimme des Mannes:

„Hab' Dich aufgenommen, eine Waise Habenichts, und Du willst Dich meinem Willen widersetzen! He, willst Du?! — Jetzt siehe, wie Du Dich fortbringst, und ob Du was Besseres werden kannst!"

Darauf wurde die Thür wieder zugeschlagen; inwendig vernahm ich noch das Fluchen des sich entfernenden Mannes, draußen das Schluchzen der armen Ausgestoßenen, die auf den harten Steinen kniete, die Hände flehend zum Himmel gehoben.

Armes, leidendes Mädchen, in Mitten der menschlichen Gesellschaft, in Mitte eines gebildeten Staates mußt Du an den Himmel Dich wenden!

Da plötzlich erhob sich die Betende, ein verzweiflungsvoller Entschluß schien durch ihre Seele zu zucken.

Ich folgte ihr so leise als möglich; sie ging nicht, sie flog. In einer Viertelstunde kaum hatte sie mehre der bedeutendsten Straßen zurückgelegt, endlich blieb sie vor einem kleinen Gebäude in der Leipziger Straße stehen.

Einige Häuser entfernt sah ich auf das Kommende.

Das Mädchen ergriff die Klingel, einige Minuten später ward im dritten Stock ein Fenster geöffnet.

Eine weibliche, etwas heisere Stimme ließ sich vernehmen.

„Wer ist da?" —

„Ich, Frau Hechin!" rief zitternd das Mädchen, und ihre Stimme hatte so etwas entsetzlich Zagendes.

„Wer — ich?" rief die Frau zurück.

„Alvine!" —

„Mein Gott, so spät, was ist denn? — Warten Sie, ich komme gleich."

Das Fenster ward wieder zugeschlagen.

Nach einigen Sekunden ward die Thüre geöffnet, und das Mädchen verschwand mit der Oeffnenden im dunklen Eingang.

Nachdenkend über dies Ereigniß blieb ich einige Minuten stehen; es that mir leid, das Mädchen nicht angeredet zu haben, doch merkte ich mir das Haus, mit dem bestimmten Vorsatz, der Sache weiter nachzuforschen.

Am andern Tage schickte ich zur Frau Hechin und ersuchte sie, zu mir zu kommen; sie folgte dieser Aufforderung noch am selben Tage.

Es mochte diese Frau wol zwischen dreißig und sechsunddreißig Jahre alt sein, sie sah ehrlich aus und erweckte Vertrauen.

„Ist Ihnen nicht ein Mädchen Namens Alvine bekannt," fragte ich sie, nachdem ich zuvor einige andere Fragen an sie gerichtet.

„Alvine? freilich kenne ich eine Alvine, o, das ist ein armes, beweinenswerthes Kind. Pfui, was es doch für nichtswürdige Leute gibt! Denken Sie sich, bester Herr — diese Alvine hat einen Onkel, ein schändlicher Säufer, der das arme Mädchen gestern bei Nacht und Nebel aus dem Hause gejagt, weil sie ihm — nicht gut sein wollte."

„Aber warum wartete sie so lange und suchte sich nicht früher eine Stelle?" —

„Mein Gott, das habe ich dem lieben Mädchen auch gesagt, oft genug gesagt, was antwortete sie aber? Ich habe es meiner Tante auf dem Todtenbette gelobt, bei ihren Kindern Mutterstelle zu vertreten, und ich will ausharren bis zum Aeußersten. Ja, bis zum Aeußersten, das hat sie gethan, meiner Seel'. Kam doch das unglückselige Kind diese Nacht zu mir wie eine Verzweifelte, wollte nur ihr Kind noch einmal sehen, noch einmal umarmen und dann — wissen Sie, was sie wollte? — Ja, hätte ich sie nicht mit Gewalt und guten Reden zurückgehalten, sie hätte sich in's Wasser gestürzt."

„Sie hat ein Kind?"

„Einen Knaben, den ich schon seit einem Jahre in Kost habe. Früher, da war er freilich bei einer Andern, und da bezahlte eine gewisse Frau für ihn. Nachher sagte mir aber Alvine, daß sie nicht haben wolle, daß diese Frau für ihr Kind bezahle, und das war auch Recht. So nahm ich's; denn ich bin eine alte Freundin ihrer seligen Mutter und will mich gern ein Bischen quälen des Knaben wegen. Uebrigens bezahlt mir Alvine auch. O, das gute Kind muß wol oft die Nächte hindurch arbeiten für den kleinen Buben."

„Aber was hat denn das für eine Bewandtniß mit der Frau und mit dem Kinde?"

„Ach, mein junger Herr, das ist eine unglückliche Geschichte, und ich habe Alvine das Wort gegeben, keiner Mutterseel' davon zu reden, ja, wahrlich, ich hab' das ihr zugeschworen, und sie würde sich zu Tode grämen, wenn ich das nicht hielte."

„Ist Alvine noch bei Ihnen?" —

„Ei, wie werde ich sie denn fortlassen? — So lange ich noch eine Rinde im Hause habe, soll sie nicht Hunger leiden, und der liebe Gott wird schon helfen. Wir sind Beide gesund und rüstig und wollen schon unser Bischen Brot verdienen."

„Hören Sie, liebe Frau, wollen Sie mir wol erlauben, daß ich Sie heute besuche? — Sagen Sie Ihrem Schützling, daß ich es gestern gehört, wie sie ihr böser Onkel aus dem Hause gestoßen, daß ich ihr gefolgt bin und nicht eher sie verlassen habe, bis ich sie bei Ihnen in Sicherheit gewußt, und daß ich thun werde, was in meinen Kräften steht, ihr hartes Schicksal zu mildern."

„O, bester Herr, Sie sind so gut — sag' ich's doch immer, es gibt auch gute Menschen in der Welt, und die Armuth ist nicht verloren, wenn sie sich nur selbst nicht aufgibt."

Mit dieser gesunden Bemerkung verließ mich die ehrliche Frau, und am Nachmittage begab ich mich in ihre Wohnung.

Hier saß das Mädchen bei ihrer Arbeit. Ich war überrascht. In ihren Zügen lag so viel Zartes, ein so gebildetes Herz sprach aus diesem sanften, zwar nicht glänzend schönen, doch edlen Gesicht, ein so natürlicher Seelenadel sprach aus jedem ihrer Worte, daß ich das wärmste Interesse für ein Wesen empfand, das um so unglücklicher sein mußte, je tugendhafter es war.

„Verzeihen Sie," sprach ich, „vielleicht mische ich mich unberufen in Verhältnisse, die Sie der Discretion eines Fremden anzuvertrauen Anstand nehmen werden; vielleicht aber bedürfen Sie Schutz, den ich Ihnen, soweit es in meiner Macht, mit ganzem Herzen anbiete. Zögern Sie nicht, kein anderes Interesse als das der Theilnahme mit dem ringenden Unglück hat mich hierher geführt."

„Diese gute Frau," versetzte das Mädchen erröthend, „hat mir den Inhalt ihrer Unterredung mit Ihnen, mein Herr, erzählt; ich sag' Ihnen meinen innigsten Dank für die Theilnahme, die Sie einem geringen, verlassenen Mädchen zollen. Das Vertrauen,

das Sie in meine Gesinnung setzen, sagt mir, daß ich mich ohne Rückhalt Ihnen vertrauen kann — ich stehe zu schutzlos da, um den angebotenen Schutz eines edlen Mannes ausschlagen zu dürfen."

Und das Mädchen seufzte tief auf und begann dann zu erzählen.

„Vor drei Jahren verlor ich meine Eltern nach einer langwierigen Krankheit in kurzen Zwischenräumen, ich stand völlig allein. Ein Bruder ist bereits seit sechs Jahren nach Amerika gegangen und hat bisher nichts von sich hören lassen. Nur meine Tante, die Schwester meiner Mutter, war meine einzige Verwandte. Sie liebte mich und wollte mich auch gern zu sich nehmen, ich schlug es jedoch aus; denn ihr Mann war roh und dem Trunke ergeben. So zog ich es vor, irgend eine Stelle anzunehmen. Bald darauf kam eine Dame zu mir, die in ihrem Aeußern und Benehmen höchst ehrbar und verständig erschien, und machte mir den Vorschlag, in ihrem Hause ihr in der Wirthschaft zur Hand zu gehen. Ich nahm dieses Anerbieten mit frohem, dankbarem Herzen an.

Die Dame war sehr gütig gegen mich, ließ mich durchaus keine gröbere Arbeit verrichten und war stets mütterlich besorgt um die Erhaltung meiner Gesundheit, sie gab mir die schönsten Kleider. Dennoch ward es mir bald unheimlich bei der Frau, es kamen öfters junge Mädchen und junge Herren dort zusammen, Manches fiel mir auf — doch war ich weit entfernt, das Entsetzlichste zu ahnen.

Es kam auch oft ein Herr zu uns, der unserer Sprache wenig mächtig und nach allen Aeußerungen mir ein Russe schien. Dieser Herr war besonders sehr aufmerksam, ja zudringlich gegen mich.

Ich behandelte ihn kalt und gemessen.

Meine Madame lobte mein Betragen und ermahnte mich, mein Benehmen gegen diesen Herrn nicht zu verändern. Sie sprach wie eine Mutter.

Dennoch unterließ sie es nicht, mich öfters möglichst zu putzen und besonders an den Tagen, da der Fremde zu uns kam.

Bald darauf eröffnete mir meine Beschützerin, daß sie auf einige Tage verreisen werde, und übergab ihre Wirthschaft meiner Fürsorge. Inzwischen setzte der Fremde seine Besuche fort, doch blieb er nur sehr kurze Zeit und behandelte mich mit ungewöhnlichem Zartsinn.

Ja, an einem Abende vor der Ankunft meiner Madame erschien er wieder — —"

Hier hielt die Arme plötzlich inne, glühende Röthe übergoß ihr Antlitz, Thränen hingen an ihren seidenen Wimpern, es dauerte lange, bis sie wieder Worte finden konnte, aus ihren stammelnd ausgesprochenen, fast unzusammenhängenden Reden konnte ich so viel entnehmen: jener Fremde hatte sich auf die raffinirteste, schändlichste Weise an ihrer Unschuld versündigt.

Es gibt einen Grad von Unschuld und Unerfahrenheit, der den Fall eines Mädchens gar leicht herbeiführt, ohne ihrem Charakter den mindesten Makel anheften zu können, es gibt eine Art raffinirter Wollüstlinge, die jedes Mittel anwenden, ein unschuldiges Mädchen sich zu Willen zu machen, sei es durch Ueberredung, sei es durch List, selten durch offenbare Gewalt.

Das weibliche Geschlecht, zumal dem niedern Stande angehörend, muß mehr Schutz finden, nicht sowol in der größern Strenge des Gesetzes — das Auge des Gesetzes durchdringt nicht immer das dicke Nebelgewebe, mit dem die Lüsternheit zum Schutze ihrer Verbrechen sich umhüllt — als in der Ehrenhaftigkeit des bessern Theils der Männer.

Mag es auch die Aufgabe des höher gestellten Weibes sein, sich zu einer Ehrenwache seines Geschlechts zu machen.

Immerhin übt eine Censur, aber sie sei mit Milde, mit Rücksicht, mit Erbarmen, mit thätigem Eingreifen zur Verbesserung bloßgestellten Elends vereint.

Die größte Wachsamkeit der Gesetze und die strengste Ahndung den Weibern, die sich zu Kupplerinnen, Entehrung ihres Geschlechts zum Beruf machen. Es gibt solcher Weiber in Berlin, wie überall, unzählige.

Ja, viele finden sogar bei den gebildeteren und höhern Ständen Schutz, Vorschub, weil sie die Handlangerinnen ihrer Lüste sind.

Sie sind ein Uebel — die öffentlichen Lusthäuser, leider aber sind sie unentbehrlich. Der Staat schützt zwar eine Unmoralität, aber besser, es geschieht dies öffentlich als heimlich, und jedes Mädchen, das sich zu diesem Schmutze erniedrigt, thut es mit Wissen und Willen.

Die Fallstricke, die solche heimliche Kupplerinnen den unschuldigsten Mädchen stellen, sind um so abscheulicher, wie sie verderblicher sind und oft unsägliches Unglück über die achtbarsten Familien bringen.

Möge Gesetz, möge die redliche Gesinnung derjenigen, die wahrhaft Mitgefühl für Menschenwohl und Werth haben, sich vereinigen, diesen Krebsschaden der menschlichen Gesellschaft zu tilgen.

Ich fahre jetzt in der Geschichte meines unglücklichen Schützlings fort.

Als ihre Madame heimkehrte, brachte sie ein junges Mädchen mit, das sie Alvinen als ihren neuen Schützling vorstellte, mit der Bemerkung, sie könne sie selbst nun nicht länger bei sich behalten, sie wollte ihr einen andern Dienst verschaffen.

Diese Mittheilung war für das arme Mädchen vernichtend.

Es verstrichen einige Wochen, der bestimmte Tag, an welchem sie das Haus verlassen sollte, nahete.

Alvine war der Verzweiflung nahe, sie entdeckte sich ihrer Beschützerin.

Diese affectirte Staunen, Entrüstung.

Doch versprach sie, nachdem die Verzweiflung des Mädchens den höchsten Grad erreicht — über das Geschehene einen Schleier zu decken. Für die Unterbringung ihres Kindes werde sie Sorge tragen, doch sei es nothwendig, sich ihrer Tante zu entdecken und bei ihr die Zeit ihrer Niederkunft abzuwarten.

Darein mußte sich die Unglückliche fügen.

Die Tante nahm sie auf — nach einem halben Jahre genas sie eines Knaben — und bald darauf starb die Tante.

Ohne das Versprechen, das sie dieser auf dem Sterbebette gegeben, hätte sie längst das Haus des Onkels verlassen.

Die Behandlung, die sie bei diesem rohen Manne erfuhr, machte sie zur Märtyrin dieses Versprechens. So erzählte Alvine.

Mit dem wärmsten Versprechen, für die Verbesserung ihres Schicksals zu sorgen, verließ ich sie. Jenes elende Weib hätte ich gern den Gesetzen entdeckt, doch Alvine beschwor mich, sie nicht noch öffentlich zu compromittiren.

So findet die Schändlichkeit noch Schutz bei der Ehrbarkeit und Zartsinnigkeit ihrer Opfer. Die Hand der Gesetze, selbst der schützenden, ist zu roh für ein zartfühlendes Weib, als daß es sich ihnen leicht übergeben könnte.

Mein erster Weg war zu einer polnischen Dame, die zufällig seit Kurzem an einen Russen verheirathet war. So wird vielleicht die Gattin eines Russen, wenn auch nur in geringem Maße, die Schuld eines Russen gut machen, dachte ich.

Es war dieses junge Paar noch nicht gar lange in Berlin und wollte auch nur noch für kurze Zeit dort verweilen — obgleich erst kürzlich vermählt, schien mir die junge Dame sehr unglücklich zu sein, und der Mann auch nicht geeignet, eine Frau von Gemüth und Herz zu beglücken.

Ich fand die junge Frau blaß, bewegt, sehr leidend. Der Schmerz, den dieses weiblich duldende Herz in sich trug, mußte übermäßig groß sein. Und dieses Weib war so edel und verdiente so glücklich zu sein!

Es war natürlich, daß sie für meinen Schützling das wärmste Interesse empfand und begierig, den Kummer von der Seele einer Unglücklichen zu wälzen, schickte sie alsobald zu ihr und erbat sie zu sich.

Ich war im Begriffe, mich zu empfehlen, als der Gatte der Polin in's Zimmer trat. Er begrüßte seine Gemahlin eisig kalt, gegen mich war er höflich und sagte mir, daß er von einer vornehmen russischen Familie beauftragt, einen deutschen Haushofmeister für selbe zu engagiren, ob ich ihm ein passendes Subject empfehlen könne.

Indem wir über diesen Gegenstand sprachen, ward Alvine gemeldet.

Sie trat herein — in diesem Augenblick erbleichte der Russe, das Mädchen stieß einen fürchterlichen Schrei aus, ihre Hände waren krampfhaft nach dem Russen ausgestreckt — dann fiel sie leblos rückwärts.

2.

„Ludmilla, es ist dies ein feierlicher Moment, eine lange Trennung stehe uns bevor, mir bebt das Herz. Werde ich Dich finden, wie ich Dich verlassen?"

„Wie anders auch, Ladislaus, stets Dir treu."

„Mich liebend, mich, nur mich?"

„Ach, Du zweifelst, Ladislaus?"

„Thränen, Ludmilla, Thränen? — Ich habe Dir wehe gethan. Und doch, Ludmilla, doch frage ich nochmals, werde ich Dich finden, wie ich Dich verlassen, mir angehörend, einzig mir?"

„Dir oder dem Tode, Ladislaus!"

„Wohl, ich weiß es, so denkst Du, so wirst Du immer denken, aber es gibt Verhältnisse, Ludmilla, Verhältnisse, die stärker sind als unser Wille, ja stärker als unsere Liebe."

„Nimmer stärker, Ladislaus."

„Du liebst auch Deinen Vater, Ludmilla."

„Dich mehr als ihn!"

„Du liebst Deine Mutter."

„Dich mehr als sie."

„So wirst Du nie wanken in der Wahl, wem zu gehören?"

„Nie!"

„Siehe, Dein Vater wird sagen: ich will, daß dieser Dein Gatte werde —"

„Ich werde reden, Du oder keiner."

„Und wenn er Dir flucht, Ludmilla?"

„Du, mein Ladislaus, wirst mich segnen."

„Und Deine Mutter, wenn sie der Gram zu Grabe führt?"

„Ach — Ladislaus!"

„Du wirst sagen, ich hatte eher eine Mutter als einen Geliebten, ihr meine erste Liebe —"

„Dir meine letzte und ewige."

„Nun, Ludmilla, nun ist mir leicht! Du mein, mein, ewig mein!"

Sie küßten sich, umarmten sich, noch einmal und noch einmal und abermals. „Lebe wohl, Ladislaus! Auf Wiedersehn, Ludmilla!"

Und ein Jahr war verstrichen, Ladislaus kehrte zur Heimat zurück, in Angst und Beben. Schon seit einem Vierteljahr war ihm auf seine Briefe an Ludmilla keine Antwort erfolgt, er ahnet das Schlimmste. Und doch — konnte Ludmilla trügen? — Konnte ihre Festigkeit wankend gemacht worden sein? Ludmilla, was schwurst Du? — Dir oder dem Tode! —

Er eilt nach Ludmilla's Wohnung, es begegnet ihm ein Bedienter des Hauses. „Wo ist Deine Herrin?"

„Gestorben!"

Ladislaus stand regungslos da. Er streckte krampfhaft den Arm, wie zum Fluch gen Himmel aus, todesbleich sank er um.

Er wurde nach seinem Hause getragen. Wochenlang rang er mit dem Tode, nur Eines rettete ihn. Er erhielt ein Schreiben von Ludmilla. Der Bediente hatte Ladislaus falsch verstanden, jener meinte die alte Herrin; Ludmilla's Mutter war todt.

Das Schreiben lautete:

„Ladislaus, hasse mich nicht — ich blieb und bin Dir treu!"

In kurzer Zeit war Ladislaus genesen, der Brief war aus Berlin datirt, dorthin reiste er.

Ladislaus traf in Berlin ein, das Wenige, was er daheim erfahren hatte, war die Verheirathung Ludmilla's mit einem vornehmen Russen. Er erkundigte dessen Wohnung, und es gelang ihm, Ludmilla zu sprechen.

Als sich die beiden Liebenden wieder sahen, standen sie sich eine Weile sprachlos gegenüber.

„Ludmilla!" brach endlich Ladislaus das entsetzliche Schweigen.

„Ladislaus!" seufzte sie.

„So sehen wir uns wieder, Ludmilla? So liebtest Du mich mehr als Deinen Vater?"

„Ich habe seinen Fluch ertragen."

„So liebst Du mich mehr, als Deine Mutter?"

„Ach — meine Mutter! — todt! —"

„Ludmilla, Du bist vermählt — so wähltest Du zwischen Tod und mir?"

„Nicht mein Tod, nur mein Leben konnte Dich retten!"

„Mich? mich?"

In diesem Augenblick hallten schwere Tritte im Corridor.

„Himmel," rief Ludmilla, „er ist's! — Gehe, geh', Ladislaus, ich flehe Dich an, hier, nimm dieses Tagebuch, es wird Dir Alles erklären, o, geh' —"

Die Tritte hallten näher, fast bewußtlos öffnete sie eine Thüre, die nach dem Garten führte, schob Ladislaus hinaus, dieser eilte, das Tagebuch in der Hand, wie träumend nach Hause.

Das Papier, welches er jetzt in convulsivischer Spannung übersah, enthielt Folgendes:

„Mein Ladislaus, ich wünsche nur noch so lange zu leben, bis ich die Gewißheit habe, daß dieses Papier in Deinen Händen, es ist Alles, was ich von Gott für mich erflehe. Ach, mein Ladislaus, Du hattest Recht, mit trüben Ahnungen von mir zu scheiden. Schreckliches hat sich ereignet. — Du weißt, daß ein Russe von einflußreicher Stellung oft bei uns verkehrte und gegen mich ganz besonders aufmerksam war, dies machte mir sein Verweilen bei uns, was mir unter allen Umständen unangenehm gewesen wäre, nur noch drückender. Endlich, vor einigen Wochen, trat mein Vater, der schon öfter in mich gedrungen, jenen Mann mit mehr Aufmerksamkeit zu behandeln, zu mir herein und machte mir die Anzeige, daß er bei ihm um meine Hand angehalten und von ihm die Zusage empfangen habe. Von den Gefühlen, welche diese sehr entschieden ausgesprochenen Worte in mir hervorriefen, laß mich schweigen. Du kennst mein Herz, Ladislaus. Dennoch, muß ich gestehen, überraschte mich diese Eröffnung nicht, das Benehmen meines Vaters ließ mich diesen Ausgang ahnen. Wenn ich Dir, lieber Ladislaus, dies und zwar bis jetzt verschwiegen habe, so geschah es nur in der Rücksicht, Dir keine Besorgnisse zu erregen, die leider nur zu gegründet gewesen wären. Ich antwortete auf die Eröffnung meines Vaters zuerst, daß ich jenen Mann nicht heirathen könne, der so wenig Sympathie für sich zu erregen vermöchte, doch als der Vater mit unverhaltenem Zorn mir sagte, daß ich jede Rücksicht bei Seite zu setzen hätte, da diese Verbindung sein Wunsch und sein Glück, so glaubte ich jetzt, obwol Du mich gebeten, von der geheimen Verbindung unserer Herzen wenigstens vor dem Vater zu schweigen, da Du dessen Gesinnung hinlänglich kanntest, nicht länger mit der Entdeckung zögern zu dürfen. Der Eindruck, den sie auf mich machte, war für mich niederschmetternd. Ach, mein Ladislaus, ich habe fürchterlich gelitten, meinet- und Deinetwillen. Ich will die Trauerstunden umgehen von jenem Augenblick bis jetzt — bis jetzt, wo ich das Haus meiner Aeltern verlassen — verstoßen — und bei einer früheren Dienerin unseres Hauses meine Zuflucht nehmen mußte. Mein Vater war sehr grausam gegen mich — ich mag in mancher Beziehung Unrecht haben — ach! Ladislaus, es ist ein Vater, gegen dessen Willen und Glück ich mich auflehnte, und wenn ich ihn auch des Egoismus beschuldigen muß, mich seinem Glücke zu opfern — so muß ich mich doch eben so wohl anklagen, ihm nicht das meinige geopfert zu haben. Doch ich würde mit mir ja auch Dich geopfert haben. Wie hätte ich meiner Liebe entsagen dürfen, da ich mir nicht selbst mehr gehöre? O, es ist hart, so den Aeltern gegenüber zu stehen — aber ist nicht die Liebe zum Erwählten überall und immer höher gestellt, als die wenn auch durch Natur geheiligte kindliche Liebe? Würde der göttliche Schöpfung ein geheiligtes Verhältniß zum Tyrannen für Herz und Seele machen wollen, dann wahrlich, wäre ja der Schöpfer mehr menschlicher Despot, als irgend ein Mensch göttliches Ebenbild. —

Verzeihe, mein Ladislaus, ich bin fest entschlossen und werde nimmer wanken, Dein bis in den Tod! — Das habe ich Dir geschworen, das halte ich. — — Ich kann diesen Augenblick nicht weiter schreiben, mein Ladislaus. So eben wird mir die Kunde, daß meine Mutter aus Gram — aus Gram, ach! Ladislaus, um meinetwegen — krank geworden und sich in einem Besorgniß erregenden Zustande befinde. Ich muß hin zu ihr, mein Ladislaus — o, meine Mutter! —"

Hier war der Brief abgebrochen und unter einem acht Tage späteren Datum fortgefahren.

„Ladislaus, wehe! — Sie ist todt, meine Mutter ist nicht mehr! — Wie soll ich Worte finden, Dir die Ereignisse, die letzten schrecklichen Tage zu schildern — o Gott! — Und kein Brief von Dir, Ladislaus, kein Wort des Trostes von Dir, in dieser fürchterlichen Zeit! — Als ich in das Krankenzimmer meiner Mutter treten wollte — — ich habe mir den Zutritt zu ihr erobern müssen — erobern! Mein harter Vater verwehrte mir den Zutritt, „sie wird Dich verfluchend sterben," rief er, und ohne die Hülfe des Arztes wäre es mir nimmer gelungen, die sterbende Mutter noch einmal zu sehn, noch einmal den Namen Tochter zu hören. — Und sie blickte mich sterbend an — sterbend, Ladislaus, und sie segnete mich — dann war sie todt. — — Was soll ich Dir weiter sagen, Ladislaus — ich sank leblos über die theure Leiche hin, und als ich erwachte, war ich auf meinem Zimmer, aber ich stierte wie im Wahnsinn umher und suchte meine Mutter. O, mich schaudert! Ich fühle mich zu schwach fortzufahren — morgen, mein Ladislaus! — — Heute habe ich meine Ruhe wieder gefunden, der Arzt war bei mir, und seine Worte waren ein wenig tröstlich für mich. Er gab mir die Versicherung, daß meine Mutter an einem unheilbarem Brustleiden gestorben, woran sie allerdings seit mehren Jahren gelitten, und daß der Tod ohne jede andere Veranlassung, als die, welche im Uebel selbst lag, eingetreten. Meine Mutter machte mir in ihren letzten Stunden, nach seiner Aeußerung, durchaus keine Vorwürfe, sie billigte vielmehr meine Festigkeit, lieber das Aeußerste einer aufgedrungenen Ehe vorzuziehen. O, sie war so edel, meine Mutter, nur die Tyrannei meines Vater hielt sie ab, mir in meiner Noth Beistand zu leisten. Ich will nicht mehr weinen, ihr ist wohl."

Hier war abermals der Brief des unglücklichen Mädchens abgebrochen, und das Folgende einige Tage später geschrieben.

„Ladislaus, o Ladislaus, mußte es dahin kommen? Alles habe ich geopfert, und ich soll Dich dennoch verlieren? — Ladislaus, nur Eine Rettung weiß ich — zusammen sterben! — Wo bist Du? — Verloren, ganz verloren?! — — Nur Eines könne Dich retten, sagt der Fürchterliche, er wolle Dir zur Flucht behülflich sein — um den Preis — meiner Hand! Verräther — Du — so ist es ein Ehrenwort für den Edlen. Nein, mein Ladislaus, ich zürne Dir nicht, Du kannst nur Edles wollen, die häßlichen Namen der Gewalt, der Tyrannei machen mich nicht irre. Stirb, Ladislaus, stirb — sei Römer — droben sehen wir uns wieder!"

3.

Es war seit jenem Tage, da Alvine bei der Wiedererkennung des schändlichen Ehrenräubers leblos niedersank, eine Nacht verstrichen. Es hätte dieses unglückliche Ereigniß für den Gemüthszustand der Armen die schlimmsten Folgen herbeiführen können, und ich mußte alle meine Beredtsamkeit aufwenden, durch welche im Verein mit einem jungen, edlen Arzte es mir gelang, Trost und Ruhe in das schwer getroffene Herz des Mädchens zu legen.

So lebte mein Schützling von nun an ruhig, ehrbar, arbeitsam.

Ich hatte mir vorgenommen das Mädchen öfterer zu besuchen, und so geschah es auch heute, ich traf sie in trüber Versenkung.

„Warum so traurig, Alvine?" fragte ich theilnehmend.

„Muß das Unglück nicht trauern?" fragte sie mit thränenden Augen zurück.

„Wie, Alvine, haben Sie mir nicht angelobt, die Vergangenheit gänzlich zu vergessen, sich den düsteren Erinnerungen zu entreißen und Ihr Herz der besseren Gegenwart ganz hinzugeben?"

„Der besseren Gegenwart," sagte sie seufzend, „die mir das schönste Glück zum fürchterlichsten Wahn umgestaltet?"

„Um himmelswillen, was ist Ihnen begegnet, Alvine?"

„Gestern kam mein Bruder von Hamburg, den ich seit so vielen Jahren wie einen Verlornen beweine. Da er die traurige Nachricht vom Tode unserer Aeltern in deren früherer Wohnung erfahren, eilte er zu meinem Onkel, um mich zu umarmen. Nun wollte er fragen, was aus mir geworden, und der abscheuliche Mann sagte ihm, daß er mich wegen ungebührlicher Aufführung aus dem Hause gejagt. Ich weiß nicht, wie er meine Adresse erfahren, diesen Morgen kam er zu mir — o, mein Herr, das erste Zusammentreffen mit meinem Bruder, den ich so lange schmerzlich vermißte — dieses erste Zusammentreffen war entsetzlich."

Die Arme senkte ihr Haupt auf die Hand und starrte trostlos vor sich hin.

„Es ist nicht anders möglich," sagte ich, „nach Dem, was Ihr schändlicher Oheim von Ihnen geredet haben mag, um seine abscheulichen Handlungen zu rechtfertigen und zu bemänteln, aber warum verlieren Sie so gänzlich den Muth? Haben Sie nicht einen Freund, der es nie zu sein aufhören, und der Ihren Bruder überzeugen wird, daß auch ein Mann von Ehre Sie mit Stolz seine Schwester nennen kann?"

„O, wohl, Sie werden es ihm sagen, daß ich nicht schuldig an meinem Elend bin, aber was dann geschehen sein wird — o ich fürchte Entsetzliches."

„Wieso das, Alvine?"

„Als er mich so mit Beschuldigungen überhäuft, auf die ich, überwältigt von innerem Schmerz, nichts zu entgegnen vermochte, drang er endlich in mich, ihm meinen Verführer zu nennen, und da ich immer sprachlos blieb, verließ er mich mit entsetzlicher Ruhe, einen Blick voll Verachtung auf mich werfend."

Indem ich überlegte, was bei dieser Sache zu thun, um Unglück vorzubeugen, ward die Thüre stürmisch aufgerissen, und der Bruder trat in's Zimmer.

Es war ein junger Mann von 26 Jahren, groß und schlank gewachsen, sein Gesicht war offen und entschlossen, sein Auge glänzend und durchdringend, sein Gesicht auffallend blaß.

Als er mich sah, verfinsterten sich seine ernsten Züge noch mehr, er warf auf mich einen forschenden, durchdringenden Blick.

Dann trat er zu seiner Schwester und fragte mit bebender Stimme: „Wer ist dieser Herr?"

Ich errieth jetzt den Gedanken, der sich ihm aufdringen mochte.

„Lassen Sie mich Ihnen mit wenigen Worten sagen, wer ich bin," sprach ich. „Ich habe bei diesem verlassenen, unglücklichen Mädchen den Bruder vertreten, den Bruder, der so lange der hülfsbedürftigen Schwester gänzlich vergessen konnte, und der dennoch jetzt kommt, sie über Dinge zur Rechenschaft zu ziehen, an denen sie vollkommen unschuldig ist. Ja wol, Sie nennen sich Bruder, aber gibt Ihnen dieser Titel das Recht, Den mit feindseligen Augen zu betrachten, der sich nicht Bruder nennt, aber es in der That zu sein strebt? — Ich bitte, hören Sie mich aus, ich habe Ihnen viel zu sagen, aber vor Allem sag' ich Ihnen, daß ich dieses unglückliche Mädchen auch gegen den ungerechten und voreiligen Bruder in Schutz nehmen werde."

Der junge Mann warf sich erschöpft auf einen Stuhl und sprach mit dumpfer, kaum hörbarer Stimme: „Ich höre Sie."

Darauf begann ich meine Erzählung.

Der junge Mann stand oftmals auf, indem er in heftiger Bewegung im Zimmer auf und abschritt, doch hörte er mich ohne Unterbrechung zu Ende.

Alvine saß mit thränenfeuchten Augen da, ihre Hände waren gefalten wie zum Gebet, dann und wann warf sie einen ergreifend wehmüthigen Blick auf ihren Bruder.

Als ich geendet, stürzte ihr Bruder zu ihr hin, und sie mit heftiger Inbrunst umarmend, sprach er: „Arme Schwester! Und ich war nicht bei Dir und konnte Dir noch so wehe thun."

Alvine schmiegte ihr Haupt an die Brust des Bruders, es war ein ergreifender Moment.

Eine stumme, feierliche Pause ging vorüber.

Dann riß sich der Bruder aus den Armen der Schwester und sank mir weinend um den Hals.

Dieser junge Mann mit so entschlossenem Charakter war jetzt weich wie ein Kind.

„Fassen Sie sich," sprach ich, „Ihre Schwester ist nicht entehrt, entehrt ist nur der Bube, der Hand an sie legen konnte."

Als ich diese Worte ausgesprochen, erhob sich der junge Mann mit flammendem Blick.

„Du kennst ihn nicht?" fragte er die Schwester mit bebender Stimme und sah mich dabei fragend an.

Ich verneinte es für sie entschieden.

„Wolan," rief er, „ich schwöre es hier vor meinem Gotte, ich will nicht eher rasten, bis ich Dich gerächt! Du kennst den Buben nicht — jene nichtswürdige Kupplerin muß ihn kennen."

Mit diesen Worten stürzte er hinaus, noch ehe ich ihn zurückhalten konnte.

Ich eilte ihm nach, vergebens war mein Rufen, schon saß er in einem Fiaker und fuhr im Galopp fort.

„Dem jungen Mann nach!" rief ich einem andern Kutscher zu und warf mich in die Droschke.

Als ich bei der Schloßbrücke war, ward die Brücke eben aufgezogen, jener war eben hinüber. So mußte ich einen Umweg nehmen, doch es war vergebens, jene Droschke hatten wir aus dem Gesichte verloren, und da ich die Wohnung des schändlichen Weibes nicht kannte, mußte ich unverrichteter Sache zurückkehren.

Alvine war trostlos; sie sagte mir die Wohnung, und als ich daselbst anlangte, war die Thür verschlossen, das Weib war nicht zu Hause.

Gut, dachte ich und fuhr bei Alvinen wieder vor, um bei ihr die Rückkehr des Bruders zu erwarten.

Es ward spät, und der Bruder kam nicht.

4.

In einer entlegenen Allee des Thiergartens begegneten sich zwei Gestalten, es war ein junger Mann und eine junge Dame.

Blaß und leidend sah das Weib, blaß und leidend der Mann, sie umarmten sich mit Inbrunst.

„Endlich, endlich, Ludmilla, ruhst Du wieder an meiner Brust! — endlich bist Du wieder mein, wirst mein sein, nicht wahr? Er hat Dich wohl Mühe gekostet, dieser Gang?"

„Unsägliche Mühe, Ladislaus. Seitdem er weiß, daß Du hier bist, späht er allen meinen Tritten und Gängen nach."

„Der Schändliche! Er hat uns schnöde betrogen, um unser schönstes Lebensglück."

„Es wird uns noch werden, Ladislaus, trotz seiner Tücke. O, mir ahnte es wohl, da ich mich entschloß, ihm die Hand zu reichen, wir würden uns noch wieder sehen, noch vereint sein! Damals, Ladislaus, ach, welch schweren Kampf kämpfte ich — verbunden mit diesem Manne, das war für mich mehr als der Tod. Aber Dein Leben aufzugeben, da ich wähnen mußte, in meiner Macht stände die Rettung, dazu fühlte ich mich nicht stark genug."

„Der elende Betrüger!" rief Ladislaus, „noch weiß ich nicht den Grund, dessentwillen man mich an der russischen Grenze arretirte; daß es eine Intrigue dieses Elenden war, ist nur allzugewiß, und nimmer würde mir Recht werden; der Sohn eines geächteten Polen erhält in Rußland kein Recht. Doch von Anderem jetzt, Ludmilla, die Zeit drängt, binnen vier Tagen will der Russe mit Dir nach Petersburg aufbrechen, dort wähnt er seine Beute sicher, in vier Tagen geht ein Schiff nach Amerika, wie ich aus einem hamburger Blatte ersehen. Morgen, Ludmilla, mußt Du bereit sein, ich werde alle Anstalten zur Flucht bis dahin getroffen haben."

„Und ist hier der Ort, an dem wir uns wiederfinden, Ladislaus?"

„Hier, Ludmilla, um dieselbe Zeit, es ist dies der Weg, der nach Hamburg führt."

„Nun, wohlan denn, mein Ladislaus, unser Vorhaben ist vor Gott gerecht, er wird uns schützen. Ich weiß zwar noch nicht, wie ich Mittel finden werde, morgen, ohne Argwohn zu erregen, das Haus zu verlassen, doch es wird mir sicher auf die eine oder die andere Art gelingen."

Und als das junge Paar sich genug besprochen hatte, umarmte es sich nochmals mit Inbrunst einen langen, langen, stummen Moment, dann schieden sie und blickten sich im Scheiden noch einmal um in sympathetischer Bewegung, die Hand auf dem Herzen, sich anblickend und dann zum Himmel, und so verschwanden sie im Schatten der Nacht.

Hinter einem Baume, nur wenige Schrittte von jenen entfernt, trat aber jetzt eine dritte Gestalt hervor.

Es war der Gatte Ludmilla's.

5.

Es war die achte Stunde am Abend, mit klopfenden Herzen hatte Ludmilla ihr Eigenthum an Schmuck und baarem Gelde zusammengerafft. „Noch eine Stunde!" flüsterte sie und blickte flehend zum Himmel.

Da trat ihr Gemahl zu ihr in's Zimmer.

Ludmilla erblaßte, sie wähnte ihn außer dem Hause.

„Wir werden diesen Abend in Gesellschaft gehen," sprach er kurz und kalt.

„Ich werde nicht," entgegnete Ludmilla ebenso, „ich fühle mich unwohl."

„In diesem Falle will ich Dir Gesellschaft leisten."

„Ich glaube nicht, daß sie zu meiner Besserung beitragen wird," versetzte die Gattin mit schneidender Verachtung.

„Das befürchte ich fast, dennoch bin ich bei vortrefflicher Laune diesen Abend, es käme auf den Versuch an."

„Vielleicht wird Sie diese gute Laune menschlich machen; ich bitte Sie, mich mir allein zu überlassen."

„Ludmilla, Du bist sehr böse."

„Wie immer für Sie."

„Du ermüdest meine Geduld."

„Es thut mir leid, daß dies nicht längst geschehen."

„So wirst Du niemals Dein Betragen ändern?"

„Ich behandele Jeden nach Verdienst."

„Was hast Du mir denn vorzuwerfen? Daß ich Dich liebte?" —

„Daß man Sie nicht achten kann."

„Du gibst mir Deine Hand als Gattin —"

„Wie das Lamm seinen Hals dem Schlächter bietet."

„Du wurdest nicht gezwungen."

Ludmilla gab keine Antwort; obgleich sie äußerlich ruhig erschien, war ihr Inneres fürchterlich bewegt.

Der Zeiger der Uhr wies auf 8½.

„Ich sage, Du wurdest nicht gezwungen."

Ludmilla warf auf ihn einen Blick voll Verachtung.

„Du scheinst wirklich ernstlich krank zu sein, Ludmilla. Du siehst so blaß aus und zitterst am ganzen Körper, was fehlt Dir?"

„Einsamkeit."

„Nun gut, ich werde Dich verlassen — —"

Ludmilla schöpfte Athem, der gepreßte Busen hob sich.

Er ging.

Ludmilla blickte dankend zum Himmel.

In diesem Augenblick kam ihr Gatte zurück.

„Ich weiß nicht, mir ist, als müßte mir etwas Böses begegnen, wenn ich Dich verlasse. Es thut mir leid, Die lästig zu werden, aber ich muß bleiben."

Die Seelenangst Ludmilla's war fürchterlich.

In diesem Augenblick trat der Bediente ein. „Ein junger Herr wünscht Sie in dringender Angelegenheit zu sprechen," meldete er dem Herrn.

„Dringend — jetzt — wer ist es?"

„Er that so eilig und ließ mir nicht 'mal Zeit nach seinem Namen zu fragen."

Er erhob sich und ging hinaus. Draußen flüsterte er dem Bedienten zu: „So wie Madame sich entfernen will, sagst Du mir Bescheid."

Der junge Mann, dessen Angelegenheit so dringend war, es war Alvina's Bruder. Er hatte jenem Weibe die Pistole auf die Brust gesetzt und sie um den Bösewicht befragt, in der Todesangst gestand sie.

Als sich Ludmilla von der Gegenwart ihres Tyrannen befreit sah, warf sie schnell einen Mantel über, raffte ihre Kostbarkeiten zusammen und verließ ihr Gemach. Der Bediente wollte ihre Entfernung ihrem Herrn melden, doch die Thür war von drinnen zugeschlossen — heftige Reden hallten im Innern — ein wüthiges Geschrei, dann ein Hülferuf des Herrn — im selben Moment ein Schuß — dann war es fürchterlich still.

Während dessen war Ludmilla aus der Thür des Hauses entschwunden.

6.

Alvinens Bruder wurde alsobald, nachdem der Russe tödtlich niedergesunken, festgehalten und den Gerichten übergeben. Nach seiner Aussage hatte er den Russen zum Duell aufgefordert; da dieser aber die verlangte Satisfaction höhnisch verweigerte, so hatte der junge Mann, in seiner Leidenschaftlichkeit auf das Aeußerste gebracht, das Pistol auf den Entehrer seiner Schwester abgedrückt.

Da dieses Factum von ihm nicht geleugnet ward, so erkannte ihn das Gericht schuldig des vorsetzlichen Mordes, und die Strafe, welche darauf, doch in Rücksicht mildernder Umstände, erkannt wurde, lautete auf fünfundzwanzigjährige Gefängnißstrafe.

Was soll ich dem Leser noch die betrübende Erzählung von Alvinen's Verzweiflung mittheilen, was noch die Scene schildern, da sie vernahm, daß sich ihr Bruder, den schnellen Tod einer so langwierigen Kerkerhaft vorziehend, entleibt — genug sei es, zu hören, daß das unglückliche Mädchen den Tod ihres Bruders nur um eine Woche überlebte.

Aber Ladislaus und Ludmilla fahren, glücklich im endlichen Siege über den wellenwerfenden Ocean, dem Lande besserer Hoffnung zu. Von Dem, was nach Ludmilla's Entfernung vorgefallen, haben sie keine Kunde, und unbewußt, daß zwei Seelen sich für die Vereinigung zweier liebenden Herzen opfern mußten, leben sie fortan in Amerika in seliger Vereinigung.

Bernhard Heßlein.

Eine Waldscene aus Illinois.

Von Fr. Gerstäcker.

Dort, wo der Wabasch, die beiden Bruderstaaten, Indiana und Illinois, von einander scheidend, seine klaren Fluthen dem Ohio zuführt und sich bald zwischen steilen Felsenufern, bald zwischen blühenden Matten und blumigen Prairien, oder auch unter dem ernsten Schatten und dem feierlichen Schweigen des dunkeln Urwaldes hin, murmelnd und plätschernd durch tausend stille Buchten drängt, mit dem Schilf und einzelnen schwankenden Weidenbüschen spielt und sie neckisch küßt, leise und behaglich, bald über runde Kiesel und grüne Rasenflecken dahingleitet und dann wieder plötzlich, wie in tollem Muthwillen hinausschießt in die Mitte des Bettes, und hier, von der Gegenströmung erfaßt, kleine, blitzende Wellen schlägt und glitzert und funkelt, dort wanderten im Spätherbst des Jahres 1839 zwei Männer, mit ihren Büchsen auf den Schultern und einen großen, schwarz und grau gestreiften, kurzohrigen Schweißhund hinter sich, am westlichen Ufer des schönen Stromes entlang, welcher hier, eine plötzliche Biegung nach Osten machend, den tiefen Flußrand tief und wild ausgewaschen und manchen alten Stamm in sein Bett hinuntergerissen hatte, der Jahrhunderte den tollen Nordweststürmen, die von den Seen manchmal herübertoben, Trotz geboten.

Der Eine von ihnen war noch ein junger, kräftiger Mann, kaum älter als drei oder vierundzwanzig, und seine Tracht verrieth den Bootsmann, nicht den Jäger, wenn er auch jetzt die lange Kentuckybüchse führte, als ob sie von Jugend auf sein steter Begleiter gewesen. Der kleine, runde, niedere und schmalrandige Wachstuchhut, mit dem breiten, flatternden Band darum, saß ihm dabei keck und leicht auf den krausen, blonden Haaren, die blaue Matrosenjacke umschloß ein paar Schultern, deren sich ein Herkules nicht zu schämen gebraucht hätte, und das rothwollene Hemd wurde von einem schwarzen seidenen Halstuch, wie die weißen, segeltuchenen Matrosenbeinkleider von einem schmalen, festgeschnallten Gürtel über den Hüften zusammengehalten, der zu gleicher Zeit noch die lederne Scheide mit dem einfachen Schiffsmesser trug und den seemännischen Anzug des Wanderers vollendete. Daß er aber auch in den Wäldern zu Hause, bewiesen die sauber gearbeiteten Moccasins, mit denen seine Füße bekleidet waren, und in welchen er leicht und ungezwungen über abgebrochene Zweige und kiesigen Boden, wie ihn das Ufer des Flusses mit sich brachte, dahinschritt.

Der Andere, ein Greis von einigen sechzig Jahren, wurde allerdings an Körperkraft und Stärke von seinem jüngeren Begleiter übertroffen, aber trotzdem sah man keiner seiner Bewegungen das vorgerückte Alter an; in seinen Augen glühte noch das Feuer der Jugend, und seine Wangen färbte das blühende Roth der Gesundheit. Nach Sitte der Hinterwäldler war er in ein einfaches, blauwollenes Jagdhemd, mit eben solchen Franzen besetzt, lederne Leggins und grobe Schuhe gekleidet, statt dem schmalen Matrosenmesser, das sein Gefährte trug, steckte aber in seinem Gürtel eine breite, schwere Klinge, ein sogenanntes Bowiemesser, und die wollene, fest zusammengerollte Decke hing ihm, mit einem breiten Streifen Bast befestigt ist, über der Schulter.

„Tom," sagte der Alte jetzt, indem er stehen blieb und die Büchse vor sich auf den Boden stieß, „Du hättest mich doch sollen das Prairiehuhn da drüben schießen lassen, besser das wie gar nichts, und wir werden jetzt ohne Feder und Klaue wieder zurück zum Flatboot müssen, wenn wir es nicht ganz verlieren wollen."

„Hat keine Noth," lachte der Andere, „das verlieren wir nicht. Seht Ihr, wie der Fluß dort gerade nach Osten hinüberstreicht? Etwa fünf Meilen weiter dreht er sich wieder, macht da drüben am „Adlersnest," wie sie, glaub' ich, den Platz nennen, einen großen Bogen und kommt bis in etwa drei Meilen und in gerader südöstlicher Richtung von hier zurück. Die Sonne ist noch anderthalb Stunden hoch, und in der Nacht dürfen sie überdieß nicht fahren, es liegen zu viel Stämme und Aeste im Strom, wir aber wollen durch die schmale Prairie hier gehen, und ich setze meinen Hals zum Pfande, daß wir vor Dunkelwerden noch eine von unseren Büchsen, vielleicht alle beide, sprechen hören. Am Ufer des Flusses, etwa drittehalb Meilen von hier, da wo der Bogen wieder hereinkommt, lagern wir nachher — mit unserem Wild hoffentlich — und morgen früh werden wir schon die alte „Schildkröte" vorbeischwimmen sehen und anrufen können.

„Du bist, wie es scheint, mit der Gegend hier gut bekannt?" frug der Alte.

„Sollte denken," lachte Jener, „habe hier zwei Jahre gejagt und kenne jeden Baum. Es war kurz vorher, ehe ich Dickson kennen lernte, der mich in seinem Schooner mit nach Brasilien nahm, um dort nachher so schändlich von den Indianern erschlagen zu werden."

„Das hast Du mir noch nicht erzählt."

„Heute Abend vielleicht, wenn wir lagern; jetzt aber müssen wir ruhig sein," unterbrach ihn der junge Mann, „ist der Platz hier noch wildreich, wie ich ihn früher kannte, so werden wir nicht lange zu suchen brauchen, um ein Stück Fell zu finden, in das wir eine Kugel schicken können, auf jeden Fall muß es hier Truthühner oder Hirsche geben, und die sind, wie Ihr nicht leugnen werdet, sicherlich besser als das zähe Prairiegeflügel."

„So komm denn, mein alter Wolf," wandte sich der Alte an den Hund, der bei der Erwähnung seines Namens freudig die Ohren spitzte und mit dem Schwanze wedelte, „komm — sei ein guter Hund — such' — such' Wolf, aber — vorsichtig Hund — vorsichtig mein Thier — so, Wolf, so — braver Hund!"

Der also Angeredete schien vollkommen die Stimme und Worte seines Herren zu verstehen; denn bis jetzt still und fast theilnahmlos in den Fährten der Männer folgend, sprang er

nun mit leisem Winseln und Bellen voraus, mäßigte sich jedoch augenblicklich, als er die leise Warnung vernahm, suchte, fortwährend kaum zwanzig Schritte vor den Jägern bleibend, aufmerksam und bedächtig umher und blieb nur manchmal wie horchend stehen, als ob er etwas vernommen, das ihm verdächtig scheinen und er erst untersuchen wolle, ehe er weiter gehe. Die Männer folgten ihm in etwa hundert Schritt Entfernung von einander und betraten jetzt den Rand einer hier zwar schmalen Prairie, die sich aber gen Westen hinausdehnte, so weit das Auge reichte und nur an der nördlichen Grenze von einem schmalen, dunkelen Waldstreifen begrenzt wurde.

Unsere Jäger gehörten aber, wie auch der Leser schon aus ihrem Gespräch gesehen haben wird, zu einem Flatboot, das von einer am Wabasch weiter oben liegenden Niederlassung mit seiner Ladung von Whiskey, Zwiebeln, Aepfeln und Apfelsinen, nebst geräucherten Hirschschinken, getrockneten Pfirsichen und Mais nach Newotleans steuerte. Der alte Edgeworth, ein ziemlich wohlhabender Farmer aus Indiana, war der Eigenthümer des Bootes, während Tom, erst kürzlich von seiner Seereise zurückgekehrt, dort oben seine Verwandten und Freunde besucht hatte und von dem Alten, der ihn kennen gelernt und liebgewonnen, eingeladen war, die lange Fahrt nach der fernen Hauptstadt des Südens mit zu machen.

Beide aber, leidenschaftliche Jäger, wie überhaupt der größte Theil der Hinterwäldler, hatten sich nicht entschließen können, zwischen wildreichen Gegenden von Maisbrot und Speck lebend dahin zu gleiten, während an beiden Ufern, besonders in Illinois, Hirsche und Truthühner die Wälder belebten. — Sie waren daher an's Land gesprungen, indeß das Boot, dem sie weiter unterhalb, durch mehre Krümmungen des Wabasch begünstigt, leicht wieder den Weg abschneiden und es erreichen konnten, unter der Aufsicht von fünf kräftigen Hoosiern — Bewohner von Indiana — seine langsame Bahn mit der Strömung verfolgte.

Edgeworth, erst vor zwei Jahren an diesen Fluß gezogen, hatte früher im Staat Ohio, am Miami gelebt, dort aber sich nicht länger wohl gefühlt, da die mehr und mehr zunehmende Bevölkerung das Wild vertilgte oder vertrieb, und der alte Mann dann und wann einmal, wie er sich ausdrückte, „eine vernünftige Fährte im Wald sehen mußte, wenn er nicht melancholisch werden sollte." Hier herunter war er jedoch noch nicht gekommen, und Tom, sein junger Führer, in dieser Gegend besser bekannt und besonders mit den Windungen und Krümmungen des Stromes vertraut, mußte deßhalb die Leitung ihrer Jagd übernehmen.

Vorsichtig und schnell waren sie über den weichen Rasen der Prairie hinweggeschritten, um wiederum das schützende Walddunkel zu erreichen, da der Hirsch in der Nähe der Ansiedlungen zu wild und scheu ist, auf offener Steppe etwas Lebendes in seine Nähe kommen zu lassen. Jetzt aber wurde auch der Hund unruhig, der bis dahin nur gesucht und kein weiteres Zeichen von Ungeduld gegeben hatte; er schnoperte eifriger und schneller in dem vom Waldrande herübergewehten Laube umher, ließ dann und wann ein kurzes, dumpfes Knurren hören und wollte plötzlich, mit hochgehobener Ruthe und blitzenden Augen davonellen, als ihn der leise Pfiff seines Herrn wie fest gezaubert an die Stelle bannte, auf der er gerade stand.

„Nieder mit Dir, Schlingel," rief dieser, „nieder! und langsam mein Hund — langsam!"

„Es ist ein Wolf!" sagte Tom ärgerlich, „seht nur, wie sich die Haare sträuben, die Pest über das verwünschte Prairiegeschmeiß; die kläffende Brut hat mir schon oft die Jagd verdorben."

„Nein, nein," erwiederte kopfschüttelnd der Alte, „das ist kein Wolf, wenn der Bursche auch von den Bestien seinen Namen hat, so ist er viel zu alt und vernünftig ihnen nachlaufen zu wollen; denn er weiß recht gut, daß er sie doch nicht einholen kann."

„Aber ein Hirsch —"

„Ist's auch nicht — Truthühner vielleicht — doch — Wolf beträgt sich so sonderbar. Nun, was hat denn der Hund?"

Das treue Thier winselte leise, wedelte aber so eifrig mit dem Schwanz und blickte mit so sehnsüchtigen Blicken bald zu seinem Herrn auf, bald nach dem kaum noch hundert Schritte entfernten Walde, daß jener endlich, da sich nirgends eine Spur erkennen ließ, ausrief:

„Hol's der Henker, Tom, ein Wolf ist das nicht, so viel weiß ich, neugierig bin ich aber, was heraus kommen wird; wir wollen auf jeden Fall nach."

Schnell gehorchte der Hund jetzt dem gegebenen Wink und betrat, nun selbst vorsichtig umhersuchend und die Nase hoch und aufmerksam erhoben, die schattige Waldung, in der er langsam weiter schritt und mehre Male aus der Fährte, der er augenscheinlich folgte, heraustrat, um irgend einen in der Nähe liegenden Baumstamm zu erklettern und mit dessen Hülfe etwas von dem gehofften Wild zu erspähen.

Die Jäger gingen, nur die Bewegungen des Hundes beachtend, neben einander her, oft dabei die scharfen Blicke über ihren jetzt sehr beschränkten Horizont schweifen lassend, als Edgeworth plötzlich seines Begleiters Arm ergriff und mit schneller aber unterdrückter Stimme ausrief:

„Tom, der Teufel soll mich holen, ein Bär!"

„Wo?" frug dieser, sich hoch aufrichtend und überrascht umherblickend.

„Hier," sagte der Alte, vor sich hin auf den Boden zeigend, „das ist eine Bärenfährte, so wahr ich Edgeworth heiße, ich müßte die Spur nicht kennen."

„Sollte ein Bär hier in diese Gegend gekommen sein?"

„Und warum nicht? haben wir doch erst in voriger Woche die Fährten in meinem Maisfeld gefunden. Jetzt wird mir auch Wolfs Betragen erklärlich."

„Seht nur, wie er windet," sagte der junge Mann, „ich glaube wahrhaftig, die Bestie ist nicht weit von hier."

„Tom — Junge — denk Dir nur, wenn wir den Burschen Bärenfleisch auf's Boot schaffen könnten, wie die lachen würden."

„Haifische und Seeschlangen!" jubelte dieser mit kaum unterdrückter Freude, „der Spaß wäre Gold werth."

Wolf sah sich um und knurrte leise.

„Hörst Du das?" flüsterte der Alte lächelnd, „er will nicht, daß Du einen solchen Mordspectakel machst. Wolf hat Menschenverstand."

Allerdings schien es fast, als ob das treue Thier etwas Derartiges mit seinem Knurren hätte sagen wollen; denn es schlich jetzt leise, mit dem Bauch fast an der Erde, zwischen dem ziemlich dichten Unterholz hin, blieb einmal, als es zufällig auf einen dürren Zweig getreten und diesen gebrochen hatte, eine ganze Zeitlang regungslos liegen, gleichsam den begangenen Fehler dadurch wieder gut zu machen, kroch dann etwa noch zwei hundert Schritte weiter und kam jetzt, die Blicke fest auf eine kleine, sich vor ihnen hinziehende Schlucht gerichtet, mit hochgehobener rechter Vordertatze zu einem förmlichen Stand.

„Könnt Ihr etwas sehen?" frug Tom, sich hoch aufrichtend und nach vorne schauend, „dort drüben muß er stecken."

„Nein, nicht die Probe!" sagte der Alte, „aber Wolf hat recht, der führt uns nimmer falsch, und bis an den Rand der Schlucht wollen wir vorrücken, dort — alle Wetter — da regt sich Etwas!"

„Wahrhaftig," rief Tom, und im Augenblick fuhren beider Büchsen im Anschlag empor; der dunkle Gegenstand mußte jedoch ihr Näherkommen wohl beobachtet und deshalb sich so ruhig dort gehalten haben; denn fast in demselben Moment ward ein leises Rauschen gehört, und der Schatten fuhr in das Dickicht.

„Ein junger Bär," schrie Tom, jetzt jede weitere Vorsicht vergessend, „faß ihn Wolf, faß ihn!"

Wolf war ein ausgezeichneter Hund und würde alle Bären der ganzen Welt haben an sich vorbeijagen lassen, ohne nur ein Glied zu rühren, dem Zuruf aber in solchem Augenblick, wenn er auch von einem Fremden kam, konnte er nicht widerstehen, er hatte ja doch auch nur Fleisch und Blut, und in wenigen Sätzen flog er, wild aufheulend, dem Rande der Schlucht und dem diese begrenzenden Dickicht zu, in welchem er gleich darauf verschwand, während die Männer ihm eilenden Laufes nacheilten. Noch hatten sie aber die Stelle, von der sie hoffen durften, das tiefer liegende Land übersehen zu können nicht erreicht, als plötzlich die ängstlich wilden Klagelaute des treuen Wolf zu ihren Ohren drangen, dessen schmerzliches Heulen die höchste Noth zu verkünden schien.

„Alle Wetter, die Alte!" schrie Edgeworth, um den Hund besorgt, und sprang mit jugendlicher Gewandtheit, die schwere Büchse hoch und schußfertig in der Hand tragend, an den steilen Rand des Thales. Tom stand an seiner Seite; gleich unter ihnen in den Büschen rauschte und raschelte es aber, und in demselben Augenblick krachten auch die beiden Büchsen der Jäger; denn kaum dreißig Schritte von ihnen entfernt schlüpfte Wolf über einen kleinen offenen Fleck hinweg, und dicht hinter her, mit zurückgelegten Ohren und gesträubtem Haar, brach die alte Bärin durch das Gestrüpp, um den Angriff auf ihr Junges zu rächen und zu bestrafen.

Eine der Kugeln mußte übrigens ihr Ziel erreicht haben; denn entweder von dieser getroffen, oder von dem lauten Knall eingeschüchtert, hielt die Bärin mitten in der Verfolgung ein und warf sich dann halb rennend, in der gewöhnlichen plumpen Art dieser Thiere, aber mit wahrhaft bewundernswerther Schnelle den steilen Abhang hinunter, auf jeden Fall denselben Weg einschlagend, den das durch ihre Dazwischenkunft gerettete Junge genommen hatte.

„Wolf! — Wolf! hier Wolf — o Wolf — hier, hier, Hund!" schrie der Alte, während er eben aus dem kleinen Hirschhornmaß, das an seiner Kugeltasche hing, einen neuen Schuß in die Büchse schüttete, wobei Tom mit eben solcher Eile seinem Beispiel folgte. — „Hier, mein Hund! so recht, Wolf — warte nur einen Augenblick, mein Thier, wir sind gleich fertig und dann geht die Reise — Du hast die Feder unten im Zündloch vergessen, das Pulver wird Dir herausspritzen," unterbrach er sich, den Begleiter warnend, „und dann geht die Reise hinterher."

„Mein Schuß muß gewirkt haben," sagte Tom, seinen Fehler verbessernd, „ich hatte sie richtig auf dem Korn, als ich abdrückte."

„Nun, mein Blei steckt auch in keinem Baum," lachte Edgeworth, „die Kugel in den Lauf hinunterschiebend, „aber jetzt fort, aufschütten können wir an Ort und Stelle, im Laufen fällt das Pulver doch wieder von der Pfanne."

„Hier muß der Anschuß sein," sagte Tom, zu der Stelle hinunterspringend.

„Und hier ist das Blut," rief der Alte jubelnd, „jetzt komm, Wolf — langsam mein Hund — so — da ist die Fährte. Aha, er wittert den rothen Saft. Hah — gih!" schrie er, den Jagdruf ausstoßend, und mit einem Sprung und wildem, jauchzenden Geheul stürmte das kluge Thier auf der Fährte seines angeschossenen Feindes fort.

Ihm folgten die Männer so schnell, als ihnen die Unebenheit des Bodens gestattete, doch schnitten sie mehre hundert Schritte Weges ab, indem sie die gegenüberliegende Seite der engen, steilen Schlucht auf einem darüber hingestürzten Baumstamm erreichten und dadurch wieder dicht hinter ihren Hund kamen, der den Fährten fortwährend gefolgt war und so dem Bär an der steinigen Bergwand hinauf hatte nachklettern müssen. An mehren Stellen fanden sie aber Blut, und nicht lange darauf gab Wolfs dumpfes Geheul die freudige Kunde, daß das durch den Blutverlust geschwächte Wild einen Baum erklommen oder sich wenigstens gestellt hatte.

Das Letztere war der Fall, und die Bärin schon zu schwach gewesen, eine ziemlich starke Eiche erklettern zu können, an deren Fuß sie jetzt, ihren Rücken durch den Stamm gedeckt, gegen den Feind Front machte, und diesen schon durch ihr wildes, drohendes Knurren, wie durch die zornig gehobene Tatze in achtungsvoller Entfernung hielt, ihn aber nicht verhindern konnte, in laut und schallend ausgestoßenen Tönen die gefährlicheren Feinde zu Hülfe zu rufen.

Diese sprangen, mit fröhlich ausgestoßenem Jagdruf den treuen Hund ermunternd, heran, und bei ihrem Anblick wollte das schwer verwundete Thier noch einen letzten Versuch zur Flucht machen, aber seine Kräfte waren erschöpft, es knickte machtlos zusammen und verblutete zuckend im nächsten Augenblick, erst von den Kugeln, und gleich darauf von den scharfen Messern der Jäger durchbohrt.

Wolf schien jedoch hiermit noch nicht zufrieden gestellt; denn er nahm sich kaum Zeit, den erlegten Feind zu beriechen, und lief etwa hundert Schritte zurück, an den Fuß eines schwachen Hickory, unter dem er auf's Neue fürchterlich zu bellen und zu heulen anfing. Das Junge hatte sich hier, wahrscheinlich von der Mutter getrieben, hinaufgeflüchtet und kauerte still und lautlos dort, wo der schlanke Baum zum ersten Mal auszweigte.

„Einen Spaß gäb's, wenn wir's lebendig mitnehmen könnten," schmunzelte Tom hinaufschauend, „der Baum ist zwar stark, aber möglich wär's doch, hinaufzukommen."

„Unsinn," sagte der Alte, „die kleine Canaille muß wenigstens fünf bis sechs Monat alt sein, und kratzt und beißt, als ob sie eben so viele Jahre zählte, sieht auch da oben nur so unbedeutend aus und ist sicherlich schon zu groß, um noch leicht gezähmt zu werden. Nein, wir hätten Mühe und Noth damit, und Alles umsonst, also herunter mit ihr."

Der alte Mann hob die Büchse und zielte, Tom blickte zu dem unglücklichen Zielpunkte der todbringenden Waffe empor, Wolf rückte ein wenig unter dem Baum weg, als ob er wisse, was dem Schuß folgen werde, und schaute nur mit etwas zur Seite gedrehtem Kopf sehr ernsthaft und aufmerksam nach der Mündung des Rohres, aus dem er, schon ungeduldig werdend, den zuckenden Strahl erwartete, als der alte Edgeworth plötzlich die Büchse wieder vom Backen nahm, den Hahn in Ruh setzte, und, den Kolben vor sich niederstellend, sagte:

„Hol's der Teufel, Tom, das arme kleine, unschuldige Ding da oben thut mir ordentlich leid — seht nur, wie unbefangen es hier herunter sieht. Wenn wir's nun laufen ließen? Wir haben ja Fleisch genug."

„Ja! und wie unbefangen es im nächsten Sommer Euere Schweine holen wird," rief Tom halb lachend, halb ärgerlich; „jetzt sieht's freilich aus, als ob's nicht Drei zählen könnte, laßt's aber erst einmal Blut gekostet haben, und dann gute Nacht Ferkel. Nein, wenn ich's nicht lebendig fangen soll, fort kommt's nicht wieder."

Er schüttete Pulver auf die Pfanne, und Wolf sah bald den einen, bald den anderen der Männer voller Verwunderung an, gleichsam als könne er aus ihrem Betragen nicht recht klug werden. Sein Wunsch sollte aber in sehr kurzer Zeit befriedigt werden; denn der junge Mann, dessen Jagdlust sich keineswegs von dem Herzen Vorschriften machen ließ, hob die Büchse, der Schuß donnerte weithinschallend durch die Wälder, und mit klagendem Schmerzensschrei sprang das arme, kleine Geschöpf hoch im Baume auf und stürzte dann an dem glatten, astlosen Stamme schmetternd zur Erde nieder. Tom schien sich jedoch seines guten Schusses nicht besonders zu freuen; denn er warf die Büchse in's Gras und hielt sich mit beiden Händen den Backen.

„Dacht' ich's doch," lachte der Alte, „mir war's gleich, als ob Du zweimal Pulver hineingeschüttet hättest, und die Kugel wird auch wol nicht richtig aufgesessen haben."

„Geschieht mir schon recht," sagte jetzt ebenfalls lachend und den Schmerz verbeißend der junge Mann, „das kommt aber davon, wenn man so lange kein Schießeisen in der Hand gehabt hat, da wird's etwas Ungewohntes. Doch hurrah! hier ist Fleisch die Hülle und Fülle; und was für Fleisch obendrein. Hah — was für Augen die Hoosier morgen machen werden, wenn sie die Waare sehen."

„Wir können übrigens nicht so weit vom Flusse sein," meinte der Alte, „die Richtung haben wir wenigstens die ganze Zeit durch ziemlich beibehalten."

„Das sind wir auch nicht," erwiderte Tom, „dort vorne, der lichte Fleck da, muß der Fluß sein; 's ist kaum tausend Schritt von hier."

„Als ob die Bestie gewußt hätte, wir wollten dahin."

„Fragt sich, ob sie uns dann den Gefallen gethan, sie dachte aber wahrscheinlich durchzuschwimmen und den am andern Ufer liegenden Sumpf zu erreichen. Dorthin hätte ihr auch keine sterbliche Seele, Wolf ausgenommen, folgen können."

„Wir werden aber doch noch immer unsere Last haben, die schweren Thiere selbst diese kurze Strecke fortzuschaffen."

„Ist gar nicht nöthig, wir lagern hier und gehen mit Tagesanbruch an den Fluß hinunter, wo wir warten, bis unser Boot kommt; wollen die Burschen Bärenfleisch essen, so mögen sie sich's auch ein Stückchen tragen."

„Wenn sie aber nun vorbeifahren?"

„Denken nicht d'ran," sagte Tom, „überdies weiß Bill, der Steuermann, daß er uns hier herum erwarten muß, wenn wir nicht früher eintreffen, also ist in dieser Hinsicht nicht die mindeste Gefahr, sitzen zu bleiben."

„So lagern wir denn," erwiderte ihm Edgeworth, „die Sonne geht überdies eben unter, und in einer Viertelstunde ist's dunkel; die alte Bärin wollen wir hier schnell aufhängen und mit dem Jungen dort hinunter gehen, wo, dem Aussehen der Bäume nach, ein Bach sein muß, um frisches Wasser zu unserem Fleisch zu haben."

Beides waren nöthige Vorsichtsmaßregeln, und die Männer gingen schnell an die Arbeit, die kurze Tageshelle noch zu benutzen, fanden den Quell, zündeten ihr Feuer an, streiften ihren Braten ab und lagen bald auf des Alten ausgebreiteter Decke hingestreckt, der Ruhe pflegend, jeder mit einem tüchtigen Stock und den saftigen Rippen ihrer Beute vor sich, die an der hochauflodernden Gluth schmorten und zischten.

„So laß' ich's mir im Walde gefallen," sagte Tom endlich nach einer langen Pause, indem er sich behaglich auf das harte Lager zurückwarf und durch die leise wehenden

Zweige zu dem sternenhellen Nachthimmel emporschaute, „so kann man's aushalten — Bärenrippen und trocknes Wetter — etwas Honig fehlt noch; nun, solch junges Fleisch schmeckt auch ohne Honig delicat. Blitz und Tod! manchmal, wenn ich so auf dem Deck lag, wie jetzt hier unter den herrlichen Bäumen, zu eben den Sternen in die Höhe schaute und dann das Heimweh bekam — Edgeworth — ich sage Euch das — Ihr habt wol nie das Heimweh gehabt?"

„Das Heimweh? nein," sagte der alte Mann seufzend, während er seine Büchse mit frischem Zündpulver versah und diese, das Schloß mit dem Halstuch bedeckend, neben sich legte, „das nicht; aber anderen Weh gerade genug — sprechen wir nicht davon, ich will mir den Abend nicht gern verderben. Du wolltest mir ja erzählen, wie Dickson, so hieß er, wenn ich nicht irre, in Brasilien von den Indianern erschlagen wurde."

„Nun, wenn das dazu dienen soll, Euch aufzuheitern," brummte Tom, „so habt Ihr einen wunderlichen Geschmack, aber das ist so mit uns Menschen, daß wir lieber Trauriges von Andern, als Lustiges von uns selbst hören. Nun, meine Geschichte ist kurz genug.

Wir waren in der Mündung des kleinen Flusses San Jose eingelaufen und gedachten dort unsere Ladung von Whisky, Mehl, Zwiebeln und Zinnwaaren — mit denen letzteren wir einen besonders guten Handel zu machen erwarteten — an die Eingeborenen und Pflanzer zu verkaufen. Eine bezeichnete Plantage hatten wir aber an dem Abend nicht mehr erreichen können, befestigten unser kleines Fahrzeug deshalb mit einem guten Kabeltau an einem jungen Palmbaum, der nicht weit vom Ufer stand, kochten unsere einfache Mahlzeit, spannten die Mosquitonetze auf und legten uns schlafen.

An eine Wache auszustellen oder sonstige Vorsichtsmaßregeln zu treffen, dachte Niemand, nur hatten wir den Schooner etwas lang gehangen, damit er neben einen im Wasser festliegenden Stamm kam und nicht dicht an's Ufer konnte; sonst träumten wir von keiner Gefahr und hielten auch wirklich die Gegend für ganz sicher und gefahrlos. —

Ich weiß nicht, wie spät es in der Nacht war, als Dickson, der dicht neben mir lag, mich in die Seite stieß und frug, ob ich Nichts höre?

Halb im Schlaf noch mocht' ich ihm wol etwas mürrisch geantwortet haben, zum Teufel zu gehen und andere Leute in Ruhe zu lassen, auch wahrscheinlich wieder eingeschlafen sein, da fühlte ich, wie er mich zum zweiten Mal, und zwar diesmal ziemlich derb, an der Schulter faßte und leise flüsterte: „Munter, Tom! munter! es ist nicht richtig am Ufer." „Hollah," rief ich und fuhr in die Höhe; denn jetzt kam mir zum ersten Mal der Gedanke an die rothen Teufel, die ja doch auch dort vielleicht eben solche Liebhabereien haben konnten, wie das wilde Volk bei uns, und so saßen wir nebeneinander, Jeder unter seinem langen, dünnen Fliegennetz und horchten, ob wir irgend etwas Verdächtiges hören könnten. Da rief Dickson auf einmal: „Hierher, Leute — da sind sie — die Schufte!" und sprang in die Höhe, während ich schnell nach meinem Messer griff und das verdammte Ding in aller Eile nicht finden konnte. Dickson aber mußte sich wol mit den Füßen in dem dünnen Gazestoff, aus dem das Netz bestand, verwickelt haben; denn ich hörte einen Fall auf das Deck und sah, wie ich mich schnell danach umwandte, zwei dunkele Gestalten, die wie Schatten über den Rand des Bootes glitten und sich auf ihn warfen.

In dem Augenblick trat ich auf eine Kapstange, die wir am vorigen Abend gebraucht hatten, und das war die einzige Waffe, die hier von Nutzen sein konnte. Mit Blitzesschnelle riß ich sie in die Höhe, rief dem Anderen — wir hatten noch drei Matrosen und einen Jungen am Bord — zu, das Tau zu kappen, und schmetterte mit dem schweren Holz auf die Köpfe der beiden dunkeln Halunken nieder, die auch im nächsten Augenblick wieder über Bord sprangen oder wahrscheinlicher stürzten; denn meine Keule saß am nächsten Morgen voll Gehirn und Blut.

Während die Uebrigen, ebenfalls noch halb schlaftrunken, empor taumelten, hatte der Junge soviel Geistesgegenwart behalten, mit einem glücklicherweise dort liegenden Handbeil das Tau abzuschlagen, so daß schon im nächsten Augenblick der Schooner, von der starken Strömung mit fortgenommen, stromab trieb.

Meiers und Hewitt, zwei von den andern Matrosen, versicherten mir nachher noch, sie hätten ebenfalls fünf von den Schuften, die am Schiffsrand gehangen, auf die Köpfe geklopft, ich weiß übrigens nicht, ob es wahr ist. Unser armer Capitain war aber todt — er hatte einen Lanzenstich durch die Brust und einen Keulenschlag auf den Kopf bekommen und lag starr und leblos auf dem Deck, als wir endlich am anderen Ufer wieder etwas freier Athem schöpften."

„Und was wurde aus der Ladung?"

„Die verkaufte ich noch in derselben Woche, befrachtete dann die „Charlotte", so hieß der Schooner, mit bei uns verkäuflichen Gegenständen und lief vier Monate später gesund und frisch in Charlestown, wo Dickson's Witwe lebte, ein. Die arme Frau trauerte allerdings über den Tod ihres Mannes, das Geld aber, das ich ihr brachte, tröstete sie wol in etwas, und acht Wochen später heirathete sie einen Pflanzer in der Nachbarschaft. Das sind Schicksale."

„Sie wußte doch wenigstens, wo ihr Mann geblieben," flüsterte der alte Mann halb vor sich hin, „wußte, daß er todt, und wie er gestorben sei, wie manche Aeltern harren aber Monden — Jahre lang auf ihre Kinder, hoffen in jedem Fremden, der die Straße wandert, in jedem Reisenden, der Nachts an ihre Thür klopft, das geliebte Antlitz zu schauen und — müssen sich am Ende doch selbst gestehen, daß sie todt — lange, lange todt sind, und daß Haifisch oder Wolf ihre Leichen zerrissen oder ihre Gebeine benagt hat."

„Ja, Du lieber Gott," sagte Tom gähnend, indem er, um ein etwas lebhafteres Feuer zu erhalten, einen neuen Ast auf die Kohlen warf, „das ist eine sehr alte Geschichte; wie Viele kommen nur in diesen Wäldern um, die auf den Flüssen gar nicht gerechnet, und von denen die Ihrigen nie wieder erfahren, was aus ihnen geworden ist. Wie viel tausend gehen auf der See zu Grunde; das läßt sich aber nicht ändern, und so oft ich auch in Lebensgefahr gewesen bin, daran hab' ich nie gedacht."

„Manchmal kehren sie aber auch wieder zu den Ihrigen zurück," sagte der Alte mit etwas freudigerer Stimme. „Wenn diese sie schon lange auf- und verloren gegeben, dann klopfen sie plötzlich an das so lang nicht gesehene, so heiß vielleicht ersehnte Vaterhaus, und die Aeltern schließen weinend — aber Freudethränen weinend, das liebe, böse Kind in die Arme."

„Ja," erwiderte Tom ziemlich gleichgültig, „aber nicht oft; die Dampfboote fressen jetzt eine unmenschliche Anzahl Leben; bei denen geht's ordentlich schockweise. Das — aber Ihr rückt ja ganz von der Decke herunter," unterbrach er sich, während er sein erst verlassenes Lager wieder einnahm; „die Nacht ist zwar warm, doch auf dem feuchten Grund zu liegen soll auch nicht so sehr gesund sein."

„Ich bin's gewohnt," erwiderte ihm der Alte und zwar, wie es schien, auf's Neue in seine eigenen trüben Gedanken vertieft, die Jener jedoch wenig beachtete.

„Und wenn Ihr's auch gewohnt seid," lachte der junge Matrose, „die Decke liegt einmal da, warum sie nicht benutzen?"

„An der Stelle dort, wo ich lag," sagte Edgeworth, „müssen Wurzeln oder Steine sein — es drückte mich an der Schulter, und ich rückte deshalb aus dem Weg."

„Nun, danach können wir leicht sehen," meinte Tom gutmüthig, „es wäre überhaupt besser, ein wenig dürres Laub zu einem vernünftigen Lager zusammenzuscharren, als hier auf der harten Erde liegen zu bleiben; steht einen Augenblick auf, und in einer Viertelstunde soll Alles hergerichtet sein."

Edgeworth erhob sich und trat zur knisternden Flamme, in die er mit dem Fuß einige der durchgebrannten und hinausgefallenen Klötze zurückschob, während Tom die Decke wegzog und nach den darunter verborgenen Wurzeln fühlte.

„Hol's der Henker," lachte er endlich, „das glaub' ich, daß Ihr da nicht liegen konntet, eine ganze Partie Hirschknochen steckte darunter und keine Wurzeln; daß wir das aber auch nicht gleich gesehen haben." Er warf bei diesen Worten die Knochen gegen das Feuer zu und kratzte nun mit den Füßen und Händen das in der Nähe herumgestreute Laub herbei, bis er ein ziemlich weiches Lager zusammen hatte, dann breitete er wieder sorgfältig die Decke darüber, trug noch einige heruntergebrochene Aeste zur Flamme, um in der Nacht wieder nachlegen zu können, ohne mit bloßen Füßen im Laube herumlaufen zu müssen und vielleicht von einer Schlange gebissen zu werden, zog Jacke und Mocrasins aus, deckte die erstere sich über die Schultern und lag bald darauf lang ausgestreckt auf der Decke, um ein paar Stunden zu schlafen und die Ankunft des Bootes am nächsten Morgen nicht zu versäumen.

Edgeworth hatte dagegen einen der neben ihm hingeworfenen Knochen aufgenommen und betrachtete ihn mit größerer Aufmerksamkeit, als ein so unbedeutender Gegenstand eigentlich zu verdienen schien.

„Nun — seid Ihr nicht müde?" frug ihn sein Gefährte endlich, der zu schlafen wünschte, „laßt doch die Aasknochen und legt Euch nieder; es wird Tag werden, ehe wir's uns versehen."

„Das ist kein Hirschknochen, Tom!" sagte der Alte, indem er sich zum Feuer niederbog, um das Gebein, was er in der Hand hielt, besser und genauer betrachten zu können.

„Nun, so ist's ein Wolf oder Bär," murmelte dieser, schon halb eingeschlafen, mit schwerer Zunge.

„Bär? das wäre möglich," erwiederte nachdenkend der Alte, „ja, ein Bär könnt' es sein, ich weiß aber doch nicht — mir kommt's wie ein Menschenknochen vor —"

„Tretet doch den Hund einmal in die Rippen, daß er das verdammte Scharren läßt," sagte der Matrose ärgerlich. „Menschenknochen — meinetwegen auch; wie sollten aber Menschenknochen —" er fuhr auf einmal schnell und ganz ermuntert von seinem Lager empor, während er scheu und wild zu den Bäumen, die ihn umstanden, hinaufschaute.

„Was ist Dir?" frug Edgeworth erschrocken, „was hast Du auf einmal?"

„Verdammt will ich sein," sagte Tom sinnend und immer noch ängstlich umherblickend, „wenn ich — nicht glaube —"

„Glaube, was? was hast Du?"

„Ist das wirklich ein Menschenknochen?"

„Mir kommt er so vor, es muß das Hüftbein eines Mannes gewesen sein, für einen Hirsch ist es zu stark und für einen Bären zu lang; aber was ist Dir?"

Tom war emsig beschäftigt, seine Mocrasins wieder anzuziehen und sprang jetzt auf die Füße.

„Wenn das ein Menschenknochen ist," rief er, „so kenne ich den, dem er gehörte, und habe ihn selbst mit Aesten und Zweigen zugedeckt, als wir ihn fanden. Darum lag also auch hier so viel halbverfaultes Holz auf einem Haufen. Ja, wahrhaftig, das ist der Platz und die Eiche, unter der wir ihm sein Grab machten; das Kreuz — der Auswuchs hier soll ein Kreuz sein — hieb ich damals mit meinem eigenen Tomahawk in den Stamm. — Der arme Teufel der."

„Auf welche Art starb er denn, und wer war es?"

„Wer es war, weiß der liebe Gott, ich nicht, aber er starb auf eine recht niederträchtige, hundsföttische Weise von einem Bootsmann, dessen Boot gerade da unten am Lande lag, wo wir das unsrige morgen erwarten, todtgeschlagen wie ein Wolf, und das um ein paar lumpiger Dollar willen."

„Entsetzlich!" sagte der Alte und lehnte sich, den Knochen neben sich legend, auf seine Decke zurück, während Tom ebenfalls seinen so schnell verlassenen Platz wieder einnahm und den Kopf in die Hand stützte.

„Wir jagten hier oben nach Bienen," fuhr Tom, vor sich niederstarrend und ganz im Andenken der alten Zeiten verloren, fort, „und Bill —"

„Der Bootsmann?" frug Edgeworth.

„Nein, jener Unglückliche," sagte Tom.

„Und sein anderer Name?"

„Den nannte er nie; wir waren auch nur vier Tage zusammen, und er gehörte, so viel ich verstanden habe, nach Indiana hinüber. Bill hatte jenem Burschen ein paar Dollar Geld sehen lassen, und der Eine wollte ihn gern Abends, als wir am Feuer gelagert waren, zum Spielen reizen. Er spielte aber nicht, und das erbitterte schon den nichtswürdigen Buben; ein paar Nächte darauf hatte er's denn auf irgend eine Art und Weise anzustellen gewußt, daß er den armen Jungen von uns fortbekam und die Nacht mit ihm allein auslagerte. Wir campirten an demselben Abend in der Nähe der Schlucht, in welcher wir heute zuerst auf die Bärin trafen; denn von der kleinen Prairie aus waren wir dorthin einem Bienencours gefolgt. Den andern Tag ließ sich Niemand von ihnen sehen, und als wir mit Sonnenuntergang zum Flußufer kamen, war das Boot fort.

Dicht am Ufer übernachteten wir; der alte Sycomorestamm muß noch dort liegen, wo unser Feuer war; denn der hatte sich fest zwischen zwei Steine gezwängt und konnte nicht fort, und als wir am nächsten Morgen die Bank erstiegen, wurden wir zuerst durch die Aasgeier aufmerksam gemacht, von denen eine große Menge nach einer Richtung hinzog.

„Gebt Acht," sagte mein Begleiter, ein Jäger aus Kentucky, mit dem ich damals in Compagnie jagte, „gebt Acht, der lumpige Flatbooter hat den Kurzfuß kalt gemacht."

„Kurzfuß," fuhr der Alte erschrocken auf, „warum nannte er ihn Kurzfuß?"

„Sein rechtes Bein war etwas kürzer als das linke, und er hinkte ein wenig, aber nicht viel, und richtig — wie wir auf den Hügel hier kommen — ich vergesse den Anblick nicht, und wenn ich tausend Jahre alt würde — da lag der Körper, und die Aasgeier — aber was ist Euch, Edgeworth, was habt Ihr? Ihr seid —"

„Hatte der — der Kurzfuß oder — oder Bill, wie Ihr ihn nanntet — eine Narbe über der Stirn?"

„Ja — eine große, rothe Narbe — kanntet Ihr ihn?"

Der alte Mann preßte seine Hände vor die Stirn und sank in stummem Schmerz auf sein Lager zurück.

„Was ist Euch, Edgeworth? um Gottes willen, Mann — was fehlt Euch?" rief der Matrose, jetzt wirklich erschreckt emporspringend, „kommt zu Euch — wer war jener Unglückliche?"

„Mein Kind! mein Sohn!" schluchzte der Greis und drückte seine eiskalten, leichenartigen Finger fester auf die heißen, trockenen Augenhöhlen.

„Allmächtiger Gott!" sagte Tom erschüttert, „das ist schrecklich — armer — armer — Vater!"

„Und wie begrubt Ihr ihn?" frug dieser endlich nach langer Pause, in der er versucht hatte, sich ein wenig zu sammeln.

„Er bekam ein Jägergrab," antwortete leise und mitleidig der junge Mann, „wir hatten Nichts mit uns, als unsere kleinen indianischen Tomahawks, und der Boden war dürr und hart da — aber ich martere Euch mit meinen Worten —"

„Erzähle nur weiter — bitte — laß mich Alles wissen," bat flehend der Vater.

„Da legten wir ihn hier unter diese Eiche, trugen von allen Seiten Stangen und Aeste herbei, daß kein wildes Thier, wie stark es auch gewesen, ihn erreichen konnte; denn Bären lassen die Leichen zufrieden, und ich hieb mit dem Tomahawk noch zuletzt das einfache Kreuz hier in den Stamm."

„Durch welche Waffe starb er? — Durch welche Waffe, Tom?" wiederholte der alte Mann, als er sah, daß Jener zögerte.

„Durch das Bowiemesser!" sagte Tom leise.

„Fürchterlich!" stöhnte Edgeworth und starrte still und leichenbleich vor sich nieder, nach kurzer, peinlicher Pause richtete er sich aber wieder empor, schaute zitternd und traurig umher und flüsterte:

„Wir liegen hier also auf seinem Grabe — in seinem Grabe — und mein armer, armer Bill mußte auf solche Weise enden. Doch seine Gebeine dürfen nicht so umhergestreut länger dem Sturm und Wetter preis gegeben bleiben. Du hilfst mir sie begraben, nicht wahr, Tom?"

„Von Herzen gern, nur — wir haben kein Werkzeug."

„Auf dem Boot sind zwei Spaten und mehre Hacken — die Leute müssen helfen — ich will meinem Sohne, und wenn auch erst nach langen Jahren, die letzte Ehre erweisen; es ist ja Alles, was ich für ihn thun kann."

„Sollen wir lieber unser Lager hinüber auf die andere Seite des Feuers machen?" frug Tom.

„Glaubst Du, ich scheute mich vor der Stelle, wo mein armes Kind vermoderte?" sagte der Greis, „es ist ja auch ein Wiedersehen, wenn auch ein gar schmerzliches. Ich glaubte an seinem Herzen noch einmal liegen zu können und finde jetzt — seine Gebeine umhergestreut in der Wildniß. — Aber gute Nacht, Tom — Du bist müde — Du mußt müde sein von des Tages Anstrengungen — wir wollen ein wenig schlafen, und der anbrechende Tag finde uns erwacht und mit unserer Arbeit beschäftigt."

Sicherlich nur, um den jüngeren Gefährten zu schonen, warf sich der alte Mann auf sein Lager zurück und schloß die Augen, kein Schlaf senkte sich aber auf seine thränenschweren Lider, und als der kühle Morgenwind durch die rauschenden Wipfel der Kiefern und Eichen säuselte, stand er auf, fachte das jetzt fast niedergebrannte Feuer zu heller, lodernder Flamme an und begann bei dessen Licht die um das Lager herumgestreuten Gebeine zu sammeln. Tom, hierdurch ermuntert, half ihm schweigend in seiner Arbeit und näherte sich dabei dem Platz, wo Wolf, etwa dreißig Schritt vom Feuer entfernt, zusammengekauert neben einem kleinen Ulmenbusche lag. Der alte Hund empfing ihn aber höchst unfreundlich, obgleich die Beiden sonst sehr gute Bekannte waren, und knurrte mürrisch und drohend.

„Wolf! schämst du dich nicht, Alter?“ sagte der junge Mann, auf ihn zugehend, „du träumst wol, du faules Vieh — weist mir die Zähne?“

Der Hund beruhigte sich jedoch selbst durch die Anrede nicht und knurrte nur stärker, wedelte aber auch dabei leise mit dem Schwanz, gerade als ob er hätte sagen wollen: Ich kenne Dich recht gut und weiß, daß Du ein Freund bist, aber hierher darfst Du mir trotz alle dem nicht.

Tom blieb stehen und sagte zu Edgeworth, der auf ihn zukam: „Seht den Hund an, er hat da etwas unter dem Laube und will mich nicht näher lassen; was es nur sein mag.“

Edgeworth ging auf ihn zu, schob leise seinen Kopf zur Seite und fand zwischen den Pfoten des treuen Thieres — den Schädel seines Sohnes — wobei Wolf, als Jener die Ueberreste des theuern Hauptes seufzend emporhob, an ihm hinauf sprang und winselte und bellte.

„Das kluge Thier weiß, daß es Menschenknochen sind,“ sagte der Matrose.

„Ich glaube, beim ewigen Gott, er kennt die Gebeine!“ rief der Greis erschrocken, „Bill hat ihn aufgezogen und ging nie, von dem Augenblick an, wo er laufen konnte, einen Schritt ohne ihn in den Wald.“

„Das ist ja nicht möglich — die Gebeine können keinen Geruch behalten haben — wie alt ist denn der Hund?“

„Acht Jahre — aber so klug wie je ein Thier einer Fährte folgte,“ sagte der Greis; „Wolf — komm hierher,“ wandte er sich dann an den Winselnden, „komm her, mein Hund — kennst du Bill noch, deinen alten guten Herrn?“

Wolf setzte sich nieder, hob den spitzen Kopf hoch empor, sah seinem Herrn treuherzig in die Augen, hob sich mehre Male unruhig von einem Vorderlauf auf den andern und stieß plötzlich ein nicht lautes, aber so wehmüthig klagendes Geheul aus, daß sich der alte Mann nicht länger halten konnte, sondern niederkniete neben dem Thiere, seinen Hals umschlang und durch einen heißen, lindernden Thränenstrom seinem gepreßten Herzen Luft machte, während Wolf ihm liebkosend Hals und Stirn leckte und mehre Male versuchte, die Pfote auf seine Schulter zu legen.

„Unsinn!“ sagte Tom, dem bei dem sonderbaren Betragen des Hundes ordentlich unheimlich zu Muthe wurde, „das Thier wittert menschliche Ueberreste, und da geht's ihm gerade wie mit Menschenblut; laßt das die Hunde plötzlich spüren, so heulen sie ebenfalls, als ob ihnen das Herz brechen wollte.“

„Laß mir den Glauben, Tom!“ bat der Alte, sich endlich wehmüthig wieder emporrichtend, „es thut mir wohl, selbst in dem Thiere das Gedächtniß für einen Freund bewahrt zu sehen und — wir haben ja des Schmerzlichen genug, warum den schwachen Trost noch muthwillig mit eigener Hand zerstören?“

Ein Schuß aus der Richtung her, in der der Fluß sein mußte, unterbrach hier seine Rede.

„Verdammt!“ rief Tom, „ob die Burschen nicht schon mit dem Boot da sind — die Seehunde müssen Nachts gefahren sein, es ist ja kaum Tag.“

„Thu' mir den Gefallen und rufe sie her!“ bat Edgeworth.

„Mir wär's lieber, wenn Ihr mitgingt,“ sagte der junge Mann zögernd, „Ihr quält Euch hier und —“

„Ich bin gefaßt, wenn Ihr kommt, Tom — thu' mir die Liebe und rufe sie.“

Im nächsten Augenblick hatte der junge Mann seine Büchse geschultert und schritt dem Flußufer zu, Edgeworth aber kniete an dem Fuß der Eiche, die jahrelang ihre Arme schützend über die Ueberreste seines Kindes ausgebreitet hatte, nieder, und lag ernst und still im brünstigen Gebet, bis er die Schritte der vom Boote Kommenden hörte, aufsprang und ihnen fest und ruhig entgegenschritt.

Tom hatte die Männer schon unten am Fluß mit dem Vorhergegangenen schnell bekannt gemacht und ernst und schweigend begannen sie an der engen Gruft zu arbeiten, welche die Gebeine des unglücklichen jungen Mannes aufnehmen sollte; dann legten sie sorgsam die gesammelten Ueberreste hinein, warfen das Grab zu, wölbten den kleinen Hügel darüber und trugen nachher eben so still und lautlos die Jagdbeute, die ihnen Tom bezeichnete, auf ihren Schultern zum Boot hinunter.

„Halloh!“ rief ihnen hier der Steuermann, der an Bord geblieben war, entgegen, „Bärenfleisch! Bei den sieben Todsünden — verdamm' mein Augen, wenn das nicht der vernünftigste Streich ist, den unser alter Capitain in langer Zeit ausgeführt hat. — Macht aber schnell, Burschen, daß wir fort von hier kommen, wir versäumen die schöne Zeit und das Wasser fällt mit jeder Stunde.“

„Wir gehen noch einmal hinauf,“ sagte der Eine von ihnen.

„Was zum Henker ist nun noch oben?“

„Oben nichts mehr, wir wollen nur die Backsteine aus unserer Küche hinauftragen und so gut es geht, einen Grabstein daraus machen.“

„Narren seid Ihr,“ rief der Steuermann, eine wilde drohende Gestalt, das Gesicht ganz von Pockennarben zerrissen, die schwarzen langen Haare wild um die Schläfe hängend, „wie sollen wir nachher kochen?“

„In Vincennes können wir andere bekommen,“ sagte Tom, „schaden könnt's Euch auch nicht, wenn Ihr eine Ladung mit hinauf trügt.“

„Ich bin zum Steuern gemiethet und nicht zum Steineschleppen,“ brummte der Lange, indem er sich ruhig auf's Verdeck streckte. „Unsinn genug, daß Ihr die alten Knochen da oben noch einmal aufrührt, die wären auch ohne Euch verfault.“

Die Männer antworteten ihm nicht, luden ihre Last auf und stiegen damit die steile Uferbank empor, an dem Grabe errichteten sie aber das einfache Denkmal für den ermordeten Jäger, frischten das Kreuz in der Eiche wieder auf und wollten dann langsam den Platz, auf dem Edgeworth noch immer in Schmerz und Gram vertieft stand, meiden, als dieser aus seinen Träumen emporfuhr, den Bootsleuten allen freundlich dankend die Hand drückte, seine Büchse schulterte, dem Hunde rief und mit festen, sicheren Schritten voranging dem Boote zu.

Eine halbe Stunde später knarrten und kreischten die schweren Ruder des unbehülflichen Fahrzeugs, als es sich erst einige Male, von der starken Strömung erfaßt, im Kreise herum drehte, dann aber drängte es schwerfällig gegen die Mitte des Flusses zu und trieb langsam hinunter seine stille, einförmige Bahn, während die Bootsleute ihre „Finnen“ (wie die langen Ruder solcher Boote genannt sind) an Deck hoben und sich selbst nachlässig und behaglich auf den Bretern ausstreckten, die ersten Strahlen der freundlichen Morgensonne zu genießen, die jetzt eben in all ihrer schimmernden Pracht und Herrlichkeit über dem grünen Blättermeer emportauchte.

Edgeworth aber saß, mit dem Hund zwischen seinen Knieen, am hinteren Rande des Fahrzeugs und schaute still und traurig nach den mehr und mehr in weiter Ferne verschwimmenden Bäumen zurück, die das Grab seines Kindes überschatteten.

Fr. Gerstäcker.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Die berliner Kunstausstellung im Jahre 1846.

I.

Die Ausstellung ist nun seit beinah vier Wochen geschlossen, und endlich entschließe ich mich, Ihnen meine Berichte zu senden, die gleich nach Eröffnung derselben erfolgen sollten. Woher kommt dieses lange Zögern in der Erfüllung eines Auftrages, den ich einmal übernommen hatte, und den zu erfüllen ich mich bereits anschickte? Ich weiß es nicht, aber ich weiß, daß es mir nicht allein so gegangen ist, daß fast alle Referenten über die diesjährige Ausstellung mit einer großen Abneigung an ein Geschäft gegangen sind, das sonst zu dem angenehmsten im Bereiche der Kunst und Wissenschaft gehörte. Anfangs, bei Eröffnung der Säle gab es eine gute Entschuldigung für dieses Zögern. — Die bedeutendsten Bilder waren noch nicht angekommen, aber so lange auch einzelne blieben, sie kamen doch endlich, die Entschuldigung ging mit ihrem Kommen verloren, aber die Sache blieb dieselbe. Hören Sie meine Meinung darüber. — Noch auf keiner der größeren Ausstellungen, die ich seit einer Reihe von zehn Jahren besuchte, sind mir die verschiedenen Abwege, auf welche die Maler die Kunst führen, so in die Augen gefallen, als auf der diesjährigen. — Die Einen, zopfartig festklebend an dem Alten, Hergebrachten in der Kunst, werden nicht müde, uns jene biblisch-religiösen Bilder zu bringen, die ohne den Glauben, welcher die alten italienischen Maler beseelte, niemals zu den Erfordernissen eines Kunstwerkes kommen, nie einen Eindruck auf den Beschauer machen werden, wie sie ihn machen sollten. — Die Andern, und sie sind der größte Theil, sind wieder so modern geworden, daß uns diese höfische Glätte anekelt. Sie tragen gelbe Glacehandschuh, und ihr Haar duftet; — aber unter den wohlgeordneten Locken birgt sich nicht der kleinste Gedanke, der über die Toilette der Kunst, über die Technik mit anderen Worten hinausginge. — Es ist erstaunlich, welche Fortschritte die deutsche Malerei seit einigen Jahren in der Technik gemacht hat. Wir haben jüngere Maler, welche den Franzosen und Belgiern wenig nachgeben in diesem Punkte,... aber wie selbst ein kluger junger Mann bei seinem Eintritt in die Welt sich eine Weile allein in der liebenswürdigen Ausübung des geselligen savoir faire gefallen kann, so spiegeln diese ihre Eitelkeit in dem Glanze ihrer Farbengebung, so sind alle ihre Gedanken in einer capriziös schnellen, und dadurch oft geistreichen Pinselführung verborgen. — Und man darf ihnen im Grunde nicht einmal Vorwürfe machen darüber. — Der Mensch hat eine so große Neigung zur Nachahmung dessen, was gefällt, daß das Publicum und vor Allen die Vornehmen, durch ihre abgöttische Bewunderung, die sie seit zehn Jahren der französischen Gewandtheit in der Kunst geschenkt haben, allein die Schuld tragen, wenn eine Unmasse junger, talentvoller Maler sich dazu verstanden haben, in ihrer Kunst Seiltänzerkünste zu üben, — um Geld und Beifall zu erhalten! — Das sind die Gedanken, welche sich uns beim Besuche der Kunstausstellungen aufdrängen, das ist die Einleitung, ohne welche wir nie beginnen sollten, neuere Erzeugnisse unserer Kunst zu besprechen, — vielleicht, daß wir doch hier und da Einen treffen, den wir überzeugen, und der in unserem Sinn fortfährt zu überzeugen. — Bei alledem war die Ausstellung keine so schlechte, als man an vielen Orten behaupten wollte. Sie brachte viel Gutes, und diese eminenten Fortschritte in der Technik gehören immer noch zu Fortschritten in der Kunst, wenn die Maler nur zur rechten Zeit daran denken, daß es mit jener allein nicht abgethan ist. — Zu den guten Seiten, welche diese an und für sich verwerflichen Ausstellungen haben, gehört, daß sie uns oft gestatten, die Flachheit gewisser Künstler zu erkennen, die zu ihrer Zeit durch ein glücklich gefundenes Gerstenkorn zu einem berühmten Namen gelangten, den ihnen die wiederkäuende Menge eine Weile läßt, bis ein muthiger Kämpe auftritt, der ihnen wüthend die Flitter ihres falschen Ruhmes vom Leibe reißt, und sie plötzlich in ihrer ganzen, dürftigen Nacktheit hinstellt. — Ein solches Beispiel hat uns die heurige Ausstellung geboten, und da wir in diesem Artikel doch einmal die wenigen Historienbilder von Bedeutung erwähnen müssen, so kann dieser Fall den Anfang machen. — Wer kennt nicht Bendemann, der mit seinem Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem vor vielleicht zehn Jahren die Welt zu dem Glauben hinriß, daß mit ihm ein neues Geschlecht in der Kunst entstehen würde, würdig, den Alten an die Seite gesetzt zu werden? Wer kennt nicht die Wallfahrt jenes Bildes durch ganz Deutschland,... wer hörte nicht die Posaunenstöße, die ihm voranginngen? — Dieser große Maler, der seitdem Professor in Dresden geworden ist, sandte uns vier Cartons zu Frescogemälden, welche er beauftragt ist im Thronsaal des Königl. Schlosses zu Dresden zu malen, und erlitt mit ihnen, Dank der gerechten Unbarmherzigkeit eines hiesigen Kritikers, eine so glänzende Niederlage, daß er wahrscheinlich nach dem Beispiel französischer berühmter Collegen, sich nie wieder an die gefährliche Luft einer solchen Oeffentlichkeit wagen wird. — Aber man kann sich auch nichts Steiferes, nichts Schülerhafteres denken, als diese Cartons, von denen sich zwei mit König Heinrich I., als Städteerbauer und als Sieger über die Ungarn, beschäftigen. Wie ein Kind aus den Steinen seines Baukastens ein Haus zusammensetzt, so sind diese Cartons aus academischen Studien beinah zusammengeflickt; man sieht ihnen das Mühsame, das Gemachte so deutlich an, daß auch nicht die geringste Rede von einer geistigen Bearbeitung des Stoffes sein kann. — Wie kräftig hat dagegen ein jüngerer Künstler, der, wenn ich nicht irre, zum ersten Mal auf das Feld der Historie tritt, einen Moment aus dem Leben eines preußischen Helden aufgefaßt. „Der große Kurfürst in der Schlacht bei Fehrbellin“ von Adolph Eybel. Eybel war vor 6 bis 8 Jahren in Paris bei Paul Delaroche, der immer große Hoffnungen auf ihn gesetzt hat. Er hat sie gerechtfertigt; denn sein Bild ist für einen ersten Wurf ein hoher Wurf. — Eine große Freude hat es mir gemacht, endlich einmal ein größeres Bild von Horace Vernet, dem größten lebenden Maler, zu sehen, den ich bisher nur in kleineren Sachen zu bewundern die Gelegenheit hatte. Es ist ein altes Bild von 1828, das, ich weiß nicht wie, nach unserer Ausstellung kam, und das trotz dieses Alters dennoch ihren Glanzpunkt bildete. Es stellt das Schlachtfeld von Hastings am Morgen nach der Niederlage der Sachsen gegen Wilhelm den Eroberer (1066) vor. — Zur Rechten hinter einer von Baumstämmen errichteten Feldfeste, die an einer Stelle von den Normannen durchbrochen ist, liegen die Leichen der erschlagenen Sachsen, im Vordergrund die Harald's des letzten Sachsenkönigs und der Grafen von Wessex, seiner mit ihm gefallenen Brüder. Es ist der Augenblick dargestellt, wo Prinzessin Editha „mit dem Schwanenhalse“ von Geistlichen begleitet in die Feldfeste kommt, und unter den Todten ihren Verlobten, den König Harald erkennt. — Es hat Mancher vor diesem Bilde empfunden, was die Kunst Göttliches hat, der es bis dahin nicht ahnte, es hat Mancher vor ihm gestanden mit denselben Gedanken, die er gehabt haben würde, wenn ihm die Wirklichkeit des Bildes entgegengetreten wäre, so ergreifend war es in seiner Wahrheit auf einem Felde, wo Dichter und Maler selten das rechte Maß erfassen, wo sie durch Uebertreibung der Natur uns Entsetzen einflößen. — Und es war nur ein Bild auf der ganzen Ausstellung, welches sich im Colorit mit diesem 20 Jahr alten Vernet messen konnte. — Es war eine sterbende Cleopatra von Kannegießer, prächtiges Bild, das das Auge in ein schwelgerisches Entzücken über die Farbe versetzte, das es überströmte, wie die Harmonie der Musik das Ohr mit einem süß wollüstigen Zauber. Cleopatra, in Gegenwart zweier Lieblingsdienerinnen, von denen die eine auf Befehl ihrer Herrin fortgeht, dieses Weib, das den Becher der Lust bis auf die Hefe ausgeleert hat, und das nun dem herannahenden Schicksal, dessen Hauch sie bereits fühlt, durch den Tod entflieht, das ist ein Stoff, dessen Lösung im Bereich der Malerei liegt, und den der Maler gelöst hat. Wir haben nichts zu fragen, bei dem Bilde,... wir sehen ein schönes Weib, das das Leben genossen hat, denn man muß viel gelebt haben, um so blicken zu können, wir fürchten, daß sie einen Grund hat, dies Leben zu verlassen, denn dieser träumerisch feuchte Blick, spricht er nicht doch bei aller Kraft des Willens, der die Hand bereits gehorcht, ein leises Bedauern aus, eine Welt verlassen zu müssen, wo man oft so glücklich war? — Eins der bedeutenderen Bilder der Ausstellung ist ferner: „Der gefangene Wiedertäufer vor dem Bischof Franz zu Münster 1536“ von E. Schorn, das bereits früher vielseitig besprochen ist, und dem ich daher seine Stelle unter den Besten einräumen will. „Simson von den Philistern gebunden“ von Jacobs, beleidigt das Gefühl bei vielen Vorzügen durch eine zu gemeine Charakterisirung der Delila. Sie war gewiß kein edeldenkendes Weib, sonst würde sie sich nicht zu der hinterlistigen That verstanden haben, aber konnte ihr der Maler für dieses satanartige Freuen über das gelungene Werk nicht ein augenblickliches Bedauern geben, das die Wirklichkeit ihr schwerlich erlassen haben wird? Auch eine Scene aus den Nibelungen, die den Malern eine Zeit lang so vielen Stoff gab, sahen wir wieder. „Chriemhilde bittet Hagen, ihren Gemahl Siegfried an seiner verwundbaren Stelle, die sie ihm auf dem Gewande bezeichnet, zu behüten.“ Das Bild zeigt von großer Anlage, darum mag sich der Maler (G. Gräf) künftig einen Stoff wählen, der nicht so kalt läßt als dieser. — Wie oft sich jüngere Maler in der Wahl ihrer Aufgaben täuschen, zeigt ein anderes Bild noch deutlicher. „König Heinrich I. von Deutschland läßt den Gesandten der Ungarn statt des fälligen Tributs einen räudigen Hund anbieten“ von C. Stahl. — Es ist gewiß ein schöner Moment in unserer Geschichte, wo ein deutscher Fürst auf seine Kraft vertrauend den Tribut, den die frühere Schwäche einer anderen Nation zahlte, aufkündigt, aber es ist für die Malerei ein großes Wagniß, einen räudigen Hund, der den Ungarn mit einer Stange entgegengeschoben wird, in das Bild zu bringen. Es ist schwer mit der Aesthetik zu vereinigen, denn dieses ekelhafte Thier muß immer den Mittelpunkt des Bildes bilden, und das darf es nicht. — Einer der bedeutendsten deutschen Historienmaler, der sich stets durch eine sehr glückliche Wahl seiner Stoffe auszeichnete, die nur aus einer wahrhaft künstlerischen, vielseitigen Bildung entspringen kann, ist F. Martersteig aus Weimar. „Die Uebergabe der augsburgischen Confession 1530,“ ein kleines Bildchen, das, wie man hörte, nur die ausgeführte Skizze eines in Paris befindlichen großen Bildes ist, brachte es dennoch zu einer vollen Geltung seiner geistigen Tiefe, die umsomehr anerkannt wurde, als sie ein wunderbar tiefes und gesättigtes Colorit auszeichnete. Weniger gefielen zwei ebenso kleine Bilder aus dem Leben Luther's, die unfehlbar frühere Arbeiten des jungen Künstlers sind, der zu den Lieblingsschü-

lern Paul Delaroche's gehört. — Ein Bild von Rechlin: „Der Prinz August im entscheidenden Moment der Schlacht bei Kulm," fand vielen und wirklichen verdienten Beifall beim Publicum, und besonders bei den noch lebenden Kämpfern der damaligen Zeit. — Ein sehr schönes, aber mehr dem historischen Genre angehöriges Bild war „Cromwellische Reiter, den herannahenden Feind in der Ferne beobachtend" von W. Camphausen. Es zeichnete sich durch eine große Lebendigkeit aus, und diese trockenen Gestalten, auf den noch trockenern Pferden, welche den Vortrab bilden,... diese Männer, welche einen Augenblick ihr Gesangbuch zuschlugen, um vorn übergebeugt den Feind zu beobachten, geben uns ein gewiß treues Bild von den fanatischen Anhängern Cromwell's. Die Stimmung des Bildes ist eine ausgezeichnet schöne, harmonische, und man konnte an ihm recht deutlich sehen, wie viel besser es ist, ein kleines, vollendetes Bild zu malen, als sich an einen großen Stoff zu wagen, den man nicht zu überwältigen im Stande ist. — Sehr verwandt diesem Bilde war ein anderes von Giraudet in Paris. „Unterbrechung einer gottesdienstlichen Versammlung von Protestanten in einer Höhle der Cevennen durch bewaffnete Macht unter Führung von Mönchen", ebenfalls ein kleines, aber durch lebendige Handlung und glänzende Technik gleich fesselndes Bild. — Von W. Volkhardt, dessen Maria Stuart auf der letzten Ausstellung so vielen Beifall erlangte, hatten wir ebenfalls nur ein kleines Bild, „den Tod des Admirals Coligny," welches das Interesse trotz der natürlichen Anregung, die in der Ermordung eines wehrlosen Greises liegt, nicht besonders in Anspruch nahm. Das sind ungefähr die wenigen historischen Bilder, die sich sowol in ihrer Bedeutung, als durch die Technik auszeichneten. — Es bleiben nun freilich noch eine Masse allegorischer und biblisch-religiöser Bilder übrig, die durch den Namen, den sie tragen, wie durch die Gewandtheit, mit der sie meistentheils gemalt sind, wol im Stande sind, uns auf der Ausstellung im Vorbeigehn einen Augenblick zu fesseln, die uns aber eben so schnell wieder abstoßen, durch die krankhafte Richtung, die sich in ihnen ausspricht, und durch den Mangel an Interesse, den sie so deutlich fühlen lassen. Ich will Ihnen eins nennen. „Der Frühling," von C. Köhler. Es ist freilich eine entsetzliche Aufgabe für einen Maler, den Frühling darzustellen, aber hier meint er genug gethan zu haben, wenn er uns ein Liebespaar zu Füßen eines blühenden Baumes zeigt, das uns in einer kleinen, sehr unbedeutenden Handlung zu verstehen gibt, daß der Frühling da ist. — Das Mädchen sitzt am Boden, während der Geliebte eine Blüthe vom Baume bricht, wobei er ihr wahrscheinlich eine lyrisch sehr schöne Strophe sagt. Das ist nun der Frühling; das ist Alles, was das Bild im Stande ist uns zu bieten, neben der prächtigen Malerei, die diesen schaalen Gedanken umgibt wie Gold einen Kieselstein. — Wozu dieser junge Mann übrigens im Frühling noch einen pelzverbrämten Rock trägt, ist mir auch nicht ganz klar geworden. Freilich hätte man den Pelz nicht malen können, wenn man ihn weggelassen hätte, — und ein gutes Stück Pelz zu malen ist nicht so leicht! — So könnte ich Ihnen noch Vieles von Steinbrück's „Genoveva," von seinen „Grazien, den Amor badend," von Mücke's „Gottfried von Bouillon" und anderen Bildern erzählen, deren Zeit längst vorüber ist, und die doch gleich alten Weibern sich überall aufdrängen, obgleich sie Niemand mehr will, — aber wozu? Ihr Correspondent aus Stuttgart hat gerade Bilder dieser Art so gut, so richtig abgefertigt, daß ich Ihren Lesern ein nochmaliges Raisonnement über diese Richtung ersparen kann.

E. v. Snyders.

Gedichte.

1. Augenpost.

Schneller als des Windes Flügel
Eilen durch des Raumes Meer,
Ohne Zaum und ohne Zügel,
Posten rastlos hin und her.

Bald auf glänzend schwarzen Rappen,
Kühn und stolz voll Herrschermacht,
Blitz und Stein sind ihre Knappen,
Führen durch der Liebe Nacht.

Bald sind's Tauben weich und innig,
Schmachtend und dabei so schnell,
Zart, empfindungsvoll und sinnig
Fliegen sie an Ort und Stell'.

Bald sind's Adler, braun gefiedert,
Hurtig wie des Pfeils Geschoß
Brechen Bahn sich, engverbrüdert
Auch zu Helios Strahlenschloß.

Bald sind's ernste, graue Nonnen,
Die da pilgern her und hin,
Raphaelische Madonnen
Voll von Schmerz und Liebessinn.

Bald sind's bläuliche Libellen,
Klar wie Aether, zart wie Duft,
Goldbefranzete Gesellen
Reiten munter durch die Luft.

Immer aber sind's Gedanken,
Die auf schwarzem, blauem, braun'
Oder grauem Grunde schwanken,
Gleich wie Blumen hold zu schaun'.

Und so seh' ich eifrig fliegen
Posten her und Posten hin,
Ja, sie muß vor Allen siegen,
Augenpost, Schnellseglerin! —

2. Erfahrung.

Erwacht aus einem gold'nen Traume,
Der in den Himmel mich versetzt,
Wo mit des Nectars süßem Schaume
Die durst'gen Lippen ich genetzt,
Wo Duft und Farben mich umflossen,
Wo Alles Glück und Alles Lust,
Der Geist der Liebe ausgegossen,
Wo Herz an Herz und Brust an Brust,
Erwacht zur Wirklichkeit im Leben,
Zum Schmerz, zur bittern, schweren Pflicht,
Fühl' ich die Seligkeit entschweben,
Und bannen konnt' den Wahn ich nicht.

Da sucht ich Wesen, ähnlich denen,
Die mich im Himmel angeschaut,
Ob nicht gleich mir von heißem Sehnen,
Ihr Antlitz thränennaß bethaut.
Doch trocken fand ich Aug' und Wangen,
Und keiner konnte mich verstehn,
Und wem ich nannte mein Verlangen,
Der wandte gähnend sich zu gehn;
Wie albern, Träume zu erzählen,
Die man wol gar sich fein erdacht,
Mit solchem Kram die Leute quälen,
Ist ärgerlich, kaum daß man lacht.

Seitdem hab' immer ich geschwiegen,
Wenn Sehnsucht mir das Herz zerriß,
Mein Leiden, Hoffen, Kämpfen, Siegen,
Vertraute Niemand ich gewiß,
Und möchte rathen einem Jeden,
Den Traum, der in sein Leben schwebt
Herüber von dem Liebesêden
Aus goldnem Glanz und Duft gewebt,
Nicht fremden Blicken preiszugeben,
Die kalt nur gleiten drüber hin,
Die lächelnd spotten nur daneben,
Weil sie nicht fassen seinen Sinn.

3. Wohlthätigkeit.

So wie der Sonne warmer Strahl
Auf welke Pflanzen fällt,
So fall' Dein Blick auf Menschenqual,
Wie Sonnenlicht die Nacht erhellt.

So wie des Regens kühler Braus
Auf dürren Boden strömt,
So ströme Du die Liebe aus,
Da wo ein leidend Herz sich grämt!

So wie der Baum Die Schatten gönnt,
Wenn heiß Du bist und matt,
So kühle Du, wenn heiß er brennt,
Den Schmerz, der andern Menschen naht.

Und überall sei die Natur
Ein Meister, der Dich führt
Mit sich'rer Hand auf jene Spur,
Die Wohlthuns Kraft gebiert!

4. Wie geht es Ihnen?

Wie geht es Ihnen? fragt der Arzt den Kranken,
Und faßt nach dessen Puls mit seiner Hand,
Indeß die unstät wandernden Gedanken
Dem Krankenlager kaum sind zugewandt.

Wie geht es Ihnen? wirft man in den Kreisen
Der großen Welt mechanisch fragend hin,
Indeß die Blicke irren schon auf Reisen,
Und man kaum faßt der flücht'gen Antwort Sinn.

Wie geht es Ihnen? fragt aus Herzensgrunde
Jedoch auch Der, der's nicht zum Schein nur thut,
Und lauscht der Antwort aus des Freundes Munde,
Indeß der Blick im Aug' des Freundes ruht.

Das Wort ist todt, im Geiste nur wohnt Leben,
Das aus dem Herzen zu dem Herzen dringt,
Drum fragt die Seele, wird sie Antwort geben,
Indeß das Wort ein hohler Schall verklingt.

5. Erwartung.

Wann pocht das Herz uns wol am bängsten,
Wann schweben wir in tausend Aengsten,
Wann sehn wir uns die Augen blind?
Wann scheint die Zeit uns wol am längsten,
Wann ist das Zimmer uns am engsten? —
Nur wenn wir in Erwartung sind.

Wann wollen wir vor Furcht vergehen,
Wann scheint die Zeit uns still zu stehen,
Wann sind von Unruh wir gequält?
Wann fliegen alle Pulse schneller,
Wann sieht das Auge schärfer, heller,
Als wenn Erwartung uns beseelt?

Wann ist die Gegenwart uns drückend,
Die Luft, die uns umgibt, erstickend,
Der Blick auf Einen Punkt gebannt?
Wann glänzt das Auge hell, entzückend,
Das Kommende voraus erblickend —
Das ist, wenn uns Erwartung spannt!

Wann sind zerstreut wie sonder Gleichen,
Daß wir es der Umgebung zeigen,
Die nicht begreift, was uns wol fehlt.
Wann kann uns nichts Vergnügen reichen
Und düstere Launen uns beschleichen?
Nur wenn Erwartung bang uns quält!

Wenn malt die Wange Fieberglühen,
Wenn unsre Augen Funken sprühen
Von Hoffnung und von Furcht genährt,
Wenn Wolken unsre Stirn umziehen
Und alle Blumen uns nicht blühen,
Dann uns Erwartung still verzehrt!

Wann fühlen wir ein Todesbeben?
Wann kann uns nichts mehr Tröstung geben,
Und Schmerz die Seele wild zerfleischt?
Wann ist zerknickt all unser Streben,
Wann will versiegen alles Leben?
Wenn uns Erwartung hart getäuscht!

6. Kein Sklave.

Frei steh' ich in der großen Welt,
Mein Wille mir zur Seite,
Rings um mich her ein offen Feld,
Die ferne blaue Weite.

Was soll ich denn, was fang ich an
In diesem Weltgetriebe?
Nur das, was ich nicht lassen kann,
Und nichts aus Haß, aus Liebe?

Bin ich ein elend Werkzeug nur
Von fremder Hand regiert,
Zeugt Nichts von eines Engels Spur,
Vom Teufel, der verführet?

Tapp' ich im Dunkel nur umher,
Und kann ich nur erstreben,
Was mir bestimmt war längst vorher?
Das wär' ein trostlos Leben!

Wär' gar kein Kampf mit fremder Macht,
Kein Krieg, kein Schicksalshetzen,
Gäb's keinen Sieg und kein Vollbracht,
Kein muth'ges Widersetzen.

Müßt' ich mich treiben lassen hin,
Auf wilden Lebenswogen,
Just wie's dem Zufall käm' in Sinn,
Hierher, dorthin gezogen.

Dann wollt' ich nicht geboren sein,
Zum Sklavenjoch im Leben,
Es wäre gar zu nichtig, klein,
Des Menschen rastlos Streben!

J. M.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 131.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 1. Januar 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

(Fortsetzung aus Nr. 130.)

Fünfter Band.

Erstes Kapitel.

Von der Arbeit und vom Brot.



Der plötzliche Tod des Herrn von St.-Etienne hatte alle meine Hoffnungen zerstört, Bamboche's Verschwinden hatte mich der Stütze beraubt, die ich an ihm zu finden hatte hoffen können, ich fand mich in dieses unermeßliche Paris hinausgestoßen, das mir unbekannt war, und all mein Besitzthum bestand in den elenden Kleidungsstücken, die meine Blöße deckten, sechzehn Sous, die mie glücklicher Weise übrig geblieben waren, und dem Taschenbuch, das ich der Wiedereingrabung in die Ruhestätte von Regina's Mutter entzogen hatte.

Nach der Ansicht des Wirthes, bei dem ich beraubt worden wae, blieben mie nur zwei Wege übrig, um nicht Hungers zu sterben.

Entweder mich für irgend ein Vergehen festsetzen zu lassen, oder mich an die Landungsplätze oder an die Theatereingänge zu begeben, in der unsichern Hoffnung, ein paar Sous zu verdienen, sei's mit Lasttragen, sei's durch Aufmachen der Wagenthüren.

So wahrscheinlich, so wahr selbst die Behauptung des Wirthes in Betreff der Unmöglichkeit, von Tag zu Tag Arbeit zu finden, auch war, besonders zu dieser Jahreszeit, so konnte ich mich doch zuerst nicht darein finden, es zu glauben.

Es gibt, sagte ich zu mir selbst, in jedem Stadtviertel einen Beamten, dessen Thür Tag und Nacht offen steht, ich will mich unmittelbar an ihn wenden, und gewiß wird er im Namen des Gesetzes und der Gesellschaft einem ehrlichen Manne, der nichts als Arbeit verlangt, seine Hülfe nicht versagen.

Sobald ich das Fuchsgäßchen verlassen hatte und wieder an den Schlagbaum gekommen wae, feagte ich nach der Wohnung des Viertelsmeisters. Man gab sie mir an. Ich wurde zu diesem Beamten geführt. Mit kurzen Worten erzählte ich ihm, was mir seit meiner Ankunft in Paris begegnet sei, indem ich jedoch, meinem Versprechen gegen den Wirth gemäß, die Erwähnung des Diebstahls, dessen Opfer ich in seinem Hause geworden war, unterließ.

Zuerst fand ich den Beamten kalt, streng und abweisend, bald darauf aber, als er sich von meiner Wahehaftigkeit überzeugt hatte, zeigte er sich voll von Wohlwollen und Mitleid. Folgendes war seine Antwort:

„Die Einzelnheiten, welche Sie mir angeben, Ihre Ausdrucksweise und meine Menschenkenntniß sind mir Bürge, daß Sie die Wahrheit reden, ich glaube es vollkommen, daß Ihre Lage ebenso traurig wie bemitleidenswerth ist — aber was ich für Sie thun kann, ist leider durchaus nichts, ja ich verletze sogar meine Amtspflicht, wenn ich Sie nicht auf dee Stelle festnehmen lasse; denn nach Ihrem eigenen Geständniß sind Sie völlig ohne Subsistenzmittel, und Niemand wird Sie auslösen. Ich leiste Ihnen vielleicht einen schlechten Dienst, indem ich Ihnen die Freiheit lasse — denn sie wird für Sie, wie ich fürchte, nichts anderes als die Freiheit zu betteln sein, und das ist ein Vergehen, das Sie unfehlbar in's Gefängniß bringen wird; abee ich will Ihe Vertrauen nicht misbrauchen. Ihre Erziehung kann Ihnen in so bedrängter Lage keine Hülfsquelle gewähren; später hätten Sie als Zimmermann Arbeit finden können, aber unglücklicherweise feiert dieses Gewerk den Wintee hindurch gänzlich."

„Aber was soll ich denn machen, lieber Herr? Was rathen Sie mir?"

„Ach, lieber Junge, der einzige Rath, den ich Ihnen geben könnte, wäre, daß Sie sich als Herumstreicher festnehmen ließen; dann fänden Sie wenigstens im Gefängniß Brot und Obdach — und dazu sind Sie noch so jung, und das Gefängnißleben ist so voll Ansteckungsstoffe — das hieße es darauf ankommen lassen, ob man eine gute Naturanlage, wie die Ihrige, zum Besten lenkte. Das ist nun freilich sehr traurig — aber lieber Gott! das Gesetz kann nicht für alle Fälle Vorsorge treffen —"

„Diesen Fall nicht voraussehen, der doch leider so häufig vorkommt, daß ein ehrlicher Mann bei allem guten Willen keine Arbeit finden kann?" — eief ich bitter aus — „das Gesetz sieht, trifft für alle die tausend Vergehen, die man begehen kann, Vorsorge, warum nicht auch für die Ursachen, die diese Vergehen hervorrufen können?"

„Was hilft's? Es ist einmal so," antwortete dee Beamte traurig.

In diesem Augenblicke kam sein Schreiber, um ihn, ich weiß nicht um welches wichtigen Vorfalls willen, abzurufen. Ich verließ das Haus des Viertelsmeisters mit dem niederschlagenden Gedanken, daß er mir, die Rohheiten abgerechnet, ungefähr dasselbe gesagt hatte, wie der Gastwirth.

So niederdrückend diese neue Prüfung war, so ließ ich mich doch noch nicht beugen. Ich besaß sechzehn Sous; lebte ich nun von zwei oder drei Sous Brot des Tages und bezahlte ich vier Sous füe das Nachtlager, so war ich wenigstens für zwei Tage sicher gestellt, und ich konnte es nicht lassen, auf einen Glücksfall zu rechnen. Ehe ich mich entschloß, die gewagten Beschäftigungen zu veesuchen, von denen mir der Wirth gesprochen hatte, wollte ich Alles anwenden, um weniger unsichere Mittel, mich zu erhalten, ausfindig zu machen.

Als ich nun auf's Gerathewohl durch die Straßen irrte, traf ich auf die Bude eines öffentlichen Schreibers; ein Hoffnungsstrahl leuchtete mir auf; vielleicht konnte er mich gebrauchen. Der Neujahrstag war nahe; zu dieser Zeit haben die armen Leute, die nicht schreiben können, gewöhnlich entfernten Verwandten und Freunden viel Herzliches zu sagen; ich trat schüchtern bei dem Schreiber ein; kaum hatte er meine



Bitte und mein Dienstanerbieten gehört, so schlug er mir die Thür vor der Nase zu; er fürchtete vielleicht, in mir einen tüchtigen Nebenbuhler zu finden.

Ich fuhr fort, hierhin und dahin herumzuirren; ich traf auf meinem Wege eine Tischlerwerkstelle an; da ich das Zimmermannsgewerke, das in vielen Stücken mit der Tischlerarbeit zusammenfällt, ziemlich gut kannte, wagte ich es, an den Inhaber der Werkstatt eine neue Bitte zu thun.

„Lieber Freund," sagte er zu mir, „von zwanzig guten Arbeitern, die ich während des Sommers hielt, habe ich, weil die Bauten feiern, nur noch diese in Arbeit, wie in aller Welt soll ich Dich anstellen, der Du nicht einmal vom Gewerk bist?"

Gegen diese Antwort war nichts zu sagen; ich entfernte mich mit dem Tod im Herzen; die Nacht brach ein; erschöpft von Hunger und Müdigkeit kaufte ich mir bei einem Bäcker für drei Sous Brot und fragte, ob ich weit von der Barrière de la chopinette entfernt sei; denn ich wünschte in demselben Hause zu übernachten, da der Wirth für mich schon eine Art Bekannter war; aber um diese Barrière zu erreichen, hätte ich ganz Paris quer durchschneiden müssen; denn ich befand mich in der Gegend des Pontneuf; so fragte ich denn, ob in dieser Stadtgegend Schlafstellen zu finden wären; man wies mich in die Gäßchen, die in der Nähe des Louvre und der Straße St.-Honoré sind. Ich stellte mich in einer dieser unheimlichen Spelunken ein; man forderte von mir nicht vier, sondern sechs Sous, wegen des Stadtviertels, hieß es, und der Nähe des Palais royal, aber diese zwei Sous mehr für mein Schlafgeld stellten für mich ja die Existenzmittel für einen ganzen Tag dar. Ich war so abgemattet, mich fror so entsetzlich, und ich war der Ruhe so bedürftig, daß ich mich in dieses Opfer ergab; mistrauischer als das erste Mal, legte ich mich in allen Kleidern nieder und versteckte die sieben Sous, die mir noch übrig blieben, sorgfältig in meiner Tasche. Es war kaum acht Uhr Abends. Da die Bewohner dieser allezeit verdächtigen Häuser erst spät in der Nacht einzutreffen pflegen, fand ich die Stube, in der mir ein Bett zugetheilt wurde, noch leer. Welches waren diese Nacht meine Genossen? Ich weiß es nicht; denn ich versank in einen so tiefen und anhaltenden Schlaf, daß der Wirth mich wecken mußte, da mein Recht, mich hier aufzuhalten, um Mittag erlosch.

Beinahe im Voraus überzeugt von der Erfolglosigkeit meiner Bitte, fragte ich den Wirth wieder, ob er mir nicht Beschäftigung nachweisen könne. Dieser Mann sah mich mit mistrauischen Blicken an, und ohne daß ich begreifen konnte, welchen gehässigen Sinn er meiner Forderung untergelegt hatte, antwortete er grob:

„Du bist von der Polizei abgeschickt, um mich in eine Falle zu locken, aber ich bin geriebener als Du."

Dann setzte er mit ironischer Miene hinzu, indem er einen Nachdruck auf die Worte legte:

„Nein, ich habe keine Beschäftigung für Dich."

Da ich die Vergeblichkeit meiner Versuche, mir eine ehrenwerthe Arbeit zu verschaffen, einsah, und da meine letzte Hülfsquelle, die sieben Sous, am folgenden Tage verzehrt sein mußten, entschloß ich mich endlich, den Rothschlägen des Wirthes von der Barrière de la chopinette Folge zu leisten.

Nachdem ich mir den Weg hatte zeigen lassen, gelangte ich zum Hafen St. Nicolas. Ich sah da eine große Anzahl Menschen, die vielleicht noch ärmlicher gekleidet waren als ich. Sie waren beim Ausladen einiger großen Barken beschäftigt, während Andere trotz der bittern Winterkälte bis an den Gürtel im Wasser standen und Holzflöße oder alte, unbrauchbar gewordene Fahrzeuge auseinandernahmen.

Ich bemühte mich, unter diesen Arbeitern einen ausfindig zu machen, dessen Gesichtsbildung mir hinlängliches Zutrauen einflößte, daß ich mich ihm eröffnen könnte. Unglücklicherweise hatten alle einen harten, sorgenvollen oder rohen Ausdruck. Indessen bemerkte ich einen jungen Menschen von meinem Alter, der mittels eines Stockes ein großes Stück Holz, an das er angespannt war, mühsam heraufschleppte. Ich trat zu ihm und sprach:

„Soll ich helfen?"

Der junge Mensch hielt mein Anerbieten für Hohn und antwortete mir mit Schimpfworten.

„Es ist mein Ernst," sagte ich, „ich bin ein neuer Ankömmling in Paris und kann keine Arbeit finden. Wenn Du willst, so will ich Dir bei Deiner Arbeit helfen, dann magst Du mir geben, was Du willst."

„Du bist nicht aus Paris, und Du willst Dich an unserm Landungsplatz eindrängen, und das obendrein im Winter? — wenn so wenig Arbeit ist, daß für jedes Paar Arme, das die Herren brauchen, gleich zwanzig bereit sind, die: Nur her, nur her! schreien? Wir haben nur eben einen Mund voll Brot, und Du willst dahineinbeißen?" rief er.

Dann wandte er sich an einige von seinen Genossen.

„Ein Bönhase," rief er mit zorniger Stimme, „auf den Bönhasen, auf den Bönhasen!"

Dieses Wort bedeutete, wie ich später erfuhr, einen unberechtigten Eindringling; ich sah mich augenblicklich umringt, bedroht; es bedurfte aller meiner Entschlossenheit, welche auf dem sichern Boden einer ziemlich achtungswerthen körperlichen Kraft begründet war, damit mein Rückzug nicht durch schlechte Behandlung beschleunigt wurde.

Meine erste Regung war, die Herzensseite dieser Menschen zu verfluchen; aber auf den Zorn folgte bald Mitleid. Es war ja wirklich die Jahreszeit rauh, die Arbeit selten und unsicher, und als Nebenbuhler dieser Unglücklichen auftreten, hieß, wie sie es in ihrer kräftigen Sprache ausdrückten, in ihren einzigen Mund voll Brot beißen.

Niedergeschlagen verließ ich den Landungsplatz und stieg wieder zum Quai hinauf; ich ging über eine Brücke und sah in der Ferne den Rauch eines Dampfschiffes, das herankam. Ich ging ihm entgegen, in der Hoffnung, den Anlandeplatz zu finden, wo die Reisenden ausstiegen, und vielleicht das Gepäck irgend Eines von ihnen zu tragen zu bekommen. Wirklich sah ich bald am Ufer ein Schild, welches die Anlegestelle bezeichnete, aber bereits drängte sich eine doppelte Reihe von Männern und zerlumpten Jungen am Ufer und erwartete mit eifersüchtiger und gieriger Ungeduld den Raub, der ihnen zufallen sollte. Es waren ihrer vielleicht dreißig, die Schimpfwörter und Drohungen gegen einander ausstießen und es auch an Stößen nicht fehlen ließen, um einander aus den günstigeren Stellungen zu verdrängen; und soviel ich, indem das Dampfboot allmälig näher kam, urtheilen konnte, befanden sich nicht mehr als zehn oder zwölf Reisende an Bord.

Von unüberwindlichem Widerwillen ergriffen, leistete ich für diesmal wenigstens Verzicht darauf, als Nebenbuhler der „Alten" an dem Anlegeplatz aufzutreten.

Ich setzte mich auf einen Eckstein, um aus Dem, was ich sah, abzunehmen, welche Hoffnung ich später haben würde. Kaum hatte das Boot angelegt, als alle diese zerlumpten Träger, mit Schimpfreden und Drohungen im Munde, tumultuarisch auf den Punkt des Ufers losstürzten, wo man ein Bret übergelegt hatte, damit die Reisenden aussteigen könnten; ich sah einen Auftritt von widerlicher Rohheit: acht oder zehn von diesen Leuten, die die stärksten und frechsten waren, theilten sich in die Fortschaffung des Gepäckes, nachdem sie ihre Nebenbuhler wüthend geschimpft, zurückgestoßen und weggeprügelt hatten. Ein unglücklicher Knabe von 15—16 Jahren hatte das Gesicht mit Blut bedeckt, und seine kreischende Stimme mischte sich bald unter das erbitterte und drohende Geheul, mit dem die größte Anzahl dieser Leute ihre Genossen, die das Gepäck forttrugen, verfolgten.

Der Anblick dieses Elends und aller der verworfenen, gehässigen und grausamen Regungen, welche es erzeugte, that mir überaus weh; es schien mir unmöglich, daß ich mich entschließen sollte, mein tägliches Brot als Nebenbuhler dieser Unglücklichen zu verdienen; ich schauderte zusammen vor Ekel, Entsetzen und Mitleid, wenn ich diese hagern, verwüsteten, wilden, mit dem Zeichen des Unglücks, des Lasters oder des Verbrechens gebrandmarkten Gesichter überblickte; von den Arbeitern am Hafen, an die ich mich zuerst gewendet hatte, war ich mit herben Drohungen aufgenommen worden, aber ich hatte nicht diese gänzlich erniedrigten und schaudererregenden Gesichter unter ihnen angetroffen, die unter den Unglücklichen, welche sich an dem Landungsplatz des Dampfschiffes zusammendrängten, so zahlreich waren; ich erkannte die Wahrheit der Bemerkung des Wirthes in Bezug auf diese Menschen an, deren Mehrzahl, wie er mir sagte, Verbrecher oder entlassene Sträflinge wären.

Ich trat auf einen Mann zu, der eher ein Müßiggänger als ein „Alter" beim Landungsplatz zu sein schien, und fragte ihn, ob die Dampfboote täglich an diesem Orte anlegten; er antwortete mir, jeden Morgen käme ein Packetboot an, und Abends ginge eins ab. Diese letztere Nachweisung interessirte mich wenig; denn wenn die Reisenden Paris verlassen, so schicken sie ihr Gepäck mit den Trägern des Hôtels. Die Reisenden, die Morgens vom Dampfboote steigen mochten, gaben mir die einzige Möglichkeit, Etwas zu verdienen, sobald ich mich nur entschließen konnte, mit meinen unheimlichen Nebenbuhlern mich in offenen Kampf einzulassen.

Und doch empfand ich bei diesem Gedanken, trotz meiner drückenden Noth, einen unübersteiglichen Widerwillen.

Ich sah traurig um mich, als ich inmitten der Gruppen von Leuten, die nichts zu tragen bekommen sollten, den Muldensterz bemerkte; bald darauf verließ er in Begleitung eines andern Mannes von unheimlichem Ansehen und eines Kindes von 15 Jahren den Landungsplatz und stieg zum Quai hinauf.

Ich gab einer beinahe unwillkürlichen Regung nach und folgte dem Schurken; vielleicht war er im Begriff, zu Bamboche zu gehen.

Zweites Kapitel.

Begegnungen.

Der Muldensterz, welcher von einem Manne von nicht weniger widerlicher Gesichtsbildung, als die seinige, begleitet war und von dem jungen Menschen, dessen verwüstete Gesichtszüge wie die seiner Genossen bereits einen unedlen und cynischen Ausdruck hatten, verließ alsbald den Quai, um sich in ein Gewirre von finstern und engen Gäßchen zu vertiefen. Nachdem wir lange gegangen waren, kamen wir auf einen der äußeren Boulevards von Paris. Einige einzelnstehende Häuser begränzten ihn von der einen Seite; bald sah ich den Muldensterz und seine Begleiter in eine Art von Bretterbude eintreten, die mehre Frauenzimmer von widerlichem Aeußern umschlichen.

Trotz der unbestimmten Hoffnung, Bamboche wieder zu finden, wagte ich es nicht, in diese Höhle einzutreten, und der Muldensterz flößte mir einen solchen Abscheu ein, daß ich es nicht vermocht hätte, ihn anzureden, um von ihm etwas über meinen Jugendgenossen zu erfahren.

Ich legte mir eben die Frage vor, wie dieser Schurke nach der Entdeckung des Vergehens der Einschwärzung von Waaren, in das er doch ebensowol wie Bamboche verwickelt war, es wagen dürfe, sich öffentlich sehen zu lassen, als plötzlich der Lärm von einem Zanke, Geschrei und Klirren von zerbrochenen Fensterscheiben meine Aufmerksamkeit auf sich zog, und mich zurückrief.

Dieser Lärm ging von der Bretterbude aus, in welche ich den Muldensterz hatte eintreten sehen. In dem Augenblicke, als ich mich näherte, warf man einen Mann, der mir vollkommen betrunken zu sein schien, aus dem unheimlichen Loch heraus, und indem die Thür wieder zugemacht wurde, erblickte ich im Dunkel des Ganges den Muldensterz und seinen Genossen, während zugleich der Kopf eines Frauenzimmers mit aufgelöstem Haar sichtbar ward, und hinter ihr das welsche Gesicht des funfzehnjährigen Knaben sich abzeichnete; beide schimpften auf den Betrunkenen, der so eben herausgeworfen worden war, aber dieser lachte, indem er forttaumelte und sich an den Bäumen hielt, von Zeit zu Zeit laut auf und rief, man habe ihn bestohlen.

Von einer Regung von Neugierde und Mitleid getrieben, trat ich dem Opfer der Spitzbubenbande ein Paar Schritte näher, aber wie groß war mein Erstaunen, ich erkannte in ihm den Mann mit dem vornehmen Auftreten, den ich schon in der Schenke zu den drei Tonnen betrunken angetroffen hatte.

Eine Art bittere Freude bemächtigte sich meiner, als ich die Trunkenheit dieses Mannes sah; mein erster Gedanke war, ihn schwatzen zu machen, um zu ersehen, ob er wirklich mir bekannt war, und sodann, zu versuchen, ob ich in Erfahrung bringen könnte, in welchem Verhältniß der seltsame Mensch zu dem jungen Mädchen stünde, und ob sie gegenwärtig in Paris sei.

Der Gedanke, auf diese Weise die Mitwissenschaft um ein Geheimniß zu erschleichen, war unmoralisch, ich weiß es wohl; aber ich fand eine Entschuldigung für ihn in dem Antheil, den mir Regina einflößte; liebte dieser Unbekannte sie oder sie ihn, welche Wichtigkeit erlangte dann mein zweifaches Zusammentreffen mit ihr!

„Die Elenden haben Sie bestohlen, Herr," sagte ich zu ihm, indem ich mich vorsichtig näherte, da ich fürchtete, er möchte in mir seinen Tischnachbar in der Schenke zu den drei Tonnen erkennen.



Er sah mich ganz verdutzt an, indem er sich taumelnd auf den Beinen zu erhalten suchte, und antwortete mir mit neuem Auflachen:

„Sie haben mir Alles genommen, da hatte ich diese Nacht in dem Rest zugebracht, wir waren fünf oder sechs, es war da unter anderen ein Lumpensammler, ein ganz göttlicher Kerl — und Weiber! o, prächtige Weiber — hinreißend! — Wahrhaftig, das ist doch das einzige wahre Vergnügen."

Und der Unbekannte ergriff meinen Arm, um nicht hinzustürzen.

Ich sah den Mann mit einer Regung von Verwunderung und Mitleid an; bei Tage kamen mir seine Gesichtszüge vielleicht noch reiner, noch schöner vor, als vorgestern, und obgleich er offenbar von einer langen und wilden Orgie herkam, sah sein Gesicht doch frisch, beinahe ausgeruht aus; endlich verriethen, trotz der Unordnung, in welcher sein Haar und seine Kleidung sich befanden, und trotz seines wankenden Ganges, seine leichte Stimme und Betonung, so wie ein gewisses gebildetes Wesen im Betragen mitten in der Trunkenheit jeden Augenblick seinen hohen Stand.

„Sie sollten nach Hause gehen, Herr," sagte ich zu ihm, „wollen wir zu dem Droschkenstand gehen?"

Ich hoffte auf diese Weise seine Wohnung zu erfahren.

„Sie sind — ein Mann, Herr, trotz Ihrer griechischen Mütze und Ihrer Blouse," sagte er zu mir mit berauschtem Ernste — „Sie reichen die Hand einem Betrunkenen — im Wein nämlich — das ist gar nicht unangesehen. Aber ich danke Ihnen, ich — ich — gehe heut Abend erst nach Hause — in der Nacht. Sie fühlen wol, Sie — ein Mann von Erziehung, — trotz Ihrer griechischen Mütze, daß ich so ganz betrunken — denn das bin ich — vor meinen Leuten nicht nach Hause kommen kann."

„Sie haben Recht," sagte ich zu ihm, indem ich einen durchdringenden Blick auf ihn heftete, „aber wenn Fräulein Regina wüßte —"

Er ließ mich nicht zu Ende sprechen, sein Gesicht, das vorher lächelnd und sanft war, ward plötzlich ernst und finster; einen Augenblick lang mochten sich die Dünste des Weines vor dem tiefen Eindrucke, den er erfuhr, halb zertheilen; er warf sich in die Brust, sein Herz schien fester zu werden, und mit herrschendem, fast zornigem Blicke rief er aus:

Was haben Sie für ein Recht, Herr, diesen Namen zu nennen?"

„Ich nenne den Namen des Fräulein Regina," setzte ich hinzu, ohne mich einschüchtern zu lassen, des Fräulein Regina, der Tochter des Baron —"

„Von Noirlieu!" rief er, „Sie kennen sie, — Sie?"

Darauf schwieg er, und indem er rasch seinen Arm aus dem meinigen losmachte, trat er einen Schritt zurück und sah mich mit einer Mischung von Verwunderung, Neugier und Argwohn an.

Aber, wie ich vorausgesehen hatte, war seine Rückkehr zur Bewußtheit nur vorübergehend, nach und nach gewann die Trunkenheit wieder die Oberhand, jemehr sich die Aufregung verlor, in welche den Unbekannten meine Erwähnung Regina's versetzt hatte; seine Haltung, die sich einen Augenblick befestigt hatte, ward wieder taumelig, er schüttelte den Kopf und versetzte mit einer Miene, die fein und schlau sein sollte:

„Oh, Ihr — wohlerzogener Herr — in der griechischen Mütze und Blouse — Sie kennen? — Weiß schon. Am Ende gar ein verkleideter Nebenbuhler? — Das wäre interessant. Ich dachte nur an Robert Mareuil — den Jugendfreund — und an den Schurken, den geleckten Bären — den reifen Mann, sehr reif, — zu reif — Namens —"

Noch einmal unterbrach der Unbekannte sich selbst, fing mit selbstzufriedener Miene an zu lächeln und setzte hinzu:

„Und nun kennen Sie — und machen eine ganz erbärmliche Figur — ich sage, was ich denke — Ah — Sie spioniren mir noch — das ist in guter Gesellschaft nicht Gebrauch, mein Theurer, aber es ist einerlei, ich weiß, wie ich mich aus der Sache ziehen kann — wenn — Sie — wenn Sie schwatzen."

Der Name Robert von Mareuil, den der Unbekannte nannte, rief mir auf einmal den Auftritt im Walde von Chantilly zurück, einen Auftritt, dessen geringste Einzelheiten mir immer gegenwärtig geblieben waren. Wirklich war an diesem Tage der kleine Vicomte Scipio von einem andern Knaben, Namens Robert, begleitet gewesen, der einige Jahre älter war als er und ein allerliebstes Gesicht hatte, und welcher mir mit der Weise, wie er sich angelegentlich um Regina zu thun machte, eine gewisse Eifersucht eingeflößt hatte.

Ohne Zweifel war dieser Robert der Jugendfreund Regina's, der Nebenbuhler, von dem der Unbekannte sprach; was den andern Nebenbuhler, den reifen Mann, den Schurken von geleckten Bären anbetraf — so konnte ich freilich nicht wissen, von wem die Rede war.

Um zu versuchen, ob ich nicht noch vollständigere Nachweisungen aus ihm herauslocken könnte, sagte ich zu dem Unbekannten:

„Sie irren sich, mein Herr, in Betreff meiner Absichten — ich —"

„Ah — Sie wollen mich schwatzen machen, wohlerzogener Mann mit der griechischen Mütze," versetzte der Unbekannte, indem er mich unterbrach, — „ich bin nicht so betrunken, ich merke es sehr gut, hören Sie wohl?"

„Ich sprach Ihnen blos von Fräulein Regina von Noirlieu," sagte ich zu ihm, „weil ihre Familie in meiner Gegend gewohnt hat."

„Regina," sagte der Unbekannte, indem er den Erstaunten spielte, „ich habe nicht die Ehre, diese Dame zu kennen."

„Und doch kommen Sie häufig zu ihrem Vater — wissen Sie nicht, dem Baron von Noirlieu in der Straße —"

„Und ich hoffte, daß der Unbekannte die Angabe der Adresse vervollständigen sollte.

Aber er erwiderte:

„Da ich diese Dame nicht kenne, so kann ich nicht zu ihr gehen. Ah, Sie meinen, ich werde schwatzen."

„Sie, Herr, haben zuerst von Fräulein Regina gesprochen."

„Da ich sie nicht kenne, so kann ich nicht von ihr sprechen," war die Antwort.

Und der Unbekannte setzte mit der Hartnäckigkeit, welche den Trunkenen eigen ist, seinen Kopf darauf, von dieser Art von Antworten nicht abzugehen; so viel ich ihn auch in Bezug auf Regina befragen mochte, ich bekam keinen weiteren Aufschluß.

Unter diesen Reden waren wir den Boulevard zu Ende gegangen und sahen die Barrière schon in der Ferne; plötzlich sagte der Unbekannte zu mir mit geheimnißvoller Miene:

„Hören Sie, wohlerzogener Mann mit der griechischen Mütze — ein herrlicher Spaß: Sie haben mich schwatzen machen wollen, wie wenn ich Sie nun festnehmen ließe unter der Angabe, daß Sie es gewesen, der mich bestohlen — dann erfahre ich, wer Sie sind."

„Mich für den Dieb ausgeben — der Spaß wäre ungesalzen," antwortete ich, „das ist Alles, was man bei mir finden würde."

Und ich zeigte ihm die wenigen Sous, die ich noch übrig hatte.

„So bekomm' ich doch so viel wieder," sprach der Unbekannte mit lautem Lachen.

Und damit faßte er meine Hand, um sich des Geldes zu bemächtigen, das in Folge seiner gewaltsamen Bewegung zu Boden fiel. Und dann stürzte der Unbekannte auf mich zu, umklammerte mich fest, und fing aus allen Kräften an zu schreien: „Diebe!"

Wir waren nahe an der Barrière, wo ich eine Schildwache erblickte. Erschreckt von der Vorstellung der Folgen, die eine solche Festnahme für mich haben könnte, und indem ich unglücklicherweise nicht Zeit hatte, die Sous aufzusammeln, die hier und da im Straßenkoth verstreut lagen, machte ich mich nicht ohne Mühe aus den Händen des Unbekannten los, dessen Geschrei sich verdoppelte, und flüchtete mit der größten Schnelligkeit feldein.

Von der Furcht vor der Festnehmung getrieben, ging ich bis zum Anbruch der Nacht, die zu dieser Jahreszeit so zeitig eintritt. Ich war mitten auf dem Lande; zur Linken bemerkte ich in der Ferne ein Dorf und zur Rechten, ungefähr in einer Entfernung von 200 Schritt, mehre Kornmühlen, die mir diejenigen in's Gedächtniß brachten, in denen Bamboche, Basquine und ich während unseres Landstreicherlebens mehr als einmal ein Nachtlager gefunden hatten.

Da ich keinen Sous mehr hatte, so hielt ich es für gescheidt, die Nacht im Schutze einer dieser Mühlen zuzubringen, statt nach Paris zurückzukehren und dort bis zum andern Tage obdachlos herumzuirren. Da ich seit zwei Tagen sehr schlecht gelebt und seit dem vorigen Abend nichts gegessen hatte, so machte sich der Hunger schon sehr gebieterisch geltend. Ich suchte mit den Augen, ob ich nicht ein Rübenfeld finden könnte — aber die Ebene war nackt und mit frischen Furchen durchzogen; nach einigen Minuten hatte ich die Mühlen erreicht, zwei von ihnen standen sehr nahe an einander. Die Nacht war vollständig hereingebrochen; ich zog einige Hände voll Stroh heraus, breitete Sie am Boden aus und legte mich darauf, indem ich mich mit den Ueberbleibseln einer andern Garbe zudeckte; das Wetter war mehr feucht als kalt; das Lager gewährte mir einen ziemlich sicheren Schutz.

Indem ich den Verlust meiner letzten paar Sous, meiner einzigen Hülfsquelle, bitter bedauerte, fand ich einen leidigen Trost darin, daran zu denken, daß Regina in Paris wohne, und daß ich im Besitz eines Geheimnisses sei, das für sie von großer Wichtigkeit sein mußte. Ich konnte nicht mehr daran zweifeln: entweder liebte sie diesen Unbekonnten, oder er liebte sie, und in beiden Fällen war es mir völlig unbegreiflich, wie ein Mann, der dieses edle und reizende junge Mädchen liebte oder von ihr geliebt würde, im Stande wäre, sich so häufig so niedrigen Ausschweifungen zu überlassen; was das Geheimniß anbetraf, in welches seine Verirrung bis dahin gestellt geblieben zu sein schien, so erklärte ich es mir aus der Entlegenheit der Orte, an denen ich den Unbekannten die beiden Male angetroffen hatte.

Diese Vorstellungen übten so viel Gewalt über mich aus, daß sie mich einige Zeit von den Gedanken an die Zukunft abzuhalten vermochten, aber bald drückte mich die drohende Gefahr meiner Lage gänzlich nieder; es waren beinahe fünf Tage erforderlich,

damit ich die Antwort des Claudius Gérard erhalten konnte, und ich konnte diesen Brief nicht einmal auf der Post bezahlen. Und wie sollte ich am folgenden Tage und alle übrigen Tage mein Leben fristen und ein Nachtlager finden? In so trauriger Lage ich auch in meinem Leben schon gewesen war, der Zufall hatte es so gefügt, daß ich wenigstens noch niemals die Hungerqualen kennen gelernt hatte, von denen ich in diesem Augenblick zu leiden anfing.

Einige Zeit hoffte ich im Schlummer Ruhe und besonders Vergessenheit meiner Lage zu finden. Aber zu meiner schrecklichen Qual blieb ich fast die ganze Nacht wach, mit Ausnahme einiger weniger Augenblicke, in denen die Müdigkeit mich in einen Schlaf voll Aufregung und schrecklicher Träume versenkte; die Feuchtigkeit wurde nach und nach so durchdringend, daß ich lange vor Tagesanbruch genöthigt wurde, mein Lager zu verlassen, indem ich vor Kälte zitterte, und das Gefühl des Hungers mich so vollkommen beherrschte, daß ich nur noch an Eins denken konnte — zu essen, — d. h. an das Mittel, mir Geld zu verschaffen.

Und jetzt schritt ich gerade auf Paris zu, geleitet durch den lichten Nebel, der die Nacht hindurch über der unermeßlichen Stadt zu ruhen scheint; ich schritt rasch vorwärts, indem ich mit wilder Entschlossenheit zu mir selbst sagte:

„Und gerade nach dem Ankerplatz des Dampfschiffes; jetzt ist von Widerwillen oder Furcht nicht mehr die Rede, ich bin entschlossen zu Allem, ich muß durchaus meinerseits etwas Gepäck zu tragen bekommen — *mich hungert!*“

O jetzt, erst jetzt erfuhr ich, was für unbesiegbare, furchtbare Regungen in dem Einen Worte liegen — *mich hungert.*

Ich langte an dem Ankerplatze des Dampfschiffs an; es war bereits ganz Tag; mehre von den „Alten“ vom vorigen Tage standen am Ufer versammelt; ich vergaß den Ekel und Abscheu, den ich am Tage vorher beim Anblick des widerlichen Kampfes dieser Elenden, die sich ein Paar Gepäckstücke streitig machten, empfunden hatte; ich stürzte mich entschlossen mitten in die zerlumpte Schaar.

Auf die Verwunderung, die mein gewaltsames Einbrechen hervorrief, folgte eine heftige Erbitterung.

„Was willst Du hier, Du da?“ sagte einer der kräftigsten in dem Haufen zu mir.

„Ich will Reisegepäck tragen.“

„Du?“

„Ich.“

„Das wehr ich Dir.“

„Ja, ja, wir wehren's Dir Alle,“ widerholten mehre drohende Stimmen.

Das Blut stieg mir zu Kopfe, jede Art von eifersüchtiger, roher Aufwallung entstand in mir.

„Ihr wollt mir wehren, hier zu bleiben?“ sagte ich dumpf und vor Wuth mit den Zähnen knirschend.

„Ja, und mach' Dich fort, ehe Du Prügel bekommst,“ sagte einer der Elenden zu mir, indem er mich brutal wegstieß.

Ich ward wüthend, ich faßte meinen Gegner an der Kehle und schleuderte ihn zu Boden; einem zweiten Gegner wurden, glaub' ich, die Zähne eingeschlagen, ich fühlte in diesem Augenblick eine übermenschliche Kraft in mir, meine Adern klopften, als wollten sie bersten, und ein dumpfes Brausen klang in meinen Ohren.

„Habt Ihr genug?“ rief ich. „Wer hat noch sonst Appetit?“

Die Feigheit dieser Elenden bewies mir ihre Erniedrigung, Niemand antwortete auf die Herausforderung, meine Entschlossenheit, meine Körperkraft flößte ihnen Achtung ein, ihr Haß gegen mich stieg vielleicht noch, aber sie sahen sich genöthigt, ihn zu verbeißen; trotz einigen dumpfen Murmelns behielt ich den ersten Platz inne, und zum Glück kam das Dampfschiff bald darauf an.

„Du hast Recht, die Schurken da platt zu schlagen,“ sprach eine rauhe und heisere Stimme zu mir, die mir bekannt vorkam, „wenn Du willst, so machen wir gemeinschaftliche Sache für die Wegschaffung des Reisegepäcks.“

Ein vertraulicher Schlag auf die Schulter vervollständigte diesen Vorschlag.

Ich wandte mich um — wieder der Muldensterz!

„Ich kenne Dich nicht,“ antwortete ich barsch.

„Ich Dich auch nicht, aber Du schlägst wacker zu, das lieb ich, ich möchte Dein Partner sein.“

„Ich brauche keinen Partner,“ antwortete ich, indem ich mich abwandte; denn die Reisenden waren im Begriff auszusteigen.

Der Muldensterz warf mir einen seltsamen Blick zu und verschwand.

Die Reisenden waren noch weniger zahlreich als den Tag vorher. Auf dem ersten Platz bemerkte ich einen Mann von hohem Wuchse, der in einen langen, weißlichen Ueberrock eingehüllt war; der Untertheil seines Gesichts verschwand unter einem Nasenwärmer, einer Art von großem Shawl von rother Wolle. Er trug blaue Brillengläser, und seine Reisemütze von Pelzwerk und mit Klappohren trug noch mehr dazu bei, sein Gesicht beinahe ganz zu verbergen. Dieser Reisende zog vor Allen meine Aufmerksamkeit auf sich vermöge der Eile, die er zu haben schien, an's Land zu kommen — zweimal war er auf das Dahlbord des Dampfboots zugestürzt, und zweimal hatte ihn einer der Matrosen zurückgehalten und ihm wahrscheinlich gesagt, daß der Zeitpunkt, an's Land zu treten, noch nicht da sei.

Der Reisende hielt in der einen Hand einen Reisesack und in der andern ein Reisenecessaire; endlich hatte er, wahrscheinlich, um schneller ausgeschifft zu werden, seinen Koffer im Voraus an das Dahlbord bringen lassen.

Das Zeichen zur Ausschiffung wurde gegeben, ich hatte mein Augenmerk auf den Reisenden mit der Brille gerichtet; zwei von meinen Nebenbuhlern wollten mir den Vorrang streitig machen, aber ich that es ihnen an Rohheit zuvor und stieß sie heftig zurück, und mit Einem Satze war ich neben dem Reisenden, der mir in eiligem Ton sagte:

„Schnell, schnell, nimm den Koffer und das Necessaire, ich trage den Reisesack — auf dem Quai stehen Fiaker.“

Der Koffer war leicht. Es würde unmöglich sein, zu beschreiben, mit welcher Freude ich ihn auf meine Schultern lud. Ich sollte einige Sous verdienen, und dann wollte ich mir ein Brot kaufen. Ich ergriff mit der andern Hand das Necessaire bei einem kupfernen Griff, der am Deckel befestigt war, und folgte dem Reisenden, der mir mit großen Schritten voranging.

Indem ich alle meine Kräfte aufbot, um trotz der Last, mit der ich beladen war, doch nicht zurückzubleiben, stolperte ich über einen Stein; diese gewaltsame Bewegung brachte den Koffer, den ich auf der Schulter trug, aus dem Gleichgewicht, und ich hätte ihn beinahe zur Erde fallen lassen. Indem ich mich bückte, um ihn wieder aufzuladen, bemerkte ich eine mit großen Buchstaben auf eine am Deckel des Koffers befestigte Karte geschriebene Adresse, ich warf noch rasch die Augen darauf und las:

„Graf Robert von Mareuil.“

Dieser Name rief mir sowol dieselben Eröffnungen, die der Unbekannte mir den Tag vorher in seiner Trunkenheit gemacht hatte, zurück, als auch die Erinnerung an den Auftritt im Walde von Chantilly. Dieser Reisende war also Regina's Jugendfreund, der Nebenbuhler, von dem der Unbekannte sprach.

In dem Augenblicke, da ich diese Betrachtungen anstellte, und indem ich den Koffer wieder auf meine Schultern lud, hörte ich einen großen Tumult, ich sah einige Schritte vor mir einen starken Zusammenlauf von Menschen — bald trennte sich der Haufe, und der Reisende, dessen Gepäck ich trug, trat mir entgegen, indem er zu zwei Leuten, die ihn zu bewachen und ihm auf dem Fuß zu folgen schienen, mit aufgeregter Stimme sagte:

„Sie sehen, meine Herren, ich warte auf Gepäck.“

„Gut, Herr Graf,“ sagte einer der beiden Männer, „Ihre Effecten sollen in den Fiaker geschafft werden. Marsch, vorwärts!“ setzte der Mann hinzu, indem er mir ein Zeichen machte, ihm zu folgen.

Wir durchschritten die aufgeregte Menge, in der ich die Worte Gefängniß, Verkleidung, Verrätherei vernahm.

Ein Fiaker wartete am Quai; der Reisende mit der Brille stieg ein, sein Gepäck wurde neben ihm hingelegt, und einer der beiden Männer sagte, ehe er einstieg, zum Kutscher:

„Vorwärts, und rasch!“

Nachdem ich die Thür zugemacht, und trotzdem, daß dieser neue Zwischenfall mich verdutzte, sagte ich zu den Leuten im Wagen:

„Ich habe die Effecten hergetragen, meine Herren.“

„Ei was, vom Schiff bis hierher,“ sagte einer der beiden Männer, „das ist ein schöner Weg! Wer wird dafür Bezahlung verlangen.“

„Der Herr Graf hat kein kleines Geld,“ setzte der andere Mann hinzu, indem er einen höhnischen Blick auf den Grafen warf, der, das Gesicht mit den Händen bedeckend, wie verachtet dasaß.

„Aber, meine Herren,“ rief ich aus.

„Fahr' zu, Kutscher!“ rief einer der Männer durch das Wagenfenster.

Der Kutscher peitschte die Pferde kräftig; ich war genöthigt, zur Seite zu springen, um nicht von den Rädern zermalmt zu werden.

Dieses Mislingen war fürchterlich für mich.

Im Zorn der Verzweiflung drohte ich dem fortfahrenden Fiaker mit der geballten Faust und rief:

„Ihr stehlt mir mein Brot, und ich komme vor Hunger um.“

„Laß uns frühstücken,“ sagte mir Jemand ganz leise in's Ohr.

Ich wandte mich rasch um.

Es war der Muldensterz.

Ich sah ihn mit einer Mischung von Erstaunen und Schrecken an.

„Nun ja — laß uns frühstücken,“ versetzte er, „Du bist ein entschlossener Bursche, Du schlägst tapfer zu — ich habe die Leute gern, die tapfer zuschlagen — ich bezahle heute — morgen bezahlst Du — darin liegt nichts Ehrenrühriges. — Marsch, vorwärts!“

Mich hungerte —

Ich nahm das Anerbieten des Muldensterzes an.

Drittes Kapitel.

Das Frühstück.



Ich fühlte mich ebenso sehr beschämt wie erniedrigt, daß ich das Anerbieten des Muldensterzes annehmen mußte, aber *mich hungerte.*

Nachdem wir einige Schritte gegangen, legte der Muldensterz seinen Arm vertraulich auf den meinigen. Ich fuhr von dieser Berührung zusammen und machte mich rasch los.

„Was Teufel hast Du denn?“ fragte der Muldensterz, über diese Bewegung verwundert.

„Ich mag nicht mit Dir Arm in Arm gehen.“

„Wie, mit einem Kameraden nicht?“

„Ich bin nicht Dein Kamerad.“

„Ich bezahle Dein Frühstück und bin nicht Dein Kamerad? Ach, ich merke, Du bist stolz! In dem Fall lebe wohl, ich mag die Stolzen nicht.“

„Ich bin nicht stolz,“ sagte ich zögernd.

„Nun, dann gib mir den Arm.“

Und ich mußte den Arm des Elenden annehmen; ich senkte das Haupt, vernichtet vor Scham; einen Augenblick ging mir der Gedanke durch den Kopf, den Menschen zu verlassen, aber der peinliche Schwindel, welchen das lange Zeit nicht befriedigte Bedürfniß nach Nahrung hervorruft, trat mehr und mehr ein; meine Kräfte, die bis dahin durch eine fieberhafte Ueberreizung aufrecht erhalten worden waren, fingen an, mich zu verlassen. Zwei oder drei Mal machte ein plötzlicher Anfall von Schwäche meine Schritte wankend, und trotz der Kälte überströmte der Schweiß mein Gesicht. Indem ich so Arm in Arm mit dem Spitzbuben fortschritt, empfand ich ein geheimes Entsetzen; ich dachte an die Folgen, welche der unabweisliche Hunger nach sich zieht.

Hierauf rief ich zwei Gestalten, die mir heilig waren, die des Claudius Gérard und die der Regina, an und sagte zu mir selbst:

„Werden sie mich tadeln, wenn ich in der verzweifelten Lage, in der ich mich trotz aller meiner Anstrengungen befinde, von der Hülfe Gebrauch mache, die mir dieser Elende anbietet? Und kann nicht überdies mein Leben, das ich aus den Klauen des schrecklichsten Elends loszumachen suche, für Regina vielleicht nützlich werden, da ich doch einem für sie wahrscheinlich sehr wichtigen Geheimniß auf der Spur bin?"

Versenkt in diese Betrachtungen, schweigend, niedergeschlagen, den Kopf senkend, um meine Verlegenheit zu verbergen, schritt ich am Arm meines unheimlichen Genossen hin.

„Du bist kein Schwätzer," sagte er.

„Nein."

„Du weißt besser zuzuschlagen als zu sprechen — wie Dir beliebt — als tüchtiger Zuschläger hab' ich Dich ja auch eingeladen. Da ist schon die Schenke — marsch, geh voran, dem Gast gebührt die Ehre."

Und der Spitzbube schob mich vor sich hin in eine Kneipe, die an der Ecke einer der kleinen Straße lag, die den Quai begrenzen.

„Ein Privatzimmer," sagte der Muldensterz zu dem Aufwartemädchen.

Und indem er sich zu mir wandte, setzte er hinzu:

„Da ist man ungestörter, da kann man von Allem sprechen."

„Man führte uns in einen finstern Verschlag, dessen Fenster auf einen kleinen, dunkeln Hof hinausging.

Wir setzten uns an den Tisch.

„Was willst Du essen?"

„Brot."

„Das ist unartig von Dir — und dann."

„Nichts — blos Brot und Wasser."

Vermöge einer ohne Zweifel kindischen Empfindlichkeit glaubte ich meine Handlung weniger schmachvoll zu machen, wenn ich von dem Muldensterz nichts als das zur Wiederherstellung meiner Kräfte unumgänglich Nothwendige annähme.

„Wie, Brot und Wasser? Meinst Du, daß ich die Dinge so einrichte, und daß ich einen Freund auf ein Gefängnißessen einlade? Ja, Aufwärterin, einen Speckpfannkuchen, Rindfleisch mit Kapersauce, ein Stück Käse und zwei Liter Wein zu 12 Sous."

Dann wandte er sich zu mir mit stolzer Selbstzufriedenheit:

„So pflege ich meine Freunde zu bewirthen."

„Das hilft Dir Alles nichts — laß mir sogleich Brot geben; ich werde nichts Anderes essen."

„Das ist ein Wolfshunger — Aufwärterin, Brot."

Man brachte ein Stück Brot von wenigstens zwei Pfund — in wenig Augenblicken hatte ich es verschlungen.

„Aufwärterin, ein Vierpfundbrot —" sagte der Spitzbube mit spöttischer Miene.

Das Vierpfundbrot wurde gebracht. Mein Hunger war besänftigt, aber lange noch nicht gestillt, doch fürchtete ich, daß zuviel auf einmal mir schädlich sein könnte, trank zwei bis drei Gläser Wasser und machte damit meiner genügsamen Mahlzeit ein Ende.

Nach und nach schien das Leben in mir wieder zu erwachen, die fieberhafte Aufregung, die mich ergriffen, legte sich, und ich sahe meiner Lage mit festerem und weniger verzweifeltem Blicke in's Gesicht.

Der Spitzbube hatte mich, während ich das Brot verschlang, beobachtet; jetzt sprach er:

„Zuvörderst hast Du aus Hunger gegessen, jetzt magst Du zum Wohlgeschmack essen."

„Nein —"

„Ei was!" —

Man setzte die von dem Muldensterz bestellten Gerichte auf; trotz seiner Aufforderungen rührte ich nichts an.

„Du bist ein wunderlicher Kauz," sagte der Muldensterz, indem er sich über das Essen machte, „ich habe niemals einen solchen Gast gehabt — trinke wenigstens ein Glas Wein.

Zuerst schob ich mein Glas hin, indem ich hoffte, daß ein bischen Wein mich völlig wieder zu Kräften bringen könnte, dann aber befiel mich die Furcht, der Wein könnte bei meiner Schwäche zu sehr auf mein Gehirn wirken, und ich schlug ihn doch aus.

„Wie, nicht einmal ein Glas Wein?" rief der Muldensterz.

„Nein, ich nehme noch ein Stück Brot, wenn Sie erlauben."

„So mag der Teufel Dein Bruder sein," rief der Spitzbube, „wenn ich das gewußt hätte —"

Und indem er fast einen herausfordernden Blick auf mich richtete, setzte er hinzu:

„Du bist am Ende gar nicht, wofür ich Dich halte — Du kommst mir verdammt enthaltsam vor —"

„Wofür hieltst Du mich denn?"

„Ich hielt Dich für einen Kerl, dem Alles einerlei ist, und der Hunger hat — das war für mich ein gefunden Fressen, ja, und für Dich auch — aber Du trinkst nichts als Wasser und issest nichts als Brot — das ist mir im Wege."

„Wenn man enthaltsam ist," sagte ich zu dem Spitzbuben, indem ich ihn fest ansah, um seine Gedanken zu errathen, „so hat man einen gesunderen Körper und einen frischeren Geist und ist tauglicher zu Allem."

„In gewissem Sinne hast Du recht — die Trunkenheit kann Einen um die schönsten Gelegenheiten bringen. Aber sage mir doch, heut' Morgen warst Du dem Verhungern nahe — das kann Dir morgen oder späterhin wieder begegnen, wenn Du keinen andern Wechsler hast, als die Reisenden, deren Gepäck Du zu tragen gedenkst; ich kenne das Gewerbe — damit muß man noch etwas Anderes verbinden, um nur Trinkwasser zu bekommen. — Nun, ein Glas Wein?"

„Nein."

„Satan von Kerl!"

„Von was für einem andern Erwerbzweig wollt Ihr reden?"

„Hör' mir zu: Du bist jung, kräftig, gewandt und entschlossen — das gilt gleich Gold in Barren, Junge, wenn Du's anzuwenden weißt, ohne in Betracht zu ziehen, daß Du wenig Platzkenntniß hast; denn ein Pariser bist Du nicht, das merkt man leicht."

„Ich bin erst seit drei Tagen in Paris."

„Vortrefflich! — O, wenn ich, statt ein alter Mann zu sein, an Deiner Stelle wäre —"

„Was würdet Ihr dann thun?"

Der Bandit blinzte mit den Augen und sagte nach einer Weile:

„Höre — Du hast gewaltige Eile!"

Und er beobachtete wieder eine Zeitlang Stillschweigen, indem er sich selbstzufrieden das Kinn mit der Hand rieb.

Seit mehren Minuten schwebte mir Bamboche's Name auf den Lippen, aber ich fürchtete, der Spitzbube möchte mir in seinem Mistrauen die Antwort verweigern. Endlich konnte ich meine Neugier nicht mehr beherrschen.

„Und Bamboche? —" platzte ich plötzlich heraus.

Der Muldensterz fuhr auf seiner Bank vor Verwunderung in die Höhe.

„Du kennst Bamboche? —" rief er aus.

„Oder den Kapitain Hector Bambochio, wenn Ihr so lieber wollt —" aber da ich sah, daß seine Verwunderung in Mistrauen überging, setzte ich hinzu:

„Hört — ich will aufrichtig sein — ich war's, der vor drei Tagen im Fuchsgäßchen nach Bamboche fragte, und wenn ich nicht irre, war't Ihr es, der mir antwortete."

„Du warst es? — Und was wolltest Du von Bamboche?"

„Wir sind Kindheitsgenossen gewesen, ich befand mich in Paris ohne irgend eine Zuflucht; ich wollte Bamboche um seinen Beistand bitten, jetzt sagt mir, wo er ist."

„Ach, Du kanntest Bamboche, wie er ist, und wolltest Hülfe bei ihm suchen — das nimmt mir alle Sorge — wir werden uns schon verständigen," sagte der Spitzbube vollkommen beruhigt.

„Aber Bamboche, wo ist der?"

„Laß den Bamboche, mein Junge, ich will Bamboche's Stelle bei Dir vertreten."

„Aber er selbst — wo ist er gegenwärtig?"

„Er?"

„Ja, das Haus, wo Ihr wohntet, ist von der Polizei besetzt worden, ich habe am Morgen nach dem Tage, da ich Bamboche dort aufgesucht hatte, Soldaten im Gäßchen gesehen."

„Die alten Vögel waren ausgeflogen, man hat nur die jungen gefaßt."

„Also Bamboche ist so wie Ihr gerettet? Aber noch einmal, wo ist er denn gegenwärtig?"

„O, jetzt ist er weit weg, in Amerika, in China."

„Bamboche war vor drei Tagen in Paris, er muß noch hier sein."

„Gut, such' ihn und find' ihn auf, wenn Du kannst, aber was in aller Welt willst Du denn; ich will ja für Dich Bamboche's Stelle vertreten."

„Danke schön."

„Du bist nicht gescheidt! Bamboche ist jung und voll Kraft, während ich alt bin, es geht mit mir bergab, ich brauche einen Gehülfen."

„Wozu?"

„Nach einigem Stillschweigen versetzte der Spitzbube:

„Wo wohnst Du?"

„Ich habe kein Obdach."

„Ich habe eine Stube, wir wollen zusammenwohnen, es soll Dir an Nichts fehlen, sieh," und damit zeigte er mir ein Dutzend Fünffrankenstücke, unter denen ich selbst zwei oder drei Goldstücke bemerkte.

Ich konnte mein Erstaunen nicht verbergen; der Spitzbube merkte es und sagte zu mir:

„Das wundert Dich, daß ich an den Landungsplatz gehe, wenn ich so gut versehen bin, nicht wahr?"

„Freilich, das wundert mich."

„Ich gehe zum Vergnügen an den Hafen; seit zwei Tagen suche ich einen Gehülfen, ich hatte nichts gefunden, das mir anstand, aber heute Morgen traf ich Dich an; ich bin überzeugt, Du würdest meine Sachen zu besorgen wissen — und so trinke doch."

„Nein."

„Dickkopf, geh Deiner Wege — meinetwegen, es ist einerlei, wir müssen uns sehen in einander zu finden und wollen schon mit einander auskommen, es soll Dein Schade nicht sein —"

„Ihr wollt mir nicht sagen, wo Bamboche ist?"

„Ich bin nicht so dumm, der würde Dich behalten."

„Danke für das Brot, das Ihr mir gegeben," sagte ich zu dem Manne, indem ich aufstand, wenn ich eines Tages im Stande bin, will ich's Euch wiedergeben."

„Du gehst?"

„Ja."

„Was, höre doch — alle Teufel!"

„Es hilft Euch nichts."

„Wo willst Du heute ein Nachtlager finden?"

„Ich hoffe, heute Abend am Ausgang der Theater ein Paar Sous zu verdienen."

„Oh, oh," sagte der Muldensterz, indem er über Das, was ich sagte, nachdenklich zu werden schien, „Du kennst die guten Stellen schon. Nun — Du weisest mich ab — es kann mir gleich sein, früher oder später fällst Du mir doch wieder in die Hände. Ja, ich sage es Dir, Du kommst doch wieder zu mir."

Obgleich ich mich nicht entbrechen konnte, als ich den Ton tiefer Ueberzeugung vernahm, mit der der Elende die Worte: Du kommst doch wieder zu mir, aussprach, zusammen zu zucken, beeilte ich mich doch, ihn zu verlassen, und er rief mir nach:

„Auf Wiedersehen!"

Trotz meiner geringen Erfahrung mußte ich es wol durchschauen, daß der Muldensterz, so wenig er es sich merken lassen wollte, von dem Muth, der Körperkraft und der ungestümen Thatkraft, von denen ich diesen Morgen vor seinen Augen gegen meine Nebenbuhler am Landungsplatze Proben abgelegt hatte, betroffen, meine Entblößung von Allem und meine verzweifelte Lage dazu ausbeuten wollte, mich zum Werkzeug irgend eines verbrecherischen Anschlages zu machen, indem er in Betreff meiner Sittlichkeit dadurch, wie er sagte, vollkommen beruhigt war, daß ich ein alter Bekannter Bamboche's war und mich trotz seiner wagehalsigen Lebensart ihm wieder zu nähern wünschte.

Der bloße Gedanke empörte mich, nicht, ein Mitschuldiger des Muldensterzes zu werden — das kam mir nicht in den Sinn — sondern fernerhin auch nur das mindeste Verhältniß zu ihm zu haben. Und auf den von ganzem Herzen gefaßten Entschluß, daß das nicht eintreten solle, folgte ein Gedanke voll Schrecken — nämlich, zu was für einer schmachvollen Nachgiebigkeit mich der Hunger bereits gedrängt hatte.

Ach! dachte ich, hätte ich nicht eines Tages Den, welcher mir gesagt hätte, ich werde Arm in Arm gehen mit dem Spitzbuben, der der gröbsten Verbrechen fähig und schuldig ist, mit allem Unwillen eines ehrlichen Mannes von mir gestoßen? Und doch, diese schmachvolle Handlung habe ich begangen, und die Hoffnung, von Bamboche etwas zu erfahren, hatte bei meinem Entschluß nur die zweite Stelle eingenom-

men — die Hoffnung, zu essen zu bekommen, überwog bei mir Alles.

„Zu welchen schrecklichen Dingen können uns doch der Hunger und die Schrecken des Elends verleiten!" sagte ich da mit überwältigender Traurigkeit zu mir selbst, „wenn ich, der ich in den besten und festesten Grundsätzen erzogen bin, der ich eine Art von göttlicher Anbetung im Herzen trage, die mir das Festhalten am Guten auferlegt, mich so weit habe erniedrigen können, was soll demnach aus Denen werden, die — lieber Gott! — allen Zufällen des Lebens preisgegeben, ohne Beziehung, ohne Stütze, ohne Glaube, ohne eine heilsame Zügelung sich in einer der meinigen ähnlichen Lage befinden?

Und ich rief mit Claudius Gérard aus: „O Armuth, Armuth! Wirst Du denn ewig die Ursache oder die Quelle so vielen Unglücks, so vieler Erniedrigungen, so vieler Verbrechen sein?"

— — — — — — — — —

Bis zur Nacht und zur Zeit, da die Theater zu Ende sind, setzte ich alle Hebel meiner Einbildungskraft in Bewegung, um ein Mittel zu ersinnen, meinen Lebensunterhalt auf sicherem und ehrenwerthem Wege zu erwerben; aber mein Geist erschöpfte sich in Combinationen, die unausführbar waren.

Ich empfand einen seltsamen, schmerzlichen Eindruck, indem ich diese geschäftige Menge kommen und gehen sah, die nichts davon ahnte — ach! die nichts davon ahnen konnte, daß dieser Unglückliche, an dem sie vorüberging, nicht wußte, wo er in dieser finstern Winternacht sein Haupt hinlegen sollte, und daß man ihn vielleicht am andern Morgen halb todt vor Kälte und Hunger auf dem Straßenpflaster finden werde.

Die Ungewißheit, in der ich schwebte, ob es mir gelingen würde, etwas zu verdienen, um damit mein Nachtlager in einer Bettlerherberge zu bezahlen, war mir aus doppeltem Grunde schrecklich. Als Herumstreicher in der Nacht auf der Straße festgenommen zu werden, hieß in's Gefängniß kommen, und das Gefängniß flößte mir ein solches Entsetzen ein, daß ich den Tod vorgezogen hätte; denn das Gefängniß setzte mich außer Stand, Reginen nützlich zu werden, und ich weiß nicht, welche innere Stimme mir sagte, ich könne dieses Ziel trotz meiner niedrigen, ja niedrigsten Lage doch noch erreichen.

Ich mußte also um jeden Preis heut' Abend wenigstens 6 Sous verdienen, um mir ein Nachtlager zu sichern. Was das Brot für morgen anbetraf — so vermied ich es, daran zu denken.

Am Morgen hatte mich die Wuth des Hungers roh, fast thierisch wild gemacht — ich fühlte, daß die Nothwendigkeit, ein paar Sous zu verdienen, um nicht als Herumstreicher festgenommen zu werden, mich am Abend vorkommendenfalls wieder roh und thierisch wild machen könnte —

Als die Nacht ganz hereingebrochen war, schlug ich den Weg nach dem Boulevard ein und trank, wenn ich mich recht erinnere, aus dem untern Becken des Springbrunnens des Château-d'eau. Hierauf stellte ich mich in der Gegend des Theaters Gymnase auf; es kam mir vor, und es wunderte mich wenig, als erkennte ich die größte Zahl der Leute, die ich am Morgen und am Tage vorher an dem Landungsplatze des Dampfschiffes gesehen hatte. Sie saßen, die Einen auf den Ecksteinen, die Andern auf den Randsteinen des Trottoirs, noch Andere hinten auf den Fiakern, deren lange Reihe sich bis ans Thor St.-Denis erstreckte.

Gott ist mein Zeuge, daß keine Regung von Neid oder Mißgunst in mein Herz kam, als ich die prächtigen Karossen über den Boulevard fahren sah, die sich in allen Richtungen kreuzten, und deren Besitzer ohne Zweifel zu Festgelagen eilten; ich sagte nur zu mir selber:

Diese Glücklichen des Tages wissen freilich nicht, daß zu dieser Zeit andere Menschen mit schrecklicher Angst auf einen Verdienst von wenigen Sous warten, um ein Nachtlager und Brot bezahlen zu können, und daß, wenn heute Abend und morgen ihre Hoffnung getäuscht wird, übermorgen für sie der Kampf mit dem Hungertode beginnt.

Diese Betrachtung rief mir in's Gedächtniß zurück, daß eines Tages Claudius Gérard folgende sinnvolle Worte zu mir gesprochen hatte:

Moralisch genommen heißt Almosen geben, wenn man die Sache mit gesundem Sinne auffaßt, Denjenigen, der es bekommt, erniedrigen, während man, wenn man ihm Arbeit verschafft, ihn zugleich unterstützt und ehrt; aber auf dem Punkte, wo die Dinge jetzt sind und stehen, muß man sich mit dem Almosengeben, so gefährlich es ist, begnügen, weil es eine unmittelbare Hülfe gewährt. Auch sollte es bei dem Unterricht der Kinder aus wohlhabenden Familien als ein Ausgangs- und Vergleichungspunkt aufgestellt werden, daß man z. B. mit zwanzig Sous Brot im strengsten Sinne des Wortes zehn Menschen vom Hungertode retten kann.

— — — — — — — — —

Ich hatte das Ende der Vorstellung an einem der Bäume des Boulevards, in einem dunkeln Winkel der Chaussée, an der der Ausgang des Theaters lag, sitzend, abgewartet. Von Müdigkeit niedergeschlagen, saß ich in halbem Schlummer da.

Plötzlich fühlte ich mich heftig gerüttelt; ich öffnete die Augen; ich war von einem Haufen Leute von verdächtigem Ansehen, unter denen ich mehre erkannte, die ich schon vorher bemerkt hatte, umgeben; in demselben Augenblicke kam es mir vor, als wenn auf der gegenüberliegenden Chaussée das unheimliche, höhnische Gesicht des Muldensterzes vorbeiglitte; aber diese Erscheinung verschwand so rasch, daß ich sie kaum hatte in die Augen fassen können, zumal da mich die drohenden Mienen der Leute, von denen ich mich plötzlich umgeben sah, mehr und mehr beunruhigten.

„Was wollt Ihr?" sagte ich, indem ich aufstand, um mich zur Wehr zu setzen.

„Du bist ein Polizeispion," antwortete mir eine Stimme, „wir wissen es sehr wohl."

Und in demselben Augenblick, ehe ich noch diesen Angriff hatte ahnen können, fühlte ich mich von hinten gepackt, ein Tuch wurde mir über den Mund ge-



legt und nach Art eines Knebels hinten zugebunden; dann wurde ich trotz meines verzweifelten Widerstandes zugleich mit Schlägen überhäuft und fortgeschoben oder fast getragen bis in eine der kleinen, unebenen Straßen, die an dieser Stelle auf den Boulevard münden; das Tuch erstickte mein Geschrei, die große Anzahl von Angreifern lähmte meine Kräfte, die Sache ging so rasch vor sich, daß ich, ehe ich mich nur besinnen konnte, in den dunkeln Gang eines Hauses in dieser Straße hineingeworfen und zu Boden geschleudert war. Die Bewegung, mit der diese Gewaltthat auf der Straße verbunden war, mochte von den Vorübergehenden kaum bemerkt oder einer jener ekelhaften Prügeleien zugeschrieben werden, die an dem Eingange der Theater so häufig sind.

Indem ich auf dem Pflaster des Ganges hinstürzte und von Hieben überregnet wurde, von denen mehre mir das Gesicht blutig machten, stieß ich mit dem Kopf auf einen Stein; der Stoß war so stark, daß ich fast die Besinnung verlor; während ich einen zugleich tiefen und dumpfen Schmerz empfand, von dem mir der Hirnschädel platzen zu wollen schien, hörte ich zugleich eine Stimme rufen:

„Er hat genug — jetzt fort, hier ist der Ausgang."

Es verging eine ziemlich lange Zeit, während der ich keine andere Empfindung hatte, als die des heftigsten Schmerzes; dann kam ich nach und nach wieder zu mir; ich war erstarrt von Kälte und gleichsam gelähmt; ich versuchte aufzustehen; ich richtete es mit Mühe aus; fast ohne zu wissen, was ich that, trat ich wankend aus dem Gange heraus. Die Nacht war stockfinster, die Straße menschenleer, es fiel ein dichter Schnee; die Wirkung der freien Luft brachte mich ganz wieder zu mir selbst. Ich erinnerte mich nur noch deutlich des Ueberfalls, dessen Opfer ich war.

Es mußte schon spät sein; der Boulevard, mit Schnee bedeckt, war vollkommen menschenleer; ein einzelner Fiaker stand an der Ecke der Rue Poissonnière.

Nachdem ich einige Schritte gethan, mußte ich still stehen, indem ich von einem krampfhaften Schauder ergriffen wurde. Meine Zähne klapperten gegeneinander, meine Knie zitterten, ich fühlte besonders am Kopfe und an der rechten Hüfte einen so grausamen Schmerz, daß ich mich kaum fortschleppen konnte.

Plötzlich fuhr ich bei dem Geräusch der fernen und gemessenen Schritte einer Patrouille vor Schrecken in die Höhe. Meine zerrissenen Kleider, mein blutiges Gesicht, die Unmöglichkeit, in der ich mich befand, eine Wohnung namhaft zu machen, waren eben so viele Gründe, um meine Verhaftung als Herumstreicher, im Falle, daß mich die Soldaten hier träfen, zu rechtfertigen.

Ich wollte entfliehen, aber überwältigt von Schmerzen stolperte ich bei jedem Schritt.

Der hallende Tritt der marschirenden Patrouille nahete sich mehr und mehr, schon sah ich in der Ferne in dem Halbdunkel der Seitenallée die Flinten der Soldaten blinken; ich raffte mich zu einer letzten Anstrengung zusammen, es war vergebens, ich glitt auf dem Schnee aus und fiel auf die Knie —

„Gott, Gott!" rief ich aus.

Und ich zerfloß in Thränen; denn ich hatte nicht mehr die Kraft, wieder aufzustehen.

Plötzlich trat hinter einem Baume des Boulevard ein Mann hervor, griff mir unter den Arm und hob mich auf, indem er zu mir sagte:

„Da kommt eine Patrouille, Du wirst festgenommen werden."

Ich erkannte den Muldensterz, er hatte mich ohne Zweifel während des ganzen gewaltsamen Auftritts belauert, der von ihm herbeigeführt worden war.

„Nun, willst Du mit mir gehen?" versetzte er, „oder Dich packen lassen? Verstehst Du, die Patrouille kommt."

„Laßt uns fliehen, helft mir auf die Beine!" rief ich entsetzt.

„So komm denn, Straßenläufer," setzte der Spitzbube in spöttischem Tone hinzu.

Auf ihn gestützt, konnte ich quer über den Boulevard gehen.

„Kutscher, schnell, mache die Thüre auf," sagte der Muldensterz zu dem Droschkenführer, den ich vorher bemerkt hatte.

Ich stieg mit meinem Genossen in den Fiaker, die Thür schloß sich hinter uns in dem Augenblick, als die Patrouille an der Stelle des Boulevards ankam, wo ich hingestürzt war.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

In Belgien und Holland.

Reisebilder von L. Mühlbach.

1. Der cölner Dom. Ein Kravall. Die Kunstausstellung.

Noch ganz betäubt und ermattet von dieser ewig langen und eintönigen Fahrt von Berlin nach Cöln, war doch mein erster Gedanke, als wir endlich dort anlangten, der cölner Dom. Ich kannte ihn nicht, ich hatte ihn nie gesehen, und ich war immer beschämt gewesen, nicht einstimmen zu können in die allgemeine Begeisterung, in den großen deutschen Domjubel.

Und kaum hatten wir uns ein bischen erholt von der Reise, so eilten wir hin, trotz der afrikanischen Gluth der Sonne, die senkrecht auf uns herniederbrannte — mein Gott, was kümmerte uns die Sonnengluth und der Staub der Straßen, da es galt, den cölner Dom zu sehen! — Endlich waren wir da! —

Ich starrte und starrte und war athemlos vor Erwartung und Ungeduld, ganz bereit, anzustaunen, zu bewundern!

„Das ist der cölner Dom?" fragte ich.

„Das ist er!"

„Aber mein Gott, das ist ja kein Dom, sondern nur der Giebel eines Doms!"

Mir ward unendlich traurig zu Muthe. Ich ärgerte, ich schämte mich über mich selber; aber es half Alles nichts, ich konnte keine Begeisterung in mir auftreiben für diesen cölner Dom in spe. Dieser Giebel ist schön, massenhaft und doch zierlich, ganz charaktervoll, norddeutsch gediegen und fest, voll jener Grazie, welche die großen Bauten des Mittelalters bezeichnet, — aber um ihn ganz und ungetheilt bewundern zu können, mußte er unvollendet bleiben. Vor dieser Ruine, vor diesem Anfang eines Riesenwerkes stehend, war der Phantasie Spielraum gelassen, sich die Vollendung zu denken, sie sich so schön, so großartig und erhaben vorzustellen, wie eben die Phantasie jedes Einzelnen es vermag; bei dem nicht Vollendeten wird man immer nur die Schönheit sehen, weil die Unwirklichkeit Einem die Mängel entzieht, und da denkt man immer: welch ein Jammer, daß das nicht vollendet ward! Aber wenn dieser Bau erst vollendet ist, dann wird man inne werden, daß das Vollendete nicht immer auch die Vollendung in sich schließt. Man mag sagen, was man will, in die Bewunderung, die wir empfinden, wenn wir vor diesen alten herrlichen Bauten des Mittelalters stehen, in diese Bewunderung schleicht sich zugleich eine Art Ehrfurcht vor dem Alterthum dieser Gebäude ein. Die Jahrhunderte, die über den Häuptern dieser Dome und Münster hingezogen, diese Jahrhunderte haben sich gewissermaßen als eine Art Aetherstaub auf ihre Stirnen gelegt und uns diese Gebäude doppelt ehrwürdig und bewundernswürdig gemacht. Sie sind, wie sie da sind, ein Denkmal längst entschwundener Zeiten, ein Monument früherer Anschauungsweise, früheren Geschmackes, früherer Kunstrichtung, und an Dem, was fertig aus ganz fernen Jahrhunderten als ein Monument dieser Jahrhunderte uns überkommen ist, an Dem dürfen wir nicht tadelnd den Maßstab unserer Jetztzeit anlegen, sondern wir müssen es eben nehmen, wie es da ist, ganz in sich abgeschlossen, als schönes Ganze aus grauen Zeiten herüberragend in unsere Gegenwart. Aber einmal dieser Aetherstaub des Alterthums abgestreift von solchem Bau, und die Kritik und die Gegenwart hat ihr Recht und darf ihre Anforderungen machen. Wäre der cölner Dom uns fertig überkommen, sähen wir ihn vollendet vor uns, dann würden wir nichts an ihm zu tadeln wissen. Dann würden uns selbst diese Gold- und Purpurverzierungen, mit denen die Säulen überkleidet sind, dieses glühende Roth, mit dem man den steinernen Blätterschmuck dieser Säulengesimse überstrichen hat, dann würden uns diese grellen Heiligenbilder auf Goldgrund, mit denen die Pfeilerbogen übertüncht sind, dann würde uns dies Alles kein Misfallen und keinen Tadel erregen können, weil es zur Einheit des ganzen Baues gehört, weil es aber auch ein vollendetes Monument seiner Zeit. Auch würde die Zeit und der Staub der Jahrhunderte sich mildernd über das Alles gelegt und diesen Bildern das Grelle und Schreiende der Farben genommen und den Anstrich dieser Säulen halb verdeckt und verschleiert haben. Was hilft es mir jetzt, daß die Leute mit gewichtigen Mienen mir sagen: „das ist chronisch, das muß so sein, es ist im Styl." — Es ist aber unschön und geschmacklos, es macht aus einem Gotteshaus eine Art Salon, es unterbricht den Frieden und die Einheit des Ganzen, das Auge kann nirgends ausruhen, überall ist Bewegung und Unruhe. Hat man wirklich den alten Bauriß, die alten Pläne gefunden, und ist auf denselben diese bunte Säulenmalerei angedeutet, so ist damit noch nicht die Nothwendigkeit gegeben, es so auszuführen. Der Baumeister hatte es nur projectirt, ob er es ausgeführt, ob es bei der Ausführung ihm nicht selber bunt, geschmacklos und unruhig erschienen, das wissen wir nicht. Die wahre Schönheit und Großartigkeit der Architektur beruht ja zunächst in dem Baustyl überhaupt, in dem Verhältniß der Formen, in der Einheit des Gedankens, in dem würdigen und angemessenen Styl der Verzierungen, in der Zierlichkeit bei aller Massenhaftigkeit, in der Leichtigkeit bei aller Schwere und Großartigkeit. Was soll es nützen, daß man diese Säulen überkleidet mit Gold und Purpur und allerlei Farben, sind sie fehlerhaft, so werden die Fehler nicht dadurch verdeckt, sind sie aber schön, so schadet dieser bunte Anstrich gewiß. Daß diese Bogenpfeiler zu schmal und zu hoch sind, wird von diesen auf Goldgrund schwebenden bunten Engelgestalten nicht überdeckt werden! — Mir scheint es überhaupt ein Unding, daß man rückwärts bauen will, in die Vergangenheit hinein, daß wir Geld und Kräfte aufbieten, um Das zu vollenden, was die Vergangenheit Jahrhunderte lang unvollendet gelassen. Vorwärts sei unser Blick gerichtet, der Zukunft gehöre unser Streben, nichts wollen wir gemein haben mit der Kirche des Mittelalters, eine Kirche der Zukunft wollen wir bauen, in einem neuen Baustyl, in dem Style, wie der Geist der Zeit ihn fordert und will! Das nicht ist die Aufgabe unserer Zeit, alte, vergilbte Pergamente und Pläne aus dem Schutt der Jahrhunderte hervorzuwühlen und mit ängstlicher Genauigkeit uns anzuklammern an den Gedanken, der längst gedacht und längst vermodert ist, sondern das ist die Aufgabe, daß wir Neues wollen, Neues schaffen, daß wir nicht rückwärts kriechen, sondern vorwärts streben, daß wir Kinder sein wollen der Zukunft, daß wir schaffen und bauen für das Kommende, nicht für das Vergangene! Nicht was auf vergilbten Pergamenten aufgezeichnet ist, nicht das ist unser Gesetz, sondern was der Geist der Zeit mit feurigen Zeichen einschreibt heute in die Brust jedes Einzelnen, das ist das bewegende, das zur That treibende Princip der Menschheit! Wenn das Mittelalter sein Gotteshaus nicht vollenden konnte, so lasse man es unvollendet, was der Katholicismus nicht zu Ende gebracht mit seiner Begeisterung, wird der Protestantismus nicht vollenden mit seinem nüchternen Verstand. Geld allein macht es nicht aus, mit Geld allein lassen sich himmelhohe Thürme nicht aufbauen, — wenn die Religion in ihren Fundamenten erschüttert ist, dann wackeln auch ihre Kirchen, und ihre Thürme, welche den Himmel nicht erreichen können, sinken krachend zur Erde. — Wie viel Geld, wie viel Kräfte, wie viel Begeisterung wird aber verschwendet für diesen cölner Dom, und während deß gehen Tausende unserer deutschen Brüder obdachlos, hungernd und frierend umher, jammernd nach einer Stätte, ihr müdes Haupt darauf zu betten! Wie viele Zufluchtsstätten für die Armuth ließen sich nicht erbauen aus diesen Steinen, mit denen man die herrliche Ruine des cölner Doms ausflickt, wie viel Jammer und Noth, wie viel Verzweiflung und Weh könnte geheilt werden mit dem Gelde, welches bestimmt ist für den Ausbau des Domes! Es ist bemerkenswerth, daß gerade vom Rheine her die meisten Derjenigen kommen, welche thränenvoll und verzagt ihrem Vaterlande den Rücken kehren und auswandern in die Ferne und Weite, um dort sich die Ruhe und das Glück zu suchen, welches sie am Rhein nicht finden können, obwol am Dom zu Cöln so eifrig und begeistert gearbeitet wird. Wahrlich, wenn man die vielen Tausende, die zu diesem Bau bestimmt sind, wenn man all dies Geld nähme und es verwendete zum Wohl der Armen und Hülfsbedürftigen, wenn man den Obdachlosen davon eine Hütte, den Hungernden Brot, den Frierenden ein Gewand, den Unbeschäftigten Arbeit gäbe, wahrlich, dann wäre der cölner Dom in seinem tiefsten und heiligsten Gedanken vollendet, dann hätte der Protestantismus ausgeführt, was der Katholicismus nicht vermochte, und ob der Dom zu Cöln alsdann auch immer eine Ruine bliebe, er wäre dennoch fertig in dem Herzen der Menschen, in dem Dankgebete der Armen und Leidenden, welchen geholfen worden!

Etwas enttäuscht und verstimmt verließen wir den Dom, um uns zu dem berühmten Bilde von Rubens „die Kreuzigung Petri" zu begeben. Aber welch ein Geräusch, welch ein Volksauflauf in den Straßen, wie die Leute sich drängen und durcheinander schreien, was bewegt denn diese Masse, was ist es, was diesen Weibern Thränen in die Augen treibt und die Augen der Männer aufflammen läßt in Zorn und Grimm? Was drängt sich das Volk dort vor jenem Hause, das doch ganz schweigend ist und todt? Aber zu diesen zerschlagenen Fenstern, zu dieser zerbrochenen, zersplitterten Thür schaut die Menge mit einer Art Ehrfurcht hin, gewissermaßen mit Andacht betrachten sie dies demolirte Haus, schweigend stehen sie da, aber nicht mit dem Schweigen der Gedankenlosigkeit, sondern mit dem Schweigen des Nachdenkens! Das Volk steht hier vor seinem eigenen Werke. Vor zwei Tagen erst hat es diese Fenster mit Steinen bombardirt, diese Thüre zersplittert; auf einen Augenblick war das Volk aus seiner Ermattung erwacht und hatte sich gefühlt als ein Löwe, und bei dem Schütteln seiner Mähnen war dies Haus vernichtet, zerstört worden! Die Zeitungen werden Dir erzählt haben von diesem Aufstand in Cöln. — Gestern schon hatten die Bürger die Wachen bezogen; auch heute war nirgends in den Straßen eine Uniform, ein Soldat zu sehen, aus Bürgern bestand die Schutzwache der Stadt, Bürger waren es, welche die Ordnung und den Frieden wieder herstellten!

An der table d'hôte herrschte heute eine eigene Bewegung. Jeder beeilte sich, Jeder blickte ungeduldig nach der Uhr, Jeder sah ernst und feierlich drein. Hier und da reichte man sich einen gedruckten Zettel herüber und hinüber. Es war eine Einladung des Magistrates an seine Bürger, eine Einladung, sich einzufinden zum Begräbniß des Böttichergesellen, der am vorgestrigen Tage als ein unschuldiges Opfer unter den Bajonetten der Soldaten gefallen.

Du kannst denken, daß Niemand bei diesem Begräbniß fehlen wollte, daß man sich frühzeitig von der Tafel erhob, um ja nicht die Zeit zu versäumen; denn um fünf Uhr sollte das Begräbniß sein.

Schon beginnen die Glocken ihr feierliches, ernstes Geläute, schon wogt die Menge auf den Straßen, aber es ist kein Gedränge, denn Jeder geht denselben Weg, Keiner will hindurch durch die Menge, Jeder will vorwärts, daher ist nirgends Stoßen und Drängen, nirgends Geschrei und Zank, Alles ist ruhig und ernst, würdig und gehalten.

Von dem Rathhause aus setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Tausende von Menschen standen dichtgedrängt auf dem Platze vor demselben, und dennoch die tiefste Stille, der würdigste Ernst. Jetzt beginnen die ernsten, langgehaltenen Töne der Posaunen, melancholisch und dumpf erklingt dazwischen das volle Geläute der Glocken, der Sarg, getragen von Bürgern, erscheint in der Thür des Rathhauses, der ganze Magistrat in feierlichem Ornate folgt hinterher, und nun ein unabsehbarer Zug von Männern aus allen Ständen — natürlich mit Ausnahme des Militairstandes — Jeder hat sich bei diesem Trauerfall als ein Bürger Cölns gefühlt, Jeder hat seine Theilnahme bethätigen, seine Gesinnung documentiren wollen. Mehr denn dreitausend Bürger folgten der Leiche, in schwarzen Kleidern entblößten Hauptes, und wohin der Zug kam, entblößte man das Haupt, da neigte man sich vor ihm in Ehrfurcht und Andacht — ich sah hier Männer weinen und Greise die Hände ringen, aber sie dachten dabei nicht an den Todten, sondern an die Lebendigen. — —

Der Abend sank hernieder, das Geläute der Glocken verhallte, die Posaunenklänge durchzitterten nicht mehr die Luft — erschöpft von den Aufregungen dieses Tages war ich auf meinem Zimmer im Gasthof, und zwar ganz allein; ein Freund, der zur Bürgerschutzwache der Stadt gehörte, hatte M. abgeholt, um mit ihm auf das Rathhaus zu gehen, wo die Bürger versammelt waren zur feierlichen Berathung. In einer halben Stunde hatten sie versprochen zurückzukehren, und dann wollten wir hinübergehen nach Deutz, um dort zu soupiren. Aber die Zeit verging, mehr denn eine Stunde war schon verflossen, sie kamen immer noch nicht. Mir ward es unheimlich in diesem großen, öden Zimmer, ich stieß das Fenster auf, um frische Luft zu schöpfen. Ein dumpfes Gemurmel von Stimmen dringt zu mir empor, dazwischen ertönt hier und da schrilles, langgellendes Pfeifen und höhnisches, brüllendes Lachen. Entsetzt lehne ich mich aus dem Fenster — der ganze Platz ist dichtgedrängt voll Menschen, Kopf an Kopf, wie ein wogendes, schwarzes Meer anzuschauen — es ist der Platz der Hauptwache, auf welcher die Wache verdoppelt worden. Und das Volk hat diese Hauptwache umringt, es starrt diese Soldaten an und diese Kanone, die vor der Hauptwache aufgefahren ist, es starrt und lacht und pfeift und schreit, ein entsetzliches, unheimliches Geschwirre von Stimmen.

Zu mir herein stürzt eine Magd des Gasthofes, bleich, zitternd.

„Ach Gott, ach Gott, gleich wird's losgehen, das Volk hat Rache geschworen, und das Volk von Cöln hält Wort! Machen Sie doch die Fenster zu, erlauben Sie, daß ich die Laden schließe. Gleich werden die Steine fliegen und die Fenster klirren."

Mich überkam eine unermeßliche Angst, ich dachte nicht an mich, ich hatte nichts zu fürchten, aber M. war da unten, mitten unter dieser schreienden, brüllenden und pfeifenden Menge.

„Der Herr Doctor ist also auch hingegangen," ruft das Mädchen. „Ach Gott, ach Gott, in jedem Zimmer sind weinende Damen, alle Herren sind auf den Platz gegangen, alle Damen sind in Todesangst um ihre Männer, und unsere Madam, die sonst so muthig ist, die ringt die Hände und weint; denn der Herr ist auf's Rathhaus gegangen." Von der Straße schallte es wie das Brausen des Meeres zu mir herauf, jetzt lache über mich, wenn Du willst, ich fühlte mich vollkommen feig werden, ich zitterte und weinte. Was kümmerte mich in diesem Augenblick Liberalismus und Despotismus, Bürger und Militair, und wer siegt und wer unterliegt! Ich dachte nur, daß M... da unten, und ich nicht bei ihm sei. Wie entsetzlich erschien mir jetzt das Volk, wie furchtbar dies Fluchen und Schreien! Zum ersten Male in meinem Leben fühlte ich, daß es etwas Grausenvolles sein muß um ein in Wuth entbranntes Volk, daß alle Schrecken der Hölle, mit denen uns die Priester bedrohen, klein erscheinen gegen die Greuel eines Volksaufstandes. Das Heulen der Windsbraut, das Brüllen des Löwen, das Brausen und Donnern des Meeres, der Aufruhr aller Elemente, das Entfesseln aller Naturkräfte kann nicht vernichtender, zerstörender, gewaltsamer und schreckenerregender sein, als ein entfesseltes Volk. — Gott sei Dank, diesmal ging Alles ruhig ab, die Massen verliefen sich allmälig, und nach drei langen, entsetzlichen Stunden der Angst, des trostlosen Harrens war ich nicht mehr allein, und durch die wieder ruhig und still gewordenen Straßen gingen wir hinab zur großen Brücke, die über den Rhein nach Deutz hinüberführt. Der Mond zog seine goldenen Strahlen durch das hellglänzende Wasser, die Lichter aus den Häusern spiegelten sich wieder in demselben, plätschernd schlugen murmelnde Wellen an das Ufer, und hier und da, von einzelnen Kähnen herüber tönte fröhlicher Gesang und munteres Jauchzen. Welch ein Contrast zu den stürmischen Scenen, die wir eben erst gesehen und erlebt. Hier nichts als Ruhe und Stille, der ganze Gottesfrieden der Schöpfung, dort nichts als Aufruhr und Lärm; und menschliche Leidenschaft, Unfriede und Streit! Ich blicke hinunter in die rauschenden Wogen und dankte Gott für die Stille und den Frieden, und fühlte mich unaussprechlich glücklich.

Was soll ich Dir weiter erzählen von Cöln? Vom Gürzenich, der mit seiner nüchternen Bauart mich lebhaft an den Römer in Frankfurt erinnerte, von dem fröhlichen Leben der Straßen, von dem Hause in der Sterngasse, wo Rubens geboren ward und Maria von Medicis starb? Es ist ein großes stattliches Gebäude, ganz würdig die Wiege zu sein dieses großen Meisters, der unter den Malern wie ein Fürst und König hervorragt, und das Grab dieser armen Prinzessin, die unter den Fürsten und Königinnen dasteht, ein warnendes Beispiel vergänglicher Größe und leicht erschütterter Erdenmacht!

Im Saale Gürzenich war die Kunstausstellung eröffnet, wir gingen hin, sie zu sehen. Es ist eine kleine, aber ansprechende und interessante Sammlung. Der Catalog umfaßt nur gegen 400 Nummern, aber darunter viel gute Bilder, und nicht jener Wust von Abgeschmacktheit und Schülerhaftem, wie wir ihn bei jeder Ausstellung in Berlin zu unserer Plage sehen müssen. In der That, die diesjährige Kunstausstellung in Berlin umfaßt gegen 1700 Nummern, darunter aber kaum hundert Bilder, die nur der Beachtung werth sind, kaum zwanzig, die man mit Freude und Genuß sehen kann.

Die besten Bilder der kölner Ausstellung sind leider nicht von Deutschen, sondern sie sind aus Belgien und Holland gekommen, darunter eins von Franz Gontaert's aus Brüssel, ein junges Mädchen mit ihrem Papagei, ein wahres Meisterwerk und Behandlung der Farbe und des Colorits.

Von den Bildern deutscher Maler will ich Dir nur zwei näher beschreiben, weil sie mit ihrer Tendenz und ihrem Stoff nicht blos der Kunst, sondern mehr noch der Zeit, und den großen Interessen angehören, welche uns Alle bewegen und unsere Herzen mit Kummer und Theilnahme erfüllen. Es sind dies zwei Bilder von Kleinenbroich in Köln, und der muthige rheinländische Künstler hat es gewagt, dem traurigen Bilde, welches immer drohender und schwermuthsvoller aus dem Nebel der Zukunft emporsteigt, Farbe und Ausdruck zu geben. Denn es ist nicht ein einzelnes Moment, was aus diesen Bildern uns entgegen tritt, es ist nicht die individuelle Thräne, nicht die entnervende Arbeit des Einzelnen, die wir hier sehen auf diesen Bildern, es ist das Bild von Tausenden zugleich, die Thräne ganzer Generationen hängt in der Wimper des Proletariers, der Hunger und die Erschöpfung vieler Tausende unserer Brüder spricht aus den bleichen Zügen dieses Invaliden.

Das erste Bild — Nr. 10 des Catalogs — ist ganz einfach bezeichnet als: „Der Proletarier." Sieh die von der Sonne gebräunten, von Wind und Wetter, von Arbeit und Kummer gestählten Züge dieses Mannes; in jedem Zug seines Angesichtes, in jeder Falte dieser hohen energischen Stirn kannst Du es lesen, daß dieser Mann ein Sohn des Volkes ist; und er ist nicht alt an Jahren; denn das Haar, das in wilden Locken seine braune Stirn umgibt, ist noch schwarz, die Arbeit und Noth hat es noch nicht zu bleichen vermocht, — wie schön würde dieser Mann

sein, wenn er zu jenen glücklichen, auserlesenen Menschen gehörte, denen die Sorge keine Furchen zieht durch die weichen Züge, wenn sein Antlitz nicht jedem Sturme, jeder Hitze und Kälte, jedem Frost und jeder Sonnengluth ausgesetzt wäre; was würde ein Elegant nicht Alles machen können aus diesem schwarzen Bart, der jetzt ungestutzt und unrasirt die gebräunten Wangen umschließt. Ja, was ließe sich nicht auch Imposantes herstellen aus dieser kräftigen, breitschultrigen Gestalt, wenn sie aus den Händen eines maître tailleur hervorgehen könnte! Aber dieser Mann gehört nicht zu den Bevorzugten und Reichen, deshalb ist sein Antlitz von der Zeit gefurcht, seine Haut verwittert und gebräunt, deshalb umschließt eine eng anliegende, hier und da zerrissene und geflickte Wollenjacke seine Gestalt. Aber über das Auge hat weder die Armuth noch die Entbehrung Kraft, das Auge ist dem Armen, wie dem Reichen in gleicher Schönheit, in gleichem Glanz gegeben, das bedarf keiner Kunst der Toilette, keiner Sorgfalt des Kammerdieners, das Auge eines Königs leuchtet nicht strahlender, als das Auge des Bettlers, und wenn die Hand Gottes über das Auge eines Königs fährt, und es mit Nacht bedeckt, so ist er schwach wie ein Kind, trotz seiner Königsmacht, und arm, wie ein Bettler, trotz seiner Schätze. Das Auge ist die Gnade Gottes, welche aus dem Antlitz des Bettlers mit demselben Himmelsglanze leuchtet, als aus dem Angesicht des Reichen und Bevorzugten! — Welch eine Gluth und Energie, welch ein Schmerz und welche Klage leuchtet und flammt aus den tiefdunkeln Augen dieses Proletariers. Eine Thräne hängt in seiner Wimper, und sein aufwärts gerichteter Blick scheint vorwurfsvoll und traurig zugleich den Himmel da droben um Beistand und Hülfe zu flehen. — Er hat gelesen, dieser Mann aus dem Volke, er hält noch das gedruckte Papier in seinen braunen, muskelkräftigen, gewaltigen Händen. Dies Papier ist eine Zeitung, „die cölnische Zeitung,“ und sein Finger begleitet eine Stelle, wo mit großen Buchstaben zu lesen ist: „Neue Gesinde-Ordnung.“ — Fühlst Du nicht in Deinem eigenen Auge die Thräne brennen, welche in der Wimper des Proletariers hängt?

Das zweite Bild — Nr. 346 des Catalogs — heißt: „die Vesperstunde.“ Das ist ganz einfach, nicht wahr, ganz freundlich und harmlos? Du vermuthest irgend eins dieser Genrebilder, in denen die Holländer so groß sind und alle anderen Malerschulen von jeher übertroffen haben, eins dieser Bilder, wie in behaglicher Ruhe, vielleicht umstrahlt vom Sonnenglanz eine glückliche Familie im Grünen lagert und mit heitern Gesichtern und glänzenden Mienen ihr saftiges Vesperbrot genießt! — Aber die Vesperstunde Kleinenbroich's hat nichts zu thun mit dieser Behaglichkeit und diesem Frieden.

Ein öder, landschaftlicher Vorgrund, eine mit Pappeln besetzte Chaussée, ein Haufen kleiner Steine ganz hier vorn in der Mitte. Neben den Steinen siehst Du die hohe, majestätische Gestalt eines Greisen. Wie ein Löwe, ein gefangener, in seiner Kraft gebrochener Löwe, so ist er anzuschauen. Ganz gerade, mit vollem Gesicht schaut er Dir entgegen, mit großen, unendlich traurigen, und dennoch flammenden und energischen Augen, seine Wangen sind bleich und hohl, um seine feinen, zusammengepreßten Lippen steht ein halb schmerzliches, halb verächtliches Lächeln, das graue Haar flattert in dünnen Locken um seine bloße, hohe Stirn, auf der Du viel Muth und Energie, viel Kummer und Sorgen lesen kannst. Es ist Vesperstunde, die Hacke und der Hammer liegen müßig neben dem Steinhaufen, und der Greis hält in seinen dürren, vernarbten Händen sein Vesperbrot, ein mageres Stückchen Schwarzbrot, das ihm sein Kind gebracht, dieses Mädchen mit den blonden Haaren und dem ärmlichen verwaschenen Rocke, das da neben ihm zu seinen Füßen kauert, zu ihm empor schauend, mit sinnenden, zärtlichen Blicken, während ihre Hände halb gedankenlos spielen mit den Orden ihres Vaters. Er war ein Tapferer, er hat sich das eiserne Kreuz verdient, und die goldene Medaille, diese Orden, das ist sein einziges Besitzthum, der einzige Glanz, der seine armselige Existenz durchleuchtet, er findet an ihnen seine Jugend und seinen Heldenmuth, seine glorwürdigen Erinnerungen und sein ruhmvolles Kämpfen wieder! — Jetzt ist er alt, wir haben segensvollen Frieden, und der Krieger ist Steinklopfer geworden. Aber es ist Vesperstunde, der Steinklopfer hat ein wenig Muße, der alte Krieger ist wieder erwacht in ihm, seine Augen glühen, seine hohlen Wangen haben ein wenig wieder die Farbe des Lebens angenommen, und er erzählt seinem lauschenden blonden Töchterchen, die so jung und so schön zu seinen Füßen sitzt, von den Tagen, die gewesen. Von jenen Tagen, wo er nicht Steine klopfte auf der Chaussée, sondern kämpfte für die Freiheit auf dem Felde der Ehre, wo er nicht die Hacke führte, sondern das Schwert, — es waren glorwürdige, erhabene Tage, — sie sind vorüber, er erinnert sich ihrer nur noch in der Vesperstunde, und am Anfang jedes Monates, wenn er hingeht, um von der Kasse der Invaliden sein monatliches Gnadengehalt von Einem Thaler zu empfangen. Aber wenn Du diesen Vater und diese Tochter lange genug betrachtet hast, dann schaue ein wenig weiter hinein in das Bild. Ganz dort drüben im Hintergrund siehst Du die dämmernden Umrisse eines Schlosses, dessen Fenster im Abendgold strahlen, breite, mit Orangen besetzte Terrassen führen empor zu dem hochbelegenen Schlosse. Reich gallonirte, von Gold funkelnde Livreebediente, und höher hinauf Damen im höchsten Hofstaate, Cavaliere und Kammerherren in glänzenden Uniformen erfüllen diese Terrasse, — sie schauen alle neugierig dort nach der Chaussée hin, die sich in der Mitte dieser Landschaft hinzieht. Wirklich, dort drüben wirbelt Staub auf, ein Wagen von acht prachtvollen Rossen gezogen braust heran, die Jokeys, die Kutscher und Bediente tragen die rothe Livrée des englischen Hofes, eine Dame sitzt nachlässig hingelehnt in der offenen, von acht Pferden gezogenen Kalesche, ihr zur Seite reitet ein hoher, erhabener Cavalier in preußischer Militairtracht. Eine Schaar von Dienern und Lakaien folgt, und der ganze Zug biegt in die Straße ein, die zu dem stolzen Schlosse führt. Da droben ist heute ein königliches Fest, und hier unten sitzt der alte Krieger in stolzer königlicher Haltung und ißt sein trockenes Schwarzbrot und erzählt seiner Tochter, die mit seinen Orden spielt, von den glänzenden Tagen, welche gewesen.

L. Mühlbach.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Die berliner Kunstausstellung im Jahre 1846.

II.

Das bedeutendste Genrebild, das man aber kaum in diese Classe stellen kann, ist „das Jagdrecht“ von C. Hübner. Ein ergreifendes Bild. Wer könnte kalt bleiben bei diesem Drama, das sich vor unsern Augen enthüllt, wer hört nicht das Angstgeschrei dieses Sohnes, der seinen verwundeten Vater noch gern in die Hütte bringen möchte, deren Thür er schon aufstößt? Aber es ist vergebens, es ist zu spät! Krampfhaft faßt die Hand den Hals, der die tödtliche Kugel empfangen hat, der nach hinten gesunkene Kopf färbt sich bleicher und bleicher, das Auge starrt, einen Moment noch — schon sinkt der Alte in den Knien zusammen, ... dann wird dem Sohn die Bürde eines Todten zu schwer werden! Er wird sterben, dieser Mann, der vielleicht zeitlebens rechtschaffen war, sterben auf der Schwelle seiner Hütte, erschossen wie ein toller Hund ohne Gericht und Urtheil, weil er ein Schwein tödtete, das ihm seine Saat zerwühlt! Niemand wird nach ihm fragen, Keiner ihn rächen, und der Jäger dort, dessen dampfendes Gewehr uns sagt, daß er den Schuß gethan, der vielleicht jetzt schon die Lobsprüche des neben ihm haltenden Piqueurs erhält, wird eine Belohnung empfangen von seinem Herrn, er wird sie verjubeln, .. er wird eine tolle Nacht zubringen, und dann schlafen, ruhig schlafen. — Hübner ist in diesem Bilde um das Doppelte in Zeit von zwei Jahren vorgeschritten. Er gehört ohne Frage zu den bedeutendsten Malern der Gegenwart und er hat in diesem Bilde die schwere Aufgabe gelöst, einen Genrestoff fast zu historischer Bedeutsamkeit zu erheben. Dabei ist das Bild mit großer Meisterschaft gemalt, und so gehört es denn, wir gestehen es mit einer großen Freude, zu den Bildern ersten Ranges, die zu allen Zeiten gemalt sind. Es darf in seiner Art dem Schönsten an die Seite treten, und die Kunst hat seit langer Zeit wenig hervorgebracht, von welchem man das sagen konnte.

Zwei Bilder, welche ich schon in diesem Blatte — über die Consul Wagner'sche Gallerie — ausführlich besprach, machten viel Aufsehen in der Ausstellung. „Die Testamentseröffnung“ von Hunin in Mecheln und „Bauernkinder, die aus der Schule entlassen werden“, von Waldmüller in Wien. — Ein anderes Bild eines berühmten Malers bot mit dem vorhergehenden einen sehr interessanten Anknüpfungspunkt. „Das Schulexamen aus der Jobsiade“ von Hasenclever. Wie viel anders ist die Auffassung in diesem Bilde! Wie die Innigkeit der Natur in jenem, so tritt hier aus allen Ecken und Enden das Bestreben hervor, den Beschauer durch die Komik zu ergreifen, ihm durch die tollen Streiche dieser Kinder, die sie selbst während des Examens nicht lassen können, ein Lächeln abzugewinnen. Ich will diesem Bilde, das sich bereits eines großen Rufes erfreut, seinen Werth nicht absprechen, es sind Gestalten in ihm, die einen köstlichen Humor ausathmen, z. B. der Bauerjunge vorn mit den Mohrrüben und umgetretenen Stiefeln, aber in dem Ganzen tritt das Suchen nach komischen Motiven zu sehr hervor; das gibt dem Bilde keine Ruhe. An Stellen, wo das Bild zu Concentrirung der Handlung abgeschlossen sein soll und muß, entdeckt unser Auge schnell noch einen Witz, der wie dazwischengeklebt aussieht, und wenn es auch nur ein Bengel ist, der sich auf den Boden geschlichen hat, um durch die schlechtgefügte Decke Stroh oder Heu in die Schulstube zu werfen. — Und dann hat der Künstler den Moment des Lautirens genommen. Alle diese Kinder, mit Ausnahme Derer, welche durch ihre Streiche zu sehr in Anspruch genommen werden, sperren die Mäuler auf, um den Laut ch auszusprechen. Denke man sich nun die nothwendig daraus entstehende Monotonie in der Charakterisirung der vielen Köpfe, im Gegensatz zu der lebendigen Thätigkeit der meisten Gestalten, und man wird schon daraus fühlen, daß in dem Bilde etwas Widerstreitendes ist, das uns nicht zur Ruhe kommen läßt. — Die Schachspieler desselben Malers, die sich auch auf der Ausstellung befanden, sind schon mehr bekannt, dagegen war ein drittes, neues Bild da, das, wie es mir scheint, einen für unsere Zeit sehr glücklichen Gedanken enthält. Da mein Katalog es nicht nennt, will ich es selber taufen. „Die Mondschein-Prinzessin.“ Ein junges Mädchen sitzt in ihrer kleinen Kammer am offenen Fenster. Es ist Nacht; auf einem Tisch, der ihr im Rücken steht, ist eine kleine, brennende Lampe und unter Sachen aller Art sehen wir Mimili von Clauren, Werther's Leiden und ein Medaillon mit dem Bilde eines jungen Mannes liegen, das noch einmal größer an der Wand hängt. Draußen auf der weiten, sich unbestimmt anzeigenden Landschaft liegt ein fahler, duftiger Mondenschein, der das junge Mädchen von vorn beleuchtet und sich in den heißen Thränen spiegelt, die langsam über ihre Wange rollen, während der rothe Schein der flackernden Lampe den nach vorn übergebeugten Nacken mit einem wärmeren Lichte übergießt. — Abgesehen von dem Effect der verschiedenen Beleuchtung, in welchem Hasenclever stets Meister ist, liegt gewiß eine sehr glückliche Persiflage auf tausend junge Mädchen unserer Zeit in diesem Bilde. Freilich erhält der Beschauer erst das richtige Verständniß des Bildes durch die Titel der beiden Bücher, es ist dies eine Erinnerung an die Alten, die anfangs ihren Gestalten Zettel aus dem Munde kommen ließen, auf denen stand, was sie vorstellten, aber warum soll man dem Maler bei einem Zeitbilde, wie dieses ist, das nicht erlauben?

Adolph Menzel, der selten einmal malt — er war seit Jahren mit der Illustrirung der Werke Friedrich des Großen beschäftigt — hat diesmal in der „Störung“ ein sehr schönes Bild geliefert. Das Bild ist sehr prächtig gemalt, die brennenden Kerzen, die reiche Möblirung des Zimmers, kurz alles Beiwerk ist mit einer an wirkliche Genialität streifenden Eigenthümlichkeit ausgeführt. Und sollte man es glauben, daß man in dieser breiten, saftigen Handhabung des Pinsels dennoch nicht den Federzeichner verkennen kann? Ich habe nur frühere Bilder Menzel's gesehen, in denen er ein ganz anderer war, aber ich erkannte ihn auf der Stelle in diesem Bilde. — A. Riedel, der Maler der Sonnenbeleuchtungseffecte, hatte ein „Landmädchen aus der Umgegend Roms“ auf der Ausstellung, das sich wieder durch die eigenthümliche Beleuchtung eine große Masse von Freunden erwarb. — Jacob Becker hat in zwei Bildern ein und denselben Gedanken ausgesprochen. „Hessisches Bauermädchen mit einem Lamm“ — und ein kleines Bauernkind, das sein Frühstück empfangen hat und damit auf den Hof tritt, wo ihm alles Geflügel, Enten, Gänse, Truthähne, selbst ein Spitz entgegenkommt und es dichter und dichter umringt, um mit ihm zu theilen. — In dem hessischen Bauermädchen ist das Lamm, das sie führt, begierig nach den Blumen, die sie in der Hand trägt. Daraus entsteht eine ähnliche Situation, aber gemäßigter, da das Mädchen beinah erwachsen ist. — Ein Maler, der auch einmal plötzlich berühmt wurde, L. Pollack in Rom, hat einige Schilderungen spanischen und italienischen Lebens gegeben, die durch ihre manierirte Farbenpracht zwar die Menge anzogen, den Kenner aber beleidigten. Wenn die Maler so rein wie den Mitteln, die sie besitzen, spielen, muß man sich nicht weiter mit ihnen beschäftigen, als gerade nothwendig ist. — Ueberhaupt müssen Sie es mir nicht übel nehmen, wenn ich diese italienischen Schilderungen, diese ewig wiederkehrenden Florentinerinnen und Albanerinnen, diese ersten Ausbrüche jüngerer Maler, die erst vor Kurzem in Italien angekommen sind, ganz übergehe. Mir ist ein Lootsenbild des düsseldorfer Jordan lieber als zehn solche italienische Genrebilder, und mir gefällt dieser große Bengel, der mit seiner Pfeife im Munde in „Liebe an der Thür und Eifersucht im Fenster“ auf seine Art den Liebenswürdigen spielt, viel besser als ein italienischer Gondolier, der zu den Tönen seiner Mandoline schmachtend singt. „Das schmollende Ehepaar“ ist ein wunderliebliches Bild. Man denke sich ein junges, seit kurzer Zeit verheirathetes Ehepaar, dessen Ruhe durch den ersten Streit gestört ist, man stelle sich vor, wie Beide vor Verlangen nach der Versöhnung sterben, und wie doch Keines zuerst nachgeben will, .. es ist eine so gesunde Beobachtungsgabe in diesem Bilde, wie in allen Werken Jordan's, die außerdem noch auf der Ausstellung waren. — Ein anderer Maler, den ich trotz der Bescheidenheit, die aus allen seinen Werken spricht, zu den ersten Künstlern unserer Zeit zähle, ist F. E. Meyerheim. Sein „Mädchen mit Hunden“, „Kinder, Tauben fütternd“, „Landmädchen“ und „Frau aus dem Harz“ sind Bilder von einer solchen Vollendung, wie sie selten ein Maler erreicht, Bilder, die man dem großen von Horace Vernet geschilderten in dieser Hinsicht würdig an die Seite setzen kann. — Einige Aehnlichkeit mit diesem Künstler hat Pistorius; er bestrebt sich ebenfalls so delicat in der Ausführung seiner Bilder zu sein als Meyerheim, aber ihm geht neben der Innigkeit desselben dessen Feinheit der Farbe ab. Dennoch waren die von ihm ausgestellten Genrebilder zu den besten zu zählen. — Einen Beweis dafür, daß ein mittelmäßiger Maler auch einmal ein gutes Bild malen kann, lieferte L. de Baux. — Die Bilder dieses Künstlers zeichnen sich immer durch eine krankhafte, falsche Farbe aus. Der Zufall will, daß er nach dem Kaiserliede Gaudy's, in welchem ein alter Invalide mit Kohle das Bild des Kaisers an die Wand zeichnet, ein Bild malt. Die blasse bläuliche Farbe, die ihm eigen ist, wird bei diesem alten kranken Invaliden Natur, und einmal so durch den Zufall in die Wahrheit gerathen, vollendet der Maler ein allerliebstes, kleines Bild, wie ihm schwerlich je ein zweites gelingen wird. — Th. Hosemann gab einige kleine Bilder, von denen mir die kleine, wandernde Kapelle am meisten gefiel. Er versteht es seit einiger Zeit, seinen Bildern eine sehr harmonische Stimmung zu geben, und besonders glücklich ist er in der Schilderung der ersten Morgenstunden, deren bläuliche Nebel sich noch nicht ganz gehoben haben. Ein sehr hübsches Bild ist das „Rendezvous“ von T. Hellwig. Ein junges Mädchen im Kostüm aus der Zeit Ludwig XV. sitzt herausgebeugt in einem sogenannten Oeil-de-Boeuf, von wo sie nach der Straße hinabsieht, wo vielleicht der Geliebte steht. Die Abschließung des Bildes durch die Einfassung des kleinen Fensters ist ein sehr glücklicher Gedanke und das dunkle Mauerwerk bietet einen sehr angenehmen Contrast zu den seidenen, sehr schön gemalten Stoffen. — Ein größeres Bild von H. Kretzschmer stellt den Prinzen Albrecht mit seinem Gefolge dar, wie er in der arabischen Wüste einer lagernden Karavane begegnet, deren Häuptlinge ihn bitten, Gastfreundschaft in ihren Zelten anzunehmen. Sie können denken, daß all' diese bekannten Gesichter im Gefolge des Prinzen, in ihrer seltsamen Kleidung, im heißen Sande der Sahara kein geringes Interesse hier in Berlin erregten, und daß das Bild stets eine große Anzahl Neugieriger um sich versammelte. — Noch habe ich ein Künstlerbild von Boser in Düsseldorf zu erwähnen, das uns die Gesichter der bekanntesten düsseldorfer Maler bringt, dann will ich schließen, um Ihnen in meinem dritten und letzten Artikel von der Landschaft zu berichten, und dann noch einmal meine Gesammtmeinung über diese Ausstellung auszusprechen, die die erste und größte in ganz Deutschland ist.

E. v. Snyders.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 132.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 6. Januar 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Fünfter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 131.)

Viertes Kapitel.

Die Wohnung des Muldensterzes.



Der Fiaker machte eine weite Fahrt; während dieser ganzen Zeit redete mich der Muldensterz, ich weiß nicht warum, nicht ein einziges Mal an. Dieses Schweigen, das Schwanken des Wagens, die Wärme in demselben, nachdem ich so lange Zeit von der Kälte gelitten hatte, versenkte mich in eine Betäubung, die sich fast bis auf meine Denkkraft ausdehnte. Dieses unheilvolle Schicksal, das mich zum zweiten Male mit dem Muldensterz in Verbindung brachte, kam mir vor wie ein böser Traum, und das Rasseln des Wagens versetzte mich wieder in die Wirklichkeit.

Mein Genosse schüttelte mich ein paar Mal und half mir dann beim Aussteigen; meine Wunden und Beulen verursachten mir die heftigsten Schmerzen; ich wußte nicht, in welchem Stadtviertel wir uns befanden; von dem Spitzbuben geleitet, auf dessen Arm ich mich stützen mußte, ging ich zuerst durch eine Art von langem Hof und Gang, an dessen Seite Häuser standen, dann verfolgten wir die Windungen eines engen Gäßchens und kamen endlich vor einem andern Gebäude an, dessen Thür mein Genosse mit einem Hauptschlüssel öffnete; jetzt befanden wir uns in vollkommener Finsterniß.

„Gib mir die Hand, laß Dich führen und folge mir," sagte der Muldensterz zu mir.

Ich kann das Gefühl von Ekel und Abscheu, das mich ergriff, als ich die Hand dieses Elenden in der meinigen fühlte, nicht beschreiben. Eine kindische Einbildung, die ohne Zweifel durch die Angegriffenheit meines Gehirnes hervorgerufen wurde, ließ mich in dieser Berührung unserer Hände eine Art von Vertrag zwischen mir und dem Muldensterz erblicken. Er stand am obern Ende einer ziemlich steilen Treppe still und öffnete eine Thür, die er dann hinter uns abschloß; mittels eines chemischen Zündhölzchen zündete er ein Licht an, welches ein ziemlich grosses Zimmer erhellte, das wir, nachdem wir einen engen Corridor überschritten, erreicht hatten. Das Zimmer war dermaßen mit Gegenständen aller Art vollgestopft, daß kaum für ein Bett und etliches Geräth Raum blieb. Mehr als die Hälfte des Fensters, vor welchem sich die sorgfältig geschlossenen gelblichen Vorhänge kreuzten, war der Höhe nach mit einer Menge von Paqueten zugesetzt.

„Da ist ein Bett, schlaf aus, morgen früh wollen wir zusammen schwatzen, und wenn es nothwendig ist, so lassen wir einen Arzt kommen," sagte der Muldensterz zu mir. „Du wirst sehen, daß ich nicht so eingeteufelt bin, wie ich aussehe."

Und damit zog er eine der Matratzen aus dem Bette, legte sie auf den Boden, nahm zum Kopfkissen eines der zahlreichen Pakete, mit denen die Stube angefüllt war, blies das Licht aus und legte sich schlafen.

Moralisch und physisch gänzlich erschöpft und fast unfähig, irgend einen Gedanken festzuhalten, empfand ich einen Augenblick unaussprechlichen Wohlbehagens, als ich mich in das Bette legte, wo ich auch bald einschlief; denn die vorige Nacht hatte ich auf freiem Felde und in einer peinlichen Schlaflosigkeit zugebracht./

Als ich erwachte, war es Tag, aber die dichten, verschlossenen Vorhänge unterhielten in dem Zimmer ein Halbdunkel. Ich hörte das „Ziehen" eines Ofens, dessen Kohlengluth von dem gerötheten Fußboden wiederglänzte; ich bemerkte neben meinem Bette ein Stück Brot und eine Tasse Milch. Verwundert über diese Vorsorge meines Wirthes sah ich mich nach allen Seiten um: ich war allein.

Noch mehr erschreckt über diese Einsamkeit, als über die Gegenwart des Muldensterzes, wollte ich mich ankleiden und suchte meine elenden Kleidungsstücke, die bei der Rauferei von gestern Abend ganz in Stücken zerrissen waren; sie waren verschwunden; an ihrer Stelle sah ich am Fußende des Bettes eine Hose, eine Weste, einen tuchenen Oberrock, ganz neu, und ein Paar vortreffliche Stiefel. Dieser Austausch, der doch entschieden zu meinem Vortheil war, setzte mich gleichwol in Verzweiflung; denn in der Tasche meiner Weste hatte ich bis dahin das Taschenbuch, das aus dem Grabe von Regina's Mutter geraubt worden, sorgfältig bewahrt. Doch bald entdeckte ich das Taschenbuch in meiner Nähe auf einem Tische, wenn auch offen — ich ergriff es eben so hastig wie bekümmert — glücklicherweise fand ich Alles darin wieder, was drin sein mußte; ich wußte die Anzahl der Briefe auswendig. Sie waren alle da, so wie auch das Kreuz und das Pergamentblatt, auf dem eine Königskrone, von symbolischen Zeichen eingeschlossen, zu sehen war.

Bald aber überfiel mich eine neue Furcht. Dieses Taschenbuch, das ich so zu sagen, aus des Muldensterzes eigenen Händen vor acht Jahren geraubt, als ich ihm einen Schlag versetzt hatte, in dem Augenblick, da er das Grab von Regina's Mutter geschändet, hatte der Spitzbude es wieder erkannt? Hatte er einen Argwohn, wie dieser Gegenstand in meine Hände gekommen? Wollte er sich in diesem Falle an mir rächen?

Meine Lage ward verwickelt. Ich wagte nicht zu rufen, ich fühlte einen unüberwindlichen Widerwillen, die Kleider, die ich vor meinem Bette fand, anzulegen; sie waren gewiß gestohlen — und doch, was sollte ich machen? Der bloße Gedanke, in diesem Hause zu bleiben, erschreckte mich. Ich versuchte meine Lumpen wieder zu finden, vergebens suchte ich sie unter den Gegenständen, mit denen das Zimmer angehäuft war. Ich sah da eine Vereinigung der verschiedensten Gegenstände: seidene Vorhänge, Pendeluhren, Fußzeug, Stücke von Kleiderstoffen, ganz neue Kleider, Damenshawls, alte Waffen, Dutzende von seidenen Strümpfen in Päckchen, sorgfältig versiegelte Flaschen Wein oder Liqueur, kleine Statuen von Elfenbein oder Bronze, die mir von künstlicher Arbeit zu sein schienen, Leinenzeug von aller Art, und ich weiß nicht wie viele kleine Cigarrenkisten, die mit Etiquetten in spanischer Sprache versehen waren, Alles auf's Gerathewohl übereinander geschichtet. Dieser rasche Ueberblick vermehrte mein Schaudern; diese Gegenstände mußten das Ergebniß vielfältiger Diebstähle sein, bei denen der Muldensterz den Mitschuldigen oder den Hehler machte; ich wollte um jeden Preis aus dem Hause entfliehen, auch auf die Gefahr hin, daß ich die fremden Kleider anziehen müßte. Unglücklicherweise war die Thür stark und doppelt verschlossen.

Bald darauf hörte ich die äußere Thür des Ganges öffnen; schwere Schritte näherten sich, man klopfte auf eine eigenthümliche Weise an die Thür.

Ich blieb stumm und unbeweglich.

Man klopfte auf's neue und auf dieselbe Art, alsdann hörte ich, nach einigen Minuten, unter dem Fußgesimse der Thür ein leises Rauschen, und es ward von außen her mittels einer langen und scharfen Messerklinge ein Stück Papier hereingeschoben; hierauf entfernten sich die Schritte, und die Thür des Ganges schloß sich wieder.

Ich warf die Augen auf das Papier, welches unter der Thür durchgesteckt worden war; es war zusammengefaltet, ich nahm es auf, öffnete es und las darauf nur folgende Worte in Bleistiftschrift.

„Morgen um ein Uhr Morgens — wartet man — neben an."

Nach kurzem Zaudern legte ich das Papier wieder auf die Schwelle; es war ohne Zweifel von irgend einem verbrecherischen Stelldichein die Rede.

Dieser neue Zwischenfall verdoppelte mein Verlangen noch, aus dieser Wohnung zu entfliehen. Um für jeden Fall bereit zu sein, zog ich, trotz meines Widerwillens, die Kleider an, die mir nicht gehörten; dann öffnete ich die Fenster, indem ich die Gegenstände, die es verbauten, zur Seite schaffte. Es ging auf einen Hof hinaus und lag wenigstens fünfundzwanzig bis dreißig Fuß über dem Boden. Es war also auf dieser Seite zu dieser Stunde die Flucht nicht möglich.

Nachdem ich mich einige Augenblicke bedacht, blieb ich bei einem gewaltsamen Entschlusse stehen; sobald der Muldensterz die Thür öffnete, wollte ich mich auf ihn stürzen, und trotz der heftigen Schmerzen, die ich noch in Folge der gestrigen Rauferei fühlte, setzte ich hinlängliches Vertrauen in meine Entschlossenheit und Behendigkeit, um im Guten oder Bösen aus diesem Zimmer loszukommen.

In diesem Augenblicke hallten Schritte auf dem Gange wieder, ich waffnete mich mit Muth, bereit hervorzustürzen, sobald der Muldensterz die Thür öffnen würde, aber wie war ich betreten, als ich eine Stimme, eine Melodie und Textworte vernahm, die mir nur allzubekannt waren.

Die Stimme war die La Levrasse's.

Er summte die Worte seiner „Schönen Bourbonerin," eines Liedes, für das der Seiltänzer eine besondere Vorliebe hatte.

Und indem er sang, klopfte er an die Thür, ganz wie der vorige Besuch angeklopft hatte, ehe er das Briefchen, von dem ich schon gesprochen habe, unter der Thür durchschob.

Da La Levrasse keine Antwort bekam, hielt er einen Augenblick mit Singen an und klopfte noch einmal an, dann noch einmal mit Ungeduld, alsdann entfernte sich mein alter Herr, jetzt wahrscheinlich überzeugt, daß der Muldensterz nicht da sei, indem er seinen Lieblingsrefrain wiederholte.

Dieses unerwartete Zusammentreffen machte mich ganz verdutzt; aber ich wunderte mich auf keine Weise über die Beziehungen, die zwischen La Levrasse und dem Muldensterz obwalten mochten, waren sie doch dazu gemacht, sich mit einander zu verstehen. Die Abneigung, die mir der Quäler meiner Jugend, der also dem Brande des Wagens, welchen Bamboche angelegt hatte, entronnen sein mußte, einflößte, war mir ein neuer Grund, diesen Ort zu verlassen, ich mußte jeden Augenblick ein Einbrechen der Polizei erwarten, und in diesem Falle mußte ich, trotz alles Einspruchs, den ich etwa erheben konnte, auch in den Augen des Vorurtheilslosen als Mitschuldiger des Muldensterzes gelten und als Dieb in's Gefängniß geworfen werden, ohne späterhin jemals meine Unschuld beweisen zu können. Dieses Schicksal erschien mir in einer ganz anderen Furchtbarkeit, als wegen Obdachlosigkeit festgenommen zu werden.

Immer fester entschlossen, mir den Ausgang mit Gewalt zu erkämpfen, ergriff ich für alle Fälle unter den alten Waffen eine Art von damascirter Eisenmasse, nicht sowol um den Muldensterz damit niederzuschlagen, als um ihn, falls er mir drohte, oder mir Widerstand leistete, einzuschüchtern.

Ich war noch über den Waffenhaufen gebückt, den ich wild durcheinandergeworfen hatte, um daraus das für mich Passende zu wählen, als sich eine Hand auf meine Schulter legte, ich fuhr so heftig zusammen — denn da ich beinahe gerade nach der Thür gewendet war, konnte ich gewiß sein, daß sie nicht aufgangen war — daß mir, als ich mich umkehrte, die Waffe aus der Hand fiel.

Ich sah den Muldensterz hinter mir stehen. Er war nicht durch die Thür, die auf den Gang hinausging, sondern durch eine Tapetenthür in einer Scheidewand hereingekommen, von der ich nichts ahnte; die Wohnung des Spitzbuben hatte zwei Ausgänge. So ward mein Anschlag, wenn die Thür halb geöffnet wäre, mit Gewalt zu entwischen, zu nichte.

„Schön!" sagte der Muldensterz, indem er auf meine Kleidung anspielte, „Du bist ja angethan wie ein König."

Nach kurzem Schweigen antwortete ich:

„Ihr wollt mir die Kleider nicht wieder geben, die ich früher trug?"

„Du beklagst Dich wol über den Tausch?"

„Ja; denn diese Kleider sind jedenfalls gestohlen, so wie alle die Gegenstände hier im Zimmer."

„Hast Du gefrühstückt?" sagte der Spitzbube, indem er auf den Stuhl hinsah. „Nein? komm, iß ein Stück, wir haben zu reden. Ich habe Dir Feuer angemacht, ich habe Dein Frühstück vor's Bette gestellt, Bamboche hätte Dir kein besserer Wirth sein können."

„Zum letzten Mal, ich fordere meine Kleider, und daß Ihr mich von hier fortlaßt, im Guten."

Statt mir zu antworten, bückte sich der Muldensterz, nahm das Briefchen auf, las es, zerriß es und sagte zu mir:

„Das wußte ich schon. Ich habe den Kameraden getroffen, als er von hier kam. Hast Du das Briefchen gelesen?"

„Ich sag' Euch, daß ich meine Kleider haben will, und daß ich fort will."

„Beruhige Dich und höre mich an. Wenn Du Dich gut beträgst, so mach' ich Dir folgenden Vorschlag. Ich miethe Dich in ein paar hübsch möblirten Zimmerchen ein, gut gekleidet bist Du schon, ich werde Dich vollständig herausstaffiren. Ein Garkoch wird Dir alle Tage Dein Essen bringen lassen, für die erste Zeit sollst Du kein baares Geld in der Tasche haben. Späterhin, wenn Du Dich gut aufführst, sollst Du dergleichen haben, das verspreche ich Dir."

„Und für diese Wohlthaten," sagte ich zum Muldensterz mit bitterm Lächeln, „verlangt Ihr von mir — was?"

„Drei oder vier Stunden täglich von Deiner Zeit, mehr nicht, die übrige Zeit kannst Du herumlaufen und thun, was Du willst."

„Und diese vier Stunden, was soll ich in ihnen thun?"

„Ich habe Dir gesagt, ich brauchte einen Gehülfen. Du sollst mein Gehülfe sein."

„Euer Gehülfe?"

„Höre, laß uns aufrichtig gegen einander sein. Seit acht Tagen gehe ich an den Landungsplatz und sonst, um einen Jemand zu finden, der mir ansteht, es glückt mir nicht, lauter Gesichter, die durch ihre bloße Miene die Leithunde der Polizei auf die Fährte locken würden, und dazu Manieren!! — Du hingegen kommst aus der Provinz, Dich kennt man nicht, Du hast ein ehrliches Gesicht, im Nothfall bist Du entschlossen und schlägst wacker zu, Du bist mir wie auf den Leib gemacht — wozu? horch: Ich bin, wie Du siehst, mit Waaren überhäuft, ich habe meine Ursachen, sie nicht selbst zu verkaufen, nicht aus Stolz, auf Ehre! ich möchte also, das Eine verkaufen, das Andere auf's Leihhaus schaffen, noch Anderes umtauschen, u. s. w., aber um solchen Verkehr zu treiben, ohne allzuviel Argwohn zu erwecken, muß man eine feste Wohnung haben, in seinem Stadtviertel bekannt sein, ein Bischen von seinen Einkünften leben, und darum will ich Dich gut einmiethen, gut ankleiden, Dich gut leben lassen, später sollst Du dann Deine Verhaltungsregeln wegen des Verkaufes haben, was Du hier siehst, ist nichts, ich habe andere Magazine — und —"

„So? Ihr wollt mich gebrauchen, um den Ertrag Eurer Diebereien zu verkaufen?"

„Meine Waaren, junger Mann, meine Waaren; das soll Dein Anfang sein."

„Soll ich denn auch noch andere Geschäfte besorgen?"

„Später sollst Du in gewisse gute Häuser gehen, die ich Dir angeben werde, um Proben von eingeschwärzten Cigarren anzubieten, und unter diesem Vorwand —"

„Unter diesem Vorwand?"

„Ha ha, wie der anbeißt, und zuerst spielte er den Ekelen — nun, unter diesem Vorwand sollst Du mir allerlei kleine Dienste erweisen — ich werde Dir schon sagen, was für welche."

„Weiter verlangt Ihr nichts von mir?"

„Für den Augenblick nicht. Was die Erfüllung der Anerbietungen und Versprechungen anbetrifft, die ich Dir mache, so mag das Vertrauen, mit dem ich Dich beehre, Dir zeigen, daß es mein Ernst ist."

„Nun hört mich auch an. Ich kenne Euch, Ihr seid ein Schurke, Ihr habt früher Bamboche in's Verderben gestürzt, und unter den zahlreichen, bis jetzt wahrscheinlich straflos gebliebenen Verbrechen, die Ihr begangen, ist ein greuliges, Ihr habt ein Grab beraubt."

„Das Taschenbuch ist also — mir schwante so etwas," rief der Spitzbube mit gezwungenem, bitterm Lächeln, „kennst Du vielleicht Den, der mich um den Profit gebracht hat?"

„Ich bin es."

„Du!"

„Ja, ich. Ich war damals noch ein Knabe. Ich sage Euch das, damit Ihr wißt, daß ich mich vor Euch nicht fürchte; denn wenn ich Euch als Knabe beinahe mit einer Schaufel das Hirn eingeschlagen habe, so werde ich es Euch als Mann doch wol allenfalls mit dieser eisernen Waffe ganz einschlagen können, versteht Ihr?"

„Du warst das!" murmelte der Spitzbube, „warte, davon reden wir gelegentlich noch ein Mal zusammen."

„Sobald Ihr wünscht. Einstweilen laß ich mich hier nicht mehr mit Gewalt festhalten. Was Eure Anerbietungen anbetrifft, so will ich lieber Hungers sterben, als von ihnen Gebrauch machen."

„Du siehst wol ein, mein Junge, daß ich Dich nicht in mein Magazin mitgenommen haben werde, ohne meine Maßregeln zu treffen. Gegenwärtig bist Du ebenso compromittirt wie ich: die Kleider, die Du nahmst, sind gestohlen, Du bist freiwillig hierhergekommen, hast hier geschlafen, Du hast heut Morgen mit mir gefrühstückt, ebenfalls freiwillig — das Alles kann ich beweisen. Mich angeben, heißt also, Dich selbst angeben. Wenn Du an den Hafen gehen willst, um Dir Brot zu verdienen, so ist auch dafür gesorgt, ich habe Dich als Polizeispion angegeben, die Leute haben ihre Ursachen, mir Glauben zu schenken, und wenn Du Dich wieder sehen ließest, würdest Du für diesmal ganz todtgeschlagen. Und verlasse Dich auch nicht etwa darauf, die Wache zu rufen: Du würdest selbst als Herumstreicher festgenommen und in's Gefängniß gesetzt, und nach zwei Stunden würde man wissen, das sage ich Dir, daß die Kleider, die Du am Leibe hast, gestohlen sind."

Und nach kurzem Schweigen antwortete der Muldensterz:

„Was hast Du dagegen vorzubringen?"

„Ihr seid ein infamer Schurke," rief ich aus.

Der Spitzbube zuckte die Achseln.

„Ein infamer Schurke," versetzte er, „ein infamer Schurke. Das müssen wir ein Bischen genauer zergliedern. Gestern morgen warst Du vor Hunger dem Tode nahe — ich habe Dir Brot gegeben — gestern Abend warst Du vor Kälte dem Tode nahe — ich habe Dir ein Obdach verschafft — Du warst mit Lumpen bedeckt — ich habe Dich von Kopf bis zu Fuß in warme, nagelneue Kleider gesteckt. Zeige

mir doch die ehrlichen Leute, die das für Dich gethan hätten."

„Aber zu welchem Zwecke seid Ihr mir so beigesprungen! Um mich zum Bösen zu verleiten!"

„Nun!" — antwortete der Spitzbube — „freilich! — das ist wol klar! Aber ich möchte doch wissen, ob die ehrlichen Leute eben so viel für Dich thäten, um Dich zum Guten zu führen?"

Dieser Vergleich, wenn auch in gewisser Beziehung hinkend, machte mich verstummen; ich wußte nicht sogleich etwas zu antworten; denn ich muß es zu meiner Schande und mit schwerem Herzen gestehen, ich vergaß einen Augenblick, daß Claudius Gérard, so arm er selbst war, mich bei sich aufgenommen hatte, um einen ehrlichen Menschen aus mir zu machen. Aber ich wiederhole es, ich ward von der Paradoxie des Muldensterzes zuerst um so mehr aus der Fassung gebracht, als mir mein Versuch bei dem Beamten, der für mich gleichsam das Gesetz und die Gesellschaft vertrat, sogleich einfiel. Was hatte am Ende dieser Beamte auf meine Bitte um Arbeit geantwortet? In welcher Weise hatte er meine Entschließungen, auf dem Wege des Guten zu bleiben, bestärkt? Welchen Ausweg aus meiner verzweifelten Lage hatte er mir eröffnet?

Ich mußte es wol anerkennen, der Spitzbube war mir zu Hülfe gekommen — er und kein Anderer! er hatte mich bei sich aufgenommen, er eröffnete mir, als Lehrer des Bösen, eine Aussicht auf ein müssiges Wohlleben. Freilich setzte ich mich, wenn ich es annahm, der Gefahr aus, in's Gefängniß wandern zu müssen, aber führten mich nicht Elend und Ehrlichkeit ebenso unabweislich in's Gefängniß, wie mir der Beamte selbst gesagt hatte, daß ich nämlich, wenn ich ohne Obdach, Geld und Arbeit wäre, über kurz oder lang als Herumstreicher festgenommen und in's Gefängniß gesetzt werden würde?

Gefängniß für Gefängniß — ist's nicht eben so gut, diese Unglücksstunde in Wohlleben, als unter den Qualen des Elends zu erwarten? dachte ich, indem ich mit tiefer Bitterkeit, die bereits durch einen gewissen Durst nach Rache geschärft wurde, über mein eigenes Schicksal spottete. Bamboche hatte wol Recht, mir die Logik des Muldensterzes zu rühmen — die Erfahrung zeigte mir, daß mein Jugendfreund Recht hatte, ich war ein albernes Kind, dieser Spitzbube ist im Besitz der wahren Lebensweisheit. Freilich, man muß die Schmach, die Seelenbefleckung abrechnen, allein bin ich einmal zwischen befleckte und entehrte Gefangene versetzt, was für einen Unterschied wird man dann zwischen mir und ihnen machen?

Der Muldensterz beobachtete mich stillschweigend; er glaubte zu errathen, daß seine cynischen Rathschläge und seine Lehre meinen Entschluß zu erschüttern begännen; und indem er, wie es schien, durch ein zu starres Bestehen den Vortheil, den er über mich erlangt zu haben glaubte, auf's Spiel zu setzen fürchtete, sagte er zu mir:

„Höre, mein Junge — am Ende fährt man schlecht bei Dem, was man mit Gewalt thut, ich will Dir das Messer nicht an die Kehle setzen, noch aus Deiner Lage Vortheil ziehen. Du bist gut gekleidet — das Frühstück von Brot und Milch wird auf den heutigen Tag für Dich ausreichen — geh — suche Dein Leben auf ehrliche Weise zu fristen, wie Du sagst. Es gibt so viel tugendhafte Leute," setzte er in einem höhnischen Tone hinzu, „daß es Dir nicht daran fehlen kann, Jemanden zu finden, der Dir gleich Brot gibt, um Dich zu verhindern, Dich zum Bösen zu wenden, wie sie das nennen — Du brauchst nur zu reden, gewiß. Solltest Du jedoch — ganz unwahrscheinlicher Weise — von allen ehrlichen Leuten aufgenommen werden, wie man einen ausgehungerten Hund in einer guten Küche aufnimmt, nun, so nimmst Du morgen die kleine Gehülfenstelle an, die ich Dir anbiete — nicht wahr?"

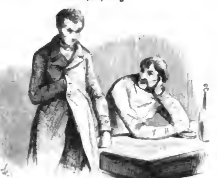
Ich blieb finster, schweigend stehen — der Spitzbube fuhr fort:

„Natürlich setze ich so viel Vertrauen in Dich, daß ich Dich nicht für fähig halte, die Kleider, die Du am Leibe trägst, zu verkaufen, um weniger gute zu kaufen und von dem Ueberschuß zu leben, und um Dir jetzt zu beweisen, daß es bei mir heißt gesagt, gethan," setzte der Muldensterz hinzu — „geh — Du bist frei."

Und damit machte er die Stubenthür weit auf.

Fünftes Kapitel.

Versuchungen.



Da ich die Thür offen sah, war meine erste Bewegung, hinauszustürzen; der Muldensterz widersetzte sich meinem Fortgehen nicht, nur als ich im Begriff war, aus dem Gange zu treten, sagte er zu mir:

„Junge, ein Wort, zu Deinem Besten." —

Ich wandte mich um.

Der Muldensterz schrieb Etwas auf ein Stück Papier.

„Nimm," sagte er, „es ist meine Adresse; denn Du weißt nicht, in welchem Stadtviertel wir sind, und wenn Du heut Abend nach Hause kommst, mußt Du nach dem Wege fragen können; wenn ich früher zu Hause bin, so klopfst Du an und nennst Deinen Namen, kommst Du früher, so erwarte mich auf dem Gange. Wie, Du gehst ohne Frühstück?"

„Das Brot kann mein Abendessen sein, wenn ich zurückkehre."

„Du zierst Dich, bei einem Freunde? — Wie Du willst. Nun — viel Glück auf Deiner Jagd nach guten Menschen, die Mitleiden mit Dir haben." —

Ich entfernte mich; der Spitzbube rief mich zurück:

„Hör' doch —"

„Was?"

„Wenn Du welche antriffst, ich meine gute Leute, so bring doch einen mit, ich möchte ihn in Spiritus setzen lassen."

Ich zuckte die Achseln und stieg rasch die Treppe hinunter.

Sobald ich einmal im Freien und außerhalb der Wohnung des Spitzbuben war, kam es mir vor, als wäre ich aus einem Traume erwacht; ich legte mir die Frage vor, wie es möglich gewesen sei, daß ich mich von den einfältigen und niedrigen Reden des Elenden hatte einschüchtern lassen können; ich machte mir bittere Vorwürfe, daß ich einen Augenblick alles Das, was ich dem Claudius Gérard verdankte, hatte vergessen können. War diese Thatsache nicht hinreichend, mir die falschen Anschuldigungen des Spitzbuben gegen die ehrlichen Leute zu widerlegen?

Da ich mich anständig gekleidet sah — indem ich freilich dem Gedanken an den Ursprung dieser Kleidungsstücke auszuweichen suchte — fühlte ich mich weniger gehemmt. Ich faßte wieder Hoffnung, die Zukunft erschien mir in weniger finsterer Gestalt; es kam mir vor, als wenn meine Berufung auf das gute Herz bei irgend Jemand besser aufgenommen werden würde, wenn es mir jetzt möglich geworden wäre, gewisse Versuche zu machen, an die ich vorher nicht hatte denken können; denn oft flößt der Anblick eines mit Lumpen bedeckten Menschen einen unüberwindlichen Argwohn oder Ekel ein.

Daher dachte ich daran, mich der Witwe des Herrn von Saint-Etienne, meines verstorbenen Gönners, vorzustellen, während mich, da ich wie ein Bettler gekleidet war, die Scham zurückgehalten hatte, oder ich vielmehr nicht über das Vorzimmer hinaus gekommen sein würde.

Die Frau von St.-Etienne mußte sich jetzt von dem plötzlichen Schlage, der sie getroffen, ein wenig erholt haben; ich hoffte, sie würde mir um des Gedächtnisses ihres Gemahls willen zu Hülfe kommen. Ich schlug also den Weg nach der Straße Mont-Blanc ein.

Der Thürhüter erkannte mich vollkommen, aber ach — ein neues Unglück. Madame von St.-Etienne war den Tag nach dem Tode ihres Mannes auf ihr Landgut gereist, das mehr als 200 Meilen von Paris lag. Dieser Dame zu schreiben, ihre Antwort abzuwarten, das erforderte wenigstens fünf bis sechs Tage, — und in meiner Lage galten sechs Tage einem Jahrhundert gleich.

„Hört," sagte ich zu dem Thürhüter, der mich aufrichtig zu beklagen schien, „dieses Viertel wird von sehr reichen Leuten bewohnt, unter ihnen sind gewiß edelmüthige, mildthätige Menschen, solltet Ihr nicht die Namen derselben zu nennen wissen? Es ist unmöglich, daß sie nicht Mitleid mit mir haben sollten, wenn ich ihnen meine Lage freimüthig darlege, und was ich zu erdulden gehabt, seit ich in Paris bin."

Der Thürhüter schüttelte den Kopf und antwortete mir:

„Es gibt wol sehr reiche Leute in diesem Viertel — aber, es ist nicht leicht, bis zu ihnen durchzudringen, armer Junge, und auch dann noch — ja — das Einzige, was ich für Euch thun kann, ist, Euch die Wohnung des Herrn du Tartre, des berühmten Banquiers, anzugeben. Man sagt, er thue viel Gutes. Wagt es darauf."

Ich ging zum Banquier.

„Wen wünschen Sie zu sprechen?" sagte der Thürhüter zu mir.

„Den Herrn Banquier du Tartre."

„Gehen Sie zur Kasse hinauf, die Treppe rechts, im Zwischengeschoß."

In meinen Lumpen wäre ich gleich an der Thür angehalten worden; meine leidliche Kleidung flößte keinen Argwohn ein; ich stieg die Treppe hinauf und kam in ein Vorzimmer, wo zwei Handlungsdiener anwesend waren.

„Herr du Tartre —" sagte ich zu dem Einen von ihnen.

„Wenn der Herr mit dem Kassirer zu sprechen hat, will ich Sie zu ihm führen."

Ich ward in das Kabinet des Kassirers geführt; im Hintergrunde dieses Raumes, in einer halbgeöffneten eisernen Kiste, sah ich ganze Schätze aufgehäuft; der Anblick dieser Reichthümer machte mir nicht Lust zu ihrem Besitze, er erregte mir vielmehr Ekel.

„Ich wünsche Herrn du Tartre selbst zu sprechen," sprach ich zum Kassirer.

„In Geschäften?"

„Nein —" sagte ich zögernd und bis zur Stirn erröthend, „in Geschäften ist's nicht."

„Sind Sie Herrn du Tartre bekannt?" fragte mich der Kassirer, indem er mich mit einer Art von Mistrauen anzusehen anfing, das meine Verlegenheit vermehrte.

„Nein, Herr," antwortete ich, „aber ich möchte ihm vorgestellt werden, ihn sprechen —"

„Er ist nicht zugegen," — antwortete mir der Kassirer mit mehr und mehr argwöhnischer Miene — seine lange Erfahrung ließ ihn ohne Zweifel meine Bitte ahnen — „schreiben Sie gefälligst an Herrn du Tartre, oder sagen Sie mir, was Sie zu ihm führt."

„Was mich zu ihm führt, Herr —" antwortete ich, indem ich meine Furcht und Scham überwand, „ist der Ruf großmüthiger Freigebigkeit, in dem er steht, und ich komme —"

Der Kassirer ließ mich nicht zu Ende reden; gewöhnt, wie es schien, an solche Anforderungen, antwortete er mir mit höflicher Kälte:

„Gewiß wird die Freigebigkeit des Herrn du Tartre mit Recht gerühmt, aber er übt sie nach Grundsätzen aus, von denen er niemals abgeht; lassen Sie mir gefälligst Ihren Namen und Ihre Adresse zurück, und dazu den Namen und die Adresse von wenigstens zwei bekannten und ehrenwerthen Personen, welche im Stande sind, Nachweisungen über Sie zu geben; haben Sie endlich die Gewogenheit, genau anzugeben, welche Art von Hülfeleistung Sie von Herrn du Tartre zu erlangen wünschen, und bemühen Sie sich nach drei Tagen wieder her."

„Haben Sie die Güte, mich anzuhören," rief ich aus, „mein Fall ist dringend, ich habe kein —"

„Verzeihen Sie, Herr, meine Augenblicke sind gezählt," unterbrach mich der Kassirer, „gehen Sie in das anstoßende Zimmer. Die Diener werden Ihnen geben, was Sie brauchen, um die Nachweisungen aufzuschreiben, die ich von Ihnen wünsche."

Und da ich darauf bestand, angehört zu werden, stand der Kassirer auf, klingelte, führte mich sehr höflich an die Thür und sagte zu einem der Diener:

„Geben Sie dem Herren, was er braucht, um zu schreiben."

„Ich danke Ihnen, ich werde — zu Hause schreiben — ich werde meinen Brief herschicken," sagte ich

traurig zu dem Diener und ging fort, mit dem Tod im Herzen.

Ich habe seitdem erfahren, daß Herr du Tartre viel Gutes thue, aber ohne jemals von den Regeln abzuweichen, die er sich in Bezug auf seine Wohlthaten vorgeschrieben. Trotz meiner grausamen Enttäuschung mußte ich doch zugeben, daß, da Paris beständig durch eine Masse von Abenteuerern oder kecken Tagedieben ausgebeutet wird, die Vorsichtsmaßregeln des Banquiers durch die Vernunft und den lobenswerthen Wunsch, seine Gaben nur dem Würdigen zukommen zu lassen, vorgeschrieben sein mochten — was nun mich betraf — was für eine Adresse sollte ich angeben? Die des Muldensterzes etwa? Und an wen sollte ich mich wenden, um sich für mich zu verbürgen?

Ich verzweifelte noch nicht; man muß sich in einer der meinigen ähnlichen Lage befunden haben, um sich vorstellen zu können, welchen hartnäckigen Täuschungen man sich in ihr bis zu dem Augenblicke überläßt, wo sie vor der Wirklichkeit in Nichts zergehen; und so begab ich mich jetzt, nachdem ich aus dem Hause des Banquiers herausgetreten, da es sehr schönes Wetter war, an die Tuillerien, und zwar in folgender Absicht.

Ich begreife wohl, hatte ich zu mir selbst gesagt, daß Herr du Tartre seine Wohlthaten nur an zuverlässige und ehrenwerthe Leute ertheilen will, und daß er daher, ehe er sie bewilligt, eine Weile zögert, um Erkundigungen einzuziehen; er nimmt nur vielleicht nicht hinreichend Rücksicht auf dringende und verzweifelte Fälle, wie der meinige, und hätte ich bis zu ihm durchdringen können, so würde ihn gewiß die Aufrichtigkeit meines Tones gerührt haben. Ich habe ihn nicht sprechen können — wolan, ich will versuchen, zu Andern zu sprechen, ich werde mich auf einen öffentlichen Spaziergang begeben, der gemeiniglich von reichen Leuten besucht wird, ich werde mir Jemanden merken, dessen Gesicht mir Zutrauen einflößt, ich werde ihn um eine kurze Unterredung in einer Seitenallee ersuchen — gewiß wird man mich nicht zurückstoßen.

Ich wollte auf diese Weise bei den reichen Leuten versuchen, was ich bei den armen Hafenarbeitern vergebens versucht hatte.

Als ich bei den Tuillerien angekommen war, nahm ich meinen Stand in der Lindenallee, welche an der Straße Rivoli hingeht. Bald sah ich aus einem schönen Wagen einen noch jungen Mann von sanftem und ein wenig melancholischem Gesichtsausdruck aussteigen. Er fing an, langsam in der Allee auf und abzugehen. Ich folgte ihm Schritt vor Schritt; als er das erste Mal umkehrte, wagte ich es noch nicht, ihn anzureden; ich fand für die Verlegenheit, die ich mir nicht gestehen mochte, leicht einen Vorwand — ich wollte ihm noch einmal in's Gesicht sehen, sagte ich zu mir selbst, um zu prüfen, ob mein erster Eindruck mich nicht getäuscht hatte; ich verlangsamte meinen Gang, er wandte sich um, machte den halben Weg zurück: es war noch immer dasselbe sanfte, traurige, ein wenig zerstreute Gesicht. Ich will nicht mehr zaudern, sagte ich zu mir selbst, ich fühle, wie mein Selbstvertrauen zurückkehrt, ich will mich ihm nähern, wenn er vor dem Kaffeehaus mit der überhangenden Terrasse vorbeigeht — aber auch diesmal noch fand meine sich verlierende Entschlossenheit einen neuen Vorwand aus. Mehre Spaziergänger waren gerade — so meinte ich — zwischen dem Mann und mir gewesen; überhaupt schien mir die Allee am andern Ende weniger gefüllt.

In der Zwischenzeit, da ich diesen Raum wechselte, indem ich meinen Gang nach dem meines künftigen Wohlthäters regelte, suchte ich mit den Augen nach andern Gesichtern, die noch ermuthigender wären als das seinige. Ich fand keins. Es blieben mir kaum noch einige Schritte zu thun übrig, um das Ende der Allee zu erreichen, wo ich mich mit Demjenigen, auf welchem, mir unbewußt, meine letzte Hoffnung ruhte, allein befinden sollte; ich waffnete mich mit festem Willen, beschleunigte meinen Gang, und indem ich mich mit ihm auf Einer Linie befand und er mich also noch nicht bemerken konnte, stammelte ich mit zitternder, erstickter Stimme:

„Herr!“

Sei es, daß die Furcht und Verlegenheit meine Rede unverständlich gemacht hatten, sei es, daß mein künftiger Wohlthäter zerstreut oder beschäftigt war, er hörte mich nicht und setzte seinen Gang langsam bis ans Ende der Allee fort. Erröthend über meine Schwäche, überwand ich mich jetzt gewaltsam, und indem ich ihm gegenüber trat in dem Augenblicke, wo er sich umkehrte, grüßte ich ihn und sagte schüchtern:

„Mein Herr!“

„Mein Herr?“ antwortete er, stillstehend, verwundert und mich starr anblickend.

Und da ich stumm und verlegen dastand, setzte er hinzu:

„Sie irren sich wahrscheinlich, mein Herr; ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.“

Die Worte machten mich erstarren, meine Entschlossenheit verschwand; ich erlag vor dem Gedanken, wie unmöglich es sei, da mitten auf dem Spaziergange und in dem Menschenhaufen einem Unbekannten beinahe mein ganzes Leben zu erzählen und tausend kleine Umstände, die mir allein Theilnahme erwecken und mich von einem gewöhnlichen Bettler unterscheiden konnten, ins rechte Licht zu rücken. In der That antwortete ich, erschrocken über Das, was ich gewagt, stammelnd:

„Nein, mein Herr, ich habe nicht die Ehre, Ihnen bekannt zu sein, — ich wollte, — ich hoffte —“

Es war mir unmöglich, ein Wort mehr herauszubringen, die Kehle war mir zugeschnürt, ich blieb stumm, unbeweglich, mit dem Hute in der Hand stehen und wagte die Augen nicht zu dem Manne zu erheben, der, mehr und mehr verwundert, mit ungeduldiger und hochfahrender Stimme zu mir sagte:

„Nun, was wollen Sie denn, mein Herr; warum halten Sie mich auf diese Weise mitten auf dem öffentlichen Spaziergange an?“ —

Bei diesen Worten, die ziemlich laut gesprochen waren, kehrten zwei oder drei Personen um und blieben stehen. Ich hatte bis dahin mit dem Hute in der Hand und mit vor Verlegenheit gesenktem Haupte dagestanden. Aber da ich bemerkte, daß meine verlegene Stellung und mein schüchternes Schweigen zusammen mit der sehr natürlichen Verwunderung des Mannes, den ich angeredet hatte, die Aufmerksamkeit der Spaziergänger auf sich zu ziehen anfingen, unter denen ich selbst einen der Aufseher des Gartens bemerkte, entfernte ich mich rasch, indem ich in aufgeregtem Tone sagte:

„Verzeihen Sie, mein Herr, — ich glaubte Jemand anders anzureden.“

Und doch verlor ich den Muth noch nicht. Wie soll ich gleich anfangs Alles besitzen, sagte ich bitter zu mir selbst; die Frechheit und die Verschlagenheit, die für den Bettler nothwendig sind, das kommt vielleicht noch — nur ein zweiter Versuch, — Muth, Muth!

Ich ging vor einer Kirche vorbei, ich trat hinein mit Hoffnung im Herzen; wer betet, ist mildthätig; ich konnte hier vielleicht eine mitleidige Seele antreffen. Eine Dame schickte sich an, die Kirche zu verlassen, ein Bedienter in reicher Livree folgte ihr, und trug einen sammetnen Beutel mit einem Wappen. In dem Augenblicke, wo diese Frau, deren Gesicht sanft und ehrwürdig war, über eine Art Gang, der außerhalb der Thür, die ins Innere der Kirche angebracht war, zuschritt, näherte ich mich ihr und sprach hastig:

„Madame, im Namen des Himmels, haben Sie Mitleid mit mir; ich bin allein in Paris, ohne Bekanntschaften, ohne Hülfsmittel; ich verlange nur Arbeit, um mein Leben auf ehrliche Weise zu fristen.“

„Seid Ihr aus diesem Sprengel, mein Freund?“ fragte mich diese Dame.

„Nein, Madame!“

„Kennt der Pfarrer Eures Sprengels Euch? Kann er Eure Religiosität, Eure Moralität darthun?“

„Ach, Madame, ich bin ohne Obdach und gehöre keinem Sprengel an.“

„Dann thut es mir herzlich leid,“ antwortete die Dame; „aber da man unglücklicherweise nicht Allen geben kann, so spare ich meine milden Gaben für die Armen in meinem Sprengel auf, die ihre religiösen Pflichten streng erfüllen.“

Und sie ging ihres Wegs weiter.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als ich am Abend gegen zehn Uhr, vor Mangel an dem Nöthigsten ganz erschöpft, in das Haus des Muldensterzes zurückkehrte, war in mir eine plötzliche Umwandlung vorgegangen; noch jetzt weiß ich mir nicht zu erklären, wie sie so schnell sein konnte; meine Seele war in Zweifel und Bitterkeit versenkt; Haß und feindselige Gesinnungen nahmen die Stelle meiner gewöhnlichen Entsagung ein; nach der Vereitelung so vieler ehrenwerthen Versuche, dem Loose, das mich zu Boden drückte, zu entfliehen, fingen die Begriffe des Rechten und Unrechten, des Guten und Bösen an, sich in meinem Kopfe zu verwirren; ich begann auch — ein trauriges Zeichen — in Bezug auf ein ehrenwerthes Verhalten, die Ausübung von der Theorie zu sondern.

Ich hatte es eben satt — satt, zu leiden — satt, vergeblich zu hoffen — satt, für die Zukunft zu klagen — satt, mir zu sagen: Muß ich nicht morgen vor Hunger und Kälte umkommen?

Redlichkeit, Zartgefühl, Ehre sind herrliche Worte, dachte ich, das geb' ich gern zu; aber man kann davon nicht leben. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, ich habe Alles gethan, Alles versucht, um Arbeit zu bekommen, ich finde keine; oder sie ist so unsicher, so ungewiß, daß ich mich den widerlichen Rohheiten einer verworfenen Schaar, vielleicht dem Verluste des Lebens aussetzen muß, um einen unbestimmten Lohn zu verdienen. Ich werde nicht so dumm sein, lieber die Ausübung guter Grundsätze bis zum Verhungern zu treiben, als ein wenig vom rechten Wege abzuweichen. Ich werde die Anerbietungen des Muldensterzes einstweilen annehmen, so gewinn' ich ein paar Tage, um einen Brief von Claudius Gérard oder eine Antwort von der Witwe des Herrn von St. Etienne abwarten zu können, der ich sogleich schreiben will.

Freilich ist dieses Verfahren feig, unwürdig — setzte ich hinzu — es ist ein erster Schritt auf dem Wege der Schande. Aber es soll der erste und letzte sein — denn wenn ich in acht Tagen keine Nachricht von Claudius Gérard oder von der Witwe meines Wohlthäters empfange, so entledige ich mich meines allzu elenden Lebens.

Gegenwärtig, da ich die Vergangenheit kalt überblicken kann, beweist mir die Erfahrung, daß beinahe alle ehrliebenden Menschen, die sich zum Bösen wandten, wie ich fühlte, daß ich im Begriff sei, mich zum Bösen zu wenden, sich über ihre künftige Schmach, wie ich that, mit thörichten Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, oder einem Entschluß zu einem entsühnenden Selbstmord verblenden; aber ach, beinahe immer wird die Trüglichkeit dieser Hoffnungen bald erkannt, die Stunde des Todes schlägt — die Stunde des Todes, der dich von einem von jetzt an befleckten Dasein erlösen sollte: — aber wie der Verurtheilte unaufhörlich darauf hinausgeht, den Augenblick der Strafvollstreckung hinauszuschieben, verschiebt man die Sühne noch. Was ist an einem Tage mehr, einer Woche mehr, einem Monat mehr gelegen, so lange deine Schande nicht aufgedeckt ist? Kann nicht ein glücklicher Zufall dich wieder auf den Weg des Guten führen, den du dann nicht wieder verlassen wirst? Und feigerweise bleibst du am Leben! Aber deine Schande ist aufgedeckt, ist öffentlich. — Nun, dann wirst du doch lieber als den Schandpfahl, den Tod erleiden, den sühnenden Tod, zu dem du dich von vornherein verurtheilt hattest. Den Tod? — Warum? Wozu dient dieses verspätete und nunmehr unnütze Heldenthum? Bist du nicht für immer gebrandmarkt? Besser doch immer ein entehrtes Leben, als ein ent-

ehrtes Sterben — und dein Fall ist auf immer entschieden, und du lebst in deiner Schande so hin!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich kam bei dem Muldensterz an, er erwartete mich.

„Du hast die Wette verloren," sagte er zu mir unter lautem Gelächter: „Du bringst mir auch nicht Einen kleinen mildthätigen Mann, um ihn in Spiritus zu setzen?"

„Ich werde Euer Gehülfe," sagte ich mit finsterer Entschlossenheit zu ihm.

„Morgen?"

„Morgen."

„Nun gut, potz Wetter! Höre denn unsern Schlachtplan: — ich verließ mich darauf, daß Du wiederkommen würdest; ich habe heute schon ein Logis gefunden, das gerade frei wird, eine kleine, ganz ausmeublirte Wohnung. In Bezug auf die Mobilien habe ich mich mit dem bisherigen Bewohner vertragen; morgen wollen wir es zusammen besuchen. Du wirst schon finden, daß es Dir gefällt. Du unterzeichnest einen Miethcontract, der Hausbesitzer ist unterrichtet. Ich bestelle bei einem Garkoch Dein Mittagsessen, und es soll Dir nichts fehlen, nur sollst Du, damit Du in Gang kommst und mir eine Sicherstellung gibst, morgen selbst eine Uhr in's Leihhaus tragen; übermorgen magst Du feiern, aber dann beginnen wir zusammen unsere Geschäfte."

„Sehr wohl," sagte ich zu ihm; „aber mich hungert, und ich bin müde."

„Ich erwartete Dich zum Abendessen. Da sind Dinge, die besser sind, als Brot und Milch — und da ist eine gute Matratze. Ich nehme für diese Nacht mein Bette wieder ein, mein Alter erlaubt es mir, junger Mann."

„Habt Ihr hier keinen Wein?" sagte ich zu ihm; denn ich fühlte das Bedürfniß, mich zu betäuben.

„Brav — das nenn' ich vernünftig sprechen. Ich habe da ein Fläschchen Madeiraprobe; koste ihn nur aus, mein Sohn."

Ich aß und trank gierig; ich war so wenig daran gewöhnt, Wein zu trinken, daß ich mich, wenn auch nicht betrunken, doch ganz betäubt zu Bette legte; denn mein sonst so treues Gedächtniß verläßt mich in Bezug auf den Schluß dieses Abends.

Am folgenden Tage fand ich bei meinem Erwachen den Muldensterz schon aufgestanden und angekleidet.

„Ich habe dem Hausbesitzer gesagt, wir kämen um Elf, es ist Zehn; kleide Dich an, und laß uns gehen."

Ich kleidete mich an, wir gingen.

In dem Augenblicke, da wir die Wohnung des Muldensterzes verließen, sagte er zu mir:

„Hier, nimm die Uhr."

Und er reichte mir eine sehr schöne goldene Uhr mit der Kette.

„Ich will sie nehmen im Augenblicke, wo ich sie in's Leihhaus trage," sagte ich zu ihm; „das wird früh genug sein."

„Wie Du willst — laß uns zuerst die Wohnung besehen und den Contract abschließen. Du mußt zugeben, daß ich ein sehr guter Geschäftsmann bin."

„Ein vortrefflicher."

Wir kamen in die Straße Faubourg-Montmartre, in ein Haus von gutem Ansehen; wir gingen hinauf, die Wohnung zu besehen; sie bestand aus drei kleinen Stuben, die auf einen Hof hinausgingen und sehr passend meublirt waren.

„Du wirst hier wohnen, wie ein König," sagte der Muldensterz zu mir; „das ist besser, als in der Nacht in Schnee und Koth auf den Straßen von Paris — wie?"

„Viel besser."

„Laß uns zu dem Hausbesitzer gehen, um den Contract abzuschließen und drei Monate voraus zu bezahlen, da sind 200 Francs."

Und der Bandit gab mir zehn Goldstücke.

Der Hausbesitzer wartete auf uns, der Contract lag bereit, und da der Muldensterz sich mit dem Tapezierer, der mit dem Verkauf der Mobilien beauftragt war, verstanden hatte, so hatte dieser Handelsmann dem Hausbesitzer von dieser Wendung der Sache Anzeige gemacht; ich zahlte die 200 Francs; das Duplicat des Contractes ward mir übergeben.

„Wir haben ein ganz goldenes Geschäft abgeschlossen," sagte mein Genosse zu mir, indem wir aus dem Hause traten. „Sich Waaren zu verschaffen, ist nichts, aber sie zu verkaufen, sie gut zu verkaufen, ohne Argwohn zu erregen, da liegt der Knoten. Während es ganz natürlich ist, daß ein junger Mann, der ein eigenes Geschäft betreibt und in seinem Viertel bekannt ist, sich heute von etwas Edelgestein oder Silberzeug, morgen von etwas Leinenzeug oder andern Kleidungsstücken entledigt, besonders wenn er die Vorsicht gebraucht, wie Du es thun wirst, seine Käufer heute in einem, morgen in einem andern Stadtviertel zu wählen — und wenn er eine anständige Adresse angeben vermag, wo der Käufer bezahlen kann — das läßt auch keinen Schatten von Verdacht aufkommen. Und dann, siehst Du — das sind Alles nur Geheimnisse des ersten Grades — später sollst Du erfahren, was für Vortheile wie noch sonst aus Deiner Ansiedelung in diesem Stadtviertel ziehen können."

„Ich zweifle nicht daran — wohin gehen wir jetzt?"

„Auf's Leihhaus — Du forderst 400 Francs auf die Uhr und Kette; man bietet Dir dreihundert, und die nimmst Du an."

„Sehr wohl — nur zu."

„Nimm die Uhr."

„Gleich."

„Wie Du willst." Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

In Belgien und Holland.

(Fortsetzung aus Nr. 131.)

2. Drei Tage an der Spielbank zu Aachen.

Und jetzt wünsche ich mir nur Worte, die rechten Worte, die alles Das auszudrücken, wiederzugeben im Stande wären, was ich innerlich und äußerlich erlebt habe in diesen drei Tagen an der Spielbank zu Aachen, Worte, um Dir diese tiefe Indignation, diesen Abscheu, diese Entmuthigung und dieses demüthigende Gefühl der Herabwürdigung der ganzen Menschheit, wie ich es dort beschämend, niederdrückend empfunden, zu schildern!

Ich war sehr gespannt, sehr erwartungsvoll; denn ich hatte niemals einen Spielsaal gesehen, und man hatte mir viel erzählt von den interessanten Gesichterstudien, die man machen könnte an den Spielbänken und an den Pharaotischen! Ja, freilich, interessant sind sie, diese Studien, aber ganz dazu geeignet, Einem die ganze Menschheit, das ganze Leben zu verleiden!

Wir traten in einen großen, herrlich decorirten Saal; die Wände von glänzendem Gypsstuk, der Plafond mit Stuccaturverzierungen von künstlerischem Werth. Große, glänzende Kronleuchter hängen von der Decke hernieder, der Fußboden ist schön parquettirt, und dort drüben führen offene Glasthüren auf zwei Balcone, von welchen man hinunterblickt in einen zierlich angelegten, blumenduftenden Garten. Von diesem großen Salon führen zwei Thüren in Nebensalons, in dem einen sind Tische gedeckt, dort kann man diniren, soupiren, Champagner trinken, der Genüsse des Körpers sich freuen, in dem andern wird musicirt und gelesen. Zeitungen und Journale aller Art liegen auf den Marmortischen umher, die neuesten Musikalien sind ausgebreitet auf dem köstlichen Flügel von Palysanderholz, weiche, mit Sammet bezogene Divans, Fauteuils von der elegantesten und bequemsten Form stehen rings umher an den Wänden und vor den Lesetischen. Zwischen den Fensterpfeilern hängen colossale in Bronze gefaßte Spiegel, und ein kostbarer türkischer Teppich bedeckt den ganzen Fußboden. Du siehst, Alles athmet hier Behagen, Luxus, Bequemlichkeit und Lebensgenuß, Alles scheint darauf berechnet, Freude zu erwecken, Genuß zu schaffen! Und jetzt folge mir in den großen Hauptsaal.

Wie das flimmert und flammt im Glanze von hundert Kerzen, wie die Wände strahlen, die krystallenen Armleuchter in tausend Farben spielen, und wie viele schön geputzte, glänzende, junge, reiche Damen hier am Arm ihrer Cavaliere auf- und niedergehen, schäkernd, plaudernd, lächelnd und strahlend in Glück und Freude! Ach, es ist köstlich in diesem Saal, er ist der Jugend und Schönheit, dem Glücke und der Freude allein geöffnet, und wer wollte der süßen Verlockung widerstehen, allabendlich hierher zu gehen und zu schwelgen in dem Anblick dieser glänzenden Gesellschaft, dieser lieblichen Frauen, deren Augen noch mächtiger glänzen, als die Kerzen des Kronleuchters; wer wollte nicht bequem hingestreckt in einen dieser köstlichen Lehnsessel, ein Zeitungsblatt in die Hand nehmend, dieses bunte Gewoge wie ein Fastnachtsspiel in immer neuen Scenen und Gruppen an sich vorüberrauschen sehen? Aber wenn Du Dich jetzt mit mir dort drüben nach jener Seite des Saales hinwendest, so gewinnt plötzlich Alles ein anderes Aussehen. Hier siehst Du nur trübe Gesichter, hier ist das Lachen verstummt und das frohe Geplauder, hier ist Alles ruhig und ernst, bewegungslos und starr. Ich drängte mich neugierig durch diese schweigende Menge, und plötzlich that sich ein neues Schauspiel vor mir auf. Ich stehe vor einer langen grünen Tafel. Hier und da sind allerlei Quadrate mit gelber Farbe gezeichnet, drüben und hüben stehen zwei Zahlencolonnen, und in der Mitte des Tisches glänzt und funkelt das messingene Rad, das in seinem schnurrenden Kreislauf die kleine Kugel dreht, deren Stillstand den Gewinnst und Verlust bezeichnet. Auf erhöhten Sitzen thronen hier und drüben die vier Croupiers, und neben ihnen liegen die kleinen Harken, mit denen sie rings um den Tisch reichen, Geld empfangend oder nehmend. Wie die Augen dieser Männer in beständigem Aufmerken umherschweifen rings um den Tisch, wie ihre Hände, unwillkürlich gekrallt, neben den Rollen Geldes ruhen, neben den aufgehäuften Bergen blinkender Thaler, die zu beiden Seiten des Rouletts aufgestapelt sind! Mit einem Griffe seiner Hand setzt der Eine das Roulett in Bewegung, die Kugel dreht sich schnurrend im Kreise, dann ruft der zweite Croupier die Zahlen und Farben, und dann fliegen die Thaler und Goldstücke rings herum, und die zwei andern Croupiers haben genugsam zu thun mit Auszahlen und Einstreichen, bis auf's neue dieses unheimliche Spiel beginnt, und immer wieder auf's neue, ewig gleichmäßig, ewig unerschöpflich, immer dasselbe, Noth und Tod, Verzweiflung und Wuth überdauernd, immer schnarrend und kreisend, und immer das gleichmäßige Ausrufen der Farben und Zahl. Und zu solchem Spiel, zu solchem empörenden Spiel rennen und eilen Menschen herbei, Menschen, mit Vernunft, mit Gedanken begabte Wesen, denen Gott das Licht des Geistes in ihr Hirn gesetzt, denen er ein Herz gegeben, daß es klopfe in Mitgefühl und Freude, in Lust und Schmerz, zu solchem nüchternen, gedankenlos kalten, teuflischen Spiel, das die ganze Menschheit zu verhöhnen scheint, eilen sie herbei aus aller Welt Enden, um Lust und Freude, um Lebensgenuß und Menschenwürde hinzugeben an diese kleine kreisende Kugel, welche von nun an ihres Lebens bestimmende Gottheit, die Achse ist, um welche ihr Dasein sich dreht! — Ich sah Menschen jedes Alters um diesen Tisch gelagert, schöne Mädchen und alte Weiber, Greise mit glänzendem Silberhaare und Jünglinge mit strahlenden Wangen; ernste Männer und Frauen in der Blüthe der Jahre, — sie schauten, sie starrten Alle mit unverrückten Blicken auf diesen grünen Tisch, ihre ganze Seele, ihr ganzes Denkvermögen war zusammengekrampft in diesen Blicken, sie hörten nichts, sie sahen nichts, sie wußten nichts, als daß die Kugel sich drehte, die Kugel, welche vielleicht über ihr Glück und Unglück, gewiß aber über ihren Verlust und Gewinnst zu entscheiden hatte! Viele stehen umher, ohne zu spielen. Es ist heute vielleicht nur der Tag ihrer Beobachtungen, ihrer Berechnungen; sie haben Karten in den Händen, kleine, weiße Karten, die mit Colonnen versehen sind, und in diesen Colonnen merken sie mit Nadelstichen sich an, wie oft hintereinander eine Farbe gefallen, und sie thun das mit einem feierlichen Ernst, mit einer Andacht, als ob es gelte, ein wichtiges Problem zu lösen. Und ist es nicht ein wichtiges Problem? Verspricht ihnen diese ruhige Beobachtung von heute nicht für morgen Glück und Ehre? Werden die Nadelstiche auf dieser Karte nicht im Stande sein, sie reich zu machen, reich, unermeßlich reich? Werden Sie nicht dadurch erfahren, welche Farbe heute am meisten fiel, welche Zahlen heute ausblieben? Ach, die Farbe, die heute selten kam, die Zahl, die heute ausblieb, morgen ist sie reif, morgen wird er spielen auf die „reife" Farbe, auf die reife Zahl. Er hat ja mit Besonnenheit und Ueberlegung seine Beobachtungen gemacht, er hat ja, sich selbst beherrschend, die „Maturität" abgewartet, und in dieser Nacht wird er nach diesen Nadelstichen seine Berechnungen machen, seine Tabellen schreiben, und dann wird er genau wissen, welche Farbe er zu wählen hat, welche Zahl ihre Maturität erreicht hat! Ach, nur noch eine Nacht der Beobachtung, der Geduld, und morgen wird er gewinnen, morgen wird sich der goldene Regen über ihn ergießen, wird die reife Frucht sein werden! Denn das Spiel, es ist ja kein blindes Ungefähr, kein lächerliches Launenwerk, vom Zufall, vom Ungefähr beherrscht, nein, das Spiel hat seine festen, unerschütterlichen Regeln, seine geheimnißvollen Gesetze; man muß es nur verstehen, diese Regeln zu berechnen, diese Gesetze ihm abzulauschen. Das Spiel ist eine Gottheit, die nur dem Gläubigen und Geweihten sich gnädig zeigt und ihn segnet mit ihren goldblinkenden Schätzen! So denken sie Alle, Alle, und ihnen Allen sind diese kleinen, elenden Markirkarten wie heilige Gebetbücher, aus deren mysteriösen Zeichen sie mit anbetendem Sinn sich den geheimnißvollen Sinn ihres Gottes zu entziffern trachten.

Die Kugel rollt immer fort, bis sie hüpfend hinein läuft auf eine Zahl, dann das ewig gleichmäßige, eintönige Rufen des Croupiers, dann das klirrende Geld, der ewige Ruf: „Faites votre jeu", wieder das Klirren des aufgesetzten Geldes, — „Le jeu est fait" — die Kugel hüpft, der Croupier ruft aus, — ewig dasselbe Einerlei, und Menschen sitzen umher, denkende, empfindende Menschen! — Nein, sie denken nicht, sie sehen nur die kreisende Kugel, sie empfinden nicht, sie hören nur das Ausrufen der Zahlen, das Klirren des Geldes! — Es überkam mich eine Todesangst inmitten dieses Kreises, ich drängte mich fort von diesem Tische und trat hinaus auf den Balcon, aufathmend, zitternd. Welch eine schöne Nacht, wie balsamisch die Luft, wie lieblich der Wind in den hohen Bäumen säuselt, wie hell die Sterne blinken, und wie groß und majestätisch der Mond dort hinter zerrissenen Wolken empor steigt! Dieses Bild der Ruhe und des Friedens, so nahe diesem Abgrunde, in welchem alle Leidenschaften in ungebändigter Entfesselung toben und wüthen! Ich blickte zurück in den Saal, da drinn war wieder Alles lockend und strahlend, die Masse der Auf- und Niedergehenden verdeckt diese unheimlichen Tische, es ist wieder ein glänzender Salon, wieder ein Tempel der Freude und Lust, — nur zuweilen hörst Du das Schnarren und Kreisen der Kugel, das eintönige Ausrufen der Croupiers, bald wird es übertönt von den süßen und berauschenden Klängen eines Strauß'schen Walzers, den ein schönes Weib da drinn im Musiksaal spielt, oder von dem Lachen und Plaudern der Damen und der Cavaliere. Ein mit Blumen bedeckter Abgrund, eine Hölle, über welcher Engel spielen!

Und das war mein erster Tag im Spielsaal zu Aachen, der erste Eindruck, den ich mit mir nahm. Ich sagte zu mir selber: Heute habe ich nur das Ganze gesehen, die ganze entwürdigte Menschheit, — morgen will ich die Menschen sehen! Heute hatte ich nur den Totaleindruck des Bildes, morgen will ich die einzelnen Gestalten betrachten und jede Figur im Vor- und Hintergrund mit Aufmerksamkeit ansehen! — —

Als ich am andern Tag ihn wiedersah, diesen Spielsaal zu Aachen, da war es Tag; die Sonne stand leuchtend und präch-

tig am glänzend blauen Himmel und legte sich strahlend über die Blumen und Bäume des Gartens, der das Spielhaus begränzt. Wie öde und todt ist heute das Aussehen dieses gestern so glänzenden Saales. Die Kerzen, die wie Brillanten funkelten, sind verlöscht, die Augen der schönen Frauen, die wie Sterne leuchteten, sind heute trübe und matt, — der Morgen ist der Schönheit nicht günstig; selbst dieser Saal, der beim Scheine der Kerzen berauschend, entzückend schien, ist fade und nüchtern beim Glanz der Sonne. — Der Saal ist noch leer, die Tische sind noch unbesetzt, aber allgemach schon nähern sich einzelne Gestalten, hohläugige, bleiche Gesichter, mit starren Blicken und leblosen Mienen, Frauen mit unruhig flackernden Augen und seltsam gekniffenen Mundwinkeln, mühsam ihre Leidenschaftlichkeit verbergend unter äußerer Gelassenheit, Greise mit zitternden Gliedern und wankendem Schritt, — welche Ungeduld in Aller Zügen, welch athemloses Schweigen, welche peinvolle Stille! Sie kennen sich Alle; denn sie sehen sich dreimal täglich an diesem grünen Tische, aber sie haben für einander kein Lächeln, kein freundliches Wort, sie haben sich gar nichts zu sagen, sie haben für nichts auf der Welt Theilnahme oder Liebe, sie sprechen nur noch mit diesen Zahlen auf dem grünen Tuche, sie lieben nur noch die rollende Kugel und die heilige Markirkarte. — Endlich, endlich hat die ersehnte Stunde geschlagen, — die Thüren werden feierlich langsam geöffnet, und ernst und schweigend treten die vier Croupiers herein, ein Diener in reicher Livree folgt ihnen. Er schleppt mühsam zwei große Säcke, während der erste der Croupiers eine schwere Cassette trägt. Die Spieler drängen sich näher um den Tisch, ihre Gesichter beleben sich, ihre Augen werden glänzend, flammend; denn über den Tisch hin rollen die glänzenden Thaler aus den geöffneten Geldsäcken, aus der Cassette werden Rollen blinkender Louisd'ors genommen. Tiefe Stille jetzt, das Geld wird gezählt, Haufen von Thalern werden aufgeschichtet, — wie das flammt und flimmert, und wie gierig sich Aller Augen hinwenden auf dieses Gold und dieses Silber! — Jetzt ist's geschehen, die Zählung ist vollendet, — „Messieurs, faites votre jeu!" — Die Kugel rollt, und Alles ist wieder wie gestern. Nein, nicht Alles; denn Diejenigen, welche gestern markirten, die spielen heute; sie legen Hände voll Geld vor sich hin und daneben ihre selbstgefertigten Tabellen. Sieh dort drüben diese bleiche, finstere Gestalt, diesen Mann mit dem schwarzen Haar und dem todesblassen Angesicht. Er ist noch jung, aber die Leidenschaft hat tiefe Furchen gezogen durch sein Antlitz, und in dieser Leidenschaft sind seine Züge erstarrt, der Schmerz und die Verzweiflung sind in diesen Zügen zu Stein verhärtet, jetzt regt sich nichts mehr in seinem Gesicht, auf dem dennoch sein ganzes unermeßliches Unglück geschrieben steht. Es ist ein Italiener, das siehst Du an seiner dunklen Physiognomie, das hörst Du an den leisen Worten, die er zuweilen, sich selber unbewußt, mit bebender Lippe flüstert. Er ist ein Italiener, und dennoch ist er ruhig und gelassen, ob er auch verliert! Wie viel Kämpfe, wie viel Verzweiflung muß vorhergegangen sein, ehe er die angeborne italienische Leidenschaft so in die Banden äußerer Ruhe und Gelassenheit schlagen konnte; denn er ist ruhig, obwol er immerfort verliert, verliert trotz aller seiner Berechnungen, trotz der so lange, so geduldig geführten Tabellen, welche vor ihm liegen, trotz dem, daß er, sich selber überwindend, gestern gar nicht spielte, um die Maturität abzuwarten! Zuweilen hebt er den Blick empor von seinen Tabellen und läßt ihn über diese Menge hingleiten, welche den Tisch umgibt. Ich erschrak, als zufällig sein Blick dem meinen begegnete. Welche tiefe, unermeßliche Traurigkeit, welcher Lebensjammer und welche Lebensqual liegt in diesen Augen, wie unglücklich, wie trostlos und zerrissen muß dieser Mann sich fühlen! Er hat seine Seele, sein Leben, seine ganze Existenz hingegeben an diesen Dämon, der ihn jetzt umklammert hält mit unauflöslichen Ketten. Er fühlt es und weiß es wol, daß dieser Dämon, welchen er zu seinem Herrn gemacht, ihn näher und immer näher einem fürchterlichen Abgrund zieht, aber er kann nicht mehr zurück, es ist sein Verhängniß, er muß ihm folgen! Gleich dem Prometheus, ist er an einem Felsen geschmiedet, und der Adler kommt alltäglich, ihm das innerste Mark seines Lebens auszusaugen, und jede Nacht setzt er neue Lebenskraft und neue Lebenshoffnung an, um morgen wieder zu leiden, wieder zu verzweifeln. Aber noch sind seine Gelder mindestens nicht erschöpft, es liegt noch Geld vor ihm, er spielt noch mit Louisd'ors, nur zuckt er schon leise zusammen, wenn er verliert, und es flammt etwas in seinen Augen wie Verzweiflung und Zorn.

Neben ihm sitzt eine alte Frau mit grauen Locken und runzlichter Stirn. Ein einfacher Strohhut schließt ihr Gesicht ein, ein seidenes Tuch umhüllt ihre ganze Gestalt. Ihr zahnloser, eingefallener Mund ist entsetzlich anzusehen; denn man sieht keine Lippen an ihm, er ist wie der eines Todten so blau, so kalt und geschlossen. Ueber ihre Augen hat sie eine blaue Brille befestigt, die einen fahlen Schein über ihre Wangen wirft. So sitzt sie da, starr, unbeweglich. Du würdest sie für eine Leiche halten, wenn Du nicht immer wieder ihre dürre, knöcherne Hand unter ihrem großen Tuche hervorschlüpfen sähest, um das Geld einzuziehen, das sie gewonnen hat, und neues auszusetzen. Sie gewinnt fortwährend, und deshalb wirft ihr der Italiener zuweilen einen tigerartigen, gehässigen Seitenblick zu, — sie ist Schuld an seinem Verlust; denn sie hat das Glück, folglich kann es nicht anderswo, nicht bei ihm sein! — Neben ihr sitzt eine Figur, die, in wunderbarem Contrast zu der steinernen Ruhe der Nachbarin, fortwährend in Bewegung ist. Es ist ein Greis von mehr denn siebenzig Jahren, aber die Leidenschaft gönnt seinen alten Gliedern keine Ruhe, bald steht er auf, bald gleitet er wieder nieder auf seinen Stuhl, bald macht er sich mürrisch mit dem Ellenbogen Platz, wenn die hinter ihm Stehenden sich zu nahe an ihn drängen, bald bricht er in laute Scheltworte aus über dieses ungebührliche Ueberfüllen des Tisches, und wenn er sich zwingt, seinen Unwillen nicht laut werden zu lassen, so murmelt er mindestens leise und mit zitternden Lippen fortwährend Worte des Unmuths und des Zorns, bald über die Menschen, bald über das Spiel, bald über seine eigene Dummheit, die ihn gerade die Farbe sehen ließ, welche nicht gewann. Es liegt etwas Grausames, Erschreckendes in seinen Zügen. Man sieht es diesem Antlitz an, daß der Mensch in ihm längst gestorben, das Herz längst zu Asche zerfallen, daß nichts mehr lebt in diesem Greise als Zorn und Tücke, als Habsucht und Wuth. Er lebt, er empfindet, er leidet gar nicht mehr, er existirt nur noch, um zu spielen, um täglich mit röchelnder Brust und versagenden Gliedern zu diesem Tische zu schleichen und sich zu nähren von diesem Giftstoff, den er da einsaugt mit seiner Wuth und seinem Menschenhaß. Denn sie sind ihm alle zur Last, diese Menschen, sie hindern, sie stören ihn alle; es ärgert ihn, wenn sie gewinnen, und heute ist er doppelt zornig, weil sein Nachbar rechts fortwährend gewinnt. Das ist ein junger Mann von auffallender Schönheit, von zarten, fast mädchenhaften Zügen, an dessen blondem Haar und dem eigenthümlichen Schnitt seines Gesichts Du leicht den Sohn Albions erkennen kannst. Nachlässig und stolz zugleich lehnt er sich rückwärts auf seinen Stuhl und überschaut mit rückwärts gebogenem Kopfe, mit einem Ausdrucke von Spott und Verachtung um die schmalen rothen Lippen die übrigen Spieler. Er scheint gar nicht auf das Spiel zu achten, gar nichts zu hören von dem Ausrufen des Croupiers und dem Rollen der Kugel, und doch weiß er Alles genau, und wenn das Roulett still steht, und man ihm immer aufs neue ganze Haufen Geldes hinschiebt, dann hebt er einen Augenblick seine schmale, mit gelbem Glacéhandschuh umhüllte Hand, die mit dem brillantenen Knopfe seines Spazierstöckchens spielte, zu dem Tische auf und schiebt das gewonnene Geld näher zu sich und nimmt, ohne zu zählen, eine Hand voll Gold, um sie auszusetzen. Er thut das Alles mit einem Ausdruck von Geringschätzung und Verachtung, von Vornehmheit und Gleichgültigkeit, der zu sichtbar und auffallend ist, um nicht forcirt zu sein. Er will gewinnen, so gleichgültig und kalt, wie es einem Lord und Gentleman geziemt; aber wider seinen Willen flammt zuweilen sein Auge auf, röthet sich seine blasse Wange, wenn er immer und immer wieder dieses blinkende Gold zu sich herangeschoben sieht.

Unweit von ihm sitzt eine Dame von auffallender Corpulenz! Sie ist sehr elegant gekleidet, und der blumenverzierte kleine Hut von brüsseler Spitzen sieht fast komisch aus zu diesem breiten, zerfahrenen Gesicht, zu diesen hochrothen Wangen, diesen aufgeworfenen, rothblauen Lippen, zu dieser dicken Nase, mit den weit aufgesperrten Nasenflügeln, zu den tiefliegenden, wasserblauen Augen, in denen Nichts als Rohheit und Geldgier zu lesen ist. Von Zeit zu Zeit wirft sie trotzige, herausfordernde Blicke umher, als wolle sie der Menge verbieten, sie anzuschauen, dann wieder fächelt sie sich mit dem schöngemalten Fächer Kühlung zu; denn das Spiel echauffirt sie noch, so ganz hat sie sich ihrer weiblichen Natur noch nicht entäußern können, daß sie nicht zuweilen sich noch zur Ungeduld, zur Freude, oder zum Zorn sollte hinreißen lassen. Sie lächelt noch, wenn sie gewinnt, und als sie verlor, hört' ich sie leise wimmern: Malheur! Malheur! Dann setzte sie rasch entschlossen eine dreimal so hohe Summe, und als sie diese gewann, flog ein abscheuliches, entzücktes Grinsen durch ihre fetten Züge. Ihr Nachbar sieht sie voll Verachtung an; ihm freilich kann das nicht geschehen, er kann nie zu so gemeinem Freudenlächeln sich erniedrigen, — aber er vergißt, daß die Natur es ist, welche ihn daran hindert, daß ein Schlagfluß seine Gesichtsmuskeln gelähmt, und seine Züge bewegungslos gemacht hat, er vergißt, daß sein Bedienter ihn hintragen muß zu diesem Tisch, daß er die Zahlen besetzen muß, die sein Herr murmelnd ihm bezeichnet, er vergißt, daß er ganz bewegungslos, ganz gelähmt ist. Nichts regt sich an ihm, als sein Kopf, der wackelt hin und her, der ruht nimmer, der ist ein perpetuum mobile, das in stets verneinender Bewegung sich schüttelt, und mit nie ermattendem Tadel an diesem entsetzlichen Tische sich dreht.

Dies sind einige der Figuren, die, wie man mir sagte, in dieser Saison jeden Tag an denselben Plätzen, in derselben Haltung an diesen Tischen zu sehen sind. Täglich drei Mal kommen sie her, um zu spielen. Diese Stunden, das sind die einzigen, in welchen sie leben, athmen, Leidenschaften, menschliche Regungen in sich empfinden, Zorn und Schmerz, Verachtung und Entzücken ihre Seele durchbeben fühlen. In diesen Stunden sind sie die großen Acteurs in dieser großen Comödie der Leidenschaften, die anderen Stunden des Tages, die sind ihnen weiter nichts als die Entreats, in denen sie, erschöpft und ermattet von so viel Aufregung und Leidenschaft, sich hinstrecken, um zu ruhen, sich zu erholen und zu träumen von künftigen Erfolgen und kommendem Glück. Diese Träume, diese Kämpfe, diese Aufregungen und Enttäuschungen, das ist der Inhalt und Zweck ihres ganzen Lebens, sie kennen keinen andern! Hinter ihnen liegt alles menschliche Empfinden, alles Glück, alle Liebe, alle Theilnahme und Thatkraft, das ist Alles hinabgesenkt in diesen bodenlosen Abgrund, der sie von ihrer Vergangenheit trennt! Aber nein, nur in den Stunden, wo sie nicht spielen, nur in diesen Stunden ist es ihnen fremd, sobald sie wieder an dem grünen Tische stehen, da sind sie wieder ganz Menschen, da klopfen ihre Herzen, da schlagen ihre Pulse, da erbleichen und erröthen ihre Wangen, da haben sie ihre Energie und ihre Liebe, ihre Verzweiflung und ihr Entzücken wieder gefunden; denn dieses Alles ruht ihnen in der sausenden Glückskugel, in den Zahlen, wie sie auf schwarz und rothem Grunde stehen!

Ich sah sie alle, diese Spieler, ich sah sie in den Zwischenacten, das Leben war in ihnen gestorben, das Spiel ist eine galvanische Kraft, welche sie belebt, sie war abgelaufen, und nur todte, gefühllose Automaten sind es, die sich jetzt da schweigend im Garten auf und abbewegen, Automaten mit blöden, stumpfsinnigen Blicken, mit schlaffen, hängenden Zügen, mit erdfahlen Wangen und bleichen Lippen. Der Italiener hatte sich auf eine Bank gesetzt, dem Spielsaal gegenüber; unverwandt blickte er empor zu diesen Fenstern, hinter welchen sein Glück weilte und seine Zukunft, er hörte nichts, er sah nichts, er schaute empor, und nur zuweilen zuckte ein Ausdruck des unermeßlichsten Jammers durch sein edles, blasses Gesicht. Das steinerne Weib mit den blauen Brillengläsern saß vor einem Tischchen in der Halle und zählte ihr Geld, der schlagflußgelähmte Alte mit dem wackelnden Kopfe ließ sich von seinem Bedienten in die Sonne tragen, aber unter der glühenden Sonnenhitze klagte und jammerte er doch über Frost, er findet seine Lebenswärme nur noch da droben an dem grünen Tische wieder. Die dicke Dame mit dem Hut von brüsseler Spitzen saß vor einem gedeckten, mit allerlei Speisen beschwerten Tische. Sie aß, aber mit einer Gier, einer Hingabe und einem so thierischen Ausdruck in ihren Zügen, daß ich schaudernd mich abwandte von diesem ekelerregenden Bilde. Der junge Lord ging langsam und nachlässig zu seinem bereit stehenden Wagen mit den wiehernden Apfelschimmeln, die ihn mit Windeseile diesem Ort des Schreckens und des verzweiflungsvollen Glückes entführten.

Ich athmete freier auf, als auch wir hinaustraten auf die Straße; es war mir, als ob ich aus einer Gruft des Todes und der Verwesung wieder emporstiege an das Licht, das Leben; das Geräusch der Straße war wohlthuende Musik nach diesem Geräusch der kreisenden Kugel, das Schreien und Ausrufen des durch die Straßen schlurfenden Verkäufers von Obst und Gurken war melodienreich gegen das eintönige Rufen des Croupiers, und der Bettler, der in Lumpen gehüllt an der Straßenecke kauerte und Erbarmen erflehte für seinen Jammer, er erschien mir ehrwürdig in seinem Elend, und heilig mit seinem gramdurchfurchten Antlitz, wenn ich an die Gesichter dachte, die ich eben gesehen da oben in diesem Saal des Schreckens und der Entzückungen. Ich dankte Gott, daß es noch menschliches Leiden gab, daß ich noch Thränen weinen sah, daß ich noch Kinder lachen und schreien hörte, daß ich noch Gesichter sah voll Unruh und Sorge, ich dankte Gott für das Leben und das Licht und für die Thräne, die meine Augen verdunkelte!

Am dritten Tage sah ich ihn Abends wieder, diesen Saal. Er strahlte wieder im Glanz der Kerzen, aber sie schienen mir trübe und matt, und es war mir, als setzten diese funkelnden Kerzen sich zusammen zu leuchtenden Schriftzeichen, als ständen mit flammenden Zügen über diesem Saale die Worte geschrieben, welche Dante über dem Eingange seiner Hölle las: „Intrate e laxiate ogni speranza": — tretet ein und laßt jede Hoffnung hinter Euch. — Diese entsetzlichen Worte, sie hallen wieder in jedem Schritt, den Du durch diese Säle thust, sie sind das Jammergebel der verlorenen Seelen, welche dieser Hölle sich überliefert haben, der Angstschrei der Gemarterten, welche in diesen Räumen „ohne Hoffnung" das Mark ihres Lebens aussaugen an der ewigen Hoffnung auf Glück und Gewinn! Noch Niemand hat diese ewige Hoffnung sich erfüllen sehen, noch Niemand ist reich geworden an Glück in diesen Sälen, Niemand als der Banquier. Das Aechzen und Klagen, die Thränen und Flüche der Verlierenden, der ganze Jammer der Menschheit, das Alles wird durch diese Zauberkraft des Rouletts zu Geld verhärtet, zu Geld, welches klirrend in den Säckel des Banquiers fließt und für ihn eine immer sprudelnde Quelle des Glückes und Genusses wird. Die Maske ist mir herabgesunken von all' diesem Glanz und diesem strahlenden Luxus, ich sehe nichts mehr als Verzweiflung, als Tod und Verdammniß. Eine Verdammniß ohne Ende; denn für den Unglücklichen, welcher im Spiel sein Geld und sein Leben verloren, für ihn haben wir selbst keine Thräne des Mitgefühls, kein Wort des Bedauerns, er ist auf ewig der Schande, der Verachtung preisgegeben, er sinkt in den Tod, in das Verderben hin, unbeweint und unbeklagt! Und sage nicht, daß ich hier übertreibe, daß das Glück oft auch den Spielenden sich zuwende, daß es zuweilen aus Armuth und Sorgen, aus Noth und Bedrückung befreie. Dem ist nicht so! Wem beim Anfang seiner Spielerlaufbahn das Glück gelächelt, wer im Anfang gewonnen, der ist um so sicherer dem Unglück verfallen, der hat das Handgeld der Hölle empfangen, und dafür seine Seele verschrieben auf immerdar. Sie sterben Alle, Alle in Elend und Noth, in Verzweiflung und Schande, mag das Glück ihnen noch so lange günstig sein, mag dieser Saal mit dem blinkenden Roulett ihnen Jahre lang als ein Tempel der Freude erscheinen, strahlend im Sonnenglanz. Ein Tag wird kommen, da wird es Nacht sein für sie in diesem Saal, da wird der Tempel sich ihnen in eine Hölle verwandelt haben, und über dem Eingange derselben werden sie sie lesen, diese entsetzlichen Worte: laxiate ogni speranza.

Jeder Spielsaal hat seine eigene Geschichte, aber es ist die Geschichte des Jammers und der Thränen, der Wuth und Verzweiflung, an jeden Platz um diesen grünen Tisch knüpfen sich Erzählungen des Schreckens und der Pein. Dort drüben auf jenem Sessel neben dem Croupier sah man einst in einer Saison immer einen Jüngling sitzen, von ernster, majestätischer Schönheit, und alle Damen liefen herbei, ihn spielen zu sehen. Er spielte mit einer Grazie und Würde, die Allen bewunderungswürdig deuchte, ein stolzes Lächeln schwebte immer um seinen edlen Mund beim Gewinnste wie beim Verluste, und Jedermann mußte zugestehen, daß nur ein Spanier mit solcher Grandezza und solcher Grazie zugleich zu spielen vermöge. Denn er war ein Spanier, dieser schöne Jüngling mit dem bleichen Gesicht und der ernsten Schönheit, und weil er in der Heimat keine hatte finden können, und weil es in Frankreich und England keine gab, so hatte er mit seiner glücklichen Spielerleidenschaft sich schon nach dem glücklichen Deutschland — nach Preußen flüchten müssen. Man sah ihn also immer an dieser Spielbank zu Aachen, er lächelte immer stolz und glücklich, ob er gewann, ob er verlor. Er hatte Berge Gold vor sich aufgehäuft, und er gewann immer neue dazu. Er häufte immer neue Berge Gold um sich auf, und er fing an zu verlieren. Es war ein schöner, sonnenheller Sommertag. Die Damen umstanden den Spieltisch und sahen dem schönen Spanier zu, wie er spielte; die übrigen Spieler

beachtete man gar nicht, Aller Augen waren nur auf ihn gerichtet. Und er fühlte alle diese Blicke, er wußte, daß man ihn beobachte, und er lächelte immer fort — und spielte. Die Berge Goldes schmolzen zusammen, er lächelte stolz und spielte weiter. Aus den Bergen Goldes waren kleine, unscheinbare Hügel geworden, der Spanier saß da, ruhig und majestätisch, mit seinem stolzen Lächeln und seiner graciösen Haltung. Die Damen geriethen in Enthusiasmus, alle diese flammenden, entzückten Blicke waren auf ihn gerichtet. Er fühlte und empfand diese Blicke; ruhig und gelassen saß er da, die rechte Hand in seine Brusttasche geschoben, mit der Linken immer neues Gold aufsetzend. Auch die Hügel Goldes schmelzen hin; der Spanier hatte noch immer seine majestätische Haltung und sein stolzes Lächeln; kein Zug in seinem edlen Antlitz verrieth innere Besorgniß oder gar Verzweiflung. Man war außer sich vor Entzücken, man hatte niemals mit mehr Anstand und Grazie eine halbe Million verlieren sehen. Nur noch wenige Goldstücke lagen vor dem Spanier, aber seine Hand zitterte nicht, als er die Farbe neu besetzte, er lächelte immer noch stolz und ruhig. Plötzlich, ohne einen Laut, einen Seufzer sank er vom Stuhl, besinnungslos, kalt, ohne Leben, ohne Bewegung. Der Croupier winkte ruhig dem reichgallonirten Diener, ihn aufzuheben, aber mitleidige Zuschauer, ja selbst Damen eilten herbei, ihm hülfreich zu sein, man öffnete sein Gewand, die rechte Hand, die er immer in der Brusttasche des Rockes gehalten, war voll Blut, und Blut saß an den Kleidern des Ohnmächtigen, — man wollte fühlen, ob sein Herz noch schlage, und schob die Gewänder zurück von seiner Brust, — sie war zerfleischt, sie blutete aus tausend Wunden, zerkratzt von dieser Hand, die der Spanier immer so graziös und anmuthig in der Brusttasche gehalten. Er hatte in der Verzweiflung in sein eigenes Fleisch gekrallt, — das war das Geheimniß seines stolzen Lächelns und seiner imposanten Ruhe!

Ich kann's nicht mehr aushalten in diesem Saal, laß uns gehen! Eine Schande der Menschheit sind diese Säle, wehe über uns Deutsche, daß sie bei uns noch geöffnet sind! Wir schreien und singen von dem Glück, Deutsche zu sein, und doch darf, was das Ausland als verbrecherisch und verächtlich verstieß, bei uns noch nisten und heimisch sein. Crockford, ein Engländer, war's, der das Roulett erfand, aber England hat seinen Namen gebrandmarkt, England, welches sonst das Land ist, welches für Erfindungen goldenen Lohn spendet, es hat diese Erfindung seines eigenen Sohnes mit dem Fuße von sich gestoßen, und Frankreich, das freie Frankreich, das sonst für seine Bürger keinen Zwang kennt, es hat die Hallen des Palais Royal befreit von Frascati's glänzenden Sälen, obwol mehr als eine Million dem Staat dadurch verloren ging. Frankreich wollte nicht dieses Geld der Schande und des Verbrechens, es stieß das Roulett aus seiner Hauptstadt und aus seinen Provinzen aus, und das Roulett flüchtete sich über den Rhein, den freien deutschen Rhein, nach Deutschland hin! Da fand es Aufnahme und ein gastliches Dach, da wurden in Preußen und Baden, in Köthen und Hessen ihm glänzende Säle eröffnet. Deutschland ist die letzte privilegirte Heimat des Rouletts.

L. Mühlbach.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Literaturbericht.

Wir haben nun schon seit Jahren, mit Ausnahme der „Dorfgeschichten" von Auerbach, die allerdings den etwas träge gewordenen Zustand aufrüttelten, keine literarische Erscheinung erfahren, die in allen Herzen Deutschlands mit Einem Schlag gezündet hätte. Die Literatur geht langsam und bedächtig ihren Weg, und läßt sich in ihrer nachgiebigen Behäbigkeit jetzt von einer fremdländischen Erscheinung weit zurückdrängen, um bald wieder selber still und bescheiden auf den Schauplatz der Presse zu treten. Die producirenden Talente haben ihre Wirksamkeit den vielen materiellen Fragen der Zeit untergeordnet, sie haben sich nicht beherrschend über die Zustände gestellt. Die Literatur hat sich nach der publicistischen Richtung vielfach geäußert, sie hat sich viel mit den stehenden staatlichen Verwaltungen zu schaffen gemacht, ein Product, ein Resultat der schöpferischen Kraft aber hat sie nicht hervorgebracht, das, ohne die Grenzlinien der Kunstform zu überschreiten, nachhaltig und mächtig die Fragen der Zeit und ihre socialen Zustände im Brennpunkt eingefangen hätte.

Man muß es aber nicht wie die Leute treiben, die mit ihrer Kritik die Produkte der laufenden Literatur in ekel nichtige Stoffe zersetzen wollen, die ihre Erscheinungen wie die letzten Anstrengungen eines Sterbenden hinnehmen, der bald darauf entnervt in die Kissen zurückfallen wird; man darf das Kind nicht mit dem Bade verschütten. Die Durchgangsperiode der Literatur, in der wir stehen, wird nach vielen haltlosen und unergiebigen Experimenten endlich doch sich abklären, und wenn wir nur erst den Boden rein gefegt sehen, werden wir auch finden, was als Spreu in den Lüften vertragen, was als gutes Fruchtkorn zurückgeblieben ist.

Die Literatur, die wie ein Nessushemd an den nackten Leib Deutschlands unabreißbar sich gelegt, kann mit den feinsten Künsten und mit den grausamsten Gewaltthätigkeiten der Kritik nicht mehr von ihm losgemacht werden. Die Kritik will dies auch nicht, sie will, von dem Dämon der Negation besessen, mit dem Werdenden in ewiger Fehde liegen. Auch dieses, obgleich oft der Keim schon von den Hagelkörnern ihrer Worte zerschlagen wird, ist von wesentlichem Vortheil, wie es gut ist, wenn die Luft zuweilen von Gewittern durchfegt und gereinigt wird. Der Deutsche kann sich von seiner Literatur nicht lossagen, wenn er sie auch hundertmal auf Kosten einer fremden verläugnet; sie stellt sich noch allein auf den Kampfplatz der Zeitereignisse, sie erleidet für ihn Noth und Verfolgung, da sie, weil er immer rath- und thatlos die Hände in den Schoos legt, zu ihrer Waffe, der Feder, greift und für ihn, so weit es immer möglich ist, Geschichte macht. Die Resultate dieses Federkampfspiels sind freilich meist kümmerlich und arm, das Spiel selbst aber war ehrlich gemeint. Thut es uns doch auch um den „armen Ritter von der traurigen Gestalt, weiland Don Quixotte" leid, wenn ihm sein Helm von einer kräftigen Hand jämmerlich zerschlagen wird, obgleich wir wußten, daß es mit dem Helme, der nur ein zerfahrenes Barbierbecken war, also kommen mußte.

Der Deutsche muß sich doch immer, wenn er mit sich selbst und den Regungen und Bewegungen seiner Zeit in das Klare kommen will, in die grüne Waldeinsamkeit seiner Literatur flüchten und retten, hier muß er seine eignen und fremden Gedanken sammeln und zurechtlegen, um das rechte Maaß zu finden für die äußeren Vorgänge, für welche nie oder zum Höchsten nur sehr selten sein eigen Urtheil und thatkräftiges Eingreifen in Anspruch genommen wird. In den Blättern seiner Literatur ist zugleich, wenn auch ziemlich verworren, der Gang seiner Geschichte aufgezeichnet; und wenn er auch, wie jener römische König, zwei Drittheile als zu theuer lieber den Flammen preisgeben ließe, würde er doch endlich das letzte Drittheil um den vollen Kaufpreis erstehen müssen.

Frankreich und England verbraucht noch immer mehr Literatur an inländische Käufer als Deutschland; die Engländer und Franzosen könnten gewiß eher und mit größrem Fug und Recht der Literatur entrathen, da sie ihrer Verwicklung mit den Weltzuständen bei einem fortwährenden persönlichen Eingreifen in das Triebwerk der Geschichte leichter entbehren können als eben wir, die einzig und allein auf diesen Posten zurückgeschlagen sind. Die Betheiligung an den Interessen der Literatur ist aber dort mehr ein Ehrenpunkt der Nation, und daher kommt es auch, daß dort die Stellung des Schriftstellers eine viel glänzendere und ehrenvollere als bei uns ist, wo sie vielfach gefährdet und oft geradezu verachtet ist. Wo liegt der Grund dieses allzu auffälligen Contrastes, an dem die angestrengteste Thätigkeit der Besten zu Schanden wird? Es ist in vielen heftigen kritischen Debatten zur Erkenntniß des Publicums gebracht worden, dennoch aber wird es noch lange so bleiben, wie es ehedem gewesen, so lange nämlich, bis die Sachlage der Dinge eine andere geworden ist.

Diese schwere Anklage darf jedoch nicht allein das deutsche Publicum treffen, sie muß auch gewichtig auf die Schriftsteller fallen, als sie sich in den meisten Fällen für die Menge nicht genug verständlich machten, als ihr Styl sich in die tausend Netzfäden von zähen Schulformeln eingesponnen und nur selten als bunter Falter sich daraus losgemacht und lustig und frei sich fortgewirbelt. Sie hatten jedenfalls immer die Sympathien für ihr Volk, aber nur in den wenigsten Fällen die herzgewinnende Ausdrucksweise für diese Sympathien. Man muß auch dem Volke gerecht sein, das nicht stundenlang vor einer Satzpforte stehen kann, bis es endlich den geheimen Drücker, der immerhin ein wahres Meisterstück der Versteckkunst sein kann, findet, dem sich die Pforte und mit ihr das vollkommne Verständniß eines solchen Satzes öffnet.

Wir haben es erst in der letzten Zeit erfahren, daß das Volk noch nicht ganz die Begeisterung für eine literarische Erscheinung verlernt und verloren, die ihm mit herzlichwarmer und verständlicher Rede in das Gewissen, aber auch das Wort redet. Berthold Auerbach's „Dorfgeschichten" sind ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes geworden. An diesem Schriftsteller vor Allem hat sich zugleich auch thatsächlich die Rechtfertigung meiner obigen Anklage herausgestellt. Der Wirkungskreis seiner früheren Bücher war nach den Ansichten, die er darin ausgesprochen, gewiß mehr in das Weite gestellt, nun er sich aber die Marken näher zusammengesteckt, fand er mit Einem Male die gerechte Würdigung dadurch, daß er ein Schriftsteller des Volkes geworden. Er kann jetzt, da er den geheimen Zugang zu den Herzen gefunden, den Kreis wieder weiter ausdehnen, darf aber nie zu den früheren Mitteln greifen, sondern ganz allein mit den einfachen schlichten Worten wirken, die so seelenvoll wie das Auge eines Naturmenschen blicken, so warm wie der Händedruck eines Freundes sind, so süß und bezaubernd wie die Stimme eines unschuldvollen Kindes klingen. Nicht das Wort allein, das die Schulformel wie eine Vermummung abgeworfen, war es, das eine solche außergewöhnliche Anerkennung hervorrief, es war vorzugsweise der enger gesteckte geistige Gesichtskreis, welchen jeder Leser mit seinen beiden Augen erreichen konnte, der dem Poeten eine sichere Schaar warb, die nun fest und treu an ihm hält.

In der für das Jahr 1847 erschienenen „Urania" steht die neueste größere Dorfgeschichte Auerbach's „Die Frau Professorin". Diese Geschichte ist wieder ein Stück Menschenleben mit aller Lust und mit allem Weh. Der Dichter bringt hier die ursprünglich menschlichen Verhältnisse durch die Liebe mit den gesellschaftlichen Gebarungen in Conflict, er schildert uns in der ersten Hälfte die Liebe auf einem stillen Dorfe und ihr natürlich bezauberndes Walten, und zeigt uns dann Strich für Strich, wie die Liebe des Dorfkindes, wenn sie eben ihr tiefinneres Wesen nicht aufgeben oder verläugnen will, verkümmern und verderben müsse an den verkünstelten Formen des gesellschaftlichen Lebens in einer Stadt.

Der berechnende Egoismus und die blinde Hingebung der Liebe verbringen eine grauenvoll unglückliche Wirthschaft, wenn sie in wechselseitiger Verblendung sich harmonisch ausgleichen wollen. So ist es hier, und so ist es auch im Leben; denn „die Frau Professorin" ist eben eine geniale Kopie nach dem Leben. Die Wahrheit dieses Lebensbildes ist traurig und erschütternd, und sie klingt so wehmüthig aus, daß man das Buch, im Innersten verstimmt, aus der Hand legt und eigentlich doch mit dem Verfasser zürnt, der so grausam unversöhnlich das Ende seiner Geschichte gestaltet, um der Wahrheit ganz und gar treu zu bleiben.

Ich habe die Wirkung dieser Lectüre aus der Unterhaltung eines kleinen, gebildeten Frauenkreises, die durch „die Frau Professorin" angeregt worden, lebhaft erfahren. Ein geist- und herzvolles Mädchen konnte nach dem gewaltigen Eindrücken derselben mit sich und den herrschenden Verhältnissen nicht zu Rande kommen, es zürnte und eiferte heftig gegen den Dichter, der Zug für Zug dem wirklichen Leben nachgetastet, und ihr Endurtheil lautete dahin, die Novelle sollte lieber gar nicht als so wahr geschrieben sein. Die Tante dieses Mädchens, eine geistreiche Frau, warf ein, es sei dies so der Lauf der Dinge, und man müsse derlei Eindrücke eben als reife Lebensresultate „an sich kommen" lassen, und wollte so die mächtige Bewegung ihrer Nichte, die sich aus dem Antlitz flammend offenbarte, zur Ruhe bringen. Die kritischen Aeußerungen einer einzelnen gesellschaftlichen Conversation sind zugleich die beste Bürgschaft für den Werth der Novelle, die einen lang nachklingenden Eindruck in den Lesern zurückläßt.

Die „Urania" darf nicht als ein gewöhnliches Taschenbuch, wie deren alljährlich in Deutschland viele erscheinen, um dem Bedürfniß der Mode nachzukommen, betrachtet und hingenommen werden. Sie ist durch die leitende Idee der Herausgeber, nur Produkte von Schriftstellern zu bringen, deren Namen zur Zeit einen guten Klang haben, ein Repertorium der novellistischen Poesie geworden, und es ließe sich recht gut aus den bisher erschienenen Jahrgängen der Entwickelungsgang der Novellenproduction in Deutschland literaturhistorisch bestimmen. Man sieht daraus, was ehedem der herrschende Geschmack gewesen, was sich erhalten und was sich abgelebt hat. Richtungen und Namen wechseln nach längerer und kürzerer Frist, wir finden darin mit den wechselnden Namen zugleich die Uebergangs- und Durchgangsperioden der Production. Dieses Verdienst schon, das sich nun nach einer Reihe von Jahren fertig herausgestellt, muß der „Urania" die immer rege Theilnahme des gebildeten Lesepublicums sichern.

Es erscheinen auch nach andern Richtungen, meist aber der negativ-kritischen Literatur solche Jahrbücher. Die productive Literatur aber vorzugsweise sollte auch in jeder ihrer Richtungen ein ähnliches Organ haben, das, nach einem streng künstlerischem System redigirt, jedenfalls von wesentlichem Belang sein dürfte. Das neu aufgegriffene Unternehmen von Musenalmanachen für die metrische Production ist bisher immer an Theilnahmlosigkeit gescheitert. Man mußte es darin in irgend Etwas versehen haben, daß der ungünstige Erfolg stets das verdienstliche Unternehmen vernichten mußte; theils lag die Schuld in der starren Ausschließlichkeit einer einzigen Schule, theils auch in der unkritischen Verwendung der eingelaufenen Beiträge.

Es ließ sich vielleicht auf diese Weise eher eine Vereinigung zu Stande bringen, als auf einem andern Wege, die in Einer Richtung Strebenden und Wirkenden finden sich so leichter zusammen, als es jetzt der Fall ist. Doch dies ist ein Thema, das schon vielfach erörtert worden, ohne ein glückliches Resultat hervorzurufen.

In der „Urania" finden sich außer Auerbach's „Frau Professorin" noch Beiträge von Gutzkow, Gerstäcker, Therese und Sternberg. Man hat Gutzkow mit dem bereitwilligen Zugeständniß der kritischen Kraft immer und gern den poetischen Nerv für eine eigentliche schöpferische Production absprechen wollen. Diese absprechende Annahme, die ihren Grund in der Furcht und einer kleinlichen Eifersucht hatte, fand überdies noch den Schein der Berechtigung in der früheren ausschließlich negativen Wirksamkeit des Publicisten und Kritikers Gutzkow, der sich immer schlagfertig der politischen und literarischen Fragen der Zeit mit seinem Geiste bemächtigte. Seine thätigste Wirksamkeit fiel hier in eine gährende Epoche, die einem elastisch regen Geist nicht die erforderliche Ruhe zur selbständigen Production gestattete. Die brausenden Elemente haben sich geklärt, und Gutzkow trat in den letzten Jahren als Producent auf. Junge, frische Kräfte fingen an für die deutsche Schaubühne zu wirken, die mit fremden Elementen das alte einheimische Repertoir in den Hintergrund drängte und hin und wieder durch eine unselige Weiberwirthschaft geistesarm und katzenjämmerlich wurde. Gutzkow stellte sich mitten unter sie hinein und vollbrachte, so viel er eben nach Kraft und Willen erreichen konnte. Er bebaute auch wieder das von ihm schon einmal verlassene Feld der Novelle und brachte in den zwei letzten Jahrgängen dieses Taschenbuches Novellen, welche die Kritik höher stellen mußte, als seine früheren Arbeiten in diesem Fache. Die Novelle „Imagina" dieses Jahrgangs ist wieder kunstvoll angelegt und geist- und poesiereich durchgeführt.

Gerstäcker, der mit kecken, naturwahren Strichen das amerikanische Leben nach eigener Anschauung schon in früheren Büchern meisterhaft gezeichnet, bringt hier ein solches frisches Lebensbild, das, durch und durch gesund, den Leser befriedigen muß.

Therese, die in vielen Reiseskizzen ihr Talent in der objectiv durchgeistigten Auffassung und Darstellung von Gegenden herausstellte, gibt hier wieder ihre Anschauungen in leichter und lebendiger Manier. Sternberg's Novellen nehmen immer einen gewaltig schönen Anlauf, gegen die Mitte aber verlaufen sie sich bequem, daß man mit dem Verfasser rechten muß, da er uns so um die schönsten Hoffnungen, gleichsam eigensinnig, betrügt. Seine „Sybille" ist eine solche Novelle.

Ich habe mich mit einer vorübergehenden literarischen Erscheinung, als welche gewöhnlich ein Taschenbuch gilt, vielleicht zu lange und eben deshalb beschäftigt, weil ich die „Urania" nicht für ein gewöhnliches Modengeschenk halte, das der sentimentale Anbeter seiner Geliebten, der aufmerksame Bräutigam seiner Braut gibt. Dazu wäre die Ausstattung, die jedenfalls sehr anständig, doch zu einfach und zu wenig bunt.

Nordmann.

Gottfried Keller.

Man hat wol schon öfters die neuere deutsche Lyrik mit einer großen Sandwüste vergleichen wollen: „drückend, öde, unerquicklich, nirgends bietet sie dem suchenden Wanderer eine Quelle wahrer Poesie; zwar spiegelt oft eine fata morgana duftige Oasen vor sein Auge, er eilt, sie zu erreichen, doch wenn er weiter eindringt, verschwindet mehr und mehr die trugvolle Spiegelung, bis ihn die traurige Wahrheit um so mehr niederschlägt, daß hohler Flitter, prunkvolle Schale ohne Kern ihn getäuscht.“ Doch diese Meinung, so oft sie auch aufgestellt worden, hat eben so viele Widerleger gefunden, und auch ich bekenne mich zu der Ansicht, daß unsere neuere und neueste Lyrik, zugegeben, daß sie eine meist unerquickliche Oede ist, dennoch herrliche Oasen einschließt, und daß, wenn ein flitterhaftes Aeußere auch oft der Deckmantel des saft- und kraftlosen Inhaltes ist, dennoch wahre Poesie mit entsprechender Einkleidung immer noch gefunden wird.

Ein schlagendes Beispiel hierfür ist Gottfried Keller, der Schweizerdichter, dessen Poesien vor Kurzem gesammelt erschienen sind. — Lenau zählt in Deutschland viele Verehrer, aufrichtiges, tiefgefühltes Bedauern ist ihm in seinen jetzigen Aufenthalt gefolgt, der ihn, — wir wollen es hoffen — nur zeitweilig der Welt entzieht; Herwegh's kräftige, freiheitglühende Lieder haben in manchem Herzen den Wiederhall geweckt — darum hat auch Gottfried Keller in den einzelnen Dichtungen, die bis jetzt von ihm bekannt geworden, mit Recht Aller Erwartungen gespannt; denn man fand darin dieselben Töne angeschlagen: die in die Natur und ihr heiliges Weben versenkte Melancholie, das wildromantische Gepräge Lenau's, das fessellose Freiheits- und Vaterlandsgefühl Herwegh's ... die Erwartungen sind nicht getäuscht worden: die deutsche Lyrik wird einst Keller unter ihre besten Vertreter zählen können; schon jetzt kann die Kritik freudig auf ihn aufmerksam machen, als auf einen Dichter, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, dessen Gedichte — mit wenigen Ausnahmen — es verdienen, von jedem Freund der Poesie gekannt zu werden. Deshalb glaube ich auch, daß ein näheres Eingehen in die Leistungen Keller's und eine Charakteristik seiner Dichtungen an dieser Stelle weder unpassend, noch uninteressant sein könne.

Einen Mittelpunkt haben dieselben alle, um den sie sich wie die Strahlen um die Sonne reihen. Er ist nicht leicht zu verkennen; denn in jedem Verse tritt er uns entgegen: es ist die Liebe zur Natur; — daran schließen sich: die Anhänglichkeit an das Vaterland, die Sehnsucht nach Freiheit und Völkerglück als Modulationen des Grundtons. Ich will den Hauptinhalt seiner Gedichtsammlung so kurz wie thunlich durchgehen; denn nur dadurch ist ein Gesammtbild zu entwerfen möglich.

Der erste Abschnitt ist der Natur gewidmet. Mit Innigkeit, mit kindlich anschmiegendem Feuer ruft der Dichter sie, die hehre Göttin an, sie soll ihm eine Geliebte sein, die er nie verlassen will; „sollt er ihr jemals untreu werden, so sei sein Fall genaht auf Erden, sein Herz verdorben oder krank;“ sie soll ihm beistehen im Kampf mit seiner Zeit, sie soll ihn mit Rasen bedecken, wenn sein Stündlein ihn ereilt, auf daß er, nach kurzer Ruhe zu neuem Kampfe gestärkt, auferstehen möge. Und untreu ist er ihr nicht geworden, sein ganzes Wesen ist von ihr durchdrungen, in jeder Strophe spricht sich das selige Verständniß mit der Geliebten aus. — Göttin Natur hat seine Treue belohnt, sie hat ihn zu ihrem liebsten Sänger erkoren! Dem einleitenden Abendlied an die Natur folgt ein Cyklus kleiner Bilder, die Tages- und Jahreszeiten, üppig umrankt von mannigfachen Arabesken, Phantasieblüthen, welche Trauer und Melancholie düster gefärbt, doch Hoffnung mit ihren Goldfaden hell durchwebt hat. Die Hoffnung erneut sich, wenn es Morgen wird, wenn der Sonnenball heranrollt, mit der rosigen Wölklein Schaar, seidnen Wimpeln, vom Oste getragen, die Hoffnung ermattet, wenn die Sonne untergeht, doch fröhlich wacht sie wieder auf mit ihrem ersten Frührothschein. Drum wird auch, so lange noch Morgenwinde voran der Sonne weh'n, nie der Freiheit Priesterschaar in Nacht und in Schlaf vergehn! Und am Abend, wenn die Sonne, in Gold und Purpur tiefverhüllt, mit ihrer Leuchte scheiden will, da bittet er sie, so schmeichelnd wie ein Kind die Mutter, ihm zu gestatten, an ihrer Hand hinüberzuwallen.

Ich will Dein treuer Page bleiben,
Dein Spiegel, wie das blaue Meer,
Als Schäfer Deine Lämmer treiben,
Die Morgenwolken, vor Dir her.
Als leichte, leichte Wolke nur
Laß mich an Deinem Hofe weilen,
Als Deines Glanzes letzte Spur
Vor Deinem Siegszug kündend eilen!
Ich präg' als Lehrer neue Lieder,
Den Lerchen, Deinen Kindern, ein —

doch unaufhaltsam sinkt die scheidende Sonne! In tiefem Weh klagt er ihr nach:

Du willst mich nicht? Du tauchest nieder?
Ich bin im Schatten, bin allein!

Verlassen von der Königin dünkt ihm die Erde schmucklos, eine todte Kohle: was jüngst noch Klarheit wiedergab, stäubt jetzt als Asche unter seiner Sohle. Traurig wendete er sich ab: doch im Osten taucht ihm ein neues Wunder auf: der Silbermond beginnt in rosig mildem Nebelmeere seinen Lauf; er, der Sonne Aehrenleser, der nach verlornen Strahlen jagt, er, der Sonne Reichsverweser, bis wieder sie im Osten tagt, erfüllt ihn mit der freudigen Zuversicht, daß es auf Erden keine Nacht gibt, die nicht noch einen Schimmer hätte, kein Unglück, das, wenn es das Menschenherz recht zu tragen wisse, nicht ein Blümlein des Trostes berge. Betrachten wir ein anderes Bild! — „Im Glase blüht ein frischer Rosenstrauch, daneben weht ein Jünglingsleben aus, in's Zimmer bricht der volle Abendglanz.“ Rothes Gold umthaut die Reb' am Fenster, die Kammerwand, den Todkranken und sein Linnentuch, das schwarze Pfäfflein und sein schwarzes Buch. Die Sonne übt das heil'ge Todtenamt, drum weg, Du armer Dunkelmann! Nicht einmal die Blumen horchen Dir: sie wenden ihr Haupt nach Westen der sinkenden Sonne zu. Scheidend winkt der letzte Strahl, erkaltet, verglüht ist Berg und Thal, die Rosen sind roth und frisch geblieben, doch der Jüngling ist todt. Doch ehe noch diese Rosen welken, ist die gefloh'ne Jünglingsseele schöner aufgeblüht.

Nimmst, Teufel, Du mir dieses Glaubens Lust,
Nimm mir zuvor das Herz aus meiner Brust!

Die Nacht — eine finstere Sybille, die über uralte Sünden brütet, die mit Donnerrollen und zuckendem Blitz den uralten Schmerz betäuben will: die Nacht — eine klare Sommernacht, die auf thautrocknen Fluren liegt; im Westen ist kaum des Tages Gestirn entfloh'n, um anderen Zonen zu leuchten, da tagt's im Osten wieder; die Sternenpracht, das unermeßliche Schweigen, welches auf der Erde ruht, macht das Herz leicht und so still und gut, wie das Weltenall:

Der letzte, leise Schmerz und Spott
Verschwindet aus des Herzens Grund:
Es ist, als thät der alte Gott
Mir endlich seinen Namen kund.

Die Nacht — auf der Südsee Wassergärten: wie ein Kind an der Mutterbrust, ist eine Insel selig in den Wogen entschlummert, die Brandung ist, weiß wie ein Mutterarm, um die grünen Küsten rings gezogen, Alles athmet Ruhe und Frieden. Da — ein Blitz — ein Krach!... es weht der Pulverdampf über das aufgeschreckte Eiland. Wie ein großes Meerungeheuer, gierig seine Beute zu verschlingen, kriecht, ein schwarzer Drache mit ausgespannten Flügeln, der Europäer Schiff heran. Lüstern blicken die Bleichgesichter nach den Schönheiten des neuentdeckten, friedlichen Landes, nach diesen Blüthen, die so bald gebrochen, nach diesem Tempel, der so bald geschändet sein wird! Doch zuvörderst aus der giererfüllten Rotte ragt der Christenpfaffe, schweigend in den Händen das blut'ge Kreuz mit dem gequälten Gotte. Der Lenz ist gekommen; mit ihm Sehnsucht, Hoffnung, Freude, Herrlichkeit. Wie Veilchenduft geht eine schöne Sage auf Erden:

Das ist das Lied vom Völkerfrieden,
Das Lied vom letzten Menschenglück,
Von gold'ner Zeit, die einst hienieden
In ew'ger Klarheit kehrt zurück.

Der Lenz ist gekommen; die Lawine donnert über die Matten in's Thal, des Dichters Häuschen mit sich reißend; doch ist wieder trocken die Alpentrift, so baut er sich singend ein neues auf; wenn aber die Lawine der Knechtschaft in seines Landes Bann bricht, dann will er selbst sein Häuschen anzünden und hinausziehen in die weite Welt; denn lieber gepeitscht in Sibirien sein, als Herrenknecht im Vaterland, lieber mit den Türken Allah schrein, als in Zwingli's Volk Jesuitentrabant.

So besingt er den Sommer, „die üppige Zeit, wo Alles so schweigend blüht und glüht“, so den Herbst, „wo sich der Wald entlaubt, nachdenklich wird und schweigend“. Aus dem bisher Angeführten wird sich ohne Zweifel der Grundtypus der Keller'schen Lyrik schon genügend ergeben haben; ich halte es daher für unnöthig, die folgenden Abschnitte mit derselben Genauigkeit durchzugehen.

Seite 79—103 enthalten Sonette, theils kleine Genrebilder, leicht hingeworfen, doch zu manchem inhaltschweren Gedanken veranlassend, theils vaterländische Sonette, in denen jene glühende, begeisterte Vaterlandsliebe athmet, die wir schon oben als einen durchgehends bemerklichen Charakterzug des Dichters bezeichnet haben. Auch manche deutsche Zustände finden sich sowol hier, als in den vermischten Gedichten meisterhaft geschildert; ich mache nur auf XVII (S. 95), der deutsche Freiheitskrieg (S. 98), Frau Michel, der Kürassier, Morgenroth (S. 266 f.) aufmerksam...

Hieran reihen sich Liebeslieder, — ein einfaches poetisches Liebesleben mit all' seiner Lust, all' seinem Schmerz... In früher Jugend, der Kindheit kaum entwachsen, geht ihm der Stern der Liebe auf, sein Herz schwillt im ungewohnten, kaum verstandenen Gefühl; die Natur, die ihm bisher Geliebte — Gott gewesen war — er nennt sich selbst einen kleinen Pantheisten — erregt in ihrem Frühlingserwachen eine unbestimmte Sehnsucht in seiner Brust: er schläft in der grünen Laube: ein Traum zaubert ihm eine Jacobsleiter vor, von seinem Herzen nach zwei lichten Sonnen gezogen, und Liebesgötter steigen in sein Herz hinein, „wecken andere hübsche Knaben, die darinnen träumen und schlafen“, und werden im Steigen von diesen umschlungen und festgehalten; er erwacht und schaut in die Augen der erschreckten Geliebten. So offenbart ihm der Traum ihre Gegenliebe. Da beginnen die Tage des Glücks für ihn: die Außenwelt und ihre Rücksichten vergessend, Alles nur auf seine Liebe beziehend, lebt er in süßer Trunkenheit; doch das mitleidlose Schicksal beneidet sein ungestörtes Glück, zerstört die noch so jungen Blüthen. Wie im Herbst die Blätter welken, da welkt auch die Geliebte hin, und da die Natur im Lenz zu frischem, frohem Leben erwacht, als die Lerchen freudejauchzend die Auferstandene durchjubeln, da ist sie dem irdischen Leben, dem schmerzdurchwühlten Geliebten entrissen, um in einer andern Welt neu und schöner aufzublühen. Doch in seinem Herzen ist mit gellem Klang eine Saite gesprungen, die Verzweiflung begleitet ihn auf seiner dunkeln Lebensbahn, die Freude kann ferner keine bleibende Stätte in seiner Brust finden: kaum gibt er ihr sich hin, da erfüllt ihn der Gedanke, wie kein Glück dauernd ist, wieder mit Schmerz und Wehmuth.

Die Gedanken eines Lebendigbegrabenen sind so schreckhaft und erschütternd, es weht durch sie eine so wilde, schaudererregende Phantasie, daß man unwillkürlich an einige Dichtungen Lenau's erinnert wird, welche einen ähnlichen Charakter tragen. Und dennoch wieder neben den Qualen der Verzweiflung des den gewissen Tod in seiner grauenhaften Gestalt vor sich Sehenden, welche uns so lebhaft geschildert werden, daß wir die Angst, das trostlose Ringen mit zu empfinden glauben, versöhnt und beruhigt wieder die gewaltige Ergebung, die rührenden Gedanken an „sein altes Mütterlein“ und an die Eine, „der er's nie gesagt, daß junge Liebe ihm im Herzen sproßte“.

Aehnlich, doch milder und gemüthlicher, ist die Feueridylle. In den Bildern, die das brennende Haus des reichen Bauers in ihm hervorruft, findet seine Phantasie Nahrung genug, um daran Gedanken über manch Lebensverhältniß zu knüpfen. Auch hier verleugnet die dem Dichter eigene Melancholie sich nicht, doch ist sie, wie schon gesagt, versöhnlicher, die Dissonanzen treten nicht so grell hervor, wie in Anderem.

Einen reichen Strauß der schönsten Blumen bieten die vermischten Gedichte. In den ersten Schweizerliedern thut sich das ächte Schweizerblut kund.

O, mein Heimatland! O, mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!

singt er.

In der Fremde, fern von seiner trauten Helvetia, faßte manchmal ihn ein tiefes Leid,

Doch wie kehrte schnell es sich in Freud',
Wenn ich einen Deiner Söhne sah.

Noch im Tode will er zu Gott beten:

„Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland!“

Loyola's wilde, verwegene Jagd, Pietistenwalzer und Apostatenmarsch hätten wir lieber vermißt; wunderlieblich dagegen ist das „Wanderlied“. — In allen Landen ist's so schön, mannichfache Pracht läßt keine Ermüdung aufkommen, doch einer süßen Blüthe ermangel' ich überall. Sag' an, Du muntrer Jäger, Du Bergmann traut, Du mein stiller Fischer, habt ihr mein Liebchen nirgends geschaut?

Mein Liebchen ist die Freiheit:
Die such' ich kreuz und quer —
Sie ist doch nicht ertrunken
Im alten, falschen Meer?

Holzwege möchten wir zur Composition empfehlen; die Lieder, welche so im echten Volkston an's Herz sprechen, werden immer seltener; das vorliegende gehört zu den besten neuern, die wir kennen. Möge es deshalb nicht unbeachtet bleiben und, wir wünschen es, einen recht talentvollen Componisten finden.

Ueberblicken wir noch einmal die vorzüglichsten Eindrücke, die Keller's Gedichte auf uns machen, werden sich die schon oben angedeuteten Grundfarben klar bekunden. Zunächst bemerken wir einen Zug tiefsinnender Wehmuth, die nicht in häßlichem Kokettiren mit Welt- und Liebesschmerz jede Spur der Manneswürde verleugnet, sondern die, im Charakter begründet, durch den Tod der Braut, die geistige Unterdrückung des Vaterlandes, die Erkenntniß der großen Mängel und Misstände des Erdenlebens genährt, durch eine sich öfters in den Schauern und Nachtseiten der Natur gefallende Phantasie unterstützt, zu überwiegender Kraft angewachsen ist. Keineswegs ist aber durch diese allerdings häufig hervortretende Melancholie die reine Freude an den milderen Schönheiten der Natur ganz verwischt; freilich ist diese Freude oft nur Augenblicke lang, wie das Durchblicken der Sonne am düstergefärbten Gewitterhimmel; kaum blitzt sie auf, da bedecken sie schon neue Wolken, der Donner grollt näher und näher, — mit erschütternder, ja erschreckender Gewalt durchbebt eine gelle Dissonanz die Jubeltöne der überströmenden Brust, und die hervorbrechenden Thränen umhüllen das eben noch so heiter lächelnde Antlitz. Wie die düstern Stellen sich durch Großartigkeit der Schilderung, Schauer der Phantasie, tiefes Studium Dessen, was die Menschenbrust bewegt, auszeichnen, so beweisen auch die heitern Naturschilderungen, wie sehr Keller dieselbe studirt hat, ihr in ihre geheimsten Verzweigungen gefolgt ist, wie der Bergmann den Adern des Erzes. Das lebhafte Gefühl für Alles, was die äußere Natur, sowie die innere des Menschen in sich schließt, ist die andere bemerkliche Richtung seiner Lyrik.

Zuletzt bleibt uns noch seiner Freiheits- und Vaterlandsliebe zu gedenken übrig. Dieselbe ist eine nothwendige Folge seiner Begeisterung für die Natur; denn wie jedem Schweizer das Vaterland theuer, die Liebe für dasselbe, die Sehnsucht nach seinen heimatlichen Bergen im fremden Lande angeboren ist, muß dieselbe in einem Herzen, das für die Schönheiten und Großartigkeit der Natur so glühend schlägt, um so kräftiger geworden sein, und wie man immer findet, daß ein edler Mensch den Freund, der in Unglück und Gefahr ist, nur desto mehr liebt, so ist es leicht erklärlich, daß die Vaterlandsliebe Keller's sich in den glühendsten Wünschen zu dessen Rettung aus den Krallen der Hierarchie ausspricht. Wir können daher auch die Erbitterung gegen die Unterdrücker, welche einige Male zu schroff hervortritt, wol entschuldigen, weil wir wissen, daß dieselbe leider einen nur zu guten Grund hat.

Da ich glaube, meinen Zweck, eine Charakteristik Keller's zu geben, so weit es die Umstände gestatten, erreicht zu haben, schließe ich mit dem Wunsche, daß dieser Aufsatz dazu beitragen möge, auf den jungen Dichter die Aufmerksamkeit des lesenden Publicums zu wenden und ihm die Würdigung zu verschaffen, die er vermöge seines ganz vorzüglichen Talents verdient.

v. H. T.

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 133.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 13. Januar 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

(Fortsetzung aus Nr. 132.)

Fünfter Band.

Sechstes Kapitel.

Das Zusammentreffen.



Ich befand mich in einem Seelenzustande, der ungefähr demjenigen eines Träumenden zu vergleichen ist, der aber ein unbestimmtes Bewußtsein davon hat, daß er träumt; übrigens fühlte ich keinerlei Gewissensbisse; ich hielt mich für ganz gerechtfertigt; in meiner gehässigen Erbitterung gegen die Gesellschaft sagte ich zu mir selbst:

„Ich habe mit größter Hartnäckigkeit Arbeit und Brot von ihr verlangt, sie hat mich keiner Antwort gewürdigt, sie hat mich mit Gewalt in die Nothwendigkeit versetzt, entweder Hungers zu sterben, oder eine unwürdige Handlung zu begehen, ich wälze meine Schmach auf diese Rabenmutter von bürgerlicher Gesellschaft; sie verkennt mein Recht zu existiren, ich stelle daher ihre Gesetze in Abrede."

Mein Begleiter mochte wol auf meinem Gesichte die Herbheit meiner Gedanken lesen; denn er sagte zu mir:

„So bist Du mir recht, mein Sohn: Du bist bleich, Du beißest die Zähne zusammen, ich bin überzeugt, mit einem guten Messer in der Hand würdest Du Dich vor zehn Leuten nicht fürchten."

Mein Begleiter hatte diese unheilverkündenden Worte so eben ausgesprochen, als wir in der Mitte eines Menschenhaufens, der durch ein Paar zusammengefahrene Wagen entstanden war, still stehen mußten; die Straßenecke war versperrt, die Fußgänger mußten umkehren; ich stand am Rande des Trottoirs — plötzlich stieß ich einen unwillkürlichen Schrei aus. Wenige Schritte von mir erblickte ich in einem Wagen, der wegen der unterbrochenen Passage hatte anhalten müssen — Regina.

Das junge Mädchen war in Schwarz gekleidet, wie ich sie an den Jahrestagen von ihrer Mutter Begräbniß immer gesehen hatte; eine leichte Blässe bedeckte ihr schönes, trauerndes Antlitz — sie schien nachdenkend.

Zufällig wandte sie den Kopf nach meiner Seite; ungefähr eine Secunde lang fiel ihr trauernder, träumerischer Blick mechanisch auf mich.

Meine Blicke trafen die ihrigen, ohne daß sie es übrigens zu bemerken schien.

In diesem Augenblick ward der Weg wieder frei, der Wagen, in welchem Regina in Gesellschaft einer anderen Dame saß, setzte seinen Weg fort und verschwand.

Regina's Blick übte eine electrische Wirkung auf mich aus, ein Strahl von göttlichem Lichte fiel plötzlich in den Abgrund, in welchen ich zu versinken im Begriff war — in einem Augenblick war mein Entschluß gefaßt.

Ich war durch mehre Personen, die wie wir hatten stillstehen müssen, für den Augenblick von dem Muldensterz getrennt, zu meiner Linken sah ich ein offenes Einfahrtsthor, und unter der Wölbung die letzten Stufen einer Treppe; indem ich nun einen Augenblick benutzte, in welchem mein Begleiter, der keinerlei Mistrauen in mich setzte, anderswohin blickte, sprang ich, ohne von dem Thürhüter bemerkt zu werden, rasch in das Einfahrtsthor und stieg eilig zum ersten Stock hinauf, dann setzte ich meinen Weg langsam bis zum fünften fort, indem ich mich, um meine Anwesenheit in dem Hause zu rechtfertigen, darauf einrichtete, nach einem hier unbekannten Miethsmann fragen zu können.

Ich wollte dem Muldensterz Zeit lassen, sich zu entfernen und mich von einem Ende der Straße bis zum andern zu suchen. Nachdem ich eine Weile im höchsten Stockwerk verweilt, ging ich sehr langsam wieder herunter, indem ich auf jedem Absatz eine Zeit lang stehen blieb. Auf diese Weise gewann ich ungefähr eine Viertelstunde, dann trat ich vorsichtig aus dem Hause, indem ich, ehe ich das Einfahrtsthor verließ, die Straße nach beiden Richtungen hinabsah.

Der Muldensterz war verschwunden.

Indem ich in den Durchgang eintrat, welcher die sogenannte Cité Bergère bildet, schritt ich eilig fort, und nachdem ich den menschenleersten Straßen in diesem Viertel nachgegangen, kam ich an weite Landflächen von unbestimmtem Charakter, die auf der einen Seite von den letzten Häusern der Vorstadt, auf der andern von der Umfassungsmauer von Paris begrenzt waren.

Noch einmal athmete ich frei auf — ich war wieder in Freiheit.

Während dieses raschen Laufes hatte ich meinen Entschluß noch mehr reifen lassen.

Ich war innerlich ganz ruhig.

Indem ich um mich blickte, bemerkte ich in unmittelbarer Nähe der letzten Häuser der Vorstadt mehre tiefe Ausgrabungen, die von Bauten herrührten, welche durch den Eintritt des Winters unterbrochen sein mochten; eine Umschließung von lose übernagelten Bretern umgab diese Bauten beinahe ganz. Eins der Gebäude war nur erst über die Grundmauern emporgeführt, ich bemerkte einen halb vollendeten Keller, dessen Gewölbe, welches fertig war, eine tiefe Höhle bildete. Die Vorsehung stand mir nach Wunsch bei, ich erwartete die Nacht mit Ungeduld, das Tageslicht war mir zuwider.

Ich ging lange auf dieser menschenleeren Fläche auf und ab; ein dicker Nebel deckte sie bald mit seinem dichten Schleier.

Je mehr ich darüber nachdachte, desto verständiger und angemessener erschien mir mein Entschluß, desto mehr erstaunte ich über den schrecklichen Schwindel, von dem ich ergriffen worden war, und dem mich der Anblick Regina's entrissen hatte.

Endlich brach die Nacht herein.



Ich machte in die Breterumzäunung, mit welcher das unvollendete Gebäude umgeben war, mit leichter Mühe ein Loch. Ich stieg in den Grund hinab und bereitete mir mittels etwas Stroh, das ich von den Steinschichten nahm, die man für den Winter mit Stroh zu bedecken pflegt, im Hintergrunde des unvollendeten Kellers eine Art von Streu, nahm einen großen Stein als Kopfkissen und streckte mich dort aus — um ruhig den Tod zu erwarten.

Gott, Du bist mein Zeuge, daß ich diesen letzten Entschluß ohne Gehässigkeit, ohne Bitterkeit, ohne Auflehnung gegen mein Geschick faßte! Diese bösen Regungen waren zugleich mit meinen schlimmen Absichten vor einem einzigen Blick von Regina entschwunden.

Nein, ich entschloß mich zu sterben, blos, weil ich nicht die Mittel fand, um zu existiren —

Weil ich nicht um den Preis mein Leben erhalten wollte, daß ich der Schande anheimfiele, wie ich vorhin zu beabsichtigen leider im Stande gewesen war.

Endlich fand ich weder Muth, noch Kraft, noch Willen genug in mir, den schrecklichen Kampf, den ich seit drei Tagen gegen meine schreckliche Lage kämpfte, ohne Aussicht auf Erfolg noch weiter fortzusetzen.

Ich beging keinen Selbstmord, ich schleuderte nicht gegen die unbarmherzige bürgerliche Gesellschaft einen letzten, wüthenden Fluch — nein, nein, Du weißt es, o Gott, entsagend und in liebevoller und vergebender Stimmung fügte ich mich nur der materiellen Unmöglichkeit, mein Leben länger zu erhalten, ganz so, wie man eine tödtliche Krankheit auf heitere Weise erträgt.

Diese Krankheit war die Armuth, ich starb an ihr, aber ich beging keinen Selbstmord.

Was den Selbstmord anbetraf, so erinnerte ich mich zu genau meiner Unterredungen über denselben mit Claudius Gérard; dieser war weit entfernt, ihn als ein Verbrechen zu betrachten, er konnte im Gegentheil nach seiner Ansicht einen heldenmäßigen, erhabenen Charakter tragen, aber er erklärte ihn nur unter wichtigen Verhältnissen für zuläßig.

„Dir das Leben nehmen, heißt, Dich zugleich für den Beeinträchtigten, den Richter und Henker erklären," hatte Claudius Gérard zu mir gesagt, „vor dem höchsten Gerichtshofe Deines eigenen Gewissens, Deiner eigenen Vernunft mußt Du in diesem Falle Deine eigene Sache führen und richten, und das Urtheil vollstrecken, ein Urtheil, das keine Berufung zuläßt. Du kannst die Sache also niemals umsichtig und ernst genug erwägen, und vor Allem fasse keinen Entschluß, ehe Du Dir nicht in Deinem Herzen und Gewissen folgende Fragen vorgelegt:

Uebersteigt Dein Unglück wirklich die menschliche Kraft?

Wird Dein Tod für Jemanden von Nutzen sein?

Steht es Dir unwiderleglich fest, daß Du Dich von jetzt an Deinen Mitmenschen nicht mehr würdest nützlich machen können?

Das bedenke vor Allem! So unglücklich der Mensch sein mag, so kann er doch seinen Nebenmenschen noch immer Dienste leisten. Ist er jung und stark, so kann er einen Schwächeren, als er ist, zu vertheidigen haben; ist er umsichtig und gut, so kann er die, welche die Unwissenheit böse macht, aufklären und bessern; mit einem Worte, im Vergleich zu der vollkommenen Unfruchtbarkeit des Selbstmordes darf man keinen Dienst zu klein finden; wenn die Umstände es nicht als heldenmüthig und erhaben erscheinen lassen, ist ein Sterben ohne Nutzen nur mit einem trägen und nutzlosen Leben zu vergleichen."

Ich hatte also nicht das Recht zum Selbstmord. Claudius Gérard würde sich über meinen Tod, wenn er ihn erführe, tief betrüben, und die Erhaltung meines Lebens konnte vielleicht noch für Regina von Nutzen sein.

Auch beging ich ja keinen Selbstmord — ich starb blos!

— — — — — — — — — — — — — —

An diesem Abende begann für mich eine Art moralische und physische Erschöpfung, die übrigens viel weniger quälend war, als ich es geglaubt hätte.

Die Temperatur dieses feuchten und finsteren Kellers war beinahe lau zu nennen; als ich, nachdem mir die erste Nacht in einer Art von körperlicher Verdumpfung vorübergegangen war, und ich das blasse Licht des Morgens an dem Gewölbe meines Zufluchtsortes widerscheinen sah, fühlte ich, — seltsam! — eine Art Genuß darin, zu mir zu sagen: heute brauche ich nicht auszugehen, ich brauche heute weder um Brot, noch um ein Obdach für die kommende Nacht besorgt zu sein.

Ich brachte diesen Tag in einer absichtlichen Unbeweglichkeit hin; denn diese versenkte mich bald in eine gänzliche, kalte Erstarrung; mit dem Gesicht gegen die Wand des Kellers gekehrt und mit geschlossenen Augen da liegend vertiefte ich mich in die Erinnerung an die Vergangenheit.

Dieses lange Sinnen war gleichsam ein zärtliches und feierliches Lebewohl, das ich vom Grunde meines Herzens allen denen sagte, die ich geliebt hatte.

Bamboche, Basquine, Claudius Gérard, Regina traten vor meine mehr und mehr ermattende Einbildungskraft; denn gegen den Abend dieses Tages fing ich an, die schmerzlichen Qualen des Hungers zu empfinden; glücklicherweise wirkten sie sogleich auf meine schon sehr erschöpften Geisteskräfte.

Von dieser Zeit an muß ich der Geisteszerrüttung, welche den schrecklichen Anfall, den man die Hungerwuth nennt, immer begleitet, anheimgefallen sein; ich verlor das Bewußtsein von dem, was mit mir vorging.

— — — — — — — — — — — — — —

Als ich wieder zu mir selbst kam, war es fast dunkel, ich lag auf einem Gurtbett in einer Art von Hängeboden oder Verschlag, von wo ich unter mir einen langen Stall bemerkte, in dem dreißig bis vierzig Pferde standen.

Ich glaubte zu träumen und blickte mit wachsender Verwunderung um mich, als ich Jemanden die Leiter, die von dem Stalle zu dem Verschlage hinaufführte, heraufsteigen hörte, und trotz meiner Schwäche, trotz der halben Bewußtlosigkeit, in der ich noch lag, erkannte ich sogleich das gute und ehrliche Gesicht des Droschkenkutschers, der mich den ersten Tag meines Aufenthaltes in Paris gefahren hatte.

„Na — endlich — thut Ihr die Augen auf," sagte er fröhlich zu mir, „der Arzt sagte es wol, es fehlte Euch nichts, als daß Ihr vor Mangel am Nöthigsten erschöpft wäret, was man übrigens auch gleich sah; denn sobald Ihr ein bischen dünne Fleischsuppe zu trinken bekamt, schien Euch schon besser zu werden."

„Wie bin ich hierher gekommen," fragte ich ihn gerührt, „gewiß durch Eure Güte?"

„Freilich wol, und ich rühme mich dessen, mein Junge, ich will's Euch nur gleich erzählen, damit Ihr Euch nicht mit Nachsinnen den Kopf anstrengt, das taugt nicht. Die Sache ist also diese: Gestern Nachmittag kommt eine hübsche kleine Dame mit niedergelassenem Schleier und gesenktem Köpfchen, wir kennen das, an meinen Stand, macht mir ein Zeichen, ihr den Wagen zu öffnen, schwingt sich behend, wie eine kleine Katze, über den Tritt, zieht den Rollvorhang vor, und sagte zu mir: Kutscher, an die Barrière de l'Etoile, seid Ihr einmal auf dem Wege nach Neuilly, so fahrt Ihr im Schritt — kennen das, Liebchen. Ich steige wieder auf den Bock, komme auf dem Wege nach Neuilly an, fahre im Schritt, nach fünf Minuten zieht mich die kleine Dame, so stark ihre kleine Hand vermag, am Mantelkragen und ruft: Haltet an, Kutscher, und macht den Wagenschlag auf. Ich steige ab, mache den Wagenschlag auf — für wen? Für einen schönen, jungen Mann, der steigt ein und sagt mir: Kutscher, Vorstadt Montmartre dicht bei der Barriere, Ihr haltet an, wo gebaut wird. Ich peitsche meine Pferde, ein rechtschaffener Weg, wie Ihr seht, und ungefähr von der Art derer, die Ihr mich von der Straße Du Mont-Blanc nach dem Fuchsgäßchen machen ließet. Wie wir an der Barriere Montmartre angekommen sind, steigen meine Turteltäubchen aus, lustig wie ein Paar Buchfinken, und der junge Mann bezahlt mich fürstlich; sie hatten ohne Zweifel diesen einsamen Ort gewählt, damit man sie nicht zusammen aus einer Droschke steigen sehen sollte. Ich fuhr leer zurück; als ich ein paar Schritte von mir einen Zusammenlauf von Menschen bemerkte, lenkte ich nach der Seite hinein: Was gibt's da, sage ich. — Straßenjungen, heißt es, welche in den angefangenen Gebäuden Versteck spielten, haben da einen Menschen gefunden, er soll fast verhungert sein. — Das geht mir zu Herzen, ich mache einen langen Hals — wen erkenne ich? — Euch, armer Junge! — Mein Kunde aus der Provinz, ruf ich aus, das wundert mich gar nicht. Nun, ich besann mich nicht lange, unsere Ställe waren nicht weit, ich stieg ab, Ihr waret ohnmächtig, ich sagte, ich kennte Euch, ich steckte Euch in meine Droschke und fuhr Euch hierher. Wir holen den Arzt, er sagt, Ihr wäret im Begriff Hungers zu sterben, man sollte Euch nur in kleinen Gaben ein Bischen Fleischsuppe geben, — das Recept wird angewandt, und jetzt, glaub' ich, möchtet Ihr recht viel Fleischsuppe zu Euch nehmen und ein gut Glas Wein dazu."

Und da ich dem vortrefflichen Manne meine ganze Erkenntlichkeit aussprechen wollte, fuhr er fort:

„Einen Augenblick — eine gute Nachricht kommt nicht allein: Die Leute mit den blanken Hüten sind gute Kerle — hört, wie wir zu einander gesprochen haben. Michel, unser Stallknecht, ist abgegangen, wenn da dieser arme junge Mensch seinen Platz einnehmen will, das wär' nicht bös. Er würde wie Michel, auf dem Stallboden schlafen, des Nachts auf die Pferde Acht haben und sie des Morgens tränken, und wir würden ihm, wie dem Michel, dreißig Sous geben — das ist freilich," setzte mein Retter hinzu, für Euch, armer Bursche, der Ihr in Paris eine schöne Stelle antreten wolltet, keine große Herrlichkeit, aber es ist doch immer ein Stück Brot, und hat man ein Stück Brot, so kann man abwarten. Wollt ihr Michels Stelle — so ist's abgemachte Sache — so könnt Ihr sie antreten, wenn Ihr ganz hergestellt seid; denn der Arzt hat gesagt, Ihr bedürftet der Pflege. — Macht Euch durchaus keine Sorgen, wir sind hier unser zwanzig und mit nur zwei Sous täglich pro Mann wollen wir Euch schon erhalten, bis Ihr wieder wohlauf seid."

— — — — — — — — — — — — — —

Gott sei Dank, meine schwerste Prüfungszeit war jetzt überstanden; ich brauche nicht zu sagen, mit welcher Erkenntlichkeit ich den unverhofften Beistand dieser guten Leute annahm; nach zwei Tagen war ich völlig hergestellt. Sowol durch die Erfahrung als durch Claudius Gérard's Lehren gewitzigt, erfüllte ich treulich und ohne mich im Mindesten erniedrigt zu fühlen die Pflichten meiner Stellung, die mir einen ehrlichen Broterwerb gewährte.

Nach sechs Wochen sagte der Kutscher, mein Gönner, zu mir:

„Hört, Bursche, ich habe einen Schwager, der ist Thürhüter in einem Logierhause in der Provencestraße; es ist da eine vortreffliche Straßenecke für einen thätigen, gescheuten, und was selten ist, wie Ihr des Schreibens und Lesens kundigen Ausläufer (commissaire); mein Schwager wird Euch außerdem die Kundschaft in dem Hause verschaffen, dabei kommt eine feste Einnahme von beinahe funfzig Sous oder drei Franken täglich heraus: das paßt Euch doch wol besser, als Stallknecht zu sein? Paßt's Euch, so gehen wir mit dem Schwager und noch einem Zeugen auf die Präfectur, daß Ihr eine Nummer bekommt — das ist immer noch nicht glänzend — aber Ihr habt weniger harte Arbeit als hier, dann ist es ein sicher Brot, und Ihr könnt abwarten —"

Ich nahm dieses neue Anerbieten um so lieber an, da trotz meines Eifers und meiner Genauigkeit mein Verhältniß zu meinen zahlreichen Herren, wackern Leuten, aber ein Bischen roh, nicht das beste war, was übrigens der aufrichtigen, tiefen Erkenntlichkeit, von der ich gegen sie um der Hülfe willen, die sie mir in der schrecklichsten Lage meines Lebens geleistet, durchdrungen bin, auf keine Weise Abbruch thun mag.

Siebentes Kapitel.

Martin an den König.



„Zwei Worte, Sire, über das Vorstehende.

Sie haben das erschreckende, unheilvolle Ergebniß des Misbrauchs der Jugend von Seiten heimatloser und sittenloser Seiltänzerbanden vor Augen gehabt.

Fast jeden Tag enthüllt die Oeffentlichkeit Thatsachen, die für die, bei welchen ich früher Zeuge oder Mitbetheiligter gewesen bin, zum Beleg dienen können. Und die Gesellschaft duldet mit selbstsüchtiger Unbekümmertheit diese Ungeheuerlichkeiten, von denen die Kinder der Armen allein die Opfer sind.

Bitterer Hohn! — Es gibt Gesetze — man hält freilich nicht auf ihre Befolgung — deren Zweck wenigstens lobenswerth ist, indem er darauf gerichtet ist, den Misbrauch der Kinder in den Fabriken zu beschränken — warum schweigt dieses Gesetz über den schändlichen Misbrauch der Jugend von Seiten unwürdiger Aeltern oder gemeiner Gaukler — ein Misbrauch, der die unglücklichen kleinen Geschöpfe verderbt, herabwürdigt und sie beinahe immer späterhin der Unzucht und dem Diebstahl in die Hände liefert.



Die Geschichte der Jahre, die ich bei Claudius Gérard zugebracht habe, Sire, hat Ihnen auch zeigen können, wie Diejenigen, welche in Frankreich am Ruder sind, die Erziehung des Landvolkes, das den größten Theil der Nation ausmacht, aufgefaßt haben und noch auffassen; Sie haben gesehen, Sire, welches Wohlleben, welche Achtung, welche Ehren sie dem Lehrer zukommen lassen.

Findet irgend eine Feierlichkeit, ein öffentlicher Act statt, wen sieht man an dem ersten Platz? — den Rechtsbeamten, der das Schwert des Gesetzes handhabt, den General, der das Schwert der bewaffneten Macht in Händen hat, den Priester, der das Schwert der göttlichen Gerechtigkeit handhabt, — diese stellen in ihrer Person die traurigen Werkzeuge menschlicher und göttlicher Strafgerichte dar: die Niederhaltung, das Einhaltthun, die Einschüchterung — in dieser und jener Welt.

Aber warum sieht man bei diesen Prunkzügen und auf gleichem Range mit den Männern, die richten, die strafen, die Einhalt thun, nicht den Mann, der in der Gesellschaft nicht weniger wichtig ist als der Civilbeamte, der Krieger, der Priester — den Mann, der wenigstens gleich hoch mit ihnen geehrt werden sollte — den Volkslehrer?

Ja, den Volkslehrer! Den, welcher im moralischen Sinne der Vater des Staatsbürgers sein soll, der ihn unterrichten, bessern, ihm die glühende und heilige Liebe zum Vaterlande und zur Menschheit einflößen, ihn zur Erfüllung aller der Pflichten, zur Bringung aller der Opfer, die ein arbeitsames und ehrliches Leben verlangt, anleiten soll.

Noch einmal, diese Lehrer, welche das heiligste Priesteramt verwalten, nämlich das, welches auf Aufklärung und sittliche Besserung des Menschen gerichtet ist, sollten doch wol mit denen auf gleicher Stufe stehen, die das Volk, wenn es fehlt, verurtheilen, niedersäbeln, oder mit ewiger Verdammniß bedrohen.

Sie haben gesehen, Sire — die officiellen Schriften erweisen es mehr als hinlänglich — in welcher Absicht Diejenigen, welche in diesem Lande das Heft in Händen haben, und ihre Mitschuldigen den Volkslehrer auf die härteste, niedrigste, empörendste Lage anweisen.

Ein anderer Abschnitt meiner Lebensbeschreibung hat Ihnen, Sire, eine ganz unerhörte Thatsache vor Augen geführt, die in jedem Staate, der sich einer bürgerlichen Ordnung rühmt, für eben so selten wie beunruhigend gelten müßte, und doch kommt sie in der That so häufig vor, daß die edlen Herzen sich über sie betrüben, über sie zürnen, aber sich nicht mehr über sie wundern.

Um zu einer Auflösung dieser traurigen Aufgabe zu gelangen, Sire, müssen wir sie auf folgende Weise ausdrücken:

Es sei ein starker, einsichtiger und redlicher junger Mann gegeben, der guten Elementarunterricht genossen, der ein Handwerk gelernt hat und voll von Muth und gutem Willen ist, der vor keiner Arbeit zurückschreckt, der sich in jede Lage zu schicken entschlossen ist, der an die Arbeit und an Entbehrungen gewöhnt ist, der mit Wenig zu leben und zufrieden zu sein weiß — der mit Einem Worte nichts Anderes verlangt, als auf ehrliche Weise so viel zu erwerben, daß er sich Brot und ein Obdach verschaffen kann.

Wird dieser Mensch mit dieser kräftigen Entschlossenheit, mit dieser vollkommenen Selbstentäußerung, mit seiner Fähigkeit zu mancherlei Arbeiten diese ersten Lebensbedürfnisse auf ehrliche Weise sich zu verschaffen Gelegenheit finden?

Mit Einem Worte, wird sein Recht auf die Arbeit, das heißt, sein Recht, ehrlich von seiner Hände Arbeit zu leben, ihm von der Gesellschaft anerkannt werden, und wird dieselbe ihm die Ausübung desselben gestatten?

Der Abschnitt meiner Lebensbeschreibung, welchen Sie so eben gelesen, Sire, hat diese Frage beantwortet.

Ich weiß, daß die „gesetzten Leute", die Staatswirthschaftler, vermuthlich antworten werden:

„Die guten Unterthanen sind viel zu selten, als daß nicht ein Mann, der guten Willen, Einsicht und Fähigkeiten besitzt, früh oder spät unfehlbar eine Beschäftigung oder Anstellung finden sollte."

Ja, früh oder spät — das ist die Frage, Sire! Früh oder spät?

Wenn Einer vollkommen ohne Mittel ist und dann nach zwei oder drei Tagen eine feste Beschäftigung findet, so ist es sehr früh — so früh, daß es eines fast wunderähnlichen Zufalls bedarf, um ein solches Ergebniß herbeizuführen. Ich berufe mich dafür auf Diejenigen, die, wie ich, diese verzweifelte Lage aus Erfahrung kennen.

Nun wol, Sire, für einen Mann, dem es an Allem fehlt, und der weder betteln noch stehlen will, ist es auf der andern Seite sehr spät, wenn er nach zwei Tagen irgend eine Beschäftigung findet — verstehen Sie mich, Sire: nach zwei Tagen; denn wenig menschliche Geschöpfe können — zwei Tage lang hungern.

Nach drei Tagen Arbeit zu finden, Sire, das ist zu spät; denn alsdann ist man schon im besten Zuge zu verscheiden.

„Zwei oder drei Tage — das ist doch eine so kurze Zeit und vergeht so schnell," werden die Glücklichen dieser Welt sagen.

Oder auch:

„Man findet freilich wol Leute, die vor Hunger gestorben oder zu sterben im Begriffe sind, aber es ist selten —"

Es ist schon schrecklich, daß inmitten einer Gesellschaft, von der so viele Mitglieder im Ueberflusse schwelgen, irgend ein Geschöpf Gottes aus Mangel am Nothwendigen umkommen sollte — aber es sei, solche Todesfälle sind selten.

Warum?

Weil die größte Anzahl Derjenigen, die, wie ich, die schreckliche Lage, ihre Arme, ihre Einsicht, ihren Pflichteifer ohne Erfolg zu irgend einer beliebigen Arbeit anzubieten kennen gelernt haben, in der Wahl zwischen diesen beiden Dingen:

Ehrlich und reines Herzens Hungers zu sterben,

Oder:

Durch Schmach, Laster oder Verbrechen das Leben zu fristen — das letztere wählt.

Das ist der Grund, weshalb die Gefängnisse, die Galeeren so zahlreich besetzt — und die Todesfälle in unmittelbarer Folge des Hungers noch so selten sind, Sire*).

Was soll man dabei machen? Almosen geben? Nein, das Almosengeben ist unzureichend und erniedrigt den Empfänger.

Man muß folgenden heiligen Grundsatz anerkennen und ausüben — das ist die einzige Hülfe:

Die Gesellschaft muß allen ihren Mitgliedern — erstens physische und moralische Erziehung, zweitens Mittel und Werkzeuge zur Arbeit, drittens einen hinreichenden Lohn zusichern.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Nicht um nachträglich Ihr Interesse oder Ihr Mitleid auf mich zu lenken, Sire, nehme ich Ihre Beachtung für den Inhalt der vorstehenden Seiten in Anspruch, sondern um Ihnen Erbarmen einzuflößen für die unendliche Zahl Derjenigen, die sich in einer der meinigen ähnlichen Lage befunden haben oder noch befinden."

Achtes Kapitel.

Die Besorgungen.



Ohne einer gesicherten Stellung zu genießen, lebte ich nunmehr doch seit einigen Monaten frei von den widerlichen und greulichen Berührungen, die mich in der letzten Zeit besudelt hatten; dank dem Schutze meines Freundes, des Droschkenkutschers, war ich autorisirter Ausläufer an der Thür eines Hôtel garni in der Provencestraße. Was für mich unbegreiflich und sehr schmerzlich war: — ich hatte von Claudius Gérard, dem ich mehrfältig geschrieben, durchaus keine Antwort erhalten; die Witwe des Herrn von St.-Etienne hatte auch nichts von sich hören lassen. Ich erwartete mit Ungeduld die Rückkehr der schönen Jahreszeit, in der ich als Zimmermann Arbeit zu finden hoffte. Mein Geschäft als Ausläufer gefiel mir nicht besonders: es hatte etwas Bedientenhaftes, von dem ich mich verletzt fühlte. Freilich war ich bestimmt, viele Jahre meines Lebens als Bedienter hinzubringen — dieser Widerspruch wird sich in Kurzem aufklären.

Das Einzige, was mir diese Knechtschaft — und zwar, das muß ich gestehen, in ziemlich hohem Grade — versüßte, war der Genuß, den mir meine Beobachtungsgabe gewährte, eine Anlage, die sich in mir, seitdem ich das Bedürfniß empfunden, mich in meinen Gedanken, meinen Betrachtungen, meinen Erinnerungen von der Außenwelt und der widerwärtigen Wirklichkeit, von der ich oft umgeben war, abzuschließen, sehr entwickelt hatte.

Von der Betrachtung zur Beobachtung ist nur ein Schritt, und da dieses Bedürfniß zu beobachten, sich häufig mit einem lebhaften Gefühl von Neugierde verbindet — nicht niedriger, kindischer Neugierde, sondern, ich möchte fast sagen, philosophischer Wißbegierde; wäre es nicht lächerlich, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen wollte — so wird man leicht einsehen, daß ich in meiner Stellung als Ausläufer ein weites Feld für meine Forschungen offen fand.

*) Man kann für die Seltenheit des eigentlichen Hungertodes noch einen andern Grund anführen. Es gehört eine sehr feste Gesundheit dazu, Hungers zu sterben. Die Wenigsten werden sich so lange erhalten, bis ein solcher äußerster Fall eintritt; sie verfallen schon früher, bei den geringeren Graden des Mangels in schnell oder langsam tödtende Krankheiten, und figuriren dann auf den Todtenlisten freilich nicht als Verhungerte!

Auch dieses Mal hatte ich wieder eine Bemerkung des Claudius Gérard durch die Erfahrung bestätigt gefunden, nämlich, daß in jeder Lage des Lebens ein gewisser Bildungsgrad mit innern und äußern Vortheilen verbunden sei. Denn da die Ausläufer, welche lesen und schreiben können, sehr selten sind, so ließ ich natürlich bei mehr als Einer Gelegenheit meinen Mitbrüdern den Vorrang ab — ein Vorzug, den ich freilich anfangs gegen meine ungelehrten Nebenbuhler mit der Faust vertheidigen mußte, doch war ich glücklicherweise gewandt und stark, und so stand ich bei diesen Kämpfen nicht im Nachtheil. Nachdem ich meine Stellung auf diese Weise kräftig vertheidigt, war sie in ihrer Art ganz geachtet; ich hatte später sogar mehre Male Gelegenheit, meinen frühern Nebenbuhlern unter den Eckenstehern mit meinem Lesen und Schreiben gute Dienste zu leisten. Was die Niedrigkeit meiner Stellung anbetraf, so hatte ich ja Zeit genug gehabt, aus der praktischen Unterweisung des Claudius Gérard lernen zu können, daß es schlechterdings keine Stellung gebe, in der ein Mann seine Menschenwürde nicht behaupten könnte.

Auf diese Weise lebte ich ganz der Gegenwart, indem ich einen großen Genuß darin fand, bald die Natur der Aufträge, die man mir gab, zu errathen, sei es aus der Eile, die man mir bei ihrer Ausrichtung anempfahl, sei es aus der Art und Weise, mit der der Brief aufgenommen und beantwortet wurde, bald den Charakter, die Neigungen, selbst die Leidenschaften Derer, die mich öfter in Anspruch nahmen, zu erforschen. Meine Beobachtungen fielen mir um so leichter, da meine bescheidene Stellung als Ausläufer keinerlei Mistrauen einflößte; auch gaben mir oft Reden, von denen man glaubte, daß sie über meine Fassungskraft gingen, oder Thatsachen, die für jeden Andern, als für einen aufmerksamen und einsichtigen Beobachter ohne Werth sein mußten, wichtige Aufschlüsse und zeigten mir den Weg zu großen Entdeckungen.

Da ich die Ergebnisse meiner Forschungen durchaus Niemandem mittheilte und in ihnen nichts sah, als eine Zerstreuung von meinen schweren Seelenleiden, oder ein Mittel, meine praktischen Kenntnisse der Menschen und Dinge zu vermehren, so ließ ich mich ohne Bedenken in dieser Beobachtung der sittlichen Zustände, die Niemandem schaden konnte, gehen.

Seit länger als einem Monat hatte ich nicht nur jeden Tag, sondern oft den ganzen Tag bei einem jungen Manne Beschäftigung, der in dem Hôtel der Provencestraße, an dessen Thür mein gewöhnlicher Platz war, ein kleines Zimmer inne hatte.

Balthasar Roger — es war der Faullenzer, der dem armen Leonidas Hay, dem vortrefflichen Schüler, der später in die bescheidene Stellung eines Wassermenschen übergegangen war, das Leben so schwer gemacht hatte — Balthasar Roger, dessen Name gegenwärtig einer europäischen Berühmtheit genießt, war damals nur einigen wenigen Freunden, denen er seine Werke mitgetheilt hatte, bekannt. Dieser junge Dichter hatte das beste Herz und den aufgeräumtesten und originellsten Geist, den ich jemals angetroffen. Er war häßlich — aber seine Häßlichkeit war so geistreich, so belebt, so frisch, er konnte so herzlich lachen über die Thorheiten, die er beging, und das vor allen Uebrigen, oder vielmehr, er wußte in die unglaublichen und unschädlichen Lügen, in denen er sich zu ergehen pflegte, und in denen er sich allemal zuletzt festrannte, eine so naive Treuherzigkeit zu legen, daß man die Häßlichkeit ganz vergaß und blos noch an seinen Geist und seine Seelengüte denken konnte.

Trotz dieser Heiterkeit, dieser geistreichen Frische, hatte Balthasar's Poesie doch einen finstern, leidenschaftlichen, gewaltsamen Charakter; der junge Schriftsteller opferte damals der Vorliebe des Tages zu seltsamen und unheimlichen Titeln.

Die Gänge, die ich für Balthasar seit vier Wochen zu machen hatte, waren um so weiter, häufiger und endloser, da sie zum Zweck hatten, seine Werke anzubringen, welche man damals nicht zu schätzen wußte, und die man einander heutigen Tages mit Recht aus den Händen reißt. Die Buchhändler erwiesen sich ganz unzugänglich. Wenn ich alle Viertel von Paris durchwandert, kehrte ich immer wieder mit dem Leinensack, der seine Handschriften enthielt, traurig zu Balthasar zurück.

Trotz dieser Abweisungen, dieser Enttäuschungen war Balthasar's Ruhe heldenmäßig, seine gute Laune unverwüstlich; nie habe ich ein edleres, schlagenderes Beispiel des Trotzes, der Hoffnungen und der Seelenheiterkeit gesehen, die man aus dem Talent und dem Studium schöpfen kann, der guten Mutter, alma mater, wie Balthasar sagte. Er war arm und sah sich bisweilen schrecklich in die Enge getrieben, und doch verließ ihn nie die Hoffnung auf die glänzende Zukunft, die sein Talent verdiente; es war nicht Ueberschätzung, sondern Vorahnung, Bewußtsein Dessen, was da kommen müsse; auch verlor er sich oft, indem er die Augen auf diese blendende Zukunft richtete, in vollem Wahne in glänzende oder vorzeitige Träume, und es ward dann sehr schwer, ihn aus seinen goldenen Phantasien zu erwecken.

Eines Morgens hatte er mir, indem er mir seinen kostbaren Beutel übergab, in dem mehre Papierrollen staken, gesagt:

„Martin, darin ist erstlich „Ein zermürbtes Herz“, zweitens „Satans Hohngelächter“, drittens „Die Späße eines Gehangenen“ — jeder Handschrift liegt ein Brief bei — jede Handschrift und jeder Brief ist an einen andern Buchhändler gerichtet. Ich verbiete Dir ausdrücklich, die einzelnen Handschriften für weniger als 4000 Francs aus den Händen zu geben — im Ganzen also 12000 Francs für die drei Manuscripte. Und vor Allem, Martin, vor Allem nimm dieses Geld nicht anders an, als in Gold — verstehst Du mich? — in Gold, — das ist so mein System bei den Buchhändlern. Also keine Banknoten, kein Silbergeld, sondern Gold, verstehst Du?“

„Ja, Herr Roger.“

„Hier ist eine kleine Schachtel, in der die 600 Louisd'or sehr leicht Platz finden — da ist der Schlüssel — stecke die Schachtel in den Beutel — und nimm Dich in Acht, Martin, — es gibt sehr geschickte Diebe, sie werden Dich umspüren — nimm Dich in Acht — die Kerle wittern das Geld auf eine Meile weit.“

„Sein Sie ganz ruhig, Herr Roger, ich will schon aufpassen.“

Balthasar Roger gab mir seine Verhaltungsmaßregeln so treuherzig, er glaubte selbst so naiv an die künftigen 600 Louisd'ors, daß ich, trotz der nun gar sehr entgegenstehenden Enttäuschungen, die ich in seinen Angelegenheiten schon erfahren hatte, am Ende von seiner Zuversicht angesteckt wurde; aber ach! die Täuschung verschwand bald, und nach wenig Stunden kam ich zurück.

„Ich hoffe, Du hast nichts Anderes als Gold angenommen,“ rief Balthasar, als er mich zu Gesicht bekam.

„Es ist mir nichts angeboten worden, Herr Roger.“

„Als Banknoten? — Die schofein Kerle!“

„Nein, Herr Roger, sondern —“

„Harte Thaler? Jammervolle Gesellen! Bezahlen die göttliche Ambrosia in Thalern, in groben Thaler, als wär' es Syrup oder getrocknete Pflaumen — die Krämer, die Höker! Es sollte für die Dichter eine Diamantenmünze geben.“

„Es ist mir überhaupt nichts angeboten worden, Herr Roger,“ sagte ich niedergeschlagen.

„Du hast die Buchhändler nicht zu Hause gefunden?“

„O ja —“

„Nun?“

„Nun, der Eine hat mir diesen Brief zurückgegeben; der Andere sagte mir, augenblicklich ginge das Geschäft schlecht, sie könnten nichts übernehmen, besonders nicht von einem Unbekannten.“

„Die Ochsen, die Esel!“ rief Balthasar — „sie kennen den Werth nicht, der von dem Unbekannten ausgeht! Bonaparte war vor der Belagerung von Toulon auch ein Unbekannter! — Unbekannt! Das ist zu unserer Zeit gerade die einzige Gewähr! — Die Philister haben meine Handschriften am Ende nicht einmal aufgeschlagen?“

„Nein, Herr Roger — sie haben nicht einmal gelitten, daß ich sie aus dem Beutel zöge.“

„Sie haben sie nicht gelesen, darum weisen sie sie zurück — das ist freilich natürlich,“ sagte Balthasar in ruhigem und stolzen Tone — der Mangel an Einsicht soll ihnen theuer zu stehen kommen — hundert Louis für jedes Manuscript mehr — ist das genug, Martin, hundert Louis?“

„O Herr —“

„Du bist unbefangen, Du bist aufrichtig, Du bist bei der Frage nicht interessirt, Martin; sprich, sind hundert Louis genug? Es macht mir Spaß, Dich zum Disponenten über den Beutel dieser Pharisäer zu machen — soll ich ihnen zweihundert Louis auferlegen?“

„O Herr —“

„So mag es mit hundert Louis gethan sein — Du bist milde, junger Mann, Du bist großherzig — also neunhundert Louis in Gold bringst Du mir morgen — sie werden meine Gedichte lesen, die dummen Kerle; ich steh' Dir dafür ein, sie werden sie lesen — ohne dazwischen aufzusehen — ich habe ein unfehlbares Mittel in Händen, dies zu bewirken. Komm morgen früh zeitig wieder, ich will meine Gelder vor zwei Uhr haben — 25 Louis bekommst Du — ein kleines Vermögen — Du kannst Dir davon ein kleines Staatspapier kaufen — oder was Du willst. Du kannst Millionair werden. Jacques Lafitte ist mit zwei Louis nach Paris gekommen, Du hast fünfundzwanzig, Du kannst also dreiundzwanzig Mal reicher werden als Jacques Laffitte. Ist das nicht hübsch? Siehst Du, so belohnt man den guten Ausläufer; dreiundzwanzig Mal reicher als Jacques Laffitte — also morgen, Martin — nimm meine Stiefel, dürfte sie aber nicht zu stark — eine von meinen kleinen Zehen guckt schon gar zu sehr durch's Oberleder. — Morgen also, mein Junge.“

Alle diese Thorheiten über das Glück, das mich erwartete, wurden von Balthasar in vollem Ernste und mit aller Treuherzigkeit vorgebracht. Wenn seine lebhafte Einbildungskraft aufgeregt war, so wurde die thörichtste Hoffnung für ihn zur Wirklichkeit; — dann erwachte er und setzte sich mit so unermüdlichem Eifer an die Arbeit, daß er bisweilen zwei oder drei Tage nicht ausging.

Der Dichter hatte mir fünfundzwanzig Louis versprochen. Diese Summe, oder vielmehr auch nur der fünfundzwanzigste Theil dieser Summe würde mir sehr gelegen gekommen sein. Balthasar nahm beinahe seit einem Monate alle meine Zeit für seine Aufträge in Anspruch und hatte mich noch nicht bezahlt, so daß ich mich in großer Verlegenheit befand und ein Ersparniß von zehn Francs etwa ganz zu Ende ging.

Balthasar, den ich einmal, mit großem Widerstreben, um etwas Geld gebeten hatte, antwortete mir majestätisch:

„Pfui! ich denke für Dich auf etwas weit Besseres, als diesen elenden täglichen Erwerb.“

Die Antwort, die mir ganz unverständlich war, hielt mich wenigstens ab, meine Forderung zu wiederholen. Balthasar war so gut, so cordial, daß es mir leid gethan haben würde, ihm wehe zu thun. Ich verstand mich also zum Warten, wobei ich freilich nicht recht wußte, wie ich mich aus dieser Lage, wenn sie noch länger währte, losmachen sollte.

Ohne eben an das Trinkgeld von fünfundzwanzig Louisd'or zu glauben, noch auch an die baare Auszahlung der neunhundert Louisd'or, die ich am folgenden Tage einziehen sollte, erschien mir doch Balthasar seiner Sache so gewiß, und ich war persönlich so dabei interessirt, daß seine Hoffnungen verwirklicht würden, daß ich anfing, sie ein Bischen zu theilen.

Aber ach! — am folgenden Tage dasselbe Fehlschlagen. Diesmal begnügten sich die Buchhändler nicht damit, die Briefe und Manuscripte ungelesen zu lassen, sondern sie hätten mich beinahe aus der Thür geworfen.

Ich stieg die fünf Treppen zu dem Zimmer Balthasar's langsam hinauf, mit seinem Handschriftensack unter dem Arm und meine unnütze Geldschachtel in der Hand, indem ich nachdachte, wie ich auf die schonendste Weise den Dichter noch einmal um etwas Geld bitten könnte; denn ich war, weil ich nicht bezahlen konnte, aus der Schlafstelle in der Straße St.-Nicolas, die ich inne hatte, vertrieben worden.

Ich kam an Balthasar's Thür, sie stand offen, zu meinem großen Erstaunen sah ich in dem Kämmerchen, das vor dem Zimmer des Dichters lag, einen Koffer und einen Reisebeutel, durch die offenstehende Thür hörte ich lautes Lachen und fröhliche Ausrufungen, in denen folgende Worte vorkamen:

„Der wackere Robert — der theure Robert — herrliche Ueberraschung!“

Beim Namen Robert fiel mir der Reisende wieder ein, dessen Gepäck ich vom Dampfschiff getragen hatte, — der Mann, der, trotzdem, daß er sein Gesicht ganz verhüllt hatte, erkannt, in meiner Gegenwart festgenommen und wahrscheinlich in's Gefängniß geführt worden war.

Ich warf einen Blick auf den Koffer, der in Balthasar's Vorzimmer geblieben war, und erkannte

dieselbe Adresse, die ich schon einmal bemerkt hatte: Graf Robert von Mareuil.

Es konnte kein Zweifel mehr sein, es war hier von Regina's Jugendfreund die Rede, von demselben Robert, von dem der Unbekannte in der Schenke zu den drei Tonnen, bei meiner letzten Zusammenkunft mit ihm, als von einem Nebenbuhler geredet hatte.

Seit ihrer plötzlichen und schnell vorübergehenden Erscheinung, vor der meine schlechten Entschließungen verschwunden waren, hatte ich Regina nicht wieder gesehen; aber meine thörichte Liebe zu ihr war, statt zu verschwinden, mitten unter den harten Proben, die ich zu bestehen gehabt hatte, noch gewachsen; mir waren Claudius Gérard's Worte beständig gegenwärtig:

„Gott verbirgt sich unseren Blicken, und doch beten wir ihn an, doch verehren wir ihn und fühlen, daß er uns führt und auf dem guten Wege erhält. Ebenso mag es mit Deiner Liebe zu diesem geheimnißvollen jungen Mädchen, dem Leitstern Deines Lebens, sein."

Und es war so gewesen: in meiner Verehrung für Regina, die unsichtbar und fern von mir war, hatte ich Kraft gefunden, die Verlockungen bekämpfen zu können, welche die Armuth fast unwiderstehlich machte.

Das Zusammentreffen mit Robert Mareuil war also aus tausend Gründen für mich von mächtigem Interesse. Auch klopfte ich mit heftigem Herzklopfen an die Thür der Stube, in der Balthasar und Robert waren.

„Herein!" rief der Dichter.

Bei meinem Anblick rief er in frischer Aufregung aus:

„Robert, da kommt unsere Galione! Du kommst gerade recht, jetzt wollen wir uns in Golde baden!"

Mit diesen Worten bemächtigte sich der Dichter, dessen Augen wie Karfunkel glänzten, der berühmten Geldschachtel, die ich in der Hand hatte; aber als er sie, ach! schrecklich leicht fand, zuckte er die Achseln und rief im Tone der Ungeduld und des Vorwurfs:

„Wie, doch noch Banknoten, diese schmutzigen Papierlappen, an denen aller der Dreck von den Fingern der Kassirer hängen bleibt!"

Es ist nicht zu beschreiben, mit welchem Ausdruck von Ekel Balthasar die Schachtel öffnete, die diese widerlichen Banknoten enthalten sollte.

Da er die Schachtel öffnete, fand er nichts.

Unverändert, ruhig und stolz, zuckte er kaum mit den Wimpern.

„Nun, Balthasar," sagte Robert, der in die Einbildungen seines Freundes eingeweiht war, „unser Goldbad?"

„Warte bis morgen," antwortete Balthasar majestätisch, und anstatt es in einer unedeln, engen Badewanne zu nehmen, wollen wir es im freien Fluß nehmen, das Goldbad. Ja, wir werden im vollen Pactolus schwimmen, wir wollen da alle Schwimmkunststücke ausführen, tauchen; denn er geht uns bis über die Ohren. Und in Erwartung dessen bleibst Du hier, an diese Stube stößt eine andere, die nimmst Du ein."

„Das war auch meine Meinung," sagte Robert. „Meinst Du, daß ich anderwärts zu wohnen gedenke? Da fällt mir ein, ich muß meinen Vetter von meiner Ankunft benachrichtigen, das ist sehr dringend."

„Von was für einem Vetter sprichst Du?" sagte Balthasar zu ihm, „ich bin eifersüchtig auf diesen Vetter, wie heißt er?"

„Nun, mein Gott, der Baron von Noirlieu."

„Ah, weiß schon, der barsche Sonderling, der Vater des allerliebsten Mädchens, das Du —"

Ein Zeichen von Robert unterbrach Balthasar.

Die beiden Freunde sahen einander an, meine Verwirrung entging ihnen auf diese Weise.

„Ich verstehe, Robert," sagte Balthasar zu seinem Freunde, „in solchen Sachen erstens Verschwiegenheit und zweitens noch einmal Verschwiegenheit. Aber beruhige Dich. Martin, der da steht, und den ich Dir empfehle, ist die Einfalt und Ehrlichkeit in Person, er hat das Glück, dumm zu sein wie eine Gans, behend wie ein Damhirsch, pünktlich wie eine Uhr, und das Alles macht aus ihm einen Boten ohne Gleichen. Ich bitte Dich also um Deine Protection für Martin."

Robert warf einen Augenblick mit verachtender Zerstreutheit die Blicke auf mich, ich schlug die Augen nieder und fürchtete, er könnte mich erkennen, aber diese Furcht war ohne Grund, und Robert sagte zu seinem Freunde:

„Was ist das für ein Junge?"

„Ich gebrauche ihn, um meine Gelder einzuziehen," antwortete Balthasar, indem er sich in seinem alten Schlafrock stolz aufrichtete; „ein Schatz von einem ehrlichen Menschen; seit er in meinem Dienst ist, hat er niemals mich nur um einen Pfennig, einen Heller bei der Abrechnung betrogen."

„Das glaube ich herzlich gern," antwortete Robert lachend, „und da sein Amt als Kassirer ihm ziemlich viel freie Zeit lassen muß, so kannst Du mir wol erlauben, ihn mit einem Auftrage zu beladen."

„Ich gebe Dir Vollmacht dazu, Robert."

„Vor Allem gib mir Schreibmaterial."

„Du weißt wol, Robert, es gibt zwei Classen von bevorzugten Wesen, bei denen man immer Federn findet, die zusammengedreht sind wie ein Waldhorn, und Dinte wie Salzlake; diese beiden Menschenclassen sind die Thürhüter und die Dichter. Da ich nun ein Dichter bin, so ist das Alles, was ich für Dich zu thun vermag —"

Und damit wies Balthasar seinem Freunde eine Pomadenbüchse, in der ganz unten eine Art schwärzlicher Schlamm versteckt war; diese Substanz war von so schwammiger Dicke, daß eine zerkäute Feder darin aufrecht zu stehen vermochte.

„Jetzt Papier," sagte Robert Mareuil, indem er auf dem Tische des Dichters, was er forderte, vergebens suchte; es fanden sich hier statt dessen ein Pantoffel, eine Karaffe, eine Feuerzange und ein Ueberrock. Endlich nach mühsamem Suchen machten die beiden Freunde ein Blatt Papier, das sich allenfalls mit Anstand sehen lassen konnte, ausfindig; die Dinte wurde angemessen verdünnt, der Graf Robert von Mareuil machte sich an dem so seltsam angefüllten Tische einen Platz frei und fing an zu schreiben, indem er zu seinem Freunde sagte:

„Uebrigens weiß ich noch gar nicht einmal, ob mir der Brief viel nützen wird."

„An wen schreibst Du denn eigentlich."

„An meinen Vetter."

„Den Baron von Noirlieu?"

„Eben den."

„Und warum soll Dein Brief Dir nicht viel helfen?"

„Man sagt, der Baron sei beinahe verrückt."

„Pah — warum denn?"

„Vor Kummer."

„Vor was für einem Kummer?"

„Dem Kummer, den Georges Dandin seinem Schwiegervater und seiner Schwiegermutter klagte," sagte Robert von Mareuil, indem er seinen Freund mit einem Blick des Einverständnisses ansah.

Offenbar glaubten Beide, diese Worte wären mir unverständlich.

„Hm — hm — hm, der arme Baron!" sagte Balthasar im Tone komischen Mitleidens, „davon ist er toll geworden — das ist ihm in den Kopf gestiegen —" dann besann er sich — „vergib Deinem Freunde diesen Spott, der sich für einen wohlhabenden Notar oder Zahnarzt ziemt, Robert. — Aber im Ernst, wenn diese Verrücktheit wirklich stattfindet, muß sie Dir im Wege sein."

„Warum das?" sagte Robert von Mareuil lebhaft, indem er aufsah.

„Nun wegen — Du weißt wol."

„Im Gegentheil," sagte Robert, indem er den Dichter fest ansah.

„Wie im Gegentheil?"

„Gewiß."

„Aber ich rede von Donna Elvira, oder, wenn Du lieber willst, Donna Anna," versetzte Balthasar.

„Gerade darum," antwortete Robert von Mareuil, „steht der Commandeur einmal auf seinem Piedestal, so ist er Niemandem mehr im Wege."

„Ach gut — sehr gut — nun versteh ich," sagte Balthasar Roger. „Aber es wird leicht sein, Dich davon zu vergewissern, ob der Baron halbtoll ist."

„Nicht so leicht — er hat Dir einen alten Mulatten, einen gewissen Melchior, einen vertrauten Bedienten, der so leicht Niemanden zu dem Baron läßt."

„Den Cerberus beschäftigt man, und dann unterrichtet man sich. — Wer soll den Brief hinbringen?"

„Dieser Bursche," antwortete Robert von Mareuil, indem er mit einer leichten Kopfbewegung auf mich hinwies, ohne sich im Schreiben stören zu lassen.

„Da habe ich einen Einfall!" — rief Balthasar Roger.

Und indem er ohne Zweifel seinen Einfall überdachte und reif werden ließ, fing er an im Zimmer auf und abzugehen, während Robert von Mareuil seinen Brief zu Ende schrieb.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

In Belgien und Holland.

(Fortsetzung aus Nr. 132.)

3. Auf der Eisenbahn. Brüssel.

Rede mir nicht von „Römerwerken", die Eisenbahn von Aachen nach Brüssel kann den Vergleich aushalten mit jedem „Römerwerk"; sie imponirte mir, obwol ich über die Via mala, dieses Riesenwerk Napoleon's, gefahren bin, obwol ich den Simplon und die Splügenstraße kenne. Es ist ein kolossaler Gedanke, den die Industrie des neunzehnten Jahrhunderts gedacht hat, als sie beschloß, durch diese Thäler und Berge hindurch sich eine gerade Straße zu brechen, diese Berge zu unterhöhlen, diese Ebenen auszufüllen und durch Schluchten und über Abgründe hin sich einen Weg zu bahnen. Berge sind verbunden worden durch hundert Fuß hohe Viaducte, Felsen sind durchbrochen worden und müssen Licht und Luft hindurchgehen lassen durch ihre gigantischen Riesenfüße. Zweiunddreißig Tunnel hat man zu passiren von Aachen bis Brüssel, und einige derselben zu Fuße zu durchwandern, bedürfte es mehr denn dreißig Minuten Zeit. Die Locomotive freilich rollt in fünf Minuten hindurch, sie saust vorüber an den reizendsten Thälern, den lieblichsten Ortschaften: dort auf einer Höhe liegt das hübsche und stattliche Dorf Limburg, dessen Käse so berühmt ist und so abscheulich riecht, und weiter geht es im sausenden Flug; da steigen die Thürme von Mecheln empor, und hier an dem schönen Stationsplatz wird die Locomotive von dem Zuge abgelöst und der ganze Zug an Stricken den Berg heraufgewunden; oben harrt unserer wieder eine dampfende und ächzende Locomotive, und pfeilgeschwind geht es weiter; da liegt Lüttich mit seinen vielen Thürmen und den grauen Schieferdächern seiner Häuser, und endlich steigt es stolz und groß vor Dir empor — die Hauptstadt Belgiens, das zweite Paris, das reiche und schöne Brüssel, mit seinen Thürmen und Kuppeln, seinen Königsschlössern und Palästen.

Da sind wir in Brüssel, da ruhen wir im Hotel Bellevue an der Place-Royal von den Beschwerden der Reise. Ein herrlicher Platz, dieser Place-Royal, rings eingefaßt von Palästen, drüben die herrliche Rue de la Loi, rechts zur Seite hier der Anfang der glänzenden Madeleinestraße, und links, den Platz begrenzend, die einfache, aber schöne Façade der Jesuiterkirche. Ihr gegenüber, inmitten des Platzes, ein einzelner, von einem Gitter umschlossener Baum, eine Linde. Die hat man 1830 hier aufgepflanzt; sie ist der Baum der Freiheit, mit welchem ein siegestrunkenes Volk dem Tage seines Sieges ein Denkmal setzen wollte, damit er wüchse und gediehe und einst aus seinen rauschenden Wipfeln den Enkeln es flüsternd erzählen möge, das Märchen von der belgischen Freiheit. Es ist bezeichnend, daß dieser Freiheitsbaum gerade der Jesuiterkirche gegenüber aufgepflanzt worden; denn freilich, die Jesuiten waren es, welche diese belgische Revolution gemacht; sie dachten dabei nicht an die Freiheit des Volkes, nicht an das Glück der Menschen, sie erinnerten sich nur, daß ein protestantischer König ihrer Macht und ihrem Einflusse gefährlich sei, daß der kalte Verstand eines protestantischen Herrschers nicht so leicht zu umnebeln sein würde mit Weihrauch und Meßgepränge. Die frommen Väter überkam ein Frösteln, und

sie hüllten sich klüglich für einige kurze Stunden in den Mantel der Freiheit, um sich selber zu erwärmen. Uebrigens war es eine alte, Jahrhunderte lang hinausgeschobene Rache, die sie an dem Hause Oranien und Nassau zu befriedigen hatten, eine Rache, die sie schon früher mit erkauften Mörderhänden, mit Gift und Dolch im siebenzehnten Jahrhundert zu kühlen versucht hatten. Ein Jesuit vergißt niemals, er bewahrt sich jede ihm zugefügte Beleidigung im treuen christlichen Gedächtnisse, und wie also sollten sie es vergessen haben, daß man vor Jahrhunderten schon ihren heiligen Orden, mit Schmach und Schimpf belastet, ausgestoßen oder verwiesen hatte aus den Niederlanden?

Aber was sollen uns diese dunklen Bilder hier in dieser heitern Stadt, hier in dieser geräuschvollen Straße de la Madelaine, wo Laden sich an Laden reiht, wo die Industrie mit all ihren Schätzen, mit all ihrem Glanze und ihrer Pracht sich niedergelassen hat, und wo nur Gedanken der Freude und des Luxus, der Behaglichkeit und des Genusses in Dir aufkommen können! Laß sie uns hinunter wandeln, diese prächtige Straße. Sieh dort diese riesenhaften Aushängeschilde, die den liebenswürdigen Englishmen verkündigen, daß sie hier Auskunft erhalten können über die Fahrten von Ostende und Antwerpen nach London. Und hier, diese hübschen Mädchen hinter den großen Scheiben, wie emsig sie zu arbeiten scheinen an dieser Spitze, von welcher Hunderte kleiner Klöppel in zierlicher Ordnung herunterhängen. Ja, ja, die Brüsseler Spitzen, das ist das Entzücken unserer fashionablen Damen, die stille Verzweiflung ihrer gestrengen Eheherren, die durch das leichte, luftige Gewebe immer sehr deutlich das schwere, gewichtige Geld hindurchschimmern sehen. Brüsseler Spitzen und brüsseler Goldwaaren, das sind zwei sehr verführerische Dinge, und was die Juweliere hier an den Fenstern ausgestellt haben, ist oft von bewunderungswürdiger Schönheit. Und dann diese geschmackvollen Ausstellungen der Confiteurs und Estaminets, diese glänzenden Putzläden und Seidenlager, diese schönen Damen, die staunend und kritisirend vor den Ladenfenstern stehen, diese zierlichen Dandy's, die lorgnettirend und in unendlicher Zufriedenheit mit sich selber einher stolziren, diese gewichtigen, ernsten Männer, die in geschäftiger Eile nicht beachtend alle Herrlichkeiten der Läden, die Straßen passiren; dazwischen junge Grisetten, die mit ihren zierlichen Händchen und ihrem fröhlichen Lächeln vorüber huschen; alte Weiber, die schwatzend und lachend vor den Häusern stehen; Kinder, die jubelnd und pfeifend umher spielen; Blusenmänner, die sich singend Bahn machen mit den Ellenbogen. Equipagen fliegen die Straßen auf und ab, Bäuerinnen, hoch belastet mit Körben, schreien ihre Waaren aus, Lohnbediente blicken pfiffig umher und suchen, wo sie eines armen, unwissenden Fremden habhaft werden können, Priester mit ernsten Mienen machen sich Bahn durch das Gewühl und Geschrei — eine ganze Welt im Kleinen siehst Du in dieser stolzen, schönen Straße. Aber das Geräusch und Gewühl, dieses ewige Toben und Kreischen, es ist betäubend, überwältigend, laß uns einbiegen in diese kleine, enge Gasse hier links. Da nimmt Alles ein anderes Aussehen an, der Glanz und die Pracht der Läden ist verschwunden, der Luxus und Ueberfluß hat nichts gemein mehr mit diesen kleinen, dunklen Häusern, mit diesen niedrigen grünen Fensterscheiben, hinter denen Du nur hier und da eine Arbeiterin siehst, die in rastloser Geschäftigkeit die Hand hebt und senkt mit den nadelbewaffneten Fingern. Du glaubst Dich plötzlich in eine neue Welt versetzt, mitten in einer kleinen deutschen Stadt, Alles athmet Ruhe, Gemüthlichkeit und Stille. Kinder spielen harmlos auf der Mitte der Straße, die Nachbarn stehen nebeneinander an den Hausthüren und plaudern in gemüthlicher Breite, und Blusenmänner haben sich höchst gemüthlich auf das schmale Trottoir gelagert und die Beine über die eben nicht sehr reinliche Straße hingestreckt, wenig Notiz davon nehmend, daß die Straße nicht blos ein Fußkissen ihrer gewichtigen Beine, sondern zu Zeiten auch eine Passage für andere Menschenkinder sein könnte. Diese Straße ist ihr Estaminet, ihr Divan und ihr Gesellschaftszimmer, aus der sie sich nicht wollen vertreiben lassen durch die neugierigen fremden Leute, die sich einfallen lassen, dieses Quergäßchen zu durchwandern, statt die großen, breiten Straßen zu wählen, wo die vornehmen Leute schöne Läden und Restaurationen und alle die Pracht und Ueppigkeit finden, die sie lieben, und an denen die Blusenmänner gleichgültig und fast verachtungsvoll vorübergehen!

Da sind wir auf dem großen Markte, und welch ein wunderherrlicher Platz ist dies! Ich kenne keinen ähnlichen, keinen, der sich ihm an Eigenthümlichkeit und Schönheit vergleichen könnte. Du findest Dich plötzlich wie in eine fremde Welt versetzt, Du bist nicht mehr in Belgien, nicht mehr im Norden, Du glaubst Dich nach Spanien versetzt, nach dem Lande der Balcone und der marmornen Paläste. Alle diese Häuser sind zur Zeit der spanischen Herrschaft erbaut und ganz in spanischem Styl. Da sind die hohen, breiten Fenster mit den marmornen Altanen vor jedem Fenster, von dem ersten Stockwerk an bis hinauf zum Giebel, in dessen Nische die Mutter Gottes oder sonst ein Heiligenbild in Farbenpracht oder glänzender Vergoldung prangt, da ist die Zierlichkeit und Eleganz des Baustyls, der niemals sein maurisches und orientalisches Element verleugnen konnte. Und zwischen diesen fremdländischen, reizenden Häusern macht das alte, wunderherrliche Rathhaus einen um so ernstern, majestätischen Eindruck. Wie eine Eiche so kräftig und gigantisch, so kühn und mächtig steht das Gebäude da, so wurzelt es fest auf dem Erdboden, und aus seiner Krone, in zauberischer Leichtigkeit, schwingt sich der Thurm empor, eine wahre Wunderblüthe, eine Lilie der Baukunst, so schlank und zierlich, so edel und majestätisch, so anmuthig und graziös, ganz durchsichtig und zart, und doch so gediegen und fest und gewaltig, daß die siebenzehn Fuß hohe vergoldete Statue des heiligen Michael, die auf der Spitze steht, uns aus dieser Wunderlilie wie ein goldener Blüthenkelch empor zu schweben scheint.

Auch das Innere dieses herrlichen Gebäudes ist schön und sehenswerth, überall die Gediegenheit und Pracht, die Zierlichkeit und Würde des gothischen Baustyls. Lange Gallerien mit schönen Deckengemälden und den stolzen Bildern der niederländischen Fürsten von ehemals an den Wänden; große Säle mit Stuckaturarbeit von vollendeter Meisterschaft an der Decke und herrlichen Gobelins auf den Wänden. Diese Gobelins sind, was die Zeichnung anbelangt, den schönsten Gemälden an die Seite zu stellen und meisterhaft in der Composition. In dem „gothischen Saale" war es, wo Karl V. feierlich abdankte und seinem Sohne Philipp die Regierung übertrug, um mit seiner Weltverachtung und seinem Weltüberdruß sich zu retten in ein Kloster. Hier also in diesem Saale war es, wo das Unglück der Niederlande geboren ward, hier kniete Philipp II., um sich mit heiligem Eidschwur zu verpflichten, diesem Lande ein Vater zu sein, während er ihm nur noch ein grausamer Tyrann gewesen. Alles Unglück, alle Thränen der Niederlande haben in diesem Saale ihre Quelle, er ist die Pandorabüchse, die Philipp öffnete, um daraus Leiden und Qualen und alle Dämonen zur Plage der Niederlande hervorgehen zu lassen. Philipp II., Alba, Granvella, welch ein grausenerregendes Kleeblatt: ein eifersüchtiger, mistrauischer, tyrannischer, abergläubischer und bigotter Fürst, ein stolzer, blutdürstiger Aristokrat und ein heuchlerischer, hochmüthiger und grausamer Priester, — wenn diese drei Mächte sich verbünden, da bedarf es keiner Seherkraft und keiner Sterndeuterei, um den Untergang und das Elend eines ganzen Volkes vorhersagen zu können.

Hinweg mit diesen trüben, entsetzensvollen Bildern! Laß uns den Saal ansehen, wie er jetzt ist! Kein Thronsaal mehr und kein Blutgericht, sondern eine Halle, in welcher die Gerechtigkeit waltet, und in dem die Väter der Stadt sich berathen über das Wohl ihrer Bürger. Eine lange, grüne Tafel steht in der Mitte, und auf den rothen Sesseln rings um denselben sitzen die Senatoren und lauschen mit ehrfurchtsvoller Spannung den Reden des vorsitzenden Oberhauptes der Stadt. Dicht neben dem gothischen Saal befindet sich ein anderer, fast eben so großer Saal, einfach, aber geschmackvoll decorirt. Die herrlichen Gobelins an den Wänden stellen die Vermählung eines, ich weiß nicht welches, Herzogs von Burgund dar, vortrefflich gezeichnet und gruppirt. Bänke mit dunkelrothem Sammet bezogen, füllen den größten Theil des Saales, an dessen Seitenwand da drüben zwei einzelne Sitze vor einem grünen, mit Papieren bedeckten Tische stehen. Es ist dies der „salle des noces". Hier werden die Civilehen geschlossen, dort sitzen die Zeugen, hier das Brautpaar, und an dem Tische hier unterzeichnen sie den Ehecontract. Die Ehe ist hier, wie in Frankreich, mehr ein bürgerlicher, als ein geistlicher Act; denn die bürgerliche oder Civilehe ist nothwendig und erforderlich, während die kirchliche Einsegnung von dem individuellen Willen abhängig gemacht ist. Ich finde das wenigstens consequenter, als daß, wie es in Deutschland der Fall ist, die Schließung einer Ehe den geistlichen Behörden, die Lösung der Obrigkeit und den Polizeibehörden allein zusteht. Die Ehe, in ihrer äußeren gesetzlichen Bestätigung, hat allerdings auch mehr mit dem bürgerlichen Gesetz und der Obrigkeit zu schaffen, und da der Priester nicht lösen kann, so sollte er auch nicht binden. Die Heiligkeit der Ehe aber ist nicht das Werk des Priesters; wenn sie nicht in dem Brautpaar ruht, wenn sie nicht in ihres Herzens heiligsten Tiefen den Segen Gottes sich herabgefleht für ihren Bund, so wird kein Priester ihn heiligen können. — Der salle des noces ist übrigens zu gleicher Zeit salle de la conscription, und dicht neben dem Tische, auf welchem die Neuverbundenen ihren Ehecontract unterzeichnen, steht das Rad, aus welchem an den Tagen der Soldatenaushebung die Conscribirten ihre Nummern ziehen. Ich mußte lachen über diese naive Zusammenstellung der Hochzeit und Conscription, des Krieges und der Ehe, aber mein Lachen erstarb, als ich jetzt in der nahen Gallerie vor einem Fenster stand, von welchem man einen Ueberblick über diesen ganzen so schönen und prächtigen Marktplatz hat. Von diesem Fenster schaute Alba der Hinrichtung Egmont's zu, und dort unten auf dem Platze war das Schaffot errichtet, auf welchem der edle und hochherzige Egmont, der tapfere Graf Horn und viele der angesehensten und edelsten Niederländer hingerichtet wurden. Diese spanischen Häuser, sie haben ihr alle zugeschaut, dieser entsetzlichen Hinrichtung, auf diese Steine ist es herniedergeflossen, das Blut der Edlen, und es ist zu einer Purpurdecke geworden, über welche ein aus seinem Todesschrecken und seiner Erstarrung erwachtes Volk mit stolzem Siegerfuß dahin eilte, um den Tod seiner Edlen zu rächen und die Tyrannen und Henkersknechte zu verjagen.

Nachdem ich das Rathhaus gesehen mit seinem wundervollen Thurm, wollte mir die Kirche La Gudule, die schönste und größte in Brüssel, gar nicht mehr imponiren. Es ist ein großer massenhafter Bau, echt gothischer Styl, ernst, großartig, aber nicht ganz ohne Schwerfälligkeit. Die beiden, in großartigem Style angelegten Thürme sind nicht vollendet, das drückt und belastet den Bau, er steigt dadurch aus seiner schwerfälligen Gewichtigkeit nicht ganz leicht und frei empor, er ruht dadurch zu sehr in sich selber, ohne Aufschwung, ohne Himmelsstreben. Die Thürme sind die Poesie und die Begeisterung der Kirchen, eine Kirche ohne Thürme ist aus ihrer eigenthümlichen Sphäre herausgetreten, hat Das verloren, was sie sein soll, die Vermittelung nämlich zwischen Erde und Himmel. Der Katholicismus mit seinem begeisterungsvollen Aufschwung hat die himmelanstrebenden Thürme erfunden, der Protestantismus mit seiner Nüchternheit konnte allein es wagen, die Thürme wegzulassen und diese viereckigen Kasten, die wir hier und da, namentlich in Berlin sehen, Kirchen zu nennen. Diese Thürme des Katholicismus sollen gewissermaßen der Fingerzeig sein, der die Blicke der ganzen Menschheit hinweiset auf den Himmel und auf Gott, und den Sinn ablenkt von der Erde, um ihn dem Jenseits zuzuwenden, und so haben sich die Thürme zwischen dem Dome des Himmels und den Gebäuden der Erde wie Heilige aufgepflanzt, welche das Irdische vermitteln mit dem Ueberirdischen, die sichtbare Kirche mit der unsichtbaren. Die Thürme auf den Gotteshäusern waren daher auch gewissermaßen eine äußere Darlegung der Grundverschiedenheit zwischen der neuen, nämlich der christlichen Religion und der Religion der Griechen und Römer. Zu dem Himmel empor mußte sich die Kirche der Christen schwingen, während die Religion der Griechen und Römer, ganz in dem Diesseits wurzelnd, mit dem Himmel gar nichts zu schaffen hatte. Die griechischen Tempel waren, wie ihre Götter selber, ganz in sich fertig und abgerundet, da ließ sich nichts mehr daran flicken und hinzuthun, sie trugen ihre Einheit und Vollendung in sich. Aber von dem Protestantismus, der die Thürme des Katholicismus abgeworfen hat, läßt sich das nicht sagen, da läßt sich allezeit ein Kapellchen und ein Thürmchen daran heften, eine Säule, eine Verzierung hinzuflicken, und so wird die protestantische Kirche unter den Händen ihrer Baumeister zuletzt etwas ganz Anderes, als was sie selber im Sinne hatten, und das Ganze ist nichts als eitel Flickwerk. Der Protestantismus hat es verschuldet, daß die Thürme der katholischen Münster nicht vollendet sind; als er hereinbrach, da hörte man auf, Thürme gen Himmel zu bauen, man lenkte den Blick auf die Erde, man überlegte, die Begeisterung verflog, man ward nüchtern, und die Thürme wurden nicht vollendet. Seit der Reformation hat der Katholicismus keine Münster mehr gebaut und keine Thürme mehr zu Ende gebracht. Auch die Thürme der Gudulekirche in Brüssel also sind unvollendet geblieben, aber immer ist es ein großartiger Bau, besonders in seinem Innern majestätisch und vollendet in seinen Verhältnissen. Herrliche Säulenhallen, schöne Statuen von Duquesnoy, viele und kostbare Monumente, doch darunter nichts Außergewöhnliches, nichts besonders Hervorragendes. Aber Eins ist merkwürdig und originell zugleich in dieser Kirche, eben so künstlerisch schön als naiv gedacht, eben so ernst und meisterhaft als komisch und kindlich, — ich meine nämlich die Kanzel. Das ist ein Werk des großen Holzbildhauers Baenbrugger, und so wundervoll in seiner Zeichnung und Ausführung, daß der staunende Blick sich nicht satt sehen kann. Es ist eine Darstellung des Paradieses. Unten, als Stützpunkt des Ganzen, siehst Du Adam und Eva, sie mit herabhängendem Haar, schamvoll, unendlich reizend sich in sich selber zusammen schmiegend, den verhängnißvollen Apfel in der vorgestreckten Rechten, Adam mit halb verhülltem, schmerzzerrissenem Angesicht, das vom Sturmwind gepeitschte Haar sein Antlitz halb verdeckend, die Gestalt, zusammenbrechend unter dem göttlichen Zorn. So stehen diese Beiden in unendlicher Schöne in dem ersten Menschenschmerz, mit der ersten Menschenthräne unter der Beschattung dieses Baumes, der auf seinen sich ausbreitenden Aesten den inneren Raum der Kanzel trägt, aber auch zugleich den Baldachin derselben bildet. Aber auf diesem Baldachin des Baumgipfels schwebt ein erhabenes, göttergleiches Weib: Jungfräulichkeit und Himmelshoheit ist über sie ausgegossen, sie ist schön, wie kein irdisches Weib, und erhaben, wie es der Königin des Himmels geziemt; an ihrer Hand hält sie den Sohn, den in Jugendglanz strahlenden Welterlöser, der unter seinem mächtigen Kinderfuß die sich windende Schlange zertritt. Der Contrast zwischen diesem Himmelspaar da droben und dem Menschenpaar hier unten ist wundervoll. Dort nichts als Erhabenheit und Ruhm, als Friede und Himmelsglanz, hier nichts als Schmerz, Jammer und Erdennoth. Bis dahin ist dieses vollendet ausgeführte Sculpturwerk ganz erhaben, ganz in seinem künstlerischen Ernst; aber wenn Du rechts und links blickst, wird ganz unwillkürlich ein Lächeln auf Deine Lippen treten, und Deine Begeisterung ist verflogen. Die Aeste des gewaltigen Baumes, der Adam und Eva beschattet und die Himmelskönigin mit ihrem Sohn in seinem Gipfel trägt, haben sich zu beiden Seiten bis zur Erde herabgeneigt und bilden so links und rechts eine künstlich verborgene Treppe, auf welcher der Priester herauf und herabsteigt. Gezweige faßt links und rechts diese Treppe ein, und in demselben sitzen sämmtliche Thiere der Arche Noah, die kleinsten Würmer und die größten Vögel, Hunde und Katzen, Tauben und Geier in schönster Paradiesesverträglichkeit. Auf der einen Seite sind die vierfüßigen, auf der andern die Vögel. Zwischen Affen und Bären und Eichkätzchen steigt der Priester hinauf, zwischen Pfauen und Adlern, zwischen Eulen und Krähen steigt er hinunter. O sie sind gar nicht blöde, diese niedlichen Thierchen, bis zu dem Sitze des Priesters drängen sie sich heran, sie horchen ihm zu, sie äffen ihm nach, ein Affe hat es sogar gewagt, sich ganz oben hin zu stellen, er frißt in ganz possirlicher Stellung einen Apfel, während ihm gegenüber, dicht neben dem Priester, ein Eichhorn sitzt und höchst gemüthlich an einer Nuß knobbert. Als ich das sah, dachte ich an Berlin, und was für ein Glück für diese Kanzel es sei, daß sie nicht nach Berlin mußte.

Auch die Beichtstühle in der Gudule sind von sehr schöner Sculpturarbeit, und der sechstausend Pfund schwere kupferne Löwe auf dem Marmordenkmal des Herzogs Johann von Brabant wird von Kennern sehr bewundert. Ich meinestheils habe gar keinen Sinn für fürstliche Denkmäler, wenn ich von den Fürsten nicht viel Anderes weiß, als daß sie eben von fürstlichen Aeltern geboren und somit zufällig Fürsten gewesen sind. Diese majestätisch hingelagerten, wie ägyptische Mumien anzuschauenden Gestalten mit den gefaltenen Händen und den Kronen auf den Häuptern gehen mich gar nichts an, ich habe keine Gemeinschaft mit ihnen, ich weiß nichts von ihnen, — mögen sie begraben sein, ich will leben, sie gehören zu den Todten, und nur was in ewiger Fortwirkung lebendig geblieben von den Gestorbenen und Todten, das will ich sehen und genießen. Die Denkmale, die das Genie und das Talent sich selber gesetzt, die will ich sehen und bewundern, nicht staubbedeckte Grabmonumente, sondern strahlende, in Leben und Farbenglut glänzende Monumente, wie die großen flamländischen Maler sie sich hinterlassen hier in Brüssel. Die will ich mir jetzt anschauen und bewundern.

Das Palais des Beaux-Arts enthält sehr schöne Gemälde, Du erkennst die Bilder von Rubens an ihrem unsterblichen

Farbenglanz und ihrer grosartigen Kühnheit, Van Dyk an seiner Grazie und an der Kraft, die an Rubens erinnert, aber mehr Keuschheit und Sittsamkeit hat; da ist auch Ruysdael mit seinen Landschaften, und Rembrandt und Gerard Dow, da ist de Potter und de Grayer, Bachuyzen und Berghem, Teniers und Wouvermann, und wie sie alle heißen, diese großen Heroen der niederländischen Schule. Aber ich enthalte mich heute, Dir Ausführlicheres zu sagen. Später werde ich auf sie zurückkommen. Ich schweige auch über das Palais des Duc d'Alembert, das in seiner prachtvollen und noblen innern Einrichtung und mit seiner kleinen, aber köstlichen Bildergalerie mich wahrhaft mit Freude erfüllt hat. Da siehst Du nirgends Ueberladung und pomphafte Ausstellung des Reichthums, Alles ist einfach und gediegen, reich ohne zu prunken, glänzend ohne zu funkeln, es ist die noble Einfachheit eines Reichthums, der auf zu sicherer Grundlage ruht, um des äußeren Scheins und der Schaustellung zu bedürfen. Eben so einfach und prunklos ist auch das Palais des Königs, im Innern sowol, wie im Aeußern. Ihm gegenüber liegt das weite und schwerfällige Palais des Prinzen von Oranien. Aber es ist öde und leer, seine reichen Kunstschätze sind nach Holland übersiedelt, und dort wollen wir sie aufsuchen.

---

4. Antwerpen. Die Schelde. Die Jesuitenflotille.

Antwerpen! Du schönes Venedig des Nordens, mit deinen stolzen Schiffen und deinen schönen Gebäuden, mit deiner silberstrahlenden Schelde und deinem fluthenden und sprudelnden Leben, wie lieb' ich dich, wie stolz bist du mir erschienen in der Majestät deiner Kathedralen und Kirchen, wie schön, wenn ich am Hafen saß und hinaus blickte auf dieses glänzende Wasser, auf dem tanzend und sich schaukelnd, wie gigantische Schwäne, deine Schiffe einherzogen, während auf diesem Quai des Ufers ein buntes Getümmel lachender und schreiender, singender und lärmender Menschen sich auf und ab wälzt. Ich saß auf einer Bank dieses Ufers und träumte, träumte von Venedig, es war mir, als sähe ich wieder einmal am Canale grande und hörte das Rauschen des Meeres und sähe die Lagunen mit ihren grünen Wogen plätschernd an den Marmorstufen sich brechen. Venedig ist eine Stadt, über die man weinen muß, eben weil man sie liebt, eine Stadt, die uns mit Grabesschauern erfüllt, in der man weint über dem Aschenkrug einer erhabenen Vergangenheit. Ein ähnliches Gefühl beschleicht mich hier in Antwerpen. Auch diese Stadt ist nur noch das Denkmal ihrer einstigen historischen Größe. Antwerpen hat nur wenige Tage des Glückes gesehen, aber das waren glorreiche, glänzende Tage. Fünfhundert Schiffe liefen einst täglich in die Schelde ein, zweitausend lagen im Hafen vor Anker, die Flaggen aller Länder, aller Nationen wehten von den Masten, und in allen Zungen ward es gepriesen, das reiche und stolze Antwerpen, die königliche Handelsstadt des Nordens. Aber es kamen die Tage, die Jahrhunderte des Unglücks; sie machten aus der freien Herrscherin eine Sclavin, aus der glückestrahlenden Gebieterin eine schmerzbeladene Dienerin. In Brüssel, dem Rathhause gegenüber, steht ein altes, stolzes Gebäude, das früher, bis im sechzehnten Jahrhundert das neue Hôtel de Ville errichtet ward, zum Rathhaus diente. Es ist ein prachtvolles altes Gebäude, das über seinem Thor die goldene Inschrift trägt: A peste, fame et bello libera nos, Maria Pacis. Die Infantin Isabella richtete in ihres Herzens Aengsten an die heilige Mutter des Friedens dieses Gebet ihrer zitternden Seele, und sie heftete es mit goldenen Lettern an dieses Gebäude, in welchem Egmont die letzte Schauernacht vor seiner Hinrichtung zugebracht hat. Die Notre Dame de la Paix erhörte für Brüssel dieses Gebet, und das dämonische Triumvirat floh aus den Mauern der Stadt, für welche Isabella mit goldenem Gebet gefleht. Aber über Antwerpen hatte dies Gebet keine Kraft, da zogen sie ein, diese drei Würgengel Pestis, Fames et Bellum. Da nisteten sie sich ein Jahrhunderte lang, da hat die Pest Tausende der Einwohner getödtet, so daß 1678 mehr als zwölfhundert Häuser gänzlich leer standen, da hat der Hunger seine verheerende Geisel geschwungen, da hat der Krieg bis in die neueste Zeit hinein das Blut der Edelsten und Besten vergossen und Elend und Noth in die einst so reiche und mächtige Stadt einquartirt.

Die Citadelle von Antwerpen — da drüben am rechten Ufer der Schelde glänzt sie eben im Sonnenlicht — welch eine Geschichte hat sie nicht aufzuweisen, diese Citadelle! Eine Geschichte, die mit dem Blute ihrer Bürger eingezeichnet ist in das große Buch der Unsterblichkeit, aber mindestens ist es doch eine Geschichte der Tapferkeit und Treue, des muthigen Kämpfens, des stolzen Auflehnens gegen die Tyrannei und Unterdrückung. Auf allen Häusern, auf allen Plätzen dieser Stadt steht sie verzeichnet, diese Geschichte, in die Wogen der Schelde hat sie sich eingeschrieben mit unverlöschlichen Zügen, in die Mauern der Citadelle hat sie sich hinein gedonnert, an den Kathedralen und Kirchen hat sie sich verherrlicht, an jedem Haus, an jedem Platz siehst Du ihre Schriftzüge, sei's mit Blut, sei's mit Gold geschrieben. Was denkst Du zum Beispiel von diesem Hause hier, vor welchem wir jetzt stehen? Es ist ein hübsches, aber ganz bescheidenes Haus, ganz bürgerlich und gewöhnlich, nicht wahr? Doch hat ein Kaiser als Bittender einst vor dem Besitzer dieses Hauses gestanden, und welch ein Kaiser! Daems hieß der Besitzer dieses Hauses, und Kaiser Karl V. war der Bittende. Er war sehr reich, der kleine Daems, und er sehr geldbedürftig, der große Kaiser Karl! Und er entkleidete sich seiner göttlichen Herrlichkeit und lächelte dem Erdenwurme, dem reichen Daems, von welchem er zwei Millionen Gulden begehrte. Zwei Millionen! Herr Daems schüttelte den Kopf und sagte: Ich will sie geben, aber unter Einer Bedingung! — Ah, welche Anmaßung, ein Unterthan wagt es, Bedingungen zu machen, wenn ein Kaiser ihn um Etwas bittet! Kaiser Karl verbarg seinen Zorn unter einem anmuthigen Lächeln und „geruhten Allerhöchst selbst" dem stolzen Banquier zu gestatten, seine Bedingungen zu machen. Herr Daems verneigte sich bis zur Erde und sagte: „Ich sende morgen zwei Millionen Gulden gegen die Schuldverschreibung des Kaisers, wenn Se. Majestät geruhen wollen, übermorgen bei mir zu speisen!" — Ein Schauder des Entsetzens durchlief die Reihen der Höflinge. Aber — Herr Daems war reich, und der Kaiser brauchte zwei Millionen — die Majestät nickte Gewährung und nahm das Mittagsmahl des reichen Banquiers an. — Am andern Tage sandte Herr Daems dem Kaiser zwei Millionen Gulden und der Kaiser ihm die unterzeichnete Schuldverschreibung. Und den nächsten Tag da läuteten die Glocken, da war ganz Antwerpen auf den Beinen, Jedermann wollte es selbst sehen, dies Wunder — ein Kaiser, der bei einem Kaufmann zu Mittag speist. Die Pforten dieses Hauses waren weit geöffnet, Purpurdecken über den Flur und die Straße gebreitet, die kostbarsten und seltensten Blumen waren ausgestreut — und er kam wirklich, der große Fürst, kam, um bei einem Bürger Antwerpens zu Mittag zu speisen! Und der Kaiser aß, ja er aß sogar sehr tapfer, er geruhte diese indianischen Vogelnester, diese Früchte Südamerika's, diese Weine von Cypern und Candia gar nicht übel zu finden, er geruhte sogar den Kaffee aus Mecca zu loben; denn Kaffee zu trinken war damals noch ganz neu und ungewöhnlich, und endlich, als Herr Daems den Kaiser bat eine Cigarre zu rauchen, war Sr. Majestät sogar so gnadenvoll, auch dies zu bewilligen. Herr Daems präsentirte auf einem goldenen Teller dem Kaiser eine Cigarre, eine Wachskerze und einen zusammengelegten Papierfidibus. Der Kaiser möge mit diesem Fidibus sich selber die Cigarre anzünden, bat der übermüthige Herr Daems, und der Kaiser in seiner Gnadenfülle that es. Das Papier brannte, die Cigarre dampfte. Herr Daems schaute lächelnd zu. Der Kaiser legte den brennenden Fidibus auf den goldenen Teller und rauchte. Herr Daems sah lächelnd zu, bis von dem Fidibus, diesem brennenden Papier, nichts mehr übrig war, als ein Häufchen leichter, zitternder Asche. Dann verneigte sich Herr Daems vor dem Kaiser und sagte: „Von diesem Augenblick an ist Ew. Majestät nicht mehr in meiner Schuld. Sehen Sie da, dieses Häufchen Asche, das ist die Schuldverschreibung, Ew. Majestät haben sie als Fidibus verbraucht! Die Ehre, die mir heute der Kaiser erwiesen, ist mehr werth, als zwei Millionen, und mit diesem Mittagsessen bin ich überreichlich bezahlt." Dann blies er lächelnd in die Asche des Fidibus, sie flatterte leicht auf, obwol sie zwei Millionen wog, sie zog in losen Wölkchen durch den Saal, und Kaiser Karl V. lächelte auch und rauchte seine Cigarre. Wie gnädig war doch der Kaiser!

Laß uns weiter wandern, weiter durch diese breite, schöne Straße mit den alten Häusern und den dunklen Palästen, ich werde Dir noch andere Stellen zeigen, auf denen die Geschichte ihre blutigen oder goldenen Lettern gezeichnet. Sieh da, diesen Platz hier mit dem alten, großen und schönen Gebäude, das Dich ein wenig an das Rathhaus zu Brüssel erinnert, nur daß es nicht so rein im Styl, nur daß der Thurm nicht so hoch und schön ist. Aber immer ist es auch ein altes und ehrwürdiges Gebäude, dieses Rathhaus von Antwerpen, und die kleinen, unscheinbaren Häuser, die den Platz begrenzen, lassen das alte Gebäude noch majestätischer und größer erscheinen. Ein einzelner Baum steht in der Mitte des Platzes, eine grüne Linde, jung und lustig, wie ein Mädchen von sechzehn Jahren es sein kann, und älter ist sie auch nicht diese grüne Freiheitslinde, welche ein siegendes Volk sich hier, wie in Brüssel, als rauschendes Erinnerungszeichen gepflanzt. Aber diese Stelle hat auch einst die Schmach und Erniedrigung der Niederlande erfahren, und wenn der Herbstwind die Blätter der Freiheitslinde verweht, dann siehst Du sie klar vor Dir liegen, die Schriftzüge der Geschichte, aber sie sind hier nicht mit Gold, sondern mit Blut bezeichnet. Herzog Alba hat das gethan, und Granvella hat ihm geholfen! Hier auf diesem Platze stand ein Monument, welches sich Alba, der triumphirende, von dem Blute der Niederländer triefende Alba errichten ließ. Es stellte den Herzog dar mit dem stolzen Siegerangesicht, mit dem Lächeln des Triumphes auf den übermüthigen Lippen, den mächtigen Fuß gesetzt auf zwei Gestalten, die sich wie Sclaven unter seinem Fußtritt krümmen, und diese beiden Gestalten waren der Adel und das Volk der Niederlande! — Schlage die Augen nieder, laß uns fliehen von dieser Stätte, welche einst das Denkmal der Schmach und des Blutes getragen, es länger als eine Stunde getragen! Diese Statue, sie stand zwei Jahre lang auf diesem Platze — zwei Jahre der Thränen, der Schmach, des verhaltenen Zorns, der bluttriefenden Schande! Aber endlich eines Tages ist die Sonne wieder aufgegangen über Antwerpen, und dieses Monument zerfiel in Asche, und die Niederlande athmeten auf unter dem goldenen, strahlenden Morgenhauche der Freiheit!

Wir sind am Ufer der Schelde! Es ist Sonntag, ein schöner, heller, wolkenreiner Himmel, die schon sinkende Sonne sendet ihre letzten Strahlen über das Wasser diesen Tausenden von Spaziergängern zu, die fröhlich und schäkernd am Ufer lustwandeln. Welch ein buntes Getümmel! Sieh diese Matrosen mit den braunen Gesichtern und den großen, glänzenden Goldreifen in den Ohren, wie sie breitbeinig schwankend und keck um sich blickend einherstolziren; hübsche, junge Mädchen, das Köpfchen bedeckt mit der zierlichen brabanter Spitzenhaube, hüpfen lächelnd an ihnen vorüber, alte Weiber, ganz eingehüllt in den braunen Mantel, dessen übergeworfene Kapuze ihnen fast das ganze Gesicht verhüllt, schlürfen auf und ab, ganze Schaaren junger fröhlicher Bursche, flämische Lieder singend, brechen in langen Reihen sich Bahn durch die Menge, während bedächtige Alte, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam auf und ab wandeln. Vor den Kaffeehäusern, und fast jedes Haus hier am Quai ist ein Kaffeehaus, da ist ein unaufhörliches Drängen und Wogen; da hat man sich, wie das hier Sitte ist, mit seiner Tasse Kaffee unter das Zelt vor dem Hause gesetzt, und weil das Zelt nicht reichte, die vielen Gäste zu beschatten, so hat man das blaue Zelt des Himmels zu Hülfe genommen und Tische und Stühle bis auf die Straße hinaus gestellt. Da wird beim Kaffee gelacht und geschäkert, da macht der Matrose seine derben Witze, und das Mädchen mit der brabanter Haube hört ihm lächelnd und ohne Erröthen zu. Ich rathe Dir nicht, Dich an einen dieser Tische zu setzen; denn es herrscht in diesen Kaffeehäusern des Strandes etwas mehr als nur eine heitere Ungezwungenheit und unschuldiger Frohsinn, — aber hier, von unserer Bank aus, können wir sie gemächlich überschauen all diese glänzenden, so zahlreich besuchten Kaffeehäuser, bis hierher dringt das brüllende Lachen der Matrosen, das Freudengekreische der Mädchen, das Aufjauchzen der Menge, die sich dort um das alte Weib geschaart hat, welches beim Schall der Flöten und Geigen ihrer beiden blinden Begleiter einen wahnsinnigen Wirbeltanz tanzt. Ihr graues Haar flattert im Winde, ihre elenden, schmuzigen Gewänder schwingen sich um diese dürre Gestalt mit der platten keuchenden Brust, ihr zahnloser Mund öffnet sich zu einem Jauchzen der Freude, und von ihren Lippen ertönen wilde Gesänge bacchantischer, wahnsinniger Lust; die Matrosen brüllen vor Lachen, und erst, als das Weib mit schlotternden Gliedern halb bewußtlos aufhört, verstummt der kreischende Jubel, um bald auf's Neue zu beginnen bei den lustigen Sprüngen dieser beiden köstlich ausgeputzten Affen, welche ein Neger da eben herbeiführt, und die mit den merkwürdigsten Capriolen springen zu den Klängen des Dudelsacks, den der Neger unterm Arme trägt. Wenn die Affen weiter gezogen sind, dann hörst Du hier und da Harfenklänge, und irgend ein schönes Kind greift in die Saiten und singt mit lieblicher Stimme ein flamländisches Lied und schaut mit gewinnenden, lächelnden Blicken umher, während die Augen der Matrosen mit leuchtender Begier auf sie gerichtet sind. Ueber all dieses Geräusch, dieses Jubeln und Schreien hin, schallt laut und tönend, majestätisch und stolz das Geläute der Glocken, oft mit seinen vollgewichtigen Klängen all' diesen Lärm erstickend und betäubend, immer aber als heroischer Grundton all' diese Jubelmelodieen beherrschend. Und in den ernsten Klang der Glocken mischt sich allviertelstündlich das zierliche und harmonische Klingeln des Glockenspiels, das mit seinen neunundneunzig Glocken eins der schönsten dieser Art ist. Ich meinestheils liebe diese Glockenspiele nicht, es ist ein kindisches, tändelndes Spiel mit dem Maße der Zeit, — die Zeit ist aber so ernst, daß uns die raschen Schwingungen der Stunde nicht mit diesem tändelnden Laute, sondern ernst mahnend ertönen sollen. Aber es gibt nichts Imposanteres und Gewaltigeres in Tönen als die Klänge dieser großen Glocke von Antwerpen! Das ist ein großes Meer von Klängen in Einer Welle zusammengefaßt, mächtig heranrollend mit dem Donner des Sturmes, und doch flüsternd und singend, volltönend und zart. Freilich, sechszehntausend Pfund Metall können schon die Luft erschüttern mit ihren machtvollen Toneswellen, und wenn die große Glocke mit ihren majestätischen Klängen erschallt, dann hebt sich das Haupt des Antwerpners höher und stolzer, und er denkt an seine schönste und glänzendste Zeit. Die Glocke ruft ihm die Größe und Macht Antwerpens zurück, Kaiser Karl V. hat sie getauft und ihr als Pathe gedient. — Töne, töne weiter Du mächtige Glocke, Du hast geläutet, als Kaiser Karl hier herrschte, und die Niederlande glücklich waren, Du durftest nicht schweigen, als Alba hier wüthete, und Granvella seine Opfer erstickte, aber mächtig hast Du gebraust, als sie von dannen zogen, und Du der Freiheit der Niederlande Deine heiligen Klänge weihetest. Dann bist Du wieder Trauergeläute geworden; denn der Hunger und die Pest wütheten als Todesengel in Antwerpens Mauern, Antwerpen klagte mit Dir, als es 1790 Frankreich sich unterwerfen mußte, es schluchzte aus Deinen Tönen, als es ausgehungert und erschöpft sich 1815 an England überliefern mußte. Aber die bösen Tage zogen vorüber, und 1832 bist Du aufgebraust zu einer Jubelhymne der jungen, tagenden Freiheit, zu einem Triumphgesange der Unabhängigkeit. Töne sie fort und fort, diese Jubelhymne der Freiheit, und mische Deine heiligen Klänge versöhnend in dieses Kreischen und Jauchzen, dieses Brüllen und Lachen der Menge, welche in ungefesselter Lust hier auf- und niederwogt am Strande der silbernen Schelde. Wie schön und ruhig er da liegt, dieser stolze, majestätische Fluß, und wie dort drüben diese so gewaltigen, und doch so leichten, so graciösen Schiffe sich abzeichnen vom Horizont, wie sie flattern mit den geschwellten Segelflügeln, und wie, kleinen Fliegen gleich, die Matrosen in dem Spinnengewebe dieser Taue auf und niederzappeln! Und hier dicht vor uns, diese tanzenden, kleinen Fischerkähne mit den singenden Schiffern darin, die Netze aufziehend, in denen kleine Fische zappeln, und die Dampfboote von Rotterdam und Ostende, von London und Amsterdam, die hier an der Landungsstelle vor Anker liegen, und die Citadelle da drüben, die ihre riesigen Schatten weit über die glänzenden Fluthen hinwirft. Das ist ein schönes, ein erhabenes Bild, was sich da vor uns ausbreitet, majestätisch und lieblich zugleich. Ach, auch über die Schelde mit ihren zitternden Wogen hat die Geschichte ihre großen, niemals verlöschenden Schriftzeichen gezogen und ihre Fluthen geweiht für immerdar! Das war zur Zeit der spanischen Herrschaft; da war natürlich auch die Gesellschaft Jesu auf dem Gipfel ihrer Herrschaft, da plünderten und raubten die heiligen Väter die Seelen und Gewissen ihrer Beichtkinder, da streuten sie Unfrieden aus und Familienzwist, da verführten sie die Unschuld und gaben dem Laster die heuchlerische Maske der Frömmigkeit, da wollten sie die Geister in Banden schlagen, wie die Spanier die Körper. Aber die Seele dieses zertretenen, blutenden Volkes war noch gesund geblieben und stark, und die Geister wollten sich nicht beugen.

Kaum hatte das Volk erfahren, daß die heiligen Väter die heimlichen Verbündeten der Spanier, daß sie für diese Waffen und Pulver in ihrem Collegium verbargen, so erscholl wie aus Einem Munde ein Wuthgeschrei, und die Menge stürzte hin nach dem Jesuitercollegium, Tod und Verderben drohend diesen heuchlerischen Priestern. Diesmal wurden sie noch gerettet durch die Beredtsamkeit des Magistratsoberhauptes, durch

das Flehen und die Vernunftgründe einiger Volksfreunde und Bürger, die das Volk, diese gutmüthige, so leicht zu versöhnende, so leicht vergessende Menge, besänftigten. Aber als die halsstarrigen Jesuiten sich weigerten, den Eidschwur, welchen die Stände dem Volke vorgelegt, zu leisten, da brach die Wuth des Volkes mit erneuertem Grimme hervor. Mit wildem Geheul stürzten sie in das Collegium, bis in ihre Kirche hinein verfolgten sie die Jesuiten, stürmten ihre Häuser und zwangen sie, diese zu verlassen und hinaus zu gehen auf die Straße. Mit Zischen und Pfeifen, mit Lachen und Singen trieb man sie durch die Straßen. „Nach der Schelde! Nach der Schelde!" schrie das Volk, und ein Ruf der Verzweiflung drang von den Lippen der geängsteten heiligen Väter. Ach, sie wußten, wie man es machen muß, um seiner Feinde sich zu entledigen, das Meer war stets ihr Bundesgenosse und Feldherr gewesen in den heimlichen Kriegen, welche sie gegen ihre Feinde geführt, und daß die Schelde tief und verschwiegen genug, um gastfrei heimliche Gräber zu gewähren, das wußten sie, das hatten sie oft genug selber erprobt, das hatte Granvella an Hunderten schreiender, wehklagender Opfer dem Volke von Antwerpen gelehrt, und jetzt wollte das Volk von Antwerpen beweisen, daß es diese Lehre erfaßt und verstanden! — Da — jetzt war man am Rande des Flusses — er theilt seine Wogen, er gähnt mit seinen offenen Gräbern diesen verrätherischen Priestern entgegen, — aber das Volk ist nicht erzogen in der Schule der Jesuiten, das Volk ist all überall groß wie ein Held, unschuldig wie ein Kind, aber nicht listig und heimtückisch. Das Volk von Antwerpen dachte nicht an Mord, es wollte nicht mit dem Tode dieser blassen, angstschlotternden Mönche seine Gewässer besudeln, sondern es wollte sich ihrer nur entledigen! Schiffe lagen im Hafen, der Wind schwellte die Segel, Matrosen saßen auf den Masten und jauchzten dem Volke zu, welches diese todesbleichen Priester zwang, das Ufer, den Boden von Antwerpen zu verlassen. Das war ein Jauchzen, ein Schreien, da wurden Triumphlieder gesungen und Pereat geschrien den heiligen Vätern! Und die Anker wurden gelichtet, die Schiffe tanzten dahin auf den Wogen, und der Jubelschrei des Volkes tönte ihnen nach! Das war eine Flotille ganz eigen in ihrer Art, und nie haben Schiffe eine ähnliche kostbare Ladung getragen, als jene Schiffe, welche damals die Wasser der Schelde durchschnitten.

Ich blickte hinunter auf die Wogen der Schelde. Wie damals schrie und jauchzte, sang und lärmte das Volk am Ufer der Schelde, wie damals brauste die große Glocke mit mächtigen Klängen, wie damals zogen eben einige dieser stolzen prächtigen Schiffe auf der Schelde gen Dortrecht dahin. Alles ist wieder wie damals, — nur daß jene Schiffe dort nicht die Jesuiten von hinnen tragen, nur daß sie wieder das Ufer betreten haben, die heiligen Väter! — Die Sonne war hinabgesunken und schwebte nur noch wie ein purpurglühender Feuerball über dem Flusse, dessen Wasser leuchteten und funkelten. Wie in einer Glorie lag drüben die Citadelle, wie fluthendes Gold glänzte der Fluß. Wir standen, in seliges Schauen versunken, träumend, genießend. Ein Gemurmel neben mir störte mich. Ich wandte mich um. Eine bleiche, hohläugige Gestalt in langem schwarzem Mantel stand neben mir und betete und schaute hinüber zur versinkenden Sonne und dann hinunter in die Wogen der Schelde, tiefsinnend und ernst. Dachte er vielleicht an jene Flotille, welche vor Jahrhunderten hier ausgesegelt? Ich glaube es fast, — denn ein triumphirendes Lächeln flog über das hohle Antlitz des Jesuiten!

L. Mühlbach.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Die wiener Kunstausstellung im Jahre 1846.

In dem Augenblicke, wo sich draußen die Welt mit frischem Grün bekleidet, beginnt sich auch an den kahlen Wänden unseres Kunstsalons ein neues, buntes und vielgestaltiges Farbenleben zu entfalten. Mit nicht geringerer Sehnsucht als der Naturfreund hinauszieht, den Frühling zu bewundern, eilt auch der Kunstfreund in die weiten Saalräume, um schöne Farbenwunder zu schauen. Leider findet er nicht immer jenes Genügen und jene geistig sättigende Befriedigung, deren der Naturfreund immer gewiß sein kann. Natur und Kunst, wie Wenigen auch nur in den ersten Anfangsgründen aus der Schaar Derjenigen verständlich, die sich Priester der einen, Schüler der anderen nennen! So unpassend diese Betrachtungen auch hier scheinen mögen, so sind sie doch mit der Bemerkung, daß der den Kunsttempel Betretende gegen den im Mai in's Freie hinauspilgernden Naturfreund zuweilen im Nachtheile stehe, im Zusammenhange. Wer könnte sich eines Ausrufs enthalten, wenn er sich getäuscht findet! Dies war aber bis auf einen gewissen Grad mit der diesjährigen Kunstausstellung der Fall. Fassen wir dieselbe genauer in's Auge, so sehen wir wol recht gute und brauchbare Elemente, wollen wir sie aber sammiren, so bleiben sie eben nur Elemente und geben kein Ganzes, wenigstens erscheint eine systematische Gliederung oder Gruppirung um hehre, leitende Ideen und Principien als unmöglich. Man darf uns glauben, daß wir dies sine ira et studio aussprechen, denn für's Erste erkennen wir in Angelegenheiten der Kunst nur den obersten ästhetischen Canon als maßgebend an; persönliche Rücksichten sind uns fremd, und dann ist es uns Ernst mit unsern Wünschen. — Doch es ist Zeit, unsern bisher verfolgten Betrachtungen ein Ziel zu stecken und uns aus der Vorhalle der Kunstausstellung in die geöffneten sechszehn Säle der letzteren zu begeben. Die beiden ersten Zimmer füllen nach hergebrachtem Brauche Zeichnungen, Kupfer- und Stahlstiche, Lithographien, Aquarell- und Miniaturgemälde. Kupfer- und Stahlstiche sind, wenn gleich nicht vernachlässigt, doch in einer ziemlich vereinzelten und precären Stellung. Man könnte diesen Zustand mit vollem Fuge Zurücksetzung nennen. Ein berühmter Meister ist Hr. Stöber. Seine h. Katharina von Siena, welche unter die Armen Brot und Wein austheilt — nach W. Fieder — ist ein mit Kraft und Zartheit ausgeführtes Blatt, und jedenfalls eine werthvolle Gabe, daran die Mitglieder des Kunstvereins, für die es als diesjähriges Verlosungsblatt bestimmt ist, ihre Freude haben werden. Von den wenigen Kupferstechern, die sich auf der Ausstellung eingefunden, sind auch Gleditsch, Kirchhoffer und G. Mayer zu nennen. Letzterer brachte die von der Zeit gewaltsam entführte Schönheit, nach Rubens geschabt — eine sehr verdienstvolle Arbeit. Nicht eben zahlreicher vertreten, obgleich heutzutage ein bevorzugterer Nebenbuhler des Kupferstichs, war der Stahlstich, der in Mahlknecht, Jostiera, Haßmann (Vater) und Hyrtl fast seine ausschließenden Repräsentanten gefunden. Mahlknecht und Hyrtl sind bereits bewährte Namen, und die Bildnisse des erstern zeichnen sich durch außerordentliche Reinheit und Weichheit aus. Jostiera strebt nach Virtuosität durch brillanten Vortrag. Als portraitirende Lithographen machten sich Ed. Kaiser und Strixner durch charakteristische Auffassung und schöne Behandlung besonders geltend. Außer diesen Genannten sind in diesem Augenblicke neben J. Kriehuber, dem noch immer gefeierten Matador, Prinzhofer und ein paar Andere sehr geschätzte Bildnißzeichner auf Stein. J. K. Höfel und J. Schell lieferten Zeichnungen, Ersterer eine in Sepi, Letzterer mit Bleistift. Diese, „Die drei Zeiträume im Wachsthume des katholischen Glaubens" darstellend, ist als Composition beachtenswerth. Nicht unbeträchtlich ist die Zahl der ausgestellten Wasserfarbengemälde, worunter sich Bildniß und Landschaft um den Preis theilen. Im ersteren machten sich besonders Wildhack, Zämsande, Herrek, Adolf Theer und A. D. Mayer geltend, der Zweit- und Drittgenannte auch durch die Zahl des Eingesandten. In der Landschaft stachen als Aquarellisten besonders J. Kriehuber — seine Pratergegenden sind in der That herrliche Studien — Welker, Werner, Sandmann — ein vorzüglicher Wasserfarbenmaler, seine Ansicht von Prag, von der frühern Ausstellung her, verdient im Andenken zu bleiben; — Willibald Richter, Thom, Ender, R. Alt, A. Kaiser hervor. Als Miniaturmaler genießen die Herren Robert, Albert und Adolf Theer eines vorzüglichen Rufes in Wien und haben sich auch auf der Ausstellung mit zahlreichen virtuosen Leistungen eingefunden. In diesem Fache spielt zunächst die ausgebildete Technik und der Fleiß der Ausführung eine vorzügliche Rolle, die höhere künstlerische Aufgabe bleibt hingegen untergeordnet.

Im zweiten Saale erschließt sich uns bereits das Reich der Oelmalerei, und die erste Nummer, der wir begegnen, ist auch schon ein Portrait. Es ist nun einmal das Unvermeidliche in jedem Kunstsalon, auch wollen wir nicht allzu streng dagegen eifern, wenn nur etwas Tüchtiges geleistet und jene Kunststufe darin erreicht wird, auf der sich das Gemälde zum Charakterbilde erhebt, und uns nicht statt des beseelten Kerns eine hohle Schale geboten wird. Zudem ist das Bildniß die Propyläe zum innersten Heiligthume des Kunsttempels, aber freilich nur Wenigen ist es gegönnt, den höheren Weihegrad zu empfangen. Keine Frage, daß Wien mehr als einen ausgezeichneten Bildnißmaler besitzt und hervorgebracht; Namen wie Amerling und Schrotzberg erfreuen sich eines weitverbreiteten Rufes und stehen jetzt im Zenith ihres Ruhmes. Ersterer, seit Jahren in Rom lebend, hat die Ausstellung heuer nicht beschickt, aber seine Morgenländerin, seine Rebecca, sein Thorwaldsen stehen noch in lebendigem Andenken. Kein Wunder, daß ein so hervorragender Meister, wie er, eine Menge von Nachtretern gefunden, einige darunter, die die Manier bis auf die äußerste Spitze der Effecthascherei treiben. Die Reihe weiblicher Köpfe von Schrotzberg, in deren Auffassung und Darstellung er seines Gleichen sucht, schmückte auch heuer die Säle; nur scheint es, als ob das Inateleproduciren den sonst so wackern Künstler zu einiger Flüchtigkeit verleitet. Ein gefeierter und viel gesuchter Portraitkünstler ist jetzt Einsle. Die bestechlichste Aehnlichkeit, verbunden mit einem blendenden Vortrage, scheinen die Hauptrichtung dieses Farbenvirtuosen zu sein. Mit Lichtwirkungen wird stark gespielt und hie und da amerlingisirt, wenn es erlaubt ist, so zu sagen. Ein Künstler von vorzüglichem Verdienst ist auch Enkl; klarer Vortrag und Fleiß zeichnen ihn aus, wozu eine gewisse einschmeichelnde Weise kommt. Nur individualisirt er zu wenig in der Auffassung. G. Decker ist ein aufgehender Stern. Kobermein ist bei den Franzosen in die Schule gegangen. Borsos hat die Technik in seiner Macht, sucht aber besonders durch glänzende Behandlung der Nebendinge zu wirken. Lanos, Rengebauer, Rejebse, Meiter, nebst einer Reihe anderer mehr oder minder hervortretender Künstler wären hier noch als begabte Bildnißmaler zu nennen. Wurzinger läßt Gutes erwarten. Das Portrait des k. k. Hofschauspielers Korn, von Strezegetzky, einem ganz jungen Manne und Schüler Prof. Waldmüllers, berechtigt zu schönen Hoffnungen, die sich erfüllen werden, wenn der Künstler eben so viel Farbensinn als Charakterauffassung in seine Bildnisse zu legen wissen wird. Crist. Dreonome stellte eine ganze Reihe von Portraiten aus, ohne indessen eine besondere Geltung erringen zu können.

Nun zur Historienmalerei übergehend, gerathen wir auf ein Gebiet, dessen Servilität seit Jahren zur stehenden Klage geworden, und auch heuer eine lebhafte Verstimmung hervorgerufen, ja Diejenigen, die in der Kunst nur immer nach dem Höchsten zu blicken gewohnt sind, aber mit unbefriedigter Sehnsucht dem vaterländischen Kunststreben folgen, hat diese Servilität die ganze Freude an der Ausstellung verdorben und sie zu harten Aussprüchen veranlaßt. So ganz brach liegt nun dieses Feld bei uns gerade nicht, als man klagen hört, nur ist der Anbau ein etwas spärlicher, und die Saat scheint nicht kräftig aufsprossen zu wollen. Indessen bleiben unverdrossene Versuche immer anerkennungswerth. Unter den Strebenden erklären wir z. B. D. A. v. Berger, gegenwärtig Professor der Anatomie an der k. k. Akademie der bildenden Künste, für einen tüchtigen Aesthetiker. Nur haben seine beiden heuer ausgestellten Historiengemälde: „Carl V. nach der Landung an der Küste von Algier" und „Johannes Capistran als Befreier Belgrads" (1458), nicht die Geltung zu erringen vermocht, um die sie geworben, im Gegentheile vielseitigen heftigen Tadel eingeärntet; gleichwol müssen wir ein Wollen des Höheren als ehrenwerth bezeichnen, auch wenn es seiner Aufgabe unterliegt. Offenbar hat der Künstler „in der Landung bei Algier" einen für sein Auffassungsvermögen zu zähen Stoff gefunden, den nur eine tiefere Durchdringung zu bewältigen vermocht hätte. Die Zerstörung der kaiserlichen Flotte an jenem denkwürdigen 23. October 1541 durch einen wüthenden Sturm ist gewiß ein großartiger Stoff und bietet dem Künstler mannichfache Anhaltpunkte; aber es gehört keine geringe Darstellungsgabe zur prägnanten Verbildung der mit dieser außerordentlichen Lage verknüpften Momente. Es ist zu bedauern, daß die Kraft des Künstlers an diesem Vorwurfe scheiterte, der bei einer glücklicheren Bewältigung sicherlich ein dankbarer geworden wäre. Gewandter und energischer ist „die Rettung Belgrads durch den Johannes Capistran" behandelt, wodurch auch der Kunstverein veranlaßt worden, das Gemälde zu kaufen. Mit richtigem Verständniß dramatischer Wirkung und offenem Auge für harmonische Gruppirung ist der Tod Marko Bozzaris, des griechischen Freiheitshelden, von Lipparini. Irren wir nicht, so sahen wir bereits auf der vorjährigen Kunstausstellung eine Darstellung desselben Gegenstandes von demselben Künstler. Engerth, ein junger Maler, vor Kurzem noch unter den akademischen Preisbewerbern, versuchte sich an einem „Kaiser Rudolph von Habsburg, der bei der Kaiserkrönung zu Aachen statt des Scepters das Crucifix ergreift." Ein wahrhaft bedeutsamer Moment, hier im Bilde aber entbehrt er des wahren dramatischen Lebens und läßt bei allem Fleiße der Ausführung kalt. „Der h. Erhard, Schutzpatron der Versöhnten, Genesenden und Kranken", ein Altarbild von Th. Petter, erhebt sich nicht über das Gewöhnliche. J. Ender, der neben einer Reihe italienischer Mädchen mit blendendem Colorit und in idealisirender Manier auch einen Leichnam Christi im Schooße der Mutter dargestellt, hat seine glänzende Periode bereits hinter sich, obgleich man ihm Vorzüge eines Meisters und bedeutendes Farbenverständniß nicht absprechen kann. Linder's „Heilige drei Könige auf der Reise", nach der Legende, und Blaas (aus Rom) „Heilige Katharina, von Engeln auf den Berg Sinai getragen", wirken durch Harmonie in der Composition und durch den Schmelz des Colorits. Einige Gesuchtheit dürfte man indessen doch diesen überaus fleißig gemalten Bildern zum Vorwurfe machen. Beide Künstler haben noch mehre andere biblische und legendenartige Bilder geliefert. Eins der hoffnungsreichsten Talente in Historienmalerei begrüßen wir in Michael Zechu, einem Schüler Prof. Waldmüller's. Sein „Sterbender Ritter" und seine „Sargverschließung" zeigen von einer so tüchtigen Anlage und einem so frischen, kraftgepaarten Auffassungsvermögen, daß man sich nur freuen kann. Nur möge sich der junge Künstler vor Verirrungen der Phantasie und ideeller Einseitigkeit hüten. Der sterbende Ritter erinnerte uns an den verscheidenden, von Maria Stuart betrauerten Douglas von einem englischen Meister. — L'Allemand und Straßgschwandtner lieferten ein paar gelungene Schlachtgemälde. Auch Richter und v. Zellenberg arbeiten in diesem Fache, haben aber noch zu ringen.

Das Genre ist bemüht, sich je länger je mehr einem gesunden, naturkräftigen Leben zuzuwenden, und faßt die socialen Elemente in's Auge, erkennend, daß hier und im Volksleben überhaupt noch ein großer Schatz zu heben, besonders wenn sich der Auffassung ein frischer Humor und der Behandlung dramatische Lebendigkeit beigesellen. Nur dürfen erstere nicht in Carricatur und letztere nicht in ein buntes und wirres Durcheinander ausarten. — Waldmüller's Darstellungen aus dem Leben des Volkes, oder vielmehr Verbildlichungen gemüthvoller Momente des Reinmenschlichen mit der Form schlichtester Einfachheit umkleidet, sprechen zu Aug' und Herzen und lassen Einem fast übersehen, daß man an diesen trefflichen Meister noch höhere Anforderungen zu stellen berechtigt ist. Wer so malt und darzustellen vermag, wie Waldmüller, dem kann man schon auch noch bedeutsamere Griffe in's Leben und eine energischere Charakteristik zutrauen. Das „Abendgebet in einer Bauernstube" ist voll rührender Wahrheit und Innigkeit. Was man an Waldmüller's Bildern zum Theil leidenschaftlich tadelt, der enorme Fleiß mosaikartiger Ausführung, ist vielleicht gerade ihr größter Vorzug, eine mit den Kunstansichten des Meisters verwachsene Eigenthümlichkeit. Ed. Swoboda wählte mit ziemlichem Glücke und Geschicke das Treiben einer hiesigen Judenbörse zum Gegenstande. Etwas weniger Karikirung, und es wäre ein ganz treffliches Bild. Wengler und Ritter behandelten Dorfkirchweihfeste und Jahrmärkte, Darstellungen, die dem Leben abgelauscht sind und Interesse einflößen. Ritter's Färbung leidet aber an einiger Manierirtheit. „Die junge Wohlthäterin" von Moser (aus Grätz) ist ein warm empfundenes Bild und zeigt von einem schöpfungsfähigen Compositionstalente. Treml's „Empfang einer geweihten Kirchenglocke" spricht durch Idee und Vortrag an, nur leidet die Farbe an einiger Buntheit, was wol der allzu figurenreichen Scene im engen Rahmen zumeist zuzuschreiben. Treml hatte sich früher in Genreskizzen aus dem Soldatenleben mit Glück versucht. Noch hätten wir Berse's „Rastelbinder", Frühwirth's „Venetianische Fischer beim herannahenden Sturme", Raffalt's „Vorhaus eines Bauernhauses im obersteierschen Gebirge", Statale's (aus Venedig) „Arme Witwe" und „Ehestandsscene", Rustige's „Jagdroß" — offenbar eine dictirte Aufgabe — und Henriette v. Färgling's „Ateliersoene" als bemerkenswerthere Genrebilder zu erwähnen, ohne eben mehr Muße zu näher eingehendem Urtheile zu gewinnen.

(Schluß folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen = Zeitung.



№ 134.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 20. Januar 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Fünfter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 133.)

Neuntes Kapitel.

Die Vorstadt du Roule.



Ich bedurfte großer Selbstbeherrschung, um bei dieser Unterredung, die doch Das berührte, was mir das Theuerste war, äußerlich ganz unempfindlich und unbetheiligt zu erscheinen. Ich sollte in Erfahrung bringen, wo Regina's Vater wohnte, und sie selbst vielleicht in diesem Hause zu Gesicht bekommen.

Durch den Unterricht des Claudius Gérard war ich hinlänglich vertraut geworden mit den Meisterwerken unserer Literatur, um den Sinn der von Balthasar Roger und dem Grafen Robert von Mareuil dem Don Juan entnommenen Vergleichung zu verstehen; es war von Regina die Rede. Lag der Sache ein wirklicher Anschlag zu Grunde, so mußte freilich die Geistesstörung ihres Vaters diesen als weniger hinderlich erscheinen lassen.

Weniger hinderlich? für Robert's Anschlag? Was für ein Anschlag war das denn aber? Das mußte ich noch herausbringen — es rief in mir eine unbestimmte Besorgniß hervor.

Ich glaubte Balthasar hinlänglich zu kennen, um sicher sein zu können, daß er schlechten oder unwürdigen Anschlägen seinen Beistand nicht leihen werde, aber ich kannte die Gemüthsart und den früheren Lebenslauf des Robert von Mareuil nicht. Alles, was ich von ihm wußte, war, daß er vor drei Monaten war festgenommen worden. Kam er jetzt aus dem Gefängniß? War Balthasar von dieser Festsetzung nicht unterrichtet? Das waren ungefähr in dem Augenblick meine Gedanken.

Es lag mir zu viel daran, dahinter zu kommen, was an Robert von Mareuil sein möchte, als daß ich nicht seinen Gesichtsausdruck mit der größten Aufmerksamkeit hätte studiren sollen; ich stellte daher eine Prüfung an, während Robert schrieb und Balthasar mit nachdenklicher Miene im Zimmer auf und abging.

Indem ich Robert von Mareuil beobachtete, bemerkte ich erst jetzt, daß er Kleidungsstücke trug, die hier und da vor Alter abgeschabt und blank waren; sein Hut hatte einen röthlichen Schein, seine Stiefel waren übergetreten, sein Leinenzeug nicht allzu weiß. Und doch war die natürliche Feinheit und das einnehmende Wesen des jungen Mannes so hervorleuchtend, daß mir die Aermlichkeit seines Anzugs nicht sogleich aufgefallen war; seine Gesichtsbildung hatte, ohne von regelmäßiger Schönheit zu sein, unendlich viel Reiz und Ausdruck; sein kastanienbraunes Haar wie sein seidenweicher Bart waren von Natur gekräuselt, er trug den Kopf frei empor, die Stirn hoch, seine Augen waren lebhaft und kühn, während seine leicht zusammengekniffenen Lippen, seine gerade und schmale Nase Entschlossenheit und Feinheit ankündigten.

Das Ganze dieses Antlitzes mußte eher eine Anziehung ausüben, als eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, und doch schien mir — sei es, daß ich dabei von einem Vorurtheil oder von einer Ahnung geleitet wurde — sein Gesicht durch ein gewisses Falten der Augenbrauen, ein gewisses Blinzeln mit den Augen, das von einem leichten, spöttischen Lächeln begleitet war, dessen sich Robert von Mareuil während des Schreibens nicht enthalten konnte, mehre Male, ich weiß nicht was für eine Falschheit, Hinterlist und Härte zu verrathen, die mir lebhaft auffiel.

Ich blieb stillschweigend an der Thür stehen, nahm eine so stumpfsinnige Miene und Stellung an, als möglich, und wartete so auf Robert von Mareuil's Brief, während der Dichter im Zimmer auf- und abging und seinen Einfall zu verarbeiten fortfuhr; endlich war er damit zu Ende; denn er stand plötzlich still und sagte zu mir:

„Martin, Du bist ein ehrlicher und treuer Bursche."

„Sie sind sehr gütig, Herr Roger."

„Ich will Dir eine ehrenwerthe Stellung sichern."

„Mir, Herr?"

Ich glaubte in meiner Unschuld, es wäre wieder die Rede von den fünfundzwanzig Louis Trinkgeld, die mich eines Tages dreiundzwanzig Mal reicher als Jacques Laffitte machen sollten — aber das war's nicht. Balthasar Roger vergaß oftmals mit unglaublicher Bescheidenheit die Millionen, mit denen ihn seine fruchtbare Einbildungskraft beschenkte, und diejenigen, mit welchen er Andere bedachte.

„Ja, Martin," versetzte er, „ich will Dir eine ehrenwerthe Stellung sichern."

„Sie sind sehr gütig, Herr Roger."

„Sag einmal — seitdem Du Aufträge für mich besorgst, hab' ich Dich niemals bezahlt, glaub' ich?"

„Nein, Herr, aber —"

„Laß uns von den Kleinigkeiten nicht weiter reden, das wird sich sogleich Alles finden. Jetzt hör' mich an: Der Herr Graf Robert von Mareuil, mein Freund, wird von jetzt an bei mir wohnen; statt Dich nun blos so ab und zu zur Bedienung zu haben, möchten wir lieber einen treuen und ergebenen Diener haben."

„Herr —"

„Warte, ehe Du mir antwortest. Dir soll Wohnung, Nahrung, Wäsche, Heizung, Licht, Kleidung, Fußzeug, Wichse, Pomade und gute Behandlung zugesichert sein; Du sollst funfzig Franken Lohn monatlich haben, sie sollen Dir capitalisirt und — jährlich mit den Zinsen ausgezahlt werden; o, Du hast keinen Begriff davon, Martin, was es mit dem zu Capitalschlagen der Zinsen auf sich hat, und der Zinsen von den Zinsen — nach fünfzig Jahren wirst Du mit Deinen auf diese Weise zu Capital geschlagenen Zinsen ein Exmillionär sein — ist Dir das recht?"

Den Millionen war nun einmal nicht zu entgehen. Vierundzwanzig Mal reicher als Jacques Laffitte — Exmillionär, mit funfzig Jahre capitalisirtem Lohn — das konnte mir nicht fehlen. Das Klarste in dem Antrage Balthasar's war, daß der vortreffliche Mann, weil er sich in diesem Augenblicke nicht im Stande sah, mich für meine Gänge zu bezahlen, es vortheilhafter fand, mich als Bedienten anzunehmen.

Vor der Ankunft des Grafen Robert von Mareuil würde ich dieses Anerbieten ausgeschlagen haben, und bis zur Rückkehr der schönen Jahreszeit, in der ich als Zimmermann Arbeit zu finden hoffte, hätte ich eine andere Straße gewählt, um nicht in Versuchung zu kommen, auf's neue die Aufträge Balthasar's zu übernehmen, ohne Lohn dafür zu bekommen; denn trotz seiner thörichten Ueberspannung war sein Herz so gut, seine Gemüthsart so edel, daß ich ihn recht lieb hatte; aber die Gegenwart Robert's von Mareuil und ein unbestimmtes Gefühl von Furcht in Bezug auf Regina bewogen mich wenigstens für den Augenblick, diesen Antrag anzunehmen; so schwach das Band auch sein mochte, das mich auf diese Weise mit Reginens Existenz verknüpfen sollte, so ergriff ich es doch in der Hoffnung, ihr vielleicht ohne ihr Wissen irgend einen Dienst erweisen und dieses verborgene und unbekannte Bestreben, für sie thätig zu sein, fortsetzen zu können, das mit der Sorgfalt für das Grab ihrer Mutter begonnen hatte.

Balthasar schien zu glauben, daß ich über seinen Vorschlag nachdachte; denn er sagte zu mir:

„Uebereile Dich nicht mit der Antwort, Martin, aber wenn der Entschluß einmal gefaßt ist, so muß er unwandelbar sein."

Indem ich Argwohn zu erregen fürchtete, wenn ich den Antrag zu rasch annähme, antwortete ich zögernd:

„Aber, Herr, ich weiß nicht, ob ich im Stande sein werde — es bedarf so vieler Dinge, um ein guter Bedienter zu sein."

„Du besitzest alle erforderlichen Eigenschaften: Du bist vor Allem einfach und naiv — ja Du gehörst zu Denen, welchen das Himmelreich verheißen ist, und die immerdar ein schönes Paar weißer Flügel haben werden, die ihnen den Bauch fächeln werden von Ewigkeit zu Ewigkeit. Mag mich der Teufel bewahren vor den Frontins, Scapins, Figaro's. Du weißt nicht, was ich mit diesen Namen meine? Du siehst mich so dumm an, guter Martin — desto besser — das hab' ich gern. Du hast nur einen Fehler: daß Du lesen kannst. Aber Du kannst doch wenigstens nicht schreiben."

„Nehmen Sie's nicht übel, Herr Roger, doch ein Bischen."

„Schlimm! — Aber man kann nicht vollkommen sein. Uebrigens kannst Du es mit Ausdauer und Fleiß auch dahin bringen, daß Du es verlernst. — Nun, also, was meinst Du, willst Du unser Bedienter werden?"

„Wenn Sie meinen, Herr Roger, daß ich für Sie passe — nun — so will ich's versuchen."

„Du bist unser — ich gebe Dir 45 Francs Gottespfennig: sie sollen Dir mit dem Uebrigen capitalisirt werden."

„Danke, Herr Roger."

„Keine Danksagungen. — Nun, Robert, bist Du fertig mit dem Briefe?" sagte Balthasar zu seinem Freunde.

Und da dieser Letztere, der gerade dabei war, seinen Brief noch einmal mit tiefer Aufmerksamkeit zu überlesen, mit der Unterschrift eilte, rief Balthasar ihn noch einmal:

„Robert, wo hast Du Deine Gedanken?"

„Ich überlas, was ich geschrieben habe," sagte der junge Mann, indem er den Brief zusammenfaltete.

Jetzt war etwas Siegellack oder wenigstens Oblaten nothwendig, um den Brief zuzumachen — neue Verlegenheiten — es fehlte an dergleichen.

„Wie," sagte Robert, „nichts da, um einen Brief zuzumachen? — Wie machst Du es denn?"

„Ich mache sie nie zu," antwortete Balthasar mit wahrhaft antiker Einfalt — „ich lass' es darauf ankommen, daß man sie liest — mehr noch — ich erlaub' es."

„Hm, das glaub' ich wol, solche Hieroglyphen — zu Deiner Schrift braucht's einen Schlüssel, und doch bin ich häufig auf's Rathen angewiesen, auf's Improvisiren. Aber ich, der ich unglücklicherweise keine Handschrift habe, welche die Indiscretion unmöglich macht — ich muß mit Entschiedenheit wünschen, diesen Brief zusiegeln zu können."

„Ich hab's" — rief Balthasar plötzlich aus.

Und er holte von einer Kommode eine gewaltige Rolle von dem Papier, welches die Baukünstler anwenden, um ihre Risse darauf zu zeichnen.

In der That enthielt diese Rolle Risse.

„Was Teufel bringst Du da geschleppt?" sagte Robert ganz erstaunt.

„Es ist der Plan zu dem Palaste, den ich mir bauen lasse," antwortete Balthasar bescheiden.

„Du lässest Dir einen Palast bauen?"

„Uebermorgen wird er angefangen, und Du — ja Du, Robert, sollst den ersten Stein legen," sagte Balthasar, indem er seinem Freunde herzlich die Hand drückte.

Dann wandte der Dichter sich zu mir und setzte ernst hinzu:

„Du wirst zu morgen Abend — unabweislich — eine silberne Kelle und einen kleinen Trog von Ebenholz kaufen; denn die sind bei der Feierlichkeit unerläßlich. Vergiß diesen Auftrag nicht, Martin."

„Nein, Herr," antwortete ich dies Mal mit Erstaunen — ich glaubte an den Palast.

Aber Robert von Mareuil, der besser als ich die Winkelzüge der Einbildungskraft seines Freundes kennen mochte, sagte zu ihm mit der größten Kaltblütigkeit:

„Es sei — ich will übermorgen den Grundstein Deines Palastes legen — aber —"

„Vorstadt St. Antoine" — rief der Dichter mit Begeisterung: „ich werde den Strom der Bevölkerung dahin ablenken, in das alte Heroenviertel von Paris. Ich werde Nachahmer haben, wir werden eine Hauptstadt in der Hauptstadt gründen — die Hauptstadt ist das Land — das Land ist Frankreich — Frankreich ist das Haupt von Europa — ich werde dieses neue Stadtviertel — das europäische Viertel taufen."

„Sehr wohl," sagte Robert, der die herumschweifenden Gedanken des Dichters auf einen neuen Gegenstand übergehen zu sehen fürchtete, „Du bauest Deinen Palast in der Vorstadt St. Antoine — aber ich muß Dich daran erinnern, daß wir eben einen Brief zumachen wollten."

„Nun eben," sagte Balthasar mit Achselzucken, und er entrollte einen ungeheuern Bogen, auf dem in der That der Riß eines prachtvollen, mit Gärten umgebenen Palastes zu sehen war. Aufrisse, Durchschnitte, Profile, nichts fehlte. Man sah auch hier und da sorgfältig aufgeleimte kleine Papierstreifchen.

„Siehst Du diese Papierstreifchen?" sagte Balthasar zu seinem Freunde.



„Balthasar, wir wollen einen Brief siegeln — ich gehe davon nicht ab."

„Diese Streifchen Papier sind Verbesserungen, Veränderungen, wie ich sie jeden Tag an meinem Palaste angebracht habe. Man schreibt, man verbessert ein Bauwerk wie ein Gedicht; ein Palast ist ein Gedicht von Marmor und Erz, das ist Alles." —

„Balthasar, wir haben einen Brief zuzumachen," versetzte der Graf unerschütterlich.

„Ich weiß es — darum red' ich ja gerade von diesen Papierstreifchen — ich leime sie an — womit? mit diesem Stückchen Mundleim. — He — geh' ich nicht gerade auf die Sache los? — Hernach wollen wir von dem Palast reden, Du wirst mir Deinen Rath geben — ich habe die Auszierung des Gartens in Lieferung gegeben, 50 — 60 Gruppen oder Bildsäulen vom schönsten pentelischen Marmor. Ich bin sehr unentschlossen. Pradier ist allerliebst, voll Feinheit und Anmuth, aber David's Meißel ist gewaltiger — breit und streng! Dann haben wir Duseigneur! Antonin Moyne, Barrye, die voll Originalität sind. Was Teufel soll man da wählen? — Gerade wie bei den Gemälden, Delacroix, Paul Delaroche und Amaury-Duval halten einander die Wage. Ich möchte Ingres haben, aber der Herzog von Luynes nimmt ihn mir für sein Schloß Chevreuse weg — das ist ärgerlich! Ach, Robert, Robert" — setzte der Dichter trübsinnig hinzu — „in diesem Augenblicke kann ich mir die Verdrießlichkeiten, die Unannehmlichkeiten recht vorstellen, mit denen die Medici beladen waren!" —

Als Robert von Mareuil sich einmal im Besitz des kostbaren Stücks Mundleim sah, machte er sich daran, seinen Brief, so gut es gehen wollte, zuzumachen, und schien an den Seelenleiden des Dichters in Bezug auf die Auszierung seines Palastes wenig Antheil zu nehmen; ich meinerseits war völlig überzeugt, der Anblick des Plans mit seinen aufgeklebten Papierstreifchen, und besonders die Bestellung einer silbernen Kelle und einer Mulde von Ebenholz zur Grundsteinlegung des Palastes übten auf mich eine unwiderstehliche Wirkung aus. Ich fing an, Balthasar für einen jener Millionäre von seltsamer Gemüthsart zu halten, die einen Gefallen daran finden, ihren Reichthum unter dem Scheine der Armuth zu verbergen, und so schien mir auch das Trinkgeld von fünfundzwanzig Louisd'or, das mir versprochen worden war, nicht mehr fabelhaft. Aber bald sah ich mich zu ernsthafteren Gedanken zurückgeführt; denn Robert von Mareuil gab mir den Brief, den er so eben geschrieben, und sagte zu mir:

„Weißt Du, Bursche, wo die Straße der Vorstadt du Roule ist?"

„Ja, Herr Graf, ungefähr. Ich bin noch nicht lange in Paris — aber ich kann fragen und werde sie schon finden; verlassen Sie sich darauf."

„Du gehst in Nummer 119 hinein —"

„Ja, Herr Graf."

„Du verlangst den Baron von Noirlieu zu sprechen. Uebrigens kannst Du ja lesen, und der Name steht auf der Adresse."

„Schön, Herr Graf."

„Und mein Einfall" — rief Balthasar, indem er seinen Freund unterbrach.

„Was für ein Einfall?"

„Zu erfahren, ob der Baron in der Lage von Hamlet oder Ophelia ist, weil er in der Lage des Georges Dandin gewesen."

„Nun," sagte Robert, „wie willst Du das herausbringen?"

Der Dichter zuckte die Achseln und sagte zu mir:

„Sobald Du im Hôtel des Baron von Noirlieu angekommen bist, so sagst Du dem Thürhüter, Du habest einen Brief an den Baron abzugeben."

„Ja, Herr Roger."

„Aber an den Baron persönlich — und du gibst ihn an sonst Niemand ab, verstehst Du wohl?"

„Ja, Herr Roger, ich will's versuchen."

Balthasar wandte sich mit triumphirender Miene nach seinem Freunde um und sagte, indem er auf mich wies:

„Hab' ich nicht gesagt — daß der niemals ein Frontin werden würde?"

„Wie," versetzte Robert von Mareuil ungeduldig, „verstehst Du nicht, daß von Dir verlangt wird, Du sollst den Brief an Niemanden, als an den Baron selbst abgeben?"

„Ach ja, Herr — ich versteh' jetzt — ich werde ihn an Niemand anders, als an den Baron selbst abgeben."

„Endlich!" sagte Balthasar. „Nun, ein anderer Punkt — hast Du Gedächtniß?"

„Was, Herr Roger?"

„Engel von Unschuld! — Wenn Du etwas gesehen oder gehört hast, erinnerst Du Dich dessen dann hinterher?"

„O nein, Herr Roger; zwei oder drei Tage nachher weiß ich nichts mehr davon."

„Nun wol — wenn Du dem Baron den Brief gibst, so sieh ihn aufmerksam an, beobachte sein Gesicht genau, beobachte, was er thut; hör' zu, was er zu Dir sagt, wenn er den Brief empfängt oder liest; und dann versuche, Dir das Alles in's Gedächtniß zurückzurufen, und erzähl' es uns nachher — in so kurzer Zeit wirst Du es doch nicht vergessen?"

„O nein, Herr, so gleich nachher — aber morgen z. B. werde ich nichts mehr davon wissen."

„Was ich Dir gesagt habe, daß in diesem Burschen der Anti-Scapin steckt," rief Balthasar.

„Wenn man Dich fragt, von wem dieser Brief komme," setzte der Freund des Dichters hinzu, so sagst Du: vom Herrn Grafen Robert von Mareuil, der eben angekommen sei." —

Und Robert von Mareuil stockte einen Augenblick und versetzte dann:

„Der eben aus der Bretagne angekommen sei."

„Aus der Bretagne, verstehst Du?" sagte Balthasar, indem er sich mit Mühe des lauten Auflachens zu enthalten schien — „aus der Bretagne," wiederholte er.

„Ja, Herr." —

„Nun rasch, mach fort," sagte Robert.

Dann setzte er hinzu:

„Aber ich vergaß — wenn man es Dir durchaus abschlägt, Dich mit dem Baron reden zu lassen, so bringst Du den Brief wieder mit und sagst dem Bedienten, Du würdest morgen früh gegen neun Uhr wiederkommen."

„Ja, Herr." —

„Und bei derselben Gelegenheit," versetzte Robert nach einem kurzen Schweigen, „siehst Du Dich um,

ob unter den Bedienten, die Dich empfangen, ein Mulatte ist.“ —

„Mulatte, Herr, was ist das?“

„Ein Mann von der Farbe eines Pfefferkuchens, oder so ungefähr,“ sagte Balthasar.

„Ach, schön, Herr, ich verstehe.“

„Und wenn Du etwa,“ fuhr der Graf Robert mit einer gewissen Befangenheit fort, „zum Baron hineingeführt werden solltest, und Du findest da eine junge Dame, groß, sehr hübsch und mit drei kleinen schwarzen Malen auf dem Gesicht — Du siehst, daß sie leicht zu erkennen sein wird — “

„Ja, Herr.“

„Nun,“ versetzte der Graf — „so achtest Du darauf, ob diese junge Dame sehr blaß ist, ob sie recht traurig aussieht.“

„Das kannst Du mit gutem Gewissen thun,“ setzte der Dichter hinzu.

„Ach ja, Herr — wenn Eine blaß ist und traurig aussieht, das sieht man gleich.“

„Nun, mein wackerer Martin,“ sagte Balthasar, „breite Deine Flügel aus und schwinge Dich die Treppe hinunter.“

Ich ging nach der Thür — aber im Augenblicke, als ich hinaustreten wollte, besann ich mich und fragte Balthasar ganz unbefangen:

„Und wohin soll ich mich wenden wegen der silbernen Kelle?“

„Wie?“ sagte der Dichter, indem er gewaltig große Augen machte.

„Ja, Herr, wegen der silbernen Kelle, die ich kaufen soll.“

„Du sollst eine silberne Kelle kaufen?“ sagte der Dichter, indem er mich ansah.

„Und eine kleine Mulde von Ebenholz.“

„Eine Mulde von Ebenholz?“

Der Dichter konnte sich nicht besinnen.

„Nun freilich,“ sagte Robert, in ein lautes Gelächter ausbrechend, „für die Grundsteinlegung.“

„Welche Grundsteinlegung?“ fragte der Dichter, mehr und mehr verdutzt, indem er sich zu seinem Freunde wandte.

„Deines Palastes, Kindskopf!“

„Meines Palastes?“

„Deiner Hauptstadt in der Hauptstadt, Deines Viertels Neu-Europa — wo hast Du denn Deine Gedanken, Balthasar?“

„Ach — alle Wetter! — warum kannst Du mir das nicht gleich sagen? Ihr zählt einem ja Beide die Worte zu, wie ein Paternoster. Freilich muß mir Martin eine geweihte Kelle und eben so eine Mulde kaufen.“

„Aber, Herr Roger, wo kauft man das?“ fragte ich den Dichter, — „und dann habe ich auch kein Geld.“

„Einen Augenblick!“ rief Balthasar, als wäre ihm plötzlich etwas eingefallen.

„Was haben wir übermorgen für einen Tag?“

„Wir haben heute Dienstag,“ sagte ich naiv — „es ist also übermorgen Donnerstag.“

„Donnerstag! — Der Tag vor dem Freitag!“ rief der Dichter mit einem heftigen Ausdruck von Schauder und Unwillen, — „ich sollte den Grundstein meines Palastes an dem Vortage eines Freitags legen! Da müßte er mir ja über'm Kopf zusammenstürzen! O Schicksal — was für eine Vorbedeutung, was für ein schlimmes Zeichen!“

Und er setzte langsam und in tiefernstem Tone hinzu:

„Nein, Martin, nein; bringe weder Kelle noch Mulde mit, Bursche, wenn Du nicht eines Tages Deinen armen Herrn unter den Trümmern seines Palastes begraben sehen willst.“

„O Herr!“

„Ich kannte Dein gutes Herz wol — richte also Deinen Auftrag aus und komm schnell wieder.“

„Ich eile“ — sagte ich, indem ich auf die Thür zuschritt.

„Und im Augenblicke, da ich sie zumachte, hörte ich die Stimme des Dichters wiederholen:

„Am Vorabend vor dem Freitag! — Nimmer — in diesen Dingen bin ich eben so abergläubisch, wie Napoleon.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich schlug den Weg nach der Vorstadt du Roule mit einer fieberhaften, aufreibenden Ungeduld ein...

Die Adresse des Barons von Noirlieu war auch die Adresse, die ich auf dem Pergament geschrieben gesehen hatte, das mit der Königskrone zwischen symbolischen Gestalten geziert war, und das ich in dem Taschenbuche gefunden hatte, das die Briefe von Regin'as Mutter enthielt.

Zehntes Kapitel.

Regina.



Ich hatte bald das Ende der Vorstadt du Roule erreicht, wo das Haus von Regina's Vater stand; ich erblickte zuerst auf der Außenseite nur eine lange Mauer, in deren Mitte ein Einfahrtsthor war; nicht weit von diesem Thor stand ein Wagen, der mit zwei herrlichen Pferden bespannt war; indem ich näher trat, kam es mir vor, als erblickte ich dieselbe braun und blaue Livrée mit silbernen Tressen, welche bei dem Auftritt im Walde von Chantilly die Leute des Vicomte Scipio Duriveau trugen.

Erstaunt über dieses Zusammentreffen und voll Begierde, mich der Sache zu vergewissern, wandte ich mich an den Kutscher, und, indem ich that, als wäre ich ganz geblendet von der Schönheit seines Gespanns, sagte ich zu ihm:

„Der prachtvolle Wagen und die herrlichen Pferde gehören dem Herrn Grafen Duriveau, nicht wahr, Herr?“

„Ja,“ antwortete mir der Kutscher mit wegwerfender Miene.

Mein Interesse, meine Neugierde verdoppelten sich. Claudius Gérard hatte mir mit solcher Abneigung von dem Grafen Duriveau erzählt, er hatte mir ihn mit so schwarzen Farben gemalt, daß meine Besorgniß sich vermehrte, wenn ich an die Beweggründe dachte, die den Grafen zu Regina's Vater führen mochten; denn es fiel mir bei dieser Gelegenheit wieder ein, daß der Unbekannte in der Schenke zu den drei Tonnen von einem Manne in reifem Alter gesprochen hatte, der auch sein Nebenbuhler bei Regina sei.

Ganz voll von diesem doppelten Interesse und dieser steigenden Neugierde klopfte ich an das Einfahrtsthor; es ward mir aufgethan. Wie ich kein Thürhüterstübchen gewahr wurde, schritt ich auf einen großen, viereckigen Pavillon zu, der zwischen Hof und Garten lag. Alsbald erschien auf den ersten Stufen einer großen Freitreppe der Mulatte, welcher Regina auf den Reisen, welche sie zu unternehmen pflegte, um alljährlich den Todestag ihrer Mutter zu feiern, zu begleiten pflegte, er war in Schwarz gekleidet und sah hart und finster aus.

„Was wollen Sie?“ sagte er barsch zu mir, indem er mir die Thür versperrte.

„Ich wünschte den Herrn Baron von Noirlieu zu sprechen, mein Herr.“

Der Mulatte sah mich von oben bis unten an, als wäre er über meine freche Anmaßung ganz verwundert, und antwortete mir, indem er mir den Rücken kehrte.

„Der Herr Baron empfängt Niemand.“

„Aber ich habe ihm einen Brief zu übergeben, mein Herr.“

„Einen Brief?“ erwiderte er, indem er sich wieder umkehrte, „das ist was Anderes, wo ist er?“

„Ich habe Befehl, mein Herr, ihn nur dem Herrn Baron selbst zu eigenen Händen zu übergeben.“

„Ich habe Ihnen gesagt, der Baron empfange Niemanden, geben Sie mir den Brief.“

„Unmöglich, mein Herr. Er ist sehr wichtig, und ich kann ihn nur dem Herrn Baron selbst ausliefern.“

„Wenn Sie ihn mir nicht geben wollen, so geben Sie ihn auf die Post,“ versetzte der Mulatte mürrisch.

„Das geht nicht, mein Herr, ich muß sogleich Antwort haben. Kann ich den Herrn Baron heut nicht zu sprechen bekommen, so geben Sie mir die Stunde an, da ich morgen wieder kommen kann.“

„Hat man jemals so einen hartköpfigen Menschen gesehen,“ rief der Mulatte erbost aus. „Ich sage Ihnen noch einmal, daß Sie den Herrn Baron weder heute, noch morgen, noch späterhin zu sprechen bekommen können, ist das deutlich genug? Also noch einmal, Ihren Brief, oder entfernen Sie sich.“

„Der Herr Graf Robert von Mareuil, welcher mich sendet,“ erwiderte ich, indem ich dem Mulatten aufmerksam in's Gesicht sah, hat mir befohlen —“

Der Mulatte ließ mich nicht zu Ende sprechen. Er fuhr bei dem Namen Robert's von Mareuil in die Höhe und rief:

„Herr von Mareuil in Paris!“

Ich war im Begriff zu antworten, als sich der Mulatte rasch umdrehte; denn er hörte hinter sich mehre Thüren auf und zugehen, auch vernahm man Mannesschritte. Fast in demselben Augenblick trat aus der Vorhalle des Hauses ein Mann, noch im jugendlichen Alter, von feiner Sitte und Kleidung und einer sehr ausgezeichneten Gesichtsbildung, deren Ausdruck mir hart und hochmüthig schien.

„Befehlen der Herr Graf, daß ich Ihren Wagen in den Hof fahren lasse?“ sagte der Mulatte dienstwillig zu ihm.

Ich konnte nicht mehr daran zweifeln, es war der Graf Duriveau.

„Nein, es ist nicht nöthig, Melchior,“ antwortete der Graf verbindlich.

Dann setzte er, während er immer weiter ging und die Treppe bereits herabschritt, hinzu:

„Hören Sie, ich habe Ihnen Etwas zu sagen.“

Und auf diese Weise erreichte der Graf langsam das Einfahrtsthor, begleitet von dem Mulatten, zu dem er leise, aber lebhaft sprach.

Ich benutzte den unbewachten Augenblick, den der Zufall mir vergönnte, und blickte nach allen Seiten verstohlen, neugierig und sorgenvoll um mich; Regina mußte in diesem Hause wohnen; ich versuchte mit meinen Blicken jenseit der Vorhalle, aus welcher der Graf Duriveau herausgetreten war, etwas zu entdecken, aber ich konnte nichts unterscheiden.

Plötzlich wurden in dem Innern des Parterres, dessen Fenster auf gleicher Höhe mit dem Treppenabsatz lagen, nach und nach Stimmen laut, wie wenn zwei Personen sehr lebhafte Erörterungen anstellten; fast in demselben Augenblick ward ein paar Schritte von mir ein Fenster rasch aufgethan, und Regina erschien in demselben, mit glühender Wange, thränenden Augen und zugleich stolzer und schmerzlich erregter Miene:

„Nein, nein,“ rief sie mit bewegter Stimme, „niemals!!“

Hierauf strich sich das junge Mädchen mit der Hand über die Stirn, als suchte sie ihre Aufregung zu beschwichtigen, und lehnte sich eine Weile auf die



Fensterbank, als wollte sie zugleich einer Unterredung, welche sie empörte, ein Ziel setzen und ihre glühende Stirn an der frischen Luft draußen abkühlen.

Der Mulatte und der Graf Duriveau, die unter dem Gewölbe des Einfahrtthors ihre Unterredung fortsetzten, hatten weder das Geräusch des aufgehenden Fensters gehört, noch Regina bemerkt.

Niemals war mir diese in so großartiger Schönheit erschienen; ihr langes, schwarzes Haar, das in zwei dicke Flechten getheilt war, faßte ihr Antlitz ein, das rein, keusch und stolz war, wie das der antiken Diana; ein schwarzes, sehr einfaches Gewand, das ihre edle und schlanke Gestalt vom Hintergrunde scharf abhob, trug noch dazu bei, den strengen Ausdruck zu erhöhen, welchen das Gesicht des jungen Mädchens hatte.

Ich blickte sie mit einer Art furchtsamer, ehrerbietiger Anbetung an, und meine Augen füllten sich unwillkürlich mit Thränen, während ich zu mir selbst sagte:

„Armer Unglücklicher, verbirg diese Liebe, auf der Dein Leben, Deine Kraft und Beharrlichkeit im Guten, Dein Widerstand gegen das Böse beruht, verbirg sie im Tiefsten Deines Herzens; möge es dieser einzigen Gottheit Deiner Seele auf immer unbekannt bleiben, daß Du sie anbetest, sie anrufst, Dich ihrem Dienste widmest — wenn ihr die dienstwillige Ergebenheit eines unbekannten, armseligen Geschöpfes, wie Du bist, irgend etwas helfen kann."

Regina, welche ohne Zweifel von einer heftigen Gemüthsbewegung ergriffen war, hatte mich nicht bemerkt; denn sie blickte gerade vor sich hin, und ich sah sie nur von der Seite, überdieß halb verdeckt, wie ich war, durch die Thürvertiefung; aber da das junge Mädchen zufällig den Kopf nach meiner Seite gewendet hatte, zog sie sich rasch zurück, und das Fenster schloß sich augenblicklich.

Diese Bewegung war so schnell, daß es unmöglich war, daß Regina mich auch nur in's Auge gefaßt haben sollte; sie hatte nur auf ganz unbestimmte Weise bemerkt, daß da Jemand stand, und sich in dem Augenblick zurückgezogen.

Alles Dieses ging in so kurzer Zeit vor, daß, als der Mulatte, nachdem er den Grafen Duriveau, in Folge seiner Unterredung mit ihm, ehrerbietig gegrüßt, ihm die Thür aufgemacht hatte, Regina bereits verschwunden und das Fenster wieder geschlossen war.

Der Graf Duriveau war im Begriff, fortzugehen; schon hatte er den Fuß auf der Schwelle, als er sich nach dem Mulatten umwandte, der wieder zu mir eilte — denn es verdroß ihn ohne Zweifel, mich da so mir selbst überlassen stehen gelassen zu haben — und ihm so laut, daß ich es hören konnte, sagte:

„Melchior, ich habe vergessen, Sie zu bitten, den Herrn Baron daran zu erinnern, daß ich ihn und Fräulein Regina morgen um zwei Uhr abholen werde, um in's Louvre zu gehen."

„Werde nicht verfehlen, der Herr Graf können sich darauf verlassen," sagte Melchior, indem er sich nach dem Grafen umwandte.

Der Graf ging fort, der Mulatte kam eilig zu mir.

„Warum sind Sie an dieser Thür stehen geblieben?" sagte er mit herausfordernder Miene zu mir.

„Ja — Herr, ich wartete auf Sie, ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte."

„Da hätten Sie in den Hof herab gehen, und nicht oben auf der Treppe stehen bleiben sollen."

Hierauf setzte er nach kurzem Schweigen hinzu:

„Haben Sie mir nicht gesagt, Sie hätten dem Herrn Baron einen Brief von Herrn Robert von Mareuil zu überbringen?"

„Ja, mein Herr."

„Ist Herr Robert von Mareuil schon lange in Paris?" fragte Melchior, indem er mich scharf ansah.

„Er ist heute morgen angekommen, mein Herr."

„Wo wohnt er?"

„Provencestraße, Hôtel de l'Europe, mein Herr."

„Sind Sie in seinem Dienst?"

„Nein, ich bin Ausläufer."

Melchior besann sich einen Augenblick und sagte zu mir:

„Und dieser Brief?"

„Da ist er, mein Herr; — aber ich habe Befehl, ihn nur dem Herrn Baron zu eigenen Händen zu übergeben."

„Kommen Sie mit mir," antwortete mir Melchior, indem er mir voranging.

Ich folgte ihm und ging über die Vorhalle; dann bog er in einen Gang ein, öffnete die Thür von einer Art von Wartesaal, machte mir ein Zeichen, daß ich hier bleiben sollte, und trat in ein anderes Gemach.

Der Saal, in welchem ich mich befand, war einfach ausgestattet, und die Mauern waren fast ganz mit Familienbildern behangen, die in ihren Anzügen bis zu ziemlich entfernten Zeiten hinaufstiegen; denn auf dem schwarzen Grunde eines der Bilder, welches einen Ritter in Helm und Brustharnisch darstellte, stand mit weißen Buchstaben: „Gaston V. Herr von Noirlieu 1220." Beinahe auf allen diesen Bildern war in einer Einfassung das Wappen dieses alten Hauses angebracht, mit dem oft wiederholtem Wahlspruch: Stark und Stolz.

Dieser Wahlspruch erinnerte mich an den kraftvollen und hochsinnigen Ausdruck, den ich so eben an Regina's Gesicht bemerkt hatte, sie schien ein würdiger Sprößling dieses Stammes zu sein.

Nach einigen Augenblicken kam der Mulatte wieder zum Vorschein und sagte zu mir:

„Wie ich Ihnen gesagt hatte, der Herr Baron kann Niemanden weder heute, noch morgen, noch später bei sich empfangen, lassen Sie mir also diesen Brief hier, wo nicht, so geben Sie ihn auf die Post."

Ich fühlte, daß es nichts helfen werde, wenn ich noch länger auf meiner Forderung bestünde, und entfernte mich, ohne meinen Brief abzugeben, begleitet von dem Mulatten, der die Thür hinter mir verschloß.

Indessen hatte ich in einer Viertelstunde gar vielerlei Dinge in Erfahrung gebracht; ich wußte noch nicht, ob sie für meinen neuen Herrn Robert von Mareuil so wichtig sein konnten, wie sie es für mich waren.

Erstlich wußte ich jetzt, daß der Graf Duriveau, ein aufgeblasener, eigensüchtiger, schamloser Mensch — ich konnte es dem Claudius Gérard wol glauben — in sehr innigen Verhältnissen zu dem Baron und Regina zu stehen schien, da er sie am folgenden Tage in's Louvre führen sollte, woraus beiläufig hervorging, daß die Seelenkräfte des Herrn Baron nicht so gar sehr gestört sein konnten, wie hätte er sich sonst vorsetzen können, in die Gemäldeausstellung zu gehen?

Ferner schien Regina an eben diesem Tage und unmittelbar nachdem der Graf Duriveau Abschied genommen, und zwar wahrscheinlich mit dem Baron, eine sehr lebhafte Erörterung gehabt zu haben, eine Erörterung, die für das junge Mädchen sehr peinlich hatte sein müssen, da sie die Unterredung mit Thränen in den Augen, mit einer entschlossenen Ablehnung schroff abgebrochen hatte.

Endlich schien der Baron zu seinem jungen Vetter, Robert von Mareuil, gerade keine sehr tiefe Zuneigung zu empfinden, wenigstens so viel sich aus der Kälte, mit der er meine Botschaft aufgenommen, schließen ließ.

Wenn ich mit diesen drei Thatsachen die Erinnerung an den Unbekannten in den drei Tonnen in Verbindung brachte, so empfand ich eine gewisse unbestimmte Besorgniß um das junge Mädchen, es schien, als bewürben sich drei Leute um ihre Hand.

Der Graf Duriveau, dessen gehässige Gemüthsart Claudius Gérard enthüllt hatte, der Unbekannte, der sich in schlechte Kleider steckte, um sich in den Breterbuden und Schenken an der Barrière in Branntwein zu betrinken, Robert von Mareuil, der kürzlich im Gefängniß gesessen, der außerdem mittellos zu sein schien und mir, ich weiß nicht warum, eine unwillkürliche Abneigung einflößte.

Aber ach! wenn ich nun annahm, daß die Verfolgungen eines dieser drei Bewerber mit einem für Regina vielleicht verderblichen Erfolge gekrönt würden, was für ein Mittel hatte ich in Händen, sie gegen so reiche oder in der Welt so hochgestellte Männer zu beschützen, — ich, der ich so unbekannt und armselig war, — ich, der ich, in der Hoffnung, durch ein höchst schwaches Band mit dem Fräulein von Noirlieu verbunden zu sein, so eben eine Bedientenstelle bei dem Grafen Robert von Mareuil angetreten hatte?

Bei diesen Fragen ward meine Entmuthigung bisweilen vernichtend; gleichwol rieth mir eine innere Stimme, Regina nicht aufzugeben; denn von so geringem Werthe meine Ergebenheit für sie sein mochte, so konnte sie doch vielleicht von Nutzen für sie sein; denn der Zufall hatte mich wenigstens die Leute kennen gelehrt, deren Verfolgungen sie zu fürchten haben konnte, oder deren geheime Lasterthaten oder lichtscheue Anschläge sie wenigstens gewiß nicht kannte.

Nach reiflicher Ueberlegung, und indem ich eilig Balthasar's Wohnung wieder zu erreichen suchte, entwarf ich für mein Benehmen folgenden Plan:

Zuerst zu versuchen, ob ich nicht dahinter kommen könnte, welches die Anschläge des Grafen Robert von Mareuil auf Regina wären; die Aufführung dieses jungen Mannes aufrichtig, wahrheitsliebend und ohne eifersüchtiges Vorurtheil zu beobachten und zu erforschen; ebenso, wo möglich herauszubringen, welches die Pläne des Grafen Duriveau sein möchten, und alle Mittel, die Zufall und Umstände mir in die Hände liefern könnten, anzuwenden, um die Spuren des Unbekannten aus der Schenke zu den drei Tonnen wieder aufzufinden. Um diese Zwecke zu erreichen, nahm ich mir vor, in meiner bevorstehenden Unterredung mit Robert von Mareuil die verschiedenen Vorfälle, von denen ich im Hause des Barons von Noirlieu Zeuge gewesen, den Umständen nach treu zu erzählen, zu verheimlichen oder selbst zu entstellen.

Ich faßte diesen Entschluß ohne Zaudern, ohne Gewissensbisse. Robert von Mareuil hatte aus mir das blinde Werkzeug zu, ich weiß nicht was für Plänen, machen wollen, indem er mich dazu verpflichtete, was bei dem Baron in meiner Gegenwart vorginge, zu beobachten und ihm zu berichten. Diese Veranlassung zu einer Handreichung verächtlicher Art, die ich zurückgewiesen haben würde, hätte es sich nicht um Regina gehandelt, gab mir das Recht, ohne Bedenken gegen Robert von Mareuil meine Maßregeln zu treffen.

Und dann waren ja auch am Ende meine Absichten rein, rechtlich und ohne die geringste Beimischung von Eifersucht, ohne irgend einen eigennützigen Rückhaltsgedanken, durchaus auf die Beförderung fremden Wohles gerichtet; mehr als je leistete ich Verzicht auf Erfüllung der thörichten und aberwitzigen Hoffnung, ich will nicht sagen, Regina's Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, sondern ihr auch nur bekannt zu sein; auch, muß ich gestehen, hatte der Gedanke, diese Beweise von Ergebenheit, Hochachtung und Anbetung, die ich dem Fräulein von Noirlieu seit dem Begräbniß ihrer Mutter gegeben, auch in Zukunft unsichtbar und unbeachtet fortzusetzen, für mich einen gewissen melancholischen Reiz.

— — — — — — — — — — — — — — —

Balthasar hatte die Gewohnheit, mit einem in die Menschheit gesetzten Vertrauen, das des goldenen Zeitalters würdig war und außerdem vielleicht in dem Nichtvorhandensein von allen und jeden Gegenständen, welche die Diebe hätten reizen können, seinen Grund hatte, immer den Stubenschlüssel stecken zu lassen.

Ich trat also in das kleine Gemach, das vor der Schlafkammer des Dichters lag, ein, und hörte diesen mit den bewundernden und übertreibenden Ausrufungen, die bei ihm gewöhnlich waren, schreien:

„Man sagt, sie soll kostbar, blendend, hinschmetternd sein — ich werde dieses Wesen im Voraus anbeten, ich vergöttere sie — selbst um ihres Namens willen — dieser Name ist allein ein ganzes Gedicht!!"

Ich trat in's Zimmer auf die Gefahr hin, das Selbstgespräch des Dichters zu unterbrechen, aber meine Gegenwart beschwichtigte seine Aufregung nicht.

„Ja, dieser Name ist ein Gedicht, ein ganzes Gedicht," rief Balthasar, indem er mit großen Schritten auf und ab ging — „er ist mehr als ein Gedicht, er ist ein Charakter — ein Bildniß — Duparce hat sie im Theater des Funambules in einem kleinen Stück von einer Rolle gesehen — er sagt, sie sei ein verborgener Diamant, der in kurzem in seinem ganzen Glanze aufleuchten müsse."

„Nun, der Baron? —" sagte Robert von Mareuil, der, mit ernsthaften Gedanken beschäftigt, über die thörichten Ausrufungen seines Freundes ungeduldig zu werden anfing, lebhaft zu mir.

„Ehe Du antwortest," rief Balthasar, „hör' an, ich mache Dich zum Richter, Antifrontin, ich will mit Deiner so ehrenhaft bornirten Fassungskraft einen Versuch anstellen."

„Still mit den Thorheiten —" sagte Robert heftig — „laß ihn mir erst Bericht abstatten über seine Sendung: die Sache ist von großer Wichtigkeit."

„In einer Secunde sollst Du den Martin wieder haben, leih ihn mir einen Augenblick," sagte Bal-

thasar, und indem er sich zu mir wendete — „frisch, Martin, antworte, welchen Eindruck macht auf Dich der Name Basquine?"

Die Frage war so unerwartet, und ich ward so heftig ergriffen, daß ich einen Schritt zurücktrat, indem ich den Dichter verdutzt ansah.

„Siehst Du," rief Balthasar frohlockend — „was hab' ich gesagt? Es gibt Namen, die selbst auf diejenigen Naturen, die für alle geistigen Elektricitätswirkungen unempfänglich sind, wie Blitze wirken."

Robert von Mareuil zuckte die Achseln.

Als sich mein erstes Erstaunen gelegt, fühlte ich die ganze Gefahr, die für mich daraus hervorgehen mußte, wenn ich meinen neuen Herren Ursache zu dem geringsten Argwohn gäbe. Ich weiß nicht, welche Eingebung mir sagte, daß ich in diesem Falle nicht geschickter verfahren könnte, als wenn ich ungefähr die Wahrheit sagte; ich antwortete also:

„Ach mein Gott, lieber Herr — der Name, wenn Sie wüßten —"

„Der Name ist Lichtglanz, nicht? —" rief der Dichter — „er funkelt Dir in den Augen, wie ein Balletkleid von Rosataffet mit silbernen Sternen. Der Name schimmert, leuchtet, funkelt vor Deinem Geist, wie ein Wirbel von Goldblättchen, he?"

„Nein, mein Herr, das ist es nicht," sagte ich zu ihm, „aber es hat mich sehr ergriffen, als Sie den Namen nannten."

„Und warum?" fragte mich Balthasar, während der Graf vor wachsender Ungeduld mit dem Fuße stampfte.

„Als ich noch Kind war, mein Herr," antwortete ich dem Dichter, „war ich mit einem kleinen Mädchen bekannt, dem man diesen Namen gegeben hatte. Sie sang wie eine Nachtigall und tanzte wie eine Fee — sie war blond mit schwarzen Augen."

„O Schicksal!" rief Balthasar. „Dieses Wunder von Kunst, Ausdruck, Poesie — das heute noch finster, vielleicht schon morgen vor den Augen Aller wie eine Feuerkugel aufleuchten wird — Basquine ist herumziehende Seiltänzerin gewesen — Robert, wir gehen heut Abend in's Theater des Funambules, wir wollen den Dickköpfen, die sie nicht zu schätzen wissen, den Schleier von den Augen ziehen, wie wollen ihr einen Triumph, eine Apotheose decretiren!!"

Robert von Mareuil, den die Ausgelassenheit seines Freundes auf's Aeußerste trieb, sagte zu ihm in traurigem und verdrießlichem Tone:

„Balthasar, Du vergissest doch gar zu sehr, daß es sich für mich um eine mehr als ernsthafte Angelegenheit handelt."

„Verzeih, Freund, ich habe Unrecht gethan," antwortete Balthasar in herzlichem Tone. „Nenne mich einen Narren, aber nicht einen Selbstsüchtigen." Dann wandte er sich zu mir: „Hast Du den Baron gesehen?"

„Nein, mein Herr."

„Das wußt' ich wol —" rief Robert von Mareuil, „der Mulatte hat Dich aufgefangen?"

„Ja, mein Herr Graf — ich habe lange drauf bestanden, und der Mulatte hat mich —"

Dann unterbrach ich mich selbst.

„Sie haben mir anempfohlen, Herr, ich sollte recht zusehen, was vorginge, und es behalten, wenn ich könnte."

„Freilich — nun, was ist denn vorgegangen?"

„Sehen Sie, Herr, wenn ich nicht mit dem Anfang anfangen kann, um die Sachen ganz nach der Reihe zu erzählen, so komme ich in Confusion."

„Gut, Bursche, fang an mit dem Anfang," sagte der Dichter zu mir — „das ist zwar Rococo wie der Satan, aber Du hast ohnehin classischen Styl. — Also frisch, sprich."

Elftes Kapitel.

Begegnungen.



„Nun ja, Herr," sagte ich zu Balthasar, „ich bin in die Straße der Vorstadt du Roule gekommen, ich habe angeklopft, man hat mir aufgemacht, ich — bin hineingegangen, der Mulatte ist gekommen und hat mich gefragt, was ich wollte. — Dem Herrn Baron von Noirlieu zu eigenen Händen einen Brief übergeben. — Der Herr Baron ist nicht zu sprechen, antwortete mir der Mulatte. — In diesem Augenblicke, als ich mit dem Mulatten auf der Treppe stand, trat aus dem Hause ein Herr, der noch jung und sehr gut gekleidet war; er sprach mit dem Mulatten, und dieser nannte ihn Herrn Du ... Du ..." und ich that, als besänne ich mich auf den Namen — „Du — Duri —"

„Duriveau!" rief Robert von Mareuil, eben so verwundert wie erschrocken aus; dann setzte er hinzu: „Der Graf Duriveau ist groß, brünett, hat etwas Herbes im Gesicht — nicht wahr?"

„Ja, Herr Graf — so heißt der Herr, und so sieht er auch aus."

Robert von Mareuil sah den Dichter an und sagte zu ihm mit Kopfschütteln:

„Du kennst die eiserne Willenskraft dieses Satan von Kerl — er ist mächtig reich. Nichts wäre gefährlicher für mich, als wenn —"

Aber jetzt besann Robert von Mareuil sich und fuhr zu mir gewendet fort:

„Weiter. Während Du mit dem Mulatten sprachst, trat der Graf Duriveau aus dem Hause des Barons?"

„Ja, Herr Graf, und der Mulatte begleitete ihn bis an die Thür. Und dann sagte dieser Herr zum Mulatten, er möchte den Herrn Baron daran erinnern, daß er ihn am folgenden Tage um zwei Uhr abholen werde, um in's Louvre zu fahren — zusammen mit Fräulein Re — Re — —"

„Regina!" rief Robert.

„Richtig, Herr Graf — ja das war der Name."

„Ach — ach — morgen um zwei Uhr im Louvre," sagte Robert mit einer Mischung von Misvergnügen und Befriedigung — „sehr wohl — wir werden uns einfinden — sehr erwünschte Notiz. Der Baron muß also doch nicht so blödsinnig oder tobsüchtig sein, wie man wissen will. Vortrefflich! morgen werden wir uns im Louvre einstellen."

Dann richtete er auf's Neue das Wort an mich und sagte:

„Höre, Bursche, Du bist nicht mit Gold aufzuwiegen, so dumm Du aussiehst. Also weiter — als der Graf Duriveau fort war, bliebst Du mit dem Mulatten allein? —"

„Ja, Herr Graf."

„Und was sagte er da?"

„Da ich durchaus meinen Brief dem Baron selbst übergeben wollte, so sagte mir der Mulatte, sein Herr nähme keinen Besuch an; aber ich bestand so hartnäckig auf meiner Forderung, daß der Mulatte mich am Ende in einen Saal führte, wo viele Bilder hingen, und mich da warten ließ."

„Und da hast Du denn endlich den Baron zu sehen bekommen?"

„O bewahre! Nach ein paar Augenblicken kam der Mulatte wieder und sagte mir mit seltsamer Miene: Wenn Sie den Brief nicht hier lassen wollen, so mag der Herr Graf von Mareuil dem Herrn Baron mit der Post schreiben, und dieser wird ihm antworten — worauf mir der Mulatte, ohne sich weiter auf etwas einzulassen, die Thür aufmachte."

„Immer derselbe Widerwille oder Argwohn gegen mich," sagte Robert, indem er sich an den Dichter wandte, der, der Sprachlosigkeit getreu, die er sich auferlegt hatte, um seinen Freund nicht zu unterbrechen, bejahend mit dem Kopfe nickte.

„Und hast Du kein junges Mädchen in dem Hause gesehen?" fragte Robert weiter.

„Nein, Herr Graf."

„Hast Du nichts Besonderes bemerkt?"

„Nein — nur als ich fortging —"

„Nun — als Du fortgingst —"

„Das heißt, als ich fortgegangen war —"

„Nun was denn? — schnell!"

„Ich war ein paar Schritt vor der Thür, als eine herrliche Equipage vor ihr still hielt — und nun weiß ich nicht, ob ich's richtig gemacht habe, Herr Graf, aber da Sie mir vorgeschrieben, ich sollte Alles beobachten — so sah ich zu, wer aus diesem schönen Wagen stiege."

„Du hast's vortrefflich gemacht —" sagte Robert lebhaft. — „Und wer stieg aus?"

„Ein Herr mit einem sehr sanften und hübschen Gesicht, viel jünger als der Graf Duriveau, nicht so groß wie er — aber eben so wohlgekleidet —"

Um nun diese Erdichtung zu vervollständigen, beschrieb ich, so gut ich konnte, den Unbekannten aus der Schenke zu den drei Tonnen, indem ich hoffte, daß er dem Robert von Mareuil vielleicht bekannt wäre; ich hätte auf diese Weise von dem Letzteren erfahren, wer dieser seltsame Mensch sei, den zu kennen mir so wichtig war.

Meine Erwartung wurde getäuscht; trotz der geringfügigen Einzelheiten, in die ich mich in Betracht dieses Mannes einließ, sagte der Graf von Mareuil, nachdem er mich mit großer Aufmerksamkeit und sichtbarer Aufregung angehört:

„Ich kenne diesen Mann nicht. Hast Du die Farbe seiner Livrée beachtet?"

„Was meinen Sie, Herr Graf? —" sagte ich, indem ich that, als verstände ich die Frage nicht.

„Hast Du darauf geachtet, von welcher Farbe die Kleider seiner Bedienten waren?" wiederholte Robert.

„Ach nein — ich habe nur den Herrn selbst in's Auge gefaßt."

„Das ist verdrießlich — diese Bemerkung hätte mir nützlich werden können," sagte Robert nachdenkend. — „Sonst ist Dir nichts aufgefallen?"

„Nein, Herr Graf."

„Denke einmal nach. Bisweilen sind die geringfügigsten Dinge für Den, welchem es wichtig ist, sie zu durchschauen, bezeichnend —"

„Nein, Herr Graf — ich wüßte weiter nichts — so viel ich mich besinnen mag. — Ach, aber doch — ja da fällt mir ein —"

Und ich ersann eine neue Fabel, um die Eifersucht des Grafen von Mareuil noch mehr anzustacheln, ich wollte ihn eben so begierig machen, diesen Unbekannten zu entdecken, wie ich selbst es war.

„Sag schnell," sprach der Graf.

„Einer der Bedienten, der nämlich, der hinten auf dem Wagen des Herrn stand, sagte zu dem vorn —"

„Zum Kutscher?"

„Ja, Herr Graf, er sagte zum Kutscher, als der junge Herr ausgestiegen war: Nun, da müssen wir wieder wie gewöhnlich ein oder zwei Stunden warten."

„Wie gewöhnlich, ein oder zwei Stunden warten!" rief der Graf von Mareuil, „das hat der Bediente gesagt? Aber das ist ja höchst wichtig!"

„Ja, Herr Graf, ich weiß nichts davon."

„Aber, Du Tölpel, das beweist ja, daß der junge Mann in dem Hause oft aus und eingeht."

„Kann sein, Herr Graf."

„Du mußt durchaus in drei oder vier Tagen höchstens herausgebracht haben, wer dieser junge Mann ist," sagte Robert von Mareuil zu mir, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht.

Ich hatte meinen Zweck erreicht, ich hatte den Grafen eben so begierig, wie ich selbst war, gemacht, dieses Geheimniß zu durchdringen, und er mußte mir also in meinen Nachforschungen Beistand leisten.

„Ja," wiederholte er, „Du mußt herausbringen, wer dieser junge Mann ist."

„Ich, Herr? und wie soll ich das machen?"

Robert von Mareuil besann sich einen Augenblick und sagte zu mir:

„Von zehn oder elf Uhr Morgens an stellst Du Dich von morgen an dem Hause des Barons gegenüber

auf, betrachtest alle Leute, die zu ihm hineingehen, und beachtest, ob sich der junge Mann unter ihnen findet, von dem Du mir erzählt hast. Kommt er zu Wagen, so ist nichts leichter, als zu erfahren, wer er ist."

„Wie das, Herr?"

„Du fragst die Bedienten."

„O, Herr Graf, das mag ich mir nicht herausnehmen, und dann werden sie mir's auch nicht sagen."

„Wenn sie's nicht sagen wollen, gibt es ein sehr einfaches Mittel, sie schwatzen zu machen," versetzte Robert, „der Mann, sagst Du, ist jung, fein gebildet und schön?"

„Ja, Herr, sehr schön, ein sehr schönes Gesicht."

Robert runzelte die Brauen und setzte hinzu:

„Nun höre, Du sagst mit geheimnißvoller Miene zu seinen Leuten, Du wärest von einer sehr hübschen Dame geschickt, die seinen Herrn bemerkt habe und seinen Namen und seine Wohnung wissen möchte. Dann ist es unmöglich, daß die Bedienten es Dir nicht sagen sollten, verstehst Du?"

„Aber, Herr Graf, das ist ja nicht wahr, sagte ich zu Robert mit einfältiger und verlegener Miene, „ich muß also lügen?"

„Bravo, Antifrontin," rief Balthasar, der nicht länger schweigen konnte, „Du machest mir schon bange, Du schlugst ein Bischen zum Figaro um, aber dieser letztere Zug beruhigt mich wieder. Wahrlich," rief der Dichter mit wachsender Begeisterung, „für diese tugendhafte Antwort erhöhe ich Deinen Lohn auf 15,000 Livres tournois, dafür sollst Du mir nur Stiefelanzieher, Zündhölzchen, Wichse und Halskragen halten."

„Aber, Herr Graf, wenn der junge Mann nicht zu Wagen kommt," sagte ich zu Robert, „wie kann ich denn seine Bedienten fragen?"

„Wenn er zu Fuß kommt, so wartest Du, bis er wieder zurückkommt, und gehst ihm dann nach."

„Wohin, Herr Graf?"

„Ueberall hin, er muß doch am Ende irgendwo für die Nacht einkehren."

„Richtig, das ist wahr," sagte ich mit froher Miene und über meinen Einfall frohlockend, „und da man nur bei sich zu Hause für die Nacht einkehrt, so erfahre ich, wo er wohnt."

„Man kehrt für die Nacht nicht anders ein, als bei sich zu Hause!" rief Balthasar entzückt, „Martin, um Deinen keuschen Glauben zu belohnen, setze ich Deinen Lohn auf 60,000 Livres tournois an, aber dafür hältst Du mir noch ferner: Unterstrümpfe, Socken, Hosenträger, Sous, um über die Brücke des Arts zu gehen, und bringst mir jährlich fünf frühzeitige Melonen."

„Sie sind sehr gütig, mein Herr," sagte ich zum Dichter gekehrt. Dann wandte ich mich an den Grafen: „Wenn ich aber auch weiß, wo der Herr wohnt, so weiß ich darum doch nicht seinen Namen."

„Du gehst zum Thürhüter, beschreibst ihm den Herrn, der am Abend heimgekehrt, und fragst, wie er heiße, ich will schon für einen Vorwand für Dich sinnen."

„Ach, Herr, wie Sie pfiffig sind," rief ich mit Bewunderung.

„Jetzt zu was Anderem," sagte Robert von Mareuil zu mir, indem er mir einen Brief übergab, der wahrscheinlich in meiner Abwesenheit geschrieben war. Du bringst das in den Durchgang Bourg-l'Abbé zu einem gewissen Bonin, Kinderspielzeughändler."

Bei diesem Namen Bonin traten mir unbestimmte Erinnerungen vor die Seele: es war mir, als hätte ich diesen Namen schon einmal gehört, aber ich konnte mich nicht besinnen, bei welcher Gelegenheit, und wem er angehörte.

„Es wird mit diesem Brief nicht so gehen, wie mit dem des Barons," sagte Robert von Mareuil zu mir, „Du gibst ihn dem Herrn Bonin selbst, er verläßt seinen Laden selten und wird Dir gleich Antwort geben."

„Schön, Herr Graf!"

„Nun geh und komm bald wieder."

„Und dann sagst Du, wenn Du zurückkommst, zu dem kleinen Restaurateur in der Straße St. Nicolas, er solle zwei Portionen bringen lassen," sagte Balthasar majestätisch; „denn Du bist bei uns in Kost, so wie auch im Logis, und wenn Deine Kleider, die noch sehr gut sind, abgetragen sein werden, so werden wir Dich ganz auskleiden. Schlafen kannst Du im Vorzimmer, den Schreibtisch kannst Du als Commode gebrauchen, ich will Dir mein sibirisches Bärenfell leihen, bis ich Dir ein erträgliches Bette verschafft, wirst Du darauf wie ein König schlafen."

„O, ich bin leicht zufriedengestellt, mein Herr," sagte ich. „Wenn ich zurückkomme, will ich meine wenigen Sachen aus meiner Schlafstelle holen; wo Sie mich auch hinlogiren, das wird mir Alles recht sein."

„Nun beeile Dich," sagte Robert von Mareuil zu mir; „sollte Herr Bonin noch nicht wieder zu Hause sein, so wartest Du auf ihn."

„Schön, Herr Graf." Und ich ging.

Ich kam in dem Durchgang Bourg-l'Abbé an — einem düstern, trübseligen Durchgang, wenn einer irgend so zu heißen verdiene; im Augenblicke, wo ich eintrat, rannte mich ein junger Mann, der aus einem prächtigen Einspänner sprang, während der Reitknecht vorn bei dem schönen, ungeduldigen und feurigen Pferde stand, heftig an. Nachdem er eine leichte Entschuldigung gesagt, ging der junge Mann oder Jüngling vielmehr, dessen bartloses Gesicht ziemlich gemein, aber der mit Auswahl gekleidet war, an mir vorbei; ich folgte ihm, indem ich mit meinen Blicken den Kinderspielzeugladen suchte.

Im Augenblicke, da ich ihn aufgefunden, sah ich den Jüngling hineingehen, der vor meinen Augen aus dem Einspänner gestiegen war; auch fand ich ihn am Ladentische, als ich mich meinerseits dort darstellte; außerdem warteten in diesem Laden noch zwei Leute — der eine war ein herrschaftlicher Jäger mit dem Hirschfänger, grüner Montur und einem dreieckigen Hute mit Hahnenfedern; die andere ein sehr hübsches Mädchen, welches mir ein muthwilliges Kammerkätzchen zu sein schien, nach ihrer aufgeweckten Miene, ihrer frischgewaschenen kleinen Haube, ihrer schneeweißen Schürze und ihrem ganzen saubern Anzug zu schließen. Der Jäger, ein großer, schlanker und verschmitzt aussehender Kerl, schien mit dem Kammermädchen, das bei ihm saß, in ordentlicher Unterhaltung begriffen, während



eine Alte, mit gelbem und runzligem Gesicht, unfreundlicher Miene und durchdringenden, grünen Augen hinter dem Ladentische so zu sagen hingekauert war.

Der junge Mensch, der mir vorangegangen war, trat auf diese Megäre zu und richtete an sie zu meinem großen Erstaunen das Wort mit einer Art von wohlwollender Herablassung.

„Guten Tag, Madame Laridon," sprach er zu ihr; „wie geht's?"

„Wenn Sie um des Geschäfts willen kommen," sagte die Alte im mürrischen Tone, „so können Sie nur wieder fortgehen — daraus wird nichts."

„Wie?" rief der junge Mensch, grausam enttäuscht — „gestern war es ausgemacht —"

„Nun ja, und heute ist's wieder zurückgenommen — das ist —"

„Aber, liebe Madame Laridon, das ist unmöglich. Herr Bonin wußte ja, daß ich darauf rechnete."

„Bleiben Sie da zehn Stunden lang, schwatzen Sie mir zehn Stunden lang vor" — versetzte die Megäre barsch — „das ist, als wenn Sie Vesper sängen — der Principal hat gesagt: Nein, das ist und bleibt: Nein."

„Aber da hätte er," rief der junge Mensch fast in Verzweiflung — „es mir nicht auf heute versprechen sollen."

„Genug geplaudert," sagte die Megäre, schlug ihre Arme unter der Schürze über einander und blieb gegen Alles, was der junge Mensch in sie hineinredete, unzugänglich.

„Meinetwegen," sprach dieser endlich im Tone bittern Verdrusses — „ich werde auf Herrn Bonin warten."

Die alte Frau machte eine Bewegung mit dem Kopfe und den Schultern, die zu sagen schien:

„Thun Sie, was Sie wollen."

Darauf bemerkte sie mich, der ich an der Thür stand und wartete, bis der junge Mensch abgefertigt war, und fragte mich:

„Was wollen Sie?"

„Ich bringe einen Brief für Herrn Bonin, Madame."

„Er wird gleich nach Hause kommen, dann können Sie ihn übergeben," antwortete sie barsch.

Es waren nur zwei Sessel in dem Laden, und sie waren von dem Jäger und dem Kammermädchen eingenommen. Der junge Mensch schien verletzt, daß dieser Bediente aus einem großen Hause ihm den Sitz, welchen er inne hatte, nicht anbot; aber der Jäger war ganz unbekümmert über diese schwere Unterlassungssünde und wechselte mit dem Kammermädchen ironische Blicke über die Zornesgluth, die in dem Gesichte des jungen Herrn aufstieg.

Mehr und mehr verwundert über Das, was ich sah und hörte, beschaute ich diesen wunderlichen Laden mit wachsender Neugierde. Statt heiter und fröhlich auszusehen, wie es diese Arten von Läden mit ihren frisch in Atlas und Flittergold gekleideten Puppen, ihren kleinen, als wären sie von Silber, erglänzenden „Menagen", oder ihren mit Purpur und Rauschgold ausgeschirrten Pferden zu sein pflegen, gewährte dieser Raum einen finstern und schmucklosen Anblick; mit Ausnahme einiger alten, verblichenen und bestäubten Joujous, die zum Schein ausgehängt waren, sah ich im Innern des Ladens keinerlei Kinderspielzeug; er war von oben bis unten mit großem braunen Tafelwerk, das voll Staub war, bedeckt.

So weit war ich, im dunkeln Hintergrunde des Ladens beinahe wie im Verstecke stehend; denn die Nacht brach herein, in meinen Beobachtungen gekommen, als ich einen Mann von hohem Wuchse, mit großem, braunen Schnurrbart auf seinem geschwärzten Gesicht, schwarzem Kragen, großem blauen, militairisch bis zum Kinn zugeknöpften Oberrocke, einem dicken Stock mit Bleiausguß und einem alten Filz auf dem Ohr eintreten sah.

Ich täuschte mich nicht: es war der Muldensterz. Sein dicker Schnurrbart, sein militairisches Auftreten hatten mich zuerst verhindert, ihn zu erkennen. Aus Furcht, von ihm bemerkt zu werden, zog ich mich in den dunkelsten Winkel des Ladens zurück.

Beim Anblick des Spitzbuben schien die alte Frau aus ihrer Unempfänglichkeit zu erwachen, sie stand halb auf und rief lebhaft:

„Nun?"

„Es geht schief," sagte der Muldensterz leise. „Es scheint ein Wolf im Schaffell gewesen zu sein."

„Wie, die Sache ist nicht abgemacht?" sagte die alte Frau im vorwurfsvollen Tone.

„Abgemacht? — Ja prost' Mahlzeit!" — erwiderte der Muldensterz — der Capitain wird einen schönen Knäuel zu entwirren haben."

„Bei so einem Hühnchen!" sagte die Alte mit verachtendem Achselzucken.

„Ich sage Ihnen, das Hühnchen ist ein derber Hahn" — antwortete der Muldensterz — „ein wohlbespornter Hahn, der sich nicht am Kamme rupfen lassen wird — das sag' ich Ihnen."

„Nun, was wollen Sie denn?" sagte die Alte brummend, — „was haben Sie hier zu suchen?"

„Der Capitain fordert den Principal auf, ein Drittel zu nehmen. Auf diese Weise wird sich ein Mittel finden — zu ermitteln."

„Der Principal ist nicht hier, das ist seine Sache; er wird heut Abend an den Capitain schreiben," antwortete die Alte.

„Also ist's abgemacht, — bis morgen muß es sein, nicht wahr? — Ich werde den Capitain davon in Kenntniß setzen."

„Der Principal wird ihm schreiben," versetzte die Alte.

Der Muldensterz ging.

Als ich die Worte: „der Capitain" hörte, sagte mir eine wunderliche Ahnung, daß von Bamboche die Rede sei, der beständig mit dem Muldensterz in Verbindung stand. Ich sann vergeblich nach, was für besondere Interessen in diesem düstern Kinderspielzeugladen, in dem von nichts weniger die Rede war, als Kinderspielzeug zu kaufen oder zu verkaufen, Leute aus so verschiedenen Ständen zusammenführen möchten.

Plötzlich drückte die alte Frau ihr vertrocknetes und runzelvolles Gesicht an die Fensterscheiben des Ladens und sagte mit hohler Stimme:

„Da kommt der Principal."

Bei diesen Worten standen der Jäger und das Kammermädchen eilig auf, und der junge Mensch trat von der Glasthür zurück, durch die er bis dahin, vermuthlich, um seine böse Laune zu verbergen, auf den Durchgang hinausgesehen hatte.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

In Belgien und Holland.

(Fortsetzung aus Nr. 133.)

5. Die Kathedrale. Rubens. Das Museum.

Napoleon hat diesen schlanken, kunstvollen Thurm der Kathedrale von Antwerpen mit den mechelner Spitzen verglichen, Carl V. hat gemeint, er verdiene in einen Schmuckkasten gestellt zu werden. Wenn zwei weltberühmte Männer geurtheilt, da darf ich nicht dagegen streiten, nicht wahr? Ich thue es auch nicht, ich unterschreibe das Urtheil der beiden Kaiser. Wie mechelner Spitzen ist er, dieser Thurm, ganz durchbrochen, wundervoll, fein und klar; in einen Schmuckkasten gestellt zu werden verdient er, der ganz wie Filigran-Arbeit erscheint. Aber die mechelner Spitzen scheinen mir kein würdiger Schmuck einer Kathedrale, die Filigrankrone kein passender Aufputz für ein Gotteshaus. Ein Sacrilegium, eine Lästerung, nicht wahr? Ich wage es, den Thurm der Kathedrale zu Antwerpen nicht ganz vollendet, nicht ganz entzückend zu finden? Nun ja, ich wage es! Er ist mir zu leicht, zu spielerisch, es ist eine zauberhaft reizende Hülle, aber es fehlt ihr der Kern, das Zusammenhaltende, Verbindende, Feste. Dadurch vermißt man das Imposante, Gigantische, dadurch wird das Ganze zu einer großartigen Quincaillerie. Wenn mir der Thurm ein wenig zu spielerisch deucht, so imponirt mir das Hauptportal der Kirche um so mehr. Es ist großartig und einfach zugleich, ganz würdig und feierlich, ganz eines Gotteshauses werth. Und großartig ist auch das Innere der Kathedrale, mit ihren drei wundervollen, von Riesensäulen getragenen Hallen. Ja, in diesen Hallen, auf diesen Altären von Marmor, hier könnte Gott wohnen, — wenn nur die Priester nicht wären! Sieh nur dort diesen dicken, von Weltlust und Erdengenuß strahlenden Priester, mit den hochmüthigen Zügen und dem unwirschen Blick, den er auf die armen Leute heftet, die auf seinem Wege knien. Wie finster grollend ist seine Stirn gerunzelt, wie verächtlich zucken seine breiten, aufgeworfenen Lippen. Das ist ein Diener Gottes, und er tritt in den Beichtstuhl, um die Beichte zu hören dieses armen, alten Weibes, die kniend im stillen Gebet zu Gott fleht. Ihr gegenüber kniet ein junges Kind; mit erröthenden Wangen, mit gen Himmel gewandten Augen, mit inbrünstiger Andacht betet auch sie zitternde Gebete, als Vorbereitung zur Beichte. Und der Priester wendet sich ungeduldig hin und her auf seinem Sitz und runzelt die Stirn. Es dauert ihm zu lange mit diesen Gebeten, und endlich ruft er mit einer Stimme, die mich beben macht mit ihrem strengen, herben Ton: „Eh bien, venez donc!" Das alte Weib richtet sich auf, der Herr hat sie gerufen durch die Stimme seines Dieners, sie folgt dem göttlichen Rufe. Während sie, immer inbrünstig betend, dem Beichtstuhl sich näherte, sah ich den Priester ein Bonbon hervorholen, das er höchst gemüthlich aus dem bunten Papier herausnahm und in den Mund steckte. Dann schlug er das Tuch über sein Gesicht, rückte sich bequem im Beichtstuhl zurecht und legte sein Ohr an das Gitter, um die leise geflüsterten Worte der Beichte zu hören!

Dieser Priester und diese profanirte Beichte machten mich wieder nüchtern, sie störten mich in meinem Entzücken über diese wundervolle, majestätische Halle. Aber vor dem göttlichen Bilde von Rubens, vor dieser „Abnahme vom Kreuz", da fand ich meine Begeisterung und mein Entzücken wieder. Das ist in Wahrheit ein göttliches Bild, das ist der vom Kreuze herniedersinkende Gottmensch, der die Unsterblichkeit in seinem sterblichen, zusammenfallenden Körper trägt. Welche Erhabenheit und Würde in dieser Leiche, wie schön und fromm der Schmerz dieser knienden Frauen, welche sie in ihren Armen empfangen, wie erhaben und groß der Ausdruck in dem Antlitz der heiligen Mutter! Seit Jahrhunderten wallfahrteten die Künstler aller Länder zu diesem Bilde, und Jeder neigt sich staunend vor dieser Herrlichkeit, die einzig dasteht! Ja, Rubens war der Fürst der Maler, und hier in Antwerpen wird er gefeiert und verehrt, wie ein Heros und Halbgott. Heilig ist hier jede Stelle, welche sein Fuß berührte, und jedes Kind von Antwerpen weiß Dir mit Stolz zu sagen, daß der große Rubens sein Landsmann sei. In der St. Jakobskirche ist er begraben, der flandrische Raphael, da ist eine Kapelle ganz seinem Andenken geweiht. Eine Marmorplatte, mit seinem Namen bezeichnet, bedeckt den Fußboden. Ihm zur Seite schlummern seine Söhne. Ein wundervolles Bild, von Rubens gemalt, hängt am Altare rechts; es stellt die heilige Familie dar, und Du siehst auf demselben das Portrait des Künstlers, so wie das seines Vaters, seiner beiden Gemahlinnen und seines Sohnes. Ueber dem Hauptaltare erhebt sich eine herrliche Statue der heiligen Jungfrau von Duquesnoy, die Rubens sich selber aus Italien mitgebracht und für diese seine Kapelle bestimmt hat.

Aber was ist diese, dem Andenken des Künstlers geweihete Kapelle, was ist seine Statue, welche Antwerpen ihm errichten ließ, was ist dieses Alles im Vergleich zu dem Denkmal, das er sich selber gesetzt mit schöpferischer Hand, hier im Museum zu Antwerpen? Ich habe in Dresden und München, in Kopenhagen und Venedig, in Mailand und Florenz Gemälde von ihm gesehen, großartige, staunenswerthe Gemälde, einzig im Colorit, in der Behandlung der Farbe, aber vor allen diesen Gemälden habe ich doch niemals begreifen können, wie man ihm den Beinamen des „flandrischen Raphael" geben konnte. Bei Rubens erschien mir Alles kühn, massenhaft und gewaltig, aber ich vermißte die Zartheit und Sinnigkeit, die Keuschheit und Sittigkeit Raphael's, es schien mir, als habe Rubens oft zu viel auf den äußeren Effect gemalt, als habe ihm das Colorit und die Farbe oft mehr gegolten, als die Reinheit der Zeichnung. Ich hatte Rubens' Bilder in Antwerpen noch nicht gesehen, diese Bilder, in denen die Kraft des Gedankens mit der Zartheit der Empfindung sich eint, die eben so großartig und kühn im Colorit, als correct und genau in der Zeichnung sind. Sieh einmal hier dieses Bild: Die heilige Familie. Wie reizend und naiv, wie machtvoll und glänzend zugleich. Maria, des Christkindes Mutter, im weißen Atlasgewande, zart, wie eine Jungfrau, und doch vollendet in ihren Formen, wie eine Mutter, auf ihrem edlen Antlitz nichts als Unschuld und Reinheit, ihr Auge leuchtend in Freude über den Sohn, um dessen Rücken sie den rechten Arm geschlungen hat, und den sie mit der Hand am Ohr zupft, während sie mit der linken ihm schalkhaft droht. Irgend ein übermüthiges Wort hat er gesprochen, ein Wort muthwilliger Weisheit, dieser kleine Christusknabe; denn ein schelmisches Lächeln spielt noch um seine rothen Lippen. Er würde ganz nur ein Kind dieser Welt sein, ein schöner Knabe mit reizendem Lockenkopf, aber diese Augen, diese großen, staunenden Augen mit dem Blick voll Ernst und Milde, voll Weisheit und Güte machen ihn zum Gott, und wenn Du in diese hineinsiehst, so begreifst Du, daß Maria, von einem unaussprechlichen Gefühl getrieben, halb vor ihm kniet, während doch das Bewußtsein ihrer Mutterwürde sie wieder hinaufzieht auf den Sitz. Und wo ist denn Joseph, der Gatte, der Treue, Entsagende? Er steht bescheiden hinter den Beiden und horcht und lächelt — weil Maria lächelt, sein jungfräuliches Weib. Er war immer nur der Dritte im Bunde, niemals der Erste, und so hat Rubens recht gehabt, ihn in den Hintergrund zu stellen. — Dicht neben dem herrlichen Bilde hängt ein anderes von Rubens: Die Erziehung der heiligen Jungfrau, ein liebreizendes Gemälde voll Anmuth und Grazie. Maria, im weißen Atlasgewande, das Gesicht mit schelmischem Lächeln Dir zugekehrt, sitzt neben der greisen Elisabeth, die ihr aus dem aufgeschlagenen Buche die Weisheit der Propheten erklärt. Zwei Engelknaben halten schwebend über dem Haupte der Beiden eine Myrthen- und Lilienkrone gebreitet, und zwischen Laubwerk hervor erscheint hinter den Frauen die Gestalt des greisen Zacharias, der einen Blick unendlichen Wohlwollens auf Maria heftet, die Jungfrau, welcher das weise Alter ihre glänzende Zukunft erklärt und verkündet. — Ungeheurer und gewaltiger ist ein anderes Bild von Rubens! Die Anbetung des Christkindes. Aber da finde ich mehr den Rubens wieder, den ich schon kenne von München her, es ist der Maler mit dem genialen Colorit und der meisterhaften Gruppirung, aber ein wenig abweichend vom Ideal, ein wenig zu materiell, zu massenhaft. Nur das sich an die Mutter anschmiegende Kind, das ganz entsetzt sich abwendet von diesen reich geschmückten heiligen drei Königen, ist vortrefflich. Ergötzlich aber sind die beiden Kameele, die mit ihren langen Hälsen und den hohen Rücken gewissermaßen den Mittelpunkt des Hintergrundes bilden. Sie auch, diese beiden Kameele, schauen auf das Christuskind hin, das eine mit einem höchst verwunderten Gesicht, während das andere eine Grimasse macht, als ob es zu lachen versuchte.

Das Museum enthält sechszehn Bilder von Rubens, alle von Bedeutung, und diese Bilder sind es, die ihm den Beinamen des „flandrischen Raphael" gewonnen haben. Ich meinestheils möchte aber, und ich glaube noch mit mehr Recht, diesen Beinamen einem anderen flandrischen Maler zuwenden, Van-Dyk nämlich. Der, scheint mir, hat noch geistigere Verwandtschaft mit Raphael, mehr Zartheit, mehr Sittsamkeit, als Rubens. Raphael und Van-Dyk haben ihren Bildern eine gewisse Keuschheit bewahrt, ich möchte ihr Colorit ein jungfräuliches nennen, während das des Rubens mehr einem schönen, in Ueppigkeit und Lust sich wiegenden Weibe gleicht. Darin ist er dem Tizian ähnlich. Sie Beide werden immer aus Göttern schöne Menschen machen, während Raphael und Van-Dyk die Menschen zu Göttern erheben. — Die Bilder des Letztern hier im Museum zu Antwerpen gehören zu dem Besten, was ich in der Malerei kenne. Einige nur von ihnen will ich Dir näher bezeichnen, obwol sich mit Worten nichts sagen läßt von dem Adel dieser Gestalten, von der erhabenen Einfachheit und Schönheit des Colorits, von der vortrefflichen Zeichnung und Gruppirung. Christus am Kreuz, beweint vom heiligen Franziscus und der heiligen Veronica. Diese am Kreuze schwebende Gestalt, das ist in Wahrheit der Heiland, welcher den Tod überwunden hat. Es ist keine Leiche, die wir da vor uns sehen, es ist die Hülle eines Gottes, den nichts hält und bindet, selbst die Nägel nicht, mit denen seine Hände und Füße an dieses Kreuz gefesselt sind. Und an den Füßen des Gottes weint ein Weib; hingesunken in Schmerz, umklammert sie das Kreuz, das doch ihrer gramgebrochenen Gestalt einziger Halt und Stützpunkt ist. Sie weint; große Thränen fließen über ihr schönes, leidendurchfurchtes Angesicht, aber es sind die Thränen eines heiligen Schmerzes, Thränen, wie nur eine Heilige sie weinen kann, welche zugleich den Trost der göttlichen Verkündigung in sich trägt. An der andern Seite des Kreuzes steht der heilige Franziscus, mit ausgebreiteten Armen, den Blick empor gewendet zum Himmel. In ihm zeigt sich der zur begeisterten Freudigkeit verklärte Schmerz, sein Gram hat den Tod überwunden, er sieht die Verklärung des Gottes, nicht mehr die menschliche Leiche. Drei holde, liebreizende Engelgestalten umschweben das Kreuz, mit anmuthigem Kinderlächeln zu dem bleichen, edlen Antlitz des Heilandes emporblickend. Van-Dyk hat, wie eine Unterschrift uns lehrt, dies Bild für das Grabmal seines Vaters gemalt; die Thränen des Sohnes haben die Farben des Malers bethaut und geheiligt, sein Schmerz hat sich verklärt zu einem erhabenen Kunstwerk. Gerade durch seine große Einfachheit wirkt das Bild so ungeheuer; es wirkt durch den Gedanken, nicht durch die Farbe. Außer den verschiedenen Fleischtönen siehst Du nur schwarz, grau und weiß auf jenem Bilde, schwarz und weiß sind die Gewänder der Heiligen, grau, wolkenzerrissen ist der Himmel. Das gerade scheint mir die große Meisterschaft des Van-Dyk, daß er mit Wenigem so Großes zu erringen vermag. Das bestätigt sich ganz an jenem andern Bilde des Van-Dyk, das Christus darstellt nach der Abnahme vom Kreuze, ruhend im Schooße seiner Mutter, umgeben von Engeln, die sich seine Wunden zeigen. Auf diesem Bilde siehst Du wieder nichts als braune und blaue Farbentöne, und doch ist da nichts Eintöniges und Kaltes, sondern die größte Mannichfaltigkeit, die tiefste Bewegung. Hier ist der Erdenschmerz in seiner höchsten Gewalt, und darum weinen auch die Engel, die Bewohner des Himmels, mit dieser Mutter!

Es würde zu weit führen, wollte ich Dir alle diese köstlichen Bilder Van-Dyk's hier zu schildern versuchen. Das Schöne will gesehen, nicht beschrieben sein. Auch an Meisterwerken anderer Maler ist das Museum reich, namentlich an Bildern von de Crayer, Michael Coxie, Martin de Voß, Jordaens und Andern. Von Erasmus Quellin ist hier unter vielen andern Bildern dieses Meisters eins, das äußerlich, nach seinen Dimensionen, eins der größten Bilder ist, die existiren. Ich kenne nur eins, das noch colossaler und riesenhafter ist, ein Bild von Tintoretto, das im Dogenpalaste in Venedig hängt. Es ist dies das jüngste Gericht und stellt Himmel und Hölle, die Seligkeit der Auserkornen, die Strafen der Verdammten dar. Man erzählt, daß ein Maler, der es unternahm, alle die Köpfe und Gestalten dieses Bildes zu zählen, erst sich das Bild in verschiedene Quarrés theilte und dann einen ganzen Tag zum Zählen bedurfte.

L. Mühlbach.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Die wiener Kunstausstellung im Jahre 1846.

(Schluß aus Nr. 133.)

Das Gebiet der Landschaftsmalerei betreffend, befinden wir uns gleich unter einem „Ueberfluß an Ueberfluß" und haben wirklich Mühe, uns durch diese Fülle einen Weg zu bahnen. Bei an zwei Drittel der Kunstausstellung gehören der Landschaft an, die Zahl der Landschaften ist Legion, und es müßte seltsam zugehen, wenn sich nicht ein guter Theil hierunter zu einer beachtenswerthen Höhe emporgearbeitet haben sollte. So wie im verflossenen Jahre mit seiner „Düne von

Helgoland", fesselte Professor Steinfeld mit seiner „verlassenen Mühle" und seiner „Hütte des Dürftigen" auch heuer die Aufmerksamkeit im hohen Grade. Diese Trauer der Oede, diese Elegie der Einsamkeit und Verlassenheit, wie sprechen sie zu Herzen, mit welcher Melancholie umschleiern sie das Gemüth. Das ist gemalte Poesie, unwillkürlich wird man an einige Dichtungen der Freiin Annette von Droste-Vischering gemahnt, die mitunter eine ähnliche Stimmung athmen. Wir wüßten in der ganzen Ausstellung kein zweites Bild diesem Gemälden an die Seite zu setzen, es wäre denn etwa Raffalt's „grauer Tag", doch fühlen wir bei Weitem nicht jene Poesie heraus, wie bei Steinfeld. Gauermann ist eben so bedeutend als Landschafter, wie als Thiermaler, auch ist er immer Beides zugleich. Indessen bekamen wir nun schon seit Jahren nichts als Gewitterscenen in den Hochalpen, heimkehrendes Vieh und Dergleichen zu sehen. In diesem Einen aber ist Gauermann groß. Altmann, Th. Ender, van Haanen, Höger, Krause, Schwemminger, Hansch, Steinfeld (Sohn), Reinhold, Barbarini, Schufried, Beyer, Feid, Lang, Loos, Fischbach, Forn, Geeße, Lang, Frisch, Erhard, Schiffer, Gomiely u. A. sind theils bereits bekannte, theils aufgehende Sonnen im Landschaftsfache. Die Marinen von Smith gehören den besseren Leistungen dieses Faches an.

In der Thiermalerei steht, wie bereits erwähnt, Gauermann obenan, Ranftl's Hunde suchen ihres Gleichen, besonders in salonmäßiger Auffassung — Ranftl ist aber auch ein gewandter Genremaler. Rudolph Swoboda ist für Thiermalerei und Landschaft ein aufblühendes Talent, sein Schafstall ist vorzüglich und hat die Aufmerksamkeit des Kunstvereins auf sich gezogen. Dallinger, Adam, Heike, Hofer, Beyer, u. s. w. sind Darsteller im genannten Fache. Was wir vom Thiermaler verlangen, ist die Thierseele, nicht die bloßen animalischen Formen in gefälliger Stellung; das bitten wir zu beachten.

Canella's Architekturen bilden bereits seit Jahren einen Schmuck unserer Kunstausstellungen. Ernst und List haben gleichfalls Beachtenswerthes geliefert. — Die Blumen- und Fruchtmalerei wird in Wien gepflegt und hat namentlich heuer eine ziemlich zahlreiche Vertretung gefunden. Brunner, Köß, Läch, Lauer, Gräber, Schuster, Petter und Rosalie Amon sind in diesem Fache anerkannte Namen. Die Letztgenannte ist eine Schülerin Prof. Waldmüller's und verräth ein vielseitiges Talent. Weniger zahlreich, aber befriedigend repräsentirt war das Stillleben. Mehre der obengenannten Künstler sind auch Stilllebenmaler.

Eine Abtheilung des vierzehnten Saales umfaßt eine kleine, aber gewählte Reihe plastischer Arbeiten, worunter Darstellungen in Gyps, Terra-Cotta, Bronze und bronzirter Masse, Edelstein, Holz, Elfenbein und Wachs. Eine Madonnabüste in Marmor von Jüllich, und das Bildniß des Freiherrn Karl von Hügel, Büste in Gyps, von Högler, sind Arbeiten in größerem Maßstabe. Alexi's Bronzestatuetten, charakteristisch und mit plastischer Bravour ausgeführt, zeigen den Meister im Kleinen und lassen für den wackern Künstler einen größern Wirkungskreis wünschen. Dasselbe gilt auch von Hirschhäuter, dessen Personification des Rheins Anerkennung fand. J. B. Resek ist ein bewährter Bildnißschneider in Topas, dies bewies neuerdings der von ihm ausgeführte Kopf der Königin Victoria. Christus am Kreuze, von Dlbrich in Buchsholz geschnitten, und Schubert's h. Maria auf der Erdkugel, in Elfenbein gearbeitet, sind fleißige und kunstreiche Leistungen. M. Kornrumpf brachte eine in Bronze gearbeitete symbolische Darstellung der Eroberung von Belgrad.

Im sechszehnten Saale fanden wir zu unserer angenehmsten Ueberraschung mehre großartige plastische Arbeiten, an denen es seit mehren Jahren auf unsern Kunstausstellungen mangelte. Wenden wir uns gleich zu E. Max's h. Ludmilla und den beiden Slavenaposteln Cyrill und Method. Die Marmorstatue der. h. Ludmilla ist jedenfalls ein mit eben so viel Liebe als Glück ausgeführtes Meisterwerk. Bekanntlich erlitt die erste christliche Herzogin Böhmens, Großmutter Wenzel's d. H., auf den Betrieb der heidnischen Drahomira den Märtyrertod, indem sie mit ihrem eigenen Schleier erwürgt wurde. Die Märtyrin hat eben ihre fromme Seele ausgehaucht; der Leichnam gleitet vom Betaltare, auf den die Sterbende hingesunken, sanft zur Erde. Diesen gewiß schwer darstellbaren Moment hat der Künstler gewählt und eben so schön aufgefaßt als ausgeführt. Die zur Erde sinkende Rechte hält noch das Kreuz fest, die Linke ruht noch auf dem Altare, wo auch noch Buch und Palme, Glauben und Märtyrerthum andeutend, zu finden. Die böhmische Herzogskrone, gleichsam der Sterbenden vom Haupte gesunken, um der himmlischen Krone Platz zu machen, ruht auf dem Boden. Es ist Hoffnung vorhanden, daß dieses vorzügliche Werk eines jungen vaterländischen Künstlers vom adeligen Damenvereine in Prag für die H. Veit-(Schloß-)Kirche auf dem Hradschin gewonnen werden wird. Eine imposante Marmorgruppe sind die in Ueberlebensgröße ausgeführten Slavenapostel. Mit der Stola bekleidet und eine Tafel mit dem jüngsten Gerichte in der Linken haltend, steht St. Method an der Seite Cyrill's, der in der Rechten das Kreuz und in der Linken das Buch der Liturgie trägt. Analog diesen die apostolische Wirksamkeit der beiden Helden des Evangeliums andeutenden Symbolen sind die Reliefs des Fußgestells aufgefaßt, das eine den taufenden Method, das andere den Abendmahl spendenden Cyrill darstellend. Das vergoldete Kreuz Cyrill's wurde vom Papste Gregor XVI. persönlich geweiht. Beide Gestalten zeugen von künstlerisch-würdiger und zugleich religiös-begeisterter Erfassung der Aufgabe; die Köpfe ausdrucksvoll, die Haltung majestätisch, der Faltenwurf tadellos: kann man von einem jungen Bildner mehr verlangen? Diese Gruppe ist für die Taufkapelle der altehrwürdigen Theynkirche in Prag bestimmt und auf Befehl Se. Maj. des Kaisers ausgeführt. Bei dieser Gelegenheit machen wir Sie auch auf die Restaurationsarbeiten in der Theynkirche aufmerksam, die so eben im Gange sind und mittels vereinten Zusammenwirkens der Plastik und Malerei dem Innern eines der ältesten Bauwerke der herrlichen böhmischen Königsstadt eine neue Kunstweihe verleihen werden. Außer den beiden obengenannten Werken hat E. Max auch den Entwurf zu einem Monumente Kaiser Karl's IV. ausgestellt, und ist derselbe nur die erste flüchtige Verkörperung einer Idee zu nennen. Eine weitere Arbeit Max's ist eine Madonna mit dem Jesukinde in Maltheserstein, für ein gothisches Kirchenmonument bestimmt. Als tüchtiger Plastiker hat sich auch Ramelmayr bewährt. Sein h. Hubert, von K. Mohrensberg in Zink gegossen, und in vielleicht noch höherm Grade seine Rebekka, als Modell zu einem Zinkgusse für Brunner, geben eine seltene gestaltende Kraft kund. Er ist ein begabter Künstler, dem wir hinlängliche Beschäftigung wünschen. Sein musicirender Engel ist Eigenthum J. Maj. der Kaiserin-Mutter. Der talentvolle Preleuthner lieferte eine schön gedachte Gruppe — „Der Schutzengel" — für einen hiesigen Vorstadtbrunnen. Marchesi's Grabbasrelief entbehrt dagegen der harmonischen Wirkung. — Schließlich bemerken wir noch, daß den Gemälden im Kataloge dies Mal die von den Künstlern geforderten Preise beigefügt waren, eine neue, nicht unzweckmäßige Einrichtung. Man fand da Gelegenheit zu charakteristischen Vergleichen.

Es sei erlaubt, mit ein paar Worten noch einmal auf die Wasserfarbengemälde, und zwar auf eines derselben zurückzukommen. Wir meinen hier Fried. Stache's Idee zu einem Altar in der italienischen Kirche zu Wien, an welchem Raphaelli's Mosaik — das letzte Abendmahl nach L. da Vinci — aufgestellt wird. Diese Aufstellung ist so eben im Zuge und dürfte in nicht langer Zeit ihrer Vollendung entgegensehen. Das Bild ist, wie gesagt, ein Werk des Mosaisten Raphaelli, welches derselbe im Auftrage Napoleon's begann und nach der Vollendung dem Kaiser Franz I. überließ. So kam diese merkwürdige, 20' lange und $14\frac{1}{2}$' breite Copie des berühmten Abendmahls L. da Vinci's nach Wien und lag hier lange unbenutzt und verpackt, einer einstigen Bestimmung entgegensehend. Diese fand es nun durch die Anordnung S. Maj. des jetzt regierenden Kaisers, welcher zufolge das Werk in der hiesigen Minoriten-, zugleich italienischen Nationalkirche aufgestellt und mit passenden architektonischen Ornamenten umgeben werden soll. Die Aufstellung findet nach einem höchsten Orts sanctionirten Projecte des auch die Ausführung leitenden fürstlich Kinzky'schen Architekten Friedr. Stache statt, der als k. Pensionair kürzlich von einer dreijährigen Bildungsreise durch Italien und Deutschland zurückgekehrt ist. Um einen harmonischen Uebergang vom Style der Kirche zu jenem des Bildes zu bewerkstelligen, ersann Hr. Stache eine italienisch-gothische Architektur als Umrahmung und darunter an dem das Gemälde tragenden Postamente einen eben so gehaltenen Altar. Die Ausführung der Architektur in carrarischem Marmor ist dem Bildhauer Benoni in Carara anvertraut. Die Freigebigkeit Se. Maj. des Kaisers widmete der eben besprochenen Aufstellung einen Beitrag von 15,000 Fl. C.-M.

Johann Nepomuk Vogl.

Wenn man uns um den Namen des fruchtbarsten deutschen Balladendichters fragte, wir würden keinen Augenblick Anstand nehmen, den Oestreicher Vogl zu nennen, der in dieser Hinsicht, wenn auch nicht als unerschöpflich, doch als unermüdlich bezeichnet werden darf. Die vor Kurzem ausgegebene dritte Auflage seiner „Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden" enthält unter 22 Abtheilungen gegen dritthalbhundert zum Theil sehr lange Gedichte dieser Gattungen der episch-lyrischen Poesie, und wenn uns hier, wie sich an zahlreichen Beispielen darthun ließe, auch manche bloße Nachahmung in Stoff und Ausführung, manches Gemachte, manches zu weit Ausgesponnene, Breite und darum Ermüdende, um nicht zu sagen Langweilige, ja sogar manches geradezu Geschmacklose — wir verweisen statt aller anderen Anführungen nur auf „die junge Hexe" und „Hexensabbath," Gedichte, in denen sich die eben gerügten Fehler vereinigt finden, und in Bezug auf welche der Verfasser zu erinnern sein möchte, daß zwar die Gefühle des Grauens und Entsetzens, schwerlich aber die des Eckels innerhalb des Bereiches der Poesie liegen — wenn uns also hier auch Mancherlei geboten wird, was besser weggeblieben wäre, so ist doch auch ein reicher Schatz von wahrhaft Schönem und aus ächter Begabung Hervorgegangenen in dem Buche, in welchem so, wenn auch vielleicht nicht der Quantität, doch gewiß der Qualität nach, das Unerwünschte von dem Schätzenswerthen und freundlich zu Begrüßenden, das Vergängliche von dem Bleibenden überwogen wird.

Besonders verdienstvoll ist unter dem nur Bearbeiteten — wir scheiden zwischen diesem und dem Verarbeiteten — die Mittheilung der serbischen Heldenlieder. Mangel an dem nöthigen Raume verhindert uns für diesmal, von diesen letzteren, wie wir gern möchten, ausgewählte Proben mitzutheilen.

Wir haben von der Zahl der in vorliegender Sammlung enthaltenen Gedichte gesprochen, die man, wenn die Jahre des Dichters und seine anderweitigen Producte in Anschlag gebracht werden, Legion zu nennen sich versucht fühlt, sie ist aber auch eben so reich an Farben und Gestalten, diese Sammlung. Alle Nationen, alle Lebensverhältnisse, Land und Meer, Himmel und Hölle haben zu ihr beigetragen.

Vogl ist ein weit in der Welt, der gegenwärtigen und vergangenen, oder — weit in Büchern umhergewesener Wandersänger: bald tragen seine Helden Helm und Panzer, bald Zopf und Manteur, bald Turban und Seidengewand, bald ein einfach Schäferkleid; bald sieht uns eine Legende mit dunkeln, heiligen Augen an, bald lacht der Schluß einer humoristischen Sage aus vollem Halse über den Anfang derselben; bald hören wir das Lied, welches das Schloßfräulein vom Söller der Burg sang in das schweigende Thal hinab, bald das Stürmen der Feuerglocken und das Rathhorn des Wächters auf der Zinne bald die ächzende Geisterstimme des Verließes. Hier blickt der Dichter mit dem finstern Räuber durch ein Hüttenfenster in einer Familie stilles Glück, da tritt er mit uns in das Jauchzen der Schenke, in das Kannenklingen der Kellergäste, dort wiederum führt er uns unter die Todtenkränze des Friedhofs. Hier der dunkelbeschattete Strom jenseits der Pyrenäen, leichte Blasen steigen auf aus einem lautlosen Strudel, in den sich der gefangene Negerkönig mit seiner Geliebten gestürzt; da die brüllende Türkenschlacht, wo der getreue Vasall für seinen Kaiser stirbt; da der Ritter Samsing, der mit der entführten Königstochter nach seiner Burg im grünen Tann flieht; dort der stille Grenzsoldat, der unwissentliche Mörder seiner Mutter. Ja, es sind ergreifende Erzählungen unter den hier gebotenen! Zu den meisten hatte der Dichter nichts von dem Seinigen hinzu zu thun, wenn er nicht den Eindruck schwächen wollte, den sie an sich schon machen.

Fragen wir uns nun noch einmal, welche Wirkung das Ganze macht, so ist die Antwort nicht so leicht, ja, sie wird nach der zeitweiligen Stimmung des Lesers immer nur eine der Wahrheit sich annähernde sein. Was uns feststeht, ist Folgendes: Vogl ist ein entfernter Verwandter des Knaben mit dem Wunderhorne, sein Buch ein Strauß mit tausenderlei Blüthen und Düften: Rothe Rosen, auf der Wahlstatt gefunden, weiße, an Nonnengräbern gewachsen, Lilien aus dem heiligen Lande, glühende Aloe aus dem Boden der glühenden Wüste, bleiche Passionsblumen aus dem Haare der bleichen Schloßherrin genommen, Thymian, im Gärtchen des Försterkindes geschnitten, Belladonna auch, gepflückt im Finsterwalde, Drudenfuß vom Rabensteine geholt — selbst Papier- und Sammetblumen fehlen nicht — — fürwahr, ein wunderbar reichhaltiger, bunter Strauß; mannichfaltig, vielleicht zu mannichfaltig; überwältigend, man weiß nicht, wie ihn anfassen, wo ihn hinstellen; massenhaft, fast ein Herbarium zu nennen, in welchem der, welcher nicht Pflanzenkenner und Sammler von Profession ist, manch unbedeutendes, unschönes, unnützes Kraut und Blatt sieht.

Wollte Vogl weniger Verse machen, mehr Gedichte schaffen — so wird das Endurtheil unserer Betrachtung sich gestalten müssen — wollte er unter dem schon Geschriebenen mehr sichten, so würde er dies letztere Geschäft der Zeit ersparen, die, ganz in der Weise der Hausfrauen, welche allmorgens aus den Sträußen im Zimmer die welkgewordenen Blumen herauslesen und wegthun, über kurz oder lang seinen Strauß lichten und vielleicht die Hälfte, die größere Hälfte davon der Vergessenheit übergeben wird. Der Strauß wird dadurch kleiner, aber schöner werden.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 135.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 27. Januar 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Fünfter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 134.)

Zwölftes Kapitel.

Der Kinderspielzeughändler.



Die Thür des Ladens that sich auf.

Das abnehmende Tageslicht, das in dem engen Durchgang noch dazu geschwächt wuede, erlaubte mir zuerst niche, die Züge des Kinderspielzeughändlers zü unterscheiden; er trug übrigens auch seinen alten Hut tief in die Augen gedrückt und den Kragen seines Oberrocks von Spagniolfarbe, vermuthlich um die Kälte abzuhalten, über Gesicht und Ohren in die Höhe geschlagen.

Trotz des grimmigen Verdrusses, den der junge Mann an den Tag gelegt, trat er doch auf den Handelsmann zu und richtete an ihn das Wort mit einer schüchternen, unruhigen, beinahe flehenden Ergebenheit.

„Guten Tag, lieber Herr Bonin," sagte er zu ihm, „ich bin hier, um —"

Der Handelsmann unterbrach den jungen Menschen und sagte lebhaft zu der Alten:

„Du hast ihn also nicht davon unterrichtet, daß das nicht angeht? —"

„Ich hab's ihm tausend Mal gesagt," brummte die Alte, „aber er wollte warten —"

Darauf wandte sich Herr Bonin zu dem jungen Menschen und sagte ihm in sehr verständlichem Tone:

„Gute Nacht, junger Herr." Und damit wandte er ihm kurz den Rücken.

„Aber, Herr Bonin," fing der junge Mensch mit flehender Stimme wieder an — „ich bitte Sie — wenn Sie wüßten — ich will es Ihnen erklären, warum ich —"

„Hilft nichts, hilft nichts," rief Herr Bonin, ohne den jungen Menschen auch nur anzusehen, „ich habe nein gesagt — das heißt nein — gute Nacht."

„Aber, Herr Bonin, ich beschwöre Sie, hören Sie mich doch an!"

„Gehen Sie schlafen, junger Herr, das wird Sie abkühlen," sagte Herr Bonin — „noch einmal, gute Nacht."

Dann wandte sich der Kinderspielzeughändler zu dem Jäger und sagte:

„Sie kommen in Angelegenheiten des Herzogs?"

„Ja, Herr Bonin, hier ist ein Brief von meinem Herrn."

In dem Augenblick, da der Jäger seine Botschaft an den Herrn Bonin austrichtete, rief der Jüngling, wüthend darüber, in Gegenwart Anderer so gedemüthigt worden zu sein, aus:

„Nun, wenn es so steht, so gebe ich Sie als den Spitzbuben an, der Sie sind, Herr Bonin — ich werde sagen, ich habe an nichts Böses gedacht, als ich einen Brief erhalten, in welchem man mir gesagt, daß Jemand, welcher wohl wisse, daß mein Vater reich sei, mir Vorschüsse auf die Erbschaft, die mir eines Tages zufallen müsse, angeboten — ich weede sagen —"

„Papperlappap — Sie werden sagen, Sie werden sagen. Was? — was werden Sie sagen? — So sind nun die lieben Herrchen," versetzte der Handelsmann, indem er verächtlich und unbekümmert mit den Achseln zuckte, „erst speculiren sie auf den Tod von Papa oder Mama, weil sie die Geduld nicht haben, die Erbschaft, nach der ihnen der Mund wässert, ruhig abzuwarten, und wenn dann redliche Geschäftsmänner sich nicht darauf einlassen wollen, ihrer unordentlichen Wirthschaft Vorschub zu leisten, so rücken sie ihnen in's Haus, um ihnen Grobheiten zu sagen — was freilich nur bemitleidenswerth ist, weiter nichts."

„Wie! Sie unterstehen sich, zu behaupten," rief der junge Mensch immer mehr erbost — „Sie unterstehen sich, zu behaupten, daß Sie nicht mit diesem hergelaufenen Capitain unter Einer Decke spielen, der mich für 100,000 Francs Wechselbriefe in Blanco hat unterzeichnen lassen, für die ich empfangen haben soll: Eine Ladung Färbeholz und Bärenschinken, ein Patent auf die aërostats lycophores, 1000 Flaschen Lacrymae Christi, 2000 Exemplare des Faublas, ich weiß nicht, wie viel Centner Rhabarber, zehn Quadratmeilen Land in Texas, eine Partie Straußfedern und eine hypothekarische Verschreibung des Bey von Tunis — lauter Gegenstände und Besitzthümer, die nur in der Phantasie bestehen, von denen ich niemals etwas Anderes zu sehen bekommen habe, als das Verzeichniß und die angeblichen Besitzurkunden, die Sie mir Summa Summarum für 13,300 Francs abgekauft haben?"

Bei der Aufzählung der seltsamen Werthgegenstände, die dem jungen Menschen gegeben worden, brachen der Jäger und das Kammermädchen in ein tolles Gelächter aus. Ich nahm an dieser allgemeinen Heiterkeit keinen Antheil; denn ich wußte damals von wucherischen Darlehen noch ganz und gar nichts.

Der junge Mensch that, als bemerkte er diese unbescheidene Fröhlichkeit nicht, aber sein Zorn verdoppelte sich, und er rief, indem er sich zu dem Handelsmann wandte:

„Ich sage es Ihnen, ich, daß Sie mit diesem Schurken von Capitain unter Einer Decke spielen. Sie fühlten es so wohl, daß Sie mir selbst ein Geschäft vorgeschlagen haben, das in seiner Art viel besser war, da es sich bei ihm nicht um vorgebliche Waare, sondern um baar Geld handelte — und eben heute sollten Sie mir 20,000 Francs gegen ein Blankett von meiner Hand auszahlen, und Sie wagen es, Ihr Versprechen abzuleugnen."

„Ich erkläre hiermit zum letzten Mal, junger Mensch, daß ich Ihrer thörichten Verschwendung niemals Vorschub leisten werde. Gehen Sie zu Papa und Mama, und sein Sie hübsch artig und vollführen in meinem Laden nicht so einen Heidenlärm — sonst schick' ich Laridon nach der Wache."

„Wenn's so steht," rief der junge Mensch erbittert — „Sie sollen von mir hören!"

„Wann Sie wollen — ich thue nichts, als was in der Ordnung ist" — sagte der Handelsmann ruhig, während der junge Mann im Fortgehen die Thür heftig hinter sich zuschlug.

„Kindskopf!" sagte Herr Bonin halblaut.

Und damit nahm er den Brief, welchen der Jäger ihm in dem Augenblicke, als der Zorn des jungen Menschen zum Ausbruch kam, hatte übergeben wollen, und las ihn.

Je mehr ich Herrn Bonin sprechen hörte, desto bekannter kam mir seine helle, scharfe Stimme und seine höhnische Betonungsweise vor. Vergebens versuchte ich die Gesichtszüge dieses Mannes gewahr zu werden; sein Kragen, den er noch immer in die Höhe geschlagen trug, sein Hut, der beständig in die Augen gedrückt war, ließ mich nicht dazu kommen; auch ward es in dem Laden, in dessen Hintergrunde ich unbeweglich wartete, immer dunkler.

„Sagen Sie zum Herzog," sagte der Kinderspielzeughändler zum Jäger, nachdem er den Brief gelesen, „ich hätte heute keine Zeit, zu ihm zu kommen, um die Gegenstände, von denen er mir sage, anzusehen — er möchte sie mir bringen oder schicken — etwa morgen Abend zwischen sieben und acht, wenn ich zu Mittag esse — dann will ich sie ansehen und ihm sagen, wie viel sie werth sind."

„Wie? was? —" versetzte der Jäger mit der frechen Vertraulichkeit eines Lakaien aus einem großen Hause — „so ist's nicht gemeint — der Herzog er-

wartet, daß Sie heute noch zu ihm kommen und sie ansehen."

„Meinetwegen — der Herzog wird mich nicht zu sehen bekommen, und damit Punctum," antwortete Herr Bonin mit kalter Ironie, „er mag morgen herkommen — zur Zeit, wenn ich zu Mittag esse, wird er mich antreffen."

„Das wäre denn doch aber eine schöne Geschichte, wenn so ein Herzog und Pair, ein Sohn eines Marschalls des Kaiserreiches nur so zu Ihren Befehlen sein sollte," sagte der Jäger, der sich, so zu sagen, in der Seele seines Herrn verletzt fühlte.

„Wirklich? — hm —" sagte der Kinderspielzeughändler, „er muß sich doch die kleine Mühe machen, da er auf die Orden, den Degen und andere diamantenbesetzte Siebensachen seines seligen Vaters Geld leihen will, der kleine Herr! Und was Dich anbetrifft, Bursche, glaub' mir, wenn Dein junger Herr Dir noch Lohn schuldig ist, so laß ihn Dir auszahlen — es geht mit ihm zu Ende. — Wenn das Haus wacklig wird, so machen sich die Ratten zuerst davon, und sie haben eine feine Spürnase — merke Dir die Moral von der Fabel. Gute Nacht."

Der Jäger schien wirklich von der Fabel betroffen zu sein und ging, nachdem er dem Kammermädchen ein Zeichen gemacht.

Jetzt kam an diese die Reihe, dem Kinderspielzeughändler einen Brief zu übergeben; dieser sprach, indem er ihn las:

„Wahrhaftig, liebes Kind, Deine Herrin da ist eine Frau, wie sie sein muß — sie ist habgierig, geizig, denkt an die Zukunft und auf eine gesicherte Lebensstellung — und ist noch nicht achtzehn Jahr alt — und ist schön wie ein Sternbild. Aber sie weiß Dir auch die reichen Familiensöhne an den Fingern herzuzählen und läßt diese Narren, so lange sie ihre Liebhaber sind, gänzlich nach ihrer Pfeife tanzen. — Was mag sie von mir wollen?"

Und mit diesen Worten entsiegelte Herr Bonin den Brief.

Ich habe später seinen Inhalt in Erfahrung gebracht; hier ist er in aller seiner kindlichen Einfalt, abgesehen von einer greuligen Rechtschreibung, die ich nicht wiederzugeben brauche.

„Guter Alter!

„Der kleine Marquis will mir für 60,000 Francs Diamanten schenken, aber er ist augenblicklich nicht bei Gelde, sein Verwalter erwartet die Einnahmen in drei oder vier Monaten von jetzt an gerechnet — wirkliche Einnahmen — das weiß ich gewiß — aber drei Monate! das ist zu lange, und Haben ist überhaupt besser als Hoffen — und dann ist da auch ein sehr reicher Russe, von dem man mir gesagt hat — Sie verstehen mich schon — es wäre so etwas wie das letzte Lebewohl von Seiten des Marquis — darum hab' ich ihm gesagt, ich möchte die Diamanten sogleich haben, und wenn er kein baares Geld habe, so könnte ich ihm Jemand nachweisen, der ihm 60,000 Francs, aber zu 20 Procent auf sechs Monat discontiren könnte.

Dieser Jemand — das bin ich selbst nämlich — aber scheinbar sollen Sie es sein: ich habe meinen Wechselagenten angewiesen, 3200 Livres von meinen Renten zu verkaufen. — Sie werden sich mit dem Verwalter des kleinen Marquis besprechen, und sich einen Wechsel auf sechs Monate ganz regelrecht ausstellen lassen, und dafür gelten, daß Sie das Geld hergeben, das dann der Entlehner bei meinem Notar auf das erste Wort von Ihnen einziehen kann; der Notar wird vorher unterrichtet werden. Auf diese Weise bekomm' ich die Diamanten sogleich und profitire die 15 Procent Zinsen — denn fünf Procent sind, wohlverstanden, Ihr Antheil.

Wenn Ihnen ein sicheres und vortheilhaftes Geschäft vorkommt — mit Carottage oder Verhältnissen zu Unmündigen mag ich nichts zu thun haben — so schreiben Sie mir; ich habe noch 100,000 Francs auf ein Jahr etwa müssig liegen; denn ich habe noch immer ein Auge auf den herrlichen Pachthof in Brie — es ist ein fetter Bissen, aber früher oder später hab' ich ihn im Sack.

Vergessen Sie nicht, gleich morgen früh zum Verwalter des kleinen Marquis zu gehen.

Ganz die Ihrige, guter Alter.

Malvina Charençon."

„Und dieser Engel von Weib ist noch nicht achtzehn Jahr alt —" rief der Kinderspielzeughändler, nachdem er zu Ende gelesen. „Was für ein Kopf — was für eine Geschäftsgewandtheit!"

Dann wandte er sich an das Kammermädchen:

„Sage nur, es sei gut, ich werde thun, was sie verlangt — die bezahlt Dir Deinen Lohn genau, nicht wahr — he?"

„O, Herr — das wollte ich meinen! Ich lass' ihn bei ihr stehen — meine Madame, die ist so sicher, wie ein Notar!"

Und das Kammermädchen verließ den Laden, wahrscheinlich um den Jäger wieder einzuholen, der den Durchgang vermuthlich noch nicht verlassen hatte.

Es war jetzt ganz dunkel geworden. Plötzlich erleuchteten blendende Gasstrahlen den Durchgang und das Innere des Ladens des Spielzeughändlers. Der Mann nahm den Hut ab und klappte seinen Kragen nieder.

Ich erkannte meinen alten Herrn La Levrasse.

Ich schauderte einen Augenblick im Andenken an die Vergangenheit vor Schreck zusammen, besonders, als ich bei La Levrasse die tiefen Narben einer Brandwunde bemerkte, die von der Kinnlade bis zur Stirn hinaufging und ohne Zweifel von dem Brande des großen Wagens herrührte, den Bamboche angelegt hatte; übrigens war das Gesicht La Levrasse's noch immer bartlos, bleich und höhnisch verzerrt. Er schien mir kaum gealtert zu haben; die einzige Veränderung, die mir bei ihm auffiel, war, daß er das Haar nicht mehr à la chinoise trug, sondern ganz kurz verschnitten, was beinahe eben so aussah. Als ich den Brief Robert von Mareuil's überbrachte, konnte ich eine gewisse Aufregung nicht bemeistern, aber ich empfand gegen den Quäler meiner Kindheit keinerlei persönlichen Haß, wenn ich mich so ausdrücken darf; was sich in mir regte, war eine Mischung von Widerwille, Verachtung und Abscheu; ich hätte aus allgemeinem Gerechtigkeitssinne diesen Elenden der ganzen Strenge der Gesetze übergeben sehen mögen, aber ich hätte mich zu besudeln geglaubt, hätte ich gewaltsame Rache an ihm nehmen wollen, was meine Jugend, Körperkraft und Entschlossenheit mir leicht gemacht haben würden.

Ehe der Laden Licht bekam, hatte ich mich entfernt und im Schatten, in einer Art Vertiefung, welche der Mauereinschnitt zu der Thüre des Hinterladens bildete, gehalten, und La Levrasse hatte also bis dahin meine Anwesenheit nicht bemerken können: jetzt fuhr er bei meinem Anblick einen Schritt zurück, und sagte zu der alten Frau befremdet und verdrießlich:

„Alle Teufel, wo kommt Der her? Es war also noch Jemand da, und ich meinte, wir wären jetzt unter uns."

„Wie," versetzte die Alte, „Ihr habt ihn noch nicht bemerkt? Ich glaubte, Ihr spartet ihn absichtlich bis zuletzt auf."

La Levrasse zuckte die Achseln, stampfte mit dem Fuße und sagte, indem er mich aufmerksam betrachtete: — „Wer sind Sie? Woher kommen Sie? Was wollen Sie?"

„Ich bringe Ihnen einen Brief von dem Herrn Grafen Robert von Mareuil, mein Herr."

Bei Nennung dieses Namens malte sich auf La Levrasse's Zügen eine lebhafte Freude, und er sagte zu mir:

„Geben Sie — geben Sie den Brief her. Ich habe ihn schon gestern erwartet."

Nachdem er den Brief gelesen, den ich ihm gab, und dessen Inhalt ihn sehr zufriedenstellte, sagte er zu mir im Tone äußersten Wohlwollens:

„Sagen Sie dem Herrn Grafen Robert von Mareuil, ich würde die Ehre haben, morgen früh um zehn Uhr, wie er es wünscht, bei ihm meine Aufwartung zu machen."

Dann machte mir La Levrasse sehr höflich die Ladenthür auf und wiederholte:

„Morgen um zehn Uhr werde ich bei dem Herrn Grafen Robert von Mareuil sein — vergessen Sie nicht, es zu bestellen."

Ich trat aus La Levrasse's Laden mit neuen und mächtigen Veranlassungen zu Nachdenken, Interesse, Furcht und Neugier; es war für mich so gut wie ausgemacht, daß der Capitain, von dem der Muldensterz gesprochen, derselbe sei, den der junge Mann als Mitschuldigen bei den wucherischen Leihgeschäften des Kinderspielzeughändlers betrachtete — mit Einem Worte, daß wieder vom Capitain Bamboche die Rede sei.

Was La Levrasse anbetraf, den ich hier unter dem Namen eines Herrn Bonin, Kinderspielzeughändlers, antraf, so fiel es mir erst jetzt ein, daß der frühere Seiltänzer wirklich Bonin hieß — der Name stand bisweilen auf unsern Anschlagzetteln, aber ich hatte ihn gänzlich vergessen. Ich wunderte mich sehr wenig über das lichtscheue Geschäft, das er unter dem Deckmantel eines Kinderspielzeughandels betrieb; erst später gewann ich eine deutliche Vorstellung von dieser neuen Schändlichkeit.

Welch seltenes Geschick mochte nach so viel Wechselfällen und Veränderungen diese drei Menschen, Bamboche, den Muldensterz und La Levrasse, zusammengeführt haben?

Welcher gemeinsame Vortheil war im Stande gewesen, sie den unversöhnlichen Haß, den sie gegen einander fühlen mußten, vergessen zu machen? Wie war es möglich geworden, daß Bamboche seinen Rachegefühlen gegen La Levrasse entsagte?

Ich konnte nicht daran zweifeln, Bamboche war Urheber oder Mitwisser von sehr niedrigen, sehr strafbaren Handlungen — gleichwol fühlte ich nicht, daß sich meine Zuneigung zu ihm verringerte. Es mengte sich diesem freundschaftlichen Gefühl ein schmerzliches Mitleid bei; denn ich war Zeuge der aufrichtigen Ansätze zur Rückkehr zum Guten gewesen, die sich bei Bamboche häufig geltend gemacht hatten; ich weiß nicht, was für eine unbestimmte Hoffnung mir es sagte, daß mein Einfluß auf diese kraftvolle Natur für sie vielleicht vortheilhaft sein würde. Mein Verlangen, ihn wieder zu sehen, war sehr lebhaft, aber ich hatte Herrschaft genug über mich, um keinen Versuch zur Annäherung zu machen, ehe nicht der Plan zu dem Benehmen festgestellt wäre, das ich in Betreff der Menschen und Dinge, die mir für Regina wol von Wichtigkeit zu sein schienen, einzuhalten hätte.

Als ich zu meinem neuen Herrn zurückgekehrt war, brachte ich dem Grafen Robert von Mareuil die günstige Antwort des Spielzeughändlers; er strahlte vor Freude, und sein Freund Balthasar überließ sich den lärmendsten und ausschweifendsten Freudenbezeugungen. Er wollte durchaus denselben Abend noch in's Theater des Funambules gehen, um Basquinen, die er auf Hörensagen hin bewunderte — denn er hatte sie noch niemals spielen sehen — einen Triumph zu bereiten; aber als Robert von Mareuil ihm in's Gedächtniß zurückrief, daß ihr Abend einem ernstern Zwecke gewidmet sein müsse, schob der Dichter die Ausführung dieses Planes seufzend auf.

Nach ihrem einfachen Mittagsessen, an dessen Abhub ich mir genügen ließ, sagten meine Herren mir, es könnte zu nichts dienen, wenn ich auf sie warten wollte, ich sollte mich nur schlafen legen; wenn sie etwas brauchten, wollten sie mich bei ihrer Rückkehr schon wecken.

Ehe sie fortgingen, hatte Robert von Mareuil mir befohlen, seinen Koffer und Reisesack zu öffnen und die Effecten, welche darin wären, in Ordnung zu legen.

Diesem Auftrage war bald Genüge gethan; denn es war schwer, eine weniger zahlreiche und mehr vertragene Ausstattung zu sehen, als die des Grafen Robert von Mareuil war. Der einzige Luxusgegenstand,

den ich unter seinen Sachen fand, war ein schönes Schreibnecessair von Juchtenleder mit silbernem Schloß, wozu Robert von Mareuil ohne Zweifel den Schlüssel hatte.

Indem ich in diesem Zimmer ab- und zuging, bemerkte ich Etwas, was mir bis dahin nicht aufgefallen war.

Ich bemerkte in der Scheidewand, welche die Stube meiner Herren von derjenigen, die ich einnehmen sollte, trennte, eine kreisrunde Stelle, die nur mit Gyps geschlossen, ungefähr sechs Zoll im Durchmesser und drei Fuß über dem Boden war.

Offenbar war diese Mauer ursprünglich zum Behuf der Durchlegung eines Ofenrohrs — wahrscheinlich, um die Stube, in der ich schlafen sollte, heizen zu können — durchbrochen worden; das Rohr war dann mittels eines Knies in den Kamin des anstoßenden Zimmers ausgegangen.

In der Stube, die meine Herren einnahmen, verbarg das Papier der Tapete diese Spuren, aber in dem Raume, wo ich schlief, hatte man es sich nicht angelegen sein lassen, sie zu verstecken.

Jetzt kam mir ein Gedanke ein, der an sich, ich muß es wol gestehen, tadelnswerth war, den aber vielleicht die wachsende Furcht rechtfertigte, welche mir die befremdenden Verbindungen Robert's von Mareuil, und was ich von seinen Absichten auf Regina hatte durchschauen können, einflößte.

Indem ich auf der Seite des anstoßenden Zimmers das Tapetenpapier sitzen ließ, welches das frühere Ofenloch verbarg, aber auf meiner Seite die Stoffe, welche dasselbe verstopften, wegnahm, gewann ich so viel, daß mir kein Wort meiner Herren, selbst wenn es sehr leise gesprochen wurde, entgehen konnte. Um die Oeffnung dieser Schallleitung, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu verstecken, nahm ich hinter dem Schenktisch ein Stück Tapete weg und setzte es sorgfältig an die Stelle der in meiner Stube sichtbaren Gypsfüllung ein.

Ich zauderte eine Weile, ehe ich mich entschloß, auf solche Weise das Vertrauen meiner Herren zu misbrauchen, und stellte an mich selbst die ernste Frage, was mich dazu veranlasse?

Welchen Zweck ich hätte?

Und endlich: ob eine unabweisbare Nothwendigkeit diese Handlungsweise in diesem Falle rechtfertigte?

Auf diese Fragen, die ich mir mit größter Aufrichtigkeit vorlegte, gab ich mir die Antwort:

Was mich dazu veranlaßt, ist die vollkommenste Hingebung und Dienstbeflissenheit, welche eine eben so leidenschaftliche wie bescheidene und reine Liebe einflößen kann, eine Liebe, die Derjenigen, auf welche sie gerichtet ist, immer unbekannt bleiben muß und wird.

Das Gute, das ich bezwecke, ist, ein edles junges Mädchen, von dem ich glaube — von dem ich fühle, daß sie in Gefahr ist, so viel meine niedrige Stellung mir erlaubt, zu beschützen und zu vertheidigen.

Die Nothwendigkeit, welche mich dazu zwingt, so zu handeln, wie ich thue, ist unabweislich — ich habe kein anderes Mittel, mich über die wahren Absichten Robert's von Mareuil zu vergewissern — und der Himmel sei mein Zeuge, wenn mein Verdacht unbegründet ist, wenn ich den Charakter des jungen Mannes als gerad und redlich erkenne, wenn seine Pläne, seine Hoffnungen von Regina getheilt werden, so werde ich, so viele Schmerzen mich auch dieser Entschluß kosten mag, auch eben so sehr beeifert sein, die Absichten Robert's von Mareuil zu befördern, wie ich ihnen im entgegengesetzten Falle mich widersetzen werde!

Und nachdem ich mich endlich, zur letzten Probe, vor meinem Gewissen gefragt hatte, ob meine Handlungsweise von Claudius Gérard, auf dessen Billigung ich meine Handlungen immer innerlich bezog, würde gutgeheißen werden, — so faßte ich den Entschluß.

Nach einer halben Stunde bestand zwischen der benachbarten Stube und der meinigen eine Gehörleitung, die vollkommen verborgen war. Die Schälle kamen mir von drinnen so genau zu, daß ich, da ich in dem Zimmer meiner Herren Feuer angemacht, obgleich die Thür geschlossen war, das leise Knackern des Holzes ganz deutlich hören konnte.

Hierauf erwartete ich mit Ungeduld die Rückkehr Robert's von Mareuil, indem ich mich auf dem Bärenfell hinstreckte, das Balthasar mir großmüthig bewilligt hatte; das Kopfende nahm ich neben der von mir bewerkstelligten Verbindung zwischen beiden Stuben an.

Dreizehntes Kapitel.

Die Unterredung.



Nach zwei oder drei Stunden kamen Robert von Mareuil und Balthasar nach Hause, gingen rasch durch die Stube, in der ich lag und that, als ob ich schliefe, und schlossen sich in dem anstoßenden Zimmer ein. Fast in demselben Augenblicke hörte ich das Geräusch eines zornig weggestoßenen oder umgeworfenen Stuhles.

Jetzt hielt ich mein Ohr an die Schallleitung, die sich fast in unmittelbarer Nähe des Kopfendes meiner Lagerstatt befand, und hörte auf diese Weise folgende Unterredung:

„Nun, Robert," sagte der Dichter im Tone liebevollen Vorwurfs, „Ruhe, Muth, was Teufel — die Sache ist ja noch nicht in so verzweifelter Lage!"

„Es ist Alles verloren" — rief Robert und ging mit großen Schritten auf und ab, indem er wüthende Verwünschungen vor sich hinmurmelte.

„Nein, es ist noch nichts verloren, da noch nichts geschehen ist," versetzte Balthasar — „und welchen Glauben verdienen denn diese Gerüchte? Komm, Robert, keine Selbstsucht — Du weißt, wie sehr ich das Traurigsein verabscheue, und Du bist nahe daran, mich mit Deiner Verzweiflung anzustecken."

Nach kurzem Schweigen versetzte Robert von Mareuil:

„Höre, Balthasar, ich habe keinen Freund als Dich; alle Die, welche ich zu seiner Zeit mit Wohlthaten überschüttet habe —"

„Haben sich, sobald sich der Sturm des Verfalles Deiner Glücksumstände ankündigte, auf und davon gemacht, wie die Zugvögel, wenn der Winter herankommt. Lieber Gott, darüber wunderst Du Dich noch? Wozu hat Dir denn Dein Leben in Paris genützt? Vergiß das Alles; hin ist hin; laß uns jetzt als alte Schulkameraden zusammen schwatzen."

„Ja," versetzte Robert bitter, „jetzt komm ich zu Dir — so lange ich reich war, vernachlässigte ich Dich."

„Nicht so schnell" — rief Balthasar — „wir wollen da keine Verwirrung anrichten — ich habe Dich vernachlässigt — als ich sah, daß Du eine Rolle spieltest. Ich bitte Dich, was hätte ich in Deiner großen Welt für eine Rolle spielen sollen mit meinen jämmerlichen 1200 Fr. Einkommen und meiner Wasserscheu vor allem Arbeiten und meiner Reimerei. Aber ich habe Dich darum nicht vergessen, ich habe Dich fünf bis sechs Mal in Deiner schönen Equipage gesehen. Du fuhrst über den Boulevard hin wie eine schöne Himmelserscheinung. Ich grüßte Dich mit der Hand. Und so eine glänzende Erscheinung Du auch warst, Du ließest anhalten, stiegst aus und redetest mich an. Das war in Deiner Stellung eine Großthat; denn ich trug schwarze, wollene Strümpfe, zugebundene Schuhe und zu allen Jahreszeiten einen grauen Hut. Es konnte Dir wenig schmeichelhaft sein, wenn man Dich mit mir im Gespräch begriffen sah, aber —"

„Balthasar —"

„Gestehe diese Schwachheit, ich will Dir eine andere gestehen; ich war meinerseits ungeheuer stolz darauf, daß man mich mit einem so glänzenden jungen Mann, wie Du, sprechen sah; aber ich habe immer Pech gehabt: niemals hat mich Einer meines Gleichen in zugebundenen Schuhen mit Dir sprechen sehen. Doch jetzt Scherz bei Seite — wir haben Beide unser Schicksal erfüllt — Du hast das Leben genossen, wie ein Gott, ich habe gereimt und geverselt, wie der Satan, und jetzt finden wir uns wieder — ich mit ein paar Tausend Versen mehr, Du mit ein paar Tausend Louisd'or weniger — wodurch nun unser Vermögen auf gleichem Fuße steht. Der Unterschied ist nur — ich bin in meinem Schicksal sehr glücklich, ich lebe bei meiner Arbeit täglich 8—10 Stunden in der bezauberten Welt der Einbildungskraft — die übrige Zeit hoffe ich — oder vielmehr, ich lebe in der Gewißheit, daß ich früher oder später, vielleicht schon morgen, im vollen Pactolus schwimmen werde, darauf schwör' ich bei dem Styx und bei dem Haupte meiner Verleger. Also bin ich jetzt der Reiche, der Glückliche, der Millionär, und bei Gott! ich werde Dich nicht so der Verzweiflung überlassen. Heute Morgen warst Du Feuer und Flamme, jetzt bist Du Reif und Schnee — warum das? — um einer Nachricht willen, die, wenn sie wahr ist, darauf hinausläuft, daß sich auf Deinem Wege ein Hinderniß findet! — Komm, Robert, ich kenne Dich nicht mehr." —

„Ich selbst kenne mich nicht mehr," versetzte der Graf niedergeschlagen. — „Ach, wenn man in's Unglück geräth, stürzt Einem Alles über den Haufen."

„Weißt Du," rief der Dichter, „wohin man mit solcher Muthlosigkeit kommt?"

Dann hielt er inne und setzte in einem ernsten und herzlichen Tone, der ihm für gewöhnlich fremd war, hinzu:

„Robert, wenn ich Dich fähig hielte, bis dahin, wo Du durch Deine alten Verbindungen und Deine Familienverhältnisse eine bescheidene Anstellung bekommen könntest, von sehr wenig zu leben, so würde ich zu Dir sagen: Laß Dich die Zukunft nicht beunruhigen, ich will das unglaublich Wenige, wovon ich lebe, mit Dir theilen — ehe ein oder zwei Monate vergehen, hast Du in irgend einem Winkel eine gute kleine Stelle von zwölf bis funfzehnhundert Francs — bescheiden, aber sicher; dann will ich —"

„Höre jetzt auch mich, Balthasar," unterbrach Robert seinen Freund — „ich bin in Reichthum und Müßiggang auferzogen, ich habe es mir angewöhnt, jeder kostspieligen Neigung, jeder Laune einer ausgelassenen Wohlhabenheit nachzugeben. Ich bin unwissend, faul und stolz. Ich liebe am Reichthum nicht blos die Genüsse, die er verschafft, sondern auch die Befriedigung, welche die Eitelkeit bei ihm findet: mit Einem Worte, ich will ebensowol genießen, als meinem Stande gemäß leben; denn — ich mag darin Recht haben oder nicht — ich glaube, daß ein Mann von meiner Geburt anders leben muß, als ein anderer, daß er repräsentiren muß, wie man sich ausdrückt, und seinen Namen mit Glanz tragen, und darum habe ich, so lange ich konnte, als großer Herr gelebt. In diesem Augenblicke bin ich ruinirt, mit Schulden überladen: — nun, ich sage es Dir gerade heraus, ich fühle mich nicht im Stande, meinen Lebensunterhalt durch meine Arbeit zu erwerben, und ich bin es nicht. Zu was für einer Arbeit sollte ich geeignet sein? — Zu keiner! Und wenn ich selbst annehme, daß mir der Zufall oder eine allmächtige Protection eine Stelle, nicht von zwölf- bis funfzehnhundert, sondern von zwölf- bis funfzehntausend Francs verschaffte, so glaub' ich —"

„Also die Besoldung eines Präfecten, eines Marschalls, eines Bischofs, oder eines Raths am königlichen Gerichtshofe" — sagte Balthasar.

„Und — selbst von der Erniedrigung abgesehen, die darin liegt, Beamter zu sein, das heißt, irgend Jemandem zu Befehl zu stehen — was sollen mir zwölf- bis funfzehntausend Francs jährlich helfen? Mir, der ich an hunderttausend Livres jährlicher Einkünfte gewöhnt bin — das kommt Dir vielleicht verrückt vor, aber es ist nichts desto weniger wahr."

„Ich glaub' es Dir, Robert — was in aller Welt solltest Du mit zehn- oder zwölftausend Francs jährlich anfangen? — Im Ernste, in vollem Ernste, ich halte Dich für unfähig, mit weniger als sechszigtausend Francs Rente zu leben — und dabei würdest Du Dich noch sehr einschränken müssen und Dich sehr beengt fühlen — Du hast mir das einmal ganz mathematisch bewiesen; ich werde Dein motivirtes Budget niemals vergessen. Laß mich es Dir in's Gedächtniß zurückrufen; ich habe meine Ursachen dazu.

„Erstlich, sagtest Du mir, kann man doch nicht zu Fuß gehen — setzen wir also acht- bis zehntausend Francs für meinen Stall an.

„Zweitens fordern die Weltdamen sehr angreifende Liebesbezeugungen: man muß sich eine Maitresse halten, und das Mindeste, was man einem Mädchen, das etwas in der Mode ist, geben kann, beläuft sich auf funfzehnhundert Francs monatlich, ohne die Geschenke.

„Drittens kann man nicht im Gasthofe zu Mittag speisen, ohne einen Aufwand von dreißig bis vierzig Francs zu machen, wenn man von den Kellnern nur

ein Bischen ausgezeichnet behandelt werden will, auch muß man vierzig bis funfzig Francs für eine Prosceniumsloge in Anschlag bringen, um das Billet der Maitresse schicken zu können — was sich mit den nothwendigen täglichen Blumen und dergleichen und dem Mittagsessen im Gasthofe auf ungefähr hundert Francs täglich beläuft. Dazu bringe in Anschlag: den Miethzins für eine angemessene Wohnung — die nothwendigen Ausgaben — unvorhergesehene Ausgaben — die Abendmahlzeiten — die Geschenke an die Maitresse — die Ausgabe, welche die Untreue gegen sie herbeiführt — die Liebhabereien — die Wetten bei den Rennen, und Du wirst im *strengsten Sinne* zugeben müssen, daß ein Mann von einem gewissen Stande nicht *leben, wirklich nicht leben* kann, wenn er nicht achtzig- bis hunderttausend Francs jährlich hat, ohne ein hunderttausend Francs für die erste Einrichtung in Anschlag zu bringen, und dabei muß er noch als ein Junggeselle leben, ohne ein Haus zu machen."

„Das ist wahr," sagte Robert mit einem bittern Sehnsuchtsseufzer — ja, ich biete einem anständigen Manne Trotz, ob er zu Paris von weniger leben kann, wenn er seinen Rang behaupten will."

„Du hast in vollkommenerem Grade recht, als Du selbst glaubst. Wenn Du sagst, Du *könntest* nicht von weniger leben — und ich lege Dir dieses Budget wieder vor, um die Summe Deiner Bedürfnisse klar auszusprechen — so ist jetzt der Ueberfluß, der bei Dir zum dauernden Zustande geworden, für Dich dermaßen nothwendig geworden, daß, wenn er Dir zu lange Zeit abginge —"

„So würde ich mir das Leben nehmen" — versetzte Robert kalt.

Diese Worte wurden von dem Grafen mit solcher Entschlossenheit ausgesprochen, daß ich nicht daran zweifelte, daß er die Wahrheit sagte. Der Dichter theilte diese Ueberzeugung; denn nach einigem Stillschweigen versetzte er mit sehr bewegter Stimme:

„Ja, ich glaub' es, Du würdest Dir das Leben nehmen. Auch habe ich Dir zugegeben, daß Du mit weniger als sechszigtausend Francs nicht leben könntest. Ich begreife das, ich, der ich von meinen zwölfhundert Francs lebe. Ja, ich begreife das — man muß seine Freunde nehmen, wie sie sind. Andere sind einäugig oder bucklig; Du hast die Schwachheit, im Ueberfluß leben zu müssen — und damit gut. Aber ich kann's nicht leiden, daß Du in Verzweiflung geräthst; denn, wenn Du das thust, so lässest Du Dir eine Heirath von hundert- bis hundertundfunfzigtausend Livres Renten entgehen und brennst Dir das Gehirn aus. Nun will ich doch beim Teufel nicht, daß Du Dir das Gehirn ausbrennst — im Gegentheil will ich, daß Du Fräulein Regina von Noirlieu zur Frau bekommst, die wenigstens eine dreifache Millionärin ist — und Du sollst sie zur Frau bekommen. Die Hindernisse, die uns da in den Weg treten, wollen wir schon besiegen, — zu diesem Zwecke stehe ich Dir mit allen meinen Kräften zu Gebote, und da meine ausgebildetste Kraft meine Einbildungskraft ist, so stelle ich Dir vor allen Dingen meine Einbildungskraft und meine lange Erfahrung im Schlingen und Lösen von Knoten zu Diensten, — denn ich habe da zehn bis zwölf Dramen, die noch vollkommen unverbraucht sind. Zuerst wollen wir, wenn Du mir folgen willst, Deine Lage, die Regina's und den Charakter der Leute, die in dem Drama auftreten müssen, recht vergegenwärtigen. Das müssen wir zuerst ganz auf dieselbe Weise, als wenn es sich hier darum handelte, ein Drama zu dichten, entwirren. Steht das ganz fest, und ist's genau bestimmt, so gehen wir an unsern Plan einer hohen Komödie — vielleicht auch eines Dramas; — was wir hier ausarbeiten, sind also zuerst die Namen der Handelnden — was die Frauenrollen anbetrifft, haben wir Regina von Noirlieu — das ist für jetzt Alles?"

„Das ist Alles," antwortete Robert.

„Gut — jetzt die Männerrollen — zuvörderst Du, Robert von Mareuil — dann der Baron von Noirlieu, Regina's Vater — der Graf Duriveau, und —"

„Und der Fürst von Montbar," rief Robert bitter — „es war ohne Zweifel dieser verwünschte Fürst, von dem Martin reden wollte — denn der Fürst ist sehr jung, sehr schön und kommt oft zu dem Baron."

Diese Worte des Robert von Mareuil rechtfertigten meinen Argwohn; ich konnte kaum mehr daran zweifeln: der Unbekannte in der Schenke zu den drei Tonnen hieß der Fürst von Montbar.

Balthasar versetzte nach einigem Schweigen:

„Sind das alle unsere handelnden Personen?"

„Ja, alle, und, Gott verdamm' mich! ich dächte, es wären mehr als zu viele," antwortete Robert.

„Was nun die Nebenrollen anbetrifft," versetzte Balthasar, „so laß uns unsern Antifrontin nicht vergessen. So dumm er ist, kann er uns doch nützlich werden. Haben Dich die Nachweisungen, die er Dir heut morgen gegeben, nicht auf die Spuren des Duriveau und des Fürsten von Montbar geleitet?"

„Allerdings!"

„Laß uns also hinzusetzen: Martin, Bedienter des Robert von Mareuil — Du sollst sehen, daß meine Verfahrungsart, so seltsam sie sich ausnimmt, nicht übel ist. Die Scene ist in Paris. Jetzt also ein Blick auf die Vorhandlung." —

„Jetzt genug der Thorheiten!" sagte Robert ungeduldig.

„Thorheiten — meinetwegen — Du mußt aber wissen, daß man Vorhandlung die Ereignisse nennt, welche vor dem Augenblick, da die Handlung selbst angeht, stattgefunden. Mit andern Worten, um in unserer Angelegenheit klar zu sehen, laß uns mit wenigen Worten Deine Lage in Bezug auf Regina zusammenfassen. Einige von Deinen Eröffnungen an mich sind schon vor langer Zeit geschehen; ich mag manche Umstände vergessen haben — steh' meinem Gedächtniß bei, wenn es mich im Stiche läßt, kläre mich über Das auf, was ich noch nicht weiß; um Alles voraussehen zu können, muß ich Alles wissen, und ich glaube, ich weiß noch nicht Alles."

„Nein," versetzte Robert verlegen.

„Du wirst mich also in dem Maße unterrichten, wie die Handlung fortschreitet," sagte Balthasar. „Jetzt also laß uns unsere Vorhandlung in's Auge fassen. Du bist mit Regina erzogen worden und ihr Verwandter; aus dieser kindlichen Freundschaft ergab sich eine herkömmliche Vertraulichkeit zwischen Euch, die, wie Ihr größer wurdet, in Liebe überging. — Ist's nicht so?"

„Ja — in zärtliche, leidenschaftliche Liebe bei mir," versetzte Robert, „aber kalte, gemessene, zurückhaltende Zuneigung auf Regina's Seite."

„Sehr wohl — Ihr erreichtet, sie das sechszehnte Jahr, Du Deine achtzehn oder neunzehn Jahre," versetzte Balthasar; „Ihr sahet Euch, so oft als Eure Familienverhältnisse es erlaubten, und fuhret fort, einander zu lieben, sie mit der Liebe einer keuschen Pensionärin, Du mit der Liebe eines Studienbeflissenen — der es nämlich redlich meint — und legtet gegen einander das Versprechen ab, wie das unter unschuldigen jungen Leuten zu geschehen pflegt, einander ewig zu lieben und nie einem Andern anzugehören."

„Aber unter Einer Bedingung," sagte Robert.

„Was für einer Bedingung? Davon hast Du mir nie etwas gesagt."

„Regina hat mir geschworen, nur mir angehören zu wollen," sagte Robert von Mareuil; „aber unter der Bedingung, daß ich eines Tages das Andenken ihrer Mutter rächen sollte."

„Sie rächen? — wofür?" — fragte Balthasar mit großem Erstaunen — „sie rächen — auf welche Weise?" —

„Weiter hat Regina sich nicht erklärt; sie behielt sich vor, diese Eröffnung späterhin zu vervollständigen — aber wir wurden in Folge eines Bruches, der zwischen unsern Familien eintrat, getrennt. Und nun höre, was Dir bisher unbekannt war, Balthasar," setzte Robert von Mareuil hinzu. „Bei unserer letzten Zusammenkunft sagte Regina zu mir in einem feierlichen Tone: Man trennt uns — aber man kann unsere Herzen nicht trennen. Ich habe Dich geliebt und liebe Dich noch, Robert, weil ich Dich von Kindheit auf kenne, weil ich glaube, daß Du ein edles Herz, einen großen Charakter hast, weil Du mir endlich geschworen hast, mir eines Tages darin beizustehen, das Gedächtniß meiner unwürdig verleumdeten Mutter zu rächen und von den Flecken, die ihm ankleben, zu reinigen. Geh' also, Robert, weil Du mußt, aber ich schwöre es Dir bei dem geheiligten Andenken meiner Mutter, weder Zeit noch Entfernung werden mich jemals des feierlichen Versprechens vergessen machen, das ich Dir jetzt thue, nie einem Andern als Dir anzugehören. Wenn ich es für angemessen halten werde, so werde ich zu Dir sagen: *komm*, und ich bin überzeugt, Du wirst kommen."

„Diese Sprache ist rührend, dieses Versprechen ist bindend" — sagte Balthasar bewegt — „und da es von einem so festen, treuen, ritterlichen Charakter, wie Regina ist, gegeben worden, so wird sie gewiß halten, was sie versprochen."

„O, das muß sie," rief Robert mit einer Art von Bitterkeit; „darauf beruht meine ganze Zukunft."

Balthasar schwieg einige Augenblicke.

„Was hast Du?" sagte Robert von Mareuil zu ihm.

„Wahrlich," versetzte der Dichter in einem Tone, der aus dem Herzen kam, „Regina ist ein edles Geschöpf — doch zurück zu unserer Vorhandlung — der Baron führt seine Tochter auf ein Landgut in der Landschaft Berry. Du vergissest rasch Deine erste Liebe, und, dem Budget getreu, dessen Zahlenangabe Du mir gemacht, wendest Du das Vermögen, das Dir Dein Vater hinterlassen, ganz fröhlich dazu an, es zu verwirklichen, Alles auf einmal, selbst die Erbansprüche. Wie Dein Vermögen verzehrt ist, und man Dir nicht mehr borgen will, erfährst Du, daß Regina vermöge einer unvermutheten Erbschaft drei Millionen besitze — jetzt fällt Dir das feierliche Versprechen Deiner Jugendfreundin wieder ein. Jetzt sage mir gerade heraus: Fühlst Du Dich für jetzt und alle Zukunft von aller Zuneigung zu Regina frei? — Denn das Spiel zu spielen, welches Du zu spielen gedenkst, erfordert Kaltblütigkeit — ich muß sogar sagen, es erfordert die unbeugsame Selbstsucht der Geschäftsleute — denn Du darfst Dich darüber nicht täuschen, es ist ein *Geschäft*, ein vortreffliches *Geschäft*, das Du da machen willst, nichts mehr und nichts weniger — wenn es Dir gelingt, so werde ich Dir meine persönliche Meinung darüber hinterher sagen."

„Wie?" rief Robert, „erkläre Dich!"

„Wir haben jetzt nur den dramatischen Gesichtspunkt und nicht den *moralischen*, verzeih das Wort. Da eine so schwere Situation — fast verzweifelt — ich meine die Deinige, und die Charaktere gegeben sind, so wollen wir sehen, wie wir diese satanische Aufgabe lösen. Du suchst dabei, ich wiederhole es, ein vortreffliches Geschäft, ich suche ein Intriguenstück zu machen, von Moral ist daher nicht die Rede."

„Findest Du, daß ich unrecht handle?" rief Robert.

„Also weiter. Du bist zu Grunde gerichtet, mit Schulden beladen. Ein junges, schönes, reiches Mädchen hat Dir versprochen, Dein zu sein: Du bestehst auf der Erfüllung des Versprechens. Von hundert Leuten würden neunundneunzig und ein halber wie Du handeln; sei also, was das Urtheil der Welt anbetrifft, nur ganz ruhig — Du bist rein, fleckenlos, wie das Lamm Gottes."

„Aber nach Deinem Urtheil, wie?"

„Nach meinem Urtheil, meinst Du?"

„Ja."

„Seltsam!"

„Sei aufrichtig, Du würdest nicht so handeln, Balthasar."

„Vielleicht nicht."

„Du tadelst mich also?"

„Aber ich leiste Dir Vorschub; denn es handelt sich für Dich um Leben oder Tod," sagte Balthasar ernst.

„Du tadelst mich und leistest mir Vorschub — wozu dieser Widerspruch?"

„Widerspruch?" rief der Dichter, indem er seine gute Laune wiedergewonnen, „im Gegentheil, es ist eine Verschmelzung, ein vollkommener Einklang. Indem ich Dich tadle, folg' ich meiner eigentlichen Ansicht, indem ich Dir beistehe, der Ansicht des großen Haufens."

„Immer noch seltsam."

„Was kannst Du anders verlangen, Robert? Ein Dichter, das ist so ein wunderlich Ding."

Obgleich Balthasar's Widerstand gegen die Anschläge Robert's von Mareuil nur ein leidender war, so war ich ihm doch von Herzen dankbar dafür und hörte dem weiteren Verlaufe der Unterhaltung zwischen meinen beiden Herren mit wachsender Spannung zu.

„Fahren wir also in der Exposition fort," antwortete Balthasar. „Indem Du die unerwartete Erbschaft, die Reginen zugefallen, erfährst, bringst Du zugleich in Erfahrung, daß sie bei ihrem Vater ein sehr unglückliches Leben führen soll; denn sie ist, sagt man, nicht seine Tochter. Der Baron hat, obgleich seit dieser Entdeckung Jahre vergangen, diesen ehelich-komischen Uebelstand so tragisch aufgenommen, daß sein Menschenhaß, wie man sagt, an Wahnsinn grenzen soll, was die Stellung seiner Tochter völlig unleidlich macht, besonders, seitdem der Baron sie nach Paris zurückgeführt hat. Alles Dieses scheint Dein guter Genius eigens angeordnet zu haben, ein gequältes, junges Mädchen ist schon halb entführt. Also Du nimmst Dir vor, Reginen zu entführen, indem Du aus tausend Gründen überzeugt bist, daß ihr Vater sie Dir nicht zur Frau geben würde. Dieser Entführungsplan ist nicht unverständig; denn Du hast die Schwüre des entschlossensten von allen Mädchen, nur hat sie Dir noch nicht gesagt: „komm" — aber das ist einerlei, Du kommst nichts desto weniger jetzt schon, um ihren Wünschen zuvorgekommen; und so kommst Du also nach Paris, um die Belagerung Regina's und ihrer Millionen nach allen Regeln anzufangen. So weit wären wir heute Vormittag. Diesen Abend kommt ein neuer Zwischenfall hinzu, der die Verhandlung vervollständigt: Du erfährst aus beinahe sicherer Quelle, daß Du bei Reginen zwei Nebenbuhler hast. Der eine, den der Baron begünstigt, ist der Graf Duriveau, ein Wittwer, ein verächtlicher Parvenü; der andere Bewerber, den, wie man sagt, Regina mit günstigen Augen ansieht, welche auf diese Weise ihren Eidschwur vergessen hätte — der andere Bewerber ist der Fürst von Montbar, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, schön wie Antinous, vornehm wie ein Montmorency, wohl angesehen, geistreich und leidlich wohlhabend, ich glaube, ich habe nichts vergessen, wenigstens nichts von Dem, was ich weiß."

„Nichts," sagte Robert von Mareuil.

„Was Das anbetrifft, was ich etwa nicht weiß, so sieh selbst zu, ob Du es für angemessen hältst, mich gegenwärtig davon zu unterrichten."

Nach kurzem Schweigen versetzte Robert in etwas verlegenem Tone:

„Heut Morgen hab ich gesagt, ich käme aus der Bretagne, von dem Schlosse des Marquis von Kerouard, bei dem ich Zuflucht gesucht gegen meine Gläubiger."

„Nun?"

„Ich bin heute Morgen aus dem Schuldgefängniß gekommen, in dem ich seit dem Monat Januar saß."

„Du, im Gefängniß, und ich habe nichts davon erfahren?" rief Balthasar in vorwurfsvollem Tone.

„Ich habe das so viel als möglich geheim zu halten gesucht, und ich glaube, es ist mir gelungen. Ich wurde festgenommen in dem Augenblick, als ich von einer Reise von wenigen Tagen zurückkehrte, die ich unternommen hatte, damit meine Gläubiger meine Spur verlören."

„Aber Deine Schulden sind beträchtlich," sagte Balthasar, „wer kann sie bezahlt haben?"

„Sie sind noch unbezahlt."

„Wer hat Dich denn aus dem Gefängniß befreit?"

„Meine Gläubiger."

„Deine Gläubiger?"

„Sie haben mir sogar den Abschluß einer neuen Anleihe bei dem Kinderspielzeughändler, an den ich heute morgen geschrieben, ermöglicht."

„Das grenzt an's Wunderbare."

„Und doch kann nichts einfacher sein: ich habe meine Gläubiger überzeugt, daß von mir nichts zu erwarten sei, wenn sie mich gefangen hielten, während sie, wenn sie mich in Freiheit setzten und mir sogar die unerläßlichen Mittel verschafften, eine reiche Heirath, die ich beabsichtigte, möglich machten."

„Ich verstehe."

„Sie haben übrigens ihre Sicherheitsmaßregeln getroffen; ich habe, ehe ich das Gefängniß verließ, alle meine Wechsel auf drei Monat erneuert, ich bin überwacht, kommt die Heirath zu Stande, so sind sie bezahlt; kommt sie nicht zu Stande — doch wozu diese Annahme? Geht mir die Heirath verloren, so ist mein Entschluß gefaßt."

„Jetzt, da ich weiß, was für Dich auf dem Spiel steht, und was Du gelitten," rief der Dichter, „sage ich Dir, daß es, wenn Du, wie ich hoffe, dieses edle Mädchen zur Frau bekommst, unmöglich sein wird, daß Du sie nicht auf's Neue schwärmerisch liebst, wäre es auch nur aus Erkenntlichkeit."

„Das glaub' ich mit Dir. Sie wird mich aus einer so verzweifelten Lage gerissen haben, — aber gegenwärtig — bin ich zu sehr gehetzt von Furcht und Ungewißheit, um an Liebe denken zu können."

„Dieser Freimuth ist mir lieb, und ich glaube Dir, das verdoppelt meinen Eifer. Alles Dieses also wohl erwogen, muß das Erste sein, daß Du Regina wieder siehst. Daß sie der Ansprache des Grafen Duriveau Gehör geschenkt, ist unmöglich, daß sie die des Fürsten von Montbar begünstige, nicht wahrscheinlich. Sie hat Dir geschworen, Du hast sie ihres Versprechens nicht entlassen, und bei ihrem Charakter ist ein Meineid unmöglich."

„Meine Furcht ist nur, daß von meiner verschwenderischen Lebensart, von der Krisis in meinen Vermögensverhältnissen, vielleicht sogar von meiner Einkerkerung ein Gerücht bis zu ihr durchgedrungen."

„Wenn Regina Dich noch immer liebt, was schadet's dann?" sagte Balthasar zu Robert von Mareuil. „Die Liebe ist nachsichtig, und dann mußt Du Dich auch nur darum in alle Arten von Zerstreuungen gestürzt haben, um Dich bei der traurigen Trennung zu betäuben. Noch einmal, wenn sie Dich noch immer liebt, so hat das Uebrige nichts auf sich."

„Morgen werde ich übrigens erfahren, ob sie mich noch liebt."

„Morgen?"

„Geht sie nicht mit ihrem Vater und dem Grafen Duriveau in's Museum? Wenn es mir auch nur gelingt, ihrem Blicke zu begegnen, so weiß ich mein Schicksal schon. Stolz und offen, wie sie ist, wird es ihr unmöglich sein, zu heucheln. Ich kenne sie, der Eindruck, den ihr Gesicht bei meinem Anblick zeigt, wird mir Alles sagen."

„Du hast recht, ehe wir irgend einen weiteren Plan fassen, müssen wir das Ergebniß der morgenden Zusammenkunft erwarten."

„Und wenn meine Hoffnung getäuscht wird —" rief Robert von Mareuil. „Und dann, wenn — nein — nein," versetzte er, und ich hörte, wie er den Stuhl gewaltsam zurückschob, aufstand und aufgeregt auf und abging, „bei dem bloßen Gedanken hab' ich die Hölle im Herzen."

„Komm, Robert, beruhige Dich," sagte Balthasar gerührt, „Du erschreckst mich wahrhaftig. Du bist blaß, Deine Augen sind mit Blut unterlaufen, komm an's Fenster und schöpfe ein wenig frische Luft, diese Stube ist klein, man erstickt darin beinahe, komm, beruhige Dich, fasse Dich, Du bist heute Abend verteufelt nervös."

Ich hörte, wie das Fenster aufging, und wie Robert fast in demselben Augenblick, indem er auf dasselbe zutrat, zu Balthasar sagte:

„Du hast recht, mein Kopf brennt, die frische Luft wird mir wohl thun, wird mich wieder ruhiger machen, und dann will ich Dir in aller Ruhe sagen, aber mit Bestimmtheit, was ich zu thun entschlossen bin, wenn Regina —"

Die Stimme Robert's von Mareuil ward unhörbarer in dem Maße, als er sich dem Fenster näherte, es war mir unmöglich, den Schluß des Satzes zu verstehen.

Erst ein paar Augenblicke nachher drang plötzlich die Stimme Balthasar's zu mir, der auf einmal vom Fenster zurückzutreten schien, nicht mehr fröhlich oder in liebevoller Rührung, sondern fest, strenge, fast unwillig:

„Das glaub' ich Dir nicht," sagte er zu Robert von Mareuil, „das kann ich Dir nicht glauben."

„Höre mich an, Balthasar."

„Ich sage Dir, Robert, Du verleumdest Dich selbst, Du bist einer so schwarzen Handlung nicht fähig, der unwürdigste Verrath des Fräulein von Noirlieu würde Dich darüber nicht entschuldigen können."

„Und entschuldigt die Lage, in der ich bin, nicht Alles," rief Robert, „vergissest Du meine Lage?"

„Ich vergesse sie so wenig, Robert, daß nur sie gewisse Bedenken, von denen ich nicht reden will, in mir ersticken kann, und das ist schon viel; aber weiter gehen — nimmer! Trotz unserer alten Freundschaft, trotz meiner Ergebenheit gegen Dich, an der Du nicht zweifeln darfst, — ich würde Dich nie in meinem Leben wiedersehen mögen, wenn —"

Robert von Mareuil unterbrach den Dichter mit einem gezwungenen Gelächter, das mir fast krampfhaft vorkam, und rief mit einer Lustigkeit, die ich für eben so gemacht, wie das Gelächter halten mußte:

„Wie, Du allzu unschuldiger Dramatiker und nur allzu naiver Mitarbeiter, erinnerst Du Dich denn nicht, daß Du so eben selbst zu mir gesagt hast, es ist der Plan zu einer Komödie im hohen Styl, vielleicht zu einem Drama, was wir entwerfen? Nun sieh, ich will Dir nur zeigen, daß ich eben so gut, wie Du, einen kleinen dramatischen Auftritt ausdenken könnte, und Du lässest Dich anführen und glaubst in allem Ernste, ich könnte elend genug sein — geh mir doch, Balthasar, wären wir nicht so alte Freunde, so könnte ich wirklich böse werden."

Und im Verlaufe dieser Rede ward der Ton Robert's von Mareuil so natürlich, so herzlich, daß ich mich versucht fühlte, an die Aufrichtigkeit seiner Worte zu glauben. Balthasar zweifelte seinerseits keinen Augenblick daran; denn er rief halb lustig, halb verdrießlich aus:

„Hol Dich der Teufel! Oder vielmehr, Robert, hol m i c h der Teufel; denn ich bin wirklich im Stande gewesen, Dir eine Schändlichkeit zuzutrauen. Du führtest mich nur an. Du hast recht. Nun, es ist spät geworden, unsere Exposition liegt klar vor, unsere Personen haben wir: — die Handlung morgen."

— — — — — — — — — — — — — —

Seltsam, während Balthasar, wenn einmal seine unglaublichen Einbildungen mit ihm durchgingen, sich seinen wachen Träumen ganz unbedachtsam überließ, zeigte er sich, sobald er den Weg des praktischen Lebens betrat, gutherzig, großmüthig, verständig; er bot seinem Freunde nicht an, mit ihm jenes Potosi zu theilen, jene Goldbäder, jene Galionen und andern phantastische Belohnungen, die er für seine Werke erwartete, und die ihm später wirklich zu Theil wurden; er bot seinem Freunde alles Das an, worüber er verständigerweise verfügen konnte: seine bescheidene Wohnung, sein Stückchen Brot und seine fruchtbare Einbildungskraft. Ich hatte auch mit der größten Befriedigung bemerkt, daß der Dichter, trotz seiner großen Freundschaft für Robert von Mareuil, seiner Dienstbeflissenheit strenge Grenzen zog, und ich hielt ihn um so mehr für unfähig, sich bei einer unwürdigen Handlungsweise gegen Regina zu betheiligen, als er selbst den Heirathsabsichten Robert's von Mareuil seinen Beistand nicht ohne einiges Bedenken lieh.

Der entschlossene, kalte Ton dieses Letzteren, als er von seinen Selbstmordsabsichten sprach, hatte mich von der Aufrichtigkeit seines Entschlusses überzeugt; ich gestehe, wenn ich eine Art Mitleid mit diesem Manne empfand, so war es alles persönlichen Antheils, alles sympathetischen Gefühls entkleidet. Diese Gottlosigkeit, die feige Entsagung, die den Tod der Arbeit vorzog, ohne diese auch nur versucht zu haben, dieses cynisch-freimüthige Geständniß, daß es ihm ganz u n m ö g l i c h sein würde, mit zwölf bis funfzehn hundert Francs Einkommen zu leben, dieser eben so freche wie unglücklicherweise auf die Wirklichkeit begründete Anspruch, sich nur auf das Leben eines Millionairs einlassen zu können, alles Das, ich muß es wiederholen, hatte zuerst in mir vor Ekel das Oberste zu unterst gekehrt und mich mit Verachtung und Unwillen gegen den Unglücklichen erfüllt.

Aber indem ich mich bald der Lehren des Claudius Gérard erinnerte, Lehren, die voll Sanftmuth und Weisheit waren, dachte ich an die Erziehung, die Robert von Mareuil erhalten hatte, eine Erzie-

hung, von welcher der kindische Auftritt, von dem ich einstmals im Walde von Chantilly Zeuge gewesen, mir eine Probe gegeben hatte. Ich dachte an den beinahe unvermeidlich verderblichen Einfluß, welchen der Gedanke ausüben muß, der fast allen Denen gemeinsam ist, welche die Gaben des Glückes nicht ihrer Arbeit, nicht ihrer Einsicht, sondern dem Zufalle der Geburt verdanken:

„Ich bin nicht gemacht, um zu arbeiten — mein Vater ist reich, ich werde also auch reich sein und meinen Rang zu bewahren suchen.“

Ich dachte endlich an den unheilbaren Aussatz des Müßigganges, an die Gewohnheit, Aufwand zu machen, an alle diese Bedürfnisse des Ueberflusses, die, so zu sagen, unsere Natur umwandeln, indem sie in uns gleichsam neue Sinnesorgane hervorrufen, die dann eben so gebieterisch sind, wie die alten.

Und dadurch gelangte ich dahin, aufrichtiges Mitleid mit Robert von Mareuil zu empfinden, nicht etwa, daß er so sei, wie er war, sondern daß er durch eine der unglücklichen Folgen des Erbrechtes, eine müßige Jugend, zu einem solchen Grade von Feigheit, innerer Ohnmacht und Verderbtheit geführt worden war.

Noch einmal ward es mir klar, oft erzeugt der Misbrauch des Reichthums eben so große Verderbniß und sittliche Rohheit, wie ein hoher Grad von Armuth, und man ist den Opfern des Ueberflusses nicht zwar jenes zarte Mitgefühl, jene heilige Sympathie, welche die Opfer grausamer Entbehrungen einflößen, schuldig, aber doch die Art schmerzlichen Mitleids, welches, wie Claudius Gérard zu sagen pflegte, das Loos Derer anbefiehlt, deren Blut durch irgend ein erbliches Laster vergiftet ist.

Ich überließ mich um so lieber diesen Empfindungen billig denkenden Mitleids, da ich gegen meinen Willen von einem gewissen eifersüchtigen Widerwillen gegen Robert geleitet zu werden fürchtete; denn er war von Regina geliebt worden, und sie liebte ihn vielleicht noch.

Nach dem Gespräch, das ich belauscht hatte, geliebt von dem jungen Mädchen, das ich über Alles hochschätzte, deren seltene Tugenden ich nach eben diesem Gespräch nur noch höher schätzen mußte — geliebt von Regina!

Und diese Heirath lag gar sehr im Gebiete der Möglichkeit. Regina konnte, mußte vielleicht die Wünsche Robert's von Mareuil krönen, den Schwüren einer ersten Liebe getreu, wie sie es gewiß war, verblendet durch ihr Vertrauen zu einem Manne, den sie ihrer würdig glaubte, dazu vielleicht im väterlichen Hause schlecht behandelt und endlich überzeugt, auf Robert's Seite kräftigen und großherzigen Beistand zu finden, um die Wiederherstellung von ihrer Mutter Ruf zu verfolgen und zu erlangen.

Nur Eins verminderte die Wahrscheinlichkeit des Gelingens auf Robert's Seite: Regina hatte ihm noch nicht gesagt: „Komm.“

Lag dem auf Seiten des jungen Mädchen ein nothwendiges Zögern zu Grunde? oder Vergeßlichkeit? oder Treubruch? oder eine neuerlich gewonnene Einsicht in Robert's Gemüthsart? oder Unterwürfigkeit unter den Willen ihres Vaters, der, wie man sagte, verlangte, daß sie den Grafen Duriveau heirathete? Oder war es endlich Liebe zu dem Fürsten von Montbar?

Mitten in diesem Labyrinth veränderten meine Besorgnisse nur ihren Gegenstand, ohne darum an Lebhaftigkeit abzunehmen. Lieber Gott! was für eine Wahl für Regina zwischen diesen drei Männern: Robert von Mareuil — dem Grafen Duriveau — oder dem Fürsten von Montbar, wenn der Letztere, wie ich vermuthen mußte, der Unbekannte aus der Schenke zu den drei Tonnen war.

Indessen in Betreff des Letztern irrte ich mich vielleicht doch. War dies der Fall, so lag hier der einzige Ausweg für Regina, und, ich rufe Gott zum Zeugen an, ich wünschte ihr ihn mit aller Kraft meiner Seele! Sie glücklich und von einem ihrer werthen Gatten geliebt zu wissen, dieser Trost kam mir, da ich für meine Liebe nichts zu hoffen hatte, wirklich beinahe zu groß vor.

— — — — — — — — — — — — — — —

Da ich von Müdigkeit ganz niedergedrückt, und auch mein Geist von den zahlreichen und merkwürdigen Ereignissen dieses Tages ermattet war, ahmte ich dem Beispiel meiner Herren nach.

Mehrmaliges, heftiges Klingeln weckte mich plötzlich. Es war schon ganz hell. Ich machte einem Schneider auf, der sich mit einem großen Bündel fertiger Kleider einstellte; Robert von Mareuil hatte wahrscheinlich am Tage vorher diese Bestellung gemacht. Eine traurige Zuflucht für einen jungen Mann, der an alle Kleinigkeiten, an alle Feinheiten einer ausgesuchten Toilette gewöhnt war, aber die Zeit drängte, Robert's von Mareuil Kleider waren so ärmlich, so abgetragen, daß es immer noch besser war, daß er sich zu dem heutigen Zusammentreffen mit Regina wenigstens auf diese Weise leidlich ausstattete.

Uebrigens that das ausgezeichnete Aeußere, die feine Anmuth und das von Natur einnehmende Auftreten Robert's so viel Wirkung, daß er, trotz des ohne Zweifel ein wenig veralteten Schnitts dieser Kleidungsstücke, doch mit dem besten Geschmack gekleidet zu sein schien. Zu meinem großen Erstaunen sah ich, daß meine Herren mich nicht vergessen hatten; der Schneider zog aus seinem Bündel einen blauen Livreerock mit rothem Kragen und silberweißen Knöpfen, so wie eine rothe Weste und nußbraune Beinkleider und Kamaschen. Es wurde mir auferlegt, meine bisherigen Arbeitskleider auszuziehen und diese Livree anzulegen, die mir ungefähr paßte.

Es wollte mir das Herz abdrücken, als ich zum ersten Mal diese Zeichen des Bedienententhums anlegte, einen Augenblick lang zögerte ich sogar, aber indem ich an die Dienste dachte, die ich Reginen vielleicht in dieser bescheidenen Stellung leisten konnte, und mir den Grundsatz des Claudius Gérard vergegenwärtigte, aus dem ich bis daher schon so viel Muth, so viel Entsagung geschöpft hatte, daß es keine Stellung gibt, in der ein ehrlicher Mann nicht seine Würde bewahren könnte, und indem ich mir endlich gestand, daß Widersetzlichkeit und Bedenklichkeiten in Betreff der Livree meine Herren argwöhnisch machen könnten, wollte ich mich nicht dem aussetzen, von ihnen fortgeschickt zu werden und so den einzigen schwachen Faden abreißen zu sehen, der mich, so zu sagen, mit Regina in Verbindung setzte.

„So kannst Du Dich allenfalls sehen lassen,“ sagte Robert von Mareuil zu mir, indem er mich von Kopf zu Fuß betrachtete. „Aber sieh nicht so vernagelt aus, cultivire Dich ein Bischen, laß die Arme nicht so am Leibe herabhängen, Du machst uns sonst Schande, besonders aber bewahre Deine Ausläuferkleider wohl auf; sie können Dir vielleicht bei gewissen Gelegenheiten nützlich sein, wo Deine Livree zu sehr in die Augen fallen würde.“

„Das ist nicht übel,“ sagte Balthasar, indem er mich auch betrachtete, „ich hätte freilich einen dreieckigen Hut, einen Rock von hellrehbrauner Farbe à la française, Weste und Beinkleid hellblau, silberne Kniebänder, weißseidene Strümpfe, Schnallen auf den Schuhen und ein Bischen Puder vorgezogen — das wäre, beim Teufel! famos gewesen; aber für Dich freilich wol ein Bischen zu sehr Frontinisch, mein wackerer Bursche; dieser bescheidene, bürgerliche Aufzug wird Deine Naivität frisch erhalten, die ich so sehr zu schätzen weiß, o Martin! Uebrigens die Livree „hellrehbraun“ u. s. w. ist mein, ich will sie zuerst meinen Leuten geben. Ich hätte mir ein hundert solcher Stücke bestellt, um bei der Einweihung meines Palastes in der Vorstadt St. Antoine meine Leute darein zu kleiden, aber dieser verwünschte Vorabend eines Freitags hat Alles verdorben; — nun, aufgeschoben ist nicht aufgehoben.“

Ein vorsichtiges, leises Klingeln unterbrach Balthasar, der Schneider war schon fort, ich machte die Thür zur Stube meiner Herren zu und öffnete.

Es war La Levrasse.

„Der Herr Graf von Mareuil?“ fragte er mit süßlicher Stimme, indem er in die Stube, wo wir waren, einen schnellen, prüfenden Blick zu werfen schien.

„Er ist hier, mein Herr,“ antwortete ich, wenn Sie warten wollen, will ich den Herrn Grafen in Kenntniß setzen.“

Und damit ließ ich La Levrasse allein und trat in's anstoßende Zimmer.

„Der Kinderspielzeughändler,“ sagte ich zu meinem Herrn.

„Er hat sein Versprechen gehalten, ein sehr gutes Zeichen, ein sehr gutes Zeichen,“ sagte der Dichter mit leiser Stimme.

Weit entfernt, die freudige Hoffnung, welche La Levrasse's Ankunft bei dem Dichter hervorrief, zu theilen, schien Robert vielmehr unruhig, nachdenklich, und er sagte zu Balthasar zu großem Erstaunen desselben auf gezwungene Weise:

„Laß mich allein mit diesem Manne, Freund.“

„Allein mit dem Kinderspielzeughändler?“ sagte Balthasar.

„Ja.“

„Das ist seltsam, Du hattest mir nicht gesagt —“

„Ich bitte Dich, Freund, geh hinaus,“ versetzte Robert von Mareuil, „die Geheimhaltung ist unerläßlich — verzeih mir.“

„Schon gut, Robert, schon gut,“ sagte der Dichter ein wenig aus der Fassung gebracht. „Uebrigens ein Bischen Geheimnißthuerei schadet der Wirkung eines Dramas nicht, also gegen das Geheimnißvolle hätte ich —“

„Es ist doch Schreibmaterial da?“ setzte Robert hinzu.

„Du willst sagen, Unterzeichnungsmaterial, ja, sieh, hier steht die Tasse und die Federn, nun komm, Martin.“

Wir gingen heraus. La Levrasse nahm bei Robert von Mareuil unsere Stelle ein. Ich machte die Thür hinter den beiden Leuten zu.

„Alle Teufel, warum mag Robert mich wegschicken?“ sagte der Dichter zu sich selbst, während er und ich in dem Raume, der als Vorzimmer diente, allein waren.

Hierauf fing Balthasar an, stillschweigend auf und ab zu gehen, während ich, da ich nicht weniger neugierig war als er, zu erfahren, was in dem Zimmer vorginge, mir damit zu thun machte, dies und jenes in Ordnung zu legen, um eine bestimmte Haltung zu gewinnen. Ein Tisch, den ich absichtlich vor die Schallleitung stellte, verschloß dieselbe vollkommen, so daß man von dem Gespräch Robert's von Mareuil und La Levrasse's nichts vernahm.

Nichtsdestoweniger hatte sich Balthasar im Kommen und Gehen mehre Male der Thüre genähert; denn er schien von lebhafter Neugier gepeinigt zu werden.

Plötzlich ward das tiefe Schweigen, das bis dahin geherrscht hatte, von Robert von Mareil durch ein einziges Wort unterbrochen; er rief mit lauter und zorniger Stimme:

„Elender!“

Bei diesem Ausruf, nach welchem Alles wieder still ward, legte Balthasar die Hand an den Thürdrücker; er war ohne Zweifel im Begriff, einzutreten, doch mochte er an die Weisungen seines Freundes denken, er hielt ein und fing dann wieder an, hin- und herzugehen, indem er halblaut sagte:

„Ja, das geht schief — Robert meinte, das ginge nur so — dieser Mensch von Satan hat ein böses Gesicht.“

Dann wandte er sich zu mir:

„Nicht wahr, Bursche, er hat ein böses Gesicht? Du hast ihn gestern mit Muße betrachten können.“

„Wen, Herr Roger?“

„Den Kinderspielzeughändler.“

„Hm — Herr Roger — ich hab' ihn nicht genau angesehen.“

Plötzlich that die Thür sich auf, Robert von Mareuil steckte den Kopf durch und sagte:

„Balthasar, Du kannst wieder hereinkommen.“

Der Dichter ging hinein.

Ich blieb allein, betroffen über Robert's Blässe und den ernsten Ausdruck seiner Züge; aber bald darauf sah ich Balthasar heraustreten, mit strahlendem Gesicht und vor Freude glänzenden Augen; er legte mir ein Paar Stücke Geld in die Hand und sagte zu mir:

„Geh sogleich in den Tabakladen in dieser Straße und fordere fünf gestempelte Wechselformulare, verstehst Du, fünf gestempelte Wechselformulare, jedes zu zehntausend Francs, macht funfzigtausend Francs — kannst Du's behalten?“

„Ja, Herr, ich werde fünf gestempelte Formulare, jedes zu zehntausend Francs, fordern, was funfzigtausend Francs macht,“ sagte ich verdutzt; denn mir war damals die Existenz von solchen Formularen und ihr beziehentlicher Werth völlig unbekannt; ich glaubte, ich sollte wirkliche funfzigtausend Francs holen.

„Du verstehst also wohl, Du sollst mir sogleich fünf Wechselformulare, auf zehntausend Francs jedes, holen und bezahlen.“

„Und womit, Herr?“ rief ich, ganz aus der Fassung gebracht.

„Wie? Womit? Mit dem Gelde, das ich Dir soeben gegeben.“

„Damit, Herr, funfzigtausend Francs bezahlen?“

„O Unschuld des goldenen Zeitalters, o Einfachheit der alten Sitten!“ rief Balthasar. „O Martin, wäre nicht die Gelegenheit gar zu ernst, ich wollte Dich selbst im Triumph in das Zimmer tragen und Dein Lob singen im Chor und mit lieblicher Stimme — aber die Zeit fehlt; mach zu, lauf in den Tabakladen, fordere fünf gestempelte Formulare, zu zehntausend Francs jedes, bezahl' und komm schnell wieder.“

Ganz betäubt lief ich eilig die Treppe hinab und kam bei dem Tabakshändler an; es war ein kleiner, alter Mann mit feinem und durchdringendem Blick und schlauem Lächeln.

„Herr,“ sagte ich zu ihm, „ich möchte fünf gestempelte Formulare, jedes zu zehntausend Francs, haben.“

„Oh ho,“ sagte der Tabakshändler zu mir, indem er in einem schlechten Pappkasten ein Päckchen von den Papieren suchte, die ich für so kostbar hielt. „Oh ho,“ wiederholte er; „wir scheinen mit großen Capitalisten zu thun zu haben — lustige Leute, die nicht auf's Majoratstiften ausgehen — funfzigtausend Francs! — Sie machen „Papier“, als wenn es dergleichen regnete. Aber was ist's weiter?“ setzte er mit väterlicher Miene hinzu; „es liegt in ihrem Alter.“ Dann sah er auf meine neue Livree und sagte in spöttischem Tone:

„Ich wette, Euer Herr ist noch jung?“

„Ja, Herr.“

„Das wußt' ich wol,“ sagte der Tabakshändler; „denn gewöhnlich pflegen die jungen Leute sich auf dergleichen Papier die kaufmännische Schrift einzuüben — es wird manches kleine Hehl daraus. Ach, wie viel verlornes Papier!“ setzte der Tabakshändler spöttisch hinzu, indem er mir meine Scheidemünze zurückgab.

Ich verstand damals den Witz nicht, der übrigens treffend genug war, und kehrte eilig zu meinen Herren zurück.

Ich fand Balthasar auf der Mitte der Treppe.

„Die Formulare,“ rief er, „die Formulare!“

„Da sind sie, Herr.“

„Gut — jetzt lauf in die Straße Grange-Batelière, da wohnt ein Miethkutscher; bestelle bei diesem zu Mittag eine Halbchaise, das Feinste, was er hat, englische Gattung, auf's Geld wird nicht gesehen, um zwölf muß der Wagen vor der Thür sein, verstehst Du?“

„Ja, Herr.“

Und ich machte mich wieder auf den Weg. Meine Livree flößte dem Wagenverleiher alles Vertrauen ein, er schlug mir einen sehr schönen Wagen vor; ich nahm ihn an und kehrte zu meinen Herren zurück.

La Levrasse war verschwunden, Balthasar strahlte mehr und mehr vor Freude, aber Robert sah nachdenkend aus.

„Wohnt in dieser Straße ein Geldwechsler?“ fragte mich Balthasar.

„Ja, Herr,“ antwortete ich, „es wohnt ein Uhrmacher hier, der Geld wechselt.“

„Wechsle also diese Tausendfrancsnote für funfzig Goldstücke ein und bezahle das Aufgeld,“ sagte der Dichter zu mir.

„Balthasar,“ rief Robert, und hielt meinen Freund in dem Augenblicke, da dieser mir die Banknote geben wollte, zurück.

Dann sagte er dem Dichter etwas in's Ohr.

Er setzte Mistrauen in meine Ehrlichkeit; denn sein Freund, der vertrauensvoller war, erwiderte ganz laut:

„Ich stehe für ihn ein: er ist dumm, aber ehrlich, ich kenne die Menschen.“

Dann gab er mir die Banknote.

„Halte das fest in der Hand, und das Geld bringst Du in einer Rolle; mach eilig; denn die Stunde naht, und wir müssen vor Ein Uhr am Louvre sein.“

Ich wechselte die Note, brachte die Geldrolle Balthasar, der sie aufbrach, die Stücke zählte und sie einen Augenblick wohlgefällig in der Hand funkeln ließ, dann gab er sie Robert, dieser sagte zu ihm:

„Nun, nimm doch!“

„Was?“

„Nun, so viel Du willst von den funfzig Louisd'ors.“

„Danke, Robert.“

„Bist Du nicht gescheidt? Haben wir da nicht noch?“

„Danke, Robert,“ sagte der Dichter mit sanfter Festigkeit, Alles soll gemein sein zwischen uns, blos nicht das Geld, was von diesem Manne kommt.“

„Welch seltsame Grille!“

„Weg damit, weg damit!“ rief Balthasar, jetzt nicht mehr ernst, sondern in seine gewöhnlichen Thorheiten verfallend. „Was brauch' ich Dein Geld! Werd' ich nicht morgen oder übermorgen oder bald nachher mit Geld übersättigt, ja überfüttert werden? Werden mir meine Schurken von Verlegern mein Honorar nicht in Kisten von Sandelholz, die von Negern getragen werden, zuschicken?“

Und da die kleine Stubenuhr zwölf schlug.

„In den Wagen,“ rief Balthasar seinem Freund zu, „in den Wagen! Du mußt den Vorsprung gewinnen und vor Regina im Louvre ankommen.“

„Du willst mich also nicht begleiten?“ sagte Robert zu dem Dichter.

„Alles wohl erwogen, nein — es ist besser, daß Du allein bist, ich könnte Regina's Aufmerksamkeit abziehen. Du findest mich hier wieder, ich weiche nicht von der Stelle, komm rasch zurück und vergiß nicht, daß ich auf der Folter liege, auf der Neugierfolter. Nun, leb wohl, viel Glück.“

„Auf Wiedersehn,“ sagte Robert.

Und da ich ihm die Thür aufmachte, sagte Balthasar zu mir:

„Nun, und Dein Hut?“

„Wozu, Herr?“

„Ach, meinst Du, man steigt mit bloßem Kopf hinten auf den Wagen? Man würde glauben, Du hättest der heiligen Jungfrau ein Gelübde gethan.“

„Hinten aufsteigen!“ sagte ich, sehr betreten über diese neue Folge meiner extemporirten Bedientenschaft.

„Es müßte denn sein, daß Du hinein steigen wolltest,“ sagte Robert zu mir mit Achselzucken, „rasch, nimm Deinen Hut und folge mir.“

Ich gehorchte, öffnete den Schlag des Wagens und stieg hinten auf; schnell ging es nach dem Louvre.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

In Belgien und Holland.

(Fortsetzung aus Nr. 131.)

6. Fahrt nach Rotterdam. Im Haag.

Wenn Du Holland kennen lernen willst, dieses fruchtbare, wohlbehäbige und reinliche Holland, dann besteige das Dampfboot, das hier in Antwerpen vor Anker liegt, und begleite mich auf dieser lieblichen und erquicklichen Fahrt. Wir werden gar nicht hinausgehen auf die offene See, sondern wir bleiben immer im Binnenwasser, erst auf der Schelde und dann in den Kanälen, welche ganz Holland durchschneiden.

Aber sieh, wie mächtig die Schelde sich hier vor uns ausbreitet, wie rasch unser hinbrausendes Schiff die Fluthen durchschneidet! Schon verschwimmt in der Ferne der reizende Thurm der Kathedrale, und die Citadelle da drüben wird von Morgennebeln eingehüllt. Da seh' ich noch den Wald von Masten, noch diese ungeheuren Rümpfe der Schiffe, welche im Hafen liegen — Alles verschwimmt in der Ferne — neue Uferbilder treten hervor. Hier ein Dorf auf einer öden, kleinen Sandinsel, die sich wie ein einsames Grab aus dem Meere erhebt, dort eine Stadt, die mit ihren rothen Ziegeldächern gar lustig drein schaut. Der Fluß erweitert sich mehr und mehr, die Ufer treten zurück, und verschwimmen in der Ferne, daß man glauben möchte, man sei auf hoher See, aber das dauert nur kurze Zeit, die Ufer verengen sich wieder — das Dampfboot hält an, unfern von uns liegt ein Schiff; die holländische Flagge weht auf seinen Masten. Ein großes Boot wird dort drüben ausgesetzt, und mit acht Männern rudert es zu uns herüber. Die Ruder schlagen langsam in's Wasser, sanft gleitet das Boot über die Fluthen dahin, jetzt legt es an unser Dampfboot an, die Treppe wird heruntergelassen, mit bequemer Langsamkeit klettern die Leute herauf, die kleine weiße Thonpfeife kommt nicht aus ihrem Munde, ein breites, gutmüthiges Lächeln erstirbt nicht in ihren Mienen.

Das müssen Holländer sein, dachte ich. Ja wohl, es waren Holländer, die Douaniers, die beim Fort Lies die Güter untersuchen. Das dauert einige Stunden — man übereilt sich nicht, niemals! Endlich, endlich geht es weiter — wir sind jetzt in Holland, da dehnt es sich vor uns aus mit seiner unübersehbaren Ebene. Daß Holland so reich war und ist an Genremalern, das begreift sich erst, wenn man durch diese Kanäle gefahren, wenn man diese Küsten und Ufer gesehen mit ihren reizenden Dörfern, ihren grünen blumigen Wiesen, ihrem lagernden Vieh und ihren großen und kleinen Schiffen. Bei jedem Schritte vorwärts eröffnet sich eine neue Ansicht, ein neues Bild. Sieh einmal dieses hier! Ein grünes Ufer, das sich hoch erhebt über dem silbernen Wasser. Kein Dorf, keine Hütte. Am Ufer steht ein einsamer Mann, die Arme in einander geschlagen, ein Hund zu seinen Füßen, Beide von der Sonne beschienen. Weiterhin einige weidende Kühe, im Hintergrunde die Riesenarme der Windmühle. Ist das nicht gleich ein Bild, wie es hundert Mal dargestellt worden von holländischen Malern?

Wir fahren weiter. Sieh jetzt dort drüben diese Masse von Windmühlen, zehn, zwanzig, dreißig kannst Du zählen mit Einem Blick, ja, die Windmühlen, sie sind die Berge von Holland — und wie zierlich sie sind, wie lieblich diese Schlinggewächse sich um ihre Riesenfüße ranken, wie sauber und nett sind diese Müllerhäuser, die neben der Mühle stehen, glänzend weiß, mit grünen Fensterladen und hinter den hellen Scheiben die köstlichsten Blumen. Dann wieder weiterhin diese üppigen Wiesen mit dem großen, stolzblickenden Vieh, mit diesen rothen Kühen, welche de Potter so unvergleichlich gemalt hat! — Aber jetzt neige Dein Haupt und bete ein stilles Gebet, wir fahren über einer tiefen, unermeßlichen Gruft dahin. Die Gebeine von mehr denn hunderttausend Menschen ruhen in dieser Wassergruft, die Trümmer von mehr denn siebenzig Dörfern liegen auf dem Grunde der Fluthen. Freilich, es ist lange her, daß sie da unten bleichen und modern. Dreihundert und fünfundzwanzig Jahre, aber die Tage des Unglücks sind im Kalender der Geschichte mit niemals verlöschender Dinte angezeichnet, und kein Holländer wird ihn vergessen, diesen entsetzensvollen Tag, als sich 1421 mit Donnergebrause die Fluthen hier heran wälzten, als sie dieses üppige Wiesenland mit seinen unzähligen Dörfern in ein einziges, ein unermeßliches Meer verwandelten. — Neige Dein Haupt und bete ein stilles Gebet; denn wir fahren über einem offenen Grabe dahin, und diese Häuser und Thürme, die dort in der Ferne emportauchen, sie sind die Häuser und Thürme von Dordrecht, das seit jener entsetzlichen Ueberschwemmung nicht mehr zum Festlande gehört, sondern auf einer Insel liegt. Reizend ist dieses Dordrecht hingelagert am Ufer des Wassers, ganz wunderlieblich mit seinen coquetten, saubern Häusern, mit seinen Baumalleen dicht am Strande, mit seinen ruhenden Schiffen und Schiffswerften. Welch ein reges Leben hier am Ufer, wie das arbeitet und hämmert und fluchet und braust! Wie hübsch die Mädchen sind, die dort am Ufer stehen und neugierig zu uns herüberblicken, während die Buben die Mützen schwenken und uns ein fröhliches Hurrah bringen!

Von nun an reiht sich Dorf an Dorf, Mühle an Mühle; immer lebendiger wird die Ufergegend, immer stolzer die Gebäude, immer mehr der Schiffe und Barken. Alles verkündet die Annäherung an eine große Stadt. Da steigt in der Ferne ein mächtiger Thurm empor, da seh' ich einen Wald von Masten, wir kommen näher und näher, bald sind wir mitten im Getümmel dieser Schiffe, umgeben vom Geräusch und Gelärme der Matrosen. Da hält unser Schiff — wir sind im Hafen von Rotterdam. Drüben dieses colossale Gebäude ist die Admiralität mit ihren Werften, und dieses stolze Haus hier vor uns, es ist das Hôtel des Pays-bas, zu welchem wir jetzt, angeführt von dem kugelrunden Wirth mit dem fröhlichen Mondscheinsgesicht, hineilen, um vorerst ein wenig auszuruhen von der neunstündigen Wasserfahrt.

Ich hänge sehr am Leben, weil ich mich glücklich fühle, und doch würde ich in einem Jahre todt sein, wenn wir hier wohnten. Es gibt kein ärgerlicheres Volk, als diese Holländer. Schwerfällig, immer an sich nur denkend, an ihre Bequemlichkeit, an ihr Behagen, die Fremden prellend auf jedem Schritt und Tritt, unverschämt in ihren Forderungen, wüthend, wenn man sie nicht bewilligt. Der Fremde ist ihnen nur eine Waare, mit der sie handeln, eine Citrone, die man so viel als möglich auspressen muß. Es ist hergebracht, von der Prellerei der italienischen Gastwirthe zu sprechen — nun ja, sie machen große Forderungen, aber sie lassen mit sich handeln, und wenn Du ihnen beweisen kannst, daß sie Dich übervortheilen, so zucken sie lächelnd die Achseln und versöhnen Dich mit irgend einem spaßhaften Wort. Aber hier in Holland fordert Jeder ungeheuer, und wenn Du's nicht geben willst, wird er wüthend, schlägt er mit der Faust auf den Tisch und gurgelt in seinem Kauderwelsch Dir eine solche brüllende Rede entgegen, daß Du Gott dankst, ihn nur los zu werden, und gerne gibst, was er haben will. Besonders extravagant sind sie mit ihren Forderungen von Trinkgeld. Der Oberkellner in unserm Hôtel in Rotterdam, dem wir für eine Nacht, die wir im Hôtel zugebracht, anderthalb Gulden — 26 Silbergroschen — Trinkgeld gaben, sah uns ganz verblüfft an und fragte: „Na, wat hebb ik denn nu?“ — „Anderthalb Gulden,“ sagte Mundt, eben so erstaunt, wie der Kellner. — „Anderthalb Gulden,“ schreit der, „dat is so gut, as nix nich!“ — Der Aufwärter im Museum zu Amsterdam bekam für das Aufbewahren eines Stöckchens von Mundt einen Viertelgulden — 4 Silbergroschen — aber, weit entfernt, zufrieden zu sein, erklärte der Mensch, daß selbst der ärmste Bürger von Holland nicht wagen würde, ihm das anzubieten, und als wir ihm noch einen Viertelgulden gaben, meinte er brummend, das sei eben auch nur so viel wie gar nichts! Acht Silbergroschen für das Aufbewahren eines Stockes! In Berlin kostet das, wenn man generös sein will, zwei Groschen. Und nun erst dieses Aergerniß mit den Fuhrleuten! Das ist unleidlich! Für einen

Wagen von Rotterdam nach Haag, für eine Fahrt also, die zwei und eine halbe Stunde dauerte, haben wir zwölf Gulden — sieben preußische Thaler — für einen andern Wagen von Haag nach Scheveningen, eine Fahrt, die hin und zurück eine Stunde dauert, sechs Gulden — etwas über drei Thaler — bezahlt, und dann brach der Kutscher noch in laute Verwünschungen aus, weil er außerdem für diese zwei Stunden von uns nur einen Gulden Trinkgeld bekam. Aber trotz meines Aergers mußte ich doch lachen, wie der Mensch immer gurgelte: „Ick hebb noch nich dat Minigte! En Gulden, det is Quark!" — Ja, lachen mußt' ich, trotz meines Aergers, und lachen muß ich immer; denn die Holländer sind unglaublich komische Leute, um so komischer, weil es ihnen ganz und gar nicht in den Sinn kommt, komisch sein zu wollen, weil sie immer einher schreiten in der Würde ihres Phlegma! Gott, welch ein Phlegma! Man erzählte mir von einem Reisenden, der durchaus zu einer bestimmten Stunde im Haag sein mußte. In Rotterdam ließ er vier Pferde Extrapost vor seine leichte Kalesche legen, um so rasch als möglich fortzukommen. Aber der Postillon fuhr ganz langsam, in jenem leichten Hundetrapp, den wir Alle an den Postpferden kennen. Der Reisende bittet, beschwört ihn, rascher zu fahren. Alles umsonst! Immer gleichmäßig ruhig geht es weiter. Endlich fährt er auf und packt den Postillon an der Schulter und schreit ihm wüthend in's Ohr: „Sie sollen und müssen rascher fahren! Ich habe Eile!" Ruhig wendet der Postillon sich nach ihm um: „Ick hebbe kene Eile!" sagt er gelassen und fährt gemächlich weiter.

Ja, das ist wahr, sie haben niemals Eile, die guten Holländer, sie watscheln in friedlicher Gemächlichkeit einher, nirgends scheint die Zeit so wenig kostbar zu sein, als hier, selbst die armen Leute, die Verkäufer und Händler haben Zeit. In Amsterdam habe ich einem Manne zugesehen, der auf einer Karre Gurken zum Verkauf umher fuhr. Langsam schlenderte er durch die Straßen, seinen Karren nur so wie ein Ding, das zufällig mit ihm ging, vor sich herstoßend, und nur von Zeit zu Zeit, wie ein Papagei, gurgelte er sein: „Jorken! Jorken!" ganz unbekümmert, ob Käufer kamen oder nicht. Endlich watschelten, wie die Enten, zwei Mädchen zu ihm heran. Sie hatten sich seit einer Stunde damit beschäftigt, mit zwei großen Handspritzen die Fenster eines nahen Hauses zu reinigen, und seit einer halben Stunde ungefähr wartete der Gurkenhändler auf die Beendigung ihrer Arbeit, weil sie ihm gesagt, daß sie „Jorken" kaufen wollen. Er wird gar nicht ungeduldig, nicht im mindesten, über das lange Warten, die Fenster müssen erst bespritzt werden, natürlich, und er hat keine Eile. Nach langer Zeit ist der Handel fertig, die Mägde schlürfen von dannen. Er ist wieder allein mit seinen Gurken. Aber welch eine Unordnung unter ihnen! Da sind die großen unter die kleinen, die langen unter die kurzen gekommen! Er betrachtet es kopfschüttelnd. Dann beginnt er sie zu ordnen, sie in Reih und Glied zu legen, hierhin, dorthin, das dauert eine Viertelstunde, und dann erst fährt er weiter; aber nach jedem neuen Verkaufe ordnet er regelmäßig wieder eine Viertelstunde ganz emsig, ganz vertieft an seinen Jorken!

In Rotterdam war Kirmeß; alle Straßen mit Verkaufsbuden und Menschen vollgepfropft; ein ungeheurer Jubel überall, ein Singen und Schreien, ein Lärmen und Lachen, aber Alles ganz unbeholfen und schwerfällig. Die Lustigkeit hat bei ihnen sich immer noch den Charakter bewahrt, wie man ihn kennt von den Bildern eines Ostade, Terburg und Wouvermann; sie hüpfen und springen auf einem Beine, wie die jungen Böcke, und kreischen vor Lust, und drehen sich um sich selber, und machen Dich lachen mit ihrer tölpischen Fröhlichkeit. Kleine Bettelbuben sind mir hier begegnet, wie ich sie nirgends sonst gesehen. Ernst, pathetisch, voll erkünstelter Würde und darum unendlich drollig. Einer, ein Knabe von ungefähr zehn Jahren, trat zu mir heran und rief mit heulendem Tone: „Madame, erbarmen Sie sich über mich, einen unglücklichen Familienvater! Zehn Würmer nennen mich ihren Vater und schreien vergeblich nach Brot! Erbarmen Sie sich also und retten Sie meine verhungernden Kinder!" — Ein anderer kleiner Knabe, höchstens von acht Jahren, kam zu uns heran, mit einem reizenden kleinen Mädchen an der Hand. Sich gerade vor uns hinstellend, ließ er das Mädchen los, und mit einer höchst pathetischen Armbewegung auf sie hindeutend, sagte er mit dem Pathos und Ton eines tragischen Schauspielers: „Madame, sie hat weder Vater noch Mutter!" Weiter nichts, aber es war unglaublich komisch, auch brachen wir Alle in lautes Lachen aus. Das rührte ihn gar nicht. Er blieb in seiner tragischen Stellung, beide Arme nach dem kleinen Mädchen hindeutend, stehen; nur als er sah, daß wir die Börsen hervorholten, um ihm ein Almosen zu geben, wechselte er schnell die Stellung und hielt höchst graziös die Hand hin.

Rotterdam ist übrigens eine sehr hübsche Stadt, die ganz ihren individuellen Charakter hat. Durch die ganze Stadt hin ziehen sich Canäle, breit und tief genug, um große Seeschiffe zu tragen, und so siehst Du deren innerhalb aller Straßen, hoch belastet mit allerlei Waaren und so dicht neben einander, daß man oft das Wasser gar nicht sieht, so daß diese Schiffe dann, zwischen den dicken Baumalleen, welche überall die Canäle einfassen, hervorblickend, das Aussehen haben, als lägen sie mitten auf dieser engen, geschäftigen Straße — Landschiffe, auf Steinen umhersegelnd. Nur die Häuser haben einen trüben, düstern Charakter, die hohen Bäume der Canalufer beschatten sie zu sehr, und dann sind sie hier, wie fast überall in Holland, mit dunkler Oelfarbe angestrichen, oft ganz dunkelbraun, die Thüren und Fensterrahmen dunkelgrün, so daß es aussieht, als hänge ein Trauerflor über allen Straßen. Auf die Häuser und das Innere derselben beschränkt sich aber auch dieser so vielgepriesene Reinlichkeitssinn der Holländer. Die Gassen haben keinen Vortheil gegen von dieser Reinlichkeit, im Gegentheil, wenn keine Canäle da sind, wirft man den Auskehricht der Häuser auf die Gasse, und da kannst Du Dich mühsam auf den Zehenspitzen hindurchwinden zwischen Staub und Schmutz, allerlei Abfall von Gemüsen, Kartoffeln, Gurkenschalen und dergleichen. Du kannst denken, daß wir begierig waren, die Statue des Erasmus von Rotterdam zu sehen. Sie steht auf einer Brücke und ist ein Meisterwerk De Kaiser's. Aber ein so hoher Wust von Koth und Schmutz lag rings um das Denkmal her, daß wir schaudernd und angewidert eiligst uns abwandten. In der Breede Kerkstraat liegt das von Erasmus bewohnte Haus; einfach, bescheiden, dunkel angestrichen, wie alle übrigen, aber verziert mit einem Medaillon, das auf goldenem Grunde des Erasmus Portraitrelief trägt.

Reizend ist die Fahrt von Rotterdam nach Haag oder Grafenhaagen, wie man es hier lieber nennt; und zwischen Delft und Amsterdam fährt man wie in einem einzigen großen Park dahin. Zu beiden Seiten nichts als Gärten, denen man die sorgfältigste, ängstlichste Pflege anmerkt. Dasselbe gilt von den Landhäusern, die man überall zwischen grünem Gebüsch in der Mitte der Gärten hervorblicken sieht. Sie sind zierlich, niedlich, allerliebst; aber es ist eine gewisse kleinliche Zierlichkeit, die mich lebhaft an China erinnerte und an chinesischen Kunstgeschmack. Da ist nichts Freies, Massenhaftes oder Imposantes, Alles ist mit kleinlichster Genauigkeit und Sauberkeit gemacht, man sieht keine Kunstwerke, aber sehr viel Künstelei. Ganz kleine Bächlein durchschneiden die Gärten, ganz kleine Brücklein mit geschnitztem Gitterlein führen hinüber, inmitten kleiner Bosketlein liegen diese unendlich appetitlichen kleinen Villen, aber sie sehen alle so aus, als wären sie Residenzschlösser des Königs der Liliputer.

Nenne ich aber eine Stadt, welche den Charakter der ungeheuersten, fashionabelsten Langeweile an der Stirne trägt, so ist es Haag, dieser weitläuftig hingelagerter Ort mit den großen, geschmacklosen, öden Häusern, die alle aussehen wie die vornehm fröstelnde Ennuyante. Nirgends hinter diesen glänzenden Fensterscheiben sieht man ein menschliches Gesicht, Alles ist öde und todt. Das macht, die Vorderzimmer, das sind die Putz- und Staatsgemächer, werden mit all ihrem Prunk und ihren Schätzen sorgfältig verschlossen; man bewohnt die hinteren, die unansehnlichen, nach dem Hofe hin liegenden Zimmer, und nur bei feierlichen Gelegenheiten werden diese Thüren geöffnet, und die wohlgeputzte Familie tritt in die Vorderzimmer ein, um ihre Gäste zu empfangen. Diese Sitte ist in Holland allgemein, und daher kommt es, daß überall die Häuser mit ihren stillen, todten Fenstern trostlos und langweilig erscheinen. Aber Haag excellirt darin noch vor allen andern holländischen Städten, weil es eben die Residenz ist, weil eine gewisse Vornehmheit das Geräusch und Getreibe des sich auf den Straßen tummelnden Lebens hier gedämpft und abgetödtet und an dessen Stelle dieses nüchterne und charakterlose Wesen gebracht hat, an dem man alle kleinen Residenzstädte erkennen kann.

Vor dem königlichen Schlosse, einem einfachen Gebäude, halten an beiden Seiten des Hauptthores zwei Soldaten zu Pferde. Steif, unbeweglich, die Hellebarde im Arm, auf dem Haupte einen Helm mit wallendem Federbusch, wie ein paar Knappen des Mittelalters, sitzen sie da auf diesen gewaltigen Pferden, die ernst und unbeweglich gleich ihren Reiter wie aus Erz gegossen erscheinen. Das ist aber ganz charakteristisch für diese holländische Residenz: Alles hat hier einen gewissen veralterten, grämlich-ernsten Charakter, eine mittelalterlich steife Grandezza, und ich finde es darum auch sehr passend, daß der neue Anbau des königlichen Schlosses im Styl einer Ritterburg, mit Zinnen und Thürmen, Erkern und Balkonen ausgeführt wird. — Aber das Innere dieses königlichen Schlosses enthält wundervolle Schätze der Kunst, die größten und herrlichsten Bilder Murillo's, darunter eine von Engeln emporgetragene Madonna von entzückendem Liebreiz. Von Tizian eine jener köstlichen, vollblutigen Frauenbilder, wie nur er allein sie malen konnte. Völlig nackt, das Haupt voll unendlicher Anmuth zurückgelehnt, liegt sie ausgestreckt auf einem sammetnen Kissen, zur Seite steht eine Orgel, vor welchem ein reichgeschmückter Jüngling sitzt und mit den schmalen Händen über die Tasten fährt, während sein Blick auf dieses schöne, im ganzen Bewußtsein ihrer zauberischen Anmuth ruhende Weib gerichtet ist. Im Katalog ist dies Bild bezeichnet: „Philipp II. mit seiner Geliebten Orgel spielend." — Von Velasquez sind hier drei Portraitbilder von unvergleichlicher Schönheit, von Rubens die berühmte „Wildschweinejagd", die mit einem wahrhaft herkulischen Pinsel gemalt ist. Diese königliche Galerie besteht zwar nur aus 173 Nummern, aber jede derselben bezeichnet ein Meisterwerk; nirgends wird das Auge verletzt von jenen elenden, stümperhaften Bildern, an denen sonst alle Galerien, namentlich das Museum in Berlin, so reich sind, und die keinen andern Werth, als den ihres Alters und ihrer von Jahrhunderten gedunkelten Farben haben. — Nicht ganz so streng ist man gewesen in der Auswahl der Bilder, welche das Nationalmuseum enthält. Es ist sehr viel Mittelmäßiges dort, aber doch auch sehr viel Schönes. Von diesem letztern will ich Dir hier nur ein Bild nennen, das ein Lieblingsjuwel der Holländer ist, das Du überall, in jedem Gasthause, in jeder Schenke und jedem Privathause in Copien, Kupferstichen und Steindrücken wiederfindest. Ich meine dieses berühmte Viehstück von Potter. Es ist ein großes, auch in seinen Dimensionen ungeheures Bild. Alle Figuren und der landschaftliche Hintergrund in voller Lebensgröße. Eine holländische Flachlandschaft, weite üppige Wiese und in deren Vorgrund eine Gruppe des auserlesensten Viehes. Rechts ein Schaf und eine Ziege weidend, neben ihnen eine Kuh, ruhend hingestreckt in jener Anmuth, wie sie dem Vieh in seinem freien Naturleben eigen ist. Neben der Kuh steht ein junger Stier. Ihm gegenüber begreift es sich, daß die Aegypter in ihrem Stier Apis eine Gottheit anbeteten, — es ist in Wahrheit ein eingefangener, sichtbar gewordener Naturgott!

L. Mühlbach.

(Schluß folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 136.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 3. Februar 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Fünfter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 135.)

Vierzehntes Kapitel.

Die Treppe zum Museum.



Als mein Herr an der großen Thür des Museums ausstieg, hielt bereits eine große Anzahl von Wagen die Zugänge des Louvre belagert.

„Du gehst dem Wagen nach," sagte Robert von Mareuil zu mir, „merkst Dir wohl, wo der Kutscher seinen Standort einnimmt, und kommst dann wieder, mich an dieser Thür zu erwarten."

„Ja, Herr," sagte ich zu ihm.

Nachdem ich den Wagen wieder zugemacht, befolgte ich Robert's Befehl und nahm meinen Platz neben der Thür des Museums mitten unter einer großen Anzahl anderer Bedienten ein.

Die erste öffentliche Probe, die ich in meiner neuen Stellung ablegte, war mir zuerst peinlich; Robert's Behandlung war hart, verächtlich, aber bald fand ich eine Art Trost in dem Gedanken, erstlich, daß ich diese niedrige Stellung eingenommen, blos um Reginen nützlich werden zu können, und dann, daß ich mir im Vergleich mit meinem Herrn wol eine gewisse moralische Ueberlegenheit zuschreiben dürfe.

Es war keine eitle Ueberschätzung dabei, wenn ich mir dies zugestand; ich war mir einer graden, ehrenhaften, zartfühlenden Sinnesweise bewußt, die dem Robert von Mareuil, wenigstens nach Dem zu urtheilen, was ich von seiner Aufführung wußte, immer fremd geblieben sein mußte. Ich hatte Leiden erduldet, Prüfungen bestanden, deren bloße Vorstellung den Robert von Mareuil mit Schrecken erfüllt haben würde; gewiß, in einer so verzweifelten Lage, wie die meinige oft gewesen war, hätte er sich entweder das Leben genommen, oder wäre zum Verbrecher geworden.

Nachdem ich diese Ueberlegenheit vermöge meiner vergleichenden Betrachtung einmal festgestellt, fühlte ich mich von meinem Dienstverhältniß nicht mehr gedemüthigt; ich wüßte das Gefühl, das ich dabei hatte, nicht besser auszudrücken, als wenn ich mich mit einem Manne vergleiche, der, wie man so zu sagen pflegt, Herz und Kopf auf der rechten Stelle hätte, und der muthig und mit großer Körperkraft begabt wäre, und, um eine ihm heilige Pflicht zu erfüllen, die Verachtung, oder die Drohungen eines armseligen, feigen und gebrechlichen Geschöpfes, das er mit dem Hauche seines Mundes niederwerfen könnte, stillschweigend ertrüge.

Mit einem Worte, unsere Rollen schienen mir durchaus gewechselt: ich betrachtete meine Unterordnung unter Robert von Mareuil als eine Regelwidrigkeit, ich faßte meine Stellung im Lichte einer wunderlichen Laune, einer Verkappung auf, die mich nicht nur in den Stand setzen konnte, eine edle Handlung zu begehen, sondern die auch meiner Neugierde und Beobachtungsgabe reichen Stoff zu verleihen versprach.

Da ich mich in dem großen Haufen von Bedienten an der Thür des Museums etwas beengt fühlte, suchte ich mir damit zu helfen, daß ich auf alles Sichtbare und Hörbare um mich her sorgfältig Acht gab; ich verdankte meiner dienenden Stellung bereits zu wichtige Aufschlüsse, als daß ich daran hätte verzweifeln sollen, dergleichen noch mehre zu erlangen.

Indem ich mich hier und da in die Gruppen der Bedienten mengte, bemerkte ich, daß sie sich nach dem Beispiel ihrer Herren in eine aristokratische und eine dem Mittelstande angehörige Classe sonderten; die Livreebedienten der großen Häuser, die an ihrem hohen Wuchse, an den Wappenknöpfen ihrer Livreen, an der dünnen Lage Puder, der ihre Haare bedeckte, kenntlich waren, bildeten eine von den Lakaien der Bürgerlichen entschieden getrennte Gruppe; sie sprachen mit diesen letztern kein Wort, vielleicht nicht aus Stolz, sondern in Folge ihrer gesellschaftlichen Stellung. Da die Herrschaften dieselben Kreise besuchten, so trafen die Bedienten so gut, wie die Herren, einander jeden Abend in einer kleiner Anzahl von Häusern an, die mit Zurechnung gewisser Gesandtschaften, wie ich später erfuhr, die Vereinigungspunkte der Blüte der pariser Aristokratie bildeten. Da die Bürgerlichen sich dagegen sehr vertheilten, so bildetrn ihre Bedienten, die sich nicht an denselben Vereinigungspunkten antrafen, nicht ein so zusammenhängendes Ganze, wie die der großen Herren.

Ich trat auf diese Letzteren zu, indem ich hoffte, vielleicht über den Unbekannten in der Schenke zu den drei Tonnen, welchen man den Fürsten von Montbar nannte, etwas Weiteres in Erfahrung zu ziehen.

Nachdem ich eine Viertelstunde so zugehört — denn meine Kameraden waren weit davon entfernt, leise zu reden — erschrak ich fast über Das, was ich hier über die große Welt von Paris erfuhr. Liebeshändel, Familienauftritte, Vermögenssachen, Alles schien meinen aristokratischen Kameraden bekannt zu sein, und obendrein führte die Art ihrer Dienste, indem sie sie in die Vorhalle, oder auf den Bedientensitz der Wagen verwies, sie noch nicht einmal in die unaufhörliche und vollständige Vertrautheit mit den Vorgängen in den Versammlungssälen der Theater ein, wie dies bei den Kammerdienern der Fall ist.

Dies stückweise aufgefaßte Gespräch, welches ich belauschte, und die Thatsachen, welche es mir enthüllte, haben aus mehren Gründen einen solchen Eindruck auf mich hervorgebracht, daß ich es fast ganz auswendig behalten habe.

„Wie, Du hier im Museum?" hatte einer der aristokratischen Lakaien zu einem seiner Kameraden gesagt, „gestern, in der italienischen Oper hattest Du mir gesagt, Ihr ginget zum Wettrennen im Gehölz von Boulogne."

„Ja, aber die Marschordre ist verändert worden, wir waren gestern, nach dem italienischen Theater, bei der sardinischen Gesandtschaft, und da hat man sich anders besonnen und sich hierher bestellt, das steht fest."

„Er war also gestern da, bei der Gesandtschaft mein' ich?"

„Wetter! da wir hinfuhren, mußte er wol da sein! Aber er machte sich beinahe gleich nach unserer Ankunft davon, ich glaube, wir sind im Begriff, ihm ein Bischen langweilig zu werden, wenigstens altert Madame verflucht."

„Ich habe ihn vorgestern bei der Herzogin von Beaupréau gesehen — Deine Herrin ist eine Frau von vollendeter Schönheit, mein Lieber."

„Was willst Du? die Blonden! — und dann der Gram; denn sie scheint mit ihrer ganzen Existenz daran zu hängen, und er ganz und gar nicht. Sonst war er immer vor ihr da und ging zu derselben Zeit fort, ließ auch seine Leute rufen, wenn sie allein kam. Aber jetzt — ja prost Mahlzeit! jetzt kommt er zuletzt und geht zuerst. Und außerdem gab's sonst zwei- bis dreistündige Morgenbesuche, und jetzt sind's fünf Tage, daß er keinen Fuß in's Hôtel gesetzt hat."

„Deine Herrin hat sich zu tief eingelassen, Bester."

„Freilich, daher kommt's. Sieh auch heute — Sie glaubte ihn hier zu finden, aber ich seh' nirgends sein Cabriolet mit dem prächtigen grauen Pferde, dem alle Vorübergehenden nachsehen."

„Das ist boshaft. Er wird ihr gesagt haben, er komme in's Museum, damit sie ihn nur nicht im Gehölz heimsucht, wohin er gegangen sein wird. Ich

sage Dir, Deine Vicomtesse ist verloren. Aber sieh, da kommt sie schon wieder heraus, lauf schnell und hol' Deinen Wagen."

„Wahrhaftig, er ist nicht gekommen, nun verdrießt es sie, zu warten, und sie macht sich davon. Lebe wohl, Peter."

„Leb wohl, Alter."

Dann wandte sich der Livreebediente zu einigen seiner Kameraden, die dem Gespräch zugehört hatten, und setzte hinzu:

„Seht doch den Ehemann an, sieht er nicht aus wie ein kalekutischer Hahn?"

„Der Einfaltspinsel!"

„Was für ein grober Lümmel!"

„Das ist einerlei, sie ist noch ganz hübsch —"

„Wie sie mault."

„Sie sieht allerdings verdrießlich aus."

Ich wandte die Blicke nach der Stelle, auf die meine Nachbarn, deren Reden ich mildere und abkürze, mit den Augen hinwiesen, und auf der ziemlich hohen Freitreppe, die vor der Thür des Museums liegt, erblickte ich eine blonde, junge Frau, mit etwas matten Zügen, doch noch immer reizend. Sie schien sehr traurig und niedergeschlagen zu sein; sie war eben so geschmackvoll wie glänzend gekleidet; bisweilen ließ sie schmerzliche Blicke über den Platz hinschweifen — Der, welchen sie erwartete, schien nicht zu kommen. Ein großer junger Mann von fadem und nichtssagendem Aussehen, ohne Zweifel der Ehegemahl, führte sie mit nachlässiger, gelangweilter Miene am Arme; während mehrer Minuten, die darüber vergingen, bis der Wagen kam, wechselten Mann und Frau auch nicht ein Wort.

Ich empfand beim Anblick dieser hübschen jungen Frau, welche von den bedenklichen und schändlichen Reden, die durch ihre Gegenwart hervorgerufen wurden, nichts ahnte und niedergeschlagen, in Gedanken versunken, auf der Treppe stehen blieb, die für sie zum Pranger geworden war, einen schmerzlichen Eindruck, dann überfiel mich eine Art Verdutztheit, wenn ich daran dachte, daß, was mir in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt sein zu müssen schien, das Herzensgeheimniß einer Frau, so leicht zu durchschauen und dem groben Witze der Dienerschaft preisgegeben sei; ich konnte nicht begreifen, daß nicht ein Wiederhall dieser rohen Scherze doch einmal zu den Ohren der Frau, des Liebhabers oder des Mannes kommen sollte, und wunderte mich sehr über diese seltsame Vereinigung frecher Verspottung und der tiefsten Geheimhaltung.

Plötzlich fuhr ich erstaunt auf: eine sehr schöne grüne Halbchaise mit grau und orange Livree hielt am Fuße der Freitreppe an; aus diesem Wagen schwang sich behend der Unbekannte aus der Schenke zu den drei Tonnen. Ich konnte mich um so besser überzeugen, daß es derselbe sei, da er, ohne Zweifel mit der blonden jungen Frau bekannt, zu ihr trat, ihr eben so wie ihrem Manne vertraulich die Hand drückte und ein paar Augenblicke mit diesen beiden Leuten schwatzte.

Hatte die ausgezeichnete Haltung, die seltene Schönheit dieses Unbekannten mich schon damals betroffen gemacht, als er, in ärmliche Kleidung gehüllt, sich in einer Kneipe in Branntwein betrunken hatte, so erschienen sie mir jetzt in noch hellerem Lichte; sein Gesicht war, während er mit der armen blonden, jungen Frau sprach, voll Anmuth, Feinheit und Lieblichkeit, ich mußte bewundern, mit welcher ritterlichen Höflichkeit er die traurige Verlassene on ihren Wagen, der am Fuße der Treppe angekommen war, führte; sodann eilte der Unbekannte rasch die Stufen hinauf und trat mit angelegentlich-geschäftiger Miene in die Vorhalle.

Endlich war mir Gelegenheit gegeben, den Namen des jungen Mannes mit Sicherheit zu erfahren; ich hatt mir die Farbe der Livree seiner Leute gemerkt, und bald kam der Bediente, der den Wagen begleitet, in meine Näht.

„Herr," sagte ich zu diesem Burschen, der die Gestalt eines Tambourmajors hatte, „gehört der schöne grüne Wagen, hinter dem Sie saßen, nicht dem Herrn Fürsten von Montbar?"

„Ja, Maulaffe," antwortete mir der Koloß, nachdem er meine bescheidene bürgerliche Livree verächtlich mit den Augen gemessen und sich von meiner Vertraulichkeit sehr verletzt gezeigt hatte.

Allzu erfreut über die Nachweisung, die ich erhalten hatte, als daß ich mir aus dem nicht sehr schmeichelhaften Beiwort, mit dem er mich begrüßt, sehr viel hätte machen sollen, ließ ich diesen aufgeblasenen Mitbruder stehen und zog meines Weges weiter.

Es war jetzt ausgemacht, der Unbekannte aus der Schenke zu den drei Tonnen war der Fürst von Montbar; vermuthlich kam er in's Museum in der Hoffnung, Reginen dort anzutreffen. Diese war ohne Zweifel schon da; denn nach einigem Suchen entdecke ich unter den Bedienten die Livree des Grafen Duriveau, welcher Reginen und ihren Vater hatte hierher führen wollen. Indem ich mich so sehr wie möglich von der Thatsache zu vergewissern wünschte, näherte ich mich der Gruppe, in der ich zwei Lakaien in brauner Livree mit blauen Aufschlägen und silbernen Tressen bemerkte. Das Gespräch schien auf dieser Seite sehr lebhaft zu sein.

„Seht Ihr wohl, bei uns hat man sich tief eingelassen," sagte ein Lakai mit blauer Livree und gelbem Kragen. „Noch gestern haben, trotz des Befehls, sie nicht zuzulassen, der Schneider und der Fleischer, welcher letztere seit einem Jahre, da er nicht mehr für das Haus geliefert, keine Bezahlung erhalten, doch einzubringen gewußt; sie fanden den Herrn auf der großen Treppe, und sie haben ihm die Wahrheit gesagt, daß wir den Zank unten haben hören können."

„Den Schneider nicht zu bezahlen, das mag zur Noth noch angehen," sagte ein Anderer mit weiser Miene, „aber den Fleischer nicht zu bezahlen, das ist widerlich — das sind Leute, mit denen es ganz schnell zu Ende geht, da mußt Du nicht bleiben, Junge."

„Ohne in Anschlag zu bringen, daß der Herr Marquis seinem Kutscher Robert Wechsel ausgestellt hatte für den Unterhalt der Pferde, und das ist die dritte unbezahlte Rechnung. Vorgestern verursachte die Näherin einen Auftritt; sie nahm ein Ballkleid wieder mit, weil sie es der Madame nicht lassen wollte, ohne baar Geld zu bekommen. Alle Tage kommen Tretereien vor, und man hält uns für so reich. Wer sollte das meinen bei dem großen Styl, auf dem bei uns Alles eingerichtet ist."

„Ganz wie bei uns," sagte ein Jäger, den ich als denselben erkannte, den ich gestern bei La Levrasse gesehen, „der Herr Herzog hat Alles durchgebracht, und jetzt ist er im Begriff, bei einem Wucherer den Degen und die diamantenbesetzten Decorationen seines Vaters zu versetzen."

„Da macht Euch fort, Kinder, da macht Euch fort."

„Und mein Lohn," sagte ein Anderer; „man ist mir fünf Monat schuldig."

„Bleib noch einen Monat länger, so verlierst Du sechs Monat. Sieh, da sind gerade die Lakaien des Grafen Duriveau, wenn Du da eintreten könntest, das Haus steht fest wie der Pont-Neuf."

Dann trat der eine der beiden Unterredner auf einen der Bedienten des Grafen Duriveau zu und sagte zu ihm:

„Guten Tag, August."

„Guten Tag, Alter."

„Sag einmal, wäre bei Euch nicht für einen guten Freund von mir eine Lakaienstelle offen?"

„Bei uns, nein; aber ich glaube, in der Dienerschaft des Herrn Vicomte ist ein Platz frei."

„Des Sohnes von Deinem Herrn?"

„Ja."

„Ein Bengel von dem Alter eine besondere Dienerschaft?"

„Sprich mir davon nicht, es überläuft Einen, aber es ist, wie ich sage, er hat eine vollständig eingerichtete Wohnung und zu seiner Bedienung einen Kammerdiener, zwei Lakaien und einen Wagen; er fährt aus, wann er will, mit seinen Kameraden und seinem Erzieher, dem größten Possenreißer, den man sich denken kann. Hör' nur, er führt z. B. den Herrn Vicomte heut Abend in's Theater des Funambules. Jacob hat die Loge genommen. Uebrigens ist's möglich, daß der Herr Graf auch hinkommt. Der kleine Vicomte ist in guter Schule — nur immer zu! — schon mehr als einmal ist er betrunken nach Hause gekommen."

„Das fängt gut an."

„Und boshaft und frech — das ist einerlei, ich vergesse in meinem Leben nicht die Lection, die er vor einer Anzahl von Jahren im Walde von Chantilly bekommen. Da waren Bettelkinder, die er grausam behandelte, da schleppten sie ihn in den Wald, und wäre nicht eine Runde von Forstbeamten gekommen, wer weiß, was aus ihm geworden wäre."

„Da geschah ihm gerade recht."

„Lieber Gott! Sieh, Feäulein von Noirlieu, die wir heute mit dem Herrn Grafen in's Museum begleitet haben, war auch dabei und war auch von den kleinen Räubern entführt worden. Sie war damals acht oder neun Jahre alt; das vergeff' ich in meinem Leben nicht! dieser Auftritt!"

Regina war im Museum; ich hörte ferner zu, indem ich hoffte, noch sonst etwas zu erfaheen.

„Ja," sogte der von den beiden Lakaien, der für seinen Freund eine Stelle suchte, „das muß ein schöner Dienst sein, bei so einem Bengel?"

„Pah, man gewöhnt sich daran, auch ist da nicht eben viel zu thun; man ist zu Zweien."

„Wetter, wenn er so boshaft ist, wie Du sagst, wird man sich nicht sehr drum reißen."

„Er ist nicht sowol boshaft als hochmüthig. Hör' nur, vor drei Jahren hatte er drei von seinen Kameraden und seinen Narren von Erzieher zu Sceaux bei einem Restaurateur zum Essen bei sich; der Erzieher, den das nicht besonders amusirte, und der Sceaux absichtlich gewählt hatte, läßt die drei Bengel sich zu Tische setzen, nimmt den Wagen und macht sich zu einem Frauenzimmer, das in Chatillon wohnte —"

„Ein schöner Erziehee!"

„Als wir zurückkamen, hatten die Bengel eine kleine dreizehn- bis vierzehnjährige Guitarrenspielerin von der Straße heraufkommen lassen und ihr dermaßen zugesetzt und sie so gemißhandelt, besonders der kleine Vicomte, daß eine Art Auflauf um das Haus des Restaurateurs entstanden war; die Leute wollten dem kleinen Vicomte und seinen Komeraden zu Leide. Aber ich will Dir das ein ander Mal erzählen," sagte der Lakai plötzlich zu seinem Kameraden; „da kommt mein Herr: wenn wir uns wiedersehen, will ich Dir von der Stelle sagen."

Mit diesen Worten eilte der Lakai des Grafen Duriveau rasch auf die Treppe zu, der ich mich auch näherte, weil ich vermuthete, daß, wenn Regina herauskäme, mein Herr nicht weit sein werde. Regina stand auf der Treppe; sie ward von einem Manne von ungefähr funfzig Jahren am Arme geführt. Es war, wie ich nachher erfuhr, der Baron von Noirlieu, ihr Vater; seine gebrechliche, bereits etwas gebückte Gestalt hatte graues Haar, tiefliegende, glühende Augen; die Magerkeit seines Gesichtes, sein bittres, krampfhaftes Lächeln, das auf seinen Lippen gleichsam versteinert zu sein schien, gaben seinen Zügen einen Ausdruck von kränklichem, beinahe unheimlichem Trübsinn.

Regina, die mit strenger Einfachheit gekleidet war, trug ein schwarzes Kleid und einen Hut von weißem Krepp, der aber nicht so weiß war, wie ihr blasses Antlitz, das von kohlschwarzem Haar eingefaßt wurde, ein eisiger Ernst herrschte auf dem Gesichte. Der Fürst von Montbar und der Graf Duriveau machten



sich um sie zu thun; der Graf wandte sich lächelnd und verbindlich bald an den Baron, der ihm kurz und zerstreut antwortete, bald an Regina, die ihn, wie es mir vorkam, mit äußerster Kälte behandelte. Der Fürst von Montbar dagegen beobachtete gegen das junge Mädchen eine vielleicht berechnete Zurückhaltung; denn sie schien ein wenig gezwungen. Er machte sich übrigens mit lachender und unbefangener Miene vorzüglich mit dem Baron zu thun, der seinetwegen seine düstere Schweigsamkeit ein wenig abzulegen schien; doch richtete der Fürst zwei oder drei Mal einige Worte an Regina, und sie antwortete ihm, nicht wie dem Grafen Duriveau mit dem Anschein abweisender Kälte, sondern mit niedergeschlagenen Augen, als fühlte sie sich befangen, verlegen.

Endlich, einige Schritte hinter der Hauptgruppe, und ohne sich ihr anzuschließen, bemerkte ich Robert von Mareuil mit freudestrahlendem Gesicht.

Die Leute des Herrn Duriveau kamen jetzt heran; Regina, ihr Vater und der Graf nahmen Platz in einer prächtigen braunen Berline; die beiden Lakaien nahmen den Bedientensitz ein. In dem Augenblick, da Regina sich entfernte, schlug sie die Augen auf und heftete ihren Blick so entschieden und so lange auf Robert von Mareuil, daß der Fürst von Montbar, der einen Augenblick auf der letzten Stufe der Freitreppe stehen geblieben war, sich rasch und verwundert umkehrte, um zu entdecken, auf wen dieser ausdrucksvolle und langanhaltende Blick Regina's gerichtet sein möge; aber, sei es Zufall, sei es Berechnung, es gelang Robert von Mareuil, sich in demselben Augenblick hinter zwei oder drei Personen, die aus dem Museum kamen, zu verbergen. Der Fürst, der auf diese Weise in die Irre geführt war, stieg in seinen Wagen, der sich bald entfernte.

Jetzt bemerkte Robert von Mareuil mich und winkte mir mit der Hand, seinen Wagen zu holen. Ich brachte ihn. In dem Augenblick, da ich den Schlag zumachte, sagte mein Herr zu mir, ohne seine Freude zu verbergen:

„Nach Hause, Bursch, und rasch."

Als wir in unserer Wohnung angekommen waren, ging ich Roberten die Treppen hinauf auf dem Fuße nach; wir wurden von Balthasar empfangen, der unsere Rückkunft ausgespäht zu haben schien und uns über das Treppengeländer gelehnt erwartete.

Nicht im Stande, länger an sich zu halten, rief Robert von Mareuil, sobald er den Dichter gewahr werden konnte:

„Sie ist mein!!!"

„Sie ist unser — Sieg!" — rief der Dichter.

Und als sich die Thür unserer Wohnung hinter uns geschlossen, überließ sich Balthasar den tollsten Freudenbezeugungen. Robert von Mareuil, der doch wenigstens hätte fühlen sollen, wie selbst sein Triumph eine gar ernste Seite habe, nahm nichts desto weniger an der ausgelassenen Lustigkeit des Dichters, die bei diesem zu entschuldigen war, bei Robert aber sich widerlich ausnahm, Theil, und ohne an meine Gegenwart zu denken, faßten die beiden Freunde einander bei den Händen und fingen an vor Freude herumzuhüpfen, zu springen, zu tanzen, und riefen:

„Sieg, es lebe Regina!"

Als dieser erste Freudentaumel vorüber war, rief der Dichter:

„Robert, laß uns dankbar sein gegen die Vorsehung und diesen schönen Tag würdig begehen, ich lebe nun schon Wochenlang von der greuligen Küche des Garkochs in der Straße St. Nicolas. Bewirthe mich heute mit einem Mittagsessen im Rocher de Cancale."

„Zugestanden."

„Und dann gehen wir in's Theater. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wohin ich gehen möchte, in's Theater des Funambules, um hier endlich diesen verborgenen Diamant, dieses unbekannte Wunder zu sehen, jene Basquine, von der mir Dupaer erzählt hat."

„Zugestanden — des Funambules —" sagte Robert, das gibt doppelten Spaß; denn dies Theater ist der Versammlungsort aller Lebemänner, die ein Bischen dem Trunke ergeben sind."

„Martin geht mit dem Wagen und bestellt um sechs Uhr ein Mittagsessen, zu funfzig Franks das Couvert ohne den Wein, und nimmt dann eine Prosceniumsloge oder sonst eine Loge im Theater des Funambules, wenn noch welche zu haben sind."

„Vortrefflich," sagte Balthasar.

„Nun, und Du, Martin, sollst auch Deinen Antheil an unserer Freude haben," rief Balthasar, „wir werden Dir in einem Winkel des Rocher de Cancale zu essen geben lassen, und Du magst im Theater in's Parterre gehen."

„Nimm," sagte Robert von Mareuil zu mir, indem er mir Geld gab, „Du zahlst im Rocher hundert Francs für das Mittagsessen im Voraus, und dann die Loge; was übrig bleibt, ist für Dich."

„Aber, Herr Graf, ich weiß nicht, wo der Rocher de Cancale ist, und —"

„Du steigst zu dem Kutscher auf den Bock, und er wird Dich hinbringen, naiver Martin," versetzte Balthasar, „Du sagst ihm nur diese beiden heiligen Worte, Rocher, Funambules, und er bringt Dich auf den Flügeln seiner rennlustigen Zephyre hin."

„Jetzt," sagte Robert zu seinem Freunde in dem Augenblick, da ich das Zimmer verließ, „muß ich Dir erzählen, wie es damit zugegangen; sie ist mein, ganz mein, sag' ich Dir."

In dem Augenblick, als ich die Thür zumachte, hörte ich Balthasar rufen:

„Es lebe Regina!"

Funfzehntes Kapitel.

Das Theater des Funambules.



„Laß uns in's Theater des Funambules gehen, wir werden dort jene Basquine zu sehen bekommen, von der mir ein Kenner als von einem unerkannten Wunder erzählt hat," hatte Balthasar zu Robert von Mareuil gesagt.

Ich konnte keinen Zweifel darein setzen, es handelte sich diesmal von der Genossin meiner Kindheit. Bei diesem Gedanken war meine Freude sehr groß. Ich bestellte zuerst nach dem Befehl meiner Herren das Mittagsessen im Rocher de Cancale, darauf fuhr mich der Kutscher an's Funambulestheater; ich las den Anschlagezettel, man gab die bezauberte Haube; ich suchte unter den Namen der Schauspielerinnen den Basquine's; er stand bescheiden am Ende einer Zeile. Der Ruf des armen Mädchens mußte also nicht glänzend sein. Sie war wol, wie Balthasar gesagt hatte, ein noch unerkanntes Wunder. Ich ließ mir die Theaterkasse zeigen und hoffte dort etwas über Basquine in Erfahrung zu bringen, der Kassirer nahm mein Geld für das Logenbillet und sagte:

„Es war das letzte, das ich noch hatte, guter Freund, unser Theater wird mode; es sind heute Logen gemiethet worden von Marquis, Grafen und Capitainen; die schöne Welt versammelt sich hier, wie in der italienischen Oper."

„Tritt Mademoiselle Basquine nicht heute auf, mein Herr?" fragte ich.

„Nein, die Rolle der Silberfee wird von der berühmten Clorinde gespielt."

„Ich habe doch den Namen Basquine auf dem Zettel gelesen."

„Ach ja, die kleine Figurantin, sie hat eine kleine Rolle, die des bösen Genius; sie bleibt keine Viertelstunde auf der Bühne."

„Man sagt dessen ungeachtet, Basquine habe schon viel Talent gezeigt, mein Herr."

„Talent! Eine Figurantin für zehn Sous den Abend Talent? — o, junger Mann, Sie thun mir leid!"

„Könnten Sie mir die Wohnung der Mademoiselle Basquine angeben, Herr?"

„Wohnung!" rief der Kassirer laut auflachend, „wissen Sie, junger Mann, daß Figurantinnen zu zehn Sous den Abend keine Wohnung haben — niemals eine Wohnung haben — die sucht so irgendwo unterzukriechen."

Und der Kassirer wandte mir den Rücken.

Etwas getäuscht in meinen Hoffnungen, tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß ich Basquine wenigstens diesen Abend zu sehen bekommen würde, und ließ es auf die Eingebung des Augenblicks ankommen, ein Mittel zu finden, sie heut Abend nach Beendigung des Stückes zu sprechen.

Balthasar hielt sein Versprechen; während er fröhlich mit Robert von Mareuil schmauste, und die Eroberung von Regina's Millionen im Voraus feierte, ward mir in einer Art von Vorlegezimmer die herrlichste Mahlzeit aufgetragen, die ich in meinem Leben gesehen; doch genoß ich wenig davon, ich war innerlich zu sehr beschäftigt, theils mit den Mitteln, dazu zu gelangen, daß ich Basquine auffände, theils mit den Besorgnissen für Regina's Zukunft, welche mir die Hoffnungen Robert's von Mareuil einflößten, der, wie er sagte, gewiß war, daß sie ihn liebe.

Als meine Herren mit ihrem Mittagsessen fertig waren, ließen sie mich rufen, ich machte ihnen den Wagen auf, und derselbe rollte an das Theater des Funambules.

Da Balthasar mir reichlich Geld gegeben hatte, um meinen Platz bezahlen zu können, trat ich in's Parterre; ich war in meinem Leben nicht im Theater gewesen; auch wurde mein Erstaunen und meine Neugierde um so heftiger gereizt, da ich während eines Zwischenactes und eines furchtbaren Tumultes eintrat, was freilich in diesem lärmenden Theater leicht begegnen kann.

Die unehrerbietige Stellung einiger Zuschauer am Proscenium war Ursache dieses Aufruhrs. Alle meine Nachbarn im Parterre standen auf den Bänken und riefen mit aller Kraft:

„Hinaus mit ihnen, hinaus! das Gesicht nach dem Parterre gewendet," während die Gallerien und das Paradies diesen Ruf in Chor wiederholten und ihn mit Pfeifen, Geheul und Pochen begleiteten, daß man hätte taub werden mögen.

Die Zuhörer im Proscenium, die diesen Lärm hervorgerufen, blieben auf dem Rand der Logen sitzen, und kehrten nach wie vor dem Publicum den Rücken.

Endlich kehrten sie sich, sei es, daß sie einen wirklichen Aufstand besorgten, sei es, daß sie durch ein so langes Beharren in ihrer Stellung genugsam gegen die Volkstyrannei Einspruch gethan zu haben glaubten, langsam um und warfen einen verächtlichen Blick in den Zuschauerraum; nichts desto weniger ward diese Niederlage des Prosceniums mit ungeheurem Siegesgeschrei, das aus triumphirendem ah, ah, ah! bestand, aus jedem aufrührerischen Winkel begrüßt; der Vorfall hatte keine weitere Folge.

Diese Loge, die neben derjenigen lag, in der sich Balthasar und Robert von Mareuil befanden, war von vier Personen eingenommen. Zwei von ihnen kannte ich schon, den Grafen Duriveau und seinen Sohn, den Vicomte Scipio. Ich hatte den Ersteren am Tage vorher bei dem Vater Regina's gesehen und am Morgen im Louvre; was Scipio anbetraf, so war freilich seit dem Auftritt im Walde von Chantilly eine Reihe von Jahren vergangen, auch war er viel größer geworden, aber seine Gesichtszüge hatten sich nicht sehr verändert, es war dasselbe hübsche Gesicht mit blonden Locken, das sich durch einen Ausdruck von Keckheit und frühzeitiger Nichtachtung aller Schranken auszeichnete. Obgleich der Vicomte Scipio kaum in's Jünglingsalter eingetreten war, glich er doch mehr einem „kleinen jungen Mann", wie man zu sagen pflegt, als einem Knaben.

Als der Vicomte sich gegen die Zuschauer wendete, war sein Gesicht geröthet, sein Auge blitzte zornig; ich ward betroffen über die kühne, freche Bewegung, mit der er den Zuschauern Trotz zu bieten schien; er zeigte ihnen das Stöckchen, das er in seinen kleinen Händen, die mit Glacéhandschuhen bedeckt waren, hielt.

Hätte ein Mann diese Großthuerei begangen, sie hätte jedenfalls einen neuen Sturm hervorgerufen; aber Scipio's prahlhansiges Benehmen ward im Gegentheil mit lautem Gelächter und ironischem Bravoruf aufgenommen. Ich weiß nicht, wozu der Zorn den Knaben noch verleitet hätte, — denn seine Lippen zuckten vor Wuth zusammen — hätte ihn sein Vater nicht freundschaftlich in den Hintergrund der Loge geführt. Ein junger Mensch, ungefähr von Scipio's

Alter, und ein Mann mit einem gescheidten Gesicht, das aber einen niedrigen und tückischen Ausdruck hatte, waren Scipio's und seines Vaters Begleiter; Dem zufolge, was ich am Morgen die Leute des Grafen hatte erzählen hören, mußte der Mann mit dem tückischen Gesicht der Erzieher Scipio's sein, und er war es auch; der junge Mensch war ein Spielkamerad des Letztern.

Trotz meiner geringen Weltkenntniß kam es mir doch wunderlich vor, daß der Graf gerade dieses Theater gewählt, um seinen Sohn dahin zu führen, nicht wegen der Stücke, die man hier spielte — im Gegentheil scheinen Feengeschichten für Kinder gemacht — aber — der Graf mußte das wissen — dieses Theater diente, wie man sagte, oftmals Leuten, die, übermäßig dem Bacchus geopfert, zum Versammlungsort, um hier den Abend mit Thorheiten und in lärmender Lustigkeit hinzubringen.

Bald darauf geboten die drei feierlichen Schläge hinter dem Vorhange allgemeine Stille; das Orchester spielte eine Traneraouverture; in meiner Ungeduld, Basquinen auftreten zu sehen, wandte ich mich an einen Nebenstehenden.

„Kommt Mademoiselle Basquine bald?" fragte ich ihn.

„Wer ist das, Basquine? Ach so, die Blondine, die den bösen Genius macht, nein, noch nicht, der Auftritt ist am Ende des Aufzugs."

„Basquine hat viel Talent, nicht wahr, mein Herr?"

„Hm, weiß nicht, sie ist drollig genug. Wenn sie ihre satanischen Fratzen schneidet, ist sie teuflisch wie ein Dämon — aber einen Augenblick will sie singen — dann dank' ich, das ist unerträglich, wie in der großen Oper."

„Ah, mein Herr, wie können Sie das sagen!" versetzte mein Nachbar zur Linken. „Basquine spielt ihre kleine Rolle mit einem Ausdruck — und dazu hat sie eine Stimme! Eine Stimme! Ich komme blos, um das kleine Stück von ihr singen zu hören."

„Jeder nach seinem Geschmack," antwortete mein Nachbar zur Rechten.

Dann wandte er sich zu mir und sagte ganz leise:

„Hören Sie auf diesen Herren nicht, er versteht nichts davon. Diese Basquine ist gar keine Schauspielerin, sie ist eine schlechte Figurantin für einen Heller — mager wie ein großer Nagel — und die als Tragöde auftritt — ich bitte Sie, im Theater des Funambules! Es ist bemitleidenswerth. Dagegen sehen Sie Clarinde an, die die Silberfee spielt, ei der Tausend, das ist eine Schauspielerin, ich mache Sie im Voraus auf ihre Waden u. s. w. aufmerksam. Sie werden sehen, wie ausgezeichnet!"

Ich ließ den Liebhaber der Waden u. s. w. der Mademoiselle Clorinde reden: der Vorhang ging auf, ich warf einen Blick in die Loge, wo Balthasar und Robert von Mareuil saßen; der Erstere, der auf einer Vorderbank saß, strahlte vor Freude und schien sich sehr zu belustigen, während der Letztere im Hintergrunde saß und düster und sorgenvoll aussah. Ich wußte diesen Trübsinn, mit der Gewißheit, die Robert sich verschafft haben wollte, noch immer von Regina geliebt zu werden, nicht zu vereinigen. Dieser auffällige Umstand rief mir die Veränderung in Robert's Gesichtszügen in's Gedächtniß zurück, die in Folge seiner Unterredung mit La Levrasse eingetreten war, von der selbst Balthasar sich ausgeschlossen gesehen hatte. Obgleich diese Beobachtungen mir viel zu denken gaben, beschäftigte ich mich zunächst nur mit der Feengeschichte und dachte einzig und allein an die Rolle, wo Basquine auftreten sollte.

Dieses letztere Interesse versetzte mich in meine Kindheitserinnerungen zurück, die zugleich so süß und so bitter waren. In Kurzem hatte ich selbst das Stück, das da auf dem Theater gespielt wurde, und Alles, was um mich her vorging, vergessen, indem ich wohl wußte, daß die Stimme Basquine's, sobald sie auf die Bühne träte, mich in die Wirklichkeit zurückrufen werde.

Ein neuer Zwischenfall entriß mich meinen Betrachtungen.

Der Loge des Grafen Duriveau gegenüber war eine Loge leer geblieben; zwei schlechtgekleidete Männer nahmen sie ein, indem sie von der Gallerie her, auf der sie vorher gewesen, über die Zwischenwand stiegen. Als nun Die, welche die Loge gemiethet, ankamen und sie besetzt fanden, erfolgte ein heftiger Wortwechsel, und die Vorstellung wurde einen Augenblick unterbrochen.

Die beiden Eindringlinge, von denen der eine von kleinem Wuchse war, gesticulirten im Innern der Loge heftig und schienen nur Schritt für Schritt weichen zu wollen; plötzlich sah man zwei große Arme den Kleinsten der beiden Widerspenstigen ergreifen, aufheben, über die Scheidewand heben und an dem Platze niedersetzen, den er verlassen hatte, um sich im Proscenium einzudrängen.

Dieses Probestück von Körperkraft und komischer Entschlossenheit rief allgemeine Begeisterung hervor; das Paradies, das Parterre brach in Bravos aus, und eine Menge Stimmen riefen:

„Der Autor, der Autor!" denn der Mann mit den beiden großen Armen, der bis dahin fast unbemerkt geblieben war, hatte sich gegen den Hintergrund der Loge gewendet, wahrscheinlich, um den anderen Eindringling auf dieselbe Weise zu entfernen, aber dieser so wie sein Genosse, der auf die Gallerie übergesetzt war, verschwanden alsbald, um dem Zischen der Zuschauer zu entgehen.

Diese Urtheilsvollstreckung genügte nicht, die allgemeine Neugierde war zu lebhaft angeregt; man wollte mit aller Gewalt den Autor dieses handgreiflichen Spaßes mit Augen sehen, und Parterre, Paradies und Gallerie wiederholten daher in fruchtbarem Einklang:

„Der Autor! der Autor!"

Dieser schmeichelhafte Hervorruf schien die Bescheidenheit des „Autors" dieser bewunderten Thathandlung nicht zu verletzen, er trat mit äußerst selbstzufriedener Miene an den Rand der Loge und grüßte das Publicum auf ungezwungene Weise, indem er mit einer komisch verlegenen Miene die Hand auf's Herz legte.

Das Bravorufen verdoppelte sich. Der Mann mit den großen Armen schien eine Person, die ihn begleitete, an diesem Triumph Theil nehmen lassen zu wollen, kehrte sich um und führte bald mit Güte, bald mit Gewalt eine ziemlich junge Frau vor, die etwas frech aussah, obgleich sie in diesem Augenblick durch die unvermuthete Vorstellung ein wenig in Verlegenheit gesetzt war.

Die Ansichten über dies Verfahren des Mannes mit den großen Armen waren getheilt.

Die Einen klatschten mit Begeisterung Beifall, und dieser verbeugte sich gegen sie auf's Neue.

Die Andern zischten, Scipio Duriveau und sein Kamerad war unter ihnen; der Mann mit den großen Armen verbeugte sich mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit gegen sie ebenfalls.

Vielleicht hätte sich zwischen den Zischenden und den Beifallsklatschern ein feindseliger Parteikampf entwickelt, aber die Neutralen forderten mit lauter Stimme die Fortsetzung der Vorstellung.

Dieser letztere Gedanke vereinigte die streitenden Theile, und es ward allmälig wieder still. Der Mann mit den großen Armen setzte sich auf der einen Seite der Loge nieder, das junge Weib mit dem frechen Aussehen auf der andern, und das Stück ging wieder an.

Was mich anbetraf, ich blieb unbeweglich, mit hochklopfendem Herzen stehen — in dem Mann mit den langen Armen hatte ich B a m b o c h e n erkannt.

Seine Gestalt war hoch, stark, schlank. Er trug, wie früher, sein schwarzes Haar sehr kurz geschnitten; indem es auf diese Weise die fünf Ecken um seine breite Stirn zeigte, gab es seinem Gesichte einen eigenthümlichen Charakter, auch hatte ich meinen Jugendfreund auf der Stelle wiedererkannt. Seine braunen buschigen Backenbärte und sein dicker Schnurrbart von derselben Farbe vermehrten den entschlossenen Ausdruck seines scharf gezeichneten Gesichtes noch; aber dieser Ausdruck, der früher menschenfeindlich und höhnisch gewesen war, schien mir jetzt zugleich fröhlich, keck und spöttisch. Bamboche's Anzug zeugte zugleich von Aufwand und schlechtem Geschmack; eine dicke goldne Kette schlängelte sich über seine rothsammtne Weste; er trug Hemdknöpfe mit Brillanten, und die Aermel seines kastanienbraunen Rockes, die bequemlichkeitshalber bis über die Knöchel zurückgeschlagen waren, ließen seine großen Hände sehen, deren Reinlichkeit Zweifel gestattete; es schien, als ob er sie absichtlich auf die Randleiste der Loge legte, um die Ringe mit Edelsteinen sehen zu lassen, die an seinen dicken Fingern funkelten. Es schien, als hielt er es für anständiger, kurzsichtig zu scheinen; denn trotz des Glanzes seiner großen, grauen, offenen, fröhlichen Augen blickte er dann und wann auf sehr linkische Weise durch ein doppeltes Opernglas von Gold. Bamboche's Begleiterin, die ich übrigens wenig beachtete, trug einen hübschen Rosahut und um die Schultern einen sehr schönen Shawl.

Die Feengeschichte ging ihren Gang, aber ich hatte für nichts Augen, als für Bamboche, mein Herz klopfte heftig, ich erkannte die Wahrheit von Claudius Gérard's Voraussagung:

„Du könntest Deine Genossen nach zehn Jahren wiederfinden, nach zwanzig Jahren, und Du würdest die Jugendfreundschaft, die Dich an Basquine und Bamboche knüpft, eben so tief empfinden, wie früher."

Wirklich war es mir nicht anders, als wäre ich erst seit einigen Tagen von meinen Genossen getrennt. Ich legte mir die Frage nicht vor, vermöge welcher gewagten, jedenfalls strafbaren, vielleicht verbrecherischen Mittel Bamboche, der so eben erst zu Grunde gerichtet, als Schleichhändler verfolgt worden war, und dazu offenbarer Helfershelfer La Levrasse's und des Muldensterzes bei irgend welchen lichtscheuen Unternehmungen, jetzt auf's Neue einen großen Aufwand zur Schau tragen könnte. Ich legte mir die Frage nicht vor, ob die Zuversicht, mit der er öffentlich zu erscheinen wagte, ein Beleg für seine unglaubliche Kühnheit oder für seine Unschuld sei, ich dachte an nichts, als an die Freude, ihn wieder zu sehen. Unwillkürlich wurden meine Augen feucht bei dem Gedanken, daß wir bald zu einander sagen würden: Weißt Du? Nur Eins beunruhigte mich. Wußte Bamboche, daß heute Basquine auftreten sollte? liebte er sie noch, wie früher? Die Anwesenheit des Frauenzimmers, die meinen Jugendfreund begleitete, machte die Fragen, die ich an mich selbst richtete, und deren Lösung ich im nächsten Zwischenacte gefunden zu haben hoffte, ein wenig verwickelt. Entschlossen, wie ich war, Bambochen aus der Loge herausrufen zu lassen, ließ ich ihn unterdessen kaum aus den Augen. Die Begleiterin neigte sich ihm an's Ohr und sagte ganz leise einige Worte zu ihm, alsbald nickte Bamboche, obgleich er sich an der Feengeschichte wie nie zu belustigen schien, seiner Genossin bejahend zu und trat aus der Loge.

„Sie wünschten Basquine zu sehen," sagte einige Augenblicke darauf mein Nachbar zur Linken, der erklärte Vertheidiger der kleinen Figurantin, zu mir. „Achtung! sie wird sogleich erscheinen. Da ist schon der Donner, die Höllenflammen und alle der Spectakel, der ihr Auftreten ankündigt."

Man kann sich vorstellen, was für neugierige, ungeduldige Blicke ich auf die Bühne warf.

Das Theater stellte einen großen, tiefen Wald vor, der Donner hallte, häufige Blitze erhellten die Bühne.

Der Anblick dieser Decoration, das Geräusch des Donners rief in mir eine vielleicht kindische Ideenassociation hervor, die aber auf mich einen seltsamen, fast erschreckenden Eindruck machte.

Vor einer Reihe von Jahren hatten sich in einem dunkeln Walde, in dem auch der Donner wiederhallte, den auch der unheimliche Schein der Blitze erleuchtete, drei verlassene und drei wohlhabende Kinder einander gegenüber gefunden.

Fünf von diesen Kindern, Scipio fast Jüngling, Robert von Mareuil, ich und Bamboche zu Männern herangewachsen, Basquine als junges Mädchen, waren heut Abend wieder versammelt und wußten gegenseitig ihre Anwesenheit in diesem Possentheater nicht, das wieder einen Wald vorstellte, in dem der Donner wiederhallte.

Nur Regina fehlte, aber die Lebhaftigkeit, mit der mir ihr Bild beständig vorschwebte, machte sie bei diesem Auftritt gleichsam gegenwärtig.

— — — — — — — — — — — — — — —

In dem Augenblicke, wo das Rollen des Donners hinter der Bühne sich verdoppelte, öffnete sich eine Vertiefung, spie große, rothe Flammen aus, wie es der Eintritt eines teuflischen Wesens mit sich führt, und als dieser Ausbruch nach und nach aufgehört, sah ich Basquine aus dem Höllenschlunde emporsteigen.

Sie mußte jetzt sechzehn bis siebenzehn Jahr alt sein, ihre Gestalt, die unter Mittelgröße war, war schlank und sehr zierlich, nur ein Bischen Magerkeit konnte man an ihr aussetzen, Magerkeit, die ohne Zweifel die Folge von Entbehrungen oder Seelenleiden war.

Basquine trug fleischfarbene Tricots, die die herrlichen Umrisse ihrer Beine rein abdrückten; die Schön-

heit ihrer Arme, die glänzende Weiße ihres Halses und ihrer Schultern erschienen im Gegensatz zu ihrem schwarzen Gewande, das mit rothen und silbernen kabbalistischen Figuren besäet war, noch blendender; auf ihrer Stirn, die von prachtvollem, in die Höhe gebundenem, blondem Haar umgeben war, erhoben sich zwei kleine silberne Hörner, die beweglich waren, wie Fühlfäden, während hinter ihren wie Marmor glänzenden Schultern zwei Flügel von schwarzem Krepp hin und her schwankten, die in silberne Stacheln ausliefen.

Trotz dieses satonischen Aufzugs, der nahe an's Lächerliche grenzte, brachte diese Erscheinung auf mich doch einen tiefen Eindruck hervor, so sehr ward ich von dem wahrhaft teuflischen Ausdruck betroffen, den Basquine ihren Zügen zu geben gewußt hatte, die übrigens von so engelgleicher Reinheit waren. Da sie keine Schminke trug, sah sie unheimlich blaß aus, ihre großen Augen aber blinkten in ihrem Gesichte, das weiß war, wie ein Leichentuch; es ist unmöglich diesen unsäglichen Gegensatz zwischen den glühenden Augen, die fast fieberhaft glänzten, und dem bittern, eisigen Lächeln zu beschreiben, das dies göttlich schöne Gesicht verzerrte. Ein unbestimmtes Gefühl sagte mir, das sei nicht blos eine zum Spaß und allein um der Rolle willen angenommene Maske — nein nein, ich erinnerte mich nur zu wohl, in welchem Tone wilder Erbitterung Basquine auf den Haß gegen die Reichen getrunken hatte, nachdem sie wie wir von den wohlhabenden Kindern im Walde von Chantilly verächtlich zurückgestoßen worden war; ich wußte es mir nur zu wohl zurückzurufen, welche rohe Freude auf ihrem bis dahin so sanften Antlitz aufblitzte, als ich beim Eintritt der Nacht Reginen ohnmächtig auf meinen Armen forttrug. Nein, nein, ich fühlte, daß in dieser Rolle des bösen Genius Basquine's ganze Seele, die gewiß durch das Unglück noch mehr verbittert war, in ihr Gesicht trat. Das Geschick hatte sie zu dieser Rolle bestimmt, welche der Zufall ihr zutheilte. Der tiefe Eindruck, den sie auf einige Auserwählte machte, bewies hinlänglich, daß da noch etwas Anderes vorlag, als die Darstellung einer an sich unbedeutenden Rolle.



Basquine's Auftreten, ihre Stellung, ihr Spiel, ihr Gesichtsausdruck, die doch alle außerordentlich dramatisch waren, wurden anfangs nicht mit Beifall begrüßt — warum? Jetzt kann ich es mir erklären: Basquine war für die größte Anzahl der gewöhnlichen Besucher dieses Theaters nichts als eine hübsche Figurantin, ein Bischen mager und zu blaß. Was die wenigen Zuschauer anbetraf, die ihren Werth zu schätzen wußten, so pflegen solche überhaupt wenig Beifall zu klatschen. Doch ich irre mich, Balthasar rief:

„Sie ist blendend, erhaben!"

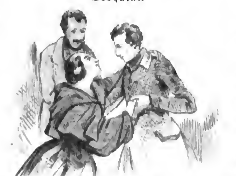
Und er klatschte wüthend.

Vielleicht hätten diese Beifallsbezeigungen einen Wiederhall hervorgerufen; denn oft ist nichts ansteckender als die Bewunderung, aber häufig kann auch ein Nichts die Begeisterung erkalten machen; dies trat auch diesmal ein. Höhnisches Lachen und wiederholtes St! das von der Prosceniumsloge des Vicomte Scipio ausging, ließ die Begeisterung, welche Balthasar's warmes Bravorufen vielleicht erweckt hätte, nicht aufkommen. Der Dichter verlor den Muth nicht, er fing auf's neue an, aus allen Kräften zu klatschen — aber diese freundschaftliche Ungeschicklichkeit rief neues St! St! hervor, das nicht mehr blos aus der Loge des Vicomte kam.

Was Basquine anbetrifft, die gänzlich von ihrer Rolle in Anspruch genommen zu werden schien, so machte offenbar, was im Zuschauerraum vorging, keinen Eindruck auf sie, aber ein neuer Zwischenfall entriß die arme Figurantin ihren Bühnentäuschungen.

Sechzehntes Kapitel.

Basquine.



Damit man dieses Ereigniß, welches Basquine mitten in ihrer Rolle plötzlich stören sollte, ganz verstehen kann, sind einige Worte über den ganzen Auftritt unerläßlich, einen kindischen, albernen Auftritt, wenn man will, aus dem aber Basquine ergreifende Glanzpunkte zu entwickeln wußte.

Sobald der böse Genius — denn diesen, den Widerpart der guten Fee, machte Basquine — aus der Hölle emporgestiegen war, schlug er die Arme über der Brust zusammen, trat langsam auf den Harlekin zu, der unter der schützenden Aegide der Silberfee eingeschlafen war, welche Clorinde darstellte, eine kleine, runde Schauspielerin mit einem vergnügten Gesicht und von etwas aufdringlichen körperlichen Reizen.

Die Beschützerin Harlekins war in Rosa und Silber gekleidet und hielt in der einen Hand ein goldnes Horn des Ueberflusses, aus dem sie Blumen nahm und sie mit aller Anmuth, die sie aufbringen konnte, auf ihren schlummernden Schützling warf, um damit die lachende Zukunft anzudeuten, die sie ihm zudachte.

Basquine ging also mit fortwährend über die Brust gekreuzten Armen langsamen Schrittes auf die Silberfee zu; es ist unmöglich, zu beschreiben, mit welchem schrecklichen Mitleiden sie auf die eitlen Zauberkünste der Silberfee herabzusehen schien, die sich plagte, ihren Schützling mit allegorischen Blumen zu bedecken. Besonders war ein Augenblick ergreifend, in welchem Basquine mit leichtem Achselzucken einen letzten Schritt auf die gute Fee zu that, nur Einen Schritt, der aber mit einer so viperhaften Halsbewegung und einem so drohenden, unheimlich zauberischen Blicke begleitet war, daß die gute Fee wie von dem unbeweglichen Entsetzen ergriffen zu werden schien, welches das Opfer ergreifen soll, das die Schlange, wie man sagt, ehe sie es verschlingt, durch ihre Blicke lähmt. Die Silberfee trat, wie von einem unwiderstehlichen Zauber angezogen, Basquinen Schritt für Schritt näher und reichte ihr mit zitternder Hand ihr goldenes Horn. Basquine nahm eine Blume, eine schöne, frisch aufgeblühte Rose, zeigte sie der Fee mit höhnischem und eisigem Lächeln, als wollte sie ihr noch einmal den zarten Glanz dieser Blume zu bewundern geben, und dann hielt sie sie an ihre Lippen, blies sie leise an — und die Rose ward augenblicklich schwarz und entblätterte sich von selbst.

Nein, niemals werde ich die Handbewegung, die Stellung, den Blick, das Lächeln, den Gesichtsausdruck Basquine's und die ganze unbarmherzige Ironie, den ganzen blutigen Sarkasmus vergessen, die sich bei ihr kundgaben, als sie mit ihrem tödtlichen Hauche diese Blume, die frisch war und glänzend, wie die Hoffnungen und Täuschungen des Jugendalters, hinwelken machte, und mit welcher Verachtung sie, indem sie ihre großen Augen, die von einem unheimlichen Feuer erglänzten, niedersenkte, auf die Fetzen der Blume zu ihren Füßen herabsah.

Ich erwartete nicht, daß dieser Auftritt sich noch höher würde steigern lassen, aber ich irrte mich: bald trat eine noch ergreifendere Wendung ein.

Nach der Rose nahm Basquine aus dem Horn einen frischen jungfräulichen Strauß, der aus Myrten und Orangeblüten gebunden war; ohne Zweifel ein Symbol von Harlekins Braut. Von neuem Schrecken ergriffen, warf sich die Silberfee Basquinen zu Füßen und schlug die Hände flehend zusammen, indem sie für diesen Strauß um Gnade zu flehen schien.

Zuerst erschien Basquine unerbittlich, wies mit kalter Verachtung die Bitten der Silberfee von sich und drückte den Strauß frohlockend in ihrer Hand krampfhaft zusammen — aber auf einmal schien sie weich zu werden und den Strauß mit wachsendem Mitleid zu betrachten — nach und nach wandelten sich die Züge des jungen Mädchens um, ihr Gesicht nahm jenen Ausdruck engelhafter Sanftmuth, anbetungswürdiger Seelenaufrichtigkeit an, den ich in ihrer Kindheit so oft an ihr beobachtet hatte. Weit entfernt, den Myrtenstrauß ebenfalls zu vernichten, liebkoste ihn Basquine mit Hand und Blick auf unschuldig zärtliche Weise. Es ist unmöglich, sich von der bezaubernden Anmuth, der hinreißenden Anziehungskraft in Basquine's Spiel eine Vorstellung zu machen; auch küßte die Silberfee, lächelnd, beruhigt und selig, dem bösen Genius die Hand; denn sie hielt den Strauß für gerettet. Eitle Hoffnung! Plötzlich ward der Engel wieder zum Teufel; mit Einem Hauch machte Basquine den Strauß welken, indem sie ein höhnisches, aber volltönendes und wohlklingendes Gelächter ausstieß; dann verschmolz sie, wenn man so sagen darf, die letzten Bebungen dieses unheimlichen Gelächters in das Andante einer Bravourarie von mächtigem und wildem Charakter — die Musik war von ihr selbst, ich habe sie später gehört — deren Worte etwa folgenden Sinn hatten:

„Ich bin der Genius des Bösen, das Unheil ist mein Gebiet, mein eisiger Hauch macht alle Freuden welken, ich brauche nur zu erscheinen, und Freude verwandelt sich in Trauer" u. s. w.

Basquine sang diese Arie mit ihrem mehr als mittelmäßigen Text mit so bewundernswürdigem Ausdruck, daß sie ihm eine furchtbare Bedeutsamkeit aufprägte; ihre Mezzosopranstimme, die zugleich ernst, weich, voll und helltönend war, machte alle Saiten meines Herzens erzittern.

Und ich war nicht der Einzige, der von diesem seltenen Talent einen tiefen Eindruck erfuhr.

Indem ich, wie man zu sagen pflegt, an Basquine's Lippen hing, fiel mein Blick zufällig auf die Loge, die Balthasar und Robert von Mareuil einnahmen; denn sie lag der Bühne ganz nahe.

Der Dichter hörte Basquine mit einer Andacht und Bewunderung zu, die er durch die begeistertsten Bewegungen, Mienen und Stellungen an den Tag legte. Robert von Mareuil dagegen hörte in gefaßter Seligkeit zu — zuerst hatte er hinten in der Loge gesessen, dann, wie unwillkürlich durch Basquine's Gesang, Spiel und Schönheit herbeigezogen, hatte er nach und nach den Kopf hervorgestreckt, und jetzt stützte er sich mit der einen Hand auf den Rand der Loge, wandte keinen Blick von Basquine ab und stand wie festgebannt.

Dieser von Robert eingenommenen Loge gegenüber, aber ein Stockwerk höher, befand sich Bamboche's Loge. Die Abwesenheit dieses Letzteren währte noch fort; das junge Frauenzimmer, das mit ihm eingetreten war, befand sich noch allein. Sie schien mir, wie ich von der größten Anzahl der Zuschauer bekennen muß, ziemlich unempfänglich für das bewundernswürdige Talent, das sich auf einmal bei der armen Figurantin zeigte, oder wußte es wenigstens nicht zu schätzen — da es sich doch so sehr aufdrang, daß Diejenigen, welche sich gegen seine Wirkung am meisten sträubten, dieselbe unwillkürlich am entschiedensten an sich kund gaben. Denn während mein Nachbar zur Rechten Basquinen in stummem Entzücken zuhörte, wandte sich mein Nachbar zur Linken mit den Worten zu mir:

„Hatte ich es Ihnen nicht vorher gesagt? Hören Sie sie wol, diese Basquine? — Wie sie einem bange

macht um's Herz, wie sie einem die gute Laune verdiebt. Möchte man nicht sagen, man fürchte sich vor ihr und verabscheue sie? — Wahrhaftig, ich verabscheue sie. Wie sie boshaft aussieht! Wenn das Geringste geschähe, könnte ich sie auszischen. Sehen Sie dagegen Clorinde — ei, das glaub' ich! Die verdirbt einem die gute Laune nicht, die runde, behagliche Person."

Ich weiß nicht, was ich meinem Nachbar geantwortet hätte, wenn nicht der Zwischenfall eingetreten, um deswillen ich diese Abschweifung gemacht habe, und den ich jetzt erklären muß.

Basquine mochte in der Mitte ihrer Arie stehen; sie sang mit wachsender Kraft und Macht, als ein unerwartetes Ereigniß sie plötzlich unterbrach.

Der Vicomte Scipio hatte sich den Spaß gemacht, verstohlen eine Handvoll Knallerbsen auf die Bühne zu werfen, die er ohne Zweifel eigens zu diesem jungenhaften Streiche gekauft hatte, der übrigens, wie man sagte, in dem kleinen Theater schon öfter war verübt worden.

Mitten in dem Gesangstück trat Basquine unversehens auf einige von diesen Erbsen: ihre Explosion setzte sie so heftig in Schrecken, daß sie zurücksprang, aber ihr Fuß verwickelte sich in ein Stück Decoration auf ebener Erde, das die Versenkung, durch die sie heraufgestiegen war, verdeckte, und sie strauchelte — und fiel, und zwar auf eine so beklagenswerth lächerliche Weise, daß ein unauslöschliches Gelächter, von einer ganzen Lage pfeifender Töne begleitet, zuerst von der Prosceniumsloge des Vicomte ausging und sich dann in dem ganzen Zuschauerraum wiederholte. Die entsetzlich lächerliche Art, wie Basquine fiel, gab den Zuschauern um so mehr zu lachen, da das arme Mädchen ein unheildrohendes und furchtbares Wesen darstellte. Das unglückliche Geschöpf stand todtenbleich auf, warf in die Loge des Vicomte Scipio einen schrecklich verzweiflungsvollen und wüthenden Blick und wollte dann von der Bühne entfliehen, aber in ihrer Verwirrung verfehlte sie zwei Mal die Coulisse. Jetzt verdoppelte sich das Geheul, das Pfeifen, das Lachen, bis sie endlich einen Ausgang fand, wo sie verzweiflungsvoll verschwand.

In diesem Augenblick brachte ein neues Ereigniß den Lärm auf seinen Gipfel.

Mit einem Beutel Orangen in der Hand, die er zuvorkommend für seine Genossin gekauft, trat Bamboche in dem Augenblick wieder in seine Loge, als der Vorfall mit den Knallerbsen und Basquine's Sturz stattfand — Dinge, die, so wichtig sie waren, so rasch wie Gedankenblitze auf einander folgten. Unsere Jugendgenossin zu erkennen, mit einer Stentorstimme auszurufen: „Basquine, ich bin da!" auf das Theater zu springen, an die Loge des Vicomte zu laufen — so zu sagen, mit Einem Streiche den Vicomte, seinen Vater und den Erzieher zu ohrfeigen, im Augenblick, wo Basquine verschwand, mit einem Fußtritte das Gestell einer Coulisse umzustürzen und die arme Figurantin wieder einzuholen, alles Das war für Bamboche die Sache einer Minute.

Das Staunen, welches durch die unglaubliche Kühnheit dieses Menschen hervorgerufen wurde, erhielt für ein paar Secunden die Zuschauer stumm und unbeweglich; sie waren noch zweifelhaft, ob sie ihren Augen trauen dürften, als Bamboche schon verschwunden war: aber gleich darauf ward der Lärm, der einen Augenblick geruht hatte, furchtbar.

Was mich anbetrifft, so fuhr mir, sobald Bamboche Basquinen auf der Ferse hinter die Coulissen gefolgt war, ein Gedanke schnell wie der Blitz durch den Kopf, hob mich gleichsam auf meinem Platze in die Höhe und trug mich in einem Augenblicke, ich weiß nicht wie, durch die dichtgedrängten Zuschauer um mich her; sodann, als ich aus dem Theater getreten war, hatte ich mit ein paar Sätzen die Thür der Schauspieler erreicht, die auf den Gang hinausging, wo ich am Morgen die Loge gemiethet hatte; im Augenblick, da ich hier anlangte, rannte ich in meiner Aufregung heftig gegen zwei Leute an, die von innen her eilig zu entfliehen suchten. Es waren Bamboche und Basquine, die in einen Mantel gehüllt war und sich kaum auf den Füßen erhalten konnte.

Indem ich die Gefahr, die Unangemessenheit einer Erkennungsscene in einer solchen Lage rasch durchfühlte und zwei Schritte von mir den Wagen meiner Herren gewahr wurde, sagte ich zu Bamboche, indem ich ihn am Arme faßte:

„Da ist ein Wagen, steigt schnell ein."



Und in einer Secunde hatte ich den beiden Flüchtigen den Schlag geöffnet. Diese unverhoffte Hülfe kam so erwünscht, daß Bamboche, ohne weiter zu untersuchen, woher dieser Wagen da so bereit stehen möge, Basquine, so zu sagen, hineinwarf, sich ihr nachschwang und zu mir sagte:

„Du sollst gut bezahlt werden. Laß fahren, wohin Du willst, aber so rasch als möglich."

„Barrière de l'Etoile, und rasch," sagte ich zum Kutscher, der sogleich auf dem Bock erwacht war.

Und ich schwang mich auf den Bedientensitz.

Wir entfernten uns in stürmender Eile, aber ich konnte noch aus der Ferne bemerken, wie sich eine große Menschenmenge um das Theater sammelte, während in ihr die Flinten der Soldaten blinkten, die man wahrscheinlich vom nächsten Posten geholt hatte.

Ich war außer mir vor Freude, ich liebäugelte förmlich mit dem Wagen, hinter dem ich saß, und der meine Jugendgenossen beide in sich barg. Plötzlich hielt der Kutscher, wahrscheinlich in Folge vom Ziehen an der Litze, die er in der Hand hatte, die Pferde an; beinahe in demselben Augenblick ging das Fenster plötzlich nieder, und ich hörte, wie Bamboche's Stimme im ängstlichen Tone rief:

„Halt, halt! ihr wird unwohl — mein Gott, was soll ich machen?"

Wir waren außer aller Gefahr, verfolgt zu werden, wir waren auf dem Boulevard St. Denis, ich eilte an den Schlag.

„Kerl," sagte Bamboche zu mir, „ich weiß nicht, wo zum Teufel Du hergekommen bist, um uns zu so gelegener Zeit zu Hülfe zu kommen, und noch weniger, warum Du uns zu Hülfe gekommen bist; es soll Dich nicht gereuen, aber jetzt wird dem schönen Mädchen, das ich bei mir habe, unwohl, sie bedürfte jetzt sogleich etwas Aether oder Essig; dann fahren wir in meine Wohnung, und Du kannst den Wagen zurückbringen, hier ist für's Erste für den Aether, was übrig bleibt, ist für Dich."

Und Bamboche gab mir einen doppelten Louisd'or in die Hand.

„Danke, Herr," sagte ich zu ihm, indem ich meine Aufregung verbarg und einen gewissen Genuß darin fand, das Incognito noch einige Zeit zu bewahren.

„Es muß mehr als Eine Apotheke in der Straße St. Denis geben, wir wollen doch hier hindurch fahren."

„Du hast recht, schnell, schnell!"

Und Bamboche ließ auch die anderen Fenster des Wagens nieder, um Basquinen, die er in seinen Armen hielt, und die mir regungslos schien, mehr frische Luft zukommen zu lassen.

Mein Rath war gut, in wenigen Minuten hatten wir eine Apotheke aufgefunden. Ich kaufte ein Fläschchen Aether, Bamboche hielt es Basquinen vor, nach und nach kam sie wieder zu sich.

„Jetzt in meine Wohnung," sagte Bamboche, „Hôtel des Pyrénées, Straße du Petit-Lion-Saint-Sauveur Nr. 17."

Ich gab dem Kutscher diese Adresse und nahm meine Stelle wieder ein, beruhigt über Basquine's Befinden, entzückt über die Ueberraschung, die ich meinen beiden Freunden zu bereiten im Begriff war, und mit keinem Gedanken meiner Herren gedenkend, die, wenn sie das Theater verlassen hatten, wahrscheinlich mich und ihren Wagen schmerzlich vermißten.

Als wir in die Straße du Petit-Lion-Saint-Sauveur gekommen waren, sagte ich zu dem Kutscher, ehe ich den Schlag öffnete:

„Wenn die Leute, die wir auf Befehl meiner Herren hierhergefahren haben, ausgestiegen sind, können Sie nach Hause fahren, man ist Ihrer nicht mehr benöthigt."

Basquine schien, obgleich sie wieder zu sich gekommen war, doch noch sehr schwach; Bamboche mußte sie beinahe aus dem Wagen heben. Als sie dann auf der Straße stand, und während der Wagen fortfuhr, sagte er zu ihr:

„Warte, ehe wir in's Haus treten, laß mich Deinen Mantel wohl zusammenschlagen und den Kragen über den Kopf ziehen; diese Narren von Thürhütern sind so neugierig und geschwätzig, daß der Anblick Deines Theateranzugs das ganze Haus in Allarm setzen würde."

„Du hast recht," antwortete sie mit schwacher Stimme und vor Kälte zusammenschaudernd.

Während Bamboche sich bemühte, Basquine's Anzug unter ihrem Mantel zu verbergen, war ich im Dunkeln geblieben, dann sagte ich zu meinem Freunde, indem ich so leise sprach, als nur möglich, um meine Stimme zu verstellen:

„Herr, da ist das Uebrige von den vierzig Francs, die Sie mir gegeben haben."

„Ich habe Dir ja gesagt, das sei für Dich, Bursche."

„Danke, Herr, aber wenn Sie glauben, daß Sie mir Dank schuldig sind, so bewilligen Sie mir eine andere Bitte."

Und ich gab Bamboche das Geld zurück.

„Und was zum Teufel willst Du von mir?" versetzte er mehr und mehr erstaunt.

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in Ihrer Wohnung ein paar Worte im Vertrauen sage."

„Nun meinetwegen, es ist mir gerade recht, es liegt eben in diesem Abenteuer Etwas, das ich aufgeklärt zu sehen wünschte. Komm mit."

Bamboche klopfte, die Hausthüre ging auf, mein Freund ging rasch vor der Loge des Portiers vorbei, aber dieser trat heraus und rief:

„Wer sind Sie, Herr?"

„Ih nun, ich, erkennen Sie mich nicht?" sagte Bamboche, ohne still zu stehen.

„Wer — ich?"

„Nun, Donnerwetter! der Capitain Bamboche."

„Ach, bitte tausend Mal um Verzeihung, Herr Capitain, ich hatte Sie nicht erkannt," sagte der Thürhüter mit einer gewissen demüthigen Ergebenheit, die mir bewies, daß mein Freund in dem Hause eines großen Ansehens genoß.

Ich kam der Frage, die der Thürhüter auch an mich richten wollte, zuvor, indem ich sagte:

„Ich komme mit dem Herrn Capitain."

„Sehr wohl," versetzte der Thürhüter. Dann besann er sich, schritt eilig aus seiner Loge hervor und wandte sich an Bamboche, der die Treppe hinauf zu steigen begann, mit den Worten:

„Herr Capitain, ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß der Herr Major drei Mal nach Ihnen gefragt hat."

„Mag ihn der Teufel holen und Sie dazu," antwortete Bamboche, indem er weiter stieg.

„Der Herr Capitain sind doch immer spaßhaft," sagte der Thürhüter, der an die Derbheiten meines Freundes gewöhnt zu sein und sich nichts aus ihnen zu machen schien.

Bamboche machte im zweiten Stockwerk Halt: wir traten in seine Wohnung, eine kleine Lampe brannte im Vorzimmer, Bamboche öffnete eine Seitenthür und sagte zu Basquine:

„Tritt da hinein, es müssen noch Kohlen unter der Asche sein, fache sie an und wärme Dich, in fünf Minuten bin ich wieder bei Dir."

Dann wandte er sich zu mir, als wir allein waren:

„Jetzt, Bursche, sind wir zu Zweien, sage mir vor Allem —"

Aber meine Verstellungskunst war erschöpft; ich fiel Bamboche unaufhaltsam um den Hals und rief: „Erkennst Du denn Martin nicht?"

Bamboche fuhr wie verdutzt einen Schritt zurück und machte sich aus meiner Umschlingung los, um mich besser betrachten zu können, dann zog er mich an sich, drückte mich kräftig an seine Brust und rief mit vor Rührung erstickter Stimme, indem er den Kopf nach dem anstoßenden Zimmer wandte:

„Basquine, es ist Martin!"

Ich hörte, wie die drinnen in die Höhe sprang, die Thüre ging auf, und Basquine, noch halb eingehüllt in ihren Mantel, stürzte in das Vorzimmer, sprang mir an den Hals und vermischte ihre stummen Umarmungen und Thränen mit den Umarmungen und Thränen Bamboche's und den meinigen; denn wir weinten alle Drei.

Es trat ein langes Schweigen ein, während dessen wir uns alle Drei eng umschlungen hielten, ein Schweigen, das nur hier und da von dem Schluchzen tiefer, krampfhafter Freude unterbrochen wurde, bei dem Alles in uns vor Seligkeit erzitterte.

Dank Dir, o Gott, heißen Dank, der Du durch solche Augenblicke ganze Tage — Jahre voll Unglück vergessen machst! — dank Dir, daß Du Deine Geschöpfe so reich ausgestattet, daß auch die verkehrtesten, unglücklichsten noch im Stande sind, solches Entzücken zu kosten, dessen unaussprechliche Süßigkeit, dessen heilige Seelenerhebung sie Deiner Göttlichkeit annähert!

Da standen wir umschlungen — drei Opfer des Geschicks. Wir hatten viel geduldet, wir hatten viele strafbare Handlungen begangen, unsere Zukunft war düster, düsterer noch als unsere Vergangenheit. Und doch waren in dieser göttlichen Rührung, die unsere Seelen mit einander verschmolz, diese Leiden, diese düstre Vergangenheit, diese beunruhigende Zukunft mit Einem Schlage vergessen. Und diese Fehltritte! die fast nothwendigen Folgen des Elends und der Vernachlässigung — sollten nicht in diesem Augenblicke auch diese Fehltritte durch Deine väterliche Gnade und Gerechtigkeit vergeben und ausgelöscht worden sein, o Gott? — Denn nicht Alles war faul, nicht Alles war todt in der Seele Derer, die, nachdem sie gestrauchelt, doch noch im Stande waren, den himmlischen Rausch der Freundschaft auf so reine, so religiöse Weise zu empfinden.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

In Belgien und Holland.

(Schluß aus Nr. 136.)

7. Amsterdam. Das Meer. Hamburg, die neue Stadt.

Ein deutscher Reisender kam nach Amsterdam und ließ sich den Lohnbedienten seines Hôtels kommen. „Hören Sie," sagte er zu ihm, „ich bleibe drei Tage in Amsterdam und engagire Sie auf diese drei Tage, damit Sie mir Alles zeigen, mich überall umher führen; ich gebe Ihnen dafür einen Louisd'or, aber ich fordere auch, daß Sie mich diese drei Tage fortwährend amüsiren." — Der Lohnbediente erblaßte. „Herr," sagte er stammelnd, „ich bin Familienvater und möchte daher sehr gern diese Summe verdienen; aber ich bin auch ein ehrlicher Mann und muß Ihnen die Wahrheit sagen. Es ist unmöglich, ich kann Ihnen für drei Tage kein Amüsement in Amsterdam versprechen."

Diese Anekdote ist, wenn auch ein wenig übertrieben, doch im Ganzen charakteristisch für Amsterdam. Drei Tage kann man sich wol allenfalls hier unterhalten finden, aber länger — nein, länger nicht. Es ist eine See- und Handelsstadt im größten Styl, und wer das vielbewegte Leben einer solchen bis dahin noch nicht kannte, für den muß allerdings Amsterdam von überraschender Wirkung sein. Der Hafen ist einer der größten der Welt: Hunderte der kolossalsten Kriegs- und Handelsschiffe ruhen hier neben einander, in unermeßlicher Weite breitet sich das Y vor uns aus, und längs des Ufers hin lagert sich die weitläufige Stadt mit ihren dunkeln Häusern und ihren schwerfälligen Kirchen und Thürmen. Die hohen, bewimpelten Masten der Schiffe im Hafen aber sind die schönsten Thurmspitzen von Amsterdam, sein herrlichster Schmuck, darauf beruht sein Reichthum und seine Macht! — Wenn ich Dir rathen soll, so bleibe, um ein schönes Bild von Amsterdam zu bewahren, immer in seinem Hafen; da siehst Du die Weltstadt, die Gebieterin der Meere, die Herrin des Handels; bleibe hier und laß dieses volle, gigantische Weltleben an Dir vorüberrauschen, höre die Seeleute in den Sprachen aller Nationen durcheinander reden, sieh die Farben aller Länder auf den Wimpeln der Schiffe, sieh diese seltenen Fische und Gewächse, die man dort am Ufer aufstellt, die Papageien und Affen, die hier hinter den Ladenfenstern zum Verkaufe bereit stehen. Hier bleibe! Gehe nicht hinein in diese engen Gassen mit den übelriechenden Canälen, deren entsetzliche Ausdünstungen die Luft verpesten, — Du findest in diesen Gassen nicht mehr Amsterdam, sondern nur eine gewöhnliche holländische Stadt, wie sie alle sind.

Sehr schön ist der zoologische Garten. Die Amstel fließt mitten durch denselben hindurch; große Schiffe rauschen an Dir vorüber, während Du bei Papageien und Kalibri's, bei Riesenschlangen und Elephanten stehst. Auch ein Salamander ist hier zu sehen; er hat die Gestalt eines Seehundes und die Haut einer Brillenschlange. In einem großen hölzernen Wasserbehälter schwamm er langsam und behaglich hin und her, während ein Dutzend kleiner Fische, angstvoll in eine Ecke gedrückt, zitternd und bange des Moments harrten, wo der vornehme und stolze Herr Salamander sie verschlingen möchte.

Die Meerfahrt beginnt. Die Nacht senkt sich hernieder, sie küßt mit tausend blinkenden Sternen die rauschenden Wogen des Y; unser Boot tanzt über das Wasser hin zu dem großen Dampfboote, das dort drüben, eine schwarze gigantische Masse, vor Anker liegt. Da sind wir an Bord, die Glocke läutet schon zur Abfahrt. Lebe wohl, Amsterdam, lebe wohl! Hinaus in's Meer! Wie schnell unser Schiff die Fluthen durchschneidet! Es ist lüstern nach dem Ocean. Nur Geduld, Geduld! Wenn der Morgen graut, sind wir auf hoher See. Ringsum keine Spur mehr vom Lande, von den Küsten. Himmel und Wasser küssen sich dort drüben am Horizont, und die See rauscht mit Orgelbrausen dem Himmel ihre Liebeshymnen entgegen, und der Himmel flüstert der See seine großen und göttlichen Worte in's Ohr, — keine Gedanken der Erde sind in diesem seligen Zwiegespräch, die hohe See hat nichts mehr zu schaffen mit den kleinlichen Leiden und Qualen der Erde, nichts mit ihren Berechnungen und ihrer Etiquette, nichts mit ihren Rücksichten und Bedrückungen! Auf hoher See bist Du dem Himmel am nächsten. — Sieh, wenn wir dort am Horizonte angelangt sind, dann werden wir gerade hinein fahren in den Himmel! Hast Du Kummer mitgebracht von der Erde, nun, so wirf ihn hinunter in's Meer, oder, wenn Du willst, nun so weine, — der Himmel sieht hier Deine Thränen, das Meer nimmt sie auf und verhärtet sie zu Perlen! Weine, weine, es liegt Trost in den Zähren, aber höre auch den Trost, welchen die Wogen Dir entgegen rauschen mit ihrem unsterblichen Orgelgesang, den Trost der Unermeßlichkeit, der Ewigkeit! Aber hast Du Freude und Glück Dir mitgebracht von der Erde, nun dann, dann jauchze hier auf in unaussprechlicher Wonne; wir sind auf hoher See, vergiß, daß fern in der Weite einmal eine Küste kommen wird, die uns an ein europäisches Ufer bringt! Sieh, Alles hat sich verändert, Alles ist alt und kalt und nüchtern geworden, das Meer nicht! Das ist ewig jung, ewig frisch. Jahrtausende sind an ihm vorübergerauscht wie ein Gedanke, es altert nie, es wechselt nie! Sei jung mit dem Meere! Die hohe See, sie fächelt Deine Brust mit reinem Götterhauche, trinke, trinke sie in vollen Zügen, diese reine Himmelsluft, welche niemals von den ekeln Dünsten der Erde getrübt worden — der Athem Gottes weht Dich an aus dieser Luft!

Auf hoher See ist man der Ewigkeit am nächsten und darum hat der Tod hier keine Schrecken mehr für mich! Auf hoher See möcht' ich einst sterben! Aus dem vollen Leben hinein in die Ewigkeit, aufgelöst zu werden in die Natur, hinzusinken mit aller Kraft des Gedankens, der Gesundheit in diese so reinen, so erhabenen und heiligen Arme der Natur, aus der Gesundheit des Lebens in die Gesundheit des ewigen, urkräftigen Schlafes! Die Wogen laß mein Grab sein, o Gott! Das habe ich gedacht jedes Mal, wenn ich ein Schiff betrat, jedes Mal, wenn die Wogen mich umrauschten! Und eines Tages, da hätte Gott beinahe mein Gebet erhört. In den Karpathen war's, durch die Bialka fuhren wir dahin mit unserm kleinen Wägelchen. Ein dreitägiger furchtbarer Regen hatte den Gebirgsfluß zu einem ungeheuern Strome angeschwellt; aber es gab keinen andern Weg, und diese zornigen Wellen duldeten keine Brücke über sich. Unkundig mit der Gefahr, trieb unser kleiner Goralenbube das Gefährte hinein in die Fluthen. Bald verloren wir den Grund, das Wasser hob den Wagen empor wie ein kleines Spielzeug, schleuderte uns hin und her, mitten, mitten hinein in den Strudel und Wirbel. Schäumend, heulend, mit weißem Schaumgewirbel stürzten die brausenden Fluthen über uns hin, ganze Felsstücke schleuderten sie zu uns heran, krachend zerbrachen an ihnen die Räder unseres Wagens, rings um uns her nichts als diese wuthschnaubenden, weißschäumenden, brausenden Wellen, und wir hier, hin und her geschleudert, gestoßen von Felsstücken, immer noch in der Mitte des breiten, ungeheuren Stromes! Unser kleiner Kutscher schrie und heulte und betete in Todesangst, einige Männer und Weiber, die von weitem unsere Noth gesehen, waren zum Ufer geeilt, da lagen sie auf den Knien und beteten, sie konnten uns nicht helfen, die Gewalt der Wogen war zu mächtig, zu ungeheuer. — Aber wir wurden gerettet — wie durch ein Wunder, sagten die Leute, welche am Ufer waren. Eine Welle warf den kleinen Wagen auf ein großes Felsstück, da faßten die Pferde Fuß, ihre Todesangst half ihnen, der kleine Goralenkutscher, der vorher in seiner Verzweiflung die Zügel straff angezogen und dadurch die Pferde gehemmt hatte, bekam jetzt seine Besinnung wieder und ließ die Zügel fahren. Die Pferdchen, sich selber überlassen, schwammen mit der Kraft der Todesangst, sie trotzten den brüllenden Wogen; wir näherten uns dem Ufer, und nun konnten die Menschen, die dort gestanden und für uns gebetet hatten, uns zu Hülfe kommen, sie thaten es — wir waren gerettet! Ich freute mich kaum; denn das Leben kam uns gleich mit allen seinen Unbehaglichkeiten entgegen. Die Erschöpfung nach so furchtbarer Aufregung, die durchnäßten Kleider, die Unmöglichkeit, sich umzukleiden — denn alle unsere Effecten waren durchnäßt — der Fieberfrost, der unsere Zähne auf einander klappern ließ, und nirgends ein Obdach, ein Schutz — das war der Gruß, den uns das Leben bot, wir machten ein sehr verdrießliches Gesicht dazu.

Und was ist die Bialka denn gegen das Meer! Wär's schon schön gewesen, in dem Strome zu sterben, wie viel schöner, in die Unermeßlichkeit des Meeres sich zu verlieren! — Aber nein, keine Sterbegedanken jetzt, das Meer hat eben seine heitere Stunde, laß uns heiter sein mit dem Meere! Es lacht und rauscht und blickt so hell und still zu uns herauf, nur im leichten Scherzesspiel kräuselt es lockige Wogen. Sieh, da sendet es seine Tümmler, eine Race Wallfische, kleine, drollige Ungeheuer, die in Scharen unser Schiff begleiten, bald sich wie kampfesmuthige Rosse hoch empor bäumen aus den Fluthen, bald plätschernd sich hinabstürzen in das Meer, um den Korallen und Muscheln und Seeungethümen aller Art da unten zu erzählen von der kleinen Muschel, die auf den Fluthen schwimmt und allerlei Menschengewürme in sich trägt. Oh, oh, nicht so übermüthig, meine Herren Tümmler, hätten wir kleines Menschengewürme nur einige Harpunen hier, dann sollt' es Euch schlimm ergehen; denn wir sind sehr neugierig und lüstern nach Euch, weil, wie man sagt, Euer Fleisch ein ganz vortreffliches Beafsteak gibt! Husch, wie sie untertauchen, als hätten sie meine Worte gehört! — Oh, auch die Sonne taucht dort drüben hinunter in's Meer, purpurstrahlend, wundervoll, erhaben. Das Meer glänzt, wie flüssiges Gold, eine kleine Brise macht das Schiff schaukeln, die Damen verlieren sich, matt und schwach, in die Kajüte, ja, ja, die Seekrankheit kommt mit all ihren Lächerlichkeiten und ihrem Jammer! Uns kann sie nichts mehr anhaben, uns hat einmal vor Jahren ein Sturm auf hoher See gefeit gegen diese Krankheit, damals litten wir furchtbar, aber seitdem nicht mehr. Komm, der Abend ist so schön, hier wollen wir uns setzen, gegen den Mast gelehnt! Laß das Schiff schaukeln und sich bäumen, wir merken nicht drauf, wir lauschen den Worten dieses frischen und fröhlichen Seecapitains, der mit zwei Kindern aus Montevideo an Bord gekommen, als Passagier, gleich uns. Der erzählt uns wunderbare Geschichten, der schildert uns die Greuel des Krieges, der Montevideo heimsuchte lange Jahre hindurch. Und diesem Kriege doch dankt er sein Glück! Seit vier Jahren wird Montevideo belagert und ausgehungert, nur von der Seeseite her kann es noch Hülfe und Lebensmittel bekommen. Da ist Capitain Valentin mit seinem Schiffe nach Brasilien gesegelt und ganze Heerden wilder Büffel hat er von den Lassojägern sich an's Ufer treiben lassen. Dann, den Strick um die Füße, betäubt sinkt das Thier zusammen, hinein mit ihm in die Wellen, hinauf auf das Schiff, und wenn der Stier zur Besinnung kommt, ist er schon im Unterdeck. So hat er Hunderte dieser Büffel hinein gepackt in sein Schiff, damit ist er nach Montevideo gesegelt, und während ihm das Stück mit Fracht und Kost zehn Thaler kostete, hat er dort für jeden Büffel hundert Thaler bekommen. Dieser Handel hat ihm in zwei Jahren hunderttausend Thaler gebracht, aber es ist immer auch ein sehr gefährlicher Handel. Er zeigte uns seine Hände und die Narben, wo die Hörner hindurch gegangen, und auf der Wange die Schramme, die er einem wüthenden Stier verdankt, der zwei seiner Matrosen getödtet. Und neben ihm kauern, seine Hände fassend, zwei kleine spanische Mädchen, und flüstern ihm in ihrer sanften, melodischen Sprache zärtliche Worte zu, und bitten ihn, sie niemals zu verlassen, immer bei ihnen zu bleiben. Arme Kinder! Sie haben keine Mutter mehr, und ihres Vaters zweite Gattin hat sie nicht lieben wollen, sie haben ihr zu viel Geräusch gemacht im Hause. Da hat der Vater sich entschlossen, sie fortzuschicken in die Fremde, nach Hamburg in ein Erziehungshaus. Arme kleine Petrona, arme kleine Isabella! Ihr ahnt nicht, daß in Hamburg dieser „Capitano", den Ihr so liebt, und der für Euch die Zärtlichkeit eines Vaters, die Sorgsamkeit einer Mutter hat, daß dieser so brave, so redliche Mann, der dem Freunde zu Liebe die schwere Pflicht übernommen, auf langer Seereise, dreizehn Wochen hindurch, Euch zu pflegen und zu behüten, daß auch dieser Euch nun bald verlassen wird, daß

Ihr einsam zurück bleiben müßt in der Fremde! — Wie wunderbar, Ihr kommt als Auswanderer vom fernen Süden, Euch treibt das Unglück zu unserm Norden her, und seht nur, Euch gegenüber stehen jene armen Kinder mit ihren Aeltern, und sie blicken zum Wasser hinunter und weinen. Das sind auch Auswanderer, aber die ziehen vom Norden in den fernen Süden. Ihr kommt von Südamerika, sie gehen hin nach Südamerika! Jeder kann das Glück nicht finden dort, wo er ist, Jeder sucht es in der Ferne, das macht, das Glück schwebt immer nur wie ein Meteor vor uns her, es ist immer dort drüben, jenseits des Ufers, auf welchem wir stehen. Mögt Ihr es finden in Hamburg, Petrona und Isabella, mögt Ihr es finden in Amerika, Ihr armen Rheinländer! Doch fürchte ich, wenn Ihr's nicht in Euch selbst tragt, so werdet Ihr es außer Euch nicht finden.

Wundervoll ist diese Nacht! Das Meer leuchtet. Kennst Du das? Ein Silberlicht auf der Spitze jeder Woge, ein unabsehbares Heer großer, flammender Irrlichter sprüht empor bei jedem Schlage der Wellen, und sieh nur, wie unser Schiff wie in einem Brillantfeuer dahingleitet, wie der Kiel die Fluthen durchschneidet, zeichnet er sich silberne Lichtkreise, die gleich einer Glorie unser ganzes Schiff umstrahlen!

Ein zweiter Morgen bricht herein, bald sehen wir jetzt den Leuchtthurm von Cuxhaven, schon sind wir an der rothen Tonne vorüber, jetzt geht's hinein in die große Elbe, allgemach gewahrt man schon die Ufer, sie treten näher und näher zusammen, und nach einer glücklichen Fahrt von zwei Nächten und zwei Tagen gehen wir in Hamburg vor Anker!

Aber Hamburg — ich habe es nicht wieder finden können, das schöne, fröhliche Hamburg von Ehemals! Es ist vornehm geworden, es hat breite Straßen und große Paläste bekommen, aber ich vermisse das große, geräuschvolle, geschäftige Leben von Ehemals. Die Straßen sind breit geworden, da ist kein Treiben und Drängen und Schreien und Rufen mehr, Alles geht fein still und bequem und ehrbar nebeneinander her. Der Jungfernstieg ist vergrößert, und deshalb sieht man nichts mehr von diesem Menschengewühl, das sonst hier am alten Jungfernstieg auf und abwogte. Das Gewühl ist zertheilt, überall hat man so viel Platz, so viel Raum! Hamburg hat seinen Charakter verloren, es ist eine große Stadt geworden, es gleicht mehr einer Residenz, als einer See- und Handelsstadt! Aber schöne Bauten sind unter diesen neuen Häusern, einige sehr geschmackvoll und originell. Der Bazar ist schöner, wie der in Mailand, und die Rotunde in demselben gehört ohne alle Frage zu den großartigsten Bauwerken der Neuzeit. Aber still jetzt, ich habe nicht mehr Zeit zu plaudern, die Freude auf das „zu Hause“ macht mich stumm. Gott, wie schön wird's sein, nach so vielen Wochen der angestrengten Reise, des ewigen Unterweges auszuruhen, zu Hause, im bequemen Lehnstuhl! Ach, es geht nichts über das „zu Hause!“

L. Mühlbach.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Kunnuk und Naja oder die Grönländer.

Aus dem Dänischen des B. S. Ingemann, übertragen von Julius Reuscher.

Es ist unsere Absicht nicht, bei den Besprechungen von Erscheinungen in der literarischen Welt, die wir von Zeit zu Zeit zu geben gedenken, auch Uebersetzungen zu berücksichtigen. Wo jedoch ein Werk in unsere Sprache eingeführt worden ist, welches, wenn auch von geringem Umfange, irgendwo Epoche gemacht hat, so ist es Pflicht, eine Ausnahme von der Regel anzuerkennen. Dies ist der Fall bei dem vorliegenden Buche. Denn unter den Namen, welche nicht blos die Literaturgeschichte Dänemarks mit hohen Ehren nennt — Baggesen, Oehlenschläger, Heinrich Hertz, Andersen u. a. — ist der Ingemann's einer der gefeiertsten, und „Kunnuk und Naja“ dürfte zu den Erzeugnissen seines Genius zu zählen sein, welche auch außerhalb seines Vaterlandes gelesen zu werden verdienen. Es werden uns in dem Buche die einfachsten Zustände geschildert, aber eben diese Einfachheit eines noch rohen Naturvolkes, die nicht von gesellschaftlichen Formen umhüllt ist, und in welcher der Verfasser keinerlei Unwissenheit über das Wesen der Seele hinter Phrasen Versteckens spielen lassen konnte, eben diese scheinbare Kunstlosigkeit läßt uns auf den Grund sehen, wo die Wurzeln des Charakters der Einzelnen, sowie die Quellen des allgemeinen Bewußtseins und seiner Formen, des Rechtes, der Sittlichkeit und der Religion liegen.

Die Erzählung gründet sich auf Thatsachen, indem der Dichter aus den Lebensbeschreibungen und Tagebüchern der beiden Egede und des nicht minder berühmten Oestergaard, sowie aus andern dahin einschlagenden Schriften von Missionairen den Stoff dazu in sich aufgenommen und dann poetisch verklärt wieder gegeben hat. Die meisten vorkommenden Personen haben wirklich gelebt, ja zum Theil so gesprochen und gethan, wie der Verfasser sie hier vor uns sprechen und thun läßt, die mitgetheilten Lieder sind, das hört man aus ihnen heraus, in ähnlicher Weise dereinst in Grönland gesungen worden, und so gehört Ingemann's Werk unter die Kategorie „Wahrheit und Dichtung“, so ist es nicht blos voll von dichterischer Schönheit, sondern es hat auch Anspruch auf geographisches und insbesondere religionsphilosophisches Interesse.

Der Stoff ist also von höchster Einfachheit, ebenso die Form. Wir haben es mit Urzuständen zu thun. Ein junger Grönländer liebt ein Mädchen seines Stammes, deren Verwandter, der wilde Kemek, eine Art Fürst en miniature, seinen Vater getödtet hat. Kunnuk wird diese That rächen; denn so fordert es die Sitte des Landes. Er folgt der Spur seines Feindes, aber diese führt ihn zu dem Hause, wo der Christenprediger das Wort von der Versöhnung verkündigt. Kunnuk hört es und fühlt die Erhabenheit desselben, aber lange Zeit sträubt sich die Natur des Heiden gegen die Consequenz, die er daraus auf sein Verhältniß zu ziehen hat. Endlich bricht das Bessere, unterstützt durch die schöne, edle Persönlichkeit des Missionairs, bei ihm durch, und der Vaterrächer geht zu der Höhle Kemek's, um ihm zu sagen, daß er verzeihen gelernt. Jener ist inzwischen von einer Krankheit ergriffen und dann von seinen Verwandten, die ihn nie liebten, sondern nur fürchteten, noch halblebend begraben worden. Kunnuk findet so die Wohnung des Feindes leer, hört aber in der Ferne den Klagegesang der Geliebten, welche ihren Oheim aus seinem Steinhügel zu befreien sucht. Er hilft ihr, und Kemek wird gerettet vor dem Lebendig-Begrabenwerden, aber nur, um sogleich wirklich zu sterben, nachdem er noch zu dem Bewußtsein gelangt, daß sein Mord ihm verziehen werden. Naja folgt nun dem Geliebten zu seiner Hütte, die ganze Familie empfängt die Taufe, und Alles endigt in Friede und Freude.

Das ist der Gang der Erzählung, in welcher einerseits der Sieg der christlichen Liebe über die rohe Leidenschaftlichkeit und die falschen Begriffe von Dem, was Recht sei, andererseits der Triumph des geläuterten Glaubens über die bloßen Ansätze zu einer Religion zur Anschauung gebracht werden. In jeder dieser Beziehungen ist ein stufenweises Höherstehen der Personen zu bemerken: der sittlich am Tiefsten Gestellte ist Kemek mit seinem Kreise, welcher sich über das thierische Naturleben nicht erhebt und nur der unmittelbaren Eingebung der Sinnlichkeit folgt; in der Mitte zwischen dieser und der überwindenden Liebe befindet sich, wie aus dem Angegebenen ersichtlich, Kunnuk und seine Familie; die Spitze bildet der junge Prediger Saabye und seine liebenswürdige Gattin.

Ein gleiches Verhältniß findet in der Sphäre des Glaubens statt: Die von dämonischer Phantasie ganz überbotene Vernunft, die Religion in ihrer untersten Gestalt drückt sich in dem Thun des Zauberers Kirsalik aus; weit reiner und reich an Ahnungen des Wahren — wenn sie auch in der Gestalt von wilden und wirren, ja zum Theil sinnlosen Bildern auftreten — ist, was der alte Elik von den übermenschlichen Mächten weiß, wozu das Lied von „Tornarsuk's Aeltermutter“ mit seinen nebelhaften Begriffen von der Entstehung des Bösen und seiner Ueberwindung durch den menschlichen Willen und von dem Amte eines Mittlers einen eigenthümlichen Beleg gibt. Die höchste Stufe nimmt hier Arnarsak ein, eine bekehrte Grönländerin, welche in der Einfalt und Innigkeit ihres Glaubens schon auf Erden die Seligkeit in sich trägt. Man denke sich unter ihr und dem Prediger aber keine von jener herrnhuterischen, kränklichen Heilandssentimentalität besessene Gestalten; schlicht und ohne Blümelei lieben sie und glauben sie das Wort der Verkündigung, weil es sich ihnen im Innern als das rechte und befreiende erwiesen. Und ein solcher Glaube hat seine Poesie, wie alles Rechtmenschliche. Die Charaktere des Capitains und des stelzfüßigen Katecheten Knud sind, sowie die von Kunnuk's Verwandten und, streng genommen, auch der seiner Geliebten, Zuthat, aber eine nothwendige Zuthat, weil ohne dieselbe das Ganze den Eindruck des arithmetisch Abgemessenen und Absichtlichen machen, sowie alles Humors entbehren würde, welcher letztere gerade hier, in dieser Einförmigkeit des äußern und innern Daseins, unentbehrlich ist.

Was man sonst noch als Arabesken und Vignetten des Werkes bezeichnen könnte, die Schilderungen der Jahreszeiten und Gegenden Grönlands, seiner eisigen Fjorde und Felsen, der Wunder seines Meeres, wie die eingestreuten Lieder, Alles ist der Feder eines Ingemann würdig, und so ist das Buch Dem, der mehr als bloße Unterhaltung fordert, in jeder Weise zu empfehlen, zumal da auch die Ausstattung durch die Buchhandlung eine durchaus angemessene ist.

Bitte einer Gleichgültigen.

Ich habe nie gestritten,
Ich habe nie gelitten,
O kennt' ich Lust und Schmerz!
Ich habe nie empfunden,
Nie schlug mir Täuschung Wunden,
Ganz fühllos blieb mein Herz.

Ich habe nie genossen,
Nie Thränen bang vergossen
In herbem, bitterem Harm,
Nie hat ein hartes Müssen
Mir kalt mein Glück zerrissen,
Nie war ich reich, nie arm!

Nie hat mich Lust verkläret,
Nie Schmach mich tief entehret,
Nie hat mich Gram erfaßt.
Ich habe Nichts verloren,
Das mir im Glück geboren,
Und nie geliebt, gehaßt!

Soll ferner es so bleiben,
Wird mich's zum Wahnsinn treiben,
Vielleicht auch in den Tod!
Drum könnt' ich lieben, leiden,
Ich thät's mit tausend Freuden,
Gäb's nur ein Morgenroth!

O traurig Pflanzenleben!
Kein kühnes Vorwärtsstreben,
Aus tiefer, dunkler Nacht.
Wollt' nur die Sonne scheinen,
Ich würde gerne weinen,
Verlöschte ihre Pracht.

Nur einmal möcht' ich fühlen
Die Gluth und dann sie kühlen,
Nur einmal regen mich;
Nur einmal lieben, leiden,
Und dann vom Leben scheiden;
O Herr erbarme Dich!

J. M.

Briefwechsel mit Allen für Alle.

R. a W. — Den Aufsatz, über dessen Verzögerung Sie sich beklagen, finden Sie in Nr. 132 der Novellen-Zeitung, welche am 6. Jenner erschien, abgedruckt.

B. in F. — Eine Beschleunigung Ihrer Mittheilung, deren Aufnahme wir zugesagt, war uns einerseits nicht möglich, andererseits erschien eine solche uns nicht unbedingt nothwendig. Bei der Masse Dessen, was uns eingesandt wird, müssen wir Rücksicht auf die zeitliche Aufeinanderfolge nehmen, und können wir von dieser Rücksicht nur dann abgehen, wenn ein Manuscript, weil es gegenwärtige Zustände bespricht, durch längeres Liegenbleiben an Interesse verlieren würde. Dies ist bei dem Ihrigen nicht der Fall, und so werden Sie sich mit der Aufnahme desselben wol gedulden müssen, bis wir Verpflichtungen von älterem Datum nachgekommen sind, deren eine gute Zahl vorliegen. Ein Lustspiel: „Schleswig-Holstein stammverwandt,“ welches wir mit großem Interesse gelesen haben, wartet schon seit Monaten auf Veröffentlichung. Es soll nach Beendigung des V. Bandes von „Martin“ wo möglich in Einer Nummer gegeben werden. Dann folgt, gleichlaufend mit dem Sue'schen, ein Roman von O. Ludwig, und hierauf, spätestens im April, Ihre Mittheilung.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 137.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 10. Februar 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Fünfter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 136.)

Siebzehntes Kapitel.

Vertrauliche Mittheilungen.



„Nun, kommt in meine Stube, damit wir einander doch wenigstens in die Augen sehen können," rief Bamboche aus, nachdem der erste Ausbruch der Freude über unser Wiedersehen vorüber war.

Wir traten in das anstoßende Zimmer, das durch zwei Wachslichter, die auf dem Kamin brannten, weit besser erleuchtet war.

Basquine hatte ihre satanische Ausstaffirung abgelegt und war in ihren seidenen Mantel eingehüllt, der durch einen Gürtel um die Hüften zusammengehalten wurde.

Es trat ein neues Schweigen ein, während dessen wir einander alle drei mit jener Theilnahme und gerührten Neugierde ansahen, die gewöhnlich beim ersten Wiedersehen nach langer Trennung einzutreten pflegt.

Bamboche's kräftige Züge hatten ihren gewöhnlichen Ausdruck herausfordernder Kühnheit abgelegt, seine noch feuchten Augen hefteten sich abwechselnd auf mich und Basquine, während diese, mit der einen Hand in der Hand unseres Genossen und mit der anderen schwesterlich auf meine Schulter gestützt, mich mit jenem traurigen und nachdenklichen Lächeln betrachtete, das ihr von Jugend auf eigen war, wenn sie von ihrem Vater und von ihrer Familie sprach.

In der Nähe gesehen, erschienen Basquine's Züge noch feiner und von noch reinerer Schönheit als auf der Bühne, aber man bemerkte auch auf ihnen noch mehr die Spuren des Elends und des Kummers; ihre Farbe, die sonst so rosig durchschimmernd war, mochte sie auch vom Sonnenlicht ein wenig bräunlich angehaucht sein, war jetzt bläßlich und kränklich; ihre Lippen, die sonst so hochroth waren, zeigten sich gebleicht, auch mußte man gerade auf die Anmuth und schlanke Feinheit der Verbindung zwischen Hals und Nacken achten, um ihre Magerkeit zu vergessen. Ach, was soll ich weiter sagen? Dieses liebliche sechzehnjährige Gesicht war schon gewelkt, seiner frischen Jugendfarben beraubt und verrieth eine lange Reihe so bitterer Entbehrungen und Leiden, daß die Thränen mir in die Augen traten.

„Du findest mich sehr verändert, nicht wahr, Martin?" sagte Basquine zu mir, welche die Ursache meiner Rührung errieth: „ich hätte Dich gleich wieder erkannt."

Dann wandte sie sich an Bamboche und sagte, indem sie mit den Augen auf mich hinwies:

„Wie er treu und gut aussieht, nicht wahr?"

„Das erinnert mich an Das, was ich zu Claudius Gérard sagte, dem Mann, den wir bestahlen, und der nachher Martin zu sich nahm," versetzte Bamboche. „Nach Dem, was Sie mir von Martin erzählen, sprach ich, sehe ich sein ernstes und sanftes Gesicht, auf dem sich seine Gemüthsart abmalt, vor mir. Ich hatte mich nicht geirrt, es ist ganz so," fügte Bamboche hinzu, indem er mich fest ansah, „ja, es ist so, es thut wohl, einmal in ein ehrliches Gesicht zu blicken, das beruhigt."

„Du," sagte Basquine mit einem seltsamen Tone voll Liebe, Tadel und Trauer, „Du hast Dich nicht geändert, auf Dich macht nichts Eindruck, Deine eiserne Natur widersteht Allem."

„Allem, nur Martin nicht, nur Dir nicht."

Basquine schüttelte den Kopf.

„Da ich Euch jetzt wiederfand, hab' ich doch geweint wie ein Kind," fuhr Bamboche fort, ohne scheinbar Basquine's Bewegung zu bemerken, „wahrhaftig, uns nach so viel Jahren der Trennung endlich mit einander wieder vereinigt zu sehen!"

„Euch denselben Tag Beide wiederzufinden! Dich," sagte Basquine, indem sie mir die Hand reichte, „und Dich," setzte sie hinzu, indem sie Bamboche die andere gab.

„Du kannst mich wol nicht mehr leiden," sagte Bamboche beinahe ängstlich.

„Wir Drei unter uns, müssen wir einander nicht Alles vergeben?" sagte Basquine sanft, dann zuckte ein Blitz durch ihre Augen, ihre Lippe verzog sich bitter, und sie setzte hinzu:

„Es gibt Andere, für die wir unseren Haß aufsparen müssen."

„Es ist wol lange, daß Du Bamboche nicht gesehen hast?" sagte ich zu unserer Genossin.

„Drei Jahr," antwortete sie mir.

„Ja, drei Jahr," antwortete Bamboche und wagte Basquine dabei kaum anzublicken.

„Du wußtest also nicht, daß sie heute Abend auftreten sollte?" fragte ich unsern Freund.

„Ich wußte gar nicht, daß sie in Paris sei, und ich hatte nicht einmal den Theaterzettel gelesen," erwiderte er. Als ich in meine Loge zurückkam, ging der Lärm gerade los, eine angestiftete Sache, davon bin ich überzeugt, und zwar von den verfluchten gelben Handschuhen in der Theaterloge. Leider hatte ich keine Zeit, sie zu erfragen."

„Und hast Du Den in der Loge erkannt?" sagte ich zu ihm.

„Wen?"

„Scipio, den kleinen Vicomte."

„Der Bengel aus dem Walde von Chantilly!" rief Bamboche.

„Martin hat Recht," rief Basquine mit dumpfer Stimme, „es war der Vicomte."

„Du wußtest also, daß er da sei, arme Basquine?" fragte ich sie.

„Nein, ich war ganz bei meiner Rolle und versah mich seiner Anwesenheit nicht, sonst hätte ich mich auf Alles gefaßt gemacht."

„Warum das?" sagte ich zu unserer Genossin.

„Du hattest ihn also seit dem Auftritte im Walde schon einmal wiedergesehen?" setzte Bamboche hinzu, eben so erstaunt wie ich.

„Ja, man sollte meinen, ein Schicksalsschluß würfe mich immer wieder diesem boshaften kleinen Geschöpf in den Weg," versetzte Basquine mit tiefer Erbitterung. Ich habe ihn vor zwei Jahren wiedergesehen, und vor zwei Jahren bin ich von ihm wie heute erniedrigt, beschimpft worden, gepeinigt bis auf's Blut."

„Der Elende!" rief ich aus, „aber weshalb hat er's denn so auf Dich abgesehen?"

„Ich weiß es nicht," versetzte Basquine.

„O Vicomte, Vicomte!" sagte Bamboche, „Du und Dein Vater — ich treff' Euch einmal — ich will Dich rächen, Basquine."

„Ich brauche dazu Niemand," sagte das junge Mädchen stolz, „ich weiß zu wollen und abzuwarten."

„Und glaubst Du, daß Dich damals, vor zwei Jahren, Scipio wieder erkannt hat?" sagte ich zu ihr.

„Nein, so wenig wie heute, davon bin ich überzeugt. Zufall und Instinct des Bösen haben ihn geleitet — wie ich Euch sage, es gibt Schicksalsschlüsse."

Dann strich Basquine sich mit ihrer magern Hand über die Stirn und sagte zärtlich:

„Und Du, hast Du auch viel zu leiden gehabt? Bist Du jetzt glücklich?"

„Aber jetzt fällt es mir erst ein," sagte Bamboche, indem er mich mit beinahe schmerzlicher Verwunderung betrachtete, — „Du — Du — eine Livree!"

„Wahrhaftig," setzte Basquine traurig hinzu, „dazu bist Du gebracht — Du?"

„Lieber Gott, es ist ganz einfach," rief Bamboche im Tone bitteren Hohnes, „er ist eine Seele rein wie Gold, für ihn ist keine Lage elend genug. Ganz wie Du, Basquine. Ich habe Dich bewundern müssen, und —"

„Laß uns das vergessen," unterbrach das junge Mädchen Bamboche.

„So laß es uns vergessen," versetzte er bitter, dann setzte er mit einem so tiefernsten Tone, daß er mir durch die Seele ging, hinzu:

„Du verstehst mich, Martin, und doch bin ich roh, boshaft, unerbittlich gegen sie gewesen."

„Das ist vorüber," antwortete Basquine einfach.

„Vorüber," sagte Bamboche schmerzvoll, „vorüber, wie Deine Liebe zu mir."

„Liebe!" sagte Basquine achselzuckend, und ihre Züge nahmen den Ausdruck eisiger Ironie an, die mich in ihrer Rolle des bösen Genius so betroffen gemacht hatte, „was sagst Du dazu, Martin, er redet mir von Liebe vor, in meinem Alter. Aber, lieben Kinder, ich habe so jung angefangen, daß ich jetzt, was die Liebe anbetrifft, funfzig Jahr alt bin."

Es trat unter uns Dreien für den Augenblick ein peinliches Stillschweigen ein. Trotz seines rohen Cynismus stand Bamboche, wie ich, wie vernichtet da, dieses junge Mädchen, dieser Schatz von Schönheit, Anmuth, Geist und Talent, jetzt und für immer in Demjenigen geknickt zu sehen, was der Schönheit, Anmuth, dem Geist und Talent allein ihren Glanz und ihren Werth für die Besitzerin selbst verleihen konnte!

„Beruhigt Euch," sagte Basquine zu uns, indem sie unsere Hände ergriff, „in diesem Herzen, dem alles denkbare menschliche Elend das Lebensblut abgezapft hat, bis es vertrocknen mußte — in diesem Herzen, wo durch frühe Entsittlichung die Liebe für immer ertödtet ist, wird doch immer, wie einst Bamboche sagte, ein kleiner Winkel voll zärtlicher Freundschaft für Euch Beide übrig bleiben. Aber wir vergessen, daß Martin begierig sein muß, zu erfahren, was uns Beiden begegnet ist."

„Ach Freunde," sagte ich zu ihnen, „wie oft haben mich diese Gedanken beschäftigt: Wo sind sie, was wird aus ihnen — und besonders, vermöge welches unseligen Ereignisses waren sie an dem Abend, als ich in Folge des Diebstahls von Claudius Gérard festgehalten worden war, verschwunden? Denn stellt Euch meine Verzweiflung vor, Freunde, als ich bei der Ankunft der Stelle, die wir, im Falle wir verfolgt würden, verabredet hatten — Ihr erinnert Euch —"

„Ja," sagte Bamboche, „am Fuße eines steinernen Kreuzes, das an dem höchsten Punkte der großen Landstraße lag."

„Aber da Du festgenommen warst, Martin, wie konntest Du an dem Abend dahin kommen?" fragte Basquine.

„Durch das großmüthige Vertrauen des Claudius Gérard; das will ich Euch nachher erklären. Ich komme also an das große Kreuz, und was sehe ich, Basquine's kleinen Shawl und ein paar Stücke Geld inmitten einer Blutlache."

„Erzähl' ihm Alles," sagte Basquine zu Bamboche, nachher soll er erfahren, was mir begegnet."

„Ich war beinahe damit zu Ende, das Geld des Claudius Gérard einzustecken, als Du uns das Allarmzeichen gabst," versetzte Bamboche, „ich wollte Dir zu Hülfe eilen."

„Ich hab' ihn daran gehindert," sagte Basquine, „wir hätten uns in's Verderben gestürzt, ohne Dich retten zu können, Martin, und mir war ein anderer Anschlag eingefallen."

„Du thatest Recht daran. Claudius Gérard wäre mit mir und Bamboche leicht fertig geworden."

„Vielleicht, denn ich hatte meine Pistolen bei mir," versetzte dieser, und zwar entschlossen genug, „vielleicht wäre ein Mord herausgekommen — was geschehn ist, ist tausend Mal besser, wenn ich auch meine Haut dabei nicht zu Markte getragen habe. Ich folgte also Basquine's Rath. Wir entfliehen Hand in Hand durch das Ginsterfeld, am Ende desselben finden wir einen Haufen Holzscheite, ich rücke ein paar von der Stelle, und wir verkrochen uns in diesem Versteck."

„Sieh, Folgendes war mein Anschlag," versetzte Basquine, „wir mußten vor allen Dingen die ganze Nacht an dem verabredeten Orte warten; kamst Du nicht dahin, so warst Du jedenfalls gepackt, am folgenden Tage wollten wir dann durch das Dorf gehen, sei es bettelnd oder singend, und hätten wir dann einmal Dein Schicksal in Erfahrung gebracht, so hätten wir dann nach den Umständen verfahren."

„Aber der Teufel hatte es anders beschlossen," versetzte Bamboche.

„Ja," sagte ich zu ihm, „der Teufel oder der Muldensterz?"

„Woher weißt Du das?" riefen Basquine und Bamboche zugleich aus.

„Weiter, weiter, Freunde."

„Nun wohl, Du hast recht," versetzte Bamboche, „der Muldensterz hatte es anders beschlossen; denn, wie Basquine sagt, es gibt seltsame Schicksalsschlüsse. Also, sobald es Nacht geworden war, erwarteten wir Dich an unserem Stelldichein. Ich saß am Fuß des steinernen Kreuzes und vertrieb mir die Zeit damit, unser Geld in Basquine's Shawl zu zählen. Die Straße war menschenleer, wir sahen uns allein, aber plötzlich packte mich eine eiserne Hand heftig beim Genick. — Flieh, Basquine —"



„Das war sein erster Schrei," sagte das junge Mädchen.

„Mein zweiter Schrei war so etwas, wie Gottsdonnerwetter! Und dann sträubte ich mich aus allen Kräften, um mich loszumachen und eine von meinen Pistolen zu ergreifen. Es gelang mir, aber der Muldensterz —"

„Ich wußt' es wol," sagte ich zu Bamboche, „er hatte sich wahrscheinlich hinter der Basis des steinernen Kreuzes versteckt gehalten."

„Richtig," fuhr Bamboche fort. „Während wir ringen, entreißt mir der Straßenräuber die Pistole, in dem Augenblicke, wo ich den Hahn aufziehen will, und schießt mich in die rechte Seite, hier, ich habe noch eine Narbe, daß man den Daumen hineinlegen kann*). Wie er es angefangen hat, mich nicht todtzuschießen — der Teufel soll mich holen, wenn ich's weiß."

„Und mit diesem Elenden hast Du Dich wieder eingelassen?" rief ich.

„Wetter! er hat heute drei Mal nach mir gefragt, er und sonst niemand ist's, der sich den Major nennen läßt. Hast Du nicht gehört, wie der Thürhüter mir seinen Besuch ankündigte?"

„Du hast Dich wieder mit ihm eingelassen?" wiederholte ich in vorwurfsvollem Tone.

„Ich habe mich wol mit anderen Leuten wieder eingelassen," rief Bamboche. „Was willst Du? ich übe die Verzeihung erlittenen Unrechts und der Pistolenschüsse aus unmittelbarer Nähe in großem Maßstabe aus. Wie ich also von dem Muldensterz eine solche Ladung in die Brust bekam, fiel ich auf der Stelle nieder. Basquine entflieht unter dem Geschrei: zu Hülfe, Mörder! und das arme Mädchen war so außer sich vor Schrecken, daß sie ganz den Kopf verlor und immer vor sich hinlief, ohne zu wissen, wohin. Vierzehn Tage lang blieb sie halb toll vor Schreck. Sie wird Dir das selbst erzählen; denn von diesem Pistolenschuß an sind sie und ich zum ersten Male getrennt gewesen."

„Arme Basquine!" sagte ich, indem ich ihre Hände in die meinigen nahm, „und Du, wer hat Dich gerettet, Bamboche?"

„Ein wackerer Fuhrmann, der leer des Weges gefahren kam, ungefähr eine Stunde nach dem Vorfall. Er sah mich, in Blut gebadet, wie ich war, für todt ein paar Schritte von dem Kreuze daliegen; er hebt mich auf, legt mich auf seinen Karren und hat die Absicht, mich fünf oder sechs Meilen von da in einen Flecken zu bringen, wo ein Wundarzt wohnt. Aber wie wir am andern Morgen früh uns dem Flecken nähern, treffen wir auf Gensdarmen, der Fuhrmann erzählt die Sache, man läßt den ersten Verband auf meine Wunde legen und bringt mich in's Hospital der benachbarten Stadt — da ward ich geheilt, und da ich nicht umhin kann, zu gestehen, daß ich weder eine Heimath noch Subsistenzmittel habe, so schickt man mich, meine Herstellung völlig abzuwarten, in's Gefängniß."

„In's Gefängniß!" rief ich.

„Ja," versetzte Bamboche, „und da bin ich bis zum siebenzehnten Jahre geblieben. Du kannst Dir denken, daß das mir den Rest gegeben hat; denn die verächtliche und harte Behandlung im Stockhaus machen Einen nicht zartfühlend, und die Gemeinschaft mit den kleinen Dieben ist nicht gemacht, den moralischen Sinn auszubilden. Uebrigens muß man gerecht sein. Das Gefängniß hat auch seine guten Seiten; sei Einer nur ein Bischen Landstreicher oder Dieb, so erhält er da eine Erziehung, wie die armen Kinder aus dem Volke sie nicht erhalten. Es wird einem im Gefängniß Lesen, Schreiben, Rechnen, ein Bischen Zeichnen beigebracht und ein Handwerk gelehrt, wenn man noch keins kann; man nimmt eine kleine, ersparte Summe mit fort, und häufig — sieh, wie ermuthigend das ist — bekommt man gleich eine Stelle. Doch, muß ich gestehen, ich wußte diese Vortheile der Einkerkerung nicht gehörig zu schätzen. Zuerst wollte ich mir den Kopf an den Mauern einrennen, und dann besann ich mich und wollte ihn lieber den Andern einschlagen, und endlich besann ich mich noch weiter und ließ Beides bleiben und sagte zu mir: Ich bin dreizehn Jahr alt, es kommt nur auf drei Jahre an? — wir wollen die drei Jahre aushalten. Es wird Dich wundern, Martin, diese drei Jahre sind mir wie ein Traum vergangen; denn sobald ich einmal an's Lesen gekommen war, ward ich von einer wahren Wuth besessen, zu lesen und etwas zu lernen. Wenn man mir Bücher versprach, konnte man mich zu Allem bringen. Was ich gelesen, ist unberechenbar, ich that die Arbeit für einen halben Tag in zwei Stunden, um die übrige Zeit auf's Lesen verwenden zu können. Ich war im Schlosserhandwerk unterwiesen und hämmerte wie ein Vulkan, damit man mich nur die übrige Zeit Bände verschlingen ließe. Uebrigens muß ich mir und Euch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, Freunde, — ich schloß keine einzige Freundschaft im Gefängniß, — der Platz war besetzt; ich war stark, ich hatte Schmeichler, ich verachtete sie; ich war boshaft, ich hatte Feinde, ich trotzte ihnen — aber Freunde? — keinen — ich lebte einsam und kochte meine Galle. Das hab' ich gethan, das weiß der Satan, und ich hatte Grund dazu. Du kannst Dir denken, Martin, was mit siebenzehn Jahren aus mir geworden war, besonders, wenn Du zu allen meinen bösen Regungen die grausame Ungewißheit über Euer Beider Loos hinzurechnest — und meine leidenschaftliche Liebe zu Basquine, die bisweilen bis zum Rasen stieg; denn in den vier Mauern meines Gefängnisses machten die Entfernung und Erinnerung meine Leidenschaft noch glühender, als sie vor unserer Trennung gewesen war. Ich ging aus dem Gefängniß, verhärtet im Bösen und moralisch in mich zurückgedrängt, wie ein Baum, den beständig der Sturm schüttelt."

„Jetzt kann ich mir," sagte ich zu Bamboche, „den Abscheu erklären, den Claudius Gérard gegen das Gefängniß hatte. Dich in's Gefängniß setzen lassen, unglückliches Kind, sagte er zu mir, als er mich nach unserm Diebstahl ertappt hatte, hieße Dich in's

*) Siehe erster Band erstes Kapitel Bamboche's Personbeschreibung.

Verderben stürzen, Dich auf immer dem Bösen in die Arme werfen."

„Claudius Gérard hatte dieses Mal Recht, wie so viele andere Male," versetzte Bamboche; „meine Natur hatte sich jetzt für das Böse entschieden; als ich aus dem Gefängniß kam, wo ich ein ganz guter Schlossergeselle geworden war, wurde ich sogleich an einen Meister empfohlen. So war also mein Lebensweg vorgezeichnet, ich hatte einen Broterwerb, und mein Geist war auch durch den Unterricht erschlossen. Damit konnte ich freilich noch, wie so viele Andere, Hungers sterben, aber es war doch eine Möglichkeit gegeben, auf ehrliche Weise durchzukommen. Aber es war zu spät. Das Gefängnißleben hatte mich völlig ausgebildet. Das Arbeiten war mir unleidlich, alle meine Gelüste, die so lange unterdrückt worden waren, erwachten mit Wuth. Ich trat dessenungeachtet bei einem Schlossermeister an. Er hatte eine Schwester, eine Witwe von sechsunddreißig Jahren, die gefallsüchtig, noch ganz hübsch und im Besitz von sechsunddreißig Tausend Francs war. Je weniger ich im Laden arbeitete, desto mehr spielte ich den Schönredner, sang ihr lustige Liedchen, Erinnerungen von La Levrasse und dem Bajazzo her, vor, ohne die Possen und Seiltänzerkunststücke zu rechnen — und mit diesen schönen Verführungskünsten verrückte ich der Witwe wirklich den Kopf; eines schönen Morgens entführte ich sie und warf meine Blouse zum Teufel; wir lebten als reiche Bürgersleute. Das hinderte mich aber nicht, an Basquine und an Dich zu denken. Es war meine fixe Idee, eine Reise zu unternehmen, um Euch aufzusuchen, aber dazu bedurfte es Zeit und Geld — und die Witwe hatte den Beutel in Händen. Das ist Alles ekelhaft genug. Sieh, ehrlicher Martin, ich hätte, wenn ich wie ein Negersclave hätte arbeiten wollen, täglich meine funfzig Sous oder drei Franken verdienen können, aber ich hatte bis dahin im Gefängniß so viel Elend erduldet, daß ich — ja — es kostet mich Ueberwindung, Dir alle diese Gemeinheiten zu erzählen. Ich komme aber jetzt zu etwas Anderem, was Dir besser gefallen wird; weil ich mich dabei beinahe redlich benommen habe. Und darüber brachte mich der Zufall am Ende mit Basquine zusammen, sie war damals dreizehn Jahr alt."

Zwei ziemlich ungestüme Schläge an die Thür der Wohnung unterbrachen Bamboche's Erzählung, er fuhr verwundert und verdrießlich auf, ging in's Vorzimmer, und ich und Basquine hörten folgende Worte, die zwischen Bamboche und dem Fremden durch die halbgeöffnete Thür gewechselt wurden:

„Wer ist da?" fragte Bamboche.

„Ich, der Major."

„Geh zum Teufel und komm morgen früh wieder."

„Es eilt sehr."

„Das ist mir einerlei."

„Es ist in der Angelegenheit des Robert von Mareuil — La Levrasse sendet mich."

„Hören Sie, Herr Major, wenn Sie nicht im Guten augenblicklich die Treppe hinuntergehen, so komm' ich heraus und verhelfe Ihnen dazu, sie so gewandt hinunterzuhüpfen, wie Ihr ehrwürdiges Alter nur immer gestattet."

„Aber ich sage Dir, Capitain, es ist so eilig, daß —"

„Herr Major," sagte Bamboche mit donnernder Stimme und drehte am Schloß, als wollte er hinaustreten.

Wie es schien, war Bamboche's Drohung nicht vergebens; denn er verschloß die Thür wieder und sagte:

„Das war Dein Glück!"

Und er trat wieder in's Zimmer.

„Du kennst Robert von Mareuil?" sagte ich zu ihm, betroffen über Das, was ich gehört hatte.

„Ich habe die Ehre," sagte Bamboche mit bitterer Ironie. „Was für ein Galgenstrick!"

„Der?" rief ich aus.

„Das will ich meinen."

„Weißt Du's gewiß?"

„Ich versteh mich darauf und bürge Dir dafür."

„Wir wollen nachher von Robert von Mareuil weiter sprechen," sagte ich zu Bamboche nach kurzem Besinnen; „jetzt fahr in Deiner Erzählung fort."

„Ich will an Deiner Statt fortfahren," versetzte Basquine; „denn was in seinem Benehmen gegen mich Gutes und Edles ist, wird er doch schlecht erzählen."

„Du hast Recht, Basquine," sagte ich zu ihr, „wir sind ganz Ohr."

Achtzehntes Kapitel.

Geschichte Basquine's.

Je mehr ich Basquine betrachtete, desto mehr fiel mir an ihr ein gewisses gebildetes Wesen auf, das ich nicht sogleich bemerkt hatte, und das mich auf unbestimmte Weise an Regina erinnerte; denn ich konnte keine andere Vergleichung anstellen, da ich bis dahin nur in den niedrigsten Lebenskreisen gelebt hatte.

Bei Basquinen ein solches Talent anzutreffen, das hatte in mir mehr Bewunderung als Verwunderung hervorgerufen; denn dasselbe schien mir die Folge, die fast nothwendige Entwickelung ihrer natürlichen Gaben zu sein, die schon in ihrer Kindheit so hervorstehend gewesen waren; aber wie mochte Basquine zu dieser Anmuth, dieser gehaltenen Feinheit des Betragens gekommen sein, das nur durch fortwährenden Umgang mit der großen Welt erworben werden kann? Wie kam es, daß ihre Ausdrucksweise immer regelrecht und besonnen, häufig gewählt, bisweilen beredt und, so zu sagen, im hohen Styl war?

Bamboche redete die Sprache, die man nach seiner ungebundenen, spöttischen Lebhaftigkeit und seiner Gefängnißerziehung, die durch eine Masse guter und schlechter Leserei ergänzt worden war, von ihm erwarten konnte, und seine gemeinen Handbewegungen, seine rohen und gewaltsamen Manieren stimmten mit seinen Worten ganz überein — woher aber mochte bei Basquine dieser vollkommene Einklang zwischen der gehaltenen Feinheit ihrer Sprache und ihres Benehmens zu erklären sein? Wie war es möglich gewesen, daß sie in diesem Punkte sich der gemeinen, unedeln, unsittlichen Gewohnheiten, die sie von der Mutter Major, von La Levrasse und dem Bajazzo angenommen, hatte entschlagen können?

Dieses Geheimniß, das mich angelegentlich beschäftigte, sollte sich mir in Kurzem auflösen.

„Du wirst jetzt von Basquine hören," sagte Bamboche zu mir, was die arme Kleine zu dulden gehabt hat; im Vergleich zu ihr, lebt' ich im Gefängniß ein Sybaritenleben."

„Dem Unglück hab' ich mich immer mit Ergebung unterzogen," sagte Basquine, „aber Erniedrigung, verächtliche und beleidigende Behandlung — ach — davon habe ich viel zu leiden gehabt!"

Nach kurzem Schweigen fing Basquine an:

„Hör' also, Martin, und Du wirst sehen, daß unser Lebensgang, so verschieden er sonst gewesen sein mag, in Bezug auf Jammer und Elend derselbe gewesen ist. Bamboche hat Dir gesagt, daß mich, da ich ihn von dem Pistolenschusse hinstürzen sehen, der Schrecken fast wahnsinnig gemacht; ich ergriff die Flucht, indem ich Hülfe, Mörder! schrie. Der Muldenstetz hat mich gewiß auch verfolgt, um mich umzubringen, aber das Entsetzen gab mir eine solche Schnelligkeit, daß ich ihm entgehen und mich in einen Holzschlag retten konnte, wo er meine Spur verlor. Dieser Vorfälle erinnere ich mich nur ganz dunkel. Denn der Schrecken umnebelte meinen Geist völlig; die Nacht brachte ich in dem Holzschlage zusammengekauert hin. Als der Morgen anbrach, verließ ich denselben und ging immer auf's Gerathewohl fort; es scheint, als hab' ich auf dem Felde einen Ochsentreiber angetroffen, der seine Heerde auf den Wintermarkt in Limoges trieb."

„Wieso scheint es, daß Du ihn angetroffen?" sagte ich zu Basquine, verwundert über diesen zweifelnden Ausdruck.

„Ich sage, es scheint, lieber Martin, weil ich erst mehre Tage nach diesem Zusammentreffen nach und nach aus der Verdumpfung erwachte, in die mich der Anblick von Bamboche's Mord gestürzt hatte; jetzt erfuhr ich von dem Ochsentreiber die näheren Umstände meines Zusammentreffens mit ihm; das Klingeln der Schellen, welche einige von seinen Kühen trugen, hatte wahrscheinlich meine Aufmerksamkeit auf ihn gezogen, und so ging ich auf die Heerde zu und lange Zeit mit ihr, indem ich sogar dem Hirten auf ganz mechanische Weise einen oder den anderen kleinen Dienst erwies; ich half seinen Hunden die Heerde zusammenhalten. Der Mann hatte Mitleiden mit mir; er hielt mich für eine Blödsinnige, der man sich habe entledigen wollen, indem man sie sich selbst überließ und damit dem Untergange preisgab. Als er sich Abends schlafen legte, gab er mir zu essen und wies mir eine gute Streu im Stalle an; bei Tagesanbruch war ich auf den Beinen; trotz des Schnees, der reichlich fiel, folgte ich dem Ochsentreiber muthig. So vergingen mehre Tage, in deren Verlauf, zu großem Erstaunen meines Wohlthäters, mein Stumpfsinn sich nach und nach verlor; mein Verstand fing an sich von der heftigen Erschütterung zu erholen; endlich — am Tage unserer Ankunft in Limoges, glaube ich — nachdem ich die Nacht einen tiefen und schweren Schlaf gethan, erwachte ich von dieser langen Geistesabwesenheit völlig hergestellt. Meine erste Regung war, indem ich um mich sah, fast mechanisch auszurufen: Bamboche! Martin! Dann erst erinnerte ich mich dunkel des Geschehenen, ganz verwundert, mich in einen Stall gebettet zu finden. Zwischen diesem Wiedererwachen meiner Vernunft und Bamboche's Ermordung war eine Lücke, die ich vergebens auszufüllen suchte. Der Ochsentreiber trat herein und sagte: Frisch, auf den Marsch, Kleine! — Ich fragte ihn, was er wollte, wie ich in diesen Stall gekommen sei, und erzählte ihm, mit Weglassung einiger Einzelheiten, das Abenteuer, das mich vor Schrecken blödsinnig gemacht haben mußte. Das Mitleid des guten Mannes stieg noch höher, und er sagte mir, wie er mich angetroffen und mich für eine verstoßene Blödsinnige gehalten habe. Ich erfuhr von ihm, daß ich mich nunmehr dreißig bis vierzig Meilen von dem Orte befinde, wo Bamboche seinen Tod gefunden, — denn für todt hielt ich ihn — und wo Du ohne Zweifel warst festgenommen worden, Martin. Trotz der Theilnahme, die ich dem Ochsentreiber einflößte, konnte er mich doch nicht bei sich behalten; sein Marktverkehr führte ihn von einer Provinz in die andere, und wenn er seine Heerde verkauft, wollte er in der Umgegend von Limoges Maulthiere kaufen. Ich kann Dich aber doch nicht so auf der Landstraße stehen lassen, sagte er zu mir — die Wirthin, bei der ich auf meinen Reisen einzukehren pflege, ist eine gute Frau, ich will sie bitten, daß sie Dich annimmt, damit Du ihren Mägden Hülfe leistest; dann hast Du bis auf Weiteres, für's Erste wenigstens, Brot und Obdach. Am Abend langten wir in einer der Vorstädte von Limoges an dem Wirthshause an, wo der Ochsentreiber einzukehren pflegte. Seine Bitte zu meinen Gunsten ward von der Wirthin ziemlich schlecht aufgenommen, aber am Ende verstand sie sich dazu, mich zu behalten. Ich blieb eine Zeit lang in dem Wirthshause als Magd der anderen Dienstboten, lebte von Dem, was sie übrig ließen, und schlief in einem Winkel des Stalles. Bamboche hielt ich für todt; ich war von dem Orte, wo ich Dich, lieber Martin, verloren, vielleicht vierzig Meilen entfernt, und so hart mir meine Lage in dem Gasthofe zu Limoges vorkam, so wagte ich nicht, ihn zu verlassen, um das Landstreicherleben, wie wir es zusammen geführt, ganz allein wieder anzufangen. Ich lebte seit einem Monat in dem Gasthofe, als ich durch ein seltsames Abenteuer von dort entfernt wurde."

Und da Basquine Anstand zu nehmen schien, fortzufahren, und ich bemerkte, wie ihr Gesicht traurig wurde, sagte ich zu ihr:

„Vielleicht ist es Dir unangenehm, uns diese Bekenntnisse zu thun —"

„Nein," versetzte sie mit bitterem, eisigem Lächeln, „nein, im Gegentheil, häufig rufe ich diese Erinnerungen und viele andere bei mir absichtlich wach; sie stählen meinen Muth, meine Thal- und Willenskraft, ich schöpfe in ihnen neue Kräfte, unablässig auf das

Ziel zuzuschreiten, das ich erreichen will — und ich werd' es erreichen, ja, ich werd' es erreichen!"

Ich war betroffen über die unbeugsame Entschlossenheit, mit der Basquine diese letzten Worte sprach, und über den düsteren Glanz ihrer Augen.

„Was ist das für ein Ziel, das Du verfolgst?" sagte ich zu Basquine, indem ich auch Bamboche fragend ansah.

„Ich weiß nichts davon," antwortete er mir: „ich habe sie seit drei Jahren nicht gesehen, und sie hat mir darüber nichts vertraut — nicht wahr, Basquine?"

„Nein," versetzte sie.

Und sie fuhr nach einer neuen Pause fort:

„Ich war also Magd der Dienstboten in diesem Gasthofe. Derselbe lag an einem steilen Abhang, wo die Wagen nur sehr langsam fahren konnten. Eines Tages, als das Glatteis, welches die Nacht eingetreten war, diesen Weg fast unfahrbar machte, saß ich gerade auf einer Bank vor der Thür des Gasthofes, als ich zuerst einen rothgekleideten Läufer, der mit goldenen Tressen bedeckt war, vorübereilen sah; ihm folgten bald mehre Wagen, die, wie ich von den Umstehenden hörte, dem Mylord, Herzog von Castleby, einem irländischen großen Herrn von unermeßlichem Reichthume, der mit zahlreichem Gefolge reiste, gehörten. Er hatte sich zwei Tage in Limoges aufgehalten, und seine Köche waren den Abend vorher mit zwei Wagen voll Lebensmittel abgegangen, um sein Mittagsessen in der Stadt, wo er zu übernachten gedachte, bereit zu halten."

„Was für ein Aufwand!" rief ich.

„Das war noch nichts, armer Martin, an demselben Morgen ging dem hohen Herrn ein Wagen mit einer vollständigen Zimmerausstattung voran, die ein Kammerdiener, der zugleich Tapezierer war, begleitete; auf diese Weise fand er in jedem Gasthofe mehre auf die glänzendste und bequemste Weise ausgestattete Zimmer vor.

„Eine solche Verschwendung ist kaum glaublich."

„Der Kerl wußte zu leben," sagte Bamboche.

„Und was wirst Du sagen, guter Martin," fuhr Basquine fort, „wenn ich Dir nun noch von einem Wagen, dem letzten in dem Gefolge des Herzogs von Castleby, erzähle, in welchem zwei Reitpferde mit ihren Stallknechten waren *); denn es konnte doch sein, daß den gnädigen Herrn die Laune anwandelte, einen Theil des Weges zu Pferde zu machen."

„Die Pferde im Wagen reisen zu lassen! Was sagst Du dazu, Martin?" sagte Bamboche.

Und da ich Basquine fest ansah, weil ich glaubte, sie wollte meiner Leichtgläubigkeit spotten, versetzte sie ironisch:

„Gewiß war dieser Aufwand thöricht, aber der Herzog von Castleby hatte beinahe vier Millionen jährlicher Einkünfte von seinem Grundbesitz, und Einer aus seinem Gefolge sagte mir späterhin, er habe in Irland, auf den Besitzungen seiner Herrlichkeit oftmals ganze Familien von Armen nackt auf dem faulen Stroh ihrer Hütte liegen sehen, während die Mutter oder eine der Töchter die Lumpen dieser Unglücklichen im Bache wusch. Was willst Du, guter Martin? Ohne diese Gegensätze wäre die Welt schrecklich langweilig."

Dieser kalte Hohn bei dem sechzehnjährigen jungen Mädchen flößte mir zugleich Schrecken und Trauer ein. Basquine fuhr fort:

„Ich saß also auf einer Bank an der Thür des Gasthofes und betrachtete mit großen Augen diese Reihe von Equipagen, die langsam heranrückten, als ganz plötzlich der erste Wagen, der des Herzogs, auf einen Befehl, den die auf dem Vordersitze befindlichen Bedienten dem Postillon zukommen ließen, anhielt. Durch das Fenster im Schlage dieses Wagens bemerkte ich zwei kleine, hellblaue Augen, deren Ausdruck ich niemals vergessen werde, und die fest auf mich gerichtet waren; ich sah nur diese beiden Augen; denn das Gesicht der Person, die mich so unablässig ansah, verschwand fast hinter dem Pelzmantel und einer Reisemütze.

Die Wagen hatten alle Halt gemacht. Nach einigen Minuten und nachdem mehre von den Leuten des Herzogs hin und her gegangen und an dem Kutschenschlage, mit dem Hute in der Hand, mit ihm gesprochen hatten, sah ich aus einem der Wagen des Gefolges ein Frauenzimmer von ungefähr dreißig Jahren von angenehmer und bedeutender Gesichtsbildung aussteigen, auf den Gasthof zugehen und nach der Wirthin fragen. — Du, bringe die Dame zu der Madam, statt dazustehen und das Maul aufzusperren, — sagte eine der Mägde zu mir, indem sie mich an den Arm stieß. — Das ist's gerade, was ich wünschte, liebes Mädchen, — sagte die Fremde zu der Magd mit ziemlich englischer Betonung; dann faßte sie mich bei der Hand und sagte im liebkosendsten Tone zu mir: Komm, bringe mich zu der Besitzerin des Gasthofes, mein Kind. — Ich brachte die Fremde hin, sie blieb einige Augenblicke mit der Wirthin eingeschlossen; beim Heraustreten sagte diese zu mir: Kleine, wir haben Dich hier um Gotteswillen aufgenommen, Du hast kein Hemd auf dem Leibe, Niemand weiß, woher Du kommst, Du hast keine Aeltern, ich könnte Dich doch nicht lange behalten, weil Du mehr aufissest als einbringst. Diese Dame



findet Dich hübsch, sie hat Mitleid mit Dir; wenn Du mitgehen willst, sollst Du in diesen schönen Wagen steigen, und es soll Dir gut gehen, entschließe Dich kurz. Aber ich sage Dir zum Voraus: wenn Du diese gute Gelegenheit ausschlägst, so setze ich Dich morgen vor die Thür, darauf geb' ich Dir mein Wort."

„Armes Kind, wie solltest Du ein solches Anerbieten in der Lage, in der Du warst, von der Hand weisen?" sagte ich zu Basquine.

„Ich nahm's auch ohne weiteres an," antwortete sie mir, „obwol nicht ohne eine gewisse, mir unerklärliche Beklemmung, wenn mir das auch Alles wie ein schöner Traum vorkam. Die Dame, die ich von jetzt an Miß Turner nennen will, faßte mich bei der Hand, da sie ohne Zweifel den Befehl hatte, mich jetzt nicht dem Herzog von Castleby vorzustellen, sie ließ mich in den Wagen steigen, in welchem sie selbst ihren Platz hatte, und die Reihe von Equipagen setzte ihren Weg fort. Als ich aus meiner Verdutztheit ein wenig wieder zu mir gekommen war, blickte ich um mich; ich befand mich in einer viersitzigen Berline; die Plätze waren alle besetzt, ich saß zwischen der Miß Turner und einer jungen Negerin, von keineswegs unförmlicher und stumpfer, sondern sehr regelmäßiger Gesichtsbildung; ihr Reisemantel verbarg einen Anzug von reizender Eigenthümlichkeit, an ihren bloßen Armen, die wie Ebenholz glänzten, funkelten silberne Armbänder. Mir gegenüber sah ich zwei andere junge Frauenzimmer. Die eine, die sehr fett war und von blendendweißer Gesichtsfarbe, hatte ganz hellblondes Haar, hellblaue Augen und sehr rosige Wangen, das war eine Niederländerin; die vierte, von gemeiner, obgleich ziemlich wirkungsreicher Gesichtsbildung, trug eine Haube und einen Anzug, wie es bei den reichen Fischweibern in Paris gebräuchlich ist, wenn sie Sonntag machen. Katharine, so hieß sie, war wirklich ein Mädchen aus dem Stadtviertel, wo der Fischmarkt ist. Sie sah vorzüglich roh und frech aus und entlehnte auch, wie ich später erfuhr, ihre Ausdrücke gemeiniglich dem Wörterbuche, das allenfalls um die Faschingszeit gültig ist. Diese Rohheiten waren nicht ohne einen gewissen Geist und unterhielten den Herzog von Castleby sehr, der sich oft, wenn er ein wenig angetrunken war, an den frechen Cynismen dieses elenden Geschöpfes belustigte, das er selbst in einem der niedrigsten Schmutzwinkel von Paris aufgelesen hatte."

„Wie ist es möglich!" rief ich aus, „zu unserer Zeit solche Sitten! Ein Mann, der ein wanderndes Serail mit sich führt!"

„Der arme Martin! Er wundert sich noch über irgend Etwas," sagte Basquine zu Bamboche.

„Basquine erfindet nichts und erzählt nicht einmal Alles," erwiderte Bamboche. „Dieser englische Herzog hat wirklich existirt. Ich habe in der mehr als schlechten Gesellschaft, in der ich lebe, mehr als einen Zeugen oder Mitschuldigen angetroffen von seinen — wunderlichen Liebhabereien."

„Was willst Du denn, Martin?" versetzte Basquine mit ihrem höhnischen Lächeln, „man wird allmächtig geboren, und vermöge der hohen Stellung ist man dann schnell und bald übersättigt — dann ist etwas Neues, etwas Besonderes erforderlich. — Uebrigens bekam ich, wohlverstanden, die Geschöpfe, die den Harem des Herzogs bildeten, nur das Eine Mal zu sehen; denn sobald ich an das Ziel meiner Bestimmung gelangt war, wurde meine Lebensart die einsamste und seltsamste von der Welt. Auf der folgenden Station verließ mich Miß Turner, die zum Herzog berufen worden war, auf einen Augenblick, dann kam sie wieder und machte mir ein Zeichen, ihr zu folgen. Ich verließ den Haremswagen und nahm mit Miß Turner allein eine Kalesche ein, die gemeiniglich der Verwalter und der Secretair des Herzogs von Castleby innehatten; aber diesmal wurden diese wichtigen Personen, wie es eben gehen wollte, in andern Wagen untergebracht. In der ersten Stadt, durch die wir kamen, kaufte Miß Turner ein, was erforderlich war, mich angemessen zu kleiden. Ich reiste beständig mit ihr allein, es wurde für uns in den Gasthöfen abgesondert gedeckt, und ich theilte ihr Zimmer. Dieses junge Frauenzimmer war sehr schweigsam und zurückhaltend und antwortete auf meine Fragen nur ganz einsylbig; ihre Antworten, die übrigens von einer Art höflicher Ergebenheit durchdrungen waren, beschränkten sich ungefähr auf Folgendes: Beruhigen Sie sich, Fräulein, der gnädige Herr wird Ihnen eine Erziehung geben lassen, die er seiner Tochter ertheilen ließe — Sie wissen nicht, was für ein Glück es für Sie war, den gnädigen Herrn auf Ihrem Lebenswege angetroffen zu haben. Es gibt keinen besseren, edelmüthigeren Herrn."

„Das Alles ist sehr seltsam," sagte ich zu Basquine.

„Seltsamer, als Du Dir vorstellen kannst, Martin. Uebrigens, als wir auf dem Schlosse des Herzogs angekommen waren, gab ich mich ganz den Annehmlichkeiten des Wohllebens hin, das so neu für mich war. Das Kammermädchen der Miß Turner bediente mich; die Tafel des Herzogs war unerhört fein und reich besetzt, aber wir speisten für uns. Meine Gesundheit, die durch die Entbehrungen ein wenig gelitten hatte, ward immer blühender. Miß Turner gerieth in Begeisterung über meine wachsende Schönheit und sagte, nach wenigen Tagen würde ich nicht mehr zu erkennen sein. Ich hatte ein Zimmer inne, das mit einer Pracht, einem Aufwand, einer Auswahl ausgestattet war, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann; alle Tage fuhr ich mit Miß Turner aus, und zwar in einen abgesonderten Park, wo ich herumlaufen und allerlei Spiele treiben konnte. Oft ließ mich auch die Miß Turner auf einem allerliebsten kleinen Pferde reiten, das sanft und zahm war wie ein Hündchen — mit einem Worte, die Tochter des größten Herrn konnte nicht ein solches Leben führen wie ich."

„Und Du hattest den Herzog selbst noch nicht gesehen?"

„Nein. Ich wurde ihm erst ungefähr drei Wochen nach meiner Ankunft auf dem Schlosse vorgestellt, das — wie ich vergessen anzuführen — ein ganz königlicher Wohnsitz war und eine so wunderschöne Lage in einer der besten Gegenden von Südfrankreich hatte, daß das Klima dort, wie man sagte, so mild, wie

*) Man nennt diese Art von Wagen caravanes; sie fahren mit Postpferden und dienen zum Transport von Renn- und Jagdpferden, wenn man ihnen die Strapazen eines weiten Wegs ersparen will.

auf den hyerischen Inseln war; der Herzog pflegte hier einen Theil des Winters zuzubringen."

„Aber warum zögerte man so damit, Dich diesem Manne vorzustellen?" sagte ich Basquinen.

„Man wartete nur noch auf die Ankunft einiger Kisten mit Kleidungsstücken, die eine prachtvolle Ausstattung bildeten, die für mich in Paris bei den ersten Modehändlerinnen bestellt worden war. Ehe ich fortfahre, muß ich Dir sagen, Martin, daß Miß Turner eine Person von der feinsten Erziehung war und mich unaufhörlich auf sanfte und ernste Weise über meine Verstöße im Benehmen und über die rohen Ausdrücke, die ich im Munde zu führen pflegte, zurechtgewiesen hatte. Ich ließ es mir um ihretwillen angelegen sein, ihren Vorschriften Folge zu leisten. Am Tage vor meiner Vorstellung bei dem Herzog von Castleby sagte Miß Turner zu mir: Nun sind Sie, was die Manieren und die Lebensart anbetrifft, eine vollständige kleine Lady; ich hoffe, der gnädige Herr wird damit zufrieden sein, daß Sie aus meiner Unterweisung so viel Vortheil gezogen. Der Tag der Vorstellung war da. Wenn ich auf einige Einzelheiten meines Anzugs eingehe, lieber Martin, so ist's nicht, weil ich mich in diesen Erinnerungen etwa so sehr gefiele, sondern weil derselbe, auf Befehl des Herzogs, einen außerordentlich kindlichen Charakter trug. Mein Haar war gescheitelt und fiel in großen Locken auf meinen Hals und meine Schultern herab; meine Arme waren bloß; ich trug ein Kleid von prächtigem gestickten indischen Mousselin, eben solche Höschen, weiße, seidne Strümpfe und kleine schwarze Sammetschuhe. Da ich von Miß Turner und ihrem Kammermädchen zu wiederholten Malen versichern hörte, ich sehe so allerliebst aus, so sah ich mich endlich in einem Wandspiegel, der in meinem Toilettenzimmer stand — es versteht sich von selbst, daß meine Wohnung von dem Vorzimmer bis zur Badstube auf das Vollständigste eingerichtet war — und nachdem ich mich so in Augenschein genommen, muß ich gestehen, daß ich mich sehr schön fand. — Jetzt nehmen Sie, — sagte Miß Turner zu mir mit ihrer ernsten und abgezirkelten Miene, indem sie aus einem Koffer eine prächtige Puppe zog — hier ist eine Puppe, die der gnädige Herr Ihnen schenkt, Sie müssen sich dafür bei ihm bedanken, verstehen Sie? — Ja, Miß, — sagte ich, indem ich das Spielzeug, das ein wahres Wunder war, betrachtete, ohne daß ich wagte, es anzurühren. — Nun so nehmen Sie doch die Puppe, sagte meine Erzieherin. — Aber, antwortete ich ihr, gehn wir nicht zum gnädigen Herrn? — Ja, Fräulein, und der gnädige Herr wünscht, daß Sie Ihre Puppe mitbringen. — Ganz verwundert über diese Weisung, das muß ich bekennen, folgte ich meiner Erzieherin zum gnädigen Herrn."

Dieser letzte Theil von Basquine's Erzählung führte mich gänzlich in die Irre, und in meiner Unbefangenheit sagte ich zu dem jungen Mädchen:

„Diese Sorgfalt, die man auf Dich verwandte, diese Erziehung, die man Dir gab, beweisen wenigstens, daß der Herzog kein böser Mensch war."

Basquine sah mich starr an und brach in ein höhnisches Gelächter aus, das mich zittern machte.

Neunzehntes Kapitel.

Geschichte Basquine's (Fortsetzung).



„Ehe ich diese Erzählung fortsetze, lieber Martin, und um Dich darauf vorzubereiten, Dinge zu hören, die Dir kaum glaublich sein werden," fing Basquine wieder an, „kennst Du das Abenteuer des guten Ludwig XV. mit Fräulein Tiercelin?"

„Nein," antwortete ich Basquine, ziemlich verwundert über diese Frage, „ich kenne dieses Abenteuer nicht."

„Während ich bei dem Herzoge von Castleby war," versetzte Basquine, „bin ich zufälligerweise in den Fall gekommen, vielerlei Schriften über die Regierung Ludwig XV. des Vielgeliebten zu lesen. Das erwähnte Abenteuer ist folgendes: dieser gute König ging eines Tages durch die Tuilerien und bemerkte dort im Garten ein kleines Mädchen von kaum elf Jahren — verstehst Du wohl, Martin? von kaum elf Jahren. Es war die Tochter eines Bürgers von Paris, Namens Tiercelin, der von seinen Zinsen lebte. Der König warf ein Auge auf das kleine Mädchen, und — sie wurde von der Marquise von Pompadour, einer nachsichtigen Liebhaberin, wie Ihr seht, des königlichen Bettes würdig erachtet und dem Monarchen zugeführt."

„Das ist ja scheußlich! —" rief ich ganz entsetzt aus — Basquine fuhr mit ihrer höhnischen Kälte fort:

„Ludwig XV. war, was selten vorgekommen sein mag, der kleinen Tiercelin zwei Jahre lang treu. Diese Treue erfüllte die Hofleute und — Hofdamen mit Besorgnissen, und in Folge irgend einer Machination, etwa des Herzogs von Choiseul, wurde das arme Kind, zusammen mit ihrem Vater, in die Bastille geworfen, und Beide blieben dort vierzehn Jahre*)."

„Und die Geschichtschreiber nennen Ludwig XV. den Vielgeliebten," versetzte Bamboche mit lautem Gelächter.

„Die Lehre, die aus der Fabel zu ziehen, ist diese," sagte Basquine in ihrem bitterspottenden Tone, „daß Ludwig XV. gegen meinen Mylord, den Herzog von Castleby, ein naiver Anfänger war, und daß es für mich besser gewesen wäre, vierzehn Jahr im Gefängniß zu sitzen, als in dem reichen Hause des gnädigen Herrn zu leben, wie ich da gelebt habe."

Entsetzt über Basquine's Blicke und Züge, da sie die letzten Worte sagte, rief ich aus:

„Du bist also von diesem Mann mit Gewalt festgehalten worden?"

„Nein," sagte sie zu mir, „ich bin freiwillig dageblieben."

Und da ich den Widerspruch in ihren Worten nicht zu verstehen schien, fuhr sie fort:

„Ehe ich Dir das Abenteuer Ludwig's des Vielgeliebten anführte, war ich, wenn ich nicht irre, dabei stehen geblieben, wie ich dem Herzog vorgestellt werden sollte. In einem prächtigen Kinderanzug und mit der schönen Puppe in der einen Hand, gab ich also die andere meiner Erzieherin; und so gingen wir zuerst durch eine prächtige Gemäldegalerie, sodann durch mehre Säle, von denen immer einer prächtiger war als der andere, und kamen endlich in das Wohnzimmer des Herzogs; mit Ausnahme seiner beiden vertrauten Kammerdiener durfte keiner von den Leuten des Hauses die Gemächer betreten. Meine Erzieherin stand mit mir vor einer Thür, die mit einem Vorhang von rothem Sammet bedeckt war, still und klingelte auf besondere Weise. Einer der vertrauten Diener machte uns auf, wechselte mit der Miß Turner ein paar englische Worte, und dann übergab mich diese den Händen dieses Menschen und sagte zu mir: Corso — so hieß dieser italienische Kammerdiener — wird Sie zum gnädigen Herrn führen, seien Sie recht artig, betragen Sie sich wie eine kleine Lady und erinnern Sie sich in Allem meiner Unterweisungen. Die Thür ging hinter meiner Erzieherin zu, ich blieb allein mit diesem Corso, dessen zugleich weibisches und gebräuntes Gesicht, sowie seine schwarzen, durchdringenden Augen mir einen unbestimmten Widerwillen einflößten. Wollen das Fräulein mir folgen, sagte er ehrerbietig, indem er mich bei der Hand nahm, so will ich Sie zum gnädigen Herrn führen. Und Corso führte mich zuerst durch einen Saal, dann durch eine Art Kammer, die ganz mit Spiegeln ausgesetzt war, und in der die Decke, so wie ein Theil des Fußbodens von Spiegelglas gebildet wurde; hierauf rührte Corso an einer Feder, die ich nicht bemerkt hatte, eine Spiegelscheibe glitt in einen Falz, und ich folgte meinem Führer, der mich beständig an der Hand hielt, mit wachsender Angst in einen vollkommen dunkeln Gang, der mit so dicken Fußdecken belegt war, daß der Schall unserer Schritte in ihnen gänzlich erstarb. Nach einigen Minuten öffnete sich eine Thür. Corso schob mich ein wenig vor sich hin, und da ich mich lebhaft nach meinem Führer umwandte, war er verschwunden, und es war mir unmöglich, die Oeffnung zu erkennen, durch die ich eingetreten war. In meinem Leben werde ich diesen Auftritt nicht vergessen: ich befand mich in einer Art von Rundbau, der ganz mit schwarzem Tuch ausgeschlagen war, das überall mit silbernen Sternen besäet war und von einer ebenfalls silbernen Grablampe erleuchtet wurde; der durchdringende Duft der lieblichsten und stärksten Wohlgerüche erfüllte dieses Grabzimmer, an dessen Wänden eine Art von Bank aus polirtem Ebenholz ohne Kissen und gepolsterte Lehne herumlief. In der Mitte des Rundbaues stand ein Tisch, auf dem ein Teppich von schwarzem Sammet lag, der wie ein Sargtuch gestickt war. Auf diesem Tisch fand sich ein kleines Service, wie die Kinder es haben, aber von unglaublicher Pracht, alle einzelnen Stücke waren von massivem Gold und mit Schmelzarbeit und feinen Steinen besetzt, besonders fiel mir ein Suppennapf von der Größe einer Theetasse in's Auge, ein Meisterstück der Goldschmiedekunst: nichts fehlte, von Schüsseln von jeder Größe an bis zu Oelflaschen und Karaffen von Bergkrystall von der Größe eines Riechfläschchens, und Salzfäßchen, in denen kaum eine Erbse Platz gehabt hätte."

„Und die Bauern auf den Besitzungen dieses Mannes lagen nackt in ihren Hütten und machten ihre Nahrungsmittel den Schweinen streitig!" sagte ich zu ihr; denn das Bild dieses furchtbaren Elends stand beständig vor meinen Augen.

„Diese Leute, lieber Martin, ziehen, nähren und »conserviren« das Wild mit großen Kosten, aber die Bauern zu conserviren ist ihnen nicht gelegen."

„Das, was ich sah, blendete mich und erschreckte mich zu gleicher Zeit. Weiterhin auf einer Etagère von schwarzem Marmor bemerkte ich eine vollständig ausgestattete Küche, in der alles Geräth von Silber war und seiner Größe nach in richtigem Verhältniß zu dem Service stand. Eine große Pfanne, unter der eine Spiritusflamme brannte, war bestimmt, als Herd und Ofen zu dienen. Diese Anstalten hatten an sich nichts Beunruhigendes; aber das tiefe Schweigen, das in diesem begräbnißmäßig ausgezierten Gemache herrschte, fing an, mich ängstlich zu machen — als auf einmal ein Streif von dem schwarzen Tuch, womit es ausgeschlagen war, in die Höhe ging. Und jetzt — ich meinte zu träumen — jetzt kam auf einem hölzernen Pferde wackelnd, wie die Kinder sie haben — dieses Spielzeug bewegte sich nämlich durch eine Art verborgener Springfeder von selbst — ein Mann von mittlerem Wuchse, ziemlich ernst und ungefähr sechzig Jahr alt, herein; er trug eine blonde Perrücke mit langen sogenannten Pfropfziehern, einen großen übergeschlagenen Hemdkragen und ein sehr kurzes Jäckchen mit übergeknöpftem Beinkleid — mit einem Worte, die seltsame Erscheinung war wie ein kleiner Knabe in meinem Alter gekleidet. Um die Täuschung vollständig zu machen, blies er mit allen Kräften auf einer kleinen zinnernen Trompete. Auf

*) Folgendes liest man in den Mémoires historiques von Peuchet, tirés des archives de la police. Band 3, S. 106. 108. 114 u. f.:

„Einer der Züge, welcher die Verderbtheit der Polizei unter der Regierung Ludwig XV. am meisten ins Licht gestellt hat, ist die Geschichte des Fräulein Tiercelin. Es war das ein allerliebstes Mädchen von höchstens elf Jahren, das Ludwig XV. auf seinem Wege antraf, als er eines Tages zu Fuß durch die Tuilerien ging. Noch denselben Abend sprach er von derselben mit Lebel, seinem Kammerdiener. Dieser, dem die Liebhabereien seines Herrn kein Geheimniß waren, dachte schnell auf Mittel, den neuen Wünschen des Monarchen Gewährung zu verschaffen. Das junge Mädchen ward entführt und dem König in die Hände geliefert."

Und weiterhin:

„Die Marquise von Pompadour ergriff diese Gelegenheit, sich einer Nebenbuhlerin zu entledigen, die ihr sehr gefährlich werden konnte, mit Begierde; sie bestärkte den Herrn von Choiseul in seinem Argwohn, und der König unterzeichnete in einem Augenblick der Aufwallung eine lettre de cachet gegen die Tiercelin und ihren Vater. Die geheimen Nachweisungen, welche sich auf diesen schamlosen Liebeshandel beziehen, zeigen, daß er von 1754, da die junge Tiercelin dem König zugeführt wurde, bis 1756 dauerte, dem Jahre, wo der Befehl, Vater und Tochter in die Bastille einzusperren, unterzeichnet wurde. Sie blieben dort vierzehn Jahre lang."

diese Weise ritt er auf seinem hölzernen Pferde in dem Rundbau rund herum."



„Glücklicherweise war es ein Narr!" rief ich aus, indem ich nach entsetzlicher Beklemmung wieder aufathmete.

„Ein Narr?" sagte Basquine und sah mich an — dann setzte sie hinzu, indem sie mit Bamboche einen Blick wechselte — „ja, guter Martin, es war ein Narr."

Und nach kurzem Schweigen fuhr sie fort:

„Der englische Herzog — denn der war es — war allerdings bisweilen gewissen — Anfällen unterworfen, die an Narrheit grenzten. Meine erste Regung, da ich diesen Greis erblickte, der auf groteske Weise wie ein Knabe von zehn Jahren gekleidet war und wie ein Kind in diesem Alter spielte, war, in ein lautes Gelächter auszubrechen. Aber da dieses Gelächter in der tiefen und unheimlichen Einsamkeit keinerlei Erwiderung hervorrief — denn als der Herzog seine Rolle vollendet hatte und vom Pferde gestiegen war, trat er stumm und unbeweglich vor mich und starrte mich mit seinen kleinen, hellblauen Augen an, die mitten in dem blutrothen Gesicht funkelten — so ergriff mich auf's neue der Schrecken und stieg bald bis zu seinem Gipfel. Denn was mir anfangs so komisch vorgekommen war, ward mir jetzt immer unheimlicher; ich fing an zu weinen und ein durchdringendes Geschrei auszustoßen."

„Freilich war das unheimlich!" sagte ich zu Basquine, „es ist mir, als läge ich in einem schweren Traume."

„Es bedurfte," versetzte sie, „der liebevollen, väterlichen Worte des Herzogs — er sprach sehr gut französisch — um mich zu beruhigen und zutraulich zu machen. Als er sah, daß ich wieder ruhig war, nahm er plötzlich einen andern Ton an, und, ohne im Mindesten die Weise, in der er mich auf der Landstraße hatte aufheben lassen, zu erwähnen, noch auch die Sorgfalt, die er bis dahin auf mich verwendet, sagte er zu mir, indem er ein kindisches Lallen affectirte: Du sollst mich Toto nennen, Du sollst mich dutzen — wir wollen kochen — Du hast da eine sehr schöne Puppe — o, aber ich habe auch schönes Spielzeug — ich will es holen, aber erst wollen wir kochen!"

Und da ich Basquine verdutzt ansah und kaum glauben konnte, was ich hörte, sagte sie mit ihrem höhnischen Lächeln:

„Und Toto, Herzog und Pair von England, genoß natürlicher Weise in der Welt aller der Achtung, alles des Ansehens, die ein großer Name und ein ungeheures Vermögen gebieten — ja noch mehr, da er sich herbeigelassen hatte, sein Vaterland bei irgend einer feierlichen Angelegenheit als außerordentlicher Gesandter zu vertreten, so hatten zwei oder drei gekrönte Häupter ihn mit ihren schönsten Ordensbändern geschmückt. Uebrigens," setzte Basquine mit verdoppelter Ironie hinzu, „wenn der Herzog nicht als Toto gekleidet war, so sah er ehrfurchtgebietend und streng aus. Ich sah ihn zufällig eines Abends in seiner Gemäldesammlung mit dem Erzbischof der benachbarten Stadt Arm in Arm auf und ab gehen; denn Mylord war ein sehr guter Katholik, und jeden Sonntag ward im Schloß Messe gelesen — also der Herzog trug den Kopf hoch und stolz und trug ein großes, blaues Band auf seiner weißen Weste und einen mit Diamanten besetzten Ordensstern auf seinem schwarzen Rock. Und wahrlich, in diesem großen Herren hätte ich nimmer den Toto wieder gekannt, mit dem ich zuerst gekocht hatte!"

„Ach! könnte man einer guten Anzahl von respectabeln alten Herren, besonders unter den alten politischen Galgenstricken — der schlimmsten Art von Spitzbuben — die Haut abziehen, um sie inwendig zu besehen," sagte Bamboche — „wie viele Toto's würde man unter der ernsten und strengen Larve entdecken!"

„Um also wieder auf unser Kochen zu kommen," versetzte Basquine — „nachdem wir uns in den silbernen Casserolen über der Weingeistflamme ein kleines Mittagsessen zurecht gemacht, nahmen wir es aus dem goldnen Service zu uns. Und bald gewannen, seltsam genug, der Geschmack und die Fröhlichkeit meines Alters die Oberhand; am Ende machte mir dieser Zeitvertreib viel Spaß; mein Spielkamerad Toto zeigte sich in dieser Art von Kinderkocherei sehr bewandert. Gleich nach dem Essen wies mir Toto sein Spielzeug — er hatte wunderschöne, wahre Wunderwerke der Mechanik. Sie mußten beträchtliche Summen gekostet haben. Aber plötzlich hielt Toto mitten in seinem Auskramen ein und sagte betrübt zu mir — Nun sind's beinahe drei Stunden, die Bonne kommt bald und holt mich in die Stunde, morgen mehr, nicht wahr? — Das war meine erste Zusammenkunft mit dem englischen Herzog. Dieser mochte an einer unsichtbaren Klingel gezogen haben — die verborgene Thür, durch die ich eingetreten war, öffnete sich — Corso erschien, führte mich auf ein Zeichen seines Herrn denselben Weg zurück, den ich gekommen war, und übergab mich wieder den Händen der Miß Turner, die vor der Thür der Privatwohnung des gnädigen Herrn auf mich gewartet hatte. Als ich, noch ganz verwundert, der Miß Turner diese Seltsamkeiten erzählen wollte, machte sie Dem rasch ein Ende und sagte streng zu mir: Ein für allemal, Fräulein, kein Wort von dem Allen, weder gegen mich, noch gegen irgend Jemand, oder Sie büßen alle Wohlthaten des gnädigen Herrn ein. Dieses erste gemeinschaftliche Mittagsessen war nur lächerlich," setzte Basquine hinzu — „aber das Lächerliche war das Vorspiel zum Schauderhaften."

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte in meiner Unbefangenheit zu Basquine gesagt — dieser Mann ist ein Narr; der Verfolg unserer Unterredung, den meine Feder wiederzugeben sich sträubt, bewies mir, daß dieser Mann eins der Ungeheuer war, die durch die Ueberfättigung und den vorzeitigen Misbrauch aller Genüsse, zu welchen ungeheure Reichthümer, die schon im Jünglingsalter ohne Anstrengung durch bloße Erbschaft in Jemandes Hände kommen, verhelfen können, zu greuligen Verirrungen gebracht sind.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Uebrigens," fuhr Basquine fort, „widmete sich meine Erzieherin Miß Turner, indem sie, beständig ruhig und zurückhaltend, mit Dem, was vorging, vollkommen unbekannt zu sein schien, meiner Erziehung mit aller der Beharrlichkeit und alle dem Eifer, den sie den Befehlen ihres Herrn schuldig war. Miß Turner lehrte mich also lesen und schreiben, da sie selbst sehr musikverständig war, brachte sie meine natürlichen Anlagen zum Gesang zur Entwickelung, unterwies mich auf dem Piano, im Zeichnen, in der Geschichte, Geographie — ich hätte, wie sie sagte, die Tochter des Herzogs sein können, und meine Erziehung wäre nicht sorgfältiger und umsichtiger geleitet worden."

„Aber ist das nicht grade das Fürchterliche," rief ich, „eine an sich lobenswerthe Handlung zum Mittel der greuligsten Absichten zu machen — die Entwickelung des Geistes und die Verderbtheit des Herzens in gleichem Maße zu befördern —"

„Schon wahr —" versetzte Basquine — „während die eine Hälfte meines Lebens mit geistigen Arbeiten und unter einer gewissen strengen Zucht hinging — denn Miß Turner ließ in ihrer außerordentlichen Zurückhaltung gegen mich niemals nach — ging die andere in einer Hölle hin, deren entsetzliches Andenken mich bis an den Tod verfolgen wird."

„Und sannst Du denn nicht auf Flucht?" sagte ich zu Basquine.

„Ich mochte nicht," versetzte sie in einer Art von Begeisterung; „denn zu dieser Zeit ward mir zuerst das Ziel klar, das ich erreichen will — und das ich erreichen werde," setzte sie mit finsterer Entschlossenheit hinzu.

„Ich verstehe Dich nicht, Basquine."

„Höre, Martin, Du hast mich gekannt, da ich sehr unglücklich war, nicht wahr? Du hast meinen Schmerz gesehen, da ich den Armen meines sterbenden Vaters entrissen wurde — Du weißt, wie elend meine Kindheit gewesen, wie ich mishandelt, geknickt worden, wir sind Seiltänzer, Landstreicher, Diebe gewesen. Nun sieh — trotz dieser tiefen Erniedrigung hatte ich mir doch immer noch im tiefsten Grunde der Seele eine gewisse unbestimmte Mahnung des Gewissens, eine Art von Sehnsucht nach einem reinern Leben erhalten — Ihr erinnert Euch des Abends auf unserer Insel —"

„O ja — ja!" rief ich.

„Man hat nicht viel solcher Erinnerungen," sagte Bamboche — „da hält man sie warm."

„Nun wohl —" versetzte Basquine mit immer höher steigender Aufregung — „damals hatte ich noch Selbstachtung genug, um den Versuch zu machen, meine Gesunkenheit vor mir selbst zu entschuldigen, indem ich zu mir selbst sagte: es ist das Schicksal, die Verwahrlosung, was mich zu Dem gemacht hat, was ich bin. Aber als ich einige Zeit bei dem englischen Herzog gewesen war, so war ich von diesem entsetzlichen Ungeheuer moralisch so weit heruntergebracht, daß ich auch nicht einmal mehr Gewissensbisse empfand. Daneben aber erwachte in mir, in dem Maaße, wie mein Geist sich entwickelte, ein Bedürfniß, ein Wunsch nach Rache, der von Tag zu Tage wuchs und in mir zur fixen Idee wurde. Von diesem Augenblicke an ließ ich mir mein Geschick mit unheimlicher Freudigkeit gefallen. Und ich that Wunder im Arbeiten; jede Stunde, die mein war, wandte ich an, mir die liebenswürdigen Talente, das feine und verführerische Benehmen anzueignen, welches den Frauen eine so große Macht gibt. Der Herzog begünstigte mit teuflischem Raffinement meinen Geschmack an geistiger Beschäftigung. Er ließ für mich um einen unbändigen Preis einen vortrefflichen Lehrer im Gesang und im Componiren kommen, der, so zu sagen, die bedeutendsten Künstler dieser Zeit aus dem Nichts hervorgerufen hatte, und dessen Werke jetzt allgemein bekannt sind. Aber bei diesem Künstler fällt mir was ein," setzte Basquine sanft lächelnd hinzu, „vernimm einen Zug, guter Martin, bei dem Dir das Herz aufgehen wird, und bei dem Du einen Augenblick Athem schöpfen kannst; denn es sind freilich alles gar zu schlimme Dinge, die ich Dir erzählen muß. — In den Augen des Künstlers, von dem ich rede, eines vortrefflichen und achtungswerthen Mannes, galt ich für die angenommene Tochter des Herzogs; denn ich hätte mich todt schämen müssen, wenn er mein wahres Verhältniß erfahren hätte. Er bewunderte um so mehr die große Sorgfalt, die auf mich verwandt wurde, als er selbst, wie er mir sagte, sein Lebensglück einem eben so edeln wie geheimnißvollen Wesen verdankte. Der Götterfunke glomm in mir, sagte der Künstler zu mir, aber ich war arm, unbekannt und ohne Mittel: die Studiengelder fehlten mir; denn ich hatte kaum den nothdürftigen Lebensunterhalt. Eines Tages trat in mein Dachkämmerchen ein Mann in ziemlich vorgerücktem Alter, schlecht gekleidet, streng von Ansehen, barsch in seinen Reden und mit durchdringendem Blick; seine Fragen bewiesen mir, daß er alle einzelnen Umstände meines Lebens und meinen innern Beruf kannte, und das Ergebniß seines Besuches war, daß er mir ein Jahrgeld zusicherte, welches mich in den Stand gesetzt hat, zu studiren, zu arbeiten, mich zu zeigen und mir einen Namen zu machen. Unglücklicherweise aber — denn meiner Erkenntlichkeit war damit jede Aeußerung abgeschnitten — hab ich meinen geheimnißvollen Wohlthäter nur das Eine Mal gesehen. Aber wissen Sie nicht wenigstens seinen Namen? — sagte ich zu dem Künstler, und dieser antwortete mir: Er hat mir gesagt, er hieße Herr Just, und der Geschäftsmann, bei dem ich mein Jahrgeld in Empfang zu nehmen hatte, verstand sich niemals dazu, mich über diesen seltsamen Mann näher zu unterrichten."

„Herr Just?" unterbrach Bamboche Basquinen, „das wird sehr wunderbar!"

„Wie so?" fragte ich ihn.

„Ein junger Maler, den ich in den Tagen meines Wohlstandes gekannt habe, und der jetzt berühmt ist, hat mir auch erzählt, er verdanke sein Lebensglück der großmüthigen Unterstützung eines geheimnißvollen Wohlthäters, welcher Herr Just heiße."

„Gewiß ist's derselbe," rief ich.

„Wahrscheinlich wol," versetzte Bamboche; „denn kurze Zeit nachher, als die Zukunft des jungen Malers, des besten und ehrlichsten Jungen von der Welt — obgleich er mein Bekannter ist — gesichert war, ward einem jungen Bildhauer aus seiner Bekanntschaft, einem Künstler, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, aber in der traurigsten Lage war, ebenfalls auf wunderbare Weise von diesem Satan von Herrn Just geholfen, den weder der Eine noch der Andere jemals zu Gesicht bekommen hat, der aber entweder außerordentlich gute Quellen haben muß, um Auskunft über die Leute zu erlangen, oder eine erstaunlich feine Nase, daß er mit seinen Wohlthaten so sehr die richtige Stelle zu treffen weiß; denn der junge Bildhauer, der zuletzt sein Schützling war, genießt jetzt eines großen Rufes."

„Dank Dir, Basquine, Dank!" rief ich aufathmend, „das thut wohl, das macht wieder ruhig, wenn man hört, daß es doch auch schöne und edle Handlungen gibt. Nein, nein, nicht alle Menschen verderbt der Wohlstand, es gibt große Seelen, die den Besitz von Reichthümern als eine Art Hohenpriesterthum ansehen. Gott sei gelobt: wenn es Herzöge von Castleby gibt, so gibt es auch Herren Just! — Ach, was möchte ich drum geben," rief ich begeistert, „diesem edeln Manne in's Angesicht blicken zu können!"

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Berliner Sitten und Gebräuche.

5. Eine italienische Nacht bei Kroll.

Als Kroll, die Vorsehung aller sich langweilenden Berliner, vor drei bis vier Jahren auf dem damals noch ganz öden Exercierplatze in kurzer Zeit seinen Feenpalast erbaut hatte, der Alles in seiner Pracht, in seiner wirklich poetischen, grandiosen Einrichtung hinter sich zurückließ, prophezeiten ihm die Berliner, auf ihre vielbekannte Veränderlichkeit bauend, einen baldigen Untergang, und es gab bald darauf Zeiten, wo man ihn so nah am Abgrund zu sehen wähnte, daß man jeden Augenblick seinen Fall erwartete. — Wirklich hatte dieser erfinderische Mann, dessen Aufgabe es war, mit dem veränderungssüchtigen Berlin zu kämpfen und es in dem Augenblick, wo es sich frei wähnte, von neuem zu fesseln, einen harten Stand. Wirklich war die colossale Vergnügungsanstalt, die er geschaffen hatte, einen Augenblick ihrem Untergange nah, weil man ihn gezwungen hatte, sie zu verlassen. Aber von dem Augenblicke an, wo man einsah, daß die Verwaltung ohne ihn nicht möglich sei, wo man ihn zurückholte und ihm reuig Ehrenpforten in seinem eigenen Local erbaute — von dem Augenblicke an scheint Kroll's Schicksal sich gewandt zu haben; denn sein Local ist zu einer so allgemeinen Gunst gelangt, daß man nichts mehr für ihn zu fürchten hat. Aber welcher Wirth hätte auch vor ihm so rastlos, so thätig gestrebt, seinen Sälen einen stets neuen Reiz zu geben, alle Stände zu vereinen, indem er den verschiedenen verschiedene Interessen bietet. Wer kann die Bestrebungen zählen, die er seit seinem Auftreten machte, um seinem Local die Gunst des Publicums zu erwerben? — Strauß und Musard, wiener Prater und Centrifugal-Eisenbahn, Weihnachtsausstellungen und Volkstheater, Winter-Maskenbälle und — italienische Nächte! — Ja, die italienische Nacht in Berlin ist eine Schöpfung Kroll's, und sie fand zu ihrer Zeit einen solchen Beifall, daß man überall, in dem kleinsten Tanzsaal, in der räucherichsten Bierkneipe italienische Nächte feierte, das Großartige in Kroll's Gedanken unwillkürlich parodirend. Sie wissen nicht, was eine italienische Nacht bei Kroll ist. — Sie sind vielleicht in Venedig gewesen, an einem süßen, schlummernden Abend, Sie haben vielleicht beim Mondschein in einer Barke den Golf Neapels durchschnitten, stillträumend beim Gesang des Gondoliers. — Sie haben an einem schwülen Abend die Campagna durchstreift, wo Sie die Nacht überfiel, wo Sie Stern nach Stern und zuletzt den Mond langsam hinter der Kuppel von St. Peter hervorkommen sahen. — Ich war nicht so glücklich!... ich habe jenes Land, den Wallfahrtsort aller Herzen, die für das Schöne schlagen, noch nicht betreten, — aber ich war bei Kroll, ich habe eine italienische Nacht durchlebt, wie er sie auf dem sandigen Sande des Exercierplatzes schuf, und ich kann Ihnen sagen, daß ich noch niemals ein so großartiges Vergnügen gesehen habe, in dem so viel Poetisches lag, als eine italienische Nacht bei Kroll! — Nehmen Sie einen Domino und eine Maske und folgen Sie mir! Es ist beinahe zwölf Uhr, und diese unendlichen Räume sind von Tausenden bunter Masken erfüllt, die sich den Freuden des Tanzes hingeben, angelockt von den Sirenenklängen eines Strauß'schen Walzers. — Wir wissen nicht, wo wir uns hinwenden sollen, um unseren Augen Ruhe zu gönnen. Ueberall fällt unser Blick in das bunte Gewühl, und wenn es ihm entgeht, so trifft es zur Seite die hohen Spiegel, die uns das blendende Bild zurückwerfen, das Scheherazadens zauberischer Erzählung gleicht. — Sie sehen hier alle Welt, Sie finden hier Jedermann, der Lust hat zu sehen, zu hören, oder zu genießen! — Dort oben in den Logen ist die beau monde, da sind Fürsten und Grafen, und hie und da finden Sie einen Gesandten oder sonst einen hochgestellten Staatsmann, der sich verjüngen will im Anblick so jugendlicher Lust! — Hier unten, wo die Paare auf dem glatten Parquet sich in den möglichst falschen und unregelmäßigen Touren einer Quadrille verschlingen, finden Sie die kleine, ordentliche Grisette, die alljährlich ein solches Vergnügen mit ihrem Freunde mitmacht. — Ah! wie sie tanzt, mit welcher Lust, mit welchem Entzücken sie sich diesem seltenen Vergnügen hingibt, das nur zu bald genossen sein wird! — Aber Sie werden mir sagen, daß ich Ihnen das Bild eines Maskenballs zeichne, wie man ihn an vielen Orten mehr oder minder großartig finden kann, und Sie haben Recht! Als wir noch im Opernhause tanzten, konnten sich diese Maskenbälle auch schon sehen lassen, sie kamen diesem Gewühl bei Kroll ziemlich gleich, aber — sehen Sie jene lustige Maske im Rosacamaille dort, die im Vorbeigehen mit ihrem schillernden Fächer den Bart unserer Maske lüftete, um uns zu erkennen? Sehen Sie, wie sie von Weitem sich erzürnt umsieht, daß wir ihr nicht folgen? Lassen Sie es sich einfallen, ihr durch diese weiten Säle nachzulaufen, ihr zu folgen, Trepp' auf Trepp' ab, durch diese unendlich langen Corridors, lachen Sie über das keke Wesen, das endlich der Verfolgung müde, sich darein ergibt, sich fangen zu lassen und sich, um es gutwillig zu thun, durch eine kleine Thür in den Garten schleicht, — laufen Sie ihr auch dahin nach, um sie strafend sich selbst zu belohnen — und Sie werden sich in einem zweiten Maskenball wiederfinden; lebhafter als der erste, glänzender als der andere, — denn mit dem Plaudern und Lachen der Masken mischt sich eine leise Musik, in die sich zuweilen der klagende Gesang einer Nachtigall drängt, — denn zu dem Lichte dieser tausend Lampen eint sich der matte Schimmer des Mondes, der durch die Kuppeln hoher Bäume fällt, welche die Wärme auszuathmen scheinen, die ihnen die Sonne am heißen Tage mittheilte. Sie werden zugestehen, daß eine italienische Nacht bei Kroll ein anderes Ding ist, als ein Maskenball im Winter bei verschlossenen Thüren, daß eine italienische Nacht wol geeignet ist, einen Menschen aufzuheitern, wenn er nicht Hypochonder ist! Hier im Garten, fern von dem Geräusch und der Hitze des Ballsaals finden wir die Intrigue. Hier, an diesem kleinen Tischchen soupirt man und vollendet die Bekanntschaften, die man im Saal anknüpfte, hierhin zieht man sich zurück, um der lästigen Begleitung eines Freundes zu entgehen, der alle Welt kennt und von aller Welt gekannt wird. Kennen Sie den großen Herrn im Domino dort? — Es ist Prinz X. — Wissen Sie, wer die Dame an seinem Arm ist, zu der er sich niederbeugt, um ihr eine gewiß galante Schmeichelei in's Ohr zu flüstern? — Es ist eine Tänzerin, deren Mann ich vorhin im Saal sah. — So könnte ich Ihnen noch manch Einen nennen, den Sie hier nicht zu finden erwarten, und der dennoch vielleicht in diesem Augenblick neben Ihnen steht, aber ein Tumult erhebt sich, der uns stört! — Was gibt's? — man drängt sich an die Einfriedigung des Gartens, der ihn vom Thiergarten trennt, man schreit, wie man sonst in guter Gesellschaft nicht zu schreien pflegt. Haben Sie eine Ahnung von Dem, was vorgeht? Draußen auf dem Wege bemühen sich die Gensdarmen vergebens, das Volk in Ordnung zu halten, das durch die Gitterstäbe in den Garten sehen kann. Es hat keinen Thaler Entrée bezahlt, aber dennoch fühlt es die Lust, sich in dieses Gewühl zu mischen. Das Knallen der Champagnerpropfen hat es aufgeregt, — der Duft der Speisen ist ihm in die Nase gekommen, — Freiheit und Gleichheit! — es stürmt die Einfriedigung, — schon dringen die Ersten durch die kleine Bresche, die sich immer mehr erweitert,... aber ach!... es sind Soldaten da,... sie werden schlecht empfangen. Seit einer Stunde schon soll es draußen gegährt haben und eine Person, die wie vorhin im Vorbeigehen sahen, hat diese Soldaten kommen lassen. — Das arme Volk! Es wird keinen Champagner trinken, — kein Ragout fin en coquille essen! — man sperrt es in die unteren Räume, — einstweilen, und wer weiß, ob der Rädelsführer nicht seine Geliebte, seine Braut am Arm eines vornehmen Herrn sah, — ihn vergessend, — ihn verrathend! Kommen Sie. Diese Soldaten haben mir meine Laune gestört, ich mag nichts mehr wissen von dieser lauten Lust, — kommen Sie!

A. Mödinger.

Die Waise von Wien.

Roman in drei Bänden von Johannes Scherr. Stuttgart, bei Franckh. 1847.

Wir haben in diesem Romane eine epische Dichtung aus der Kategorie „Sie kriegen sich" vor uns, und zwar, wenn auch die weitere Abtheilung angegeben werden soll, aus der Kategorie „Sie kriegen sich trotzdem." Geschrieben ist derselbe in der Form von Memoiren, welche in der Vorrede als innerhalb der deutschen Literatur nicht genug gewürdigt und angewandt bezeichnet wird. Als Kern und Keim kann man ein Familiengeheimniß betrachten, nach welchem der Verfasser — versteht sich der fingirte — Rechte auf ein (mediatisirtes) Fürstenthum in Deutschland hat. Daraus wächst denn ein vielästiger, an ernsten wie launigen Blüten überaus reicher Romanenbaum heraus, um den sich epheuartig die Liebe Tristan's, des ersten Helden und Liebhabers, zu Oda, einer jungen, blonden, schwarzäugigen Dame, rankt, die sich später als seine Cousine erweist, und in welcher George Sand, vorausgesetzt, es wäre noch ein Stück unvermeidliches Deutschthum weggemeißelt worden, gern eines seiner weiblichen Ideale anerkennen würde. Wir sagen: rankt, epheuartig rankt; denn die Tendenz ist die Hauptsache, und die Liebe der beiden Leutchen, die überhaupt etwas absonderlicher Art ist, wird im Verlaufe zuweilen so dünn, so fein, daß man die Fäden des Zusammenhangs selbst mit bewaffnetem Auge nicht mehr sieht und allen Ernstes meint, die Parze habe sie durchgeschnitten. Aber — „sie kriegen sich trotzdem," dennoch und demohngeachtet, trotzdem, daß dem ersten Helden und Liebhaber in mehren Perioden seines Lebens im Grunde genommen nicht eben zu viel daran zu liegen scheint. Der Gipfel, wo das Geheimniß sich aufknüpft, oder, um in unserm Bilde vom Baume zu bleiben, wo dasselbe, wie sich's für reife Früchte schickt, und wie auch die neuere Speculation den Gang geistiger Entwickelung beschreibe, regelrecht aufplatzt und jenen geheimnißvollen Kern, von welchem der Baum nur ahnen ließ, in Gestalt einer erlauchten Abkunft und des damit verbundenen klingenden Segens zeigt — der Gipfel also des Ganzen ist eine Heirath.

Der Roman, der Baum selbst — man ist zweifelhaft, zu welcher Gattung man ihn zu zählen hat. Ein Pflaumenbaum aus Pfarrers Grasgarten ist er indeß gewiß nicht. Ein Nußbaum? Auch nicht, obwol er Nüsse zu knacken gibt, an denen sich alte Leute die Zähne verbeißen können. Eine Eiche vielleicht? Hm, kraftvolle Zweige hat er, auch Knorren und Auswüchse genug; aber die Blätter gleichen denen, die im „Lande der Eichen" wachsen, nur sehr wenig, und die Vögel, die unter ihnen sitzen, singen Lieder der Freiheit, wie sie nur jenseits des Meeres, am Mississippi und Colorado gesungen werden. Nein, eher wäre er in der Mannigfaltigkeit Dessen, was er auf seinen Aesten trägt, einem Hebebaume zu vergleichen, einem mit allerhand Bändern und Tüchern behangenen Baume, wie ihn bei uns die Zimmerleute auf das Sparrwerk zu setzen pflegen, wenn sie in einem halbvollendeten Hause den Hebeschmaus halten. Hat der Verfasser Das beabsichtigt? Gut, ein tertium comparationis liegt auf der Hand, sowol zu dem Hause, als zu dem Baume; nur wäre dann die Aufpflanzung des letzteren eine voreilige.

Doch genug des Bilderspiels! Die Tendenz des Romanes ist, die allgemach auch in Deutschland sich regenden Gedanken einer Umgestaltung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände nach ihren Gegensätzen, Durchgangspunkten und Folgen in Bilder auszugestalten und, indem ihre Träger, so weit die Phantasie des Dichters reichte, mit der höchsten Glorie umgeben und mit Allem, was zu ächter Menschlichkeit — nach der Meinung des Verfassers — gehört, reichlichst ausgestattet sind, zu verherrlichen und zu empfehlen. Was außerhalb der Verwirklichung dieser Ideen liegt, erscheint verfault, verloren, bedauerns- oder verspottenswerth. Weil der Sturm auf die Constablerwache in Frankfurt verunglückt ist, wird Deutschland, wird so ziemlich ganz Europa aufgegeben. Nur im Westen ist Heil! Also fort nach Westen, Alle, die Ihr nicht auf den Sand bauen wollt!

Mit jener weniger politischen, als socialen Tendenz verbindet sich eine für den Leser, dem die süddeutschen Zustände unbekannt sind, kaum erklärbare unbegrenzte Gehässigkeit gegen eine gewisse Art von Frömmigkeit und ihre Auswüchse, eine Gehässigkeit, welche sich fast in jedem Kapitel mit größter Unverhaltenheit durch allerhand Phrasen und Fragen kundgibt und nicht selten in die äußerste Uebertreibung verfällt, ja stellenweise sogar zu einem cynischen Materialismus ansetzt, dem die „Wissenschaft des Ueberirdischen" eine „Metze des Despotismus" und eine „Amme des Wahns und Elends" ist. Wenn wir uns zu der vorhin angeführten Tendenz des Verfassers bekennten und somit sein Buch, wenigstens was den nervus rerum betrifft, in Vieler Hände wünschten, wenn wir eben so offen, wie er, aller Heuchelei, jedem Muckerthume und allem falschen Verstande der Offenbarung den Krieg erklärten — hier müssen wir ihm auf das Entschiedenste entgegentreten und seine Extravaganzen als Das bezeichnen, was

sie sind, Resultate eines verbitterten Gemüthes, Urtheile eines Mannes, welchem das Verständniß abgeht von der Tiefe der Religion, unüberlegtes Wiederkäuen von Redensarten, die bereits zur Zeit der Encyklopädisten widerlegt worden sind, im Grunde genommen aber gar keine Widerlegung verdienen. Mit dergleichen Geschwätz wird der guten Sache wahrlich nicht weiter geholfen.

Die Ausgestaltung jener Grundgedanken ist dagegen, so weit sie eben nicht von der theilweisen Verkehrtheit derselben bedingt und gefärbt ist, also nach ihrer rein ästhetischen Seite, desto mehr anzuerkennen. Sie zeigt von einer lebhaften und inhaltreichen Phantasie, und führt uns so eine Fülle von ansprechenden Bildern vor, für welche man den Dichter dankbar sein muß. Auf eine Dorfgeschichte, belebt von Charakteren, welche von der milden, sanften Schönheit, von der verständigen Würde hoch und niedrig gestellter Frauen, und von der Vollkraft körperlich und geistig starker Knaben und Männer zum derben Humor, und von diesem wieder bis zur Karrikatur von Schurken und Narren sich abschattiren; auf eingeflochtene Scenen eines verderbten Hoflebens, in welches die Vergangenheit düstere Schatten wirft, folgt die Schilderung eines Studententhumes, voll von aller der Renommage der alten Schule, wie sie uns bereits in den Abenteuern des Reisenden Musikanten erzählt wird, voll von allen den jugendlichen Träumen, welche nach den Freiheitskriegen begannen, und aus denen man 1835 Hunderte von Jünglingen auf der Festung erwachen sah. Der Verfasser der Memoiren erwacht seinerseits in einem frankfurter Gefängnisse, er entflieht und schifft sich nach Amerika ein, wo er sich, als ein thatkräftiger Charakter, der allerdings auch durch zwei mächtige, aber in poetischen Producten seltener, als hier geschieht, anzuwendende Hebel, durch Geld und Zufall, unterstützt wird, bald in die neuen Verhältnisse zu finden weiß und mit einem alten, so wie einigen neu hinzugekommenen Freunden am Ende der Prairie auf texanischem Gebiete eine andere Heimat gründet. Hier wiederholen sich nun alle die Beschreibungen des Hinterwäldlerlebens, wie sie uns zuerst Cooper, dann naturgetreuer der Genius eines Sealsfield und zuletzt Gerstäcker geliefert: viel Arbeit, viel Schießen mit Rifles, einige Jagdabenteuer, einige Schilderungen von gewaltigen Naturerscheinungen, Waldbrand, Ueberschwemmung, fliehender Büffelheerden, indianisches Kriegsgeschrei, Tomahawks und Scalpe. Die Belagerung seiner kleinen Burg durch einen Indianerstamm und mit demselben verbündete schwäbische Schwärmer bringt Tristan wieder mit seiner Jugendgefährtin Oda und deren Tante, der Fürstin Ingeborg, zusammen, welche seit seiner Gefangennehmung ebenfalls in die neue Welt gezogen sind und dort nach Grundsätzen, die den socialistischen verwandt sind, ganz in seiner Nähe, ihm jedoch unbewußt, eine Niederlassung gegründet haben. Das Wiedersehn ist aber nur kurz. Oda kehrt auf Verlangen ihres Vaters, des alten Fürsten, nach Europa zurück. Tristan fühlt sich verletzt, weiß sich aber zu trösten, und das ist eine von den Stellen, wo wir, ohne gerade eine sentimentale Verzweiflung zu erwarten, doch nicht recht wissen, wie wir mit der Liebe der Beiden daran sind. Nach geraumer Zeit erst trifft ein Brief von ihr ein, der ihn bittet, nachzukommen. Er folgt der Einladung, und nun entwirrt sich der Knoten, nun gibt es Aufklärung auf Aufklärung. Der alte Fürst wird auf Veranlassung seiner Maitresse ermordet, es finden sich Papiere, welche Tristan's Verwandtschaftsverhältnisse klar machen, und das Ganze schließt mit der oben erwähnten Heirath und der Rückkehr nach Amerika.

Unangenehm berührt die Vorliebe des Verfassers für Criminalgeschichten, so daß man sich versucht fühlt, ihn für einen Actuarius bei irgend einem hochnothpeinlichen Halsgerichte zu halten, und Einem stellenweise zu Muthe wird, als läse man den neuen Pitaval. Mord folgt auf Todschlag und Todtschlag auf Mord, abgesehen von dem vielen wilden und meuchlerischen Blute, welches in der neuen Welt vergossen wird, wie ganz in der Ordnung. Ebenso stört das häufige Coquetiren mit englischen Brocken, für die es doch recht gute deutsche Ausdrücke gibt. Warum z. B. backwood statt Hinterwald, und weshalb bowie knife statt Bowiemesser? Die Consequenz solchen Verfahrens wäre die, daß man die Personen, welche Engländer oder Iren sind, ganz in ihrer Muttersprache reden lassen, und die weitere, daß Jeder, der einen solchen Roman schreiben oder lesen wollte, mit mindestens zwei indianischen Dialekten vertraut sein müßte. Der Verfasser hat aber doch gewiß schon auf ein größeres Publicum gehofft, als auf das, welches des Englischen mächtig ist.

Rechnen wir nun den Eindruck, welchen die oben gerügten Misgriffe und Verkehrtheiten und die zuletzt getadelten weniger bedeutsamen Fehler machen, sowie einige Unwahrscheinlichkeiten und Künsteleien von der Gesammtwirkung des Romanes ab, so dürfen wir ihn als ein Werk bezeichnen, welches durch folgerichtige und zum Theil originelle Charaktermalerei — wir erinnern an Tristan und seinen Freund Rauschebart, den alten Theologen, an Don Ramudo de Krachmandelio, an den Propheten der Neujerusalemiten und den Pfarrer Haselbaum, sein Gegenstück — ferner durch schöne Landschaften und Genrebilder, endlich durch instructive Urtheile über amerikanische Zustände Kenntniß und Talent bekundet, als ein Werk, welches das in der Vorrede ausgesprochene, oder, wenn man will, verborgene Selbstbewußtsein des Verfassers rechtfertigt und so, mit gewissen Verwahrungen, der Lesewelt empfohlen werden kann.

Die Walküre.

„König Erich, Deinen Erben
Theile schnell Dein Reich!
König Erich, Du mußt sterben;
Heut' noch bist Du bleich."
Aus dem Schlummer aufgeschrocken
Fährt er, greift in seine Locken:
„War ein Mensch hier? Sprach die Luft?" —
Nichts Lebendes zeigt sich den suchenden Blicken;
So still ist's, den Todtenwurm hört er picken,
Und röthlich erhellt sich der grauliche Duft.

Aber, eh vom Morgenrothe
Noch ein Schimmer tagt,
Kam er heim, der Geisterbote,
Der das Wort gesagt.
Fand sie noch vor Odin's Thüren
Schleierwebend, die Walküren,
Für die Schlacht, die Erich lenkt.
Sie singen: „Der Schwache, der Starke muß fallen.
Sie ruhen in Frieden! Der Beste von Allen
Gehört der Walküre, von Odin geschenkt."

Fertig sind die schönen Weiber.
Dunkel wallt der Flor;
Schlangenhäupter, Drachenleiber
Dräuen draus hervor;
Blut'ge Streifen drüber gehen —
Sterben muß, wer ihn gesehen,
Und kein Gott kann's wenden ab.
Sie steigen zu Pferde, es treten die Hufen
Mit flüchtigem Schlage die schwankenden Stufen
Der luftigen Treppe zur Erde hinab.

König Erich seine Mannen
Vor dem Zelte zählt,
Ziehet mit der Schaar von dannen,
Die er sich gewählt.
Und das Herz bricht ihr von Leide,
Die da steht im Knappenkleide,
Die ihm dienet unbekannt.
„Und hast Du mich nicht zu den Deinen gezählet,
Die Alles verlassen und Dich nur gewählet,
Der Tod wär' mir süßer, als von Dir verkannt!"

Spricht zu ihr ein grauer Krieger:
„Tröste Dich, mein Kind!
Wieder kehrt er Dir als Sieger,
Schneller, wie der Wind.
Kehrt in Freude Deine Klagen —
Unter Deinem Panzer schlagen
Fühlt' er längst ein liebend Herz.
Dein ist er und will Dir als Held nur gefallen,
Und heute noch grüßt er als Braut Dich vor Allen."
Da lächelt die Liebliche mitten im Schmerz.

Rüstet dann mit heitrem Sinne
Alles ihm im Zelt;
Jedes hat sie trefflich inne,
Wie es ihm gefällt.
Draus' indessen vor den Thüren,
Horch, sie summen der Walküren
Schlachtlied, graben dort ein Grab.
Sie singen: „Der Schwache, der Starke muß fallen;
Sie ruhen in Frieden! Der Beste von Allen
Gehört der Walküre, der Odin ihn gab."

Doch der Abend ist vergangen
Und die lange Nacht.
Bleich geworden sind die Wangen,
Die so frisch gelacht.
Und sie geht in ihrem Harme
Ohne Weg und Steg, die Arme,
Suchend ohne Rast und Ruh!
„Wohin, o Geliebter, bist Du mir verschwunden?
Vergaßest der kommenden goldenen Stunden?
Wo weilst Du? Wo säumst Du? O rufe mir zu!"

Ach, der Wind verweht die Klagen,
Bringt nicht Antwort her;
Und die müden Füße tragen
Endlich sie nicht mehr.
Und so findet sie der Alte,
Trägt sie heim, die Blasse, Kalte,
Legt im Zelt die Bürde ab.
Und gehet hinaus zu den trauernden Treuen,
Mit Waffen zu schmücken, mit Zweigen zu streuen,
Mit Thränen zu gießen ein gähnendes Grab.

„König Erich, bist gefallen,
Norlands Ruhm und Zier.
Hörst den Schlachtruf nicht mehr schallen,
Wenn er ruft nach Dir.
Hetzest nimmer nun den Bären,
Wirst den Becher nicht mehr leeren,
Sankst dahin, in Jugend roth.
Dir folget kein Bess'rer, Du starbest der Beste;
So nimm Du uns mit Dir zum schimmernden Feste
Walhallas, im Leben getreu und im Tod!"

Und das Grab ist voll gefüllet,
Hoch der Hügel steht,
Von der Nacht in Schmerz verhüllet,
Und kein Lüftchen weht.
Wehe, was erweckt Dich wieder,
Jungfrau? Leg Dich wieder nieder!
Willst allein hier leben noch?
Sie siehet den Hügel und kann nicht vorüber;
Sie sitzet, die Seele wird trüb ihr und trüber;
Sie wagt's nicht zu denken — und denket es doch.

Da zu denken, ist's so stille,
Tiefe, tiefe Ruh'.
In der Brust entschläft der Wille,
Thut das Herz sich zu.
Kann das Auge da noch sehen,
Kann ein Laut in's Ohr noch gehen,
Dringt's zur Seele nicht hinab.
So sitzet die Jungfrau mit schneeigen Wangen;
Die Hälfte der Nacht ist vorüber gegangen —
Da regt sich's, bewegt sich's, da kommt's aus dem Grab.

Kommen seine Treu'n geritten,
Hell in Flammengluth,
König Erich in der Mitten,
Noch bespritzt von Blut.
Die Walküre mit ihm reitet,
Sanft um ihn den Arm gebreitet,
Der ihm Todeswunden schlug.
Die Pferde betreten mit flüchtigen Hufen
Die luftige Brücke, die schwankenden Stufen,
Und still nach Walhalla verschwindet der Zug.

C. Reinhold.

Ein friedlich Lied.

O legtest Du den milden Schleier
Der schönen Täuschung um den Blick,
Du ständest stiller da, und freier
Ertrügest Du Dein Mißgeschick.

So aber starrt in's freudlos Leere
Dein Auge, das die Wunde trübt,
Dich zieht herab des Lebens Schwere,
Die ihre kalten Rechte übt.

Du schauest kommen und verschwinden,
Was Du so gerne hast gehegt;
Vermagst die Zunge wol zu binden;
Doch nicht das Herz, das tiefbewegt!

Der hat das Leben nie verstanden,
Dem nur die Dauer wohlbehagt —
Nur Der ist frei von allen Banden,
Der froh genießt und froh entsagt!

Feodor Löwe.

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen = Zeitung.



№ 138.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 17. Februar 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Fünfter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 137.)

Zwanzigstes Kapitel.



„Ach, armer Martin," sagte Basquine zu mir, „ich muß Dich jetzt aus dem Himmel in die Hölle zurückstürzen und meine Geschichte fortsetzen. — Bei einem solchen Lehrer, wie der, den ich Dir genannt, dessen Unterricht ich drei Monate lang genoß, mußte ich wol reißende Fortschritte machen. Und was ich Dir jetzt sagen will, guter Martin, wird Dir fast toll vorkommen, und doch kann nichts wahrer sein, und nichts beweist vielleicht mehr die Festigkeit meines Willens: ich war nicht geistreich und wollte nun lernen geistreich zu sein; ich las und studirte die besonders als geistreich berühmten Schriftsteller und eignete mir aus dem Umgang mit ihren Werken wenigstens eine Art von Geschwätz an, das die Nichtkenner täuschen konnte; denn der Herzog, der auf seinen vielen Reisen die ausgezeichnetsten Leute in Europa kennen gelernt hatte, sagte eines Tages ganz verwundert zu mir: Gott verdamm mich, ich glaube die Kleine ist geistreich geworden! — Tröste Dich, Martin," setzte Basquine mit trübem Lächeln hinzu, „ich werde mit Dir niemals geistreich thun."

„Aber die Rache, auf die Du ausgehst?" sagte ich zu ihr.

„Die Rache —" rief sie aus, „um mich ihrer zu versichern, arbeitete ich Tag für Tag daran, mir die Talente, Vorzüge und Verführungskünste anzueignen, die mir eines Tages als Waffen dienen könnten, nicht gegen den alten Herzog — das wäre unmöglich gewesen — sondern gegen dieses träge, dumme, freche, verruchte Gezücht, dessen greuliges Greisenalter sich in dem Herzog darstellte, und dessen greuliges Jünglingsalter sich im Vicomte darstellt!"

„Ich fange an Dich zu verstehen, Basquine," sagte ich, betroffen über den Ausdruck unversöhnlichen Hasses in den Zügen des jungen Mädchens.

„Ja, unbarmherziges Gezücht," rief sie mit drohender Begeisterung aus, „ja, während Du Deinen Ueberfluß kaum herunterzuwürgen wußtest, starb mein Vater vor Schmerz und Kummer, und ich ward als kleines Kind für ein paar Stück Geld verhandelt! Ja, Deine scheußliche Unbekümmertheit um unser, der Armen und Elenden, Loos hat mich in einem Alter, wo die Frauen, die später am tiefsten gesunken sind, noch kinderrein waren, der Befleckung preisgegeben! Ja, als ich zu Euch meine noch unschuldige, wenn auch nicht mehr reine Hand ausstreckte, habt Ihr mich zurückgestoßen! Ja, Ihr übersättigten großen Herren, Ihr habt aus mir das Spielzeug und das Opfer Eurer Ausschweifungen gemacht und Euch dabei mit höllischer Ironie darin gefallen, meinen Geist um so mehr auszubilden, je vollkommener Ihr mich als menschliches Wesen entehrtet! Ja, Ihr habt mich mit Schimpf und Schande und Martern überschüttet, die Ansteckungskraft Eurer fürchterlichen Verirrtheit hat mich bis in's innerste Mark verderbt — und ich bin noch nicht zwölf Jahre alt! Aber wartet, wartet nur, eines Tages werd' ich sechzehn Jahre alt sein — das Alter der süßen, mädchenhaften Reinheit und Unschuld erreicht haben — das Alter, in welchem die Schönheit in ihrem ganzen Glanze prangt, das Alter, welches die einnehmenden Eigenschaften, die Talente, die ich erworben, und die ich noch erwerben werde, in's Licht stellt — wartet, wartet, alsdann werde ich, bewehrt mit den Lastern, die Ihr mich gelehrt, bewehrt mit dem unversöhnlichen Hasse, den Ihr in mir hervorgerufen, bewehrt mit meinem Herzen, das erstorben sein wird zu der Zeit, da es erwachen sollte, mit meiner Sinnlichkeit, die erloschen ist, wenn sie entbrennen müßte, bewehrt vor allen Dingen mit der Verachtung und dem Abscheu, mit dem ich Euer Gezücht betrachte — — wartet nur, Ihr sollt sehen, was für wahnsinnige, tolle, rasende Leidenschaft ich in Euch entzünden werde! O, Ihr werdet mich eines Tages lieben — und ich werde gerächt sein."

In Basquine's Stellung, Bewegungen und Ausdruck prägte sich, während sie diese Verwünschung aussprach, eine so furchtbare Entschlossenheit aus, daß ich unwillkürlich ausrief:

„Basquine, Du erschreckst mich!"

Basquine strich mit der Hand über ihre glühendheiße Stirn, schwieg einen Augenblick und sagte dann zu mir:

„Verzeih es mir, guter Martin, daß ich mich so habe gehen lassen, aber vor Dir und Bamboche kenne ich keine Verstellung und keinen Zwang — doch wieder zu meiner Erzählung. Ich habe wenig mehr hinzuzufügen. Ein unvorhergesehenes Ereigniß machte meinem Aufenthalt auf dem Schlosse des Herzogs ein Ende: er starb plötzlich am Schlagfluß. Sein Neffe, der sein einziger Erbe war, kam bald darauf mit der Post an, um die ungeheure Verlassenschaft anzutreten. Dieser Neffe, der selbst schon sehr reich, aber dabei geizig und eben so sittenstreng war, wie sein Onkel verschwenderisch und ausschweifend, jagte die Weiber, die der Herzog auf dem Schlosse versammelt hatte, und denen übrigens nichts vermacht worden war, sogleich sämmtlich fort. Miß Turner aber hatte sich ein beträchtliches Capital zurückgelegt. Sie blieb ruhig wie immer, als sie mich mit den anderen Geschöpfen des Serails forttreiben sah; doch gab sie mir zwanzig Francs und eine sehr schöne Guitarre, die sie mich spielen gelehrt hatte. — Kleine, sagte sie zu mir, — mit diesem Broterwerb, Deinem hübschen Gesicht, zwanzig Francs in der Tasche, guter Kleidung und einem Päckchen Leinenzeug braucht Dir für Deine Zukunft nicht bange zu sein. — Auf diese Weise verließ ich das Schloß des Herzogs von Castleby im Anfange des Sommers, indem ich nur Ein Ziel im Auge hatte: nach Paris zu kommen. Ich dachte schon auf unbestimmte Weise an's Theater, wo ich besser als sonst irgendwo mit Anstrengung, Arbeit und festem Willen die erste Stufe zu der Stellung erreichen konnte, von der ich träumte, das war mein einziges Ziel — meine fixe Idee, der ich hartnäckig und mit glühendem Rachegefühl nachhing. — Meine Reise aus dem Süden nach Paris verlief ohne einen bemerkbaren Zwischenfall; das Wetter war beinahe unausgesetzt herrlich, und mein Guitarrespiel, mit dem ich in den Kaffeehäusern und an andern öffentlichen Orten, durch die ich kam, meinen Gesang begleitete, brachte mir so viel ein, daß ich hier bei meiner Ankunft beinahe doppelt so viel besaß, als ich der Großmuth der Miß Turner verdankte. Bald darauf traf ich zufällig Bamboche an — ich glaubte mein Herz erstorben, gänzlich erstorben — gleichwol hüpfte, da ich den Genossen meiner Jugend wiedersah, Alles in mir vor Glück, Freude und Hoffnung auf —"

„Als wir uns wieder fanden," sagte Bamboche, „lebte ich mit meiner Witwe, der Schwester meines Meisters; ich ließ die Witwe natürlich sitzen —"

„Ja," sagte Basquine, „und so lange ich bei ihm blieb, fing er wieder an in seinem Handwerk als Schlosser zu arbeiten, um meine Bedürfnisse zu befriedigen, weil er mich aus Eifersucht nicht wollte in den Kaffeehäusern singen lassen."

„Daran erkenne ich ihn," sagte ich zu ihr.

„Aber," versetzte Bamboche in betrübtem Tone, „sie spricht nicht von alle dem Kummer, den ich ihr in dieser Zeit gemacht, von meinen Rohheiten und Gewaltthätigkeiten, die aus Eifersucht und aus —"

„Was wollen wir Martin von diesen traurigen Dingen vorerzählen?" unterbrach Basquine unseren

Genossen, „Du hattest nicht Unrecht, Dich zu beklagen, Bamboche — nicht zwar über Untreue von meiner Seite, aber wol über meine Kälte; ich liebte freilich keinen Andern, aber ich liebte Dich nicht mehr, wie Du geliebt sein wolltest. Als ich Dich wiedersah, hatte ich eine kurze Zeit geglaubt, die unselige Liebe, die in meiner Kindheit stattgefunden, erwachte wieder, aber ich täuschte mich selbst: solche widernatürliche Gefühle dauern nicht — es ist schon seltsam genug, daß sie auch nur einige Zeit währen können. Und dann siehst Du wol, lieber Martin, ich war ganz beseelt von Begierde, mich meiner Kunst zu widmen; eine innere Stimme sagte mir, nur durch sie könnte ich jenes Racheziel erreichen, das ich damals, wie noch heute, mit unbeugsamer Beharrlichkeit, mit einem blinden Glauben an die Zukunft verfolgte. Bamboche's Eifersucht und unablässige Vorwürfe wegen meiner geringen Liebe schlugen mich nieder; ich wäre hundert Mal glücklicher gewesen, wenn er sich, wie ich ihn bat, an meiner schwesterlichen Zuneigung hätte genügen lassen, aber seine Zudringlichkeit, seine Leidenschaft wurde mir zuletzt unerträglich; denn er litt nicht wenig von meiner Kälte, und meine täglichen Verdrießlichkeiten waren eben so viel Hindernisse auf dem Wege, den ich mir vorgezeichnet. Eines Abends also —"

„Als ich von der Arbeit nach Hause kam," unterbrach Bamboche sie, „war sie verschwunden. Von diesem Tage an hab' ich sie nicht wieder gesehen, als nur erst heute."

„Und wie ist es Dir seit der Zeit ergangen?" fragte Basquine ihn mit rührender Theilnahme, „erzähl' es uns; denn mein Bruder wirst Du, wie Martin, immer bleiben. In welcher Lage wir uns auch jemals befinden werden, wir werden — o dessen bin ich gewiß, dafür berufe ich mich auf unsere Rührung vorhin und auf das unveränderliche Andenken, das Eines dem Andern bewahrete — wir werden den Schwüren unserer Kindheit getreu bleiben."

„O ja, ewig!" riefen ich und Bamboche.

Und wir ergriffen jeder Basquinen bei einer Hand.

Nach kurzem Schweigen sagte ich zu Bamboche:

„Nimm Deine Erzählung wieder auf. Wie ist es Dir nach Basquine's Verschwinden ergangen?"

„Zuerst dacht' ich, ich sollte toll werden, so erbitterte mich ihr Fortgehen. Denn, siehst Du, Martin, ich liebte sie, wie ich nie geliebt und niemals lieben werde. Der Beweis ist dieser — daß ich in Betreff ihrer ein Zartgefühl empfunden hatte, das mir anstand, wie einem Ochsen Sammetschuhe; denn, statt wie besessen zu arbeiten, um unseren kleinen Haushalt im Gange zu erhalten, hätt' ich, nachdem ich Basquine aufgefunden, nur zu meiner Witwe gehen und ihr auf einmal mehr Geld abzapfen können, als ich in dieser Zeit mit meiner Schinderei verdienen konnte, um dann mit Basquine davon zu leben. Aber nein — daß Basquine meiner Witwe Brot essen sollte, das wollte mir nicht anstehen — und wäre es mir nicht bei jeder Anderen so leicht geworden, wie Strumpfanziehen? Wie ich Dir sage, Martin, meine guten Regungen richten sich nach Dir und ihr."

„Gib wenigstens zu," sagte ich zu ihm, „daß es schon ein Großes und sehr schön ist, daß unsere wechselseitige Zuneigung uns solche Gefühle abnöthigt, mögen sie auch noch so selten sein."

„Selten, ja das ist wahr genug. Ich habe auch, als Basquine fort war, mein Nacht- oder Raubvogelleben gleich wieder angefangen. In dieser Zeit traf ich auf La Levrasse. — Ei, Du alter Spitzbube, lebst Du noch immer? sagte ich zu ihm. — Ei, Du großer Schuft — antwortete er ganz gemüthlich, — wolltest mich wol in meinem Wagen braten? — Und Du bist also so dickhäutig gewesen, daß Du davon nicht gar geworden bist? — Das wundert mich nicht. Aber die Mutter Major — die war von zärtlicherer Leibesbeschaffenheit, das weißt Du genau, Galgenstrick — antwortete La Levrasse — sie ist vollkommen geröstet worden."

„Ach Gott!" rief ich, „und der Wassermensch — denn ich habe seit unserer Trennung oft an ihn gedacht."

„Das ist wahr," sagte Basquine, „der arme Leonidas. Er war auch in dem Wagen, als Du Feuer anlegtest. Hat Dir La Levrasse von ihm erzählt, Bamboche?"

„Der Wassermensch ist nicht zum Bouillonmenschen gekocht worden, sagte La Levrasse, aber dieser Hund von Poireau, der Bajazzo, ist erstickt. Hin ist hin," sagte Bamboche achselzuckend und fuhr fort. „La Levrasse hatte sich damals schon als Kinderspielzeughändler im Durchgang Bourg l'Abbé niedergelassen, aber er legte, wie er mir sagte, zur Erholung Bank auf, der alte Fuchs, er versteht sich darauf! — Nun — sagte ich zu ihm, — will Dir vergeben; bist mit einer braungebratenen Backe davon gekommen, das ist eine Kleinigkeit, wollen's vergessen. — Vergibst mir? schön! — antwortete La Levrasse, — und um Dir zu zeigen, daß ich Deine Milde zu schätzen weiß, komm morgen zu Tisch zu mir, da wollen wie eins schwatzen. — Ich ließ mir das nicht zwei Mal sagen, der alte Schurke faßte mich scharf in's Auge, paßte mir auf, machte mich schwatzen, und beim Nachtisch, zwischen Obst und Käse, sagte er zu mir: Hör' einmal, ich halte Bank, und als





Banquier kauf' ich oft für ein Stück Brot ganz gesetzmäßig eintreibbare Schuldforderungen, die aber schwer zu kriegen sind, bald weil die Gläubiger in fremde Länder durchgebrannt sind, bald weil der Herr Gevatter seine liegenden Gründe in Sicherheit zu bringen gewußt. Bis jetzt hab' ich, weil es mir an einem gescheuten Gehülfen fehlte, aus diesen Geschichten nicht alle den Vortheil ziehen können, den sie zu gewähren vermögen, und es ließen sich doch Goldbarren dabei verdienen. Nur ein Beispiel statt vieler. Ich habe für 15,000 Francs eine Schuldforderung von 72,000 und so und so viel Livres an einen Herrn Rondeau gekauft — er kann sehr gut bezahlen, er besitzt 6 bis 700,000 Francs, die er mobil gemacht hat und damit nach England gegangen ist, wo der Kerl herrlich und in Freuden lebt. Auf gesetzlichem Wege kann ich nichts machen; denn in diesem Fall findet keine Auslieferung statt — aber wenn man den moralischen Zwang anwendete? — Wie? — Nimm an, Freund Bamboche, daß ich Dir, der Du keinen Sou hast, meinen Anspruch auf ganz gültige und regelrechte Weise zum Geschenk machte. Was würdest Du thun, da Du doch weißt, daß jenseits der Meerenge der Herr Gevatter sitzt, der Dich vollkommen bezahlen kann, und der — den wichtigen Umstand vergaß ich — ein Hasenfuß ist wie der liebe Mond? — Wetter, sagte ich zu La Levrasse, das ist nicht übel, ich würde meinen Schuldner aufsuchen, bei den Ohren fassen und mich mittelst tüchtiger Stockschläge bezahlt machen. — Nicht ganz übel, was Du da sagst, antwortete La Levrasse, aber in Frankreich wie in England steckt man gewiß die Gläubiger, die mit Stockschlägen procediren, ein — aber einen Gläubiger, der seinen Schuldner unablässig auf Straßen, Spaziergängen, im Theater verfolgt und ihm öffentlich ganz laut sagt: Herr, Sie sind mir in aller Form 72,000 Francs schuldig, Sie können mich bezahlen; Sie weigern sich dessen, Sie sind ein Schuft — den steckt man, so viel ich weiß, nicht ein. Und vor einem solchen Alp, der ihm beständig aufliegt, kriecht der Schuldner zu Kreuz. Kriecht er nicht zu Kreuz, so sinnt man auf andere Mittel, und die werden sich in Deinem Hirnkasten finden. — Was geben Sie mir, sagte ich zu La Levrasse, und in acht Tagen sollen Sie von Rondeau Bezahlung bekommen. Ich bezahle Dir die Reisekosten und gebe Dir 5000 Francs. — Komm, mach nur nicht solche Augen — ich gebe Dir 10,000 Francs — willst Du wol Deinen Stock stehen lassen! — ich willige in 15,000 Francs, Du kannst sie bei dem Correspondenten erheben, oder der Herr Rondeau bezahlt. — Abgemacht für 15,000 Francs. Ich reise also nach London; acht Tage darauf hatte La Levrasse sein Geld, ich meinen Antheil davon. Als ich mich im Besitz dieses Vermögens sah, sagte ich zu mir selbst: Jetzt muß ich Martin auffinden und ihn daran Theil nehmen lassen."

„Wackerer Bamboche!"

„Claudius Gérard wollt's nicht. Das war eine schlimme Reise für mich — ja doppelt schlimm," setzte er hinzu, indem er plötzlich so düster aussah, daß es mir sehr auffiel.

„Wie so, doppelt schlimm?" sagte ich zu ihm, da ich sah, daß er gedankenvoll schwieg.

„Weil ich Dich nicht gefunden habe, Martin. „Und dann —"

„Und dann —"

„Verfluchtes Narrenhaus — aus meinen Gedanken! —" murmelte er halb laut.

In dem Augenblick waren mir diese Worte räthselhaft, ich sagte also zu Bamboche: „Erkläre Dich näher."

„Nun," fuhr er fort und raffte sich zusammen, „was fällt mir denn ein! — Also da Claudius Gérard Dich nicht losgeben wollte," setzte Bamboche hinzu, indem er den Faden seiner Erzählung wieder aufnahm, „kehrte ich nach Paris zurück und setzte in's Glücksrad — aber da gewöhnlich nur die Strauchdiebe von meiner Art Glück haben, so setzte ich, als ich bei meinem letzten Tausend Francs war, auf Nr. 113, und nach zwei Tagen hatt' ich 50,000 Francs gewonnen. Je mehr Geld ich hatte, desto mehr fehltest Du mir. Von Basquine rede ich gar nicht. Hätt' ich gewußt, wo ich Dich auffinden könnte —"

„Ich glaub's Dir, Bamboche," sagte Basquine, „mit mir das so gewonnene Geld zu theilen, was war das im Vergleich zu der harten Arbeit, die Du Dir auferlegt, so lange wir zusammen lebten?"

„Das ist wahr, meine 50,000 Francs sind leichter erworben worden. Statt Feile und Hammer den ganzen Tag, ein paar Schläge mit dem Schlüssel auf den grünen Tisch — und die Dublonen eincassirt."

„Jetzt hättet ihr das Tralala sehen sollen! Prachtvolle Wohnung, Wagen und Pferde, offener Tisch und ein ganzer Kalender von Lieblichkeiten von Amélie bis Zelie — alle Buchstaben im Alphabet durchprobirt — Wetter! — Ich ließ mich den Capitain Hektor Bambochio nennen, ich habe mir diese Capitainschaft fabricirt, da ich La Levrasse von Texas reden hörte, wo er — ich weiß nicht welches Geschäft betrieben hatte. Als ich einmal im Zuge war, legte ich mir auch einen Vater, der Marquis sei, und als Schwiegervater einen Grand von Spanien zu. Ein Jahr lang führte ich ein Spielerleben; das sah unserem Landstreicherleben ähnlich, wie ein Ei dem andern. Aber Alles hat ein Ende, auch das Glück im Spiel — das Roth hatte mich wie ein verzogenes Kind behandelt, zuletzt behandelte es mich wie die selige Mutter Major, als unsere Liebe vorbei war; dann wollte ich mit dem Schwarz schäkern, aber das Schwarz war hundert Mal schlimmer. Ich war schon von meiner prächtigen Wohnung in der Straße Richelieu zu einem schlechten Wirthshaus in der Seinestraße herabgekommen. Von da an hab' ich mich eine Zeitlang davon genährt, daß ich zwischen meinen Nachbarn, den Studenten, und ihren Freunden Duelle anstiftete. Ich ließ mich zum Zeugen annehmen und verdankte das Frühstück dem Stoßdegen, das Mittagsessen der Pistole, das Abendessen dem krummen Säbel. Ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß ich eine wahre Leidenschaft für das Fechten hatte und so viel Anlage dazu, daß in achtzehn Monaten Bertrand, der unvergleichliche Bertrand, auf dessen Fechtboden ich mich für einen Sohn von guter Familie ausgab, aus mir zwar nicht einen feinen, geschickten, regelrechten und blitzschnellen Fechter gemacht hatte, wie es deren so viele gibt — das litt meine wilde Natur nicht — aber

mir, da ich links war, eine äußerst gefäheliche und häkliche Führung der Waffe beigebracht hatte. Dieser Ruf, der durch ein Duell, bei dem ich einem aufständischen Gläubiger, der für einen ganzen Menschenfresser galt, den Bauch aufgeschlitzt, bewährt war, hatte mir in meinem Eincassirergeschäft für La Levrasse außerordentlichen Vortheil gebracht — aber am Ende war sein Schuldkaufbeutel leer, meine kleinen Studenten und ihre Freunde hatten sich Jeder mit Jedem geschlagen — ich war in meinem Wirthshaus zur Thür hinausgeworfen, ich war in des Teufels Krallen und auf dem Punkte, es hundert Mal schlimmer zu machen, ja — als ich den Muldensterz antreffe, den Mentor meiner Jugend! Der würdige Mann hatte sich eine Stellung erworben — er leitete damals ein Schmugglergeschäft ein, Cigarren, Seidenzeuge, Weine, und der Teufel und seine Großmutter; ich kannte viel Leute, mehr schlechte als gute, ich übernahm es also, seine Sachen bei den jungen Leuten und bei den Mädchen gegen Mäklerlohn unterzubringen. Aber das Nest ward aufgehoben. Gegen mich lagen keine Beweise vor, ich machte mich davon. Ich dachte auf einen schlechten Streich, da fiel mir was ein; ich bin kräftig, die Natur hat mich mit fünf Fuß sieben Zoll begabt, sagte ich zu mie — ich will mich als Stellvertreter beim Militair verhandeln. Nimmt mich einmal einer, so spiel ich mit dem Preis, gewinn ich, so stell' ich selbst wieder einen Stellvertreter, verlier' ich, so werd' ich Soldat, und dann vergehen nicht zwei Monate, so bin ich wegen Subordinationswidrigkeiten erschossen. — Wie doch die Karten sind! Ganz wie die Weiber — alte Liebe rostet nicht — ich setze wieder auf Roth und gewinne 10,000 Francs, kaufe einen Stellvertreter, und nun bin ich wieder hoch zu Roß. Aber bei mir kommt ein Unglück niemals allein, und ein Glück auch nicht," und Bamboche gab uns Beiden, mir und Basquine, gerühet die Hand. „Der alte Schuft La Levrasse hatte auch wieder Schulden einzucassiren — damit verband er die Liebenswürdigkeit, Söhnen von guter Familie, von denen er wußte, daß sie nach dem Tode von Papa und Mama reich werden würden, Gelegenheit zu bieten, baar Geld zu bekommen. Das Glück im Spiel gestattete mir, mich in eine Gesellschaft zu mischen, die so schon veebammt gemischt war; da hatt' ich ein paar junge Tauben angelockt, die aus dem väterlichen Taubenschlag ausgeflogen waren; La Levrasse pflückte sie, und ich bekam meinen Antheil an den Federn. Der Muldensterz hatte seit einiger Zeit den Taucher gespielt — wie er wieder auf der Oberfläche des pariser Straßenkothes erschien, machte ich meinen Adjutanten aus ihm, und aus Achtung vor seinen grauen Haaren ertheilte ich ihm Majorsrang — das ist so seine Invalidenpension. Wenn sich widerspenstige Gläubiger finden, sondirt er das Terrain, und im Nothfall brauch' ich ihn als Zeugen. Das ist der Stand meiner Angelegenheiten, Kinder. Ich habe in diesem Secretair, der da steht, 5000 und einige hundert Francs, die Euch zu Gebote stehen. Ich hatte seit ein paar Tagen die kleine Närrin, die Ihr heut Abend im Funambulestheater gesehen, wohin ich gegangen war, ohne den Zettel zu lesen, zu mir genommen. — Nun, Bambochio — mag sie sehen, wo sie bleibt — hatte sie zu mir gesagt: Laß uns in's Theater des Funambules gehen, das ist jetzt guter Ton — und ich ging hin — und da mir immer, wie ich Euch gesagt habe, Kinder, zweierlei Glück zugleich begegnet — was sag' ich zweierlei? drei, vier, fünferlei; denn ich habe den Genuß gehabt, den Vicomte Scipio, seinen Vater und noch Andere in der nobeln Gesellschaft zu ohrfeigen und dann noch der armen Basquine beizuspringen — — Na, da habt Ihr meine Bekenntnisse; nun sag' uns, Basquine, wie zum Teufel kommt's, daß wir Dich auf diesem Theater wiederfinden?"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Lebewohl.



„Nachdem ich Bamboche verlassen," fuhr Basquine fort, „entfernte ich mich von Paris, aus Furcht, wieder mit ihm zusammenzutreffen und seinen dringenden Bitten auf's neue nachzugeben; ich fuhr fort, in den Kaffeehäusern der Städte, durch die ich kam, zu singen. Obgleich mein Publicum eben so ungebildet war, wie unser altes Publicum, als wir zu der Truppe des La Levrasse gehörten, sucht' ich doch meiner Stimme, meiner Betonung, meinen Gesichtszügen so viel Ausdruck zu geben, wie möglich; bei jeder Gelegenheit studirte ich die Mittel und Wege, auf die Zuhörer einen Eindruck hervorzubringen. Ich versuchte selbst, sowol die Worte als die Melodien zu einigen kleinen Liedern zu erfinden, die meinen Zuhörern unter freiem Himmel sehr gefielen. Das einzige Ziel, auf welches alle meine Gedanken gerichtet waren, beschäftigte mich so sehr, daß ich die drückende Armuth, den Widerwillen gegen die gemeinen Kreise, mit denen ich in Berührung kam, kaum empfand, indem mir doch das Alles um so empfindlicher hätte sein müssen, da ich während meines langen Aufenthaltes bei dem englischen Herzog die verfeinertsten Genüsse eines wohlhabenden Lebens kennen gelernt hatte. Der Zufall hatte mich nach Orleans geführt; eines Abends sang ich in einem Kaffeehaus von ziemlich geringer Classe, ich war bei Stimme und machte viel Glück. Unter den Zuhörern bemerkte ich einen Mann von ungefähr funfzig Jahren mit einem sehr gescheidten Gesicht, dessen hochrothe Farbe aber den Trunkenbold auf eine Meile weit verrieth. Der Anblick dieses Mannes machte mich um so mehr stutzig, da er seltsam gekleidet war. Sein schlechter Oberrock ließ eine Art von altem Wamms von abgeschabtem bläulichen Sammt durchblicken, worauf man einige Spuren von früheren Stickereien in unächten Goldfäden bemerkte; und sein geflicktes Beinkleid fiel auf übergetretene Maroquinstiefeln, die früher einmal roth gewesen waren, herab."

„Ich will wetten, daß das ein früherer Schauspieler war," sagte Bamboche.

„Ganz recht," erwiderte Basquine. „Dieser Mann, der die Ueberbleibsel seines Theatercostüms im bürgerlichen Leben aufbrauchte, war ein alter Schauspieler, der in der Provinz in der komischen Oper aufzutreten pflegte — er war kürzlich, weil er fortwährend betrunken war, von dem Stadttheater abgedankt worden; er hieß La Baguenaudière. Da er viel Mutterwitz hatte und sehr heiter und ein sehr guter Gesellschafter war, so machten die müssigen Leute ihn einander streitig; auch war er beständig, wenn nicht ganz besoffen, doch wenigstens ein wenig angetrunken. La Baguenaudière hörte mir sehr aufmerksam zu, klatschte nicht, aber kam zu mir und sagte: Ich bin ein alter Kenner, ich verstehe mich auf Stimmen und Talente — wenn Du Dir Mühe gibst, Kleine, bist Du in vier bis fünf Jahren erste Sängerin an der Pariser Oper. Wenn Du willst, so geb' ich Dir Unterricht, ich habe nichts zu thun, und das wird mir Spaß machen. — Ich nahm es mit lebhafter Erkenntlichkeit an."

„Und hatte der Mann wirklich Talent?" fragte ich Basquinen.

„Wenn dieser Unglückliche," versetzte sie, „die vortrefflichen Lehren, die er über seine Kunst zu geben wußte, in Ausübung zu setzen gewußt hätte, so würde er sich unter den großen Schauspielern seiner Zeit einen rühmlichen Namen erworben haben. Der Lehrer, welchen der Herzog mir gegeben hatte, war ein vortrefflicher Sänger und ein bedeutender Componist, aber durchaus nicht Schauspieler. La Baguenaudière dagegen war ein ziemlich guter Musiker — er machte in der komischen Oper den Buffo — aber vor Allem ein vollendeter Schauspieler. Niemand konnte die unzähligen Hülfsmittel seiner Kunst von der reinsten Komik an bis zum erhabensten Pathos theoretisch besser inne haben, als er. Warum war dieser Mann, der eine so bewundernswürdige Einsicht besaß und eine Molière'sche, Racine'sche und Corneille'sche Rolle in gleicher Weise mit unglaublich viel Empfindung und Beobachtungsgabe zu erläutern wußte, ein mittelmäßiger Opernsänger geworden und geblieben? Das ist einer der Widersprüche, die eben so unerklärlich sind, wie sie im Leben häufig vorkommen. Ich nahm La Baguenaudière's Anerbieten an; er war in den Unterrichtsstunden gegen mich bis zur Rohheit streng und hart, aber in den hellen Zwischenaugenblicken, die seine Trunksucht ihm übrig ließ, gab er mir Anweisungen, die für mich wahre Offenbarungen waren. Leider nahm dieser Unterricht bald ein Ende. La Baguenaudière, den die Trunksucht immer mehr beherrschte, verfiel in eine Verdumpfung des Geistes, die an Blödsinn grenzte; man nahm sich seiner an und brachte ihn, wenn ich nicht irre, in einem Armenhause unter. Mehre Male hatte dieser unglückliche Mann mir gerathen, mich wieder nach Paris zu begeben und für jeden, auch den geringsten Lohn, bei einem kleinen Theater einzutreten, indem er überzeugt sei, sagte er, daß ich, wenn ich einmal irgendwo festen Fuß gefaßt hätte und fortführe, mich auszubilden, mich am Ende bekannt machen würde. Ich ging also von Orleans fort, um nach Paris zu kommen, indem ich, wie früher, mein täglich Brot damit erwarb, daß ich auf dem Wege in den Wirthshäusern sang. So kam ich nach Sceaux, und da war es," sagte Basquine, und ihr Gesicht nahm wieder einen finstern, drohenden Ausdruck an, „wo ich, seit dem Auftritt im Walde von Chantilly, den Vicomte Scipio zum ersten Mal wiedersah. Es war ein Festtag, ich hoffte etwas zu verdienen, wenn ich im besten Gasthofe der Stadt sänge. Ich ließ ihn mir also zeigen. Ich hatte so eben vor meheen Leuten, die im Garten an Tischen saßen, ein Lied zu Ende gesungen, als ein Livréebedienter zu mir trat und mir ankündigte, man wünsche mich in einem der Säle im ersten Stock zu hören. Du wirst Silbergeld zu sehen bekommen, sagte der Mensch zu mir; denn es sind reiche Leute. Ich ging meinem Führer nach, er öffnete eine Thür, und ich stand Scipio und zweien seiner Kameraden gegenüber. Der Auftritt im Walde von Chantilly war mir so klar im Gedächtniß geblieben, daß ich den Vicomte auf der Stelle wieder erkannte. Er erinnerte sich meiner offenbar nicht; übrigens schien er mir, wie auch seine Freunde, vom Weine sehr erhitzt. Nun singe, kleine Bettlerin, sagte er auf brutale Weise und fast ohne mich anzusehen, ich werde



Dich besser bezahlen, als das Lumpenvolk im Garten. Hier, nimm auf — und damit warf er mir auf die beleidigendste Weise ein Fünffrankenstück hin, das auf dem Boden hinrollte. Erinnerungen aller Art waren bei dem Anblick dieses ungezogenen Buben so rege in mir geworden, daß ich anfangs auf seine Plumpheiten gar nicht achtete; ich stand stumm, unbeweglich und nahm das Geld nicht auf. Mein Schweigen erregte seine Aufmerksamkeit, er stand vom Tische auf und sagte einem seiner Kameraden etwas in's Ohr — dieser schob den Riegel der Thür vor, und jetzt begann ein Auftritt rohester Gewaltthätigkeit. Ich sträubte mich, drohte, flehte, bat sie und wagte nicht, um Hülfe zu rufen, da ich wohl wußte, daß, wenn Lärm entstände, der Wirth mir allein die Schuld geben und mich schmählich aus dem Hause werfen würde. Aber meine Bitten und meine Angst machten die kleinen Frevler noch kühner, mein hartnäckiger Widerstand erbitterte Scipio; erhitzt, wie er war vom Weine, gerieth er in Wuth, überhäufte mich mit Schmähungen und schlug mir so boshaft in's Gesicht, daß das Blut mir aus der Nase rann. Jetzt machte ich mich mit verzweifelter Anstrengung los, lief an's Fenster, stieß es auf und rief um Hülfe. Mein Gesicht war blutig, die Leute, die im Garten am Tisch saßen, erblickten mich in diesem Zustande und standen eilig auf, mir zu Hülfe zu eilen, einer von Scipio's Genossen, dem doch bange wurde, schob den Riegel der Thür zurück. Jetzt trat der Wirth herein, schob Alles auf mich und jagte mich auf rohe Weise fort, aber mehre Zuschauer bei diesem Auftritt nahmen meine Partei, und wäre nicht Scipio's Erzieher eingetroffen, der mit Hülfe des Wirthes Scipio und seine Kameraden durch eine Hinterthüre hinausließ, wo sie sogleich in den Wagen stiegen, so hätte die aufgebrachte Menge ihnen vielleicht übel mitgespielt."

„Verdammter Schuft!" rief Bamboche — „immer noch der ungezogene Bengel im Walde bei Chantilly! Das soll aber am Ende für ihn einen etwas bittern Ausgang nehmen — er fängt an heranzuwachsen —"

„Das geht mich an," sagte Basquine mit kalter Ironie, „ich verstehe abzuwarten. Wenn ich Euch von dieser zweiten Gemeinheit Scipio's erzähle, Freunde, so ist's, weil die Sache, mit dem Auftritt von heut Abend zusammengehalten, den Charakter einer seltsamen Schicksalsfügung annimmt," setzte Basquine hinzu, indem sie nach und nach warm ward — „so ist's, weil offenbar der böse Genius des Vicomte ihn mir immer entgegenführt, ihn dazu treibt, mich mit Beleidigungen zu überhäufen, die den Racheduerst eines Frauenzimmers bis zur Wildheit steigern müssen," rief Basquine mit funkelndem Auge und dem Ausdruck unversöhnlichen Hasses — „es war nicht genug, daß er mich in frühestem Alter ganz unbarmherzig zurückgestoßen, mich später beschimpft, geschlagen hatte — der böse Stern des Vicomte muß ihn auch noch heut Abend in's Theater führen. Denn Ihr könnt es nicht mitfühlen, Ihr Beiden, wie furchtbar niederschlagend dieser Vorgang für mich ist; ich will nicht von der zugleich lächerlichen und fürchterlichen Erniedrigung sprechen, die ich erduldete, von dem Zischen, dem Auspochen, das mich verfolgte — Ihr müßt auch wissen, daß ich erst nach unerhörten Anstrengungen, unglaublichen Entbehrungen dazu gelangt war, auf diesem unglücklichen Theater auftreten zu können; da ich nicht mehr auf den Straßen singen konnte, mußte ich von den zehn Sous leben, die ich als Figurantin bekam, das heißt, nicht trocken Brot genug haben, meinen Hunger zu stillen, und in greuligen Schlupfwinkeln zwischen dem gemeinsten Volk übernachten."

„Ach, für ein Frauenzimmer ist das fürchterlich!" rief ich aus. „Mein Gott, wie hast Du davon leiden müssen!"

„Die Hoffnung, der Glaube, daß es mir gelingen würde, und daß ich mich eines Tages rächen könnte, hielten mich aufrecht," sagte Basquine, „auch verdoppelte ich meinen Eifer — es war ein unvorhergesehener Glücksfall für mich, daß diesen Abend ein Theaterdirector aus der Provinz der Vorstellung beiwohnte; befriedigte ihn mein Spiel, mein Gesang, so wollte er mir eine Stelle zu achthundert Francs anbieten, das war wenig genug, und doch war es für mich Alles; denn war einmal dieser erste Schritt gethan, so war ich überzeugt, ich mußte mit Anstrengung und Ausdauer zum Ziel gelangen. — Aber Ihr könnt es Euch leicht vorstellen," sagte Basquine im Tone tiefer Betrübniß, „nach meinem unglücklichen und schimpflichen Fall an diesem Abend ist von dieser Seite alle Hoffnung verloren. Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, auf dem unseligen Theater wieder aufzutreten, wo ich mit so viel Mühe zuletzt Zutritt gewonnen hatte. — Thut nichts! Ich bin erst sechzehn Jahr alt," fuhr Basquine im Tone unbeugsamer Hartnäckigkeit fort — „ich fange von vorn wieder an — ich versuche andere Mittel — ich lasse meine Rache nicht aus den Augen — nein — ich will zum Ziel gelangen — und ich gelange dazu! O, so arm, so schwach ich bin, so sehr ich allein stehe — ich bring' es dahin! O gesegnet seist Du, Scipio — der neue Haß, den Du mir einflößest, wird meine Kraft verdoppeln — gesegnet seist Du — denn, bringt mich nicht die Anstrengung um, so sollst Du und Dein ganzes Gezücht —"

Dann schwieg Basquine plötzlich, sah Bamboche und mich fast verlegen an, und sagte:

„Verzeiht, verzeiht, Freunde, daß ich mich so vergesse. — Später wollen wir von der Zukunft reden, aber jetzt, da wir einander nach so viel Trennungsjahren voll Prüfungen wiedergefunden, laßt uns nur an das Glück denken, daß wir einander wiedersehen und gegen einander aussprechen können, was wir vielleicht noch gegen Niemand ausgesprochen, das thut wohl, das beruhigt, das ermuthigt. — Meine Beichte ist aus, Martin, Bamboche's seine auch — jetzt kommst Du an die Reihe. Du glaubst nicht, wie ungeduldig wir auf Deinen Bericht warten."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich erzählte so kurz als möglich Alles, was mir seit unserer Trennung begegnet war, — und ich bekenn' es, hingerissen durch die Herzenserleichterung, die es mir gewährte, und Bedenken tragend, Denen, die in ihrem offenen Vertrauen mich in die geheimsten Gedanken ihres Herzens, in die traurigsten Geheimnisse ihres Lebens eingeweiht hatten, irgend etwas zu verbergen, verheimlichte ich vor ihnen meine ehrerbietige Liebe zu Regina nicht, noch auch die Besorgnisse, welche die mannigfachen Verfolgungen, denen sie ausgesetzt war, in mir hervorriefen.

Uebrigens war es nicht allein das Zutrauen, welches mir Bamboche und Basquine bewiesen, das diese unbedingte Offenheit veranlaßte. Ich rechnete auch auf die Kenntniß, welche der Letztere von Robert von Mareuil's vergangenem Leben zu besitzen schien, und die mir im Nothfall den Beistand meines Jugendfreundes zu versprechen schien.

Endlich verleitete mich zu dieser vielleicht unzarten Eröffnung die reine, tiefe Rührung, welche Basquine und Bamboche an den Tag legten, als sie mich von meinem hartnäckigen Kampfe mit dem Schicksal erzählen hörten, und ihre Angst, ich möchte sagen, ihr Entsetzen, als sie mich auf dem Punkte sahen, zu straucheln —

„Ach, ich athme wieder auf!" — rief Basquine — „Martin — Du hast mir bange gemacht!" — sagte Bamboche, als ich ihnen erzählt, wie das von der Vorsehung gesandte Zusammentreffen mich von der Schande gerettet.

Ein seltsamer Gegensatz, der mir auch bis heute unerklärlich ist: diese beiden Wesen hofften, erwarteten nichts mehr von ehrenwerthen, edeln, großen Gefühlen, und doch wußten sie alles Ermuthigende und Gute, was meine Aufführung in dieser harten Prüfungszeit haben mochte, mit dem rührendsten Mitgefühl zu verstehen und zu schätzen. Mit meiner Liebe zu Regina ging es ebenso. „Du glaubst an Regina, wie meine arme Mutter an die heilige Mutter Gottes glaubte," sagte Basquine gerührt zu mir, „das ist keine Liebe mehr — das ist Religion."

„Martin," sagte Bamboche ernst zu mir, als ich meine Beichte geendigt, „Du bist der beste Kerl, der auf der Welt lebt. Du wirst lachen, wenn ich Dir sage, daß ich mich freue, so zu sein, wie ich bin, weil ich Dich nun besser schätzen kann, als wenn ich Dir gleich wäre, als wenn ich auf Deiner Höhe stände."

„Bamboche, die Freundschaft verblendet Dich," sagte ich lächelnd.

„Ei Donnerwetter! ich will keine Redensarten machen," rief er aus, „und das hindert doch nicht, daß man, je niedriger man steht, desto besser die hohen Berge zu schätzen weiß."

„Er hat Recht," sagte Basquine, „die Freundschaft blendet uns nicht. Sie hindert uns nur unredlich oder ungerecht zu sein. — Komm, guter Martin," setzte Basquine mit einem Lächeln hinzu, das mir wehe that, „es ist niemals die Schönheit, die die Schönheit am Besten zu schätzen weiß, es ist die Häßlichkeit, wenn sie neidlos ist und nicht auf Schaden sinnt."

„Und dann siehst Du," sagte Bamboche, „der Teufel richtet nichts dagegen aus, — Du wirst immer Martin bleiben, wie Basquine und ich Basquine und Bamboche bleiben werden, wir sind nun einmal versteinert — Du auf gute, wir auf schlechte Art. Daran kratzen zu wollen, heißt sich die Nägel abreißen, und es wäre ein dummer Einfall; denn was schadet's am Ende? Basquine und Du, liebt Ihr mich darum weniger, weil ich ein Strauchdieb bin, und wenn ich auch hundert Mal schlimmer werde? Nun, Ihr liebt mich, wie ich bin —"

„Weil Du noch vortreffliche Eigenschaften hast," sagte ich.

Er schüttelte den Kopf und antwortete mir:

„Ich habe nur zwei Eigenschaften: Basquine im Leben und Tod anzugehören — Nummer eins, und Dir, Martin, im Leben und Tod anzugehören — Nummer zwei, — damit ist mein ganzer Sack ausgeschüttet. Aber was schadet das? Lieben Basquine und ich Dich darum weniger, weil Du in sittlichen Dingen eben so hoch stehst, wie wir niedrig? Nein, wir lieben Dich, wie Du bist. Aber worin wir gleich und auf Einer Stufe stehe, das ist in unserer Liebe zu einander. Was das anbetrifft, Martin, hörst Du wol, darin thue nur nicht etwa groß, da halte ich Dir die Stange, und Basquine uns Beiden zusammen. Unsere gegenseitige Beichte hat das Gute, daß sie uns zeigt, daß wir einander brauchen. Was die Mittel anbetrifft, einander zu helfen, so werden sich die schon finden. Ich zuerst — brauche allerdings für diesen Augenblick nichts — bleibt Ihr Beiden übrig, Basquine und Martin. Basquine muß, obgleich sie heut Abend im Theater des Funambules Fiasco gemacht, die Anstellung in der Provinz, auf die sie hoffte, dennoch erhalten, oder vielmehr noch besser — sie muß eine vortreffliche Anstellung in Paris bekommen."

„Wie das?" sagte Basquine.

„Hol' mich der Teufel, wenn ich's weiß," sagte Bamboche, „aber Du bekommst sie — und die Stelle einer ersten Sängerin dazu, dafür steh' ich Dir ein."

„Ja, dafür stehen wir ein," rief ich. „Balthasar Roger, einer meiner Herren, schwärmt für Basquine's Talent. Ein einflußreicher Zeitungsschreiber unter seinen Bekannten theilt diese Bewunderung. Balthasar hat das beste Herz von der Welt, der Vorfall von heute Abend, arme Basquine, wird ihn tief verletzt haben. Ich mache mich anheischig, ihn dazu zu bringen, daß er Dich auf's Angelegentlichste seinem Freunde, dem Zeitungsschreiber, empfiehlt."

„Und streichen Dich einmal die Zeitungen heraus," rief Bamboche, „so ist es an Dir, Basquine, an Dir, die Bedingungen festzustellen. Was hab' ich Dir gesagt, daß wir Dich als erste Sängerin engagiren lassen wollten? — Was Dich anbetrifft, oder vielmehr Fräulein Regina, die von jetzt an keinen dienstbeflisseneren Freund hat als mich, die Du eben so sehr liebst als ehrst — so soll sie nicht in Robert's von Mareuil Hände fallen, das sage ich Dir. Du weißt nicht, was für ein Kerl das ist — gegen den bin ich ein Heiliger — aber sei ruhig, wir kriegen ihn unter, und ist der einmal beseitigt — denn er scheint der Gefährlichste zu sein — so machen wir uns an die Andern, den Fürsten von Montbar und den Vater des verdammten Schufts von kleinem Vicomte. Das sind blos zwei Mund voll — weiter nichts. — Mit welcher Brühe wollen wir sie zurichten? — Weiß noch nicht, wird sich aber finden — haben wir doch durch Dich jetzt gleich ein Mittel gefunden, Basquine zur Theatersängerin zu machen."

Und da ich an diesen raschen und unfehlbaren Erfolgen doch ein wenig zu zweifeln schien, setzte Bamboche hinzu:

„Sage noch ein Wort, und ich verpflichte mich vor Notar und Zeugen, daß Du Regina heirathen sollst! — Doch nein," versetzte er schnell, indem er mir reuig die Hand hinstreckte, „keine Scherze mit dem Namen. Verzeih, Martin, verzeih, ich habe Unrecht gethan. Es ist schon viel, daß Du meine Hülfe überhaupt annimmst. Aber siehst Du wol, Wackerer, um gegen die Roberte von Mareuil zu kämpfen, sind die Bamboche besser als die Martine."

„Robert von Mareuil, hast Du mir gesagt, Martin, war heut Abend im Theater des Funambules?"

versetzte Basquine, nachdem sie eine Weile nachdenklich geschwiegen.

„Ja," erwiderte ich, „in der Proseeniumsloge links."

„Richtig," sagte sie lebhaft. „Obgleich sein Platz hinten in der Loge war, hatte er sich sehr nach dem Theater vorgebeugt."

„Allerdings," antwortete ich, „Dein Spiel schien ihn mächtig zu fesseln, ja zu bezaubern."

„Seltsamer Zufall!" sagte Basquine, „es war mir aufgefallen, obgleich ich sonst ganz bei meinem Spiel war und nur an meine Rolle dachte."

„Der Robert von Mareuil schien bezaubert!" rief Bamboche, indem er Basquinen mit einem Blicke des Einverständnisses ansah.

„Ja," versetzte sie mit triumphirendem Lächeln, „verstehst Du? Ein Freund des Vicomte! Eines der Häupter dieses Gezüchtes, das ich verabscheue!"

„Alle Teufel — ich verstehe!" rief Bamboche.

„Ich versteh' Euch, glaub' ich," sagte ich zu den Beiden, „aber nehmt Euch in Acht, Robert von Mareuil ist —"

„Menge Dich darein nicht, Martin," unterbrach mich Bamboche, „das ist grobe Arbeit, die nicht für Dich ist — davon bekommst Du unreine Hände — dazu bist Du zu zimperlich! Uebrigens sei ruhig — ohne Deinen Beirath soll nichts geschehen. Aber nun wollen wir für heut Abend die Geschäftssachen bei Seite lassen — das nimmt uns unsere beste Zeit. Wir haben jetzt einander nichts mehr mitzutheilen, laßt uns jetzt in der Vergangenheit schwelgen — laßt uns jetzt anfangen: Weißt Du noch, weißt Du noch? — Laßt uns essen. Mir hat die Freude grimmigen Hunger gemacht. Glücklicherweise habe ich ein Abendessen für mich und für die selige Frau Capitain Bambochio zurecht machen lassen. Zu Tische, Freunde, zu Tisch — freilich, die Küche des armen Leonidas Hay wiegt das hier nicht auf — Wißt Ihr noch? Was machte er für famose Hammelragouts!"

„Und vollends die Aalsuppe — darin excellirte er als Wassermensch," sagte Basquine, die sich, eben so wie ich, gern von Bamboche's Heiterkeit anstecken ließ.

„Und seine Methode, die Neugierigen zu entfernen," sagte ich meinerseits, „wenn sie ihn gar zu sehr in der Nähe besehen wollten — wißt Ihr noch?"

„Wetter! ob ich's noch weiß," sagte Bamboche, indem er einen kostbar besetzten Tisch, den er aus seinem Saal holte, wo er ganz fertig dastand, an den Kamin rückte. Gerade bei unserer letzten Vorstellung bei La Levrasse machte Leonidas Hay seinen allerschönsten Gestank, um den Neugierigen einen Schabernack zu spielen. Ich war durch zwei Wände von ihm getrennt und roch da das pestilenzialische Zeug — es war zum Ersticken."

„Und weißt Du wol noch, Basquine, in welche Gefahr Dich an eben diesem Tage die Mutter Major brachte — weißt Du noch? bei der Menschenpyramide?"

— — — — — — — — — — — — — —

Und unter dem unwiderstehlichen Zauber dieser Worte: Weißt Du noch? — die auf Jugendfreunde, die nach langer Trennung endlich wieder vereinigt sind, einen magischen Eindruck machen, vergaßen wir, ganz in die Vergangenheit versenkt, bei diesem herzlichen Abendessen, das bis zum Morgen währte, Gegenwart und Zukunft gleicher Weise.

— — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen eilte ich in die Wohnung meiner Herren zurück, ziemlich besorgt darüber, wie sie mein Verschwinden aufgenommen haben möchten; denn ich mußte um jeden Preis in Balthasar's oder vielmehr in Robert von Mareuil's Diensten bleiben, dessen Schritte zu beobachten mir so wichtig war. Ich richtete mich also darauf ein, mich mittelst einer ziemlich geschickt erfundenen Erdichtung entschuldigen zu können.

Ich trat in die Wohnung meiner Herren ein, der Schlüssel stack an der Thür, ich machte auf.

Zu meiner großen Verwunderung fand ich Balthasar beschäftigt, seinen Koffer zu packen. Der arme gute Dichter! Der Koffer war bald gefüllt, und der Bauplan des prächtigen Palastes, den er bauen lassen wollte, nahm den größten Theil desselben ein.

Balthasar's Gesicht war ernst und traurig, ich hatte ihn niemals so gesehen. Als er mich erblickte, sagte er liebevoll zu mir:

„Ah, da bist Du ja, Martin!"

„Herr," sagte ich ganz verlegen, „verzeihen Sie, wenn ich — gestern — es habe an mir fehlen lassen."

„Laß uns davon nicht weiter reden, Martin, ich habe kein Recht mehr, auf Dich zu zürnen, Du bist nur den Einen Bedienter gewesen — ich ziehe aus."

„Sie ziehen aus, Herr Roger?" rief ich, und unwillkürlich setzte ich hinzu:

„Und der Herr Graf von Mareuil, Ihr Freund?"

„Mein Freund," antwortete der Dichter, und er legte auf diese Worte einen bitteren Nachdruck — „mein Freund? — der bleibt hier — er wird das Zimmer behalten — das Haus und Logie gefallen ihm."

„Aber Sie, Herr Roger?"

„Ich, Bursche? — Ich werde einige Zeit auf dem Lande zubringen."

Offenbar hatte zwischen dem Dichter und dem Grafen Robert von Mareuil ein plötzlicher und heftiger Bruch stattgefunden.

Nachdem wir Beide eine Weile geschwiegen, sagte Balthasar zu mir, indem er ein Papier aus seinem Taschenbuche zog: „Ich bin Dir ungefähr sechzig Francs schuldig für die Gänge, die Du für mich gemacht; denn Du siehst wol ein, daß der zu Millionen anlaufende capitalisirte Lohn ein schlechter Witz war, der gut ist, wenn man gerade lustig ist. Entschuldige, daß ich Dich so lange habe auf Dein Geld warten lassen."

„Ach, Herr Roger!"

„Ich möchte, ich könnte Deine Sorgfalt, Deinen Eifer und Dein Zartgefühl — denn Du hast es nie gewagt, armer Junger, das Geld von mir zu fordern, das Du doch wahrscheinlich sehr nöthig hattest — besser belohnen; wenn ich's Dir nicht eher gegeben, so war's, gerad herausgesagt, weil ich's nicht hatte — das Trimester meines kleinen Jahrgehalts war noch nicht fällig, aber morgen wird es fällig sein. — Diesen Empfangschein gibst Du am bezeichneten Orte ab, ziehst das Geld für mich ein, behältst Deine sechzig Francs für Dich und schickst mir das Uebrige mittelst einer Postanweisung nach Fontainebleau poste restante."

„Ja, Herr Roger — ich danke Ihnen," sagte ich zu ihm, indem ich das Papier nahm.

„Aber da fällt mir ein," versetzte der Dichter lächelnd, „ich habe eine so unentzifferbare Handschrift, daß ich nicht weiß, ob Du die Adresse wirst lesen können — versuch' es einmal."

Ich konnte den Empfangschein freilich nur mit Mühe lesen; sein Wortlaut war folgender:

„Ich bekenne hiermit von Herrn Renaud, Straße Montmartre Nr. 10. die Summe von 350 Francs als ein Trimester des Jahrgehalts, das Herr Just mir großmüthig zukommen läßt, in Empfang genommen zu haben.

Paris, u. s. w., u. s. w."

„Mein Gott," rief ich, nachdem ich gelesen, „wieder Herr Just!"

„Was ist Dir, was meinst Du?" fragte mich der Dichter.

Und ich erzählte Balthasar, was ich von der Freigebigkeit dieses eigenthümlichen Mannes gehört hatte.

„Das ist seltsam," antwortete mir der Dichter nachdenklich, „dieser Herr Just muß der Teufel in Person sein, ich war dem Hungertode nahe, als er mich ausfindig machte. Woher konnte er wissen, daß ich eine Waise war, daß mein armer Vater, durch einen Bankerott zu Grunde gerichtet, mir nichts hinterlassen hatte, und daß mich die Schreibewuth beseelte und das Bewußtsein, daß ich es, wenn ich mich anstrengte, mit der Zeit dahin bringen würde, mir einen Namen zu machen? — Ich weiß es nicht! Aber, was ich weiß ist das, daß Herr Just, der so mürrisch und bärbeißig aussieht, wie irgend ein Mensch auf der Welt, sich eines schönen Morgens bei mir einstellte und mir nach einer langen Unterredung, bei der er sich in Allem, was mich betraf, ganz unglaublich wohl unterrichtet erwies, einen Brief für diesen Herrn Renaud da ließ, der mir seitdem immer dieses Jahrgeld ausgezahlt hat, das mir so gelegen und so unerwartet kam. Seit dieser Zeit habe ich Herrn Just nicht wieder zu sehen bekommen, nur sagte mir der Geschäftsmann, bei dem ich das Geld in Empfang nehme, jedesmal: Schön so, fahren Sie so fort; Sie sind ein fleißiger Bursche, Sie werden schon zum Ziel gelangen — Sie stehen unter Aufsicht; man weiß, was Sie treiben. Mein einziger Wunsch," setzte der Dichter seufzend hinzu, „ist, Herrn Just eines Tages zu sehen zu bekommen, ihm werd' ich Alles zu verdanken haben, wenn es mir gelingt."

„O! das hoffe ich doch, Herr Roger."

„Ich auch — jetzt sage mir — ich weiß, Du bist ein wackerer Bursche — hör' auf meinen Rath, es ist möglich, daß der Herr Graf von Mareuil, der mein Nachfolger in diesem Zimmer ist, Dir vorschlägt, in seinem Dienste zu bleiben."

„Schön, Herr Roger."

„Nimm's nicht an, laß Dich durch die Lockung eines reichen Lohnes nicht verführen, bleibe, was Du warst, ein guter und treuer Ausläufer — mehr kann ich Dir darüber nicht sagen. Uebrigens aber," versetzte der Dichter mit Würde, „da es bei mir heißt: was ich gesagt habe, hab' ich gesagt, so kannst Du dem Herrn Grafen von Mareuil nur sagen, ich wäre es — verstehst Du wol? — niemand anders als ich, der Dir den Rath gegeben, nicht in seinen Diensten zu bleiben. Komm, guter Martin, richte jetzt den letzten Auftrag für mich aus: trage den Koffer auf die Expedition der Post nach Fontainebleau."

Ich war ganz gerühet von dem liebevollen Tone des Dichters, aber trotz der tausend Gedanken, die in mir sein plötzlicher Bruch mit Robert von Mareuil wach rief, vergaß ich Basquine's Angelegenheit nicht und sagte zu Balthasar:

„Ach! Herr Roger, nun reisen Sie fort, gerade da ich Sie um eine große Gefälligkeit bitten wollte."

„Was für eine Gefälligkeit?"

„Gestern Abend — Sie sind ja selbst Zeuge des großen Unglücks gewesen, das der armen Basquine zugestoßen."

„Die Elenden, die Lumpen, die Esel!" rief der Dichter. „Sie ist göttlich! — Sie auf diesem Theater — sie ist da wie eine Perle in einer Austermuschel."

„Nun wohl, Herr Roger, ich habe es Ihnen schon erzählt, ich habe Basquine gekannt, als sie noch ganz klein war. Gestern Abend fand ich Gelegenheit, sie wiederzusehen — nach dem Unglücksfall; einer unserer Jugendfreunde und ich, wir haben sie zu trösten versucht — aber ihre ganze Laufbahn ist durch diesen anstößigen Vorfall zerstört; denn um das Unheil voll zu machen, rechnete das arme Mädchen auf eine Anstellung in der Provinz, die sich gestern Abend entscheiden sollte, der Director war bei der Vorstellung anwesend — aber nach so einem Vorfall — Sie können sich wol denken. Und doch, Herr Roger, wenn Sie nur wollten —"

„Was kann ich dazu thun?"

„Sie haben Verbindungen mit den Zeitungsschreibern — man will behaupten, daß, wenn die Zeitungen von Basquine gut sprächen —"

Der Dichter unterbrach mich.

„Ich sollte mich für Basquine freilich nicht verwenden, nicht wegen ihres Talents — das bewundere ich, auch nicht wegen ihres Charakters, den kenne ich nicht — sondern, weil sie, ohne es zu wollen —"

Plötzlich schwieg er. Dann fuhr er fort:

„Aber das schadet nichts, die Gerechtigkeit geht Allem vor, ich will an den Zeitungsschreiber Duparc schreiben, den allmächtigen Duparc — er ist gerade schwärmerisch für Basquine eingenommen — er thut's gewiß — er hat hier Gelegenheit eine Entdeckung zu machen, die Welt einen neuen Stern kennen zu lehren," rief Balthasar und ward unwillkürlich warm — „beruhige Dich, Martin, ich will nicht blos an Duparc schreiben, ich will ihn vor meiner Abreise selbst besuchen, und außerdem will ich auch selbst Basquine zu Ehren bringen — ich will ihr ein Gedicht widmen, das in allen Zeitungen erscheinen soll. Wenn Duparc in seinem Feuilleton die große Trommel rührt, macht der große Haufe der Zeitungsschreiber Chorus — und fiat lux — ein neues Gestirn leuchtet auf —"

„O Dank, Herr Roger!" rief ich, „heißen Dank —"

„Ich muß Dir vielmehr danken, guter Martin," antwortete mir Balthasar mit bewegter Stimme. „Ich wollte aus Paris fortgehen mit Galle im Herzen und Bitterkeit auf den Lippen. Dir verdanke ich's nun, daß ich mit dem angenehmen Gedanken fortgehe, daß ich einem armen Geschöpfe von herrlichen Anlagen, das aber unbekannt und verfolgt lebte, die gerechte Anerkennung verschafft habe. Also ich danke Dir, Martin, lebe wohl, Bursche — rechne auf mich in Betreff Deiner Freundin — bleibe gut und brav, und was die Hauptsache ist — es ist wirklich die Hauptsache, geh nicht in die Dienste des Grafen von Mareuil."

Dann nahm der Dichter seinen alten Hut und seinen Regenschirm, that einen letzten, fast trübsinnigen Blick um sich und sagte:

„Liebes, bescheidenes Stübchen, was für schöne, goldene Träume hab' ich zwischen Deinen Wänden geträumt! Wie viel gute Stunden voll Arbeit und Hoffnung hab' ich hier genossen!“

Dann zuckte er die Achseln, als machte er sich selbst einen Vorwurf aus diesem Lebewohl, das an die Mauern eines Miethlogis gerichtet war. „Nun, auf Wiedersehen, Martin, rechne auf meine Hülfe für Basquine. Ich will der Herschel dieses neuen Sternbildes sein, und wenn es Dir in Sachen Deiner Freundin nöthig scheint, so schreibe mir, wenn Du mir das Geld schickst, poste restante nach Fontainebleau. Uebrigens werde ich nach Paris zurückkehren, vielleicht in zwei oder drei Monaten, und wenn ich des Weges komme, zusehen, ob Du an Deiner Ecke stehst — lebe wohl, Bursche — vergiß meinen Rath nicht — es hängt Alles für Dich dran — geh nicht in Robert's von Mareuil Dienste.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Dichter reiste ab.

Am folgenden Tage trat ich, trotz Balthasar's wiederholter Ermahnungen, in Robert's von Mareuil Dienste.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Trauung.



Seit einem Monat — denn so lange war mein Zusammentreffen mit Bamboche und Basquine her — war ich in Robert's von Mareuil Dienste getreten, so sehr mir auch Balthasar davon abgerathen; eines Abends war ich, ohne gesehen zu werden, bei folgendem Auftritt gegenwärtig, der in einem kleinen Hause vorging, das in dem einsamsten Theile des Invalidenviertels lag.

Es war Nacht.

Im Hintergrund eines ziemlich schlechten Parterrezimmers stand ein zu einmaligem Gebrauche errichteter Altar, auf dem übrigens weder Tabernakel, noch Evangelienbuch, noch Meßkanne u. s. w. fehlte; vier große plattirte Leuchter mit Wachskerzen bildeten die geringe Beleuchtung des Zimmers und verbreiteten in ihm ein trübes Licht.

Einige Schritte vom Altar standen zwei Stühle nebeneinander; das tiefste Schweigen herrschte in dem Zimmer, in dem für jetzt Niemand anwesend war.

Es hatte vor einer Viertelstunde in der Ferne langsam zwölf geschlagen, als die Fenster von dem dumpfen Rollen eines Wagens erbebten, dann hörte ich mehre Thüren sich plötzlich öffnen und wieder schließen, während sich in einem Zimmer, das oberhalb des Parterrezimmers lag, in dem ich mich versteckt hielt, rasche Schritte bemerkbar machten.

Jetzt ward es auf's Neue ganz still, und ein Frauenzimmer, das in einen Mantel mit übergeschlagener Kapuze gehüllt war, eilte rasch durch das Zimmer, in dem der Altar errichtet war, und verschwand durch eine Seitenthür, aber nach einigen Augenblicken öffnete und schloß sich die Thür mehre Male wieder, als wollte das Frauenzimmer, das dahin gegangen, belauschen, was hier vorginge oder vorgehen sollte.

Dann trat ein Mann von hohem Wuchse herein, nahm die Vorbereitungen einen Augenblick in Augenschein; er fand es offenbar noch zu hell; denn er löschte zwei von den vier Lichtern aus und ging wieder hinaus, das große Zimmer war auf diese Weise fast dunkel; denn die schwache Beleuchtung verscheuchte kaum die Finsterniß.

Als auch dieser Mann verschwunden war, öffneten sich die beiden Flügelthüren der Hinterwand und ein Mann und ein Frauenzimmer schritten langsam auf den Altar zu.

Der Mann war Robert von Mareuil, das Frauenzimmer war Regina.

Zwei andere Gestalten folgten ihnen in geringer Entfernung.

Das junge Mädchen sah ruhig, gefaßt, entschlossen aus; die Flechten ihres schönen schwarzen Haars faßten ihr schönes Gesicht ein, das bleich und wie ein geschnittener Stein durchsichtig war, ihr schwarzes Kleid mit kurzer Schleppe, ihr schlanker Wuchs, die hohe und stolze Haltung ihres Hauptes gaben ihrem Daherschreiten eine gewisse Majestät. Auch Robert von Mareuil sah bleich aus, und trotz seiner erheuchelten Zuversicht hätte ein scharfsichtiger Beobachter dann und wann das Zucken heftiger Angst unter dieser angenommenen Larve entdecken können.

Robert und Regina traten an die beiden bereit stehenden Stühle hin; die beiden Männer, welche sie begleitet, traten auch heran, aber einige Schritte weiter nach hinten.

Eine Secunde lang heftete sich Regina's Blick mit einem rührenden Ausdruck von Vertrauen und Zärtlichkeit auf den Grafen, dann wandte sie plötzlich das Gesicht ab, senkte die Stirn, faltete die Hände und schien inbrünstig zu beten; sie hatte einen Priester eintreten sehen, der mit allen heiligen Insignien ausgestattet war; er trat gemessenen Schrittes herein und hielt den Kelch in den Händen.

Der Priester trat auf den Altar zu, gab den Anwesenden seinen Segen und fing an die heiligen Gebräuche der Trauung zu begehen, während die beiden Männer, Robert's und Regina's Trauzeugen, nach der Sitte ein Stück Zeug über den Köpfen der Verlobten empor hielten.

Als der Priester Robert und Regina fragte, ob sie gesonnen seien, einander als Gatten anzugehören, hob das junge Mädchen die Stirn und sprach das feierliche Ja mit fester Stimme aus. Robert, der von Zeit zu Zeit ängstliche Blicke um sich warf, antwortete mit weniger fester Stimme.

Als die Trauringe gewechselt waren und der Priester die beiden Gatten zur gegenseitigen Erfüllung ihrer Pflichten ermahnte, hörte ich das Klingeln der Schellen von mehren Postpferden, die in den Hof des Hauses kamen. Bei diesem Geräusch fuhr Robert freudig auf, und von diesem Augenblick an wußte er seine ängstliche Ungeduld so wenig zu beherrschen, daß er noch vor Ende der Ceremonie aufstand, Regina bei der Hand faßte und eilig zu ihr sagte:

„Laß uns gehen, Regina! Laß uns gehen, unsere Augenblicke sind gezählt.“

Das junge Mädchen warf einen verwunderten Blick auf den Grafen und schien ihn mit einer ausdrucksvollen Bewegung an den Anstand zu erinnern, den er auf so befremdende Weise vergaß. Der Graf biß sich auf die Lippen, seine Gesichtszüge verzerrten sich krampfhaft, und er klopfte mit der Fußspitze ungeduldig auf den Fußboden, bis die Feierlichkeit ganz vorüber war.

„Komm, schnell!“ sagte jetzt der Graf zu dem jungen Mädchen.

Und damit faßte er sie ungestüm an der Hand und that einen Schritt, um sich vom Altar zu entfernen, aber Regina machte sich von ihm los, wandte sich an den Priester und sagte zu ihm voll Sanftmuth und Würde:

„Ehrwürdiger Vater, jetzt, da ich die Ehre habe, den Namen des Herrn von Mareuil zu tragen, jetzt da unser Verband vor Ihnen gerecht, unlöslich und geheiligt ist, kann ich Ihnen meine tiefe Erkenntlichkeit aussprechen für den heiligen Beistand, den Sie uns geleistet. Dieser Beistand beweist mir auch, daß Sie, durch Herrn von Mareuil von Allem unterrichtet, mein Benehmen gut heißen und die Wichtigkeit der Verhältnisse, die mich genöthigt, eine Heirath, die morgen für Niemanden ein Geheimniß sein wird, auf geheime Weise zu schließen, anerkennen.“

„Regina!“ rief Robert von Mareuil, indem er mit dem Fuße stampfte, „Du weißt nicht, wie kostbar die Zeit ist, die wir verlieren.“

„Was ist Dir, mein Lieber,“ antwortete ihm das junge Mädchen, „was fürchtest Du? Bin ich nicht Dein Weib vor Gott und Menschen? Gibt es eine menschliche Macht, die jetzt noch die Bande, die uns vereinigen, zerreißen könnte?“

„Nein, o nein!“ rief Robert frohlockend. „Regina, Du bist mein, für immer bist Du meine Frau!“

„So? — meinst Du?“ sagte plötzlich einer der beiden Männer, die als Trauzeugen gedient hatten.

Dieser Mann war Bamboche.

„Wirklich, Herr Graf, meinst Du, daß das Fräulein Deine Frau ist?“

Bei diesen Worten Bamboche's stürzte Robert von Mareuil, todtenbleich vor Wuth und Entsetzen, mit Einem Satz auf Bamboche zu, aber dieser faßte ihn mit Riesenkraft bei beiden Händen, hielt sie, trotz seines Sträubens, fest und sagte ehrerbietig zu Regina:

„Verzeihen Sie, Fräulein, aber ich mußte die Sache bis zu Ende kommen lassen, jetzt sollen Sie Alles erfahren.“

Bei diesen Worten stand der Priester, der im Begriff war, das Zimmer zu verlassen, eben so verdutzt da, wie Bamboche's Begleiter, der zweite Zeuge, der kein anderer war, als der Muldensterz.

Regina blickte entsetzt bald den Einen, bald den Andern der bei diesem Auftritt, der ihr unbegreiflich sein mußte, mithandelnden Personen an und stand unbeweglich, wie eine Bildsäule.

„Verschließt die Thüren,“ rief Bamboche laut.

Dann horchte er. Fast in demselben Augenblick hörte man an den Schlössern der beiden Thüren die Schlüssel umdrehen, ich war aus meinem Versteck getreten, um die eine zu verschließen, dann kehrte ich in denselben zurück; das Frauenzimmer mit übergezogener Kappe verschloß die andere.

„Jetzt, Herr Graf,“ sagte Bamboche zu Robert, den er nun losließ, „zeigen Sie sich in Ihrer Anmuth, aber die Hände herunter, oder ich schlage Ihnen mit diesem Spielzeug den Schädel ein.“

Und Bamboche zog rasch aus der Tasche ein Stück von einem Dreschflegel — eine schreckliche Waffe in den Händen eines so gewandten und starken Mannes.

Robert gewann bald seine Kaltblütigkeit und Frechheit wieder, trat lebhaft auf Regina zu und sagte:

„Regina, wir sind in eine schreckliche Räuberhöhle gerathen, aber fürchte nichts, ich werde Dich bis in den Tod vertheidigen.“

Mit diesen Worten umfaßte er Regina mit einem Arme, als gedächte er sie zu vertheidigen.

„Mein Gott, mein Gott, Robert!“ lispelte das junge Mädchen mit schwacher Stimme, indem sie sich schreckenvoll an Robert anklammerte, „wo sind wir? — was soll das heißen?“

Und dabei blickte sie nach Bamboche hin.

„Ich weiß nicht, was dieser Elende will — er ist zu Allem fähig — er will uns vielleicht berauben — oder das Geheimniß, in das wir unsere Vermählung hüllen mußten, ausbeuten,“ antwortete Robert dem jungen Mädchen. „Aber es schadet nichts — fürchte nichts von dem Schurken — ich bin da.“

„Aber, Robert,“ versetzte Regina betroffen, „Du hattest mir gesagt, dieser Mann — unser Trauzeuge, sei einer Deiner Freunde — und der andere auch?“

Und damit wies sie auf den zweiten Zeugen, den Muldensterz.

Durch diese Bemerkung aus der Fassung gebracht, versetzte Robert stammelnd:

„Freilich! und ich begreife nicht — ich hielt sie Beide für meine Freunde — für ehrenwerthe Männer —“

„Wir ehrenwerthe Männer!“ sagte Bamboche laut auflachend. Dann wandte er sich an den Muldensterz: „Sage doch, alter Schuft, hörst Du den Herrn Grafen? Er nennt uns ehrenwerth. Nun — am Hochzeitstage ist man freigebig.“

Regina,“ rief Robert außer sich, „sie haben Recht, sie sind Schurken. — Ja, ich gestehe es Dir, gedrängt von der Zeit, und in der Furcht, daß unsere Heirath Lärm machen und dadurch vereitelt werden möchte, wenn ich mich an Leute unseres Standes wendete, habe ich mich genöthigt gesehen, mich dazu herabzulassen, diese Elenden zu bitten, Zeugenstelle zu vertreten, aber —“

Regina machte sich voll Würde rasch aus Robert's Armen los.

Es war nicht mehr Schreck, es war schmerzliche Verwunderung, was sich in den Zügen des jungen Mädchens malte, und sie rief aus:

„So hast Du mir trügen können, Robert! — so hast Du mich erniedrigt! Als Zeugen unserer Trauung Spitzbuben einzuladen — elende Schurken, wie Du selbst sie nennst — das ist eine furchtbare Beleidigung, das ist eine Entweihung des Heiligen.“

Dann wandte Regina sich zu dem Priester, der, in unglaubliches Erstaunen versunken, seinen Ohren

nicht zu trauen schien, und sagte zu ihm im Tone der Beschämung und des tiefsten Schmerzes:

„Ach, ehrwürdiger Vater, können Sie uns verzeihen?“

„Genug, Fräulein,“ unterbrach Bamboche Regina, „genug, ich bitte Sie, das Alles hat für Sie schon zu lange gewährt.“

Dann setzte er hinzu, indem er sich zu dem Priester wandte und seine Worte mit einer drohenden Bewegung begleitete:

„Flink, Herr Pfarrer, herunter mit der Kutte, oder ich reiße sie Dir herunter, alter Galgenstrick.“

Ehe ein Augenblick verging, hatte der Priester Stola und Chorrock abgelegt.

Der falsche Priester war La Levrasse.

„Gott, wo bin ich?“ rief Regina mit wachsendem Entsetzen, „wo bin ich! Gott erbarme sich meiner.“

Und verzweifelnd faltete sie die Hände und sank flehend am Altar hin.

„Wie,“ rief Robert, der jetzt seinerseits Verwunderung und Unwillen zu erheucheln suchte, „wie, der Priester war kein wirklicher Priester?“

„Da capo die Verwunderung!“ rief Bamboche, „da capo!“

Dann wandte er sich an La Levrasse.

„Hörst Du den Robert von Mareuil? Er wußte es nicht, das unschuldige Lamm, daß Du zufällig Mönch geworden!“

La Levrasse knirschte mit den Zähnen vor Wuth, aber zurückgehalten durch die Furcht, die ihm Bam-



boche einflößte, beschränkte er sich darauf, ihm mit der Faust zu drohen und zu sagen:

„Du großer Schuft, Du Verräther! Du bringst mich um mehr als 100,000 Francs.“

Dann setzte er hinzu, indem er mit dem Fuß auf die Erde stampfte und sich zu Robert von Mareuil wandte:

„Verstehst Du etwas davon, Mareuil? Was kann er davon haben, Alles zu verderben, der Spitzbube, da er doch Alles eingefädelt hat, da doch Alles zu Ende war und nun von selbst weiter ging?“

„O, Ihr wißt freilich nicht, was ich davon habe,“ versetzte Bamboche — „ich habe ein ganz einfaches Interesse dabei, und Ihr sollt es erfahren.“

Dann wandte er sich an Regina, die noch immer auf den Knien lag und wahrscheinlich einen schreckhaften Traum zu träumen glaubte.

„Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich diesen für Sie so peinlichen Auftritt noch um einige Augenblicke verlängern muß, aber Sie müssen Alles erfahren. Erinnern Sie sich, daß Sie vor acht oder neun Jahren im Walde von Chantilly auf drei kleine Bettler gestoßen sind, welche Sie ansprachen?“

„Ja, ich erinnere mich,“ antwortete Regina wie im Traume.

„Sie allein,“ versetzte Bamboche, „hatten für diese drei Kinder — ich war eins von ihnen — sanfte, mitleidsvolle Worte. Gleichwol beabsichtigten diese Kinder, erbittert durch die Härte der Worte Derer, die bei Ihnen waren, Sie mit fortzuschleppen. Ich habe weder unser unbarmherziges Betragen, noch die Theilnahme, die Sie gegen uns an den Tag legten, vergessen — und heute bezahl' ich diese alte Schuld. Das Glück hat gewollt, daß ich ein vollkommener Spitzbube wurde — ich sage das Glück — denn, wär' ich ehrlich geworden, so hätte ich mit dem Herrn Grafen von Mareuil da gewiß nicht in Freundschafts- und Geschäftsverhältnissen gestanden.“

Robert antwortete nichts, er sann wahrscheinlich auf ein Mittel aus dieser verzweifelten Lage zu kommen.

„Wäre der Herr Graf nur in Schulden versunken, in die er eingegangen, um die albernsten und erniedrigendsten Leidenschaften zu befriedigen, so wäre das noch nichts, seine Liebe oder wenigstens seine Dankbarkeit gegen Sie, Fräulein, hätten seine Bekehrung zu Wege bringen können. Aber weit davon entfernt — er belügt, betrügt, verräth Sie auf eine infame Weise, und noch mehr —“

Und da der Graf erbittert auf's Neue über Bamboche herfallen wollte, sagte dieser zu La Levrasse und dem Muldensterz mit befehlender Stimme:

„Seht darauf, daß der Herr da ein anständiges Betragen beobachtet, sonst sprech' ich, da ich einmal im Zuge bin, morgen an anderer Stelle von Dingen, die Euch nahe angehen.“

Bei diesen Worten wechselten La Levrasse, der Muldensterz und Robert von Mareuil einen raschen Blick, der mich veranlaßte, mich auf dem Platze, den ich einnahm, in Bereitschaft zu setzen, um Bamboche zu Hülfe eilen zu können; ich war bewaffnet und auf Alles gefaßt, aber mein Jugendfreund versetzte mit Gefahr verachtender Kühnheit:

„Keine Kindereien! Ich allein fürchte mich vor Euch Dreien nicht,“ und damit zog er aus der Tasche ein paar Pistolen, die er auf den Altar legte, so daß er sie leicht erreichen konnte.

„Und dann,“ fuhr er fort, indem er einen Blick nach der Seite hin warf, wo ich war, „ist da ganz in der Nähe ein guter, tapferer Bursche, der mich nicht im Stiche lassen würde.“

„Das ist gewiß der verfluchte Martin,“ rief La Levrasse.

Als Robert diese Worte hörte, fuhr er auf, schien sich auf etwas zu besinnen und ballte wüthend beide Fäuste, während Regina, stumm und fest auf Robert hinblickend, den Zwischenfall, den mein Name hervorrief, nicht zu bemerken schien.

„Ob es Jacob, Peter oder Paul ist, der mir beizustehen bereit ist,“ versetzte Bamboche, „ist einerlei, aber ich befehle Euch Beiden, daß Ihr die Hitze des Herrn Grafen im Zaume haltet. Was ich noch zu sagen habe, will ich in Ruhe sagen können.“

Robert von Mareuil zuckte die Achseln verächtlich und sagte mit verdoppelter Frechheit zu Bamboche:

„Sprich, sprich — ich werde Dich nicht unterbrechen — und Du, Regina, hör' ihn an, ich bitte Dich dringend darum, im Namen unserer Liebe.“

Regina antwortete nicht, ihre Augen blieben starr auf Robert gerichtet, der diesen drohend festen Blick nicht zu ertragen vermochte; das Gesicht des jungen Mädchens drückte jetzt nicht mehr Schmerz noch Schrecken aus, sondern einen Unwillen, der mit Verachtung gemischt war; nur eine finstre Neugierde schien den furchtbaren Ausbruch der letzteren noch zurückzuhalten.

„Nur noch zwei Worte, und ich bin zu Ende,“ sagte Bamboche. „Der Herr Graf von Mareuil war Schulden halber im Gefängniß, da sagte er zu La Levrasse — zu dem würdigen Wucherer da: Ich kann eine reiche Heirath thun, die mich in den Stand setzen wird, Sie zu bezahlen. Geben Sie mir einstweilen die Freiheit, und wenn ich nicht die Mitgift erwische, so lassen Sie mich wieder festsetzen. — Das ist mir recht, aber, damit Sie es sich mehr angelegen sein lassen, stellen Sie mir falsche Wechsel aus, auf denen Sie meine Handschrift nachmachen, haben Sie einmal die reiche Heirath gethan, so geb' ich Ihnen Ihren falschen Wechsel gegen die Summe, die Sie mir schuldig sind, zurück — gelingt es Ihnen aber nicht, die reiche Erbin zu fangen, so kommen Sie auf die Galeeren. Diese Furcht wird Sie hoffentlich anspornen, die Heirath mit Gewalt durchzusetzen. Die Heirath ist mit Gewalt durchgesetzt worden.“

„Fahren Sie fort, mein Herr,“ sagte Regina mit unerschütterlicher Ruhe.

„Regina, wenn Du wüßtest,“ rief Robert, „ich —“

Das junge Mädchen unterbrach den Grafen mit einem Blicke voll vernichtender Verachtung und sagte zu Bamboche:

„Fahren Sie fort, mein Herr — die Lehre ist für mich schrecklich — ich will sie bis zu Ende hören.“

„Fassen Sie Muth dazu, Fräulein, und es wird Ihnen zum Heile gereichen. Die Geschichte mit dem falschen Priester wurde, bei der Unmöglichkeit, einen wirklichen Priester zu finden, zwischen dem Herrn Grafen und meinen beiden Mitschuldigen ausgemacht; weil es jedoch, damit der Herr Graf Herr Ihres Vermögens würde, erforderlich war, daß Sie sich nicht blos verheirathet glaubten, sondern daß Ihre Heirath wirklich rechtsgültig sei, hätte Herr von Mareuil, wenn Sie großjährig geworden, auf das nochmalige Eingehen einer Ehe vor den Civilbehörden gedrungen. Für diese zweite Verbindung, die dann eine *wahre* gewesen wäre, würde der Vorwand angeführt worden sein, der ersten durch den Priester, welche vor dem Gesetze keine Gültigkeit hat, eine solche zu geben. Sie sehen, der Herr Graf hat die Ehegesetze gut inne.“

„Und ich bin richtig in's Garn gelaufen,“ lispelte La Levrasse.

„Du merkst nun wohl, alte Canaille — verzeihen Sie, Fräulein, bei Unsereinem sind dergleichen Ausdrücke nicht ungebräuchlich — daß ich an dem Anschlage habe Theil nehmen müssen, damit ich im Stande wäre, ihn scheitern zu machen. — Wenn ich die Dinge so weit habe kommen lassen, wie sie gekommen sind, Fräulein, so ist's um die Gemeinheit des Herrn Grafen klar beweisen zu können — und auch um Ihnen meine Erkenntlichkeit auf meine Art zu erkennen zu geben, Fräulein, indem ich Sie verhinderte, einen entehrten Menschen zu heirathen, der die Schande und das Unglück Ihres Lebens gewesen sein würde.“

„Ich danke Ihnen dafür, mein Herr — Ihr Benehmen ist in diesem Punkte das eines Mannes von Herz und Ehre gewesen,“ sagte Regina in finsterer Ruhe, und ihr Blick ruhte beständig fest und unerschütterlich, wie der eines Richters, auf Robert von Mareuil, ohne daß sie jedoch auch nur Ein Wort an ihn richtete.

Dieses Schweigen, dem das Mienenspiel Regina's eine furchtbare Bedeutung gab, war schrecklicher, als es die bittersten, heftigsten Vorwürfe gewesen sein würden.

Robert stand vernichtet da und schien von diesem Blick voll unbeugsamer Erbitterung wie festgebannt; dann wollte er einen verzweifelten Versuch wagen und rief:

„Ja, Regina — ich bin schuldig gewesen — ich habe ein Verbrechen begangen — aber wenn Du wüßtest, zu welchen Verirrungen rasende Liebe hinreißen kann, wenn Du wüßtest, wie reine Leidenschaft zu Dir —“

„Basquine,“ unterbrach Bamboche Roberten — „komm, Mädchen, bringe den Brief voll glühender Liebe herbei, den der gute Graf noch vorgestern an Dich geschrieben.“

Beim Namen Basquine erblaßte Robert, sein Schreck war so groß, daß er sich an die Wand lehnen mußte, um nicht hinzustürzen.

„Sie haben keinen Begriff von der glühenden Liebe dieses hochgeborenen Herrn zu dem armen Mädchen; sie ist an demselben Tage entbrannt, als der würdige Graf Sie im Museum angetroffen hatte; am Abend sah er Basquinen im Theater des Funambules spielen — und ward von ihr bezaubert — was ihn freilich nicht gehindert hat, an seine Vermählung mit Ihnen zu denken — im Gegentheil; denn wäre er einmal ein reicher Mann gewesen, so hätte er die glänzenden Versprechungen halten können, die er Basquinen gethan — komm, Mädchen.“

Eine der Seitenthüren that sich auf, Basquine erschien, noch immer in den Mantel eingehüllt, dessen halb zurückgeschlagene Kappe ihr Gesicht enthüllte, das jetzt eine wirklich teuflische Freude ausdrückte. Ihre Augen leuchteten von einem unheimlichen Glanze, ein eisiges Lächeln spielte um ihre höhnischen Lippen, in der Hand hielt sie mehre offne Briefe.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Hans Christian Andersen.

Andersen hat die Selbstbiographie, welche der neuesten deutschen Ausgabe seiner Werke beigegeben ist, „das Mährchen meines Lebens" überschrieben, und der Leser muß diesen Namen und Titel einen gutgewählten nennen. Das Leben des Dichters ist die Fahrt eines Ritters von der Art, wie sie in der Sage ausziehen, einen großen, reichen Schatz, den ein Zauber gebannt hält, zu heben. Allerlei Ungethüme und Schreckgestalten stellen sich ihm entgegen, hülfreiche Geister helfen ihm siegen, aber vor Allem ist es ein Talisman, der ihn sein Ziel erreichen läßt, ihm den Pfad in der Wildniß zeigt und ihn vor dem Untergange bewahrt — die Ahnung seiner Sendung, verbunden mit dem Drange, sie zu erfüllen, und geweiht durch ein kindliches Gottvertrauen. Andersen hat erst mit Noth und Elend, dann mit Spott und Verkennung zu kämpfen gehabt wie Keiner, er hat sie überwunden, wie Wenige, und jetzt wird sein Name mit Ehren genannt von seinem Vaterlande, von den Nachbarn, von ganz Europa.

Er wurde am 2. April 1805 zu Odensee geboren, unter Umständen, in Verhältnissen geboren, die man gewöhnlich und äußerlich betrachtet, unglückliche nennt, welche aber, von einer anderen Seite angesehen, als glückliche bezeichnet werden müssen, als solche, welche im hohen Grade geeignet sind, das angeborne Talent zu unterstützen, wenn auch der Schein dawider sein sollte. An seiner Wiege standen die Armuth und der religiöse Sinn seiner Aeltern, und die dichterische Begabung seines Vaters. Der letztere war Schuhmacher, gehörte also einer Zunft an, welche durch einen besonderen Schicksalsschluß mehr als andere Handwerke dazu bestimmt scheint, großer und tiefer Geister sich rühmen zu können. Wir brauchen bei dieser Behauptung wol nicht an den nürnberger und den görlitzer Schuster, nicht an Hans Sachs, den mächtigen Dichter, und Jacob Böhme, den Theosophen, zu erinnern, von denen dem Einen sein Recht durch Göthe geworden ist, dem Andern aber erst noch ganz widerfahren soll. Er war ein eigenthümliches Gemüth, dieser Vater des Dichters, von ungewöhnlichen Fähigkeiten, melancholisch und schwärmerisch. Zuweilen nahm er den Knaben auf seinen einsamen Wanderungen mit, er baute ihm ein Puppentheater, und in den Feierstunden las er ihm aus Holberg oder einer alten Uebersetzung des Shakespear vor, die nebst einigen Geschichten- und Liederbüchern seine Bibliothek ausmachten. Die Unzufriedenheit mit seiner Stellung, die ihn auf den bloßen Broterwerb anwies und ihm nur selten gestattete, sich seinen Lieblingsbeschäftigungen hinzugeben und seinen Gedanken in Wald und Feld nachzuhängen, brachte ihn in ein frühzeitiges Grab. Eine zweite, nicht minder wichtige Rolle in Andersen's Kindheitsgeschichte spielte die Großmutter des Dichters. Es war eine Frau der Art, wie man sich die Großmütter armer Leute vorzustellen pflegt, religiösen Sinnes, reich an Mährchen und Geschichten, ein wenig abergläubisch. Bei ihr verbrachte der kleine Hans Christian einen großen Theil der ersten Zeit. Später wurde er in die Armenschule gethan, wo er einen Unterricht genoß, der kaum das Allernöthigste umfaßte.

Bei einer Madame Bunkeflod, die er in den Freistunden zuweilen besuchen durfte, hörte er zuerst den Dichternamen mit Achtung aussprechen, was ihn, den neunjährigen Knaben, veranlaßte, darauf zu denken, selbst diesen Namen zu verdienen. Er hat ihn als Jüngling sich erworben, aber damals trugen ihm seine Bestrebungen nur Neckereien von Seinesgleichen und Spott von Seiten Erwachsener ein, wodurch sein weiches, empfindsames Gemüth im Innersten verletzt, sein über das Alltagswesen hinausfliegender Wille aber doch nicht abgeschreckt wurde.

Seine Mutter schickte ihn inzwischen in eine Fabrik, um etwas zu verdienen. Hier gewann er die Arbeiter für sich durch seine hübsche Singstimme und durch den Vortrag Holbergischer Scenen. Eine rohe Behandlung vertrieb ihn von dort. Ein neues Moment brachte die Schaubühne in die Entwickelung des Dichters. Wenn eine reisende Truppe ankam, so wußte er sich die Theaterzettel zu verschaffen, aus deren Personenverzeichniß er dann zu Hause sich selbst Stücke bildete, die er darauf nebst dem „König Lear" und dem „Kaufmann von Venedig" auf seinem Puppentheater durchspielte. Ja es glückte ihm, bei seiner Theilnahme für das Schauspiel und seinem ungewöhnlichen Wesen, die Aufmerksamkeit der kopenhagener Schauspieler, die im Sommer zuweilen seine Vaterstadt besuchten, auf sich zu ziehen und die Erlaubniß zu erhalten, in kleinen Rollen aufzutreten und in den Chören mitzusingen, wodurch er eine Menge Lieder, ja ganze Opernpartien im Gedächtnisse behielt. Mehre vornehme Familien hatten von dem eigenthümlichen Knaben gehört und wendeten ihm ihr Interesse zu; besonders war es ein Bruder des Dichters Guldberg, der ihm wohl wollte.

Seine Mutter bestimmte ihn für das Schneiderhandwerk, und er fügte sich ihrem Willen, freilich vorzüglich in der Rücksicht, daß er nun sein Puppentheater mit besseren Costümes versehen könne. Er wurde confirmirt, wobei ihm das Bewußtsein, zum ersten Mal anständig gekleidet zu sein und Stiefeln zu tragen, die andächtige Stimmung zum Theil verdarb, worüber er sich Gewissensbisse machte.

Es war im Jahre 1819, als auf einmal in ihm der Drang erwachte, nach Kopenhagen zu gehen, um dort berühmt zu werden, wie Die, von denen er bis dahin gelesen. Er hatte sich eine Summe von dreizehn Reichsthalern zurückgelegt, und die Mutter gab ihm die Erlaubniß zur Reise, nachdem ihr eine Wahrsagerin prophezeit, ihrem Sohne zu Ehren werde einst Odensee illuminirt sein. Ob Odensee ihm die Ehre erwiesen, ist uns nicht bekannt, aber in der Weise ist die Wahrsagung als eingetroffen zu betrachten, als Andersen seine Vaterstadt erleuchtet hat mit seinem Ruhme.

Auch in der Hauptstadt verfolgten ihn anfangs die bösen Feen der Noth und der Verkennung, doch blieb er auch nicht ohne Trost und Hülfe, und nach und nach brach sein Stern durch die Wolken. Sein erster Gang war zum Theater. Eine Sängerin, bei der er sich um Verwendung meldete, hielt ihn wegen der Seltsamkeit, mit der dies geschah, für wahnsinnig, und der Chef des Theaters gab ihm zur Antwort, er sei zu mager zum Schauspieler. Zurückgewiesen und gekränkt und in seiner Kasse auf einen Thaler beschränkt, folgte er nun einer Zeitungsanzeige und ging zu einem Tischler in die Lehre. Er verließ ihn, weil er die Gemeinheiten der Gesellen in der Werkstatt nicht ertragen konnte. Jetzt gedachte er seiner schönen Singstimme und wendete sich an den Professor Siboni, bei dem gerade Mittagsgesellschaft war, unter der sich Baggesen und Weyse befanden. Er wurde eingelassen, sang und spielte Komödie, und die Folge war, daß er an den bedeutendsten Männern der damaligen Zeit Gönner fand. Baggesen sagte ihm eine glänzende Zukunft voraus, Weyse sammelte 70 Thaler für ihn und Guldberg gab ihm Unterricht im Dänischen und Deutschen. Er wurde Theaterelève, und da er seine Stimme inzwischen verlor, so trat er in die Tanzschule ein.

Der in ihn gelegte Trieb, der sich bis jetzt in unbestimmter Weise als Hinneigung zur Musik und Mimik kund gegeben, begann sich nun in anderer Richtung auszugestalten. Er schrieb einige Dramen, die er dem Theater einsandte. Sie waren unreif und wurden abgewiesen. Indeß hatte Collin, der damals Mitglied der Direction war, Spuren von Talent darin gefunden, und so verschaffte er ihm freien Eintritt in die lateinische Schule zu Slagelse. Hier erging es ihm sehr übel. Der Rector verkannte die Natur des Knaben und behandelte ihn in Folge dessen so unangemessen, daß Andersen diese Zeit als eine der traurigsten seines Lebens betrachtet. Sein Gönner erfuhr diese Verkehrtheiten und übergab ihn nun einem andern Lehrer. Ein Jahr darauf bestand der angehende Jüngling das Examen mit der zweiten Censur.

Hier beginnt eine zweite Epoche im Leben des Dichters, der jetzt auch nach und nach als solcher anerkannt zu werden beginnt. Seine erste größere Arbeit war die „Fußreise nach Amager," die dem Hauptinhalte nach eine literarische Satire in Form einer launigen Erzählung ist. Heiberg's „fliegende Post" theilte zuerst Bruchstücke daraus mit. Später als Ganzes herausgegeben, fand sie so viel Beifall, daß wenige Tage nach ihrem Erscheinen eine zweite, und 1839 eine dritte Auflage veranstaltet werden mußte. Die höheren Kreise der Gesellschaft wurden nun immer mehr auf ihn aufmerksam, er erhielt Zutritt in die angesehensten Familien, z. B. bei Oerstedt und Commandant Wulff; aber eben so sehr wurden auch absprechende und verurtheilende Stimmen über seine Arbeiten laut. 1829 machte er sein zweites Examen, und noch in demselben Jahre führte man unter dem Jubel seiner Mitstudirenden sein heroisches Vaudeville „die Liebe auf Nicolaithurm" auf, ein im Ganzen verfehltes Stück, welches jedoch nicht ohne Witz und Geist ist. 1830 erschien seine erste Sammlung „Gedichte," deren Charakter mehr launiger Art ist, 1831, nach einer Reise durch die dänischen Provinzen, die zweite unter dem Titel „Phantasien und Skizzen." Sie schlägt ernstere, wehmüthige Töne an und erinnert im Einzelnen an Heine. Wenn darin auch, wie bei seinem Vorbilde, eine theilweise Vernachlässigung des Verses und selbst der Sprachgesetze getadelt werden mag, so verdiente der Verfasser die Angriffe, welche Henrik Hertz in seinen „Gespensterbriefen" auf ihn machte, in so ungemessener Weise keineswegs. Im Sommer dieses Jahres besuchte er einen Theil des nördlichen Deutschlands, bei welcher Gelegenheit er mit Tieck und Chamisso bekannt wurde. 1832 gab Andersen eine Sammlung „Vignetten zu dänischen Dichtern" heraus, in welchen sich epigrammatischer Witz und Gemüthsinnigkeit vereinigt fanden.

Dänemark ist zu klein, als daß ein Dichter, selbst wenn er viel und immer mit Beifall producirt, von seinen Arbeiten leben könnte. Andersen mußte sich daher mit Uebersetzungen für das Theater und dadurch erhalten, daß er Operntexte für dänische Componisten schrieb. Er hat deren eine ziemliche Anzahl geliefert.

Im Jahre 1833 erhielt der Dichter zugleich mit seinem Gegner Hertz ein Regierungsstipendium zu einer Reise in's Ausland. Er besuchte Paris, ging von da nach der Schweiz, wo er sein Drama „Agnete und der Meermann" vollendete, und betrat an demselben Tage, wo er vor vierzehn Jahren arm und unbekannt durch das Thor Kopenhagens gegangen war, den Boden Italiens. In Rom schloß er Freundschaft mit seinem berühmten Landsmanne Thorwaldsen. Die hier gesammelten Anschauungen, die Eindrücke, die die Kunstschätze, das eigenthümliche Volksleben und die reiche Natur auf ihn machten, waren die Elemente, aus denen sich in seiner Seele das Gesammtbild zusammensetzte, welchem er in seinem 1835 vollendeten bedeutendsten Werke „der Improvisator" äußere Gestalt gab. Waren vorher Zweifel über die Fülle und Macht seines Talents selbst unter seinen Freunden laut geworden, dieses Buch schlug sie nieder, und Leute, welche ihn vorher nicht anerkannt hatten, wurden durch dasselbe für ihn umgestimmt. Nun folgte Production auf Production. Dasselbe Jahr brachte seine ersten „Mährchen," die überall mit Begeisterung aufgenommen wurden, und von denen einzelne, namentlich die späteren, auch wirklich dem Höhepunkte seiner Begabung entsprungen sind; das Jahr 1836 den Roman „O. T.," der sich durch lebensfrische Schilderungen volksthümlicher Sitten auszeichnet, und das idyllische Drama „Scheiden und Begegnen;" 1837 den Roman „Nur ein Geiger," der in gemüthlicher Weise interessante und keck umrissene Charakterzeichnungen gibt; das nächste Jahr „Drei Gedichte" und 1839 das Vaudeville „Der Unsichtbare auf Sprogö," welchem 1840 das romantische Drama „Der Mulatte" folgte, ein Stück, das außerordentliches Glück machte, und in Folge dessen sein Name auch in Schweden mit Achtung genannt zu werden anfing, wie dies nach seinem Improvisator in Deutschland der Fall gewesen war. Nachdem er noch sein „Bilderbuch ohne Bilder," eine Reihe der schönsten Phantasiegemälde, die in der Heimat wie im Auslande mit ungetheilter Anerkennung aufgenommen wurden, und sein Trauerspiel „Das Maurenmädchen," welches von geringerer Bedeutung ist, herausgegeben, besuchte er auf einer zweiten größeren Reise Italien noch einmal, dann Griechenland und Kleinasien, die er in „Eines Dichters Bazar" mit farbenreichem Pinsel geschildert hat. Seine letzten dichterischen Erzeugnisse sind drei Sammlungen „Neue Mährchen" und das dramatische Mährchen „Die Blume des Glücks," in Bezug auf welches letztere die Kritik allerdings der Stimme des Publicums, welches nach der unmittelbaren Wirkung zu urtheilen pflegt, widersprechen zu müssen geglaubt hat. Im Winter 1843 besuchte er abermals Paris, wo er bei den dortigen schriftstellerischen Notabilitäten eine freundliche Aufnahme fand, das Jahr darauf Deutschland, wo ihm am weimarischen Hofe viel Gnade und Güte widerfuhr.

Siehe da, was andere Dichter kaum in einem ganzen Leben erfahren und erzeugen, Andersen hat es innerhalb eines Vierteljahrhunderts erlebt und geschaffen. Die ihm angeborne Bildkraft und der rastlose Drang nach Ausgestaltung Dessen, was ihm unaufhörlich zuquoll — Eigenschaften oder Mächte, die unter den neuern Dichtern nur Byron in höherem Maße besaß, dessen dämonischer Riesengeist freilich nicht in Vergleich zu bringen ist mit dem milden, fast weiblichen Gemüthe des dänischen Dichters — haben den Baum so gezeitigt und so fruchtbar sein lassen an allerlei eben so eigenthümlichen als schönen Früchten. Ist nun auch nicht in Abrede zu stellen, daß Andersen in der Kraft des Ausdrucks, in der Tiefe der Gedanken, in psychologischer Gründlichkeit und Innerlichkeit, vorzüglich aber in Vollendung der Form hinter manchen seiner dänischen Zeitgenossen zurücksteht — in Dem, ohne welches ein Dichter, sei er mit jenem Allen ausgerüstet, eben nicht Dichter ist, in der Reichhaltigkeit und Lebendigkeit der Bildkraft, dann im Colorit und endlich in einem gewissen warmen Hauch, der durch alle seine Schöpfungen geht, ist er ohne alle Frage größer als alle Dichter seines Volkes, Oehlenschläger ausgenommen.

Des Buben Lied.

Ich hab' kein Gut, ich hab' kein Geld —
Und keinen Beutel dazu.
Ich wandre durch die ganze Welt —
Und mit zerriss'nem Schuh.

Komm' ich im Wald, da schlaf' ich gut;
Die Sonne weckt mich auf.
Vor Niemand zög' ich ab den Hut,
Hätt' ich auch einen auf.

Und was ich lerne, brauch' ich nicht
Zu danken keiner Seel'.
Ich schein' aus meinem eignen Licht
Und back' aus eignem Mehl.

Und wenn ich oft so lieg' im Gras,
Denk' ich in meinem Gemüth:
Ich lebe dem lieben Gott zum Spaß;
Er lacht, wenn er mich sieht.

C. Reinhold.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 139.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 24. Februar 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Fünfter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 138.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.
Das Entrinnen.



Bei Basquine's Anblick rief Robert vernichtet in wahnsinniger Wuth aus:

„Aber ist denn hier die ganze Hölle versammelt!"

Basquine trat langsam auf Fräulein von Noirlieu zu und hielt ihr die Briefe des Grafen hin. Regina nahm ganz ruhig einen der Briefe, durchlief ihn aufmerksam, gab ihn dann Basquinen zurück und sagte mit fester Stimme:

„Ich danke Ihnen, Mademoiselle — es ist schon gut."

„Es war die Pflicht der Erkenntlichkeit gegen Sie, Fräulein, die mich veranlaßte, zu der Entlarvung dieses Menschen mitzuwirken."

„Erkenntlichkeit?"

„Ja, Fräulein, und auch der Wunsch, ein Unrecht, ein großes Unrecht gegen Sie wieder gut zu machen."

„Gegen mich!"

„Es ist viele Jahre her, da traten im Walde von Chantilly —"

„Waren Sie das? —" sagte Regina lebhaft — „Sie?"

„Ja, Fräulein, ich — er —" sie wies auf Bamboche — „und noch ein Knabe. — Wir aber vergaßen die Großmuth, mit der Sie uns behandelten, und unterstanden uns —"

„Sie waren so hart abgewiesen worden, daß Ihre Erbosung wol begreiflich war — aber ich werde es nie vergessen," fuhr Regina fort, indem sie jetzt die Blicke von Robert verächtlich und voll Widerwillen abwandte, „daß Sie mir heute einen großen Dienst geleistet, daß Sie mich von der Schmach gerettet haben."

Herr von Mareuil war auf's Aeußerste gebracht, und zermalmt unter der Last dieser Zeugnisse für seine Schandthat warf er plötzlich die Larve ab und rief zu Regina gewendet mit einem fürchterlichen Ausdruck von Wuth und Bosheit:

„Nun ja — ich habe Dich betrogen, ich habe Dich verrathen, ich hatte Dich diesem teuflischen Geschöpfe geopfert — ich bin entehrt, aber Du sollst es auch sein — es soll bekannt werden, daß Du entführt worden bist. Dein Vater wird Dich dann nicht wieder aufnehmen wollen — dann wird Deine Schande öffentlich sein, man wird glauben, Du seist meine Maitresse gewesen, und ich werde an Dir gerächt sein — Du stolzes, aufgeblasenes Weib! O, man soll sagen, wie die Mutter, so die Tochter —"

Bei dieser Beleidigung, die Regina an Dem, was ihr auf der Welt das Heiligste war, im Innersten verletzte — dem Andenken ihrer Mutter, stürzte das junge Mädchen, erhaben und schrecklich in ihrem Zorne, schnell wie der Blitz auf Robert zu, schlug ihm in's Gesicht und sagte:

„Feigling!"

„Bravo — edles Mädchen —" rief Basquine hocherfreut.

Wäre nicht Bamboche gewesen, welcher Roberten in den Weg trat, der bleich und wüthend über Regina herfallen wollte, so wäre diese in die größte Gefahr gerathen, aber, von Bamboche's kräftiger Hand rasch zurückgehalten, konnte Herr von Mareuil trotz aller Anstrengungen seiner ohnmächtigen Wuth nur in Flüchen und Drohungen Luft machen.

„O Du sollst auf ewig entehrt sein," lallte er, während Bamboche ihn hielt; dieser antwortete ihm mit spöttischer Kälte:

„Nun, nun, lieber Herr Graf — nur nicht solche unsittliche Phantasiespiele! — ich habe meine Maßregeln getroffen — das Fräulein wird unter der Leitung eines sichern und ihr ergebenen Begleiters zu ihrem Vater zurückkehren. Niemand wird ihre kurze Abwesenheit bemerkt haben — ich und Basquine werden schweigen, das versteht sich von selbst. Diese beiden Schurken, unsere ehrenwerthen Freunde, werden aus Ursachen das Maul halten. Was Sie anbetrifft, hochgeborener Herr, wenn Sie, ehe Sie fliehen müssen oder festgenommen werden, noch Zeit finden, zu reden, so wird es Ihnen nicht gelingen, den Ruf des Fräuleins zu untergraben — man wird es Ihnen nicht glauben."

„Er die Flucht ergreifen?" rief La Levrasse erbittert — „an irgend Jemand muß ich doch meine Rache auslassen, und das soll er sein; er soll mir auf die Galeeren, und —"

Mehre heftige Schläge an die Läden des Zimmers, in welchem der Auftritt, bei dessen Erzählung ich begriffen bin, vorging, unterbrachen La Levrasse: in demselben Augenblick hörte man folgende Worte von gebieterischer Stimme:

„Im Namen des Gesetzes, macht auf!"

Bei diesen furchtbaren Worten blieben alle Mithandelnden versteinert stehen.

„Teufel!" sagte Bamboche, „auf diese Artigkeit der Polizei war ich nicht gefaßt — sie ist auch gar zu zuvorkommend."

Dann eilte er auf Regina zu.

„Fürchten Sie nichts, Fräulein, vertrauen Sie sich mir an."

Dies benutzte Robert von Mareuil und bemächtigte sich, ohne von Bamboche bemerkt zu werden, der Pistolen, die dieser auf eine der Ecken des Altars hingelegt hatte.

„Im Namen des Gesetzes, macht auf!" wiederholten dieselben Stimmen von außen.

Bamboche war bei Regina stehen geblieben; plötzlich warf er mit Einem Faustschlage die beiden Leuchter mit den Kerzen darauf um. Auf diese Weise war das Zimmer in die tiefste Finsterniß versenkt, ich sah nichts mehr.

Da ich die Einrichtung des Hauses kannte, stürzte ich von dem Orte, wo ich bis dahin gesteckt hatte, hervor, öffnete die Thür, die auf Bamboche's Geheiß eine Viertelstunde vorher verschlossen worden war, und eilte in das Zimmer, wo die betrügerische Trauung stattgefunden, und wo La Levrasse, der Muldensterz und Robert von Mareuil herumtappten und gegenseitig gegen einander anliefen."

Um zu erfahren, wo Bamboche sei, und zu ihm kommen zu können, that ich einen Ruf, der uns in unserer Kindheit oft zum Zeichen gedient hatte. Jetzt merkte ich, daß ich vor einer offenen Thüre vorbeikam — ich merkte es an dem feuchten Luftstrom, der mein Gesicht traf — blieb einen Augenblick unbeweglich stehen und hörte dann in der Richtung eines Ganges, der auf diese Thür auslief, Bamboche's Stimme, die meinem Ruf antwortete. Von ihr geleitet und dem Gange nachgehend, kam ich in den Garten des Hauses.

Die Nacht war so dunkel, daß man nicht zwei Schritte weit sehen konnte.

„Du bist's?" sagte Bamboche lebhaft.

„Ja."

„Wo ist der Fiaker?"

„In dem Gäßchen, er wartet an der kleinen Thüre."

„Fräulein," sagte Bamboche zu Regina, „es ist noch nichts verloren, folgen Sie dem Begleiter, den ich Ihnen gebe, er wird Sie in Ihr Haus zurückbringen. Schnell, schnell, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren. Ich hatte mich auf alle Fälle vorgesehen, nur nicht auf einen Einbruch der Polizei. —

Komm, Basquine, laß uns nach dieser Seite fortlaufen, ich bemerke da unten Licht."

Ich hörte, wie Bamboche und Basquine fortliefen, während Regina sich krampfhaft an meinen Arm anklammerte und mit erstickter, vor Angst bebender Stimme zu mir sagte:

„O retten Sie mich, mein Herr, retten Sie mich vor der Schmach —"

„Folgen Sie mir, Fräulein," sagte ich zu ihr.

Und ich schleppte sie fort, indem ich sie gewaltsam um den Leib faßte; denn ich fühlte, daß sie nahe daran war, ohnmächtig zu werden; ich zwang sie, mit mir zu laufen, und der Gang, dem wir nachgingen, brachte uns an eine kleine Pforte, ein Fiaker stand hier bereit, der Kutscher saß auf dem Bock, mit der Peitsche in der Hand, der Schlag stand offen — ich hatte den vortrefflichen Mann gewählt, der mich vom Hungertode gerettet hatte.

Ich trug Regina, so zu sagen, in den Wagen und sagte dann zum Kutscher:

„So schnell als möglich, Straße der Vorstadt du Roule — ich will Ihnen schon sagen, wo Sie anhalten müssen — ich steige hinten auf, damit Sie in der Leitung der Pferde ungehindert sind."

Der Kutscher peitschte die Pferde.

Ich wollte hinten hinauf springen, als ich mich gewaltsam festgehalten fühlte, und beim Schein der Laternen des Fiakers erkannte ich die todesbleichen Züge Robert's von Mareuil. Da er den Wagen sah, der schon weit entfernt war, rief er aus allen Kräften:

„Halt, Halt!"

Ich hemmte den Ruf des Grafen dadurch, daß ich ihm die Hand auf den Mund hielt; denn ich fürchtete, es könnten ihn die Polizeidiener hören, die bereits in's Haus eingedrungen waren.

Dank meiner Kraft, die der seinigen weit überlegen war, gewann ich in diesem kurzen Ringkampf, trotz seiner verzweifelten Anstrengung, die Oberhand. Obgleich er mich gewaltig in die Hand biß, gelang es mir doch, seine Stimme zu ersticken, bis der Wagen an einer Straßenecke verschwunden war.

Ich rechnete auf meine Leichtfüßigkeit, um ihn wieder einzuholen, und hoffte, daß im schlimmsten Falle Regina die Geistesgegenwart haben würde, den Kutscher ein paar Schritt vom Hôtel von Noirlieu still halten zu lassen und durch die kleine Pforte in denselben zurückzukehren, die, nachdem sie zu ihrer Entführung gedient hatte, von uns absichtlich offen gelassen worden war.

Als ich Robert von Mareuil verlassen wollte, hielt er mich seinerseits aus allen Kräften fest und sagte:

„Ah, Du warst das, treuer Diener! Diesmal sollst Du mir nicht entgehen."

„Ja, ich bin's," sagte ich, indem ich mich von ihm loszumachen suchte. „Sie wollten eine Schändlichkeit begehen, die hab' ich verhindert."

„So hast Du mich also verrathen, Du warst mit Bamboche und Basquine verschworen und hast mich in's Verderben gestürzt — treuer Martin," lallte er, vor Wuth mit den Zähnen knirschend.

Dann entwickelte er in diesem entscheidenden Augenblick eine unglaubliche Kraft, und es gelang ihm, die Hand zwischen meinen Hals und mein Halstuch zu bringen, dieses zu ergreifen und es so mächtig umzudrehen, daß ich dem Ersticken nahe war — meine Kräfte verließen mich.

„Du wirst Dir wol denken, treuer Martin," sagte der Graf mit wildem Hohn, indem er mich beständig würgte, „daß ein Graf von Mareuil kein Fressen für die Galeeren ist, ich werde mir das Leben nehmen, aber vorher kommst Du daran."

Dieser erbitterte, verzweifelte Ringkampf ging in tiefer Dunkelheit vor sich, aber eine Bewegung, die, wie ich fühlen konnte, der Graf mit der rechten Hand machte, um etwas aus der Tasche zu nehmen, während er mit der linken heftig an meinem Halstuch drehte, erinnerte mich an die Pistolen Bamboche's, die der Graf in dem Augenblick, da die Polizei kam, vom Altare genommen hatte, und plötzlich fühlte ich das kalte Eisen des Laufs an einem von meinen Schläfen. Eine rasche Wendung von meiner Seite brachte den Schuß aus der Richtung, verhinderte aber nicht, daß er losging; eine blendende Flamme nahm mir die Sehkraft; es kam mir vor, als führe mir ein glühendes Eisen durch den Hals, während ein Donnerschlag mich rückwärts niederwarf.

Im Augenblick, da mein Kopf auf dem Boden aufschlug, hörte ich einen zweiten Knall, und ich verlor das Bewußtsein.

— — — — — — — — — — — —

Was die Ereignisse anbetrifft, die der betrügerischen Trauung des Grafen und Fräulein von Noirlieu vorangingen, so erräth man sie leicht: Robert von Mareuil hatte sich Gelegenheit zu verschaffen gewußt, mit Regina Briefe zu wechseln, und mit heuchlerischen Bitten und erdichteter Leidenschaftlichkeit sie zu dem unbedachtsamen Schritt verleitet, den Bamboche so glücklich vereitelt hatte.

Obgleich ich Regina beständig unbekannt blieb, und sie mich nie zu sehen bekam, war ich doch die einzige Zwischenperson bei diesem Briefwechsel zwischen ihr und meinem Herrn, gegen den ich diese Dienstbeflissenheit an den Tag legte. Es lag dabei, ich weiß es wol und mache mir deshalb bisweilen Vorwürfe, eine Art Verrätherei in meinem Betragen gegen Robert von Mareuil. Mein Zweck aber war lobenswerth; denn es kam darauf an, die schändlichen Anschläge dieses Mannes zu vereiteln und ihn zu entlarven, aber der Weg dazu war krumm, und die Mittel heimtückisch. Gleichwol trug ich, erschreckt durch die Gefahr, in welcher Fräulein von Noirlieu schwebte, kein Bedenken, sie durch das einzige Mittel, das mir zu Gebote stand, zu retten — und dazu kam noch, daß, wenn ich Herrn von Mareuil genöthigt hätte, einen andern Mittelsmann als mich zu wählen, der Ruf und die Ehre des Fräulein von Noirlieu durch Verletzungen des Geheimnisses, deren ich unfähig war, hätten gefährdet werden können. Uebrigens ersparte mir Bamboche, der durch La Levrasse's Vermittelung das Vertrauen Robert's in hohem Grade erworben hatte, die widerliche Veranstaltung der betrügerischen Trauung; der Plan gehörte dem Grafen, die Ausführung Bamboche an.

Ich habe später die Ursache des Bruches zwischen Balthasar und dem Grafen von Mareuil erfahren.

Auf diesen hatte bei der Vorstellung im Theater des Funambules Basquine's Anblick einen so plötzlichen Eindruck gemacht, daß er, weit davon entfernt, denselben dem Dichter zu verbergen, zu diesem gesagt hatte: „Jetzt hab' ich einen Grund mehr, Regina und ihre Millionen zu heirathen, ich will der Liebhaber dieser Basquine sein. Ich werde sie zu einer der gefeiertsten Damen in Paris machen, sollte es mich auch Tonnen Goldes kosten." Balthasar, den bis dahin die Freundschaft so sehr verblendet hatte, daß er die Bedenklichkeiten, welche bei der geldgierigen Speculation des Grafen in ihm aufstiegen, schweigen hieß, fühlte sich bei diesem Zuge von äußerster Rücksichtslosigkeit empört und brach für immer mit Robert, nachdem er vergebens versucht hatte, ihn dadurch, daß er ihm sein Benehmen in seiner ganzen Schwärze vormalte, zu würdigeren Gedanken zurückzuführen.

Nichtsdestoweniger vergaß Balthasar das Versprechen nicht, das er mir in Betreff Basquine's gegeben. Am dritten Tage, nach dem das arme Mädchen im Funambulestheater in Folge eines schändlichen Spaßes von Seiten des Vicomte Scipio so grausam mishandelt worden war, las man in einer der einflußreichsten Zeitungen von Paris einen langen Aufsatz über Basquine, der von einem berühmten Kritiker, Balthasar's vertrautem Freunde, geschrieben und unterzeichnet war. Dieser Aufsatz erzählte zuerst mit ungeheucheltem Unwillen den hinterlistigen Streich, dessen Opfer Basquine im Theater des Funambules geworden, dann kam der Kritiker zu der Schätzung des bis dahin unbekannten jungen Mädchens und sprach von demselben mit einer so warmen, überzeugungskräftigen Bewunderung, begründete seine Begeisterung mit einer so feinen, kenntnißreichen und tiefen Zergliederung des Spieles, des Gesanges und der seltenen dramatischen Kraft Basquine's, die er von diesem Tage an für die größte Opernsängerin unserer Zeit im Fache des Hochtragischen erklärte, daß dieser Aufsatz allgemeine Aufmerksamkeit und Neugier hervorrief, und eine Menge Menschen — und größtentheils Kenner — in's Theater des Funambules eilte.

Der Director, ganz geblendet von diesem unerwarteten Erfolge, lief zu der armen Figurantin, die es nicht gewagt hatte, sich wieder auf der Bühne sehen zu lassen, und bat sie flehentlich, die Rolle des bösen Genius wieder zu übernehmen. Als Basquine auftrat, brach eine allgemeine Begeisterung aus; es war ein förmlicher Triumph. Denn da, was selten vorkommt, Basquine's unleugbares Talent den fast zu hoch gespannten Lobeserhebungen von Balthasar's Freunde wirklich entsprach, so bildeten alle Zeitungen, da einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses neue dramatische Wunder gerichtet war, das Echo zu dem Lobe, das man über die junge Schauspielerin aussprach. Endlich ließ auch Balthasar, seinem Versprechen getreu, in der Zeitschrift seines Freundes, des Kritikers, einen „Brief an Basquine" drucken.

Und seltsam! dieser Brief, ein wahres Meisterstück, das von Phantasie und Geist funkelte, erhaben war in seiner Begeisterung, und wo der Dichter den schmerzlichen, ununterbrochenen Kampf eines sechzehnjährigen armen, unbekannten, alleinstehenden, schutzlosen jungen Mädchens, das die unzähligen Hindernisse zu überwinden hatte, mit welchen der Zutritt auf das unbedeutendste Theater verpallisadirt ist, beschreibe, die sanfteste Traurigkeit, die edelste Rührung athmete — dieser Brief, der anziehend war, wie ein Roman, und zart, wie eine Elegie, und dabei bitter und einschneidend, wie eine Satire, und weiterhin humoristisch und kühn, wie ein phantastischer Traum — mit einem Worte, dieser Brief, der in seiner edelmüthigen Fassung wirklich eine gute Handlung war, wurde auch für Balthasar das Zeichen zu blendendem Glücke — sein Talent, das bisher nur einigen Freunden bekannt gewesen war, wurde durch diesen Brief Allen offenbar, sein Name erscholl aus Aller Munde, und seine Werke, die bis dahin misachtet worden waren, oder die man vielmehr gar nicht gekannt hatte, fingen an geschätzt, gesucht zu werden, wie sie es verdienten.

Wenige Tage nach der Erscheinung dieses Briefes, erhielt ich von Balthasar ein fröhliches Schreiben, von dem der Wortlaut folgender war:

„Ruhm Dir, würdiger Martin! Deine Jugendfreundin macht ihr Glück, mein Name wird bekannt, wie der Satan, die Buchhändler prügeln sich an meiner Thür um den Vortritt, aber sie dürfen nicht anders vor mir erscheinen, als auf allen Vieren und zwischen den Zähnen einen Beutel voll Zechinen haltend — ich halte auf Zechinen, das ist so hübsch venetianisch — das ist meine Rache — sie ist einfach und groß. Aber im Ernst, wackerer Martin, das Alles wäre schwerlich geschehen, wenn Du mich nicht gebeten hättest, der unvergleichlichen Basquine zu ihrem Rechte zu verhelfen und ihr selbst meine Huldigungen darzubringen — darum noch einmal Ruhm und Dank Dir, guter Martin. Du hast vollendet, was mein unbekannter Gönner, der unbekannte Just, der mit Recht so genannte, begonnen hatte, dem ich jetzt die Anweisung auf das Jahrgeld, das er mir so großmüthig auszahlen ließ, zurückstellen kann; ein Anderer, der eben so unglücklich ist, wie ich es war, mag es von nun an an meiner Stelle genießen.

Ich schließe mit folgendem Spruche, der nicht über Deinen einfachen und geraden Verstand gehen wird:

Eine gute Handlung findet immer ihren Lohn.

Dein früherer Herr
und beständiger wohlgeneigter Freund
Balthasar."

Basquine's glänzender Sieg gab der erwachten Leidenschaft Robert's von Mareuil neue Nahrung. Diese Leidenschaft war unseren Plänen und dem unerbittlichen Hasse, den Basquine dem Gezücht der Scipionen, wie sie es nannte, geschworen, allzu willkommen, als daß unsere Genossin nicht den Anschein hätte annehmen sollen, als begünstigte sie die unsinnige Liebe, die sie hervorgerufen hatte. Sie schmeichelte dem Grafen mit den süßesten Hoffnungen, und Beide traten in einen leidenschaftlichen Briefwechsel, dessen Mittheilung an Regina eine schreckliche Waffe gegen den Grafen werden konnte.

Uebrigens ward diesem Mann in Bezug auf mich eine grausame Rache zu Theil; denn nicht nur war ich nahe daran, an meiner Halswunde zu sterben — denn die Kugel war mir durch die Halsmuskel gegangen — sondern ich wäre auch in Folge des dicht vor meinen Augen losgegangenen Schusses beinahe für immer geblendet gewesen, fast ein Jahr lang war ich des Gesichtes gänzlich beraubt.

Nach dem beschriebenen Kampfe mit Robert fanden die Polizeidiener, die gekommen waren, Bamboche festzunehmen, der ihnen aber entwischte, mich in meinem Blute liegen — und ein paar Schritte von mir den Grafen von Mareuil, der sich durch den Kopf geschossen hatte. Man brachte mich in's Hôtel-Dieu.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in diesem Hospital in einem Bette, und die Augen waren mir verbunden. Als ich eine Bewegung machte, um die Binde abzunehmen, sagte ein Krankenwärter, der mich zu beaufsichtigen haben mochte, zu mir:

„Nimm die Binde nicht ab, Bursche. Du würdest darum doch nicht mehr sehen.“

„Es ist also dunkel — wo bin ich?“

„Du bist im Hôtel-Dieu, und es ist heller Tag.“

„Warum werde ich denn nichts sehen?“

„Weil Du blind bist.“

Bei diesen schrecklichen Worten riß ich die Binde ab, öffnete die Augen unter schrecklichen Schmerzen — und sah nichts, als unbestimmter Finsterniß.

Bei diesem furchtbaren Schlage des Schicksals war mein erster Gedanke an Regina. Ich war für immer außer Stand gesetzt, ihr hülfreich zu sein, über ihr Wohl wachen zu können; denn die früheren Ereignisse bewiesen mir, daß meine Ergebenheit, so unbekannt sie ihr bleiben, so niedrig meine Stellung sein mochte, ihr doch nützlich sein konnte.

Ich legte mir auch voll Besorgniß die Frage vor, was aus Basquine und Bamboche geworden sein möge; eine geheime Ahnung sagte mir, daß er und der Muldenherz es sein möchten, welche die Polizei gesucht habe; endlich dachte ich mit Angst daran, daß noch zwei Bewerber um die Hand des Fräuleins von Noirlieu übrig waren, die, da sie nun vom Grafen von Mareuil befreit war, sehr leicht ihre Wahl auf den Fürsten von Montbar lenken konnte, diesen jungen Mann von scheinbar so ausgezeichneten Gaben, und der so anziehend war, dessen glänzende Außenseite aber eine tiefe Verderbtheit verbarg.

Und nun mußten mich leider meine Blindheit, meine grausamen Schmerzen, Bamboche's und Basquine's Abwesenheit oder Flucht in Betreff Regina's in langer, peinigender Ungewißheit lassen.

Ein seltsamer Zufall machte endlich meinem Zweifel ein Ende.

Ich war seit einem Jahr im Hôtel-Dieu; meine Halswunde war vernarbt, aber der Zustand meines Gesichtes besserte sich nicht; ich gehörte der Abtheilung an, die dem Doctor Clément, einem der ersten Wundärzte des Hôtel Dieu, anvertraut war; dieser Mann, der eines europäischen Rufes genoß und viel Eigenthümliches hatte, war, wie er mir nachher sagte, sogleich wegen der muthigen Selbstentäußerung, mit der ich die schrecklichsten Schmerzen ertrug, und der einfachen, würdigen, gehaltenen Weise, in der ich mich mehren Verhören eines Instructionsrichters in Betreff des tragischen Ereignisses, von welchem ich ein Opfer war, unterzogen hatte, für mich eingenommen worden; meine Ausdrucksweise und die Art, wie ich dem Doctor Clément für seine Bemühungen dankte, erhöhten noch das Wohlwollen, das er für mich hegte.

Seit einiger Zeit hatte der Doctor bei mir eine neue Behandlungsweise begonnen, von der er sich viel Erfolg versprach. Der Tag erschien, an dem ein gewisser Apparat, der meine Augen bedeckte, abgenommen werden sollte; der Doctor hatte zu dieser Operation, die wissenschaftlich merkwürdig sein mochte, einen seiner Collegen eingeladen. Während der Vorbereitungen, welche die Gehülfen machen mochten, erzählte er ihm die Geschichte meiner Krankheit.

„Und seit wann ist er in diesem Zustande?“ fragte der College des Doctor Clément.

„Seit einem Jahr,“ antwortete er; dann setzte er leise hinzu: „Ei, mein Gott, sehen Sie, der arme Bursche ist gerade den Tag vorher hierher gebracht worden, da ich Sie um eine Conferenz bei dem Fräulein von Noirlieu ersuchte — denn ich muß gestehen, ich konnte mir die seltsamen Nervenzufälle, die sich so plötzlich bei ihr eingestellt hatten, nicht erklären und kann es noch nicht.“

„Ich glaube noch, wir irrten nicht,“ versetzte der Freund des Doctors, „wenn wir diesen seltsamen Zufall aus irgend einer heftigen und plötzlichen Gemüthsbewegung ableiteten, obgleich freilich unsere Kranke hartnäckig in Abrede stellte, daß ihr irgend etwas Besonderes zugestoßen sei. Wie geht es denn jetzt?“

„Weniger gut, als vor der Heirath,“ antwortete der Doctor Clément — „auch wache ich über sie mit größter Sorgfalt — es ist ein so seltenes Weib — was für ein Herz, was für eine Seele — wie schön, rein, erhaben!“

„Uebrigens ist es unmöglich, ein Paar zu sehen, das mehr zusammenpaßte,“ versetzte der College des Doctors: „der Fürst von Montbar ist einer der liebenswürdigsten, feinsten Männer, den man finden kann.“

„Gewiß,“ antwortete der Doctor Clément kurz.

Jetzt mochte er einen seiner Gehülfen, der fortgegangen war, um gewisse zur Abnahme des Apparates nöthige Dinge zu holen, zurückkommen sehen, dann setzte er hinzu:

„Ach da komme, was ich brauchte — jetzt wollen wir die Apparate anbringen.“

Es würde eben so unnütz wie unmöglich sein, die Aufregung zu beschreiben, mit der ich mich dieser Operation unterzog, die mir vielleicht das Gesicht wiedergeben sollte — in dem Augenblick, da ich Regina's Heirath mit dem Fürsten von Montbar erfuhr, eine Heirath, die ich aus so vielen Gründen abwenden zu können gewünscht hätte.

Ich bekam das Gesicht wieder.

Nach langen und peinlichen Vorsichtsmaßregeln, die dazu bestimmt waren, zu verhindern, daß das Licht zu plötzlich in mein Auge fiele, war es mir endlich vergönnt, die Gesichtszüge meines Retters zu erblicken.

Eugène Sue.

(Ende des fünften Bandes.)

Schleswig-Holstein-stammverwandt.

Lustspiel in zwei Acten.

Von Gustav Meyen.

Personen.

Sophie Stolzen, eine junge, reiche Witwe.
Luise Liebholst, ihre Schwester.
Gustav Raimund, } zwei junge Schriftsteller.
Heinrich Klaren, }
Dragonerlieutenant von Torpheim.
Justizrath Klugmann.
Banquier Ohnich.
Junker Petre von Petresfelde.
Frau von Hilfreich, seine Cousine.
Mehre Damen.
Eine Schar junger Leute.
Ein Bedienter.

Ort: Eine bedeutende Stadt Holsteins.

Erster Act.

Ein öffentlicher Garten.

Erste Scene.

Um einen Tisch, mit Kaffee servirt, sitzen Sophie Stolzen, Luise Liebholst und mehre Freundinnen, unter denen Frau von Hilfreich.

Luise Liebholst.

Ja, ich sage es: Eingehauen sollen die Dragoner haben! Empörend ist es!

Sophie Stolzen (achselzuckend, scherzend).

Wie Du Dich alterirst! Und wenn es wäre, was ich noch nicht glaube — gegen Empörer empörend, ist das nicht in der Ordnung?

Luise Liebholst (entrüstet).

Empörer? Und Du, eine geborene Holstin, vermagst das über die Zunge zu bringen? (Spottend.) Ach, ich vergaß, daß Du in Copenhagen eine Vornehme, eine Dänin geworden bist und die armen Holstinnen nicht mehr ansiehst, seit Dein seliger Mann zum Ritter des Danebrogs ernannt wurde, des Ordens, den man wie Eiderdunen in die Welt geblasen hat, um sich Anhänger zu gewinnen.

Sophie Stolzen (leise).

Wahrlich, meine Schwester versteht vortrefflich zu übertreiben und, wenn es ihr Noth thut, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen.

Luise Liebholst (ebenso.)

Noch immer nicht so gut, als man bei Euch versteht, wenn es Noth thut, aus einem „Danebrog“ einen „Elephanten“ zu machen. Die Beispiele hat man. (Lachen der Gesellschaft.)

Sophie Stolzen (lächelnd).)

Du scheinst witzig zu werden, liebe Schwester.

Luise Liebholst.

Gewitzigt wolltest Du sagen — und das wird jetzt hoffentlich jeder gute Schleswig-Holsteiner geworden sein.

Sophie Stolzen.

Durch das Einhauen der Dragoner vielleicht. Das hoffe ich wenigstens. Die Lust zu Verbindungen, Volksversammlungen, Conspirationen gegen ihren rechtmäßigen Herrn wird ihnen schon vergehen.

Luise Liebholst.

Für ihren rechtmäßigen Herrn, wolltest Du sagen; denn was wollen wir denn anders, als unseren künftigen rechtmäßigen Herrn, den man uns vorenthalten will?

Sophie Stolzen.

Das will man nicht!

Luise Liebholst.

Was spricht dafür?

Sophie Stolzen.

Das klare, offene Recht.

Luise Liebholst (sich ereifernd).

Der klare, offene Brief wolltest Du sagen, und da hast Du Recht, der spricht für Euch, aber nicht für das Recht. Wie kann das Recht sein? Wie kann man gegen die Landesverfassung in einem Briefe, einem nicht einmal versiegelten Stücke Papier mit ein paar Federzügen die uralten, mit Pergament und Siegel beurkundeten, bekräftigten und beschworenen Gerechtsame eines Volkes umstoßen dürfen? Wie kann man uns zu Dänen machen, uns, die alten deutschen Holsten, von schwachen Frauenhänden regieren lassen wollen, uns, die wir nicht nur der starken Hand eines Mannes würdig sind, sondern auch — —

Sophie Stolzen (einfallend).

Das größte Verlangen nach derselben tragen! Ha, ha, ha, Du bist köstlich in Deinem Enthusiasmus, Schwester! Also Du, die Holstin, bist nicht nur eines Mannes würdig, sondern willst auch gern einen haben und Dich noch obenein von ihm regieren lassen! Ich gratulire dem Glücklichen! Ein Recht hast Du darauf? Ja freilich! Volljährig geworden und der Vormundschaft entronnen, jung, hübsch, mit 10,000 Mark jährlicher Renten, hast Du das unbestreitbarste Recht von der Welt auf den Rechten, den Du bisher noch nicht finden konntest! Nun, ich bezweifle nicht, daß Se. Majestät bei Dir eine Ausnahme machen und Dir gern die Hand eines Mannes, statt der einer Frau gestatten wird!

(Lachen der Gesellschaft.)

Luise Liebholst.

Mäßige Deinen Witz! Weshalb Du Dich so gewaltig gegen die Regierung eines Mannes sträubst, ist leicht erklärlich! Die Regierung Deines seligen Mannes, meines Schwagers, der leider zu früh gestorben ist, hat Dir freilich wenig behagt, und so geht es natürlich zu, daß Du vom Kleinen auf das Große, vom Hause auf den Staat schließest!

Sophie Stolzen.

Deine Vergleiche hinken, mein Schwesterchen; wer ist begeisterter für unsern König, als ich — und ist er ein Weib?

Luise Liebholst.

Unsern König? Wir haben keinen König. Ob Dich aber die Begeisterung für unseren Herzog — der zugleich der König vom Lande ist und so sein mag — gegen Dein Geburtsland sprechen läßt, will ich hier eben so wenig untersuchen, als ob es männlich ist, solchen Räthen seiner Räthe zu folgen, die nichts weniger als räthlich, wol aber schädlich, und nicht blos schädlich, sondern auch schändlich in Bezug auf den edelsten Theil eines ganzen Volkes sind!

Sophie Stolzen (spöttisch).

Auf den edelsten Theil eines ganzen Volkes! Ei sieh doch, welcher ist denn das? Denn die Holsten kannst Du doch nicht meinen, da Du das Sprüchwort vom Eigenlobe zu gut kennst, um —

Luise Liebholst (einfallend).

— um mir nicht erlauben zu dürfen, es unberücksichtigt zu lassen — ganz recht! Denn was sind die Dänen anders als Germanen — was weiß ich! — schon von Swen und Knut her, brr! wie schmeckt der Name schon nach Barbarei! — während wir reinen Blutes und Namens geblieben sind! Wo ist aber Aufklärung und Bildung weiter vorgeschritten, wo Biederkeit, Treue und Freisinn mehr zu Hause, in Deutschland oder in Dänemark? Wer ist also der edlere Theil? Wahrlich, daß wir durch die Gemeinschaftlichkeit der Herrscher uns haben bewegen lassen, in nähere Verbindung mit den Dänen zu treten: — Dankadressen dürfen sie uns dafür schicken!

Sophie Stolzen.

Nein, nein! Alles in der Welt, nur keine Adressen! Die habe ich jetzt bis zum Uebelwerden! Man kann ja keine Zeitung mehr lesen vor Adressen! Wahrlich, die Lumpen in Deutschland müssen entsetzlich steigen bei der enormen Papierverschwendung mit Adressen! Ohne Scherz, die Vaterlandsliebe, Einheit und Brüderschaft muß in Deutschland bis zum Gipfel gestiegen sein, wenn dort die enthusiastisch-patriotischen Advocaten selbst Eure Professoren dahin gebracht haben, daß sie Kriegslieder anstimmen und trotz Welcker und Comp. Freischärler in spe werden!

Luise Liebholst.

Der dänische Kniff, daß die Bewegung Deutschlands nur von Advocaten ausgegangen sei, ist abgenutzt, meine theure Schwester! Deutschland hat zwar viele Advocaten, aber so unglücklich ist es doch nicht, daß alle die Tausende von Adressen-Unterschreibern die Rechtsverdrehung studiert hätten! Unsere Advocaten mischen sich zwar viel in Angelegenheiten, die sie nichts angehen, und sehen leider mehr als zu viel durch, aber bis zu dieser Zahl von Unterschriften würden sie es trotz der raffinirtesten Ueberredungskunst nicht haben bringen können, wenn nicht der ganze Volksgeist für die Sache entflammt wäre, wenn nicht, wie wir mit Stolz sagen können, unser Vaterland mit all' seinen vielen Staaten jetzt ein einziges —

Sophie Stolzen (einfallend).

— in seiner Art wäre! Ja, das ist es in Wahrheit! So einzig in seiner Art, daß man glauben möchte, es sei eine epidemische Krankheit in den Gemüthern ausgebrochen, die Krankheit der Schwärmerei, der Sucht, Alles germanisiren zu wollen! Und wahrlich, nervös-ansteckend ist sie; denn die Nachbarländer fangen auch schon an in Krampfzuckungen zu verfallen — ein Glück, daß es der Lachkrampf ist!

Luise Liebholst.

Wahrhaftig, Schwester, Du solltest Dich malen und in tausend Exemplaren abdrucken lassen — man würde Dich für die Times oder das Journal des Débats halten, so frappant gleichst Du ihnen in ihren Vergleichungen, die so lächerlich sind, daß ihnen Deutschland den Ruhm, den Lachkrampf seiner Nachbarländer erregt zu haben, nicht streitig machen kann.

(Lachen der Gesellschaft.)

Frau von Hilfreich.

Aber so haltet doch einmal inne mit Eurem Dispüte.

Eine Andere.

Wir sitzen hier wie auf Kohlen, ein Weiteres von der nortorfer Volksversammlung zu hören. Also wirklich Gewalt haben die Dragoner gebraucht?

Luise Liebholst.

Wie gesagt, eingehauen sollen sie haben — o! und mit so ungeheurer Tapferkeit auf das unbewehrte Volk, daß, wenn es Dänen und nicht unsere eigenen Holsteiner gewesen wären, die auf dänisches Commando die Heldenthat vollführten, vermuthlich weder Mann noch Maus von der ganzen Versammlung übrig geblieben sein würde! Nochmals, es ist empörend!

Frau von Hilfreich.

Und was wird der Erfolg sein?

Luise Liebholst.

Der Erfolg? Die Versammlung wird verlegt und dennoch abgehalten werden. O, unser wackeres Volk wird zeigen, daß Vaterlandsliebe sich nicht durch Gewalt unterdrücken läßt!

Sophie Stolzen.

Und die wackeren Dänen werden zeigen, daß ihre Vaterlandsliebe sich nicht durch aufrührerisches Geschrei stören läßt!

Luise Liebholst.

Ihre Vaterlandsliebe? Ist Länderraub Vaterlandsliebe? Ihr wollt Schleswig-Holstein, weil Ihr es braucht, weil Ihr ohne dasselbe nicht leben könnt — es ist Eure Kornkammer.

Sophie Stolzen (höhnisch).

Ja, und das Korn hat den Brand.

Luise Liebholst (leidenschaftlich).

Wol wird es brennen und zur Flamme aufschlagen, lichterloh in begeistertem Patriotismus, wenn Ihr seine Rechte antastet. Ich selbst, mit Gut und Vermögen werde ich ihm beistehen, ja ich werde, da ich nun einmal nur ein Mädchen bin, mit meiner Hand mich selbst nur einem begeisterten Holsten reichen, um durch ihn den Männern gleich zu kommen.

Sophie Stolzen (leidenschaftlich).

Und um Dir Gegenpart zu halten, werde ich Gut, Vermögen und mich selbst nur einem begeisterten Dänenfreunde geben, um — um —

Luise Liebholst (spöttisch).

Nun? um — um —

(Eine Schaar junger Leute zieht vorüber, den Refrain singend:
„Schleswig-Holstein stammverwandt,
Wanke nicht mein Vaterland!"
und setzt sich an einen Tisch im Hintergrunde.)

Sophie Stolzen (sich die Ohren zuhaltend).

Um diesem unleidlichen „Schleswig-Holstein stammverwandt" ein Ende zu machen, das Einem Tag und Nacht trotz der grellsten Katzenmusik keine Ruhe läßt — diesem aufrührerischen, abgeschmackten Versgeklingel.

Luise Liebholst (höhnisch).

O, das kannst Du ja leicht haben, wenn Du Deinen künftigen Ehegemahl, den begeisterten Dänenfreund, ein besseres machen läßt. Denn mit Schmähungen schlägt man allerdings kein Lied und obenein kein so schönes, liebliches, begeistertes.

Sophie Stolzen.

Lieblich und begeistert! O, seine Abgeschmacktheit so recht zu zeigen — ich weiß nicht, was ich darum gäbe.

Luise Liebholst.

Das weißt Du nicht? Du, die begeisterte Dänin, die eben noch Gut, Vermögen und sich selbst dafür geben wollte? Ei, beweise nur, daß Du mir nicht blos nachgesprochen, mach nur die Besiegung des Liedes zur Bedingung Deiner Hand — und Du wirst sehen, wie Deine Dänen mit Händen und Füßen nach Versfüßen mit und ohne Hand und Fuß ringen werden, natürlich nur aus Vaterlandsliebe.

Sophie Stolzen (erhitzt).

Ja, das will ich auch, will zeigen, wie königlich gesinnt ich bin, will meine Hand nur an den — mit nur einigermaßen gleichstehenden Bewerber vergeben, der zuvor dies prahlerische, nichtssagende Schleswig-Holstein-Gedicht von seinem Throne herunter gestoßen hat. Mein Ehrenwort setze ich zum Pfande!

Luise Liebholst.

Bravo, Schwester, bravo! Das ist wenigstens königlich, originell für eine königlich gesinnte Holstin! Ihr habt es gehört, meine Freundinnen — ihr Ehrenwort hat sie zum Pfande gesetzt. (Beifall.) Ich aber, um ihr nicht nachzustehen, ja, um sie noch zu überbieten in so sprechendem Beweise der Vaterlandsliebe, erkläre hiermit, daß ich nur dem Holsten-Dichter meine Hand reichen werde — gleichstehend oder nicht — der die Verse meiner Dänischen Schwager in spe seinerseits so gründlich aufs Haupt schlägt, daß ich keine Strophe ohne Lachen anhören kann. Ich denke das mit ruhigem Gewissen versprechen zu können. Der Vertrag ist geschlossen, Du kannst nicht zurückziehen.

Sophie Stolzen.

Eine Dänin zieht sich nie zurück!

Luise Liebholst.

Herrlich, herrlich! das wird Aufsehen machen.

Frau von Hilfreich.

Man wird sich um Euch reißen!

Eine Andere.

Dänen und Holsten werden lauter Dichter werden; in der Literatur wird eine neue Epoche eintreten.

Eine Dritte.

Ein köstliches Wettrennen wird es geben.

Frau von Hilfreich.

Ich wette zum Voraus hundert Louisd'or, daß die Dänen hinter den Holsten wenigstens um Pferdenasenlänge zurückbleiben.

Die Zweite.

Es gilt! ich nehme die Wette an!

Frau von Hilfreich.

Der Garten füllt sich, wir müssen aufbrechen. Gehen wir, den Aufruf zum Rennen zu erlassen. Die Bedingungen sind: Dänen: Race-Dichter; Holsten: Einheimische jeder Art; Rennbahn: Schleswig-Holstein stammverwandt; Preis: Für die Dänen Sophie Stolzen, für die Holsten Louise Liebholst!

(Allgemeines Lachen; Alle ab.)

Zweite Scene.

Heinrich Klaren und Gustav Raimund setzen sich in eine offene Laube seitwärts des von den Damen verlassenen Tisches.

Heinrich Klaren.

Hast Du unter den schönen Lacherinnen wol die reizende Blondine, die den Hut am Bande über dem Arme trug, bemerkt? Es war Luise Liebholst.

Gustav Raimund.

Ach, Deine Angebetete! Ich gratulire. Eine allerliebste Figur! Schade, daß ihr Gesicht die Schattenseite —

Heinrich Klaren (einfallend).

Wie? die Schattenseite? Ich sage Dir, Freund, ihre Lichtseite, ihre blendendste Lichtseite, eine Sonnen-, eine Kometenseite ist es.

Gustav Raimund.

Laß mich doch nur ausreden, Du bist ja selbst Feuer und Flamme, wie ein Komet! Ich wollte sagen: Schade, daß ihr Gesicht die Schattenseite war; denn sie kehrte uns den Rücken zu, und folglich war der für uns die Lichtseite! Nun — hast Du denn Hoffnung, einst der Trabant dieser Sonne zu werden?

Heinrich Klaren.

Ich bin in Entzücken, Gustav; denn ich glaube wirklich unzweideutige Beweise zu haben, daß sie meine Liebe erwidert. Uebrigens ist sie, obgleich lebhaft und feurig, doch so bescheiden und anspruchslos, daß sie sich mit nichts weniger als mit einer Sonne vergleichen läßt. Auf ihre Schwester, die hohe Gestalt, mit der Feder am Hute, würde der Vergleich besser passen. Ich kenne sie Beide von Jugend auf; nur kam die Aeltere, Sophie, sehr jung nach Kopenhagen, wo sie den reichen Consul Stolzen heirathete und von woher sie, nach kurzer Ehe vor zwei Jahren Witwe geworden, erst seit wenigen Tagen zurückgekehrt ist. A propos! Höre, das wäre eine Partie für Dich! Wahrhaftig — schön, jung, sehr reich —

Gustav Raimund (einfallend).

Halt! Schon genug! Ich heirathe sie!

Heinrich Klaren.

Holla! Nicht so zuversichtlich! Hier ist noch ein gewaltiges Aber!

Gustav Raimund.

Nun?

Heinrich Klaren.

So schwärmerisch Luise Liebholst an Holstein hängt, so sehr soll — wie mir Luise noch gestern versicherte — ihre Schwester den vornehmen dänischen Tick angenommen haben. Auch schon früher wollte sie immer gern hoch hinaus, so daß ein junger Schriftsteller, ein bloßer Doctor der Philosophie, obenein mit unseren politischen Gesinnungen, schon ganz besondere Zugaben aufweisen muß, um ihr genehm zu erscheinen.

Gustav Raimund.

Weiter hast Du kein Bedenken? Habe ich etwa keinen Tick? Will ich nicht auch hoch hinaus? Kann ich keine Zugaben aufweisen?

Heinrich Klaren.

Zugaben? Ausgaben genug und Einnahmen blitzwenig.

Gustav Raimund.

Das mußt Du aber zugeben, daß ich Zugabe an Witz, Jugend und Muth genug, um eine junge, reiche Witwe als weitere Zugabe wol zu verdienen. Und was war denn ihr früherer Mann? Consul. Was ist ein Consul!

Heinrich Klaren.

Nun, ich dächte doch —

Gustav Raimund (lachend).

Ja, wenn es ein römischer gewesen wäre: allen Respect! Der fertigte seine Befehle durch das ganze Reich aus und brauchte nur zu rufen: „Exequatur!" um sie ohne Weiteres vollzogen zu sehen; ein Consul heutigen Schlags aber kann höchstens Pässe ausfertigen, und auch das erst, nachdem er mit Mühe das Exequatur von der Regierung eingeholt hat.

Heinrich Klaren.

Nun, versuch's, Dich bei Sophie Stolzen als zweiten Consul anstellen zu lassen; für die Einholung des Exequatur verspreche ich Dir gern meinen und Luisens Beistand. Gleich morgen will ich Dich bei den Schwestern einführen.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Der Lieutenant von Torphelm, Justizrath Klugmann und Banquier Ohnich treten an den von den Damen verlassenen Tisch.

Gustav Raimund.

Wer kommt denn da? Ich bin hier in den paar Jahren meiner Abwesenheit so fremd geworden, daß ich keine Seele mehr kenne.

Heinrich Klaren.

Das ist eine dänische Clique! Erstens Sr. Majestät eisenfressendster Dragonerlieutenant von Torphelm, ferner Sr. Majestät Lehnrechts-Logik- und Periodenbau-verständigster, dabei aber langweiligster Justizrath Klugmann, und endlich der freien Reichsstadt Hamburg geldstolzester, aber witzärmster Staatsbürger einer, der Banquier Ohnich, übrigens in seinen Worten einer der wenigst egoistischen Männer, die ich kenne; achte nur einmal auf ihn, und Du wirst über die echt kaufmännische Art lachen, mit welcher er seinem Namen Ehre macht. Ueberhaupt werden wir, da diese vornehme Gesellschaft sicher keine Notiz von uns nimmt, eine lustige Unterhaltung hören. Nichts fehlt, als daß noch der gewöhnliche Vierte im Bunde, der Junker Petersfelde hinzukäme.

Lieutenant (zu den Andern).

Dieser Tisch ist unbesetzt! Nehmen wir ihn ein.

(Setzen sich.)

Heinrich Klaren.

Ich wollte, wir hätten ihn eine Viertelstunde eher mit sammt seiner Besatzung einnehmen können.

Lieutenant (eine Cigarre anzündend).

Auf Ehre! in diesem verdammten Lande wird man nächstens den Genuß, an einen öffentlichen Ort zu gehen, gar nicht mehr haben können. Auf jedem Tritt und Schritt aufrührerische Reden, Sticheleien und Adressen-Vorlesungen.

Justizrath (zum Lieutenant).

Ja, die Adressen, die leidigen Adressen! Nachdem ich dermalen ganze Nächte in den Pandekten, respective in betreffenden Lehns- und Privatrechts-Schriften, Acten und Urkunden herumgewühlt habe, habe ich leider noch keine Stelle, aus welcher sich ein Verbot gegen öffentliche Vorlesungen gedachter Adressen, sofern sie Gegenstände berühren, welche mit den Tendenzen der Regirrung nicht im Einvernehmen stehen, vielmehr zu öffentlichen Zusammenrottirungen, Tumulten und derartigen, leicht zu etwaigen Excessen führen könnenden, auch überhaupt schon gesetzlich verbotenen und endlich, bei vorliegendem Sachverhältniß unseres Herzogthums, so wie den schon aufgeregten Gemüthern, jedenfalls gefährlichen und streng zu ahndenden Vergehungen gegen die öffentliche Gewalt Anlaß zu geben im Stande sein dürften, herleiten ließe, und kann folglich bei meiner Bewandertheit im Actenwesen unglücklicherweise fast mit Sicherheit schließen, daß weder Justinian noch die holsteinische Gesetzgebung auf nurgedachten Fall der Adressen Rücksicht genommen habe.

(Unterdrücktes Lachen Klaren's und Raimund's. Zum Banquier.)

Da ihr Deutschen nun in Adressen so stark seid, so haben Sie sich folglich auch wol schon ein paar Mal mit unterschrieben?

Banquier (kalt).

Hamburg ist dänisch!

Heinrich Klaren (zu Raimund).

Merk' Dir's!

Lieutenant.

Hören Sie, da hätte es aber nicht auch eine Adresse schicken dürfen.

Banquier (verächtlich).

So ein paar lumpige Deutsche gibt es dort auch immer noch, Abenteurer, Banquerotteure, Menschen ohne Geld; die haben unterschrieben; kein Mann von Stand, kein gemachter Mann!

Heinrich Klaren.

Er macht in Geld; daher der Ausdruck „gemachter Mann!“

Banquier.

Meinerseits bin Aristokrat.

Gustav Raimund.

Ἄριστος mit seinen vielen Bedeutungen heißt dann hier „der am besten gemachte!“

Lieutenant (zum Banquier, ihm die Hand reichend).

Bekannt, Herr Ohnich, bekannt! Ihre Gesinnung hat Ihnen die Freundschaft unseres ganzen Offiziercorps erworben. Ich bitte, wiederholen Sie recht oft Ihren Besuch, benutzen Sie mein Quartier als das Ihrige!

Heinrich Klaren.

Ich wette, der Lieutenant brauchen Geld!

Gustav Raimund.

Die Wette kannst Du sparen, das brauchen Sie immer!

Banquier (der eine stumme Bewegung gemacht).

Bitte, zu gütig! Ist ja natürlich, daß mit Dänemark halte, schon der Interessen wegen; und dann bin ja geborener Altonaer, folglich ein Landsmann.

Gustav Raimund

(mit der Melodie Bertram's aus Robert dem Teufel).

Das nennt er Landsmann!

Justizrath.

Obschon weniger vom Herrn Lieutenant Kurt von von Torphelm, weil solcher von der Insel Bornholm gebürtig ist, so doch um so mehr von mir, dem Wandsbecker, folglich dem Holsteiner.

Heinrich Klaren (zu Raimund).

Nein, gerade von Torphelm; denn dieser ist von Bornholm und jener von Borneo.

Lieutenant (spöttelnd).

„Folglich“ ein Landsmann vom wandsbecker Boten?

Justizrath (lächelnd bejahend).

Folglich!

Banquier.

Was ist eigentlich mit diesem wandsbecker Boten?

Lieutenant.

Genau weiß ich es auch nicht; auf der Schule hat man mir versichert, er sei ein gewisser Asmus Claudius, dänischer Nuntius in Wandsbeck und durch die Sonderbarkeit berühmt gewesen, daß er bei seinen Geschäftsreisen stets sein ganzes Vermögen bei sich getragen — was der Lateiner nennt: Omnia sua secum portans!

Banquier.

Ah, da bestand das Vermögen folglich in Staatsschuldscheinen?

Lieutenant.

Ich habe vielmehr stets vermuthet, daß er folglich gar keins besessen.

Justizrath (der längst gelacht, bestätigend).

Folglich!

Banquier.

Sehr witzig, Herr Lieutenant, [illegible] witzig!

Gustav Raimund.

Dieser Lieutenant fängt an, mir zu gefallen; er scheint auf der bornholmer Schule etwas Tüchtiges gelernt zu haben, und wenn er vor seiner Compagnie eben so nicht zu scherzen versteht, als er in Compagnie zu scherzen weiß —

Heinrich Klaren (lachend).

Und eben so seine Mannschaft anzuführen gelernt hat, als man ihn „angeführt“ zu haben scheint —

Gustav Raimund (lachend).

So kann sich Holstein gratuliren.

(Ein Lärm von der Schaar junger Leute am Tische im Hintergrunde her.)

Mehre Stimmen.

Hurrah! Es leben die Bürger von Dünkelsbühl und Ludwig der Deutsche!

Lieutenant.

Auf Ehre, da fängt es schon wieder an, aufrührerisch zu werden; sie lassen Ludwig den Deutschen leben.

Heinrich Klaren.

Ha, ha, ha, er ist auch satyrisch!

Banquier.

Wer ist eigentlich dieser Ludwig der Deutsche?

Lieutenant.

Ei, Herr Ohnich, es scheint, ich muß Ihnen Geschichts-Vorlesungen halten — ha, ha — ich, der wahrhaftig besser mit Escadronen, als mit Perioden umzugehen versteht, der mit Attaquen Epoche macht, dessen Aeren aus Ehrenhändeln bestehen — ha, ha, und der, auf Ehre! im Leben mehr massacrirt als memorirt hat! Nun, so Etwas ist denn doch noch hängen geblieben. Ludwig der Deutsche war ein Großsohn Karl's des Großen, Kaisers von Dänemark, welchem nebenbei auch Frankreich, Deutschland und noch andere Länder gehörten, und welcher 843 seinem jüngsten Enkel Ludwig Deutschland als Provinz schenkte. Davon ist jetzt Nichts mehr als das Bischen Schleswig und Holstein übrig geblieben. Den Ludwig aber nannten die Dänen fortan aus Spott den Deutschen.

(Raimund und Klaren lachen leis.)

Justizrath.

Herr Lieutenant von Torphelm, Sie massacriren selbst im Memoriren auf das Furchtbarste, wenn Sie nachdem Sie Karl den Großen, welcher —

Lieutenant (gereizt einfallend).

Das soll wol eine Anspielung sein? Sie zweifeln wol daran, daß meine Klinge hier Blut gesehen? O, erst neulich habe ich wieder so einen aufrührerischen, stichelnden Patron, einen Studenten, im Duell caput geschossen. Auf Ehre! wenn das so fort geht, werde ich mir noch um die Menschenleben ein Gewissen machen; man hat doch auch sein Herz!

Heinrich Klaren (lachend).

Es ist zu viel; Literat, Historiker, witzig, satyrisch zu sein, dabei Herz zu haben und ein Herz obenein.

(Lärm vom Hintergrunde her.)

Mehre Stimmen.

Ha, ha! Einen Dragonerlieutenant hat die Eisenbahn bei Nortorf reine weg abgeschnitten. Vivat, es lebe die Eisenbahn!

Andere.

Die Eisenbahn und Schleswig-Holstein stammverwandt!

Lieutenant (aufstehend).

Ei so wollte ich doch! das verdammte Land — mit dem Teufel ist es verwandt! Das sind aufrührerische Reden; ich kann nicht bleiben.

Banquier (ihn zurückhaltend).

Bleiben Sie, Bester, stopfen Sie sich Baumwolle in die Ohren; ist jetzt wohlfeil; zwei achtbare Häuser total fallirt, Preise gänzlich gesunken.

Lieutenant (bleibend).

Werden aber schon steigen, seit der deutsche Bund statt des Pulvers die präparirte Baumwolle hat erfinden lassen.

Justizrath.

Wovon ein Theil zum schnellen und wirksamen Beschießen und der andere zum schnell und wirksamen Beschließen angewandt werden soll, welches Letztere jedoch nach den bisher bewirkten Versuchen, indem —

(Alle lachen, so daß der Verlauf der Rede unhörbar wird.)

Gustav Raimund.

Laßt nur, das Beschließen wird Euch diesmal schnell und unerwartet genug kommen.

Heinrich Klaren.

Und die präparirte Baumwolle selbst folgt am Ende auch noch nach.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Der Junker Peter von Petersfelde, tief in Gedanken versunken, tritt herzu.

Heinrich Klaren.

Bravo, da kommt das vierte Original, der Junker Peter von Petersfelde. Sieh ihn nur, er scheint über geistreichen Ideen zu brüten.

Junker (aufblickend, eilig).

Ah, Torphelm, Herr Justizrath, Herr Ohnich! Vortrefflich, daß ich Sie finde. Denken Sie sich nicht, welche famose Geschichte? Ist es nicht zum Todtschießen?

Lieutenant (aufspringend).

Was? Todtschießen? Gilt es aufzusitzen und einzuhauen?

Junker (ihn niederdrückend).

Nein, einzuhemmen und festzusitzen gilt es. Eine Geschichte zum Todtschießen gilt es anzuhören.

Banquier.

Bitte loszuschießen, nicht todt.

Junker.

Ja, ja, 'ne Geschichte zum Losschießen. Komme ich da nicht eben von meinem Gute in die Stadt gesprengt, steige ich nicht bei meines Vetters Hause ab, kommt da nicht grade meine Cousine herzu, sagt sie nicht nur nicht gar nicht „guten Tag“, sondern fährt sie nicht gleich auf mich zu: „Vetter Peter — in meiner Familie ist nämlich allemal der Erstgeborne ein Peter — Vetter Peter, Du mußt Dichter werden!“ Dichter werden? frage ich witzig und knöpfe meinen Rock um ein Knopfloch weiter. — Bin ich

Dir zu ausgebreitet, zu weitläufig? Nun, arrondirt man sich nicht heutiges Tags gern in der politischen Welt? — Schilt sie mich darauf nicht einen Witzbold und sagt sie nicht: „Dichten sollst Du, Reime machen!“

Gustav Raimund.

Definition vom Dichten.

Junker.

Gut, sag ich, nur her mit der famosen Geschichte, und Du sollst schon sehn, daß ich wie wüthend dichte!

Lieutenant.

Auf Ehre! der macht Reime, daß ich es ihm gar nicht angesehen hätte.

Heinrich Klaren.

Einem die Dummheit anzusehen, lass' ich mir gefallen — aber die Reime.

Junker.

Also hört, erzählt sie mir nicht, daß sie eben hier in diesem Garten bei einem Klatschkaffee gewesen wäre, daß die beiden Schwestern, die Liebholst und die Stolzen, auf Tod und Leben disputirt hätten — und worüber? worüber? über dies abgeleierte Schleswig-Holstein. Als ob's nicht ganz egal wäre, ob wir Dänen oder Holsteiner, oder Brabanter, oder Elsasser, oder sonst einer von den deutschen Bundesstaaten wären, und ob wir 'nen Herzog Friedrich oder 'ne Königin Friederike haben. Boh! Wenn man sich so ein Jahr in Berlin Studierens halber herumgetrieben hat, wie ich, so guckt man auf solche Lapalien mit der größten Intoleranz.

Lieutenant (beiseite).

Impertinenz wollten Sie sagen.

Justizrath.

Indifferenz war Ihr animus dicendi, indem —

Junker (einfallend).

Janz Recht. Mit der impertinentesten Indifferenz. Ist ja Alles janz ejal. Sehn Sie 'mal was kann denn des für 'nen Einfluß haben? Nicht den kleinsten. Die Aernte wird nicht besser und nicht schlechter, die Schafwolle nicht feiner und nicht jröber, das Mastvieh nicht theurer und nicht billiger, und die Kartoffel-Krankheit kann es auch nicht affectiren.

Banquier.

Erlauben Sie, wenn Sie dänisch bleiben, kommen Sie nie in den Zollverein; werden Sie aber holsteinisch, so dauert's nicht mehr lange, und das kann den größten Einfluß auf Wolle und Getreide, selbst auf die Kartoffeln haben, wegen der Brennerei-Steuern.

Justizrath.

Folglich ist es nicht einerlei, ob, nachdem in Beziehung auf —

Lieutenant (einfallend).

Aber die Geschichte, die Geschichte — schnell! ehe der Justizrath in Gang kommt!

Junker.

Ja, ja, die Geschichte, die famose Geschichte! Bin ich nicht ganz zerstreut von dem verwünschten Dichten? Also haben sich nicht die beiden Schwestern ereifert, und sind sie nicht zuletzt so hitzig geworden, daß die Luise Liebholst ihr Ehrenwort gegeben hat, den Ersten, Besten zu heirathen, der das verdammte „Schleswig-Holstein stammverwandt“ in Grund und Boden dichten werde, und hat sich nicht ihre Schwester darauf verschworen, es mit dem Zweiten, Besten, der die Dichtung des Ersten Besten seinerseits so recht grund- und bodenlos zum Besten haben würde, ebenso zu machen?

Lieutenant.

Wie? die Liebholst und die Stolzen? Die beiden reichsten Heirathscandidatinnen der Stadt?

Heinrich Klaren } (aufbrechend). Alle Wetter!
Gustav Raimund }

Justizrath.

Ihr Ehrenwort hat Fräulein Luise Liebholst folglich gegeben. Und vor Zeugen?

Junker.

Vor der ganzen Gesellschaft.

Lieutenant (für sich).

Auf Ehre! ich vertausche das Schwert mit der Leier.

Justizrath.

Und müßte ich das Lehnrecht in Reime bringen, und beginge ich folglich am carmen ein crimen: ich wagte den Versuch.

Junker.

Mußte ich also nicht dichten? Ha, ha, sagte ich mir nicht sogleich: wenn du zuerst dichtest, dichtest du da nicht allein, und wenn du allein dichtest, ist dein Gedicht da nicht das beste? Ging ich darum nicht schnurstracks hierher, wo sie gesessen, um mich inspiciren zu lassen?

Heinrich Klaren.

Sein inspiriren lassen wird auch wol kaum in etwas Anderem als „inspiciren lassen“ bestehen.

Lieutenant (nachdenkend).

Das wird piquant.

Junker.

Mein Gedicht meinen Sie? O gewiß, bin ich nicht schon ganz piquirt auf die Reime? Erlauben Sie, eben war ich einem auf der Spur; sind die Dinger nicht versteckt wie die Trüffeln? Muß man nicht eine verdammt feine Nase haben, um sie zu finden, oder einen lexicalisch guten Hund?

(Versinkt in tiefes Nachdenken.)

Gustav Raimund.

Will sagen — ein Reimlexicon.

Banquier (zum Lieutenant).

Kennen Sie Fräulein Liebholst?

Lieutenant.

Früher sehr gut; neuerdings habe ich sie längere Zeit nicht gesehen, werde aber die Bekanntschaft erneuern.

Banquier.

Gute Partie?

Lieutenant.

Ah! Echt holsteinisch, fetter Bissen, jung, schön, 10,000 Mark jährlich.

Banquier.

Würde Ihr Schuldner sein, wenn Sie mich bei ihr einführten.

Lieutenant.

Ah sehr gern, stehe ganz zu Befehl, soll gleich morgen geschehen. Auf Ehre, es macht mir Vergnügen und um so mehr, als ich auf dem Wege war zu bitten, auch Ihr Schuldner werden zu dürfen; da sind wir ja dann quitt.

Banquier.

Wenn dienen kann, Herr Baron, stehe zu Diensten.

Lieutenant.

Davon nachher, wenn es beliebt.

Heinrich Klaren.

Merkst Du Etwas? Der Herr Lieutenant hat militairischen Scharfblick, er weiß den rechten Moment zu benutzen; da der Banquier sich ihm als Schuldner bekennt, hält er ihn beim Wort und läßt ihn seine Schulden bezahlen.

Gustav Raimund.

Ja, ja, auch ein Banquier hat seine guten Seiten.

Junker (freudig auffahrend).

Ich hab's, ich hab's.

Lieutenant.

Was denn?

Junker.

Einen lange gesuchten, versteckten, wahrhaft hinterlistigen Racker von Reim, einen Reim auf Schleswig.

Gustav Raimund.

Da wäre ich doch begierig.

Junker.

Nämlich, nachdem ich vorher schon einige witzige Verse gemacht haben werde, sage ich da nicht:

Dänen, hört mich: Holstein-Schleswig,
Ruft's mit allem Schrei'n nicht blos:
„Dänemark, stirb oder freß mich?“
Schluckt nur zu, es schmeckt famos.
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Hat's nicht fettes Beafsteak-Land?

(Alle lachen.)

Gustav Raimund.

Der Krautjunker hat seinen Mutterwitz so gut wie Einer!

Heinrich Klaren.

Und eine vortreffliche Reim-Orthographie.

Lieutenant.

Auf Ehre, magniperb. Da wandelt Einem ordentlich die Lust zum Dichten an. Bitte, Peterfelde, sag' doch einmal den Text des eigentlichen Schleswig-Holstein-Liedes. Man hört das aufrührerische Geleier alle Tage, aber auf die Worte achtet man nicht, und so kenne ich nichts davon, als den leidigen Refrain „Schleswig-Holstein kreuzverdammt... (Bei Seite.) Halt, eine göttliche Idee für mein Gedicht, wenn ich nur erst den Text wüßte. (Laut.) Also bitte, sag die Worte, mein Lieber, ich muß sie ja eigentlich schon darum wissen, um, wenn ich sie später einmal höre, gleich einhauen lassen zu können.

Junker.

Ja, mein Bester, weiß ich nicht die Worte auch nicht? Und ist es nicht auch janz egal? Hast Du nicht gesehen, daß ich sie in Grund und Boden dichte, ohne sie zu kennen?

Lieutenant.

Aber Sie, Herr Justizrath?

Justizrath.

Mein lieber Herr von Torphelm, da ich dieses — übrigens jedweden Rechtsgrundes ermangelnde, sogenannte Schleswig-Holstein-Lied bisher nur mit den Augen des Richters angesehen, respective mit des letzteren Ohren angehört habe und folglich nicht in dessen Sinn — wollte sagen: in dessen Worte tiefer eingedrungen bin, so muß ich, obwol ich selbst eine nähere Mittheilung gedachter Worte für äußerst wünschenswerth und zweckdienlich erachte, mein ergebenstes Bedauern unterstellen, Denenselben eine Ueberfertigung oftbesagter Worte nicht zu Theil werden lassen zu können, und Ihnen folglich die weiteren Schritte in mehrberegter Beziehung lediglich anheimgeben.

Heinrich Klaren (zu Raimund).

Schlag Du die Communicationen in einem Lehnsacten-Bande aus dem Referate des Herrn Justizraths nach, und Du wirst die ganze Familie der nurgedachten, oftbesagten und mehrberegten Beziehung in einträchtiger Harmonie beisammen finden.

Mehre Stimmen (vom Tische im Hintergrunde).

Schleswig-Holstein macht Furore!

Die Preußische Allgemeine sogar wird redselig!

Die Augsburger catilinarisch!

Die Leipziger und die Deutsche haben auch den Mund auf dem rechten Flecke!

Es leben die Allgemeinen!

Alle.

Hoch!

Einer.

Auf! Laßt uns den „Allgemeinen“ eine Ehre anthun. Bitten wir sie zu Gevatter. Taufen wir unser Lied nach ihnen. Es heiße: „das Allgemeine!“

Alle.

Bravo! Das Allgemeine!

Einer.

Vollziehen wir die Taufe sogleich. Kellner, Wein her, sehr viel Wein! Eine geistige Handlung braucht geistigen Stoff. (Steigt auf den Tisch.) Ich übernehme das Amt. Meine Brüder, ich heiße Johann, folglich bin ich Johannes der Täufer! (Allgemeines Lachen.) Weihen wir den Täufling ein. (Setzt eine Flasche an den Mund und trinkt.) Nun den ersten Vers: (Sie singen.)

Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht!
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt!
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Wanke nicht mein Vaterland!

Und den zweiten Vers: (Trinkt wie vorhin.)

Ob auch wild die Brandung tose,
Fluth auf Fluth, von Bai zu Bai:
O laß blühn in deinem Schooße
Deutsche Tugend, deutsche Treu.
Schleswig-Holstein rc.

Und den dritten: (Trinkt wie vorhin.)

Doch wenn inn're Stürme wüthen,
Drohend sich der Nord erhebt,
Schütze Gott die holden Blüthen,
Die ein mild'rer Süd belebt!
Schleswig-Holstein rc.

Und den vierten: (Trinkt wie vorhin.)

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertrau'n;
Zage nimmer — und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen schau'n!
Schleswig-Holstein rc.

Und so taufen wir dich im Namen Schleswigs, im Namen Holsteins und im Namen Schleswig-Holsteins-stammverwandt! Ziehe hin in alle Welt, bekehre die Heiden und heiße: das Allgemeine!

(Allgemeiner Jubel. Dann ab.)

(Beim Anfange des Gesanges hat sich der Lieutenant, der Banquier, der Justizrath und der Junker, jeder heimlich vom Tische fort und in die Nähe der Sänger geschlichen, wo sie, versteckt, der Worte lauschen.)

Fünfte Scene.

Heinrich Klaren (welcher nebst Raimund unter Lachen die Taufscene angesehen hat).

Nun, was meinst Du zu des Junkers Neuigkeit?

Gustav Raimund.

Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.

Heinrich Klaren.

Ich will es Dir sagen: Einen himmlischen Spaß gibt es! Der Junker hat in seiner Dichter-Zerstreutheit, in der es ihm wie Kraut und Rüben im Kopfe herumzugehen scheint, offenbar die Namen verwechselt; denn Luisens Gesinnung kenne ich, wie die meinige, und bin überhaupt um so mehr von der Wahrheit des ganzen Vorgangs überzeugt, als ich nicht zweifle, daß Luise bei ihrem Dichter nicht allzuwenig an mich gedacht hat.

Gustav Raimund.

Bravo, bravo, das ist Wasser auf unsere Mühle!

Heinrich Klaren.

Ja, ja, zieh nur alle Schleusen auf. Du wirst der Müller viele als Concurrenten haben.

Gustav Raimund.

Ah, Du meinst den Junker und die andere Clique.

Heinrich Klaren.

Ich will blind sein, wenn nicht auch der Lieutenant, der Justizrath und der Banquier mit dichterischen Heirathsgedanken umgehen, obgleich Keiner den Andern etwas davon merken läßt. Sahst Du nicht, wie sie Alle einzeln fortschlichen, um den Text zu hören? Ha, ha, ein Hauptspaß, wenn sie Alle, da keiner von ihnen Luise Liebholst und ihre Schwester näher zu kennen scheint, an die falsche Adresse kommen. Und obenein wird Dir der Sieg dadurch erleichtert.

Gustav Raimund.

Höre, grade dies ist mir fatal. Obgleich ich nicht mit Lust an Verse gehe, die meiner politischen Gesinnung widersprechen sollen, so denke ich denn doch, daß die poetischen Feldblüthen dieses Originalkleeblatts der regelrecht gezogenen Production eines Kunstgärtners nicht gleichkommen werden. Als Schriftsteller noch einen Vortheil — es ist zu viel; ich werde meine Nebenbuhler wahrhaftig zu unterrichten suchen.

Heinrich Klaren.

Das wirst Du gefälligst bleiben lassen. Ein Vortheil wird Dir, glaube mir's, nichts weniger als entbehrlich sein. Wer hat die Entscheidung in diesem Wettstreite? Die Entrepreneusen. Folglich können sie als Sieger erklären, wen sie wollen. O lerne die Frauen kennen! So leichtsinnig sind sie nicht, daß sie sich aus Patriotismus an den ersten besten Unbekannten verschenken. Ein Hinterthürchen haben sie immer offen, und ein adeliger Offizier und ein reicher Banquier sind Personen, welche da eher hineingelassen werden, als ein armer Schlucker von Schriftsteller mit der schönsten Arbeit von der Welt.

Gustav Raimund (scherzend).

Nun, ich denke denn doch, daß die Frauen nicht blos ein Auge für die Personen, sondern auch für die Persönlichkeiten haben, und was die anbetrifft, so wirf Dein Musterauge gefälligst auf mich; bin ich — um mit dem Junker zu sprechen — nicht nur nicht gar nichts weniger als nur nicht unhäßlich, sondern schmeichle ich mir nicht auch ganz interessant auszusehen, und nicht nur auszusehen, sondern auch das Sprüchwort „der Schein trügt" Lügen zu strafen? Denn das wenigstens muß man mir lassen: führe man mich tête-à-tête mit einer schönen Frau, und ich mache eine Conversation ohne Ende über Gott und die ganze Welt.

Heinrich Klaren (ebenso).

Aber Stoff ohne Ende, Unterhaltung ohne Ende ist freilich nichts Außerordentliches.

Gustav Raimund.

Ich bleibe dabei, Heinrich, führe mich bei Deiner Stolzen ein, und hat sie Witz, versteht sie zu antworten und sagt sie lieber nein, als ja, so ist sie verloren.

Heinrich Klaren.

Ha, ha! Verloren; das ist der rechte Ausdruck für Deine künftige Frau.

Gustav Raimund.

In so fern sie ihre Partie gegen mich verliert.

Heinrich Klaren.

Höre, vergiß nicht, daß, ehe Du ihr die Partie abgewinnst, sie ihre Partei gegen Dich aufgeben muß.

Gustav Raimund.

O das verkenne ich nicht, im Gegentheil, ich sehe die ganze Schwierigkeit des Terrains. Sie ist dänisch, ich holsteinisch; das wäre vortrefflich, allein ich darf nicht von vornherein mit der Farbe herausgehen, darf sie nicht reizen, muß vielmehr, um sie sicher zu machen, Anfangs einerlei Meinung scheinen. Einerlei Meinung ist aber der Tod für meine Conversation, folglich muß ich trotz der einerlei Meinung noch etwas verschiedener Meinung sein, d. h. alle Worte so lange auf Schrauben stellen, bis ich vermittelst des Schraubengangs ihrem Herzen und meinem Ziele näher gekommen bin. Ist der Feind aber erst auf dem Walle, so darf er auch die Fahne aufpflanzen! Ça ira!

Heinrich Klaren.

Operire, minire, maskire nur! Unterdessen lasse ich das Kleeblatt getrost anlaufen, schon des unendlichen Spaßes halber, sie ihre poetischen Blüthen der verkehrten Verehrten zu Füßen legen zu sehen. Ich bin überzeugt, morgen um die Visitenzeit treffen wir sie bei den Schwestern. Ich werde Luise von Allem unterrichten und uns als die Ersten morgen bei ihnen einführen, um Dir ungestört Gelegenheit zum ersten Angriff zu geben.

Gustav Raimund.

Gut, doch wünschte ich sehr, schon vorher eine schwache Seite der „stolzen" Feindin von Dir zu erfahren.

Heinrich Klaren (nachdenkend).

Eine schwache Seite? Ich wüßte eigentlich im Augenblicke weiter keine, als daß sie mit Leib und Seele dänisch ist.

Gustav Raimund.

Geboren ist sie nun einmal — wie Du sagst — in Holstein, folglich könnte nur ihre Seele dänisch sein.

Heinrich Klaren.

Und das ist sie auch mit Hülfe einer guten Portion Eitelkeit.

Gustav Raimund.

Bravo!

Heinrich Klaren.

Wie? Du freust Dich über einen Fehler Deiner künftigen Frau?

Gustav Raimund.

Freund, was helfen mir alle ihre Tugenden, wenn sie damit nicht meine Frau würde? Durch ihre Schwächen will ich sie gewinnen! Holla, wer kommt da?

Sechste Scene.

Gustav Raimund, Heinrich Klaren, Lieutenant von Torphelm, die Arme gekreuzt, nachdenkend, tritt aus einem Seitengange vor; Justizrath Klugmann.

Lieutenant (für sich recitirend).

Schleswig-Holstein, Euch verhöhn' ich!
Sprecht, Ihr deutschen Lumpengau'n,
Wollt Ihr augenblicks den König?
Oder es wird eingehau'n!
Schleswig-Holstein, kreuzverdammt
Seid Ihr, doch nicht stammverwandt!

Das klingt kräftig! Das gibt Feuer durch die Adern! Das soll der Schluß werden! Natürlich das Einhauen kommt zuletzt; denn nach dem Einhauen bleibt von den Schleswig-Holsteinern Nichts mehr übrig, und folglich — würde der Justizrath sagen — braucht man sie dann nicht mehr lächerlich zu machen. Bravo, und jetzt zu den andern Versen; mir soll der Sieg morgen nicht entgehen! Was wird Peterfelde morgen für Augen machen, wenn er sich durch solchen Cavallerie-Chor den Sieg vor der Nase weggeschnappt sieht. (Geht summend ab.)

Heinrich Klaren.

Ha, ha, ha, ich will verdammt sein, wenn er nicht dichtete!

Gustav Raimund.

Still, der Justizrath.

Justizrath
(den Kopf gesenkt, den Finger an der Nase, tritt aus einem anderen Gange heraus recitirend).

Folglich, trotz profaner Presse
Spricht für Dänemark nur das Jus,
Und in diesem Staats-Processe
Ist der richterliche Schluß:
Schleswig-Holstein stammverwandt
Schrieb, wer nichts vom Recht verstand!

Solche Deduction gegen das Gedicht „Schleswig-Holstein stammverwandt" scheint mir als eine sehr gründliche und gelungene, die Rechtsbeständigkeit erwähnten Gedichtes jedenfalls in ihrer Nichtigkeit darthuende betrachtet werden zu können; und dürfte, indem kein Zweifel obwaltet, daß man eine Schrift, und sei es auch nur eine Dichtung, nur mit stichhaltigen Gründen zu schlagen vermag, folglich als gewiß anzunehmen sein, daß des Junkers Peter von Peterfelde Aussicht gegen die meinige entsteht, ich vielmehr ein Recht auf den versprochenen Preis, den Besitz des Fräuleins Luise Liebholst allhier, da solche volljährig ist und ihr Versprechen vor Zeugen abgeleistet hat, haben werde, widrigenfalls, wenn sie die Erfüllung weigern sollte, mir ein Klagerecht mit der actio — ei, ei, welche actio? — es liegt offenbar ein ganz einseitiges Versprechen, eine pollicitatio vor, auf deren Erfüllung Justinian uns ein Klagrecht gegeben hat, wenn sie eine respublica betrifft; als eine respublica betreffend könnte aber allerdings vorliegender Fall angesehen werden, und sich dann die Pollicitantin, nur im Fall sie verarmte und auch dann, nach einer weiteren Bestimmung Justinian's in der Lex digestorum de pollicitationibus, nur mit Aufopferung des fünften Theiles ihres Vermögens von der Erfüllung des Versprechens befreien können — (Geht summend ab.)

Gustav Raimund.

Ich wette, auch der recitirte ein Gedicht.

Heinrich Klaren.

Ich bin nur auf den Periodenbau darin neugierig!

Gustav Raimund.

Nun fehlt nur der Banquier noch.

Heinrich Klaren.

Da kommt er schon!

Siebente Scene.

Gustav Raimund, Heinrich Klaren. Banquier Ohnich kommt von einer anderen Seite herbei.

Banquier (überlegend).

Will mir doch nicht recht glücken, das Dichten, und möchte doch eigentlich der Natur nach ein vorzüglicher Dichter sein! — Banquier und Dichter eigentlich gar nicht verschieden! — Dichter zählt Sylben, Banquier Geld! — Dichter will wohlklingendes Gedicht, Banquiers wohlklingendes Geld! — Geld und Gedicht gutes Gepräge! — Werth bei beiden nach dem Course! — Arme Teufel klimpern mit Geld in der Tasche, ohne Banquiers zu sein; schlechte Dichter klimpern mit Versen, ohne Poeten zu sein! — Gute Poeten gewinnen mit Gedichten Geld; reiche Banquiers gewinnen mit Geld — halt! Eine Idee! Dummkopf, darauf nicht eher zu kommen. Wozu den Kopf anstrengen, wenn die Börse bessere Dienste thut? Wüßte nur gleich so einen armen Schlucker von gutem Dichter; königlich, ja banquiermäßig wollte ihn bezahlen. Ei, ei, aber wie ihn finden? Halt, erkundige mich. (Sich umsehend.) Sieh, da sitzen Zwei, sehen wie Leute aus, die mit Dichten umgehen könnten. Werde einen Börsenkniff anwenden, um nicht aufzufallen; thue, als hätte den Namen vergessen. (Geht auf Raimund und Klaren zu.)

Heinrich Klaren.

Hör', wenn der von uns ...

Banquier (grüßt).

Ah, entschuldigen Sie, bin nicht sehr bekannt in der Stadt — können Sie mir nicht sagen, wo hier der Literat — der — ei, ei, einer der ersten Literaten von Ruf — ist mir wahrhaftig der Name entfallen — habe seine Wohnung vergessen —

Heinrich Klaren (Raimund heimlich ansehend).

Ah, sollten Sie vielleicht den berühmten Gustav Raimund meinen?

Banquier.

Ganz Recht, ganz Recht, Gustav Raimund! Wie vergeßlich man zu Zeiten ist. Darf fragen, wo er wohnt?

Heinrich Klaren.

Hier sitzt er!

Banquier (verdutzt).

Ah!

Gustav Raimund (ironisch).

Womit kann dienen? Und wen habe die Ehre?

Banquier.

Banquier Ohnich. Sehr erfreut, Sie hier zu treffen! Darf bitten, Sie allein zu sprechen?

Gustav Raimund.

Sehr gern!
(Treten ein paar Schritt seitwärts von Klaren.)

Heinrich Klaren.

Soll mich der Teufel holen, wenn er bei dem nicht ein Gedicht bestellte!

Banquier.

Habe schon so viel von Ihnen gehört und gelesen, daß sehr erfreut bin, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Gustav Raimund ([illegible]).

Sie sind sehr gütig; wünsche nur, daß Das, was sie von mir gelesen, Dem, was Sie von mir gehört, entsprochen haben möge.

Banquier.

Bitte recht sehr!

Gustav Raimund.

Zum Beispiel mein neuestes Stück: „Sie haben nie von ihm gehört?“ Hat es Ihnen gefallen?

Banquier.

Habe allerdings von ihm gehört! Vortreffliches Stück!

Gustav Raimund.

Bitte, es ist ein Lustspiel mit der Ueberschrift: Sie haben nie von ihm gehört! in einem Act.

Banquier.

Ah, ein Lustspiel, das ist etwas Anderes!

Gustav Raimund.

Ist jetzt auch erst einmal aufgeführt worden. Aber von meinen früheren Stücken — finden Sie da mehr nach Ihrem Geschmacke: „Ich wünsche eine reiche Frau zu haben!“ oder: „Ich wünsche vergeblich, ein Dichter zu sein!“

Banquier (zögernd).

Aufrichtig gesagt, gefällt mir die Tendenz des ersteren besser, obgleich auch das zweite aus dem Leben gegriffen ist, und zwar (lachend) seltsamer Weise so sehr, daß selbst im Augenblicke den Helden darin spielen könnte; denn mein Motiv ist allerdings kein anderes, als Sie zu bitten, mir — ein Gedicht zu fertigen.

Gustav Raimund (ernst).

Gereimten oder ungereimten Inhaltes?

Banquier.

Ganz nach Belieben; doch ziehe die Reime vor.

Gustav Raimund.

Und über welchen Gegenstand?

Banquier.

Ein Spottgedicht auf „Schleswig-Holstein stammverwandt.“

Gustav Raimund

(einen Schritt zurücktretend, affectirt entrüstet).

Wie, mein Herr?

Banquier (für sich).

Ah! Ein Adressier! Da gilt's Börsenlist! (Laut.) Nicht im Ernst gemeint, mein Herr — nur scherzweise — eine Wette — habe behauptet, holsteiner Dichter wären so ausgezeichnet, daß sie selbst gegen ihre Ueberzeugung die Hamburger überträfen.

Gustav Raimund.

Ah, sehr schmeichelhaft, ändert die Sache, Ehrenpunkt, bin bereit. Also Hamburg hat auch Dichter? War mir unbekannt. Worin dichtet man dort vorzüglich?

Banquier.

In ausländischen Stoffen, meist nach dem Französischen und Englischen.

Gustav Raimund.

Ah, verstehe! Colonialwaaren, auch fremde Federn und dergleichen — Hamburger Typus. Ist das gewünschte Gedicht für Hamburg bestimmt?

Banquier (bejahend).

Für Hamburg.

Gustav Raimund.

Wird es da englisch, dänisch oder russisch verfaßt sein müssen?

Banquier.

Habe diesmal auf deutsch gewettet. Wird freilich für die Mehrzahl unverständlich sein, ist aber ausbedungen.

Gustav Raimund.

Deutsch? Sie scherzen! Nun, wohlan, auch das! Zu wann befehlen Sie?

Banquier.

Bitte um morgen früh.

Gustav Raimund.

Soll fertig sein. Hier meine Adresse (gibt ihm eine Karte) wenn Sie es abholen lassen wollen.

Banquier.

Sehr verbunden! Und der Preis?

Raimund (ironisch).

Richtet sich nach dem Erfolge. Bitte, werden uns einigen.

(Grüßen sich; Banquier ab.)

Gustav Raimund (zu Klaren tretend, lachend).

Ein göttlicher Spaß. Hat er nicht bei mir ein Gedicht bestellt? würde der Junker sagen.

Heinrich Klaren.

Auf Schleswig-Holstein stammverwandt?

Gustav Raimund (lobend).

Ja, ja!

Heinrich Klaren.

Und Du hast es doch angenommen?

Gustav Raimund.

Natürlich! O diese Kaufleute! Uns für Fabrikpoeten zu halten, bei denen sie so ihre Waarenbestellungen machen könnten. Nach dem Preise fragte er, accordiren wollte er vermuthlich. Wart, es soll wohlfeil werden und ihm doch theuer zu stehen kommen.

Heinrich Klaren

(ihn unter den Arm nehmend).

Bravo, so laß uns an's Werk gehen! Mit Hülfe Luisens werden wir noch Details verabreden. Doch sieh da!

(Von drei verschiedenen Seiten kommen, gesenkten Hauptes, in dichterische Gedanken vertieft, ohne aufzublicken, der Lieutenant, der Justizrath und der Junker.)

Lieutenant (vor sich hin murmelnd).

„Schleswig-Holstein, kreuzverdammt“ —

Justizrath (ebenso).

„Sprach, wer nichts vom Jus verstand“ —

Junker (ebenso).

„Zeugt von lauter Unverstand!“

(Treffen zusammen, wollen mechanisch gegenseitig ausweichen, stoßen dabei alle drei aneinander, blicken auf und machen komisch-verlegene Gesichter.)

Junker ([illegible]).

Ah, glaube ich nicht wahrhaftig, Sie dichten auch? War nicht mein Plan, allein zu dichten, um der Beste zu sein? Ist das nicht gegen die Abrede?

Justizrath.

Dermaßen eine Abrede stets zwei- oder mehrseitig sein muß, unsererseits aber eine Rede im fraglichen Fall nicht abgegeben worden, folglich eine Anrede oder Verbindlichkeit, nicht zu dichten, nicht vorhanden ist, überdem auch ein Dichtungs-Monopol weder in römischen, noch in heutigen Legislationen besteht, vielmehr alle Welt nicht nur dichterische Erlaubniß hat, sondern auch über Menschengedenken solche Erlaubniß leider in Masse executirt, endlich aber —

Lieutenant

([illegible], um seine Verlegenheit zu verbergen).

— es die Pflicht eines braven Dänen ist, den Feind in jeder Waffengattung, folglich selbst in der Verswaffe anzugreifen, so kannst Du uns nicht verargen, lieber Petersfelde —

Junker (sich umdrehend, für sich).

So, so! Wart, da werde ich doch gleich meine Cousine zu Hülfe ziehen! (Ab.)

(Raimund und Klaren lachend ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Gustav Meyrn.

(Schluß folgt.)

Romanzen.

1. Der Geiger.

Das ist der alte Geigersmann,
Hat seine Geige so lieb;
Und spielt er seine Geige an,
Da wird das Auge mir trüb.

Er spielt immer nur eine Weis',
Im Dunkeln spielt er sie,
Sie geht so sanft, so todtenleis,
Zu Ende bringt er sie nie.

Es ist, als wenn verlischt ein Licht
Windstill auf heiligem Schrein,
Als wenn ein sterbend Auge bricht,
Lächelnd im himmlischen Schein.

Ach, guter Geiger, daß Du doch
Das End' kannst finden nicht!
Es bleibt wol aufgespart Dir noch
Da droben im ewigen Licht!

2. Das Schiffermädchen.

Die Brandung toset fürchterlich,
Vom Schiff tönt Angstgeschrei.
O Schiffermädchen, spute Dich!
Dein Liebster ist dabei.

Ha! sieh sie schon, die schlanke Maid'!
Der Wind wirft ihren Kahn,
Wie Menschenherzen ein tiefes Leid,
Höllwärts, dann himmelan.

Sie hält das Ruder im sichern Arm,
Der Blitz zeigt ihr den Weg.
Und näher hört sie's: Gott erbarm!
Und baut den Rettungssteg.

Und bleich, Treubruch im finstern Blick,
Im Arme Weib und Kind,
Steigt ein ihr Liebster, fährt zurück,
Und wär' viel lieber blind.

Das arme Weib sinkt knieend hin,
Gebet zum Himmel schickt;
Der Knabe froh zur Schifferin,
Als einem Engel, blickt.

Die Maid gelehnt an's Ruder steht,
Sieht schweigend an die Drei.
Der Nachen schwankt und untergeht,
Man hört nicht einen Schrei.

3. Wiese und Fluß.

Wiese.

Gott grüße Dich, mein Wandersmann!
Sag' an, sag' an!
Wer fährt allmorgendlich auf Dir
Und schaut nach mir
So sehnsuchtsvoll, so lang und bang,
Und weckt das Echo mit Gesang?

Fluß.

Das ist mein Freund vom blauen See
Dort in der Höh!
Ein Hüttlein steht auf Dir erbaut;
Durch's Fenster schaut
Ein lilienweißes Mägdelein
Und kämmt das Haar im Sonnenschein.

Wiese.

Warum nicht tritt Dein Freund an's Land,
Reicht ihr die Hand,
Und steckt ihr an den Finger hold
Den Ring von Gold?
Lockt ihn nicht her mein Schilfgestad,
Mein kühles Thal, mein Blumenpfad?

Fluß.

Mein Freund, das ist ein Wassermann,
Der leben kann,
Nur in der Fluth krystallnem Haus.
Er seufzt sich aus, —
Und lockt die Mädchen nicht herein
Mein Wellenhauch, mein Silberschein?

Wiese.

Sieh an, die rosige Gestalt,
Von Laub umwallt!
Ein Waldesrelfchen ist das Kind,
Sie weint sich blind.
Ach, trät' sie in Dein kühles Haus,
Der Athem ging' der Armen aus.

Fluß.

Und soll ich überschwemmen Dich?
O Wiese sprich!
Daß ein Mal sie in's Aug' sich sehn,
Im Kuß vergehn,
Und meine Nixen betten kühl
Der Träumerin den feuchten Pfuhl!

Wiese.

Ja, komm mit Deinen Waffen all'
In sel'gem Fall!
In meinen Blumen tödte sie
Und dann entflieh!
Als blaue Blume blüht dann fort
Das Aug' des treuen Freundes dort.

C. Reinhold.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 140.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 3. März 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Schleswig-Holstein-stammverwandt.

Lustspiel in zwei Acten.

(Schluß aus Nr. 139.)

Zweiter Act.

Gemeinschaftliches Zimmer im Hause der beiden Schwestern Luise Liebholst und Sophie Stolzen.

Erste Scene.

Luise Liebholst, Sophie Stolzen sitzen bei weiblichen Arbeiten.

Luise Liebholst.

Ha, ha, wenn ich daran denke, wie wir uns gestern ereifert haben! Auf was für eine tolle Idee wir gekommen sind, die ganze Stadt wird es wissen.

Sophie Stolzen.

Das hast Du nun von Deinem ewigen Disputiren und Politisiren; ich werde Dir künftig in dergleichen Dingen gar nicht mehr antworten. Mädchen sollten überhaupt in Staatsangelegenheiten gar nicht mitsprechen; aber in Alles müssen sie sich naseweis hineinmischen, Alles wollen sie besser wissen, als verheirathete Frauen.

Luise Liebholst.

Du machst mich lachen! Freilich bist Du gegen mich eine Respectsperson, bist drei Jahre älter, zwei Jahre verheirathet gewesen, bist durch Deinen Mann Ritterin vom Danebrog, machst einen Deiner Ritterschaft würdigen Staat und mußt also Staatsangelegenheiten besser beurtheilen können als Deine Schwester, die nicht von Stande, wie Du, und ledig und folglich nach Deiner Ansicht nicht im Stande, wie Du, zu urtheilen, und jeder Einsicht ledig ist. Mich wundert nur, daß dann nach Euren Erbfolgegesetzen auch unverheiratheten Prinzessinnen ein Thronrecht gestattet ist! Die Aermsten können ja in Staatsangelegenheiten nicht mitsprechen.

Sophie Stolzen.

Wahrlich, von wem Du diese Witzsucht und diese echt demokratischen Tendenzen hast, weiß der liebe Himmel! — Prinzessinnen ist Staatsklugheit angeboren. Eine Prinzessin ist nie unverheirathet; denn sie hat stets den Rang, die Würde und das Benehmen einer Frau. Ich spreche nämlich von förmlichen Prinzessinnen aus regierenden Häusern.

Luise Liebholst (lachend).

Die Prinzessinnen aus nicht regierenden Häusern lassen für das Compliment danken, protestiren übrigens feierlichst gegen den Vorwurf der Unförmlichkeit, obgleich sie — die gewissen wenigstens, auf welche Du anzuspielen scheinst — die gegründetste Hoffnung haben, daß auch ihre Häuser dereinst zur Regierung gelangen.

Sophie Stolzen.

Das werden diese „gewissen" nun ein für alle Mal nicht!

Luise Liebholst (mit dem Fuße stampfend).

Und das werden sie doch!

Sophie Stolzen.

Wir geben es nicht zu.

Luise Liebholst.

Darum wird man Euch vermuthlich gar nicht fragen.

Sophie Stolzen.

Die anderen Großmächte sind auch noch da und für uns gestimmt.

Luise Liebholst (spottend).

Die anderen Großmächte kannst Du gar nicht sagen; denn Dänemark ist eine ganz, eine so kleine Kleinmacht, (deutet mit den Händen die Größe an) eigentlich nicht einmal eine Kleinmacht, sondern eine personificirte Ohnmacht. Das werden unsere Holstenjünglinge Eurer Handvoll Dänen mit dem Schwerte wie mit der Feder beweisen.

Sophie Stolzen (spottend).

Unsere Holstenjünglinge, ei, welche Poesie! Mit der Feder beweisen! Ah, jetzt erklärt sich mir die Quelle dieser volksthümlichen Gesinnung, dieses Patriotismus. Ein solcher Federheld von Holstenjüngling soll ja jetzt sehr oft in Deiner Gesellschaft sein! Von ihm scheint diese Glut für Eure Sache — — Ei, ei, Dein Gesicht ist ja plötzlich selbst in Glut — ist das auch für die Sache? Natürlich, liebt man das Ganze, so liebt man auch den Theil, im Holstenjünglinge das Holstenland, im Sohne die Mutter! Ein natürlicher Patriotismus. Ha, ha, ha!

Luise Liebholst.

Weil Du gern widerstreitest, gern Aufsehen erregst, vom Hofe hierhergekommen, von Dir sprechen machen willst, Dich geschmeichelt fühlen würdest, wenn Du einen Hof von Dänen um Dich bilden könntest, glaubst Du, auch wir müssen unlautere Beweggründe haben! Du irrst. Ich bin Holstin durch und durch. Du aber, was liegt Dir an Dänemark? Du magst es nun eingestehen oder nicht — Nichts! Ich kenne Dich!

Sophie Stolzen.

Nichts da! Nicht abgelenkt! Bei der Sache geblieben! Dieser Holstenjüngling interessirt mich viel zu sehr. Darum also warfst Du gestern so schnell mit dem Versprechen da, Deine Hand dem Antipoden meines Poeten — will sagen, meinem Antipoeten — zu bieten. Ei, ei, wie fein! Ich fange an, zu durchschauen. Man scheut sich, offen mit der Farbe herauszugehen; aber wenn die Bedingungen des unglücklichen, des unglücklicherweise nun einmal gegebenen Versprechens erfüllt sind, so kann man nicht zurück, so muß man auch das Versprechen erfüllen — und wohl oder übel den Dichter heirathen.

Luise Liebholst (verlegen).

Aber, liebe Sophie, es ist wol —

Sophie Stolzen.

Ja wol, es ist wohl, nicht übel, meinst Du! Wirst Dich gewiß nicht unwohl, sondern sehr wohl dabei befinden.

Luise Liebholst.

So laß mich doch ausreden! Es ist wol natürlich wollte ich sagen, daß Klaren, den wir von Jugend auf kennen, öfter zu mir kommt. Es ist wahr, er dichtet — was kann ich dafür? Es ist wahr, ich habe ihn gern —

Sophie Stolzen (ironisch).

Was kannst Du dafür?

Luise Liebholst.

Es ist wahr, mir fiel nach meinem Versprechen ein, daß auch er um mich werben könne — wie hätte ich auch vorher daran denken können? — und thut er es, siegt er: es ist wahr, so werde ich ihn nicht wohl abweisen dürfen —

Sophie Stolzen (ironisch).

Wie hättest Du auch vorher daran denken können? Nicht wahr? Aber so weit sind wir noch nicht, meine Liebe! Ich habe Dich in meiner Hand. Bevor ich nicht den ersten Preis vertheile, kannst Du auch nicht den zweiten geben — so steht es nach unserem Vertrage — und da magst Du lange warten.

Luise Liebholst (lächelnd).

Das heißt so lange, bis Du glücklich erdichtet bist!

Sophie Stolzen.

Wohl! Wer aber hat zu entscheiden? Ich selbst! O so übereilt, als es scheinen mag, handelte ich denn doch nicht. Ein bloßer Erdichter galt bisher lange noch nicht für einen Dichter: ich werde einen bloßen Dichter lange noch nicht für meinen Erdichter gelten lassen.

Luise Liebholst

O, gewiß! Enorme Ansprüche wirst Du machen.

Sophie Stolzen.

Ich werde wenigstens diesmal mein Herz wählen lassen und dabei neben loyaler Gesinnung und gutem Stande Geist und Witz genug verlangen, um unsere gestrige Bedingung erfüllt zu sehen. (Spottend.) Auf ein geraumes Stückchen Zeit aber, um nachzudenken und in Dich zu gehen, werde ich dabei für Deine Ledigkeit sicherlich Rücksicht nehmen; darauf kannst Du Dich verlassen.

Luise Liebholst (komisch seufzend).

Ach! Ich werde wol niemals heirathen, da ich auf den zweiten Mann einer jungen Witwe warten muß. Wahrhaftig, ich möchte Dir im Voraus rathen, liebe Schwester, ein Dutzend Korbflechter anzunehmen und ein Geschäft zu etabliren, Du wirst reißenden Absatz finden.

Sophie Stolzen.

Da könntest Du gar nicht so Unrecht haben; der Anfang ist wenigstens bereits gemacht. Kaum auf-

gestanden, fand ich schon heute Morgen nebst einem zierlichen Billet dies Gedicht, mit welchem der Herr von Petersfelde um meine Hand wirbt; er schmeichelt sich, daß der Eifer, mit welchem er, als der Erste, meinem Wunsche gemäß gegen das aufrührerische Lied zu Felde ziehe, und seine Leidenschaft für mich gerechte Anerkennung finden werde.

Luise Liebholst.

Ha, ha, ha, Petersfelde! O bitte, zeig doch das Gedicht.

Sophie Stolzen.

Ich werde es aufsparen, bis ich es nebst Confecten, in einen zierlichen Korb gepackt, zurückschicken kann. Wahrlich, mir ein Gedicht zu schicken, das um meine Hand werben soll, und mich doch in Jahren nicht gesehen zu haben, ist eine Unverschämtheit, mit welcher er unverholen zeigt, ihm liege an meinem Gelde und nicht an mir. — Uebrigens hat er sich zur Visitenzeit anmelden lassen, und diese ist jetzt —

(Ein Bedienter tritt herein.)

Bedienter.

Herr Doctor Heinrich Klaren wünscht aufzuwarten.

Sophie Stolzen

(mit einem Blick auf ihre Schwester).

Wem?

Bedienter.

Ihnen, gnädige Frau!

Sophie Stolzen.

Würde mir sehr angenehm sein! (Bedienter ab.) (Spöttisch zu ihrer Schwester.) Ich bin doch begierig, den Holstenknaben als Holstenjüngling wiederzusehen.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Heinrich Klaren tritt ein.

Heinrich Klaren (Beide begrüßend).

Gnädige Frau, seit Sie zurück sind, habe ich noch nicht die Ehre gehabt — (Sich setzend.) Das kältere Klima scheint Ihnen vortrefflich bekommen zu sein.

Sophie Stolzen.

Das Klima in Seeland ist nicht kälter, als das hiesige; die Seeluft mildert.

Heinrich Klaren (lächelnd).

Dagegen soll die Hofluft kalt sein.

Sophie Stolzen.

In Betreff meiner war sie zwar nichts weniger als kalt, ließ mich aber kalt; deshalb zog ich vor auf das Land zu gehen.

Heinrich Klaren (verbindlich).

Die Großstädter Ihrer Vaterstadt danken für das Compliment, gnädige Frau.

Sophie Stolzen.

Ah, ich vergaß! Wenn man in Kopenhagen in die Provinz reist, pflegt man allgemein zu sagen, man gehe auf das Land!

Luise Liebholst.

Wenn man bei Euch von Provinz spricht, so meint man vermuthlich Jütland mit seinen Sandpartien, oder Island mit seinen Rutschpartien vom Hekla und Krabla, oder Föhr mit seinen Badepartien, die kein Mensch besucht, oder was Ihr sonst an wäßrigen Partien mehr habt — denn Holstein dankt bekanntlich für die Ehre, Eure Provinz zu sein.

Sophie Stolzen.

Ich werde nicht auf den Streit eingehen; gegen zwei Gegner würde ich doch kaum genug Worte finden; denn nicht wahr, Herr Doctor, Sie sind ein sogenannter Patriot trotz meiner Schwester geworden?

Heinrich Klaren.

Nicht so gar arg, gnädige Frau. Es ist wahr, ich war es; indeß man wird nachgiebiger, gemäßigter, wenn man aus dem chaotischen Parteilärm eine gründliche, unparteiische Stimme hört, wie es mir in diesen Tagen durch den Besuch eines Freundes begegnet ist, welcher, überhaupt ein interessanter Mann, gewiß die richtigste Ansicht von der Sache hat.

Luise Liebholst.

Und wer ist denn dieser interessante Freund, der Ihren Eifer so abzukühlen vermochte?

Heinrich Klaren.

Gustav Raimund, ein junger Schriftsteller von Ruf, Doctor der Philosophie, der, viel gereist und neuerlich über Kopenhagen zurückgekehrt, mich auf einige Zeit besucht. Da ich ihm heute Morgen sagte, daß ich Ihnen, meine gnädige Frau, aufwarten würde, und dabei einige Worte über Ihre Vorzüge fallen ließ, drückte er den Wunsch aus, bei Ihnen eingeführt zu werden. Ich war so frei, ihm meine Fürsprache zuzusagen, und daß ich ihn hier erwarten wolle. Werden Sie meine Dreistigkeit nicht übel aufnehmen?

Sophie Stolzen.

Im Gegentheil, eine interessante Bekanntschaft kann mir nur angenehm sein. In welchem Genre schreibt Ihr Freund?

Heinrich Klaren.

Er hat von früher Zeit sehr viel mit jungen Leuten aus vornehmen Ständen zusammengelebt und dadurch eine gewisse Vorliebe für Alles, was Aristokratie heißt, bekommen. Das ist denn auch die Veranlassung, daß er vorzüglich Dramen aus dem Leben fürstlicher Personen schreibt und fast noch mehr politische Gedichte liebt, in denen er den übertriebenen Liberalismus bekämpft.

Luise Liebholst (bei Seite).

Der Spitzbube weiß so treuherzig die Unwahrheit zu sagen, daß mir für meine Zukunft bange wird.

(Bedienter tritt ein.)

Bedienter.

Herr Doctor Raimund.

Sophie Stolzen.

Soll willkommen sein.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Gustav Raimund tritt ein.

Heinrich Klaren (vorstellend).

Mein Freund Raimund, Doctor der Philosophie, bittet —

Gustav Raimund (einfallend verbindlich).

— um die Erlaubniß, die Verehrung seines Freundes theilen zu dürfen.

Sophie Stolzen

(zu Klaren, schelmisch-lächelnd, auf ihre Schwester deutend).

Wem würde da die Theilung zu Theil werden?

Gustav Raimund

(für Klaren antwortend, sich setzend, verbindlich).

Mein Freund Klaren würde eines Paris zur Entscheidung bedürfen.

Sophie Stolzen (bei Seite).

Sieh, wie fein! (Laut neckisch.) Und Sie dessen Rolle vielleicht übernehmen wollen?

Heinrich Klaren.

Abgesehen von allem Andern, schon um deßwillen nicht, weil Paris den Apfel parteiisch vertheilte und Zwietracht schuf.

Luise Liebholst.

Um's Himmels willen keinen Zwietrachtsapfel mehr; wir sind mit dem Obste, trotz der sonstigen Mißernte, dies Jahr nur zu sehr gesegnet.

Gustav Raimund.

Darf ich fragen, ob diese so wohlgerathene Obstsorte eine einheimische ist?

Luise Liebholst.

Darüber ist eben der Streit, ob sie als Inländerin zu betrachten sei.

Gustav Raimund.

Ah, vermuthlich entstand durch Inoculation auf dem inländischen Baume ein ausländischer Zweig?

Sophie Stolzen.

Umgekehrt, Herr Doctor, vom hiesigen Standpunkte aus betrachtet, entstand durch Inoculation auf dem ausländischen Baume ein inländischer Zweig.

Gustav Raimund (lächelnd).

Ein einfacher?

Sophie Stolzen.

Wenn Sie wollen: ein doppelter!

Gustav Raimund (lächelnd).

Vielleicht ein stammverwandter?

Sophie Stolzen.

So läßt er sich schelten.

Gustav Raimund.

Ha, ha, und da ist dann die Streitfrage: gehören die Aepfel des Zweiges dem Zweige oder dem Baume?

Sophie Stolzen (bedeutungsvoll).

Und wie entscheiden Sie?

Gustav Raimund (lächelnd).

Nun, ich dächte, zunächst gehörten sie zum Zweige, als solche aber, d. h. als Frucht des Theiles, auch dem Ganzen, dem Baume!

Luise Liebholst.

Und der Herr des Baumes?

Gustav Raimund (ironisch).

Darf natürlich von den Aepfeln essen, so viel er Lust hat und er vertragen kann, ohne Leibweh zu bekommen. (Lachen.)

Sophie Stolzen (bedeutungsvoll).

Aber die Herrin?

Gustav Raimund.

Eine Herrin, meine gnädige Frau, dürfte er, streng genommen, gar nicht haben; denn der Apfelbaum ist eigentlich den Frauen verboten, schon von Eva her —

Sophie Stolzen (entrüstet).

Wie, mein Herr?

Gustav Raimund (verbessernd, lächelnd).

Allein der Apfelbaum des Paradieses war jedenfalls ein wilder, uncultivirter, da man damals die Veredlungen noch nicht kannte, und seine Früchte daher sicherlich so herb und zusammenziehend, daß ich Ihnen, gnädige Frau, wenn ich der liebe Gott und Sie Eva gewesen wären, aus Schönheitsrücksichten, gewiß gleichfalls verboten haben würde davon zu essen.

Sophie Stolzen (bei Seite).

Ein artiger junger Mann. (Lächelnd, laut.) Wenn Ihnen das der einzige Grund scheint, so ist es etwas Anderes. Da gestehen Sie doch also den cultivirten Apfelbäumen zu, eine Herrin haben zu dürfen?

Gustav Raimund.

Ei, warum nicht? Gibt es doch gerade jetzt ausgezeichnete Apfelbäume, die Herrinnen haben! Merkwürdigerweise aber ist der Fall umgekehrt geworden: früher gab die Zutheilung des Apfels Grund zur Zwietracht, und jetzt die Zutheilung der Herrin, und wiederum merkwürdig, früher theilte Paris einer der Bewerberinnen den Apfel und jetzt Paris einen der Bewerber der Herrin zu. (Alle lachen.)

Sophie Stolzen.

Ha, ha, ha, wenigstens die Schwester der Herrin!

Gustav Raimund.

Eine kleine poetische Licenz.

Sophie Stolzen.

Eine politische Licenz, sollten Sie sagen; denn die sind leider jetzt fast mehr noch an der Ordnung als poetische.

Gustav Raimund.

Sehr treffend, gnädige Frau; so beliebt sind leider solche Licenzen, daß selbst die von der Natur mit dem feinsten Rechtsgefühle Begabten — ich meine die Damen — sich dieselben erlauben, und unter diesen selbst Sie, meine Gnädigste.

Sophie Stolzen.

Wie? Ich?

Gustav Raimund.

Gestatteten Sie sich vorhin nicht zu sagen, vom hiesigen Standpunkte aus sei auf dem ausländischen Baume durch Inoculation ein inländischer Doppelzweig entstanden?

Sophie Stolzen.

Nun?

Gustav Raimund (lächelnd).

Damit erlauben Sie sich etwas als ausgemacht anzunehmen, was bestritten wird, und das ist eine politische Licenz. Der Doppelzweig wehrt sich gegen die Annahme der Incorporation — wollte sagen Inoculation.

Sophie Stolzen.

Ganz recht, er sträubt sich dagegen. Da paßt ja Ihre Erklärung von vorhin ganz herrlich. Sie sprechen aus Schönheitsrücksichten die Regel aus: nur cultivirte Apfelbäume dürften Herrinnen haben, uncultivirte nicht. Unser Apfelbaum ist demnach unzweifelhaft ein cultivirter, da er anerkanntermaßen eine Herrin haben darf. Der Doppelzweig dagegen erklärt sich, indem er sich gegen die Zumuthung, dem Baume incorporirt zu sein und eine Herrin haben zu dürfen, wehrt, für uncultivirt! Er hat recht, vollkommen recht! (Lacht.)

Gustav Raimund (lächelnd).

Der Regel nach sehr scharfsinnig und wahr, gnädigste Frau; indessen ausnahmsweise streiten diesmal des Zweiges Früchte gegen Ihre Bemerkung; denn sie sind schöner und aromatischer als die des Baumes selbst, an welchem sich der Zweig befindet.

Sophie Stolzen.

Ist das Ihre Herzensmeinung?

Gustav Raimund (gefühlvoll).

Gerade meine Herzensmeinung ist es, da ich den Beweis vor mir sehe.

Sophie Stolzen (für sich).

Sehr kühn, aber sehr einnehmend. Wie er mich nur dabei anblickte.

Gustav Raimund (für sich).

Sie nimmt es an! Sie ist mein! (Laut, anscheinend eine Verlegenheit bekämpfend.) Die Früchte des Doppelzweiges gehören ja aber, gerade als solche, dem Baume an, wie Sie vorhin selbst den Bescheid fällten. (Verbindlich.) Ei, ei, gnädige Frau, ist Ihr Vorname in der That Sophie?

Sophie Stolzen (für sich).

Meinen Vornamen kennt er? (Laut.) Was wollen Sie damit sagen?

Gustav Raimund.

Man könnte glauben, er hieße Sophiste, so gewandt verstehen Sie einen Disputations-Unterschleif zu machen.

Sophie Stolzen (lachend)

Sagten Sie denn nicht in der That, die Frucht des Zweiges gehöre als solche dem Baume?

Gustav Raimund.

Ja, aber nur für den Fall, daß wirklich Inoculation stattgefunden.

Sophie Stolzen.

Da bin ich denn doch begierig, endlich Ihre Ansicht zu hören, welche nach der Behauptung Ihres Freundes die einzig wahre sein soll.

Gustav Raimund.

Gnädige Frau, ich gehöre zu Denen, die auf das exaltirte Geschrei der großen Menge, sei es für, sei es gegen, Nichts geben —

Sophie Stolzen.

Ganz meine Meinung. Ich hasse Nichts mehr als die Schreier.

Gustav Raimund (für sich).

Aha! (Laut.) Ich gebe aber auch nicht gleich Etwas darauf, wenn sich selbst eine Stimme von Gewicht der Menge anschließt, da es oft der Fall ist (mit einem lächelnden Blick auf Luise Liebholst), daß, durch die Uebertreibung der einen Partei verletzt, sich Jemand gleichsam nur als Gegengewicht auf die andere Seite schlägt und, ohne eigentlich tiefer in die Sache eingedrungen oder innerlich von ihrem Rechte überzeugt zu sein, für sie das Wort erhebt.

Sophie Stolzen (für sich).

Wie kommt er darauf? Der Vorwurf trifft mich; denn in der That weiß ich eigentlich wenig von den tieferen Rechtsgründen der Sache.

Gustav Raimund (der [illegible]).

Ich gebe selbst auf eine solche Stimme nicht Etwas — sage ich — obgleich ich sie nicht tadeln kann, sie vielmehr rühmlich finde, da sie offenbar nur das politische Gleichgewicht herzustellen strebt und deshalb auch am geeignetsten ist, künftighin eine Aussöhnung beider Parteien zu bewirken.

Sophie Stolzen (für sich).

Ich athme freier, er nimmt mich in Schutz. (Laut.) Eine Aussöhnung? Aber, Herr Doctor, ich wünschte Ihre Ansicht —

Gustav Raimund (lächelnd).

Meine Ansicht ist eben die, daß, da — wie gewöhnlich — beide Theile Recht und Unrecht haben und — gleichfalls wie gewöhnlich — im Streite nicht nachgeben wollen, ein gütlicher Vergleich das einfachste Auskunftsmittel sein würde, wenn nicht am Ende die Gewalt mit ihrem Gefolge von Jammer und Elend entscheiden soll. Oder würden Sie — aber nein, das ist bei Ihrem Herzen unmöglich! — wirklich das Letztere wählen?

Sophie Stolzen.

Um's Himmels willen keine Gewalt! Ein Vergleich, eine Aussöhnung — das wäre herrlich — wenn nämlich ausgemacht wäre, daß in der That auch der gewisse andere Theil Unrecht hat.

Gustav Raimund.

Das müßte also bewiesen werden. Gut. Beweisen wir.

Sophie Stolzen (vertraulich).

Beweisen wir.

(Sehen sich eine Weile nachdenkend an.)

Luise Liebholst

(die bisher staunend zugehört, zu Heinrich Klaren).

Ist mir so Etwas vorgekommen? Meine Schwester ist ja wie umgewandelt. Mit mir stritt sie noch gestern ganz anders. Bei mir war sie Feuer und Flammen.

Heinrich Klaren (lachend).

Das macht, weil Sie nur ein begeistertes, liebenswürdiges, junges Mädchen, aber kein diplomatischer, liebenswürdiger, junger Mann sind. Lassen wir ihn nur vollenden.

Gustav Raimund (verbindlich).

Befehlen Sie den Beweis mit oder ohne Parabel.

Sophie Stolzen.

Ohne.

Gustav Raimund.

Wohl! — Daß Holstein Dänemark nicht incorporirt ist, hat der König zugestanden. Nicht so?

Sophie Stolzen.

Zugestanden!

Gustav Raimund.

Daß Holstein von Schleswig nicht getrennt werden soll, hat er gleichfalls zugestanden. Nicht so?

Sophie Stolzen.

Zugestanden!

Gustav Raimund.

Nun setzen wir also den Fall der Thronfolge nach dem Aussterben der männlichen Nachkommenschaft des Königs.

Sophie Stolzen.

Gut, setzen wir den Fall.

Gustav Raimund (lachend).

Ach, haben Sie doch die Güte und lassen Sie einmal erben.

Sophie Stolzen (lachend).

Es sei. Ich vermache Dänemark der weiblichen Linie.

Gustav Raimund.

Zugestanden!

Sophie Stolzen.

Schleswig gleichfalls der weiblichen Linie.

Gustav Raimund.

Nur stückweise zugestanden!

Sophie Stolzen (scherzhaft).

Ach, Sie sind unbillig; ich habe Ihnen zweimal unbedingt zugestanden, und Sie erwidern es nicht.

Heinrich Klaren (zu Luise Liebholst.)

Die verschenken die Provinzen, als wär' es Nürnberger Spielzeug.

Gustav Raimund.

Man kann Ihnen Nichts abschlagen, gnädige Frau. Gut. Ich lasse Ihnen auch Schleswig. Jetzt aber üben Sie Recht und Billigkeit, (komisch-feierlich) bedenken Sie den feierlichen Augenblick, da Sie mit einem Fuße im Grabe und bald vor einem höheren Richter stehen, vollenden Sie Ihr Testament: Wem gebührt das deutsche Holstein?

Sophie Stolzen (ebenso).

Brr, Sie machen mich schaudern mit Ihrer Grabesermahnung. Nein, ich kann mein Gewissen in einer solchen Stunde nicht belasten: ich vermache Holstein der nächsten männlichen Linie.

Gustav Raimund.

Und dafür wird man Sie nach Ihrem Tode noch anbeten, wie man es schon bei Ihren Lebzeiten nicht unterlassen kann. Doch zurück zu unserem Beweise. Also Dänemark und Schleswig mögen der weiblichen Linie gebühren, Holstein aber kommt der männlichen zu — und doch wird von der „gewissen anderen Partei“ nach dem Aussterben der männlichen Nachkommenschaft des Königs auch Holstein zur Erhaltung der Gesammtmonarchie für die weibliche Thronfolge in Anspruch genommen. Hat da diese gewisse andere Partei nicht Unrecht?

Sophie Stolzen.

Allerdings hat sie Unrecht — und doch auch wieder Recht; denn Holstein ist ja von Schleswig untertrennlich und Schleswig vererbt auf die Herrin.

Gustav Raimund.

Ich mache Ihnen mein Compliment, gnädige Frau. Sie haben bewiesen, was zu beweisen — beide Theile haben Recht und Unrecht.

Sophie Stolzen (für sich).

Nun macht er mir auch noch sein Compliment, und es würde mir doch eben so gut das Gegentheil bewiesen haben, so gewonnen hat er mich. (Laut.) Ja, unter diesen Umständen stimme ich für den Vergleich.

Gustav Raimund (ihr die Hand küssend).

Vergleichen wir also.

Sophie Stolzen.

Vergleichen wir.

(Sehen sich eine Weile an.)

Heinrich Klaren (für sich).

Strategisch richtig: nach schon halb gelungenem Angriff vollendet ein Vergleich am füglichsten die Uebergabe. (Leise zu Luise Liebholst.) Nicht übel. Ich denke, die werden sich bald selbst vergleichen.

Luise Liebholst (ebenso).

Wenn es nicht schon stillschweigend geschehen ist.

Sophie Stolzen.

Also?

Gustav Raimund.

Lassen Sie doch gefälligst Ihre Vorschläge zuerst hören.

Sophie Stolzen.

Gut! — die Holsteiner sind doch sehr unartig. Warum wollen sie eigentlich keine Frau —

Gustav Raimund (schnell einfallend).

O sie wünschen nichts sehnlicher als das.

Sophie Stolzen (erröthend, lachend).

Ich meinte — zur Regentin.

Gustav Raimund.

Wenn ich von mir auf die Anderen schließen darf, so würden sie sich glücklich schätzen, eine Regentin zu haben, aber —

Luise Liebholst

(zu Klaren lächelnd, drohend).

Auch Sie?

Heinrich Klaren

(nickt lachend mit dem Kopfe).

Sophie Stolzen (für sich).

Er wird also auch ein guter Ehemann werden. (Laut.) Nun? Aber?

Gustav Raimund.

Aber sie wollen sie sich nur nicht aufdringen lassen gegen ihr Recht.

Sophie Stolzen.

Ei, da schlage ich als Vergleich vor, daß sie freiwillig und in Güte nehmen.

Gustav Raimund.

Geht nicht wegen des Rechtes, welches die nächste männliche Linie hat.

Sophie Stolzen.

Nun — so schwer es mir wird — so mag Dänemark die männliche Linie nehmen.

Gustav Raimund.

Geht nicht wegen des Rechtes der weiblichen!

Sophie Stolzen.

O gehen Sie mit Ihrem frostigen Rechte! Da bleibt ja gar kein Ausweg!

Gustav Raimund.

Doch, doch!

Sophie Stolzen.

Ich wäre begierig —

Gustav Raimund (lachend).

Mich wundert, daß Ihr Scharfblick nicht darauf gefallen. Auf der einen Seite ist weibliche, auf der anderen männliche Linie: schlichten wir den Proceß, indem wir beide mit einander verheirathen!

(Allgemeines Lachen.)

Sophie Stolzen.

Fürwahr, ein herrlicher Einfall! Wenn sie nur nicht schon verheirathet wären.

Gustav Raimund.

So lassen wir sie scheiden!

Sophie Stolzen (komisch).

Horreur! Was würde man in Berlin dazu sagen?

Gustav Raimund (die Achseln zuckend).

Staatswohl geht nun einmal vor Privatwohl! Oder — gut — so verheirathen wir ihre Kinder, aber ihre Kindes- oder Kindes-Kindeskinder, und wären sie auch noch in der Wiege oder noch gar nicht geboren.

Heinrich Klaren (lachend).

Oder, in Ermangelung der Füglichkeit bei den Regenten, verheirathen wir doch lieber gleich die ganzen Nationen! Erlassen wir ein Edict, daß fortan Dänen nur Holsteinnen und Holsten nur Däninnen heirathen dürfen.

(Allgemeines Lachen.)

Luise Liebholst.

Ich bedanke mich.

Gustav Raimund (zur Stolzen).

Und Sie?

Sophie Stolzen.

Ich werde mir's überlegen.

Gustav Raimund.

Den Vergleichspunkt hätte ich also jedenfalls gefunden.

Sophie Stolzen.

Ja, ja, man sieht doch, was das Studium der Philosophie vermag.

Gustav Raimund
(siebengläch zu Sophie Stolzen).

In der That war es diesmal das Ergebniß der Φιλο-σοφία!

Luise Liebholst (zu Klaren).

Was meint er damit?

Heinrich Klaren (halblaut).

Es heißt: das Ergebniß der Liebe zu Sophien!

Sophie Stolzen
(erröthend, wendet sich verlegen ab).

Vierte Scene.

Die Vorigen; ein Bedienter tritt ein.

Bedienter (drei Billets übergebend).

Diese Billets sind von drei verschiedenen Dienern abgegeben worden. (Ab.)

Sophie Stolzen
(nimmt sie, liest die Aufschrift).

„Fräulein Luise Liebholst.“ (Für sich.) Wie? Von Herrenhänden? (Gibt sie ihrer Schwester.)

Luise Liebholst (sie öffnend, lachend).

Ah! Gedichte über Schleswig-Holstein!
(Liest leise, lachend.)

Sophie Stolzen (für sich).

O, woran erinnert mich das! Wie wird er nur darüber denken, wenn er es erfährt? Eine Anspielung wäre zu wagen.

Luise Liebholst (lachend).

Nein, die beiden sind abscheulich und doch zum Todtlachen!

Heinrich Klaren
(gibt ihr heimlich ein viertes).

Sophie Stolzen (zu Raimund).

Ihr Freund sagte, daß Sie vorzüglich politische Dichtungen liebten; was halten Sie —

Fünfte Scene.

Die Vorigen; Frau von Hilfreich tritt mit Junker Peter von Peersfelde und ihren Freundinnen von gestern ein.

Sophie Stolzen (für sich).

O wie ungelegen! (Steht auf und empfängt sie.)

Luise Liebholst
(die Gedichte auf dem Tische lassend, desgleichen).

Gustav Raimund (tritt zu Klaren).

Dank, Schwager, daß Du mich im rechten Augenblicke hierher geführt.

Heinrich Klaren.

Du bist aber auch mit Extrapost gefahren, Schwager, ein guter Schwager in beiderlei Bedeutung. Ich werde meiner Frau Schwägerin rathen, Dir nach der Ankunft an der nächsten Station, d. i. nach der Hochzeit, von ihren zehntausend Mark jährlich ein goldnes Horn zur Belohnung zu schenken.

Gustav Raimund (ebenso).

Ich verzichte auf das Horn, kenne aber ein köstliches Mundstück von Rubin, das ich mir ausbitten werde. Sie hat mich bezaubert.

Heinrich Klaren.

Gegenseitige Bezauberung! — Nun, Du kannst aber auch mit Deinem zweiten Examen in der „Philosophie“ mehr zufrieden sein, als mit dem ersten! Freilich, das erste bestand fast nur im Bezahlen von so und so viel Hunderten, und das zweite im Einnehmen einer Rente von so und so viel Tausenden!

(Die Damen machen Anstalt, sich zu setzen.)

Junker
(welcher während des Zwiegesprächs von Frau von Hilfreich im Hintergrunde vorgestellt, jedoch von Sophie Stolzen kalt aufgenommen war).

(Für sich.) Bin ich in so großer Gesellschaft nicht nur nicht, wie immer, wie auf den Kopf gefallen, sondern wage ich auch nicht einmal auf mein Gedicht anzuspielen?

Gustav Raimund (zu Sophie Stolzen).

Sie begannen vorhin, gnädige Frau, eine Frage über politische Gedichte — darf ich bitten —

Sophie Stolzen (für sich).

O, gerade jetzt! (Laut, verlegen.) Ganz recht — ich wollte — es war — über —

Junker (für sich).

Jetzt indifferente berliner Insolenz steh mir bei! (Laut.) Ah, gewiß über Schleswig-Holstein stammverwandt, das abgedroschene Ding — ha, ha, ha, abgedroschen, ist das nicht das rechte Wort, haben es nicht Flegel verarbeitet? Nicht so, gnädige Frau?

Heinrich Klaren
(das Wort nehmend, lachend).

Sehr wahr, Flegel dreschen darauf!

Junker (lachend).

Springt aber nicht kein Körnchen mehr dabei heraus? Dreschen sie nicht Stroh?

Heinrich Klaren.

Ganz Recht Strohwitze!
(Lachen.)

Sophie Stolzen
(dem Junker einen kalten Blick zuwerfend).

Allerdings wünschte ich Herrn Doctor Raimund's Ansicht über das Lied zu hören, da er selbst politischer Dichter ist.

Heinrich Klaren (zu Luise Liebholst).

Ein „politischer Dichter“ wenigstens gewiß, in so fern er politisch und ein Dichter ist.

Junker (zu Raimund).

Ah, sind wir da nicht Collegen? Habe ich mich nicht auch in dem Fach versucht?

Gustav Raimund (ironisch).

Mit Glück?

Junker
(Sophie Stolzen anblickend).

Weiß ich nicht selbst noch nicht, ob ich mit meinem Producte Ehre eingelegt und den Preis erhalten werde?

Sophie Stolzen (ironisch).

Gewiß macht es seinem Verfasser Ehre und wird zum verdienten Preise abgesetzt werden! (Zu Raimund.) Aber jetzt Ihre Ansicht über das Lied.

Gustav Raimund.

Nun das Gedicht ist so übel nicht, es hat Feuer, einen schönen Refrain, dazu eine volksthümliche Melodie —

Frau von Hilfreich
(zu Luise Liebholst, schadenfroh).

O weh, der kommt mit seinem Loben an die Unrechte!

Luise Liebholst.

Wer weiß!

Junker (für sich).

Jetzt gilt's! (Laut.) Aber, mein Herr, ist es nicht unmöglich, solch eine Reimerei zu loben, und das einer guten Dänin gegenüber? Können in einem guten Gedichte wol solche unreimliche Reime, wie „tose“ und „Schooße“ und „Bai“ und „Treu“ stehen? Sind das nicht wahre Injurien gegen die Poesie? Befehlen Sie nicht, gnädige Frau, daß ich Sie dagegen in Schutz nehme?

Sophie Stolzen.

Ganz überflüssig! Herr Doctor Raimund sprach ja nur vom Feuer, vom Refrain, von der Melodie, und nicht von den Reimen, die am Ende doch noch von erträglicher Reinheit im Vergleich mit manchen anderen sind.

Gustav Raimund (ironisch).

So z. B., wenn man „Schleswig“ und „Freßmich“ auf einander reimen wollte!
(Lachen.)

Junker (verdutzt).

Ah!

Sophie Stolzen (überrascht).

Wie wissen Sie, Herr Doctor?

Heinrich Klaren
(für Raimund, lächelnd).

Die „Philosophie“, gnädige Frau, sieht in die tiefsten Falten!

Frau von Hilfreich
(zur Stolzen, die erröthet).

Aber ich bin ganz außer mir vor Erstaunen, liebe Sophie, Dich so ruhig zu sehen, Dich, die Du doch das Lied noch gestern so abgeschmackt fandest, die Du Dir die Ohren zuhieltest, die einen Preis auf seinen Kopf setzte!

Sophie Stolzen (verlegen).

O, das geschah nur, weil — wegen —

Gustav Raimund.

Vermuthlich wegen des politischen Gleichgewichts!

Sophie Stolzen.

Ganz recht, weil ich dem übertriebenen Lobe meiner Schwester das Gegengewicht halten wollte, weil ich nicht ertragen kann, daß man sich für eine Sache ereifert, ohne von ihrem Rechte überzeugt zu sein, und weil ein solches Gegengewicht am geeignetsten ist, eine Aussöhnung beider Parteien zu bewirken.

Gustav Raimund.

Vortrefflich!

Luise Liebholst (ironisch-lächelnd).

Du hast in gewissen Dingen ein herrliches Gedächtniß, liebe Schwester!

Frau von Hilfreich (zu den Anderen).

Ich bin wie aus den Wolken gefallen! (Zur Stolzen.) Aber das Wettrennen? Dein Ehrenwort?

Luise Liebholst.

Wird Beides unangefochten gehalten werden. Nicht so, Sophie?

(Bedienter tritt ein.)

Bedienter.

Herr Lieutenant von Torphelm und Herr Justizrath Klugmann wünschen aufzuwarten.

Luise Liebholst.

Sollen angenehm sein.
(Bedienter ab.)

(Lachend.) Vortrefflich! Da nimmt ja das Wettrennen schon seinen Anfang. Bravo! Renner, Publicum und Richter sind versammelt. Das Schauspiel darf beginnen.

Sechste Scene.

Die Vorigen; Lieutenant von Torphelm, Banquier Ohnich, Justizrath Klugmann treten ein.

(Sophie Stolzen, Luise Liebholst und die Herren erheben sich.)

Lieutenant (zu den Schwestern).

Erlauben Sie mir, meine Gnädigsten, nach langer Zeit einmal wieder soldatische Kühnheit zu zeigen, indem ich Ihnen meine Huldigungen und zugleich meinen Freund, Herrn Banquier Ohnich aus Hamburg, zu Füßen lege.

Luise Liebholst.

Das möchte Ihnen denn doch etwas schwer fallen.

Lieutenant
(zu Luise Liebholst, halblaut).

Einer der eifrigsten Anhänger unserer Partei, der nicht hat unterlassen können, mein Nebenbuhler in der Bewerbung um Ihre Gunst zu werden.

Luise Liebholst (laut).

Sie sind sehr uneigennützig, Herr von Torphelm, sich noch einen Nebenbuhler an die Seite zu stellen; ich aber bin Ihnen sehr verpflichtet dafür.

Banquier.

Sehr schmeichelhaft — obligirt.

Justizrath (zu Luise Liebholst).

Wenn Sie mir, nachdem ich in Bezug auf mich den Grundsatz „Tres faciunt collegium“ in Anspruch genommen, Sitz und Stimme in diesem Rivalitätscollegium verwilligen wollten: so dürfte ich — sine ira et studio bezüglich gedachter Collegen — (bei Seite) d. h. nämlich bei uns: ich wünschte sie Alle zum Teufel — behaupten und nöthigenfalls ein thatsächliches Argumentum dahin bewirken, daß Ihnen Keiner eifrigere Adoration dediciren, respective alle Pflichten und Dienstleistungen eines Feudalen gegen seine Lehnsherrin — falls nämlich weibliche Lehnsherrschaft quaestionis ist — dienstbeflissener und treuer erfüllen wird, als Ihr mit wahrem Eifer diese Gelegenheit zur Erneuerung der Versicherung seiner ausgezeichnetsten Hochachtung ergreifender Diener, der Justizrath Klugmann.

Junker.

Der konnte 'mal wieder jar nich alle werden.

Luise Liebholst (zu Klugmann).

Sie sind sehr gütig; ich muß aber wirklich bitten, Platz zu nehmen; wir würden ja bei ferneren schmeichelhaften Aeußerungen in der That gar nicht zum Sitzen kommen.

Banquier (Raimund erblickend, bei Seite).

Alle Wetter! Mein Dichter! Bin total ruinirter Liebhaber, wenn er mich verräth! (Tritt, während sich die Uebrigen setzen, zu ihm und flüstert ihm in's Ohr.) Rechne mit 200 Mark auf Ihre Discretion, mein Herr.

Gustav Raimund (ebenso, ironisch).

Verstehe Sie zwar nicht, mein Herr; wenn Sie aber die 200 Mark Ihrem Freund Torphelm als Schmerzensgeld borgen und mit der Mahnung so lange warten wollen, bis er sie aus freien Stücken wiederbezahlt, verspreche von jetzt an Discretion.

Banquier.

Mein Wort darauf! (Für sich.) Ach, athme freier! Nobles Haus das, der Dichter. (Setzt sich.)

Luise Liebholst (zu den drei Angekommenen).

Wir waren grade bei einem interessanten Streit über den Werth oder Unwerth des Liedes „Schleswig-Holstein-stammverwandt.“ Was halten Sie davon, meine Herren?

Lieutenant (für sich).

Es beginnt die Action: also eingehaun!

Banquier (für sich).

Es steigen die Actien: also eingekauft!

Justizrath (für sich).

Zwei Correferenten zu den Acten: also eingesehn!

Lieutenant (bramarbasirend).

Ah, meine Gnädigste, ich verstehe: Sie sprechen mit jenem Könige, der vor der Schlacht bei Jvry seinen Getreuen nichts zurief, als: Vous êtes Danois — voilà l'ennemi! Ja, meine Gnädigste, zu Ihrem Ritter erbiete ich mich in dieser Fehde. Zeigen Sie mir nur, wer immer zur Fahne dieses aufrührerischen Liedes schwört — und meinen Handschuh werf' ich ihm hin zum Kampfe auf Leben und Tod! (Bei Seite.) Meine historischen Kenntnisse von der bornholmer Schule kommen mir trefflich zu Statten.

Luise Liebholst (zu Klaren).

O weh, schützen Sie mein Leben vor meinem eigenen Ritter. (Zum Lieutenant.) Ei, ei, mein Herr Ritter, da könnte Ihre Tapferkeit doch mit Ihrer Galanterie in Streit gerathen. Denn wenn nun der Feind eine Dame wäre — Sie würden doch nicht grausam sein? (Blickt dabei ihre Schwester an.)

Lieutenant (für sich).

Aha, ihre Schwester meint sie. Da gilt es Feinheit. (Laut.) Meine Gnädigste, es war bisher immer mein Wahlspruch:

A dieu mon ame,
Mon coeur au roi,
Mon bras aux dames,
L'honneur pour moi.

(Lachen.)

Heinrich Klaren (zu Luise Liebholst).

Eine echt ritterliche Verwechslung.

Sophie Stolzen.

Einer Feindin würden Sie also in diesem Falle statt Ihres Handschuhs Ihren Arm anbieten? Sehr galant.

Lieutenant (für sich.)

Jetzt: Sturm! (Laut, mit einem Blicke auf Luise Liebholst.) Ganz Recht. Der Freundin die Hand, der Feindin den Arm. (Für sich.) Ich bin heute unübertrefflich.

Luise Liebholst (erröthend, ironisch).

Hüten Sie sich, Herr Ritter, beim Anbieten Ihrer Hand nicht zu vergessen den Handschuh vorher abzuziehen. Ihre Dame könnte in Zweifel sein, ob ihr die erstere oder der letztere geboten werde.

Lieutenant.

Sie sind entzückend, meine Gnädigste! O, Ihr Ritter wird Sie keinen Augenblick in Zweifel lassen und bittet um Nichts, als daß auch Sie ihn Ihrer Gunst versichern, indem Sie ihm ein Feldzeichen verleihen, eine Schleife, eine Rose, sei es, was es wolle; Sie werden ihn unüberwindlich machen.

Luise Liebholst.

Nehmen Sie wirklich als Feldzeichen, was es auch sei?

Lieutenant.

Was es auch sei!

Luise Liebholst (ihm einen zierlichen Arbeitskorb reichend).

Hier, mein Herr Ritter, ziehen Sie einstweilen mit diesem Feldzeichen zum Kampfe auf Leben und Tod gegen Alle, welche zur Fahne Schleswig-Holsteins schwören, und Sie werden unüberwindlich sein.

Lieutenant (verdutzt).

Ah! Ein Korb!

Junker (sich die Hände reibend).

Ist der nicht wenigstens auch abgefahren?

Heinrich Klaren (zu Luise Liebholst).

Bravo!

Lieutenant (für sich).

Verdammt! Da gilt's einen ehrenvollen Rückzug. (Laut.) Selbst den Korb nehme ich zum Feldzeichen; er soll den Schanzkorb vorstellen, über den hinweg ich den Choc erneuern werde.

Luise Liebholst (ironisch).

Sie dürfen den Korb freilich in die Schanze schlagen; es sind deren leicht mehre zu bekommen.

Junker.

Ha ha ha, er hat Recht, ein Schock ist bald fertig.

Sophie Stolzen (ironisch).

Ja, ja, der Herr von Petersfelde weiß das.

Luise Liebholst (zu Klugmann).

Nun, Herr Justizrath, wie entscheiden Sie denn über das Lied?

Justizrath (für sich).

Da sie nun einmal für die Sache ist, so war sie folglich nur gegen die Person, respective deren Verfahren, wonach sich zu achten. (Laut.) In Anbetracht, daß mir das unzweideutigste Indicium für Dero loyale Gesinnung, mein Fräulein, bekannt, ich nicht minder entnommen, wie Seldige, gleich allen anderen treuen Subjecten, besagtes Lied detestiren, endlich aber auch ich solches Lied als gesetzwidrige Tendenzen enthaltend erkannt habe, so offerire ich mich nicht nur submissest in jedem etwanigen Streite über nurerwähntes Lied als desfallsigen Advocatum, Mandatarium oder Defensorem, sondern verspreche auch anticipando den glänzendsten Succeß und die vollständigste Damnation des Gegentheils, unter Tragung der sämmtlichen gerichtlichen, respective außergerichtlichen Unkosten — letztere, soweit sie richterlich festgestellt sind.

Luise Liebholst (zu Klaren).

O weh! Schützen Sie mich armes Subject vor Damnation und den Kosten gegen meinen eigenen Advokaten. (Laut zu Klugmann, ironisch.) Wie aber, wenn Sie sich in den loyalen Gesinnungen Ihrer Clientin täuschten, selbige vielmehr nicht zu den getreuen Subjecten respective zu den Anhängern nurgedachten Liedes gehörte: würden Sie die Sache der Person, das Object dem Subjecte opfern?

Justizrath (für sich, pfiffig).

Sie will mich auf die Probe stellen — mich, den Richter und Referenten in Lehnssachen. (Laut.) In Erwägung, daß ich mich nicht als unparteiischen Iudex angeboten, sondern nur zu einem stets parteiischen Advokaten herabgelassen, es aber ferner heutiges Tags als usus erscheint, daß, exceptis excipiendis, Advokaten all' und jede Sache übernehmen, die ihnen Aussicht auf Ruhm, Geld oder Stellen gewährt, ich endlich der Ehre der Clientel des Fräuleins Luise Liebholst selbst meine Ueberzeugung zu opfern resolvirt bin, so würde ich selbst in gedachtem, jedoch fast unmöglich scheinenden Falle ausnahmsweise dem fraglichen Fräulein assistiren und das Object dem Subjecte subjiciren, wie solches schon grammaticalisch richtig ist.

Luise Liebholst.

Sehr schmeichelhaft. (Zweifelnd.) Und das Honorar?

Heinrich Klaren.

Die Deserviten?

Justizrath (für sich).

Jetzt gilt es meiner Qualität als Advokat Ehre zu machen. (Laut.) Wie immer uneigennützig, würde ich auf Liquidation und richterliche Feststellung verzichten, vielmehr die Belohnung lediglich dem erleuchteten Ermessen meiner Clientin anheimstellen (bedeutungsvoll), oder, falls solche etwa vorher bereits ein desfallsiges Versprechen abgegeben haben sollte, nach erfüllter Bedingung solchen Versprechens nur die Erfüllung letztgedachten Versprechens selbst in Anspruch nehmen. (Alle sehen auf Luise Liebholst.) (Für sich.) Inquisitin erröthet, folglich fühlt sie sich getroffen.

Luise Liebholst.

Ich bin zu neugierig, zu wissen, in wie weit ich Ihr schmeichelhaftes Anerbieten meinen geringen Vorzügen zuschreiben darf, als daß ich nicht fragen sollte, ob Sie auch, wenn nicht ich, sondern meine Schwester Ihre Clientin wäre und ein „desfallsiges" Versprechen gegeben hätte, letztgedachten Versprechens Erfüllung fodern würden.

Justizrath (verlegen).

Dermalen — in Berücksichtigung — dieweil — insofern ein Advokat in derselben causa nur einer Partei dienen kann, würde ich folglich von der Clientel Ihrer Frau Schwester abstrahiren müssen.

Luise Liebholst (ironisch).

Ah, das bedaure ich unendlich; ich hoffte, meiner Schwester, die noch eines Beistandes zu bedürfen scheint, in Ihnen einen solchen zuzuführen; denn ich selbst bin leider schon versehen; der Herr Doctor Klaren hier will die Güte haben, mir als Anwalt in „oftberegter" Sache zu dienen, und ich könnte Ihnen daher nur das „Nachsehen" überlassen.

Junker (schadenfroh).

Abgeblitzt!

Justizrath.

Bin zwar sehr nachsichtig, bin auch sonst ganz in meinem Elemente beim Nachsehen der Acten, allein — solchergestalten — dermaßen — (Für sich, aufgebracht.) Beim Codex, meine Erniedrigung zum Advokaten hat mich in's Verderben gestürzt!

Luise Liebholst (sich umsehend).

So hätte denn also das arme Schleswig-Holstein-Lied gar keine Freunde? Ah, Herr Ohnich, wie denken Sie denn davon?

Heinrich Klaren (leise zu ihr).

Sie sind ja förmlich blutgierig!

Banquier (für sich).

Die Schleswig-Holstisch? Sehr zweifelhaft! Muß Gewißheit haben! Börsenlist anwenden! (Laut.) Wissen Sie wol, Fräulein, daß Firma „Schleswig-Holstein-stammverwandt" total fallirt hat?

Luise Liebholst und Mehre (überrascht).

Wie so?

Banquier.

Ist gestern in großer Volksversammlung feierlichst aufgehoben und mit neuer Firma vertauscht worden.

Sophie Stolzen.

Bravo!

Luise Liebholst (sich vergessend).

Aber das ist ja abscheulich! Das herrliche Lied! Der schöne Name!

Lieutenant und Justizrath (sehen sich groß an).

Ah!

Lieutenant (halblaut zum Justizrath).

Ah, wir sind betrogen! Sie ist Holstin und sie Dänin!

Justizrath (ebenso).

Objectiver Thatbestand von doloser Täuschung.

Banquier (sich in's Fäustchen lachend).

Ha, ha, Börsenkniff war gut; Papiere steigen.

Gustav Raimund (zur Stolzen).

Sie sagten: Bravo! und freuten sich damit vermuthlich über den neuen Schritt zur Aussöhnung?

Sophie Stolzen.

Ja, ja, das war es!

Lieutenant (entrüstet heimlich zu Petersfelde).

Aber Petersfelde, das nimm mir nicht übel —

Justizrath (ebenso).

Herr von Petersfelde, nach Ihrer gefälligen Mittheilung vom gestrigen —

Banquier (bei Seite).

Herr von Petersfelde vermuthlich Börsenkniff gebraucht, um in Petersfelder Actien zu speculiren —

Junker (für sich).

Weiß ich nicht, wie immer, von Nichts? Bin ich nicht ganz aus dem Häuschen?

Heinrich Klaren (zu Raimund, lachend).

Köstlich!

Gustav Raimund (ebenso).

Unbezahlbar!

Luise Liebholst.

Mein Gott, was hat der arme Herr von Petersfelde mit der veränderten Firma zu thun? Worin ist sie denn nur verändert?

Banquier.

Neue Firma: Das Allgemeine!

Luise Liebholst.

Das allgemeine Lied? Nun, das lasse ich mir noch gefallen. Ein treffender Name! Aber vom Titel auf den Inhalt zu kommen, so sind Sie uns Ihre Meinung noch schuldig, Herr Ohnich!

Banquier (für sich).

Muß Risico übernehmen, Schiff in See stechen lassen. (Laut.) Habe mich darüber in einem Gedichte ausgesprochen, und da mein Freund, Herr von Torphelm, sagte, daß Sie Dichtungs-Liebhaberin seien, bin so frei gewesen zur Ansicht zu übersenden. Wenn nicht irre, sehe es schon dort! (Auf die Gedichte zeigend.)

Luise Liebholst.

Ah, von Ihnen? Herrlich, das erinnert mich an unser Vorhaben. Meine Herrschaften, ich werde mir die Ehre geben, einen kleinen poetischen Wettkampf abhalten zu lassen, und meine Schwester zur Richterin und Preisvertheilerin einzusetzen. Sophie, ich bitte auch um Dein Gedicht.

(Sophie Stolzen gibt das Petersfelde's.)

Herr Doctor Klaren, darf ich bitten, vorzulesen?

Heinrich Klaren.

Mit Vergnügen. (Sieht flüchtig die Gedichte durch.)

Lieutenant (für sich).

Meine schönen Schlagreime!

Justizrath (für sich).

Meine schlagenden Gründe könnten noch günstige Resolution erzielen!

Banquier (für sich).

Mein Gedicht à deux mains! Reüssirt es nicht bei der Einen, vielleicht bei der Andern! Beide reich! Zwei Chancen!

Junker (ebenso).

Habe ich nicht darauf nicht gerechnet? Dichte ich jetzt nicht nur nicht allein, sondern gleich mit einem halb Dutzend Complicen? Ist es da nicht unmöglich, der Beste zu sein?

Sophie Stolzen (zu Raimund halblaut).

Werden Sie denselben Stoff nicht auch einmal in einem Gedichte behandeln?

Gustav Raimund (leise, bedeutungsvoll).

Ist schon geschehen. Wenn Sie ganz nach Ihrem Geschmack wählen, werde ich glücklich sein.

Heinrich Klaren.

Also, wie ich sehe, sind es lauter Gedichte von ungenannten Verfassern! Um so besser — Die Entscheidung wird um so unparteiischer ausfallen. Das erste lautet:

(Liest komisch und Petersfelde's Sprache nachahmend.)

Schleswig-Holstein, wozu schreit Ihr?
Ob verdeutscht, ob danisirt:
Janz ejal ist's — immer seid Ihr
Ueber'n Löffel doch balbiret
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Seid Ihr's nicht in Unverstand?

Hungers stirbt nicht gern ein Raubthier,
Wenn's ein Frühstück nahe hat!
Oder, Ihr zwei Ländre, glaubt Ihr,
Dänemark das hätte satt?
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Sieht das nicht ein Elephant?

Dänen, hört mich: Holstein-Schleswig —
Ruft's mit allem Schrei'n nicht blos:
„Dänemark, stirb, oder friß mich?"
Freßt nur zu — es schmeckt famos!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Hat's nicht fettes Beefsteaks-Land?

(Allgemeines Lachen.)

Gustav Raimund.

Ha, ha, klingt das nicht, als ob es so ein recht gemüthlicher Landjunker verfaßt hätte, dem seine Mastochsen ihren Tribut täglich mit den fettsten Rückenstücken bezahlen?

Heinrich Klaren.

Und der in seiner simplen Gutmüthigkeit ein Schmarotzer-Heer von hungrigen Nachbarn täglich an seine Tafel ladet und sich's zur Ehre rechnen würde, wenn sie nach allen Vorräthen zuletzt ihn selbst aufäßen?

Junker.

O, das würde ich mir doch gehorsamst verbitten! Anstatt Rückenstücken könnten da Rippenstücke vorgesetzt werden.

Heinrich Klaren und Gustav Raimund.

Ah Sie, Herr von Petersfelde, sind der Verfasser? Bitte tausend Mal um Entschuldigung!

Junker.

Bitte, bitte, fahren Sie nur fort. Wird nicht am Ende auch wol noch an mich die Reihe zum Lachen kommen?

Heinrich Klaren.

Das zweite Gedicht lautet so:

(Liest im dramatbaftreuden Tone.)

Schleswig-Holstein: Stillgeschwiegen!
Ein Dragonerlieutenant spricht!
Ihr seid dän'sch und müßt Euch fügen,
Wenn auch gleich der Säbel bricht!
Damit Basta! Kreuzverdammt
Bin ich, seid Ihr stammverwandt!

Das ist deutlich! Ja, die Dänen
Sind nicht Professor'n Deutschlands,
Haben Haare auf den Zähnen
Und Dragonerlieutenants!
Alle Wetter! kreuzverdammt
Seid Ihr, doch nicht stammverwandt!

Kommt nur an, Ihr deutschen Schreier!
Kommt! Ich ford're Euch kühn heraus!
Dänisches Kanonenfeuer
Leuchtet Euch mit Schimpf nach Haus!
Euch Freischärler allesammt
Woll'n wir jagen — kreuzverdammt!

Schleswig-Holstein, Euch verheer' ich!
Sprecht, Ihr deutschen Lumpengau'n,
Wollt Ihr augenblicks den König?
Oder es wird eingehau'n!
(Spöttisch.) Schleswig-Holstein, kreuzverdammt,
Seid Ihr jetzt noch stammverwandt?

(Lachen.)

Luise Liebholst (komisch).

Brr! Mich schauert! Ich sehe schon diese schrecklichen Dragoner, wie sie einhauen. Gnade! Gnade! Herr von Torpheim, könnten Sie nicht Ihren Kameraden, den Dichter, bewegen, es bei Ihrem friedlicheren Wahlspruche: „Mon coeur au roi, mon bras aux dames!" bewenden zu lassen?

Sophie Stolzen.

In Wahrheit, ich habe eine solche Neigung zum Versöhnen bekommen, daß ich auch hier Frieden stiften und diesen Dragonern mit Freuden andieten möchte, ihnen statt meiner armen Landsleute, Küche und Keller zum Einhauen Preis zu geben.

Heinrich Klaren.

Worauf sie nicht zögern würden, den Vorschlag anzunehmen und mit solcher Wuth auf die Vorräthe einzuhauen, daß man vom ventre à terre sprechen könnte. (Lachen.)

Gustav Raimund.

Mir gefällt eigentlich das Gedicht sehr gut. Man sieht gleich, der Verfasser ist geborner Cavallerist; er drückt seinen Gefühlen die Sporen ein, schwingt mit einem derben Soldatenfluche den Stahl — ich meine die Stahlfeder — und führt wüthende Schlagreime auf die Feinde.

Heinrich Klaren.

Natürlich, ein guter Dichter muß auch immer ein guter Cavallerist sein — er könnte ja sonst den Pegasus nicht reiten.

Lieutenant (für sich).

Ein Glück, daß ich mir mit der Arrière-Garde der Anonymität den Rückzug gedeckt. Hier ist man ja seines Lebens nicht sicher!

Junker.

Höre, Torpheim, vor der Eisenbahn muß sich Dein Kamerad, der Dragonerlieutenant, aber doch in Acht nehmen, daß er nicht, wie Jener bei Nortorf, reineweg abgeschnitten wird.

Lieutenant (gereizt).

Na, höre, Petersfelde, Du kannst nur anspannen und nach Hause fahren!

Sophie Stolzen (ironisch).

Wie? Sie wollten Ihren Freund abfahren lassen?

Lieutenant.

Habe so noch ein Hühnchen mit ihm zu pflücken.

Junker.

Recht, halte Dich beim Wort! Habe ich nicht delicate, fette Kapaunen in Petersfelde? Sollst eingeladen sein. (Lachen.)

Heinrich Klaren.

Aber weiter in der Poesie! Das dritte Gedicht lautet so: (Liest komisch.)

Nachdem aus gesammten Acten
Zu ersehen als gewiß,
Daß laut feierlichen Pacten
Aus den ält'sten Saeculis
Schleswig, wie es ihm gebühret,
Dänemark incorporirt —

Wenn auch gleich das vorgedachte
Schleswig solches nicht bekennt,
Sondern das jetzt deutsch gemachte
Holstein als den Nachbar nennt,
Dem es einzig stammverwandt
Als ein Schleswig-Holstein-Land —

Holstein dän'scher Seite neulich
Aber selbst beansprucht wird,
Welche zweite Ford'rung freilich
Zuläßt, daß der Kläger irrt,
Während Schleswigs Dänenschaft
Dasteht als unzweifelhaft.

Folglich Holstein illiquide,
Schleswig ganz liquide ist,
Eine Ford'rung, die liquide,
Aber — wie Ihr Alle wißt —
Nie mit einer illiquiden
Zu misciren ist hienieden:

So spricht — trotz profaner Presse —
Nur für Dänemark das Jus,
Und in diesem Staatsprocesse
Ist der rechtliche Schluß:
„Schleswig-Holstein stammverwandt"
Schrieb, wer nichts vom Jus verstand.

(Lachen.)

Junker.

Mich wundert nur, daß der „vorgedachte" Dichter sobald alle geworden ist.

Luise Liebholst.

Ha, ha, Schleswig liquide? Ist das nicht eine Beleidigung? Ich dächte dem inseligen Dänemark könnte man die Flüssigkeit, wenigstens die Wässerigkeit weit eher Schuld geben.

Justizrath (für sich).

Man lacht über das Gedicht, folglich scheint man es lächerlich zu finden. Da muß ich behufs meiner Autorität meine Autorschaft ad acta und in secretum decretiren. (Laut.) Der Dichter scheint ein Richter zu sein; denn liquide ist ein richterlicher Ausdruck, welcher bedeutet, daß eine Forderung richterlich anerkannt ist und sogleich executorisch beigetrieben werden kann; und da bin ich unter den obwaltenden Umständen eigentlich hinsichtlich Schleswigs mit dem Dichter ganz einverstanden.

Luise Liebholst.

Wahrhaftig? Kennen Sie den Dichter?

Justizrath (bei Seite).

Muß das Actengeheimniß bewahren. (Laut.) Ich kenne besagten Dichter nicht.

Luise Liebholst (bei Seite).

Wart, jetzt haben wir freies Spiel. (Laut, ironisch.) Ha, ha, der Dichter scheint von einer edlen Selbstverleugnung.

Heinrich Klaren (ebenso).

Scheint aber den Plato und seine Regeln über die Selbstkenntniß nicht gelesen zu haben.

Gustav Raimund (ebenso).

Um so mehr aber die Bibel; ich finde wenigstens, daß er viel Aehnlichkeit mit St. Peter hat.

Heinrich Klaren (ebenso).

Ex ungue leonem! An den Federn erkennt man den Vogel. Ich setze diesen Vogel unter die Gattung der periodischen.

Luise Liebholst.

Ich halte den Autor für einen Baumeister, und bei seiner politischen Gesinnung könnte man ihn als Hofbaumeister, als Hof-Periodenbaumeister empfehlen.

(Lachen.)

Lieutenant (leise zum Justizrath).

Armer Justizrath, wie sind hier zwischen Kreuzfeuer gerathen.

Justizrath (ebenso).

In ein wahres Wespennest. Brechen wir folglich auf?

Lieutenant (ebenso).

Im Feuer aushalten, ohne sich wehren zu können, ist der höchste Grad von Tapferkeit.

Sophie Stolzen

(als das Lachen sich gelegt, zu Klaren).

Fahren Sie fort, Herr Doctor.

Heinrich Klaren.

Das vierte Gedicht gibt weniger Stoff zum Lachen. (Lies't fließend und mit Ausdruck.)

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Habe deiner Worte Acht,
Niemals ward durch Lästerungen
Eine Sache schlecht gemacht.
Schleswig-Holstein stammverwandt
Denke nach, mein Vaterland!

Wenn die Leidenschaften rasen,
Wird das hellste Auge blind,
Leere, prahlerische Phrasen
Klingen machtlos in den Wind,
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Achte auch das Feindesland.

Eine Sache, welcher innig
Selber Frauenmund sich weiht,
Ja für welche edelsinnig
Sie sich selbst als Opfer beut,
Die ist anerkennungswerth
Und verdient, daß man sie ehrt.

Rathen laßt Euch, meine Brüder:
Im Versöhnen sucht Gewinn.
Meidet prahlerische Lieder,
Unterdrückt den Feindessinn.
Nicht des Kriegs ob „stammverwandt,"
Denk des Friedens, Vaterland!

(Einen Augenblick Pause.)

Sophie Stolzen (für sich).

Ganz seine Gesinnung, seine verbindlich schmeichelnde Weise — es kann nur von ihm sein. Und sagte er nicht, er habe schon gedichtet? Ich solle wählen, was mir am besten gefalle, und er werde glücklich sein.

Luise Liebholst.

Nun, Sophie, der Herr Doctor ist zu Ende. An Dir ist's nun, zu wählen. Höre auf zu überlegen und entscheide Dich.

Sophie Stolzen (für sich.)

Glücklich sein? Darf ich ihm trauen? O er hat mich im Fluge gewonnen. Ja, ich kann es nicht leugnen, ich liebe ihn. Gewiß, es muß ein edler Mann sein. Und er, hat er sich nicht auf das Unzweideutigste ausgesprochen? Wohl, so mag denn aus diesem Scherze das wichtigste Ereigniß meines Lebens werden. Ich folge meinem Herzen.

Luise Liebholst.

Wahrhaftig, Schwesterchen, Du mußt entsetzlich zweifelhaft sein.

Sophie Stolzen (laut.)

Nichts weniger. Ich schwanke keinen Augenblick. Für das beste Gedicht erkläre ich — das letzte!

Banquier

(springt auf, kniet vor ihr nieder, küßt ihr die Hand).

So bin glücklich!

Sophie Stolzen

(fährt vom Stuhle auf.)

Wie? Sie, Herr Ohnich, schickten das Lied? (Bei Seite.) Was that ich? Man hat mich verrathen.

Banquier.

Ja, meine Angebetete, der Glückliche bin selbst — der sie liebt —

Sophie Stolzen (stolz).

Wie? Sie wagen es?

Heinrich Klaren (zu Luise Liebholst).

Ha, ha, ha, selbst bei der Liebeserklärung kann der Kaufmann nicht übre's Herz bringen, das „Ich" auszusprechen. Wart, ich werde ihm nachhelfen. (Laut, zu Sophie Stolzen.) Ei, ei, der glückliche Verfasser, der Sie liebt, scheint ein Anderer, als der glückliche Versender, der Sie auch zu lieben behauptet; denn, wie ich so eben sehe, stellen die Anfangsbuchstaben des letzten Verses einen Namen vor, unzweifelhaft den des Verfassers und zwar meines Freundes, den Namen „Raimund".

Sophie Stolzen (freudig überrascht).

Ah!

Banquier

(der noch halb kniete, halb sich schon erheben, kommt bei diesen Worten aus dem Gleichgewicht, schwankt, will fallen, hält sich am Stuhle). (Vernichtet.)

Fallire! (Ueberraschung der Andern.)

Gustav Raimund

(sich erhebend, zum Banquier, ironisch).

Sie sehen, ich habe mein Versprechen von vorhin nicht gebrochen; mein Freund hat eigenmächtig das Geheimniß verrathen, das ich ihm gestern, ehe Sie mich von Ihren wahren Absichten unterrichteten, mittheilte. Sie sind in Ihre eigene Grube gefallen, Herr Ohnich; Sie wollten mir — vermuthlich mit einer Börsenlist — meine Waare ablocken, und ich habe Sie mit gleicher Börsenlist als Mäkler gebraucht, um meine Waare, wenn nicht an den Mann, so doch an die Frau zu bringen. (Lachend.) Als Ehrenmann werden Sie also Ihr Wort von vorhin in Betreff des Herrn von Torpheim halten.

Lieutenant (überrascht).

Und das wäre?

Gustav Raimund (ironisch).

Herr Ohnich wird es sich nicht nehmen lassen, Ihnen später selbst die klangreichste Erklärung darüber zu geben. (Zur Stolzen.) Meine gnädige Frau, Ihnen vermag ich Nichts zu sagen, als daß Sie mich durch Ihre Entscheidung zum glücklichsten der Menschen gemacht haben.

Lieutenant.

Kreuzverdammt!

Luise Liebholst

(spöttisch-lächelnd, zur Stolzen).

Und der Preis?

Sophie Stolzen (für sich).

Wart', so gleich sollst Du doch nicht triumphiren! (Laut, lächelnd, zur Liebholst.) Nun, ich habe nur entschieden, daß unter den vorliegenden Gedichten das letzte das beste wäre. Er hat deshalb nur einstweilen Hoffnung auf den Preis, wenn nämlich kein noch besseres kommt.

Gustav Raimund

(küßt ihr die Hand).

Junker (spöttisch).

Ah, ein Provisions-Verhältniß!

Justizrath.

Ein provisorisches Verhältniß, intendiren Sie zu sagen, indem nämlich in Erwägung, daß —

Luise Liebholst

(ihn nicht ausreden lassend, zur Stolzen, ironisch).

Da bleibt dann also auch mir nichts Anderes übrig, als einstweilen nur eine provisorische Entscheidung abzugeben. Hier ist nämlich auch in Bezug auf mein gestriges Versprechen ein Gedicht. Haben Sie doch die Güte, vorzulesen, Herr Doctor Raimund.

Gustav Raimund.

Mit Vergnügen! (Liest.)

Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht.
Wird dir auch von Lästerzungen
Manch' ein „Pereat" gebracht:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Du stirbst nicht, mein Vaterland!

Ob auch wild auf deinem Boden
Des Dragoners Fluch ertönt,
Ob mit Riesen-Pfoten
Der Jurist dein Recht verhöhnt:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Zitt're nicht, mein Vaterland!

Und wenn selbst von Petersilie
Seit'ner Mutterwitz dich trifft,
Oder des Banquiers mit Gelde
Schlecht erkaufte Spötterschrift:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Lach' sie aus, mein Vaterland!

Aber wenn den Feinden innig
Schöner Frauenmund sich weiht,
(Ironisch.) Ja wenn ihnen edelsinnig
Sie sich selbst als Opfer beut:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Dann zeig' Großmuth — sei galant!

Klinge drum ein'r Volkslied, Freunde!
Laut ertön' ein'r „Stammverwandt!"
Aber so euch eure Feinde
(Ironisch.) Reichen ihrer Schönen Hand —
Ehret dann den Frauenstand! —;
Nehmt sie an für's Vaterland!

(Lachen der Damen.)

Mehre.

Bravo!

Luise Liebholst

(welche zwischen den Versen in Lachen ausgebrochen).

Ha, ha, ha, das heiße ich doch noch, die Gedichte meiner Schwäger in spe lächerlich gemacht! Wahrhaftig, meine Bedingung ist erfüllt, ich erkenne dem Verfasser den Preis zu, und wenn noch ein Dutzend Rivalen kämen. (Zu Raimund.) Aber wer ist der Verfasser?

Gustav Raimund

(lächelnd, die Achseln zuckend).

Ist anonym.

Sophie Stolzen (ironisch).

Wenn nicht vielleicht auch hier der Name verborgen sein sollte.

Gustav Raimund.

Ja wahrhaftig! Klaren! Ich gratulire!

Heinrich Klaren (ebenso).

Gleichfalls, zum Provisorium!

Gustav Raimund (bittend zur Stolzen).

Wird es lange dauern?

Sophie Stolzen.

Herr Doctor, ich gebe Ihnen definitive Anstellung. (Reicht ihm die Hand.)

Banquier (verzweifelt).

Actien gesunken! Schiff gescheitert! Körperlich fallirt! Mäkler gemacht! Ausgelacht! 200 Mark in Kauf! Nie wieder Börsenlist gebrauchen!

(Torpheim, Klugmann, Petersilie, Ohnich, ihre Hüte nehmend, empfehlen sich mit stummer Verbeugung.)

Gustav Raimund

(Heinrich Klaren die andere Hand reichend, mit Feuer).

Vivat Schleswig-Holstein-stammverwandt!

(Der Vorhang fällt.)

Gustav Meyen.

Der Verurtheilte.

Erzählung von Eduard Ludwig.

Viel liegt am Hochmuthe der Bürgerstaaten, an ihrer verletzenden Rohheit, ihrer Verachtung intellectueller Ansprüche, ihrem Herabsehen auf moralische Superiorität, ihrem Vergessen des Princips der Milde. Die Fürsten sind daran meistens unschuldig; sie können kaum anders, als die Schonung der Regierten aufrichtig wollen.

Dr. Kärnbrager.

Welche Strafe ist menschlicher, die Todesstrafe oder die lebenslängliche Gefangenschaft?

Man hat diese Frage wol selten aufgeworfen. Bisher handelte es sich nur von der Erledigung einer anderen, nämlich der: ob die Todesstrafe wirklich ein abschreckendes Beispiel sei, welches dem zu Verbrechen geneigten Menschen, bei jeder Absicht, eine solche That zu vollführen, vor Augen schwebe; oder ob die lebenslängliche Haft vollkommen hinreiche, dasjenige Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, welches der letztern gefährlich geworden, für immer aus derselben zu entfernen, und so vor jeder Wiederholung einer verbrecherischen Handlung durch das nämliche Individuum, an Personen und Sachen, den Staat wie den Einzelnen sicher zu stellen; ob es endlich nach göttlichen Gesetzen einem Menschen zustehe, seinen Mitmenschen tödten zu lassen? — Die Beantwortung war so mannigfach, die entwickelten Ansichten über den Gegenstand einander so widersprechend, daß, wer über jene Zeitfrage aufgeklärt zu sein wünschte, oder aus den schriftlichen und mündlichen Debatten Belehrung schöpfen wollte, unbefriedigt blieb, obgleich der größere Theil der Männer, welche für die Abschaffung der Todesstrafe in die Schranken traten, durch seine Stellung und seine Schriften dahin gewirkt hat, daß bei den Gesetzgebern eine Entscheidung über eine der wichtigsten Angelegenheiten sich allmälig vorbereitet.

Nun ist aber von keiner Seite die Eingangs aufgeworfene Frage bewegt worden. Man will doch unstreitig durch Abschaffung der Todesstrafe einen Act der Humanität ausgeübt sehen, indem man seinem gefallenen Mitmenschen das Leben, das kostbarste Geschenk Gottes, zu erhalten wünscht und ihn dadurch zugleich in Stand setzen möchte, den Schöpfer, gegen den er gefrevelt, den Staat, den er beunruhigt, und seine Mitbrüder, die er verletzt, durch Reue und Besserung zu versöhnen. Wie kann indessen der lebenslänglich Eingekerkerte das ihm erhaltene Leben als ein Geschenk ansehen, wenn er, ohne die Aussicht, seine aufrichtige, wahre Reue anerkannt zu wissen, eine Ewigkeit vor sich hat, die ihm nichts als unaufhörliche Körper- und Seelenqualen bietet. Was hilft seine Reue, was nützt ihm seine Besserung? — In der Regel hat der zur Hinrichtung Geführte sich mit Gott versöhnt, und wir müssen, nach den Grundsätzen der christlichen Religion, annehmen, daß er im Himmel Gnade finde. Mehr kann der Verbrecher nicht wünschen, und da er solche nur durch den Tod erlangen darf, so scheint in dieser Strafe allerdings mehr Menschlichkeit zu liegen, als in der lebenslänglichen Haft, die mit ihren Schrecknissen hier nachfolgend geschildert ist.

• • •

Es war um die Weihnachtszeit des verflossenen Jahres, als mir spät Abends ein versiegeltes Packet überbracht wurde, das ein unbekannter Mann an der Hausthüre für mich abgegeben hatte. Die Aufschrift enthielt meinen Namen, ich öffnete daher den Umschlag und fand, neben mehren Bogen ganz eng mit fuchsiger Dinte beschriebenen, vor Fett- und anderen Flecken kaum angreifbaren Papiers, nachstehenden an mich gerichteten Brief:

„Mein Herr!

Seit drei Wochen ist ein junger Mann aus den gebildeten Ständen, der seltsamerweise sein Geschick verdient zu haben behauptet, mein Leidensgefährte. Oft und viel, wenn das Ohr eines Aufsehers nicht in der Nähe war, erzählte er mir die Begebenheiten der Außenwelt, unter anderen auch von einem erschienenen Buche, worin der beklagenswerthe Zustand der Gefangenen im Arresthause zu Köln geschildert, und daß der betreffende Aufsatz mit ungetheiltem Interesse überall gelesen worden sei. Aus diesem Umstande mußte ich schließen, daß die Gefangenen und ihr Geschick Theilnahme einzuflößen im Stande seien, und daß die Geschichte fast aller Detinirten wol geeignet wäre, die Kenntniß vom menschlichen Herzen, von der Verdorbenheit, Unbeugsamkeit und Verwahrlosung, aber auch von der ursprünglichen Reinheit nur durch böse Zufälle für die Gesellschaft gefährlich gewordener Charaktere zu vermehren.

Lange schon hatte ich meine Lebensbeschreibung fertig. Mit welcher unsäglichen Mühe ich solche zu Stande gebracht, davon hat ein freier Mensch keinen Begriff. Denken Sie sich, daß, abgesehen von dem Verbot, in der Anstalt zu schreiben, dem Zwangsarbeiter nicht eine Minute Zeit übrig bleibt, die Gedanken dem Papier anvertrauen zu können; daß selbst jedes Mittel fehlt und nicht herbeizuschaffen ist, den Vorsatz auszuführen — und Sie werden ahnen, wie ich die einzelnen Buchstaben habe zusammentragen, wie ich das Schreibmaterial auf sehr gefährlichen Wegen beschaffen, und wie ich dasselbe den jede Ritze durchdringenden Argus-Augen der Beamten entziehen müssen. Drei volle Jahre arbeitete ich an dieser Schrift, jeden Augenblick gefaßt darauf, entdeckt zu werden und meinen Zustand verschlimmert zu sehen; aber der Himmel hat es anders beschlossen! Sie ist glücklich durch die Kerkermauern gedrungen und wird sich hoffentlich überall hin Bahn brechen, wenn Sie, mein Herr, es nicht verschmähen, in irgend einer entsprechenden Weise dieselbe dem Volke zu geben. Manchem wird sie zur Warnung dienen, manche der noch lebenden Personen, die mit darin vorkommen, werden erröthen, vielleicht bereuen; hat sie die Ehre, bis zum Throne zu gelangen, so wird der Landesherr Misbräuche abstellen und sein vortreffliches Herz nicht mehr durch Rathschläge verkehren lassen, die ihm des Volkes Liebe entziehen können, kurz sie wird nicht ohne Nutzen für Viele gelesen werden.

Entschuldigen Sie den äußeren Zustand des Manuscripts, er konnte unter den obwaltenden Umständen nicht besser sein. Auch durfte ich, schon um meiner Lage willen, nicht die wahren Namen von Personen und Orten anführen; ebenso wenig darf ich den Weg andeuten, auf dem ich das Packet Ihnen übermache. Ersteres ist zudem gleichgültig für den Leser; die Sache wird ohne die wirklichen Namen ebenso treu und wahr befunden werden, als wenn ich dieselben angeführt hätte. So hoffe ich denn für die Veröffentlichung meiner Lebensgeschichte nicht besonders büßen zu dürfen und fühle seit langen Jahren zum ersten Mal einigen Trost in meinem Verhältniß.

Forschen Sie selbst nicht nach meiner Person, es würde mir nur zum Nachtheil gereichen. Mögen Sie dagegen versichert sein, daß mit der größten Hochachtung Ihnen ergeben bleibt

Ein Criminal-Sträfling."

Das Datum und der Ort fehlten; ich begann sogleich mit Lesen des dem Briefe beiliegenden Manuscriptes und vertiefte mich sehr bald dergestalt darein, daß ich den Nachtwächter erst hörte, als er um zwei Uhr die Stunde abpfiff.

Um das in mich gesetzte Vertrauen des Unglücklichen nicht zu täuschen, und weil ich glaube, daß Jeder, der die traurige

Geschichte liest, gleiches Interesse für dieselbe empfinden werde, überantworte ich sie hier der Lesewelt.

Mein Vater Antoine Raimond war als französischer Douanier oder Commis, wie die Leute sich ausdrücken, nach Deutschland, das heißt nach dem damaligen französischen Departement der Roer gekommen, hatte meine Mutter, ein recht hübsches Mädchen, aber nur eine arme Dienstmagd, kennen gelernt und sie geheirathet. So arm meine Mutter auch war, so entging sie doch nicht der allgemeinen Schande, die in jener Zeit jedes Frauenzimmer traf, das einen Franzosen oder gar einen Commis heirathete; denn der Name „Commis“ an und für sich bezeichnete einen Menschen, der seines Standes wegen von allen Leuten verachtet werden mußte. Daß unter diesen Umständen meine Mutter keine glückliche Ehe führte, wird man mir glauben, auch wenn ich nicht bemerke, daß mein Vater leichtfertig, wie alle Franzosen, und dem Trunk sehr ergeben war, einem Laster, das bei seinen Standesgenossen stets mehr oder weniger vorherrschte.

Als ich zu denken vermochte, fiel mir zunächst die friedliche Stille in den Häusern meiner kleinen Spielkameraden auf, ich verwunderte mich über das ruhige und vertrauliche Gespräch, das ihre Aeltern mit einander führten, und begriff nicht, daß es irgendwo anders zugehen könnte, als in unserer Wohnung, wo entweder Vater und Mutter, wenn jener sich zu Hause befand, in beständigem Hader die Zeit verbrachten, und das Resultat eines solchen Streits tüchtige Schläge waren, die meine Mutter von ihrem Manne empfing, oder verdächtige, wie Räuber und Banditen aussehende Menschen fortwährend ein und ausgingen. Anfangs fürchtete ich mich, in der Nähe dieser Leute zu weilen, später aber, nachdem die Mutter mir zugeredet, und nachdem ich diese und jene Kleinigkeit von Zucker, Rosinen, Mandeln, auch wol ein Stück Zeug zu Höschen und dergleichen als Geschenk erhalten hatte, befand ich mich recht wohl in der Gesellschaft der Schleichhändler oder Schmuggler, wie sie bei uns genannt wurden. Die Branntweinflasche kreiste beständig, und ich konnte in meinem sechsten Jahre schon recht ordentlichen Bescheid thun. Einer dieser Schmuggler, ein großer, vierschrötiger Kerl, schien mir besonders gewogen und brachte mir die meisten Näschereien, deshalb hing ich stets an seinem Halse, wenn er in die Stube trat, und visitirte ihm die Taschen, was wol in meiner Natur lag, da die Leidenschaften oder Gewohnheiten der Aeltern sich ja auf die Kinder vererben sollen. Jener Schmuggler — es ist kaum glaublich und dennoch wahr, die Zeitgenossen werden es bezeugen — ist seit vielen Jahren schon ein sehr angesehener Bürger, ein reicher Mann, der sein Vermögen nicht nach Tausenden, wie Andere, sondern nach halben Millionen berechnet; er ist gewissermaßen ein hochgestellter Staatsdiener; denn er sammelt im Großen den blutigen Schweiß der Armen, die mit Hunger und Entbehrung sauer erkämpften Sparpfennige der arbeitenden Classen, die durch Lug und Trug oder mit geübter Hand auf unerlaubtem Wege erworbenen Groschen gewissenloser Diener und Dienerinnen zu einem Schatz, der, nach Abzug von Procenten, Tantiemen und Sporteln, wieder unter einigen, vom Glück besonders erkornen Günstlingen des Zufalls ganz unverhältnißmäßig vertheilt wird; mit einem Wort — er ist ein Lotterie-Einnehmer. Von den übrigen Besuchern vernahm ich später, daß dieselben bald wohlhabend, bald arm geworden und zuletzt mit wenigen Ausnahmen im tiefsten Elende gestorben seien, ihre Familien der Commune zur Unterstützung oder der Strafanstalt zur Besserung hinterlassend. Gott, zur Besserung! — Bessern, wo jeder Weg zur Rückkehr in das ordentliche, bürgerliche Leben durch Härte und Grausamkeit in der Behandlung, durch das Brandmal ewiger Schande, dem Verbrecher, selbst dem Verirrten abgeschnitten ist! — O ja, Gottes Geschöpfe werden durch eng verschlossene Kerkerzellen, wo sie dem Wahnsinn anheimfallen mögen, durch Hunger und Schläge, durch Ketten und tödtliche Arbeit gebessert! Verworfen seid und bleibt Ihr, das Gesetz hat Euch gerichtet, unparteiische, weise Männer haben Euch für schuldig erkannt, Männer, die doch wissen, wie nach römischem, deutschem und französischem Rechte Euer Verbrechen abgeurtheilt werden muß! — Darum sollt Ihr Euch bessern nach unserer Art. Rechnet nie auf Gnade, selbst wenn Ihr Euch zehn Jahre hindurch musterhaft aufgeführt und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt!

Unter den erzählten Umständen konnte meine Erziehung nur verfehlt werden. Da war keine Rede von Religionsunterricht, vom Lesen- und Schreiben-Lernen, von gesittetem Betragen. Naschen und Branntweintrinken waren meine Götter, das Zeichen auf den eingeschwärzten Collis zu erkennen und Aehnliche mit dem Pinsel nachzubilden, waren mein Lesen und Schreiben, so wie einem Commis, also Kameraden meines Vaters, der mir bei irgend einer Gelegenheit im Wege stand, einen Stein an den Kopf zu werfen, meine Sittsamkeit bekundete.

Damals war ich zwölf Jahre alt, aber in allen Kniffen des Schleichhändlergewerbes erfahren und geschickt. Mein Vater sprach gar kein Deutsch, und meine Mutter radebrechte nur einige zur Verständigung durchaus nothwendige französische Worte, woraus denn für mich, der ich vom Vater nur französisch und von der Mutter anders nicht, wie deutsch angeredet wurde, der einzige Vortheil erwuchs, in beiden Sprachen mich geläufig ausdrücken zu können. Das Französische brachte mir daher manchen Vortheil und gab mir, so jung ich war, bei den Schmugglern ein gewisses Ansehen, da diese sämmtlich kein Wort jener Sprache verstanden, die Wörter „Commis und Contrebandier“ ausgenommen. Man wird sich wundern, daß ich, der Sohn eines Wächters über die Vollstreckung der Zollgesetze, mit Hand anlegte, denselben zu trotzen oder sie zu umgehen; aber wenn man reiflich darüber nachdenkt, wird man finden, daß dieses nicht der einzige Fall gewesen, vielmehr ähnliche Beispiele im Leben nur zu häufig vorkommen. Gibt es zum Beispiel nicht Richter, die über Recht und Unrecht erkennen sollen, und die, von persönlicher Leidenschaft geblendet, selbst Unrecht thun? gibt es nicht geheime Räthe, die im Geheimen sich mit einer Partei über deren Angelegenheit in Betreff der Anderen berathen und öffentlich den Ausspruch: „Gleichheit vor dem Gesetz!“ stets im Munde führen? — Man wundere sich also nicht, daß mein Vater das Beispiel aller damaligen Zollaufseher nachahmte und, wenn auch nicht activ, doch im leidenden Zustande mitwirkte, den Staat um einen Theil seiner Einnahme zu betrügen.

Mein Vater wußte wol, was er that, und seine Vorsicht, sein kaltes Blut, wie seine Unerschrockenheit gingen so weit, daß er, bei irgend einer ihm drohenden Gefahr, wenn seine Rettung auf andere Weise unmöglich schien, den Verbündeten aufgab und feindlich ihm entgegen trat. Solche Handlung war allerdings ebenso gefährlich für ihn, wie die Entdeckung seiner Mitwissenschaft von einer Schmuggelei, und endete, wie ich später erzählen werde, auch mit seinem Untergang; allein er machte es einmal nicht anders und kam so lange gut dabei weg, bis der Krug, der oft genug zu Wasser gegangen war, endlich brach.

Meine Mutter entwickelte in dem edlen Schleichhändlergewerbe nicht weniger Thätigkeit; denn nicht allein, daß sie mit den Genossen über die Grenze ging und redlich herübertragen half, bei großer Gefahr selbst den Kattun um den Leib gewickelt, die Spitzen um ihre Arme gedreht, einschleppte; sondern sie that auch ihre Pflicht, ganz wie mein Vater, bei dem Dienstchen, zu welchem man sie für den Staat angenommen, nämlich alle die Grenze passirenden Frauenzimmer in einem besonderen Kabinet der Douanenwache bis auf's Hemde zu visitiren. Dieser schrecklichen Vorschrift, die das Schamgefühl empört, mußten sich die Frauen und Mädchen aller Stände unterwerfen, wenn der Commandant des Postens es für nöthig hielt. Ich brauche wol nicht erst zu bemerken, daß anständige Damen, die jenes Loos, was nur zu häufig geschah, traf, es bei meiner Mutter mit einem Fünffrankenstück oder mehr auslösten, damit ihr Mieder unangetastet blieb, und andere, die wirklich verbotene Gegenstände bei sich führten, in ähnlicher Weise die Dienste meiner Mutter verbaten. Diese erlangte mit der Zeit eine große Gewandtheit im Visitiren und Nichtvisitiren; sie war im Stande, je nach dem Werthe der Person oder der verborgenen Sachen, eine Taxe sich festzustellen, über die wol die Contribuirende hinausgehen durfte, die aber stets erreicht werden mußte, wenn nicht, einer Folter gleich, die verschiedenen Grade der Visitation so lange in Aussicht gestellt oder gar zur Anwendung gebracht werden sollten, bis das Gebot voll war.

Unter diesen Umständen regnete es bei uns Geld, dennoch besaßen wir keinen Vorrath davon; wir gingen schlecht, beinahe lumpig gekleidet, aber der Weinhändler hatte an uns eine gute Kundschaft. So verstand es sich von selbst, daß meine Mutter wenige Tage hatte, an welchen nicht der Weingeist sie ihrer Sinne beraubte, und da ein Laster das andere herbeiführt, ihr unrechtmäßiger Verdienst in schmutzigen Schenken vom Glück begünstigten oder falschen Spielern zufloß. Daß meine Mutter noch eine andere Leidenschaft gehabt, kann ich nicht sagen, obgleich die Genossen sich allemal bedeutsame Blicke zuwarfen, wenn ein gewisser Fuhrknecht von sehr angenehmem Aeußern sich zu ihr auf die Bank setzte. Zwar hatte dieser Mensch, der wenig persönliche Gefahr bei den Unternehmungen lief und deshalb nichts weiter gewann, als ein gutes Trinkgeld, stets die Taschen voll Geld und lebte herrlich und in Freuden, allein, man konnte doch nicht mit Gewißheit behaupten, daß meine Mutter der Kanal gewesen, aus welchem ihm das silberne harte Wasser zugeflossen.

Keine größere Lust gab es für mich, als wenn irgend ein Geschäft im Großen vorgenommen werden mußte. Alsdann übertraf ich meine Genossen, die doppelt und dreimal so alt waren, wie ich, an Kühnheit und Geschicklichkeit. Nicht will ich die Art und Weise solcher Einschwärzungsthaten erzählen, da ihre Mannigfaltigkeit überall bekannt ist, aber das muß ich doch erklären, was seitens der Zollwächter geschah, um die oft riesenmäßigen Unternehmungen zu unterstützen.

Da, wo einzelne Posten standen, war in der Regel wenig zu machen, es sei denn, daß der Commis, weil es an jedem andern Mittel gebrach, todtgeschlagen oder in's Wasser geworfen werden mußte; dagegen fielen die meisten Geschäfte an dem Wachehause in der Nähe des Zollamts vor. Entweder sah der Posten vor demselben, früherer Verabredung gemäß, auf ein von den Schmugglern gegebenes Zeichen, nach der entgegengesetzten Seite hin, während Jene schnell mit ihren Waaren durch das Thor huschten, oder es ließ sich ein verdächtig Aussehender von ihm, nach heftigem Widerstande, in die Wachtstube zum Visitiren schleppen, während welcher Durchsuchung, die kein Resultat ergab, die Uebrigen vorübergingen; oder die ganze Wache, einschließlich des Postens, saß um eine verabredete Stunde in der Nacht wie festgezaubert beim Kartenspiel und hörte das Rasseln der schwerbeladenen Fuhrwerke nicht, die eines nach dem andern über die Grenze kamen und Hunderttausende an Werth einschleppten. Oft war ein solches Verhalten der Wache auch Folge unmittelbaren Befehls des Generalchefs der Douanen, bei dem man nur mit recht schwerem, goldenem Hammer anklopfen durfte, um Zutritt zu erlangen und seine Wünsche befriedigt zu sehen. Ein Mal — es ist eigentlich zum Krantlachen — trat ein Brigadier, d. h. ein Wachtmeister, des in der Nähe stehenden Kürassierregimentes bei uns ein, ging auf den genannten Vierschrötigen los und erbot sich, acht bepackte Frachtkarren noch in dieser Nacht herüberzulassen, wenn man ihm tausend Franken, die Hälfte sogleich und die andere Hälfte nach Vollbringung der That, auszahlen wollte. Die Schmuggler hielten Rath, und da ein solches Anerbieten kein Neues unter der Sonne zu sein schien, wurde dem Militair sofort ein Beutel mit hundert blanken Fünffrankenstücken übergeben, und, durch meine Dazwischenkunft als Dolmetscher, Stunde und Zeichen verabredet.

Der Handstreich gelang über Erwarten. Als wir mit den Karren an der Wache vorüberkamen, rührte sich keine Maus; kein Douanenposten ließ sich blicken. An dessen Stelle fanden wir zwei Karabiner mit gespanntem Hahn fest an der Mauer lehnend. Meine Neugierde und Kühnheit veranlaßten mich, an das Fenster des Wachthauses zu treten, aber was sah ich hier? — Zehn bis zwölf Commis lagen am Boden, geknebelt und von dem vorhin genannten Wachtmeister und vier anderen Kürassieren mit gespannten Hähnen beaufsichtigt. Einige der Unseren wollten zwar wissen, daß diese Gewaltthat nichts wie Komödie gewesen und die Douaniers die tausend Franken mit den Kürassieren getheilt hätten; aber ich will so etwas nicht nachreden, obgleich es nichts Unmögliches war.

Geschah das Einschwärzen zu Wasser, so hatte der Commis, der nicht ein Auge zudrücken wollte, den härtesten Stand, er konnte sicher darauf rechnen, wenn auch nicht ertränkt, doch getauft zu werden. Uebrigens war es nichts Neues, daß ein todter Zollbeamter irgendwo an das Ufer getrieben wurde.

In einer Nacht, wo es darauf ankam, sechs Kähne, bis an den Rand beladen, herüber zu schaffen, waren zwischen meinem Vater und dessen Kameraden einerseits und den Schleichhändlern andererseits, wie gewöhnlich, Stunde und Zeichen verabredet worden, die Waaren an einer, von der Wache ziemlich entfernten Stelle durchzubringen. Um die bestimmte Zeit ruderten unsere Kahnführer dem Ufer zu, das Zeichen wurde gegeben, aber — nicht beantwortet. Unsererseits wiederholte man mehrmals das Signal, das in einem gellenden Pfiff und darauf folgendem Hundegebell bestand und durch einen nachgeahmten Wachtelschlag beantwortet werden sollte. Letzteres Signal blieb aus und meine Gefährten überkam eine solche Furcht vor Entdeckung, daß sie beschlossen umzukehren. Da redete ich, der Jüngste unter ihnen, die Verzagten an, sprach von Feigheit und dem entbehrten Gewinn und suchte sie zu einem nöthigenfalls mit Anwendung der Gewalt zu wagenden Unternehmen aufzustacheln.

Es gelang mir vollkommen, und so wurde denn verabredet, daß ich mit noch Zweien vorsichtig landen, den Stand der Dinge auskundschaften und wo möglich die Hindernisse beseitigen sollte.

Die Ruder wurden umwickelt, und unsere Landung geschah mit solcher Vorsicht, daß eine Maus nicht davon aufgeschreckt worden wäre. Der eine Mann blieb beim Kahn zurück, der andere folgte mir, auf dem Bauche vorwärts kriechend, mit dem Ruder. Nicht lange, so erblickten wir den Douanier, die Büchse unterm Arm, auf und abgehend. Zuweilen blieb er stehen und horchte nach der Wasserseite hin, von wo nochmals der Pfiff und das Hundegebell unser Ohr erreichte. Der Posten antwortete nicht, vielmehr glaubten wir ein Hohnlachen zu vernehmen. Da war also kein Zweifel mehr über unseren Verrath, Noth kennt kein Gebot, wir mußten den Uebergang erzwingen.

Mein Begleiter richtete sich langsam auf, während ich behutsam weiterkroch und in demselben Augenblick dem Commis zwischen den Beinen steckte, als er von Jenem einen Schlag von hinten auf den Kopf erhielt, der ihn zu Boden gestreckt haben würde, auch wenn ich durch meine Stellung ihn nicht zum Wanken gebracht hätte. Die Büchse entfiel seiner Hand und das Gesicht war mit Blut übergossen, es lag gewiß eine Leiche vor uns; aber aufgeregt, wie ich war, glaubte ich, der Getroffene wollte wieder aufstehen, und so ergriff ich denn die Büchse und versetzte dem Feinde mit dem Kolben noch einen Schlag, der das Gehirn verletzen mußte. Wie verabredet, ließen der Schmuggler und ich den Wachtelschlag erschallen, und indem wir deutlich vernahmen, daß die Kähne dem Ufer sich näherten, packten wir den Todten an Schultern und Beinen und warfen ihn leise in's Wasser.

Eduard Ludwig.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 141.] — Erscheint jeden Mittwoch. — **Leipzig, den 10. März 1847.** — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [**III. Band.**

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

Sechster Band.

Erstes Kapitel.

Der Doctor Clément.



Als meine Genesung vollständig war, trat ich als Kammerdiener und Schreiber in den Dienst des Doctor Clément. Er hatte mir diese Stelle in Folge einer langen Unterredung angeboten, in welcher ich ihm die vorzüglichsten Begebenheiten in meinem Leben — mit Ausnahme Dessen, was Regina betraf — erzählte und ihm eröffnete, daß ich, wenn ich das Hôtel-Dieu verließe, vollkommen ohne Subsistenzmittel sein würde.

Wenn ich das großmüthige Anerbieten des Doctor annahm, ohne auch nur den Versuch anzustellen, Mittel ausfindig zu machen, um dieser neuen Bedientenanstellung zu entgehen, so folgte ich demselben Gedanken, der mich schon dazu bewogen, bei Balthasar, oder vielmehr bei Robert von Mareuil als Bedienter einzutreten — der Hoffnung, Regina's Lebensgange nicht allzu fern zu stehen. Denn der Zufall hatte mich von der angelegentlichen Theilnahme unterrichtet, die der Doctor Clément ihr schenkte; gerade daraus, daß Fräulein Noirlieu die Ehe, die ich in ihrem Interesse so sehr gefürchtet hatte, eingegangen war, ergaben sich neue Anforderungen an meinen verborgenen Diensteifer; denn aus dieser Heirath mit dem Fürsten von Montbar selbst konnte für Regina neues Unheil entspringen.

Darf ich endlich gestehen, daß ich einem Traume nachhing, der mir selbst damals fast verrückt vorkam? Ich dachte oft daran, daß ich, da ich vermöge meiner Stellung bei dem Doctor einigen Zutritt in dem Hause des Fürsten von Montbar hatte, vielleicht eines Tages in ihre Dienste treten könnte. Und mit welcher kühnen Schlauheit, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Wachsamkeit, mit welcher Hingebung wollte ich mich dann meiner G e l i e b t e n widmen.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Doctor Clément war ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, von mittlerem Wuchse; er hatte einen ungeheuren Kopf; ein Wald von krausem Haar bedeckte seine breite Stirn, die er bisweilen ganz löwenartig runzelte; das Ganze seines finstern, lohbraunen Gesichtes war unangenehm und hatte einen herben, fast wilden Charakter; gleichwol hatten seine Augen, die von einem reinen, sanften Blau waren, bisweilen den allersanftesten und rührendsten Ausdruck. Der Doctor hatte rauhe, herbe Manieren und war beständig sehr nachlässig gekleidet; er trug immer große Reiterstiefel und ein grau tuchenes Beinkleid darunter, einen langen, abgeschabten, blauen Ueberrock, eine schwarze Weste und ein weißes Halstuch, das wie ein Strick um den Hals gedreht war. So erschien er bei den vornehmsten und selbst höchsten Herrschaften, die sich die Wunderlichkeit des berühmten Mannes geduldig gefallen ließen; denn seine Gelehrsamkeit und sein Glück als Arzt und Wundarzt waren außerordentlich.



Ich werde den ersten Tag, den ich bei dem Doctor Clément zubrachte, nie vergessen; er nahm mich vom Hôtel-Dieu in einem Fiaker, in dem er gewöhnlich seine Besuche machte, mit nach Hause. Ich hatte mich ehrerbietig zu dem Kutscher auf den Bock setzen wollen, er hielt mich zurück und sagte zu mir mit seiner derben Stimme:

„Was willst Du machen?"

„Ich will mich zum Kutscher setzen, Herr Doctor."

„Ist denn bei mir drinnen kein Platz?"

„Verzeihen Sie, Herr Doctor, aber ich mochte mir nicht erlauben —"

Er zuckte die Achseln, stieg zuerst ein und winkte mir, mich zu ihm zu setzen.

Als der Fiaker sich in Fahrt gesetzt hatte, sagte der Doctor zu mir:

„Du hast gelitten, gerungen, Du bist aufrichtig, das Menschliche ist bei Dir zum Durchbruch gekommen — das hab ich gern, Du wirst Dich an meine Art und Weise gewöhnen, und ich hoffe, daß Du Dein Loos die drei oder vier Monate lang, die wir zusammen verleben werden, nicht beklagen wirst, und wenn ich mit Dir zufrieden bin, so werde ich nachher —"

„Wie, Herr Doctor," unterbrach ich ihn verwundert — „nach drei oder vier Monaten wollen Sie mich ablohnen?"

„Nach drei oder vier Monaten höchstens, und vielleicht schon viel früher, werde ich nicht mehr am Leben sein," antwortete mir der Doctor.

„Sie, Herr Doctor," rief ich, „und warum gerade so bald schon?"

„Warum wirst Du eines Tages sterben?"

„Lieber Gott — wir sind Alle sterblich, Herr Doctor — aber wie können Sie voraussehen —"

„Bei einer rechten unheilbaren Krankheit ist man seiner Sache mit Erfahrung und Scharfblick ziemlich gewiß," antwortete er mir mit seltsamer Miene — dann setzte er hinzu: „Deine Geschäfte bestehen in Folgendem: Meine Kleider rein zu machen, wenn Du willst — mir ist nichts daran gelegen — ein genaues Verzeichniß der Besuche, die ich mache, und der Kranken, die zu mir in's Haus kommen, zu halten, die Rechnungen auszufertigen und sie mir alle acht Tage vorzulegen; denn ich lasse mich alle acht Tage bezahlen, sonst würde ich greulich betrogen werden. Ja," versetzte er mit bitterer Verachtung, „die reichen Leute haben immer Geld, um liederliche Menscher zu halten, Pferde zu kaufen, herrlich zu schmausen, Paläste zu meubliren, und für den Arzt, dem sie die Gesundheit verdanken, die es ihnen erlaubt, die liederlichen Menscher zu küssen, die Pferde zu reiten, die glänzenden Gastmähler zu verdauen und in ihren Palästen groß zu thun, haben sie niemals einen Heller. Ich verkaufe diesem Volke die Gesundheit, wie Andere Wein oder Tuch verkaufen — wer mir Geld schuldig ist, muß mich bezahlen, sonst — vor Gericht."

Dann sah mich der Doctor mit seinem durchdringenden Blick an und sagte barsch:

„Diese Geldgier kommt Dir unedel vor, nicht wahr?"

„Herr Doctor —"

„Sag' die Wahrheit!" — versetzte er mit fast drohender Stimme. „Ich habe Dich angenommen vornehmlich deshalb, weil ich Dich für wahrhaft hielt — ich habe Den, an dessen Stelle Du trittst, fortgejagt, weil er mir nicht die Wahrheit gesagt, was ein gewisses Zeichen einer schlechten und gemeinen Natur ist — ich habe lange gesucht, was ich in Dir zu finden glaube, eine wahre, großdenkende Seele in niederer Stellung. Beweise mir, daß ich mich nicht in Dir geirrt habe — und dann werde ich oft in Deiner Gegenwart gleichsam laut denken — Nun, was sagst Du von meiner Habgier? He?"

„Nun freilich, Herr Doctor," erwiderte ich ihm entschlossen, „ich hatte mir von der Heilkunst eine ganz andere Vorstellung gemacht. Nach meiner Meinung wäre sie —"

„Ein Priesterthum, nicht wahr? Das ist der heilige Name," sagte er und unterbrach mich mit lautem, höhnischem Gelächter.

Dann versetzte er:

„Priesterthum, meinetwegen — Lebt denn aber nicht auch der Priester vom Altar?"

In diesem Augenblicke hielt unser Fiaker vor der Façade eines prächtigen Hôtels still. Wie es schien, wartete man mit Ungeduld auf den Doctor; denn kaum war er erschienen, als ein Bedienter, der als Vorposten ausgestellt war, herbei rannte, den Schlag öffnete und rief:

„Ach, Herr Doctor, der Herr Marquis soll in verzweifelter Lage und es soll kein Augenblick zu verlieren sein. Ein Wagen ist in's Hôtel-Dieu gefahren, um Sie von dort zu holen, ein anderer zu Ihrer Wohnung — so sehr fürchtete man, daß Sie vergessen haben könnten:"

„Schon gut — schon gut," sagte der Doctor barsch, „sind meine Gehülfen angekommen?"

„Sie sind schon seit einer halben Stunde da."

„Warte auf mich," sagte mein Herr zu mir, hier kann ich einen gewichtigen Schlag ausführen, aber es wird Mühe kosten, der alte Marquis ist der König unter den geizigen Taugenichtsen."

Und der Doctor Clément trat in's Hôtel.

Während mein Herr drinnen war, stellte ich meine Betrachtungen über diese geldgierige Habsucht an, deren er sich rühmte. Sein Wunsch, des verdienten Lohnes bei den reichen Leuten, deren Arzt er war, nicht verlustig zu gehen, schien wohl berechtigt, aber dieser richtige Satz hätte in etwas weniger herber Form geltend gemacht werden sollen. Auch machte es mich traurig, wenn ich an die Voraussagung des Doctor Clément in Betreff seines Todes dachte, den er als so nahe bevorstehend ankündigte, und den er wol mit dem Blick, welchen die Wissenschaft oftmals verleiht, voraussehen mochte.

Dieser Abschluß mit dem Leben, das der Doctor, wie er sagte, nach kurzer, festbestimmter Zeit verlassen mußte, schien mir außerordentlich. Jetzt fielen mir die wunderlichen Gerüchte wieder ein, die in den Krankensälen des Hôtel-Dieu über diesen berühmten Arzt im Umlauf waren; man erklärte sein Privatleben für ein wahres Räthsel und fand es ganz seltsam. Er mußte Millionär sein; denn seine Praxis war eben so ungeheuer wie die Habgier, die er an den Tag legte, und daneben lebte er, wie man sagte, mit dem schmutzigsten Geize. Da er seit langen Jahren Witwer war, mußte sein einziger Sohn, der einer der ersten unter den entlassenen Zöglingen der polytechnischen Schule und jetzt Ingenieur war, allein dieses ungeheure Vermögen erben; seit zwanzig Jahren verdiente der Doctor Clément jährlich hunderttausend Francs, und wie man versicherte, brauchte er deren nicht zehntausend.

Endlich waren in Betreff des Hauses, das er bewohnte, und das in einer der menschenleersten Straßen des Marais lag, die unglaublichsten, um nicht zu sagen, die wahnsinnigsten Gerüchte in Umlauf; er fertigte die Kranken, die zu ihm in's Haus kamen, in einer Stube ab, die in dem Hause lag, das an das seinige stieß; in sein eigenes Haus hatte Niemand Zutritt.

Das unumwundene Geständniß des Doctors konnte in Betracht seiner Geldgier keinen Zweifel übrig lassen — einer Geldgier, die um so unbegreiflicher war, da man ihn für unermeßlich reich hielt, und er wußte, daß seine Tage gezählt waren. Gleichwol ließ sich die großmüthige Theilnahme, die er mir schenkte, und besonders die fast väterliche Besorgniß um Regina's Wohl, mit der unbeschränkten Habsucht, die er an den Tag legte, schwer vereinigen. Habsüchtige und geizige Menschen haben ein vertrocknetes Herz: aber ein Mann, der im Stande war, die Fürstin von Montbar nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, konnte nach meiner Ansicht keine niedrige, selbstsüchtige Gesinnung haben.

Die Rückkehr des Doctors unterbrach mich in meinen Betrachtungen, er sprang in den Fiaker, seine Augen glänzten vor Freude, und er rief — ich gebe diese Worte in aller ihrer derben Rohheit wieder:

„Er ist gerettet — aber er hat blechen müssen, das alte Thier!"

Dann zog er aus seiner Hosentasche ein Packet Banknoten und sagte zu mir, indem er sie mir triumphirend zeigte:

„Zwanzigtausend Francs!"

„Zwanzigtausend Francs," wiederholte ich verdutzt.

„In sieben Minuten verdient — länger hat die Operation nicht gedauert."

„Zwanzigtausend Francs!" wiederholte ich, „das ist ja rasend!"

„Rasend?" wiederholte er mit verächtlichem Achselzucken. „Rasend? — ein alter Wucherer, der mehr als zwei Millionen Jahreseinkünfte hat und kaum zweihunderttausend braucht? Hätte ich die Operation nicht vorgenommen, er wäre crepirt, wie ein Hund — was hätten ihm da die zwei Millionen Jahreseinkünfte geholfen? Nun höre die Komödie," sagte mein Herr und rieb sich fröhlich die Hände: „Ich trete ein. Der Marquis liegt auf dem Schmerzensbette. Ein eingeklemmter Bruch — und ein so gefährlicher Fall, wie möglich. Meine Gehülfen waren schon da. Wie mich der Marquis sah, rief er aus: Ach, lieber Herr Doctor, kommen Sie mir zu Hülfe! Sie sind meine einzige Hoffnung, ich weiß, daß Das tödtlich werden kann, aber Sie sind eine helfende Gottheit, ja, eine Gottheit."

„Ich untersuche die Sache und sage zu ihm: geschieht die Operation nicht, und zwar auf geschickte Weise, so ist es nach einer Viertelstunde mit Ihnen vorbei."

„O theurer Herr Doctor, sie werden mir das Leben retten!"

„Vielleicht. Aber vor allen Dingen, wer leistet hier Bezahlung."

„Ich, Doctor — und königlich, das wissen Sie — aber lassen Sie uns davon jetzt nicht reden, schnell, schnell!"

„Ganz im Gegentheil — davon müssen wir jetzt allerdings sprechen. Ich kenne Sie: es würden zwei bis drei Jahre vergehen, bis ich Ihnen einen Sou abpreßte, und das noch auf gerichtlichem Wege. Geben Sie mir also gleich jetzt zwanzigtausend Francs, oder — guten Abend."

Bei diesen unbarmherzigen Worten konnte ich mein Entsetzen nicht verbergen. Der Doctor schien es nicht zu bemerken und fuhr fort:

„Jesus mein Gott — versetzte der Marquis — zwanzigtausend Francs nur so hinzugeben — auf Einem Brett — auf einmal! Aber das ist ein schändlicher Streich! — und dann geht die Zeit hin. Gott, Gott, Herr Doctor, die Zeit geht hin!

Freilich, geht sie hin — Sehen Sie, schon zwei Minuten — sagte ich zu ihm.

Aber da die Zeit verstreicht, rief der Graf mit herzzerreißender Stimme, so operiren Sie mich doch, Herr Doctor.

Aber da die Zeit verstreicht — so bezahlen Sie mich doch, Herr Marquis.

Die Todesfurcht übermeisterte am Ende den Geiz: er gab einem Verwandten den Schlüssel zu seinem Geldkasten und sah ihm entsetzt zu, als er mir die zwanzigtausend Francs einhändigte.

Und das ist noch nicht Alles. Mitten im Verlaufe der Operation schrie der Marquis: Tausend Francs Jahreseinkünfte! Ach!"

Und nachdem der Doctor Clément die zwanzigtausend Francs auf's Neue mit begehrlichem Auge betrachtet, setzte er hinzu:

„Nur Eins thut mir leid — daß ich nicht hunderttausend Francs gefordert habe, wie ich es bei einem gewissen Mylord, dem Herzog von Casbleby gemacht habe, einem rasenden Wollüstling. Der Marquis hätte sie gegeben. Aber ich bekomme Gewissensbisse und fange an einzusehen, wie unedel — wie Du sagst — diese Habgier ist."

In diesem Augenblicke hielt unser Wagen in ich weiß nicht was für einer finstern und öden Gasse der Vorstadt St. Marceau an: wir stiegen zum sechsten Stockwerk eines verfallenen Hauses hinauf. Mein Herr öffnete die Thür eines Dachstubchens — ein Bild entsetzlichen Elends stand vor uns. Es waren der Mann, die Frau und drei Kinder, die mager, abgezehrt aussahen und halb nackt waren: die Frau, die sehr schön war, säugte ein Neugebornes; der Mann, der kaum mit Lumpen bedeckt war, colorirte Düten mit rohen Bildern, in denen die Krämer Gewürze zu verkaufen pflegen.

Das Eintreten des Doctor Clément, der diesen Unglücklichen gänzlich unbekannt war, setzte sie in Verwunderung und Unruhe; sie sahen uns befragend und fast ängstlich an.

„Sie heißen August Levasseur?" sagte mein Herr, indem er einen forschenden Blick auf diesen Unglücklichen richtete und ihn durchdringend ansah, als wollte er in's Innerste seiner Seele schauen.

„Ja, mein Herr," antwortete der junge Mann verlegen, dessen Gesicht, abgemagert in Folge des Elendes und durch den verwilderten Bart entstellt, wie es war, doch einen entschiedenen Ausdruck von Geist, Herzensgüte und Offenheit trug.

„Sie sind in Montpellier zum Doctor der Medicin promovirt?" fuhr mein Herr fort.

„Ja, mein Herr," antwortete der junge Mann schüchtern und wechselte mit seiner Frau einen Blick wachsender Verwunderung.

„Sie haben die Examina glänzend bestanden, Ihre Aufführung ist immer vortrefflich gewesen," versetzte der Doctor Clément, „Sie haben ausgezeichnete anatomische Arbeiten geliefert — Sie sind ein eben so geschickter Wundarzt als guter Arzt — und dennoch wurden Sie durch den Brotneid der Collegen verhindert, sich emporzuarbeiten, waren nicht im Stande, sich zu Montpellier, wo Sie diese achtungswerthe, allerliebste Frau aus Liebe geheirathet, zu ernähren, und sind nun nach Paris gekommen, in der Hoffnung, daß es Ihnen hier besser glücken werde."

„Aber, mein Herr," versetzte der junge Arzt verdutzt, „von wem können Sie —"

„In Paris," fuhr mein Herr fort, „ist's gegangen, wie in Montpellier; da es Ihnen an Gönnern fehlte, haben Sie bei Ihren Collegen, die, um nur leben zu können, genöthigt sind, einander die Kranken fast abzujagen, keinerlei Unterstützung und wohlwollende Aufnahme gefunden; denn in diesem Fache, wie am Ende überall, lassen die Großen den Kleinen nicht aufkommen. Aber da Sie Ihre Familie zu ernähren hatten, so haben Sie sich zu den traurigsten Mitteln herablassen müssen, Kunden zu erlangen. Sie haben sich genöthigt gesehen, sich um die Gunst der Thürsteher zu bewerben, um von ihnen den Miethsleuten empfohlen zu werden, oder gar der Obstfrau an der Ecke eine Erkenntlichkeit zuzusichern, wenn sie Sie den Mägden, die Morgens bei ihr Milch holten, anpreisen wollte. Ich kenne Das — und noch manche andere Niedrigkeiten, die durch die unselige, drückende Concurrenz hervorgerufen worden. Und Sie, ein Mann von Ehrgefühl, ein gelehrter und geistreicher Mann, haben dazu herabsteigen müssen, weil Ihre Kinder und Ihre Frau doch erhalten sein wollten, die ein Engel an Muth und Entsagung ist, ich weiß es sehr wohl —"

Bei diesen Worten reichte der junge Mann, der seine Rührung nicht bemeistern konnte, seiner Frau, die zu ihm getreten war, die Hand — Beide zerflossen in Thränen.

Mein Herr, der selbst sehr gerührt war, fuhr fort:

„Aber so vielen Erniedrigungen Sie sich auch unterzogen, Sie bekamen keine Praxis. Sie waren arm, schüchtern, bescheiden, und dazu wohnten Sie schlecht in einem Logiehause, und so flößten Sie kein Zutrauen ein — endlich stieg Ihr Elend bis zu dem Punkte, daß Sie Ihre Kleidungsstücke verkaufen mußten, um sich nur satt essen zu können, und nun konnten Sie sich nirgends mehr sehen lassen und flohen in dieses Dachstübchen, wo Sie und die Ihrigen Hungers gestorben wären, wenn sich Ihnen nicht in Ihrer Geschicklichkeit im Coloriren eine Hülfsquelle eröffnet hätte: auf diese Weise verdienen Sie täglich durch achtzehn Stunden Arbeit ungefähr funfzehn Sous, und davon leben Sie und Ihre Familie!"

„Mein Herr," rief der junge Mann mit schmerzlicher Würde, „ich habe niemals geklagt, ich weiß nicht, wie Sie, den ich zu kennen nicht die Ehre

habe, von diesen traurigen Einzelheiten unterrichtet sein können — ich weiß nicht, zu welchem Zwecke Sie hieher kommen — mein Herr — ich weiß nicht einmal Ihren Namen — und —"

„Mein Name?" unterbrach der Doctor Clément seinen jungen Collegen, „ich heiße — ich heiße — Herr Just."

Zweites Kapitel.

Der Doctor Clément. (Fortsetzung.)

Der Name Just erinnerte mich an den geheimnißvollen Beschützer, von dem mir Bamboche, Basquine und Balthasar erzählt hatten. Es konnte für mich nicht mehr zweifelhaft sein, Niemand anders als der Doctor Clément verbarg seine Wohlthaten hinter diesem angenommenen Namen.

„Jetzt," fuhr er fort, „lassen Sie uns von Geschäften reden, ich habe Eile. In Paris können Sie nicht bleiben. Sie haben weder Schlauheit noch Menschenkenntniß genug, um hier Ihr Glück zu machen, Sie werden hier durchaus nicht aufkommen können, Paris hat Ueberfluß an guten, an vortrefflichen Aerzten, während drei Viertel der landbauenden Distrikte von Frankreich von Eseln oder unwissenden Menschen ausgebrutet werden. Wollen Sie auf folgenden Antrag eingehen: Zehntausend Francs baar und eine Stelle von funfzehnhundert Francs mit einem hübschen Hause in einem großen Flecken in Berri, dem Flecken Montbar?"

Bei diesem unverhofften Anerbieten sahen der junge Mann und seine Frau einander ganz verdutzt und ungläubig an — es schien sich ihnen eine allzureizende Zukunft zu öffnen.

„Gott, mein Herr, verzeihen Sie," sagte der junge Mann, „aber das Anerbieten kommt uns so überschwänglich vor, daß wir uns gar nicht getrauen, es für wirklich zu halten — und doch spricht Alles dafür, daß Sie im Ernst reden."

„Einen Augenblick," rief mein Herr, „vermöge der funfzehnhundert Francs und des kleinen Hauses, sind Sie der Arzt des Fürsten und der Fürstin Montbar — ihr Schloß liegt im Flecken — so lange sie sich auf ihrem Landsitze aufhalten, der in Berri liegt. Uebrigens können Sie sich eine gute Praxis erwerben; denn auf fünf bis sechs Meilen im Umkreise ist in der Landschaft nur ein Barbier, der unwissend ist, wie ein Vieh, und allein mehr Bauern todt macht als die Cholera. Aber freilich," setzte der Doctor Clément bitter hinzu, „ein Barbier ist gut genug für die Bauern, wenn sie nur den bezahlen können! Die Gesetzgebung begünstigt diese Pfuscherei, das ist ganz einfach: Schwarzbrot für den Armen, Weißbrot für den Reichen. Ihre Aufgabe ist also, Gesundheit und langes Leben in einem Bezirk von fünf bis sechs Meilen heimisch zu machen, der bis dahin den Pfuschern anheimgegeben war, und da Sie sehr gutherzig, menschlich und einsichtig sind, so können Sie unermeßlichen Segen stiften. Noch ein Wort: was diese zehntausend Francs anbetrifft," und der Doctor Clément legte zehn Banknoten auf den Tisch, „so mögen Sie die Zinsen dafür in unentgeltlichen Besuchen bei armen Leuten und durch Ankauf von Arzneimitteln, deren Anschaffung über ihre Kräfte geht, abbezahlen — ich bin beauftragt worden, bei Ihnen dies Geld auf diese Weise anzulegen. Ferner ist hier ein Brief an den Verwalter im Schlosse Montbar. Das Haus, was Sie bewohnen sollen, gehört zu den Dependenzen desselben; die ganze Sache ist mit der Fürstin besprochen — es kommt nur darauf an, ob Sie es annehmen — dann können Sie abreisen, wann Sie wollen."

„Ob ich's annehme, mein Herr," rief der junge Mann und faltete die Hände freudetrunken, „aber wenn das nicht Alles ein Traum ist, so sind ja unsere kühnsten Hoffnungen übertroffen. Wir hatten uns nur ungern entschlossen, nach Paris zu kommen."

„Denn Sie lieben das Landleben," versetzte der Doctor, „Sie und Ihr Engel von Weib sind leidenschaftliche Botaniker, wie das schöne Herbarium beweist, das Sie beide bei Montpellier gesammelt, und von dem Sie sich so ungern getrennt —"

„Aber, mein Herr," sagte der junge Arzt und sah seine Frau mit neuer Verwunderung an, „woher wissen Sie denn diese Einzelnheiten?"

Plötzlich sah ich meinen Herrn schrecklich bleich werden, obgleich er mit Anstrengung gegen das Leiden zu ringen schien — seine Gesichtszüge wurden heftig entstellt, dann legte er die Hand auf's Herz, als fühlte er einen empfindlichen Schmerz. Jetzt schien er sich heftig aufzuraffen und sagte mit gebrochener Stimme:

„Sie nehmen es an, das ist also abgemacht, ich werde morgen einen vertrauten Diener hersenden, um die letzten Einrichtungen zu besorgen."

Und der Doctor Clément that einen Schritt nach der Thür zu.

„Sehen Sie denn nicht, daß die Aufregung mir das Leben zu nehmen droht — lassen Sie mich," rief mein Herr in so befehlendem Tone, daß der junge Arzt stumm, unbeweglich stehen blieb, während der Doctor Clément eilig das Dachstübchen verließ.

Mein Herr mußte sich auf mich stützen, um die Treppe herabzukommen, und mehre Male stillstehen, wobei er die Hand heftig auf's Herz drückte, als wollte er das Pochen desselben mit Gewalt niederhalten; seine Respiration ging schwer und stoßweise vor sich; es war, als wäre er dem Ersticken nahe.

Auf diese Weise erreichten wir den Wagen wieder, der Doctor stieg hinein, nachdem er dem Kutscher geheißen, nach dem Hôtel Montbar zu fahren.

„Mein Gott, Herr Doctor," rief ich erschreckt aus, „was ist Ihnen?"

Ohne mir zu antworten, faßte mich der Doctor am Arm und schob mich sanft zurück, ich glaubte seine Meinung zu verstehen und wartete schweigend das Ende des Anfalls ab.

Mir ahnete jetzt wol dunkel, daß ich Zeuge sei von einem Anfall der unheilbaren Krankheit, an der der Doctor bald sterben zu müssen überzeugt war.

Indessen wurde nach und nach seine Respiration ungehinderter, seine Blässe nahm ab, sein Schmerz schien sich zu legen. Jetzt konnte ich die Bewunderung, die ich bei dem Gedanken an die edelmüthige Handlung, von der ich Zeuge gewesen war, und an so viele andere, die der Zufall mir enthüllt hatte, empfand, nicht mehr zurückhalten.

„Ach Herr Doctor, jetzt begreife ich, warum Sie bei den Reichen so unbarmherzig auf reiche Bezahlung dringen."

Der Doctor Clément antwortete nichts und machte mir ein Zeichen, daß ich schweigen sollte; er lehnte den Kopf an die Seitenwand des Wagens, machte die Augen zu und blieb unbeweglich sitzen, als fühlte er sich auf Aeußerste erschöpft.

Ich betrachtete stillschweigend dieses mächtige, kraftvolle Gesicht, diese Stirn, auf welcher das Studium und das Nachdenken so vieler Jahre seine Furchen eingegraben hatte, den festen, strengen Umriß dieses Mundes. Ich weiß nicht, ob das, was ich so eben über die bewunderungswürdige Großmuth meines Herrn in Erfahrung gebracht, mein Urtheil bestimmte; denn jetzt schien mir sein Gesicht den Ausdruck heiterer Strenge zu haben, den man den Weisen des Alterthums beilegt.

Mein Herz schlug hoch, als unser Wagen an dem Hôtel Montbar still hielt.

„Geh ich hier mit hinein, Herr Doctor?" fragte ich meinen Herrn.

„Nein, bleib hier," antwortete er.

Und die große Pforte des Hôtel schloß sich hinter ihm. Während ich auf seine Rückkunft wartete, trieb mich die Neugier aus dem Wagen; ich nahm die Außenseite von Regina's Wohnung in Augenschein. Es war eins jener alten Hôtels, die in diesem aristokratischen Stadtviertel so zahlreich sind, der Hof mußte ungeheuer groß sein; denn ich erblickte von den Gebäuden nichts als die großen, steilen Mansardendächer, auf denen schwere Schornsteine mit Sculpturen standen, die Waffen und Trophäen darstellten, links ging eine Gartenmauer hinunter. Diese Mauer, die das Ende einer benachbarten Straße bildete, wandte sich dann wieder um, und an ihrem Ende bemerkte ich eine kleine Pforte, durch die man ohne Zweifel unvermerkt aus dem Schlosse kommen konnte. Bei ihrem Anblick fiel mir die seltsame Wegwerfung von Seiten des Fürsten von Montbar ein, von der ich zwei Mal Zeuge gewesen war, das erste Mal in der Schenke zu den drei Tonnen, dann an der Thür einer Bretterbude auf den äußeren Boulevards. Vielleicht hatte der Fürst, sagte ich zu mir selbst, durch eben diesen Ausgang in ärmlicher Kleidung das reiche Haus seiner Väter verlassen, um sich den traurigsten Ausschweifungen hinzugeben. Nachdem ich das Pförtchen neugierig untersucht, um zu entdecken, ob es neuerlich geöffnet worden, kehrte ich zum Wagen zurück; bald fand sich hier auch mein Herr wieder ein.

„Nach Hause!" sagte er barsch zum Kutscher.

Dann redete er mich, wie es schien, in schmerzliche Betrachtungen versunken, bis wir zu seinem Hause gelangt waren, nicht weiter an. Während dieser Fahrt sah ich ihn zwei oder drei Mal die Augen gen Himmel aufschlagen, wobei er krampfhaft mit den Achseln zuckte, als riefe er Gott zum Zeugen an.

Diese schmerzliche Niedergeschlagenheit, die mein Herr bei seinem Austritt aus dem Hôtel Montbar an den Tag legte, machte meine Neugierde und meine alten Sorgen rege. Hatte der Doctor irgend etwas Schlimmes entdeckt? Drohte Reginen irgend eine Gefahr? Der Fiaker hielt vor dem Hause des Doctors an, das mitten im Marais lag, in einer Straße, die so menschenleer war, daß das Gras zwischen den Steinen wuchs. Nach wiederholtem Klingeln öffnete sich die schlechte, einflügelige Hausthür, und mein Herr und ich traten in die einsame Wohnung.

„Suzon," sagte er zu der alten Magd, die uns empfing, „hier ist der wackere Bursche, von dem ich Dir erzählt hatte, unterrichte ihn, was er zu thun hat, und komme nicht eher in mein Cabinet als bis ich klingle."

„Und Dein Frühstück, Clément?" sagte Suzon.

„Ich werde klingeln, ich werde klingeln," antwortete der Doctor und verschwand durch einen Gang, der von einer Art Vorzimmer, in dem wir uns befanden, auslief.

Die alte Magd, die ihren Herrn duzte, machte mir ein Zeichen, ihr zu folgen. Wir kamen durch zwei Stuben, die zu ebener Erde lagen und auf einen vernachlässigten Garten hinausgingen, in dem einige große Bäume mit gebräunter Rinde standen, und das baufällige Geländer eines wasserlosen Bassin und die Trümmer einer Marmorbildsäule sichtbar waren, Alles grün mit Moos überzogen und unter hohem Graswuchs, der mich an die traurige Vegetation der Kirchhöfe erinnerte, begraben.

Ich ging meiner Führerin nach und kam am Ende in ein großes, wüstes Zimmer, dessen Fenster auf die Straße hinausging.

„Dies ist Ihre Wohnung," sagte Suzon zu mir, „die Klingel, die Sie hier sehen, ist die vom Herrn, die andere hier ist die vom Herrn Just, dem Sohne des Herrn."

„Der Herr Doctor hat einen Sohn, der Just heißt?" fragte ich tief ergriffen.

„Freilich! und ich habe ihn erzogen," versetzte Suzon nicht ohne einen gewissen Stolz.

Es ward mir klar, daß der Doctor mit rührender Lebhaftigkeit alle seine zahlreichen und wohlerwogenen Wohlthaten unter dem Namen seines Sohnes ausübte.

Suzon erwiderte:

„Wenn Herr Just in Paris ist, so bedienen Sie, so lange er hier ist, ihn und den Herrn. Für gewöhnlich helfen Sie mir zuerst im Hause Alles in Ordnung bringen und rein halten, dann gehen Sie in die Stube, wo der Herr Doctor seine Patienten annimmt, hier gleich neben an, um die Einzelnen anzumelden und Buch darüber zu halten. Um sechs Uhr wird Kaffee getrunken, um zwölf gefrühstückt, um sieben essen wir mit dem Herrn Doctor."

„Mit dem Herrn Doctor?" rief ich. „An Einem Tische?"

„Allerdings — falls der Herr nicht einen unerwarteten Besuch bekommt. Es ist jetzt elf, um zwölf werde ich hier anklopfen; denn dann ist Essenszeit — denn das Frühstück nimmt der Herr allein ein."

Und ohne mir Zeit zu lassen, auch nur ein Wort zu antworten, ließ Suzon mich allein.

Sehr erstaunt über die ungewöhnliche und patriarchalische Haushaltung meines Herrn, der mit seinem Bedienten an Einem Tische aß, sah ich mich in meiner neuen Wohnung neugierig um. Nichts konnte trauriger und, so zu sagen, klösterlicher sein, als das Ansehen dieses stillen Hauses, aber ich hatte dem schrecklichsten Elend so nahe in's Gesicht gesehen und war in Lagen gewesen, die meinem Charakter so widerstrebten, daß ich bei dem Gedanken an alles das Edle und Verehrungswürdige, was ich jeden Augenblick in dem Charakter meines Herrn entdecken würde, mit einem Gefühl von Glückseligkeit und unaussprechlicher Ruhe von meiner Stube Besitz ergriff.

Ein gutes Bett, einige Stühle, ein großer Schrank, eine Commode und ein Secretair, das war das einfache, aber sehr gut gehaltene Geräth in meinem Zimmer. Als ich aber die Schublade des Secretairs herauszog, um hier mein theures Taschenbuch hinzulegen, von dem ich mich noch niemals getrennt hatte, fand ich in derselben einige zerknitterte und halbzerrissene Papiere, die ohne Zweifel mein Vorgänger zurückgelassen hatte. Indem ich diese Ueberbleibsel wegnahm, um sie in den Kamin zu werfen, blieb mein Blick mechanisch auf einem Stück Papier hängen, auf dem ein Grundriß gezeichnet war. Meine Aufmerksamkeit und Neugierde wurden rege, als ich auf dem Grundriß gerade den Namen der Straße und die Nummer des Hauses erblickte, wo mein Herr wohnte. Nachdem ich den Grundriß einige Minuten betrachtet und mir die Lage der Räume, durch die ich gekommen war, vergegenwärtigt, erkannte ich leicht, daß das wirklich der Grundriß unserer Wohnung sei, aber mein Erstaunen wuchs, als ich eine rothe Linie gewahr wurde, die von dem Fenster des Zimmers, in dem ich wohnte, ausging, durch mehre Stuben lief und in einem großen Saal im ersten Stock endigte, der mit einem roth gezeichneten Todtenkopf bezeichnet war. Was mochte diese Linie, diese Art von Wegweiser durch das Haus bedeuten? Es gelang mir nicht, mir darüber Rechenschaft abzulegen. Da indessen durch diese Entdeckung meine Neugierde rege gemacht war, so nahm ich die zerrissenen und zerknitterten Papiere, die ich zuerst bei Seite geworfen, näher in Augenschein, bemerkte auf ihnen aber nichts als Notizen über die von dem Doctor gemachten Besuche; es war ohne Zweifel die Cladde zu dem Register, das der Herr von meinem Vorgänger halten ließ. Diese nichts bedeutenden Papierschnitzel warf ich in's Fenster, aber bewahrte den Grundriß mit der seltsamen Linie, die mich mit Neugierde und Besorgniß erfüllte, auf.

Ich war noch darüber, sie zu betrachten, als die alte Haushälterin wieder hereinkam. Ich zeigte ihr das Papier, sie sah es an, aber obgleich sie, wie sie sagte, dieser Entdeckung keine Wichtigkeit beilegen konnte, versprach sie mir doch, dem Doctor davon zu sagen; dann fügte sie hinzu: „Der Herr hat nach seinem Frühstück geklingelt, holen Sie es aus der Küche. Sie müssen es ihm in sein Cabinet bringen. Kommen Sie mit, ich will Sie zurechtweisen."

Das Frühstück bestand unabänderlich aus einer Tasse Milch und einem Stück Brot; der Doctor trank niemals Wein, sein Mittagsessen war ebenfalls äußerst frugal; es bestand aus einer Suppe und etwas Gemüse, das in Bouillon gekocht war. Uebrigens war es nicht so gemeint, daß sich auch seine Umgebung hätte dieser Lebensart unterwerfen müssen; er selbst befolgte sie nur seit zwanzig Jahren sowol aus Geschmack als auch gesundheitshalber.

Suzon gab mir eine Schüssel in die Hand, auf welcher das einfache Frühstück stand, und ging vor mir her. Indem ich nun noch immer unwillkürlich an den Weg dachte, der auf dem Grundriß, den ich in meiner Stube fand, bezeichnet war, bemerkte ich, daß ich ihn genau verfolgte, und daß ich, wenn die Zeichnung richtig wäre, nachdem ich die Treppe hinaufgestiegen, alsbald in das auf dem Grundriß mit einem nachgezeichneten Todtenkopfe bezeichnete Zimmer treten müßte. Und so war es; Suzon stand vor einer Thür still, wies auf sie und sagte zu mir:

„Da ist's — gehen Sie nur hinein."

Der Doctor schrieb gerade; er machte mir mit der Hand ein Zeichen, die Schüssel auf einen kleinen Tisch, der neben seinem Schreibtisch stand, niederzusetzen; da er mir nicht befahl, hinauszugehen, so glaubte ich bleiben zu dürfen, um seine Befehle abzuwarten. Unterdessen betrachtete ich aufmerksam den Ort, wo ich mich befand. Es war ein weiter viereckiger, sehr hoher Raum ohne Fenster; aber ein Theil der Decke, der kuppelartig gewölbt war, hatte Glasscheiben, und so hatte dieser Saal nur Oberlicht; große Glasschränke nahmen die eine Wand ein und enthielten eine prächtige anatomische Sammlung. Gegenüber standen Bücherbretter aus einfachem Tannenholz, das von der Zeit gebräunt war, und dessen Breter voll Bücher von allen Größen waren; unzählige Zeichen von weißem Papier, die aus dem Schnitt dieser durch vielfältigen Gebrauch beschmutzten, beschädigten und abgenutzten Bände heraussahen, zeugten laut von den lange fortgesetzten und ununterbrochenen Studien des Doctor Clément. Die Bücherreihen stauten sich zu Bücherhaufen auf, große Folianten standen hier und da am Boden. Ein anderer Theil des Studierzimmers war geologischen und mineralogischen Sammlungen, so wie Herbarien eingeräumt, die mit der größten Sorgfalt geordnet waren. In einem Winkel bemerkte ich auch eine chemische Werkstatt mit ihrem nothwendigen Apparat von Kolben, Retorten und Phiolen, die auf kleinen Bretern an der Wand standen. Endlich dem gewaltigen Tische gegenüber, der mit Büchern, allen Arten von Instrumenten, Papieren, Mappen überladen war, zwischen denen der Doctor, der immer noch fortschrieb, fast vergraben saß, zogen zwei Bildnisse meine Aufmerksamkeit auf sich; das erste war das Brustbild eines jungen Frauenzimmers von bewundernswürdiger Schönheit, sie trug ihr Haar ganz einfach, ein weißes Flortuch verhüllte zum Theil ihre Brust und ihre Schultern.



Das zweite Bild stellte einen sehr jungen Mann dar, von männlicher und schöner Gesichtsbildung mit sanftem und stolzem Blick, er trug die Uniform der polytechnischen Schule, und seine Züge zeigten eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Bilde der jungen Frau, die zuerst meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Der Doctor schien mich seit einigen Augenblicken stillschweigend zu beobachten; denn er sagte zu mir mit einem Ausdruck stolzer Zufriedenheit:

„Nicht wahr, der junge Mann hat ein allerliebstes Gesicht?"

„O ja, Herr Doctor," sagte ich und wandte mich nach ihm um.

„Es ist mein Sohn," sagte mein Herr zu mir, in dessen strengem Gesichte auf ein Mal Alles, was es Reines, Göttliches in der väterlichen Liebe geben kann, aufleuchtete. „Es ist mein theurer Just, und obgleich er jetzt ein paar Jahr älter ist, als zu der Zeit, da das Bild gemalt wurde, obgleich die afrikanische Sonne sein Gesicht gebräunt und eine ruhmvolle Wunde seine Stirn gezeichnet hat, so würdest Du ihn doch sogleich an der sanften, offenen und thatkräftigen Miene erkennen, die er sich immer bewahrt hat."

„Er ist also noch Militair, Herr Doctor."

„Gegenwärtig Capitain — wenn Sie belieben — und einer der ausgezeichnetsten seiner Waffe. Aber das ist sein geringster Ruhm. Es fehlte ihm nur Eine Stimme, sonst wäre er in die Academie der Wissenschaften aufgenommen, aber bei der nächsten Wahl ist seine Ernennung gewiß, ohne in Anschlag zu bringen, daß ihm glänzende Anerbietungen gemacht worden sind, im Auslande Eisenwerke anzulegen; es wurden ihm sechzigtausend Francs jährlich angeboten, und in Zukunft ein reicher Antheil an dem Ertrage — das ist der Werth des Wissens! Es ist allein der wahre Reichthum. Aber glaube nicht etwa, Martin," setzte mein Herr hinzu und ward immer wärmer, „daß mein Sohn ein gelehrter Pedant ist, der nichts als sein $a + b$ weiß, er ist liebenswürdig, geistreich und heiter wie Keiner, er singt wie ein Engel, zeichnet zum Entzücken, und ich stehe dafür, daß niemals ein von Natur so feiner Anstand und ein so gewandtes Benehmen vereinigt gefunden worden sind. Und dabei muthig wie ein Löwe und sanft wie ein Kind — denn er besitzt die Milde der Kraft und dabei ein Herz," sagte der Greis gerührt, „ein Herz!" — und nachdem er einen Augenblick gestockt, setzte er hinzu: „Ich weiß ihm auf der Welt nur Eins zu vergleichen."

„Ihres, Herr Doctor?"

„Nein — es sind in seinem zarte Fäden, die das meine in seiner Rauhheit nicht hat; denn was Zartheit und Gefühl anbetrifft, so ist das Herz meines Just ein Weiberherz — auch stelle ich es mit demjenigen des edelsten Weibes, das ich kenne, in Vergleich."

Unwillkürlich dachte ich an Regina, für deren Wohl der Doctor Clément zärtlich besorgt zu sein schien.

Der Greis fuhr fort:

„Uebrigens wirst Du meinen Sohn bald zu sehen bekommen und ihn liebgewinnen, da Du doch von jetzt an zu meiner Familie gehörst — denn in meiner Art und Weise, die Bedienten zu betrachten, bin ich eine Art von Patriarch," setzte er sanft lächelnd hinzu. „Suzon hat Dir gesagt, daß ihr beide mit mir esset; was Deine Bedientenarbeiten anbetrifft, so wird der Altersunterschied zwischen uns beiden sie Dir beinahe als natürlich erscheinen lassen — es liegt nichts Erniedrigendes darin, wenn ein junger Mann einem Greise Handreichungen leistet."

„Das ist wahr, Herr Doctor," sagte ich, gerührt von so viel Güte, „und außerdem hat mich auch der, welcher mich bei sich aufgenommen und erzogen hat, durch sein Beispiel belehrt, daß, wie er zu sagen pflegte, keine Lebensstellung so niedrig sein kann, daß ein Mann nicht seine Würde in ihr bewahren könnte."

„Das ist ein gesundes Urtheil und kommt aus einem edeldenkenden Geiste," versetzte mein Herr, von diesen Worten, die Claudius Gérard mir so oft wiederholt, ergriffen — „Alles, was Du mir über das Leben, den Charakter und die Gewohnheiten dieses Mannes erzählt hast, gibt mir einen hohen Begriff von ihm, und —"

Dann hielt er plötzlich inne, als besänne er sich auf einmal auf Etwas, und fuhr fort:

„Aber da fällt mir ein, dieser großherzige Mann war Dorfschulmeister, nicht wahr? Hast Du mir das nicht erzählt?"

„Ja, Herr Doctor, er heißt Claudius Gérard."

„Er war doch nicht Lehrer in einem Dorfe bei Evreux?"

„Nein, Herr Doctor, die Gemeinde, in der er angestellt war, liegt im Süden."

„Dann ist's nicht derselbe," sagte mein Herr zu mir.

„Wie so, Herr Doctor?"

„Mein Sohn, der mit geodätischen Arbeiten in der Nähe von Evreux beschäftigt ist, schreibt mir in seinem letzten Briefe, daß er, da er sich einige Tage in einem Dorfe der Landschaft aufgehalten, dort zufälligerweise einen armen Dorfschulmeister angetroffen, dessen Namen er mir nicht nennt, dessen Charakter und Geist aber einen solchen Eindruck auf ihn gemacht haben, daß er mir schrieb: Vater, dieser Mann ist einer der Unsrigen."

„Es ist Claudius Gérard," rief ich aus, „diese Worte Ihres Herrn Sohnes stellen es außer Zweifel. O, seien Sie mir gesegnet, Herr Doctor, Ihnen werde ich es zu verdanken haben, daß ich ihn nun wieder auffinde!"

„Aber hast Du mir nicht gesagt, daß die Gemeinde, der er angehört, im Süden liege?"

„Ja, Herr Doctor, aber im Augenblicke, da ich ihn verließ, mußte er zu seinem großen Bedauern einen anderen Wohnsitz aufsuchen, und er wußte noch nicht, wohin er geschickt werden würde. Alle Briefe, die ich ihm geschrieben, waren nach seinem alten Wohnorte adressirt — war er schon abgereist, als sie ankamen, hat man sie nicht übergeben, sind sie an einen falschen Ort gekommen? — ich weiß nichts davon, aber er hat sie zuverlässig nicht erhalten; denn sonst hätte er mir geantwortet. Aber nun redet Ihr Herr Sohn von ihm, Herr Doctor — ja, gewiß von ihm — denn Claudius Gérard ist in Wahrheit würdig, einer der Ihrigen zu sein."

„Nun glaub' ich's auch, ich will noch heute an Just schreiben und ihn fragen, ob der Lehrer, von dem er mir sagt, nicht Claudius Gérard heißt, und nach wenigen Tagen werden wir wissen, woran wir sind. Jetzt gib mir mein Frühstück."

— — — — — — — — — — — —

Als mein Herr seine frugale Mahlzeit zu sich genommen, gab er mir einen Schlüssel, zeigte auf ein altes Meubel von Acajouholz, in welchem mehre Schubladen über einander waren, und sagte zu mir:

„Mache die erste Schieblade auf und gib mir das große Buch, das drin liegt."

Ich gehorchte und gab meinem Herrn eine Art Foliant mit braunledernem Rücken und in grünem Pergament — einen Folianten, der, nach seiner Abnutzung und den Brüchen auf seinem Einbande zu schließen, viele Jahre im Gebrauch gewesen zu sein schien.

Der Doctor machte das Buch auf, das schon fast ganz vollgeschrieben sein mochte; denn er schrieb ein paar Zeilen auf eins der letzten Blätter — dann zählte er die noch übrigen und sagte zu sich selbst:

„O, es wird noch genug übrig bleiben!"

Nachdem er das Buch eine Weile zufrieden und in stiller Traurigkeit angesehen, sagte er zu mir:

„Hier — lege das Buch wieder an seinen Platz, mache die untere Schublade auf und lege diese Banknoten hinein."

Mit diesen Worten gab er mir die zehn Tausend-Francsnoten, welche von den zwanzigtausend Francs übrig blieben, die er diesen Morgen von dem geizigen Millionair von Marquis erhalten, der sich so theuer hatte loskaufen müssen.

Und da ich mich anschickte, seine Befehle auszuführen, setzte er hinzu:

„Zähle hundert Louisd'or ab und lege sie je funfzig in jede Seite meines Geldbeutels; denn er ist wahrhaftig leer — hier, nimm ihn hin," sagte er zu mir und reichte ihn mir hin.

Ich hatte die zweite Schublade, die sehr schwer war, mit Mühe herausgezogen; in einem abgesonderten Fach sah ich eine ziemlich große Anzahl Banknoten; ich legte die, welche mein Herr mir gegeben, zu ihnen. Zwei andere Fächer von verschiedener Größe waren mit Gold und Silbergeld in so großem Ueberfluß gefüllt, daß die hundert Louisd'or, die ich aus dem Fache nahm, welches das Gold enthielt, kaum eine bemerkbare Lücke machten.

Nachdem ich die Schublade verschlossen, gab ich meinem Herrn die Schlüssel zurück, dann sagte er zu mir, indem er mich an einen Schreibtisch führte, der in einem kleinen Zimmer stand, das an sein Studierzimmer stieß und keinen andern Ausgang hatte, als die Thür, durch die wir hereinkamen:

„Bis ich wiederkomme, schreibst Du die ersten Blätter dieses Pro memoria in Betreff der Reorganisation des Medicinalwesens in's Reine; ich arbeite seit vielen Jahren daran; möchte es mir vergönnt sein, es zu vollenden; denn in diesem unglücklichen Lande erschlafft Alles, geht Alles zu Grunde aus Mangel an vernünftiger Gliederung, die unbarmherzige Concurrenz gewöhnt den Menschen auch daran, unbarmherzig zu sein, und um nur ihr Glück zu machen, ist ihnen jedes Mittel recht — wohl den Starken und wehe den Schwachen!" setzte er seufzend hinzu. Dann fuhr er fort: „Wenn Du die Abschrift dieser Blätter fertig gemacht hast, ist die Zeit bis zum Mittagsessen Dein."

Und der Doctor ließ mich allein.

Das Zutrauen, das er gegen mich an den Tag legte, indem er gleich am ersten Tage mir den Ort zeigte, wo er so beträchtliche Summen bewahrte, rührte mich noch mehr, als sie mich in Verwunderung setzte; denn da ich meiner Redlichkeit gewiß war, so wunderte ich mich nicht gerade, daß man mich für ehrlich hielt, gleichwol steigerte dieser Zug meine Dankbarkeit gegen meinen Herrn und meine Verehrung für ihn noch höher.

Am dritten Tage fiel ein Auftritt vor, der für mich doppelt wichtig war; er vervollständigte das Charakterbild des Doctor Clément, dieses Mannes von so mächtiger Eigenthümlichkeit, auf eine seiner würdige Weise.

Mein Herr dictirte eben die Fortsetzung des Plans zur Reorganisation des Medicinalwesens — er war voll eben so neuer als praktischer Gesichtspunkte, ebenso großer, als edler Ideen; denn er betrachtete diese umfangreiche Frage von dem Standpunkt der Gesundheitspflege von Stadt und Land aus — als Suzon einen Herrn Dufour aus Evreux anmeldete, der, wie er sagte, einen Brief vom Herrn Just, dem Sohn meines Herrn überbringe.

„Ein Freund meines Sohnes!" sagte der Doctor lebhaft zu Suzon. „Führ' ihn sogleich herein — für die hab' ich immer Zeit."

Bald erschien ein kleiner, alter Mann, sauber gekleidet und, wie man zu sagen pflegt, à quatre épingles. Obgleich die Sitte, Puder zu tragen, seit langer Zeit abgekommen war, trug er doch sogenannte Facen und einen kleinen Haarbeutel mit schwarzem Band, der auf den leicht bestäubten Kragen seines kornblumenblauen Rockes herabhing; ein Beinkleid von schwarzem Atlas und seidene Strümpfe vervollständigten den etwas veralteten Anzug des Mannes.

Sobald Herr Dufour eingetreten war, hatte ich mich, nach meiner Gewohnheit, in das anstoßende Zimmer zurückgezogen, das keinen andern Ausgang hatte, als durch das Studierzimmer des Doctors. Und da dieser, ohne Zweifel unversehens, die Thür angelehnt gelassen hatte, so hörte ich nothgedrungen folgendes Gespräch mit an:

„Sie haben einen Brief von meinem Sohn, mein Herr?" sagte mein Herr zum Herrn Dufour.

„Ja, Herr Doctor, hier ist er."

Es trat eine Pause ein, während welcher mein Herr den Brief überlief; hierauf versetzte er:

„Sie wünschen mich wegen Ihrer Gesundheit zu Rathe zu ziehen, mein Herr?"

„Nein, Herr Doctor."

„Wie?" versetzte mein Herr befremdet — „mein Sohn schreibt mir doch in folgenden Worten:

Lieber Vater!

Herr Dufour, einer der größten Grundbesitzer von Frankreich wünscht Dich um Deinen ärztlichen Rath zu befragen und Dir besonders empfohlen zu werden. Ich beeile mich, seinen Wunsch zu erfüllen, und übergebe ihm diesen Brief an Dich, indem ich Dir im Voraus für die wohlwollende Aufnahme danke, die Herr Dufour bei Dir finden wird, der mich bei den geologischen Arbeiten, die mich auf eins seiner Grundstücke geführt, mit der verbindlichsten Gastfreundschaft aufgenommen. Ich umarme Dich zärtlich."

Nachdem mein Herr den Brief vorgelesen, fuhr er fort:

„Das schreibt mir mein Sohn, mein Herr, und ich bin Ihnen sehr verbunden für die Gastfreundschaft, die Sie an ihm ausgeübt, aber wenn Sie nicht meinen ärztlichen Rath begehren, welchem Beweggrunde verdanke ich die Ehre Ihres Besuches?"

„Dieser Brief, Herr Doctor, war nur ein Vorwand, um mir bei Ihnen Eintritt zu verschaffen."

„Ein Vorwand?"

„Nichts weiter, Herr Doctor — ich habe acht Millionen an liegenden Gründen."

„Sehr wohl, mein Herr — nun?"

„Ich bin Witwer, Herr Doctor, und habe blos eine achtzehnjährige Tochter, die ich unendlich lieb habe."

„Verzeihen Sie, mein Herr, wie komme ich zu der Ehre dieser vertraulichen Mittheilung?"

„Herr Doctor — meine Tochter ist allerliebst — ohne väterliches Vorurtheil, wahrhaftig — und dazu ist sie erzogen worden, wie eine überaus reiche Erbin erzogen sein soll."

„Mein Sohn liebt Ihre Tochter, mein Herr — ist das die Meinung?"

„Das hoff' ich wenigstens, Herr Doctor; denn ich glaube, daß meine Tochter Ihren Herrn Sohn, während er sich bei uns aufhielt, nach ihrem Geschmack gefunden hat. Sie hat mir darüber keine Eröffnungen gemacht — aber Sie wissen wol, ein Vater, der seine Tochter anbetet, ist scharfsichtig. — Gerad heraus gesagt, Herr Doctor, ich gebe meiner Tochter, wenn sie sich verheirathet, einen Grundbesitz mit, der auf fünf Millionen geschätzt ist und einhundert vierundzwanzigtausend Francs Jahreseinkünfte bringt in guten rechtbeständigen Pachtgeldern, die bis auf den letzten Heller baar eingehen. Der Rest meines Vermögens würde unsern Kindern gehören — nach meinem Tode. Sie sehen, ich verfüge auf väterliche Weise, ich mache die Sachen kurz ab. Ich hoffe, daß Sie Ihrerseits dasselbe thun werden, Herr Doctor; denn die allgemeine Stimme, und, wenn ich so frei sein darf, es auszusprechen, gewisse gute Gewährsmänner, die ich befragt habe, schreiben Ihnen ein Vermögen zu, das mindestens dem meinigen gleich sei."

Nachdem mein Herr einige Augenblicke geschwiegen, versetzte er:

„Vor Allem muß ich eine Frage thun, mein Herr: mein Sohn ist doch gewiß nicht von dem Schritte, den Sie thun, unterrichtet? Er hätte mir sicherlich von der Sache geschrieben."

„Ihr Sohn, Herr Doctor, ist von meinem Schritte nicht unterrichtet, und meine Tochter ist's auch nicht. Der Herr Capitain Just ist zu anderen Arbeiten zwanzig Meilen von Evreux berufen worden, wir haben auf das Herzlichste von einander Abschied genommen, aber vom Heirathen ist zwischen uns mit keinem Worte die Rede gewesen. Erst nach der Abreise Ihres Herrn Sohnes fiel es mir auf, daß meine Tochter nachdenklich und traurig war, da rief ich mir diese und jene Umstände in's Gedächtniß zurück, und da hab' ich denn vermuthet oder vielmehr errathen, daß Liebe im Spiel sei. Da nun diese Verbindung nach Stellung, Alter, Charakter und Vermögen — besonders in Bezug auf's Vermögen — ganz schicklich —"

„Besonders in Bezug auf's Vermögen," unterbrach mein Herr Herrn Dufour, „meinen Sie?"

„Lieber Gott, Herr Doctor, Sie sehen wol ein, daß, wenn Ihr Herr Sohn bei allen seinen vortrefflichen Eigenschaften, liebenswürdigen Talenten und seinem hübschen Gesicht nichts hätte, als Degen und Federhut, so käm' ich nicht —"

„Mein Herr," unterbrach mein Herr den Herrn Dufour noch einmal, „ehe wir dieses Gespräch weiter fortsetzen, muß ich Sie davon unterrichten, daß das ganze Erbtheil, das ich meinem Sohn hinterlasse, sich auf eintausend Thaler Jahreseinkünfte beläuft."

„Tausend Thaler!" rief Herr Dufour.

„Aber wenn er heirathet," versetzte der Doctor, „so gebe ich ihm diese tausend Thaler dann sogleich — weiter hat er bei meinem Leben und Sterben von mir nichts zu erwarten."

„Das ist Ihr Ernst nicht, Herr Doctor — Sie verdienen, wie alle Welt weiß, seit zwanzig Jahren jährlich hunderttausend Francs und leben — ich weiß es sehr gut — Sie leben mit der, mit der — ehrenwerthesten Sparsamkeit, es ist also unmöglich —"

„Ich verdiene allerdings jährlich wenigstens hunderttausend Francs — das letzte Jahr hat sich selbst auf hundertundzwanzigtausend und mehr belaufen."

„Ich hatte also Recht, Herr Doctor, wenn ich sagte, Sie scherzten."

„Mein Herr," versetzte der Doctor, „wenn Sie, ehe Sie hierher gekommen wären, meinen Sohn in Bezug auf den Schritt, den Sie thun wollten, und den Sie besonders mit Rücksicht auf Vermögensgleichheit thun wollten, befragt hätten, so würde er Ihnen, daran zweifle ich nicht, erzählt haben, was ich ihm gesagt habe, als er ein vernünftiges Alter erreicht hatte."

„Und was haben Sie ihm da gesagt, Herr Doctor?"

„Folgendes, mein Herr: Liebes Kind, habe ich zu meinem Sohne gesagt, ich gebe Dir eine vortreffliche, praktische Erziehung — sie eröffnet Dir mehr als Eine ehrenvolle Laufbahn, Du wirst also, wenn Du nur arbeiten willst, Deinen Lebensunterhalt reichlich erwerben können. Aber da der gesellschaftliche Zustand ein solcher ist, daß unter den Menschen weder brüderliche Liebe, noch Verpflichtung zu gegenseitigem Beistand besteht, und Du, so arbeitsam und redlich Du sein möchtest, im Falle, wo Krankheit oder unvorhergesehene Unglücksfälle Dich am Arbeiten hindern und Dich in Noth brächten, von Niemandem Hülfe zu erwarten hättest, so sichere ich Dir tausend Thaler Renten zu. Auf diese Weise bist Du, was auch immer kommen mag, vor Noth gesichert. Genügt Dir diese bescheidene Existenz nicht, begehrst Du Ueberfluß und Luxus, so magst Du das dazu Erforderliche durch Deine Arbeit, durch Deine Einsicht erwerben — jedem nach seinen Werken. Was mich anbetrifft, liebes Kind, so habe ich meine väterliche Pflicht erfüllt, wenn ich Dir die Erziehung gebe, die den Menschen zum Menschen macht, es Dir ermög-

liche, Dir einen Stand zu erwählen, der den Menschen nützlich macht, und Dir so viel Geld hinterlasse, daß Du vor Mangel und Abhängigkeit gesichert bist — das ist Alles, was ein Vater seinem Sohne schuldig ist, weder mehr noch weniger."

„Sehr wohl, Herr Doctor," rief Herr Dufour, „das sind moralische Lehren, die theils an sich ganz vortrefflich sind, und die außerdem alle begüterten Väter ihren Kindern vorpredigen und vorpredigen müssen, um sie vom Müßiggange abzuhalten, aber im Grunde setzen die Väter doch ihren Stolz darein, ihren Kindern ein großes Vermögen zu hinterlassen, das ihnen erlaubt, Nichts zu thun und das glücklichste Leben in der Welt zu führen."

„Folglich," sagte der Doctor lächelnd, „liegt in diesem Verhältniß, unsere Kinder zu Herren eines großen Vermögens zu machen, das sie nicht durch ihre Arbeit erworben haben, etwas so Empörendes, daß selbst die Väter, die am meisten in den Reichthum vernarrt sind, wenigstens aus Schamgefühl zu ihren Söhnen dasselbe sagen müssen, was ich meinem Sohn aus Pflichtgefühl und Ueberzeugung gesagt habe: Arbeitet, und rechnet nicht auf meine reiche Verlassenschaft."

„Nun aber, was wollen Sie denn mit dem ungeheuren Vermögen machen, das Sie besitzen," rief Herr Dufour, „wenn Sie Ihren Sohn enterben?"

„Ei, ei, mein Herr — sehen Sie — ein Jeder hat so seine kleinen Liebhabereien," sagte mein Herr etwas spöttisch.

„Nun, damit legen Sie das Geständniß ab," fuhr Herr Dufour erbittert wider Willen heraus, „daß Sie einem geheimen Lasterleben fröhnen."

Der Doctor Clément lachte selten, aber bei dieser seltsamen Beschuldigung lachte er so gerade heraus, daß ich Herrn Dufour auf seinem Stuhle auffahren hörte.

„Ihre Heiterkeit ist zu begreifen," versetzte Herr Dufour, „die unpassenden Worte, die mir entschlüpft sind, haben sie hervorgerufen — doch noch Ein Wort — Sie lieben Ihren Herrn Sohn, Sie lieben ihn von Herzen, und, wenn er meine Tochter liebte, wenn seine Heirath mit ihr sein Lebensglück begründete und dieses Lebensglück nur um den Preis von ein paar von den Millionen, von denen Sie ihn enterben wollen, zu erreichen wäre —"

„Eins von beiden, mein Herr, entweder wird mein Sohn nicht geliebt — und dann ist's einerlei, ob er die Millionen hat oder nicht hat, oder Ihre Tochter liebt ihn eben so aufrichtig, wie uneigennützig — wozu dann die Millionen?"

„Wie? Wozu? — aber ohne diese Millionen gebe ich meine Zustimmung nicht zu der Heirath, Herr Doctor."

„In dem Falle wird sich Ihre Tochter, falls sie nur meinen Sohn liebt, ohne Ihre Zustimmung mit meinem Sohne verheirathen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort."

„Dann enterb' ich sie, mein Herr."

„Was schadets? Mein Sohn hat seine tausend Thaler jährlich und seine Stelle; er und seine Frau können also ganz gemüthlich leben, wünschen sie Ueberfluß, so nimmt mein Sohn die reichen Anerbietungen an, die man ihm im Auslande gethan."

„Das ist aber etwas Ungewisses, und wenn sie nun Kinder bekommen?"

„Die nöthige Erziehung wird ihnen mein Sohn geben können — im Uebrigen mögen sie die Pflicht erfüllen, die Gott Jedem auferlegt — sie mögen arbeiten — wie ihr Vater gethan hat, und wie ihr Großvater gethan hat — ich rede von mir, der ich in Holzschuhen nach Paris gekommen bin. Jetzt aber, mein Herr," setzte mein Herr hinzu, indem er aufstand, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen nicht länger zu Diensten stehen kann: ich habe einige Besuche zu machen."

In Folge dieser Unterredung, bei der sich die Weisheit meines Herrn und seine vernünftige Liebe zu seinem Sohne in ihrer ganzen herben Würde entfalteten, konnte ich mich nicht enthalten, mir zur Vergleichung das traurige Loos des Robert von Mareuil vor Augen zu stellen, der ein trauriges Opfer des ertraglosen Müßigganges war, dem reiche Erben sich so leicht hingeben — und die traurige, ebenso müßiggängerische Erziehung des Vicomte Scipio, die ihm eine ebenso schreckliche Zukunft vorauszuverkünden schien.

Drittes Kapitel.

Die Strafe.



Ich muß hier zur Erklärung eines Vorfalls, der vier Tage nach meinem Antritt bei meinem Herrn in dem Hause desselben stattfand, einige Einzelheiten über die Einrichtung desselben einschieben. Sein Schlafzimmer, das im ersten Stockwerke gerade über dem meinigen lag, war von seinem Arbeitszimmer durch einen ziemlich langen Gang getrennt, dem ein ähnlicher zu ebener Erde entsprach, auf den meine Thür hinausführte. Eine Treppe, die auf die Mitte dieses Ganges ausmündete, führte in's erste Stock und endigte oben gerade der Thür zu dem Arbeitszimmer des Doctors gegenüber, so daß man also von meiner Stube leicht und schnell in jenes Zimmer kommen konnte.

Suzon, die alte Magd, schlief neben der Küche am andern Ende des Ganges, ihre Fenster gingen auf den Garten hinaus.

Nachdem ich am Abend die Weisungen meines Herrn für den folgenden Tag entgegengenommen, zog ich mich in meine Stube zurück, entschlossen, einen Theil der Nacht auf Uebungen in der deutschen Sprache zu verwenden; der Doctor hatte meinen Wunsch, diese Sprache zu erlernen, mit dem größten Wohlwollen aufgenommen und mir versichert, es läge ihm selbst daran, daß ich sie verstände; denn dann, sagte er, könnte ich ihm in seinem Briefwechsel mit ausländischen Gelehrten sehr nützlich sein. Ein Lehrer war angenommen, er hatte mir schon zwei Stunden gegeben, und mit meiner glühenden Wißbegierde hatte ich es schon dahin gebracht, daß ich mir selbst mittels der Grammatik fortheifen konnte.

Ich setzte mich an die Arbeit.

Die Nacht war stürmisch, der Regen peitschte an meine Fensterscheiben, in diesem alten, einsamen Stadtviertel wurde das Heulen des Windes von keinerlei Geräusch übertönt; er war so heftig, daß er bisweilen die innern Laden meines Fensters in Bewegung setzte.

Ein gutes Feuer brannte in meinem kleinen Kamin, ich hatte das Gefühl, daß ich auf lange Zeit hin in einem gastfreundlichen und ruhigen Hause Zuflucht gefunden. Meine wissenschaftliche Beschäftigung machte mir großes Vergnügen, und ich fühlte mich um so wohler, da ich mir mit einer Art süßer Melancholie meine schlimmsten Tage zurückrief — schreckliche Tage, an denen ich von Elend aller Art, Kälte, Hunger so furchtbar gelitten, und an denen ich in meiner Verzweiflung dem Andringen des Muldensterzes nachgegeben hatte und an einem Abgrund von Schande hingestreift war — und endlich, eine furchtbare Erfahrung — jene Winternacht, in der ich, des Lebens müde, mich im Keller eines halbfertigen Hauses hingestreckt hatte, um den Tod zu erwarten, den ich mir nicht selbst geben mochte.

Bei dem Gedanken an diese traurige Vergangenheit ward mein Herz voll von unaussprechlicher Dankbarkeit und Rührung; ich hatte ein Gefühl beispiellosen Glückes, wenn ich bedachte, daß ich ohne die strengen Lehren des Claudius Gerard, die durch meine ehrfurchtsvolle Verehrung Regina's unterstützt worden, wie so viele Andere sittlich zu Grunde gegangen sein würde.

Es war um Mitternacht, als ich mich, von Müdigkeit überwältigt, niederlegte, nachdem ich meine Lampe ausgelöscht und meine Bettvorhänge dicht geschlossen hatte; ich ward gleichsam von dem Tosen des Unwetters, das draußen wüthete, eingewiegt; meine letzte Vorstellung war ein tiefes Mitgefühl mit Denjenigen, die in dieser stürmischen Nacht obdachlos herumirren mochten, wie ich einst obdachlos herumgeirrt war.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen haben mochte, als mich eine heftige Empfindung von Kälte aufweckte. Ich setzte mich im Bette aufrecht hin und öffnete meine Bettvorhänge. Das schwankende und bleiche Licht einer Lampe, die dem Hause fast gegenüberstand, verbreitete in meiner Stube eine schwache Helligkeit; denn zu meinem großen Erstaunen sah ich das Fenster offen, der Regen floß noch immer in Strömen herab, der Wind blies mit Wuth; ich glaubte die Laden am Abend schlecht zugemacht zu haben, so daß der Wind sie aufgestoßen haben könnte. Ich stand also auf, um sie zuzumachen, als ich, immer mehr erstaunt, auch meine Thür offen stehen sah. Von unbestimmter Besorgniß ergriffen, warf ich schnell ein Kleidungsstück über, und indem ich horchte, ob sich nichts regte, kam es mir vor, als schritte Jemand vorsichtig den Gang, auf den meine Thür hinausging, und der über die Treppe zum Zimmer des Herrn führte, entlang. Plötzlich erhellte ein ziemlich starker Lichtglanz eine der Füllungen meiner Thür, ich stürzte hinaus, aber auf der Schwelle rannte ich gegen einen Mann in einer Blouse an; die Blendlaterne, die er in der Hand hielt, erlosch, und eine starke Hand faßte mich an der Gurgel und stieß mich gewaltsam in meine Stube zurück, alsdann fühlte ich die Spitze eines Messers auf der bloßen Brust, und der Mann sagte zu mir:

„Du bist des Todes, wenn Du Dich rührst!"

„Bamboche," rief ich, indem ich die Stimme meines Jugendfreundes erkannte und bei dem blassen Widerschein der Laterne, die durch das offene Fenster hereinleuchtete, seine Züge ungefähr unterscheiden konnte.

„Martin!" rief Bamboche und fuhr einen Schritt zurück — „es war also Jemand in dem Bette, und Du warst es!"

„Woher kommst Du, was hast Du gemacht?" sagte ich mit Schrecken ganz leise zu ihm.

„Du bist hier? Es geht Dir wohl — o dann bin ich zufrieden —" sagte Bamboche, und seine Stimme wurde gerührt.

„Du hast meinen Herrn bestohlen!"

„Nun ja —" antwortete er entschlossen — „was weiter?"

„Meinen Herrn," rief ich, und ein schrecklicher Gedanke stieg in mir auf — „Du hast ihn vielleicht ermordet."

Ich wollte aus der Thür.

Bamboche hielt mich zurück.

„Nein, er hat nichts gehört," sagte er, „ich habe Niemanden gesehen, ich schwöre es Dir bei unserer Freundschaft."

Ich glaubte es ihm — der Ton, in welchem er es aussprach, zeugte von seiner Wahrhaftigkeit.

„Du stehlen! —" sagte ich unwillig.

„Ich habe Dich nicht bestohlen."

„Aber meinen Wohlthäter."

„Thut mir Leid, er behielt aber genug, ich habe nur eine Handvoll Banknoten genommen."

„Aber stehlen ist schändlich."

„Laß mich."

„Stehlen ist feig, und Du hast Herz —"

„Genug der Moral."

„Bamboche, ich lasse Dich mit dem Gelde nicht fort von hier."

„Ei was."

„Im Namen unserer Freundschaft —"

„Mich hungert, und ich habe ein Kind, das hungert —"

„Du!"

„Ja, ein kleines Mädchen. — Als ich Dich beim Claudius Gérard suchte, da wohnte ich in einem Gasthofe in der benachbarten Stadt — an denselben stieß der Garten eines Narrenhauses —"

„Und da," rief ich mit Entsetzen, indem mir Claudius Gérard's halbe Mittheilung wieder einfiel — „da hast Du ein junges, schönes Frauenzimmer gesehen —"

„Sie winkte mir, ich wußte nicht, daß sie wahnsinnig sei — ich war halb betrunken — aber woher weißt Du —"

„O, das ist fürchterlich!"

„Es ist nun einmal geschehen," versetzte Bamboche mit dumpfer Stimme — „vor vierzehn Tagen habe ich das Frauenzimmer wieder gesehen, es ist mir gelungen, das Kind zu entführen — meine kleine Tochter — ich habe keinen Heller, ich stehle für sie."

„Auf solche Weise Deine Tochter ernähren — nimmermehr!“

„Ich habe keine Wahl.“

„Doch —“

„Wie?“

„Werde Soldat — geh fort von hier, mein Herr wird für das Kind sorgen, das schwöre ich Dir — auch für Dich — später wird er Mitleid mit Dir haben — aber keinen Diebstahl!“

„Ich habe das Geld — das ist doch sicherer — ich behalte es.“

„Trotz meiner Bitten?“

„Ja.“

„Unserer Freundschaft zum Trotz?“

„Ja.“

„Trotzdem, daß ich Dein Bruder bin,“ sagte ich zu ihm mit erstickter Stimme, und faßte ihn an der Hand — ich konnte mir nicht helfen, ich zerfloß in Thränen.

Bamboche fuhr zusammen, zögerte einen Augenblick und versetzte:

„Ja — trotzdem.“

„So stoß zu!“

„Und schrei Du Diebe, Diebe,“ sprach er trotzig. Plötzlich hörte ich durch das offne Fenster in einiger Entfernung auf der Straße den schweren, regelmäßigen Schritt einer Nachtrunde, die sich immer mehr näherte.

„Eine Patrouille,“ rief ich — „sie komme hierher.“

„Nun, da bist Du ja im Vortheil,“ sagte Bamboche mit schrecklichen Lächeln zu mir, als er mich an's Fenster laufen sah.

Ich machte es eilig zu.

Einige Secunden darauf sahen wir im Dunkel der Straße die Bayonnette der Soldaten blinken; sie gingen langsam vorbei. Bald verhallte das Geräusch ihrer Tritte in der Ferne im Heulen des Sturmes.

„Martin,“ rief Bamboche, als ich wieder zu ihm trat, „ich habe an Dir gezweifelt, verzeih, aber erbarme Dich meiner kleinen Tochter.“

„Warte,“ sagte ich bitter zu ihm, „warte bis die Patrouille weit genug entfernt ist, bis Du fliehst — im Hause schläft noch Alles — Du kannst mit Dem entfliehen, was Du gestohlen hast — es wird keine Spur von Dir zurückbleiben, fürchte nichts —“

„Wenn Du so sprichst, Martin —“

„Was mich anbetrifft,“ setzte ich hinzu, „so ist's freilich etwas Anderes. Mein Herr weiß, daß ich den Ort kenne, wo er sein Geld einschließt, ich bin hier ein neuer Ankömmling — die Schuld wird nur auf mich fallen, Dich werde ich nicht angeben; denn ich halte die Freundschaftsschwüre —“

„Martin!“

„Ich werde für den Dieb gelten — ich war Dir Erkenntlichkeit schuldig — das wäre damit abgemacht — geh —“

„Martin, Du verachtest mich —“

„Mein Herr kann aufwachen, geh —“

„Höre mich.“

„Willst Du uns Beide in's Verderben stürzen? — Geh — wir sind geschiedene Leute.“

„Du hältst mich für einen elenden Menschen —“ rief Bamboche und warf mir die Banknoten, die er gestohlen hatte, vor die Füße.

Ich wollte meinem Freunde in die Arme stürzen, als plötzlich über uns im Zimmer meines Herrn Jemand wiederholt stark und rasch auftrat, als wolle er Jemandem nach, und wir hörten laut rufen:

„Diebe, Diebe!“

Da ich diesen Ruf hörte, rief ich:

„Du warst also nicht allein, Bamboche?“

„Nein, der Muldensterz ist oben geblieben, seine Taschen zu füllen.“

„Der Muldensterz!“

„Er hatte die Gelegenheit ausfindig gemacht.“

„Wie?“

„Dein Vorgänger hatte ihn auf die Spur geleitet.“

Jetzt begriff ich die Bedeutung des Grundrisses mit der rothen Linie, den ich in meiner Stube in dem Secretair gefunden hatte.

Der Ruf ward lauter und kam näher.

„Es ist die Stimme meines Herrn, er ist vielleicht in Gefahr, flieh Bamboche!“ rief ich.

Und damit stürzte ich auf die Thür zu, während Bamboche mit einem Satze am Fenster war und es aufmachte.

Kaum hatte ich zwei Schritte im Corridor gethan, als ich heftig gegen den Muldensterz anrannte, der auf der Flucht begriffen war. Ich faßte ihn um den Leib, aber die Angst, festgenommen zu werden, verdoppelte seine Kräfte, er machte sich von mir los und stieß mich mit Gewalt in die Stube zurück. Ich stieß gegen ein Geräth, stolperte und rief jetzt um Hülfe.

„Ah, Du schreist —“ sagte der Muldensterz und stürzte auf mich los, ich sah die Klinge seines Messers blinken, und in demselben Augenblicke fühlte ich einen Stoß in der Schulter und dann ein scharfes Gefühl von Kälte. Nichts desto weniger gelang es mir noch einmal, meinen Gegner zu umfassen, und in dem Augenblicke stürzte auch Bamboche auf ihn und rief.

„Nimm das, alter Schuft.“

Der Spitzbube fiel mir so schwer auf den Leib, daß ich mit ihm zur Erde stürzte, und ich hörte Bamboche's Stimme:

„Sage, Du hättest ihn erstochen — vergiß meine kleine Tochter nicht, ich werde Dir die Adresse schicken — nimm die Banknoten auf — Lebe wohl, Bruder!“

Und mit einem Satz verschwand Bamboche durch das offene Fenster.

Er war kaum entronnen, und ich machte mich mit Mühe von dem Muldensterz los, der mich im Todeskampfe fest umschlungen hielt, als helles Licht in meine Stube fiel; der Doctor Clément trat herein mit einem Licht in der einen Hand und einem Hirschfänger in der andern, und ein paar Augenblicke darauf kam auch Suzon, die sich eilig angekleidet hatte, mit einem Lichte.“



„Armer Martin, Du bist verwundet?“ rief der Doctor, da er mich blutig aufstehen sah.

„Er hat mit dem Diebe gerungen und ihn getödtet,“ rief Suzon entsetzt, da sie den Leichnam sah.

Ehe ich antworten konnte, stürzte der Doctor auf mich zu, zerriß mein Hemde an der Stelle, wo es blutig war, sah die Wunde an und rief:

„Gott sei Dank! die Klinge ist auf dem Knochen abgeglitten — Deine Wunde ist unbedeutend, wackerer Martin.“

Und der Greis drückte mich an sein Herz.

„Was für ein Glück, daß ihm weiter nichts geschehen ist,“ sagte Suzon und faltete die Hände, dann fuhr sie aus Schreck zurück — denn die Glieder des Muldensterzes zuckten plötzlich zusammen — und rief:

„Clément, nimm Dich in Acht — der Dieb rührt sich noch.“

„Der?“ sagte der Doctor und sah dem Muldensterz, der auf dem Rücken lag, in's Gesicht, in dem sich die Kinnbacken zweimal krampfhaft öffneten — „er hat nicht zwei Minuten mehr zu leben.“

Wirklich kam aus der Brust des Spitzbuben eine Art hohles Röcheln — ein blutiger Schaum färbte seine Lippen, und er versank in die Regungslosigkeit des Todes.

Betäubt und vom Schwindel ergriffen bei diesem schrecklichen Auftritt, mußte ich mich auf's Bett setzen.

„Verzeihen Sie, Herr Doctor, die Aufregung — das Angreifende —“

„Clément, sieh doch das Päckchen Banknoten,“ sagte Suzon und nahm die beträchtliche Summe auf, die Bamboche von sich geworfen hatte — und wie viel Gold da dem Bösewicht aus der Tasche fällt — wir müssen ihn durchsuchen, aber ich mag ihn nicht anrühren —“

„Suzon,“ sagte der Doctor lebhaft, „lauf und zieh an der Klingel, die in das Stübchen des Thürstehers im Nachbarhause geht — ich habe beim ersten Erwachen an diese Zuflucht gar nicht gedacht.“

„Das ist wahr — ich hab's auch ganz vergessen.“

Und Suzon entfernte sich eilig.

„Komm, wackerer Bursche,“ sagte mein Herr zu mir, indem er mich hielt und mir ein Glas Wasser an die Lippen setzte, — „trink ein Bischen, beruhige Dich, ich werde Deine Wunde sogleich verbinden, sei nur ruhig, es ist nichts. Bis Suzon zurückkommt, will ich immer das Blut zu stillen suchen.“

„O, Sie sind sehr gütig, Herr Doctor!“

„Wir, Du lässest Dich erstechen, um mich nicht bestehlen zu lassen, und redest mir von meiner Güte vor? —“ sagte der Doctor und fuhr in seinem Geschäfte fort. „Aber sage mir, wie ist's doch mit der ganzen Sache zugegangen?“

„Sehen Sie, Herr Doctor,“ sprach ich stockend — denn ich war im Begriff zu lügen, aber ich konnte doch Bambochen nicht bloßgeben — „ich hatte mich schlafen gelegt, hatte meine Bettvorhänge vorgezogen und war in tiefen Schlaf versunken — ein starker Luftzug weckte mich auf — und nun merkte ich erst, daß mein Fenster offen stand.“

„Und Du hattest nichts gehört?“ sagte der Doctor, wandte sich nach dem Fenster um, das nahe an an meinem Bette war, und betrachtete es aufmerksam. „Nun, das ist ganz einfach — der Spitzbube da hat von außen eine Scheibe herausgeschnitten, mittels Diebeswerkzeug eine Oeffnung im Fensterladen gemacht und dann den Arm durchgesteckt, um das Fenster aufzumachen. Du lagst im ersten Schlummer, da hast Du natürlich nichts gehört.

„Nicht das Mindeste, Herr Doctor, und in dem Augenblicke, da ich erschrocken aufstand, hörte ich Sie rufen.“

„Beim Ausgange aus meinem Studierzimmer stieß der Dieb im Gange an und warf ein Geräth um. Erweckt durch diesen Lärm, stand ich auf, nahm mein Licht, machte die Thür auf, sah in dem Gange einen Menschen entfliehen, ergriff eine Waffe und stürzte ihm mit dem Rufe: Diebe, Diebe! nach.“

„Jetzt, da ich Sie rufen hörte, Herr Doctor, stürzte ich mich in den Corridor, bewaffnet mit einem Dolchmesser, und wollte den Schurken festhalten — er brachte mir einen Stich bei, ich ihm desgleichen, und so hab ich ihm das Leben genommen —“

„Der Schurke muß die Einrichtung des Hauses gekannt haben — er muß — gewußt haben, daß — ich — meinen Bedienten entlassen; er muß — geglaubt haben — daß hier Niemand schliefe —“

„Mein Gott, Herr Doctor!“ rief ich, als ich ihn mit gebrochener Stimme reden hörte, und seine mehr und mehr erbleichenden Gesichtszüge den Ausdruck heftigen Schmerzes annahmen — „Herr Doctor, was ist Ihnen?“

„Nichts, nichts,“ sagte der Doctor, indem er sich gleichwol mit einer Hand am Kopfbrete des Bettes hielt und die andere nach dem Herzen bewegte, als fühlte er einen plötzlichen heftigen Schmerz.

„Es ist nichts — gewiß —“ versetzte er mit immer mehr erstickter Stimme — „die heftigen Gemüthsbewegungen sind mir nicht zuträglich — und der Diebstahl — dann der Todtschlag — da kannst Du wol denken. Aber,“ setzte er hinzu und raffte sich gewaltsam zusammen: „ich werde doch noch Zeit haben, Dich zu verbinden. — Schön — da kommt Suzon.“

In der That trat jetzt Suzon wieder ein, in Begleitung von zwei Männern, dem Thürhüter des Nachbarhauses und seinem Sohn.

„Suzon, schnell, meine Verbindtasche,“ rief mein Herr — „mir ist nicht wohl, aber ich werde doch noch Zeit haben, dem wackern Burschen den ersten Verband anzulegen.“

Und mein Herr verband, mit heroischer Ueberwindung der heftigsten Schmerzen, mit fester Hand meine

Wunde, obgleich er dabei drei Mal ansetzen mußte, aber kaum war er damit fertig, so ward der Anfall so heftig, daß wir ihn in's Bett bringen mußten.

Als er in seinem Bette lag, sagte er zu mir mit matter Stimme; denn ich hatte es mir nicht nehmen lassen, mit hinaufzugehen:

„Schreib an meinen Sohn, er möge gleich nach Empfang Deines Briefes hierherkommen. Suzon wird Dir die Adresse geben — ich möchte ihn doch noch einmal sehen, meinen theuern Just —“

„Wie, Herr Doctor!“ rief ich aus, voll Schrecken über die Betonung, mit der der Doctor die letzten Worte gesprochen — „Sie fürchten?“

Er unterbrach mich mit trübem Lächeln:

„Ich dachte, es sollte doch noch ein paar Monate währen — aber — die starken Gemüthsbewegungen — und seit einiger Zeit — treffen mich dergleichen viele — ja, die haben das Ziel wol sehr nahe gerückt. — Schreib also augenblicklich an meinen Sohn.“

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verurtheilte.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

Das Unternehmen war über alle Berstellung gelungen, wir lieferten die Waaren in dem Hintergebäude des betreffenden Kaufmanns ab, erhielten noch in derselben Nacht unsern sehr bedeutenden Lohn und eilten nun, ihn zu theilen.

Die Spelunke, in welcher solches zu geschehen pflegte, lag an der Südseite des Orts, fast unmittelbar am Wasser. Sie bot den Vortheil, daß Douaniers und Schleichhändler, letztere als Schiffer, Fuhrleute und Lastträger, ohne Aufsehen mit einander darin verkehren durften, weil das Amt der Ersteren und das bürgerliche Gewerbe der Letzteren die Einkehr in dieses Haus nicht verdächtigen konnten. Als wir eintraten, sahen wir die anwesenden Commis erschrocken zurückfahren, wir erkundigten uns nach der Ursache ihres Schreckens und hörten dann, daß unser heutiges Unternehmen offiziell verrathen worden, und daß die Posten den strengsten Befehl erhalten hätten, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln und die Schmuggler zu fangen oder doch der Contrebande sich zu bemächtigen.

Nun ging uns ein Licht auf, weshalb der Posten das Signal nicht erwidert hatte, nun begriffen wir sein Hohnlachen, da er durch einen einzigen Schuß die ganze Postenkette alarmiren konnte.

Wir theilten den Gewinn und waren außerdem noch freigebig gegen die Commis, die sich's wohl sein ließen und nur von Zeit zu Zeit auf ein Viertelstündchen zur Patrouille hinausgingen.

Inmittelst hatte der unmäßig genossene Trank, verbunden mit den Anstrengungen der letzten Stunden, unsern Körper erschöpft, und ich war auf der Bank fest eingeschlafen. Da wurde ich durch der Wirthin rauhe Stimme plötzlich aus dem Schlafe aufgerüttelt, die uns zurief: „Geschwind nach Hause! unten in der Bucht ist die Leiche eines Commis gelandet, und das ist gewiß ein Stückchen Arbeit von Euch!“ Wir ließen uns das nicht zwei Mal sagen und liefen, der Eine hierhin, der Andere dorthin, auf Umwegen nach Hause.

An diesem Tage hatte mein Vater Mittags keinen Dienst, und wir erwarteten ihn zum Essen, das allerdings heute aus Weinsuppe und einem schönen Kalbsbraten mit Knoblauch gespickt bestand; denn dieses war meines Vaters Lieblingsgericht. Die Suppe wurde kalt, wir, nämlich meine Mutter und ich, hatten unsere Portion bereits genossen — mein Vater erschien nicht. Der Kalbsbraten war bereits auf ein Drittel seiner Masse reducirt, und noch immer vom Vater keine Spur. Wir stellten seinen Antheil bei Seite und gingen ohne die geringste Besorgniß wieder aus.

Vor dem Wachthause sprachen ein paar Commis mit einander. Der Eine sagte, als er mich erblickte: „Armer Junge, Du bist sehr unglücklich!“ „Warum?“ fragte ich. Nach dieser meiner Antwort wechselte er mit seinem Kameraden Blicke, die ich trotz meiner Schlauheit nicht verstehen konnte. Dann sagte er wieder: „Geh nach Hause und tröste die Mutter!“ Länger konnte ich diese Quälerei nicht mit aushalten, deswegen bat ich ihn, mir zu sagen, was er eigentlich von mir wollte? Zögernd und stockend erhielt ich nun eine Antwort, aber welche? — Gott! wäre ich damals nicht ein so ausgearteter Junge gewesen, wie es nur einen geben konnte, oder hätte ich nur einigen Religionsunterricht genossen gehabt — ich wäre vom Schlage getroffen worden; denn ich erfuhr, daß der an diesem Morgen angeschwemmte Leichnam der meines Vaters sei, und daß Raimond in der verflossenen Nacht gerade da Posten gestanden, wo ich geholfen, den Douanier schweigen zu machen. Wenn ich mein damaliges Gefühl mit der jetzigen Rückerinnerung an jene Zeit vergleiche, so kann ich nicht begreifen, daß die Rohheit den Menschen unempfindlich gegen das Bewußtsein des scheußlichsten Verbrechens zu machen im Stande ist. War ich denn etwas Andres, als ein Vatermörder, und konnte mich denn der Gedanke, er sei schon todt gewesen, als er von mir den Schlag erhielt, von der Mitschuld an dem Todtschlage befreien? — Mein Gewissen schwieg damals fast ganz, aber später quälte es mich unaufhörlich, und weder die Erklärung meiner Kerkermeister und Gefängnißvorsteher: daß jenes Verbrechen nach den Gesetzen längst verjährt wäre, noch die Beruhigung durch meinen Beichtvater: daß die von mir ein ganzes Menschenalter hindurch bewiesene Reue und die körperliche Buße im Himmel Gnade finden würden, konnten mich aufrichten. Ach, wie gern hätte ich meinen Nacken dem Messer der Guillotine preisgegeben, um durch mein Blut vor der Welt die Schuld zu sühnen, aber man wollte nicht mehr meinen Kopf, ja man hielt mich, als ich förmlich mich selbst anklagte, für wahnsinnig, weil man die geringste Spur des von mir behaupteten Verbrechens nicht mehr entdecken konnte. Das war nun wol sehr natürlich, weil zu jener Zeit das Leben eines Zollbeamten keine Nußschale werth war. Es verging keine Woche, in der nicht einer ermordet gefunden wurde. — Die Behörde selbst ging so rasch über derartige Vorfälle hinweg, daß es den Anschein hatte, als fürchtete sie, eine Untersuchung einzuleiten, um in manchen Fällen die hochgestelltesten Personen nicht compromittirt zu wissen.

So ging es auch in unserm Fall. Man beeilte sich, die Identität der Person des Ermordeten nicht einmal durch meine Mutter und mich, sondern durch seine Kameraden feststellen zu lassen, berichtete: daß Antoine Raimond, stets betrunken, schlafend in's Wasser gestürzt sei und an einem hervorragenden Steine gleichzeitig sich das Gehirn verletzt hätte, wodurch sein Tod unter allen Umständen hätte erfolgen müssen. Dieser Bericht stützte sich auf ein Gutachten der Gesundheitsbeamten, welche die Stelle unserer jetzigen Gerichtsärzte vertraten. Alsdann begrub man die Hülle des Erschlagenen mit einigem Pomp, indem das ganze, nicht im augenblicklichen Dienst begriffene Corps der Douaniers dieselbe zur letzten Ruhestätte begleitete. Ein Kamerad hielt nach französischer Art die Leichenrede, und Jeder bemühte sich, meiner in Thränen — aus welcher Quelle sie flossen, ist mir nicht bekannt — gebadeten Mutter seine Beileidsbezeugung abzustatten. Ich blieb, zur Verwunderung aller Anwesenden, ungerührt, ja ich konnte über Dinge, welche mit der Ceremonie im Einklang standen, zum Entsetzen der Augenzeugen Scherz treiben.

Von diesem Tage an besuchten uns die Schleichhändler nicht mehr, vermuthlich, weil sie von meinem Vater keinen Vortheil weiter ziehen konnten, und meine Mutter nur eine untergeordnete Stellung in ihrer Bande einnahm. Warum sie aber um mich, den Unentbehrlichen, sich nicht ferner bekümmerten, begriff ich nicht, noch weniger, daß sie meine angebotenen Dienste sogar zurückwiesen. Bald indeß sollte ich mich überzeugen, daß die Furcht vor Verrath, insbesondere jenes des Mörders oder Mordgenossen meines Vaters ihr Betragen gegen mich verzeichnete.

So oft ich Diesen oder Jenen um Unterstützung ansprach, erhielt ich Geld, das wol längere Zeit hingereicht haben würde, uns vor Hunger zu schützen; aber ich gab meiner Mutter nichts davon, sondern vernaschte und vertrank die Gabe am nämlichen Tage, an welchem ich sie erhalten hatte, und überließ es meiner Mutter, für sich selbst zu sorgen. Diese hatte bereits Alles verkauft, was nur verkäuflich war, und besaß nichts mehr. Unser Lager bestand aus etwas Stroh auf bloßem Fußboden, und nicht eine alte Decke war übrig geblieben, des Nachts unsere Körper zu erwärmen. Desto eifriger mußten wir darauf bedacht sein, von Innen zu heizen, und der Branntwein, den wir uns immer zu verschaffen wußten, leistete einigermaßen vorübergehenden Dienst.

Arbeiten konnten und wollten wir nicht. Niemand sah sich auch nach uns um; denn wir wurden sehr bald von den Menschen in unserer Nähe verabscheut. Der Hauswirth hatte uns lange schon das Stübchen gekündigt und, da wir dasselbe nicht verlassen wollten, mit Hinauswerfen gedroht. Eines Tages erhielten wir die bestimmte Weisung, mit dem nächsten Morgen der gerichtlichen Aussetzung gewärtig zu sein, als ich einen ernstlichen Entschluß faßte, uns zu retten.

Ich ging nämlich zu Peter Damien, demselben, der meinen Vater zuerst mit dem Ruder traf, und erklärte ihm: daß wenn er mich an seinen Unternehmungen nicht wie früher theilnehmen lassen wollte, ich die ganze Sache entdecken würde. Damian schien zu erschrecken und suchte mich durch gute Worte zu beruhigen. Er gab mir auch sofort drei Kronenthaler, den Hauswirth zu befriedigen, und versprach, mich heute noch zum Theilnehmer einer großartigen Schmuggelei zu machen, wovon auf meinem Theil wenigstens tausend Francs zu verdienen seien; ich sollte nur keinem Menschen, nicht einmal meiner Mutter, etwas davon sagen, weil wir Beide das Geschäft allein ausführen wollten, und mich am nämlichen Abend Punkt zehn Uhr am Thor einfinden, wo er mit einer Chaise mich erwarten würde. Denn es sei weit bis zu dem Dorfe, wo wir die kostbaren Gegenstände in kleinen Packeten finden müßten.

Auf dem Wege nach Hause trat ich in eine Branntweinschenke, verzehrte, indem ich ganz fremde Leute, die ich daselbst anwesend fand, freihielt, einen ganzen Kronenthaler und kam mit dem Reste des Geldes ziemlich betrunken bei meiner Mutter an, der ich die zwei Kronenthaler einhändigte. Sie schien sehr zufrieden und hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Stube zu verlassen, wahrscheinlich nicht, um den Wirth zu bezahlen, sondern die Thaler irgendwo in beliebter Weise springen zu lassen, wenigstens war sie um halb zehn Uhr Abends, als ich aus dem Hause ging, noch nicht zurückgekehrt.

Mein Freund Damian harrte bereits meiner an der bezeichneten, gänzlich menschenleeren Stelle. Wir stiegen in die Chaise, und fort ging's in raschem Trabe; denn mein Begleiter sparte die Peitschenhiebe nicht, und das Pferd schien ein tüchtiger Renner. Im Wagen befand sich ein ungeheurer Krug Branntwein, dem von Zeit zu Zeit tüchtig zugesprochen wurde. Obgleich wir schon mehre Stunden gefahren und an manchem Wirthshause vorbeigekommen waren, gönnte Damian dem Pferde doch keine Rast, und es mochte ein Uhr längst vorüber sein, als wir vor einem einsamen Hause hielten, und mein Begleiter mich ersuchte, aus triftigen Gründen einige Schritte vorwärts zu gehen, damit mich Niemand sehe, und dann ihn erwarten. Schon hatte ich so viel Branntwein zu mir genommen, daß ich kaum verstand, was Damian von mir wollte, und nur mechanisch aus der Chaise stieg, wobei ich zuverlässig den Hals gebrochen hätte, wenn ich mit meinem zerlumpten Rock nicht an dem Thürdrücker hängen geblieben wäre. Mein Begleiter klopfte unterdeß den Wirth heraus, übergab Pferd und Chaise seiner Obhut und folgte mir dann in wenigen Minuten. Er hatte den Branntweinkrug nicht vergessen, und nachdem wir uns aus diesem zur Fußreise gestärkt, gingen wir weiter.

Ich überließ mich blindlings der Führung meines Begleiters; denn die Gegend, in der wir uns befanden, war mir gänzlich fremd, und wäre sie dies auch nicht gewesen, so hätte mein sinnverwirrter Zustand keine nähere Beobachtung derselben gestattet. Meine Füße versagten mir den Dienst, und wir hatten eben einen großen, dichten Wald erreicht, als ich Damian bat, uns hier etwas Ruhe zu gönnen, weil ich den Weg ohne solche fortzusetzen nicht im Stande wäre. Er gab meinen Bitten, wenngleich, wie er sagte, ungern nach; wir warfen uns mitten im Dickicht auf die Erde, und kaum hatte der Schleichhändler mir noch einen tüchtigen Schluck aus der Kanne in den Mund gestürzt, so war mein Bewußtsein verschwunden.

Wie im Traum vernahm ich den starken Knall eines Feuergewehres, muß aber wol ruhig fortgeschlafen haben; denn wie ich die Augen aufschlug, fühlte ich vier nervige Hände an meinem Körper rütteln, und es kam mir vor, als würde mir die Kehle zugeschnürt. Dieses war aber nicht der Fall, im Gegentheil, man verschaffte mir durch irgend eine Manipulation am Halse Luft, die mir bis dahin gefehlt hatte. Dann fühlte ich einen Wasserstrom auf mein Gesicht herabstürzen, welcher indeß, nachdem der Schreck darüber verschwunden, sehr wohlthätig auf meinen Zustand wirkte, indem ich, eine kleine Betäubung abgerechnet, meine Sinne wieder erhielt.

Zwei grüngekleidete Männer, mit Doppelflinten und Jagdtaschen versehen, standen vor mir und schienen über meine Rückkehr zum Leben sehr erfreut. Sie sagten, daß sie vor ungefähr einer halben Stunde bei der Patrouille durch den Wald — denn sie waren die Waldhüter des Bezirks — einen Holzdieb zu erblicken geglaubt und nach ihm geschossen hätten. Der wäre jedoch entflohen unter Zurücklassung seiner Bürde, die er, wie sie noch deutlich gesehen, von den Schultern auf die Erde geworfen. Wie groß wäre nun ihr Erstaunen gewesen, als sie näher getreten und mich mit einem Strick um den Hals bewußtlos hingestreckt gefunden. Nach unsäglicher Anstrengung sei es ihnen gelungen, die Schlinge am Halse zu lösen und mich, der ich todt geschienen, wieder in's Leben zurückzurufen. Sie boten mir einen Schluck Branntwein zur Stärkung an, den sie, wie sie sagten, aus dem neben mir stehenden Krug in ihre Jagdflaschen gefüllt, um in jenem Gefäß aus dem nahen Bach Wasser zu holen. Sie stürmten zuletzt mit Fragen über meine Person und jene des Entflohenen, wie ich hieher gekommen, ob ich mir selbst das Leben nehmen, oder ob der Andere mich hängen wollen u. s. w. auf mich ein; doch war ich nicht im Stande, auch nur eine dieser Fragen verständlich zu beantworten. Denn theils war mein Denkvermögen noch zu sehr geschwächt, theils wußte ich so wenig von der Sache, wie meine Retter, was diese durchaus nicht begreifen zu können schienen. Den Branntwein, gegen den ich plötzlich eine mir unerklärliche Abneigung verspürte, wies ich zurück, und als die Förster mit Gewalt mir einige Tropfen einflößen wollten, leisteten die betreffenden Organe offenen Widerstand. Von diesem Augenblick an — und ich habe später wie jetzt dem lieben Gott täglich dafür mein Dankgebet dargebracht — ist nie wieder ein Tropfen jenes Getränks über meine Lippen gekommen. Sein Anblick schon kann mich aufregen, und sein Geruch ist mir so zuwider, daß ich ohnmächtig werden könnte, wenn in meiner Nähe eine Branntweinflasche geöffnet wird. In der Strafanstalt, wo zuweilen bei herrschenden Krankheiten den Detinirten ein auf Kräuter abgezogener Schnaps verabreicht wird, bin ich der einzige Mensch, der von solchem Präservativmittel keinen Gebrauch macht.

Eduard Ludwig.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 142.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 17. März 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Sechster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 141.)

Viertes Kapitel.

Eine gute Stelle.



Ich merkte bald zu meinem schmerzlichen Erstaunen, daß der Zustand des Doctor Clément sich verschlimmerte, seine Züge wurden immer mehr entstellt: aber mitten unter heftigen Schmerzen verließ ihn seine Seelenheiterkeit nicht; seine einzige Sorge war, ob auch sein Sohn früh genug kommen würde, daß er ihn noch einmal umarmen könnte.

Ich hielt meinen Herrn nicht für fähig, daß er von seinem nahen Ende spräche, wenn er nicht überzeugt wäre, daß es wirklich herannahete; gleichwol konnte ich mich nicht in den Gedanken finden, daß diese traurigen Voraussagungen begründet sein sollten; die alte Magd dagegen, die nicht so ungläubig war, wie ich, machte aus ihrer dumpfen Niedergeschlagenheit kein Geheimniß. Gegen Abend hatte der Doctor eine schmerzliche Krisis zu bestehen, während welcher er das Bewußtsein verlor. Auf diesen Anfall folgte eine ruhige Zwischenzeit; er nahm einen Trank zu sich, zu dessen Bereitung er seiner Magd Anweisung ertheilte, und schlief ein.

Ich saß ganz allein an seinem Bette und blickte auf die ehrwürdigen, immer noch sanften, friedvollen, obgleich angegriffenen Züge hin. Wenn ich diesen Mann ansah, dessen Wissen und Einsicht so gewaltig, dessen Herz so groß war, und der nun so hinüberzuschlummern schien, so wollte mir das Herz brechen. Das Zimmer, wo er lag, und das weit ärmlicher ausgestattet war, als das meinige, schien für die Uneigennützigkeit des Mannes, der, nachdem er Millionen erworben, nun in erhabener Dürftigkeit zu sterben im Begriff war, recht eigentlich Zeugniß abzulegen.

Gegen zehn Uhr Abends erwachte der Doctor aus seinem todtenähnlichen Schlafe, wandte den Kopf nach meiner Seite und sagte:

„Was ist die Uhr?“

„Bald zehn Uhr, Herr Doctor.“

„Ich habe Dich wol oft gefragt, was die Uhr sei?“

„Ja, Herr Doctor.“

„Ein böses Zeichen — man bekümmert sich um so mehr um den Verlauf der Zeit, je weniger Einem noch übrig bleibt — das hab' ich bei Sterbenden immer beobachtet. Hm! Ich werde den guten Just nicht wieder zu sehen bekommen — er kann frühestens übermorgen hier sein, so lange mach' ich's nicht mehr. Wir haben so oft über meine letzte Stunde gesprochen, er und ich, um uns an den Gedanken an diese zeitweilige Trennung zu gewöhnen, daß unser Lebewohl nichts Schmerzliches haben würde. — Nun, es sei drum! —“ setzte er mit einem entsagenden Seufzer hinzu.

„Sie werden Ihren Herrn Sohn noch wiedersehen, Herr Doctor,“ sagte ich zu ihm, „Sie irren sich gewiß —“

Der Doctor theilte meine Hoffnung nicht und sagte:

„Doch zu was Anderem. — Du siehst wol ein, wackrer Martin, daß ich Dich nicht aus der verzweifelten Lage gezogen haben werde, um Dich gleich nach meinem Tode derselben wieder anheimfallen zu lassen — Du bist gescheidt, redlich, muthvoll, Du hast was erlebt — das ist die beste Erziehung — ich werde Deine Zukunft sichern —“

„Herr Doctor —“

„Nicht damit Du müssig gehest — denn der Müssiggang führt zum sittlichen Untergange — sondern Du wirst auf diese Weise ein Mittel in Händen haben, eine ehrenwerthe Laufbahn anzutreten. Bei Deinem Alter, bei Deiner Arbeitsamkeit kann's Dir nicht fehlen. Fühlst Du Dich zu irgend etwas vorzüglich berufen?“

„Herr Doctor,“ stotterte ich.

„Das Bedientenleben ist für Dich nicht — wenigstens nicht, wie es unglücklicherweise aufgefaßt und geführt wird — nach meiner Ansicht sollte der Diener ein Glied der Familie sein — und so ließen sich auch in diesem Verhältniß große Verbesserungen herbeiführen. O hätt' ich Zeit — Zeit! —“ rief er mit Schmerzen aus — dann setzte er hinzu: „Doch laß uns jetzt von Deinen Angelegenheiten reden.“

„Ich weiß wol, Herr Doctor, daß ich niemals einen Herrn finden werde, wie Sie sind, und doch —“

„Wie, Du wolltest noch ferner Bedienter sein?“ sagte der Doctor zu mir und sah mich ganz verwundert an.

„Ja, Herr Doctor, aber —“

„Aber?“

„Es gibt nur Eine Person auf der Welt, deren Bedienter ich sein möchte.“

„Wer ist das? Vielleicht mein Sohn?“

„Nein, Herr Doctor — obgleich ich sein edles Herz kenne.“

„Wer könnte es denn sonst sein?“

„Herr Doctor, gewähren Sie mir Eins.“

„Sprich.“

„Setzen Sie so viel Vertrauen in mich, daß Sie mir versprechen, mich nach den Beweggründen der Bitte, die ich Ihnen jetzt vortrage, nicht zu fragen — diese Beweggründe sind ehrenhaft und rein, ich schwöre es Ihnen.“

„Ich glaub' es Dir — ich will nicht weiter in Dich dringen.“

„Nun wol, Herr Doctor, wenn ich eines Tages durch irgend ein Ereigniß, welches es auch sei, von Ihnen getrennt werden sollte, so möchte ich Sie bitten, mich durch Ihre Fürsprache in Dienste treten zu lassen bei — bei — der Frau Fürstin von Montbar.“

Bei diesen Worten schien mein Herr, der vorher fast versteinert war vor Verwunderung, über meine seltsame Liebhaberei eine so unverhoffte Freude zu fühlen, daß ich meinerseits ihn nun verwundert ansah.

„Seltsam, wie die Gedanken sich bisweilen begegnen!“ sagte er gerührt und in sich versunken.

„Wie so, Herr Doctor?“

„Hätte ich geahnt, Du könntest, statt die unabhängige Lage, die ich Dir anbot, anzunehmen, dran denken, wieder Dienste zu nehmen, so hätte ich es von Dir als eine Gnade, als ein Opfer erbeten, bei der Frau von Montbar in Dienst zu gehen.“

„Wirklich, Herr Doctor?!“

„Du kennst sie?“

„Herr Doctor —“

„Die Frage entschlüpfte mir nur so — sie soll die letzte sein. — Nun wohl, Du magst sie persönlich kennen oder nicht, die Frau von Montbar ist das beste, edelste Geschöpf, das auf der Welt ist, und da sie früh oder spät einmal von einer großen Gefahr bedroht werden kann, so kannst Du denken, wie glücklich es mich macht, in ihrer Umgebung einen Diener zu wissen, wie Du bist.“

„Die Fürstin ist von Gefahren bedroht?“

„Aber Du wirst für sie wachen — denn glücklicher Weise wird Deine Stellung erforderlich machen, daß Du auf dem Platze seiest, beständig auf dem Platze.“

„O ja, beständig auf dem Platze!“ rief ich aus. „Aber wer kann denn der Fürstin Gefahren bereiten?“

Nach kurzem Schweigen versetzte mein Herr:

„Die Leiden, welche die Frau von Montbar drücken und ihr drohen, sind von verschiedener Gattung: sie ist eine vortreffliche Tochter — und sie hat die Liebe ihres Vaters verloren; sie ist eine liebevolle Gattin — und wird, fürchte ich, von ihrem Gatten auf unwürdige Weise getäuscht. Der Gram führte sie dem

Grabe zu, bis sie sich vor zwei Monaten gegen den Schmerz stählte — ihr Stolz empörte sich gegen den Gedanken, der Ungerechtigkeit des Geschickes zu unterliegen — seitdem legt sie Ruhe, Heiterkeit, Vergnügungssucht an den Tag — aber ich kenne sie, das Alles ist nur Maske — sie sucht sich zu betäuben, um den bittersten Seelenleiden zu entfliehen — ihre Schönheit erscheint glänzender als je — aber mir scheint Regina in dem letzten Schönheitsglanz zu leuchten, der Denen eigen ist, die dem Tode geweiht sind —"

„Himmel — was sagen Sie, Herr Doctor!"

„Bei diesen Leiden kannst Du nichts machen — aber es ist eine materielle, drohende Gefahr vorhanden, die Du gerade in Deiner Stellung als Bedienter am leichtesten von der Fürstin abwenden kannst."

„O sagen Sie, sagen Sie, Herr Doctor!"

„Es ist da ein Mann von unbeugsamer Gemüthsart, eisernem Willen, seltener Thatkraft, ungeheurem Reichthum — dieser Mann ist zu Allem fähig — selbst sein Leben dran zu setzen, um nur seine Begierden oder seinen Haß zu befriedigen — besonders seinen Haß."

„Und dieser Mann?"

„Er ist an der empfindlichsten Stelle verletzt worden, die ein Mann dieser Art überhaupt hat: in seinem Stolze — er hatte um die Hand des Fräulein von Noirlieu angehalten —"

Ich schrak zusammen, der Name des Grafen Duriveau schwebte mir auf den Lippen, der Greis übersah meine Aufregung und fuhr fort:

„Zwei Mal ist dieser Mann von Fräulein von Noirlieu verächtlich zurückgewiesen worden, und diese Zurückweisung war für ihn um so schneidender, da das stolze und muthvolle junge Mädchen ihre Beweggründe rücksichtslos aussprach. Daher der unversöhnliche Haß dieses Schändlichen. Vor wenig Tagen hab' ich aus guter — nur allzu guter Quelle erfahren, daß der Mann, von dem ich rede, nach der Vermählung des Fräulein von Noirlieu mit dem Fürsten gesagt hat, Fräulein von Noirlieu hat mich unverschämt abgewiesen — ich werde mich um jeden Preis an ihr rächen, und es ist leider nicht unwahrscheinlich, daß die Stunde seiner Rache herannaht; denn neulich hat er gesagt: Meine Rache rückt an! — Dieser Mann heißt der Graf Duriveau."

„Ich werde den Namen schon behalten, Herr Doctor."

„Gib wohl Acht! Um seine Zwecke zu erreichen, ist er zu Allem fähig — die niedrigsten, die lichtscheuesten, die teuflischsten Mittel zu ergreifen — die letzteren vorzugsweise — Bediente zu bestechen, vielleicht in das Haus der Fürstin eins seiner Geschöpfe zu bringen, die unglückliche Frau in irgend eine schreckliche Schlinge zu locken — was weiß ich! Stelle Dir vor, was die schwärzeste, erbarmungsloseste und, das muß ich hinzusetzen, im Bösen unerschrockenste Seele Entsetzlichstes aussinnen kann, und Du bleibst noch hinter der Wirklichkeit zurück."

„Aber das ist ja ein Ungeheuer von einem Menschen!" rief ich.

„Freilich ein Ungeheuer — und eben weil dieser Mensch der Fürstin äußerst gefährlich werden kann, sterbe ich glücklich in dem Gedanken, Dich ihr nahe, in ihrem Hause zu wissen. Drum beobachte, forsche, horche, wache — frage — mistraue Allem, was Dir verdächtig erscheint, und Dem, was Dir unverdächtig erscheint, mistraue auch; denn der Haß dieses Mannes wird alle Masken anzunehmen, alle Umwege einzuschlagen wissen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Deine Wachsamkeit darf keinen Augenblick aussetzen; — und ich weiß nicht, was für eine Ahnung mir sagt, daß Du vielleicht diesen Engel von einem Weibe aus großer Gefahr erretten wirst."

„Aber haben Sie nicht wenigstens die Fürstin von der Gefahr unterrichtet, in der sie schwebt, Herr Doctor?"

„Ja — aber in ihrem muthigen Selbstgefühl lachte sie über meine Furcht und fand sogar, wie sie sagte, eine Art Vergnügen darin, dem Haß dieses Mannes die Spitze zu bieten. Erschrocken über diese stolze Unbekümmertheit, wollte ich den Fürsten von der Sache in Kenntniß setzen, aber da hat mich Frau von Montbar, vor ihrem Gemahl Alles geheim zu halten."

„Das ist doch seltsam, nicht wahr, Herr Doctor?"

„So seltsam, daß ich mich im Interesse der Fürstin selbst darüber hinwegsetzen wollte, aber da wurde ihr Flehen so inständig, sie beschwor mich bei so heiligen Banden —"

Ich sah den Doctor erstaunt an; er erklärte sich nicht weiter, sondern fuhr fort:

„Mit Einem Worte, ihre Bitten wurden zuletzt der Art, daß ich ihr mein Ehrenwort gab, dem Fürsten nichts zu sagen."

„Herr Doctor — ich kann in der Stellung, die ich einnehmen werde, wenig thun: aber die Frau von Montbar soll keinen ergebenern, wachsamern Diener haben, als mich — ich habe nichts als mein Leben — aber mein Leben gehört ihr."

„Ich fühle mich auch wirklich beruhigt. — Aber sage mir," fuhr mein Herr fort, „kenne Dich die Fürstin schon? Ich muß das wissen, damit ich weiß, in welcher Form ich Dich ihr empfehlen kann —"

„Ich bin der Fürstin völlig fremd und unbekannt, Herr Doctor."

„Und doch widmest Du Dich so entschlossen ihrem Dienste? — Nun, beruhige Dich — ich verzichte darauf, Dein Geheimniß zu durchschauen."

Und der Doctor fuhr nach kurzem Nachdenken fort:

„So geht's — ich schreibe an die Fürstin — ich beauftrage meinen Sohn, den Brief Reginen zu übergeben. Regina, davon bin ich überzeugt, wird den letzten Wunsch eines alten Freundes erfüllen und Dich in ihren Dienst nehmen."

„Ihren Sohn wollen Sie damit beauftragen, Herr Doctor?"

„Ja, auf diese Weise hinterlasse ich der Frau von Montbar zwei dienstergebene Beschützer, die ihre Sorge für ihr Wohl in zwei verschiedenen Gebieten bethätigen werden."

„Ihr Herr Sohn kennt die Fürstin schon, Herr Doctor?"

„Ich habe ihm oft von ihr erzählt, er hat von mir gelernt, sie zu achten und zu lieben. Sie hat mich ihrerseits oftmals von meinem Sohne mit aller der Liebe sprechen hören, die er verdient, auch hat mich die Fürstin mehre Male seit ihrer Verheirathung gebeten, ihr Just vorzustellen. Nicht doch, lieber Vater, sagte er heiter zu mir, so oft ich ihm von Regina's Wunsch sagte — ich würde mich rasend in die Fürstin verlieben, warte bis mein Herz anderweitig beschäftigt ist, dann kann ich sie ungestraft erblicken. Ich habe der Frau von Montbar diese Thorheit erzählt, sie hat sehr darüber gelacht, aber jetzt, da es sich um wichtige Dinge handelt, wird mein Sohn das Heilige, was in der Aufgabe liegt, die ich ihm vermache, und die ich ihm schriftlich auseinander setzen werde, wenn ich noch Kraft dazu finde, aufzufassen wissen."

Und der Greis, dessen Stimme schwächer und schwächer ward, und der in Folge dieses Gesprächs sehr angegriffen zu sein schien, versank in eine Art von Erschöpfung.

Ich konnte mir nicht helfen — mein Herz unterlag.

Wie stolz und glücklich wär' ich gewesen, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, allen Demüthigungen Trotz zu bieten, um das Werk meiner ungekannten Ergebenheit zu Ende zu führen — aber unter der Bedingung, es allein zu vollbringen — so bitter war mir der Gedanke, diese edle Aufgabe mit dem Sohne meines Herrn zu theilen, der im Besitz aller äußeren Vortheile und begabt mit seltenen Geistes- und Herzenseigenschaften jedenfalls Regina's vertraute Freundschaft zu erlangen bestimmt war, während ich Allen unbekannt meiner Aufgabe obliegen sollte —"

Ich gestehe es zu meiner Schande — einen kurzen Augenblick trugen diese niedrigen Eifersüchteleien bei mir den Sieg davon, ich war feige genug, vor meinem ersten Entschlusse zurückzuschrecken — eine um so unwürdigere Feigheit, da die Gefahr, in der Regina schwebte, im Wachsen begriffen zu sein schien — aber diese widerliche Schwachheit hatte in mir beinahe alles edle Gefühl ausgetilgt, ich stand auf dem Punkte, meinem Herrn zu gestehen, daß ich meinen Plan aufgäbe, da ich weder Muth noch Seelenreinheit genug besäße, ihn in's Werk zu richten.

Glücklicher Weise ging ich nach schmerzlichen Anstrengungen aus diesem Kampfe als Sieger hervor; ich wandte mich an den Doctor:

„Noch eine Bitte, Herr Doctor."

„Sprich."

„Sagen Sie gefälligst, ich beschwöre Sie darum, Ihrem Herrn Sohne nichts von den besonderen Umständen, unter denen ich in die Dienste der Frau von Montbar trete."

„Wie so?"

„Aus Gründen, deren Wichtigkeit Niemand anders würdigen kann, als ich, und die nur ehrenwerth sind. Verheimlichen Sie es Ihrem Herrn Sohne, daß ich vielleicht — wenigstens durch meine uneigennützige Ergebenheit — ich schwöre Ihnen, daß sie uneigennützig ist — über die Stellung erhaben bin, in die ich jetzt mit Freuden eintrete —"

„Du wünschest also —"

„Daß Ihr Herr Sohn in mir nichts sieht, als einen ehrlichen Diener, für den Sie sich verwenden, und dem Sie blos eine gute Stelle bei der Fürstin sichern wollen."

„Dein Geheimniß ist Dein Eigenthum, ich werde es nicht verletzen. Ich hätte jedenfalls ohne Deine ausdrückliche Erlaubniß von Dem, was Du mir anvertraut, kein Wort gesagt. Ich will ihn also bitten, oder vielmehr," verbesserte sich der Greis traurig — „ich will ihm Das, was Dich betrifft, jetzt sogleich in der Art schreiben, wie Du wünschest, und —"

Der Doctor Clément konnte nicht zu Ende reden — die Thür des Zimmers that sich rasch auf, und der Capitain Just trat ein.

Bei dem unerwarteten Anblick des Capitains setzte sich der Doctor Clément im Bette aufrecht hin und rief: „Mein Sohn!" während sein erblassendes Gesicht einen unbeschreiblichen Ausdruck von heftigem Schmerz und unsäglicher Freude zu gleicher Zeit hatte; denn während diese plötzliche Gemüthsbewegung ihm einen letzten schrecklichen Stoß gab, trug die unverhoffte Freude, seinen Sohn wieder zu sehen, über den körperlichen Schmerz den Sieg davon.

Als der Capitain zu seinem Vater in's Zimmer trat, war sein Gesicht lauter Lächeln und Heiterkeit; er wußte nichts; er hatte eine Unterbrechung von einigen Tagen, die bei seinen Arbeiten vorfiel, benutzt und sich mit dem Briefe, der ihm von dem beunruhigenden Zustande des Doctors unterrichten sollte, gekreuzt.

Durch einen unglücklichen Zufall hatte Suzon, die in ihrer Stube beschäftigt war, den Eintritt des Capitains nicht bemerkt; diesem war von dem Sohne des Thürhüters in dem anstoßenden Hause geöffnet worden. Dieser junge Bursche war seit den Vorfällen des vorigen Abends zu mehrer Sicherheit im Hause geblieben. Verdutzt über das plötzliche Eintreffen des Capitain Just hatte er nicht gewagt, ihn von dem traurigen Anblick, der auf ihn wartete, zu unterrichten; er hatte sich begnügt, ihm zu sagen, der Herr Doctor habe sich niedergelegt, und da es schon ziemlich spät war, hatte den Capitain Just Das gar nicht weiter beunruhigt.

Aber in dem Augenblicke, wo er eintrat, und wo der Greis voll Freude ausrief: Mein Sohn! — kam Suzon, die jetzt von der Ankunft des Capitain unterrichtet worden war und fürchtete, sein plötzliches Eintreten könnte dem Greise eine gefährliche Gemüthsbewegung machen, bleich, keuchend und erschrocken herbeigelaufen, um den Alten auf dieses Zusammentreffen wenigstens vorzubereiten.

Es war zu spät.

Das Erscheinen der alten Magd, ihr erschrockenes Gesicht, die traurige Veränderung in den Augen des Doctors machten dem Capitain plötzlich Alles klar, und er stürzte mit tiefem Seelenschmerz in die Arme seines Vaters.

Nach kurzem Schweigen, während dessen Vater und Sohn sich fest umschlungen hielten, wobei Suzon und ich uns kaum der Thränen enthalten konnten, sagte der Doctor mit schwacher, aber ruhiger Stimme:

„Nun — ruhig, theurer Just — diese Stunde darf für uns nichts Bitteres haben. Warum Trauer bei dem Lebewohl von zwei Freunden, wie wir sind? Wenn sie sich jetzt trennen, ist's nicht, um sich später wiederzufinden?"

Da der Greis diese einfachen Worte aussprach, enthüllte die erhabene Heiterkeit in seinen Gesichtszügen seinen tiefen Glauben an die Unsterblichkeit der Seelen und an die Wiedervereinigung.

Just theilte zwar den Glauben seines Vaters, aber seine Fassung wußte er sich nicht sogleich anzueignen; er stand am Kissen seines Vaters aufgerichtet, bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht und suchte seine Thränen zu verbergen.

„Liebes Kind," sagte der Greis im Tone sanften Vorwurfs, indem er sich halb umdrehte und mit seiner schwachen Hand auf die Hand seines Sohnes griff — „warum diese Thränen? Weißt Du nicht — daß es sich hier nicht um eine ewige Trennung, sondern nur um eine zeitweilige Abwesenheit handelt?"

„O Vater, Vater — jetzt schon!" rief Just, und seine Stimme ward vom Schluchzen erstickt. Und er sank neben dem Bette des Greises auf die Knie.

„Theures Kind — noch einmal, warum dieser Schmerz? Was haben denn diese Worte: Auf Wiedersehen so Trauriges? Sind unsere Seelen nicht rein, ruhig und voll Vertrauen auf die Gerechtigkeit des Gottes der Gerechten?"

Nach dem ersten Ausbruche des Schmerzes fand der Capitain Just bald die stoische Ruhe wieder, welche sein Vater an ihm gerühmt hatte; er trocknete seine Thränen ab und sagte mit fester Stimme:

„Beruhige Dich, lieber Vater — das Andenken an unsern Abschied wird mir niemals schmerzlich sein. Im Gegentheil, jeden Tag werde ich freudig daran denken; denn mit jedem Tage wird die noch übrige Trennungszeit kürzer werden."

„Und bei einem arbeitsamen und gehaltvollen Leben, wie das unsrige, vergeht die Zeit so schnell" — sagte der Doctor mit sanftem Lächeln — „es kommt mir vor, als wär' ich nur erst von gestern — aber meine Augenblicke sind gezählt, ich habe mit Dir vor meinem Scheiden über wichtige Dinge zu reden und Dir einige Aufträge zu ertheilen."

Dann gab er mir einen Wink und sagte:

„Martin, nimm den Schlüssel, der auf der Commode liegt, und hole aus dem Geräth von Acajouholz das Buch, das Du kennst."

Ich gehorchte und begab mich in das Studierzimmer des Doctors.

Fünftes Kapitel.

Vater und Sohn.

Ich blieb ein paar Minuten draußen.

Der Doctor Clément schien meine Entfernung benutzt zu haben, um seinem Sohne von der Brautwerbung des Herrn Dufour, des Millionairs aus Evreux, zu berichten; denn als ich wieder hereinkam, sagte der Capitain Just:

„Niemals, Vater! Fräulein Dufour ist hübsch, aber ich habe daran gar nicht gedacht. Außerdem bin ich immer wie Du der Ansicht gewesen, daß die Ehe ohne die Möglichkeit einer befreienden oder strafenden Scheidung nicht ein leichtes und beide Theile mit gleichen Rechten verknüpfendes Band sei, sondern eine schwere Kette, deren Gewicht fast allein auf die Frau fällt."

„Lieber Sohn," sagte der Greis zu seinem Sohne, nachdem er mit einem Kopfnicken diesen Worten seine Beistimmung gegeben und mir das Buch aus den Händen genommen, „Du wirst in diesem Buche," und damit übergab er es dem Capitain, „die genaue Totalsumme von Dem finden, was ich seit vierzig und so und so viel Jahren verdient. Das beläuft sich auf zwei Millionen sieben hundert und einige tausend Francs — die, wenn ich sie angelegt hätte, wie man sich auszudrücken pflegt, jetzt ein Vermögen von fünf bis sechs Millionen ausmachen würden."

„So viel hast Du verdient?" rief der Capitain Just mit dem Stolz eines Sohnes, „und allein mit Deiner Arbeit?"

„Ja, allein mit meiner Arbeit, liebes Kind, in diesem Verzeichniß wirst Du den Gebrauch finden, den ich von diesen beträchtlichen Summen gemacht habe."

„Du mir über Dein Vermögen Rechenschaft ablegen? Mir? Deinem Sohne? zu dieser Stunde?" antwortete der Capitain im Tone schmerzlicher Verwunderung und erhabener Uneigennützigkeit, wozu sollte Das dienen? Hast Du mich nicht ein Geschäft lernen lassen, das seinen Mann nährt, und mir außerdem mehr als zum Lebensunterhalt nothwendig ist, sichergestellt?"

„Nicht über mein Vermögen, lieber Sohn, muß ich Dir Rechenschaft ablegen, sondern nur über meine Handlungen."

„Ueber Deine Handlungen?"

„Hör' mich an. Ich habe Dich immer zärtlich geliebt, das hab' ich Dir bewiesen, aber Du hattest Tausende von Menschenbrüdern, arme Aussetzlinge der Rabenmutter von bürgerlicher Gesellschaft, die aber gleichwol voll Einsicht, Herz, Muth und guten Willens waren. Es fehlten ihnen nur die Mittel und die Werkzeuge zur Arbeit, nur ein Bischen Zeit und Geld, um sich in den Künsten, der Literatur, den Wissenschaften einen Namen zu machen."

Just sah seinen Vater mit einem Staunen an, das mit Bewunderung gemischt war, er fing an zu begreifen.

„Wenn mir einer dieser armen Ausgestoßenen angegeben wurde," fuhr der Greis fort, „so prüfte ich streng, ob er Beistand verdiente — und in diesem Falle ward ihm derselbe zu Theil, nicht in meinem Namen, sondern in dem Deinigen — im Namen des Herrn Just — damit Dein Name gesegnet werde!"

Just vermochte kein Wort zu antworten; edle Thränen rannen aus seinen Augen.

Der Doctor fuhr fort:

„Wenn ich in Dir, statt eines müßigen Millionairs, einen Sohn in bescheidener Wohlhabenheit, dessen Zukunft gebahnt ist, und der eine Laufbahn angetreten hat, der er Ehre macht, hinterlasse, so habe ich darin einem Gedanken Folge geleistet, der am Frontispiz des Gebäudes der menschlichen Gesellschaft angeschrieben stehen sollte: Keiner hat ein Recht auf den Ueberfluß, bis nicht ein Jeder das Nothwendige hat. — Also weil ich Tausenden Deiner Menschenbrüder das Nothwendige gegeben, hinterlasse ich Dir keinen Ueberfluß. Jetzt weißt Du, welchen Gebrauch ich von unserem Vermögen gemacht."

Es ist mir unmöglich, die erhabene Einfachheit dieses Auftrittes, die hohe Würde in den Worten und dem Gesichtsausdruck des Greises zu beschreiben, die andächtige Bewunderung, mit welcher sein Sohn, auch als er schon ausgesprochen, noch hinhorchte.

Was mich anbetrifft, so machte dieser ergreifende Auftritt auf mich einen doppelten Eindruck, ich verstand und bewunderte die männlich strenge Denkungsart des Doctor Clément um so mehr, da ich unwillkürlich an das vergangene Leben des unglücklichen Robert von Mareuil dachte, an das zukünftige Leben des Vicomte Scipio, der beiden Opfer des Müßigganges, der eine fast nothwendige Folge reicher Erbschaft ist.

„Just, hab' ich recht gethan?" sagte der Greis.

„O edelste aller Erbschaften!" rief der Capitain gerührt und küßte andächtig das alte Buch, das ihm der Doctor übergeben, „dank Dir, mein Vater — Du machst mich selbst größer durch Deine Größe!"

„Komm, komm, edler, würdiger Sohn," rief der Greis mit unaussprechlicher Rührung und streckte seine Arme nach seinem Sohne aus, dieser stürzte an seinen Hals.

Und die Beiden verharrten einige Augenblicke in inniger Umarmung.

Dann wandte sich der Doctor zu mir und Suzon und sagte freundlich:

„Laßt uns eine Weile allein, Freunde, ich habe mit meinem Sohn zu reden. Ich werde Deine Angelegenheit nicht vergessen, Martin."

Wir hatten meinen Herrn und der Capitain Just ungefähr eine halbe Stunde allein gelassen, als ein eiliges Klingeln, das aus der Stube des Doctors kam, uns herbeirief. Suzon und ich eilten rasch hinauf — unser Herr lag im Sterben.

„Gute Suzon," sagte er mit ersterbender Stimme, „ich habe nicht — ich habe nicht — von hinnen scheiden wollen, ohne Dir Dank zu sagen — für Deine treuen Dienste — mein Sohn wird für Dich sorgen — lebe wohl — auf Wiedersehn!"

„Ja, und bald," sagte Suzon schluchzend, fiel auf die Knie und drückte ihre Lippen auf die eine Hand des Greises.

„Und auch Dir, Martin," sagte er zu mir, „hab' ich Lebewohl sagen wollen — Deine Unabhängigkeit — ist gesichert — und wenn ich Dir werth bin, thue um meinetwillen — für — Du weißt wol — was Du für meine Tochter thun würdest — Komm, gib mir auch Deine Hand."

Und ich drückte mit wahrer Sohnesliebe diese schon erkaltende Hand an meine Lippen und kniete an der andern Seite des Bettes nieder.

„Just, theuer Just," sagte der Doctor Clément mit sterbender Stimme, und indem ein letzter Freudestrahl durch sein Antlitz zuckte — liebster Sohn — sei gesegnet — ich sterbe sehr glücklich — auf Wiedersehen, theurer Sohn!"

Theurer Sohn! das waren die letzten Worte des Greises.

Einige Secunden darauf drückte der Capitain Just seinem Vater kindlich die Augen zu.

— — — — — — — — — — — — —

Der Tod des Doctor Clément erfüllte mich mit tiefem Schmerze. Trotz seiner dringenden Bitten, die mit meinem glühenden Wunsche, in Regina's Dienste zu treten, so sehr in Einklang standen, wollte ich doch diesen Entschluß nicht fassen, ohne Claudius Gérard deshalb um Rath zu fragen; ich reiste also zu ihm in das Dorf in der Umgegend von Evreux, in welchem er wohnte. Ich erzählte ihm meinen Lebenslauf seit unserer Trennung. Die verdoppelte Liebe, die er mir in Folge dieser Erzählung zuwandte, belohnte mich für alle meine vergangenen Leiden, es schien ihn stolz und glücklich zu machen, zu sehen, welche mächtige Stütze mir seine Lehren in meinen

schmerzlichen Kämpfen gegen das Schicksal immer gewesen.

Was meine Liebe zu Regina Reines, Erhabenes an sich hatte, dafür mußte Claudius um so mehr Mitgefühl haben, da er ein armes, aber liebenswürdiges Mädchen aus dem Dorfe, in welchem er Lehrer war, leidenschaftlich liebte und zu heirathen im Begriff war. Der Vater seiner Verlobten, der aus der Sologne gebürtig war, wo seine Aeltern Pächter waren, wohnte seit langer Zeit in der Gemeinde; er trieb hier das Gewerbe eines Wagners. Ich bekam das junge Mädchen mehre Male zu Gesicht; ihr sanfter Charakter, ihre natürliche Anmuth, ihre jugendlich reine Schönheit schien Claudius Gérard's Liebe zu verdienen, auch erzählte er mir mit Bewunderung von den Herzenseigenschaften, mit denen sie begabt sei; niemals hatte ich Claudius Gérard so innig beglückt gesehen; ich ward fast geblendet von dem glänzenden Glück, das er von dieser Heirath erwartete, die übrigens nichts weniger als reich war; denn seine Braut hatte keine andere Mitgift, als ihre Schönheit, ihr gutes Herz und ihre Gewöhnung an Arbeit und Entbehrungen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Claudius zweifelte nicht daran, daß meine Briefe in Folge des elenden Hasses der Feinde, die er in der Gemeinde, wo meine erste Jugend unter seiner Leitung vergangen, zurückgelassen, von diesen boshafterweise unterschlagen worden seien; denn da er diese Gegend den dritten Tag nach meiner Abreise nach Paris verließ, hatte er seine neue Adresse einem Manne gegeben, auf dessen Treue er rechnen zu können glaubte — und doch waren meine Briefe, statt auf diesem Wege an Claudius zu gelangen, zurückbehalten, verloren gegangen oder an eine falsche Adresse gesandt worden.

Wenn Claudius Gérard Feinde und Neider hatte, so hatte er in Folge der Reinheit seines Charakters auch einige Freunde; unter diesen hatte sich der Oberarzt des Irrenhauses befunden, in welchem die wahnsinnige Frau, um die Claudius sich mit so rührender Sorgfalt verdient machte, und die eines Tages, nachdem sie das Opfer von Bamboche's Trunkenheit und roher Verirrung geworden, eine kleine Tochter zur Welt brachte — zuerst eingesperrt gewesen war.

In Folge der einflußreichen Verwendung des Arztes, der dem Claudius Gérard wohlwollte, waren das Kind und seine Mutter, die noch immer von Sinnen war, nach Evreux, einer Stadt, die dem Dorfe, wo der Lehrer jetzt angestellt war, nahe lag, versetzt worden.

Die anfängliche Raserei dieser Unglücklichen hatte einem unschädlichen Irrsinn Platz gemacht. Unter anderen seltenen Eigenheiten, die sie hatte, befand sich auch diese, daß sie an ihrem Gürtel beständig eines jener kleinen, runden, mit Tuch überzogenen Kästchen trug, an denen die Spitzenklöpplerinnen arbeiten, und sie fuhr fast beständig auf diesem Kästchen mit den Fingern hin und her, als wenn sie die Klöppel handhabte. Da man sie, abgesehen von fixen Ideen, immer ruhiger werden sah, hoffte der Arzt, daß der Anblick ihrer Tochter vielleicht eine günstige Veränderung in ihrem Zustand hervorbringen könne, und veranstaltete also in dem Hause eines Bauern, bei dem Claudius Gérard das Kind untergebracht, eine solche Zusammenkunft. Wirklich ward die arme Mutter, obgleich sie ihr Kind nicht zu erkennen schien, bei seinem Anblick außerordentlich gerührt, umarmte es und weinte viel, und auf das Weinen folgte eine Art nachdenklicher Erschöpfung, während welcher der Arzt einige Verstandesblitze auftauchen zu sehen glaubte — weshalb er, von diesem ersten Versuch zufriedengestellt, ihn zu wiederholen gesonnen war.

Bei diesem zweiten Zusammentreffen der Wahnsinnigen mit ihrer kleinen Tochter, war es, daß Bamboche, der ohne Zweifel auf der Lauer lag und einen Augenblick benutzte, wo die unglückliche Mutter mit ihrer Tochter allein geblieben war, die letztere raubte und unerklärlicherweise auch das Spitzenkästchen mit fortnahm, das die Wahnsinnige beständig bei sich trug.

Welche Ereignisse mochten Bamboche in diese Landschaft geführt haben?

Woher hatte er Gewißheit erlangt, daß dieses Kind das seinige sei?

Zu welchem Zwecke hatte er dieses Kästchen geraubt, das ein ganz werthloser Gegenstand war?

Ich konnte keine Antwort auf diese Fragen ausfindig machen; denn Claudius Gérard's Nachforschungen in Betreff dieser Angelegenheit waren fruchtlos geblieben, und seit dem nächtlichen Einbruch beim Doctor Clément hatte mir Bamboche keine weiteren Einzelheiten mitgetheilt, und endlich hatte mir den Tag vorher, ehe ich zu Claudius Gérard abgereist war, Bamboche geschrieben, er brauche nichts, weder für sich noch für seine Tochter, ein glücklicher Zufall sei ihm zu Hülfe gekommen, und er gehe aus dem Lande, wobei es ihm nur lieb sei, daß er mir bewiesen, er wisse den Eidschwüren unserer Jugend treu zu sein.

Claudius Gérard und ich, denen es sehr schmerzlich war, das kleine Mädchen in Bamboche's Händen zu wissen, legten einander das Versprechen ab, jeder an seiner Stelle alles Mögliche anzuwenden, etwas Weiteres über sie zu erfahren.

Ich pflog in Betreff Regina's mit Claudius Gérard lange, ernste Gespräche, ich verbarg ihm nichts, weder den Antheil, den ich an der Vereitlung von Robert's von Mareuil bösen Anschlägen genommen, noch wie ich des Fürsten von Montbar seltsame Verirrungen entdeckt, noch die Drohung des Grafen Duriveau — diese Frau hat mich verschmäht, ich werde mich um jeden Preis an ihr rächen, und meine Rache naht — eine Drohung, die im Munde eines Mannes von dieser Gemüthsart schreckenerregend war. Eben so wenig verbarg ich dem Claudius die Besorgnisse, welche der Doctor Clément in Betreff der Zukunft der Frau von Montbar empfand, noch die Dankbarkeit des letzteren, als ich es von ihm unter dem Siegel des Geheimnisses als eine kaum zu hoffende Gunst erbeten, in den Dienst der Fürstin treten zu dürfen.

Zu meinem großen Erstaunen theilte mir Claudius über Regina viele Dinge mit, die mir unbekannt waren, und welche die Theilnahme, die ich für sie empfand, noch höher steigerten; alle diese Einzelheiten hatte Claudius vom Capitain Just.

Als diese beiden Männer der Zufall einmal zusammengeführt, hatten sie so viele Berührungspunkte gefunden, daß sie bald eine enge Freundschaft verknüpfte. Da sie eines Tages auf den unedeln Handelsgeist und die schmutzige Geldgier kamen, die auf Seiten der Väter fast immer die Heirathen der reichen, jungen Mädchen bestimmen — bedauernswerther Geschöpfe, die auf diese Weise ohne Liebe, ohne Wunsch, ohne Glauben an den Mann, den sie heirathen, ohne Achtung für ein Band, das durch keinerlei Neigung geknüpft wird, hingeopfert werden und nur zwischen einem trüben, kalten Leben, das das Herz erstarren macht, oder strafbaren Liebschaften zu wählen haben — führte der Capitain Just, was die jungen Mädchen betreffe, als ein Muster von Schönheit, Liebreiz, Geist und Unerschrockenheit eine junge Dame an, die sein Vater, der Doctor Clément, seit vielen Jahren kenne, Fräulein von Noirlieu.

Claudius hörte seinem neuen Freunde mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu, ließ sich aber nichts von dem Antheil merken, den er meinetwegen an Regina nahm. Der Capitain Just erzählte ihm, der größte Kummer sei für Fräulein von Noirlieu die Abneigung, die ihr Vater gegen sie an den Tag lege, der sie doch in ihrer Kindheit förmlich angebetet; die ungerechte Anklage, die noch auf dem Andenken ihrer Mutter lastete, war der einzige Grund dieser Erscheinung; denn vor wenig Jahren erst hatte der Baron von Noirlieu zu entdecken geglaubt, daß Regina nicht seine Tochter sei. Gleichwol hatte die Baronin von Noirlieu auf dem Sterbebette gesagt: Ein Eidschwur verpflichtet mich, zu schweigen, selbst in dieser Stunde, aber eines Tages wird meine Unschuld anerkannt werden. War Regina's Hoffnung, den Ruf ihrer Mutter wieder herzustellen, blos auf diese Worte oder auf bestimmte Thatsachen begründet? Darüber konnte Claudius mir keine Auskunft geben. Regina vergaß die zärtliche Liebe nicht, die ihr Vater ihr anfangs geschenkt, und liebte ihn noch immer, liebte ihn um so mehr, da sie ihn einem heftigen, unheilbaren Seelenschmerz unterliegen sah, der seine Gesundheit allmählig untergrub. Da Regina von der Unschuld ihrer Mutter überzeugt war, wünschte sie die Wiederherstellung des Rufes ihrer Mutter um so sehnlicher herbei, da diese auch ihr das Herz ihres Vaters wieder erwerben mußte. In der Hoffnung, diesen unerklärlichen Mann zu erweichen, der in der Seltsamkeit seines Schmerzes seine Tochter seit ihrer Heirath nicht hatte wiedersehen wollen, begab sich Regina täglich zu ihrem Vater und erbat, aber vergeblich, an der Thür die Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen; jeder abschlägigen Antwort setzte sie geduldige Hoffnung entgegen, und ohne jemals der Zurückweisungen satt zu werden, stellte sie sich immer am folgenden Tage, ehrfurchtsvoll und ergeben wie früher, wieder ein.

Was den Selbstmord des Robert von Mareuil und die Vermählung Regina's mit dem Fürsten anbetraf, so wurden dem Claudius diese Thatsachen nach dem Gerede der Leute vom Capitain Just auf folgende Weise erklärt:

Fräulein von Noirlieu, die Herr von Mareuil von Kind auf geliebt, habe ihm versprochen gehabt, nie einem Anderen als ihm anzugehören, indessen hätten die Entfernung, die Abwesenheit und das vollkommene Stillschweigen des Grafen, vielleicht auch unbestimmte Gerüchte über sein müßiggängerisches und verschwenderisches Leben bei Regina diese erste Liebe erkalten machen.

Der Baron von Noirlieu, dem es darum zu thun gewesen, seine Tochter sobald als möglich zu verheirathen, da ihr Anblick ihm drückend gewesen, habe ihr mehre Partieen vorgeschlagen, unter anderen den Fürsten von Montbar und den Grafen Duriveau. Habe nun trotz der unglaublich dringenden Empfehlungen ihres Vaters, Regina den Herrn Duriveau beharrlich ausgeschlagen, ohne darum den Anträgen des Fürsten mehr Gehör zu schenken, so hätten doch die persönlichen Vorzüge und der Geist des Fürsten von Montbar einigen Eindruck auf sie gemacht. Um diese Zeit habe Herr von Mareuil Regina an ihr feierliches Versprechen erinnert; die ritterliche Treue dieses jungen Mädchens, der Anblick und wahrscheinlich der Briefwechsel mit Dem, welchen sie seit der Kindheit geliebt, hätten ihren Entschluß festgestellt. Sie habe ihrem Vater erklärt, sie wolle Robert von Mareuil heirathen. Aber der Baron von Noirlieu sei bei allen Bitten seiner Tochter unbeugsam geblieben. Plötzlich habe man den Selbstmord des Robert von Mareuil erfahren, der noch unerklärt und für alle Welt unerklärlich sei. Freilich konnte ihn Niemand erklären, als Regina, ich und die Mitschuldigen von Robert's lichtscheuen Anschlägen. Darauf hätten denn Herr Duriveau und Herr von Montbar, nachdem die Macht der Umstände sie auf kurze Zeit fern gehalten, ihre Bewerbungen auf's Neue begonnen. Sie sei immer aufrichtig geblieben, und so hätte sie dem Grafen Duriveau ihre tiefe Abneigung nicht verschwiegen und zu Herrn von Montbar gesagt: da mich ein heiliges Versprechen band, mußte ich Ihre Hand ausschlagen, in Folge einiger traurigen Ereignisse bin ich frei geworden — ich nehme jetzt Ihre Hand an, und Sie können auf ein treues und Ihrer würdiges Herz rechnen. Der Fürst, der Regina leidenschaftlich geliebt, habe es dahin gebracht, den Widerstand des Baron von Noirlieu zu beseitigen, der noch immer auf der Seite des Herrn Duriveau gestanden, und zum rasenden Verdruß des Letzteren habe die Vermählung stattgefunden.

Ein halbes Jahr lang, so fuhr der Capitain fort, schien die Fürstin von Montbar die glücklichste Frau zu sein, aber nach Verlauf dieses Zeitraums trat zwischen dem Fürsten und seiner Frau auf einmal eine große Kälte ein, diese verfiel in tiefen Trübsinn, die den Doctor Clément schmerzlich beunruhigte, auch der Fürst erschien seit einiger Zeit düster und aufgeregt; denn er liebte sie, wie man sagte, leidenschaftlich. Auf diese Niedergeschlagenheit folgte bei ihm eine, man wußte nicht zu sagen, ob wirkliche oder erheuchelte, Gleichgültigkeit.

Die Gesundheit der Fürstin ward immer wankender, als sich, ungefähr zwei Monate vor dem Tode des Doctor Clément, in den Lebensgewohnheiten der Frau von Montbar eine außerordentliche Veränderung bemerkbar machte. Diese hatte seit langer Zeit zurückgezogen und in fast vollkommener Einsamkeit gelebt, plötzlich suchte sie rauschende Festlichkeiten auf — jung, geistreich, liebreizend, wie sie war, wurde die Fürstin von Montbar bald eine der gefeiertesten Frauen in Paris, die Courmacher stritten sich um die geringsten Gunstbezeugungen von ihr, aber von übler Nachrede blieb Regina's Lebenswandel fortwährend verschont.

Nachdem auf diese Weise in unseren Gesprächen die Lage der Fürstin von Montbar klar und bündig herausgestellt war, billigte Claudius Gérard nicht nur meinen Entschluß, sondern er bestärkte mich noch in ihm. Ich müßte, meinte er, die Aufgabe der Reginen unbekannten Vorsorge für sie bis zu Ende verfolgen, zumal da mir diese Vorsorge nicht nur von

meinen eigenen Gefühlen anbefohlen, sondern auch durch den letzten Wunsch des Doctor Clément zur Pflicht gemacht sei, dessen großmüthige Güte mich für alle Zukunft vor Noth und Mangel gesichert habe.

„Wenn diese Aufgabe einmal gelöst worden, so weit es bei Dir wird gestanden haben, sie zu lösen," sagte Claudius beim Abschied, „so kommst Du wieder zu mir, dann trennen wir uns nicht wieder, und da Du das wünschest, so magst Du an diesem Lehrerberufe theilnehmen, der mir, vermöge der Ergebnisse, die ich erziele, täglich lieber wird. Wenn Du einen Zweifel hast wegen des Benehmens, das Du einzuhalten habest, wenn Du irgend eines Rathes bedarfst, so schreibe mir. Mein moralisches und Rechtsgefühl wird, zusammen mit meiner natürlichen Liebe zu Dir, gewiß meine Rathschläge zu Deinem Besten leiten."

Gestärkt durch Claudius Gérard's Billigung meines Auftretens und die Hoffnung, an ihm eine moralische Stütze zu haben, verließ ich ihn mit neuem und festem Glauben an meine Bestimmung, zunächst die Aufgabe zu lösen, die sich mir von selbst dahin zusammenfaßte:

Die Rache des Grafen Duriveau zu vereiteln.

Regina die Liebe ihres Vaters wiederzuerwerben.

Zur Wiederherstellung des Rufes ihrer Mutter beizutragen.

Den Fürsten mit ihr auszusöhnen.

Endlich die Fürstin Montbar glücklich, vollkommen glücklich zu erblicken.

Eine ungeheure, unlösbare Aufgabe, wenn ich an die wenigen Hebel dachte, die ich, in meiner niedrigen, unbemerkten, untergeordneten Stellung, in Bewegung setzen konnte!

Und doch vielleicht eine lösbare Aufgabe, wenn ich dem Glauben an meine Liebe vertrauen durfte, der wie der Glaube, von dem die Bibel spricht, Berge zu versetzen im Stande war.

Sechstes Kapitel.

Kammerdiener.



Ich kam nach Paris zurück...

Die Empfehlung des Doctor Clément, die dieser durch seinen Sohn an den Fürsten übermacht hatte, hatte so viel Wirkung gehabt, daß bei meiner Rückkehr aus Claudius Wohnort der Capitain Just mich benachrichtigte, der Haushofmeister des Fürsten habe Befehl, mich, sobald ich nach Paris zurückgekehrt sein würde, unter die Dienerschaft des Hauses aufzunehmen und dem Fürsten vorzustellen.

Ich überzeugte mich bald, daß der Doctor Clément mein Geheimniß gewissenhaft bewahrt; denn an der Art und Weise, wie der Capitain Just mir meine Aufnahme in das Haus des Fürsten ankündigte, sah ich, daß er von dem ernsten Interesse, das mich dazu bewogen, um eine Verwendung in diesem Sinne zu ersuchen, keine Ahnung hatte; er schien in mir nichts als einen Bedienten zu sehen, der sehr froh sei, eine gute Stelle zu bekommen.

Endlich war der Tag da, den ich so lange und so ungeduldig ersehnt; ich war im Begriff, die Hoffnung verwirklicht zu sehen, die mir bis dahin wie ein Traum vorgeschwebt — ich sollte mit Regina unter einem Dache wohnen!

Ich kann's nicht beschreiben, mit welchem Herzklopfen ich zum ersten Mal an die Thür des Hôtel Montbar klopfte. Ich fragte nach dem Haushofmeister, dieser las ein paar Zeilen, die ich ihm vom Capitain Just zu meiner Legitimation mitbrachte, und sagte mir, ich solle mitkommen zur Fürstin.

Nachdem er an die schöne Thür eines kleinen Salon geklopft, führte er mich hinein und sagte zu Regina, die gerade schrieb:

„Hier ist der Kammerdiener, den die Frau Fürstin erwarteten."

„Schön," sagte sie, ohne sich im Schreiben stören zu lassen und ohne mich anzusehen.

Der Haushofmeister entfernte sich, ich blieb mit meiner künftigen Herrin allein.

Die Fürstin war in einen Morgenrock von orangenfarbigem Kaschemir mit Palmblättern gekleidet, der ihren schlanken, dianenhaften Wuchs hervorhob; ihr herrliches, schwarzes Haar, das von Natur lockig war, schlang sich in einer großen Flechte um ihren Hinterkopf, und ihr kleiner Fuß streckte sich in einem Pantoffel von silbergesticktem Maroquin unter den Falten ihres Gewandes hervor; der ziemlich weite Aermel des letzteren ließ den Anfang eines weißen, elfenbeinglatten Armes sehen, so wie das feine Gelenk ihrer zierlichen Hand.

Ein lieblicher Duft erfüllte diesen Salon, der mit grünem Damast mit goldenen Gesimsestäbchen tapeziert war. Der Schreibtisch der Fürstin lag gleichsam in einem Blumenwäldchen; denn er war von einem halbkreisförmigen Blumengestell umgeben, das auf dem Teppich stand; außerdem war hier und da im Zimmer noch eine große Menge von Blumen vertheilt, die in Gläsern und prächtigen Porzellanvasen auf mancherlei äußerst kostbaren Geräthstücken standen.

Nie in meinem Leben hatte ich eine solche Menge seltener Blumen beisammen erblickt, noch eine so geschmackvoll reiche Einrichtung gesehen. Das Licht drang in dieses Wohnzimmer durch einen Atlasvorhang, auf welchen bunte Vögel gemalt waren. Dieses geheimnißvolle Halbdunkel und das tiefe Schweigen, das in dem Zimmer herrschte, das auf der Gartenseite lag, der sanfte Duft der Blumen und der Wohlgerüche, die Regina's Haar oder Kleidung ausströmen mochte, und — warum soll ich's verschweigen? — der Anblick dieser Frau, die so schön war, und die ich in meiner Armuth und Niedrigkeit so lange schon anbetete — alles Das versetzte mich in eine Art von Trunkenheit, zog mir eine Art von Schwindel zu.

Als Regina mit ihrem Briefe zu Ende war, zeigte sie auf einen Wachsstockhalter von vergoldetem Silber, der auf ihrem Tische stand, und sagte:

„Wollen Sie so gut sein, mir den Wachsstock da anzuzünden — auf dem Kamin finden Sie Papier dazu."

Ich gehorchte dem Befehl der Fürstin, nahm an dem angegebenen Orte aus einer kleinen porcellanenen Büchse eine Art von langem Fidibus von Rosapapier, hielt ihn an die Flamme des Kamins und zündete den Wachsstock an.

„Ich danke Ihnen," sagte die Fürstin in ihrem sanften, gütigen Tone.

Dann setzte sie, ohne auf mich zu sehen, während sie den Brief versiegelte und die Adresse darauf schrieb, hinzu:

„Sie heißen Martin?

„Ja, Frau Fürstin."

„Der Herr Doctor Clément, der zu den von mir am meisten geliebten und hochgeachteten Menschen gehört hat," sagte die Fürstin mit sanft gerührter Stimme zu mir, „hat Sie mir so dringend empfohlen, daß ich Sie mit vollem Vertrauen in meine Dienste nehme."

„Ich werde mich bemühen, mich der Gewogenheit der Frau Fürstin würdig zu machen," sagte ich mit einer Verbeugung.

Regina verließ, als sie ihren Brief geendigt hatte, ihren Schreibtisch und setzte sich in einen Lehnstuhl am Kamin; sie stützte sich mit dem Ellenbogen auf die Seitenlehne und richtete, wahrscheinlich um meinen Gesichtsausdruck zu prüfen, einen kurzen, durchdringenden, wenn auch etwas befangenen Blick auf mich; ihr großes, feuchtes, schwarzes Auge traf auf diese Weise auf das meinige, das ich sogleich niederschlug — aber ich konnte es nicht hindern, daß mir das Blut heftig in's Gesicht stieg.

Ich schrak innerlich zusammen bei dem Gedanken, daß die Fürstin dieses ungeschickte Erröthen bemerkt haben könnte; glücklicherweise war das nicht der Fall, wenigstens fuhr sie alsbald fort:

„Vor allen Dingen muß ich Ihnen die Bedingungen mittheilen — Sie bekommen tausend Francs Lohn — ist Ihnen das recht?"

„Ja, Frau Fürstin."



„Dazu natürlich Kleidung und freie Station — und, wenn ich, was ich hoffe, mit Ihnen zufrieden bin, so wird Ihr Lohn nächstes Jahr erhöht."

„Ich werde mein Möglichstes thun, der Frau Fürstin zu genügen."

„Das wird Ihnen nicht schwer werden. Ich fordere nichts von Ihnen als Pflichteifer und Genauigkeit im Dienst," sagte die Fürstin wohlwollend zu mir.

„Ich fürchte nur, daß ich nicht sogleich wissen werde, worauf es bei der Bedienung der Frau Fürstin ankommt."

„Das ist ganz einfach — was ich von Ihnen verlange ist Dies: Sie haben dieses Wohnzimmer und die beiden Säle, die vor ihm liegen, in Ordnung zu halten. Sie müssen darauf sehen, daß mein Blumengestell und meine Blumenvasen immer voll frischer und geschmackvoll angeordneter Blumen sind — zu diesem Zwecke müssen Sie sich mit meinem Kunstgärtner in Verbindung setzen. Dann haben Sie die Porcellanvasen und Kunstgegenstände, welche Sie auf diesen Tischen sehen, vorsichtig von Staub zu reinigen und die Gemälde in diesem und den anderen Zimmern dann und wann leise mit dem Schwamme abzuwaschen, endlich bringen Sie mir mein Frühstück hierher, und Nachmittags halten Sie, wenn ich nicht ausfahre, sich im Wartesaal auf, um etwaige Besuche bei mir anzumelden. Fahre ich aus, so besorgen Sie unterdessen die Aufträge, die ich Ihnen gegeben — sind dergleichen nicht vorhanden, so sind Sie Herr Ihrer Zeit. Außerdem warten Sie zusammen mit dem Haushofmeister und dem Kammerdiener des Fürsten von Montbar bei Tische auf. Bin ich Abends zu Hause, so bleiben Sie im Wartesaal, fahr ich aus, so ist die Zeit die Ihre. Das ist's so ziemlich Alles, was ich von Ihnen verlange."

„Am guten Willen werde ich es wenigstens nicht fehlen lassen, Frau Fürstin."

„Davon bin ich überzeugt — wissen Sie sich in irgend etwas nicht zu rathen, so wenden Sie sich an den Haushofmeister oder an Mademoiselle Juliette, mein Kammermädchen, diese werden Sie dann schon von Dem unterrichten, was Ihnen etwa unbekannt ist. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie Herr von Montbar darauf hält, daß unter den Dienstleuten das beste Vernehmen herrscht — ich zweifle nicht daran, daß Sie von sanfter und gefälliger Gemüthsart sind. Sagen Sie mir — Sie können lesen und schreiben?"

„Ja, Frau Fürstin."

„Auch rechnen?"

„Ja, Frau Fürstin."

„Dann wird Ihnen obliegen, jeden Monat mit gewissen Lieferanten, deren Verzeichniß ich Ihnen geben werde, abzurechnen, und ebenso geben Sie mir auch jeden Monat ganz regelmäßig Ihr Auslagenbuch — ich habe nicht gern unbezahlte Rechnungen."

„Ich werde den Befehlen der Frau Fürstin gemäß verfahren.“

„Nun — ich hoffe, daß Sie lange bei mir bleiben werden, und daß ich Ursache haben werde, mit Ihnen zufrieden zu sein.“

„Die Frau Fürstin können versichert sein, daß ich dazu Alles thun werde, was in meinen Kräften steht.“

„Also morgen fangen Sie an, Ihren Dienst bei mir zu versehen. Den heutigen Tag mögen Sie dazu anwenden, sich mit der Hausordnung bekannt zu machen — und diesen Brief bringen Sie wohl an seinen Bestimmungsort.“

Und Regina gab mir den Brief, den sie so eben geschrieben.

„Muß ich auf Antwort warten, Frau Fürstin?“

„Ja — Sie bringen selbst den Brief hinauf und warten im Vorzimmer. Aber im Fall Madame Wilson — so heißt die Dame, an die ich schreibe — nicht zu Hause sein sollte, so lassen Sie den Brief da.“

Nach einer Pause fuhr die Fürstin fort:

„Sagen Sie mir, Martin, es versteht sich, daß, wenn ich ausfahre, Sie mich niemals begleiten, das ist Sache der Livreebedienten. Da es sich indessen zufällig einmal machen könnte, daß ich von Ihnen begleitet zu werden wünschte — so will ich Ihnen das noch hiermit im Voraus gesagt haben. Uebrigens werden Sie in diesen seltenen Fällen eben so wenig Livree tragen, wie dies für gewöhnlich der Fall ist.“

„Ich werde zu jeder Zeit bereit sein, den Befehlen der Frau Fürstin nachzukommen — das ist meine Pflicht.“

„Ach, ich vergesse,“ versetzte Regina, und ihr Gesicht nahm auf einen Augenblick einen schmerzlichen Ausdruck an. — Ein für alle Mal — und ohne daß ich nöthig habe, diesen Befehl zu wiederholen — Sie müssen jeden Morgen recht zeitig hingehen und sich nach dem Befinden des Herrn Baron von Noirlieu, meines Vaters, erkundigen.“

„Ja, Frau Fürstin.“

Dann zeigte sie mir, als wollte sie die traurigen Gedanken verscheuchen, die bei dem Befehl, den sie mir zuletzt gegeben, in ihr aufsteigen mochten, oder als wollte sie mir ihre Gemüthsbewegung nicht merken lassen, einen Strauß weißer Daphnen, der in einer kleinen Schale aus venetianischem Glase stand, die mit Edelsteinen besetzt war und sich auf einem Tische von Rosenholz befand, wo ich außerdem ein gesticktes Taschentuch, ein offenliegendes Buch und eine angefangene Stickerei bemerkte.

„Ich bin eine große Liebhaberin von dem Duft der Daphne,“ sagte die Fürstin zu mir, „Sie müssen sich mit meinem Kunstgärtner dahin verständigen, daß ich jeden Morgen in dieser Schaale einen frischen Blüthenzweig von diesem Strauche vorfinde.“

Frau von Montbar schwieg auf's Neue einen Augenblick; dann versetzte sie mit einem gewissen Zaudern:

„Der Doctor Clément hat mir geschrieben, und sein Sohn hat es mir wiederholt, Sie wären die Ehrlichkeit selbst. Ich weiß auch, mit welcher muthigen Selbstaufopferung Sie mit Gefahr Ihres Lebens mit einem Verbrecher gerungen, der bei Ihrem Herrn eingedrungen war, um ihn zu bestehlen.“ •

„Damit hab' ich nur meine Pflicht gethan, Frau Fürstin.“

„Das wol, aber Derer, die so wacker ihre Pflicht erfüllen, sind wenige. Mit Einem Worte, das Gute, was ich von Ihnen gehört habe, läßt mich vermuthen, daß Sie neben diesen beiden vortrefflichen Eigenschaften, aufopfernder Treue und Redlichkeit, noch eine dritte besitzen — Verschwiegenheit?“

Und die Fürstin richtete auf's Neue einen festen, durchdringenden Blick auf mich.

Ich hatte bei dieser ersten Zusammenkunft mit Regina eine gefährliche Klippe zu vermeiden, nämlich, daß ich in meiner Sprache, und ich muß selbst hinzusetzen, in meiner Gefühlsweise über meinem Stande zu stehen schiene. Doch fielen mir zum Glück prächtige bedientenhafte Ergebenheitsversicherungen ein. Ich mußte aber beständig sorgfältig auf mich Acht haben und besonders der gefährlichen Versuchung, mich in den Augen der Fürstin interessant zu machen, unbeugsamen Widerstand leisten; denn Alles war für meine Pläne verloren, sobald sie in mir etwas Anderes sah, als einen einfachen, ehrlichen und diensteifrigen Bedienten.

Jetzt dachte also die Fürstin, da sie mich fragte, ob sie auf meine Verschwiegenheit zählen könne, ohne Zweifel daran, mich mit irgend einer Besorgung, die ihr Zartgefühl berührte, zu beauftragen. Die Hoffnung, auf diese Weise bereits einen Beweis ihres Vertrauens zu erhalten, machte mich glücklich, gleichwol antwortete ich im Tone aufrichtiger Einfalt, wobei ich ein Bischen Verwunderung zu zeigen suchte:

„Die Frau Fürstin wollen sagen, daß ich von Ihren Aufträgen nur Ihnen selbst Rechenschaft ablegen soll?“

„Was ich sagen will, ist Dies,“ versetzte die Fürstin mit einem Anflug von Verlegenheit, „es laufen bei mir bisweilen Hülfsgesuche ein, und wenn das Unglück der Art ist, daß es Mitleid verdient — aber leider gibt es auch erheucheltes Unglück oder selbstverschuldetes — so thu' ich gern das Meinige, da möchte ich Sie nun beauftragen, dann und wann Nachweisungen über die Personen, welche mich um Almosen angehen, einzuziehen; zu dem Zwecke müssen Sie sich mit den Thürhütern, den Nachbarn und dergleichen in Verbindung setzen. Verstehen Sie, was ich von Ihnen in solchen Fällen verlange?“ setzte die Fürstin hinzu, nicht ohne einen leisen Zweifel in meine Einsicht zu setzen, wie es mir schien, „verstehen Sie mich wohl?“

„Ja, Frau Fürstin, und ich werde es mir angelegen sein lassen, der Frau Fürstin zuverlässige Nachweisungen an die Hand zu geben.“

Nachdem die Fürstin einen Augenblick nachgedacht, sagte sie zu mir:

„So will ich Ihnen gleich heute einen Auftrag der Art geben.“

Und damit zog sie aus der Schieblade des kleinen Tisches von Rosenholz, der neben ihr stand, ein Papier, überlas es und fragte mich:

„Kennen Sie die Straße du Marché-Vieux?“

„Nein, Frau Fürstin.“

„Sie muß in der Gegend der Straße d'Enfer sein.“

„Ich will sie schon auffinden, Frau Fürstin.“

„Nun wohl — in Nr. 11 der Straße du Marché-Vieux wohnt eine unglückliche Witwe, Namens Lallemand — sie ist gelähmt und außer Stande, vom Bette aufzustehen. Ihre Tochter, die elf oder höchstens zwölf Jahre alt sein mag, ist schon zweimal hier gewesen, um meine Hülfe für ihre Mutter in Anspruch zu nehmen. Dieses kleine Mädchen hat mich so angesprochen, daß ich ihr etwas gegeben habe. Vorgestern war sie wieder hier; sie bat mich, zu ihrer Mutter zu kommen, indem diese, wie sie sagte, mir etwas zu vertrauen hätte, was für sie äußerst wichtig sei, aber da sie das Bette nicht verlassen, auch nicht schreiben könne, und ein Kind von dem Alter ihrer Tochter in einer so wichtigen Besorgung nicht beauftragen wolle, so sei sie genöthigt mich zu bitten, daß ich zu ihr kommen möge. Ich hab' es ihr versprochen und werde morgen hingehen — nur möcht' ich, daß Sie, da das Mädchen mir gesagt hat, Wagen könnten in dieses Gäßchen eines schlechten Stadtviertels kaum hinein, wo außerdem das Erscheinen meines Wagens Aufsehen erregen würde, was mir sehr unangenehm wäre, sogleich nach der armen Frau gehen, um zu erfahren, in welchem Stockwerk sie wohnt, um mir auf diese Weise wenigstens die Verlegenheit zu ersparen, sie in dem Hause zu erfragen, wo es, wie mir das Kind sagt, keinen Thürhüter gibt.“

„Soll ich der Frau den Besuch der Frau Fürstin auf morgen ansagen?“

„Ja, das macht sie gleich im Voraus glücklich. Sagen sie ihr, ich werde morgen früh um neun oder zehn bei ihr sein,“ setzte die Fürstin hinzu, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht.

„Wünschen die Frau Fürstin, daß ich über die Frau sonst noch Erkundigung einziehe?“

„Diesmal ist's unnöthig — ich glaube Alles, was mir ihre kleine Tochter gesagt hat — ein Kind in diesem Alter kann nicht in solchem Grade lügenhaft oder betrügerisch sein.“

Bei dieser Betrachtung Regina's hätte ich, von der Erfahrung belehrt, daran denken sollen, daß, ach, die Sittenverderbniß nur allzu oft selbst die Kindheit ergreift! Aber ich war weit entfernt zu glauben, daß diese Lockspeise, die man Regina's edler Seele hingeworfen, eine schreckliche Schlinge, einen teuflischen Anschlag verberge.

Ich werde nur allzubald zu dieser traurigen Enthüllung gelangen.

„Nehmen Sie, hier ist die Adresse der armen Frau,“ sagte Regina zu mir und gab mir einen Zettel. „Geben Sie zuerst meinen Brief bei der Witwe ab, dann besorgen Sie diesen andern Auftrag.“

In dem Augenblick, da ich mich entfernen wollte, setzte die Fürstin mit großem Wohlwollen und voll Würde hinzu:

„Sie verdanken es den angelegentlichen Empfehlungen des Doctor Clément, daß ich Ihnen gleich am ersten Tage einen Beweis meines Vertrauens gebe, ich hoffe, Sie werden sich dessen durch Diensteifer und Verschwiegenheit werth machen.“

„Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um den Anforderungen der Frau Fürstin zu genügen.“

Und damit verließ ich das Zimmer der Frau von Montbar.

Es ist mir unmöglich, den tausend Gedanken, die mir in Folge meiner ersten Zusammenkunft mit Regina durch den Kopf gingen, Worte zu geben; mich befiel eine so heftige, geistige Aufregung, daß ich eilig auf meine Stube ging, um mich zu sammeln und die Kaltblütigkeit wieder zu gewinnen, die erforderlich war, um die Blicke meiner neuen Kameraden zu ertragen, ohne verlegen zu werden.

Der schreckliche Eindruck, welcher zuerst alle andern beherrschte, und über den ich mich selbst nicht täuschen mochte, so sehr erschrak ich über ihn, war ein Gefühl leidenschaftlicher, glühender, selbst sinnlicher Liebe, dergleichen ich bis jetzt für Regina nicht empfunden. Bis dahin war mir Regina immer in ernster und strenger Gestalt, mit einem Heiligenschein der Kindesliebe umgeben, als Angehörige eines höheren Lebenskreises — sie so hoch, ich so niedrig und fern von ihr — erschienen, daß sie als Weib, als junges, schönes, reizendes Weib auf mich nicht hatte wirken können.

Ich unterlag unter diesen süßen und doch fürchterlichen Gefühlen — mir ward einen Augenblick Angst, meine Entschlossenheit verließ mich, ich sah eine Zukunft voll namenloser Qualen vor mir, die ich nicht geahnt hatte. Der schöne Traum, unter demselben Dache mit der Fürstin zu wohnen, beständig die Annehmlichkeit einer Art von Vertraulichkeit zu genießen, die fast nothwendig durch meine Dienstverhältnisse herbeigeführt wurde, die Seligkeit bei dem bloßen Gedanken, sie jeden Tag zu sehen und zu sprechen, das unendliche Glück, daß ich zu mir selbst sagen könnte, sie sei meine Herrin, ich gehöre ihr mit Leib und Seele an: alle diese schönen Phantasien wurden in dem Augenblick, wo ich die Wirklichkeit in's Auge faßte — ein Bedienter, der rasend in seine Herrschaft verliebt ist — entsetzlich; denn eine solche Leidenschaft, eben so verrückt wegen ihrer Lächerlichkeit an sich, wie wegen der Schande, die sie dem geliebten Gegenstande machte, sie wird von der Frau unwissentlich beständig angereizt und angeschürt; denn so zurückhaltend man auch sein mag, vor seinem Bedienten macht man doch so wenig Umstände!

Und das war noch nicht Alles: Ließ ich mir die mindeste Gemüthsbewegung merken, oder mich auf einem Blick, einem verstohlenen Erröthen, einer kleinen Unsicherheit der Miene, einem unerklärlichen Erzittern betreffen, so konnte es nicht nur zur Folge haben, daß ich mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt wurde, sondern ich büßte auch auf immer die Gelegenheit ein, der Fürstin einen erheblichen Dienst zu erweisen, und ich hatte doch schon, obgleich sie nichts davon wußte, auf ihr Leben einen so bedeutenden und heilbringenden Einfluß ausgeübt, daß ich wol hoffen konnte, daß meine Ergebenheit gegen sie auch ferner Früchte tragen werde.

Wenn ich mir einen solchen Ausgang vorstellte, war mein Muth noch einmal im Begriff, mich zu verlassen; dann überwand ich diese feige Angst, dachte an die Ermahnungen, die der Doctor Clément auf seinem Sterbebette an mich gerichtet, an Claudius Gérard's ermuthigende Zusprache, und entschloß mich, meine Aufgabe nicht aus den Augen zu lassen und muthig weiter zu ringen, und indem ich endlich meine gegenwärtige Lage, so schwierig sie sein mochte, mit meinem früheren Elend verglich, als ich, des Hungerns und Frierens müde, in dem Keller, wo ich mich lebendig begraben, den Tod erwartete, erhoffte, so war es mir, als hörte ich mir von Claudius Gérard's ernster Freundesstimme meine unwürdige Schwachheit als eine Versündigung gegen die besseren Tage vorwerfen, die mir die Vorsehung in letzter Zeit hatte zu Theil werden lassen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Stunde des Frühstücks schlug und führte mich mit meinen neuen Kameraden zusammen, dem Haushofmeister, dem Koch, dem Kammerdiener des Fürsten und den beiden Kammerfrauen der Fürstin. Die Livree- und Stallbedienten aßen bei dem Thürhüter des Hôtels. Ich fand bei meinen Dienstgenossen einen herzlichen Empfang; Mademoiselle Juliette, erste Kammerfrau der Fürstin, schlug sogar vor, den Abend zur Feier meiner Ankunft in ihrer Stube zum Thee zusammen zu kommen, doch konnte ich an der Zurückhaltung und an der Bedeutungslosigkeit, die in den Gesprächen bei dieser ersten gemeinschaftlichen Mahlzeit herrschten, leicht bemerken, daß die Leute mich noch nicht recht als einen Bekannten ansahen. Ich hielt es für vortheilhaft und klug, den guten Kameraden zu spielen und meinen Tischgenossen anzubieten, wenn sie etwas zu besorgen hätten, es, wenn ich die Aufträge der Fürstin besorgen ginge, mit auszurichten. Mademoiselle Juliette, die Kammerfrau, machte davon Gebrauch und bat mich, da ich doch einen Brief an Madame Wilson, die vertraute Freundin der Herrin, abzugeben hätte, Mademoiselle Isabeau einzuladen, wenn sie den Abend frei hätte, mit uns Thee zu trinken.

Ich ging also zuerst zu Madame Wilson. Sie bewohnte ein sehr glänzendes Haus in der Louvrestraße, wo auch das Geschäftslocal des Herrn Wilson, eines reichen amerikanischen Banquiers, befindlich war. Der Bediente, der mich im Vorzimmer annahm, sagte mir, Madame Wilson sei ausgegangen; ich gab ihm den Brief meiner Herrschaft und bat ihn, mich zu Mademoiselle Isabeau, dem Kammermädchen, bringen. Ich fand das junge Mädchen mit Näharbeit beschäftigt. Sie war weit entfernt, schön zu sein, aber sie war schlank und zierlich gewachsen, hatte prächtiges Haar und eine gewisse Feinheit des Betragens.

Da ich erfahren, Madame Wilson sei vertraute Freundin der Fürstin, so schien es mir angemessen mit Mademoiselle Isabeau ein Gespräch anzuknüpfen, die sich dazu auch sehr bereitwillig finden ließ; denn sie schien mir ganz besonders gesprächig zu sein.

„Ich habe den Auftrag, Mademoiselle," sagte ich zu ihr, „Sie zu bitten, heut Abend zu Mademoiselle Juliette zum Thee zu kommen."

„Mit großem Vergnügen, mein Herr," sagte Mademoiselle Isabeau verwundert. „Setzen Sie sich gefälligst. Aber ich habe nicht das Vergnügen —"

„Ich bin kürzlich als Kammerdiener der Frau Fürstin von Montbar angetreten und brachte so eben einen Brief meiner Herrschaft an Madame Wilson."

„Ah, sehr wohl, mein Herr, das ist etwas Anderes. Madame ist ausgegangen und kommt erst um vier oder fünf Uhr wieder. Grüßen Sie Juliette von mir und sagen Sie ihr, da Madame heut Abend in's Theater und auf den Ball geht — ich glaube sogar mit der Fürstin — so werde ich, wie ich hoffe, meinen Abend für mich haben. Das ist hübsch von Juliette, daß sie an mich gedacht — meine neue Freundin."

„So! — Sie kennen also Mademoiselle Juliette noch nicht lange?"

„Ach Gott, nein! Unsere Freundschaft ist nicht älter als die unserer Herrschaften. Madame hat mich mehre Male zu der Fürstin geschickt, und so habe ich mit Juliette Bekanntschaft gemacht."

„Ich glaubte, Madame Wilson wäre die vertraute Freundin meiner Herrschaft."

„Gewiß — aber man kann vertraut sein, ohne sich darum schon lange zu kennen — und dann, sehen Sie — es ist nicht, um meine Herrschaft zu loben — aber wäre sie nicht gewesen, so wäre die Fürstin —"

„So wäre die Fürstin?"

„Nun ja, sehen Sie, wär's so fortgegangen, so wär' sie jetzt vielleicht vor Kummer schon todt."

„Wahrhaftig!" rief ich — dann setzte ich hinzu — „Sie können sich denken, Mademoiselle, daß ich erstaunen muß — ich bin ganz kürzlich erst in's Haus gekommen — aber ich habe doch nicht bemerkt — daß Madame — traurig wäre."

„Jetzt ist sie freilich nicht mehr traurig, aber vor zwei Monaten wollte ihr das Herz brechen, glücklicherweise ward sie mit Madame bekannt, und da gewann Alles eine andere Gestalt."

„Ihre Herrschaft kann Wunder thun, scheint es."

„Das ist wol möglich, sie ist lebhaft, liebt das Vergnügen eben so sehr um ihrer selbst als um Anderer willen und ist so witzig und fröhlich, daß ihre Gegenwart keine Melancholie aufkommen kann. Und so hat sie denn auch der Traurigkeit der Fürstin bald ein Ende gemacht. Jetzt sind sie beständig in glänzenden Gesellschaften und auf Vergnügungspartien. Sehen Sie, heute noch gehen sie, glaub' ich, zusammen erst in die italienische Oper und dann auf einen Ball."

Unser Gespräch ward durch den Eintritt einer englischen Erzieherin unterbrochen, die an der Hand das lieblichste Kind hielt, das ich je gesehen, einen Engel an Schönheit, Frische und Anmuth.

„Wenn Madame vor mir nach Hause kommt, Mademoiselle Isabeau, so sagen Sie ihr wohl, daß ich mit Mademoiselle Raphaële spazieren gegangen bin — es ist so schönes Wetter."

„Sehr wohl, Mademoiselle Brown," sagte das Kammermädchen.

„Lebe wohl, liebe Isabeau," sagte Raphaële und küßte das Kammermädchen zärtlich — „ich will Dir auch einen Kuchen mitbringen."

Und damit hüpfte das Mädchen fröhlich fort.

„Was für ein allerliebstes kleines Mädchen!" sagte ich zu Isabeau.

„Nicht wahr? Und diese kleine Raphaële ist immer artig und gut, niemals anmaßend — es kann kein so gutes Herz geben. Ja, man kann wohl sagen, wenn die nicht eines Tages einen Mann glücklich macht, so muß er's selbst nicht sein wollen — die arme Kleine — sie wird nur so gut sein, daß sie ganz wehrlos ist. Sie ist nicht wie Madame! Ei die! Das wollt' ich meinen."

Dieses Gespräch, das mir aus tausend Gründen unendlich interessant war, ward auf's Neue unterbrochen; Mademoiselle Isabeau ward in die Wäschkammer gerufen; ich hielt es nicht für angemessen noch länger zu bleiben, sondern empfahl mich der Mademoiselle Isabeau; diese sagte zu mir:

„Also auf Wiedersehen heut' Abend — Herr — wie heißen Sie, wenn ich fragen darf."

„Martin."

„Sagen Sie Julietten, Herr Martin, daß ich ihr heut Abend gute Geschichten und ganz warm zu erzählen habe; nicht über meine Herrschaften, Herr Martin — Gott bewahre mich davor — nein, über andere Herrschaften —"

„Ich verstehe schon," sagte ich lachend — „das ist wechselseitig — auf diese Weise kommt Jeder ehrlich zu dem Seinigen."

„Was können Sie dagegen haben, Herr Martin?" sagte Mademoiselle Isabeau offenherzig, „man sieht, man hört, man erinnert sich dieses oder jenes Umstandes, man vertraut das seinen Freunden als ein Geheimniß an — und weiter hat man keine Verantwortlichkeit."

Eine fast untrügliche Ahnung sagte mir, daß mir diesen Abend bei dem Thee, den Mademoiselle Juliette geben wollte, ganz eigene Eröffnungen zu Ohren kommen würden.

Als ich das Haus der Madame Wilson verlassen, beeilte ich mich, die Straße du Marché-Vieux in der Nähe der Straße d'Enfer zu erreichen, um die arme lahme Frau zu besuchen, welcher die Fürstin von Montbar am folgenden Tage einen Besuch abstatten wollte.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verurtheilte.

(Fortsetzung aus Nr. 141.)

Endlich vermochte ich mich aufzurichten und, von den Forstbeamten geführt, weiterzuschleppen. Wir verließen den Wald und kamen, nach einem für mich sehr beschwerlichen Gange, in ein Dorf, wo die Leute bereits die Häuser öffneten. Meine Retter brachten mich in ein Wirthshaus, ließen dort heißen Kaffee für mich bereiten und Brot und Butter mir vorsetzen. Der Hunger war, nächst dem Spiritus, die Hauptursache meiner Erschöpfung gewesen, kein Wunder also, daß ich sehr bald mich erholte. Nun konnte ich ihre Fragen schon besser beantworten, doch verschwieg ich jeden Umstand, der sich auf den Schleichhändler bezog, weil ich sein Unternehmen nicht verrathen wollte und dadurch um so eher Theilnehmer an seinen Geschäften zu werden hoffte. Denn daß er wirklich mich hangen wollen, um den einzigen lebenden Zeugen seiner Mordthat in die andere Welt zu schicken, und zu dem Ende mir dies ein Geschäft vorgespiegelt, konnte ich mir damals nicht erklären, wie fest ich auch jetzt davon überzeugt bin. Kurz, mir behagte der Gedanke, mein ganzes früheres Leben zu verleugnen und blos anzugeben: ich sei mit meiner Mutter aus England gekommen, wo mein Vater als Fabrikarbeiter gestorben wäre. Auf der Ueberfahrt hätte meine schon kranke Mutter ebenfalls das Zeitliche gesegnet, und mir sei anders nichts übrig geblieben, als nach Deutschland zu betteln, indem ich des Nachts im Walde oder in irgend einem Heuschober geschlafen. Die Heimat meiner Aeltern wäre mir unbekannt, weil ich in der allerfrühsten Kindheit dieselbe verlassen. Eines solchen Lebens und Herumziehens müde, hätte ich in dieser Nacht den Entschluß gefaßt, mit dem Tags vorher auf der Landstraße gefundenen Strick meinem Leben ein Ende zu machen, und wenn sie, die Forstbeamten, einen anderen Menschen mit meiner Person beschäftigt gesehen, so habe derselbe vermuthlich mich losgeschnitten und retten wollen. Möglich auch, daß der Strick gerissen, oder die Schlinge um den Baumzweig locker geworden sei. Ueber den Krug Branntwein vermochte ich keinen Aufschluß zu geben, konnte aber nicht umhin, meine Vermuthung auszudrücken, daß er dem Unbekannten, der aus Furcht, für einen Holzdieb gehalten zu werden, die Flucht ergriffen hätte, gehören müsse.

Was war aus diesem Mährchen nicht Alles zu machen, besonders für einen Inquirenten? Wenn ich so dem bartlosen Assessor oder vielmehr nach der neuen Mode dem schnurrbärtigen am grünen Tische vorgekommen wäre, da, welche Fundgrube für seine Geschicklichkeit, welcher Hanf für seine Fallstricke; wie konnte man daraus die verfänglichsten Fragen herausdrechseln oder, wo dieses nicht gestattet ist, den Inquisiten zu sogenannten Widersprüchen verlocken! — Nicht so meine gutmüthigen Retter. Sie schüttelten den Kopf und meinten blos, es wäre seltsam, wie ich mich in England so lange hätte herumschlagen können, ohne englisch zu verstehen.

„Englisch," sagte ich, „o, das rede ich wie meine Muttersprache!" Und nun begann ich einen französischen Sermon, Gott weiß über welches Thema, worüber die Förster sichtlich erstaunten und fernerhin keinen Zweifel an der Wahrheit meiner Geschichte verriethen. Der Eine äußerte sich, als ich geendet, dahin: „Siehst Du nun, Schulze, ich sagte immer, daß die englische Sprache viel Aehnlichkeit mit der Französischen hätte. Da hörst Du's jetzt! Ganz deutlich vernahm ich die Wörter: Capot und oc as joon." — „Ja," erwiderte der Andere, „ich muß immer lachen, wenn ich den Ausdruck höre, er soll an der Mosel, besonders in Trier, dasselbe bedeuten, was wir Stockfisch oder Dummian, die Lateiner aber ignorantius nennen."

Dieser Commentar über die englische Sprache würde fortgedauert haben, wenn nicht durch die geöffnete Stubenthür ein Mann des Gesetzes hereingetreten wäre, d. h. einer von Denen, welche der Verfügung bürgerlicher und militairischer Gewalthaber ihren Arm leihen müssen und nöthigenfalls von ihren Waffen Gebrauch machen können, deren Wille in letzter Hinsicht jedoch so auf Schrauben gestellt ist, daß, wenn sie die Waffen nicht gebrauchen, Verweise und Disciplinarstrafen daraus entstehen, und wenn sie dieselben gebrauchen, eine Untersuchung gegen sie unter allen Umständen daraus hervorgeht. Der Gensdarme betrachtete mich einige Augenblicke schweigend und richtete dann die gewöhnlichen Fragen an mich: „Wer seid Ihr? Wo wollt Ihr hin? Wo kommt Ihr her? Besitzt Ihr auch Legitimationspapiere?" — Als Antwort tischte ich mein Mährchen noch ein Mal auf und überließ die Schilderung meines nächtlichen Abenteuers meinen Rettern.

Der alte, wahrscheinlich oft in den Schwanz gebissene Fuchs wollte sich jedoch damit nicht abfinden lassen, er sagte, ich sei ein Landstreicher und müsse ihm folgen. Vergebens waren die Bitten meiner Gesellschafter, es half Alles nichts. Ein tüchtiges Butterbrot in der Hand und in der Tasche zwei Franken, die mir von den Grünröcken heimlich zugesteckt wurden, mußte ich das Haus verlassen. Vor der Thüre stieg die bewaffnete Macht zu Pferde, hieß mich, unter der Verwarnung, ja keinen Versuch zur Flucht zu wagen, vor sich hergehen und gab mir zu erwägen, wie sehr ich den beiden Forstbeamten Dank schuldig sei, da er allein aus Rücksicht auf ihre Bitten mir die Hände nicht geschlossen habe. Ach, er brauchte mich nicht erst daran zu erinnern! Zum ersten Mal in meinem Leben war mir von Anderen Gutes erwiesen worden, zum ersten Mal hatte man sich meiner, des gänzlich Fremden, aufrichtig angenommen! — Es that mir wohl, von Jemandem mich bemitleidet, in Wahrheit bemitleidet zu sehen, und es bildete sich gegen die beiden Forstbeamten wirklich eine Art Dankbarkeit in meinem Herzen, die bis jetzt noch nicht erloschen ist, und die ich später, wiewol mit einem großen Opfer meinerseits, einigermaßen an Tag legte.

Nach einem zweistündigen Marsch hielten wir vor dem Wirthshause eines Dorfes. Hier sah ich einen Karren mit Weibern, Kindern und einem alten Manne beladen, so wie ein paar Bursche, deren Gesichtszüge noch markirter waren, als jene meiner früheren Schleichhändlergenossen, mit einem Arm an einder gekettet, und eine schöne junge Dame in recht prachtvoller Kleidung, nur den obersten Rock über den Kopf

geschlagen, stehen. Mein Beschützer und zwei andere seiner hier vorgefundenen Kameraden tauschten Papiere aus, dann ersuchte einer der Letzteren, dem sich ein Gensdarm zu Fuß beigesellte, die Dame und mich, unter abermaliger Verwarnung vor dem Entweichungsversuch, die Füße in Bewegung zu setzen, und so ging ich denn einem neuen Zeitabschnitt meines Lebens entgegen.

Das Frauenzimmer erzählte mir bald: sie sei eine Bürgerstochter aus B. und wäre ihrem Geliebten, einem Chasseur, in die neue Garnison nach X... gefolgt. Dort habe der Militair sie bei einer alten Witwe untergebracht, in deren Behausung an jedem Abend noch andere Frauenzimmer und viele Herren sich eingefunden. Der Chasseur konnte nicht alle Tage sie besuchen, und nicht ihre Schuld wäre es gewesen, daß Andere an seiner Stelle sich mit ihr unterhalten hätten. Nichts habe ihr Leben getrübt, bis vor etwa drei Wochen, auf die Angabe eines Herrn hin, die Polizei sie arretirt, in ein Spital gebracht und nun in eine Besserungsanstalt sende.

Die Dame erzählte ihre Geschichte mit einer solchen Aufrichtigkeit, die keinen Zweifel an der Wahrheit zuließ, doch konnte man fühlen, wie tief sie bereits gesunken, wenn man ihre wiederholte Aeußerung vernahm, die ungefähr dahin ging: daß, wenn sie wieder frei sein würde, sie sich besser in Acht nehmen wolle.

Wir erreichten die Stadt D..... und wurden in dem Stadtgefängniß, vereinzelt sich Jeder besonders, aufbewahrt. Daselbst traf ich in dem Zimmer, wohin man mich verwiesen hatte, viele Bettler, Gauner, Landstreicher und sonstiges Gesindel, das hier der Entscheidung seines Schicksals oder dem Weitertransport entgegenharrte. Ich fing an, über meine Lage nachzudenken, konnte mich aber nicht entschließen, meine Vaterstadt namhaft zu machen, einmal, weil mir Inconsequenz in Reden und Handlungen verhaßt war, dann, weil ich dort weder von meiner Mutter, noch von sonst Jemand etwas zu hoffen hatte. Gegen das Betragen Damian's konnte ich mich schon einiges Mistrauens nicht erwehren.

Die Nacht wurde schlaflos zugebracht, indem die Atmosphäre im Zimmer mich zu ersticken drohte und alle Art Ungeziefer mir auf dem Lager von faulem Stroh keine Ruhe gönnte. Am andern Morgen nahte sich ein greiser und lahmer, blos in Lumpen gewickelter Bettler der Stelle, an welcher ich stand, und forderte von mir, indem er von Rechtswegen Deputirter der Gesellschaft zu sein behauptete, weil er der Aelteste im Lokal hinsichts der daselbst bestandenen Detention wäre, das übliche Eintrittsgeld. Ich hatte keine Lust, von den Geschenken der Förster einen Sous zu quittiren, und entgegnete daher dem Fordernden, daß ich kein Geld besäße. Dieser jedoch ließ sich nicht irre machen, vielmehr sagte er mit einem Blick, der mich sehr anwiderte: „Bedenke wohl, Junge, was Du sagst, bevor ich Deine Erklärung der löblichen Gesellschaft hinterbringe; denn wisse, daß Du, nach der hier bestehenden Sitte, abgesehen von der Visitation, die wir sogleich vornehmen könnten, die Arrestantentaufe Dir gefallen lassen mußt, die Du vielleicht kennst; wo nicht, so magst Du sie bei der Ceremonie, welche dort in jener Ecke sogleich mit dem das Eintrittsgeld verweigernden Juden vorgenommen werden wird, kennen lernen."

Nachdem er geendet, wandte er sich zu dem übrigen Gesindel und schrie mit kreischender Stimme: „Auf Kameraden, laßt uns jetzt den Juden taufen!" Alle erhoben sich plötzlich und überschwemmten mit dem Inhalte der ekelhaften Kübel, in denen sie sich gewaschen, den Unglücklichen. Der Jude schrie laut auf und schimpfte, versuchte auch die Niederträchtigen mit Gewalt wegzutreiben, aber was konnte er gegen die Ueberzahl machen, worunter Dieser und Jener ihm drohte, wenn er nicht still halte bei der Taufe, ihn obendrein schlagen zu wollen.

Ich fühlte in jenen Augenblicken so ganz mein Unglück, und unwillkürlich beschlich mich der Gedanke, daß es doch anders hätte mit mir stehen können, wenn ich z. B. nach und nach mit meinen Spielkameraden ländliche Arbeiten verrichtet hätte, oder ein Sellerjunge geworden wäre.

Ach, warum bekümmerte man sich damals gar nicht um das Wohl der ärmern Volksclasse, warum sorgte man nicht für zweckmäßige Arbeit und nöthigen Unterricht, warum suchte man nicht die verborgenen Laster auf, um sie mit sanfter Hand auf den Weg der Tugend zurückzuführen? — Es wäre auch mit mir anders geworden. So aber suchte nur Jeder sein Interesse ausschließlich, und wer selbst die Mittel besaß, durch deren Anwendung er sich nützliche Hände und Köpfe bilden konnte, die ihn schneller reich zu machen im Stande waren, als er es allein zu thun vermochte, der wagte das Ersparte lieber in ungesetzlichen Unternehmungen, in dem Wahn, auf ein Mal ein vermögender Mann zu werden. Der Menschenhandel, ich meine die Nachweisung der Ersatzmänner für wohlhabende Kriegsdienstpflichtige, hatte ja seinen guten Fortgang. Dabei gab es Tausende in einer Stunde zu verdienen; das Fleischmäklergeschäft war zu einträglich, als daß man es aufgeben sollte, und die Waare stieg mit jedem Tage höher im Preise, da die Nachfrage sich vermehrte, und die Siege des Weltbezwingers neue Vorräthe nothwendig machten. Ebenso konnte der Schleichhandel seine ihm nöthigen Kräfte an Geld und Menschen nicht entbehren. Weshalb sollte man also der ärmern Classe seiner Mitmenschen aus anderen Ursachen, als der oben erwähnten, gedenken? — Die Zeit und der Zeitgeist brachten das damalige Verfahren so mit sich; mit dieser Entschuldigung müssen wir uns schon begnügen. —

Als der widrige Alte sich mir zum zweiten Male näherte, hatte ich meine beiden Francs bereits in der Hand und reichte sie ihm mit abgewendetem Gesichte hin. Der Vorsteher dieser saubern Gesellschaft besah die Stücke und jauchzte vor Freuden über die Größe der Summe. Dann sagte er: „Siehst Du, mein Junge, daß es besser ist, sich in der Güte mit Denen abzufinden, die uns ihre Gewalt fühlen lassen können, als sich ihnen, selbst mit dem größten Recht, zu widersetzen? Nimm von mir die Lehre an, der Gewalt niemals entgegenzutreten, selbst dann nicht, wenn das erlittene Unrecht Dein Ehrgefühl verletzen und Dich zu Boden drücken möchte. Glaube mir, ein Gewalthaber der letzten Classe kann seine Gewaltthaten offen und ohne Scheu gegen Jedermann durchsetzen, weil er weiß, daß er sich des höhern Schutzes zu erfreuen hat. Jede Beschwerde bei seinen Vorgesetzten prallt wie von einem Felsen zurück auf Dein Haupt. Ehe Du Dich versiehst, bist Du der Verklagte, der Schuldige. Man hat schon etwas herauszufinden gewußt, das, mit dem Vergrößerungsglase betrachtet, leicht zum Verbrechen gedreht wird, und dann wehe Dir! Unparteiische Richter, sämmtlich Freunde, Vorgesetzte oder Beschützer des Gewalthabers, vereinigen sich nur in einer vorausbestimmten Ansicht, nämlich: Dich zu stürzen. Drum sei klug und beherzige meinen Rath!"

Was sagen meine Leser zu dieser Lehre aus dem Munde eines Vagabunden?

Freilich war sie mir damals gleichgültig, wennschon ich den Beweis durch den Augenschein erhielt, daß ich durch ihre Befolgung mich vor der unmenschlichen Behandlung seitens meiner Genossen rettete; aber ich besaß noch zu wenig Weltkenntniß, um den allgemeinen und eigentlichen Nutzen zu erkennen, wozu ich jedoch später in meinem Leben vielfach Gelegenheit fand.

Der Alte — beiläufig bemerkt, ein recht guter Redner, dessen Talent gegen gutes Honorar zu manchen Zwecken, die von den Behörden nicht leicht durchzusehen sind, nützlich hätte verwendet werden können — hielt nun an die Versammlung eine Standrede, strich meine Biederkeit, meine Herzensgüte und meine Freigebigkeit auf's Vortheilhafteste heraus, wobei er die Sylbe Frei ungewöhnlich scharf betonte, und schloß dann mit den Worten: „So laßt uns denn, Kameraden, dem Vorstehen mit aufrichtigem Herzen ein donnerndes Lebehoch bringen!"

„Hoch! und abermal hoch! und noch ein Mal hoch!" erschallte es von den verschiedenartigsten Stimmen widerlich in meine Ohren. Man erwartete, daß ich mich in einer wohlgesetzten Rede bedanken sollte, aber da mir die Sitte ganz fremd war, ich auch dergleichen Reden nicht zu fabriziren vermochte, so schwieg ich und überließ es einem kleinen dicken Herrn in leinenen Beinkleidern und Pelzkragenmäntelchen — einem Jahrmarktstaschenspieler — der Versammlung in meinem Namen zu danken.

Das Geschrei mußte nothwendig den Kastellan des Gefängnisses herbeiziehen, und bereits vernahm man das Schlüsselgerassel in der Ferne, als ein anderer Vorfall meine Aufmerksamkeit fesselte.

Der Präsident hatte nämlich die zwei Geldstücke zu Häupten seines Lagers versteckt, um bei gelegener Zeit den erforderlichen Gebrauch davon machen zu können; als er jedoch danach sehen wollte, war das Geld verschwunden.

Der Lärm, der darüber entstand, überstieg den frühern bei weitem; denn man hatte den mishandelten Juden im Verdacht, daß er sich des Geldes bemächtigt, obgleich der arme Schelm endlich in der Ecke des Zimmers kauerte.

„Was gibt es hier?" fragte der eintretende Kastellan den Präsidenten, der zugleich Stubenältester war.

„Herr Concierge!" antwortete der Alte, „hier dieser brave Jüngling hat uns zwei Francs zum Besten gegeben, wofür ich Sie bitten wollte, uns einige Stärkung zu verabreichen, und nun hat der verfluchte Jude da das Geld von meinem Lager gestohlen."

„Wald, au wald!" schrie der Jude, „se haben mich doch gemißhändelt, schlimmer wie 'nen Hünd, se haben mich gemacht zu ihrem Geschirrn. Wald mer, as ich doch so naß bin wie ä Kätz! Was weiß ich von 'nem Geld? un as es iß gestohlen, hot's der Dicke."

Aller Blick wandten sich nach dem Manne im Pelzkragen, demselben, welcher der Gesellschaft in meinem Namen dankte. Er war wirklich, wie ich vermuthet hatte, ein Jahrmarktstaschenspieler und hatte seine Zeit wahrgenommen, die beiden Frankstücke verschwinden zu lassen. Wenigstens drang, als er bei der Denunciation des Juden verlegen wurde, Alles auf ihn ein und schüttelte und rüttelte ihn und drehte den armen Kerl so lange, bis das Geld aus einem seiner Aermel fiel. Der Kastellan ertheilte der Gesellschaft eine mit harten Drohungen vermischte Zurechtweisung, nahm inzwischen das Geld in Beschlag und verließ, den Schlüssel mit Geräusch im Thürschloß bewegend, das Lokal.

Die Rache folgte nun dem Frevel auf dem Fuße, und ganz wie ich es vorhergesehen, empfing der Taschenspieler zunächst eine Menge Püffe und Ohrfeigen, dann aber wurde er in so reichem Maße begossen und bespien zugleich, wobei man dem Juden das Recht zugestand, der Erste zu sein, welcher die Handlung verrichten durfte, daß sein Anblick mir und jedem Andern als diesen Thiermenschen zum Sterben Ekel erregend war. Und so etwas wurde von dem Aufseher und dessen Vorgesetzten geduldet, obgleich das Wort „Reinlichkeit" jede Minute aus ihrem Munde kam.

Nachdem die Rache vorüber war, stieß man Verwünschungen gegen den Kastellan, als den nunmehrigen wirklichen, aber offenen Dieb, aus. Das Geld war auf diese Weise verloren, und obgleich das Gesindel über jeden Umstand sich hinwegsetzte, der einem andern Menschen empfindlich sein mußte, so konnte es den Verlust des Geldes doch den ganzen Tag hindurch nicht verschmerzen.

Die Zeit brachte man mit Kartenspiel und mit Erzählung seiner Abenteuer hin. Das Erste, obgleich meine Lieblingsbeschäftigung, kam mir unter diesem Abschaum der Menschheit doch so widerlich vor, daß ich kein Verlangen verspürte, daran theilzunehmen; von dem letztern war ich oft unfreiwilliger Ohrenzeuge, und so könnte ich noch Manches zum Besten geben, was nicht ganz uninteressant erscheinen möchte. Inzwischen habe ich mit meiner eigenen Geschichte hinreichend zu thun und will ganz zufrieden sein, wenn ich mit dieser meines Lesers Geduld nicht auf die Probe stelle.

Gegen Mitternacht öffnete sich die Kerkerthüre, durch welche ein junger, sehr anständig gekleideter Mann hereingeschoben wurde, über dessen Stand und Anschuldigungspunkt Jeder sich den Kopf zerbrach. Der Alte flüsterte mir zu: er kenne den jungen Mann sehr wohl, es sei ein Graf von Taugenichtshausen, den man wegen nächtlicher Excesse hierher gebracht. Ein Anderer, der im berliner Dialekt redete, behauptete steif und fest, es sei der Polizeirath Daumenschrauber, der gekommen sei, verkleidet das Gespräch der Gesellschaftsmitglieder zu behorchen; ein Dritter, der in Paris gewesen sein wollte, hielt den Herrn für einen gewissen Schriftsteller, welcher schöne Romane schreibe und hier neuen Stoff zu sammeln beabsichtige; kurz, man vermuthete von allen Seiten Dieses und Jenes und vermuthete — falsch. Denn nachdem die Nacht vorüber, welche der junge Mann, vor sich hinstarrend, am Fenster zugebracht hatte, sagte er mir, der ich ihm der Beste unter den Schlechten geschienen, daß er ein Maler sei und gestern Abend in einer lustigen Gesellschaft bezügliche Worte auf den Kaiser seinem Munde entschlüpfen lassen, welche man eine Majestätsbeleidigung genannt und, um Solches zu beweisen, ihn arretirt habe. Der junge Herr mochte Gefallen an mir finden; denn er versprach mir, sobald er frei sein würde, sich zu meinem Besten für mich zu verwenden, beschenkte mich mit einem Fünffrankenstück, die übrige Gesellschaft mit einer ähnlichen Summe und gab mir manchen Rath in Bezug auf meine Lage. Auch ihm werde ich, so lange ich lebe, dankbar verbunden bleiben.

Gegen Mittag wurde ich von einem Huissier abgeholt, um mein Verhör vor dem Instructionsrichter zu bestehen. Der Maler flüsterte mir schnell zu: ich sollte nur brav französisch sprechen und französisch thun, dann hätte ich bei dem Richter einen Stein im Brete. Dieser sei der edelste, beste Mann in der Welt und habe nur den einzigen Fehler der allzugroßen Vorliebe für das Französische und das Franzosenthum, obgleich er, selbst ein biederer Deutscher, aus alter und reiner deutscher Familie stamme.

Der Maler hatte mich nicht getäuscht, ich fand in Herrn Gutmann einen jener ehrwürdigen Männer, deren ganzes Wesen nichts als Wohlwollen athmet, zu denen man von selbst ein unbegrenztes Vertrauen fassen muß, und die man unmöglich hintergehen kann. Die Natur schien in seinen Gesichtszügen alle die Tugenden ausgeprägt zu haben, die man ihm nachrühmte: sein weißes Haar sprach für mannichfaltige Erfahrungen in und außer seinem schwierigen Amte, und sein klares Auge, weit entfernt von der Aehnlichkeit der berüchtigten Basiliskenblicke gewisser Geständnißerforscher, mußte den verhärtetsten Bösewicht zur Aussage der Wahrheit veranlassen.

Der Greffier, welcher neben ihm saß und die Feder führte, war zwar weit junger als der Richter, aber doch nicht so jung mehr, daß der Abstand des Alters zwischen Beiden, die schon Jahre lang zusammen hinter dem grünen Tische saßen, fühlbar geworden wäre.

Ungeachtet nun die Persönlichkeit des Richters den beschriebenen Eindruck auch auf mich nicht verfehlte, so war ich doch zu roh, um dem in mir erwachten Gefühl für Wahrheit und Aufrichtigkeit Folge zu leisten, vielmehr glaubte ich wie ein Mann zu handeln, wenn ich das einmal gesponnene Lügengewebe von vorn anfing, und indem ich den Richter fragte, ob es ihm recht sei, wenn ich meine Geschichte in französischer Sprache vortrüge, da mir diese geläufiger als die deutsche sei, begann ich, nachdem die Erlaubniß dazu mit freundlich lächelnder Miene ertheilt worden war, das Märchen, das der Leser kennt, auf's Neue, nur daß ich mich hütete, zu erklären, ich verstehe Englisch.

Die Vorliebe für die französische Sprache hatte wirklich den gelehrten Richter blind gemacht, und obgleich ich sah und hörte, wie der Greffier dem alten Herrn bescheidene Einwürfe und Vorstellungen machte, so war er dennoch von der Wahrheit meiner Angaben durchdrungen, tadelte das Verfahren des Gensdarmen, der mich ohne Weiteres verhaftet, in harten Ausdrücken, ermahnte mich zur Tugend und Arbeitsamkeit und gab mir ein Fünffrankenstück mit der Weisung, in der Stadt durch kräftige Speise mich zu stärken und Nachmittags gegen sechs Uhr zurückzukehren, wo ich einen Paß zur Weiterreise — wohin? das sagte er nicht, vermuthlich nach Frankreich — und ein Empfehlungsschreiben, auch einige alte Kleidungsstücke vorfinden würde. Jetzt sei ich frei.

Eine Art Schamgefühl über diese unverdiente und, ich möchte sagen, pflichtwidrige Güte stieg in mir auf, aber ich benutzte die Gelegenheit, und mit einer Art linkisch ausgedrückten Dankes verließ ich das Zimmer und, zum Erstaunen der auf dem Hausgange weilenden Gensdarmen und Huissiers, von welchen einer in Betreff meiner Person zum Instructionsrichter eilte, um sich Verhaltungsregeln zu holen, das Justizgebäude.

Eduard Ludwig.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 143.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 24. März 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Sechster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 142.)

Siebentes Kapitel.

Der Argwohn.



Ich kam in der Straße du Marché-Vieux an; es ist ein so enges Gäßchen, daß ein Wagen nicht leicht hineinkommen kann. Der Zettel, den mir die Fürstin gegeben, diente mir zum Wegweiser, ich trat in das Haus der lahmen Frau; ein dunkler Gang, in welchem ich kein Thürhüterstübchen sah, führte zu der Treppe, die auch sehr finster war. Um mich zu unterrichten, in welchem Stockwerk Madame Lallemand wohne, klopfte ich an zwei Thüren, die auf den Vorplatz des erstern ausgingen.

Niemand antwortete mir.

Ich dachte, diese Wohnungen möchten etwa Tagelöhnern angehören, die jetzt bei der Arbeit seien; ich stieg also in's zweite Stockwerk und klopfte wieder.

Dasselbe Schweigen.

Ziemlich verwundert über diese Menschenleere, ging ich in's dritte und, wenn man von dem Dache absah, letzte Stockwerk hinauf und klopfte auch hier wiederholentlich ohne Erfolg. Bereits wollte ich fortgehen; denn ich glaubte mich in der Nummer versehen zu haben, als ich Jemand auf die Thür zugehen hörte, und eine Kinderstimme fragte:

„Wer ist da?"

„Jemand, der die Madame Lallemand im Auftrage der Frau Fürstin von Montbar besuchen will," antwortete ich.

Sogleich ging die Thür auf. Ich sah ein kleines elf- bis zwölfjähriges Mädchen von sanfter und naiver Gesichtsbildung vor mir.

„Madame Lallemand wohnt also hier?" sagte ich zu ihr und sah mich in dem nackten, verfallenen Raume um, wo eine Treppe ausmündete, die wahrscheinlich zum Boden führte.

„Ja, mein Herr," antwortete das Kind, „sie liegt im Bette und kann nicht aufstehen."

„Kann ich sie zu sehen bekommen und einen Auftrag von der Frau Fürstin an sie ausrichten?"

„Ich will sie fragen, mein Herr," sagte das kleine Mädchen zu mir. Nach einigen Minuten kam sie wieder, machte mir eine Thür auf, und ich trat ein.

Ein Frauenzimmer, das noch jung zu sein schien, leidend aussah und eine ansprechende Gesichtsbildung hatte, lag auf einem schlechten Bett, das in einer Stube stand, die von großer Armuth zeugte. Als ich diesem Frauenzimmer gesagt, sie habe auf den folgenden Tag den Besuch der Fürstin sicher zu erwarten, rannen ihr die Thränen aus den Augen, und mit rührender Freude küßte sie ihre Tochter, dann gab sie ihrer Erkenntlichkeit gegen die Fürstin in so einfachen und rührenden Ausdrücken Worte, daß der Auftritt mich lebhaft rührte, und ich mir selbst das Versprechen that, der Fürstin den vortheilhaften Eindruck, den ihre Schützlingin auf mich gemacht, nicht zu verbergen.

Wenn ich jetzt daran denke, daß dies Alles auf Seiten dieses Geschöpfes nur eine Komödie war, hinter der die schändlichste Hinterlist stak, so begreife ich noch immer nicht, wie eine solche unerhörte Heuchelei nur möglich gewesen.

Ich verließ die Straße du Marché-Vieux so vollkommen befriedigt durch das, was ich gesehen und gehört, daß es mir nicht einmal einfiel, weitere Erkundigungen über die Madame Lallemand einzuziehen; ich vergaß sogar, daß ich mich vorher darüber gewundert hatte, daß in diesem Hause sonst Niemand wohnte, als die Schützlingin der Frau Fürstin.

Als ich nach Hause zurückgekehrt war, zog ich eine gewählte Kleidung an; ich hatte am Abend bei Tische aufzuwarten. Der Schneider des Fürsten war vortrefflich. Ich legte einen Anzug von feinstem schwarzen Tuch nach dem elegantesten Schnitt an. Als ich angezogen war und mich in dem kleinen Spiegel in meiner Stube im modischen weißen Halstuch, schwarzen, seidenen Strümpfen und glänzenden Escapins mit goldenen Schnallen erblickte, fürchtete ich nicht mehr, von dem Fürsten wieder erkannt zu werden, der nur einmal mit mir gesprochen, und zwar damals, da er halbtrunken sich über die Lumpen lustig machte, mit denen ich bekleidet war.

Als ich in das Anrichtezimmer des Speisesaales trat, fand ich dort den Haushofmeister und den alten Kammerdiener des Fürsten, Namens Louis, der freundlich zu mir sagte:

„Ehe Sie den Tisch decken helfen, lieber Freund, sehen Sie vielleicht nach dem Feuer in dem Zimmer der Fürstin? Sie muß bald nach Hause kommen."

„Ich hatte nicht daran gedacht," sagte ich, „ich gehe gleich."

„Vergessen Sie auch nicht, wenn Madame nach Hause kommt, an der Thür des Zimmers zu stehen, um sie zu empfangen."

„Ich danke Ihnen, Herr Louis, aber wie soll ich's erfahren, daß Madame nach Hause kommt?"

„Das ist ganz einfach, einerseits hören Sie doch den Wagen, und dann thut die Glocke in der Loge des Thürhüters davon Meldung. Sie schlägt ein Mal an, wenn der Herr nach Hause kommt, und zwei Mal, wenn's Madame ist."

Ich ging also in's Zimmer der Fürstin, um nach dem Feuer zu sehen. Ich konnte mich nicht enthalten, innerlich zusammenzuzucken, als ich auf's Neue den eigenthümlichen, süßen, sanften und doch durchdringenden Wohlgeruch dieses Raumes empfand, in welchem Regina sich vorzugsweise aufhielt. Ich muß gestehen, daß ich einen Augenblick meinen Dienst vergaß und gerührt um mich blickte. Ich war noch dabei, diese Blumen, Gemälde, Bücher und das Luxusgeräth, die das innerste Heiligthum der Fürstin ausschmückten, zu betrachten, als ich in einer Gemäldegallerie, die zwischen dem Wohnzimmer, in welchem ich mich befand, und dem Schlafzimmer der Fürstin lag, Jemand gehen hörte.

In dem Augenblick, als ich mich nach dem Feuer bückte, um nicht unbeschäftigt angetroffen zu werden, trat der Fürst ein; ich stand gebückt und konnte sein Gesicht nicht sehen, aber der Umstand, daß er plötzlich seine Schritte hemmte, bewies mir, daß er darüber betroffen war, hier Jemand anzutreffen. Er machte die Thür der Gallerie hinter sich zu, ich richtete mich auf und grüßte ihn ehrfurchtsvoll.

„Sie sind der neue Kammerdiener der Frau von Montbar?" sagte der Fürst zu mir, fast ohne mich anzusehen und fast ohne stillzustehen.

„Ja, mein Fürst."

„Gut," sagte er und ging seines Weges.

Obgleich ich keine Zeit gehabt hatte, dem Herrn von Montbar in's Gesicht zu sehen, schien es ihm doch sehr in die Quere zu kommen, daß ihn Jemand hatte aus der Stube seiner Frau kommen sehen, was mir unbegreiflich war. Als er fort war, fiel mein Blick zufällig auf den Tisch, der neben Regina's Sessel stand, und es kam mir vor, als bemerkte ich unter den Gegenständen, die auf ihm ihren Platz hatten, eine gewisse Unordnung. Die angefangene Stickerei war auf den Fußboden gefallen, ebenso ein Buch, die Schublade stand, ich wußte nicht woher, halb offen, jetzt fiel mir die Ueberraschung und das Erstaunen wieder ein, die der Fürst bei meinem Anblick an den Tag gelegt hatte, und es ward mir klar, der Fürst mochte die Abwesenheit seiner Frau dazu benutzt haben, in den Geräthen dieses Zimmers irgend etwas zu suchen. Ich erschrak bei dem Gedanken, daß diese Neugierde oder dieser Mißbrauch des Vertrauens, wenn er entdeckt würde, mir beigelegt werden könnte.

Dieser Gedanke schlug mich ganz nieder, als ich auf dem Hofe des Hôtels einen Wagen rollen hörte; gleich darauf erschollen zwei Glockenschläge.

Den Weisungen Louis gemäß, eilte ich in den Wartesaal, um die Fürstin zu empfangen; ich glaubte es recht zu machen, wenn ich mich tief verbeugte, aber sie sagte gütig zu mir, obgleich nicht ohne Lächeln.

„Ein für allemal — Sie grüßen mich im Hause nicht wieder — nicht wahr?"

Verlegen über meine Ungeschicklichkeit, stammelte ich eine Entschuldigung, aber Regina sagte zu mir, während sie durch den Saal schritt, der zu ihrem Wohnzimmer führte.

„Sie sind bei Madame Wilson gewesen?"

„Ja, Frau Fürstin, aber ich habe sie nicht zu Hause gefunden."

„Dann sagen Sie an der Thür, daß, falls ein Brief von Madame Wilson ankommen sollte, er mir auf der Stelle heraufgebracht wird."

„Ja, Frau Fürstin."

„Und Madame Lallemand?"

„Ich habe sie gesehen, Frau Fürstin, sie wohnt im dritten Stockwerk des Hauses, dessen Adresse mir die Frau Fürstin angegeben."

„Haben Sie sie davon in Kenntniß gesetzt, daß ich sie morgen früh besuchen werde?"

„Ja, Frau Fürstin."

„Es herrscht bei ihr gewiß großes Elend?" sagte Regina theilnehmend.

„Ja, Frau Fürstin, das äußerste Elend."

„Ja, diese Frau flößt gewiß gleich beim ersten Anblick Theilnahme ein?"

„Ganz entschieden. Sie ist der Mildthätigkeit der Frau Fürstin durchaus werth."

„Nun, desto besser, dann —"

Dann hielt die Fürstin plötzlich inne und sagte zu mir, indem sie auf den kleinen Tisch hinblickte, der neben ihrem Sitze stand.

„Es ist also in meiner Abwesenheit Jemand hier gewesen?"

„Ich weiß nicht, Frau Fürstin," antwortete ich in gedankenloser Verlegenheit; denn ich wußte die Ursache der Betroffenheit auf Seiten der Fürstin nur zu wohl und zitterte vor dem Gedanken, daß ein Argwohn auf mich fallen könnte.

„Das ist doch seltsam," sagte Frau von Montbar, drehte sich um und sah mich fest an.

Ich mag mich getäuscht haben, aber es schien mir, als läse ich in ihrem Gesicht Verwunderung und Mistrauen. Ich ward dermaßen verlegen, daß ich über und über roth wurde, und statt ihr zu sagen, was doch ganz einfach gewesen wäre, daß ich den Fürsten aus dem Gemäldesaal habe kommen sehen, blieb ich stumm und in so gezwungener Aufregung dastehen, als fühlte ich mich schuldig. Da ich aber das Gefährliche meiner Lage fühlte, wollte ich soeben einen gewaltigen Anlauf nehmen, um allen Argwohn von mir abzuwälzen, als die Fürstin trocken zu mir sagte:

„Bestellen Sie meinen Wagen auf halb neun Uhr —"

Und die Fürstin trat, nachdem sie sich die Füße einen Augenblick an dem Feuer in ihrem Wohnzimmer gewärmt, in die Gemäldegallerie, die vor ihrem Schlafzimmer lag, und verschwand.

Aeußerst verdrießlich über meine Unbeholfenheit, ging ich zum Thürhüter hinab, um die Aufträge meiner Gebieterin auszurichten; da die Stallleute beim Herrn Romarin zu essen pflegten, konnte ich hier beide zugleich besorgen.

Herr Romarin, der weiß gepudert war und in großer Livree dastand und sich überhaupt eine Wichtigkeit zu geben wußte, wie Einer, nahm es auf sich, den Kutscher von dem Willen der Fürstin in Kenntniß zu setzen, und gab mir zwei Briefe, von denen der eine so eben von Madame Wilson gekommen war; mit dem Briefe übergab mir der Thürsteher drei prächtige Ballbouquette, die sorgfältig eingewickelt waren, und sagte zu mir:

„Das eine dieser Bouquette ist mit dieser Blumenschachtel von dem Burschen des Kunstgärtners der Frau Fürstin gebracht worden — die andern beiden von Ausläufern, welche nicht sagen wollten, von wem sie kämen."

Unter den beiden anonymen Bouquetten, die ich hinauftrug, befand sich eins aus prächtigen weißen Lilien und Violettes de Parme.

Während ich langsam die Treppe hinaufstieg, betrachtete ich diesen geheimnißvollen frischen Blumenstrauß, der einen süßen Duft aushauchte, mit bitterer Trauer; denn er rief mir, in seltsamem Gegensatze, die ärmlichen Sträuße aus weißen und blauen Schneeblumen in's Gedächtniß zurück, die ich, auch auf geheimnißvolle Weise, so viele Jahre hindurch an jedem Jahrestage des Begräbnisses auf das Grab von Regina's Mutter gelegt hatte, ohne daß das junge Mädchen den Ursprung dieses wohlgemeinten Opfers jemals erfahren. Bei dieser Erinnerung trat mir eine Thräne in's Auge, die bescheidenen unansehnlichen Blümchen, mit denen meine ungekannte Dienstbeflissenheit ein Grab zu schmücken suchte, waren nur allzusehr ein Bild meiner demüthigen, hoffnungslosen Liebe.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich wieder in das Zimmer trat, fand ich dort ihr Kammermädchen. Sie übernahm es, die Blumen und Sträuße abzuliefern, und ich ging fort, um im Speisesaal die Eßstunde abzuwarten.

Fast in demselben Augenblick thaten sich auch schon beide Flügel der Thür auf: Der Fürst trat mit



seiner Frau ein. Auf ein Zeichen des Haushofmeisters nahm ich hinter dem Stuhl der Fürstin meinen Platz ein.

Zum ersten Mal sah ich Herrn von Montbar und seine Frau zusammen. Wenn auch ihre Unterredung durch die Gegenwart der Dienerschaft nothwendig in gewissen Schranken gehalten werden mußte, verdoppelte ich doch meine Aufmerksamkeit, um wo möglich dahinter zu kommen, in welchem Verhältniß sie zu einander ständen; ich hatte mir durch Uebung eine solche Beobachtungsgabe zu eigen gemacht, daß es nur wenig bedurfte, um mich auf die Fährte dessen zu leiten, was ich zu entdecken wünschte.

Der Fürst kam mir kalt, zerstreut vor und schien gegen seine Frau eine beinahe ceremoniöse Höflichkeit anzunehmen; folgendes war, nachdem sie einige unbedeutende Worte gewechselt, ungefähr ihr Gespräch:

„Sie gehen heut Abend aus?" sagte der Fürst zu seiner Frau.

„Ja, in die italienische Oper."

„Aber das ist nicht Ihr gewöhnlicher Tag, dünkt mich."

„Madame Wilson räumt mir in ihrer Loge einen Platz ein; dann nimmt sie mich mit, und wir fahren zusammen zu Madame von Beaumenil."

„Da ist großer Ball, wenn ich nicht irre."

„Sie feiert die Einweihung ihres neuen Hôtels, es soll prachtvoll, glänzend eingerichtet sein; kommen Sie nicht einen Augenblick hin?"

„Gewiß nicht," sagte der Fürst, „mir ist dieses Zusammentreffen von Menschen zuwider, die dann alle unisono lieben sollen — und der Prunk, der unsinnig ist, wenn er nicht lächerlich ist — oder der vielmehr unsinnig und lächerlich zugleich ist. Außerdem esse ich heut Abend mit einigen Freunden bei Very, und dann fahren wir nach Fontainebleau, wo wir ein paar Tage jagen wollen."

„Werden Sie lange dort bleiben?"

„Wenigstens sechs bis acht Tage — nämlich so lange, wie erforderlich ist, um drei oder vier Jagden anzustellen, da nämlich Hunde und Pferde nur alle zwei Tage eine Jagd machen können."

„Das wird eine herrliche Partie sein — sind Ihrer viele?"

„Nicht eben — der Marquis von Hervieux und sein Schwager, der Besitzer der Jagd, Blinval, Saint-Maurice, Thionville, ich und Alfred von Dreux, der berühmte Pferdemaler, der bei der Gelegenheit nach der Natur zeichnen wird. Aber bei dem Maler fällt mir ein" — setzte der Fürst hinzu — „wissen Sie wol, daß ich Sie um Ihre Gemälde beneide?"

„Sie thun ihnen zu viel Ehre an."

„Besonders das neue Seestück von Isabey — schwebt mir beständig vor: — es ist ein Meisterstück."

„Es ist allerdings vortrefflich."

„So vortrefflich, daß ich's nicht habe lassen können, während Sie ausgefahren waren, hinzugehen, um es anzusehen."

Bei diesen Worten richtete der Fürst, zu meinem großen Erstaunen, auf einen Augenblick die Blicke auf mich, als würde diese Erklärung seiner Anwesenheit in dem Zimmer der Fürstin meinetwegen gegeben. Ich war hoch erfreut über diese Erläuterung; denn sie unterrichtete die Frau von Montbar von dem, was ich ihr ungeschickterweise nicht hatte sagen wollen, daß in ihrer Abwesenheit ihr Mann in ihrem Zimmer gewesen.

Auf diese Weise mußte jeder Argwohn, den sie etwa in dem Falle, daß irgend eine Veruntreuung von ihr bemerkt wurde, auf mich hätte werfen können, zu Boden fallen.

„Es freut mich sehr, daß das Gemälde Ihnen gefällt," hatte die Fürstin ihrem Gemahl geantwortet, „nur thut es mir leid, daß Sie es nur zu bewundern kommen, wenn ich nicht da bin."

Ich weiß nicht, ob diese Worte, die von der Fürstin mit so kalter Höflichkeit betont wurden, als wären sie an einen Fremden gerichtet, dem Fürsten doppelsinnig vorkamen, aber er richtete einen Augenblick lang auf seine Frau einen durchdringenden Blick, dann setzte er hinzu:

„Wenn Sie zu Hause sind, haben Sie immer viel Besuch, und Sie wissen wol, im Zimmer einer Frau ist in den Vormittagsstunden nichts fataler als ihr Mann. Aber da einmal die Rede auf Ihre Freunde gefallen ist, sagen Sie, ist der schöne d'Erfeuil noch immer eben so dumm wie schön?"

„Er ist schöner als je."

„Und thut sich d'Hervillier noch immer so bedeutend viel auf sein Singen zu Gute? Bittet er noch immer ganz leise, man möge ihn doch zum Singen auffordern, damit er mit erheuchelter Zierrerei kokettiren könne? Wie ihm das steht, dem sechs Fuß hohen Mann, der vierschrötig ist, wie ein Tambourmajor und eine Stimme hat, wie ein Baßsänger in einer großen Domkirche!"

„Herr d'Hervillier hat's doch weiter gebracht — er singt jetzt, ohne daß man ihn darum bittet."

„Das ist der Schrei der Verzweiflung," sagte der Fürst und fuhr in seinem Spotte fort: „und der ungeheure Dumoulard, der Bruder ihrer vertrauten Freundin," und Herr von Montbar betonte diese Worte sehr lebhaft, „bietet dieser unverschämt wohlbeleibte Mann noch immer seinen Wagen und seine Loge den schönen Damen an, welche großmüthige Gefälligkeit ihm den Spitznamen Omnibus eingetragen hat?"

„Herr Dumoulard's ungeheuerliche Gefälligkeit hat noch ihren alten Ruhm," antwortete die Fürstin, die mit dem Fürsten an Ironie wetteifern zu wollen schien. Aber es lag in diesem Witzspiel etwas Bitteres, Kaltes, das von jener sanften, mittheilsamen Heiterkeit, die aus Vertrauen und Zuneigung entsteht, weit entfernt war.

„Aber um wieder auf seine Schwester zu kommen," versetzte der Fürst ärgerlich, „wissen Sie wol, daß man viel — wirklich viel — von Ihrer neuen Freundin spricht."

„Von meiner neuen Freundin?"

„Ja, von der Madame Wilson."

„Das ist ganz einfach, sie ist gerade Mode. Von wem und von was würde man sonst ein Wort sprechen?"

„Sagen Sie, gibt es — einen Herrn Wilson?" sagte der Fürst fast im Tone unverschämten Spottes.

Die Fürstin faltete die Augenbrauen ein wenig, und antwortete dann mit gezwungenem Lächeln.

„Was für eine wunderliche Frage richten Sie da an mich?“

„Zuvörderst bekommt man ihn niemals zu sehen, diesen Herrn Wilson.“

„Wenn das Vorhandensein von Ehemännern darum, weil sie niemals in Gesellschaft erscheinen, in Zweifel gezogen werden dürfte,“ versetzte Regina, „so werden Sie zugeben müssen, daß das Ihrige ein wenig ungewiß erscheinen könnte —“

„Ich glaube nicht, oder vielmehr ich hoffe nicht, daß zwischen mir und dem Herrn Wilson irgend ein Vergleich angestellt werden kann,“ sagte der Fürst stolz und mit schlecht verhaltenem Aerger; „denn er gehört zu den lächerlichen Gesellen —“

„Herr von Montbar, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieses Ananaseis empfehle, es ist vortrefflich,“ unterbrach die Fürstin ihren Gemahl, der sogleich begriff, daß die Fürstin diese Art von Unterhaltung in Gegenwart von uns Bedienten nicht fortsetzen wollte, und das Angebotene schicklichkeitshalber annahm; denn er rührte es nicht an und versetzte nach einer kurzen Pause:

„Als ich vorhin in Ihren Gemächern war, um ihre Gemälde zu bewundern, sah ich auf einem Tische drei bis vier große Folianten. Was hat das zu bedeuten? Werden Sie eine gelehrte Dame?“

„Es sind Kupferstiche, eine Sammlung von historischen Bildnissen, die mir Herr Just Clément gütigst geliehen. Ich suchte einen Anzug für einen Maskenball, und da hat Herr Just mir gerathen, unter diesen Kupferstichen zu suchen, die von seinem Vater herstammen.“

„Und wie geht es dem Herrn Just,“ sagte der Fürst, nicht mehr in dem spöttischen Tone, mit dem er seine Fragen nach einigen der Bekannten seiner Frau begleitet, sondern ernst und fast zögernd.

Es fiel mir auf, daß der Fürst von dem Augenblicke an, da er den Namen des Capitain Just ausgesprochen, seine Frau, der er gegenüber saß, nicht aus den Augen ließ und sie zu beobachten schien.

Regina schien die Beweise ungeduldiger Aufmerksamkeit des Fürsten nicht zu bemerken und antwortete mit vollkommener Unbefangenheit:

„Herr Just Clément ist noch immer in Trauer über den Tod seines Vaters — aber seine Trauer ist sanft und still. Er ist weit davon entfernt, die Gelegenheit zu vermeiden, von dem, welchen er beweint, zu reden — er sucht sie vielmehr auf, und diesen Trost findet er bei mir immer; denn ich habe seinen Vater eben so sehr verehrt, wie ich ihm herzlich zugethan gewesen bin.“

„Der Doctor Clément war allerdings einer der achtungswürdigsten Männer,“ antwortete der Fürst, „und da wir gerade von ihm reden, will ich Ihnen bei der Gelegenheit mittheilen, daß sein und Ihr Schützling, der junge Arzt, den er uns empfohlen, gestern nach Montbar abgereist ist.“

„Ich wußte es schon, er hat sich bei mir beurlaubt,“ antwortete die Fürstin, „und ich sage Ihnen meinen Dank, daß Sie —“

„Kein Wort davon,“ unterbrach der Fürst seine Frau, „Sie wissen, daß es mich immer glücklich macht, wenn ich Ihnen einen Gefallen erweisen kann. Aber um wieder auf den Capitain Just zu kommen, er muß sich mit seiner Traurigkeit im Kreise Ihrer eleganten Besucher nicht wohl befinden.“

„Wenn Herr Just mich zu sehen wünscht,“ antwortete die Fürstin, „so schreibt er mir Morgens, und ich seh ihn dann ziemlich früh bei mir, damit er nicht Gefahr läuft, sonst Jemand bei mir anzutreffen.“

„Das kann ich nur billigen, der Capitain Just kann Anspruch darauf machen, daß man ihm besondere Vorrechte einräumt, nicht blos in Betracht der traurigen Lage, in der er sich befindet, sondern auch wegen seiner Tapferkeit und seiner persönlichen Verdienste, und obgleich er noch jung ist, so ist's doch ein Mann, von dem ich einräumen muß, daß er Achtung gebietet.“

Diese letzten Worte wurden von dem Fürsten in einem treuherzigen, aufrichtigen Tone gesprochen, der mich rührte. Frau von Montbar schien einen gleichen Eindruck zu empfinden; denn statt die Unterhaltung mit ihrem Gemahl in trocknem und kalt-höflichem Tone fortzuführen, nahm ihre Stimme etwas Wahres und Sanftes an.

„Ich weiß Ihnen unendlichen Dank dafür,“ versetzte die Fürstin, „daß Sie diesen Mann, der nicht, wie man sich auszudrücken pflegt, zu unserem Kreise gehört, und der, wie ich glaube, einer meiner zuverlässigsten und besten Freunde werden wird, so unparteiisch zu schätzen wissen.“

Sei es, daß der Fürst sich die erste Aufwallung, in der er dem Capitain Just hatte Gerechtigkeit widerfahren lassen, nicht verzeihen konnte, sei es, daß die Antwort der Fürstin ihn auf irgend eine Weise in's Geheim verdroß — er versetzte mit einem Lächeln, das mir ironisch und gezwungen vorkam:

„Gewiß werden Sie doch dem Capitain diesen besonderen Zutritt bei Ihnen nicht länger, als bis zum Ende seiner Trauerzeit gestatten?“

„Warum nicht?“ fragte Regina ernst.

„Nun — weil der Capitain deshalb, weil er nicht eben so elegant ist, wie Ihre Elegants, doch nicht weniger anziehend ist — im Gegentheil,“ sagte der Fürst lachend, „und wenn er eben so geistreich wie gelehrt, eben so liebenswürdig wie talentvoll ist, eben so schön wie tapfer — so ist kein Grund vorhanden, weshalb er nicht sehr gefährlich sein sollte.“

„Welche Thorheit!“ rief die Fürstin.

„Sie wissen nicht, wie verführerisch der Capitain Just ist,“ sagte der Fürst mit unverhaltenem Lachen. „Er hat wunderliche Abenteuer gehabt, er hat unter andern eine rasende Leidenschaft hervorgerufen: Es ist ein wahrer Roman. Das arme Weib hat Alles im Stiche gelassen, um ihm gegen seinen Willen nach Algier zu folgen, und ist in einem Gefecht mit den Arabern um's Leben gekommen.“

„Sie haben Recht,“ sagte die Fürstin lächelnd, „das ist so unwahrscheinlich und unmöglich wie der beste Roman.“

„Nein es ist mein voller Ernst,“ sagte der Fürst, „ich kann Ihnen den Namen der Heldin nennen.“

„Nennen Sie mir ihn lieber nicht, damit ich an das Abenteuer glauben kann,“ antwortete die Fürstin lächelnd.

Dann stand sie vom Tische auf und setzte hinzu:

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich schon aufbreche, aber ich bin noch nicht angezogen. Madame Wilson will mich abholen, und ich möchte sie nicht warten lassen.“

Der Fürst stand ebenfalls auf, und sagte zur Fürstin:

„Leben Sie wohl; denn ich werde Sie vor meiner Abreise nach Fontainebleau nicht mehr zu sehen bekommen.“

„Leben Sie wohl und bleiben Sie nicht zu lange weg.“

„Ich werde mich immer beeilen, das wissen Sie, zu Ihnen zurückzukehren,“ sagte der Fürst, und dann trat er in seine Gemächer, während seine Frau in die ihrigen zurückkehrte.

Achtes Kapitel.

Der Ball.



Das Gespräch des Fürsten und seiner Gemahlin, obwol scheinbar sehr unbedeutend, hatte mir doch wichtige Aufschlüsse gebracht. Es herrschte offenbar zwischen Herrn von Montbar und seiner Frau eine kalte Gezwungenheit. Er sah den vertrauten Umgang mit Madame Wilson ungern. Er ließ der Ueberlegenheit des Capitain Just treuherzig Gerechtigkeit widerfahren, gegen den er doch eine unwillkürliche Eifersucht empfand, und diese Regung schien mir zu wohl begründet, denn — soll ich es gestehen? — ich theilte die Eifersucht — mein Herz ward schmerzlich gepreßt, als ich von dem vertraulichen Umgange hörte, der bereits zwischen Regina und dem Capitain Just stattfand. Eine thörichte, niedrige und meinerseits alberne Eifersucht — denn, ich hatte für meine Liebe ja nichts zu hoffen. Aber mochte dieses Gefühl thöricht, niedrig, albern sein, es war darum um nichts weniger überwältigend, und ich sah eine Zeit voll Qualen herankommen, die noch grausamer waren, als die der hoffnungslosen Liebe selbst.

— — — — — — — — — — — — — —

Nachdem ich mit meinen Kameraden gespeist, begab ich mich wieder in den Wartesaal der Fürstin. Ich war noch nicht lange dort, so hörte ich, wie ein Wagen in den Hof rollte, und bald darauf führte ich Madame Wilson in das Wohnzimmer der Fürstin.

Als ungefähr nach einer Viertelstunde diese beiden reizenden Frauen aus einer der Thüren des Saales traten, in dem ich wartete, ward ich geblendet von so viel Schönheit — es wäre unmöglich gewesen, noch zwei so glänzende Schönheiten und die doch so ganz verschieden waren, aufzufinden, wie die Fürstin und ihre Freundin.

Madame Wilson war von zarter und rosiger Gesichtsfarbe, mit blauen Augen und schwarzem Haar, trug ein Gewand von blaßgrünem Sammet, das mit Spitzen besetzt war, die mit Bouquetten von künstlichen Rosen angesteckt waren; ein geschmackvoller Kopfputz aus denselben Blumen vervollständigte diesen reizenden Anzug.

Die Fürstin, welche höher gewachsen war, als Madame Wilson, aber nicht weniger schlank, trug eine Robe von strohgelbem Mohr, die von einer kurzen Tunika von weißer Gaze bedeckt wurde, welche mit natürlichen Camelienblättern eingefaßt war, die mit Diamanten angeheftet waren, die in diesem leuchtenden Grün wie eben so viele gefrorne Thautropfen blinkten; ein Kranz grüner Blumen, aber ebenfalls mit Diamanten geschmückt, umgab Regina's stolze weiße Stirn. Die Robe, die sehr tief ausgeschnitten war, wie man sie damals trug, ließ Schultern, Hals und Arme der Fürstin frei, welche weiß, glatt und fest wie Marmor zu sein schienen. Ihr Haar, das mehr bläulich schwarz war, als das der Madame Wilson, rollte, statt wie am Morgen in Streifen aufgebunden zu sein, in langen Ringellocken herab, die ihren halbentblößten Busen liebkosten; am Hinterkopf war dieses prachtvolle Haar in einen glatten, dicken, leuchtenden Knoten aufgesteckt, der die zierliche Verbindung des schlanken, runden Halses mit den Schultern noch mehr hervorhob.

Eine sanfte Röthe färbte Regina's Wangen; ihre drei kleinen coquetten sammtschwarzen Male standen wie eben so viele Schönpflästerchen von Ebenholz im reizendsten Gegensatze zu dem feuchten Karmin ihrer Lippen und dem Feuer ihrer großen schwarzen Augen, die jetzt glänzend und lebhaft waren.

Weit mehr noch, als in ihrem Morgenanzug, erschien mir jetzt Regina in dem ganzen wollüstigen Glanze einer Schönheit, den ich bei ihr nicht vermuthet hätte.

Als sie mit Madame Wilson aus ihrem Wohnzimmer trat, lachten sie beide; Regina's Lachen war reizend; denn es enthüllte zwei Reihen Zähne von blendend weißem Schmelz, sie lachte und führte dabei ihren Blumenstrauß an die Lippen, als wollte sie diese Fröhlichkeit verbergen.

„Sie Boshafte,“ sagte Madame Wilson zu ihr, „aus diesem Zeughaus von Blumensträußern gerade den zu wählen, den Ihr Kunstgärtner geschickt hat.“

„Auf was für Namen die Eifersüchtigen bei diesem gekauften Blumenstrauß rathen werden,“ sagte Regina.

„Die Namen der elegantesten Herren von Paris werden herhalten müssen,“ versetzte Madame Wilson.

„Gestehen Sie ein, meine Theure, daß das so ein wenig ein Bild von gar vielen Dingen ist — wenn man wüßte, was man beneidet,“ sagte die Fürstin mit seltsamer Betonung, und es kam mir vor, als bewölkte sich für einen Augenblick ihre leuchtende Stirn.

Während die Fürstin diese Reden mit Madame Wilson wechselte, hatte sie sich zur Hälfte in einen weiten Mantel von kirschrothem Atlas mit Hermelinbesatz eingehüllt, den ihr Kammermädchen ihr auf die Schultern legte, hierauf gab mir Juliette ein paar kleine schwarze, wattirte Taffetüberschuhe und sagte halblaut zu mir:

„Diese Schuhe geben Sie dem Bedienten der Madame Wilson — empfehlen Sie es ihm wohl an, daß er sie nicht verliere.“

Hierauf trat das Kammermädchen in's Gemach zurück und sagte leise zu mir:

„Jetzt zum Thee."

In dem Augenblick, da die Damen aus dem Saal traten, sagte Madame Wilson zu der Fürstin:

„Machen Sie Ihren Mantel recht fest zu, liebe Freundin, es ist greulig kalt."

Da die Fürstin sich durch ihren Strauß und ihr Tuch gehindert sehen mochte, sich in ihren sehr weiten Mantel recht einzuhüllen, der überdieß so lang war, daß sie ihn beim Hinabgehen aufheben mußte, gab sie mir ihren Strauß und ihr Tuch und sagte zu mir:

„Reichen Sie mir das in den Wagen."

Als ich von ihrer Hand in die meinige ihren Strauß und ihr Tuch empfing, dessen Duft mir heftig in die Nase stieg, zuckte ich zusammen. Langsam folgte ich meiner Herrin, die schlank und leicht die breiten Stufen der Marmortreppe hinabstieg.

Madame Wilson, die ihr nur einige Schritte voranging, bemerkte, daß der kleine Fuß der Fürstin einzig von ihrem weißatlassenen Schuh bedeckt war, und sagte zu ihr im Tone liebevollen Vorwurfs:

„Wie, meine Liebe, bei der Kälte haben Sie keine Ueberschuhe angezogen?"

„Ihr Bedienter wird sie mir geben, wenn ich vom Ball komme," antwortete die Fürstin, „dann ist's früh genug, sie anzulegen."

„Und während der ganzen Oper wollen Sie mit eiskalten Füßen dasitzen, und beim Herausgehen? Wenn wir nun lange auf unseren Wagen warten müssen. Nein, das darf ich nicht leiden, Sie müssen Ihre Ueberschuhe gleich jetzt den Augenblick anziehen und sie nicht eher, als bis wir auf dem Ball ankommen, ablegen."

„Nun, liebe Despotin," sagte die Fürstin lächelnd zu Madame Wilson, „ich muß wol gehorchen."

Unter diesen Reden waren die Fürstin und ihre Freundin die Treppe hinabgestiegen; Regina sagte zu mir:

„Geben Sie mir mein Tuch und meinen Strauß und ziehen Sie mir die Ueberschuhe an."

Und Frau von Montbar nahm mir den Strauß und das Tuch aus der Hand, stützte sich gegen das Treppengeländer und streckte mir den einen Fuß hin. Ich kniete vor der Fürstin nieder. Als ich diesen kleinen



Kinderfuß, der mit weißem Atlas und so feinen seidnen Strümpfen bedeckt war, daß ich durch ihr durchsichtiges Gewebe die zarte, rosige Haut hindurchschimmern sah, und der gelind nach Schwertlilien duftete, in meine Hand nahm, in der er ganz Platz hatte, als mein Finger, während ich die Bänder des Taffetüberschuhes zuband, den zarten Knöchel des schlanken Beinchens berührte, als endlich die weiten Falten von dem Gewande meiner Gebieterin mir das Gesicht streiften, glaubte ich toll zu werden, die Arterien an meinen Schläfen klopften, als wollten sie platzen, meine zitternden Hände erglühten von einer solchen Hitze, daß meine Gebieterin sie durch die Seide und den Atlas, die ihren Fuß bedeckten, hätte fühlen müssen.

Glücklicherweise bemerkte sie nichts, und während ich ihr, ganz außer mir, zu Füßen lag, schwatzte sie leise mit Madame Wilson, nur ein verhaltenes Kichern unterbrach das Lispeln ihres Gesprächs.

Als meine Aufgabe gelöst war, stand ich fast betäubt auf; ich fühlte, wie meine Knie unter mir wankten; die Fürstin sagte zu mir, ohne mich anzusehen, indem sie auf die Vorhalle zuging, die als erster Bedientenraum diente:

„Martin, Sie warten doch?"

„Ja, Frau Fürstin," antwortete ich stammelnd.

Die Lakaien des Hauses standen beim Durchgange der Fürstin ehrfurchtsvoll auf; zwei von ihnen machten beide Flügel der Thür, die auf die Freitreppe führte, weit auf.

Durch die Glasscheiben und beim Licht der hellen Laternen des Wagens sah ich die beiden jungen Frauen in eine geschmackvolle Berline steigen, welche zwei prächtige graue Pferde mit glänzendem Geschirre im Fluge hinwegzogen.

Noch zitterte ich von der schrecklichen und allzusüßen Lust, die mir zu Theil geworden, ich sah den Wagen mit einer Art Extase forteilen, als ich in die Wirklichkeit meiner Stellung durch die grobe Stimme eines der Lakaien des Hauses zurückgerufen wurde, welcher, indem er nach der Abfahrt der Herrin die Thür der Vorhalle lärmend zuschlug, auf rohe Weise ausrief:

„Eingepackt!!"

— — — — — — — — — — — —

Gepeinigt von unsäglicher Verwirrung, von albernen, sinnbethörenden und zugleich schmerzlichen Vorstellungen, wie ich war, empfand ich einen großen Widerwillen mich zu dem Thee einzufinden, den die Kammerfrau der Fürstin geben wollte, um meine Ankunft zu feiern; ich hätte mich lieber bis zu der Stunde, wo ich in den Salon hinabgehen mußte, um die Fürstin zu erwarten, auf meine Stube zurückgezogen; aber ich dachte an die Ermahnung des Doctor Clément in Betreff der lichtscheuen Anschläge des Grafen Duriveau und dachte, diese Bedientenversammlung könnte mir vielleicht Gelegenheit geben, irgend etwas zu entdecken.

Uebrigens, wie es einem geht, wenn man mit dem Geiste auf den möglichen Eintritt einer drohenden und dabei doch unbekannten Gefahr gerichtet ist, wo einem dann Alles Gegenstand des Mistrauens wird, und man sich von den gewagtesten Vermuthungen leiten läßt — hatte ich mir, indem ich dem neuerlichen vertrauten Umgang der Fürstin mit der Madame Wilson nachsann, einen Umgang, der auf Frau von Montbar einen großen Einfluß auszuüben schien, die Frage vorgelegt, zu welchem Zwecke nur Madame Wilson so plötzlich Reginen, die bis dahin in einem einsamen Trübsinn vor sich hinlebte, in einen Wirbel von Festlichkeiten und Vergnügungen hineingerissen habe möge, wenn diese plötzliche Umwandlung ihrer Lebensart nicht den Racheplänen des Grafen Duriveau günstig war?

Und endlich — warum soll ich vor dem Geständniß gewisser Gedanken, die sich in den geheimsten Falten meines Herzens verbargen, zurückschrecken? — ich war, ich konnte mir nicht helfen, beinahe eifersüchtig auf Madame Wilson; ihre Rathschläge waren es ohne Zweifel, die Reginen bewogen hatten, sich gegen ihren Kummer abzustumpfen, und in der unbeugsamen Selbstsucht meiner Liebe war es mir nicht recht, daß sie ihre Leiden so stolz ertrug. Ihre fieberhafte Vergnügungssucht war jedenfalls erkünstelt; und es kam mir vor, und es betrübte mich, als wenn meine Ergebenheit gegen die Frau von Montbar für sie gleichgültiger werde, wenn sie in dem Rausche der Weltfreuden Zerstreuung fand. Ich hätte sie lieber traurig, niedergeschlagen gefunden, wie sie es früher gewesen war, damit ich sie eines Tages vielleicht aus diesem Trübsinn, dieser Verlassenheit erlösen und ihr die Liebe ihrer Angehörigen wieder erwerben könnte, welche sie schmerzlich entbehren mußte.

Solche Selbsttäuschung, solche Eifersüchtelei, solche Berechnung bei leidenschaftlicher Hingabe ist kindisch, bisweilen verächtlich — aber ach, es ist die Geschichte meines Herzens, die ich mir selber gegenwärtig mit strenger Aufrichtigkeit erzähle!

— — — — — — — — — — — —

Noch ein anderer Grund veranlaßte mich, trotz meines Widerwillens, dem Thee der Mademoiselle Juliette beizuwohnen. Es ist sehr möglich, hatte der Doctor Clément ferner zu mir gesagt, daß der Graf Duriveau, zur Unterstützung seiner Anschläge, unter den Leuten der Fürstin von Montbar einen zu seinen Geschöpfen zähle.

Ich wußte noch nicht, in welchem Grade diese Besorgniß gegründet sein mochte; da ich meine neuen Kameraden nur erst am Morgen beim Frühstück und am Abend beim Mittagsessen gesehen, bei welchen kurzen Mahlzeiten meine, des neuen Ankömmlings Anwesenheit die gewöhnliche Vertraulichkeit und Ungezwungenheit nothwendig hatte verbannen müssen, hatte ich nichts bemerken können.

Die Abendgesellschaft, die belebter und vertraulicher ausfallen mußte, konnte meinen Nachforschungen günstiger sein; übrigens schienen auf den ersten Anblick meine Dienstgenossen über allen Argwohn erhaben zu sein; Mademoiselle Juliette und ein anderes Kammermädchen der Fürstin, das der Wäsche vorstand, beide noch sehr jung, und die eine von ihnen, Juliette, auch sehr häßlich, erschienen mir als gutartige, unschädliche Geschöpfe. Der Kammerdiener des Fürsten, ein alter Diener, der ihn auf seinen Armen getragen, schien keinem Argwohn Raum zu geben, und der Haushofmeister, ein ernster, reinlicher Mann, schien ganz voll zu sein von der Wichtigkeit seiner Amtsgeschäfte. Was den Oberkoch anbetrifft — den Unterkoch und das Küchenmädchen erwähne ich nur um der Vollständigkeit willen — so müßte man ihn mit sehr vorurtheilsvollem Auge angesehen haben, um hinter seinem gutherzigen, bleichen, aufgedunsenen Gesicht einen lichtscheuen Intriguanten zu suchen.

Von Dienstleuten des Hauses nahmen nur die Genannten am Thee Theil; denn es war eine Art Scheidewand zwischen den Bedienten im Innern des Hauses und den Lakaien, Livree- und Stallbedienten, die der Herrschaft nicht so nahe standen.

Als ich in die Stube der Mademoiselle Juliette trat, waren meine Kameraden und die Mehrzahl der Eingeladenen schon versammelt.

In diesem Augenblick fielen mir die Aufschlüsse ein, an denen das Gespräch einiger Lakaien, die an der Freitreppe des Museums zusammenstanden, so reich gewesen war; ich konnte erwarten, an diesem Abend häusliche Geheimnisse von ganz anderer Wichtigkeit, als denen ich schon auf die Spur gekommen war, aussprechen zu hören, und daß sich mir das Leben vieler hervorragenden Persönlichkeiten von diesem nahen Standpuncte aus auf ganz eigenthümliche Weise darstellen werde.

Neuntes Kapitel.

Der Thee.



Ich wurde in der „Gesellschaft" der Mademoiselle Juliette sehr wohlwollend aufgenommen — diese stellte mich ihren Gästen mit den Worten vor:

„Herr Martin, unser neuer Kammerdiener."

Dann wies Mademoiselle Juliette der Reihe nach auf die Personen, die sie mir mit Namen nannte.

„Mademoiselle Isabeau — bei Madame Wilson."

„Ich habe heut Morgen schon das Vergnügen gehabt, die Bekanntschaft der Mademoiselle zu machen," sagte ich mit einer Verbeugung.

„Madame Lambert — bei der Frau Marquisin d'Hervieux" — fuhr Mademoiselle Juliette fort, und wies auf eine junge Frau von sehr angenehmer Gesichtsbildung, die ihr bloßes Haar trug und geschmackvoll gekleidet war.

Ich erinnerte mich, daß beim Mittagsessen der Fürst seiner Gemahlin gesagt, er ginge mit dem Marquis d'Hervieux auf die Jagd. Herr von Hervieux war der Gemahl der reizenden jungen Frau, die ich auf der Museumstreppe den schamlosen Witzen der Bedienten gegenüber so traurig hatte am Pranger stehen sehen.

Mademoiselle Juliette schloß ihre weibliche Namenliste, indem sie lächelnd hinzusetzte:

„Mademoiselle Astarte — bei der Frau Justizministerin."

Ich machte der Mademoiselle Astarte, deren Name so anspruchsvoll war, meine Verbeugung; der Gesichtsausdruck dieses Mädchens kam mir ungezogen und spöttisch vor. Astarte war ungefähr sechsunddreißig Jahr alt. Sie mußte recht hübsch gewesen sein; ihr Haar war schön und sehr schwarz, ihre Zähne vortrefflich, ihr Wuchs vollkommen; die größte Dame hätte nicht geschmackvoller und einfacher gekleidet sein können. Sie trug auf ihrem glatt anliegenden Haar eine allerliebste Abendmütze von Tulle mit kleinen Büscheln Kirschenblüte, ihre Robe von schwarzem Sammet war sehr geschmackvoll, und ihr Fuß, der hoch war, und in einem Schuh von schwarzem Atlas stak, erinnerte mich an den der Fürstin.

„Wir erwarteten auch noch Madame Gabriele, die Haushälterin des Grafen Duriveau," sagte Juliette zu mir, „aber ihr Herr ist ein so greuliger Despot, daß man bei ihm niemals weiß, woran man ist."

Als ich diese Worte hörte, pries ich mich doppelt glücklich, an dieser Abendgesellschaft Theil nehmen zu können.

Das männliche Personal der Gesellschaft war weniger zahlreich; es bestand nur in zweien meiner Collegen. Mademoiselle Juliette stellte sie mit folgendergestalt vor:

„Herr Benard, vertrauter Bedienter des Herrn Leboufſi, des berühmten Deputirten — Herr Charles, genannt Leporello, Kammerdiener des Herrn Baron von St. Maurice, des Löwen der Löwen, genannt Don Juan."

Das Aeußere, der Anzug, der Gesichtsausdruck dieser beiden Bedienten bot dieselben Gegensätze dar, welche zwischen ihren Herren stattfinden mochten. Der Vertraute des Herrn Leboufſi, des berühmten Deputirten, war ein großer Mann, in Schwarz gekleidet, ernst, gemessen, selbstzufrieden und mit wenigem, grauem Haar. Er erwiderte meine Verbeugung mit einem ganz parlamentarischen Dünkel.

Leporello — dieser Beiname bewies mir, daß die Dienerschaft hier nicht ganz ohne literarische Bildung sei — der übrigens weit entfernt war, dem feigen Bedienten des Don Juan zu gleichen, war ein junger hübscher Kerl mit unternehmendem, aufgewecktem Gesicht, gewandtem Auftreten, ritterlichen Sitten; er trug ganz geschmackvolle Kleider, die vermuthlich vorher seinem Herrn gehört, er schien mir bei diesen Damen „Hahn im Korbe" zu sein und sich um Mademoiselle Astarte, die Königin des Abends, viel zu thun zu machen.

„Wir erwarteten jedoch noch den schönen Feodor," sagte Mademoiselle Juliette nach dieser förmlichen Vorstellung, „aber es ist auf ihn so wenig zu zählen, wie auf Madame Gabriele, die Haushälterin des Grafen Duriveau."

„Sein Gebieter," sagte ich zu Julietten, indem ich einen Versuch machte, in den spöttischen Ton der Gesellschaft einzustimmen, „sein Gebieter ist also auch wol ein solcher Despot, wie der Graf Duriveau?"

Meine Frage wurde mit allgemeinem Gelächter aufgenommen — da der Vertraute des Deputirten bemerkte, daß mich das ein wenig aus der Fassung brachte, kam er mir verbindlich zu Hülfe und sagte mit einsichtsvoller Miene:

„Da unser ehrenwerther College wahrscheinlich nicht weiß, wer die Herrschaft des schönen Feodor ist, so ist seine Frage ganz natürlich."

„Das ist wahr, das ist wahr," sagten mehre Stimmen.

„Mein Lieber," sagte Leporello ganz ungenirt — „der schöne Feodor hat keinen Gebieter, sondern eine Gebieterin — welche über ihn gebietet. — Verstehen Sie?"

„O Leporello, Leporello," riefen mehre Stimmen im vorwurfsvollen Tone, „was haben Sie für eine böse Zunge!"

„Das so gleich dem Herrn Martin zu sagen."

„Sehen Sie, Sie machen ihn ganz verlegen."

In der That hatte ich mit alberner Ideenassociation unwillkürlich an Regina gedacht — das Blut stieg mir in's Gesicht, und trotz meiner Bemühungen dem Leporello mit fester Stimme zu antworten, stotterte ich:

„In der That — ich — ich — verstehe nicht recht —"

„Die Sache ist diese, mein Theurer," versetzte Leporello mit unverschämter Gravität — „der schöne Feodor ist in den Diensten der Frau Marquise Corbinelli, er mißt 5 Fuß 7 Zoll, er ist fünfundzwanzig Jahr alt, frisch, blühend wie eine Rose und hat prächtige Backenbärte, die so schwarz sind, wie das Haar der Mademoiselle Astarte da. Nun stellen Sie sich das Aeußere seiner alten funfzigjährigen italienischen Marquise vor, die am Tage Diamanten trägt, Schminke wie beim Carneval, eine braune Perrücke, bei der die durchschimmernde Haut treu nachgemacht ist — und Sie werden mich verstehen, mein Theurer, warum ich sage, daß die Gebieterin des schönen Feodor ihm gebietet. — So — wie, das nimmt Sie Wunder?"

„Allerdings, ja, das nimmt mich Wunder," versetzte ich, und es gelang mir, meine Verlegenheit zu überwinden — „und ich denke, das muß Jedermann wunderbar erscheinen. Nicht wahr, meine Damen," setzte ich hinzu, um die Unterhaltung auf einen allgemeinern Gegenstand zu leiten und die Aufmerksamkeit von mir selbst abzulenken.

„Wunderbar? — ach nein, gar nicht so wunderbar," sagte Astarte. „Dergleichen ist vielleicht nicht so gewöhnlich, als daß die Herren uns Kammermädchen ihrer rechtmäßigen Gemahlinnen zu Geliebten haben, aber es kommt doch vor — und ohne weiter in's Einzelne einzugehen — als ich bei der Herzogin von Rullecourt war, passirte die berühmte Geschichte der Baronesse von Surville mit dem großen Laforêt, dem Piqueur ihres Mannes — aber man muß freilich hinzusetzen, daß die Baronesse eine große Jagdliebhaberin war."

„Außerdem," versetzte der alte Louis, der Kammerdiener des Fürsten von Montbar, „hab' ich mir von meinem Vater erzählen lassen, der im Hause Soubise erzogen war, daß unter dem alten Régime viele Damen sich von ihren Kammerdienern feisiren ließen, und dann haben die Kerle — na — genug —"

„Unter dem alten Régime, das glaub' ich wohl," sagte der vertraute Diener des Deputirten und blies die Backen auf, „da herrschte Sittenlosigkeit, das war die Zeit des jus primae noctis, des Ochsengartens und Hirsch — nein, des Hirschgartens und Ochsenauges."

„Sehr gut," sagte Leporello lachend — „nun ist der alte Benard im Zuge — ganz wie sein Herr —"

„Da fällt mir ein" — sagte Benard, „Sie können nur, meine schöne Astarte, die Frau Ihres Ministers davon in Kenntniß setzen, morgen möge ihr Gemahl sich nur gefaßt machen —"

„Worauf?"

„Mein Herr hat heute in dem Toilettenzimmer der Madame vor dem großen Spiegel länger als zwei Stunden perorirt und gesticulirt."

„Die Harlekinade!" sagte Astarte.

„Eine wahre Komödie," versetzte der Vertraute des Volksvertreters. „Um die Tribune darzustellen, hatte er die Badewanne der Madame auf den Kopf gestellt, und darauf stampfte er nun herum, focht vor dem Spiegel wie ein Narr mit den Armen, warf sich selbst wüthende Blicke zu, drohte sich mit der Faust und sah aus, als behandelte er sich selbst auf die schmählichste Weise."

„Er machte Probe?" — sagte Astarte — „er will morgen unsere Minister so behandeln?"

„Freilich!" versetzte Benard — „um so mehr, da er mit seiner Tribunenstimme sprach, wie er sich ausdrückt — er wiederholte zwanzig Mal — und es war zuletzt wirklich widerlich — ich hörte es im Vorzimmer: Eine augenblickliche Eingebung führt mich auf die Tribune — Frankreich ist gegenwärtig — es soll mich hören. — Besonders für die Worte: augenblickliche Eingebung, schien er den richtigen Ton gar nicht finden zu können — am Ende kriegte er es los —"

„Auf Ehre!" — sagte Leporello — „das möchte man sich Eintrittsgeld kosten lassen."

„Und wenn er sagte: Frankreich ist gegenwärtig — so nahm er eine bedeutsame Stellung an und wies auf die Thür zur Garderobe der Madame" — setzte der Vertraute des Volksvertreters hinzu und nahm an der Heiterkeit Theil, die diese Erzählung hervorrief.

„Und dann zu sagen," versetzte Astarte mit lautem Lachen, „daß Ihr Herr das Alles um Nichts thut — für die Lächerlichkeit thue er es — das ist Alles. — Es ist bei ihm nicht, wie bei so vielen Anderen; ich habe meinen Minister sagen hören, für tausend Thaler jährlich könnte man sehr gute kleine Deputirte bekommen, die obendrein gar nicht übel zu reden wußten."

„Und Deine Frau Ministerin," fragte Juliette Astarten — „machst Du der noch immer das Leben sauer?"

„Ob ich's thue! — Sieh, gleich diesen Abend wollte sie erst um zehn Uhr ausfahren, um auf den Ball im Ministerium des Innern zu gehen. Ja — prof't Mahlzeit! Ich, die ich um acht hier sein wollte, ich hab' ihr gesagt, ich müßte ausgehen, und deshalb sie sogleich nach Tische angezogen, daß es nur so flog. — Mich wundert, daß sie nicht geplatzt ist; denn sie frißt wie ein Oger. Und nun sitzt sie vor ihrer Stubenuhr, geputzt wie eine Docke, und wartet, bis es Zeit ist, auf den Ball zu gehen. Und was für ein Anzug — wie übereinandergepackt und geschichtet!" —

„Sie haben also einen Talisman, Mademoiselle," sagte ich zur Astarte, „Ihre Herrin auf diese Weise zu Ihrem Willen zu zwingen."

„Ihr Talisman," sagte Juliette lachend, „besteht darin, daß sie funfzehn Jahre lang erstes Kammermädchen bei der Frau Herzogin von Rullecourt, der gesuchtesten Schönheit unter der Restauration, gewesen ist, und nun ist Madame Poliveau, so heißt ihre Frau Ministerin, so stolz darauf, fühlt sich so geehrt, das erste Kammermädchen einer Herzogin in ihrem Dienst zu haben, daß Astarte im Hause thut, was sie will; denn man schätzt sich glücklich, ihrer nur habhaft geworden zu sein."

„Jetzt versteh' ich's" — sagte ich zu Astarte.

„Das ist mein ganzes Geheimniß," antwortete sie mir. „Aber wie spießbürgerlich es bei diesen Leuten zugeht, wie eingeschränkt, wie filzig! — Es ist eben nichts dabei zu machen. — Uebrigens ist's drollig genug, wenn eine der Colleginnen meiner Ministerin zu ihr kommt, ich will sagen Madame Galmard, die Handelsministerin, oder die Frau Ministerin des Innern, deren Großvater von mütterlicher Seite Thürhüter gewesen ist — so klingelt meine Herrin unter dem Vorwande, mir einen Auftrag zu geben, und dann sagt sie mit einem bedeutsamen Seitenblick auf mich halblaut zu ihren Colleginnen: das ist mein Kammermädchen — sie ist funfzehn Jahre lang bei der berühmten Herzogin von Rullecourt gewesen — und dann spreizt sich meine Ministerin wie ein Pfauhahn, und die Andern wollen vor Neid bersten."

„Ja so geht's" — rief Leporello mit lautem Gelächter. „Ich kenne einen Narren von Herrn, der seinen Kutscher immer zuerst grüßt, weil dieser Englishman bei dem berühmten Lord Chesterfield gedient hat."

„Noch eine Komödie" — sagte Astarte. — „Vom Morgen bis zum Abend spricht meine Madame zu mir: Liebe Kleine — sie nimmt sich was heraus —" sagte Astarte mit unglaublicher Unverschämtheit in parenthesi — „liebe Kleine, wie kleidete sich die Frau Herzogin? Wie frisirte sich die Frau Herzogin? Was für Weißzeug trug die Frau Herzogin? Was für Nachthauben trug die Frau Herzogin? — Gott verzeih mir, ich glaube, eines Tages fragte sie mich gar, wie die Frau Herzogin —"

Ein allgemeines Gelächter unterbrach Astarten in ihren Aeußerungen komischer Virtuosität, sie fing wieder an:

„Und dann der Minister! Ganz dasselbe Lied, nach einer andern Melodie. Da dieser Spießbürger eben so eitel ist, wie aller guten Lebensart baar, so spricht er beständig zu mir: Meine Gute — geh zum Henker, Käseköker — meine Gute, wurde das bei dem Herrn Herzoge auch so gemacht? Meine Gute, wie kleidete sich der Herzog Abends? Meine Gute, wie wartete man bei dem Herrn Herzoge bei Tische auf?"

„Sie sagen nicht Alles, schöne Astarte," sagte der Vertraute des Volksvertreters verbindlich. — „Ich schwöre darauf, Ihr Herr Minister hat auch eines Tages zu Ihnen gesagt: Meine Gute, machte der Herr Herzog Ihnen nicht auch den Hof?"

„Freilich!" — versetzte Astarte — „eines Tages wollte er schäkern und sagte zu mir: Meine Gute, ich bin überzeugt, daß der Herr Herzog Sie allerliebst

gefunden und es Ihnen zu erkennen gegeben hat. Nein, mein Herr, antwortete ich dem dicken Kerl; denn um mir es zu erkennen zu geben, hätte der Herr Herzog damit angefangen, mir eine schöne Wohnung einzurichten, und mir einstweilen hunderttausend Francs zu geben. Da blieb der Herr Minister ganz still, sagte hm, hm, und machte sich davon. Es wäee aber doch spaßhaft gewesen, einen Justizminister zuzustutzen und ihm Manieren beizubringen — indessen er ist so häßlich und so schmuzig geizig, daß ich ihm gedroht habe, seiner Frau Alles wieder zu sagen, wenn er mie feener zusetzte, und wenn ee's nicht thäte, auch. Und nun kann ich — dank sei es meiner Tugend — im Hause machen, was ich will — ich vergebe Schreiber- und Gerichtsdienerstellen, als wenn's dergleichen nur so vom Himmel regnete — kann ich einem der Herren damit dienen?"

„Meinee Treu — wer so vertrauter Diener ist, kann sich für vorkommende Fälle so einen Ausweg immer offen halten —" sagte Leporella.

„Ich hatte sogar eine Freundin, die bei einer Frau diente, deren Mann Unterchef in unserm Büreaux war — ich habe ihn mit greuliger Ungerechtigkeit zum Chef ernennen lassen. — So geht's."

„Ich bitte um Deinen Schutz für den Bruder eines meiner Kameraden," sagte das Kammermädchen der Maequise d'Hervieux — „ich will Dir ein andermal davon erzählen, Astarte."

„Du brauchst nur zu fordern — ich brauche meinem Minister nur zu sagen — der Herr Herzog, welcher Kammerherr am Hofe Karls X. war, hätte einem aus seinem Hause niemals eine Gnade abgeschlagen. Ich sage Euch — es gibt keine ehrgeizigeren Menschen als diese Emporkömmlinge."

„Und wenn ich daran denke," versetzte unser Haushofmeister, „wie ein Vetter von mir, ein wackrer Bursche, seines Standes Kaufmannsdiener, der vor der Juliusrevolution in einer geheimen Gesellschaft war, wo man auf die Dolche Haß den Königen, den Adligen und den Pfaffen schwur, da hundert Mal Ihren Minister, der damals schlechthin Herr Poliveau hieß, wie besessen Haß den Königen, den Adligen und Pfaffen hat schwören und abermals schwören sehen!"

„Ja so — drum legt er sich jetzt vor jedem Schwarzrock fast platt auf die Erde — und gestern noch sagte er mir mit Augenverdrehung: Meine Gute, der Herr Herzog ging alle Sonntage in die Messe, nicht wahr? — Ja, mein Herr, er ging in die Messe, aber er vertheilte auch jährlich auf seinen Gütern fünfundzwanzigtausend Francs Almosen. — Da machte der filzige Spießbürger hm, hm und steckte seinen dicken Kopf zwischen seine runden Schultern, wie eine Schnecke sich in ihr Haus verkriecht."

Diese Unterredung ward durch das Eintreffen unseres Koches unterbrochen. Diese wichtige Person trat gravitätisch in die Stube, wie ein Bürgermeister; ihm folgte sein Gehülfe, der auf einem Präsentirbrete fünf



bis sechs Teller mit verschiedenen Kuchen trug, die warm aus dem Ofen kamen. Die Gesellschaft nahm diese Küchenaufmerksamkeit mit entschiedenem Beifall auf. Die Kuchen wurden zu dem sehr niedlichen Theeservice von englischem Porcellan auf den Tisch gestellt; der Unterkoch, der nicht hoffähig war, verließ das Zimmer und warf auf den Kuchen und die weiblichen Gäste der Mademoiselle Juliette einen begehelichen Blick.

„Ich bitte um Verzeihung, meine Herren und meine Damen," sagte der Koch, „daß ich in meiner Dieuftkleidung erscheine," und damit zeigte er auf seinen weißen Rock und seine baumwollene Nachtmütze; er wäre dieser alterthümlichen, classischen Mütze treu geblieben, sagte er, und verachte die Filzmütze der Neuerer, der Romantiker.

„Sie werden also an dem Aufzuge eines Soldaten, der eben aus dem Feuer kommt, keinen Anstoß nehmen," setzte er hinzu.

„Da steht Ihre beste Entschuldigung, Herr Oberkoch," sagte Astarte anmuthig, und wies auf die kleinen Kuchen, die auf den Tellern zierlich aufgereiht waren.

„Ich hoffe auch," erwiderte der Koch, „daß den Damen meine Entschuldigung eingänglich zu machen sein wird — ich kann sie Ihnen, ohne mich zu rühmen, empfehlen, diese Bergères à la crème piquées aux fraises — sind ein Entremets erster Qualität. Der Oberküchenmeister, unter dem ich die Ehre hatte beim wiener Congreß aufzuwarten, hatte sie zuerst auf der Tafel seiner Excellenz des Bevollmächtigten Frankreichs am Tage vor dem folgenreichen Mittagsessen —"

„Nun wohl, Obeekoch, dem Herrn Martin zu Gefallen, der die Geschichte noch nicht kennt," sagte Juliette lochend, „wollen wie sie noch ein Mal anhöeen."

„Was für eine Geschichte?" sagte Leporello.

„Nun, da sind ja schon zwei, die sie noch nicht kennen," sagte Astarte lachend, „wohlan, Herr Oberkoch, packen Sie aus."

„Ich bin meinerseits sehr begierig, die Geschichte zu hören," sagte ich zu ihm.

„Wenn ich so oft auf diese Geschichte zurückkomme," versetzte der Koch im Tone eines Mannes, dem es um die Sache im hohen Grade ernst ist, „so geschieht es lediglich, um immer und immer wieder Einsprache einzulegen gegen eine Erbärmlichkeit, eine Verrätherei, deren ein feanzösischer Koch nicht fähig gewesen sein würde."

„Wetter, das wird ernsthaft!" sagte Leporello.

„Unsere Ehre stand auf dem Spiel, mein Herr!" rief der umständliche Koch, der übrigens seine Leute sehr gut kannte. „Folgendes ist mit zwei Worten die Thatsache. Wir waren also in Wien; ich hatte die Ehre, unter den Befehlen des Oberküchenmeisters bei dem Bevollmächtigten von Frankreich aufzuwarten, die Herren Mitglieder des Congresses schmausten abwechselnd der Eine bei dem Andern, sie hatten die Gewogenheit, das ihr Mittagsessen in Frankreich, England, Rußland, u. s. w. zu nennen, und Sie können sich nun denken, welcher Wetteifer unter den Herren Oberköchen entstand. Am Tage voe der Unterzeichnung des Tractats war ein Mittagsessen bei Seiner Excellenz, dem Fürsten von Metternich — das war also die wichtigste Sitzung, will sagen Speisung, auf dem ganzen Congreß, so wichtig, daß Seine Excellenz, der Fürst von Metternich den Küchenzettel mit eigener Hand zu verbessern und hinzuzusetzen geruht hatte: Behandeln Sie dieses Mittagsessen als ein Mittagsessen gekrönter Häupter. Ich habe das Original mit eigenen Augen gesehen und unter meinen Papieren eine Abschrift gehabt."

„Das wird sehr interessant," sagte ich zum Koch, „man sollte denken, es handelte sich um eine Staatsangelegenheit."

„Es handelte sich um eine europäische Angelegenheit," rief der diplomatische Koch, „und Sie sollen sehen, warum — es hatte bis dahin, wie ich erwähnt habe, unter den Herren Oberköchen der Herren Gesandten ein heftiger Wetteifer bestanden — aber ein Wetteifer, der mit ehrlichen Waffen stritt. Leider ging jetzt dieser noble Wetteifer zu Ende: am Tage dieses feierlichen Mittagsessen besticht ein Feigling, ein Lump, statt den Streit auf offenem Feld oder vielmehr Herd auszufechten, einen der Gehülfen des Herrn Oberkochs Seiner Excellenz, des Fürsten von Metternich — irgend ein greuliges Arzneimittel wird dem größten Theile der Gerichte dieses gekrönten Mittagsessens beigemengt, und —"

„O, o, ich rieche den Braten," rief Leporello lachend.

„Der Nachtisch war noch nicht aufgetragen," rief der Koch in edlem Zorne gegen ein so unwürdiges Verfahren, „so fühlten schon mehee der Herren Mitgliedee des diplomatischen Corps heftige Beschwerden, mußten die Tafel verlassen — es folgte bei einigen ein leichtes Unwohlsein, die Unteezeichnung der Tractate wurde um mehre Tage aufgeschoben — und Gott kennt die Cabalen, die in diesen drei Tagen losgelassen wurden," setzte der Koch im geheimnißvollen Tone eines Diplomaten hinzu.

„Die Fabel lehrt, daß das eine eigenthümliche Art war, den Gang der Unterhandlungen zu leiten," sagte Leporello.

„Das Schlimmste," setzte der Koch traurig hinzu, „war, daß der Urheber dieser Schändlichkeit niemals entdeckt worden ist, und daß der Argwohn abwechselnd auf England, Rußland, Frankreich fiel — Frankreich! — o nimmermehr — ich protestire — ich protestire immer wieder und biete Herrn Guizot Trotz, ob er besser protestiren kann — wenn ich Jemanden anklagen darf, so ist's Preußen; denn sein Oberkoch war ein erbärmlicher Küchenjunge, der kaum Kartoffeln schälen kannte — wahrhaftig, das ist der rechte Ausdruck — denken Sie sich, ein Minister, Mademoiselle Astarte."

„Freilich — ein Ministeressen — wie kann das anders ausfallen," versetzte Astarte.

„Mit Einee Ausnahme," versetzte der Koch, „eine Gerechtigkeit muß sein. Seine Excellenz der Herr Graf M(olé) ist der einzige Minister gewesen, bei dem man, so lange er die Ehre hatte, die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten, jemals ein ausgezeichnetes Mittagsessen von funfzig Couverts pünctlich und warm servirt bekommen hae, aber das erklärt sich leicht: der Herr Graf M. ist ein vornehmer Herr, der die guten alten Ueberlieferungen bewahet hat. Uebrigens nach dem Ministeressen ist das Greuligste, was ich gesehen habe, der Familientisch eines ungeheuer reichen Amerikaners gewesen, zu dem ich mich auf ein Vierteljahr verirrt hatte. Schöpskeule mit Rüben, Rindfleisch mit Welschkohl, Kartoffelpudding — das war der tägliche Küchenzettel — aber sechs Mal monatlich Mittagsessen — nein — Mittagsessen, die des Oberküchenmeisters würdig waren — obgleich man freilich am andern Tage die Ueberbleibsel an Restaurationen mittleren Ranges verkaufte — diese Extreme behagten mie nicht, und da bin ich ausgerissen. Uebrigens gibt es viel dergleichen Häuser," setzte dee Koch philosophisch hinzu, „Alles für den Schein, nichts fue's Sein."

„Das ist wie bei vielen von unseren Elegants," versetzte Leporello. „Ich sage Elegants," setzte er selbstgefällig hinzu; „denn nur die Notare oder Ministerweiber sagen noch Löwen — alle diese Kerle haben eine Rechnung von hundert Francs bei der Wäscherin und von zwei Tausend beim Schneider — ich sage das nicht von meinem Herrn; denn nach dem Herrn Marschall S. ist mein Herr Derjenige, der das feinste Weißzeug besitzt — übrigens, da wir gerade auf meinen Herrn kommen, so muß ich Ihnen doch erzählen, daß ich ihm heut morgen alles Ernstes das Leben gerettet habe; denn wär' ich nicht gewesen, so hätte er sich morgen mit Heren von Blinval auf Tod und Leben geschlagen, und er wäre dabei geblieben, so wahr Sie die schönsten Augen auf der Welt haben, Astarte."

„Ach mein Gott — erzählen Sie uns das, Leporello," sagte Juliette.

„Nun ja — aber es bleibt unter uns, wie immer?" sagte Leporello, ehe er seine Erzählung begann, lehnte sich breit gegen den Kamin, steckte die beiden Daumen in die Achsellöcher seiner glänzenden Weste und wiederholte: „ganz unter uns?"

„Gewiß," antwortete Alles mit Einer Stimme.

„Mein Herr," versetzte Leporello, „ist, wie Sie wissen, der Liebhaber der Damen von Beaupréau und von Blinval — aber meistens der von Blinval."

„Was, auch der Madame von Beaupréau," sagte das Kammermädchen der Marquise d'Hervieux, „das ist also neuer Zuwachs?"

„Vom 17. November Nachmittags. Ich war den Morgen ausgegangen, um in einer zweiten kleinen Wohnung, die mein Herr hat miethen müssen, weil seine Schutzgenossenschaft sich vermehrt, Feuer anzuma-

chen — aber um wieder auf Herrn Blinval zu kommen, da mein Herr der Liebhaber seiner Frau ist, so ist er nothwendig der Freund meines Herrn."

„Das ist nicht, wie bei uns," sagte das Kammermädchen der Marquise d'Hervieux, der allerliebsten jungen, blonden Frau, die ich auf der Museumstreppe gesehen, „der Herr Marquis kann den Herrn von Bellerive nicht leiden."

„Bei Deiner Herrschaft fällt mir ein," sagte Juliette zu ihrer Kollegin, „wenn Leporello mit seiner Geschichte fertig ist, so erinnere mich daran, daß ich Dir etwas zu erzählen habe, was ihr angenehm sein wird."

„Gut — fahren Sie fort, Leporello."

„Heut Morgen hatt' ich also die Gemächer meines Herrn verlassen, um etwas im Stalle zu bestellen, der Bohner war oben geblieben. Da kommt Herr Blinval, man macht ihm auf, und er tritt zu meinem Herrn hinein, ich komme zurück, der dumme Kerl von Bohner sagt mir nichts, und nach zehn Minuten kommt ein Ausläufer mit einem Briefe der Frau von Blinval. Es ist sehr eilig, sagt er, ich muß sogleich Antwort haben. Ich versehe mich dessen durchaus nicht, daß Herr von Blinval da ist, trete mit dem Briefe in die Stube und sehe da den Schlingel ganz ruhig mit meinem Herrn eine Cigarre rauchen und lachen, als wollte er sich einen Buckel lachen."

„Ach Gott!"

„Wie haben Sie sich da herausgezogen, Leporello," riefen die Frauenzimmer voll Theilnahme.

„Hört, nicht übel," warf Leporello eitel hin — „gar nicht übel. Mein Herr läßt mich mit dem Briefe auf dem Präsentirteller eintreten, streckt die Hand aus, um ihn zu ergreifen, und fragt: von wem kommt der Brief? Der Ehemann war so nahe dabei, daß er nothwendig die Handschrift erkennen mußte, die sehr kenntlich war — so lange Züge."

„Aber machen Sie doch ein Ende, Leporello, Sie peinigen uns — ich vergehe vor Ungeduld," sagte Juliette.

„Einen falschen Namen anzugeben half mir nichts — die verdammte Handschrift war immer da."

„Aber machen Sie doch ein Ende, um Gottes willen!"

„Ich hielt also den Präsentirteller so, daß mein Herr, und also auch der Ehemann, den Brief nicht genau sehen konnte, und sagte meinem Herrn lachend: den Brief kann ich dem Herrn Baron in Gegenwart des Herrn Vicomte nicht geben — Warum nicht? — sagte mein Herr ganz unschuldig — Weil der Herr Vicomte die Handschrift des Briefes kennt — antwortete ich lächelnd. — Da sehe man diesen Schurken von Leporello — ein wahrer Frontin, sagte der Ehemann mit lautem Lachen, während mein Herr, mit dem ich mich durch einen Blick verständigte, aufstand, den Brief nahm und ihn in die Tasche steckte, nachdem er ihn rasch durchlaufen."

„Bravo, Leporello!" riefen alle mit Einer Stimme.

„Während mein Herr las, sagte der Ehemann, indem er in die Luft sah und sich am Feuer die Schenkel strich: — Hm — ich kenne die Handschrift? Von wem kann das sein? Plötzlich rief er: Ich wette, es ist ein Brief von Fifine — Fifine ist ein Opernmäuschen, eine kleine niedliche Person, die so ein Bischen die Maitresse von allen diesen Herren ist. — Du bist ein Schlaukopf, Blinval, man kann Dir nichts verbergen, antwortete mein Herr, dem der helle Angstschweiß auf der Stirn stand. — Nun wohl," sagte Leporello, „räumt mir ein, daß, hätte ich nicht die Fassung, und ich darf wol sagen, die Klugheit gehabt, so wäre da ein schönes Unglück begegnet; denn Herr von Blinval ist tapfer wie ein Löwe, und morgen wäre mein Herr todt gewesen — Alles, wenn der Ehemann den Brief gesehen hätte — und doch sagt man von uns, dieses Schurkenvolk von Bedienten."

„Das erinnert mich an einen bewunderungswürdigen Zug von Kaltblütigkeit auf Seiten des letzten Liebhabers der Herzogin von Rüllecourt," sagte Astarte, „und Sie können Ihrem Herrn gelegentlich das Recept mittheilen, Leporello. Dieser Liebhaber empfängt von der Herzogin ganz vollkommen unter denselben Umständen einen Brief, nur mit dem Unterschiede, daß kein gewandter Leporello bei der Hand war. Der Dummkopf von Kammerdiener bringt also den Brief der Herzogin. — Sieh doch, sagt der Herzog zum Liebhaber — ein Brief von meiner Frau? Sie steht also mit Dir in Briefwechsel? — Der Liebhaber antwortet nichts, liest den Brief ganz ruhig und antwortet alsdann dem Herzog: Hol' der Teufel Deine Frau! — Was? — Du kannst's wol ausrichten. — Und der Liebhaber nimmt vom Kamin zwei Louisd'or, die er dem Ehemann gibt. — Wozu die beiden Louisd'or? sagt dieser. — Nun, das ist so ein verdammter Bettelbrief, womit die wohlthätigen Damen einen heimsuchen, da hat denn Deine Frau mich auch zu finden gewußt. Und mit diesen Worten wirft der Liebhaber den Brief in's Feuer.."

„Bravo."

„Das ist stark," sagten mehre Stimmen.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verurtheilte.

(Fortsetzung aus Nr. 142.)

Lediglich der Kenntniß der französischen Sprache hatte ich den Ausgang, wie ich ihn beschrieben, zu verdanken, obgleich Lüge und Betrug die Hand dazu geboten; aber so geht es immer, entweder betrügen Bösewichter die wohlwollendsten und geachtetsten Richter, oder die Schuldlosen oder minder Schuldigen werden von böswilligen, unwissenden Richtern hintergangen. Das sind Thatsachen, die zu allen Zeiten vorkamen.

Nicht weit vom Justizpalast erblickte ich ein Hausschild, worauf ein Glas Bier, Heringe, Schinken und Wurst abgebildet waren. Dahinein setzte ich meinen Fuß und hielt an einem Tischchen in der Ecke des Zimmers eine köstliche Mahlzeit, während meine Ohren Prozeß- und Untersuchungsgeschichten im Ueberfluß vernahmen, da in diesem Hause die Unterhaltung ausschließlich solchen Gegenständen gewidmet zu sein schien. Alle Anwesenden und Ankommenden betrachteten meine Person mit mißtrauischen Blicken und wunderten sich über die von mir verrichtete schnelle Arbeit. Endlich erschien auch jener Huissier, der mich zum Instructionsrichter geführt, ich erkannte ihn sogleich an seinem blassen, Pfändung und Zwangsverkauf verrathenden Gesicht. Dieser gab der Gesellschaft meine Geschichte zum Besten und lamentirte schließlich: „Schon wieder hat dem milden Herrn Gutmann seine Liebe zum Französischen einen Streich gespielt. So einen augenscheinlichen Vagabonden auf freien Fuß zu setzen, es ist großartig! Mich soll nur wundern, was die Rathskammer zu diesem unverantwortlichen Schritt des Herrn Gutmann sagen wird." Dann wandte er sich drohend gegen mich und sagte: „Wart, Bürschchen, vielleicht fangen wir Dich, noch ehe die Nacht hereinbricht, zum zweiten Mal; dann wird Dir aber nicht mehr der Käfig geöffnet werden!"

Natürlich schwieg ich zu dieser Drohung und that, ruhig fortessend und mein Glas Bier leerend, als wenn ich nichts gehört hätte. Dann bezahlte ich die Zeche und ging aus der Schenke, um an irgend einem versteckten Ort der Ruhe zu pflegen.

Lange mußte ich suchen, bis ich ein solches Plätzchen fand. Dasselbe war auf grünem Rasen mitten in der buschigen Anlage, die sich als Promenade rund um die Stadt zog. Von allen Vorübergehenden unbemerkt, schlief ich ein und erwachte, ziemlich gestärkt, erst nach mehren Stunden, durch ein Gespräch in meiner Nähe.

Ich richtete mich auf und konnte durch einen Strauch eine Gruppe dicht vor mir erblicken. Ein Mädchen, in einfacher aber sehr sauberer Tracht der niedern Stände, lag bewußtlos am Boden hingestreckt. Ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, ganz nach der Mode gekleidet, stand ungerührt bei der anscheinend im Todesschlaf Ruhenden, ohne Hülfe zu leisten. „Verstelle Dich nicht," sagte er, „das sind Komödiantenstreiche, die keinen Eindruck auf mich machen; über solche Dinge ist unser einer hinaus."

Das mußte einen Stein empören. Ich sprang hervor, aber mein Anblick, wie überhaupt die Nähe eines Zeugen mußten dem jungen Manne Furcht eingejagt haben; denn er ergriff das Hasenpanier, doch nicht, ohne vorher mir Zeit zu lassen, seine Figur und seine Züge meinem Gedächtniß fest einzuprägen.

Von dem Geräusch der Tritte erwachte die Unglückliche aus der Ohnmacht. Sie bemerkte mich nicht, aber sie raffte sich auf, und mit einer Kraft, die nur die Verzweiflung in diesem Augenblick ihr verleihen konnte, sprang sie dem Fliehenden nach und rief fortwährend: „Theodor, nur noch ein Wort!"

Als Theodor sich nicht umsehen, auch seinen Lauf nicht einhalten wollte, rief sie mit aller nur möglichen Anstrengung ihrer Stimme: „Theodor, höre mich, oder ich springe in den Teich!"

Theodor wollte auch diesen Ruf nicht vernehmen. Da — und ehe ich, der ihr auf dem Fuße folgte, es verhindern konnte — sprang sie, mit einem ungeheuren Satz von dem Ufer des Teichs, an welchem sie eben angekommen war, in das Wasser. „Theodor!" rief sie zum letzten Mal — und die kleinen ruhigen Wellen nahmen sie in ihrem Schooße auf.

Jetzt hielt der Fliehende, von dem Schall, den der fallende Körper auf das Wasser hervorbrachte, und von seinen Gewissensbissen gleichzeitig gefesselt, ein paar Secunden an; dann aber setzte er seinen Weg noch schneller fort, und es schien, als ob alle Furien der Hölle ihn verfolgten.

Daß ich, der wie eine Ente das Schwimmen verstand, nach dem ersten Schrecken sogleich in den Teich mich warf, versteht sich von selbst, doch wollte es mir erst nach langer Anstrengung gelingen, den Körper des Mädchens aufzufinden, da er, von dem tiefen Schlamm des Wassers bedeckt, auf dem Grunde lag. Ein Mann im Nachen war von einem Landhause her mir zu Hülfe gekommen, und so gelang es uns denn, wiewol mit großer Kraftanstrengung, die vom Schlamm unkenntlich Gewordene erst in den Nachen und dann an's Ufer zu bringen. Dort hatten sich inmittelst eine Menge Leute, bestehend aus Spaziergängern und Feldarbeitern in der Nähe, eingefunden, worunter auch mehre Frauen, die sofort Belebungsversuche machten. Das Militairlazareth war gleich am Stadtthore, man hatte also Gesundheitsbeamte in der Nähe, die auch der an sie ergangenen Aufforderung augenblicklich Folge leisteten und ihre Kunst an der Ertrunkenen versuchten. Allein hier war jede menschliche Kunst, jedes Wissen und jede Erfahrung umsonst angewendet, der Erstickungstod mit allen seinen Kennzeichen hatte bereits von dem Körper Besitz genommen, obgleich er denselben noch nicht so rasch zu entstellen vermocht, daß man nicht deutlich die Schönheit des so schnell und so verzweifelt aus der Welt geschiedenen Mädchens erkennen konnte.

Die Umstehenden sprachen Dieses und Jenes über den Vorfall, wie es bei solchen Gelegenheiten stets zu geschehen pflegt. Die Meisten kannten die Unglückliche, und nichts als Gutes wurde ihr nachgerühmt.

„Schade," sagte eine bejahrte Tagelöhnerin, „daß Marie so viel mit der Tochter des Gutsherrn verkehrte. Von frühster Kindheit an steckten die Mädchen immer beisammen, wodurch das Kind ein ganz anderes Wesen erhielt, mit Ihresgleichen nicht mehr umging, Bücher las und Gott weiß was für Dinge trieb, die für ihren Stand nicht paßten. Hätte der Vater nicht mit aller Strenge darauf gehalten, daß seine Tochter sich wie unsereins kleiden mußte, ich glaube, Marie wäre in seidenem Anzuge mit frisirtem Kopfe einhergegangen. Denn Demoiselle Constanze und ihr Vater hatten einen wirklichen Narren an ihr gefressen und würden die Kosten nicht gescheut haben. Uebrigens war das Kind in seiner gemeinen, aber aus dem feinsten Stoff verfertigten Kleidung von keiner größern oder kleinern Gesellschaft auf dem Landhause und in der Stadt ausgeschlossen."

„Wo, wo ist mein Kind, meine Tochter? Marie! Marie!" drang plötzlich eine starke Mannesstimme durch die Lüfte. Alles drehte sich nach dem Landhause hin, von wo sie ertönte, und ein allgemeiner Ausruf: „Der Vater!" ließ keinen Zweifel übrig, wem sie gehörte.

Ein großer starker Mann, in Hemdärmeln und ein Schurzfell vorgebunden, eilte mit emporgesträubtem Haar vom Gute her der Stelle zu, wo die Menschen den Leichnam umstanden. Als er demselben nahe genug war, mußte man die athletische Gestalt, das schöne und männliche, aber von Sorgen und Mühen gefurchte Gesicht, das von einem dichten, schwarz und grau melirten Bart beschattet wurde, bewundern. Schweißtropfen, von der Angst des väterlichen Herzens ausgepreßt, rannen von der Stirn, und seine nervigen Arme rangen unaufhörlich mit dem Gespenst der Verzweiflung.

Seine Bekannten wollten ihn zurückhalten, aber seine Fäuste machten sich links und rechts Platz, und so drang er denn bis zur Leiche vor und ließ hier, indem er sich auf die Entseelte warf und ihr Gesicht mit tausend Küssen bedeckte, seinen Gefühlen und seinem väterlichen Schmerz freien Lauf.

Die Scene war rührend und erschütternd zugleich. Selbst ich, bisher für jeden innerlichen Schmerz unempfänglich, wurde weich, die Augen gingen mir über, und zum ersten Mal lernte ich Seelenleiden fühlen.

Von den Umstehenden vernahm ich nun, daß der Vater als Achsenmacher auf dem Gute wohne, und daß nach dem Tode seiner Gattin Marie sein Stolz und sein ganzes Leben gewesen; daß er nur gezwungen seiner Tochter Theilnahme an den Gesellschaften der Vornehmen geduldet und, so viel er konnte, ihr Thun und Treiben überwacht habe. In der letzten Zeit sei er entschlossen gewesen, seinen Dienst zu kündigen und anderswohin zu ziehen, weil er zu beobachten geglaubt, daß ein feiner Herr Marie auf allen Stegen und Wegen verfolgte, der sie auf dem Gute kennen gelernt. Die Ursache des Selbstmordes war Jedem unbekannt.

Jedem? — Nein! Außer dem Lenker der Schicksale im Himmel, war die Ursache noch zweien Menschen bekannt, dem Verführer und Mörder — und mir. — Wenn ich an jene Stun-

den zurückdenke, überläuft mich Eiseskälte, und noch fühle ich den lebhaften Eindruck, den jene Scene auf mein Gemüth gemacht, den Vorsatz, wie er sich allmählig in meiner Seele bildete, ein treuer Verfechter der Menschenrechte zu werden und ohne Rücksicht auf meine Person der vornehmen Sippschaft überall mit Nachdruck und Gewalt entgegenzutreten, wo sie sich unterfinge, die ärmere oder niedere Volksklasse als Geschöpfe anzusehen, die zu ihrem Nutzen, zu ihrem Vergnügen geopfert werden dürften. Gott hat uns alle aus einem und demselben Stoff geformt, und wenn auch Armuth und Reichthum, Talent und Stumpfsinn, Kenntnisse und Unwissenheit wieder ungleichmäßig vertheilt sind, so ist dieser Umstand gerade ein Fingerzeig, daß Alle unter einander sich achten, helfen und stützen sollen, je nachdem natürliche Gaben oder das Erworbene uns in Stand setzen, es zu thun. Unter dem groben Hemde des Tagelöhners schlägt ein ehrliches Herz, wenn er ein braver Mann ist, und der Ordensstern des Ministers birgt eine Brust voll Bosheit, wenn er sein Volk zu täuschen sucht. Alle Stände liefern edle Menschen, alle Classen haben in ihrer Mitte Bösewichter. Merkt Euch das doch gefälligst, Ihr hohen Herren, die Ihr mit den niedriggebornen Leuten Ball spielt, damit der Ball nicht von einem Felsen abpralle und Euch die Schläfe treffe!

Wer kannte die Mittel und Wege, wodurch das arme Kind von jenem Vornehmen hingeopfert war? Nicht ohne Grund nennt man die Weiber das schwache Geschlecht. Schwach sind sie; denn irgendwie geben sie eine Blöße, die von dem Verführer schnell benutzt wird und ihm den Sieg leicht macht. Eitelkeit ist ihr Erbfehler, um dieser zu fröhnen, bedarf es nur, hier kleiner, dort großer Geschenke, und sind dergleichen ein Mal angenommen, so ist der Grund zum Verderben gelegt, und der Fall der Tugend nicht mehr zweifelhaft.

Für meine That, die ich als gar keine betrachtete, wurde mir von allen Seiten Lob gespendet; ein dicker Herr mit einem Bändchen im Knopfloch sagte sogar: er wolle dafür sorgen, daß mir die Prämie für die Rettung des Mädchens — todt oder lebend, ist das einerlei? — mit zwanzig Franken bewilligt werde. Diese *Bewilligung* machte der Präfect später durch ein Bulletin bekannt, was mir jedenfalls zur Ehre gereiche. Er notirte meinen Namen, fragte aber nicht nach meiner Wohnung. Der Gutsherr war in der Stadt, aber der Verwalter ließ mich in seine Wohnung holen und gab mir andere Kleidung; denn ich war nicht allein durchnäßt, sondern auch vom Schlamme ganz unkenntlich geworden und kaum menschenähnlich. Die Kleidung, besser als die, welche ich ablegte, kam mir gut zu statten; denn nun vermochte ich doch vor dem Richter Gutmann zu erscheinen, wozu es inmittelst die höchste Zeit geworden war.

Die Leiche war bereits auf den Gutshof geschafft worden, und die müßigen Leute, die gern Veranlassung nehmen, die Stelle, auf welcher sich ein Unglück zugetragen, lange zu betrachten, noch nicht auseinander gegangen; da erschienen drei Herren, wovon zwei mir bekannt vorkamen. Als sie näher getreten, sah ich deutlich in dem Herrn mit dem ehrwürdigen Haupte den Instructionsrichter Gutmann, und in einem seiner Begleiter den Huissier Federkiel, den dritten Herrn, wie ich später erfuhr, ein Procuratorsubstitut, kannte ich nicht. Sie waren gekommen, im Beisein der ihnen folgenden Gesundheitsbeamten die Leichenschau vorzunehmen.

Herr Gutmann warf einen mitleidigen Blick auf mich, indem er meinen Gruß freundlich erwiderte, als ob er sagen wollte: „Armer Junge, Du dauerst mich! aber ich kann nichts gegen Mühlenräder ankämpfen.“

Ein die Herren begleitender Gensdarm erklärte mir gleich darauf, daß ich vor den Gerichtspersonen erscheinen müsse, um in der Sache Zeugniß abzulegen. Ich that dies mit allen Umständen und beschrieb den Verführer, so genau ich konnte. Der Procurator schien über den von mir ertheilten Steckbrief sehr betroffen, sagte aber nichts, sondern gab, als ich meine Deposition beendigt hatte, dem Gensdarmen ein Papier und zeigte dabei auf mich. Der militairische Polizeibeamte ergriff mich nun beim Arm und führte mich hinaus, wobei ich noch einen Blick wie den früher beschriebenen, von dem Instructionsrichter erhielt.

Draußen erklärte mir der Gensdarm, daß vor wenigen Stunden die Rathskammer des Tribunals, auf den Antrag des kaiserlichen Procurators, die mich betreffende Verfügung des Instructionsrichters Gutmann getadelt und den Beschluß gefaßt hätte, auf Grund verschiedener Gesetzartikel mich neuerdings verhaften und vor das Correctionsgericht stellen zu lassen. Das Papier da wäre der Verhaftsbefehl.

So war denn das Wort des Huissiers in der Schenke: „ich würde noch vor Abend zum zweiten Mal eingefangen sein,“ in Erfüllung gegangen.

Die bewaffnete Macht führte mich durch mehre Straßen, wo die Augen aller Vorübergehenden auf mich gerichtet waren, in ein großes Gebäude, dessen Thür man, nachdem der Gensdarm geschellt, zu unserm Empfange geöffnet hatte. Er lieferte mich im Büreau an einen langen, hagern Mann ab, der mein Signalement in die Bücher eintrug und mich einem Schließer übergab. Diesen mußte ich durch mehre Gänge in ein großes Zimmer, Inquisitenzimmer genannt, folgen, wo er mich ohne alle Vorstellung bei den Bewohnern desselben, die Thüre wieder verschließend, zurückließ.

Ich hatte oft gesehen, wie die Krähen eine Eule, die sich zufällig am Tage aus ihrem Schlupfwinkel herausgemacht hatte, umschwärmten. So kam ich mir in dem Augenblick vor, als ich mehr wie fünfzig fremden Gesichtern gegenüberstand. Anfangs besah man mich von oben bis unten, dann ließ man mehre plumpe Witze über meine Person los, endlich forderte man mir ein Eintrittsgeld ab. Das jagte mir allerdings einen furchtbaren Schrecken ein, weil ich an die erlebten Scenen auf dem Depot zurückdachte; indessen war die Forderung von keiner Drohung begleitet, und so gab ich denn, was mir beliebte, nämlich von meinem noch übrigen Gelde ein Zehnsousstück. Man war über diese Gabe höchlich erfreut und lobte mich als ein braven Burschen, der sich in der Gesellschaft nicht übel befinden würde. In der That bewiesen sich meine Mitgefangenen, die alle hier den Tag erwarteten, wo man sie vor Gericht stellen würde, gegen mich äußerst gefällig, so daß ich zur Klage keine Ursache hatte.

Nach und nach erfuhr ich, welcher Vergehen oder Verbrechen sie angeschuldigt waren, doch muß ich bemerken, daß es nur sehr Wenige unter ihnen gab, die derselben geständig sein wollten. Die kleineren Diebe bildeten die größere Zahl, ihnen folgten Schläger, Preller, solche, die das Zutrauen mißbraucht, Hausdiebe, solche, welche die Schamhaftigkeit verletzt hatten, Bettler, Landstreicher, größere Diebe, d. h. solche, die angeschuldigt waren, unter erschwerenden Umständen einen Diebstahl begangen zu haben; einige Todtschläger, Leute, durch deren Unvorsichtigkeit ein Menschenleben verloren gegangen, schlossen die Reihe der Inquisiten. Sämmtlich zupften sie farbige Wolle, eine sehr leichte Arbeit, bei welcher ich, zur Freude und Verwunderung des Schließers, von selbst mit Hand anlegte.

Die Nahrung war schlecht und nicht sehr ausreichend, doch war der Schließer, ein geborner Franzose, gegen klingende Eindrücke nicht unempfindlich und verschaffte nebenbei für Geld Manches, was den Mangel guter Speise ersetzte.

Zwei Mal des Tages konnten wir auf einem der Höfe spazieren gehen und durften uns auch leise mit einander unterhalten.

Mir vergingen die Stunden im Vergleich zu den auf dem Depot verlebten, unter anhaltender, wenn auch leichter Beschäftigung, die ich, ohne zu wissen wie, lieb gewonnen, ziemlich schnell. Es gelang mir unter meinen Mitgefangenen diejenigen herauszufinden, welche noch nicht Alles Ehrgefühl verloren hatten; an sie schloß ich mich, und in der Unterredung mit ihnen über ernste Gegenstände fand ich reichlichen Ersatz für die Entbehrungen, die ich erleiden mußte. Nicht wenig trug dazu aber auch die menschenfreundliche Behandlung bei, die man uns vom ersten bis zum letzten Beamten des Gefängnisses angedeihen ließ.

Endlich wurde mir durch einen Huissier die Vorladung zugestellt, und zwei Tage darauf holte ein Anderer mich und noch drei Mitgefangene ab, um von dem Correctionsgericht unser Urtheil zu vernehmen.

Drei würdige Richter saßen in langen Talaren hinter einem schwarzbehangenen Tisch. Seitwärts stand ein eben solcher kleiner Tisch, hinter dem der Procuratorsubstitut, und demselben gegenüber ein dritter Tisch gleicher Art, hinter welchem der Greffier des Tribunals seinen Platz hatte.

Die Verhandlungen will ich nicht schildern; denn sie oder ähnliche sind oft ganz von gewandteren Federn als der meinigen beschrieben worden; ich bemerke nur so viel, daß bei diesen *bejahrten* Richtern eine Würde vorherrschte, von der man sich heutzutage bei unseren Gerichten keinen Begriff machen kann. Auch *sie* bestraften die Vergehen, aber ihre Fragen, ihr Benehmen, ihr Urtheil waren von jeder Leidenschaft fern, nur ihre innere Ueberzeugung, bei der stets milde Gesinnung die Oberhand hatte, leitete sie bei der Entscheidung, und weder ein schönes Rednertalent — nämlich solches ausschließlich — noch die Voreingenommenheit, von Feinden, selbst von hochgeachteten Feinden des Beschuldigten eingeblasen, vermochten *ihre* Grundsätze zu erschüttern, und würden auch durch das Gegentheil andere Grundsätze, z. B. die Aufrechthaltung irgend einer Autorität, verletzt.

Man konnte in meinem Fall nicht anders als die Gesetze über die Landstreicherei gegen mich anwenden, doch trug selbst der Procurator darauf an, daß ich, weil ich noch nicht zurechnungsfähig wäre, mit keiner Arreststrafe belegt, sondern nur in eine Arbeitsanstalt gebracht werden sollte. Das Gericht entschied dem Antrage gemäß, und schon winkte man mir, der ich den französisch gepflogenen Verhandlungen gefolgt war und in dieser Sprache geantwortet hatte, auf meinen Sitz zurückzukehren, als ich hinter den Richtern auf der Bank der Auditoren, was heutzutage die Referendare und Auscultatoren sind, einen Herrn gewahr wurde, den ich sofort für den Verführer Mariens erkannte.

Kaum hatte ich mich von meinem Schrecken erholt, so vernahm ich die Stimme des Präsidenten, welche „Monsieur de Kragenstrom!“ rief, und worauf jener sich von seinem Sitze erhob, den Auftrag, den der Präsident ihm ertheilen wollte, entgegen zu nehmen.

Nun wußte ich also den Namen dieses vornehmen Bösewichts, der sich einen Beruf erwählt hatte, welcher ihn dereinst zum Richter über Vergehen und Verbrechen machen mußte. Mit dem Stachel des bösen Gewissens im Herzen, kann er nicht anders als Verderben rings um sich her verbreiten, und statt durch menschenfreundliche Handlungen, durch milde Gesinnung eine ernstliche Reue an den Tag zu legen, hält er sich für den vom Schicksal ausersehenen Vollstrecker göttlicher Gerechtigkeit und macht sich durch unaufhörliches Strafen im Namen seines Landesherrn in der juristischen Welt einen berühmten, bei dem Volk aber einen verabscheuten Namen.

Anfangs war ich geneigt, den Bösewicht förmlich zu denunciren, und hätte ich es gethan, wie viel Unheil würde späterhin verhütet worden sein, wie manches Opfer tyrannischer Großthuerei würde noch heute sich eines bürgerlichen Daseins erfreuen und dem Staate wichtige Dienste leisten!

Ich habe es erlebt, wie die jungen, von ihm ausersehenen Talente gepflegt und gehätschelt, allmälig aber in die Geheimnisse eingeweiht wurden, Irrthümer zum Vorsatz, kleine Fehler zu Verbrechen und Unschuld zur Schuld zu stempeln. Dem Tiger gleich, wütheten sie unter ihren ehemaligen Gespielen, unter Freund und Feind umher, sobald sie einmal Menschenblut gekostet. Die als Jünglinge edel, sanftmüthig und offen gewesen, man konnte sie nicht mehr wiedererkennen; denn jedes biedre Entgegentreten ihrer früheren Genossen hieß bei ihnen Frechheit, die an sie gerichtete Bitte des Unglücklichen Kühnheit oder Unverschämtheit, und jede Antwort auf Fragen, die selbst mit ihrem Amte nichts gemein hatten, enthielt stets die Ausdrücke: „zermalmen, verderben, überführen, nicht aufkommen lassen, unschädlich machen u. s. w.“

Einer meiner späteren Wohlthäter, den ich nicht näher bezeichnen darf, nahm, wegen unbedeutender Disciplinarvergehen seines Amtes entsetzt, einmal seine Zuflucht zu solchem Würger und bat ihn, als seinen ehemaligen Kameraden, um eine Empfehlung. „Ich habe für Sie nichts als mein Mitleid,“ war die Antwort, „das Gericht hat Sie für schuldig erkannt, und Stempelbogen nicht zur *rechten* Zeit cassiren, wie Sie gethan, muß ich einem Diebstahl gleichachten!“ Eine Antwort der Art klang sehr schmerzlich in den Ohren des Unterliegenden, wenn er bedachte, daß der Mann, der ihn noch wenige Monate vorher wiederholt mit den Worten: „mein lieber Kamerad!“ angeredet und Jahre lang ihm ein solcher gewesen war, dem Urtheil des höchsten Gerichtshofes, dessen Ausspruch in der Sache noch erwartet wurde, vorgriff; daß eben die Kenntnisse des Hochtrabenden nicht die vorzüglichsten gewesen sein müßten, weil er beim Staatsexamen ein Mal durchgefallen war; endlich, daß er um so mehr gegen die Fehler seiner Mitmenschen nachsichtig zu sein Ursache haben sollte, als er selbst zu Zeiten des Abends auf der Straße im Umgange mit sehr verdächtigen Frauenzimmern angetroffen worden, wovon seine junge Gattin gewiß keine Wissenschaft besaß, und sein Bruder aus dem Offizierstande eines namhaften Regimentes ausgestoßen wurde, weil er seinen Hauptmann um zwanzig Stück Friedrichsd'or *bestohlen*.

Da hast Du den Diebstahl, Mann! Jetzt erbleiche vor Zorn, wenn Du dieses liesest, denke jedoch dabei, wie meinem Gönner, der dieses Alles seit Jahren wußte, zu Muth war, als Du ihn so schnöde behandeltest. — Aber Du bist ein vornehmer Mann von Geburt aus und Deinem Amte nach, Dein Bruder gehört einer alten, vornehmen und wirklich edlen Familie an, man konnte in diesem Fall also nicht die Gerechtigkeit, die Ihr stets mit der Gleichheit vor dem Gesetz im Munde führt, anwenden; man drückte nicht ein, sondern beide Augen zu und schickte den Dieb, den Hausdieb, der geständig war, die Kommode seines Capitains geöffnet und das Geld entwendet zu haben, der sich nicht entblödet hatte, den Verdacht auf ein ehrliches Dienstmädchen zu werfen, deren Unschuld klar wie die Sonne am Himmel erglänzte, und welche, die Augenzeugin der That, noch lebt — man schickte den vornehmen Spitzbuben — nach Amerika.

Eduard Ludwig.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 144.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 1. April 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Sechster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 143.)

Zehntes Kapitel.

Der Thee. (Fortsetzung.)



Je mehr ich in meine Stellung eingeweiht wurde, desto mehr mußte ich Leporello's Bemerkung beistimmen. In der That war der größte Theil der Gäste Juliettens im Besitz von Geheimnissen, die für die Ruhe und Ehre vieler Familien höchst bedenklich waren. Dieser Gedanke erhielt sogleich eine Rechtfertigung durch Madame Lambert, die Kammerfrau der Marquise d'Hervieux.

„Leporello hat ganz Recht," sagte sie, „gewöhnlich behandeln die Herrschaften uns schlecht, und doch läge es häufig in unserer Hand, ich weiß nicht wie viele Häuser in die Luft zu sprengen, Ehescheidungen, Processe, Duelle auf Leben und Tod herbeizuführen."

„Das ist ganz richtig —" sagten mehre Stimmen.

„Ich meines Theils kenne Jemanden," sagte Madame Lambert, „der einen der Matadore der Jetztzeit — und seine Frau dazu, die alle Tage die Kirche besucht und die große Dame spielt — vor's Criminalgericht und, wenn ich nicht irre, auf die Galeere zu bringen vermöchte."

„Ei was —" sagten mehre Stimmen verwundert.

„Und obendrein," fuhr Madame Lambert fort — „die Familie, die noch geiziger ist, als heuchlerisch und mehr als dreihunderttausend Livres Jahreseinkünfte hat, gänzlich zu Grunde zu richten."

„Sage doch, wie?"

„Damit der Familie, von der ich spreche, die Erbschaft eines unermeßlich reichen Oheims zufiele, mußte die Frau ein Kind haben. Da sie nun sah, daß sie nicht schwanger wurde, griff sie, im Einverständniß mit ihrem Manne, dazu, eine Schwangerschaft zu simuliren. Es war unvermeidlich, daß meine Herrin — denn — kurz, ich rede von mir — es war unvermeidlich, daß meine Herrin mich, ihre Kammerfrau, in's Vertrauen zog. Ich nahm es auf mich, eine schwangere Frau ausfindig zu machen, und brachte sie in einem einsam liegenden Hause unter. Die Geschichte ging auf dem Lande vor; meine Herrin gab Wehen vor, sobald die andere Frau der Niederkunft nahe war — und ich habe das Kind in Empfang genommen — einen hübschen Jungen, bei Gott! — Ich brachte ihn in einer Hutschachtel herbei, und als eine dumme Landhebamme, die absichtlich zu spät geholt worden war, kam, fand sie ein großes Wickelkind, das nach der Brust der Amme, die auch vorher besorgt war, schrie, als wenn's brennte."

„Das ist durchtriebenes Volk!" sagte Leporello.

„Ja —" sagte Madame Lambert — „und dessen ungeachtet bin ich Moralitätshalber entlassen worden, weil man den Kutscher in meiner Stube getroffen — das erbitterte mich, ich drohte meiner Herrschaft, ich sagte, ich könnte, wenn ich wollte, allerlei Dinge aufdecken — wissen Sie, was sie mir da geantwortet hat?"

„Nun?"

„Geben Sie uns an, meine Liebe — die Mitschuldigen erhalten dieselbe Strafe wie die vornehmlich Betheiligten."

„Die Spitzbübin!" sagte Astarte.

„Und das Volk kommt nicht aus der Kirche!" versetzte Juliette.

„Sie hatte Recht —" sagte Madame Lambert — „ich hätte sie in's Verderben geführt, aber mich dazu. Uebrigens mach' ich mich boshafter, als ich aussehe — ich hätte mich rächen können, ohne mich selbst zu verderben, wenn ich gewollt hätte. Aber da fällt mir wieder ein," versetzte die Kammerfrau der Marquise d'Hervieux, und wandte sich zu Juliette — „Du hattest mir gesagt, Du wüßtest etwas, was meiner Herrin Vergnügen machen würde."

„Sie weiß es vielleicht schon — es ist dieses: der Fürst fährt heut Nacht nach Fontainebleau; er will da fünf bis sechs Tage mit dem Manne Deiner Herrin jagen."

„Wie dieser Mensch heimlich ist!" rief Madame Lambert — „davon war heut Abend bei uns noch nichts bekannt. Aber er macht es immer so. Wenn der Marquis fort geht, gönnt er uns die Freude nicht eher als den letzten Augenblick. Hm! ja, damit wird Madame freilich zufrieden sein. Während er fort ist, wird's alle Tage ungefähr so gehen: den Morgen nimmt sie ihr Bad, dann frühstückt sie, dann schnell ein kleiner Fiaker her — und weg bleibt sie bis zu sechs Stunden, wo sie wiederkommt, um zu essen — nach dem Essen schreibt sie einen acht Seiten langen Brief, den ich am andern Tag früh hinbringen muß — Herr von Surville beantwortet ihn in zwei Zeilen — und wenn der Brief geschrieben ist, kleidet sie sich an, um in Gesellschaft ihren »Schatz« wiederzusehen; die hübschesten, neuesten Anzüge sind für solche Abende bestellt."

„Ich glaubte, sie hätten sich veruneinigt?" sagte Juliette.

„Ja, ein halbes Jahr lang war die arme Madame — sie ist so gut! — nahe dabei, daran zu sterben, sie welkte hin, daß es ein Jammer war — aber jetzt ist sie wieder wunderhübsch geworden — ihr Liebhaber ist so ganz für sie!"

„Daran thut sie recht — so ein dummer Thor von einem Manne!"

„Und so unflätig! —" sagte Madame Lambert — wir andern sehen das — wahrhaftig, wenn die Welt wüßte, was wir wissen, sie entschuldigte drei Viertel von den Frauen, die Liebhaber haben."

„Ich entschuldige sie alle — ich ganz besonders," sagte Astarte — „bei solchen Herrschaften dient sich's am besten — das macht sie so sanft — um den Finger zu wickeln! — Und was gibt's denn bei Euch Neues, Isabeau?"

„O, bei uns," sagte das Kammermädchen der Madame Wilson — „wir sind heiter und guter Dinge — sagen dem guten Alten, dem Wilson, der die Nase nicht aus dem Comptoir heraus steckt, guten Morgen und gute Nacht — und sind verliebt in unsern Engel von Tochter — und damit Punktum."

„Das ist seltsam," sagte Astarte.

„Wahr ist's," sagte Leporello, „daß ich über Madame Wilson bei meinem Herrn nie habe sprechen hören, und Gott weiß, wie die andern Weltdamen da durchgezogen werden."

„Sollen die Herren sie nicht durchziehen, da sie sie auszuziehen gewohnt sind?" sagte Astarte.

„Bravo!" rief Leporello.

„Und hier?" sagte Astarte und richtete einen fragenden Blick auf Regina's Kammermädchen.

Mich überfiel, während ich Juliettens Antwort erwartete, eine seltsame Beklemmung; diese sagte plötzlich:

„Nun, wo ist denn der alte Louis geblieben?"

Das war der alte Kammerdiener des Fürsten; Aller Augen blickten auf seinen Platz hin; der alte Diener hatte sich still fortgeschlichen.

„Er hat sich gewiß davon gemacht," sagte Juliette, „als er merkte, daß das Gespräch auf den Scandal fiel, er kann das nicht leiden. Am Ende ist's ganz gut, seine Gegenwart ist immer etwas drückend, und man kann ihm auch nichts über unsern Herrn ablocken."

Die Verschwiegenheit dieses Dieners, ohne Zweifel des einzigen, der von den nächtlichen Streifereien des Fürsten von Montbar unterrichtet war, setzte mich in Erstaunen; ich legte mir die Frage vor, mittels welcher wundergleichen Geschicklichkeit er doch vor der übrigen Dienerschaft diese Ausflüge seines Herrn, die sich, wie ich später erfuhr, ziemlich häufig wiederholten, habe verheimlichen können.

„Sie haben Recht, Juliette," versetzte das Kammermädchen der Madame Wilson, „der alte Louis

wäre uns im Wege gewesen. — Nun wohl, ich glaube, die Fürstin und meine Herrin sind zusammen auf allen Bällen und bei allen Festlichkeiten —"

„Nun eben, und seitdem nichts Neues?" sagte Astarte.

„Wahrhaftig nicht," sagte Juliette — „Madame empfängt Vormittags die Blüthe der Elegants, wie Leporello zu sagen beliebt; sie kleidet sich immer äußerst geschmackvoll, man schickt ihr anonym Bouquets zu, wie heut Abend, und sie zieht das bei dem Blumenhändler Bestellte vor. Das ist Alles, was ich weiß. Indessen, wenn die Kammerfrauen aus vielen Ursachen häufig von dem Ausgang der Dinge unterrichtet sind, so sind sie's doch nicht vom Anfang, das ist Sache der Kammerdiener. Die melden die Besuche an und können sich also die merken, die länger oder kürzer sind, je nachdem Madame allein ist oder Leute bei sich hat, sie können außerdem das traurige oder fröhliche Gesicht der gewöhnlichen Besucher beim Hinausgehen bemerken, ob sie roth sind, oder ob sie bleich sind, und besonders, ob sie die Handschuhe, die sie doch beim Eintritt anhatten, beim Ausgange auch noch anhaben, das ist ein sehr wichtiger Punkt. Ich habe den alten Lapierre, der lange bei der berühmten Fürstin Romanof gewesen war, sagen hören, bei ihr wären beinahe immer beim fünften oder sechsten Alleinsein mit ihr die Handschuhe abgezogen worden."

„Das ist eine ganz richtige Bemerkung," sagte Astarte — „wie soll man eine Dame mit Handschuhen bei der Hand fassen?"

„Also," setzte Juliette hinzu, „in Bezug auf das Neue, das hier vorgehen sollte, müßte ich Sie auf Herrn Martin da verweisen, wär' er nicht erst seit heute Kammerdiener der Madame."

„Wahrhaftig, Mademoiselle," sagte ich zu Juliette, „die Dinge müßten mir in's Gesicht geschlagen werden, ich habe sehr wenig Beobachtungsgabe."

„Ei was," sagte Juliette lachend — „so was sieht man allenfalls wider Willen. Honorius, der Ihr Vorgänger war, Herr Martin, war gar nicht boshaft, und nichts desto weniger hatte er bemerkt, daß der Herr Capitain Just — der große, schöne, junge Mann, schon drei Mal zu einer Zeit gekommen war, wo Madame für gewöhnlich Niemand annimmt."

„Ah ha! — Sehen Sie wol," sagte Astarte laut auflachend, „und Sie sagten uns, Juliette, es gäbe hier nichts Neues."

„Ich bin der Meinung der Mademoiselle Juliette," sagte ich zu Astarte — „vor kurzer Zeit hat der Herr Capitain Just seinen Vater verloren, der der Freund der Madame war, und sie sagte gerade heute beim Mittagsessen zum Fürsten, der Capitain Just wäre noch so traurig, daß er sich davor fürchtete, bei ihr Leute anzutreffen — darum nimmt Madame also seine Besuche zu einer ungewöhnlichen Zeit an."

„Das ist einerlei," sagte Astarte lachend — „es gibt nichts Gefährlicheres als solche große, hübsche, melancholische Kerle; ich empfehle Ihnen diesen jungen Mann, Herr Martin, und wenn Sie mir einmal das Vergnügen machen, im Justizministerium eine Tasse Thee zu trinken, so werden Sie auch Ihr bischen Scandal zu erzählen haben — bis dahin mögen Sie zuhören — es geht der Reihe nach herum."

„Und unsere Herrschaften bezahlen die Zeche," sagte ich lachend zu Astarte, um das peinliche Gefühl zu verbergen, das diese boshaften Bemerkungen in mir hervorriefen.

„Uebrigens ist das," versetzte Astarte, „wie Sie sehen, in allen Ehren. Unter uns sagen wir Alles, aber außer unserm Kreise bekommt Niemand etwas zu erfahren. Wir Alle, so viel wir unser hier sind, könnten gefährliche Bedienten sein, wie Herr Gavarni sagen würde. Nun, und ich bin überzeugt, daß Keiner unter uns es sich vorzuwerfen hat, von seiner Mitwissenschaft bei irgend einer Sache zum Nachtheil seiner Herrschaft Gebrauch gemacht zu haben."

„Das ist wahr," sagte der Vertraute des Volksvertreters. — „Und wenn man wollte!"

„Ha, ha, ha," lachte Leporello, „Ihr Dickkopf vorn hat also auch Schwachheiten. — Sie könnten ihn wol einem ganzen Haufen wüthender Ehemänner in die Hände liefern?" —

„Nein — Witzbold — wohl aber der Wuth seiner Wähler, die eben so gefährlich sind. Sehen Sie, heut Morgen melde ich bei dem Herrn den bedeutendsten seiner Wähler, den Leithammel der Heerde, an, wie mein Herr sagt — wenn er mit Madame spricht, nennt er ihn immer: den Hammel — also, wie ich ihm sage, der Hammel sei da, antwortet mir mein Herr wüthend: Hole Sie der Teufel, habe ich Ihnen nicht gesagt, diese Leute sollten mich nur Ein Mal auf fünfe zu Hause treffen? Mein Gott, es ist nicht auszuhalten. Nun, da Sie einmal gesagt haben, ich sei da, so lassen Sie ihn hereinkommen. — Und als der Hammel nun einmal drin war, da hätten Sie das Händedrücken sehen und zuhören sollen. — Wie selten man Sie doch zu sehen bekomme, lieber Herr! warum kommen Sie denn gar nicht? u. s. w. u. s. w. — was Alles den Herrn nicht hinderte, sobald der Hammel den Rücken gekehrt hatte, zu mir zu sagen: Wenn es Ihnen begegnen sollte, diesen Herrn eher als nach vierzehn Tagen wieder zu mir zu lassen, so mögen Sie selbst sehen, wie Sie mit ihm fertig werden. — Und das hat mir wirklich Angst gemacht — mit dem Hammel eingesperrt zu sein!"

„Prachtvoll — der Hammel —" rief Leporello laut auflachend. — „Prachtvoll! der Bezeichnung versprech' ich Unsterblichkeit. Das erinnert mich daran, daß ich vor einem Jahr eine kleine Wohnung zu den Stelldichein meines Herrn suchte; ich trete in ein prächtiges Haus — zu prächtig für den Zweck — das ist einerlei, ich rede mit dem Thürhüter. — Vor allen Dingen, sagte dieses Stubenthier zu mir, muß ich Ihnen sagen, daß der Hauseigenthümer darauf hält, daß sein Haus vollkommen reinlich gehalten werde. — Nun weiter? — Hat Ihr Herr Hunde? — Nein. — Kinder? — Er macht deren, aber er hat keine, zum Unterschiede von Denen, die dergleichen haben, aber keine machen. — Ist er Deputirter? — Auch nicht, aber was Teufel soll die Frage? — sagte ich zum Thürhüter. — Weil wir fünf Treppen hoch einen Deputirten gehabt haben, antwortete mir der Cerberus — und in zwei Monaten hatten uns seine Schurken von Limousinischen Wählern mit ihren kothigen Schuhen die Treppe gänzlich verdorben; es war ein Koth wie auf der Straße."

Die Heiterkeit, welche Leporello's Erzählung hervorrief, ward durch den Eintritt der Madame Gabriele, der Haushälterin des Grafen Duriveau, unterbrochen.

Die Ankunft dieser Frau rief meine Besorgniß und meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade wach. Ihre unbedeutendsten Reden, selbst ihr Mienenspiel, waren für mich der Gegenstand eindringlicher Prüfung.

„Ah, guten Abend, meine Liebe, wie kommen Sie spät!" sagte Juliette zu ihm. „Die Kuchen sind ganz kalt geworden und der Thee auch."

„Ich muß mich noch glücklich preisen, daß ich überhaupt habe kommen können," antwortete diese ziemlich bejahrte, große, starke Frau mit männlichem Gesicht — „ich hatte es schon aufgegeben — der Herr ist ein gar zu arger Tyrann."



„Das hab' ich den Damen schon gesagt," versetzte Juliette — „aber durch welchen glücklichen Zufall sind Sie denn am Ende frei geworden?"

„Ja wohl Zufall — ein wahrer Zufall — stellen Sie sich vor — seit einigen Tagen," sagte die Haushälterin des Grafen, „war der Herr in einer Bullenbeißerlaune, wie gewöhnlich; er hat außerdem eine Wuth, wie Sie wissen, es nicht erlauben zu wollen, daß irgend Jemand aus dem Hôtel geht, ohne ihn um Erlaubniß zu fragen — blos um zu tyrannisiren."

„Was für ein Mann," sagte Astarte — „was für ein Mann!"

„Was das anbetrifft, Juliette," sagte die Haushälterin des Grafen Duriveau — „da kann Ihre Herrin nur ich weiß nicht was für einem Heiligen eine dicke Kerze anzünden, daß sie meinen Herrn nicht geheirathet hat." —

„Das mein' ich," antwortete Juliette — „sie soll ihn nicht haben ausstehen können, und seitdem sie verheirathet ist, setzt er keinen Fuß in's Haus."

„Und ist wüthend, davon bin ich überzeugt. Um also wieder auf meine Angelegenheit zu kommen, so bat ich ihn heut Morgen, am Abend ausgehen zu dürfen. Nein! antwortet er barsch — und mit einem Gesicht — mit einem Gesicht schwarz wie die Hölle. Sehr verbunden, sage ich zu mir selber — und ging ganz still auf meine Stube — denn bei ihm heißt nein — nein. Heut Abend, nach dem Essen, wie er zu seinem Sohn ging, traf er mich auf der Treppe — er war gar nicht mehr derselbe Mensch — er strahlte vor Freude, ich hab ihn nur Einmal so fröhlich gesehen — am Tage nach dem Duell, bei dem er den armen Marquis von St. Hilaire in die Brust geschossen hatte, der nachher daran starb."

„Ach ja — ein Duell im Park des Marquis," sagte Astarte. „Ich habe zu der Zeit davon reden hören. Herr Duriveau war damals der Liebhaber der Marquise."

„Ganz recht," sagte die Haushälterin, „das ging auf dem Landgute des Marquis vor. Dieser hatte sie ertappt, da schlugen sie sich, und der Herr, der auf sechzig Schritt eine Perle trifft, versetzte dem armen Marquis eins. — Also heut Abend hatte der Herr ganz dasselbe Jubelgesicht wie an jenem Tage — er zeigte eine — ja wahrhaftig eine satanische Freude. — Sie haben mich gebeten, ausgehen zu dürfen, und ich hab's Ihnen abgeschlagen, liebe Madame Gabriele, sagte er zu mir. — Ja, Herr Graf. — Nun wohl, gehen Sie aus, wenn Sie wollen, ich bin froh, ich will, daß Andere auch froh sind. — Und dann stieg er die Treppe hinauf."

„Was mochte ihn denn so froh machen?" — fragte Juliette.

„Die Frage legte ich mir auch vor," sagte Madame Gabriele. — „Es muß ganz was Neues geben, ich muß herauskriegen, was das ist, sagte ich zu mir selbst — damit kann ich bei Juliette meine Zeche bezahlen. Ich laufe also, was ich kann, zum Kammerdiener des Herrn — wir stehen sehr gut zusammen, weil ich seine Familie, die nicht mit im Hôtel wohnt, mit Leinenzeug aus dem Hôtel versorge. — Nun sagen Sie 'mal, Balard, sag' ich zu ihm, was giebt's denn? Der Herr sah vorhin boshaft aus, wie der leibhaftige Satanas, und heut Abend ist er vergnügt, wie eine Katze, die die Maus in den Klauen hat? — Ich weiß nicht, antwortete Balard, er war bei Tische ganz närrisch vor Freude. — Aber worüber denn? — Ich weiß weniger als nichts davon, auf Ehre! — Wie, Balard — wir sind ja gute Freunde. — Ich schwöre es Ihnen, Beste, Alles, was ich weiß, ist, daß im Augenblick, da der Herr zu Tische gehen wollte, ein Austräger einen Brief brachte von schlechtem Papier, schlecht geschrieben, und ich glaube gar mit gekäutem Brote gesiegelt. Ich gebe dem Herrn den Brief — er lies't ihn und ruft: Endlich! — so vergnügt, als hätten Alle, die er haßt, den Strick am Hals, und als brauchte er nur noch zuzuziehen — und nachdem er den Brief in's Feuer geworfen und zugesehen hatte, ob er auch verbrannte, fing er an im Zimmer herumzugehen oder vielmehr zu hüpfen, rieb sich Hände und Kinn und lachte — aber mit einem so seltsamen Lachen! — Und weiter wissen Sie nichts? sagte ich zu Balard. — Weiter weiß ich nichts, Madame Gabriele, ich schwöre es Ihnen bei dem letzten Dutzend ausgeschossener battistner Kissenüberzüge, die Sie meiner Frau gegeben haben, antwortete Balard — da mußt' ich's schon glauben. — Und das ist das Allerneueste aus unserem Hause, was ich Ihnen vorsetzen kann. — Und nun geben Sie mir eine Tasse Thee mit etwas Rum, meine kleine Juliette — ich sterbe vor Durst."

Seltsame Ahnung! — ich erschrak über Das, was die Haushälterin des Grafen Duriveau erzählte. Irgend ein Instinct brachte mich darauf, daß die satanische Freude, wie Madame Gabriele selbst sie nannte, in dem Gelingen irgend eines schändlichen Anschlages ihren Grund haben müsse — daß er vielleicht die Vollführung seiner Rache gegen Regina gesichert glaubte. Dieser Brief, der den Grafen Duriveau vor Freude außer sich gesetzt hatte, dieser Brief, der auf gemeine Weise geschrieben und gesiegelt war, und den er darauf so sorgsam verbrannt hatte, er schien mir bedeutungsvoll. Zeugte er nicht von Verhältnissen, die den gewöhnlichen Verhältnissen des Herrn Duriveau durchaus unähnlich waren? Und wenn er auf eine niedrige Rache gegen Regina sann, mußte er dann nicht in lichtscheuen Regionen seine Helfershelfer suchen, wie der Doctor Clément gefürchtet hatte? Endlich hätte die Hoffnung auf ferne Rache, aber selbst die Gewißheit einer solchen, Herrn Duriveau nicht in so lebhafte Fröhlichkeit versetzt; ohne Zweifel glaubte er dem Ziele, das er seit so langer Zeit im Auge hatte, ganz nahe zu sein — aber wenn mein Vorgefühl mich nicht täuschte, welches mochte dieses Ziel sein, wo und wie sollte diese Rache in Erfüllung gehen?

Die Fürstin geradezu zu warnen, auf ihrer Hut zu sein, war mir unmöglich — meine Stellung gegen Regina gebot die äußerste Zurückhaltung — ich setzte Alles auf's Spiel, wenn ich der Fürstin den außerordentlichen, ungewöhnlichen Antheil sehen ließ, den ich an Allem nahm, was sie anging. Dann mußte ihr Mistrauen wach werden, und bei der geringsten Unvorsichtigkeit war ich aus dem Hause gejagt. Ich hätte ihr schreiben können, sie solle auf ihrer Hut sein — aber wovor? und welchen Glauben würde sie einem anonymen Briefe geschenkt haben, da sie die lebhaften Besorgnisse des Doctor Clément nicht geachtet hatte und sich im Gegentheil, wie sie sagte, einen Spaß daraus machte, dem Hasse des Grafen Duriveau Trotz zu bieten. Hätte ich irgend eine positive, bestimmte Nachweisung geben können, so hätte ich zur Noth, und in diesem dringenden Falle, anonym an den Fürsten schreiben können, der ihr natürlicher Vertheidiger war — aber er war leider an demselben Abend nach Fontainebleau gereist.

Diese Gedanken setzten mich so in Schrecken, daß ich einen Augenblick meine Furcht für unbegründet hielt und dem Gespräch der Gäste der Mademoiselle Juliette aufmerksam zuzuhören fortfuhr, ohne den Muth fassen zu können, an demselben Theil zu nehmen, und dahinter zu kommen suchte, ob die Haushälterin des Grafen Duriveau auch nicht etwa von ihm abgeschickt wäre, und die Klagen dieser Frau über die Härte ihres Herrn also blos eine Finte wären. Aber mit aller Anstrengung konnte ich über diesen Punkt nichts ermitteln. Die Gäste der Mademoiselle Juliette verließen das Hôtel gegen ein Uhr Morgens, ohne daß der schöne Fedor, der Geliebte der italienischen Marquise, sich eingefunden hätte.

Die Fürstin hatte mir befohlen, auf ihre Rückkunft zu warten. Ich war so eben in ihre Gemächer gegangen, um das Feuer im Wohnzimmer im Gang zu erhalten und die Wachslichter anzuzünden, als das Rollen eines Wagens auf dem Hofe mir die Rückkunft Regina's ankündigte. Als ich die Thür des Vorzimmers öffnete, ward ich von dem Ausdruck ihres Gesichts heftig ergriffen.

Ich hatte die Fürstin mit Madame Wilson lachend, mit freudestrahlender Wange, glänzendem Auge, hochgetragener Stirn wegfahren sehen; sie kam finster, bleich nach Hause — Ermattung und Langeweile malten sich auf allen ihren Zügen.

Der Doctor Clément hatte also doch wol recht? Diese Vergnügungssucht, welche die Fürstin in dergleichen Gesellschaften führte, war wirklich nur erheuchelt? Regina hatte sich also in Gegenwart der Madame Wilson und vor den Leuten, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, stark zeigen wollen. Und jetzt, bei ihrer Nachhausekunft, da es zwecklos gewesen sein würde, die Rolle noch länger fortzuspielen, sank sie zurück in ihre schmerzliche Niedergeschlagenheit. Oder hatte sie etwa die Rache des Grafen Duriveau schon erreicht?

Diese Gedanken gingen mir so rasch durch den Kopf, daß sie in der Zeit, die Regina brauchte, um ihr Wohnzimmer zu erreichen, schon alle vor mir vorübergegangen waren. Nachdem ich ihren Mantel über einen Stuhl geworfen, sagte sie zu mir:

„Vergessen Sie nicht, wie ich Ihnen anempfohlen, morgen früh um acht Uhr bei meinem Vater Nachfrage zu thun."

„Ich werde es nicht vergessen, Frau Fürstin."

Da Regina mir keinen weiteren Auftrag gab, entfernte ich mich — sie rief mich zurück und sagte zu mir:

„Da Sie in der Zeit, da ich ausgehen will, vielleicht noch nicht wieder zurück sein werden, so bestellen Sie doch an der Thür, daß man mir um halb neun Uhr einen Fiaker vorfahren lassen soll."

„Dann werden die Frau Fürstin zu der Frau Lallemand fahren?" sagte ich zu Regina.

Sie stand vor dem Kamin, als ich diese Frage an sie that — sie wandte sich nach mir mit einer zugleich so befremdeten und so stolzen Miene um, daß ich die unschickliche Vertraulichkeit dieser Frage sogleich begriff; ich schlug die Augen ganz vernichtet nieder. Wahrscheinlich bemerkte die Fürstin meine Verlegenheit; denn sie setzte gütig hinzu:

„Vergessen Sie nicht, zu meinem Vater zu gehen — wenn Sie zurückkommen, so besorgen Sie dieses Zimmer und meine Blumen, wie ich Ihnen heut Morgen gesagt hatte."

Ich ging und ließ den Vorhang der Thür des Wohnzimmers hinter mir niederfallen.

Unwillkürlich zögerte ich einen Augenblick; diese Zeit reichte aus, daß ich Regina in einen Sessel sinken und im Tone unaussprechlicher Ermattung, Langeweile und tiefen Schmerzes ausrufen hören konnte:

„Allein — Gott! — immer allein! — o was für ein Leben, was für ein Leben!"

Ganz erschrocken über diesen Blick in ihr Inneres, eilte ich rasch aus den Gemächern der Fürstin, machte die äußere Thür sorgfältig zu und ging auf meine Stube — und zwar — wie darf ich mir selbst gestehen? mit weniger bitteren Gedanken, als mit denen ich Regina im ganzen blinkenden Glanze ihres Schmucks und ihrer Schönheit hatte auf den Ball gehen sehen.

Elftes Kapitel.

Entdeckung.



Nach einer fast ganz schlaflosen Nacht, in der ich die Gefahr, die, wie mir eine Ahnung sagte, Reginen bedrohte, vergeblich zu ersinnen suchte, stand ich ohne weitere Hoffnung auf, als die ich in die Gunst des Zufalls und eine glückliche Eingebung setzen konnte. Ich begab mich zunächst zum Baron von Noirlieu, wo ich seit dem Auftrage, den ich für Robert von Mareuil ausgerichtet, nicht gewesen war; ich war auf den Uebelstand gefaßt, daß Melchior, der Mulatte, mich wieder erkennen könnte. Doch traf dies nicht ein.

„Ich komme," sagte ich zu dem Mulatten, „im Auftrage der Frau Fürstin von Montbar, in deren Dienste ich seit gestern bin, mich nach dem Befinden des Herrn Baron von Noirlieu zu erkundigen."

„Der Herr Baron ist noch immer in demselben Zustande," antwortete mir barsch der Mulatte, „sagen Sie das der Frau Fürstin."

Melchior sah so abstoßend, so wenig mittheilsam aus, daß es mir schwierig schien, irgend ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen — gleichwol versetzte ich:

„Ich werde der Frau Fürstin diese Antwort hinterbringen, sie wird gewiß betrübt darüber sein."

„Möglich!" sagte der Mulatte barsch und wandte mir den Rücken, nachdem er mit der Hand nach der Wagenpforte gezeigt; denn das ging auf der Treppe der Vorhalle vor.

Ich war im Begriff mich zu entfernen, als ich den Baron aus dem Hintergrunde der Vorhalle hervortreten sah; er trug einen Schlafrock von Wollenzeug und stützte sich auf einen Stock; er erschien mir noch niedergeschlagener, gebeugter, als da ich ihn ein Jahr vorher auf der Museumstreppe gesehen. Derselbe menschenfeindliche Ausdruck von tiefer Melancholie entstellte noch jetzt die Züge des Greises.

Da Melchior die schleppenden Schritte seines Herrn hörte, schien ihm irgend etwas in die Quere zu kommen. Obgleich er mir mit leiser Stimme befehlshaberisch wiederholte: „Gehen Sie, gehen Sie —" blieb ich doch und hörte den Baron, wie er mich erblickte, zu Melchior sagen:

„Melchior, wer ist der Mann?"

„Gehen Sie doch," sagte der Mulatte noch einmal ganz leise zu mir.

Dann wandte er sich zu seinem Herrn und sagte zu diesem im Tone liebevollen Vorwurfs:

„Gehen Sie doch hinein, Herr Baron, es ist heute sehr kalt, kommen Sie, kommen Sie."

Und er that einen Schritt, um den Baron hineinzuführen, der ihm mechanisch Folge leistete, als ich näher trat und mit lauter Stimme zu Herrn von Noirlieu sprach:

„Ich komme im Auftrage der Frau Fürstin von Mantbar, mich nach dem Befinden des Herrn Baron zu erkundigen."

Regina's Vater fuhr zusammen. Sein Gesicht schien mir einen heftigen, inneren Kampf zu verrathen; dann kehrte der Greis um und sagte zu mir, während der Mulatte mir wüthende Blicke zuschoß, mit einer Rührung, die er vergebens zu verbergen suchte.

„Wie geht es meiner Tochter?"

„Die Frau Fürstin ist noch immer leidend, Herr Baron."

„Leidend? Regina!" rief der Greis.

Dann sah er den Melchior befremdet und mistrauisch an und setzte hinzu:

„Das hatte man mir nicht gesagt!"

Dann wandte er sich auf's Neue zu mir und fragte mich angelegentlich:

„Seit wann ist meine Tochter krank? Was fehlt ihr? Ist sie bettlägerig? Antworten Sie doch, antworten Sie."

Melchior kam mir zuvor und sagte mit spöttischem Lächeln zu seinem Herrn:

„Ich kann dem Herrn Baron beruhigende Nachrichten geben — noch gestern ist die Frau Fürstin auf einem Ball gewesen — ihr Unwohlsein kann also glücklicherweise nur sehr leicht sein."

„Ist die Frau von Montbar gestern auf einem Balle gewesen?" fragte mich der Greis.

„Ja, Herr Baron," sagte ich zu ihm, „aber beim Nachhausekommen schien sie sehr niedergeschlagen, sehr erschöpft."

„Erschöpft — vom Tanzen?" versetzte der Baron, und bittere Ironie trat auf seinem Gesichte an die Stelle des Ausdrucks von Theilnahme, welche sich auf ihm geäußert hatte, während er von seiner Tochter sprach. Der Mulatte bot seinem Herrn triumphirend den Arm, und Beide traten in's Haus zurück.

Ungeachtet dieses schlimmen Ausgangs bei meinem Zusammentreffen mit dem Vater Regina's, wünschte ich mir doch Glück dazu, entdeckt zu haben, daß der Baron, obgleich leider in der Meinung, daß Regina seine Tochter nicht sei, sich eine Anhänglichkeit an sie bewahrt hatte, welche in seinem Herzen oftmals gegen die Abneigung, welche er ihr zu zeigen suchte, in Kampf begriffen sein mußte; außerdem bemerkte ich, daß Melchior Reginen haßte und den Einfluß, den er auf den Baron auszuüben schien, dazu anwandte, ihn gegen seine Tochter aufzubringen.

Ich trat aus dem Hause des Herrn von Noirlieu, glücklich in dem Gedanken, daß vielleicht die Erzählung von dem kleinen Vorfall, der sich in meiner Gegenwart zugetragen, Reginen Freude machen könnte, indem sie ihr zeigte, daß der Baron sich noch nicht aller Liebe zu ihr habe entschlagen können.

In dieser fröhlichen Hoffnung hatte ich meine Befürchtungen in Betreff des Grafen Duriveau beinahe vergessen, als ein unvorhergesehener Zwischenfall, der scheinbar ganz unbedeutend war, meinen Argwohn zur schrecklichsten Gewißheit erhob.

Der Baron van Noirlieu wohnte in der Vorstadt du Roule; ich war über die Brücke Louis XV. und den Quai d'Orsay wieder in die Vorstadt St. Germain gekommen; ich war gerade in der Mitte der Beaunestraße, als ich Madame Gabriele, die

Haushälterin des Grafen Durivéau, sehr rasch auf mich zuschreiten sah; dieser Letztere wohnte in der Universitätsstraße, das Hôtel Montbar lag in der Straße des heiligen Dominicus. Zuerst legte ich diesem meinem Zusammentreffen mit Madame Gabriele keinerlei Wichtigkeit bei; erst da ich dieser Frau, die ich am Tage vorher gesehen, gegenüber stand, konnte ich mich um so weniger entbrechen, sie anzureden, da sie mich erkannte und zu mir sagte:

„Ah, Herr Martin, schönen guten Morgen, ich hätte nicht gedacht, Sie sobald wiederzusehen, und besonders so früh am Morgen."

„Freilich ist's kaum neun Uhr, Madame."

„Das thut mir leid, ich soll, mag es biegen oder brechen, einen Fiaker schaffen, und zu dieser Jahreszeit finden sie sich sehr spät ein, und der Herr wartet ungeduldig wie ein Verdammter."

„Wie, er, der so viel Pferde hat, fährt im Fiaker aus? Und Sie schickt er aus, einen zu holen, da er doch so viel Bediente hat?"

„Ich bin auch nicht allein auf diesen verfluchten Fiaker aus, der Haushofmeister und der Kammerdiener suchen auch einen. In unserem Viertel ist ein Fiaker zu dieser Tageszeit, und dazu nach der Sonntagsnacht, so rar wie ein weißer Rabe."

„Wenn Ihr Herr so beeilt ist, warum läßt er denn nicht einen Wagen anspannen?"

„Es mag wol seine Ursachen haben, lieber im Fiaker fahren zu wollen — es steckt was dahinter: Balard hat mir von einem Brief auf grobem Papier, ganz so wie der von gestern Abend, gesagt, Sie erinnern sich —"

„Sehr genau — das ist seltsam — der grobe Brief mit gekäutem Brot gesiegelt, über den Ihr Herr so froh war."

„Nun ja — gerade so einer kam heut morgen um acht Uhr, wobei dem Ueberbringer anempfohlen war, den Herrn sogleich wecken zu lassen — da gab's einen Höllenlärm, und Befehl, auf der Stelle um jeden Preis einen Fiaker zu schaffen — ohne in Anschlag zu bringen, daß Balard mir sagte, wie die gestrige Fröhlichkeit heut morgen in noch gesteigertem Grade fortdaure —"

Ein Gedanke, der mich schwindlig machte, fuhr mir durch den Kopf.

Meine Gemüthsbewegung war so bemerkbar, daß die Haushälterin zu mir sagte:

„Was ist Ihnen denn, Herr Martin?"

Diese Worte brachten mich wieder zu mir selber, ich antwortete der Frau, die mit wachsendem Erstaunen wiederholte:

„Aber, was haben Sie denn?"

„Mein Gott, Madame Gabriele, ich denke, statt Ihnen hier Zeitverlust zu machen, wollte ich Ihnen einen Gang abnehmen. Ich ging vorhin über den Quai Voltaire, da sah ich zwei bis drei Fiaker stehen — ich will hinlaufen und Ihnen einen vor die Thüre des Hôtel Durivéau schicken."

„Ah, Herr Martin, Sie sind gar zu gütig — daß Sie sich damit beladen wollen."

„Das ist ja eine Kleinigkeit," sagte ich forteilend, „wir sind Nachbaren — in zehn Minuten sollen Sie den Fiaker vor der Thür haben."

Ich rannte in der Richtung des Quai Voltaire fort, während Madame Gabriele mir aus der Ferne nachrief:

„Schönen Dank, Herr Martin."

Der Gedanke, der mich fast schwindlig gemacht hätte, war dieser:

Reginen ist in der Straße du Marché Vieux ein furchtbarer Fallstrick gelegt; man hat die Mildthätigkeit der Fürstin benutzt, um sie in eine Schlinge zu locken; in diesem Hause, das in einem einsamen Viertel liegt, gibt es keinen Thürhüter und keine anderen Bewohner als die angebliche Lahme. Der eine der beiden Briefe, die der Graf Durivéau erhalten, hat ihm nothwendig angekündigt, daß Regina sich noch diesen Morgen in dieses Haus begeben wird; hier denkt er sie zu überfallen. Was kann nun zwischen ihr und diesem Menschen, dessen Charakter unbeugsam, dessen Wille eisern, und der fähig ist, seinem Hasse und seinen Leidenschaften Alles zum Opfer zu bringen, für ein Auftritt entstehen! Ich schauderte bei dem Gedanken zusammen.

Wie ich von Schluß zu Schluß, die alle auf die unbestimmteste Wahrscheinlichkeit begründet waren, zu solcher Gewißheit gelangt war, davon kann ich mir noch jetzt nicht Rechenschaft ablegen; aber ich wußte, ich fühlte, daß ich mich nicht irrte.

Indem ich der Haushälterin des Grafen Durivéau einen Dienst anbot, hatte ich dabei eine doppelte Absicht: einerseits dem Grafen eine der Möglichkeiten, einen Wagen zu bekommen, zu verrennen, und dann ihn selbst zu benutzen; denn ich hatte in der That auf dem Herwege, auf dem Quai Voltaire einen Fiaker halten sehen.

Regina davon zu unterrichten, daß sie in eine Schlinge ginge, daran war nicht zu denken. Sie war ohne Zweifel schon auf der Fahrt nach der Straße du Marché Vieux begriffen, auch hätte ich mich damit verrathen; denn ich konnte keinen anderen Beleg für meinen Verdacht anführen, als mein Vorgefühl. Selbst in die Straße du Marché Vieux gehen, hieß mich der Gefahr aussetzen, die Fürstin dort anzutreffen, und dieser Schritt, dessen Beweggrund ich hätte erklären müssen, hätte auf immer meine Stellung zu Regina gefährdet; ich durfte durchaus nicht den Schein haben, ihr einen hervorstechenden Dienst zu leisten, der zu viel Aufmerksamkeit oder Erkenntlichkeit in Anspruch nähme; denn in einem solchen Falle wagt man es, sei es, weil man sich dadurch beengt fühlt, oder aus allgemeiner Achtung vor der Menschenwürde nicht, Den, welchem man so viel verdankt, in seinem Dienste zu behalten.

Daraus erklärt sich meine Verlegenheit in Betreff der Auffindung eines Mittels, um der Fürstin zu Hülfe zu kommen, und unglücklicherweise war auch der Fürst, der natürliche Vertheidiger seiner Frau, nicht anwesend. An wen sollte ich mich also wenden?

Ein unwillkürliches Aufzucken von Eifersucht schien mir das Herz sprengen zu wollen — mir war der Capitain Just eingefallen!

Einem Andern — einem Andern, der jung, schön, tapfer und edel ist, Gelegenheit zu geben, das Weib zu erretten, das man mit rasender Leidenschaftlichkeit liebt — dazu gehörte mehr als Muth — ich hatte den Muth.

Unter diesen Gedanken war ich an den Fiakerstand auf dem Quai Voltaire angelangt, ich hatte mich nicht geirrt, ich sah dort zwei Wagen — und der Kutscher des einen war — unverhoffte Hülfe der Vorsehung! — der treffliche Mann, der mich einst vom Hungertode errettet, und der Regina nach der trügerischen Trauung wieder nach Hause gebracht hatte.

„Das wird mir ein glücklicher Tag, da ich Sie heut Morgen wiedersehe, wackerer Bursche," sagte Hieronymus fröhlich zu mir und streckte mir die Hand hin, „das ist lange her."

„Es handelt sich um Leben und Tod eines Frauenzimmers, das ich wie meine Mutter liebe," unterbrach ich Hieronymus — und damit sprang ich in seinen Wagen — „ich habe jetzt keine Zeit, Ihnen auch nur ein Wort zu sagen. Haben Sie Papier und Bleifeder bei sich?"

„Da ist das Taschenbuch, in das ich meine Fahrten eintrage," sagte Hieronymus und gab mir dasselbe. „Nun also, wohin?" fragte er.

„Straße St.-Louis auf der Insel, an der Ecke des Quais — und gestreckter Galopp —"

„Mit Eisenbahngeschwindigkeit," versetzte Hieronymus und saß auf seinem Bocke, und seine Pferde, die zum Glück noch ganz frisch waren, rannten davon wie der Blitz.

Während der Fahrt nahm ich ein Blatt aus dem Taschenbuch des Hieronymus und schrieb mit Bleifeder Folgendes darauf:

„Eine große Gefahr bedroht die Fürstin von Montbar; der Graf Durivéau hat sie in ein schändliches Netz gelockt. Eilen Sie, ohne eine Secunde Zeit zu verlieren, in die Straße du Marché Vieux Nr. 11. Steigen Sie drei Treppen hinauf, fragen Sie da nach Madame Lallemand, wenn man Ihnen nicht antwortet, so brechen Sie die Thür mit Gewalt auf, versehen Sie sich für den Nothfall mit Waffen. Die Fürstin muß in diesem Hause mit Gewalt festgehalten werden, es gibt da jedenfalls eine geheime Thür, die aus dem Zimmer der Madame Lallemand in andere führt. Ein Fiaker steht für Sie bereit, der Kutscher ist ein zuverlässiger Mann.

Ein unbekannter Freund."

Der Fiaker hielt an der Ecke des Quais still, ich stieg aus, gab Hieronymus das Briefchen, das ich geschrieben, und sagte zu ihm:

„Fahren Sie vor Nr. 17 dieser Straße."

„Gut."

„Fragen Sie nach dem Capitain Just."

„Ja."

„Sagen Sie, man soll ihm augenblicklich das Briefchen geben."

„Ja."

„Es geht auf Leben und Tod."

„Wetter!"

„Wenn der Capitain Sie fragt, wer Sie geschickt, so sagen Sie — so sagen Sie — ein alter Mann mit grauem Haar."

„Sehr wohl."

„Dann fahren Sie den Capitain in die Straße du Marché Vieux, dicht bei der Straße d'Enfer Nr. 11."

„Das seh ich hier."

„Kommen Sie wieder über den Quai?"

„Ja, das ist mein Weg."

„Wenn Sie den Capitain mitbringen, so halten Sie nicht an, aber wundern Sie sich nicht, wenn ich hinten aufsteige."

„Das soll verabredet sein."

„Und dann Straße du Marché Vieux mit verhängtem Zügel."

„Eisenbahngeschwindigkeit, ich habe Lolo und Lolotte — seien Sie ganz ruhig."

Und Hieronymus wollte auf's Neue seine Pferde antreiben, dann besann er sich.

„Und wenn der Capitain nicht da ist?"

„Kommen Sie nur jedenfalls hier wieder vorbei, dann steig ich wieder ein."

„Vorwärts," rief Hieronymus, und er wandte im raschen Trabe um die Ecke.

Ich erwartete angstvoll seine Rückkunft. War der Capitain Just nicht zu Hause, so war ich entschlossen, in die Straße du Marché Vieux zu gehen und trotz der schlimmen Folgen, die meine Dazwischenkunft für meine Pläne haben mußte, handelnd einzugreifen.

Im Dunkel eines offenstehenden Thorwegs verborgen, — denn ich fürchtete, der Capitain Just könnte mich bemerken und erkennen — horchte ich, ob nicht der Wagen zurückkäme.

Langsam schlug es auf Notre-Dame neun Uhr. Regina, die um halb neun Uhr abfahren wollte, mußte jetzt nahe bei der Straße du Marché Vieux sein. Hatte einer der Bedienten des Grafen Durivéau eher als die Haushälterin einen Fiaker ausfindig gemacht, so war der Graf auch auf dem Punkte in dem Hause einzutreffen, wo der schreckliche Knoten gelöst werden sollte.

Endlich kam das rasche Rollen eines Wagens meinem Versteck näher, ich steckte den Kopf vorsichtig vor — himmlisches Glück! — Der Capitain saß im Fiaker, seine Trauerkleider machten die Blässe seiner schönen Züge, aus denen eine heftige Gemüthsbewegung sprach, noch auffallender.

Als der Wagen, der den Capitain hinwegführte, bei der Thür, wo ich auf der Lauer stand, vorbei war, sprang ich hervor, um den Fiaker einzuholen. Da begegnete mir ein tragisch-komischer Unfall — das Bret, auf das ich mich hinzustellen gedachte, war, wie das insgemein der Fall ist, mit einem eisernen Reifen, der mit spitzen Stacheln besetzt war, gesichert. Der Fiaker ging auf dem abhängigen Boden so überaus rasch, daß ich nicht hoffen durfte, ihm lange nachlaufen zu können, wenn ich mich auch mit beiden Händen an die Hinterfedern hielt. Da faßte ich einen verzweifelten Entschluß: ich suchte meine alte Seiltänzergewandtheit und besonders den Bajonettensprung, den ich in meiner Kindheit oft ausgeführt hatte, hervor und schwang mich auf die Gefahr hin, auf die eisernen Spitzen zu fallen, hinauf. Glücklicherweise gelang es mir — beinahe nämlich; denn da ein Stoß des Wagens mich in dem Augenblick, als ich das Bret, nachdem ich den eisernen Reif übersprungen, erreichte, wieder in die Höhe schlenderte, so brachte mir eine der Spitzen eine tiefe Wunde am Beine bei. Und da ich keine Riemen fand, um mich daran zu halten, so klammerte ich mich, so gut es gehen wollte, an das Verdeck des Wagens, indem ich die Knie gegen den Kasten stemmte — wobei es mir vollkommen klar war, daß ich, wenn ich im Mindesten aus dem Gleichgewicht kam, rücklings auf die eisernen Spitzen fallen mußte.

Plötzlich hielt der Fiaker an; da dem Hieronymus ohne Zweifel die Gefahr oder die Unmöglichkeit, daß ich hinten aufstehen könnte, einfiel, er kehrte sich auf dem Bocke um, und sein gutes, treuherziges Gesicht wandte sich besorgt nach mir.

Ich winkte ihm, weiter zu fahren, in demselben Augenblick hörte ich die Stimme des Capitain Just ihm zurufen:

„Was gibt's denn, Kutscher — vorwärts, um's Himmelswillen — vierzig Francs für die Fahrt, und gestreckter Galopp!“

„Vorwärts,“ rief Hieronymus.

Aber während er seine Pferde antrieb, fand der wackere Mann ein Mittel, mir zu Hülfe zu kommen; er band an die Rücklehne seines Bocks eine Leine, die er in Reserve hatte, und warf mir das andere Ende zu, indem er rief:

„Halten Sie sich daran — so ist's nicht so gefährlich.“

Da das Rollen der Räder Hieronymus' Stimme übertönte, so hörte ihn der Capitain wahrscheinlich nicht, und ich hielt mich vermöge dieses erfindungsreichen Auskunftsmittels oben, ohne zu fallen. Uebrigens war mir eben dieses Auskunftsmittel um so erwünschter, da meine Wunde so heftig schmerzte, daß ich mich nicht auf das Bein stützen konnte; ich fühlte, wie mir unter den Kleidern das Blut herabrann.

Als ich sah, daß der Wagen der Straße du Marché Vieux nahe war, beschloß ich herabzusteigen, damit mich der Capitain Just nicht erkannte, ich berechnete also, wie hoch und wie weit ich zu springen hätte, kehrte mich um, setzte auf's Neue über die zackigen Reifen und kam glücklich auf die Füße. Der Wagen fuhr noch ein paar Schritte in derselben Richtung fort, dann bog er um die Ecke der Straße du Marché Vieux. Ich nahm ein Tuch und band es sehr fest um mein Bein, und das gewährte mir wenigstens für den Augenblick große Erleichterung.



Ich war im Begriff, in das Gäßchen einzutreten, als ich ein paar Schritte von der Ecke einen Fiaker stehen sah, dessen Pferde von Schaume trieften.

„Kutscher,“ sagte ich zu dem Manne, „haben Sie nicht einen großen brünetten Herrn hergebracht, der in der Universitätsstraße eingestiegen.“

„Ja, Bursch, eine rasende Fahrt, meine Pferde können nicht mehr — aber zehn Francs Trinkgeld, das war schon der Mühe werth. Ich lasse meine Pferde nur ein wenig verschnaufen, ehe ich wegfahre.“

„Sind Sie schon lange hier?“

„Höchstens eine Viertelstunde.“

„Haben Sie noch einen anderen Fiaker in die Straße fahren sehen?“

„Ach ja, es sind vielleicht zehn Minuten, eine blaue Citadine mit einem weißen Pferd. Aber der fuhr nicht so rasend — es war eine Dame drin.“

Es stand fest, der Graf Duriveau hatte vor Regina das menschenleere Haus erreicht.

Glücklicherweise folgte also der Capitain Just der Fürstin fast auf den Fersen.

Ich trat eilig in die Straße du Marché Vieux und sah Hieronymus vor der Thür von Nr. 11 halten.

„Sie sind verwundet, lieber Gott!“ sagte er, da er mein verbundenes Bein erblickte.

„Und der Capitain?“ sagte ich zu ihm.

„Er ist aus dem Wagen gesprungen, ohne nur zu warten, bis ich ihm den Tritt niedermachte.“

„Hat er Ihnen nicht gesagt, Sie sollten mitkommen?“

„Nein — aber die Sache scheint ernsthaft werden zu wollen, ich habe bemerkt, daß ihm ein Pistolenkolben aus der Tasche ragte.“

„Warten Sie hier, guter Hieronymus,“ sagte ich und eilte in den Gang, „und über mich kein Wort an den Capitain.“

„Sein Sie ganz unbesorgt,“ sagte Hieronymus und streichelte seine Pferde, „ich werde stumm sein, wie Lolo und Lolotte.“

Zwölftes Kapitel.

Die Straße du Marché Vieux.



Rasch stieg ich die Treppe hinauf und kam auf dem Vorplatz des dritten Stockwerks an, wo die Frau Lallemand wohnte; ich fand die Thür des ersten Raumes offen und hörte, wie der Capitain Just mit lauter Stimme zu der vorgeblichen Kranken sagte:

„Ich sage Ihnen, die Fürstin von Montbar ist hier.“

„Ach, guter Herr,“ sagte das Weib mit jammernder Stimme, „gewiß nicht.“

„Sie ist hier, Sie haben sie in eine Falle gelockt, Elende.“

„Mag der Himmel meine Tochter, die Sie da sehen, darum strafen, wenn ich verstehe, was Sie meinen, guter Herr!“

„Fügen Sie meiner armen Mutter kein Uebles zu, guter Herr,“ sagte das kleine Mädchen und winselte mit dem Weib um die Wette.

„Wo ist die Fürstin?“ sagte der Capitain mit furchtbarer Stimme und faßte, wie es schien, das eine Geschöpf an; denn sie rief erschreckt:

„Sie zerbrechen mir den Arm, Herr.“

„Mann, ach Mann!“ rief das Mädchen.

„Ach Herr, Sie sehen ja, daß wir nur diese beiden ärmlichen Stuben haben,“ sagte das Weib, „wo soll denn die Fürstin sein?“

Plötzlich traf ein fernes, dumpfes Geschrei mein Ohr, das nur leise hörbar war, als käme es aus einem Zimmer, das an das der angeblichen Kranken stieße — gewiß war dieses Zimmer, wie ich vermuthete, mit dem andern durch eine Tapetenthür verbunden.

Es war Regina's Stimme — sie rief:

„Hülfe, Hülfe!“

Ich hörte ein heftiges Krachen, wie wenn eine Thür gewaltsam eingerannt wird — und sogleich hörte ich Regina's Stimme eben so hell, wie sie vorher dumpf zu hören gewesen war.

Auf dieses Geschrei folgte eine kurze Stille, dann das dumpfe Stampfen, das bei einem heftigen Ringkampfe stattfindet.

Dieses Geräusch näherte sich immer mehr, als wenn dieses Ringen bis in das Zimmer fortgesetzt würde, an dessen Thür ich horchte.

Trotz meiner brennenden Neugierde fürchtete ich doch bemerkt zu werden und wollte mich so eben entfernen, als ich in dem Raume, wo ich mich befand, eine kleine Treppe bemerkte, die wie auf eine Art niedrige Bodenkammer über dem anstoßenden Zimmer zu führen schien; ich eilte hinauf und kam auf einen Boden, der durch ein Dachfenster Licht bekam und blos gedielt war; indem ich nun das Ohr an den Fußboden hielt, der zugleich die Decke der Stube bildete, in der die angebliche Kranke sich aufhielt, hörte ich das Geräusch der Balgerei noch fortdauern und dabei folgende Rufe:

„Mein Herr,“ sagte der Graf Duriveau mit dumpfer, keuchender Stimme, „ein Ehrenmann schlägt den andern nicht.“

„Sie ein Ehrenmann?“ antwortete der Capitain Just, der außer sich zu sein schien.

„Herr,“ sagte der Graf Duriveau vor Wuth stammelnd, „Herr, das ist eine Straßenbalgerei.“

Das Geräusch währte etwa noch eine Secunde, dann hörte ich den Capitain Just zu Regina sagen:

„Verzeihen Sie, Madame, daß ich diesen Mann in Ihrer Gegenwart gezüchtigt — ich war meiner nicht mehr Herr. Jetzt, Madame.“

„O,“ stotterte der Graf Duriveau, den jetzt der Capitain Just losgelassen, „das soll ein Duell auf Leben und Tod geben — verstehen Sie — Tod.“

„Mein Gott, sie wird ohnmächtig,“ rief der Capitain, „kommen Sie zu sich, Madame, kommen Sie zu sich!“

Und dann rief der Capitain, jedenfalls eben so aufgebracht, wie befremdet über die Frechheit des Herrn Duriveau, der sich nicht entfernte:

„Aber Sie sehen, daß Ihr Anblick ihr das Leben nimmt, Elender — soll ich Sie erst die Treppe hinabwerfen?“

„Ja ja, machen Sie sich nur mit der theuren Fürstin zu thun,“ antwortete der Graf Duriveau mit höhnischer Wuth, „schnüren Sie sie doch auf, das ist eine schöne Gelegenheit.“

„Und nichts, nichts, keine Hülfe, sie wird ohnmächtig, das Weib und ihre Tochter sind entflohen,“ sagte der Capitain, der ohne Zweifel Regina hielt, daß sie nicht hinfiel, „mein Gott, was soll ich machen?“

„Fünf Minuten später, so war ich gerächt,“ sagte der Graf Duriveau mit unbeugsamer Frechheit, „nun, das ist wieder gut zu machen. Ich wäre eifersüchtig auf Sie, theurer Paladin von Capitain — wenn ich Sie nicht auf der Stelle todtschösse — denn sogleich schlagen wir uns, verstehen Sie — auf Pistolen — ich schieße zuerst, das kommt mir zu — und treffe Sie in's Herz — ja, ich habe eine sichere Hand, der Marquis von St. Hilaire wird es Ihnen heut Abend erzählen — bei den Todten.“

„Gott sei gelobt, sie kommt wieder zu sich!“ rief Just, „Madame, fürchten Sie nichts weiter — ich bin da — Muth, Muth, kommen Sie.“

„O,“ sagte der Graf Duriveau mit unverschämtem Hohne — „o lassen Sie sich nicht etwa einfallen, theure Fürstin, zu sagen, Sie seien in eine Falle gelockt — das wird Ihnen Niemand glauben, ich habe meine Maßregeln genommen. Die Welt wird glauben und sagen, Sie seien freiwillig gekommen, und das sei nicht das erste Mal — und der Capitain sei nur durch die Wuth der Eifersucht hergeführt. Und er soll mich nicht Lügen strafen, ich schieße ihn sogleich todt — ich behalte doch die Oberhand, Theuerste. Bis es besser komme, kann ich damit immer zufrieden sein.“

„Stützen Sie sich auf mich, Madame,“ sagte der Capitain Just zu Regina, die sich jetzt erholt haben mußte.

Das Geräusch langsamer Schritte bewies mir, daß Regina, auf den Arm des Capitain Just gelehnt, das Zimmer verließ.

„Auf Wiedersehn, theure Fürstin,“ sagte die freche Stimme des Grafen Duriveau.

Dann setzte er im Tone innerlichsten Hasses hinzu:

„In drei Stunden bin ich mit meinem Secundanten vor Ihrer Thür, Herr Just Clément, darauf können Sie mit Sicherheit rechnen.“

Der Capitain antwortete auf diese letztere Herausforderung nichts, sondern führte die Fürstin von dannen.

Die Schritte dieser Beiden verhallten in der Ferne; ich hörte in dem Zimmer nur noch den Grafen Duriveau leidenschaftlich auf und abgehen.

Dann ließ er seiner Wuth, die er bis dahin bezwungen, freien Lauf und rief:

„In's Gesicht geschlagen, mit Füßen getreten in Gegenwart dieses stolzen Weibes! O dieser Mensch — ich bring' ihn um — ich habe die ganze Hölle im Herzen! Wär' er nicht gewesen, ich wäre gerächt gewesen. Aus Stolz hätte die Fürstin nichts enthüllt, und mittels Einschüchterung hätte ich sie vielleicht auch noch andere Male hierher gebracht — o dieser Mensch, dieser Mensch — und nach drei Stunden!“

Der Graf Duriveau ging mit ben Worten fort: „Die Lallemand hat sich davon gemacht — daran hat sie wohl gethan — aber sie ist in meiner Hand. Ich will doch die Thür ein Bischen zumachen, deren Schloß der dem Tode geweihte Capitain gesprengt hat.“

Als ich glaubte annehmen zu können, daß der Graf fort sei, stieg ich aus meinem Schlupfwinkel herab; ich wollte das Haus nicht verlassen, ohne den Ort des Kampfes in Augenschein zu nehmen.

Der früher versteckte Eingang in die beiden Zimmer, der neben demjenigen der vorgeblichen Kranken lag, stand offen. Diese Zimmer waren tapezirt und mit einem gewissen Aufwand ausgestattet, an der Unordnung, in welcher die Geräthe untereinander standen und lagen, ersah ich die Heftigkeit des Ringkampfes.

Wenn ich daran dachte, daß ich zum zweiten Male unbeachtet, wie ich war, Reginen einen äußerst wichtigen Dienst erwiesen, so empfand ich einen Augenblick eine wahre Seelenfreude — dann aber, als mir die Gefahr einfiel, die den Capitain Just bedrohte — ich hielt ein Duell für unvermeidlich, und der Muth und die Waffengewandtheit des Grafen Duriveau waren bekannt — fiel mir mein Verfahren heftig auf die Seele, und es erschien mir als feig.

Und doch — an wen hätte ich mich, da der Fürst verreist war, wenden sollen? Wäre nur von der Gefahr die Rede gewesen, der der Capitain Just sich jetzt auszusetzen im Begriff war, so hätt' ich ihr mit Freuden Trotz geboten, aber ach, die Art meiner Stellung und meiner Dienstbeflissenheit selbst verboten mir jede glänzende, ritterliche That! Die Angst vor den traurigen Folgen dieses unseligen Duells, in dem der Sohn meines Wohlthäters der unterliegende Theil sein konnte, verbitterte mir also die einzige Freude, die mir vergönnt war.

— — — — — — — — — — — — — —

Als ich aus dem Hause trat, sah ich Hieronymus' Fiaker nicht mehr, er hatte wahrscheinlich die Fürstin nach Hause gebracht. Meine Wunde, die ich während des aufregenden Auftritts vergessen hatte, schmerzte mich sehr, und ich mußte eilig in's Hôtel Montbar zurückkehren, um meinen Dienst zu versehen, den ich völlig versäumt hatte, ich wollte mir von der Fürstin keine Vorwürfe zuziehen, und es würde mir schwer geworden sein, für meine Abwesenheit, die den ganzen Vormittag gedauert hatte, einen Grund anzugeben.

Nachdem ich eine Viertelstunde gegangen, traf ich einen Fiaker und stieg ein; nachdem ich vorsichtigerweise an der Ecke unserer Straße ausgestiegen war, trat ich um Mittag in's Hôtel Montbar.

Vor Allem war ich darauf bedacht, auf mein Zimmer zu gehen, um meine blutbefleckten Kleider abzulegen. Ich traf Mademoiselle Juliette auf der Treppe; sobald sie mich gewahr wurde, rief sie:

„Ach mein Gott, Martin, woher kommen Sie denn so spät — seitdem Madame nach Hause gekommen ist, hat sie mehr als zehn Mal nach Ihnen gefragt — Sie hätten es mir sagen sollen, da hätte ich Ihre Vormittagsarbeiten übernommen. Bei ihrer Ankunft fand Madame nirgends Feuer — und dazu hat sie im Wagen eine Art Ohnmacht gehabt; denn bei ihrer Rückkunft war sie todtenbleich und zitterte, wie ein Espenblatt. Ich habe sie aufgefordert, sich niederzulegen, das wollte sie nicht, und seitdem klingelt sie unaufhörlich, um zu fragen, ob Sie noch nicht wieder zu Hause sind.“

„Es thut mir äußerst leid, daß ich sie habe warten lassen, Mademoiselle Juliette,“ sagte ich zu ihr, aber sehen Sie hier meinen Entschuldigungsgrund.“

„Ach mein Gott, Blut an Ihrem Beinkleid — und das Tuch um Ihr Bein!“

„Es ist so schlüpfrig — ich lief, da glitt ich aus auf einen Schrebenhaufen, die des Morgens an den Trottoirs liegen, und fiel auf eine zerbrochene Flasche.“

„Armer Bursche, es schmerzt wol?“

„Jetzt nicht mehr besonders, aber zuerst hab' ich so viel zu leiden gehabt, daß ich durchaus nicht gehen konnte — doch hoff' ich, es wird keine Folgen haben — jetzt geh' ich nur rasch hinauf, um mich umzukleiden, dann bin ich sogleich bei der Frau Fürstin.“

Zehn Minuten darauf war ich in dem Wartesaal, wo ich meinen gewöhnlichen Posten hatte; da hörte ich heftig klingeln.

Ich eilte in's Wohnzimmer der Fürstin und hob schüchtern den Thürvorhang auf. Ich sah Regina schrecklich bleich, ihre Züge waren verstört — aber ihre Haltung fest.

„Zehn Mal klingele ich nach Ihnen,“ sagte sie hart zu mir, „Sie hätten bis acht Uhr hier sein sollen — nun ist's halb ein Uhr — das ist doch arg — Sie treten Ihren Dienst bei mir auf eine seltsame Weise an.“

„Verzeihen mir die Frau Fürstin es für dieses Mal — Ich —“

„Hat man jemals eine solche Nachlässigkeit gehört? Ich hatte mich zu Ihrem Diensteifer eines Besseren versehen — und gerade jetzt, da ich Sie so nöthig gehabt hätte!“

Dann brach sie ab und sagte barsch zu mir:

„Genug — jetzt weiß ich, daß Sie da sind, ich werde klingeln, wenn ich Sie brauche.“

Ich ging fort, tief betrübt über die harte Behandlung von Seiten der Fürstin, aber es ward mir leicht, sie deswegen zu entschuldigen; denn sie wußte ja die Ursache meiner unerklärlichen Abwesenheit nicht.

Kaum waren zehn Minuten vergangen, so erscholl die Klingel der Fürstin auf's Neue.

Regina sah noch immer bleich aus, ihre Züge verriethen noch immer eine tiefe Angst, die sie mit Schmerzen bekämpfte, aber als sie jetzt zu mir sprach, war ihr Ton nicht mehr hart und barsch, sondern sanft und wohlwollend:

„Mademoiselle Juliette hat mir gesagt, Sie hätten sich schwer verwundet,“ sagte sie zu mir, „und daß das die Ursache Ihres Ausbleibens sei. Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?“

„Madame —“

„Allerdings,“ versetzte Regina gütig, „habe ich Sie dazu nicht kommen lassen. Haben Sie große Schmerzen?“

„Nur ein wenig Schmerz, Frau Fürstin.“

„Können Sie ein paar Besorgungen zu Wagen ausrichten, ohne daß dadurch Ihr Schmerz zu sehr gesteigert wird?“

„Gewiß, Frau Fürstin.“

Und da Regina, deren Beklommenheit sichtbar war, fortzureden zauderte, sagte ich zu ihr:

„Ich habe der Frau Fürstin noch nicht berichten können, daß ich heut morgen den Herrn Baron von Noirlieu gesehen habe.“

„Sie haben meinen Vater *gesehen*,“ rief sie verwundert, „Sie haben ihn gesehen?“

„Ja, Frau Fürstin.“

Und ich erzählte ihr mein Zusammentreffen mit dem Baron und Melchior.

Obgleich Regina sich bemühte, die Rührung, welche sie fühlte, als sie erfuhr, mit welcher Theilnahme sich ihr Vater zuerst nach ihr erkundigt, zu verbergen, sah ich doch eine Thräne, gewiß eine Freudenthräne, in ihren Augen blinken; ihr Gesicht, das krampfhaft verzogen war, nahm auf einen Augenblick einen fröhlichen Ausdruck an; dann aber, als die Uhr Eins schlug, fuhr die Fürstin auf, ward finster und unruhig und rief aufgeregt:

„Mein Gott, schon eine Stunde.“

Sie dachte an's Duell des Capitain Just.

Dann sprach sie zu mir mit abgebrochener Stimme, nicht ohne Verlegenheit, indem sie jedes ihrer eilig und kurz herausgestoßenen Worte betonte:

„Der Doctor Clément hat Sie in meinen Dienst gebracht — ich ehrte ihn wie einen Vater.“

Und das arme Weib strengte sich auf's Aeußerste an, ruhig zu erscheinen und die Aufregung, die sich unwillkürlich ihrer Stimme mittheilte, zu verbergen.

„Die Frau Fürstin wissen, in wie dankbarem Andenken der Doctor Clément bei mir steht,“ sagte ich zu ihr.

„Und weil ich das weiß,“ versetzte sie und benutzte begierig, was ich gesagt, „so bin ich im Voraus von dem Diensteifer — wie von der Verschwiegenheit überzeugt, die Sie bei einem Auftrage, der den Herrn Capitain Just angeht, an den Tag legen werden.“

Und trotz aller ihrer Bemühungen konnte Regina ihre schreckliche Angst und die Scham, die sie gewiß empfand, mir eine Lüge sagen zu müssen, nicht verbergen.

„Heut morgen,“ versetzte sie, „hab' ich erfahren — ganz zufällig — bei einer Freundin, daß in Folge von — von ich weiß nicht was für einem Streit, der Herr Just Clément — im Begriff stehe, sich mit Jemandem zu schlagen.“

„Er — Frau Fürstin — o Gott!“ rief ich, und suchte Ueberraschung und Furcht an den Tag zu legen.

„Dieses Duell, sagt man mir,“ fuhr die Fürstin fort, „soll heute stattfinden. Herr Just Clément ist — ist der Sohn eines Mannes, der mir immer eine väterliche Zuneigung bewiesen hat — die Sache beunruhigt mich so sehr, daß ich wissen möchte — ob — ob an diesem Gerücht von dem Duell etwas Wahres ist.“

Regina that mir leid — ihre Kräfte gingen zu Ende, sie lehnte sich an die Marmoreinfassung ihres Kamins.

„Nichts ist leichter, Frau Fürstin,“ sagte ich zu ihr. Ich gehe in die Wohnung des Herrn Capitain Just; er hat das Haus seines Vaters inne — dort finde ich Suzon, die den Herrn Just erzogen, von der werde ich gewiß etwas erfahren können.“

„Das mein' ich,“ sagte die Fürstin lebhaft, „und wenn etwa — was ich nicht hoffe — dieses unselige Duell — heute stattfindet — jetzt gleich —“

Und Regina's Lippen erzitterten krampfhaft.

„So kommen Sie nicht eher wieder —“

„Als bis ich der Frau Fürstin die Anzeige machen kann, daß Herr Just nicht verwundet worden; denn, Gott sei Dank, ich habe den seligen Herrn Doctor oft sagen hören, sein Sohn sei einer der besten Schützen in seinem Regiment.“

„Wirklich?“ sagte Regina in seliger Hoffnung.

Aber dann setzte sie eilig hinzu:

„Aber schnell — die Zeit vergeht — nehmen Sie einen Wagen, gehen Sie.“

— — — — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde, nachdem ich die Fürstin verlassen, war ich bei dem Capitain.

Ich habe später die vorläufigen Schritte in Betreff des beabsichtigten Duells erfahren, seltsame Schritte, die übrigens für die Thatkraft und die Kaltblütigkeit des Capitains und seine besonnene Sorge für Regina's Seelenruhe, so wie für seine Einsicht in den teuflischen Charakter des Grafen Duriveau ein glänzendes Zeugniß ablegten.

Folgendes war der Vorgang:

Ehe Just nach Hause zurückkehrte, war er zu zweien von seinen alten Kameraden von der polytechnischen Schule gegangen; es traf sich glücklicherweise, daß sie zu Hause waren, der eine war Artillerie- der andere Ingenieuroffizier. Nachdem er sich dieser beiden Secundanten versichert — denn er hatte den Besuch des Grafen Duriveau zu erwarten — ging er zu einem andern Freunde, einem Advocaten und ausgezeichneten Gesetzeskenner; den fand er auch, und alle Drei nahm er mit sich nach Hause, nachdem er sie in Kenntniß gesetzt, wovon es sich handelte.

Um zwei Uhr hielt vor der Thür des Hauses, in dem der Doctor Clément gewohnt, ein Wagen still. Zwei Männer von sehr gebildetem Auftreten stiegen aus und fragten nach dem Herrn Capitain Clément.

Suzon führte sie hinein.

Die beiden Männer, die Secundanten des Grafen Duriveau, fanden den Capitain Just in Gesellschaft der beiden Offiziere und des Rechtsgelehrten, man begrüßte sich mit größter Höflichkeit, und einer der Zeugen des Grafen Duriveau sagte zum Capitain:

„Der Herr Graf Duriveau, mein Freund, ist von Ihnen, mein Herr, auf das Schwerste beleidigt worden, er verlangt dafür Genugthuung, als Beleidigter hat er die Waffen zu bestimmen und wählt das Pistol. Wir werden in Gemeinschaft mit diesen Herren da — die jedenfalls Ihre Secundanten sind, die näheren Bestimmungen festsetzen.

„Mein Herr,“ antwortete der Capitain, „haben Sie die Güte, auf eine einzige Frage zu antworten. Sind Sie von der Ursache der Herausforderung unterrichtet, mit welcher der Herr Graf Duriveau mich beehrt?“

„Vollständig, mein Herr. Der Herr Graf Duriveau hat uns gesagt, es handelte sich um ein unseliges Zusammentreffen in Folge der Nebenbuhlerschaft bei einer und derselben Person. Der Herr Graf Duriveau hat sogar die Zartheit gehabt, uns den Namen des Frauenzimmers, welches die mittelbare Ursache dieser traurigen Zwistigkeit gewesen, zu verschweigen, indem er es bis nach stattgefundenem Duell aufschob, sie uns zu nennen.“

„Da haben wir's — ich hab' es erwartet,“ sagte der Capitain und wechselte mit seinen Freunden einen Blick.

Dann setzte er hinzu:

„Meine Herren, der Herr Graf Duriveau ist vor meiner Thür, nicht wahr?“

„Ja, mein Herr.“

„Möchten Sie die Verbindlichkeit haben, ihn zu bitten, sich hier herauf zu bemühen?"

„Aber, mein Herr, so eine Zusammenkunft —"

„Glauben Sie nicht, daß ich auf die Ehre Anspruch mache, mit dem Herrn Grafen Duriveau zu sprechen," antwortete der Capitain.

„Und wer soll denn mit ihm reden, mein Herr?"

„Dieser Herr," sagte der Capitain und wies auf den Rechtsgelehrten.

„Der Herr ist einer von Ihren Secundanten."

„Der Herr ist mein Freund."

„In dem Falle sehe ich nicht, mein Herr," sagte der Secundant des Grafen Duriveau sehr verwundert, „wozu da —"

„Mein Herr," versetzte der Capitain Just, „ich erkläre hiermit, daß ich mich auf der Stelle zurückziehe und dem Herrn Grafen jede Genugthuung verweigere, wenn er nicht in die Unterredung mit diesem Herren einwilligt."

„Aber mein Herr —"

„Aber, mein Herr," versetzte der Capitain Just mit Heftigkeit, „besprechen Sie sich wenigstens über die Bedingung, die ich stelle, mit dem Herrn Grafen."

„Das ist billig, mein Herr," sagten die Zeugen. Und sie entfernten sich.

Fünf Minuten darauf erschienen sie wieder in Begleitung des Grafen Duriveau.

„Der Herr Graf willigt ein?" sagte der Capitain.

„Der Herr Graf willigt ein," bejahte einer der Secundanten.

„Meine Herren, haben Sie die Güte, hier einzutreten," sagte der Capitain zu den Secundanten des Grafen und den seinigen.

Der Graf Duriveau blieb mit dem Advocaten allein.

Der Advocat war ein kleiner Mann, der ruhig und spöttisch darein sah; er trug blaue Brillengläser und hielt unter dem Arm einen dicken Band mit buntgeädertem Schnitt; er winkte Herrn Duriveau sehr höflich, sich zu setzen.

„Mit wem habe ich die Ehre zu reden, mein Herr?" fragte dieser.

„Mit dem Advocaten Dupont."

„Advocaten Dupont," sagte Herr Duriveau stolz und befremdet, „wozu ein Advocat?"

„Damit er thut, was seines Amtes ist, mein Herr."

„Seines Amtes — wit — hier ist nicht Zeit zu schlechten Späßen —"

„Kennen der Herr den Paragraph 322 des Strafgesetzbuches?" sagte der Rechtsgelehrte.

„Wie, mein Herr?" rief der Graf Duriveau, und sah den Advocaten mit wachsendem Erstaunen an.

„Der Paragraph lautet wie folgt:

Wer sich einen Anschlag auf die Schamhaftigkeit zu Schulden kommen läßt, der mit Gewaltthätigkeiten verbunden ist, wird, sei derselbe ein gelungener oder nur versuchter, mit Zuchthausstrafe belegt."

„Mein Herr!" rief der Graf Duriveau.

„Wissen der Herr, was Zuchthausstrafe bedeutet?" fuhr der Rechtsgelehrte fort.

„Aber —"

„Folgendes," unterbrach der Advocat Herrn Duriveau.

„Die Zuchthausstrafe besteht in enger Haft, wobei der Sträfling zu Zwangsarbeiten angehalten wird, deren Ertrag ihm zum Theil zu Gute kommt."

Dann sah er den Grafen, welcher blaß wurde, höhnisch an und setzte hinzu:

„Sie scheinen mir alle Erfordernisse zu besitzen, mein Herr, die zur Fabrication von wollenen Fußdecken erforderlich sind, können auf diese Weise Ihre drei bis vierhunderttausend Livres Jahreseinkünfte sehr gut mit drei bis vier Sous täglichen Erwerbes in einem Zwangshause, sei es zu Melun, zu Poissy, oder sonst, vermehren."

Der Graf Duriveau saß vernichtet da und wußte nicht ein Wort zu erwidern.

Der Rechtsgelehrte fuhr mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit fort:

„Sie haben der ehrenwerthesten aller Frauen eine schändliche Falle gelegt und einen gewaltsamen Angriff auf ihre Tugend gemacht."

„Mein Herr," rief der Graf außer sich vor Wuth, nehmen Sie sich in Acht."

„St, nicht so laut — ganz ruhig — sonst sprech ich laut," sagte der Advocat immer besonnen, „und sage Ihren Secundanten, was Sie ihnen verschwiegen — nämlich Ihren schändlichen Anschlag, der es allein ist, der das Verfahren des Capitain Just bestimmt."

Bei dieser Drohung des Advocaten blieb Herr Duriveau auf's Neue stumm und betreten.

Der Advocat fuhr fort:



„Das Verbrechen, dessen Sie sich schuldig gemacht, setzt Sie den eben genannten Strafen aus — ich werde mich sogleich daran machen, Alles, was zur Einleitung dieser widerlichen Untersuchung nothwendig ist, in Bereitschaft zu setzen — ich kann so im Nothfall die Sache dem Untersuchungsrichter ganz fertig übergeben."

„Ein Verbrechen, ein Untersuchungsrichter? Gehen Sie mir doch, mein Herr, Sie halten mich für ein Kind," sagte Herr Duriveau, der jetzt seine unverschämte Frechheit wieder gewann. „Sie wissen nicht, daß es auf diese Weise keinen Mann aus der großen Welt gibt, der nicht mehre Male in seinem Leben Anschläge, und gewaltsame dazu, auf die Schamhaftigkeit der Frauen gemacht hat, denen er den Hof macht. Lieber Gott, Herr Advocat, darum macht man ja den Frauen blos den Hof! Sind Sie im Palais de Justice so unschuldig?"

„Nun das ist — das ist allerliebst, wirklich allerliebst — vom Gesichtspunkt der Regentschaft aus — nur vom Gesichtspunkt des Strafgesetzbuchs aus ist's dummes Zeug. Der Fiskal nimmt keine Notiz — so drücken wir uns im Palais aus — von den Angriffen auf die Schamhaftigkeit, in Betreff deren die Frauen keine Klage einlegen, ganz im Gegentheil — aber er erläßt auf der Stelle einen Verhaftsbefehl — wieder ein Kunstausdruck, Herr Graf — gegen den Schändlichen, der ein tugendhaftes Weib in eine Falle lockt, um an ihr trotz ihrer Thränen und ihres Hülferufs Gewalt zu üben. Wenn das Verbrechen bewiesen ist — und das Ihrige ist es nur allzusehr — so wird der Verbrecher zu einer infamirenden Strafe verurtheilt. — Das bringt Sie ein wenig aus der Fassung? Von dem Gesichtspunkt aus haben Sie Ihr unwürdiges Betragen nicht angesehen? Das wundert mich wirklich — denn Sie waren sich doch so wohl bewußt, eine unerhörte Gemeinheit begangen zu haben, da Sie Ihren Secundanten die Ursache Ihres Duells nicht zu sagen wagten. Das war klug angelegt; denn ich biete Ihnen Trotz, einen Ehrenmann ausfindig zu machen, der sich dazu hergibt, Ihr Secundant zu sein, wenn er die ganze Wahrheit weiß."

„Der Capitain Just will sich nicht schlagen und sucht nun Vorwände für seine Feigheit, nicht wahr?" sagte Herr Duriveau bitter.

„Der Herr Capitain Just müßte es nach meiner Ansicht ablehnen, seinen reinen Soldatendegen in das Blut eines Mannes zu tauchen, den er morgen vor das Criminalgericht stellen kann. Aber der Herr Capitain Just will sich, aus besonderen Gründen, zu dem Duell herbeilassen, doch unter gewissen Bedingungen."

„Her damit, mein Herr, und lassen Sie uns ein Ende machen —" sagte der Graf Duriveau vor Wuth mit den Zähnen knirschend — „was schlägt er vor?"

„Der Herr Capitain Just schlägt gar nichts vor, er gebietet —"

„So?"

„Gebietet, ohne Widerspruch zu dulden — und zwar Folgendes: Für's Erste fände er es sehr lächerlich, wenn er sich zu einem Zweikampf herbeiläßt, den er zurückweisen könnte, sich ohne Weiteres unausbleiblich von Ihnen todtschießen zu lassen — denn Sie machen doch wahrscheinlich Anspruch darauf, zuerst zu schießen."

„Das kommt mir zu, ich bestehe auf meinem Rechte."

„Schweigen Sie mir doch von Ihrem Recht, die Leute zu morden, ohne sich selbst irgend einer Gefahr auszusetzen — Sie thun, als wenn Sie allein in der Welt wären. — Davon ist gar nicht die Rede — was stattfinden wird, ist Folgendes: Sie sind als vortrefflicher Fechter bekannt, so wie der Capitain den Degen auch sehr gut zu führen weiß — seine Freunde haben ihre Freude dran — so ist der Kampf gleich — Sie schlagen sich auf den Degen."

„Nein — ich bestehe auf meinem Rechte."

„Sie weisen den Degen zurück?"

„Ja."

„Gut," sagte der Advocat und stand auf — „ich erkläre Ihren Secundanten auf der Stelle die wahre Ursache des Duells — und noch heut Abend ist dem Staatsankläger die Criminalklage eingereicht."

„Meinetwegen denn der Degen," rief Herr Duriveau erbittert aus und stand auf.

„Einen Augenblick, wir sind noch nicht fertig."

„Wie — noch etwas?"

„Gewiß —" sagte der Advocat — „es wird Ihnen hiermit im Voraus angekündigt, daß, wenn Sie sich unterstehen, ein Wort, auch nur Ein Wort fallen zu lassen, das den Ruf eines Frauenzimmers, deren Namen über Ihre Lippen gehen zu lassen Ihnen somit von jetzt an verboten wird, im Geringsten gefährden könnte, die Criminalklage auf der Stelle gehörigen Ortes eingereicht wird."

„Mein Herr."

„Wir ergreifen diese Vorsichtsmaßregel, um Sie daran zu hindern, die Verleumdungen auszubreiten, mit denen Sie gedroht haben — also merken Sie es sich wohl — diese greuliche Geschichte wird entweder in das tiefste Schweigen gehüllt — oder sie erlangt die äußerste Oeffentlichkeit. Der Capitain handelt, wohlverstanden, keineswegs, um Sie zu schonen, auf diese Art, sondern, um dem edelsten Weibe, das der Erdboden trägt, ein jedenfalls doch unangenehmes Aufsehen zu ersparen — das sie übrigens mit um so größerer Seelenruhe ertragen könnte, wenn Sie es durch Ihre Verleumdungen herbeiführen sollten, da der Ausgang sein würde, daß Sie zur Haft verdammt und mit entehrender Strafe belegt werden würden, während ihr verdoppelte Theilnahme und Achtung zu Theil werden würde."

„Das ist hoffentlich Alles," sagte der Graf Duriveau und sah sich in ohnmächtiger Wuth in die Unmöglichkeit versetzt, die Bosheit auszuführen, die er beabsichtigt hatte. „Ich habe den Degen angenommen — es wird spät."

„Noch zwei Worte — Ende gut, Alles gut —" versetzte der Rechtsgelehrte — „Sie sprechen jetzt zu Ihren Zeugen, in Gegenwart derer des Herrn Capitain Just, ungefähr so: Ich habe gesagt, meine Herren, das Duell habe zur Veranlassung eine Nebenbuhlerschaft in Liebessachen — das ist nicht ganz genau —"

„Zurücknehmen, was ich gesagt? — Nimmer!"

„Da sehe einer diesen gewissenhaften Menschen —" sagte der Advocat mit Achselzucken — „dann setzen Sie hinzu: ich gebe mein Ehrenwort, daß dieses Duell die Folge ist von — nun von einem politischen Zwiespalt, oder was Sie sonst wollen."

„Falsches Ehrenwort," rief Herr Duriveau, „ich soll mich dem aussetzen, als Ehrloser behandelt zu werden — sind Sie toll?"

„Zieren Sie sich doch nicht!"

„Herr Advocat!! —" rief Herr Duriveau wüthend.

„St — ruhig — oder ich rede mit Ihren Secundanten — Sie verstehen mich — also, Sie geben Ihr Ehrenwort, daß die Veranlassung des Duells eine andere ist, als Nebenbuhlerschaft in der Liebe. Der Grund, weshalb wir darauf bestehen müssen, ist

folgender: auf diese Weise hat der Capitain zur Garantie erstens Ihre Furcht vor einem Criminalprozeß, zweitens Ihre Furcht, einer falschen Angabe des Ehrenwortes bezüchtigt zu werden — was eintreten würde, wenn Sie, nachdem Sie vor Ehrenmännern Ihr Ehrenwort gegeben, daß das Duell mit Liebesangelegenheiten nichts zu thun habe, denn doch gegen die bewußte Dame irgend ein nachtheiliges Gerücht in Umlauf zu setzen versuchten."

„Niemals — ich nehme nichts zurück."

„Alsdann, mein Herr," sagte der Advocat und stand auf, „muß ich mit Ihren Secundanten reden."

„Meinetwegen, so find' ich andere —" rief der Graf Duriveau rasend vor Wuth — „ich ohrfeige den Capitain Just, dann muß er mir selbst zu Secundanten verhelfen."

„Darauf lassen Sie sich nur nicht ein," sagte der Advocat höhnisch, „Sie haben heut Morgen gesehen, das der Capitain Just auch Armkraft besitzt. Wenn Sie die Hand gegen ihn aufheben, so würde er die Ehre haben, Sie zum zweiten Mal durchzuprügeln — noch vor dem Criminalprozeß."

„Ich willige in Alles ein," rief der Graf auf's Aeußerste gebracht, „wenn ich mich nur mit ihm schlagen kann."

„Der Wunsch wird sogleich erfüllt werden — der Herr Capitain hat daran gedacht und in Betracht der Schwierigkeit, eine passende Stelle zu finden, um einander ungestört die Kehle abschneiden zu können, den Garten seines Hauses gewählt — Sie können ihn von hier sehen — sehen Sie — da, vor dem Fenster. Was die Waffen anbetrifft, so haben unsere Secundanten dafür schon gesorgt."

„Genug, mein Herr," sagte der Graf und gewann seine Besonnenheit wieder, „ich nehme Alles an, ich verstehe mich zu Allem, vorausgesetzt, daß ich nur endlich einen Degen in die Hand bekomme und diesen Mann mir gegenüber sehe."

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Graf Duriveau widerrief, wie verabredet, seine Angabe in Betreff der Veranlassung des Duells und gab sein Ehrenwort, dieselbe habe mit Liebe nichts zu schaffen, es liege eine politische Meinungsverschiedenheit zu Grunde.

Der Kampf fand statt in dem Garten des Hauses, das der Doctor bewohnte.

Er war äußerst erbittert.

Der Graf Duriveau zeigte große Tapferkeit; obgleich er einen Hieb über den Kopf erhalten, wollte er doch fortfahren, und nachdem er dem Capitain Just eine Wunde am Arm beigebracht, empfing er einen zweiten Hieb in die rechte Seite, der ihn kampfunfähig machte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde nach dem Ende des Duells konnte ich Reginen melden, der Capitain Just sei nur leicht verwundet.

Bis dahin hatte die arme Frau sich durch festen Willen aufrecht erhalten.

Aber jetzt versagten ihr ihre Füße den Dienst — ich hatte nur eben Zeit, Mademoiselle Juliette herbeizurufen; diese ließ ich bei der Fürstin.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verurtheilte.

(Fortsetzung aus Nr. 143.)

Ich schwieg also bei dem Anblick des vornehmen Vertreters und Beschützers der Unschuld und ließ mich, im Nachdenken über das Erlebte, gleichgültig in das Gefängniß zurückführen. Schon den Tag darauf, weil ich auf das Rechtsmittel der Appellation von dem Urtheil förmlich verzichtet, transportirte man mich, wieder in Gesellschaft einer liederlichen Dirne, in das Landbesserungshaus, wo wir nach zehnstündiger Fahrt auf dem Transportkarren anlangten.

Die Anstalt war allerdings nichts als ein Gefangenhaus in anderem Sinne, nur daß hier die Besserung der Detinirten Hauptzweck erschien, und wenn im Allgemeinen Prügel, dunkler Kerker und Entziehung der Speise wirklich Besserung hervorbringen, so entließ das Haus jährlich einige hundert Gebesserte.

Lobenswerth mußte indeß die Verwaltung unter allen Umständen genannt werden. Nicht allein, daß Reinlichkeit, hinreichende und kräftige Nahrung — es wurde wöchentlich zwei Mal Fleisch verabreicht — humane Behandlung der Detinirten, wenn sie nur guten Willen zur Besserung blicken ließen, selbst Bevorzugung derjenigen, die sich darin auszeichneten, den besten Eindruck auf ein für das Gute noch empfängliches Gemüth nicht verfehlten; sondern auch der Unterricht in irgend einem Handwerk, welches in der Anstalt betrieben wurde, oder in einer sonstigen für das bürgerliche Leben nützlichen Beschäftigung, mußte den nicht ganz Verdorbenen zur Dankbarkeit verpflichten. Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und dergleichen wurde damals nicht ertheilt, weil es hier wie in anderen Fällen Grundsatz der französischen Regierung war, die Leute nicht so klug zu machen, daß sie durch gute Lectüre sich fortbilden und gewisse Dinge mit nicht wohlgefälligen Augen ansehen könnten.

Aber wie Wenige verstanden den Werth des Guten zu schätzen, das man ihnen angedeihen ließ! Warum strafte man unaufhörlich und wollte die Anerkennung erzwingen, was doch niemals, insbesondere bei besserungsunfähigen Individuen geschehen konnte, und entließ zur bestimmten Zeit die Verstockten als angeblich gebessert, obgleich man mit Sicherheit den Tag bestimmen konnte, an welchem sie wieder durch das Thor der Anstalt ihren Einzug halten würden!

Man ließ mir die Wahl, mich für Erlernung des Schneider-, des Schuhmacher-, des Nagelschmiede-, des Tischler-, des Weberhandwerks oder der Gärtnerei zu bestimmen. Letztere behagte meinem Hang zur Bewegung im Freien am meisten, und so wurde ich denn dem Hausgärtner als Lehrling zugetheilt, unter dessen Aufsicht und Anleitung zur Zeit sechs Männer und eben so viel Knaben den mehre Morgen großen Garten der Anstalt im Stande hielten. Zuweilen mußten, wenn außerordentliche Hülfe nöthig war, noch mehre Häuslinge die gewöhnlichen Gärtner unterstützen.

Herr Wohlbert war ein Mann in den Fünfzigern, unverheirathet und wohnte, wie alle Beamte und Lehrmeister, in der Anstalt. Der stete Umgang mit dem Auswurf der Menschheit hatte ihn nicht gehindert, den Charakter, den Bildungsgrad und den guten Willen der ihm anvertrauten Häuslinge zu unterscheiden. Der Bosheit, Widerspenstigkeit und anderen dem unverbesserlichen Menschen anklebenden Lastern begegnete er mit Strenge und Nachdruck, aber um so freundlicher und liebevoller zeigte er sich gegen die Fleißigen, Unverdrossenen und Geschickten, besonders gegen Diejenigen, die der Gärtnerei mit Leib und Seele zugethan waren.

Die Liebe zur Arbeit im Garten machte mir dieselbe leicht, und je mehr ich mich bemühte, den Anordnungen Wohlbert's nachzukommen, desto mehr wurde er für mich eingenommen, desto mehr suchte er mich in dem ganzen Umfange der Gartenkunst zu unterrichten, und ich machte darin binnen kurzer Zeit solche Fortschritte, daß ich an Kenntnissen und Geschicklichkeit es allen meinen Mitarbeitern zuvorthat. Mein Benehmen trug mir nicht allein bei meinem directen, sondern auch bei allen übrigen Vorgesetzten der Anstalt gute Früchte; denn Herr Wohlbert war unerschöpflich in meinem Lobe, wenn ein Beamter die Arbeiten im Garten besichtigte, oder wenn er seinen Bericht über die ihm anvertrauten Häuslinge erstatten mußte. Von allen Seiten wurde ich beobachtet, und da ich mich mehr und mehr vervollkommnete, auch sonst mein Betragen so einrichtete, daß der feindlichste Aufseher nichts wider dasselbe vorzubringen vermocht hätte, so flossen mir bald alle diejenigen Vortheile zu, die man in solchen Fällen gern dem musterhaften Detinirten zu gewähren suchte, und die in dem schrecklichen Zustand der Gefangenschaft von großer Wichtigkeit sind. Ich erhielt zum Beispiel für Das, was ich über die vorgeschriebenen Leistungen verdiente, einen höheren Lohn, als die Anderen; ich bekam oft vier oder fünf andere Knaben unter meine spezielle Aufsicht; ich durfte zu einer Zeit im Garten allein zurückbleiben, wenn Alles schon in den Schlafsälen sich befand; ich begleitete Herrn Wohlbert auf seinen im Dienste des Hauses unternommenen Ausflügen auf die benachbarten Dörfer; ich durfte bei den Festen des Inspectors mit aufwarten und erhielt auch außerdem so manchen Abfall aus der Küche. Man gab mir doppelt so oft reine und gute Wäsche und Anzüge, als die Anderen empfingen; endlich logirte man mich des Nachts in ein Zimmer, worin blos drei Häuslinge aus dem gebildeten Stande, die auf dem Bureau den Tag über beschäftigt waren, schliefen.

Waren das nicht Vortheile genug, und mußte mich solche Auszeichnung nicht anspornen, immer besser zu werden und die besondere Güte gegen mich vollkommen zu verdienen?

Mehr als alles Vorgenannte beglückte mich aber die tägliche, wenn auch kurze Unterhaltung mit dem Hausgeistlichen. Kaplan Engel war ein Mann von etwa vierzig Jahren, gelehrt und menschenfreundlich. Die letztgenannte Tugend mußte er ja ohnehin besitzen, wenn er sein freiwillig übernommenes Amt, als Beichtvater ausgearteter Menschen, im ganzen Umfange ausüben wollte. Es kann sich aber auch Niemand diese Geduld, diese Ruhe denken, mit welcher der gute Mann, ohne zu ermüden, bei seinem schweren Geschäft zu Werke ging. Wer nur ein Mal ihn mit Aufmerksamkeit hörte, mußte sich unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlen. Leider schließe ich hier vielleicht von meiner Person auf Andere; denn wenn in der That alle Häuslinge meine Gesinnung und Denkweise getheilt hätten, so würde der Erfolg seine Bemühungen gekrönt haben, was doch nur bei sehr Wenigen stattfand.

Mit einer Behutsamkeit, die die Klugheit ihm dictirte und die Erfahrung nöthig machte, nahm er sich meiner, des verwahrlosten, ohne Religion aufgewachsenen Jünglings an. Er brachte mir erst die allgemeinen Grundsätze der Religion bei, ging dann zur christlichen Lehre im engeren Sinne über und legte so den Grund zum Guten in meiner Brust. Jetzt, da ich den Abgrund erkannte, an welchem ich seit meiner frühsten Kindheit sorglos gewandelt, jetzt erst schauderte ich und bebte vor Handlungen zurück, die mir früher keine Reue kosteten.

Wie pries ich mich glücklich, als der Tag herangekommen war, an welchem ich durch die erste heilige Communion Mitglied der christlichen Gemeinde werden sollte! Ach, wie reuig, wie zerknirscht bekannte ich meine Sünden, meine schweren Missethaten! Wie klagte ich mich der größten Verbrechen an und verschwieg auch nicht das geringste! Die Vergebung durch den Mund des Geistlichen that mir wohl, und fühlte ich auch damals schon wegen jener That an meinem Vater einen Stachel in meiner Brust, den selbst die aufrichtigste Reue, die strengste Buße und das tröstlichste Wort des Geistlichen nicht herausziehen konnten, so war die Unruhe darüber, in welche ich seit der Erkenntniß gerathen, doch nicht mehr so groß, als in dem Augenblick, wo der Vorhang, der bisher die blutigen Greuel verhüllt hatte, vor meinen Augen aufgerollt wurde. Freilich stiegen fortwährend quälende Gespenster in meiner Sele auf, aber mit dem festen, kindlichen Glauben an Vergebung suchte ich sie aus dem Innern zu verscheuchen.

Mit meiner Erkenntniß erwachte auch der Trieb in mir, so viel als möglich zu lernen; diesen Trieb ließ der gute Kaplan nicht unbefriedigt. Jede Stunde, welche sein Dienst und seine geistlichen Beschäftigungen ihm übrig ließen, verbrachte er in meiner Gesellschaft, indem er den Garten und die Stelle besuchte, wo ich arbeitete, und, ohne mich bei der Arbeit zu stören, gleichsam spielend, durch seine Unterhaltungsgabe, durch Beantwortung von mir gestellten Fragen und durch Anschauung der Dinge in meiner Umgebung, in das Elementarwissen mich einführte.

Sonntags vor und nach dem Gottesdienst, an den Werktagen eine Stunde vor Beginn der Arbeit, war es durch seine Vermittelung mir gestattet, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen. Hier unterrichtete er mich im Lesen, Schreiben, Rechnen, auch wol in manchen anderen nützlichen Dingen, wie sie eben meine zwar rasche, aber nicht überflügelte Bildung zu fassen vermochte.

Es kann sein, daß ich ein besonderes gutes Talent besaß, welches von einem so vortrefflichen Lehrer, wie der Kaplan, benutzt, zu den schönsten Erwartungen berechtigte, aber ich habe die sichere Ueberzeugung, daß dem Menschen alles Mögliche gelingt, wenn er nur den festen Vorsatz und die Kraft hat, es auszuführen.

Nachdem ein Jahr verflossen, unterhielt ich mich mit meinem Lehrer schon in Briefen, las so manches gute Buch, das seine Wahl mir gestattete, und betrachtete mein Verhältniß, so wie das der übrigen Häuslinge mit ganz anderen Augen. Jetzt erst fand ich die Gespräche meiner Schlafkameraden, welche der Leichtsinn, nicht aber die Bosheit, in die Anstalt geführt, höchst interessant, und wie stolz war ich, über viele mir sonst unerklärliche Gegenstände mitreden zu können. Kurz, lieber Leser, Du wirst es mir glauben, daß ich mich glücklich fühlte, und daß ich die Fähigkeit, Dir meine vielleicht nicht uninteressante Lebensgeschichte mittheilen zu können, einzig der in der Anstalt erhaltenen Bildung, vorzüglich aber meinem unvergeßlichen Wohlthäter, dem nun in Gott ruhenden Kaplan verdanke.

Jetzt erst entschied ich mich für den Betrieb der Gärtnerei gänzlich; denn ich hatte diese Kunst mit Allem, was zur Einleitung gehört, theoretisch mitbetrieben und konnte manchen Gegenstand mit Herrn Wohlbert besprechen, der sonst unerörtert geblieben wäre. Mein Lehrherr war über meine Fortschritte in der Theorie nicht weniger erfreut, wie über jene in der Praxis, und wo er nur konnte, suchte er seine äußerste Zufriedenheit darüber an den Tag zu legen.

Er unterrichtete mich selbst in der Botanik und versah mich mit den nöthigen Büchern und Abbildungen.

So verging die Zeit rasch, und sehr bald war ich für fähig erklärt, meinen Unterhalt in der Freiheit erwerben zu können. Oft wurden mir Anerbietungen gemacht, bei einem Handwerker in die Lehre zu treten; denn täglich besuchten die Meister aus der Umgegend das Haus, sich einen Lehrling auszuwählen, und jedes Mal fiel die Wahl auf mich, dessen offenes Wesen, vielleicht auch blühende, kräftige Gestalt — ich war nämlich nach dem allgemeinen Urtheil der Hausbewohner ein „prächtiger Junge" geworden — sie augenblicklich für mich einnahm. Aber ich dankte, zum größten Vergnügen meines Lehrherrn und der Hausbeamten, jederzeit für das Anerbieten, indem ich erklärte, daß ich ein Gärtner sein und bleiben wollte. Ich hatte mich auch so unentbehrlich gemacht, daß, wenn ich nicht jene Anerbietungen abgelehnt hätte, man sicher einen Vorwand gefunden haben würde, mich zurückzuhalten.

Ferner konnte ich weder von Herrn Wohlbert, noch von Herrn Engel mich trennen, von ihnen, denen ich mehr als mein Leben zu danken hatte. Sie waren es, die mich zum Menschen gemacht, die ich mit kindlicher Liebe verehrte und deren Rath und Unterricht ich noch sehr zu bedürfen glaubte.

Eduard Ludwig.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Novellen-Zeitung.



№ 145.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 7. April 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

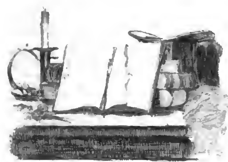
oder Memoiren eines Kammerdieners.

Sechster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 144.)

Dreizehntes Kapitel.

Martin's Tagebuch.



Ich finde unter meinen Papieren Stücke eines Tagebuchs, an dem ich, nachdem ich einige Zeit im Hôtel Montbar gewesen, dann und wann geschrieben hatte.

Diese Blätter, die ich ohne Plan von Tag zu Tag aufgesetzt, geben doch über meine tiefsten Seelenschmerzen in der seltsamen Stellung, die ich eingenommen hatte, aufrichtige Rechenschaft.

Das Tagebuch, das auf wenig Seiten die hervorragendsten Ereignisse meines ersten Dienstjahres bei Regina umfaßt, reicht auf diese Weise bis zu dem Eintritt gewisser bedeutender häuslicher Veränderungen in der Familie des Fürsten Montbar, welche zugleich die wichtigsten Epochen in meinem Leben bilden und sich etwa vierzehn Monate nach meiner Aufnahme in den Dienst der Fürstin zutrugen.

Jetzt hab' ich diese Blätter mit der Ruhe des kalten Beobachters wieder überlesen; mehre von ihnen tragen den Stempel einer Leidenschaft, die glühend sinnlich ist und lichtscheu, wie es eine geheimgehaltene und strafbare Leidenschaft ist. Ich möchte jetzt aus dieser wiederholten Lesung meiner eigenen Aufzeichnungen eine gewichtige Lehre ziehen: daß es für eine tugendhafte junge Frau nichts Unklugeres, Gewagteres geben kann, als sich in ihrem Hause und in ihren eigensten persönlichen Angelegenheiten männlicher Bedienung anzuvertrauen.

Wo dies geschieht, findet auf Seiten der Frauen ein blindes Vertrauen auf ihre eigene Tugend statt, oder auch eine ebenso unbesonnene Verachtung der Männer, die doch als Männer niemals ohne Leidenschaften, Naturtriebe und Wünsche sind, und die auch auf diese Weise in ein vertrauliches Verhältniß treten, das für sie selbst höchst gefährlich ist.

Es liegt der ganzen herrschenden Sitte eine unbestimmte Reminiscenz in dem Grundsatz der römischen Damen zu Grunde:

Ein Sklave ist kein Mann.

Das ist nicht wahr.

Ein Mann bleibt immer ein Mann, und je weniger Erziehung man bei ihm annimmt, desto mehr wird bei solchen Beziehungen der Eindruck, den er empfängt, roh, sinnlich und lüstern sein.

Das Weib muß sich bei dem feinen, leicht verletzlichen Schamgefühl, das bei ihm stattfinden soll, in dieser Beziehung noch weit mehr vor Gedanken, als vor Handlungen fürchten; ihre weibliche Würde ist ihr eine Schutzwehr gegen jeden thätlichen Angriff auf ihre Tugend — aber diese kann die sinnlichen Gelüste nicht verhindern, welche die Herrin unbewußt durch unzählige und unwillkürliche und unvorhergesehene kleine Vorgänge selbst und zwar ganz unmittelbar bei der männlichen Bedienung hervorruft und anreizt.

Und je reiner eine Frau ist, je mehr sie auf ihre Würde hält, je mehr sie von dem Bewußtsein der ungeheuren Kluft, der Unmöglichkeit, die sie von ihrem Kammerdiener scheidet, durchdrungen ist, um so weniger wird sie gegen ein gewisses Sichgehenlassen im Betragen auf ihrer Hut sein, vor dem sie doch zurückschrecken würde, wenn es sich darum handelte, daß es einem Mann aus der guten Gesellschaft gegenüber stattfinden sollte. —

Die Bruchstücke meines Tagebuchs sind folgende:

Den 17. Februar 18..

Es sind jetzt vier Wochen, seitdem der Capitain Just die schwere Wunde empfangen — er hat noch nicht wieder ausgehen können. Ich bin wie gewöhnlich da gewesen, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Was für ein Blick voll unwillkürlicher Erkenntlichkeit ward mir von Regina zu Theil, als ich am Tage nach dem Duell zu ihr sagte:

„Wollen die Frau Fürstin mir eine Gnade gewähren?"

„Reden Sie, Martin."

„Die Frau Fürstin wissen, was ich dem Herrn Doctor Clément schuldig bin, ich bin dem Herrn Capitain Just ehrfurchtsvoll zugethan, und obwol seine Wunde, wie ich hörte, weit davon entfernt ist, sein Leben in Gefahr zu setzen, so würde es mir doch immer Sorge machen — wenn ich nicht fast jeden Tag erführe, wie er sich befinde. Ich möchte also die Frau Fürstin um die Erlaubniß bitten, mich jeden Morgen darnach erkundigen zu dürfen. Mein Dienst soll dabei nicht leiden — ich werde vor Sonnenaufgang hingehen."

„Diese Regung von Dankbarkeit ist allzu lobenswerth, als daß ich ihr nicht entgegenkommen sollte," antwortete die Fürstin, die kaum ihre Freude verbergen konnte. „Ich finde es sehr angemessen, daß Sie sich jeden Tag nach dem Befinden des Sohnes Ihres Wohlthäters erkundigen."

Das arme Weib! — Wie hat meine Bitte sie glücklich machen müssen, wenn sie ihn schon liebt!

Nie hätte sie es gewagt, mir den Befehl zu geben, jeden Morgen zu ihm zu gehen.

Das ist noch nicht Alles — ich habe Reginen auch die Verlegenheit zu ersparen gesucht, zu mir zu sagen: „Nun, wie geht's ihm?"

Ich erzähle ihr jeden Morgen, wie er sich befindet, ohne daß sie mich fragt.

Als der Fürst von der Jagd zurückgekehrt war, erkundigte er sich, obgleich er, wohlverstanden, die Veranlassung des Duells nicht kannte, in Person nach dem Befinden des Capitains Just und ließ nicht leicht vier bis fünf Tage hingehen, ohne daß er sich dort hätte einschreiben lassen.

— — — — — — — — — — — — — —

Den 8. Februar 18..

O, wie ist Regina von meiner zarten Zuvorkommenheit zart gerührt worden! Wie edel hat sie mich belohnt, als sie merkte, wie viel Diensttreue, Ergebenheit und Einsicht ich mir's kosten ließe, in Betreff des Capitain Just ihrer Zurückhaltung, ihrem Stolze auch die mindeste Verlegenheit zu ersparen!

Heut Morgen brachte ich ihr mein Auslagenbuch; die Rechnung für die Blumen belief sich auf hundertfünfundzwanzig Franken. Meine Herrin gab mir vier Doppellouisd'or und sagte zu mir:

„Der Ueberschuß ist für Sie, Martin."

Ja, ja — mit Geld ist's abgemacht — —

— — — — — — — — — — — — — —

Den 9. Februar 18..

Meine gestrige schmerzliche Bitterkeit war albern, und noch ungerechter als albern.

Was bin ich denn in Regina's Augen? Ein treuer, eifriger Diener, immerhin, aber doch immer ein Lohndiener, ein Mann, der sich für Geld vermiethet.

Ist es nicht mein einziges Absehen gewesen, in ihren Augen niemals mehr zu scheinen und zu sein? Mit welchem Rechte fühle ich mich also verletzt, wenn meine Herrin mir ihre Dankbarkeit auf eine in Betracht unseres Verhältnisses durchaus angemessene und großmüthige Weise an den Tag gelegt? Weiß sie, kann sie auch nur wissen, welche innige Anhänglichkeit meinem ganzen Betragen gegen sie zu Grunde liegt? Habe ich nicht immer zu mir selber gesagt: sobald Regina die Gefühle ahnt, die mich an sie fesseln, so werde ich selbigen Tages mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt. — —

Als ich heut Morgen von dem Capitain Just nach Hause kam, begegnete mir Leporello; ich knüpfte ein

Gespräch mit ihm an, um zu erfahren, was man unter den Leuten über das Duell rede, in welchem der Graf Duriveau so schwer verwundet worden, daß man noch bis heute an seinem Aufkommen zweifelt. Man ist, wie Leporello sagt, darüber einig, daß dasselbe einen politischen Grund habe, indem, wie man meint, der Capitain sich zu republikanischen Lehren bekenne.

Ich hatte schon in Betreff des Duells Astarten befragt, so wie auch die Kammerfrau der Marquise d'Hervieux, welche beide durch ihre Herrinnen verschiedenen Kreisen der Gesellschaft angehörten. Ihre Antworten haben mir bewiesen, daß man allgemein dieselbe Ansicht über das Duell habe, und daß der Name der Fürstin bei dieser Gelegenheit durchaus nicht genannt worden.

Die Vorsichtsmaßregeln, die der Capitain Just dem Grafen Duriveau gegenüber getroffen, mußten also vortrefflich sein; sie ließen einen Mann von Herz, Geist und Gewandtheit erkennen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Heute beim Mittagsessen ließ sich der Fürst in bitterer und auffallender Weise gegen seine Frau gehen: seltsam; als er von der Jagd zurückkam, schien er, da er von der Verwundung des Capitain Just erfuhr, aufrichtige Theilnahme zu empfinden und empfand sie auch gewiß wirklich. Seine erste Regung war rein und edel gewesen, aber in dem Maße, als der Zustand des Capitains sich besserte, fing der Fürst an, auf die Leute zu sticheln, die von der Wuth auf politische Duelle besessen seien, und führte unter andern Gründen an: einem Mann die Kehle abzuschneiden, sei doch nicht gerade der beste Beweis, den man für die Vorzüglichkeit einer Theorie aufbringen könne u. s. w. u. s. w.

Diese Spöttereien, bei denen es sichtbarlich auf den Capitain Just gemünzt war, mußten der Frau von Montbar doppelt empfindlich sein — sie war ja die erste Veranlassung zu diesem Kampfe, in welchem der Capitain Just so tapfer sein Leben auf's Spiel gesetzt.

Es gibt einen gewissen Unstern, welcher die Ehemänner bisweilen dazu treibt, gerade Das zu sagen und zu thun, was sie ihren Frauen unangenehm und bisweilen geradezu verhaßt machen muß — so war an diesem Abend das Thema der Spöttereien des Fürsten von Montbar der erste Besuch, den der Capitain Just wieder bei seiner Frau abstatten würde.

„Sich als Wiedergenesender von einem Säbelhiebe vorzustellen, das nimmt sich auf alle Fälle sehr gut aus," sagte der Fürst sarkastisch — „eine so schöne Gelegenheit, ein bischen Herzenstheilnahme in Anspruch zu nehmen, läßt man nicht leicht aus den Händen. Man trägt den Arm in der Binde, sieht noch ein Bischen bleich aus, und nachdem man sich bescheidentlich bitten lassen, erzählt man von den wüthenden Säbelhieben, die man ausgetheilt und aufgefangen — die armen Weiber zittern bei diesen des Ariosto würdigen Erzählungen —" u. s. w.

Regina litt offenbar bei diesen boshaften Spöttereien — sie mußte um so mehr dabei leiden, da sie an sich halten und die ironische Lebendigkeit ihres Gemahls in angenommener Kälte und Unempfänglichkeit mußte abprallen lassen.

Endlich konnte sie es nicht mehr ertragen; sie schützte Kopfschmerzen vor und verließ den Speisesaal.

Ich war aus so viel Ursachen mit der peinlichen Lage Regina's so beschäftigt, daß ich, als Herr von Montbar einen Löffel forderte, vergaß, ihm denselben, wie es sich schickte, auf einem Teller darzureichen, und den gewaltigen Verstoß beging, ihm denselben mit der Hand hinzugeben.

Statt ihn zu nehmen, maß mich der Fürst höhnisch und sagte:

„Sie haben bei dem Herrn Doctor Clément das Aufwarten gelernt?"

Und da ich ihn ganz verdutzt ansah, setzte er hinzu:

„Bei den Aerzten gibt man einen Löffel wol so ohne Umstände hin — wie?"

Der Kammerdiener des Fürsten, der gute alte Louis, kam mir zu Hülfe, trat auf mich zu und sagte ganz leise zu mir in kläglichem Tone:

„Auf einem Teller, auf einem Teller!"

„Verzeihen Sie, mein Fürst," sagte ich zu meinem Herrn, indem ich meinen Fehler wieder gut zu machen suchte, aber dieser wandte sich an seinen Kammerdiener und sagte zu ihm:

„Louis, gib mir einen Löffel."

Das that der alte treue Diener, indem er mich traurig ansah.

Ich kann nicht länger daran zweifeln, ich bin dem Fürsten zuwider; der Vorfall von heut Abend, der an sich so unschuldig scheint, zusammengehalten mit andern, eben so bedeutungsvollen Kleinigkeiten, beweist es mir sonnenklar.

Das beunruhigt mich — nicht in Bezug auf die übermüthige, harte Behandlung, die der Fürst mir angedeihen lassen kann; Herr von Montbar, den ich betrunken aus einer gemeinen Kneipe habe kommen sehen, wo er die Nacht zugebracht, kann mich nicht beleidigen. Ich bin innerlich immer über meinen Stand erhaben gewesen, so niedrig er sein mochte — und habe diesen großen Herrn, meinen Gebieter, in thierischer Besoffenheit tief unter den seinigen herabsinken sehen. Aber hier handelt es sich nicht um sittliche Ueberlegenheit — ich bin der Bediente dieses Mannes, und er kann mich ablohnen.

Ich muß mich also bemühen, durch Zuvorkommenheit, Diensteifer, Unterwürfigkeit die Abneigung, die Herr von Montbar gegen mich hegt, wenigstens in so weit zu besiegen, daß er mich in seinen Diensten behält.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Kelch ist manchmal recht bitter.

Den 10. Februar 18..

Was für ein Morgen! — es war mir, als sollte ich toll werden.

Es ist jetzt elf Uhr Abends — so eben komme ich nach Hause, ich weiß nicht, wie viel Stadtviertel ich durchrannt bin — dieses rasende Rennen hat mich abgemattet, ich bin todtmüde, aber ruhiger. —

Ich will mir also das Vergangene zurückrufen — wenn ich darf!

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich war früh aufgestanden und ging zum Baron von Noirlieu. — Mein Herr ist noch in demselben Zustande, antwortete mir Melchior. Ich ging wieder nach Hause und machte mich daran, wie wir Bedienten uns ausdrücken, die Gemächer meiner Gebieterin aufzuräumen.

Ich fange immer mit dem Wartesaal an, dann nehme ich den andern Saal vor und spare mir bis zuletzt das Wohnzimmer auf, in welchem meine Gebieterin sich gewöhnlich aufhält, und die kleine Gemäldegallerie, von wo eine Thür in's Schlafzimmer der Fürstin führt.

Ich war also zunächst im Wohnzimmer beschäftigt; diese häuslichen Arbeiten, die von meinen Mitbrüdern gewöhnlich mit Widerwillen und auf nachlässige Weise ausgeführt werden, haben für mich einen unsäglichen Reiz und sind mir die Quelle von vielen Freuden. Diese Luxusgegenstände, dieses prachtvolle Geräth, das die Umgebung meiner schönen Gebieterin bildet, oder dessen sie sich bedient, in Ordnung zu stellen und von dem kleinsten Stäubchen zu reinigen, den Spiegeln, die so oft ihre Züge zurückwerfen, ihren durchsichtigen Glanz zu erhalten, den Farbenglanz dieser Gemälde, auf welchen ihr Blick bisweilen so lange ruht, nicht durch Staub und Rauch schwächen zu lassen, den bunten Schmelz dieser Porzellangefäße, auf denen sich die Vergoldung und die lebhaftesten Farben gegenseitig überbieten, und die ihre Hand so gern mit Blumen anfüllt, immer gleich funkelnd herzustellen — das Alles ist mir ein süßer Genuß — und wie freudig, wie zärtlich berühre ich diese tausend Kunstgegenstände, die kleinen Meisterwerke der Metallarbeit und Bildhauerkunst, Statuetten, Reliquienkästchen, Figürchen und Basreliefs von Silber, Elfenbein und vergoldetem Silber! Meine Gebieterin hat sie berührt und wird sie so oft noch berühren, um sich an ihrer feinen und kostbaren Arbeit zu erfreuen.

Und dann die Gegenstände ihres täglichen Gebrauchs, ihr goldener Federhalter, der in einen Carneol als Petschaft ausläuft, den ich ihr so oft habe an die Lippen drücken sehen, wenn sie nachdenkend im Schreiben innehielt — und ihr Krystallfläschchen, das sie manchmal so lange in der kleinen Hand hielt, und ihr Lehnsessel, in welchem sie so oft den Ellenbogen aufstützte und ihre schöne Stirne trübsinnig auf die Hand lehnte — o mit welcher Seligkeit, mit welcher Vergötterung — und noch in welcher Berauschung lege ich oft meine Hände an diese Heiligthümer meines Liebescultus!

Wie oft sage ich zu mir selbst:

Müßte nicht der leidenschaftliche Liebhaber mein Loos beneiden? — in dem geweihten Raume, wo das angebetete Weib sich aufhält, zu leben — zu sein, wo sie ist, die Luft zu athmen, die sie athmet, zu sehen, was sie sieht, zu berühren, was sie berührt, ihr das Tuch, den Handschuh, den Blumenstrauß, der ihr eben entfallen, aufzuheben, ihr das Buch zu geben, das sie wünscht, ihr das klare Wasser einzugießen, mit dem sie ihre Lippen benetzt, ihr das Krystallbecken zu reichen, in das sie ihre Rosenfinger taucht, einen Vorhang herabzulassen, um einen Sonnenstrahl von ihr abzuhalten, das Feuer anzuschüren, an dem sie sich wärmt, ihr ein Kissen unter die kleinen Füße zu legen, einen Atlasmantel um die weißen Schultern zu hängen — endlich! mit aufmerksamem Blicke ihren kleinsten Wünschen zuvorzukommen, darauf zu sinnen, wie man ihr selbst das Fordern erspare, ihren Befehlen zu gehorchen, mit Einem Worte, sie zu bedienen — ist das nicht ein ganz ideales Glück. Erweist da der stolzeste, der hochmüthigste Liebhaber, ein Fürst, ein König seiner Gebieterin nicht gern und mit wonnigem Genuß alle die Dienste, die ich der meinigen erweise? Sagen wir nicht beiderseits — meine Gebieterin? Ich bin Bedienter, bekomme Lohn — was liegt daran — ich bediene meine Gebieterin als Liebhaber, keine menschliche Macht kann mir dies tägliche, ja, in jedem Augenblick sich erneuernde Glück rauben!

— — — — — — — — — — — — — — —

Ja, das Glück ist groß — aber dieses Nahestehen hat auch schreckliche Folgen.

Ich habe sie heute auf verhängnißvolle Weise erfahren.

Es war der Tag, an welchem frische Blumen kommen — einer meiner Lieblingstage. Sie freut sich so sehr an den neuen Blumen — oft will sie es Niemandem anders überlassen, sie anzuordnen und die bunten Farben und das grüne Blätterwerk geschmackvoll zusammenzustellen — da half ich ihr bei der Arbeit — die doch jeder von uns allein für sich ausführte.

Ich habe also auf den Teppich eine große Menge Blumentöpfe hingestellt, die nur darauf warten, auf das Gestell und in die Vasen gesetzt zu werden.

Ich hatte in dem Wohnzimmer nichts mehr zu thun, als daß ich noch den Lehnsessel abstäubte, den meine Gebieterin gewöhnlich einnimmt — halb liegend.

Das weiche Polster hat beinahe den Eindruck von Regina's reizendem Körper bewahrt, der Atlas ist an der Stelle, wo sie den Kopf anlehnt, ein wenig glätter geworden — überall haucht der Stuhl den sanften Liliendust aus, den die Gewänder meiner Gebieterin an sich tragen.

Ich war allein — ich drückte wie rasend meine glühenden Lippen an den Atlas, auf welchem ihr Haar, ihre Wange, ihre Hand, ihr Körper geruht; ich zog wollüstig den süßen Duft in mich, den ihr Gewand zurückgelassen — ich küßte das sammtne Fußkissen, auf dem sie die kleinen Füße übereinanderlegt — ihre kleinen Füße, die ich in der Hand gehalten!

Es ist ein Geistesschwindel — aber für mich haben diese Spuren ihres Verweilens an diesem Orte Leben, Athem, Herzschlag — es ist ihr Haar, ihre Wange, ihre Hand, ihr Körper, sie selbst.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Hierauf ging ich in den Gemäldesaal, der auf der einen Seite mit ihrem Wohnzimmer, auf der andern mit ihrem Schlafzimmer in Verbindung steht.

Außer den Gemälden ist in diesem Raume noch einiges alterthümliche Hausgeräth; an dem einen Ende über einem sehr schönen Ebenholzschrank in Renaissancestyl befindet sich ein venetianischer Spiegel, der mit einem herrlich gearbeiteten Rahmen umgeben ist, dieser Spiegel ist gerade der Thüre von Regina's Schlafzimmer gegenüber.

Ich war ganz dicht an dieser Thüre beschäftigt, ein anderes Geräth von Ebenholz mit einem Stück Serge abzureiben, als ich Regina's Stimme hörte, wie sie zu ihrem Kammermädchen sagte:

„Kann ich aufstehen, Mademoiselle, ist mein Bad fertig?"

„Sogleich, Frau Fürstin," antwortete Juliette aus dem Hintergrunde des Ankleidezimmers her, wo sie beschäftigt sein mochte, „ich muß nur noch die Eisenkrautessenz zusetzen."

Ihr Bad!

„Es ist fertig — die Frau Fürstin können jetzt aufstehen," sagte gleich darauf Juliettens Stimme.

Und ich hörte das leise Rauschen der seidenen Decke, die nach dem Fußende des Bettes hin zurückgeworfen wurde.

Sie stand auf!

Sie stieg in's Bad!

Einen Augenblick darauf sagte sie zu ihrem Kammermädchen:

„Machen Sie das Bad etwas wärmer — es kommt mir etwas kalt vor — Sorgen Sie dafür, daß mein Handtuch nicht heiß sei."

„Ja Madame."

Ich blieb ohne Regung stehen, von unsäglicher Sinnesverwirrung ergriffen, da ich so zu sagen hörte, was ich nicht sehen konnte, oder viel mehr mit den Augen des Geistes allen Bewegungen meiner schönen Gebieterin verfolgte.

Bei diesen aufreibenden Vorstellungen pochten die Adern an meinen Schläfen so heftig, daß ich in der tiefen Stille, die in diesem entlegenen Gemach herrschte, die dumpfen Laute ihres Pulsschlags hören konnte.

Es drehte sich wie Alles vor den Augen — ich wollte entfliehen, ich konnte nicht, meine Füße versagten mir den Dienst, ich mußte mich an dem Geräth halten, das ich abzuwischen im Begriff war, und auf einige Secunden verging mir Hören und Sehen.

Die Stimme der Fürstin brachte mich wieder zu mir selber; sie sagte zu Juliette:

„Ich mag nicht länger im Bade bleiben, geben Sie mir das Handtuch."

Nach einer Secunde sagte Juliette:

„Hier ist es, Madame."

„Geben Sie her," antwortete meine Gebieterin.

Und unmittelbar darauf rief sie verdrießlich:

„Ach, mein Haar geht los — lassen Sie das Handtuch liegen, und binden Sie wieder auf, — Sie sehen, es wird naß."

Und jetzt stand ohne Zweifel Regina, halb verschleiert von ihrem prachtvollen schwarzen Haar, gleich jener antiken Nymphe, in ihrer Badewanne aus weißem Marmor aufrecht.

— — — — — — — — — — — — — —

Ungefähr eine Viertelstunde nachher war ich am andern Ende der Gallerie und reinigte mit einem trockenen Pinsel das tief eingegrabene Schnitzwerk an dem Rahmen des großen venetianischen Spiegels, dessen oberes Ende, statt glatt an der Wand zu liegen vornüber geneigt war.

Plötzlich erglänzte diese Glasfläche, die bis dahin dunkel war; denn sie spiegelte für mich nichts ab, als eine Thür mit Schnitzarbeit, die am andern Ende der Gallerie lag und in's Schlafzimmer der Fürstin führte — plötzlich erglänzte sie — und welches Bild sah ich ungefähr eine Secunde lang vor mir!

Meine Gebieterin, deren prachtvolles Haar noch ein wenig in Unordnung war, und deren Schultern und Arme bloß waren — den schneeweißen Busen von dem mit Spitzen besetzten Battist, den zwei kleine



Smaragdknöpfe nicht mehr zusammenhielten, kaum bedeckt — meine Gebieterin saß am Kamin auf einem kleinen Sessel von blauer Wollstickerei, bückte sich halb nieder, zog über ihr feines, rundes Bein einen perlgrauen seidnen Strumpf und befestigte ihn oberhalb des Knies mit einem Strumpfband von karmoisinrothem Atlas mit goldenem Schloß, während ihr gerad ausgestrecktes Bein, das noch bloß und glatt wie Elfenbein war, an Weiße mit dem Fußteppich von Hermelin wetteiferte, auf dem der kleine Fuß mit bläulichen Adern und Rosenzehen ruhte.

Ich hörte, wie eine Thür zuging — sogleich wurde die Glasfläche wieder dunkel, und die blendende, wollüstige Schöne war verschwunden.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich glaubte im Traume zu sein; ein leiser, vertraulicher Schlag auf die Schulter machte mich auffahren, ich kehrte mich um, es war Mademoiselle Juliette.

„Nun wahrhaftig, lieber Martin," sagte sie lachend, „Sie sind wie auf Ihre Arbeit erpicht! Ich trete aus dem Zimmer der Madame, und Sie hören mich nicht einmal kommen."

„Ich — ich putzte den Spiegel," antwortete ich stammelnd.

„Ich weiß wol, bei Dem, was Sie thun, kann Sie nichts stören — darin sind Sie zu beneiden. Aber sagen Sie, sind die Blumen für Madame gekommen?"

„Sie sind im Wohnzimmer, Mademoiselle," sagte ich, indem ich meine Fassung wieder gewann.

„Gut," sagte Mademoiselle Juliette, „ich will es der Madame sagen — sie läßt Ihnen sagen, Sie sollten auf sie warten, um die Blumen auf den Gestellen anzuordnen — Sie wissen, darauf ist sie manchmal ganz versessen."

„Gut, Mademoiselle, ich werde auf Madame warten."

„Es wird nicht lange währen — ich kämme und frisire sie nur, dann kommt sie her — das Schnüren geschieht erst nach dem Frühstück."

Und Juliette ließ mich allein.

Als sie die Thür zu dem Zimmer der Fürstin aufmachte, erglänzte der venetianische Spiegel — ich blickte hinein, ich konnte es nicht lassen, auf's Neue, aber ich erblickte nichts als den kleinen, blaugestickten Sessel vor dem weißmarmornen Kamin.

— — — — — — — — — — — — — —

Bald darauf trat Regina in ihr Wohnzimmer, wo ich ihrer mit den ganz bequem in Bereitschaft gehaltenen Blumen wartete.

Vierzehntes Kapitel.

Martin's Tagebuch. (Fortsetzung).



Niemals ist mir die Fürstin in so strahlender Schönheit, in so jugendlicher Frische erschienen. Ich weiß nicht, warum es mir so vorkam, als müßte für sie jetzt gerade einer der Augenblicke eingetreten sein, in denen die seltsamsten Frauen sich schön wissen — innerlich fühlen, daß sie himmlisch reizend sind. Es war, als wüchse sie in die Höhe, während sie so daherschritt, sie blickte stolz um sich, ihr Busen hob sich ein wenig, während ihre schönen Arme, noch feucht von dem wohlriechenden Bade, aus den weiten Aermeln ihres Morgenrockes von weißem Kaschemir, dessen starke Falten diesem göttlichen Leibe zu liebkosen schienen, halb herausragten.

Wie mir das Kammermädchen unbedachtsamerweise gesagt hatte, war meine Gebieterin noch nicht geschnürt. Die natürlichen Formen ihrer Büste waren so herrlich, daß man hätte meinen sollen, sie wären aus Marmor gemeißelt, die Schönheit ihres Leibes so ausgezeichnet, daß sie fast übertrieben erschien, mit einer rothseidenen Litze gegürtet, wie sie war.

Meine Gebieterin war mit einer lachenden, glücklichen Vorstellung, vielleicht einem Liebesgedanken beschäftigt; denn ihre reizenden Züge waren heiter, wie eine aufblühende Knospe; als sie die Masse Blumen sah, unter denen sie mit stillem Entzücken hinschritt, rief sie aus:

„O mein Gott, was für schöne Kamelien — was für schöne Primeln — was für schöne Rosen — wie frisch und leuchtend das Alles ist!"

Ich leistete ihr Beistand, die Blumen anzuordnen; ich trug sie ihr zu, und sie stellte sie dann selbst in die Vasen, indem sie das Blätterwerk und die bunten Blumen mit außerordentlich viel Geschmack untereinandermengte und abstufte. Das Blumenbret, das ihren Schreibtisch umgab, war nur wenig über dem Fußboden, und ihn zu besetzen, mußte meine Gebieterin niederknieen, während ich vor ihr stehend und zu ihr gebückt, ihr die Blumen hinreichte, wie sie sie verlangte; ich war ihr dabei so nahe, daß der feuchte Liliendust, der von ihr ausging, mir bisweilen wie ein berauschender Trank den Kopf benebelte, und, da sie, beständig vor mir auf den Knieen, bald hier, bald dahin rückte oder sich verneigte, um den Zweig eines Strauches zurecht zu biegen oder ein paar Blumen, die unter dem Blätterwerk verborgen waren, an's Licht zu ziehen, folgte ich unwillkürlich mit zitterndem Blick allen Wendungen dieses zartgewölbten Oberkörpers, dessen verborgene Reitze sich bei jeder Bewegung mehr verriethen.

Ich war nahe daran, aus der Rolle zu fallen; mich rettete nur, daß ich mich lächerlich gemacht hätte.

Es war nur noch eine große prachtvolle Vase aus sächsischem Porcellan übrig, die mit großen emaillirten Blumen in erhabener Arbeit geziert war, und deren Handhaben, ebenfalls von Porcellan, Weinranken von unglaublich vortrefflicher Arbeit darstellten; diese Verzierung machte die Vase so zerbrechlich, und meine Gebieterin legte auch sonst so hohen Werth auf sie; denn sie hatte ihrer Mutter gehört, daß sie selbst ein sehr schönes Topfgewächs, ein Crinum hineinsetzte, welches eine Blume mit einem sehr schönen purpurrothem Blüthenbüschel von dem angenehmsten Dufte ist, deren langes Blätterwerk außerdem schirmartig herabhängt.

Ich hielt den Blumentopf mit beiden Händen und reichte ihn meiner Gebieterin dar. Der Zufall wollte, daß, da Regina ihn anfassen wollte, eine ihrer kleinen, zarten, weichen Hände die meinige streifte. Diese Empfindung brachte in mir eine gewaltsame Wirkung hervor, das Blut trat mir in's Herz zurück, und vermöge einer unwillkürlichen Regung von Ehrerbietung oder Schrecken, zog ich die Hände so plötzlich zurück, daß ich das Crinum in dem Augenblick, da die Fürstin es in Empfang nehmen wollte, fallen ließ, der Topf zerbrach auf dem Fußteppich.

„Mein Gott, wie sind Sie ungeschickt!" rief meine Gebieterin verdrießlich, da sie sah, daß die prächtige Blume auf ihrem Stengel geknickt war.

„Ich bitte die Frau Fürstin sehr um Verzeihung — ich glaubte, Madame hielten fest — da —"

„Da haben Sie einen dummen Streich gemacht," versetzte die Fürstin ungehalten, „eine so schöne Blume und so selten —"

Und da ich verlegen stehen blieb oder vielmehr von Herzen froh über meine Ungeschicklichkeit, da Regina sich auf diese Weise über die wahre Ursache meines Mangels an Aufmerksamkeit täuschte, setzte sie mislaunig hinzu:

„So nehmen Sie doch die Scherben und die Erde, die da auf der Fußdecke liegen, auf."

„Wenn die Frau Fürstin erlauben," sagte ich, „so setze ich die Pflanze in einen andern Topf, da ist einer, der groß genug ist."

„Thun Sie's, wenn auch die Blume geknickt ist, das Blätterwerk ist so schön, daß es allein die Vase schmückt."

Und während ich die Zwiebel der schöne Pflanze in einen andern Topf setzte, sagte die Fürstin zu mir:

„Dies Mal stellen Sie sie auf den Tisch — von da will ich sie selbst in meine Porcellanvase setzen, dann bin ich vor Ihrer Ungeschicklichkeit sicher."

— — — — — — — — — — — — — —

Glücklicherweise beschloß die Fürstin, nachdem sie, wie es ihre Gewohnheit war, gegen drei Uhr hingefahren, um zu sehen, ob ihr Vater ihren Besuch annehmen werde, ihren Tag bei Madame Wilson, wo sie zu Mittage speiste.

Der Fürst speiste seinerseits im Club.

Ich stürzte aus dem Hôtel und rannte, verfolgt von den wollüstigen Anschauungen und Phantasien dieses verfluchten Morgens wie ein Rasender vor mich hin, ohne zu wissen wohin.

Regina mit aufgelösten Haar in ihrer Badewanne stehend — Regina am Kamine sitzend —

Ich kann nicht weiter reden — diese Erinnerungen versengen mich — tödten mich —

O sterben — sterben — um diesen namenlosen Qualen zu entgehen, von denen mir nichts ahnte.

Nein, ich kann in diesem Unglückshause nicht bleiben — die List des Grafen Duriveau ist vereitelt — Regina bedarf meiner nicht mehr, — ich will fliehen — ich werde sonst toll.

Den 11. Februar 18..

Nein, ich darf nicht fliehen — das wäre eine Feigheit, eine Charakterlosigkeit.

Regina bedarf meiner allerdings — vielleicht noch mehr, als früher, meine Ahnung täuscht mich nicht — sie ist dazu zu schmerzlich — Regina liebt den Capitain Just oder wird ihn lieben lernen.

In Angesicht der schrecklichen Folgen, die eine solche Liebe für Regina's Seelenruhe und künftiges Schicksal haben kann, darf ich nicht fliehen — meine aufopfernde Ergebenheit kann ihr noch nützlich werden.

Aber was soll ich machen, Gott, was soll ich anfangen? Ich bin ein Mann, ich bin jung, ich liebe sie mit Leidenschaft — und sie ist immer vor meinen Augen!

Was ich anfangen soll? — Bezwinge Dich, halte Dich mit Gewalt nieder — verschließe die Augen gegen die strahlende Schönheit deiner Gebieterin, verschließe die Ohren gegen den allzu süßen Ton ihrer Stimme, ersticke dieses Herzklopfen, lösche die Gluth der Begierden aus, die ein Wort, ein Bild, eine Bewegung dieses Weibes in Dir hervorrufe, das Du verehren solltest — und das Du mit Deinen strafbaren Phantasien auf's schwerste beleidigst — ertränke dieses schmachvolle Liebessehnen in der bitteren, bis auf's Blut verwundenden Lächerlichkeit, die für Dich in der Vorstellung liegen muß von einem Kammerdiener, der in seine Gebieterin verliebt ist, zumal wenn diese Gebieterin die stolze Fürstin von Montbar ist.

Und was mehr als Alles gilt — entsinne Dich der strengen Lehren des Claudius Gérard, bedenke die beiden Beweggründe aller menschlichen und edeldenkenden Geister.

Pflicht und Aufopferung.

Ich werde mich opfern — ich bleibe.

Den 13. Februar 18..

Gestern erkundigte ich mich nach dem Befinden des Capitain Just; er ist völlig wieder hergestellt, den Tag vorher war er ausgefahren. Als ich nach Hause kam, ging ich sogleich zu Regina, wie immer, ohne zu warten, bis sie fragte.

„Frau Fürstin, der Capitain befindet sich so wohl, daß er gestern ausgefahren ist."

„Ach — desto besser," antwortete sie mir, „dann kann ich hoffen, das Vergnügen zu haben, ihn nach einigen Tagen bei mir zu sehen."

Das sagte Regina nicht gerade mit erheuchelter Gleichgültigkeit, aber doch mit so viel Zurückhaltung, um die Gemüthsbewegung zu verbergen, welche der Gedanke, daß das Wiedersehen mit dem Capitain Just näher und näher rücke, in ihr hervorzurufen schien. So hab ich heute bemerkt, daß sie zerstreut, innerlich beschäftigt und unruhig war; einmal klingelte sie nach mir, ich kam — da schien sie vergessen zu haben, was sie mir auftragen wollte, und sagte zu sich selbst:

„Was wollt' ich doch," und setzte hinzu, „ach ja — sagen Sie doch an der Thür, ich nähme heute Vormittag Besuch an."

Dieser Befehl setzte mich in Verwunderung. Regina mußte wissen, daß der Capitain Just sie schicklichkeitshalber weder bei seiner ersten noch auch bei seiner zweiten Ausfahrt besuchen werde. In den Augen der Welt, welche die wahre Veranlassung des Duells nicht kannte, hätte eine solche Eile von zu vertrauter Bekanntschaft gezeugt, während Regina in solcher Hast eine sehr unzarte Ungeduld auf Seiten des Capitain Just hätte erblicken können, den Dank, auf den er rechnen konnte, in Empfang zu nehmen.

Um so mehr war ich verwundert, daß Regina, die an diesem Tage Just noch nicht erwarten konnte, ihre Thür gleichgültigen Menschen öffnete, deren Gesellschaft ihr, da sie mit ganz anderen Dingen beschäftigt war, unerträglich fallen mußte.

Uebrigens that ich, was sie mir befohlen, und meldete nach der Reihe bei der Fürstin an: den Herrn Baron d'Erfeuil, den der Fürst eben so dumm wie schön fand, den Grafen d'Herville, eine Art Coloß mit einer ehernen Stimme, der sich bitten ließ, Schäferlieder zu singen, und endlich Herr Dumoulard, den umfangreichen Bruder der Madame Wilson.

Die Fürstin klingelte nach mir, daß ich Holz bringen sollte, kurz nachdem der letzte Besuch eingetroffen war; es nahm mich Wunder, die Unterhaltung sehr belebt zu finden, und Reginen mit leicht gefärbter Wange mit lebhaftem Antheil über einen, so viel ich urtheilen konnte, höchst geringfügigen Gegenstand sprechen zu sehen.

Die Einsamkeit mochte drückend für sie sein; sie wollte sich einlullen, oder so zu sagen, bis morgen, wo sie die so wichtige Zusammenkunft mit dem Capitain Just erwarten konnte — die Zeit todtschlagen. Daß ich mich darin nicht irrte, ergibt sich aus Folgendem: nach zehn Minuten berief mich das Klingeln der Fürstin auf's Neue; ich wollte gerade den Thürvorhang zurückschlagen, als der schöne d'Erfeuil mit spitzen Lippen sagte:

„Wahrhaftig, Fürstin, es ist allerliebst von Ihnen, daß Sie Ihr Erscheinen bei diesem extemporirten Schauspiel und Abendessen so gefällig zusagen."

„Ich sag' es zu," sagte die Fürstin, „aber unter der Bedingung, daß Madame Wilson mich begleiten kann; denn Herr von Montbar speist heute nicht zu Hause."

Im Augenblicke, da ich in's Zimmer trat, rief Herr Dumoulard:

„Für meine Schwester steh ich ein, sie hat heute Abend nichts vor — ich will's ihr sagen, Sie wird Sie erwarten, Frau Fürstin — und ich auch — ich werde Ihrer Beider Chaperon sein. O — kann ich Ihnen mit meinem Wagen dienen? Ich leihe meinen Wagen außerordentlich gern — das ist mein besonderes Vergnügen — he?"

„Sie sind allzugütig," antwortete die Fürstin lächelnd und sagte zu mir:

„Sie bestellen meinen Wagen auf halb sieben Uhr."

In dem Augenblicke, da ich das Zimmer verließ, sagte der schöne d'Erfeuil zu der Fürstin:

„Es ist dummes Zeug — diese Melodramen — aber es ist einerlei — ich sehe gern Alles einmal an."

Und der schöne, junge Mann lächelte pfiffig.

„Ich komme im Gegentheil gern in die Villa, das ist amusanter," sagte der dicke Dumoulard; „denn das ist wie eine Charade — man sucht das Wort bis zu Ende, und —"

Leider ging mir, weil ich immer weiter fortging, der Schluß dieser schönen Betrachtung verloren.

Das ist seltsam, dachte ich, indem ich das Zimmer verließ, es ist mir doch, als hätt' ich wol noch etwas Anderes zu sagen, wenn ich in den gesellschaftlichen Kreis der Frau von Montbar Zutritt hätte.

— — — — — — — —

Die Fürstin kam um elf Uhr Morgens nach Hause; ihr Gesicht war nicht traurig, niedergeschlagen, wie ich es mehre Male bemerkt hatte, wenn sie von einem Ball kam — sie war nachdenkend, in sich gekehrt, beinahe unfreundlich.

Es ist ausgemacht: sie hat diese extemporirte theatralische Vorstellung und dieses Abendessen nur angenommen, um gewisse ernste, ja vielleicht für ihr Gefühl sogar anstößige Gedanken mit Gewalt von sich fern zu halten.

— — — — — — — —

Gestern sagte mir eine Ahnung, der Capitain Just würde heute kommen; ich habe mich nicht geirrt.

Heut Morgen sagte Regina, nachdem ich den Thee gebracht, mit der natürlichsten Miene von der Welt zu mir:

„Sie melden an der Thür, ich sei für Niemanden zu Hause, als für Herrn d'Erfeuil, Herrn Dumoulard oder Herrn d'Herville, wenn sie kommen sollten."

Ich war verblüfft über diesen Befehl — in dem Augenblick, da ich mich entfernen wollte, setzte die Fürstin hinzu:

„Außerdem auch noch für Herrn Just Clément, wenn er kommen sollte."

Jetzt verstand ich Alles.

Regina hatte denselben Gedanken gehabt wie ich: es ist ausgemachte Sache für sie, und um mit ihm allein zu sein, läßt sie sich vor Jedermann verleugnen, außer vor den Männern, die, da sie gestern hier gewesen, doch gewißlich heute nicht schon wieder kommen werden.

Endlich durchschaute ich auch, daß Just mit äußerster Feinheit Reginen nicht hatte ersuchen wollen, seinen Besuch, wie früher, zu einer besonderen Stunde entgegen zu nehmen; gerade darum, weil Regina ihm seit dem Duell gar sehr viel verdankte, mochte er Bedenken tragen, sie um die kleinste Bevorzugung anzugehen.

Gegen zwei Uhr hörte ich draußen an der Pforte des Hôtels einen Wagen stillhalten, ohne Zweifel ein bescheidener Fiaker; denn nur die Equipagen wurden in den Hof gelassen; der Herr Romarin, der Thürhüter, hielt sich in diesem Punkte unabänderlich an seine Instruction.

Ich trat an ein Fenster des Wartesaals, hob die Vorhänge ein wenig auf und sah, wie der Capitain, nachdem er wahrscheinlich beim Thürhüter gefragt, ob die Fürstin zu Hause sei, über den Hof ging.

„Guten Tag, Martin," sagte er beim Eintritt vertraulich zu mir, „ist der Frau Fürstin mein Besuch gelegen?"

„Ja, Herr Capitain."

Und ich ging ihm in den Saal voran, der den Raum, wo ich mich aufhalte, von dem Wohnzimmer Regina's trennt. Ich hob einen der Thürvorhänge auf und meldete ihn meiner Gebieterin.

„Der Herr Capitain Just."

Regina saß auf ihrem gewöhnlichen Platze — sie ward ein wenig roth, wandte sich zu Just um, dem sie lebhaft die Hand hinreichte, und sagte zu ihm in herzlichem Tone:

„Es freut mich Sie wieder zu sehen, Herr Just."

Ich ließ den Vorhang wieder zufallen und entfernte mich gebrochenen Herzens, indem ich langsam durch den Saal hinschritt, von wo ich hätte zuhören können — aber es fiel mir gar nicht ein, es wäre gar zu schmerzlich für mich gewesen.

Ich setzte mich traurig an den Tisch, wo meine gewöhnliche Stelle ist, und bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen.

Was mögen Sie miteinander reden? sagte ich mit Gram im Herzen zu mir selbst.

— — — — — — — —

Just hatte mit dem zartesten Anstandsgefühl die Klippe vermieden, den Arm im Tuche zu tragen — eine Lächerlichkeit, die der Fürst ihm zugetraut, und über die er sich im Voraus lustig gemacht hatte; ein wenig Steifheit, die sich in der Art zeigte, wie er seinen Hut hielt, das war die einzige sichtbare Folge seiner Verwundung; er ist mir vielleicht niemals schöner vorgekommen, als an diesem Tage, nämlich in der Weise seiner zugleich männlichen und dabei doch sanften Schönheit; sein kurzes und wie die Augenbrauen kastanienbraunes Haar, seine großen, blauen, schöngeformten Augen, seine breite, geistreiche mit rühmlicher Narbe gezierte Stirn, seine sonnverbrannte



Gesichtsfarbe, sein beinahe blonder Schnurrbart, sein anmuthiges, feines Lächeln, sein vorstehendes Kinn gaben seinen Zügen einen seltenen Ausdruck von Freimuth und Kraft; er ist viel größer als der Fürst, sein Gang hat, ohne militairisch steif zu sein, doch das Feste, Gehaltene, das aus der Gewohnheit, in Uniform zu gehen, entspringt, und zu dem übrigens nicht anmuthlosen Hinschlendern, das dem Auftreten des Herrn von Montbar und der Männer aus der eleganten Welt, welche Reginen zu besuchen pflegen, eigen ist, einen eigenen Gegensatz bildet. Derselbe Gegensatz fand zwischen dem reichen, gewählten Anzuge des Fürsten und der ernsten Kleidung des Capitains statt. Uebrigens schloß dieser Ernst die Eleganz nicht aus; ein schwarzer bis zu dem rothen Bande, das er trägt, zugeknöpfter Oberrock war kurz und setzte seinen schlanken Wuchs, den die kräftige Breite der Schultern noch mehr hervorhob, in ein vortheilhaftes Licht; sein Beinkleid von grauer Trauerfarbe schloß sich an einen Fuß an, der in Betracht des hohen Wuchses des Capitains eben so bemerkenswerth klein war, wie die mit einem schwarzen Handschuh sorgfältig bedeckte Hand.

Mit einem Wort, der Fürst und er, Beide jung, Beide schön, standen äußerlich ebensowol wie innerlich im Gegensatz. So errieth man aus dem Gesichtsausdruck des Herrn von Montbar, welcher ruhig, fast unempfänglich, obgleich ein wenig hochmüthig war, aus seiner leichten, unbekümmerten Haltung leicht den gebildeten Müssiggänger, dessen Leben leicht, glücklich, unabhängig, ohne Kampf, ohne Sorgen, ohne ernste Pflichttreue dahinrann, während die straffe Haltung des Capitain Just, seine männlichen Züge, welche die Mühseligkeiten und Gefahren des Krieges und tiefes Nachdenken bereits stark ausgeprägt hatten, im Gegentheil die Gewöhnung an Arbeit, Pflichterfüllung und Unterordnung andeuteten und gerade dadurch etwas entschieden Achtunggebietendes hatten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Seltsam! eine im Einzelnen durchgeführte Vergleichung der äußern und innern Vorzüge des Fürsten und Just's — und doch sind das die Vorstellungen, die mich während Regina's und Just's Zusammenkunft anfänglich beschäftigten, dann schloß sich an sie die demüthigendste, neidischeste, schmerzlichste Vergleichung zwischen mir und diesen beiden Männern an, die sich aus so vielen Gründen einander das Herz Regina's streitig machten, während ich — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

O Gott, was habe ich während dieser Zusammenkunft gelitten!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Um halb vier Uhr trennten sie sich.

Ich hatte mich auf einen großen Aufwand von Beobachtungsgabe und Scharfblick eingerichtet, um heraus zu bringen, in welcher Stimmung Just Reginen verließe. Das hätt' ich mir sparen können — Männer von der Art des Capitains können oder wollen ihren Gemüthszustand selten verbergen. Als er aus Regina's Zimmer trat, waren seine Züge angegriffen; er schien noch voll tiefen, schmerzlichen Mitleides zu sein, und als er zu mir sagte: „Lebe wohl, Martin," konnte er einen Seufzer nicht unterdrücken. Auch betonte er dieses Lebewohl so eigenthümlich, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm mit der Vertraulichkeit, zu der mich der frühere Aufenthalt im Hause seines Vaters berechtigte, zu antworten:

„Aber doch auf baldiges Wiedersehen, Herr Capitain?"

Er schüttelte traurig den Kopf und sagte zu mir: „Nicht so bald."

„Wie das, Herr Capitain?"

„Ich reise morgen zu meinem Regimente in Metz ab."

„Wie? sobald schon, Herr Capitain?"

„Ja — aber hören Sie, Martin — Sie wissen, daß Sie auf mich zählen können, wie Sie auf meinen guten Vater zählen konnten, in welcher Lage Sie sich auch befinden mögen — vergessen Sie das nicht."

„Ich werde die Güte Ihres Herrn Vaters und die Ihrige nie vergessen, Herr Capitain."

„Nun aber jetzt, fühlen Sie sich hier ganz glücklich, nicht wahr," fragte er mich.

„Ja, Herr Capitain, vollkommen glücklich."

„Das glaub' ich, bei so vortrefflichen Leuten. — Aber sagen Sie mir doch," versetzte er, „wissen Sie, ob Herr von Montbar zu Hause ist?"

„Nein, Herr Capitain — ich hab' ihn ausfahren sehen."

„Nun wohl," sagte er zu mir und zog mühsam ein kleines Taschenbuch aus der Tasche, da seine Wunde ihn noch schmerzen mochte, „haben Sie die Güte, diese Karte Herrn von Montbar einhändigen zu lassen." Und damit bog er eine der Ecken aus — „und lassen Sie ihm sagen, es hätte mir sehr leid gethan, nicht persönlich von ihm Abschied nehmen zu können."

„Ich werde nicht verfehlen — Herr Capitain," sagte ich und nahm die Karte zu mir.

„Nun denn, Martin," sagte der Capitain herzlich, „lebe wohl, mein Freund."

Ich trat an's Fenster, sah ihn langsam über den Hof gehen, und als er einen Augenblick warten mußte, bis man ihm aufmachte, kehrte er sich um und suchte, wie es schien, mit den Augen Regina's Fenster, dann ging die Pforte auf und schloß sich hinter ihm. Ich bin überzeugt, daß das dumpfe Zuschlagen dieser Pforte in Regina's Herzen ein schmerzliches Echo gefunden hat.

Mein erstes Gefühl, als ich von Just's Abreise hörte, war selbstsüchtige Schadenfreude — der Tag war trübe, es hatte vier geschlagen, zu dieser Stunde brachte ich um diese Jahreszeit der Fürstin gemeiniglich Licht. Zuerst zauderte ich, da ich fühlte, daß Regina das Bedürfniß empfinden mußte, allein zu sein und dieses Halbdunkel mit ihren finstern Gedanken in Einklang stehen mußte — ich war überzeugt, daß ihr in diesem Augenblick meine Gegenwart ebenso unwillkommen sein müsse, wie ein plötzliches grelles Licht — aber ich folgte meiner boshaften Neugierde, die ich vor mir selbst dadurch zu umhüllen suchte, daß ich sie der Theilnahme zuschrieb, die ich Reginen widmete, nahm die Porzellanlampe, die ich ihr gewöhnlich brachte, öffnete vorsichtig die Thür des ersten Saals, deren Geräusch sie aufmerksam gemacht haben würde, und da meine Tritte auf der Fußdecke nicht hörbar waren, hatte ich den Thürvorhang aufgehoben, ehe Regina meine Annäherung bemerkt hatte.

Bei dem blendenden Licht, das plötzlich in's Zimmer drang, sah ich Regina ganz in Thränen auf ihrem Lehnsessel hingestreckt. Aber alsbald wandte sie sich rasch nach der Seite des Kamins hin, ohne Zweifel, um mir ihre Thränen zu verbergen, und sagte mit gereizter Stimme zu mir:

„Das blendende Licht ist mir unerträglich — wer hat nach Ihnen geklingelt?"

„Es ist das die Stunde, zu der ich der Frau Fürstin immer die Lampe bringe —"

„Genug — nehmen Sie sie wieder mit — und bringen Sie sie erst, wenn ich sie fordere."

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verurtheilte.

(Fortsetzung aus Nr. 144.)

Bevor ich nun, geneigter Leser, Dir meinen Abschied von der Anstalt, der endlich doch erfolgen mußte, berichte, will ich Dir noch mittheilen, was ich, nachdem ich denken und begreifen gelernt, nachdem ich wußte, was gut und böse ist, in derselben für Beobachtungen unter den Bewohnern in Bezug auf ihr äußeres und inneres Leben angestellt habe.

Jeder, der eingebracht wurde, erhielt ein warmes Bad und demnächst reine, im Winter graumollene, im Sommer leinene Kleidung und wurde einem Aufseher übergeben. Die Geschlechter waren stets getrennt, und die Kinder bis zum vierzehnten Jahre von den Erwachsenen geschieden. Große Schlafsäle mit eisernen Bettstellen nahmen im Winter um acht Uhr und im Sommer um neun Uhr Abends ihre müden Bewohner auf, die im Winter um sechs Uhr und im Sommer um fünf Uhr ihre Lagerstatt wieder verließen, um sich an mancherlei Arbeit, theils in der Anstalt, theils außerhalb derselben zu begeben.

Für die altersschwachen, arbeitsunfähigen Häuslinge war täglich, für das ganze Haus aber Sonntags und an den vier Hauptfeiertagen, nämlich: am Oster-, am Pfingst-, am Weihnachts- und am Mutter Gottes-Tage — Maria Himmelfahrt und Napoleon's Namenstag — Messe mit Predigt verbunden, woran die Beamten jedoch niemals Theil nahmen.

Frühstück und Mittagbrod wurden in den Speisesälen eingenommen. Ersteres bestand in einer Schüssel Mehlsuppe, letzteres aus Gemüse — wie erwähnt zwei Mal wöchentlich mit Fleisch. — Die Brotportion für den ganzen Tag genügte.

Man zahlte von dem Mehrverdienst jedem Detinirten die Hälfte in ledernem Gelde aus, wofür sich jeder, zu gewissen mit der Glocke angezeigten Stunden, von dem concessionirten Marketender, der mit seinen Vorräthen in einer Remise der Kauflustigen harrte, Weißbrot, Butter, Käse, Heringe, Kaffee, Zucker, Rauch- und Schnupftabak, Papier, einen halben Litre oder einen Chopin Bier u. s. w. eintauschen durfte. Daß die Leute dabei tüchtig geprellt wurden, läßt sich begreifen, und wenn am Morgen der Marketender das Ledergeld gegen silbernes beim Cassierer austauschte, dann konnte er seinen Gewinn wol auf 100 Procent berechnen.

Die Weiber beschäftigten sich mit Stricken, Nähen, Waschen, Flicken und sonstiger weiblicher Arbeit. Schwangere Personen wurden bis zu ihrer Entbindung und 4 Wochen nach derselben in besonderen Zimmern gepflegt, ohne daß sie zu arbeiten brauchten. Dann aber nahm man ihnen das Kind und gab es älteren Frauen, die ebenfalls nicht arbeiteten, zum Aufziehen, während die Mutter zur Arbeit angehalten wurde.

Das Haus zog und verfertigte Alles, was es zum Unterhalt der Detinirten bedurfte, selbst. Große Strecken Ländereien wurden von Häuslingen und den zur Anstalt gehörigen Pferden, unter Leitung eines Oekonomen, bebaut, um die Bedürfnisse an Roggen, Weizen, Gerste und Hafer, sowie Hülsenfrüchten und Kartoffeln zu beschaffen. Der Garten lieferte die Gemüse und Kräuter. Eine Bäckerei versorgte das Haus mit dem nöthigen Brote. Im Winter braute man vier Mal ein recht schmackhaftes Bier. Die Apotheke bereitete Arzneien für die Kranken, und die früher erwähnten Handwerker fertigten die Kleidungsstücke, während Leinwand, Nägel, Radfelgen, Wäschklammern und alle mögliche Tischlerarbeit für fremde Rechnung, zum Vortheile der Anstalt, fabricirt wurden.

Die Sittlichkeit sollte unter den Detinirten mit unnachsichtlicher Strenge aufrecht gehalten, jede Annäherung der Geschlechter vermieden werden. Dieses hinderte indeß die unter geringerer Aufsicht stehenden, besonders zur Privatbedienung oder Arbeit bei den Beamten ausersehenen Häuslinge nicht, zuweilen ein zärtliches Verhältniß anzuknüpfen, sei es miteinander oder mit Nichtdetinirten. So weiß ich z. B. einen Fall, wo die Köchin des Directors, eine Häuslerin, mit dem Sohne des Secretairs in verbotenem Umgange lebte, und ein Detinirter, der Sohn eines benachbarten Gutsbesitzers, welchen sein Vater selbst zur Besserung hieher einsperren lassen, mit der Tochter des Cassiers einen so intimen Verkehr unterhielt, daß die Folgen desselben bei der Dame sichtbar wurden und eine Reise ins Bad nöthig machten. Ueberhaupt gingen die meisten Vorgesetzten den zu Bessernden keineswegs mit gutem Beispiel vor; denn sie erlaubten sich manches unmoralische Treiben, weil sie Niemandem Rechenschaft darüber zu geben brauchten. Der Kaplan that, was er konnte, dem Unfug zu steuern, aber es gelang ihm nicht.

Nun muß ich eine Frage an Dich, lieber Leser, richten. Du weißt, daß ich jetzt kein roher Mensch mehr war, daß ich kannte, was gut und böse ist, und wirst daher mit Recht Dich darüber wundern, daß noch kein Gedanke an meine Mutter in meine Seele gekommen. Ist's nicht so?

Du irrst! Seit ich mich selbst zu erkennen vermochte, hatte ich stets an sie, die Unglückliche, gedacht und es nicht dabei bewenden lassen, sondern auch den Mann, der berufen war, mir das Gebot: „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, auf daß Dir's wohlgehe, und Du lange lebest auf Erden", einzuprägen, inständig gebeten, sich nach dem Schicksale derselben zu erkundigen. Nach mehren Wochen erhielt er die schriftliche Nachricht, die er so schonend als möglich mir beibrachte: daß sie vor Armuth und Elend, so wie in Folge des unmäßigen Genusses von Branntwein, im Spital eines qualvollen Todes gestorben sei und nie den Namen ihres Sohnes, ja nicht einmal das Wort „Sohn" ausgesprochen hätte. Ich weinte ihr eine stille Thräne der Sohnespflicht und betete für sie täglich das Gebet für die abgestorbenen Seelen, damit sie bald ruhen möchte in Frieden.

Eines Tages trat der Inspector in Begleitung eines alten, aber sehr stattlichen Herrn in den Garten. Ich war eben beschäftigt, die Wirsingkohl-Pflanzen regelrecht auf die Beete zu bringen, ließ mich aber durch den unerwarteten Besuch in der Arbeit nicht stören.

„Das ist er," hub der Inspector an.

„Ein kräftiger Bursche," erwiderte der fremde Herr, „und wie ihm die Arbeit von Statten geht!"

„Mein bester Gehülfe, Herr Graf," sagte der hinzugetretene Herr Wohlbert.

„Eben darum sollen Sie ihn mir überlassen, lieber Wohlbert. Mein alter Traugott fängt nachgerade an, sich nach Ruhe zu sehnen, und ich, ihm diese für seine langjährigen treuen Dienste gönnend, wünsche, bei Zeiten ihm einen ordentlichen Nachfolger zu geben. Der Herr Inspector hat mich auf diesen jungen Menschen aufmerksam gemacht."

„Nun da hat der Herr Inspector zum Nachtheil des Hauses, aber im Interesse des jungen Menschen sehr brav gehandelt. Raimondt sieh ein Mal nach, ob die Beiden dort ihr Stück schon umgegraben haben. Es will heute nicht recht vorwärts mit ihnen!"

Offenbar wollte mich Herr Wohlbert nur entfernen; ich kehrte deshalb nicht wieder auf den früheren Platz zurück und sah nur zuweilen nach den Herren hin, die ein sehr interessantes Gespräch zu führen schienen; denn der Fremde drückte nicht

selten durch Miene und Bewegung sein Erstaunen über Das aus, was er so eben hörte. Auf mich war es also abgesehen. Der Gedanke betrübte mich, besonders weil ich fühlte, daß es mit einer ferneren Weigerung, die Anstalt zu verlassen, aus sei.

„Raimond!" ließ sich wieder die Stimme des Gärtners vernehmen. Dem Rufe folgend, stand ich augenblicklich vor ihm. Er sagte dann zu mir: „Höre, mein Sohn, der Herr Graf von Herzberg will Dich als Gehülfe seines alten Gärtners, mit einem Lohn von 150 Franken und freier Station, die Trinkgelder ungerechnet, in seine Dienste nehmen. Danke dem Herrn Grafen und dem Herrn Inspector für ihr gütiges Wohlwollen und mache meinem Unterricht und meiner Lehre, wie Du bisher gethan, Ehre. Bleibst Du so brav, dann ist Dein Glück gegründet. Meine Wünsche für dieses Dein Glück folgen Dir nach!" — Das Letzte sprach er nicht ohne Rührung, wobei er mir die Hand drückte.

„Willst Du, mein Sohn?" fragte der Graf in wahrhaft väterlichem Tone.

„Wir verlieren Dich ungern, Raimond", sagte dann der Inspector, „aber weil es Deine bessere Zukunft betrifft, darum habe ich's dem Herrn Grafen bereits zugesagt."

Ich vermochte nicht zu antworten, die Thränen, lange zurückgehalten, stürzten hervor, ich küßte die Hand meines Lehrherrn, der mir die Backen streichelte und dann, wie beruhigend, sagte: „Geh zum Herrn Kaplan und melde ihm das Vorgefallene. Sein Segen wird Dich begleiten; denn Du mußt auf der Stelle mit dem Herrn Grafen abreisen."

Maschinenmäßig that ich, was mir geheißen war. Herr Engel war hoch erfreut, sprach mir Muth ein und gab mir viele nützliche Lehren, ermahnte mich, stets den Weg der Tugend zu wandeln und an der Religion, dem kostbarsten Kleinode des Menschen, festzuhalten. Dann schenkte er mir ein sehr schönes Gebetbuch, worin von seiner Hand mancher Spruch zum Trost und zur Erbauung des Gemüths geschrieben stand, bat mich, ihm recht oft einen Brief zu senden, und führte mich, nachdem er voll Rührung seine Hände segnend auf mein Haupt gelegt, in das Bureau.

Hier war die Abrechnung bereits fertig, zwanzig blanke Fünffrankenstücke lagen auf dem Tische, sie gehörten mir, als zurückgelegter Verdienst seit meiner Aufnahme in der Anstalt. Eigene Kleider besaß ich nicht; da diejenigen, welche ich mit zur Anstalt gebracht, mir längst zu klein geworden, und da sich der Graf jede Aussteuer an Kleidern des Besserungshauses, wie es sonst zu geschehen pflegte, verbeten hatte, so war schnell mein Bündel, einige Bücher, Hefte, Zeichnungen u. dergl. enthaltend, geschnürt, die Quittung unterschrieben, Geld und Zeugniß in Empfang genommen und, mit Erlaubniß des Inspectors, meinen Schlafkameraden und den Beamten des Hauses Lebewohl gesagt.

Der Kaplan begleitete mich vor das Thor der Anstalt, wo bereits der Wagen des im nahen Wirthshause meiner harrenden Grafen stand. Ich bat Herrn Engel, nochmals Allen, die sich meiner mit Liebe und Freundlichkeit angenommen hatten, meine Dankbarkeit auszudrücken, und setzte mich dann, meinem größten Wohlthäter die Hand küssend, auf einen Wink des Kutschers zu diesem auf den Bock. Der Bediente half dem Grafen einsteigen, und fort ging's auf der Landstraße.

Das Ziel unserer Fahrt wäre mir gänzlich unbekannt geblieben, wenn der gesprächige Kutscher mir nicht aus freien Stücken erzählt hätte, daß wir auf das Landgut des Grafen, „Haus Herzberg" genannt, acht Stunden von der Anstalt entfernt, zurückkehrten.

Nach kurzem Aufenthalt unterwegs rollte am späten Abend die Kutsche über das Pflaster der steinernen Brücke durch das Schloßthor. Es wurde mir im Zimmer der Haus-Domestiken ein Platz am Tische derselben angewiesen, und nachdem ich gegessen hatte, führte mich der Haushofmeister in ein niedliches Stübchen der im Garten belegenen Gärtnerwohnung, in welcher schon Alles finster war und die größte Stille herrschte.

Gewohnt früh aufzustehen, hatte ich bei Tagesanbruch kaum die Augen aufgeschlagen, als eine reine, äußerst wohlklingende Stimme aus dem Garten mein Ohr erreichte. Es war die eines jungen Mädchens, welches folgendes Lied sang, das mir ewig unvergeßlich sein wird, schon darum, weil die Sängerin in späteren Tagen an meiner Seite es noch recht oft und wo möglich mit noch größerem Gefühle wiederholte.

Die Nacht entflieht,
Sie scheucht der Sonne Strahl,
Das Blümlein blüht
Im hellen Sonnenstrahl,
Die Vöglein alle munter sind erwacht,
Und jedes preis't des Schöpfers Wundermacht.

Noch perlt der Thau
An Blatt und Blüthe klar,
Auf grüner Au'
Hüpft schon manch Lämmerpaar,
Der Tag bringt Leben den Lebend'gen sammt,
Und jedes Herz fühlt liebend sich entflammt.

Ich sprang an das Fenster und erblickte — ein Mädchen, so schön wie ein Engel, nein, nicht nur so schön wie ein Engel, sondern — einen Engel selbst. Noch nie hatte ich ein ähnliches Meisterstück Gottes gesehen, mir wurde ganz sonderbar zu Muthe, es läßt sich nicht beschreiben, was ich bei ihrem Anblick empfand. Mit einer Andacht, die mich in solchem Grade noch nicht überkommen, verrichtete ich mein Morgengebet, dann ging ich noch einmal an's Fenster und sah die liebliche Sängerin, wie sie in einem kleinen, als Hof benutzten Gehege vor dem Hause die Hühner fütterte und mit diesen Thieren plauderte. Ach, sie schienen instinktmäßig des Glückes sich zu freuen, aus so zarter Hand ihr Morgenbrot zu empfangen!

Das Mädchen war etwa sechzehn Jahre alt. Ihr schlanker Wuchs glich einer Tanne, ihr zartes, ovales Gesicht dem der Mutter Gottes, welches der Kaplan Engel mir einst im Bilde verehrt, Rosen blühten auf ihren Wangen, und ihre Haut war weiß wie Lilien. Die schwarzen Augen sprühten Feuer und ihr dunkles Haar fiel in natürlichen Locken an den Schultern herab. Die niedliche, kleine Hand bewegte sich anmuthig in dem Futterkorbe, und jede ihrer Stellungen erfreute mein Auge.

Gleich nachdem ich diese Beobachtungen gemacht, trat ein Greis zu ihr, vermuthlich ihr Vater. Er schien noch kräftig, aber sein hohes Alter, auf welches man aus seinen schneeweißen Haaren schließen konnte, ließ ihn etwas gebückt und langsam einhergehen. Er trug eine grüne Jacke, eine Schürze von gleicher Farbe und eine Mütze auf dem Kopfe. Das mußte also der gräfliche Gärtner sein, zu dessen Assistenz ich vom Schloßherrn erkoren war.

Meine Vermuthung hatte mich nicht getäuscht; denn ich vernahm folgendes Gespräch:

„Du weißt vielleicht noch nicht, Clementine, daß der Herr Graf gestern einen jungen Gärtner mitgebracht hat, der mir zum Gehülfen, und wenn er sich gut führt, zu meinem einstigen Nachfolger bestimmt ist. Diese Nacht hat er bereits oben in dem Stübchen, das Du seit längerer Zeit schon, auf des Herrn Haushofmeisters Geheiß, für einen Mitbewohner unseres Häuschens bereitet hast, zugebracht."

„Ach Himmel!" antwortete die Silberstimme der Tochter, „so hat er gewiß meinen Gesang von vorhin gehört. Muß ich mich nicht vor ihm schämen?"

„Gutes Kind," erwiderte der Alte, „die Morgenlieder, die Du singst, können von jedem Ohr gehört werden, deshalb beruhige Dich. Aber was ich Dir sonst über den jungen Menschen zu sagen habe, ist von der größten Wichtigkeit. Der Herr Graf will nämlich aus Gründen, die wir ehren müssen, daß der Fremde so viel als möglich von der Dienerschaft des Schlosses fern bleibe und deshalb mit uns esse. Du wirst demnach oft mit ihm in Berührung kommen. Sei freundlich und gefällig gegen ihn; denn er verdient um so mehr freundliche Behandlung, als er, so jung er ist, schon die Schule des Lebens durchgemacht hat. Er ist im Besserungshause erzogen, aber ein braver Mensch geworden, und so verlangt denn der Herr Graf, daß hier auf Schloß Herzberg ihn nichts an seine Haft erinnern soll. Diese wenigen Worte, meine liebe Clementine, werden hinreichen, Dich mit dem Verhältniß unsers neuen Hausgenossen bekannt zu machen und Dir Deine Handlungsweise, ihm gegenüber, vorzuschreiben."

„Ich danke Euch, lieber Vater, für diese Mittheilung und werde mein Betragen so einrichten, daß Ihr mit Eurer Tochter zufrieden sein sollt. Wenn der junge Mensch brav und gut ist, so will ich ihn wie einen Bruder behandeln."

„Jetzt bereite das Frühstück, ich höre den Fremden oben im Zimmer gehen. So will ich denn mich hinaufbegeben und den Befehl des Herrn Grafen vollends ausführen. Gieb mir das Packet, das gestern der Herr Haushofmeister brachte, aus dem Schrank."

Beide verschwanden alsdann aus dem Hofe; ich vernahm die Tritte eines Mannes auf der Stiege und wollte eben hinabeilen, als die Thüre sich öffnete und der Greis, ein Packet unterm Arme tragend, in's Zimmer trat.

Sanft und freundlich waren seine Züge, Wohlwollen lag über sein ganzes Wesen ausgebreitet, und mir die starke Hand entgegenreichend, sagte er: „Herzlich willkommen, mein junger Freund, in der Wohnung der Zufriedenheit! Zerreißt nunmehr die Erinnerung an alles Unangenehme, das Euch im Leben begegnet ist, ab mit der Hülle, die Euch jetzt noch umgibt. Der Herr Haushofmeister schickte gestern diese Kleider für Euch, sie bezeichnen des Gärtners Beruf, Ihr werdet sie, wie ich funfzig Jahre lang gethan, mit Ehren tragen. Der Herr Graf hat, so sagte der Herr Haushofmeister, eine sehr gute Meinung und vortreffliche Zeugnisse hinsichts Eurer mitgebracht, ich zweifle nicht, daß Ihr Beides bethätigen werdet. Sobald Ihr umgekleidet seid, kommt herab zum Frühstück, das meine Tochter wol schon fertig haben wird."

Auf diese Anrede vermochte ich nur zu erwidern, daß ich mich bestreben würde, den von mir gehegten Erwartungen nach Möglichkeit zu entsprechen, und daß ich hoffte, solches am besten thun zu können, wenn ich sein Beispiel nachahmte und seine Lehren befolgte.

Zu den letzten Worten veranlaßte mich ein Gefühl der Ehrfurcht gegen den Greis, der es mit wohlgefälligem Lächeln entgegennahm.

Er drückte mir nochmals die Hand und wollte das Zimmer verlassen, wendete sich jedoch wieder zu mir mit der Frage: „wie heißt Du, mein Sohn?"

„Franz Raimond," antwortete ich „und bitte Euch, mein Vater, mich fortan Euren Sohn nennen zu wollen."

Seine Miene lächelte dieser Bitte gewährend Beifall.

In dem Packet befand sich eine vollständige Gärtnerkleidung nebst Wäsche, und als ich, die grüne Schürze vorgebunden, ein neuer Mensch vor dem kleinen Handspiegel am Fenster stand, da gefiel ich mir selbst ein wenig zum ersten Mal in meinem Leben, und ich kann nicht leugnen, daß ich einiges Verlangen trug, auch andern Personen zu gefallen.

Beim Frühstück, welches durch die Gegenwart der lieblichen Clementine, die der Alte ohne Umstände mir als seine Tochter vorstellte, gewürzt wurde, erfuhr ich in der Kürze die Geschichte der Familie, nemlich: daß seine Ehegattin vor drei Jahren diese Welt verlassen, und ihm, der in höchst zufriedener, langjähriger Ehe mit derselben gelebt, nur das einzige Kind, sein Trost, seine Stütze, übrig geblieben sei. Nachdem er der Erinnerung an die Verstorbene einige Thränen geweiht, die auch aus Clementinens schönen Augen hervorbrachen, kam er sodann auf das gräfliche Haus zu sprechen, indem er mir das Nöthige über die Person und die Lebensverhältnisse des Grafen, so wie dessen Familienbeziehungen, des Haushofmeisters, der Dienerschaft u. s. w. zu meiner Richtschnur mittheilte.

Wenn ich nur halb hörte, was der Greis mir sagte, und, im Anblick meiner schönen, freundlichen Nachbarin versunken, nur Auge und Ohr für diese hatte, so wird man darin etwas sehr Verzeihliches finden, doch dankte ich dem Alten für die Fingerzeige, die er mir in Bezug auf mein Verhalten gegen die beschriebenen Personen gegeben.

Clementine, ganz Unschuld an Leib und Seele, behandelte mich vom ersten Augenblick an als ihren Bruder, ihr offnes Wesen entzückte mich, ihre Wirthschaftlichkeit erfreute mein Herz, und das wahrhafte Glück, im Kreise dieser Familie leben zu dürfen, wußte ich zu erkennen. Ach, wie sah es so reinlich, so hübsch in der einfach möblirten Stube aus, wie stand Alles so an seinem Platz, wie blinkten die Kupfer- und Zinngeräthe, kurz, wie athmete hier Alles eine Behaglichkeit, von der mir bisher jede Idee abging! —

Nach dem Frühstück nahm mich der Alte bei der Hand, stieg mit mir zur Kammer hinauf, packte dort stumm meine ganze Kleidung des Detentionshauses zusammen und winkte mir, ihm zu folgen.

Er führte mich in einen abgelegenen Theil des Gartens, wo die Nacht hindurch ein langsames Feuer von zusammengehäuftem Unkraut gebrannt hatte. Er schürte dieses Feuer noch mehr an, legte einige dürre Reiser darauf, so daß die Flamme hoch empor loderte, und warf dann das Bündel hinein mit den Worten: „So, mein Sohn! Schnell, ehe die Taglöhner kommen, das letzte Andenken Deiner Achtung vernichtet!"

Wir blieben, bis die Flamme den kleinsten Zipfel der Gewebe verzehrt hatte, dann nahm mich der Greis bei der Hand, indem er sagte: „Jetzt an die Arbeit!"

Von nun an erschien mir das Leben in rosenfarbenem Lichte. Mein Tagewerk verrichtete ich mit Lust und Ausdauer, und nicht allein, daß die mir vom Alten angewiesenen Arbeiten zu dessen höchster Zufriedenheit ausgeführt wurden, sondern auch manches Neue, das ich, der einen der geschicktesten Gärtner zum Lehrmeister gehabt, einführte, erhielt den Beifall des Greises, ja Manches, wobei mir die erlangten botanischen Kenntnisse und eigene gelungene Versuche zu Hülfe kamen, setzte ihn in Erstaunen. Sein Wohlgefallen theilten schnell der Haushofmeister und der Graf selbst, welche sehr oft meine Arbeiten und Anlagen in Augenschein nahmen. Es dauerte nicht lange, und meine Ansichten in jeder Sache, den Garten betreffend, wurden stets erforscht. Der alte Tranaett liebte mich in der That wie seinen Sohn und schien es nicht ungern zu sehen, daß Clementine von Tag zu Tag mit größerer schwesterlicher Liebe an mir hing.

Diese Liebe, ich fühlte es nur zu wohl, war längst keine Schwesterliebe mehr, sie kam aus den innersten Falten des reinen Herzens der Jungfrau, die zum ersten Mal, ohne es zu kennen, sich der aufrichtigsten Neigung hingab. Und ich — nun ich liebte sie mehr als mein Leben, wagte aber nicht, bei ihrem Vater um sie anzuhalten, weil ich mich nicht würdig hielt, ein so kostbares Kleinod zu besitzen. Herrn Kaplan Engel hatte ich in laufendem Briefwechsel von Allem unterrichtet und meinen Herzenszustand ihm ebensowenig verborgen. Er schrieb mir: „Hoffe, mein Sohn! Gott wird mit Dir sein!"

So hatte ich zwei Jahre eines nie genossenen Glücks verlebt, kein Kummer, mit Ausnahme der Schattenbilder der Längstvergangenheit, welche zuweilen im Traume mich quälten, die ich aber beim Erwachen, nach der Lehre meines Wohlthäters, durch inbrünstiges Gebet verscheuchte, war in meine Seele eingezogen; da erschien eines Tages, zu meiner unaussprechlichen Freude, Kaplan Engel, von dem Grafen begleitet, in der Gärtnerwohnung. Ich wurde nämlich von einer an-

dern Seite des Gartens, wo ich arbeitete, mit dem Bemerken gerufen, der Herr Graf wünsche mich im Hause zu sprechen. Beim Eintritt in die Stube fand ich denselben, Herrn Engel, den alten Traugott und Clementine, augenscheinlich zum Resultat einer Berathung gelangt, versammelt. Bald nur sah ich, daß Clementine die Blicke niedergeschlagen hatte; denn ich eilte, vor Freude außer mir, die Hand meines Wohlthäters, den ich in zwei Jahren nicht gesehen, an meine Lippen zu drücken.

„Franz!“ sagte der Geistliche, „der Herr Graf und Traugott sind in jeder Hinsicht mit Dir zufrieden, und diese Zufriedenheit hat mich hoch beglückt, da meine Lehren bei Dir so gute Früchte getragen. Auf dieses Greises Bitte hier, die sich mit den Wünschen des Herrn Grafen vereinigt, wirst Du zum Nachfolger Traugott's, schon bei dessen Lebzeiten, ernannt; was aber alle Deine Erwartungen übersteigen muß, ist die Einwilligung des Herrn Grafen und die Deines Vorgängers zur Heirath mit Clementinen. Deine Bescheidenheit hielt Dich ab, Dein eigener Freiwerber zu sein; jetzt bin ich es gewesen, der für Dich das Wort genommen. Lange hat Traugott Euer Verhältniß beobachtet, und mit Freuden knüpft er das Band zwischen Euch inniger, nachdem die holde Jungfrau hier, in großer Verlegenheit, ihre Neigung vor uns eingestanden. Gottes Segen mit Euch!“

Indeß hatte der Greis seiner Tochter Hand in die meinige gelegt und seinen Segen über uns ausgesprochen.

Der Graf nahte sich glückwünschend und wiederholt seine Zufriedenheit mit mir aussprechend, wobei er bemerkte, daß er diese, wenn ich fortfahren würde, sie zu erhalten, durch eine zu meinen Gunsten gefertigte Clausel in seinem Testament noch deutlicher an den Tag zu legen beabsichtige.

So vieles Glück vermochte ich kaum zu ertragen, ich geberdete mich wie ein Kind und gab dadurch den Anwesenden zu mancher scherzhaften Bemerkung Veranlassung. Die Hochzeit wurde auf des Grafen Namenstag, zu Anfang des nächsten Winters, festgesetzt.

Konnte mir das Leben einen höhern Reiz gewähren, so geschah es durch das neue Verhältniß zu Clementinen. Die schönsten Blumen erzog ich für sie, die Königin derselben; sie überraschte mich oft mit Arbeiten von ihrer niedlichen Hand gefertigt; ein mit derselben in den Freistunden von mir gehaltener französischer, wol nur praktische Unterhaltung in sich fassender Cursus fand an Clementinen eine eifrige Theilnehmerin; kurz, die Tage vergingen in steter Heiterkeit.

Sehr oft war Besuch auf dem Schlosse, und die ausgezeichnetsten Standespersonen erschienen im Garten. Obgleich ich diesen jede von mir verlangte Aufklärung, meine Kunst betreffend, mit Freuden gab, so nahm ich doch wenig Notiz von ihnen, bis einmal mehre Herren anlangten, unter denen ich ein bekanntes Gesicht zu sehen glaubte.

Der Neffe und einzige Erbe des unvermählt gebliebenen Schloßherrn, Baron von Jadeen, der zum Vergnügen die Rechte studirt, auf der Universität ein ziemlich lockeres Leben geführt und, obgleich er in drei Jahren, während welcher Zeit er sich auf Reisen befand, das Gut seines Oheims nicht besucht hatte, dennoch bei allen Beamten und Dienern des Schlosses so ziemlich verhaßt war, indem er von Kindheit an dieselben als seine Sklaven zu betrachten pflegte — ja der selbst dem alten Grafen manchen Seufzer erpreßt und vor dem mein künftiger Schwiegervater mich wiederholt gewarnt, erschien plötzlich auf Herzberg, begleitet von mehren seiner Freunde, worunter jenes bekannte Gesicht schreckliche Erinnerungen in meiner Seele heraufbeschwor. Es war der damalige Auditor von Kragenstrom, jener Doppelmörder an Unschuld und Leben, der indeß mit seinem Gewissen sich abgefunden zu haben schien, weil er den heitersten, lebenslustigsten Menschen und nebenbei den Bewunderer des Barons spielte. Wie ein Schatten begleitete er den Letztern auf Wegen und Stegen. Beim Spazierritt, bei Lustfahrten, auf der Jagd, bei allen Festen und Gesellschaften auf dem Schlosse sowol, als in der Nachbarschaft waren der Baron und von Kragenstrom die Unzertrennlichen. Bis dahin war er noch nicht so in meine Nähe gekommen, daß ein Wiedererkennen seinerseits erfolgen mußte; endlich führte der Zufall das letztere in einer Weise herbei, die, wie der Leser sogleich hören wird, von den unberechenbarsten Folgen für mich wurde.

Eines Morgens kam Clementine fast außer Athem zu mir in die Orangerie und rief, sich an meine Brust werfend: „Franz, rette, schütze mich!“ Sie konnte weiter kein Wort hervorbringen. Ich führte sie zu einem Sitz und ließ sie sich erholen, während mein Herz vor Schrecken und Erwartung pochte. Endlich erzählte sie, daß der Baron und sein Schatten, wie von Kragenstrom überall wirklich genannt wurde, sie nicht allein, wenn sie im Schlosse erschien, sondern auch im Gärtnerhause und im Garten unablässig verfolgten, durch nie vernommene Reden ihr das Blut in's Gesicht trieben und mit jedem Tage zudringlicher würden. Sie habe bis jetzt, um mich nicht zu betrüben, mir das Benehmen jener Herren verschwiegen und nur ihren Vater um Schutz gebeten. Dieser hätte auch gethan, was in seinen Kräften gestanden, sie den Blicken jener Verfolger zu entziehen; aber jede ihnen gesetzte Schranke würde von diesen überstiegen oder beseitigt, und eben jetzt wären sie in die Stube gedrungen, wo der Baron sie gewaltsam angefaßt, sie aber übermenschliche Kräfte entwickelt und ihren Verfolgern sich entzogen hätte. „Ach, mein Gott!“ fuhr sie plötzlich auf, „dort seh' ich sie auch hieher mich verfolgen!“

Schnell verbarg ich das Mädchen hinter die Blätter eines Pisangbaums (musa paradisiaca) und that, als wenn ich ruhig fortarbeitete, im Herzen aber ein doppeltes Gefühl der Eifersucht und des Unwillens nährend.

Die Herren traten ein und sahen sich allenthalben um.

„Sie ist nicht hier,“ bemerkte der Baron.

„Und doch sah ich sie hier in dem Gewächshause verschwinden“, erwiderte sein Begleiter.

„Du irrst Dich, Freund, sonst müßte doch eine Spur von ihr zu entdecken sein.“

„Nun wir wollen uns erkundigen. He, Gärtner!“

„Ich sah auf und fühlte, wie mir alles Blut zu Kopfe stieg, doch er schien mich wirklich nicht wiederzuerkennen.

„Ist des alten Traugott hübsche Tochter nicht hier gewesen?“

Der Baron stieß seinen Freund an und sagte auf französisch, da er glaubte, ich verstände diese Sprache nicht: „Mensch, Du fragst den verliebten Bräutigam selbst!“

„Thut nichts,“ war die Antwort in derselben Sprache, „desto größer der Spaß und der Triumph.“

Nun wandte er sich wieder zu mir und sagte deutsch: „Seid Ihr taub, Gärtner? Habt Ihr Eure Braut nicht gesehen?“

„Ich habe sie wohl gesehen,“ gab ich scheinbar ruhig zur Antwort, „da sie aber jetzt nicht zu Ihren Diensten sein kann, so bitte ich, mir das Geschäft zu übertragen.“

Dieser Antwort folgte ein unauslöschliches Gelächter der Herren.

Dann fragte Kragenstrom und zwar in barschem Tone, wieder: „Ihr müßt wissen, wo sie ist; denn sie kam sicher hierher. Geschwind heraus mit der Sprache, oder Ihr sollt für die Folgen büßen!“

Bösewicht! kochte es in meinem Innern, aber ich bezähmte meine Wuth und brachte nur, so gelassen als möglich, die Worte hervor, indem ich den Fragenden scharf in's Auge faßte: „Wollen die Herren nicht einige Leute herbeirufen, um nachzusehen; sie ist vielleicht in den Schloßteich gesprungen!“

Der Schuß traf; denn Leichenblässe überzog das Antlitz des vornehmen Schurken, er wankte und mußte sich an einem Pfeiler festhalten.

„Was ist Dir, Freund?“ fragte theilnehmend der Baron.

„Nichts, gar Nichts!“ war die Antwort, „der starke Duft der Gewächse hier verursacht mir Schwindel, laß uns in die Luft gehen.“

Der Baron führte seinen Freund zur Thüre hinaus. In derselben drehte letzterer sich jedoch nach mir um, ohne daß jener es bemerkte, drohte mir mit der Faust und sagte laut: „Adieu, Gärtner! Möge Euer Gedächtniß Euch in der Zukunft ebenso treu bleiben, wenn ich alsdann Fragen an Euch richte!“

„Frage so viel Du willst, ich werde Dir schon antworten!“ rief ich ihm nach und holte meine zitternde Clementine aus ihrem Versteck hervor.

Diese, die Alles gehört, aber nichts gesehen hatte, wollte mich, nachdem sie sich erholt hatte, über den Sinn des Gespräches ausforschen. Es gelang ihr indeß nicht, da ich mich entschuldigte, daß ich es selber nicht zu deuten vermocht hätte.

Noch am nämlichen Tage reiste Kragenstrom ab, und wiewol der Baron nicht nachließ, Clementinen zu verfolgen, so überwachte ihr Vater und ich sie doch wie unser Auge im Kopfe, und der Graf, dem Traugott Alles entdeckt hatte, beaufsichtigte nach Möglichkeit seinen Neffen, so daß dieser meine Braut nie allein zu treffen Gelegenheit fand, und Intriguen ließen sich dieserhalb auf dem Schlosse um so weniger anspinnen, als Niemand von der Dienerschaft, selbst bei Verheißung eines großen Lohnes, sich zum Vertrauten des Barons hergeben wollte.

Unterdeß hatte sich der politische Horizont sehr getrübt, die Franzosen waren aus den Ländern am Rhein nach Frankreich zurückgejagt worden und die verbündeten Heere in Paris eingezogen.

Der geschlossene Friede dauerte nur so lange, bis Napoleon von der Insel Elba zurückkehrte. Nun wurden neue Kriegsrüstungen vorgenommen, und die jetzt deutschen Lande mußten ihre Söhne als Vertheidiger des Vaterlandes gegen die Franzosen stellen. Auch mein Name stand in der Liste der Kriegsdienstpflichtigen.

Der Graf von Herzberg, mit Gut und Blut ein ächter Deutscher, der in dem wieder deutsch gewordenen Element aufzuleben schien und Alles, sein Vermögen und seinen Einfluß der guten Sache zuwendete, konnte, obgleich er alles Mögliche versucht, mich von der Kriegspflicht zu befreien, nicht in Erfahrung bringen, warum man ihm nicht gefällig sein wollte und aller Orten darauf bestand, mich unter die Fahnen zu stellen.

Mir wurde die Ursache jedoch bei dem letzten Erscheinen vor der Aushebungs-Commission klar; denn ich erblickte in dem Saale den einzigen Feind meiner Seele, den jetzigen Prokurator von Kragenstrom, mit einem Major im eifrigen Gespräch und wiederholt auf mich hinzeigend. Der Offizier gab ihm, irgend eine Zusage bekräftigend, die Hand, worauf Kragenstrom mit einer Teufelsmiene zu mir herüberlächelte und Abschied nehmend sich entfernte. Ich war einer der Ersten, welche den Befehl erhielten, sich zum nächstfolgenden Tage zum Abmarsch bereit zu halten. In mein Schicksal mich ergebend, ordnete ich meine kleine Angelegenheit, übergab meiner Braut die Ersparnisse und die Geschenke des Schloßherrn, so wie meine sonstigen Habseligkeiten und tröstete die Weinende mit der Hoffnung baldiger Rückkehr und darauf erfolgender Hochzeit. Doch mußte ich mich entschlossener stellen, wie ich wirklich war, um Clementine und ihren Vater, selbst den alten Grafen zu beruhigen, der, um mich gewissermaßen zu entschädigen, meine Stelle nicht wieder besetzen zu wollen, vielmehr den Lohn bei meiner Rückkehr mir voll auszuzahlen versprach, auch mir eine so glückliche Zukunft verkündigte, daß ich gerührt ihm die Hand küßte und nur die einzige Bitte wagte, seinen mächtigen Schutz meiner verlobten Braut angedeihen lassen zu wollen.

Mit Freuden gewährte der Graf meine Bitte und fügte dieser Gewährung neue Versprechungen für die Zukunft bei. Dann ermahnte er mich, meinem Vaterlande Ehre zu machen und mich durch den Umstand, daß französisches Blut in meinen Adern fließe, nicht abhalten zu lassen, ein Deutscher zu sein. Eine Brieftasche mit zwanzig preußischen Thalerscheinen und eine kleine goldene Uhr begleiteten seine Ermahnung.

Daß ich die Geschenke, sowol Geld als Uhr, sofort meiner Braut übergab, wird der Leser erwartet haben. Was sollten mir auch diese Gegenstände im Felde?

Ueber die Geschichte des Feldzuges eile ich hinweg, da solche in hunderten von Werken zu finden ist.

Wir waren noch nicht halb ausgebildete Soldaten, als wir schon in die Schlacht geführt wurden, aber hier zeigte sich der Spruch in seiner ganzen Vortrefflichkeit, nämlich: daß der Soldat am besten im Felde selbst ausgebildet werde.

Die Subalternoffiziere waren junge Herren, die eben erst das Schwert mit der Feder vertauscht hatten, und sie thaten doch ihre Schuldigkeit. Ich selbst wurde, meiner Fähigkeiten wegen, schnell zum Unteroffizier befördert und hatte mir durch Pünktlichkeit im Dienst, so wie durch meine Kenntniß der französischen Sprache die Gewogenheit meiner nächsten und höchsten Vorgesetzten erworben. Ich erfreute mich sogar ihrer Liebe, wie der meiner Kameraden, die ich durch gutes Beispiel im Allgemeinen, durch Ausdauer und Muth zu bereitwilliger Erfüllung ihrer Pflichten anspornte.

Nur ein Lieutenant, der frühere Referendarius Kunstmann, Hypochondrist im höchsten Grade, zu allen Zeiten mit einem Gesichte sauer wie Essig, von menschenfeindlicher Gesinnung und deshalb von Niemand gern gesehen, konnte mich, weiß Gott, aus welcher Ursache, nicht leiden. Bei dem Bewußtsein, meinen Dienst nach Vorschrift, so oft ich unter seinen Befehlen stand, zu verrichten, bekümmerte ich mich wenig um sein Thun und Treiben; denn alle seine auf mich gerichteten Pfeile mußten an jenem Schilde abprallen.

Die ewig denkwürdige Schlacht bei Belle-Alliance am 18. Juni 1815, in welcher unser Regiment sehr mitgenommen wurde, gab mir Gelegenheit, mich auszuzeichnen. Das Glück wollte, daß ich einen französischen General mit eigener Hand gefangen nahm und schon mit demselben auf dem Wege zum commandirenden General mich befand, als Lieutenant Kunstmann mit einem Detaschement erschien und mir den Gefangenen abforderte, mich in die Colonne zurückverweisend.

Wenn ich nun sagte, daß mich dieses Benehmen nicht gekränkt hatte, so müßte ich lügen; aber ich war so pflichtgetreu und achtete die Subordination so hoch, daß ich mit meinem Begleitern Kehrt machte und nicht einmal darauf achtete, daß ein vorüberjagender Husarenoffizier nach meiner Compagnie und nach meinem Namen fragte.

Nach beendigter Schlacht, in der mir noch die süße Rache zu Theil wurde, dem leichtblessirten Lieutenant Kunstmann einige Hülfe leisten zu können, wurde ich vor den commandirenden General gerufen, der mich, Angesichts seines Stabes, vielfach belobte und mit den Orden — ich darf jetzt nicht sagen welchen — eigenhändig anheftete. Der Husarenlieutenant, dessen ich vorhin erwähnte, stand neben ihm, und diesem, der das Benehmen des Lieutenant Kunstmann mit angesehen, mußte es wol gelungen sein, den Commandirenden mit der wahren Lage der Dinge bekannt zu machen, so daß nicht der Lieutenant, wie es so oft geschah, sondern der Held selbst die Auszeichnung, welche für eine seltene That zur Belohnung verliehen wurde, erhielt. Doch hat, wie der Leser später erfahren wird, Lieutenant Kunstmann mir den Verlust nachgetragen.

Der zweite Frieden war geschlossen, der größte Theil der Armee kehrte in die Heimat zurück, und unser Regiment, d. h.

die Hälfte der Mannschaft kaum, aus welcher es bestanden, als es in's Feld rückte, wurde entlassen. Mit dem Vorgefühl freudigen Wiedersehens trat ich den Weg nach Schloß Herzberg an.

Mehrmals hatte ich geschrieben, aber nur ein einziges Mal Antwort erhalten, und zwar eine sehr beruhigende, nämlich: daß auf den Wunsch des Grafen der immittelst zum Pfarrer einer nahen Gemeinde ernannte Kaplan Engel meine Clementine, welche noch immer den Verfolgungen des Barons ausgesetzt gewesen, zu sich genommen und dieselbe so vor allen ferneren Nachstellungen gesichert geblieben.

In die Uniform gekleidet, den Orden und die Denkmünze auf der Brust, trat ich in den Schloßhof. Der Graf, von meiner Ankunft unterrichtet, hatte die sämmtliche Dienerschaft und das ganze Arbeitspersonal, den Haushofmeister an der Spitze, auf der Terrasse versammelt, mich zu bewillkommnen. Lange Tafeln waren in der Vorhalle bereitet, die Musiker harrten des Winks zu einem Tusch, und feierlich trat der Graf mir entgegen mit einer Rede, die das herzlichste Willkommen aussprach. Er hatte seine früheren Verheißungen noch nicht vergessen und erklärte, daß dieselben von heute ab in Erfüllung gehen sollten.

Kaum hatte ich mich von der Ueberraschung erholt, so traten drei bis dahin verborgen gestandene Personen, die mir, unbeschadet der hohen Verehrung, die ich für den Grafen hegte, die liebsten auf Erden waren, hervor, meine Clementine, deren Vater und der Pfarrer Engel umarmten mich abwechselnd. Ich konnte mich kaum fassen, und alle Umstehenden, der Graf nicht ausgenommen, vergossen Freudenthränen.

Vierzehn Tage nach meiner Rückkehr war die Hochzeit. Nachdem die bürgerliche Trauung vor dem Civilbeamten stattgefunden, verrichtete Herr Pfarrer Engel die kirchliche. Die Hochzeit, auf des Grafen Kosten mit einer an Verschwendung grenzenden Pracht ausgerüstet, war ein Fest für das Schloß und die Umgegend. Vornehme Personen beehrten dieselbe mit ihrer Gegenwart, selbst der Baron, anscheinend meines Glückes sich freuend, fehlte nicht, und manche meiner Kriegskameraden aus der Nachbarschaft, so wie mein verehrter Lehrmeister, Herr Wohlbert, vermehrten die Zahl der Gäste.

Mit fürstlicher Freigebigkeit war das Gärtnerhaus seitens des Grafen neu eingerichtet und vergrößert worden. Das Geräthe, fast zu gut für unsern Stand, ließ nichts zu wünschen übrig, und Vorräthe jeder Art fanden sich im Ueberfluß.

Zugleich überreichte mir der Graf eine Anstellungsurkunde als Gärtner des Schlosses Herzberg auf Lebenszeit, mit der Weisung an seine Erben und Nachfolger: mich im Genusse aller mir von ihm verliehenen Rechte und Güter zu belassen, auch wenn ich nicht mehr den Dienst behalten wollte, mit einziger Ausnahme der Wohnung im Gärtnerhause, wogegen ich aber alsdann eine Wohnungs-Entschädigung von zwanzig Thalern jährlich beziehen sollte. Diese Entschädigung nebst allen früher von mir bezogenen Emolumenten wurde darin auch meiner Gattin zugesagt, wenn sie mich überleben und nicht zum zweiten Mal sich verehelichen würde.

Ein Jahr des höchsten Glückes war bereits verflossen, ohne daß irgend ein Ereigniß von Bedeutung für uns sich zugetragen hätte, wenn ich nicht dasjenige für ein solches halten müßte, daß meine junge Gattin am Schlusse des erwähnten Zeitabschnitts mir eine Tochter, in allen Zügen der Mutter ähnlich, geschenkt hätte.

Nichts über die Vaterfreuden. Sie weiß doch nur Der zu empfinden, dem, wie mir, ein reines, ungetrübtes Eheglück beschieden war. Ach, daß in dieser Welt nichts von Dauer ist!

An einem Morgen hatte ich ein Geschäft bei dem Haushofmeister. Ich traf noch einen Mann in grünem abgetragenen Ueberrock bei ihm, dessen Gesichtszüge mir bekannt vorkamen. Vergebens strengte ich mein Gedächtniß an, mich dieser Züge zu erinnern, ich würde schwerlich dieses vermocht haben, wenn der Fremde nicht im Laufe des Gesprächs etwas von seinem früheren Stande als Waldhüter fallen lassen. Gerade in dem Augenblick erkannte ich in dem Manne einen der beiden Grünröcke, die mir das Leben gerettet, als der Haushofmeister ihm den kalten Bescheid gab: daß allerdings die Stelle des gräflichen Försters vacant sei, daß er ihm aber keine Hoffnung zu derselben machen könne, weil sich gestern Jemand als Kandidat präsentirt hätte, der mit einem Empfehlungsschreiben des Prokurators von Kragenstrom versehen gewesen, eines Protectors, auf dessen Empfehlung der Graf sehr viel Gewicht lege.

Des Fremden Miene verfinsterte sich. Sie schien verzweifelnd werden zu wollen, und nie werde ich den Ton vergessen, in dem er, die Hände ringend, ausrief: „Auch hier nichts, so ist Alles verloren!“

„Herr Haushofmeister!“ bat ich, „mir zu Liebe weisen Sie den Mann nicht ohne weiteres ab, ich will selbst seinetwegen mit dem Grafen sprechen.“

„Sie, Herr Gärtner? Nun Ihren Wunsch erfülle ich recht gern, wenn er nur, der gedachten Empfehlung gegenüber, zu einem Resultat für den Supplikanten führen wird. Kennen Sie den Mann?“

„Ob ich ihn kenne?!“

Das Gesicht des Fremden hatte sich immittelst aufgeheitert, doch schien er an Dem zu zweifeln, was ich sagte.

„Herr Schulze, willkommen hier, wo nicht allein Edelmuth, sondern auch Dankbarkeit zu finden ist. Ja, Herr Haushofmeister, dieser Mann war einst mein Lebensretter. Er nahm sich des hülflosen, verwilderten Knaben, dessen Tod damals für die Welt eine Wohlthat genannt werden konnte, an, und ich betrachte es als eine hohe Gunst des Himmels, daß ich Gelegenheit erhalte, meine Dankbarkeit ihm zu beweisen.“

„Wie, Sie wären jener Knabe, den wir, mein damaliger College und ich, einen Strick um den Hals, im Walde fanden?“

„Derselbe, der sich erlaubt, Sie an seine Brust zu drücken.“

Nicht ohne Rührung umarmte mich Schulze, der sichtlich gealtert zu haben schien.

„Die Geschichte theilen Sie mir wohl ein Mal mit, Herr Gärtner,“ sagte der Haushofmeister.

„Mit vielem Vergnügen. Doch erlauben Sie, daß ich jetzt Herrn Schulze in meine Wohnung führe, um ihn den Meinigen vorzustellen. Unterdeß haben Sie wol die Güte, mich bei dem Herrn Grafen zu melden und mir wissen zu lassen, zu welcher Stunde ich aufwarten darf.“

„Verlassen Sie sich auf mich!“

Eduard Ludwig.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Gedichte von August Schnetzler.

Zweite vermehrte Auflage. Karlsruhe bei Kreuzbauer und Hasper. 1846.

Man pflegt auf dem lyrischen Gebiete der Dichtkunst die zweite Auflage einer Gedichtsammlung etwa mit denselben Augen zu betrachten, wie auf dem dramatischen die zweite Aufführung eines Stückes auf einer und derselben, oder die Annahme auf einer zweiten Bühne. Ja, bei nicht wenigen Erscheinungen geschieht es wenigstens in dem ersterwähnten Falle, daß das neue Erzeugniß erst dann des genaueren Ansehens gewürdigt wird. Wenn wir uns hier diesem Verfahren anschließen, so müssen wir bekennen, daß, wenn wir es auch nicht in Bausch und Bogen rechtfertigen wollen, doch eine Entschuldigung für dasselbe in den literarischen Zuständen der Gegenwart finden. Es wird jetzt von so viel Händen, berufenen und unberufenen, der Tact geschlagen, so viel in Versen gepredigt und geklagt, so viel hundert Mal Gehörtes zum hundert und ersten Male gesungen, und es quillt so viel Jammerthals- und Kartenhauspoesie zu Tage, daß es verzeihlich ist, wenn man mistrauisch wird und nicht ohne ein gewisses Unbehagen einen neuen Halm dem lyrischen Felde entsteigen sieht, von dessen Boden man, bei allem felsenfesten Glauben an die Unerschöpflichkeit der ästhetischen Kräfte innerhalb der Menschheit, doch nachgerade beinahe meinen möchte, es werde ihm gut sein, wenn er eine Weile brach gelassen bliebe. Bekanntlich lehrt die Geologie, daß die Erde in einem nicht zu bestimmenden Zeitpunkte die Kraft, neue Thier- und Pflanzengeschlechter zu erzeugen, verloren habe, und daß jetzt nur die bei diesem Abschluß der Flora und Fauna bereits vorhandenen Gattungen noch in Individuen und Exemplaren sich fortpflanzen. Wenn aber, wie Einige wollen, dieser Zeitpunkt der war, in welchem das Menschengeschlecht entstand, so läßt sich an den Vergleich jener Erdperioden mit unserer heutigen Literatur eine schöne Hoffnung knüpfen, und die Kritik braucht noch nicht mit Verzweiflung an die „Schatten vergangener Jahre“ zu denken, sondern sie hat die Pflicht, hinzuweisen auf die Tage, die da kommen sollen.

Daß die Schnetzler'sche Gedichtsammlung einen großen Schritt nach der Erfüllung dieser Hoffnung hin bekunde, glauben wir nicht sagen zu dürfen. Es ist wahr, sie enthält sehr viele gute, ja zum Theil vortreffliche Sachen, sie schlägt aber wenig neue Töne an, und so kann man, ohne dem Verfasser Unrecht zu thun, wenn man Strenge sich zur Pflicht gemacht hat, wie wir, sein Urtheil dahin abgeben, es werde uns hier mit einigen Ausnahmen nichts Anderes geboten, als — allerdings in meist recht ansprechendem Gewande — Das, was schon dagewesen. Die Wahrheit ist freilich ewig dieselbe, die Schönheit aber, die lebendige Schönheit der Poesie und der Kunst überhaupt, ewig eine andere, ewig in noch nicht Vorhandenem sich ausgestaltende.

Die in Rede stehenden Gedichte sind in fünf Bücher eingereiht, von denen das erste, „Wolken und Sterne der Jugendzeit“ überschrieben, vermischten Inhalts ist, das zweite „Lieder und Sonette,“ das dritte „Humoristische Dichtungen,“ das vierte „Sagen, Mährchen, Romanzen und Balladen,“ das fünfte endlich Gelegenheitsgedichte enthält. Die Periode, in welche die Thätigkeit des Dichters fällt, datirt sich von 1828 bis 1846, umfaßt also beiläufig einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren.

Wir haben nicht Raum, unsere vorhin ausgesprochene Ansicht näher zu motiviren und mit Beispielen und Vergleichen zu unterstützen, aber fast auf jeder Seite begegneten wir Anklängen an Heine, an Platen, an Lenau und Uhland. Alle diese Dichter hatten einen Charakter, gleichsam eine Grundfarbe, ja, man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß eben diese Eigenthümlichkeit, dieses durchgehende Ueberwiegen eines geistigen Roth oder Blau oder Grün in jedem derselben allein es war, welches sie Epoche machen ließ und ihre Einreihung in die Geschichte der deutschen Poesie rechtfertigte, oder besser — zur Nothwendigkeit machte. Einen Regenbogen in die Wolken unseres Himmels auszustrahlen, der alle Farben in sich faßte, war nur dem Genius eines Goethe möglich. Bei Schnetzler finden wir warme Liebe zur Natur, Gemüth und eine ziemlich bilderreiche Phantasie, aber keinen derartigen Abschluß nach Außen, wie in den Vorgenannten, keine neue Weltanschauung, keinen scharf zu bezeichnenden Charakter, man müßte denn die negative Eigenschaft der Harmlosigkeit als einen solchen betrachten wollen, in der er einem Vogel zu vergleichen ist, der auf einem Zweige sitzend dem Gesange vorüberziehender Troubadoure lauscht und ihre Lieder, in seine Weise übertragen, melodisch nachsingt.

Freilich mit vielen anderen Dichtern, auch den beliebten, der letzten sechs Jahre zusammengehalten, gibt der Werth seiner Producte ein nicht unbedeutendes Plus. Er hält sich, gerade in jener Harmlosigkeit, von dem Treiben derer fern, die, ohne den Beruf Herwegh's u. A. zu haben, in seinen Ton einstimmten, weil es eben Mode geworden, die Politik in Verse zu bringen — dem Treiben der Herren, welche den Büchermarkt mit unschönen lyrischen Fabrikarbeiten überschwemmen, indem sie jeden Tag für verloren zu achten scheinen, an welchem sie nicht ein Gedicht gefertigt, in dem ein paar republikanische — in letzter Zeit auch communistische — Stichwörter angebracht sind. Wo Schnetzler sich ja auf dies Gebiet wagt, faßt er die Sache humoristisch auf, wo er auf demselben ernsthaft sein will, wie z. B. in den letzten vier Versen des Gedichtes: „Es kann ja nicht immer so bleiben,“ verräth er sehr bald, daß er nicht in seinem Elemente, d. h. er wird langweilig, prosaisch und hausbacken. Jenes Sich-Zurückhalten des Dichters ist zu achten, obwol wir den Freiheitsbegriff desselben, der im Ganzen an die Freiheit erinnert, die Max von Eichendorf „meinte,“ für heutzutage etwas allzu subtil und ätherisch halten müssen.

Ein Zweites, was mit jener Harmlosigkeit zusammenhängt, ist der in dem Dichter liegende Fond von Humor, der sich in vielen Gedichten des dritten Buches in zuweilen überraschenden Gestalten kund gibt. Ganz vorzüglich in diesem Kreise, ja wir möchten sagen unübertrefflich niedlich und ansprechend ist „Perückenstaub und Frühlingsblüthe,“ wo

„Der Herr Professer,
Geheime Hofrath
Und auch Prorector
Magnificus“

auf einem Spaziergange hinaus vor's Stadtthor, den er

„Um seine Lungen
Sich auszulüften
Vom Bücherstaub“

beschlossen und vollzogen hat, es nicht unterlassen kann, auf einer Bank im Parke, sich statt der Schönheit des Mais den kaum verlassenen Studien wieder zuzuwenden. Wie er sich nun mit allen seinen Gedanken einem in der Tasche mitgenommenen zarten Büchlein

„Von kaum fünfhundert
Seiten in Quarto“,

der von ihm besorgten Miniaturausgabe Justinian's, zuwendet, neckt ihn ein blondes Lindenelfchen auf die ergötzlichste Weise. Sie macht den alten gesetzten Herrn, so gut es geht, in sich verliebt, nimmt ihm seine Perücke und schneit ihn schließlich über und über mit Blüthen ein, aus denen ihn der Pedell mit seinem Pudel herausscharren muß. Für wahr, eine eben so glückliche wie vortrefflich ausgestaltete Idee! Jenes dritte Buch, aus dem sich noch Manches mittheilen ließe, was sehr zu Gunsten des Dichters spricht, haben wir überhaupt mit großem Interesse gelesen, und möchte deshalb schon die ganze Sammlung zu empfehlen sein.

Die erzählenden Gedichte des vierten Buches sind ebenfalls meist recht gut. Nur tritt eben hier die Frage ein, ob ein Gedicht zu beurtheilen sei, wie es an sich ist, oder ob man sich dabei erstens einen Rückblick auf Vorausgegangenes, und dann zweitens dieser Vergleichung, wenn sie uns eine große Aehnlichkeit der sich gegenüber gestellten Producte zeigt, einen Einfluß auf das Urtheil über das später hervorgetretene gestatten darf. Wir haben uns im Obigen bereits auf die Seite Derer gestellt, welche das Letztere bejahen würden, und können auch hier nur eigenthümliche Stoffe, dagegen wenig von einer originellen Färbung und Verarbeitung erkennen. Auch in dieser Abtheilung sind aber gerade die Gedichte die ansprechendsten, in denen, wie in den „Sagen vom Mummelsee,“ der Humor das überwiegende Element ist.

Die Gelegenheitsgedichte im fünften Buche, so wie einige in dem vorhergehenden, betrachten wir — mehre von allgemeiner Bedeutung, z. B. „Der Dichter und seine Zeit,“ abgerechnet — für einen Anhang, der nur für Diejenigen Werth hat, welchen seine Veranlassungen bekannt sind. Allen übrigen Lesern dürften sie gleichgültig sein. Wären doch selbst in den Ausgaben von Goethe's gesammelten Werken viele derartige Sachen mit Fug weggelassen gewesen.

Wenn wir nun aber zum Schlusse unser Urtheil über das Buch in eine Empfehlung desselben verwandeln, so könnte dies auffällig erscheinen, ja an Ovid's Metamorphosen erinnern; aber man hat dann vergessen zu bedenken, daß unser oben aufgestelltes Princip nur für die Kritik, nicht für die Lesewelt gilt, welche sich nicht um die Wurzeln eines Werkes, sondern um seine Blüthen, und nicht um die Einflüsse, unter denen es entstanden, kümmert, sondern sich an die unmittelbare Wirkung desselben auf das Gemüth hält, und diese letztere ist, da der Inhalt von Interesse und die Form eine zum Theil vollendete ist, hier eine durchweg angenehme.

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Novellen-Zeitung.



№ 146.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 14. April 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

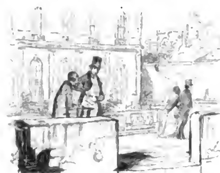
oder Memoiren eines Kammerdieners.

Sechster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 145.)

Funfzehntes Kapitel.

Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)



Den 6. März 18..

So wär' ich also von der kurzen Reise, welche Regina unternahm, um nach ihrer Gewohnheit am Todestage ihrer Mutter das Grab derselben zu besuchen, zurückgekehrt.

Juliette und ich haben die Fürstin begleitet. Der Wagen fuhr an dem steinernen Kreuz vorbei, wo ich einstmals, da ich von meinen Kameraden getrennt worden war, Basquine's kleinen Shawl in Blut getränkt wieder fand.

Wie ward ich gerührt, als ich in das Dorf kam, wo ich bei Claudius Gérard meine ersten Jugendjahre verlebt hatte! Was ging mir Alles durch die Seele, da ich den bescheidenen Gottesacker erblickte, auf dem ich Reginen gesehen, die das erste Mal noch ganz Kind war!

Wie wunderbar ist mein Lebensgang! Nun komme ich nach Jahren wieder dahin, und in ihrer Begleitung!

Unkraut umwucherte den Grabstein; der Wind hatte das kleine Schutzdach umgeworfen, das ich einst aufgerichtet, um Regina vor der Unbill der Jahreszeit zu schützen, wenn sie hier zu beten kam. Sie legte eine große Betrübniß über diese Vernachlässigung an den Tag und war über die schlechte Besorgung ihrer Aufträge in Betreff dieses Punktes, die sie seit drei Jahren bemerkt hatte, eben so verwundert wie verdrießlich, während früher, wie sie sagte, das Grab ihrer Mutter immer mit frommer Sorgfalt gehütet und mit Blumen und Sträuchern geschmückt worden war.

Ach, Regina darf es nie erfahren, daß früher — ich's gewesen bin, der sich diese fromme Pflicht herzlich angelegen sein ließ.

Sie schickte mich zum Pfarrer, um Klage zu führen; denn sie hatte alle Bedingungen eingehalten, die man ihr in Bezug auf das Grab ihrer Mutter gemacht. Der alte Erzfeind des Claudius Gérard erkannte mich nicht — er entschuldigte sich ungenügend und gab den seltsamen Grund an, er habe nicht mehr, wie sonst, einen Schulmeister zu Befehl, um den Gottesacker in Ordnung zu halten, da seit achtzehn Monaten an die Stelle der Gemeindeschule eine Schule der Fratres getreten.

Der Pfaffe hatte also seinen Plan durchgesetzt — der einheimische Schullehrer, der Bürger Frankreichs, war vertrieben — die geheimnißvollen Werkzeuge Roms hatten sich auch in dieser armen kleinen Gemeinde des Unterrichts bemächtigt.

Regina hatte mir befohlen, das Doppelte, das Vierfache Dessen, was sie jährlich bezahlte, anzubieten, damit das Grab nun ordentlich gehalten würde; der Pfarrer that, als wollte er sich's angelegen sein lassen, er ließ sich das Doppelte der gewöhnlichen Summe zahlen, und zwar im Voraus, und die schönsten Versprechungen flossen ihm vom Munde. — Sie werden nichts helfen — eine Hand, die es hier um Lohn thut, kann niemals leisten, was ich so viele Jahre lang fortgesetzt.

Nun sind wir wieder zu Hause. Die Fürstin fand zwei Briefe des Capitain Just vor; denn sie stehen in ununterbrochenem Briefwechsel.

Den 20. April 18..

Himmlisches Glück! Ich glaube, ich bin auch Dem auf der Spur, was dazu dienen kann, den Ruf von Regina's Mutter wieder herzustellen.

Es ist mir endlich in Folge meines eigenen unablässigen Studiums der deutschen Sprache, das ich, seitdem ich in das Hôtel Montbar eingetreten, mit Eifer wieder begonnen, möglich geworden, jene Briefe, die aus dem Grabe herstammen, zum Theil zu lesen. Ich rathe — ich ahne einen Theil der Wahrheit, die noch halb in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt ist.

Wenn ich mich nicht irre — welch heldenmüthiges, welch erhabenes Opfer hat dann Regina's muthvolle Mutter der Freundschaft gebracht!

Den 12. Mai 18..

Die nächtlichen Ausflüge des Fürsten werden immer häufiger; nachdem ich viele ganze Nächte vergeblich an dem Fenster eines unbewohnten Zimmers, von wo man den Gang, der zu der kleinen Gartenpforte führt, übersehen kann, zugebracht, habe ich neuerlich den Fürsten zwei Mal in einen Mantel gehüllt nach Hause kommen sehen; der gute, alte Louis, der ihn vermuthlich an irgend einem verabredeten Orte erwartet, hielt den Taumelnden. Dann erreichte Herr von Montbar sein Zimmer durch ein Gewächshaus und einen Gang, auf den eine verborgene Treppe ausmündet, die nach Louis Zimmer führt, das an das Ankleidezimmer seines Herrn stößt.

Seit zwei Monaten scheint die Gesundheit des Herrn von Montbar angegriffen zu sein, vielleicht in Folge der erniedrigenden Ausschweifungen; er spricht selbst selten mit der Fürstin, indem er ein solches Unwohlsein vorschützt, daß er sich das Essen auf seine Stube bringen lassen müsse — er ist finster und schweigsam, er vernachlässigt sich — er, dessen Anzug sonst so gewählt war.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Briefwechsel der Fürstin mit dem Capitain Just währt noch immer fort. Noch heut Morgen habe ich einen Brief Regina's, den sie an sein Regiment adressirte, auf die Post getragen.

Lange hielt ich den Brief in der Hand und betrachtete ihn mit schmerzlichem Herzweh und bitterer Neugierde. Einen Augenblick war ich auf dem Punkte, das mir geschenkte Vertrauen auf schmähliche Weise zu misbrauchen — glücklicherweise widerstand ich der Versuchung.

— — — — — — — — — — — — — —

Mag sein — ich weiß, daß sie einander lieben — lieben! — o, was hab' ich gelitten — o, was leide ich noch bei diesem Gedanken!

Nun — Muth, Muth — armes, krankes Herz — die Entwickelung von Regina's Liebesabenteuer kommt heran — wie sie sich gestalten möge, jedenfalls ist dieses Ereigniß für die Zukunft der Fürstin entscheidend. Bei dieser Krisis — die vielleicht die schwerste ihres Lebens ist, kann ich ihr vielleicht noch nützlich werden — steht ihr Schicksal dann einmal fest, so habe ich meiner Pflicht genügt.

Den 10 Juni 18..

Heut Morgen hab' ich ein Wiedersehen erlebt, das mich sehr gerührt hat; denn es hat mich weit in die Vergangenheit zurück versetzt.

Ich ging den Quai d'Orsey, der in diesem Augenblicke ziemlich menschenleer war, hinab, ein blasser, magerer Mensch mit verwildertem Bart und von auffallender Häßlichkeit, der in Lumpen gehüllt war, aber sanft und furchtsam aussah, bat mich zitternd um eine Gabe, große Thränen standen ihm in den Augen, und er sagte ganz leise mit erstickter Stimme:

„Mein Herr, mein Herr — erbarmen Sie sich meiner — nehmen Sie's nicht übel —“

Seitdem ich selbst erfahren, was es einen zurückhaltenden und ehrlichen Mann kostet, die Hand nach Almosen auszustrecken, bin ich gegen solche traurige Anforderungen niemals gefühllos; ich holte ein kleines Geldstück aus der Tasche, und da ich es dem armen Manne in die Hand gab und ihn näher ansah, fuhr ich bei Erblickung seiner seltsamen und ganz besonders lächerlichen Häßlichkeit in die Höhe — tausend Erinnerungen stiegen in mir auf, und ich rief:

„Leonidas Hay!“

Er war's! der arme Leonidas! welche Freude! Er sah in mir einen rettenden Engel, ich konnte ihm nur sehr wenig geben, aber doch genug, um auf acht Tage ein kleines Stübchen miethen und so lange seinen Hunger stillen zu können; ich habe einige alte Kleider, mit denen er sich nothdürftig kleiden kann, und ich will versuchen, Mademoiselle Astarte für ihn zu interessiren, das allmächtige Kammermädchen der Frau Ministerin.

„Nachdem ich Wassermensch gewesen, und ein so elendes Leben geführt, wie ich Dir in der Kürze erzählt, lieber Martin," sagte Leonidas zu mir nach einer ziemlich langen Unterredung, „wirst Du mir's schon glauben, daß ich jede beliebige Stelle annehmen werde, sobald sie mir nur Obdach, Kleidung und Nahrung gibt."

Und als ich ihm von einer Stelle als Aufwärter auf einem Büreau, oder gar als Gerichtsbote sprach, lächelte der würdige Leonidas ungläubig und meinte kopfschüttelnd:

„Warum nicht lieber gleich Großmeister der Universität?"

Ich ging in's Justizministerium, Astarte war nicht da; ich werde mich's nicht verdrießen lassen, wieder hinzugehen; sie muß den Leonidas durchaus irgendwo unterbringen.

Den 17. Juni 18..

Unter den Journalen, die im Hôtel gehalten werden, liest die Fürstin regelmäßig das Journal des Debats. Neulich fand ich, nachdem sie fortgegangen, ein Blatt desselben bei ihr liegen, von dem ungefähr eine halbe Spalte mit der Scheere abgeschnitten war. Verwundert über diesen Umstand, trat ich, als ich in ihrem Auftrage ausgehen mußte, in eine Conditorei und forderte das Debats vom heutigen Tage — und da fand ich an der Stelle, die in dem Exemplar im Hôtel fehlte, Folgendes:

— — — — — — — — — — — — — —

„In einer Zeitung steht folgender Artikel, die wir abzudrucken nicht unterlassen dürfen:

Man erinnert sich wol noch der heldenmüthigen Waffenthat, die 1831 in unserer africanischen Armee so viel Aufsehen erregte; ein Lieutenant vom ersten Genieregiment, der mit fünfundzwanzig Soldaten in ein Marabout beordert war, leistete dort zwei Tage und eine Nacht hindurch gegen zwei bis dreihundert Kabylen mit unglaublicher Unerschrockenheit Widerstand; zwei Mal hatten sie zu stürmen versucht, und zwei Mal hatte der heldenmüthige Lieutenant sie an der Spitze seines kleinen Trupps, der durch seine Kühnheit und sein Beispiel angefeuert wurde, zurückgeworfen. Obgleich er von einem Säbelhieb an der Stirn und einer Kugel an der Schulter verwundet war, zog sich der unerschrockene Offizier doch als der Letzte von der Mauer zurück, wo er als der Erste hinaufgestiegen war. Bei diesem Gefecht fanden sechs Soldaten den Tod, drei andere wurden schwer verwundet; am Abend des zweiten Tages waren den Belagerten Munition und Lebensmittel ausgegangen; da die Nacht kam, zündeten die Araber ihre Feuer an und campirten um den Marabout, in der Hoffnung, diese Handvoll Soldaten auszuhungern. Der Lieutenant, welcher entschlossen war, einen Ausfall zu machen und den Versuch zu wagen, durch die Araber durchzubrechen, ließ seine Soldaten einen Kreis bilden, veranlaßte sie zu schwören, daß sie ihre drei verwundeten Kameraden, die sonst ohne Erbarmen massacrirt worden wären, nicht verlassen wollten, und begeisterte sein kleines Häuflein so, daß um Mitternacht der Ausfall stattfand. Es trat ein furchtbares Handgemenge ein — aber bei der großen Finsterniß und der wunderbaren Tapferkeit der Geniesoldaten, von denen noch sechs fielen, drangen die elf übriggebliebenen und der Offizier durch das Lager und retteten zwei von den drei Verwundeten, die sie mitgenommen hatten; in der Nacht, die ihre Flucht beförderte, löste sich der Offizier mit seinen Soldaten im Forttragen eines Sergeanten, auf den er sehr viel hielt, regelmäßig ab. Als der Morgen anbrach, zog der kleine Trupp sich enger zusammen, indem er fürchtete, verfolgt und angegriffen zu werden; glücklicherweise traf er auf zwei Bataillone Infanterie, die nach Oran marschirten. Dieser unerschrockene Offizier hieß Just Clément; nachdem er schon früher auf dem Schlachtfelde wegen einer glänzenden Waffenthat decorirt worden, ward er für diese neue zum Capitain ernannt.

Aber der Herr Just Clément, ein Sohn des berühmten Arztes, ist nicht blos ein unerschrockener Krieger — er ist auch ein Gelehrter vom ersten Range. Er ist im vergangenen Jahre mit großer Majorität zum Mitgliede der Academie der Wissenschaften in der mathematischen Section ernannt worden; er hat, wie man uns versichert, so eben eine höchst wichtige Entdeckung gemacht, welche die Bergleute in Zukunft vor einer der größten Gefahren, der sie bei ihren vielfach gefährlichen Arbeiten ausgesetzt sind, schützen wird; man sagt. Wenige könnten sich einer so wohlangewandten Jugend rühmen, wie Herr Clément. Nicht zufrieden damit, mehr als einmal sein Blut auf dem Schlachtfelde vergossen zu haben, und, obgleich noch sehr jung, einer der berühmtesten Vertreter der Wissenschaft zu sein, hat er einen neuen Anspruch auf die öffentliche Anerkennung durch eine Entdeckung erworben, die tausende von Arbeitern, deren Dasein ohnehin schon mühsam und dornenvoll ist, vor einer schrecklichen Gefahr bewahrt."

Ich konnte es mir denken, mit welcher stolzen Freude Regina diese für Just so schmeichelhaften Zeilen gelesen haben mochte.

Indem ich mechanisch auch eine andere Zeitung durchlief, fielen meine Blicke auf folgende Zeilen, die ich ebenfalls abgeschrieben habe:

„Man schreibt uns von .... — der Hauptstadt eines der nordischen Staaten.

Am 8. dieses Monats fand auf dem Hoftheater eine Vorstellung statt, deren Andenken aus dem Gedächtniß Derer, die das Glück gehabt haben, dieser dramatischen Feier beizuwohnen, auf lange Zeit nicht verschwinden wird.

Die berühmte Basquine, die durch ihr bewunderungswürdiges Spiel eben so sehr, wie durch ihre Stimme ausgezeichnete Opernsängerin, welche wir auf ihrer Rückkehr aus Italien bei unserer komischen Oper anhören zu können das Glück gehabt haben, hat in der Armida von Gluck, die sie in Gegenwart J. J. M. M. der königlichen Familie und des ganzen Hofes gespielt, einen der glänzendsten Triumphe errungen. Nie hat hier zu Lande irgend ein Künstler, sei er ein Einheimischer oder ein Fremder, so allgemeine Bewunderung erregt.

Der König geruhte während der Vorstellung mehre Male die Loge zu verlassen, um der großen Künstlerin die Bewunderung, welche sie ihm einflößte, zu erkennen zu geben, und nach der letzten Nummer des zweiten Actes warf unsere edle Herrscherin, von unwiderstehlicher Begeisterung hingerissen, ihren Blumenstrauß auf die Bühne. Dem Beispiel Ihrer Majestät folgten alle Damen des Hofes, und ein Haufen Blumensträußer thürmte sich um die berühmte Basquine auf. Mit dieser schmeichelhaften Aeußerung Ihrer allerhöchsten Bewunderung war unsere erhabene Herrscherin noch nicht zufrieden, sondern sie wünschte die göttliche Sängerin selbst zu sprechen, und da geschah derselben eine Ehre, die in der Geschichte des Theaters kein zweites Beispiel hat; der König geruhte, sie von der Bühne zu holen und in die königliche Loge zu führen, worauf sich J. J. M. M. so wie Ihre königlichen Hoheiten die Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie angelegen sein ließen, in Gunstbezeigungen gegen sie zu wetteifern; am Ende nahm J. M. die Königin eine prachtvolle Halsschnur ab, und hing sie mit höchsteigener Hand der großen Künstlerin um, wobei diese mit dem feinsten Tact anmuthig vor unserer edlen Herrscherin ein Knie beugte.

Dieser rührende Auftritt, der so zu sagen vor den Augen der ganzen Zuschauerschaft vor sich ging, ward von einstimmigem Beifallruf begrüßt, den die erhabene Gegenwart J. J. M. M. nicht hemmen konnte, und der nicht weniger an die bewundernswürdige Künstlerin, als an J. J. M. M. gerichtet war, die dem Talent, dem Genie ein so besonderes Zeichen Ihrer allerhöchsten Bewunderung zu Theil werden zu lassen geruhten.

Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, daß die besten Kreise unserer Hauptstadt einander die wenigen Augenblicke streitig machen, über welche die berühmte Sängerin zu ihren Gunsten verfügen kann; die vornehmsten Damen und die hochgestelltesten Männer beeilen sich, der Künstlerin ihre Salons zu eröffnen, die übrigens mit ihrer Anmuth und blendenden Schönheit die beste Erziehung und das feinste Auftreten verbindet und besonders eine Art Zurückhaltung und Würde zu beobachten weiß, welche an den Tag legt, daß die Künstlerin sich zugleich wohl bewußt ist, worauf ihr Genie Anspruch machen kann, und dabei doch auf's lebhafteste fühlt, was sie den hochgestellten Kreisen schuldig ist, die ihr so viele Beweise der Bewunderung und Theilnahme angedeihen lassen."

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

So war also Basquine durch Arbeit, Ausdauer und Glauben an das Genie, das sie in sich fühlte, in wenig Jahren zu dem Ziel gelangt, das sie durch so viel Elend, Unterdrückung und Hindernisse aller Art hindurch mit unbeugsamer Thatkraft verfolgt hatte.

Mein Herz schlug hoch vor Freude, meine Augen füllten sich mit Thränen, als ich diese Zeilen las, die von dem weitverbreiteten Ruhm, dem europäischen Rufe meiner kleinen Gespielin Kunde gaben — Basquine's, der armen Wagnerstochter, Basquine's der Seiltänzerin, der Landstreicherin, der Straßenmusikantin!

So niedrig anzufangen — o Gott — und so hoch zu steigen! Und das allein, ganz sich selbst überlassen — die arme Ausgestoßene — allein — und mit gedrücktem, gebrochnem, erstorbenem Herzen, als sie noch nicht sechzehn Jahr alt war!

Bei dieser Betrachtung erstarrte meine Freude zu Eis — ich konnte mir nicht helfen — und mein Herz zog sich krampfhaft zusammen. Ach, mitten im Rausche der Berühmtheit, mitten unter diesen königlichen Auszeichnungen fühlt sich Basquine doch vielleicht nicht glücklich! Alle diese Anmuth, dieser Geist, diese Schönheit, dieses Genie, dieser Ruhm, der in diesem Augenblick in ganz Europa wiederhallt, sollen in Basquine's Hand — das sagte sie selbst — nichts als fürchterliche Waffen sein, um ihre Rache, und sie hat eine schreckliche Rache zu nehmen, zur Ausführung zu bringen.

War das noch immer Basquine's geheimes Absehen, so mußte das unglückliche Mädchen bei allem Glanz ihres Ruhmes ein trauriges Leben führen. Ach, Rachegedanken und der Gedanke an bereits genommene Rache lassen im Herzen nur Trauer und Bitterkeit zurück!

So sollte denn wirklich — o Gott — die frühe Verführung oder die Verlassenheit und das Elend, in die sich Basquine gestürzt gesehen, das schönste, ruhmvollste Dasein, das ein Weib sich nur träumen kann, im Keime geknickt haben?

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß nun wenigstens, wo Basquine ist, ich kann ihr schreiben.

Auf diese Nachricht über Basquine folgte in derselben Zeitung: „Bei Gelegenheit dieser gerechten Huldigung, welche eine unserer berühmtesten Künstlerinnen in der Fremde erfahren, macht es uns Vergnügen dem Publicum einen neuen Band Gedichte von Herrn Balthasar Roger, der zuerst Fräulein Basquine besungen, ankündigen zu können. Wir zweifeln nicht an dem Erfolge dieses neuen Werkes aus der Feder des Herrn Balthasar Roger, der für alle Folgezeit unter unsere berühmtesten Dichter gerechnet werden wird."

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Den 18. Juni 18..

Was mag dahinter stecken? Seit zwei Monaten ist der Fürst fast beständig auf seinem Zimmer eingeschlossen; ein Mann von ungefähr vierzig Jahren und ernstem Aeußern kommt jeden Morgen, bleibt mit Herrn von Montbar zwei Stunden lang allein und stellt sich Nachmittags wieder ein.

Mehre Kisten mit Büchern sind in's Hôtel gebracht worden. Der alte Louis, der so oft sorgenvoll und gedrückt aussieht, wird immer fröhlicher; der Fürst erscheint ruhig, gedankenvoll, er geht wenig aus, seine Tage scheinen unter Arbeiten und Studien zu verfließen; er kommt bisweilen Vormittags zu der Fürstin, aber in ihren Beziehungen scheint noch immer dieselbe Kälte zu herrschen.

Das Bildniß des Marschalls Fürsten von Montbar, der zugleich Kriegs- und Staatsmann war, einer der ausgezeichnetsten und mit Recht berühmtesten Persönlichkeiten seines Jahrhunderts, dessen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten seiner Zeit groß und segensreich war, ist aus dem großen Empfangssaal, wo es unter anderen Familiengemälden hing, in das Zimmer des Fürsten gebracht worden.

Wozu das? Will der Fürst sich dadurch, daß er sich das Beispiel seines großen Vorfahren vorhält, innerlich erkräftigen? Begreift er endlich die Richtigkeit

seines Lebens, das sich unthätig hinschleppt? Welche Umwandlung würde eine solche neue Wendung im Lebensgange des Fürsten in Bezug auf sein Verhältniß zu Regina nach sich ziehen? Ward dem Fürsten etwa aus Eifersucht gegen Just, auf dessen Arbeiten neuerlich die öffentliche Aufmerksamkeit gerichtet worden, seine Unbedeutendheit und die Stellung, die er in der Welt einnehmen konnte und sollte, klar?

— — — — — — — — — — — — — — —

Das fordert zu ernstem Nachdenken auf.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Was macht da der Fürst, daß er sich fast den ganzen Tag auf seinem Zimmer einschließt?“ sagte ich zu Louis.

Der Alte schüttelte zufrieden und geheimnißvoll den Kopf und antwortete:

„Er arbeitet.“

Den 19. Juni 18..

Gott sei Dank, der arme Leonidas Hay ist für die Folge vor Mangel gesichert; eine Gerichtsbotenstelle war offen, und sehr einflußreiche Personen bewarben sich um sie für ihre Schützlinge, aber Astarte hat den Sieg davon getragen; das vortreffliche Mädchen zeigt mir so eben die Ernennung des Leonidas an.

Den 20. August 18..

Es ist länger als einen Monat her, als der alte Louis mir über die neue Beschäftigung seines Herrn so geheimnißvoll vergnügt schien. Jetzt war der wackere Diener auf's Neue traurig, niedergeschlagen. Auch habe ich bemerkt, daß seit einiger Zeit der Mann, mit dem sich der Fürst jeden Tag einschloß, zuerst nicht so regelmäßig kam, und daß seit ungefähr acht Tagen seine Besuche ganz aufgehört haben.

Der Fürst hat seine frühere Lebensweise wieder angefangen; er sieht sehr häufig Vormittags einige Freunde zum Frühstück bei sich; das dauert bis zwei oder drei Uhr. An solchen Tagen speist Herr von Montbar nicht zu Hause und kehrt erst sehr spät in der Nacht heim. Es vergehen bisweilen mehre Tage, ohne daß er Regina's Zimmer betritt; seine nächtlichen Ausflüge werden häufiger, als sie jemals gewesen.

Ich habe mich geirrt!

Den 22. August 18..

So eben habe ich die alte Suzon, die Amme des Capitain Just, besucht. Er wird bald herkommen — sie hat mir gesagt, er wird ein halbes Jahr in Paris zubringen.

Muth, o Gott! Muth — —

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Den 23. August 18..

Heute Morgen hab' ich der Fürstin einen Brief mit dem Postzeichen Metz gebracht.

Am Mittag, als ich ihr den Thee brachte, sagte sie zu mir:

„Uebermorgen sorgen Sie dafür, daß alle Blumen in meinem Salon am Morgen erneuert werden.“

Ich hab's wohl verstanden — sie erwartet ihn übermorgen.

Den 24. August 18..

Der Fürst ist um vier Uhr Morgens auf seine Besitzung Montbar abgereist; gestern hat er nicht zu Hause gespeist, er geht also fort, ohne Reginen Lewohl gesagt zu haben.

Was bedeutet diese plötzliche Abreise am Vorabend der Ankunft des Capitain Just?

Das ist seltsam!

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Den 25. August 18..

Ich sage, wie einstmals Basquine sagte: es gibt seltsame Schicksalsfügungen.

Am heutigen Tage hat die Zusammenkunft Regina's und des Capitain Just nach mehrmonatlicher Abwesenheit des Letzteren stattgefunden.

Und diesen Morgen ist mir Folgendes begegnet.

Es war herrliches Wetter — ein Sommertag, der in die trauererfülltesten Herzen einen Freudestrahl werfen mußte, gleichwol schien mir die Sonne umflort, der Himmel, dessen Blau so heiter lächelte, grau — es ahnte mir, daß ich einen schlimmen Tag zu überstehen haben würde.

Ich trat um sieben Uhr Morgens in die Gemächer der Fürstin; zu meinem großen Erstaunen fand ich sie angekleidet in ihrem Wohnzimmer und im Begriff auszugehen.

Niemals ist mir vielleicht Regina hübscher vorgekommen; ihre frische Rosenfarbe wetteiferte mit dem blendenden Sonnenlicht, das voll in ihr vor Liebe und Hoffnung strahlendes Antlitz fiel — die reine, durchsichtige Haut ihres Gesichts, das ein Ganzes bildete, eine Spiegelfläche, und auf der man nicht das kleinste Fältchen sah, zeigte nicht das mindeste Fleckchen, nicht den kleinsten Riß; die goldenen Strahlen durchdrangen sie, färbten sie wie Electron und machten ihren Glanz noch blendender.

Meine Gebieterin war mit morgendlicher Einfachheit gekleidet in ein Gewand aus Sommerzeug mit weißem Grunde und vielen blauen Streifen; ein kleiner Strohhut, der mit Rosataffet gefüttert war, verdeckte ihr schwarzes Haar nicht ganz; in dem Augenblick, als ich eintrat, warf sie einen leichten Shawl aus chinesischem Krepp um die Schultern. Als sie sich zurückbeugte und halb umwendete, um den Shawl auf die Schultern hinaufzuziehen, gab diese Bewegung ihrem schlanken Körper einen so süßen Reiz, daß ich trotz meines Entschlusses, in der Folge solchen gefährlichen Genüssen aus dem Wege zu gehen, die Augen nicht abwenden konnte.

„Ich will die Blumen bei der Blumenhändlerin selbst aussuchen,“ sagte Regina, „sie würde mir nicht schicken, was ich wünsche — wenn sie gebracht werden, ehe ich nach Hause komme, so warten Sie mit der Anordnung, bis ich wieder hier bin.“

„Ja, Frau Fürstin.“

Und ich ging ihr voran, um ihr die Thür, die aus ihren Gemächern auf die große Treppe führte, aufzumachen.

Ich sah sie lebendig, leicht, ich darf wol sagen, geflügelt; denn ihre kleinen schwarzen Stiefeln berührten die breiten Marmorstufen kaum.

Vielleicht, sagte ich zu mir selbst und fuhr zusammen — eilt sie zu einem Stelldichein, das ihr der Capitain für den Tag seiner Ankunft gegeben.

Es war mir bei diesem Gedanken, als zerquetschte mir eine eiserne Hand das Herz, und um diese Qual noch zu vergrößern, malte mir meine Einbildungskraft alle die rasende Liebesgluth vor, die sich bei einem solchen Stelldichein zu äußern pflegt.

Es gibt seltsame Schicksalsfügungen, sagte Basquine.

Noch übte jenes Bild seinen schrecklichen Zauber auf mich aus und stachelte Alles auf, was ich von Liebe, Haß und Eifersucht im Herzen hatte, als ich Mademoiselle Juliette mich rufen und zu mir sagen hörte:

„Martin, möchten Sie mir einen Gefallen thun? Helfen Sie mir das Schlafzimmer der Madame in Ordnung bringen.“

„Gern,“ sagte ich zu ihr.

Bis jetzt hatte ich das Schlafzimmer meiner Gebieterin noch nicht betreten — und heute, gerade heute muß ich in dasselbe Eintritt finden!

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe das Schlafzimmer der Fürstin noch niemals betreten, weil Regina mit einem selbst bei den Damen, die die feinste Erziehung genossen haben und den höchsten Kreisen angehören, sehr seltenen Zartgefühl ausdrücklich darauf hält, daß nur ihre weibliche Bedienung ihr Schlafzimmer besorgt und selbst die Feuerung hineinbringt. Sie wacht selbst darüber, daß diese Verfügungen in aller Strenge befolgt werden; denn, abgesehen von ihrem Morgenbesuche bei der vorgeblichen Gelähmten und ihrem heutigen Ausgange, hab' ich meine Gebieterin das Hôtel niemals vor ein oder zwei Uhr verlassen sehen.

Ich trat also mit Mademoiselle Juliette in dieses Zimmer, dessen Inneres sich mir nur erst ein paar Mal in dem Spiegel des Gemäldesaals dargestellt hatte. Es läßt sich nichts Einfacheres und folglich Geschmackvolleres denken; das Zimmer ist mit hellorangefarbenem Kaschemir ausgeschlagen, dessen Glanz noch durch die blauen seidenen Litzen gehoben wird; das Holz des Bettes ist mit einer dicken Matte bedeckt, die mit demselben Stoff, womit das Zimmer ausgeschlagen ist, überzogen ist; nur die Vorhänge des Bettes, so wie auch die doppelten Fenstervorhänge sind von weißem gestickten Mousselin; das Geräthe aus Jacarandaholz ist mit ausgelegter Arbeit von verschiedenen Farben bedeckt; das Ankleide- und Badezimmer mit altem persischen Stoffe mit großen Rosensträußern auf grauem Grunde; die Wanne ist aus weißem Marmor und steht ziemlich weit von der Wand entfernt; eine dicke Fußdecke mit abwechselndem Muster bedeckt den Fußboden in diesem Zimmer.

Zuerst freute ich mich, daß ich nicht allein in das Zimmer getreten war, ich hatte gefürchtet, von einem tollen Rausche ergriffen zu werden, wie von dergleichen das Wohnzimmer meiner Gebieterin oft der Schauplatz ist, aber bald merkte ich, daß es besser gewesen wäre, allein zu sein, als in Gesellschaft der Mademoiselle Juliette; denn ihre unzarterweise ganz unbefangenen Reden, welche die Folge ihrer Lebensgewohnheiten und Beschäftigungen als Kammermädchen waren, lehrten mich eine neue Qual kennen, und der mußte ich mich mit gleichgültigem Gefühle unterziehen.

„Es ist wirklich sehr gütig von Ihnen, daß Sie mir helfen wollen, Martin,“ sagte Mademoiselle Juliette zu mir, „Ihre Beihülfe wird mir viel Zeit ersparen; denn heute kommt die Wäscherin, und ich hatte mir vorgenommen, das Leinenzeug heut Morgen früh aufzuschreiben, aber Madame klingelte so zeitig — um fünf Uhr — denken Sie sich, ich schlief noch.“

„Das ist freilich sehr früh.“

„Nun, lassen Sie uns damit anfangen, die Kissenüberzüge und Betttücher zu wechseln; denn Sie müssen wissen, Madame hat die Eigenheit, jeden Tag frische Wäsche haben zu wollen,“ sagte Mademoiselle Juliette und gab mir ein Kopfkissen, um den battistnen, mit Spitzen besetzten Ueberzug abzuziehen, während sie das andere Kissen von seiner Hülle befreite und dabei immer fort sprach.

„Wahrhaftig,“ sagte ich, indem ich mit zitternder Hand das feine Gewebe berührte, auf dem das Haupt meiner schönen Gebieterin geruht hatte.

„Ach Gott, ja,“ fuhr Juliette fort, „Madame verlangt jeden Tag reine Bettwäsche; am Ende ist das nichts Verwunderliches, Viele ziehen doch jeden Tag ein reines Hemd an, nicht wahr, Martin?“

„Gewiß.“

„Und dann ist Madame auf diese Weise auch sicher, daß ihr Bett nicht auf englische Weise gemacht wird.“

„Was heißt das, auf englische Weise?“

„Wissen Sie das nicht? Wir sagen, man macht ein Bette auf englische Weise, wenn man sich nicht die Mühe gibt, die Betttücher von der Matratze abzunehmen.“

„Ah so!“

„Dadurch entstehen in dem Bett schreckliche Wülste, und Madame hat eine so feine, zarte Haut, daß die kleinste Falte ihres Batisthemdes unter ihrer Schnürbrust sich auf ihr abdrückt. — Ach, da ich gerade vom Hemde spreche, geben Sie mir doch ihr heutiges Nachthemde, da, am Fußende des Bettes, daß ich es zu den Kissenüberzügen lege.“

Ich that, was Mademoiselle Juliette verlangte.

Aber als ich das leichte, zarte Gewebe ergriff, das den Liliendurft von sich hauchte, der Reginen eigenthümlich war, packte ich es so leidenschaftlich mit beiden Händen an, daß das Kammermädchen lachend zu mir sagte:

„Aber geben Sie doch, Martin — wie packen Sie denn das Hemd an?“

„Ich — ich — war bange, daß ich's fallen ließe,“ sagte ich stammelnd.

Glücklicherweise schlug Mademoiselle Juliette ein lautes Gelächter auf und sagte zu mir, ohne meine Verlegenheit gewahr zu werden:

„Ha ha — meinen Sie, das zerbricht wie Glas?“

„Sie haben Recht — aber — es war nur wegen der Spitzen.“

„Die Spitzen zerbrechen auch nicht — Ihr Männer versteht davon nichts; jetzt nehmen Sie die Betttücher ab; ich schlage unterdessen die frischen auseinander.“

Und mit bebender Hand berührte ich die seidene Decke und die Betttücher meiner Gebieterin — und doch, trotz der Lust, die ich empfand, deuchte es mir eine Entweihung, dieses keusche Lager aufzudecken, meine Hand zauderte — aber Juliette sagte zu mir:

„Schnell, schnell, Martin — lassen Sie uns machen.“

Da nahm ich die Decke ab. Auf der elastischen Matratze, die mit orange Taffet überzogen war, verriethen einige unmerkliche Eindrücke die Stelle, wo meine Gebieterin gelegen — Juliette stand mir im Rücken — als ich das Bettuch abzog, drückte ich es an die Lippen — meine Knie wankten unter mir,



„Nun, sehen Sie, die frischen Tücher sind schon bereit," sagte Juliette, „kehren Sie die Matratze um, wenn Sie so gut sein wollen, Martin, dann wollen wir sie überbetten."

Dann setzte Mademoiselle Juliette mit einem mitleidigen Seufzer hinzu:

„Ach die arme Frau."

„Was, Mademoiselle Juliette?"

„Sehen Sie — ich spreche von Madame. Meinen Sie, daß es ihr, schön, jung und — und mit einem Worte frisch und gesund, wie sie ist, lieb sein kann, so lange Zeit immer so allein zu schlafen?"

„Ach — ich dächte nicht."

„Es ist leicht zu sehen, daß der Fürst auf einem schlechten Fuße mit der Madame steht. Es ist länger als ein Jahr, daß die Verbindungsthür nach dem Zimmer des Herrn verriegelt ist — und verrostet dazu, was meinen Sie —"

„Das kann ich nicht wissen, das können Sie sich leicht denken —"

„O ja — aber wir Andern, wie wissen Mancherlei. Ja, Martin, ich gebe Ihnen mein Wort, wenn ich von Madame rede, kann ich wol sagen — die arme Frau!"

Diese Unterredung — in diesem Zimmer, an diesem Bette, machte mir entsetzlich zu schaffen.

Ich suchte ihr ein Ende zu machen und sagte zu Mademoiselle Juliette:

„Nun, das Bett ist fertig — brauchen Sie mich noch weiter?"

„Freilich — gerade die Badewanne auszulassen — das Ventil ist in Unordnung — man muß es am Bande in die Höhe halten, bis das Wasser alles ausgelaufen ist — es würde mir gerade am meisten Zeit kosten."

„Madame ist so früh ausgegangen, da hätt' ich nicht gedacht —"

„Daß sie ihr Bad genommen hätte? Ja, das sollte sie auch unterlassen. Uebrigens in dieser Jahreszeit ist das Bad bald gemacht — Madame nimmt es kalt — Sie sollten nur einmal sehen, wenn sie aus dem wohlriechenden Wasser steigt, und ich ihr pendel d'iris auf die Schultern streue — Madame hat eine so kühle Haut, trotz der Hitze — aber auch so kühl und fest, daß man meinen solle, man faßte Marmor an."

— — — — — — — — — — — — — — —

O, Ihr jungen, schönen Frauen, mögt Ihr nun enthaltsam leben, oder Euch Euren Gatten oder Liebhabern in herzlicher Liebe hingeben — je keuscher Ihr seid, je wärmer Ihr liebt, um desto mehr muß Euer Schlafzimmer aller männlichen Bedienung vollkommen unzugänglich sein — sonst — o der Sittsamste wie der Rohste wird, ohne daß er es beabsichtigt, dieses keusche Heiligthum mit seinen Blicken, Gedanken, Begierden besudeln; Und müßtet Ihr nicht bei dem bloßen Argwohn, daß dies geschehen könnte, vor dem Namen schamroth werden? o Ihr wißt nicht, was für schreckliche Verirrungen Eure sorglose Unachtsamkeit hervorrufen kann.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Gedanke an Das, was im Schlafzimmer Regina's vorgegangen war, erweckte in mir so viel peinigende Eifersucht, so viel Mißgunst und Neid auf das Glück des Capitain Just, daß jetzt zum ersten Male mir eine höllische Versuchung durch die Seele ging!

— — — — — — — — — — — — — — —

Dieser schändliche Gedanke wäre mir doch wol niemals eingefallen, hätte nicht die Ankunft des Capitain Just gerade an dem Tage bevorgestanden, als meine Sinnlichkeit durch einen der Umstände, die aus meiner dienenden Stellung sich nothwendig ergeben, denen ich aber immer aus dem Wege zu gehen suche, da ich weiß, daß sie meinen Verstand über den Haufen werfen, bis zur Raserei aufgeregt worden war.

Der Capitain Just kam um zwei Uhr, und zwar mit so unendlich glücklichem Gesicht, daß mein Argwohn von heut Morgen in Betreff des Stelldichein für mich zur schrecklichen Gewißheit wurde — womit ich übrigens, das darf ich nicht verschweigen, in Irrthum befangen war; denn Regina war rein.

„Guten Tag, Martin," sagte der Capitain freundlich zu mir — es freut mich, Sie wieder zu sehen."

Das Glück macht vertraulich, dacht' ich.

Und ich antwortete laut:

„Sie sind sehr gütig, Herr Just."

„Aber Sie sehen bleich, entstellt aus, Martin, sind Sie während meiner Abwesenheit krank gewesen?"

„Nein, Herr Capitain, ich befinde mich wohl. Abre Sie wissen wol — man sieht nicht gerade einen Tag wie den andern aus."

„Und Sie gefallen sich hier doch noch immer, hoff' ich?"

„Ja, Herr Capitain."

„Das freut mich. Ist die Fürstin zu Hause?"

„Ja, Herr Capitain."

Das Nein — schwebte mir auf den Lippen — es wäre Unsinn gewesen — aber das Glück des Mannes ärgerte mich.

Ich ging dem Capitain voran und meldete ihn bei Regina.

Er trat lebhaft auf sie zu. Sie streckte ihm die Hand hin; da sie mich unbeweglich an dem Thürvorhange, den ich zurückgeschlagen, stehen bleiben sah, blickte sie mich befremdet an und sagte:

„Es ist gut."

Auch Just kehrte sich nach mir um.

Ich fühlte, wie albern es gewesen war, mit Gewalt bleiben zu wollen, und verließ das Zimmer mit Neid und Wuth im Herzen.

Plötzlich rief die Stimme der Fürstin mich zurück.

„Martin, schlagen Sie den Thürvorhang zurück — es ist hier so heiß — daß die frische Luft aus dem Saale Zutritt hat."

Ich gehorchte mit verhaltenem Aerger; denn ich hatte mir vorgenommen, was auch danach käme, im Saale zu bleiben und durch den Thürvorhang zuzuhören, um aus allem Zweifel herauszukommen — die ersten Worte bei einem Alleinsein, das auf ein Stelldicheln folgt, sind so bedeutungsvoll — hatte ich gedacht — aber der Befehl der Fürstin machte mein Spioniren unmöglich, da das Zimmer, wo ich mich gewöhnlich aufhielt, von dem Wohnzimmer durch einen großen Saal getrennt war.

Ich fand auf meinem Tische zwei Briefe für die Fürstin, die ohne Zweifel der Thürhüter in der Zwischenzeit hereingebracht hatte. Ich nahm sie mit boshafter Freude zu mir. So kann ich doch wenigstens, sagte ich zu mir selbst, ihr süßes Zwiegespräch zwei Mal unterbrechen.

Zuerst that mir auch der Gedanke wohl, daß die Thürvorhänge offen waren, und daß also Just und Regina, da sie wußten, daß ich jeden Augenblick hereinkommen konnte, den Zwang, den ihnen dies auflegen mußte, schmerzlich empfinden mußten; aber dann fiel mir ein, daß für zwei Liebende selbst ein solcher Zwang einen Reiz hat — und da trat mir eine fürchterliche Versuchung wieder vor die Seele. Vergebens versuchte ich ihr zu entgehen — sie gewann es über mich — und jetzt zergliederte ich sie, wog sie ab, betrachtete sie unter allen Gesichtspunkten mit der Kälte eines Menschen, der auf Selbstmord sinnt — dann empörte sich's in mir gegen diesen greulichen Gedanken, ich stand auf und ging auf und ab, um mein Blut zu beruhigen. Ich sah nach der Uhr — schon waren sie eine Stunde beisammen. Halt, dachte ich — und nahm einen von den kürzlich hereingebrachten Briefen — ich will ihnen einen Strich durch die Rechnung machen. Plötzlich, nnd ohne zu bedenken, daß meine Blässe, meine Aufregung mich verrathen könnten, trat ich mit dem Beiefe in der Hand, in den Saal.

Es kam mir vor, als hörte ich eine rasche, leise Bewegung; denn da die Thür des Wohnzimmers dem Fenster gegenüber lag, konnte ich, indem ich durch den Saal hinging, Just und Regina im Hintergrunde des Zimmers nicht gewahr werden; als ich eintrat, saß Regina auf einem Taffetsessel, er neben demselben auf einem kleinen niedrigen Sessel. Die Wangen meiner Gebieterin waren leicht geröthet. Von ihm sah ich nichts als den Rücken.

„Was wollen Sie?" sagte die Fürstin mit verhaltener Ungeduld zu mir.

„Da ist ein Brief für Madame gekommen."

Und ich gab ihr ihn von Hand zu Hand, da ich in meiner Aufregung vergessen hatte, ihn nach der Sitte auf einen Präsentirteller zu legen. Regina machte über diese Vergeßlichkeit keine Bemerkung, aber ich sah ihren fast unmerklichen Widerwillen, als sie den Brief mir aus der Hand nahm — dann sagte sie mir mit bedeutungsvoller Betonung:

„Es ist gut."

„Keine Antwort, Frau Fürstin?"

„Nein," sagte sie mit wachsender Ungeduld, „es ist schon gut."

Ungeschickter Bedienter, Du hättest wegbleiben sollen, aber Du sollst wenigstens nicht noch einmal kommen, machte sie denken.

Meine Hand zu berühren, die Hand eines Bedienten, das ist ihr widerlich, sagte ich zu mir selbst, indem ich diese Erniedrigung empfand, übel nahm, die mir sonst gleichgültig gewesen sein würde.

Und da trat die schändliche Versuchung heftiger vor meine Seele, als je.

Wie würde ich gerächt sein für Alles, was ich geduldet habe — sagte ich zu mir selbst.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich entsann mich noch gar wohl des Gesprächs in der Theegesellschaft der Mademoiselle Juliette, in dessen Verlauf Astarte, als sie von Bemerkungen sprach, die die Kammerdiener leicht machen könnten, anführte, es ließen sich bisweilen interessante Schlüsse daraus ziehen, wenn die Besuchenden mit bloßen Händen herauskämen, da sie doch mit Handschuhen hineingegangen. Es war mir nicht entgangen, daß der Capitain, der noch halb Trauer trug, als er kam, graue Handschuhe anhatte, aber als ich den ersten Brief hineintrug, um Regina's und Just's Liebesgespräch boshafterweise zu stören, heftete sich meine ganze Aufmerksamkeit auf meine Gebieterin, und ich vergaß darauf zu achten, ob er die Handschuhe abgelegt habe.

Kaum war eine Viertelstunde seit meiner böswilligen Störung vergangen, da legte ich den zweiten Brief auf einen Präsentirteller und trat wieder hinein.

„Was gibt es denn schon wieder?" sagte Regina strenge.

„Ein Brief für Madame."

„Sie bringen mir meine Briefe in Zukunft mit, wenn ich nach Ihnen klingele," setzte sie hart und trocken hinzu, ohne den Brief in Empfang zu nehmen, den ich ihr hinreichte.

Ich verließ das Zimmer, indem ich eine Entschuldigung stotterte. Die Hände des Capitains, die eben so weiß waren, wie die Regina's, waren ohne Handschuhe.

Dem Capitain Just die Hand zu drücken, erregt ihr gar keinen Widerwillen — dachte ich.

Wahrlich, jetzt, da ich diese widerlich kindischen Dinge mit kaltem Blute niedergeschrieben, weiß ich mir noch nicht zu erklären, welcher Schwindel mich an diesem Unglückstage ergriffen — und doch weiß ich es nur allzuwohl! — aber ich mag es mir selbst nicht gestehen — ach, der Gährstoff meiner strafbaren, schmachvollen, lange bekämpften, aber durch den unseligen Auftritt am Morgen aufgeregten Sinnengluth kochte in mir und nahm mir die Klarheit des Bewußtseins.

Und das wußte meine Gebieterin nicht? das konnte sie nicht ahnen? — Ein Bedienter sollte eine junge

reizende Frau lieben, der er nothgedrungen beständig nahe ist — wie ist das möglich — haben solche Leute denn auch ein Herz, auch Sinne? — Wenn solches Volk liebt, so liebt es seines Gleichen — — —

Der Capitain Just ging dreiviertel auf fünf Uhr fort; sie sind drei Stunden beisammen geblieben. Was geht's Regina an, der Fürst ist verreist.

Sie bestellte ihren Wagen auf acht Uhr, um nach ihrer Gewohnheit den Abend in den elysäischen Feldern spazieren zu fahren, da wird sie ihren Liebhaber wahrscheinlich wieder sehen — sie sagte zu mir nach dem Essen:

„Sein Sie um vier Uhr zu Hause, bis dahin können Sie über Ihre Zeit verfügen, wie Sie wollen — und ein ander Mal bringen Sie mir meine Briefe niemals eher, als bis meine Besuche fort sind."

„Ja, Frau Fürstin."

— — — — — — — — — — — —

Verfolgt von der schrecklichen Versuchung, entschloß ich mich auszugehen; denn ich hoffte, das Gehen, die freie Luft, die Müdigkeit sollten meine Lebensgeister beruhigen.

Sechzehntes Kapitel.

Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)



Der Abend war herrlich; ich ging in den Tuileriengarten unter die großen Kastanienbäume, die um ein längliches Blumenstück stehen, das mit Rosen und Reseda besetzt ist.

Die Einsamkeit, der dichte Schatten dieser herrlichen Bäume, der Duft der Blumen, die laue Luft, der Anblick einiger Liebespaare, die in diesem einsamen und dunkeln Theile des Gartens langsam auf und ab gingen, mit Einem Worte, Alles, was mich umgab, rief mir die Gedanken vor die Seele zurück, denen ich entfliehen wollte.

Ich verließ den Tuileriengarten und ging die Quais an der Seine einher am Cours la Reine entlang.

Mein Unstern verfolgte mich.

Es war dunkel geworden — die Nacht war mild, sternenhell — bei jedem Schritte sah ich um mich her nur Liebesscenen.

Am Flusse gingen Arbeiter und Grisetten Arm in Arm auf und ab, während andere auf dem Rasen saßen und schwatzten.

Ich trat in die dunkeln Baumgänge des Cours la Reine.

Da saß fast auf jeder Bank ein Paar, das ich kaum an den weißen Kleidern der Frauenzimmer erkennen konnte — Küsse, Seufzer, leise Worte verfolgten mich — Alles athmete an diesem Unglücksabend Zärtlichkeit und Wollust.

Ich floh diese für mich allzu gefährlichen Orte — und um den Bildern, die mein Blut in Wallung setzten, zu entgehen, ging ich über den Eintrachtsplatz hin und die Straße St. Honoré entlang.

Der Mond stand jetzt glänzend am Himmel — die Fenster vieler Häuser standen offen, und auf mehr als einem Balkon, der im Dunkeln lag, während das Innere des Zimmers hell glänzte, sah ich beim Mondschein Männer und Frauen, mit den Armen auf das eiserne Geländer gestützt, so nah — so nah mit einander schwatzen, daß ihr Haar sich berührte.

Muß ich es gestehen? O Gott! — Sogar die armen, unglücklichen Geschöpfe, die das Laster des Nachts auf die Straßen treibt, und deren Anblick für mich gemeiniglich so ekelerregend ist, schürten mit ihrem frechen Gesicht, ihrem unanständigen Gang das Feuer, das in mir glühte!

Ich verlor immer mehr den Kopf — und jetzt gewann die Versuchung, die seit dem Morgen in mir gährte, vollkommen die Oberhand.

Ich trat in einen Laden, kaufte eine Flasche Branntwein und kehrte nach Hause zurück.

Es war halb elf; ich versteckte die Flasche in einer Ecke des Zimmers, wo mein gewöhnlicher Standort war, und erwartete das Nachhausekommen der Fürstin.

Um ein Viertel auf zwölf kam sie nach Hause.

Als ich ihr die Thür aufmachte, sagte sie zu mir: „Sie können gehen, ich bedarf Ihrer weiter nicht."

— — — — — — — — — — — —

Ich ging allerdings.

Ich löschte nach meiner Gewohnheit alle Lichter im Wohnzimmer und im Wartesaal aus und öffnete und schloß die Thür mit Geräusch, als ginge ich hinaus, aber statt hinauszugehen, blieb ich in dem Gemache und verschloß die Thür von innen zweifach; dann duckte ich mich in eine finstere Ecke und wartete, bis es zwölf geschlagen.

— — — — — — — — — — — —

Die Gedanken aufzuzählen, die in dieser Stunde des Wartens und des innern Sturmes durch meine Seele gingen, ist mir unmöglich — eben so gut wären die Wellen des erregten Meeres zu zählen.

Die einzige feste Vorstellung, die unheimlich in mir glühte, und alle andern beherrschte, war diese.

Regina soll mein sein — durch Ueberraschung und Gewalt!

Es war ein schändliches Verbrechen! noch schändlicher, ich weiß es wohl, als das, welches der Graf Duriveau hatte begehen wollen — denn meine Gebieterin schlief ruhig, zutrauensvoll unter meiner Hut — unter meiner Hut, den mein Wohlthäter als einen treuen Diener, als einen schützenden Wächter in ihre Nähe gebracht hatte.

Ja, dieses Verbrechen war schändlich — aber ich war trunken, ich war rasend, mich beseelten die wilden Begierden des brünstigen Rothwilds.

Und damit diese Schändlichkeit in ihrer Schanderhaftigkeit vollkommen würde, fand ich Mittel, sie vor mir selbst mit entsetzlicher Heuchelei zu rechtfertigen.

Keiner von Denen, welche Regina liebt oder die sie geliebt hat, sagte ich zu mir selbst, hat für sie so viel gethan, wie ich, und wenn sie in der Erschrockenheit, in welche sie mein Angriff stürzen wird, überwältigt, bittend vor mir liegen wird, so werde ich zu ihr sagen:

„Seit zehn Jahren liebe ich Sie — hören Sie wohl — und habe es Ihnen bewiesen, obgleich Sie nichts davon wissen. — Erfahren Sie es jetzt endlich!

Sie pflegen das Grab Ihrer Mutter mit frommer Verehrung — zehn Jahre lang hab ich dieses Grab sorglich gehütet.

Sie waren im Begriff, die Frau — vielmehr das Opfer eines elenden Menschen zu werden — ich habe diesen Menschen entlarvt.

Sie waren nahe daran in eine entsetzliche Schlinge zu fallen — ich habe Ihnen einen Befreier gesandt.

Die Wiederherstellung des Rufes Ihrer Mutter würde Ihnen die Liebe Ihres Vaters wieder erwerben — diese Wiederherstellung liegt in meiner Hand.

Tragen Sie Bedenken, Ihren Gemahl zu hintergehen? Da kann ich Ihr Gewissen beruhigen; denn ich kann Ihnen beweisen, daß Ihr Fürst Sie vernachlässigt, um sich in den tiefsten Koth zu wälzen.

Sie lieben Ihren Liebhaber. Was hat er für Sie gethan? Er hat sich für Sie geschlagen. Nun denn! seit zehn Jahren kämpfe ich für Sie — kämpfe ich allein, so unbekannt und machtlos ich bin; hätte der Mann, den ich entlarvt habe, um Sie aus seinen Händen zu befreien, mich nicht in den Hals geschossen und mich für ein ganzes Jahr des Augenlichts beraubt, so hätten Sie auch Ihren Fürsten nicht heirathen sollen.

Da haben Sie, was ich Alles für Sie gelitten und gethan — aber die Stunde ist gekommen, wo das bloße Bewußtsein meiner unbekannten Aufopferung mir nicht mehr genügt. Stolze Fürstin — nie werden Sie einen Bedienten lieben, das können Sie nicht, das weiß ich wohl, so sehr er es auch durch Liebe und Aufopferung verdient haben mag — gut! — der Bediente wird Sie doch besitzen, und hinterher wird er sich das Leben nehmen."

— — — — — — — — — — — —

Ja, in dieser Stunde des Fluchs hab ich das Alles im Ernste gedacht!

— — — — — — — — — — — —

Es schlug zwölf.

Um meine letzte Gewissensscheu zu übertäuben, leerte ich mit einem Zuge die Branntweinflasche zu einem Viertheil aus — dann ging ich nach Regina's Schlafzimmer, in sittlicher Beziehung völlig besinnungslos, aber mit festem Schritt, sicherer Hand, wachsamem Ohr und spähendem Blick.

Der Mond schien hell in den Saal, das Wohnzimmer und die Gemäldegallerie.

Das gab mir Licht bis in's Schlafzimmer.

Ich horchte, ich hörte nichts —

Wenn Regina wach war, so war ich verloren — sie brauchte nur an dem Glockenbande zu ziehen — es that mir leid, dasselbe nicht am Abend vorher abgeschnitten zu haben.

Wenn ich durch Aufmachen der Thür Reginen weckte, war ich ebenfalls verloren.

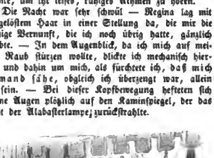
Einen Augenblick zauderte ich auf's Neue — dann drehte ich den Schlüssel rasch um, hingerissen von berauschenden Erinnerungen und zu sterben entschlossen.

Der Schlag meines Herzens stockte — ich horchte — nichts — nicht das mindeste Geräusch.

Da machte ich also leise die Thür auf.

Das Zimmer war von einer Alabasterlampe erhellt, die auf dem Kamin stand.

Regina schlief.



Sie lag in so tiefem Schlafe, daß ich auf der dicken Fußdecke nahe genug an ihr Bette herantreten konnte, um ihr leises, ruhiges Athmen zu hören.

Die Nacht war sehr schwül — Regina lag mit aufgelöstem Haar in einer Stellung da, die mir die wenige Vernunft, die ich noch übrig hatte, gänzlich raubte. — In dem Augenblick, da ich mich auf meinen Raub stürzen wollte, blickte ich mechanisch hierhin und dahin um mich, als fürchtete ich, daß mich Jemand sähe, obgleich ich überzeugt war, allein zu sein. — Bei dieser Kopfbewegung hefteten sich meine Augen plötzlich auf den Kaminspiegel, der das Licht der Alabasterlampe zurückstrahlte.



In dieser Spiegelfläche erblickte ich ein bleiches Antlitz, dessen Ausdruck so häßlich, so grimmig war, daß ich vor Entsetzen, das durch den Schwindel meiner Einbildungskraft erhöht wurde, versteinert, gebannt vor dieser schrecklichen Erscheinung stehen blieb — und da erwachte meine Vernunft wieder.

Dieses bleiche Gesicht, das mich in Schrecken setzte, war meines.

Wie nur ein einziger Vernunftstrahl erwachte, mir den Abgrund zu zeigen, in den ich zu stürzen im Begriff war, und mir seine Greuligkeit aufzudecken — aus welchem Grunde ich vor der Befriedigung der widerlichsten Begierden erschreckt zurückfuhr, sobald ich sie sich auf meinem Gesicht malen sah, als ich, so zu sagen, die Schändlichkeit der Handlung, die ich begehen wollte, auf meinem Antlitz geschrieben sah — wie die gemeine Redeweise: Wenn Du Dich sehen

könntest, würde Dir vor Dir selbst bange werden, in diesem entscheidenden Augenblicke über mein und Regina's Schicksal entschieden hat — das Alles weiß ich nicht zu erklären; denn noch in dieser Stunde ist mir diese plötzliche Umwandlung in meinem Innern unerklärlich.

Alles, was ich weiß, ist dieses, daß an der Stelle meiner unbändigen Kühnheit eine so ungeheure Furcht trat, von Regina hier entdeckt zu werden, daß ich fast hinsank und kaum die Kraft hatte, das Zimmer zu verlassen, die Thür leise zuzuschließen und das Wohnzimmer zu erreichen, wo ich bewußtlos hinfiel.

— — — — — — — — — — — — — —

Als ich wieder zu mir kam, bepurpurten die ersten Strahlen der Sonne, die in dieser Jahreszeit so früh aufgeht, die Wipfel der großen Bäume im Garten; es mußte drei Uhr Morgens sein.

Das tiefste Schweigen herrschte noch immer in den Gemächern der Fürstin.

Ich beeilte mich, sie zu verlassen, öffnete und schloß die äußere Thür leise — Alles schlief noch im Hause. Ich erreichte meine Stube ohne Geräusch und ohne Jemandem zu begegnen; sobald ich in meinen vier Wänden war, warf ich mich auf mein Bett und zerfloß in Thränen.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Probe ist schrecklich gewesen, aber entscheidend.

Alles, was in meiner Liebe zu Regina Unreines und Strafbares war, ist in dieser schrecklichen Nacht ausgeschieden worden.

Die Gluth dieses rasenden Ausbruchs der Leidenschaft hat das Gold von seinen Schlacken gesondert — jetzt ist meine Liebe für immer in mein Herz vergraben und soll da immer rein und unverfälscht bleiben.

— — — — — — — — — — — — — —

Als ich am Morgen den Thee hereinbrachte, sagte Regina zu mir:

„Martin, haben Sie nicht heut Nacht im Hôtel Lärm gehört?“

„Nein, Frau Fürstin.“

„Seltsam!“ setzte sie hinzu, „es kam mir vor, als wenn gegen drei Uhr Morgens die Thür meiner Gemächer, die auf die große Treppe hinausführt, zugemacht würde.“

„Ich bin nichts gewahr geworden, Frau Fürstin — auch hab' ich diesen Morgen die Thür zum Vorzimmer verschlossen gefunden, wie ich sie gestern Abend verschlossen hatte.“

„Dann muß ich mich geirrt haben. — Sie nehmen doch übrigens die Schlüssel immer mit, nicht wahr?“

„Ja, Frau Fürstin.“

„Das ist vorsichtsgemäß, vergessen Sie es ja niemals.“

„Nein, Frau Fürstin.“

— — — — — — — — — — — — — —

Den 30. August 18..

Regina liebt Just leidenschaftlich, aber sie hat sich nichts zu Schulden kommen lassen — darüber habe ich heute Gewißheit erlangt. Dieses Stelldichein am Morgen hat nur in meiner Einbildung stattgefunden — sie hat ihre Blumenhändlerin im Fiaker mitgenommen, um mehre berühmte Läden zu besuchen und hier die schönsten Blumen für sich in Beschlag zu nehmen; sie ist bei der Blumenhändlerin um halb neun Uhr Morgens eingetroffen und hat sie um elf Uhr wieder in ihren Laden zurückgebracht. Eine halbe Stunde darauf war die Fürstin im Hôtel.

Es machte mich innig glücklich, als ich meinen Irrthum erkannte, auch mischte sich dieser Freude keinerlei eifersüchtige Schadenfreude bei.

Der vorgestrige Tag und die Nacht sind allzu beschämend für mich — ich habe zu viel abzubüßen, als daß ich nicht in Zukunft alle Kraft meines Willens anstrengen müßte, um Alles niederzuhalten, was sich eben Strafbares oder Sündhaftes noch in mir regen könnte.

Es ist mir jetzt ganz klar: eine Rückkehr der Frau von Montbar zum Fürsten ist ebenso unmöglich, wie eine Rückkehr des Fürsten zu seiner Frau. Regina hat sich auf dem Meere der Leidenschaft eingeschifft — ihr Geschick muß sich vollenden. Sie ist zu stolz, um sich auf ein Leben voll Untreue und Heimlichkeiten einzulassen: eines Tages wird sie mit Just entfliehen — davon bin ich überzeugt. Ich bin auch überzeugt, daß diese Liebe ihr Glück begründen wird. Just ist der Mann, zu einem Opfer aufzufordern, wie Regina es ihm bringen wird.

Ich werde abwarten. Obgleich Regina gegen mich in Bezug auf Alles, was den Capitain Just anbetrifft, die äußerste Zurückhaltung beobachtet, wird sie doch, wenn es zum Aeußersten kommt, meiner bedürfen — bis dahin werde ich wachen — für sie und für ihn.

Bedroht sie irgend eine Gefahr, so werde ich Mittel finden, sie davon in Kenntniß zu setzen.

Von da an kann Regina meine Dienste entbehren; sobald ich sie gänzlich unter dem treuen und edelmüthigen Schutze von Just's Liebe sehe, werde ich über ihr Schicksal beruhigt sein, meine Aufgabe für gelöst halten und zu Claudius Gérard zurückkehren.

Den 29. September 18..

Seit langer Zeit ist eine Lücke in diesem Tagebuche eingetreten. — Wozu soll's dienen? Sie lieben einander, die Leidenschaft trägt sie auf ihren Fittigen hoch empor — sie leben nur für einander.

Regina trägt die Stirn zu hoch, als daß sie strafbar sein könnte.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Fürst ist noch immer verreist; er hat sein Landgut verlassen, um eine Reise in die Pyrenäen zu unternehmen; er wird erst im November zurück erwartet.

Glücklicherweise sind alle Bekannten des Fürsten auf dem Lande, meine Verschwiegenheit ist probehaltig, Niemand, glaub' ich, hat Regina's Liebeshändel durchschaut. Just kommt nur zwei bis drei Mal die Woche in's Hôtel, wie ihn dazu die freundschaftlichen Verhältnisse berechtigen. An den übrigen Tagen benutzen Regina und er die herrliche Jahreszeit und treffen einander in einem der weniger besuchten Gärten, im Luxembourg, im botanischen Garten, im Park de Monceau, dann auch im boulogner Gehölz, oft auch im Museum. Ich weiß das — ich bin Regina mehre Male nachgegangen; um ihre häufige lange Abwesenheit zu beschönigen, gibt sie vor, sie sitze zu einem Portrait.

Den 5. December 18..

Seit einigen Tagen büßt Regina ihre frühere Heiterkeit ein: ich habe sie recht traurig, gedankenvoll, äußerst niedergeschlagen getroffen; aber bei Just's Anblick heitern sich ihre Züge auf und strahlen vor Freude.

Der Fürst ist nach seiner Rückkehr aus den Pyrenäen auf das Landgut des Marquis d'Hervieux gegangen, um da einen Monat zuzubringen. — Kein Zweifel, daß die Rückkunft des Herrn von Montbar, der gegen Ende des Monats erwartet wird, die Niedergeschlagenheit der Fürstin hervorruft. Sie sieht ein, daß der Augenblick herannaht, wo sie einen entscheidenden Entschluß fassen muß. Ich habe auch einige sehr bedeutungsvolle Worte, die sie zu Just sprach, aufgefangen — diese Worte sind folgende:

„Alles oder Nichts — auf immer oder niemals.“

Ich kenne die Entschlossenheit von Regina's Charakter — in diesen Worten liegen Vergangenheit und Zukunft ihrer Liebe beschlossen.

Den 19. December 18..

Madame Wilson, die, wie es mir scheint, halb und halb die Vertraute der Fürstin bei ihrer Liebesangelegenheit war, wird durch eine schwere Krankheit ihrer Tochter Raphaële auf dem Landsitze zurückgehalten; der Briefwechsel meiner Gebieterin mit ihr wird immer häufiger.

Den 20. Januar 18..

Vor einigen Tagen ist der Fürst angekommen; was mir unbegreiflich ist, das ist, daß er gegen Regina vollkommen derselbe ist, wie vor seiner Reise, höflich, aber spöttisch und kalt — nur vermeidet er mit sichtbarer Geflissentlichkeit jede Gelegenheit, den Capitain Just zu erwähnen.

Auf Regina dagegen übt die Rückkunft des Fürsten einen sehr bemerkbaren Einfluß aus; ihre Zerstreutheit, ihre Niedergeschlagenheit, ihre Aufregung sind auf den höchsten Grad gestiegen. Ein Wendepunkt steht bevor, das fühlt sie — große Familienereignisse sind hier im Anzuge.

Ich verdopple meine Wachsamkeit — Regina vertraut sich mir nicht an — es ist also an mir, ohne ihr Wissen handelnd für sie einzutreten.

Den 2. Februar 18..

Ich erschrecke über die Nachricht, die ich auf einmal in Händen habe.

Gestern Abend habe ich nach unglaublichem Aufwande von Scharfsinn, nach unerhörten Maßregeln endlich den letzten Beweis erlangt, durch den der Ruf von Regina's Mutter schlagend, greifbar, unwiderleglich wiederhergestellt werden kann.

Diese Frau hat sich der bewundernswürdigsten Aufopferung unterzogen, deren die Freundschaft jemals fähig gewesen ist — nie ist die Heiligkeit des Eides, des gegebenen Wortes heldenmäßiger bewahrt worden.

Die Beweise, von denen ich rede, habe ich hier vor mir auf dem Tische.

Ich habe dieses Ziel, das ich seit so langer Zeit verfolgt, endlich erreicht — und statt himmlische Freude zu empfinden, bin ich voll Schrecken.

O Gott, erleuchte du mich; denn von dem Geheimnisse, das ich in Händen habe, hängt vielleicht das Schicksal von drei Personen, Regina's, Just's und des Herrn von Montbar, ab!

Und zwar auf folgende Weise.

Vorgestern war Regina unruhiger, in sich versunkener als je.

Nachdem sie eine ziemlich kurze Zusammenkunft mit ihrem Gemahl gehabt, schrieb sie beinahe den ganzen Tag; gleichwol gab sie mir keinen Brief zur Besorgung.

Als ich einmal in ihr Wohnzimmer gekommen war, um Holz zu bringen, sah ich sie mehre zerrissene und zusammengeknitterte Stücke Papier in den Kamin werfen — indem ich nun das Feuer anschürte, fand ich Gelegenheit, mehre Stücke davon bei Seite und unter die Asche zu schieben; sie bemerkte davon nichts. Als sie ausging, eilte ich herbei, holte die halb verbrannten Papiere heraus und fand Theile von einem an Madame Wilson, die damals nicht in Paris war, gerichteten Briefe.

Die Fragmente lauteten wie folgt:

— — Ich habe mich mit meinem Manne erklärt — er weiß Alles — übrigens hab' ich ihn ertappt — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — Ehe drei Tage vergehen, muß Alles entschieden sein. Sie können sich denken, wie sehr ich es bedarf, Sie zu sprechen, mich mit Ihnen zu berathen! Ich weiß mir nicht zu helfen — aber, ich weiß es wohl, Sie können Ihr armes Kind jetzt nicht verlassen und nach Paris reisen — auch — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Meine Verlegenheit ist schrecklich — mit Just zu entfliehen, ihm mein Leben zu weihen, das Opfer des seinigen anzunehmen, mich mit ihm in irgend einen entlegenen Winkel der Erde zurückzuziehen, um da glücklich, unbekannt, vergessen miteinander zu leben, das wäre mein Himmel — Just ist der Einzige auf der Welt, dem ich so mein Schicksal in die Hände legen könnte. — Und warum zaudern Sie also nun, werden Sie sagen?

Darum zaudere ich:

Der Ruf meiner Mutter ist noch bis diese Stunde schimpflich besudelt. Auf ihrem Sterbelager hat sie zu mir gesagt: Ich sterbe unschuldig. Sie ist also unschuldig — ich glaub' es, weiß es, fühl' es — aber die Beweise, welche ihren Ruf wiederherstellen würden, und die ich zwei Mal zu entdecken gehofft habe, sind mir bis jetzt immer wieder aus den Händen geschlüpft — vor den Augen der Welt, vor den Augen meines Vaters, dessen Lebenskraft sich in dem traurigen Kampfe zwischen dem Andenken seiner Liebe zu mir und der Abneigung, die ich ihm einflöße, seitdem er glaubt, daß ich vor der Welt nicht seine Tochter bin — vor den Augen meines Vaters, sag' ich, ist meine Mutter schuldig gewesen — und bei dem Aufsehen, das mein Entfliehen mit Just machen wird, wird man ein schreckliches Wort aussprechen: Wie die Mutter, so die Tochter! Mein Fehltritt würde ein neuer Flecken an dem Andenken meiner Mutter sein — Verstehn Sie?

Und das ist noch nicht Alles — o Freundin, was für ein Abgrund ist unser Herz!

Ich liebe Just, ja, ich liebe ihn zärtlich, edel, ich darf es Ihnen sagen, ohne den Blick niederzuschlagen; denn diese Liebe ist noch rein; an dem Tage, wo sie aufgehört hätte es zu sein, würde ich den Herrn von Montbar für immer verlassen haben.

Hören Sie meine Beichte an, liebe Freundin, ich will Ihnen Alles sagen, aufrichtig, ohne Scham, ohne falschen Stolz, wie ich es meiner Mutter gesagt haben würde. Ich habe drei Mal geliebt — das ist viel! Aber es ist nicht meine Schuld — Hätte der erste Mann, den ich geliebt habe, es gewollt, es verdient — ich hätte nimmer mehr als ein Mal auf der Welt geliebt.

Diese erste Liebe stammte aus der Kindheit her.

— — — — — — — — — — — — — —

Auch war das Alles, was sich auf die unwürdige Liebschaft bezog, nicht nur eine abgemachte, vergessene Sache, sondern es war für mich zu einem Nichts geworden — es war, als wär' es nie dagewesen.

Ich war also frei — und jetzt hab' ich meinen Mann geliebt, wie ich nicht mehr lieben kann; denn selbst in der Liebe zu Just ist eine von meiner Stellung abgenöthigte Heimlichkeit, die mich demüthigt, und dann hat es für mich etwas Trauriges, Beschämendes, zu Just wieder, wenn auch aus vollem Herzen, beinahe dieselben Worte, dieselben Liebesversicherungen auszusprechen, die ich, ebenfalls aus vollem Herzen, schon gegen einen Andern ausgesprochen; denn ach, die Liebe hat nur Eine Sprache. Und dann ist auch meine Liebe zu Just unter Thränen, unter schrecklichen Seelenschmerzen geboren, ihre Wurzel ist bitter, und ihre Früchte sind es auch — aber es thut nichts — ich habe keine Wahl mehr, besser diese Liebe, die mit Leid, Gewissensbissen und Seelenschmerzen versetzt ist, als dies trübe, einsame, trauervolle Dasein, das ich so lange geführt habe — und das, ohne Sie, ohne Ihre zärtliche Freundschaft in sich selbst seinen Abschluß gefunden haben würde. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir waren seit einem halben Jahre verheirathet — mein Glück war niemals größer gewesen. Der erste Argwohn entstand in mir in Folge eines anonymen Briefes. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und hören Sie, was ich zu Herrn von Montbar sagte: Georg, seit vier Wochen sind Sie drei Nächte nicht nach Hause gekommen — leugnen Sie es nicht — an jedem von diesen drei Abenden haben Sie mich verlassen und sich unter dem Vorwande eines leichten Unwohlseins auf Ihr Zimmer begeben. Eine Stunde darauf sind Sie durch die kleine Gartenthür hinausgegangen und kurz vor Tagesanbruch durch die Orangerie und Louis Stube zurückgekehrt. Sie sehen, ich bin gut unterrichtet, ich bitte Sie nur um Eins, Georg, setzte ich in Thränen zerfließend hinzu — rechtfertigen Sie sich — ich weiß, daß der schlimmste Schein häufig trügt. Und obgleich es mir fast unmöglich scheint, Ihr Verfahren anders zu erklären, als auf eine Weise, die mich auf's äußerste niederschlägt, so will ich Alles glauben, was Sie mir sagen, Georg — so sehr bedarf ich der Beruhigung.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf diese Worte, die so schonend waren, aber freilich bewiesen, daß ich Alles wußte, antwortete mein Mann, nachdem er einen Augenblick zerknirscht und vernichtet dagesessen, mit hochfahrenden, verletzenden Worten, ja noch mehr — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Seit diesem Tage, an dem ich für alle Zukunft in meiner Liebe, meiner Würde, meinem tiefen Vertrauen auf meinen Mann verletzt worden, erhob sich eine Eismauer zwischen uns, und ich versank in die Verzweiflung, aus der Sie mich gerettet haben. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Bisweilen kehrte meine Liebe zu meinem Manne, ohne daß ich's wollte, zurück, aber ich verbarg es ihm; denn mein Stolz empörte sich dawider.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Tages — war er auch seinerseits — aber es war zu spät. — — — — — — — — — — —

— — Also diese Betrachtung in Bezug auf den Ruf meiner Mutter hält mich allein zurück. Ich habe Alles erwogen, Alles überlegt — jetzt erfüllt ein anderes Interesse mein Herz — diesem Interesse bin ich auf dem Punkte Alles zu opfern, und doch" —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Diese Bruchstücke sind für mich überaus wichtig.

Dieses Zaudern auf Regina's Seite, das auf der Furcht beruht, daß auch ihr Fehltritt auf ihre Mutter, deren Andenken schon so verunglimpft ist, zurückfallen werde, kann ich auf der Stelle beseitigen, wenn ich Just alle die Documente, welche die Schuldlosigkeit von Regina's Mutter beweisen, auf eine Weise zusende, daß er nicht erfährt, woher sie kommen.

Was das unbestimmte Bedauern oder die Reue anbetrifft, welche in der Fürstin ihre Trennung hervorrufen könnte, so kann ich sie auch darüber beruhigen und Just Mittel an die Hand geben, sich selbst sowol um Regina's als auch um seiner eigenen Gewissensruhe willen davon zu überzeugen, daß der Fürst weder Mitleid noch Bedauern verdient; denn seine Neigung zum Trunk scheint noch im Wachsen begriffen zu sein.

Ich habe heute Morgen vermöge eines seltsamen Zufalls, bei folgendem Gespräch desselben mit seinem alten Kammerdiener Louis den Zuhörer abgegeben.

„Du verstehst mich also wohl, einen Pierrotanzug von Matratzenleinwand — so häßlich wie möglich — Du kaufst ihn."

„Aber, Fürst, Sie werden ihn doch nicht anziehen?"

„Hab' ich denn nicht meine Kleider darunter?"

„Meinetwegen," sagte Louis seufzend, „und das bring' ich wohin?"

„Danüber — Dauphinstraße Nr. 3."

„Und wann und zu welcher Stunde, Fürst?"

„Morgen — es muß vor acht Uhr Abends da sein. Weiter brauch ich nichts. Dann sagst Du dem Thürhüter, er solle Feuer anmachen."

„Also — mein Fürst," sagte der alte Louis in vorwurfsvollem Tone, „doch noch?"

Weiter konnte ich von dem Gespräch leider nichts erwischen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich kann also morgen Nacht Just zum Zeugen einer neuen unedlen Orgie machen, wenn ich ihm die Nachweisungen zukommen lasse, die ich besitze.

Sollte Regina dann noch Bedenken tragen, die Flucht zu ergreifen?

Just die Wiederherstellung des Rufes ihrer Mutter zu verdanken! Zu welcher Begeisterung müßte sich in diesem Falle Regina's Erkenntlichkeit steigern! Und wenn sie einmal überzeugt ist von der Unwürdigkeit ihres Gatten, wer kann sie dann noch zurückhalten?

— — — — — — — — — — — — — — — —

O, ich fühl' es, die Verantwortlichkeit, die ich zu übernehmen im Begriff bin, ist schrecklich.

Die ganze Frage faßt sich für mich in die Worte zusammen:

Bin ich in meiner Seele und vor meinem Gewissen überzeugt, so weit in menschlichen Dingen Gewißheit möglich ist, daß Regina mit Just glücklich werden wird?

Den 3. Februar 18..

Was ich gesehen und erfahren habe, wirft meine Entschließungen über den Haufen und stürzt mich in unglaubliche Verwirrung.

Vorhin — gegen Mittag, übergab mir meine Gebieterin ein großes, versiegeltes Couvert und sagte zu mir:

„Bringen Sie das zum Herrn von Montbar, und warten Sie auf Antwort."

Ich begab mich in die Gemächer des Fürsten, die von denen seiner Frau ziemlich weit entfernt liegen; da ich den alten Louis in dem ersten Zimmer, wo sein gewöhnlicher Standort ist, und der vor der Bibliothek liegt, nicht fand, ging ich durch die letztere, einen großen Saal, hindurch, wo auch Niemand war, und klopfte leise an die Thür des Fürsten, die nur angelehnt war:

„Komm herein," antwortete mir die Stimme des Herrn von Montbar, und ohne in dem Augenblick daran zu denken, daß er mich nicht duzte, stieß ich einen Flügel der Thür leise auf.

Zufolge der Lage des Zimmers sah ich den Fürsten von der Seite, wie er vor einem Schreibtische saß, das Kinn in die Hände gestützt; er schien mit tiefer und schmerzlicher Aufmerksamkeit auf ein prächtiges Bild Regina's hinzublicken, das kurze Zeit nach ihrer Verheirathung gemalt war. Der Ausdruck in dem Gesichte des Fürsten, auf welchem ich Spuren frischvergossener Thränen sah, war so tiefbetrübt, so zerknirscht, so rührend, daß ich gleich im ersten Augenblick wider Willen eben so viel Theilnahme wie Mitleid für den Mann empfand, dessen Seelenleiden ich nicht geahnt hatte — ein blitzschneller Gedanke fuhr mir durch die Seele. Gewiß liebt der Fürst seine Frau noch und verbirgt es nur aus Stolz.

Ich erschrak über diese Art von Geheimniß, dessen ich plötzlich inne geworden, und erst jetzt fiel es mir ein, daß der Fürst zu mir gesagt hatte, komm herein, indem er nämlich geglaubt hatte, daß er zu Louis spräche, vor dem er kein Geheimniß haben mochte.

Glücklicherweise war ich auf der Schwelle der halboffenen Thür stehen geblieben, und der Fürst war dermaßen vertieft, daß er nicht einmal meine Anwesenheit zu bemerken schien.

Ich trat also einen Schritt zurück, indem ich hoffte, daß er mich noch nicht gesehen haben werde, stellte mich hinter die halb offene Thür und klopfte noch einma 'und stärker.

„Nun so komm doch herein, Louis," sagte Herr von Montbar.

„Mein Fürst, Louis ist es nicht," antwortete ich, ohne zum Vorschein zu kommen.

„Wer ist denn da?" sagte Herr von Montbar barsch, indem ich ihn aufstehen und auf die Thür zutreten sah, die er jetzt ganz aufmachte.

„Was wollen Sie?" sagte er hart zu mir, wobei man ihm ansah, daß mein Erscheinen ihm nicht recht war.

„Mein Fürst, hier sendet die Frau Fürstin ein Papier, sie hat mir befohlen, zu warten."

Und ich übergab meinem Herrn das Couvert.

„Es ist gut," sagte er zu mir, „warten Sie in der Bibliothek."

Einige Minuten darauf gab er mir das große Couvert wieder und sagte zu mir:

„Bringen Sie das der Frau von Montbar wieder."

Ganz nachdenklich kehrte ich zur Fürstin zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, die tiefe, schmerzliche Anregung, mit der der Fürst das Bildniß seiner Frau betrachtete, wirft alle meine Vorstellungen über den Haufen! Er liebt sie noch, er hat sie immer leidenschaftlich geliebt. Aber wie soll ich denn die Rückfälle in seine niedrigen, schlechten Gewohnheiten erklären? Nein, nein, dieses nachsinnende Anbeten ihres Bildes ist nur eine vorübergehende Laune, ein leises Wiederauftauchen vergangener Gefühle. Ein solcher Mann ist immer unfähig Regina glücklich zu machen — die Vergangenheit beweist es nur allzu sehr.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Was ich in einem Augenblicke, da der alte Louis sich ein wenig gehen ließ, erfahren habe, stürzt mich in neue Zweifel.

Ich habe nur Ein Mittel in Händen, mich mit eigenen Augen von der Wahrheit zu überzeugen; morgen will ich den Fürsten sehen, mit ihm sprechen und in das Innere seiner Seele blicken.

Dann will ich zwischen ihm und Just entscheiden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Den 4. Februar 4 Uhr Morgens.

Es ist geschehen.

Nach einer strengen und unparteiischen Prüfung der Eindrücke, die ich in dieser Nacht empfangen, hab' ich mich mit der Erkenntniß, die ich vom Charakter Regina's, Just's und des Fürsten zu besitzen glaube, zu durchdringen gesucht.

Dann hab' ich Alles vor dem Gerichtshofe meines Gewissens abgewogen und einen entscheidenden Entschluß gefaßt.

Mag Regina's, Just's und des Fürsten Schicksal dann in Erfüllung gehen.

Ehe der Tag zu Ende geht, ist Alles zwischen ihnen entschieden.

Gott kennt meine Absichten, er weiß, daß sie rein, treu, uneigennützig sind, er wird mir vergeben, wenn ich mich in Dem, was ich gut zu machen gedachte, geirrt haben sollte.

Was geschehen ist, ist Folgendes:

Gestern sagte ich zu Regina:

„Ich hätte an die Frau Fürstin eine Bitte zu thun."

„Was ist es, Martin?"

„Wenn Madame meiner nicht bedürften, so würden Sie mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir meinen Abend freiließen — und zwar bis ziemlich spät in die Nacht."

Die Fürstin sah mich ziemlich verwundert an, dann schien ihr Etwas einzufallen, und sie antwortete mir lächelnd:

„Ach so — ich verstehe, wir sind im Carneval — nun — nun viel Vergnügen, und vor allen Dingen kein Uebermaß," setzte sie hinzu, „ich sage Ihnen das, Martin, weil Sie ein guter Diener sind, sehr ordentlich, sehr ruhig — und weil es oft leider nur einer Gelegenheit bedarf, um die besten Gewohnheiten in's Gegentheil zu verkehren."

„Die Frau Fürstin können über diesen Punkt ganz ruhig sein."

„Gut, gehen Sie."

Und ich ging.

Seltsam, es war das Lebensschicksal meiner Gebieterin, über das ich an dem freien Abend, den sie mir gewährte, entscheiden wollte.

Ich hatte von dem alten Louis erfahren, daß der Fürst nicht zu Hause speise; ich brauchte ihn nur am Abend in der Dauphinstraße zu erwarten, um ihm dann überall nachzufolgen,

Als es dunkel geworden war, begab ich mich in eine Handlung von Maskenanzügen und kaufte dort einen Pierrotanzug mit blauen und weißen Feldern wie der des Fürsten, dann — diese Kleinigkeiten kommen mir jetzt kindisch und lächerlich vor, aber Alles war verloren, wenn der Fürst, mein Herr, mich erkannte — dann ging ich zu einem Farbenhändler und versah mich mit etwas Bleiweiß, Zinnober und Beinschwarz und einem Pinsel und etwas senativem Oel, bei dessen Anwendung die Malerei gleich nach der Anfertigung trocken ist.

So ausgestattet begab ich mich zu meinem wackern Freund Hieronymus, dem Droschkenkutscher, mit dem ich immer in Verbindung geblieben bin, und dem ich am Tage vorher geschrieben hatte, ich bäte ihn, von sechs Uhr Abends bis sechs Uhr Morgens mit seinem Wagen mir zu Befehl zu stehen.

Eine Teufelsmaske und eine andere mit einem Elephantenrüssel, die ich bei dem Maskenhändler gekauft hatte, waren bestimmt, den beiden Kindern des Hieronymus eine Freude zu machen.

Ich fand nur seine gute ehrliche Frau zu Hause.

„Ah, guten Tag, Herr Martin," sagte sie zu mir, „Sie müssen auf meinen Mann ein Bischen warten, er hatte Ihnen versprochen, um sechs hier zu sein, aber in der Fastnachtszeit wissen Sie wol, ist ein Fiaker nicht sein eigener Herr."

„Ich brauch ihn im Grunde erst gegen acht Uhr, wir haben also Zeit."

„O, er wird nicht ausbleiben — um Ihretwillen setzte er lieber seine Kinder auf offener Straße aus."

„Unterdessen, liebe Madame Hieronymus, erlauben Sie mir, daß ich mich hier in der Kammer verkleide, und vor allen Dingen sagen Sie Hieronymus, wenn er kommt, nicht, daß ich da bin, ich will sehen, ob er mich erkennt."

„Sein Sie ganz ruhig, Herr Martin, das wird ein Spaß werden."

Vor einem Spiegel, und indem ich mir mit einem Talglicht leuchtete, zog ich in der Kammer des Hieronymus zuerst den Pierrotanzug über den meinigen, der schon sehr weit war, was mich viel dicker und in Folge dessen viel kleiner erscheinen machte, als ich in der That bin, und dann colorirte ich mir mit der rothen, weißen und schwarzen Farbe und dem senativen Oel das Gesicht dermaßen, daß es unmöglich sein mußte, mich zu erkennen und unter diesen seltsamen Zeichnungen in grellen Farben meine wahren Züge zu entdecken; außerdem hatte ich mein Haar aufgebunden und eine gewaltige graue, lange, buschige Perrücke auf meinem Kopfe sicher befestigt; auf diese setzte ich meinen Pierrothut.

Ich werde niemals die seltsame Gemüthsbewegung vergessen, in der ich mich während dieser an sich so komischen, aber von mir auf so ernste Art und in so ernster Absicht — denn ich hoffte ja, daß diese Verkleidung mich in den Stand setzen sollte, einen Plan von der äußersten Wichtigkeit auszuführen — betriebenen Anstalten befand.

Eugène Sue.

(Ende des sechsten Bandes.)

Der Verurtheilte.

(Fortsetzung aus Nr. 145.)

Wie freute sich meine Clementine, wie herzlich bewillkommte mein Schwiegervater den Fremden, als Beide erfuhren, wer derselbe sei.

Der Mann schien in unserm zufriedenen Kreise für den Augenblick seinen Kummer vergessen zu haben; ich duldete daher nicht, daß er früher seine Schicksale erzählte, bis er durch Speise und Trank seinen Körper gestärkt, und bis er meine Erlebnisse erfahren hatte.

Gott! was vernahm ich aber alsdann. Die Gerechtigkeit war an ihm wieder zur feilen Dirne der Leidenschaft geworden!

Schulze war seiner ausgezeichneten Führung wegen in einen andern, weit von dem frühern entlegenen Bezirk versetzt worden. Diese Stelle trug zwar mehr ein, als jene, aber ihre Verwaltung war auch mit größern Schwierigkeiten verknüpft. Denn nicht allein, daß das Revier größer und deshalb schwerer zu begehen war, sondern es lag auch in den Obliegenheiten des Försters, eine kleine Kasse zu führen, welche durch die Fonds für gewisse Gras- und Reiser-Verkäufe gebildet und zur Bezahlung der Forstarbeiter verwendet wurde.

Der Oberförster, ein Mann von finsterm Charakter und bösem Herzen, war neidisch über die Lobsprüche, welche Schulze ununterbrochen für die musterhafte Verwaltung seines Postens von den höhern Vorgesetzten erhielt, und sann deshalb auf sein Verderben.

Eines Tages, als Schulze im Auftrag der Forstbehörde in einem entlegenen Bezirk sich befand, begab sich der Oberförster, auf die Anzeige eines Arbeiters hin, der den letzten Lohn noch nicht erhalten zu haben behauptete, in die Dienstwohnung des Försters, öffnete ohne Umstände den eisernen Kasten, worin Schulze die ihm anvertrauten Gelder verwahrte, und nahm mehre Beutel heraus, die er in sein eigenes Pult, welches auf der Amtsstube stand, einschloß.

Schulze, nachdem er diese Thatsache erfahren, reichte, empört über das gesetzwidrige Betragen des Oberförsters, der Forstbehörde eine Beschwerde gegen denselben ein und bat um Untersuchung, versichernd, daß die Kasse in Ordnung sei, aber auch behauptend, daß jede Revision ohne Zuziehung des zu Revidirenden unstatthaft und ungesetzlich wäre.

Man theilte, wie gewöhnlich, die Klageschrift dem Oberförster mit, und nun war es um meinen Freund geschehen. O Unsinn! Den Verklagten selbst zum Bericht über die Beschwerde des Klägers aufzufordern! — Der Bericht fiel aus, wie alle ähnliche, d. h. was der Oberförster Unerlaubtes, Unrechtes gethan, das erschien hier vollkommen gerechtfertigt, und der Kläger war der Schuldige.

Dieser mußte wiederholt um Untersuchung bitten, bevor ein Commissar im Forsthause erschien, dieselbe mit Revision der Kasse einzuleiten.

Ohne Scham behielt der Deputirte den Oberförster zur Stelle, und der Beschuldigte mußte zusehen, wie Beide sich fortwährend in's Ohr flüsterten.

Die Kasse wurde gezählt. Es fehlten wirklich mehre Thaler, doch da dem Förster solches unmöglich schien, und er sich das Fehlen nicht erklären konnte, so ersuchte er, nochmals in dem Pulte des Oberförsters nachzusehen, wo denn auch die aus einem Beutel herausgefallenen Thaler gefunden wurden.

Man gab dem Gericht Kenntniß von der Sache, und dieses oder vielmehr der Inquirent begann die Revision von Neuem. Man fand das Geld vollzählig, aber — man brachte heraus, daß die Gelder zu spät zur Kasse gebracht, d. h. nicht an dem Tage in die Beutel gethan worden, an welchem die Einnahme stattgefunden hatte.

Und woraus folgerte man dieses mit solcher Gewißheit? — In den verschiedenen Beuteln befanden sich Thalerstücke mit dem Gepräge von 1817, während die Einnahme des Geldes im Jahr 1816 geschehen war. Der Beschuldigte war nun ein Criminal-Verbrecher, hatte Gelder unterschlagen und wurde, weil er vorsätzlich den Vorschriften seines Amtes zuwidergehandelt, aller seiner bisherigen musterhaften Führung ungeachtet, seiner Stelle entsetzt und für immer unfähig erklärt, ein öffentliches Amt zu verwalten.

Die von Schulze mir vorgelegten Papiere, das Urtheil u. s. w. bestätigten seine Erzählung in allen Punkten, wie denn andrerseits eine Menge der besten Zeugnisse seine Fähigkeiten und seine ausgezeichnete Führung nachwiesen.

So war der Mann mit einer zahlreichen Familie total zu Grunde gerichtet. Alles, was er besaß, mußte er verkaufen, um den nothdürftigen Unterhalt der Seinigen bestreiten und die Untersuchungskosten bezahlen zu können. Wohin er sich wandte, um Beschäftigung und Brod zu finden, wurde er abgewiesen, indem man ihm stets die Amtsentsetzung vorwarf und auf die Gerechtigkeit hinwies. Kurz, seine Lage mußte in der That eine verzweifelte sein. Erst gestern hatte ein ehemaliger College ihm von der vacanten Stelle des gräflichen Försters erzählt, er wollte sich melden, um nichts zu versäumen, aber er glaubte voraus zu wissen, daß er auch diese Stelle nicht erhalten würde.

Ich beruhigte den Unglücklichen, so gut ich konnte, dann kleidete ich mich an und erwartete die Botschaft des Haushofmeisters.

Diese ließ auch nicht lange auf sich warten, der Graf wünschte mich sogleich zu sprechen.

Nachdem er die Papiere meines Retters gelesen, mußte ich ihm die ganze Geschichte noch ein Mal erzählen, die er mit Verwunderung, häufig den Kopf schüttelnd, anhörte. Zuletzt sagte er: „Laß den Mann kommen, Franz!" — so nannte er mich noch immer, und ich war stolz darauf, mit der alten Anrede auch die alte Liebe dieses edlen Greises zu besitzen. — „Laß ihn kommen, ich will den Unglücklichen sehen und schon um Deinetwillen die That der Obrigkeit gut machen! Misfällt mir sein Aeußeres nicht, so soll er die Stelle haben, um den Herren, die so rasch eine ewige Untauglichkeit aussprechen, zu beweisen, daß sie der Gnade und Milde entgegentreten durch einen Ausspruch, den die Heiden zu thun sich schämen würden. Und," fuhr er fort, „muß sich nicht Jemand finden, der sich zuerst über so einen gottlosen Ausspruch hinwegsetzt? Hole den Mann, Franz, sein Unglück und Deine Fürsprache bestimmen mich weit eher, als ein schwülstiges Empfehlungsschreiben!"

Ich sprang in meine Wohnung und führte den Zagenden in des Grafen Cabinet. Dieser richtete verschiedene Fragen an meinen Freund, welche zu seiner Zufriedenheit beantwortet wurden. Auch mußte die Person meines Retters dem edlen Greise wol keineswegs misfallen haben; denn er reichte ihm die Hand und sagte: „Ihr seid mein Förster, Schulze, Ihr seht gar nicht wie ein Staatsbetrüger aus; denn dergleichen Gesindel erkenne ich auf den ersten Blick und ging es mit goldgesticktem Kragen und Epaulette einher, und wäre es nach der Praxis auch unmöglich, daß solche Leute vorsätzlich den Pflichten ihres Amtes zuwiderhandeln könnten. Das Forsthaus steht zu Eurer und Eurer Familie Aufnahme bereit. Holt Frau und Kinder rasch herüber, der Haushofmeister, der Euch die Instruction über Euren Posten ertheilen und mit den Einkünften desselben bekannt machen wird, soll Euch eine Fuhre mitgeben. Und nun dient mir treu und fleißig!"

Anfangs stand Schulze sprachlos da, dann besann er sich und wollte dem Grafen zu Füßen fallen, dieser jedoch war längst aus dem Cabinet verschwunden. Nun sollte ich der Gegenstand sein, an welchem sich die Dankbarkeit des Försters entladen durfte, aber ich zog ihn mit mir fort in die Amtsstube, wo der Haushofmeister mit gewohnter Gutmüthigkeit das Geschehene anhörte, seinen Glückwunsch aussprach und pünktlich den Befehlen des Schloßherrn nachkam.

Eine unglückliche Familie sah sich wieder glücklich, glücklich durch einen wahren Edelmann!

Der Graf hatte niemals Ursache, die Anstellung meines Lebensretters zu bereuen; denn dieser traf, als tüchtiger Forstmann, sehr viele Verbesserungen, cultivirte die Forsten und machte sie im Verlauf von wenigen Jahren um das Doppelte rentbar. Sein Fleiß, sein Eifer fanden auch ehrliche Anerkennung, und seine Lage wurde mit jedem Jahre angenehmer.

Was seinen früheren Cameraden Lehmitz, wie er ihn nannte, betraf, so erzählte mir Schulze auf mein Befragen: daß derselbe noch immer Förster in dem nahe gelegenen Forstbezirk Kaisershöhe, wohin er gleich nach meiner Lebensrettung versetzt worden, sei; daß er zwar über seine Vorgesetzten nicht klagen könne, daß jedoch seine geringe dienstliche Einnahme ihm und den Seinigen kaum das Leben friste. Zudem habe er neun Kinder, die manchen Morgen vergebens nach Brot schrien. Auch wäre ihm durch seine Gutmüthigkeit schon viel Unheil erwachsen, namentlich hätte er sich vor längerer Zeit für einen Waldwärter, der kürzlich auf und davon gegangen, einem Wucherer gegenüber, verbürgt, und dieser dränge nun auf Zahlung, ohne daß er, Lehmitz, die geringste Aussicht habe, die für ihn ungeheure Summe von dreißig Thalern bezahlen zu können.

Diese Nachricht betrübte mich sehr, ich nahm mir aber sogleich vor, dem Manne zu helfen, und bat den Förster, wenn er dazu im Stande wäre, mich morgen früh nach dem Forsthause Kaisershöhe zu begleiten, was Schulze auch versprach.

Eben schlug die Thurmuhr der nahen Dorfkirche acht, als Schulze und ich bei dem genannten Forsthause anlangten. Eine Menge Bauern, sowol Männer, als Weiber und Kinder, hatten sich vor demselben versammelt und unterhielten sich, drohend und schimpfend über einen Vorfall und dessen Urheber. Auf unser Befragen nach der Veranlassung dieses Auflaufs erfuhren wir: daß eben der Gerichtsvollzieher Groschenwald mit einigen Leuten in das Haus gegangen sei und die wegen einer Schuld von dreißig Thalern bereits gepfändeten Mobilien des Försters auf den Karren dort laden lassen wolle, um sie, der angeschlagenen Bekanntmachung zufolge, auf dem Markt in B. öffentlich zu versteigern. Das Schlimmste dabei wäre der Umstand, daß die unglückliche Frau des Försters in verwichener Nacht entbunden worden und der Förster gleich darauf in die Stadt gegangen sei, um das Herz des Gläubigers zu erweichen und wenigstens noch eine Zahlungsfrist zu bewirken.

Da standen die Gaffer an der Schwelle des Unglücks, wie gewöhnlich: neugierig, Partei nehmend zu Gunsten des Unglücks, durch Geschrei ihre Theilnahme beweisend, aber — helfen, mit der That dem Nächsten beistehen, davon war keine Rede.

Wir gingen in das Haus. Schon nichts Gutes ahnend, da ich den erwähnten Gerichtsvollzieher, der früher Trödler gewesen war, als einen der hartherzigsten, ich möchte sagen grausamsten Beamten seines Standes kannte, dessen Malicen bei den Executionen zum Sprüchwort geworden — also nichts Gutes ahnend, traten wir ein und mußten über aufgeschichtete Bänke, Kasten, Tische u. s. w. hinwegsteigen, um in die Stube zu gelangen. Durch die halb geöffnete Stubenthüre vernahmen wir jetzt den gellenden Schrei eines Weibes, vom höchsten Schmerz hervorgepreßt — und welch ein Anblick bot sich uns dar, nachdem wir eingetreten? Die Möbel in der Stube waren unordentlich auf einander gethürmt, dazwischen Gläser, Teller, Tassen, Kupfer- und Zinngeräthe, Wäsche, Bücher, Jagdgewehre, Betten, Vorräthe an Mehl, Kinder in bloßen Hemdchen, von beiden Geschlechtern und verschiedenem Alter, weinend, schreiend, zum Theil noch schlaftrunken, und doch unbarmherzig von rauhen Männern, den Gehülfen des Gerichtsvollziehers, aus dem Wege gestoßen; eine ältliche Frau, wahrscheinlich die Wehmutter, mit einem neugebornen Kinde auf dem Arme, in der doppelten Beschäftigung, das Kind einzulullen und einen hagern, blassen Mann vor ihr, der sich handgreiflich ihrer zu erwehren suchte, um Mitleid anzuflehen; endlich auf einem Schmerzenslager am Boden die fast leblose, bleiche Gestalt der Wöchnerin, die man so eben aus der Bettstelle gehoben, um diese ebenfalls mit aufzuladen; kurz, man muß diese Scene mit eigenen Augen gesehen haben, um sich das Bild des Jammers lebhaft vorstellen und in der Seele mitempfinden zu können.

Eduard Ludwig.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 147.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 21. April 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

Siebenter Band.

Erstes Kapitel.

Martin's Tagebuch. (Fortsetzung).



Als meine Verkleidung vollständig war, trat ich aus dem Kabinette.

Bei meinem Anblick schrieen die Kinder vor Schreck so gewaltig, daß es mir als ein gutes Vorzeichen erschien. Was Hieronymus Frau anbetraf, so ward sie so verblüfft, daß sie nur stammelnd zu mir sagen konnte:

„Ach mein Gott, Herr Martin — ach, Herr Martin — es ist, als wenn man ein Ungeheuer sähe, ich werde die Nacht davor nicht schlafen können, ich bekomme Alpdrücken davon."

Es fehlte mir als entscheidende Probe nur noch der Eindruck, den ich auf Hieronymus machen würde; er kam jetzt gerade nach Hause und sagte an der Thüre zu seiner Frau:

„Ist Martin da?"

„Noch — noch nicht —"

Dann setzte sie hinzu: „Sieh, Hieronymus, sieh doch."

Und damit kehrte sie ihn nach mir um.

„Was — heiliges Kreuzdonner — was ist das!" rief Hieronymus und fuhr einen Schritt zurück.

„Guten Tag, Hieronymus," sagte ich und suchte nicht einmal meine Stimme zu verstellen, „guten Tag, Alter, wie gehts?"

„Warte, warte," sagte Hieronymus, trat auf mich zu und sah mich aus solcher Nähe an, daß ich seinen Athem fühlte.

„Wer zum Teufel mag das sein?"

„Wie, Hieronymus, Sie erkennen mich nicht? mich, einen Freund — sehen Sie doch recht zu."

„Wetter — ich sehe ja genau genug zu, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich mich unter diesen schwarzen Klecksen, diesen weißen Linien und rothen Querstrichen zurechtfinden kann — das flimmert einem vor den Augen, es ist, als wenn man in purer Feuer sähe."

„Nun, und von der Seite?"

„Von der Seite und von vorn — ich will mich aufhängen lassen."

„Wahrhaftig?"

„Ja, wahrhaftig."

„Aber meine Stimme? Erkennen Sie denn auch meine Stimme nicht? Passen Sie einmal recht auf."

„Was Teufel soll die Stimme ausmachen bei einem Gesicht? Meine Frau könnte, wenn sie so zurechtgestellt wäre, zu mir sagen, ich bin's, Deine Frau, und ich würde antworten, das kann sein, aber ich weiß nicht."

„Nun wol, ich bin's, Martin, wackerer Hieronymus."

„Martin — Sie — gehen Sie doch — aus Ihnen könnten zwei Martine gemacht werden, Kerl, so dick sind Sie — und dann sind Sie auch kleiner als er."

„Ich habe mich ausgestopft, darum komm' ich Ihnen dick vor und in Folge dessen auch kleiner, wackerer Hieronymus."

„Wollen sehen, wollen sehen," und Hieronymus betrachtete mich auf's neue aufmerksam und sagte: „Wollen annehmen, Sie wären's — da muß ich sehen, ob ich mich darein finden kann."

Und dann, nachdem er eine neue Prüfung vorgenommen, rief er:

„Eben so wenig — Sie sind nicht Martin — wenn Sie irgend Jemand sind, den ich kenne, so können Sie nur ein Kamerad von mir sein, den wir Drehkreuz nennen. Nicht wahr, Du bist's, Drehkreuz? He gesteh's nur."

Ich war vollkommen beruhigt; ich mußte dem Fürsten durchaus unkenntlich sein; was meine Stimme anbetrifft, so konnte er sie, da er mich, seitdem ich im Dienste seiner Frau stand, nicht hundert Mal angeredet, und ich ihm immer, wie es schicklich ist, so kurz wie möglich und mit leiser und ehrerbietiger Stimme geantwortet hatte, ebenfalls unmöglich erkennen.

Einen Augenblick fürchtete ich sogar mich zu gut verkleidet zu haben; denn Hieronymus meinte, man spielte ihm einen Possen, und beharrte auf seinem Irrthum.

„Man könnte mich viertheilen," sagte er im Tone tiefer Ueberzeugung, „und ich würde doch schreien — es ist Drehkreuz."

Glücklicherweise blieb mir noch ein Mittel übrig, die Identität meiner Person zu erweisen; ich führte dem Hieronymus die einzelnen Ausdrücke an, deren ich mich gestern Abend bedient, um ihn zu bitten, mir seinen Wagen auf den folgenden Tag aufzusparen. Dieser Beweis trug den Sieg davon, und der gute Mann sagte mir die aufrichtigsten Glückwünsche wegen meiner Verkleidung.

„Nun gut," rief er, „lassen Sie sich einmal recht sehen beim Cancan, bei Chicard — feiern Sie Ihre Fastnacht — je toller je besser — he — Sie werden mir den ganzen Wagen mit Pierretten und so was Gutem vollstopfen."

„Ei, Hieronymus," sagte die Frau.

„Ei was — er thut Recht daran," sagte Hieronymus, „Jugend will austoben."

„Kommen Sie, Hieronymus," sagte ich zu ihm, „es wird Zeit."

„Vorwärts — Adieu Frau, adieu Jungens," sagte der Kutscher und küßte seine Frau und seine Kinder.

„Auf morgen früh, Louischen, und stelle mir die Zwiebelsuppe warm — das erquickt nach einer Februarnacht."

Sobald wir aus seiner Wohnung getreten waren, sagte ich zu ihm:

„Wackerer Freund, auf die Gefahr hin, in Ihrer Meinung zu sinken, muß ich Ihnen sagen, daß ich mich nicht verkleidet habe, um meine Fastnacht zu feiern, sondern um eine sehr wichtige und sehr ernste Angelegenheit einem guten Ausgange entgegenzuführen."

„Was, papperlappap — mit Ihrer Pinselei und dem Pierrotanzug was Ernsthaftes?"

„Sehr ernsthaft — ich sage Ihnen das, Hieronymus, weil ich Ihrer dabei bedarf."

„Sie wissen, gute Freunde sind immer bei der Hand. Ah so — wol so was von der Art, wie vorm Jahre — Sie wissen wol, als ich den schönen, großen, jungen Mann in die Straße du Marché Vieux fuhr mit Ihnen hintenauf, der darauf in meinem Wagen eine arme Dame mitnahm, die sich nicht auf den Beinen halten konnte, so schwach war sie."

„Freilich, Alter, so etwas ist's auch diesmal, und wo möglich noch ernsthafter — und darum verlasse ich mich auf Sie."

„Ein Wort, ein Mann."

Unter diesen Gesprächen waren wir die Treppe hinabgestiegen.

„Nun, wohin geht's?" sagte er zu mir.

„Dauphinstraße — Sie halten ein paar Schritt von Nr. 3 an, und ich warte in dem Wagen."

„Gut."

„Steht an der Thüre von Nr. 3. ein Fiaker oder kommt einer, so steigen Sie vom Bock, gehen auf und ab und sehen zu, ob nicht ein Mann in einem Pierrotanzuge mit blauen Feldern aus dem Hause kommt und in den Wagen steigt."

„Also wie Sie gekleidet."

„Wie ich."

„Und dann."

„Dann folgt Ihr Wagen dem, in welchen er steigt, hält an, wo dieser anhält, und wenn Sie

diesen Pierrot irgendwo aussteigen sehen, so sagen Sie's mir."

„Versteh' schon! Nur müssen Sie mir zugeben, daß es verdammt curios ist, daß eine wichtige Angelegenheit, wie Sie sagen, unter zwei Pierrots verhandelt werden soll."

„Das ist freilich seltsam, guter Hieronymus. Aber noch ein sehr wichtiger Umstand: im Falle Sie später in der Nacht mich wieder kommen und in den Wagen steigen sehen sollten — nämlich mit dem Pierrot —"

„Mit blauen Feldern."

„Eben dem — so nehmen Sie sich um Gotteswillen in Acht, daß Sie mich nicht Martin nennen; wenn Ihnen mein Name entschlüpfte, so wäre Alles verloren!"

„Wetter!"

„Das ist noch nicht Alles — um ihn noch mehr irre zu leiten — den andern Pierrot mein' ich — so antworten Sie mir, wenn ich mit ihm wieder komme, und wir beide in Ihren Wagen steigen, und ich Ihnen sage, wohin es nun gehen soll — so antworten Sie mir — etwa — ja Herr Marquis.

„Damit der andere Pierrot Sie für einen Marquis hält?"

„Ja — damit er mich nur für was Anders hält, als ich bin."

Ehe Hieronymus auf den Bock stieg, sagte er mit ernster und diesmal fast gerührter Miene zu mir:

„Sagen Sie einmal, guter Martin, wer hätte das jemals gedacht, wie ich Sie den ersten Tag, als Sie in Paris angekommen waren, von der Straße Montblanc bis in's Fuchsgäßchen herumfuhr? Ich sage das nur, weil es mir so gerade durch den Kopf geht."

Und Hieronymus sprang auf den Bock und rief seinen Pferden zu:

„Vorwärts, Lolo und Lolotte."

Hieronymus hatte Recht.

Wer hätte das jemals gedacht, an dem Tage, da ich mich in Paris auf mich selbst angewiesen fand, ohne Hülfsmittel, ohne Schutz, ohne Bekannte?

Eine noch seltsamere Betrachtung ward durch Hieronymus' Bemerkung in mir rege. Ich hatte mich seines Wagens bedient, um meine ersten Fahrten in Paris zu machen — und habe mich desselben jetzt ohne Zweifel auch zu der letzten bedient. Denn wenn ich mich nicht sehr irre, wenn der Sinn, in welchem ich bei dieser wichtigen Angelegenheit gehandelt habe, der richtige ist — ich werde darüber eben jetzt in's Klare kommen — so kehre ich zu Claudius Gérard zurück, so hab' ich meine Pflicht gethan — so ist meine Aufgabe mit meinen Kräften zugleich zu Ende gegangen — denn meine Kräfte gehen zu Ende — trotz meiner festen Entschlüsse ist der Luftkreis, in welchem Regina lebt, für mich zu glühend.

Der Wagen hielt am Anfange der Dauphinstraße an.

Wohl eingehüllt in meinen Mantel lehnte ich mich aus dem Fenster in der Thür hinaus und sah, wie ich es erwartet hatte, einen Fiaker vor der Thür des Hauses halten.

Hieronymus stieg verabredetermaßen vom Bock. Nachdem er einige Zeit auf dem Trottoir pfeifend auf und abgegangen war, näherte er sich seinem Collegen und knüpfte mit ihm ein Zwiegespräch an.

Nach zehn Minuten hörte ich eine Wagenthür zuschlagen und die Stimme des Fürsten rufen:

„Nur zu, Kutscher."

Alsbald erschien Hieronymus an meinem Schlage und sagte zu mir:

„Der Pierrot ist eingepackt, aber Sie haben sich geirrt."

„Wie so?"

„Der Pierrot ist nicht blau wie Sie."

„Nicht blau?"

„Nein, roth — wie eine lebendige Weinflasche — haha."

„Wahrhaftig?" sagte ich beunruhigt zu Hieronymus; denn solche Trunkenheit wäre meinen Plänen schrecklich in den Weg getreten.

„Er ist betrunken? Wissen Sie das gewiß?"

„Es kommt mir so vor — aber vorwärts — der Kamerad segelt ab — ich muß ihm auf der Ferse folgen, nicht wahr?"

„Lassen Sie ihn keinen Augenblick aus den Augen," rief ich, „wenn Sie von ihm abkommen, ist Alles verloren."

„Sein Sie ruhig, das Bedientenbret hinter seinem Wagen soll meinen Pferden als Krippe dienen."

Hieronymus peitschte sein Gespann, und wir fuhren davon.

Ich war in meine Gedanken vertieft, die immer ernsthafter wurden, je mehr der Augenblick, wo es zu handeln galt, heranrückte, als der Wagen plötzlich anhielt.

Es war kaum eine Viertelstunde verflossen, seitdem wir von der Dauphinstraße abgefahren waren.

„Nun?" sagte ich zu Hieronymus und ließ mir die Vorderfenster herunter, „was gibt's?"

„Der andere Wagen hat vor einem Liqueurladen Halt gemacht," antwortete Hieronymus halblaut, „gut — der Pierrot steigt aus — gut — er tritt an die Trostquelle."

„Ich verstehe," antwortete ich ängstlich; denn mir war bange vor den Folgen dieser Bachusopfer.

„Vorwärts," sagte Hieronymus zu mir, „der hat schnell hintergegessen — der Kerl versteht's."

Und wir setzten unsere Fahrt fort.

Nach einer Viertelstunde ward wieder Halt gemacht.

„Nun? was gibt's denn wieder?" sagte ich zu Hieronymus.

„Der andere Wagen hält vor einem Gewürzladen still."

„Verflucht!" rief ich.

„Es scheint, als wenn der Satan von Pierrot den Pips hat," sagte Hieronymus zu mir, „das ist auch ganz recht, das ist eine Magenkrankheit."

Und nach einer Secunde versetzte Hieronymus wieder:

„Da ist er schon wieder — er muß ein Patent darauf haben, so schnell hinterzugießen. Vorwärts!"

„Wir waren seit zwanzig Minuten wieder in der Fahrt begriffen. Ich fing an, mich zu beruhigen; denn ich hatte neue Anhaltpuncte gefürchtet. Wir waren jetzt in der Straße Faubourg-St.-Martin. Neues Stillhalten.

„Noch einmal!" sagte ich zu Hieronymus.

„Dies Mal ist's was anders, es ist bei einem Weinhändler — der Pierrot dürstet, er will sich erfrischen, nach Branntwein und Liqueur eine Flasche Wein, das kühlt ab."

„Stellt er sich sehr betrunken dar?" fragte ich Hieronymus mit steigender Angst.

„Nein — nicht besonders — sehn Sie, da kommt er heraus — er grüßt einen Vorübergehenden sehr ehrerbietig — er geht augenscheinlich noch ganz gerade, kaum schweift er ein Bischen von der geraden Richtung ab. Gut, nun ist er wieder eingepackt — vorwärts."

Endlich fuhren wir durch die Barrière St.-Martin, zehn Minuten später hielt der Wagen vor einer mit Thranlämpchen illuminirten Thüre; drüber war ein Transparent, worauf mit großen rothen Buchstaben stand:

Zum Stelldichein der Titi.

Großer bal baré und Maskenball.

Pfui — wer draußen bleibt — pfui!

Ich machte den Schlag auf, sprang aus dem Fiaker und sagte zu Hieronymus, indem ich ihm nach der andern Seite der Straße hin die Ecke eines dunkeln Gäßchens wies:

„Warten Sie auf mich in jenem Gäßchen, bester Hieronymus, steigen Sie nicht vom Bock, ich bitte Sie dringend darum, und denken Sie an Das, was ich Ihnen gesagt habe."

„Sein Sie ganz ruhig, Herr Marquis," antwortete mir Hieronymus halblaut, um mir zu beweisen, daß er nichts vergessen habe.

„Aber machen Sie rasch, da nimmt der andere Pierrot sein Billet an der Kasse."

Wirklich wartete an seiner Stelle, hinter fünf oder sechs Personen der andere Pierrot, der Fürst von Montbar, bis er an die Reihe käme, an einem kleinen Schieber in der Wand, der von zwei Municipalgardisten bewacht wurde, sein Eintrittsgeld zu bezahlen.

Ich stellte mich unmittelbar hinter den Fürsten, um ihn nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

Ich löste mein Billet nach Herrn von Montbar und folgte ihm Schritt für Schritt.

Nachdem er durch eine Art von ziemlich langem Gange hingeschritten, auf den von beiden Seiten Kammern ausgingen, die für die Trinkgesellschaften bestimmt waren, traten wir in einen sehr großen Saal, der von Kronleuchtern erhellt wurde, die weitläufig mit qualmenden Lampen besetzt waren, welche nur ein unbestimmtes Licht verbreiteten und eine Art Gallerie oder Tribune, die sechs bis sieben Fuß über dem Fußboden an beiden Seiten des langen Parallelogramms hinlief, fast dunkel ließen. Auf diesem Raume stand eine große Anzahl Tische und Stühle für die Trinker, die von diesem erhöhten Orte aus den Ueberblick des Maskenballes genießen konnten.

Ich ward den ersten Augenblick von dem Höllenlärm, den das Orchester machte, ganz betäubt; es bestand blos aus Blechinstrumenten, die alle drein schmetterten, um den Lärm in diesem ungeheuern Menschenhaufen, wo fünf bis sechs Hundert Personen sprachen, sangen, lachten, schrieen, kreischten, während der Fußboden von dem dicken Staub aufwirbelte, von dem wahnsinnigen Gestampfe der Tänzer erbebte, zu übertäuben.

Ich erkannte bald in den fatalen Gesichtern und in den trunkenen Worten der meisten Derjenigen, welche auf diesem Ball die Hauptrolle spielten, daß er vor Allem von der rohen, trägen, verderbten Hefe des Volkes besucht sei, die sich in diesen Höhlen zu versammeln pflegt.

Die Anzüge waren fast alle schmutzig, unedel, häßlich, oder so unanständig, daß nur die Ungebundenheit der Carnevalszeit auf sie hatte verfallen können. Es kostete mich Mühe, den Schwindel zu überwinden, welchen diese Hitze, dieser Lärm, dieser ekelhafte, erstickende Geruch bei dem Neuling hervorrufen mußten, mein Gesicht, das so seltsam bepinselt war, zog mir anfangs eine Menge Anreden in unwiedergeblichen Redensarten zu, aber bald war ich „was Altes."

Ich entfernte mich ein Wenig vom Fürsten und überholte ihn, dann kehrte ich um, um ihn zu kreuzen und ihn aufmerksam in's Auge zu fassen.

Trotz seiner häufigen Bachusopfer, und was auch Hieronymus gesagt haben mochte, schien mir doch Herr von Montbar nicht betrunken zu sein; sein Gang war fest, seine Züge bleich, seine Augen geröthet und erhitzt, sein Lächeln bitter.

Es war für mich unverkennbar — eine traurige, sehr traurige Vorstellung beherrschte den Fürsten wider seinen Willen mitten in der Betäubung, der vorübergehenden Abstumpfung, in die er sich zu stürzen suchte. Ich bemerkte auf seinem Gesichte einen Ausdruck von Ekel, von verhaltenem Zorn, wenn er, hier und dahin gedrängt, durch den Strom dieses gemeinen Haufens auf rohe Weise zurückgeschoben oder in der Sprache des Fischmarktes angeredet wurde.

Eine Viertelstunde nach unserer Ankunft schien Herr von Montbar dieses unzeitige Zartgefühl mit Gewalt unterdrücken und sich bis zum Schwarzwerden betäuben zu wollen; denn er nahm einen wüthenden Galopp, der gerade im Saale wirbelte, wahr, faßte eine scheußliche Schäferin, die sich's sehr gern gefallen ließ, ohne Weiteres um den Leib und schwang sich mit seiner Tänzerin mitten in den greulichen Wirbel, wobei er, wie die andern Tänzer, wie ein Rasender kreischte.

Mit einem Satze war ich auf den Stufen der Treppe, die zu den Seitengallerien führte.

Von da konnte ich den Fürsten fast immer mit den Augen verfolgen; trotz seines alle Schranken überspringenden Ungestüms war doch bei ihm weder Freude noch Lusttaumel bemerkbar, sondern es schien mir, als wäre er von finsterer Raserei besessen. Statt durch die Aufregung bei diesem wüthenden Drehen Farbe zu bekommen, ward sein Gesicht immer blässer, sein Lächeln immer krampfhafter.

Dieser Fürst, der von der Natur und vom Glücke so reich begabt war — dieser Mann, welcher der Gatte der anbetungswürdigsten Frau auf der Welt hieß, und der einen der edelsten Namen Frankreichs trug, ward hier im Strome trunkener Geschöpfe herumgerissen — er flößte mir auch jetzt wieder tiefes Mitleiden ein.

Sich kopfüber in diesen Koth zu stürzen, um seinen Kummer zu vergessen, das kam mir schlimmer vor, als Selbstmord.

Der Galopp war zu Ende.

Sein Schluß hatte den Fürsten dicht neben die Treppe gestellt, an deren oberen Ende ich zusah. Die gute Lebensart an diesem Orte mochte fordern, daß der Tänzer seiner Tänzerin Erfrischungen reichen ließe; denn die widerliche Schäferin bemächtigte sich, roth, schweißig und athemlos und mit bespritztem Rock und Strümpfen, wie sie dastand, entschlossen des Arms, mit dem der Fürst sie umschlungen gehalten, und sagte zu ihm mit heiserer Stimme:

„Nun, da wir auf Leben und Tod galoppirt, spende mir einen Schluck Kirschengeist, Freund Pierrot."

Der Fürst, dessen Gesicht mir einen immer finstern Ausdruck anzunehmen schien, machte sich von der zutraulichen Berührung der Schäferin rasch los und sagte:

„Geh zum Teufel!"

„So laß ich Dich noch nicht," sagte das ekelhafte Geschöpf und klammerte sich noch fester an des Fürsten Arm an.

„Wenn wir erst ein Bischen gepichelt haben — dann —"

„Willst Du gehen!" rief der Fürst wüthend.

Und er stieß die Schäferin heftig zurück, die dadurch in's Stolpern gerieth und sich anschickte, ihren früheren Tänzer mit Schimpfwörtern zu überschütten.



Dann bemerkte die Schäferin in der Menge einen Türken mit einem unheilverkündenden Gesicht und von herkulischem Bau, sprach eifrig mit ihm und zeigte dabei auf den Fürsten. Dieser kümmerte sich um den ganzen Vorfall nicht weiter, stieg die Treppe, an der ich stand, langsam hinauf und setzte sich in einen dunkeln Winkel der Gallerie an einen allein stehenden Tisch, von wo aus man, wie von allen Denen, die in zweiter Linie standen, von dem Ball nichts sah.

Die Schäferin und der Türke, die ich nicht aus den Augen verlor, fuhren fort, leise mit einander zu reden, und indem sich andere nicht weniger gemeine Geschöpfe zu ihnen gesellten, verloren sie sich in der Menge, wobei sie sich mehre Male umkehrten und zornige und drohende Blicke auf den Fürsten warfen.

Jetzt hörte ich, wie Herr von Montbar, der ein paar Schritte hinter mir saß, sich zum Kellner wendete:

„Eine Flasche Branntwein."

Alsdann stemmte der Fürst die Ellenbogen auf den Tisch, legte die Stirne in die Hände und blieb finster und still.

Jetzt war für mich der Augenblick gekommen, zu handeln, ich durfte nicht leiden, daß der Fürst sich betrinke; es kam mir vor, als wäre er jetzt auch mehr im Besitz seiner Sinne, als da er auf dem Ball erschienen; denn das widerliche Ungestüm, dem er sich hingegeben, schien ihn mehr erkaltet, als erhitzt zu haben.

Zweites Kapitel.

Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)



Ich trat also auf den Tisch zu, an dem der Fürst saß, that, als wär' ich ein wenig angetrunken, und nahm die rohe Sprache der gewöhnlichen Besucher des Ortes an.

„Ei was — alle Wetter — ist das eine Manier, so allein zu trinken," sagte ich zu meinem Herrn und schlug ihm vertraulich auf die Schulter.

Herr von Montbar richtete den Kopf rasch auf und sah mich auf hochfahrende Weise befremdet und gereizt an.

„Na — was denn?" versetzte ich und sah ihn fest an, „ich sage Dir, Kamerad, ein Mann, der sich dem stillen Soff ergiebt, macht einen ganz rohe — es ist eine Art von Hagestolz —"

„Freilich — Du hast wol Recht —" antwortete der Fürst, dessen Zorn einer Art bitterer und gemachter Fröhlichkeit wich — „es ist langweilig, allein zu trinken. Und außerdem verdienteft Du schon um der greulichen Zeichnung willen, womit Du Dir das Gesicht beschmiert hast, daß man Dir was spendirt — laß ein Glas kommen — dann wollen wir saufen."

„Schön — Kellner — ein Glas."

„Da nimm."

„Nun! amüsirst Du Dich hier recht?" sagte der Fürst nach einer Weile zu mir — „laß sehen, bist Du fidel?"

„Und Du, Kamerad, amüsirst Du Dich?"

„Wetter," versetzte der Fürst, „ich muß mich ja wol amüsiren, sonst wär' ich ja nicht hier."

„Das ist kein Grund."

„Wie?"

„Es kommt alle Tage vor, daß man irgendwo hingeht und sich da ennuyirt."

„Warum geht man dann hin?"

„Warum besäuft man sich? He, Alter? Es ist doch nicht um des Weins oder Branntweins willen — das Gesöff möchte der Teufel selbst von sich speien."

„Warum soll man denn trinken?"

„Ih, alle Hagel — um sich zu betäuben, um zu vergessen, was Einem durch's Herz schneidet."

„Ah so," sagte der Fürst mit einer trüben Versunkenheit in sich selbst, die mir sehr auffiel, „ah so, um Dich zu betäuben, um — Etwas zu vergessen, trinkst Du?"

„Wetter! ich zieh die ganze Woche am Strange — und Sonntags wenn ich trinke, so bin ich König, wie das Land sagt — und dann — Dir, als einem alten Freunde kann ich's wol sagen —"

„Alten Freunde?"

„Bekannten, wenn Du lieber willst."

„Wie, Du kennst mich?"

„Als wenn ich Dich aufgefüttert hätte."

Der Fürst zuckte die Achseln und erwiderte:

„Nun — laß hören — was ist Das, was Du einem alten Freunde wol sagen kannst, da ich doch einmal Dein Freund sein soll."

„Ach, Kamerad — es sind Herzensangelegenheiten."

Der Fürst lachte spöttisch auf und versetzte:

„Du Herzensangelegenheiten? — das muß lustig sein — nur heraus damit."

„Denke Dir, Alter, ich habe eine Frau."

„Je — Teufel —"

„Nun ja — Kamerad, und meine Frau —"

„Deine Frau."

„So mich mit Füßen zu treten — mich um einen Andern willen im Stiche zu lassen."

„Wahrhaftig?" sagte der Fürst und sein Gesicht ward finster, sein Lächeln beinahe schmerzlich — „wahrhaftig — Deine Frau macht Dir Herzeleid, armer Junge?"

„Und so ein schönes Weib!"

„Ja, die machen's am ersten so. Und Du bist Deiner Sache gewiß?"

„Nur gar zu gewiß — Alter — und dazu ein Militair."

„Ein Militair?"

„Einer vom Genie."

Der Fürst fuhr auf, ward roth, aber hielt sich.

„Ein herrlicher Mann fünf Fuß sechs Zoll, und wenn Du ihn in Uniform sähest, Kamerad — vollends in Uniform —"

„Schon gut," sagte Herr von Montbar barsch und schlug auf den Tisch, „genug!"

„Nicht wahr, Alter — es ist doch verflucht, wenn man zu sich selbst sagen muß — meine Frau, so ein schönes Weib, will mich —"

„Ei was geht mich Deine Frau an?" rief der Fürst ungeduldig.

„Freilich am Ende," fuhr ich fort, ohne auf die Unterbrechung von Seiten meines Herrn zu achten, „man muß billig sein — meine Frau war in ihrem guten Recht —"

„Nun, worüber beklagst Du Dich denn?"

„Worüber ich mich beklage, Alter? — Aber denke Dir — trotz ihres Ingenieuroffiziers, um dessen willen sie mich im Stiche lassen will — bete ich sie doch noch an —"

„O dann bist Du ein elender Kerl," rief mein Herr, immer mehr erbittert über die seltsame Analogie zwischen meinem und seinem Fall, „Du bist zu verachten — wenn Du sie in dem Falle noch liebst."

„Das kannst Du wol sagen, Alter, Du kennst sie nicht, wie schön sie ist."

„Nun ist's genug —"

„Denke Dir, noch heut Morgen sah ich ihren Schattenriß an — Du kennst wol solche Profile von schwarzem Papier, die vier Sous kosten — ich hatte ihn damals machen lassen — und als ich ihn ansah und an den Ingenieur dachte, sagte ich zu mir selbst: es ist doch schade! —"

„Aber Du Feigling!" rief der Fürst und knirschte vor Wuth mit den Zähnen — „warum hast Du diesen Mann denn nicht längst todtgeschlagen, wenn er Dir Deine Ehre raubt."

„Du hättest ihn also todtgeschlagen, Kamerad?"

„Von mir ist nicht die Rede," versetzte der Fürst hochfahrend und ward wider Willen heftig, „Du hättest Deine Eifersucht zeigen können, ohne daß Du zu fürchten gehabt hättest, Dich lächerlich zu machen."

Dann schien es ihm leid zu thun, auf diese Weise die bittern Seelenleiden, die ihn marterten, und die mir bewiesen, was mir zu wissen so wichtig war, daß er nämlich Regina noch immer leidenschaftlich liebte, an den Tag gelegt zu haben, und er setzte ungeduldig hinzu:

„Uebrigens geht mich das Alles nichts an. — Laß uns noch ein Glas trinken — und dann leb' wohl, ich bin müde, Deine Possen anzuhören."

„Ei, Kamerad," sagte ich im Tone des Vorwurfs, „das ist nicht hübsch, einen Freund, der in Nöthen ist, einen alten Freund — so ablaufen zu lassen."

„Er ist besoffen —" sagte der Fürst achselzuckend.

„Einen Freund so zu behandeln," setzte ich hinzu, und betonte meine Worte, „einen alten Freund aus der Schenke zu den drei Tonnen."

Bei der Erwähnung dieser Schenke, wo er sich mehre Male betrunken, konnte der Fürst eine Regung unruhiger Befremdung nicht verbergen und sagte zu mir:

„Aus der Schenke zu den drei Tonnen! Du irrst Dich in der Person — die Schenke kenn' ich nicht."

„Ei was — wir haben da ja zwei Mal zusammengetrunken — und schon vor langer Zeit."

„Das ist nicht wahr."

„Höre, Alter — ich will Dir die Sache beweisen. — Eines Abends — im Monat December — war ein Hundewetter — Du warst in den drei Tonnen und trankst eine Flasche Branntwein."

„Das bin ich nicht gewesen, sag' ich Dir, dummer Thor," rief der Fürst, „Du bist besoffen."

„Das ist etwas stark! Als wenn ich Dich nicht kennte, als wenn ich Deinen Namen nicht wüßte."

„Wie, Du weißt meinen Namen?"

„Freilich — Du heißest —"

„Ich heiße."

„Georg."

„Warum nicht Hans Jörgen oder Hans Peter."

„Warum, Kamerad? — weil Du nun gerade Georg heißest, Georg, Fürst von Montbar."

Ich hatte diese letzten Worte ziemlich leise gesprochen, damit mein Herr mich hörte, aber nicht die andern Trinker. Der Fürst, der im ersten Schreck meinen Worten keinen Glauben schenken konnte, noch wollte, sah mich nichts desto weniger mit scheuen Blicken und verstörten Zügen an und rief:

„Was sagst Du?“

„I nun, Kamerad,“ versetzte ich mit der ruhigsten Miene von der Welt, „ich sage, Du heißest Georg, Fürst von Montbar — was ist daran besonders?“

„Unglückseliger! —“ rief mein Herr, und mit zornglühenden Augen, schamrothen Wangen sprang er mit drohender Miene auf.

„Nun — was ist denn, alter Freund — Du kommst ganz aus den Fugen, weil ich sage, daß Du der —“

„Willst Du schweigen,“ rief der Fürst und blickte ängstlich um sich, weil er fürchtete, die übrigen Trinker möchten mich gehört haben — dann wollte er eilig diesen gemeinen Ort verlassen, wo er sich erkannt sah, schlug auf den Tisch und rief:

„Kellner!“

„Wie, Kamerad — Du lässest Deine Freunde im Stich?“

„Kellner!“ rief der Fürst und stand auf, ohne mir zu antworten.

„Du bleibst mir hier, Alter,“ sagte ich zum Fürsten und stand meinerseits auch auf — „denn wenn Du auf solche Weise einen Freund, der in Noth ist, im Stiche lässest, so fall' ich Dir um den Hals, klammere mich an Dich und nenne Dich bei Deinem wahren Namen — so laut, wie Du da nach dem Kellner rufst.“

Diese Drohung setzte meinen Herrn in Schrecken und that ihm Einhalt — er trat wieder an den Tisch, sah mir ein Paar Secunden zornig in's Gesicht, wahrscheinlich um unter der dicken Farbenkruste, die mein Gesicht bedeckte, meine Züge zu erkennen oder zu errathen, aber da es ihm nicht gelingen wollte, sagte er, indem er auf's Neue ängstlich um sich blickte:

„Was willst Du haben für Dein Schweigen, Kerl — Geld, nicht wahr?“

„Ich will nur mein Herz bei Dir ausschütten, Alter — von alter Zeit reden — ja — wenn Du mir das nicht zugestehst, so nenn' ich Deinen Namen und bringe die Titi, die Markthelfer in Aufruhr, und schreie — he, he — Leute — kommt und seht das Wunder — der Pierrot da ist kein Pierrot, ist der —“

„Ich bitte Dich, schweig,“ rief mein Herr mit fast flehender Stimme — denn ich hatte so laut geredet, daß die zunächst sitzenden Trinker sich nach uns umsahen. — Ich habe zwanzig Louisd'or im Beutel,“ setzte der Fürst leise hinzu, „komm mit mir hinaus — „die zwanzig Louisd'or sollen Dein sein.“

„O das kenn' ich, Alter — Du gibst sie mir dann hinterher nicht.“

„Auf mein Wort!“

„Und dann, siehst Du wol,“ fuhr ich fort und heuchelte die Halsstarrigkeit, die den Trunkenen eigen ist, „Dein Geld würde mir den Freund nicht ersetzen — Deinem Gelde könnte ich doch mein Herz nicht ausschütten, so wie Dir, einem Fürsten — einem wirklichen und wahrhaftigen Fürsten, der mit dem letzten Straßenjungen, mit dem ersten besten Lump säuft und schmollirt — so herablassend! — Darauf kann ich nicht Verzicht leisten — setz' Dich also nur wieder, dann wollen wir von allerlei Dingen reden, darüber werd' ich meine Frau vergessen — wenn Du es aber abschlägst, ein Bischen mit mir zu schwatzen — dann heißt's: Leute! —“

„Schweig — ich bleibe —“ rief der Fürst — „ich sage ja, ich bleibe —“ und er setzte mit verhaltener Wuth hinzu: „Nun was willst Du — schnell — daß wir zu Ende kommen.“

„Zu Ende? Wir haben ja noch gar nicht angefangen.“

„O,“ sagte der Fürst, indem er zum Himmel blickte und mit beiden Fäusten auf den Tisch schlug, „welche Marter!“

„Aber sage — erkennst Du mich denn wirklich nicht? — Meine Malerei muß Dich irre leiten.“

Der Fürst biß vor Wuth in sein Taschentuch.

„Nun — ich will Dir was sagen, Alter, was Dir sogleich auf die Spur helfen wird: eines Abends trankst Du eine Flasche in der Schenke zu den drei Tonnen — Du verschüttetest etwas Branntwein, da tauchtest Du den Finger darein und maltest auf die Wachsleinwand des Tisches einen Namen.“

„Ich einen Namen?“

„Ei freilich, den Namen Regina — was?“

Der Fürst fuhr auf seinem Stuhl in die Höhe — dann blieb er einen Augenblick mit starrem Blicke in schweigender Niedergeschlagenheit sitzen — es mochte ihm wol eine unbestimmte Erinnerung von diesem Abend geblieben sein; denn er wagte es nicht, mich Lügen zu strafen, sondern rief wie vernichtet vor Scham:

„Schweig — ich verbiete Dir, diesen Namen über Deine Lippen gehen zu lassen.“

„So — vernimm denn, Alter — einen Namen, den Du zum Zeitvertreib auf einen Kneipentisch schriebst und den noch an dem Abend ein Besoffener mit greulichem Rülpsen der ganzen Gesellschaft vorbuchstabirt hat R E — Re, sagte er, und hielt sich dabei an den Tisch — G I — Gi —“

„Unseliger!“ rief der Fürst außer sich, „soll ich denn —“

„Ah so — wenn Du schreien willst,“ unterbrach ich ihn, „so schrei ich auch — he — Leute, der da! —“

„Aber dieser Satan von einem Menschen — wer mag es denn sein?“ lispelte der Fürst und versuchte noch einmal meine Gesichtszüge zu erkennen — da er sah, daß es vergeblich sei, sagte er seufzend: „Unmöglich — unmöglich — diese Stimme — diese Betonung — ich weiß mich nicht darein zu finden.“

„Es ist doch seltsam, daß Du mich nicht erkennst, Alter. — Wir wollen sehen, ob Dich ein anderer Umstand besser an mich erinnert. Weißt Du noch, wie wir eine famose Nacht zusammen verlebt haben in einem —“ und ich sagte ihm das Wort leise — „in der Barrière Baillasson? Da war unter andern ein Lumpensammler, der uns Geschichten zum Todtlachen auftischte, und Weibsbilder, die sich gewaschen hatten — was sie freilich wol eigentlich hätten bleiben lassen. — Unter andern eine dicke Blondine mit einer Polizeimütze — ein Invalide hatte sie ihr hinterlassen — die es eigends auf Dich abgesehen zu haben schien; Du erinnerst Dich wol noch, man nannte sie die Fetze wegen ihrer zerrissenen Kleidung. In die warst Du so verschossen, daß Du ihr in Deinem Feuer den Namen beilegtest, den Du damals auf den Tisch geschrieben — und sie hat ihn wahrhaftig behalten — ja, bei Gott, in der Anstalt heißt das Mädchen jetzt nicht mehr Fetze, sondern Regina.“

Ich hatte einen furchtbaren, aber gerechten und nothwendigen Streich geführt.

Zum ersten Mal, davon bin ich überzeugt, ward sich der Fürst des schmachvollen Charakters seiner nächtlichen Ausflüge und der unwürdigen Folgen, die sie haben mußten, bewußt. Denn dieser letzte Schlag, unter dessen Wucht er einen Augenblick betäubt und vernichtet da saß, war, wenn auch nicht wahr, doch dermaßen wahrscheinlich, daß der Fürst, nach der Beklemmung und furchtbaren Beschämung, die sich auf seinem Gesichte malte, zu urtheilen, zu sich selber sagte:

„Sollte ich wirklich im Stande gewesen sein, in meiner Trunkenheit in einem Hause der Schande den Namen der Frau, die jetzt den meinigen trägt, so zu besudeln? Warum nicht? Hab' ich doch Regina auf den Kneipentisch geschrieben.“

Die Niedergeschlagenheit, die den Fürsten zuerst ergriffen hatte, machte einem solchen Wuthanfall Platz, daß er mich über den Tisch beim Arm faßte und heftig zerrte, wobei er ausrief:

„Du lügst — Du sollst mir diese schändliche Frechheit theuer bezahlen!“

Ich war viel stärker als Herr von Montbar und bemeisterte ihn daher sehr leicht und fast ohne Geräusch, indem ich ihm den Daumen so heftig umdrehte, daß er meinen Arm los ließ.

Plötzlich gab ein unvorhergesehener Zwischenfall dem Gespräch mit Herrn von Montbar eine neue Wendung und einen neuen Charakter.

Es ward in dem Ballsaal ein anfänglich dumpfer, dann immer lauterer Aufruhr bemerkbar; ich wandte die Blicke nach der Seite, von wo dieses zunehmende Gemurmel ausging, und gewahrte zwanzig Schritt vor uns die greulige Schäferin, die der Fürst, nachdem er mit ihr getanzt, barsch zurückgewiesen hatte. Dieses Geschöpf hatte sich mit einer ziemlichen Anzahl Leute von ihrer Gattung verstärkt und schrie und declamirte nun, indem sie sich uns allmälig näherte. Ich begriff sogleich die Gefahr, in welcher der Fürst schwebte, und rief, ernstlich erschrocken:

„Das Weib, der Sie das Getränk abgeschlagen, nachdem Sie mit ihr getanzt, hat Succurs geholt. Sehen Sie, sie rücken an — lassen Sie uns auf unserer Hut sein.“

„Davon ist jetzt nicht die Rede,“ rief der Fürst wüthend, ohne auch nur einen Blick nach der Seite hin zu thun, nach der ich wies — „ich muß auf der Stelle wissen, wer Du bist, Kerl.“

Jetzt stellte ich mich vor den Fürsten hin, erhob das Haupt, nahm plötzlich eine andere Sprache und andere Manieren an, indem ich die Ausdrücke und gesellschaftlichen Formen der Weltleute nachzuahmen suchte, was mir um so leichter fiel, da ich bei großer Beobachtungsgabe täglich im Hôtel Montbar die Sprachweise und das Betragen der feinsten Leute von Paris hatte studiren können, und wandte mich an den Fürsten mit fester, ruhiger Stimme und in der vollkommensten Gemessenheit.

„Ich habe die Ehre, Ihnen zu wiederholen, mein Herr,“ sagte ich zu ihm, „daß das Herannahen dieser Leute einen drohenden Charakter trägt — unser sind hier nur zwei Leute aus guter Gesellschaft — wir sind in Gefahr, Prügel zu bekommen.“

Das Erstaunen des Fürsten, als er mich auf diese Weise reden hörte, war noch ergreifender als sein früheres Entsetzen; sein Zorn, seine Scham stiegen so zu sagen in demselben Maße, wie ich ihm eine höhere gesellschaftliche Stellung anzunehmen schien, aber seine heftige Aufregung äußerte sich auf andere Weise. Er fühlte sich doch wol erleichtert, als er zu bemerken glaubte, daß er es mit einem Mann von Erziehung zu thun hatte — und sobald seine Gemüthsbewegung es ihm gestattete, sagte er zu mir, so ruhig er konnte:

„Ich werde Sie nicht verlassen, mein Herr, ehe ich nicht weiß, wer Sie sind. Ich verstehe jetzt, es ist kein Wort von Ihren Reden, das nicht ein freches Epigramm, eine beleidigende Anspielung gewesen wäre. Das fordert eine schreckliche Genugthuung, mein Herr — und sie wird mir zu Theil werden. Ich kann Ihnen die Maske, die Sie auf Ihr Gesicht gemalt haben, nicht abreißen, aber von jetzt an folge ich Ihnen auf dem Fuße nach und —“

Dann hielt er inne und setzte mit Würde hinzu:

„Aber nein — nein, ich werde nicht nöthig haben, zu irgend einem äußersten Mittel zu greifen, das Ihnen und mir peinlich sein müßte, mein Herr. Sie sind ein Mann aus der guten Gesellschaft — haben Sie mir gesagt — ist das der Fall, so werden Sie kein Bedenken tragen, sich, nach Dem, was unter uns vorgegangen, zu nennen.“

„Sein Sie ganz ruhig, mein Herr, ich werde mich als Ehrenmann benehmen — Sie werden Alles erfahren, was Sie wissen müssen — aber Sie sind hier in Gefahr — jeder Rückzug ist Ihnen abgeschnitten. Blicken Sie hinter sich“ — der Fürst stand mit dem Rücken gegen den Saal — „wir können nur mit Aufwendung aller Thatkraft aus dieser Mördergrube entrinnen. Ich sage wir, mein Herr; denn eines Theils müssen zwei Männer von Erziehung, zwei Männer von Herz einander bei einer solchen Gelegenheit beistehen, und dann gibt mir die Drohung selbst, die Sie so eben an mich gerichtet, gegenwärtig fast ein Recht, Ihre Gefahr auch als mich betreffend zu betrachten.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr — ich nehme Ihren Beistand an. — Ihre Sprache, Ihre Gesinnungen bei dieser Gelegenheit selbst beweisen mir wenigstens, daß, was später unter uns vorgehen muß, unter Ehrenmännern vorgehen wird.“

„Unterdessen, mein Herr,“ sagte ich zum Fürsten, und zerbrach mit einem kräftigen Fußtritt einen Stuhl, von dem ich dann dem Herrn von Montbar ein Bein einhändigte, „bewaffnen Sie sich damit, und vor allen Dingen greifen Sie nicht an — aber wenn man Sie anrührt, schlagen Sie kräftig zu und zielen Sie nach dem Gesicht.“

Während ich mit dem Herrn von Montbar dieses würdige, höfliche Gespräch führte, das ihn so in Erstaunen setzte, kam das Gewitter drohend näher. Die greulige Schäferin und ein Haufen Kerle, die es werth waren, die Vertheidiger dieses Geschöpfes zu sein, hatten sich unten an der Treppe aufgestellt, über die wir allein von der Gallerie herabkommen konnten. Die drei oder vier Municipalgardisten, welche Ordnung halten sollten, waren weit entfernt; auch pflegt, wie dies alle Tage an solchen Orten vorkommt, der größte Theil Derer, die sie besuchen, an Streit und Prügelei so viel Wohlgefallen zu finden, daß er eine compacte Masse bildet, welche die Polizisten lange Zeit nicht durchbrechen konnten, indem sie denselben einen mächtigen passiven Widerstand entgegenstellt; auch kommen die Vertreter der öffentlichen Sicherheit fast immer zu spät, um noch den oft blutig endenden Zusammenstoß zu verhindern.

Ein neuer Zwischenfall, an den ich nicht gedacht hatte, vermehrte noch die Unordnung und trieb die Demüthigung des Fürsten auf's höchste.

Wir hatten uns zur Vertheidigung kluger Weise am obern Ende der Treppe aufgestellt, da wir auf die Neutralität Derer, die auf der Gallerie saßen und weniger rohe Leute zu sein schienen, allenfalls rechnen zu können schienen; sie hatten mich einen Stuhl zerbrechen und die Stücke zwischen meinem Genossen und mir theilen sehen und stiegen also auf die Tische, um dem Kampf unparteiisch zusehen zu können.



Der Strom brach nun in einer Fluth von Schmähungen, die zu meiner großen Verwunderung an meinen Herrn gerichtet waren, den man zwar nicht als den Fürsten von Montbar, aber doch als einen feinen Herrn, einen Gelbhandschuh, um die Sprache des Orts zu reden, erkannt hatte. Ein Titi, ein Bursche von zwanzig Jahren mit widerlichem Gesicht, der in den ersten Reihen der Angreifer stand, rief mit heiserer Stimme, indem er auf den Fürsten wies:

„O seht doch diesen verstellten Pierrot, Leute — der unsere Weiber schlagen will — es ist ein Schuft, ein Geldhandschuh — ich erkenne ihn wohl."

„Wer — der Strick da?"

„Wir müssen ihm den Kopf einschlagen."

„Weißt Du's gewiß? Ein gelber Handschuh?"

„I freilich — ich hab' ihn zwanzig Mal zu Pferd oder Wagen auf den Elysäischen Feldern gesehen, wo ich Cigarrenstümpfe aufsammle."

„Was will er denn hier, der feine Herr?"

„Gehen wir denn zu ihren Gastereien?"

„O der feine Herr beliebt's nun so."

„Weil er ein bischen feine Wäsche darunter hat!"

„Es macht dem Herrn Spaß, die gemeinen Leute hopsen zu sehen."

„Was, sind wir Deine Spaßmacher, Schuft?"

„Sprich, Maulaffe."

Bei diesen niedrigen Beleidigungen röthete sich des Fürsten Gesicht, seine Augen funkelten vor Wuth — er wollte blindlings auf den Haufen losstürzen, ich merkte es, faßte ihn am Arm und sagte:

„Sie sind verloren, wenn Sie von der Treppe weichen — regen Sie sich nicht, sehen Sie ihnen fest in's Gesicht und kein Wort — Kaltblütigkeit und Schweigen machen immer einen Eindruck."

Der Fürst befolgte meinen Rath, und wirklich nahm das Geschrei eine Zeitlang an Stärke ab, die Angreifer blieben unentschlossen stehen; denn unsere Position, um mich militairisch auszudrücken, war vortrefflich, wir standen oben an einer Treppe, auf der kaum zwei Menschen neben einander hinaufsteigen konnten, waren mit guten Knüppeln bewaffnet und stellten uns der Menge ruhig, entschlossen, auf Alles gefaßt dar.

Drittes Kapitel.

Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)



Noch dauerte diese Aufhaltung der Feindseligkeiten kaum eine Minute. Die garstige Schäferin wandte sich an ihre Vertheidiger und schrie mit heiserer, kreischender Stimme, welche den Tumult übertönte:

„Was seid Ihr für Feiglinge, daß Ihr die feinen Herren Eure Weiber schimpfen und schlagen laßt. Ja, er hat mich geschlagen, er hat mich ein besoffen Schwein genannt."

„Selbst besoffenes Schwein."

„Warte doch," sagte ein Wilder, der, von dem Kreischen dieser Megäre angestachelt, zwei Stufen der Treppe hinanstieg und dort einen Augenblick unentschlossen Halt machte, „ich will ihm den Buckel reiben, dem feinen Herrn da."

„Es ist ein Polizeispion," sagte ein anderer.

„Ja, ja, ein Polizeispion," riefen mehre Stimmen.

„Sonst würde er nicht hierher kommen."

„Auf den Spion."

„Nieder mit dem Spion."

„Den wollen wir zerpflücken — zu lauter Charpie."

„Aber es sind zwei — zwei feine Herren," rief eine Stimme, „der andere Pierrot hat auch ein Stuhlbein ergriffen."

„Wir wollen ihnen ihre Stuhlbeine in den Hals stecken."

„Nehmt Euch in Acht — die Gensdarmen."

„Was gehen uns die Gensdarmen an? stellt Euch eng zusammen," sagte der als Wilder gekleidete Mann, „nur noch so viel Zeit, wie man braucht, um eine Pfeife zu zerbrechen, und von den beiden feinen Herren soll nichts übrig sein."

„Halten Sie sich bereit," sagte ich ganz leise zum Fürsten, „der Augenblick ist gekommen — bei der ersten Thätlichkeit folgen Sie meinem Beispiel."

„Ach mein Herr — so viele Beleidigungen ruhig hinzunehmen," lispelte Herr von Montbar bleich vor Wuth, aber voll Muth und Thatkraft.

Kaum hatte ich ihm anempfohlen, sich bereit zu halten, als der Wilde die Treppe hinaufstieg und auf



uns zukam. Ich stellte mich vor den Fürsten und sagte zum Wilden, indem ich ihn fest ansah ohne zu weichen:

„Rühr' mich einmal an."

„Du willst mich wol fressen?"

„Rühr' mich an."

„Hier," sagte der Mann und hob die Hand gegen mich auf — aber ehe mich der Schlag traf, warf ihn ein heftiger Schlag mit dem Stuhlbein auf die Stirn die Treppe hinab.

Diese muthige That schüchterte die Angreifer ein wenig ein.

„Wenn wir uns hier nur zwei bis drei Minuten halten, sind wir gerettet," sagte ich zum Fürsten. „Ich sehe da unten die Gensdarmerie; sie thut alles Mögliche, um die Menge zu durchbrechen und uns zu Hülfe zu kommen."

Ich hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als der Türke und ein herkulischer Marktehelfer die Treppe heraufrannten.

„Willst Du auch was haben?" sagte ich zum Türken.

„Ja, ich will Dir einen geben," und er schlug mich.

Ich wollte den Schlag erwidern, als der Begleiter des Türken sich plötzlich auf die Knie warf und mich bei den Beinen faßte, daß ich stürzte. Der Fürst vollführte seinerseits den Schlag, den ich hatte führen wollen, aber mein Sturz war das Zeichen zu allgemeinem Angriff. In dem Augenblick, wo ich nach unerhörten Anstrengungen wieder auf die Beine gekommen war, sah ich Herrn von Montbar umwerfen, mit Füßen treten, in's Gesicht schlagen, und wie der Türke auf seiner Brust kniete und ihn würgte. Da ich mich in dem Augenblick von meinen Gegnern losgemacht hatte, stürzte ich auf den Türken los, faßte ihn am Haar, riß ihn zurück und befreite so den Fürsten. Jetzt konnte er sich auf den Knien aufrichten und wenigstens mit den Armen die Hiebe auffangen, die auf ihn herabregneten.

Glücklicherweise war es unterdessen den drei bis vier Gensdarmen, die bis dahin entfernte Zuschauer des Auftritts gewesen waren, mit großer Mühe gelungen, sich durch die Menge Bahn zu brechen. Bei ihrem Anblick waren, wie das immer zu gehen pflegt, die erbittertsten von unseren Gegnern verschwunden, die Menge wogte in sich selbst zurück, und es entstand um die Treppe, den Schauplatz des Kampfes, ein leerer Raum.

Wir waren so unverkennbar die Angegriffenen, das Blut, welches von dem Gesicht des Fürsten rann, bewies die gewaltsame Behandlung, die wir erfahren, so entschieden, daß die Gensdarmen, die sonst bei den häufigen Schlägereien an diesen verrufenen Orten Geprügelte und Prügelnde zusammen fest zu nehmen pflegen, uns aufforderten, vorsichtshalber den Ballsaal zu verlassen, und nachdem wir unsere Zeche und den zerbrochenen Stuhl bezahlt, unsern Rückzug deckten.

Dieser Ausgang befriedigte mich vollkommen. Ich hatte eine Zeitlang gefürchtet, mit dem Fürsten festgenommen zu werden, dann hätte er seinen Namen nennen müssen — und wär' ich auch genöthigt worden, mich zu nennen, in welcher tödtlichen Verlegenheit hätte ich mich dann befunden.

Uebrigens wußte ich nun, was ich wissen wollte: der Fürst liebte seine Frau noch immer leidenschaftlich. Nur Stolz und Furcht, sich lächerlich zu machen, hatten ihn abgehalten, dies Regina zu gestehen, sie um Verzeihung zu bitten. Und darum suchte Herr von Montbar in schmachvoller Erniedrigung sich und seinen Kummer zu betäuben.

Nur Eins konnte mir Antheil für ihn einflößen — seine Beständigkeit in der Liebe zu Regina — die Unwandelbarkeit des Gefühles bei ihm bewies mir, daß sein Herz noch nicht vollkommen verderbt sei; auch hatte ich so viel gelitten und litt noch jetzt beinahe eben so viel, daß ich mehr, als irgend Jemand mit solchen Leiden Mitleid haben mußte; aber der Stolz des Herrn von Montbar, seine falsche Scham und die unedle Zerstreuung, die er aufsuchte, ließen in mir nur ein mit Verachtung gemischtes Mitleid aufkommen. Dieser Mann gewährte mir, selbst wenn er liebte, keinerlei Sicherheit für das künftige Lebensglück Regina's — wogegen ich auf den Charakter, den Geist, den persönlichen Werth des Capitain Just ein außerordentlich festes Vertrauen setzte. Und da ich nun das fast unfehlbare Mittel in Händen hatte, das letzte Bedenken zu heben, das Regina abhielt, ihren Mann zu verlassen und ihr Geschick der Liebe Just's anzuvertrauen — ihm, dem sie die Wiederherstellung des Rufes ihrer Mutter zu verdanken haben würde — so war ich fest entschlossen, die Wage zu

Gunsten des Capitains einschlagen zu lassen. Indessen, da ich die außerordentliche Verantwortlichkeit, die ich übernahm, in's Auge faßte, wollte ich, in einer letzten Unterredung mit dem Fürsten, mich darüber versichern, ob denn wirklich von ihm für Regina's Lebensglück nichts mehr zu hoffen sei.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Heer von Montbar unter dem Schutze der Gensdarmen den Ballsaal verlassen hatte, forderte er ein wenig kaltes Wasser, um das Blut, welches sein Gesicht bedeckte, zu stillen und abzuwaschen, er kam mir finster und in sich gekehrt vor, gewiß war der Auftritt, bei dem er eine so unangenehme Rolle gespielt, ihm doppelt peinlich, weil auch ich dabei Zeuge und Mithandelnder gewesen war — ich, den er für einen Seinesgleichen hielt, und der schon so im Besitze mehrer Geheimnisse war, deren Bekanntwerden ihm höchst unangenehm hätte sein müssen.

„Jetzt, mein Herr," sagte er, als wir das Balllocal verlassen hatten, „jetzt werden Sie mir, hoff' ich, Ihren Namen sagen, damit ich doch wenigstens weiß," setzte er bitter hinzu, „wem ich für den unverhofften Beistand zu danken habe, ohne den mich dieses Volk in Stücken gerissen haben würde. Und wenn ich dann meine Dankbarkeit einmal gebührend ausgesprochen," setzte er mit aufgeregter Stimme, mit zunehmender Hitze hinzu, „so werde ich von Ihnen Rechenschaft fordern wegen der Beleidigungen."

„Mein Herr," sagte ich zum Fürsten, „erlauben Sie mir, daß ich Sie unterbreche. Es ist nicht gerathen, hier an der Thür der Schenke, aus der wir kommen, stehen zu bleiben — dazu regnet es auch, ich hatte für die ganze Nacht einen Fiaker in Beschlag genommen — thun Sie mir den Gefallen, in demselben für den Fall, daß Sie Ihre Leute nicht hier haben sollten, einen Platz anzunehmen — es wird mir das größte Vergnügen machen, Sie vor Ihrer Thüre abzusetzen."

„Mein Herr," rief der Fürst, „glauben Sie nicht, daß Sie mir entwischen werden — ich will wissen, wer Sie sind, und ich werde es herausbringen."

„Ich erlaube mir, Sie darauf hinzuweisen," sagte ich, „daß ich doch gewiß am wenigsten Ihnen zu entwischen suche, wenn ich Sie bitte, mir die Ehre zu erweisen, mit mir in den Wagen zu steigen."

„Es sei, mein Herr, ich nehm's an," sagte Herr von Montbar.

Nach einigen Minuten hatten wir das dunkle Gäßchen erreicht, in welchem Hieronymus, der auf dem Bocke eingeschlafen war, auf mich wartete. Ich gerieth in Angst, er möchte, wenn er so plötzlich aufgeweckt würde, meine Weisungen vergessen und mich bei meinem Namen nennen. Ich bat den Fürsten zuerst einzusteigen, worauf ich dann Hieronymus wecken wollte, aber Herr von Montbar in seiner Ungeduld schüttelte ihn heftig, indem er ihn am Kragen seines Mantels zog.

Meine Angst stieg auf den höchsten Gipfel, als ich den wackern Kutscher gähnen, sich recken und endlich noch ganz schlaftrunken sagen hörte:

„He? Was ist denn — ich bin ja da!"

„Kommen Sie, Hieronymus, machen Sie schnell," sagte ich laut zu ihm, „machen Sie uns den Schlag auf," und ich betonte das Wort uns scharf.

Hieronymus entsann sich meiner Weisung sogleich; denn er sprang vom Bock und sagte ehrerbietig zu mir:

„Ach Gott — ich muß sehr um Verzeihung bitten, ich war eingeschlafen, Herr Marquis."

„Herr Marquis — gut!" sagte der Fürst halblaut zu sich selbst, als er mich so von dem Kutscher tituliren hörte.

„Wollen Sie die Güte haben, einzusteigen, mein Herr," sagte ich zu dem Fürsten in dem Augenblick, da ich zu meiner Beruhigung bemerkte, daß er nach der Nummer des Fiakers sah; er wollte sich offenbar diese Nummer einprägen und auf diese Weise Hieronymus hinterher wieder ausfindig machen, um von ihm meinen Namen in Erfahrung ziehen, wenn ich fortführe, ihn zu verbergen. Das war für mich sehr bedenklich. Ich kannte Hieronymus' Redlichkeit und Anhänglichkeit, aber er wußte nicht, wie viel mir daran lag, daß dem Fürsten mein wahrer Name verborgen bliebe; es konnte sich begeben, daß Hieronymus, durch beträchtliche Anerbietungen bestochen, wenigstens das ganz einfach sagen zu dürfen glaubte, daß ich Martin heiße. Leider war es mir auch unmöglich, den wackeren Mann jetzt zu warnen, und ich fürchtete, es auch nicht vor Ende dee Nacht thun zu können; denn ich konnte nicht voraussehen, was für einen Ausgang meine Zusammenkunft mit dem Fürsten haben würde.

„Wollen Sie die Güte haben, hineinzusteigen, mein Herr?" sagte ich wiederum zu Herrn von Montbar.

„Mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr," sagte er, und ging mir voran.

Ich folgte ihm.

„Wohin geht's, Herr Marquis," fragte mich Hieronymus, indem er den Schlag zumachte.

„Nach Ihrer Wohnung, denk' ich, mein Herr," sagte ich zum Fürsten.

„Es sei, nach meiner Wohnung," antwortete er nach kurzer Pause, „und bin ich einmal da, so werde ich sehen, was ich zu thun habe."

„Universitätsstraße," sagte ich zu Hieronymus, „ich will Ihnen schon sagen, wo Sie anhalten sollen."

Der Wagen setzte sich in Fahrt.

„Jetzt, Herr Macquis," sagte der Fürst lebhaft zu mir, „jetzt, da ich durch die Unvorsichtigkeit des Kutschers wenigstens Ihren Titel weiß, werden Sie mir, hoff' ich, Ihren Namen nicht vorenthalten."

„Mein Herr," sagte ich zu ihm, „die Unterredung, die uns miteinander bevorsteht, ist sehr wichtig, sehe ernst —"

„O ja, wichtig und ernst," rief er.

„Also, mein Herr, haben Sie die Güte, mich ein paar Augenblicke anzuhören, ohne mich zu unterbrechen, sonst verlieren wir zu viel Zeit."

„Reden Sie, mein Herr."

„Mein Herr, Sie sind der Unglücklichste aller Menschen."

„Das ist unerhört," rief der Fürst und fuhr auf dem Kissen in die Höhe. „Mitleid! jetzt! doch es sei. Mein Herr, ich habe versprochen zu schweigen — ich will den Kelch bis auf die Hefen leeren."

Dann setzte er bitter hinzu:

„Mitleid einzuflößen!"

„Nein, mein Herr, nicht Mitleid, sondern aufrichtige Theilnahme."

„Und wodurch habe ich die Ehre verdient, mein Herr, daß Sie dergleichen für mich empfinden?" sagte der Fürst in gereiztem und höhnischem Tone zu mir.

„Durch Ihr Unglück, mein Herr."

„Mein Unglück? immer wieder?"

„Ja, Ihr Unglück, mein Herr; denn es ist furchtbar. Sie lieben Frau von Montbar noch immer leidenschaftlich, Sie ringen seid anderthalb Jahren gegen diese Liebe, Sie haben alle Mittel angewendet, diese Liebe an sich zu besiegen, gute und schlechte — und endlich sind Sie von den Qualen der Eifersucht gepeinigt. Und doch — noch gestern vergossen Sie Thränen der Liebe und Verzweiflung vor dem Bilde Ihrer Frau."

Mochte ich nun in der Aufrichtigkeit meines Tones und in der Wahrheit der Thatsachen, die ich dem Fürsten vortrug, eine Gewalt über ihn ausüben, mochte er so betroffen sein über die Einzelheiten, die er vor aller Welt verborgen glaubte — genug, er war so betroffen, daß er mir anfangs nichts zu entgegnen wußte.

„Und eben deswegen, weil Sie sich im Herzen solche glühende, tiefe Liebe bewahren," fuhr ich im warmen Tone der Ueberzeugung fort, „flößt mir Ihre Lage aufrichtige Theilnahme ein. Und glauben Sie mir, mein Herr, es ist noch nicht Alles verloren, die wahre Liebe kann Wunder thun. Schon einmal, vor einem halben Jahre, errötheten Sie endlich über die Unthätigkeit, in der Ihr Leben bis dahin verlaufen, und beschlossen muthig ein Leben anzufangen, das Ihrer würdig wäre, das des berühmten Namens würdig wäre, auf den Sie stolz sind, auf den Sie stolz sein müssen, mein Heer; denn Ihr Urahn, dessen Bildniß Sie auf Ihr Zimmer haben bringen lassen, um sich sein großes Beispiel vor Augen zu stellen —"

„Es ist zum Rasendwerden," rief der Fürst beinahe mit Entsetzen, „ich weiß nicht, ob ich wache oder träume — was ist dieser Mensch — wie hat er —"

„Dieser berühmte Krieger, dessen Nachkomme Sie sind, mein Heer," sagte ich, ohne mich an die Unterbrechung von Seiten des Fürsten zu kehren, der Marschall Fürst von Montbar hat einen ruhmbedeckten, ehrwürdigen Namen hinterlassen, im Kriege hat er heldenmüthig für Frankreich gekämpft, im Frieden nahm er Ansprüche der Bevortheilten in seinen Schutz und hat für sie die Rechte, die man ihnen vorenthielt, zurückgefordert und zurückeelangt. Diese glänzende Laufbahn Ihres Urahns mußte für Sie, mein Herr, eine große Lehre enthalten. Eines Tages haben Sie ihn begriffen, eines Tages empörte sich Ihr Adel, Ihe waheer Adel, Ihr Seelenadel gegen Ihe unfruchtbaees Dasein, gegen diese Verierungen, bei deren Andenken ich Sie heut Abend vor Scham und Schmerz habe zusammensinken sehen, da Ihnen die widerlichen Entheiligungen des Edelsten einfielen, die ich Ihnen daduech noch auffälliger zu machen suchte, daß ich die ekelhafte Sprache der Elenden, mit denen Sie sich einlassen, annahm.

„Aber mein Heer, lassen Sie mich doch endlich erfahren, ob Sie Freund oder Feind sind," rief der Fürst unwillkürlich gerührt, wenn Sie ein Freund sind, warum diese Geheimthuerei? Und übrigens," setzte der Fürst hinzu, und eine Täuschung darüber, daß er sein Inneres veerathen, überfiel ihn, „was gibt Ihnen ein Recht, so zu reden? Ich will nicht —"

„O, Sie müssen mich bis zu Ende hören!" rief ich. „Vergebens wollen Sie mir's verbergen, Sie sind gerührt, nicht in Folge meiner Vorwürfe, ich habe kein Recht, Ihnen dergleichen zu machen, sondern von dem Mitgefühl, das ich als Mann von Herz empfinde, der ich den edeln Entschluß, den Sie gefaßt, zu verstehen, zu schätzen weiß — denn das war gut und schön und edel von Ihnen, mein Herr, die Liebe der Frau von Montbar dadurch wieder gewinnen zu wollen, daß Sie sich eben so verliebt in sie zeigten wie früher, aber dabei zugleich mehr als früher einen geistigen Werth an den Tag legten, der Sie wieder Ihres Standes würdig machte. Ach, warum sind Sie nicht auf diesem guten Wege fortgegangen? Warum diese verderbliche Entmuthigung?"

„Warum?" rief der Fürst wider Willen hingerissen, sei es durch die Macht dieser seltsamen Lage selbst, sei es durch die Gewalt der Gemüthsbewegung, die meine Worte in ihm hervorriefen. „Warum ich nicht dabei geblieben bin?" dann hielt er plötzlich ein. „Aber bin ich nicht ein Thor, daß ich Ihnen darauf antworte — was füe ein Recht haben Sie auf solche Herzensergießung von meiner Seite? Wer sind Sie denn endlich, mein Herr, daß Sie meine Vergangenheit kennen, die geheimsten Einzelheiten meines Lebens, die Geheimnisse meines Herzens? Ja, wer sind Sie, der mir eine Eröffnung ablocken will, die ich Niemandem gethan? der mich fast verführt, mich in Ihren Augen rechtfertigen zu wollen? Sie, den ich nicht kenne, der da im Dunklen neben mir sitzt, den ich niemals anders gesehen habe, als in einem possenhaften Aufzug und das Gesicht unter einer niedrig komischen Maske versteckt? Noch einmal, wach ich denn auch wirklich? Ist nicht Alles, was in dieser Unglücksnacht vorgeht, ein Traum? Was wollen Sie von mie? Was ist Ihr Absehen? Sind Sie Freund, sind Sie Feind? Antworten Sie, Herr, antworten Sie."

Und ohne mir Zeit zu lassen, auch nur ein Wort zu erwidern, fuhr der Fürst in einer Art von Geistesabwesenheit fort:

„Am Ende, Freund oder Feind, was geht's mich an? Sie haben solche Geheimnisse über mich in Händen, mein Herr, daß ich Ihr Leben haben muß, oder Sie das meinige. Und jetzt, da Sie Eröffnungen wünschen, eine mehr oder weniger, darauf kommt's nicht an, morgen sollen Sie's mir theuer entgelten! Ja, ich bin Ihnen sogar Dank schuldig, mein Herr, dieser entsetzliche Seelenschmerz, den ich so lange in mir verschließen mußte, wollte mich erwürgen, nun schickt mir die Hölle einen Vertrauten! — Nun ja — ich bete meine Frau noch immer an — und sie verachtet mich — und sie liebt einen Andern — ja, um sie mir wieder zu verbinden, hab' ich besser werden wollen — ein edleres Leben anfangen wollen — und wenn ich auf dem Wege nicht fortgegangen bin, so ist's, weil ich bei der Einzigen, die mich dabei hätte festhalten und, wenn sie es gewollt hätte, in mir eine vollkommene Umwandlung hervorbringen können, weder Beistand, noch Anerkennung gefunden! Aber es war zu spät — Kälte und Hohn ist meinem ersten Versuche zu Theil geworden! Da fehlte mir die Entschlossenheit, ich sank in das Leben zurück, dessen Nichtigkeit ich fühle, und das ich mir erträglich zu machen suche durch den Gegensatz der viehischen Aufregung, die ich an verrufenen Orten aufsuche, indem ich heute im Hôtel Montbar lebe, morgen mich in irgend einer widerlichen Kneipe betäube. O ja, dieser Wechsel hat für mich einen mächtigen Reiz. Und Sie, der Sie sich unterstehen, mich zu tadeln, wissen Sie auch nur das, wie und durch wen und warum ich zu diesen schlimmen Gewohnheiten seltener Erniedrigung geführt worden bin?"

Die Aufregung des Fürsten war ungeheuer, sie wuchs noch beständig — ich sah ihn im Begeiff, mir eine Eröffnung zu machen, die auf meinen fernerweitigen Entschluß von großem Einfluß sein konnte,

ich fürchtete ihn durch irgend ein unvorsichtiges Wort wieder zu sich selbst zu bringen, darum schwieg ich, und er fuhr mit verdoppeltem Seelenschmerz fort:

„Es ist so leicht, die Leute anzuklagen, wenn man weder ihre Erziehung, noch die Umstände in Anschlag bringt. Ist's meine Schuld, wenn ich, mit zwölf Jahren verwaist, von Verwandten erzogen worden bin, die auf dem Standpunkt von 1760 stehen geblieben waren? Mit vierzehn Jahren fühlte ich in mir einen Beruf zum Soldatenstande. Pfui! antwortete man mir, kann sich ein Fürst von Montbar auf die Schulbänke zu den Bürgerlichen setzen und sich hinter ihnen von ich weiß nicht wem commandiren lassen? Das geht nicht an! Ich entsagte also dem Soldatenstande. Später, mit achtzehn Jahren hatte ich Lust, eine diplomatische Laufbahn anzutreten. Dieselbe Antwort: Die Bürgerlichen haben Alles überschwemmt. Kann ein Fürst von Montbar Attaché oder Secretair eines Gesandten ohne Namen sein? Geh doch! In diesen unglücklichen Zeiten lebt ein Fürst von Montbar, der auf sich hält, ein halbes Jahr auf seinem Landsitz, reist zwei Monate und bewohnt die übrige Zeit das Hôtel Montbar. So bin ich ein Müßiggänger geworden, habe keine Laufbahn angetreten, keine Zukunft vor mir. Und wissen Sie, wer mir den Rest gegeben? Ein alter Onkel, der nicht satt werden konnte, von den Partieen zu erzählen, welche die alten Herren von früherer Zeit gemacht hätten, nämlich als Matrosen oder dergleichen verkleidet in die Galeotte oder die Porcherons zu gehen. Das war herrlich, pflegte er zu sagen, wir ließen Puder und Degen zu Hause und zogen den Flausrock des schäbigsten Kerles an und fanden dann in den Porcherons frische, kleine Weibchen, die wir ihren groben Flegeln wegfischten. Manchmal mußte Gewalt gebraucht werden — man machte Straßenscandal, man besoff sich, man machte sich gemein, das war prächtig! Und wenn wir so Hans Jörgen oder Hans Peter gewesen waren, so wurden wir wieder Herr Herzog, Herr Marquis, und hatten wir gestern einer Grisette das Unterröckchen zerrissen, so zerrissen wir's heute einer Herzogin. Diese Gegensätze waren köstlich. — Nun wohl," versetzte der Fürst immer aufgeregter, „was soll aus einem Knaben von achtzehn Jahren werden, der so erzogen ist, im Besitz eines großen Vermögens ist, allein steht, ohne Leiter, nichts zu thun und für den widerlichen, ekelhaften, geistlosen — ich geb es zu — aber doch unleugbaren Reiz des Gegensatzes zwischen diesen beiden entgegengesetzten Daseinsformen, von denen die eine die höchste Sprosse in der Leiter der gesellschaftlichen Zustände einnimmt, die andere die niedrigste — leider nur zu viel Sinn hat? Nun, lieber Gott — er muß sich dieser Art Leidenschaft hingeben, wie Andere sich der Leidenschaft des Spieles hingeben — und das hab' ich gethan; denn in diesem Gegensatze hatte ich den Ersatz für den Wechsel von Gewinn und Verlust gefunden, in dem der Spieler lebt. Gestern Gold — heute bittere Armuth — so auch meine Leidenschaft. Ich trat aus einer stinkenden Kneipe voll gemeinen Volks, mit dem ich mich betrunken, und kehrte in meinen Palast zurück, wo mich Diener ehrerbietig erwarteten. In der Nacht hatten mich unglückliche zerlumpte Mädchen geduzt, ich hatte ihnen gefallen — und am Abend in Gesellschaft sagte meine Geliebte, jung, schön, edelgeboren, mit Diamanten und Blumen geputzt, hinter ihrem Blumenstrauß auch Du zu mir. Was soll ich noch weiter dazu sagen? Mitten im Verlauf eines glänzenden Festes, zu dem ich in prächtiger Equipage gekommen, oder auf einem Ball, wo der höchste Adel von Europa sich drängte, dachte ich: Ich bin hier unter meines Gleichen, gestern zu derselben Stunde saß ich mit kothbespritzten Kleidern in einem scheußlichen Winkel mit Lumpensammlern und dem Auswurf der Straßendirnen an einem Tische. Ja, mein Herr, sagen Sie, daß diese Leidenschaft verrückt, unedel, schmachvoll, schändlich sei — meinetwegen — aber geben Sie wenigstens zu, daß man sie, ohne sie darum entschuldigen zu wollen, begreiflich finden, ihre Existenz, wie die Existenz der Spielwuth, für möglich halten kann. Mein Herr — fände ich Gefallen am Trunke — was würde mich hindern, mein Leben damit hinzubringen?"

Und der Fürst mußte einen Augenblick einhalten, so groß war seine Aufregung. Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verurtheilte.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

Da war keine Zeit zu verlieren. Ich drängte mich zu dem hier den Oberbefehl führenden blassen Mann, auf dessen Gesicht Bosheit, Rachsucht und Grausamkeit ausgeprägt schienen; doch war das nicht so leicht, weil drei oder vier seiner Gehülfen, sämmtlich Kerle mit Satans-Physiognomien, ihm zur Seite standen.

„Packt an und haltet das Weib so lange schwebend, bis das auf dem Strohsack befindliche Federbette hervorgezogen ist, dann laßt es wieder nieder! Das Bette ist das werthvollste Stück des ganzen Geprassels, und wir können uns der Kindbetterin wegen nicht geniren!"

So sprach der Vollstrecker des gerichtlichen Ausspruchs, und bereitwillig griffen die für dieses Geschäft aus dem Blutgelde bezahlten Knechte des Unmenschen an.

Wieder ertönte der schneidende Schmerzenslaut der Wöchnerin.

„Halt hier!" rief ich, „die schuldige Summe soll bezahlt werden!"

Die Bösewichter ließen nach, und Aller Blicke richteten sich auf Den, der gesprochen hatte.

„Treibt keinen unzeitigen Scherz hier, sonst möchte Euch der übel bekommen," warnte der Gerichtsvollzieher. „Wie sollte hier auf einmal Hülfe erscheinen, wo in der langen Frist solche vergebens nachgesucht worden ist? Vorwärts Leute, es ist noch weit bis L."

Die Neugierde und die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, schienen jedoch die Glieder der Unmenschen gelähmt zu haben; sie glotzten mich groß an. Aber nie werde ich den Anblick vergessen, den die Leidende von ihrem Lager aus mir zuwarf. Die innigste Dankbarkeit und ein festes Gottvertrauen sprachen sich in diesem Blicke aus.

„Ich will bezahlen," rief ich, „wieviel beträgt die Schuld nebst allen Kosten?"

Groschenwald maß meine Person von oben bis unten, dann stieß er zornig heraus: „Du Lump willst mich wol zum Besten haben?"

„Lump selbst!" erwiderte ich aufgebracht, „mit Lumpen weißt Du am besten umzugehen; denn Du hast gewiß Dein altes Handwerk nicht verlernt!"

„Recht so!" schrie die Menge draußen, „nieder mit den Hunden!"

Das Gesicht des Gerichtsvollziehers war unterdeß kirschblau geworden, die Sprache stockte ihm, und indem er einen unartikulirten Laut ausstieß, ergriff er mich bei der Brust.

Den Angreifenden kräftig zurückstoßen und ihm eine so schallende Ohrfeige versetzen, daß der Pöbel draußen laut aufjauchzte, in die Hände klatschte und „Bravo!" rief, war so schnell ausgeführt, wie das Hervorziehen und dem Erbosten vor die Füße Werfen meines Geldbeutels.

„Da nimm, Du Menschenschinder, was Dir zukommt, und dann augenblicklich aus dem Hause mit Allem, was Dir anklebt!"

„Komm heraus, Kerl! Komm heraus! Schlagt die Hunde todt! Hängt sie bei den Beinen auf! In's Wasser mit ihnen!" schrieen Männer-, Weiber- und Kinderstimmen draußen.

Der unschuldige Fuhrmann, den der Gerichtsvollzieher mitgebracht, und der ruhig bei seinem Pferde und seiner Karre stand, mußte nun der Wuth des Volkes dienen. Einige Steinwürfe waren bereits erfolgt, der Hut von hinten, wie man zu sagen pflegt, ihm in den Kopf geschlagen, und Knittelhiebe regnete es schon von verschiedenen Seiten auf Mann und Pferd, als zu rechter Zeit zufällig ein Gensdarm erschien, bei dessen Anblick die Menge sich nach allen Seiten hin verlief. Dem Fuhrmanne half seine Klage bei dem Gensdarmen nichts, da er keine der Personen, die ihn mishandelt hatten, kannte.

Kaum sah der Gerichtsvollzieher durch das Fenster den Gensdarmen, als er dasselbe schnell aufriß und rief: „Herr Wachtmeister, kommen Sie doch herein, wenn ich bitten darf."

Klirrend mit Säbel und Sporen nahte sich der Gerufene, während Schulze, der seine Ruhe bewahrt, das ihm von der Wehmutter überreichte Urtheil nebst Executionsverhandlungen durchlas, mit Bleistift Hauptsumme, Zinsen und Kosten zusammenstellte und den Totalbetrag aus dem wieder aufgehobenen Beutel abzählte.

Zu Allem, was Groschenwald dem Gensdarmen erzählte über den Vorfall, sagte ich nichts, vielmehr ließ ich Beide ganz ruhig ihre Protokolle dressiren, wobei ich blos meinen Wohnort, Stand und Namen abgab. Dann nahm der Gerichtsvollzieher das Geld, im Ganzen funfzig Thaler siebzehn Groschen neun Pfennig betragend — bis zu dieser Höhe waren die Kosten neben der ursprünglichen Summe von dreißig Thalern bereits aufgelaufen — in Empfang, händigte die betreffenden Papiere nebst Quittung aus und zog mit seinen Begleitern unter der Drohung ab, daß mir der Spaß theuer zu stehen kommen sollte.

Nachdem wir mit Hülfe der Nachbarn die Ordnung im Hause, so gut es in der Eile möglich, wiederhergestellt hatten, übergab ich dem ältesten Mädchen von etwa zwölf Jahren den erwähnten Beutel mit dem Rest des Geldes, empfahl der Wehmutter die Kranke wie die Kinder bis zur Zurückkunft des Försters und kehrte, mit mir selbst zufrieden und unbesorgt um die Folgen meiner Handlung gegen den Gerichtsvollzieher, vergnügt nach Schloß Herzberg zurück.

Etwa acht Tage nach dem erwähnten Vorfall verlangte ein Reiter mich zu sprechen. Es war ein Gerichtsbote, der mir die Ladung überbrachte, nach drei Wochen, zu bestimmter Stunde vor der Correctionalkammer des Landgerichts in D. zu erscheinen, „um auf die Beschuldigung: den Gerichtsvollzieher Groschenwald mishandelt zu haben, mich zu verantworten und, auf Antrag des öffentlichen Ministeriums, zur gesetzlichen Strafe so wie in die Kosten verurtheilen zu hören."

Das hatte ich erwartet und war demnach keineswegs überrascht.

Der Graf lachte, als ich ihm die Vorladung zeigte. Er schrieb sogleich an seinen Sachwalter in D., einen sehr geschickten Advocaten, dem ich in einigen Tagen das Factum persönlich mittheilen sollte, was meinerseits alsdann auch geschah, und worauf ich die Versicherung erhielt, daß gar keine Gefahr in der Sache für mich vorhanden sei.

Endlich erschien der Audienztag. Meine Clementine hatte die ganze Nacht vorher geweint und war schwer zu beruhigen, als ich Abschied nahm. Der Förster Schulze begleitete mich als Schutzzeuge, und der Haushofmeister ging, auf Befehl des Grafen, mit, dem Ausgange der Sache beizuwohnen.

Seitens der Staatsbehörde waren der Gerichtsvollzieher Groschenwald, dessen Gehülfen, die Försterin Lehmitz und die Wehmutter als Zeugen gegen mich vorgeladen worden. Indessen hatte sich das ganze Dorf Kaisershöhe freiwillig eingefunden, um den zweiten Theil des Drama's, in dessen erster Abtheilung es in der Ferne mitgespielt, aufführen zu sehen.

Der sogenannte Correctionssaal des Landgerichts war zum Erdrücken voll, und hätte ich nicht ein so gutes Gewissen gehabt, die Menschenmasse würde in Bezug auf Dasjenige, was mir bevorstand, mir Furcht eingejagt haben.

Nachdem die drei Richter eingetreten waren und an dem halbmondförmigen, mit blauen Draperien behangenen Tische Platz genommen hatten, rief ein Gerichtsvollzieher meinen Namen, und ich trat, meinen Vertheidiger zur Seite, in die Schranken.

Mit ruhigem Blick betrachtete ich die in ihren langen Roben mit weißen Halstuchzipfeln vor mir sitzenden Personen. Der Mittlere, ein ehrwürdiger Greis von echt patriarchalischem Ansehen, war der Präsident. Links neben diesem saß ein junger Richter mit abschreckender Physiognomie, zuweilen mit den Augen schielend und die Beine unter dem Tisch hervor lang ausgestreckt. Er spielte stets mit einer Feder und betrug sich überhaupt nicht sehr gesittet. Dabei sah man ihm ein hochtrabendes Wesen an, welches er sich im Gefühl seiner Stellung — denn von Würde konnte bei diesem schnurrbärtigen jungen Menschen keine Rede sein — angeeignet zu haben schien, und das ihn in den Augen jedes ruhigen Beobachters lächerlich machte. Dem Präsidenten zur Rechten erblickte man eine ziemlich hagere Figur mit blonden Haaren und mit freundlichen Zügen. Dieses Herren Benehmen am Gerichtstische war äußerst anspruchslos, und doch mußte Jeder ihn für einen Edelmann halten. Seine Robe trug er offen, wodurch ich in Stand gesetzt wurde, unter derselben das eiserne Kreuz auf der Kleidung zu sehen. Erinnerungen angenehmer Art tauchten in mir auf; ich betrachtete das Gesicht noch genauer, ja — es schien mir zuletzt klar — ich hatte meinen nunmehr im besten Mannesalter stehenden Husarenoffizier aus der Schlacht von Belle-Alliance vor mir.

Der Richter seinerseits verwendete kein Auge von meiner, mit dem Orden und der Denkmünze geschmückten Brust, und als die Verhandlungen begannen, war seine Aufmerksamkeit eine sichtlich äußerst gespannte.

Groschenwald trat zuerst als Zeuge auf, ihm folgten seine Gehülfen bei der Execution. Sie alle bekundeten, daß ich in brutalem Ton zur Zahlung der schuldigen Summe mich erboten und dieserhalb von dem Gerichtsvollzieher zurechtgewiesen worden sei, worauf ich demselben ohne alle Umstände eine Ohrfeige gegeben.

Anders zeugten die Frau Lehmitz, die Wehmutter und mein Schulze. Sie bekannten streng die Wahrheit, und diese konnte, weil sie so übereinstimmend ausgesagt wurde, nicht bezweifelt werden.

Mein Vertheidiger stellte alsdann die angeschuldigte Mishandlung als eine Nothwehr, das Verfahren des Gerichtsvollziehers als ein ungesetzliches, selbst unmenschliches dar und trug auf meine Freisprechung an.

Der Richter — wie ich später erfuhr, Landgerichtsrath von Wegier und Rittmeister aus D. — mein geretteter Lieutenant in der Schlacht, stellte mir sodann die Fragen: ob ich nicht in dem ... sten Regimente gedient, in der Schlacht von Belle-Alliance den französischen General gefangen genommen und dafür den Orden erhalten hätte?

Nachdem ich diese Fragen bejaht, nahm seine Miene eine Entschlossenheit an, die mir seinerseits alles Gute zu verkündigen schien.

Dagegen formirte der Staatsprokurator, welcher dem Gerichtsschreiber gegenüber an einem besondern Tische saß, seinen Strafantrag, Gott weiß auf wie viel Monate Gefängniß und suchte in einer — ich kann mich nicht anders ausdrücken — kauderwelschen Rede in oberländischer Mundart mein angebliches Vergehen in's schwärzeste Licht zu stellen.

Ich bekenne, daß ich nicht die Probe von juristischer Beredtsamkeit, noch weniger von juristischen Kenntnissen verstehe, aber mein gesunder Menschenverstand ließ mir keine Minute Zweifel darüber, daß der Staatsprokurator — wer ihn dazu gemacht, hat es auf seinem Gewissen — ein so bornirter Mensch war, wie es nur wenige gibt. Die Brille auf der Nase mußte die Gelehrsamkeit und die Straflust, die Sucht, den Beschuldigten zu zermalmen, sein Amt, welches er mit dem nicht mehr bestehenden eines öffentlichen Anklägers der republikanischen Zeit verwechselte, ausdrücken. Der Name dieses Herrn war Jack.

Ebenso und ganz sympathisirend mit dem Prokurator warf der vorhin erwähnte Richter — Assessor Kahl — Fragen auf, die mit der Sache nichts gemein hatten, vielmehr nur seine Lust bekundeten, den Beschuldigten verurtheilt zu sehen. Wurde ich von dem Präsidenten artig angeredet, was stets geschah, so hatte er immer eine Bemerkung zu machen, die Jenem offenbar misfiel; ja ein Mal äußerte er sogar, daß es un-

verantwortlich sei, gegen einen Beschuldigten so viele Rücksichten zu nehmen; es sei wahrhaft grossartig! Dabei verschwanden die schielenden Augen fast gänzlich, die Beine kamen mehre Zoll weiter unter dem Tisch hervor, der Schnurrbart stand wie eine Bürste steif, und das Haar entscheitelte sich in Folge der Kopfbewegung.

Dieses Mal konnten jedoch alle Machinationen nichts helfen. Die Richter verfügten sich in das Berathschlagungszimmer, aus welchem sie nach einer halben Stunde mit meinem Urtheil in den Audienzsaal zurückkehrten. Es lautete auf Freisprechung.

„Hurrah!“ schrien die anwesenden Bewohner von Katzershöhe, ohne den Ort zu bedenken, an welchem sie sich befanden. Groschenwald ging mit langer Nase von dannen, und der Prokurator Jack brummte etwas von einzulegender Appellation.

Eduard Ludwig.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Der moderne Eulenspiegel.

Roman von A. Ritter von Tschabuschnigg. Pesth bei Heckenast. 1846.

In einer Harzschenke hat sich außer anderen Leuten von allerlei Volk auch ein Kreis von Künstlern κατ' ἐξοχήν, d. h. von Malern zusammengefunden, die „mit viel schönen Reden“ ihre Liebe zur Kunst preisen und unter manchem Erträglichen auch ziemlich viel Unerträgliches und Ungereimtes über die Schulen schwatzen, denen sie angehören. Wie sie so den Gegenstand ihres Gespräches eine Weile hin und her gezogen und sich zur Genüge, der Eine immer auf Kosten des Ideals, welches der Andere verehrt, expectorirt haben, tritt in Till's Person ein Kunstfreund — oder, da wir uns auf halb allegorischem Gebiete befinden, der Kunstfreund an ihren Tisch und setzt ihnen in allerhand ergötzlichen Wendungen und mit einer von Adam anfangenden Gründlichkeit auseinander, daß sie eigentlich Narren seien. Nachdem er ihnen die verschrobene Zirbeldrüse, so gut es in der Eile gehen will, zurecht gerückt und ihnen — wir nehmen den Ton des Buches an und reden ironisch — den Weg gewiesen zu Dem, was noth thut, Geld und Brot nämlich, so kommt er auf das Mittel, mit dem Beides zu erreichen ist. Das ist die Gründung eines Kunstvereins. Die Herren merkens nicht, daß sie verhöhnt werden, schon wegen der Lockspeise nicht, die ihnen in dem Gedanken eines solchen Stapel- und Marktplatzes für die Ausgeburten ihres begeisterten Strebens vorgehalten wird, und die ihnen der Redner möglichst süß zu machen versteht. Sie merkens nicht und bieten so die Hand, sich auch in Thaten lächerlich machen zu lassen. Die Gelegenheit dazu wird bald herbei geführt.

Till eilt der Gesellschaft auf den Brocken voraus. Unterwegs holt ihn, den wir im Sinne des Verfassers als den Genius bezeichnen zu müssen glauben, welcher, in der Gestalt des Humors ironisch sich bethätigend, durch ästhetische Negation der Illusionen der Jetztzeit, durch Zurückführung derselben auf ihren wahren Werth, d. h. auf das absolute Zero, dieselben, wie sie es verdienen, mephistophelisch zu Grunde richtend, einer bessern Zukunft, einer neuen Literaturepoche Raum macht, unterwegs also holt ihn der Dilettant ein, die zweite und vielleicht die am consequentesten durchgeführte Hauptperson des Buches. Herr Lanzelot oder, wie der Würdige auch heißt, Schwarzfuß oder Melampus, ist ein Charakter, der mit der Bedientenhaftigkeit Karl Buttervogel's alle die Abgeschmacktheit und Niederträchtigkeit, alle die Prahlerei und Frechheit gewisser Literaten oder besser Scribenten unserer Tage in sich vereinigt, welche der bessern Minorität der Schriftsteller längst schon ein Greuel ist. Seine Schilderung auf ein Blatt geschrieben und jenen Gesellen unter das Kopfkissen oder auf die Herzgrube gelegt, sie dürfte, wenn man an Justinus Kerner und vor Allem an die Wahrheit der Homöopathie glauben könnte, ein gutes Mittel sein, unterschiedliche von ihnen zu kuriren und sie zu bestimmen, statt die Musen alle Tage mit ihrem kritischen Gewäsch und lyrischen Geleier zu ärgern, sich lieber Dem zuzuwenden, wozu sie Gott geschaffen hat — dem Rübenbau nämlich oder dem Gassenkehren. Wir bedauern von Herzen, daß uns der Raum nicht gestattet, durch Anführung der Stellen, wo der Verfasser sich direct gegen dieses Ungeziefer am Baume der Kunst und Wissenschaft ausspricht, ihm einen Beweis zu geben, daß wir seine Meinung in vollster Ausdehnung unterschreiben.

Nachdem man eine Nacht auf dem Brocken zugebracht und dort bei Mondbeleuchtung in einer mit der nöthigen Gespensterscenerie ausgestatteten Felsschlucht unter Waldesseufzen, Käuzchengeschrei und Schlangengeraschel eine mystische Unterredung mit dem ewigen Juden gepflogen, geht Till mit den mittlerweile wieder zu ihm gestoßenen Malern und seinem nunmehrigen Famulus Lanzelot an's Werk, d. h. in eine Harzstadt, zur Gründung des projectirten Vereins. Hier angekommen macht er sich für seine Mühe gleich von vorn herein dadurch bezahlt, daß er seine Begleiter überredet, einer Tänzerin, die eben als Komet herzen- und gehirnversengend über den Bühnenhimmel Europas zu ziehen im Begriff ist, zu den barbarischen Sinnen und Gemüthern der Kleinstädter aber kein rechtes Zutrauen hat, den üblichen Triumph bereiten zu helfen. Die nöthigen Vorkehrungen werden mit Umsicht getroffen, eine Claque im größten Maßstabe organisirt, die mitgebrachten Kränze und Blumen angemessen vertheilt, und die Sache schlägt über die Erwartung gut aus.

Nicht so gut läßt sich anfangs Das an, was die Endursache der Dienstbarkeit ist, in welche sich die Künstler hier begeben haben. Der Kunstverein erscheint als eine Unmöglichkeit, die ausgesandten Pränumerationslisten werden leer wieder zurück gebracht, und die Maler beginnen schon auf Till zu schimpfen, der sie, wie sie meinen, gefoppt hat. Ja, Till hat aber dabei die Hand gar nicht im Spiele gehabt. Er war verreist, und nachdem er zurückgekehrt ist und die Karten zu mengen beginnt, nimmt Alles sogleich eine andere Wendung. Zu Jedem kommt er auf dem rechten Steckenpferde geritten, den Einen fängt er mit der, den Andern mit jener Schlinge und die Sprödesten und sich am klügsten Dünkenden gerade mit den lächerlichsten Mitteln. So kommt es denn zuletzt dahin, daß jeder Holzhacker und jede Dienstmagd es für ihrer Ehre zuwider halten, nicht wenigstens eine Kunstvereinsactie in der Tasche zu haben, und daß Stadt und Umgegend in Gefahr sind, vor Kunstenthusiasmus zu zerschmelzen wie Butter an der Sonne oder wie Wien und Berlin, als Jenny Lind dort ihre Triller schlug.

Bis hierher ist der Verfasser durchweg ironisch, also negativ verfahren, jeder seiner Personen steht es gleichsam an der Stirn geschrieben: Ich soll und muß mich blamiren, absolut blamiren. Mit Ausnahme einiger psychologischen Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen, die selbst über die von uns in weitester Bedeutung anerkannte licentia poetica des nur halb in der schlechten Wirklichkeit sich bewegenden Humors hinausgehen, ist dies von ihm auch vortrefflich durchgeführt. Wenn er sich nun auch im Positiven versucht, d. h. wenn er in einer Episode neben die Fratze eines Künstlers in der Person des Malers Walther das Ideal eines solchen stellt, mit Einem Worte, wenn er Ernst macht, so dünkt uns das zwar ganz in der Ordnung, ja eine Nothwendigkeit, wenn nicht Unbehagen und Ueberreiz an die Stelle des Interesses treten sollen, aber die Art, wie dieser Nothwendigkeit Gestalt gegeben ist, scheint uns, wenn auch nicht verunglückt, doch durch eine beigemischte, ziemlich starke und ziemlich störende Dosis Sentimentalität verunstaltet. Wir mögen nicht in Abrede stellen, daß es derartige Charaktere und solche Erlebnisse gibt, aber schön können wir sie nicht finden, noch weniger aber darf man sie in ihrer Krankhaftigkeit für Ideale erklären wollen, wie dies im vorliegenden Falle doch die Absicht gewesen sein muß.

Nachdem Till die zwei ersten Früchte des Kunstvereins, die zwei ersten Aufträge unter seine Freunde vertheilt — der begeisterte Schüler der Byzantiner bekommt einen Windhund, ein anderer nicht weniger hochfliegender Geselle ein paar Schock Wappen mit dem Embleme eines Löwenschwanzes zu malen — nachdem er dann die ganze Schaar noch von einem alten närrischen Kauz, dessen Sonderbarkeiten, beiläufig gesagt, in Musäus Volksmährchen ihr Urbild haben, weidlich hat drillen und schinden lassen, nachdem er endlich sieht, daß die Hauptsache für seine Schützlinge, Geld und Brot, erreicht, die Hauptsache für ihn, sie innerlich zu nichte zu machen, ebenfalls abgethan ist, verschwindet er mit seinem Famulus, und der erste Theil des Buches schließt mit der Aussicht für den Leser, daß der Kunstverein von keinem langen Bestand sein wird, eben weil Till, der ihn geschaffen und zusammengehalten, ihn verläßt, und so auf der einen Seite das alte Ungeschick, auf der anderen die alte Zerrissenheit sich wieder geltend macht. Die Herren sind, wenn der Leser von ihnen scheidet, ganz auf dem Punkte, auf dem er sie zu Anfang in der Schenke traf. Die Lehre, die am Ende dieses Theiles — vielleicht absichtlich — gegeben wird, sie schmeckt etwas absolutistisch, in der That, aber sie ist eine wahre, eben deshalb, weil der Kreis, der sie uns in der Gestalt eines Beispiels reflectirt, von dem Humor als aus Narren bestehend aufgezeigt worden ist. Till hat es nur mit solchen Künstlern zu thun, deren Name von künsteln abzuleiten ist. Die wahren, die ächten rührt der Humor eben so wenig an, wie Gottes Heiligen die Verwesung, und zwar rührt er sie deshalb nicht an, weil er in ihnen nichts Irdisches zu verzehren findet.

Das wäre also der Inhalt des ersten Bandes. Ehe wir zum zweiten übergehen, bei dem wir uns kürzer fassen werden, wollen wir einige Bemerkungen über den Titel und die Form des Ganzen geben, die sich gerade hier passend einschalten lassen. Der Verfasser nennt sein Buch auf dem Titelblatte einen Roman, im Epilog dagegen scheinen ihm Zweifel an der Rechtmäßigkeit dieses Namens überkommen zu haben, und es wird dem Leser anheim gestellt, ob er dafür die Bezeichnung Novelle oder Aufsatz substituiren wolle. Sei diese Erlaubniß nun auch eine bloße dichterische Wendung, mit der es nicht eben ernst gemeint ist, genug, wir benutzen sie, um offen zu gestehen, daß wir von diesen drei Begriffen keinen für einen solchen halten, welcher die eigenthümliche Natur dieses an Wunderbarem wie an Wunderlichem gleich reichen Erzeugnisses unserer neuesten Literatur vollständig in sich faßte, also ein entsprechender zu nennen wäre.

Bleiben wir nämlich bei der Bezeichnung Roman, so ist — der Dichter möge uns den Namen und das Bild verzeihen — das Ganze der Form nach jedenfalls eine Misgeburt, etwa eine von der Art, wie die beiden zusammengewachsenen Siamesen, welche vor mehren Jahren in unsern Städten gezeigt wurden. Es ist zuzugestehen, daß der Grundton in beiden Bänden, aus denen „der moderne Eulenspiegel“ besteht, derselbe ist, ebenso wie bei jenem sonderbaren Naturspiele das Blut in den beiden Körpern dasselbe war; es ist ferner nicht zu leugnen, daß eine gewisse Verbindung zwischen den beiden Kreisen, in welche der Leser geführt wird, vorhanden ist, aber dieselbe — mag man sie nun in der Nothwendigkeit, Heinrich's, des Blinden, Verhältniß zu Hertha, welches im ersten Theile nur erwähnt wird, darzustellen und zum Schlusse zu führen, oder mag man sie auch blos in der Person Till's finden, die hier wie dort erscheint — sie, diese Verbindung ist eine so lose, so dünne, so zufällige und äußerliche, daß sich uns der Vergleich mit jenen Wunderzwillingen und dem unnatürlichen Bande, welches die rechte Seite des einen mit der linken des andern verband, unwillkürlich aufdrängte. Im ersten Bande ist es, wie gezeigt, der Kunstenthusiasmus in seinen Nüancen, welcher in seiner Blöße dargestellt wird, im zweiten sind es im Gespräche eine ganze Menge der verschiedenartigsten Themen, welche abgehandelt werden; die Handlung dagegen ist vorzüglich auf eine Verspottung der Frauenemancipation gerichtet. Im ersten Bande ist Till die Hauptperson, um die sich Alles gruppirt, im zweiten tritt er so in den Hintergrund, daß sein Bedienter bedeutender erscheint als er, und verleugnet er seine Natur so sehr, daß man, führte er nicht den alten Namen, den alten Schalk in ihm schwerlich wieder finden würde. Im ersten Theile klingen durchweg frische, ursprüngliche Töne, der zweite trägt einen mehr gelehrten und künstlichen Charakter, wenngleich sich nicht Abrede stellen läßt, daß er reich ist an schönen Einzelnheiten.

Also kein Roman, und zwar außer dem Bemerkten auch deshalb nicht, weil der durchgehende Humor des Verfassers — dessen Gebilde bald an Jean Paul, bald an Einzelnes von Hoffmann, bald und zwar öfter an Immermann's Münchhausen, bald auch, und dies Element macht sich insbesondere im zweiten Theile in den Frauencharakteren geltend, an den Wilhelm Meister erinnern — sich nicht in das Gesetz epischer Gleichmäßigkeit und Ruhe fassen läßt, sondern, ein ewiger Proteus, in einem fortwährenden Ueberwinden und Verlassen des eben Gebildeten, der eben angenommenen Gestalt, in einem steten über die Stange Springen sich äußert. Bald glaubt man an Das, was erzählt wird, bald wünscht man, daß man's könnte, bald müßte man sich selbst zu den verspotteten Thoren rechnen, wenn man's thäte. Da sehen wir uns mitten in der hausbackenen Prosa unter Alltagsgesichtern, da finden wir uns an einen Theetisch unter vornehme Halbgötter versetzt, da wandeln wir in der lieblichsten Landschaft, da wiederum schlägt der Geist des Buches groteskphantastische Pfauenräder, da fliegt er, ein Adler, weltverachtend aus dem Dunste der Erde auf, hindurch zwischen Regenbogen und Wetterwolken, in die Sonne hinein, da fällt er wiederum herab als ein Meteor, aus dem ein graues Männlein sich schält, um über zu Schanden gewordene Narren schadenfroh aristophanische Witze zu machen. Die Gestalten des Buches wachsen aus dem Boden und fahren aus den Büschen, die Gedanken erscheinen meist unvermittelt, zwischen den Gegensätzen sind keine Brücken — weder das Gebiet der Wirklichkeit, noch das der künstlerisch-phantastischen Welt ist scharf begrenzt. Statt dessen ein stetes Erobern und wieder Verlieren des einen Reiches in dem andern. Im Allgemeinen soll das indessen kein Tadel sein. Im Gegentheil, wollte Gott, daß unsere heutige Literatur mehr solche lebendige, originelle, überschwellende Geister zählte! Wir würden dann mehr von dem haben, welchem in der Musik die Melodie entspricht, und wenn auch die Form hie und da zur Formlosigkeit würde, der Inhalt wäre jedenfalls von desto dauernderem Werthe.

Also wir lassen dem Humor des Verfassers sein volles Recht widerfahren, können aber nur nicht zugeben, daß sein Buch ein Roman sei, und eben so wenig und aus denselben Gründen, daß es eine Novelle genannt werden dürfe. Wollte man es nun als einen Aufsatz bezeichnen, so würde damit wieder zu wenig gesagt. Es ist eine Reihe von Aufsätzen, eine Gallerie von Bildern, oder, wenn man will — und darauf läßt die Haltung des zweiten Theils und die in die Gespräche desselben zusammengeschichtete Masse der verschiedenartigsten Themen fast mit Gewißheit schließen — der Carton eines groß angelegten humoristischen Zeitbildes, zu dessen Vollendung dem Verfasser die Lust, vielleicht auch die Kraft ausgegangen, eine Mappe voll leck hingeworfener Skizzen, in denen aber, außer den durchweg ausgeführten Landschaften, nur die Hauptpersonen — im ersten Theile Till und sein literarischer Schleppfuchs, im zweiten etwa die sich gegenübergestellten Paare, Berenize und Parzeval, und Heinrich und Hertha, sowie Faustine, welche hier den Humor repräsentirt — von dem Maler Farbe und Schatten erhielten.

Dieser zweite Theil ist, wie schon angedeutet, offenbar schwächer als der vorhergehende: Die Unterhaltung fördert Marotten zu Tage — wir erinnern an die Vorschläge zur Verbesserung des deutschen Styls; die Stoffe haben zum Theil ein excerptartiges Aussehen — wir verweisen auf die Inhaltsangabe der „Gudrun“; die Handlung bewegt sich und endigt in Unwahrscheinlichkeiten — wir denken dabei an Parzeval's Ende, mit dem ein Vernünftiger schwerlich Mitleid haben dürfte. Kurz, man glaubt trotz mancher geistreichen Wendung und trotz vieler überraschend schöner Bilder doch aus Allem den Ueberdruß herauszufühlen, welcher dem Verfasser die Ausführung seines ohne Zweifel auf eine größere Ausdehnung berechneten Werkes verleidete. Ort der Handlung ist Belmund. Die Damen der Emancipation sind theils edlerer Art — und von diesen werden die einen von dem tragischen Geschicke überwältigt, die andern von dem in ihnen wohnenden bessern Theil und der an denselben anknüpfenden Liebe über ihre Täuschung aufgehellt — theils unedler, gemeiner, und diese sind's, welche der Ironie anheimfallen, von der allerdings auch Berenize, die dämonische, nicht unberührt bleibt, wenn sie Till's Stiefelputzer zu ihrem Ritter gegen einen Mann annehmen muß, den sie im Grunde liebt, und der vom Verfasser mit den mannichfachsten Vorzügen ausgestattet, ja als sein Ideal in den Vordergrund gestellt worden ist. Das letzte Kapitel macht einen peinlichen Eindruck, den das Glück Hertha's und Heinrich's eben so wenig aufzuwiegen vermag, als die Befriedigung, welche aus dem schmählichen Ende hervorgeht, das die emancipationstollen Fremden nehmen.

Was die Ausstattung des Buches betrifft, so ist sie eine elegante, nur darf man sich nicht dabei an die Legion von Druckfehlern stoßen, von denen jeder Bogen ein paar Exemplare zeigt. Das Verzeichniß am Schlusse enthält nicht die Hälfte davon.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 148.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 28. April 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Siebenter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 147.)

Viertes Kapitel.

Martin's Tagebuch. (Fortsetzung).



Ich gesteh' es, an die Stelle dee Verachtung, die mir anfänglich des Herrn von Montbar widriger Geschmack eingeflößt, trat verdoppeltes Mitleiden; ich entschuldigte diese seltsame Verirrung nicht, aber, wie ee sagte, ich verstand sie — ich verstand selbst, so widerlich sie auch sein möge, die Art von Poesie, die in solchen Gegensätzen liegen konnte; ich fühlte den Reiz, den dieser Wechsel auf einen, wenn auch jungen, doch von den hohlen, eintönigen Vergnügungen des reichen Müßiggängers längst übersättigten jungen Mann ausüben mußte.

Jetzt schätzte ich mich doppelt glücklich, daß es mir möglich gewesen, mir diese Unterredung mit dem Fürsten zu verschaffen; ich stellte seinee Zukunft ein besseres Prognostikon; denn die bisherige Verirrung, deren er sich jetzt selbst zu schämen schien, legte keineswegs, wie er sich selbst ausdrückte, Neigung zum Trunk als solchem an den Tag. Wenigstens lag in dee Erniedrigung ein Sinn füe das Vergleichen, ein Sinn, dee bis dahin verfälscht worden, auf Irrwegen befangen gewesen, aber der nichtsdestowenigee den Fond eines Gedankens enthielt, der in seinee Anwendung groß und fruchtbar werden konnte.

„Und sagen Sie mir nicht, mein Herr," versetzte der Fürst nach einer kurzen Pause, welche die Folge seiner Aufregung war, „sagen Sie mie nicht, dieses leidenschaftliche Aufsuchen von Gegensätzen schließe die Liebe aus, nein — so wenig die Spielsucht die Liebe ausschließt. Sind die leidenschaftlichen Spieler nicht eben so leidenschaftliche Liebende? Sie machen mie Vorwürfe, weil Sie mich einen für mich doppelt heiligen Namen haben auf einen Kneipentisch schreiben sehen — abee wissen Sie denn auch, was ich dabei gedacht habe?"

„Ja, jetzt weiß ich es," rief ich, mehe und mehe gerührt über die freimüthigen Geständnisse des Fürsten. „Wenn Sie die Kleidung, das Aeußere, die Sprache, und selbst die Laster dieser Unglücklichen, welche Unwissenheit und Armuth in sittenloses Verderben stürzen, annahmen, so gefielen Sie sich aus seltsamer Liebhaberei darin, sich füe einen von ihnen zu halten. Und während dieser Geistesverieeung, die oftmals noch durch den Trunk erhöht wurde, fühiten Sie denselben Schwindel blendenden Glückes, den einer dee Unglücklichen, untee denen Sie sich an den Tisch gesetzt, empfunden haben würde, wenn er zu sich selbst gesagt hätte: ich liebe das schönste, edelste, junge Mädchen auf der Welt, und weede von ihe geliebt!"

„Das ist wahr, so etwas hab' ich oft empfunden," sagte der Fürst mit zunehmender Verwunderung zu mir.

„Und später," versetzte ich, „als dieses schöne, edle, junge Mädchen, das Sie schwärmerisch liebten, Ihre Frau geworden wae, da teugen Sie, immer noch getrieben von dem seltsamen Bedürfniß nach Gegensätzen, mitten unter das Elend und die Erniedrigung aller Art Ihr verborgenes Glück hinein, ganz wie der Mann im arabischen Mährchen unter seinen Lumpen einen Diamant trug, mit dem ein König hätte ausgelöst werden können.

„Auch das ist wahr," rief der Fürst, dessen Staunen immer wuchs, und dessen bitterer Groll von Augenblick zu Augenblick abzunehmen schien. „Wie haben Sie so meine Gefühle errathen können? Noch einmal mein Herr, ich frage Sie — nicht mehr mit Drohungen, sondern fast im Tone einer Bitte — welch' eigenthümliche Theilnahme Sie zu mir fühlt, und wer Sie sind."

„Meinen Namen werden Sie nie erfahren, mein Herr."

„Niemals?"

„Was Sie auch anfangen mögen —"

„Das wird sich finden," rief der Fürst.

„Sie werden es schon sehen, mein Herr. Und was den Beweggrund anbetrifft, der mich zu Ihnen führt, so möchte ich beinahe sagen, daß ich — als Richter auftrat."

„Als Richter!"

„Abee jetzt, glauben Sie mir's, mein Herr," setzte ich im herzlichsten Tone hinzu, „jetzt ist's ein Freund, erlauben Sie mie dieses Wort — ein aufrichtiger Freund, der zu Ihnen redet — und bald sollen Ihnen Thaten beweisen, daß ich wahr rede."

„Ein Richter, ein Freund?" versetzte der Fürst. „Aber fahren Sie fort, mein Herr, fahren Sie fort. Was mit mie vorgeht, ist so eigenthümlich — ich fühle, daß trotz meines Sträubens Ihre Worte es über mich gewinnen, mich so ganz lenken, daß ich mich über nichts mehr wundern kann, nicht einmal darüber, auf dem verrufenen Ball in Ihnen zuerst einen rohen Trunkenbold, dann einen Weltmann von der feinsten Erziehung, dee mich ebenso muthig als aufopfernd vertheidigt hat — hierauf einen Richtee — endlich einen Freund, wie Sie sagen, zu finden. Fahren Sie fort, mein Herr, was vorgegangen ist, liegt so gänzlich außeehalb des gewöhnlichen Verlaufs dee Dinge, daß ich darauf Verzicht leiste, Alles zu verstehen, daß ich mich Allem unterziehe. Was Sie auch sein mögen, Richter, Freund, Feind — ich werde Sie bis zu Ende anhöeen, vielleicht wird das Tageslicht den Zauber lösen, gegen den ich mich in dieser verfluchten Nacht umsonst sträube. Dann, mein Herr, werden wir wiedee in's wirkliche Leben eintreten, und Sie werden mir eine große Rechenschaft abzulegen haben! Aber bis dahin geb' ich mich allen Zufällen dieses unerhöeten Zusammentreffens leidend hin. Ach das ist ein seltsames Abenteuer, mein Herr, was wie da zusammen erleben!

„Nennen Sie es vielmehr eine glückliche Begegnung, mein Herr — ja; denn für Sie wird sie glückbringend sein, wenn Sie der Regung folgen, die Sie erweckt, mich anzuhören und mir Glauben zu schenken — denn von diesem Augenblick an kann Ihr Geschick einen andern Gang nehmen, eben so glücklich, erhaben werden, wie es bis dahin unglücklich, langweilig, unfruchtbar war. Selbst diese Vergangenheit, so erniedrigend sie ist, wegen der Sie zu dieser Stunde erröthen, wird ihren nützlichen Einfluß haben."

„Was wollen Sie sagen?"

„Hören Sie mich an, mein Herr — ich begreife diese Sucht nach Gegensätzen, die untee dem Einfluß verderblicher Lehren aufgekeimt ist und sich im Schoos eines unthätigen Lebens entwickelt hat. Sie haben Recht, man muß sie gelten lassen, wie man die Spielsucht gelten läßt, aber man muß sie auch noch strenger tadeln, als die Spielsucht."

„Strenger? waeum das?"

„Ein Spieler ist eben nur ein Spieler. Was kann er vom Spiel erwarten? Die teaurige Aufregung, die durch die Erwartung hervorgerufen wird, ob er gewinnen oder verlieren wird, weiter nichts, wäheend Ihre Leidenschaft, mein Herr, die edelsten, nützlichsten Folgen haben konnte und für Sie vielleicht haben wird."

„Die edelsten, nützlichsten? Erklären Sie sich um Gottes willen."

„Sehen Sie, mein Herr, wenn Sie aus Genußsucht, die aus Uebersättigung hervorgegangen, in eine Kneipe Ihre Erinnerung an Ihre Verhältnisse als großer Herr, und in Ihr Hôtel das Andenken an die Kneipe mitgenommen haben, und zwae blos um des unfruchtbaren Gegensatzes willen, warum haben Sie sich dem Ekel, den der Besuch solcher Orte in Ihnen hervorrufen muß, nicht lieber in nützlicher Absicht unterzogen?"

„In was für einer Absicht, mein Herr?"

„In der Absicht, selbst die widerlichen Schäden zu studiren, die nothwendigerweise aus Unwissenheit und Elend hervorgehen, die Schäden, welche zu kennen sich für Sie, der Sie reich und mit weltlichen Gütern gesegnet sind, zu kennen wol ziemte, damit Sie sie durch die ungeheuren Mittel, über die Sie zu verfügen haben, zu heilen versuchen könnten."

„Das ist wahr," lispelte der Fürst, „der Gedanke ist groß."

„O dann wäre jeder Ihrer Ausflüge in diese Höhlen eine That von hoher Moralität, von männlicher Tugend gewesen — der Armuth, dem Laster, der Verderbtheit, dem Verbrechen einige der unglücklichen übervortheilten Geschöpfe zu entreißen, die Sie in diesem Schlupfwinkel antrafen, das wäre eine schöne Anwendung Ihrer Geisteskraft und Ihres Vermögens gewesen. Sie lieben die Gegensätze, mein Herr: Ihre Liebhaberei hätte Befriedigung gefunden. Nun, statt sie aus Scham zu verbergen, hätten Sie sie aus Stolz verborgen, wie Sie Ihre edeln Handlungen verbergen."

„Mein Herr," versetzte der Fürst in weichem und herzlichem Tone, „Sie haben gesagt, Sie seien mein Freund. Jetzt glaub' ich's Ihnen — und was auch aus unserer Zusammenkunft entstehen mag, ich werde in meinen Gedanken den wackern Mann, der mich diese strenge Sprache hat wollen hören lassen, immer zu ehren wissen."

„Ich rede so zu Ihnen, mein Herr, weil ich weiß, daß ich verstanden werde und Ihnen damit nützlich werden kann. Es ist nicht, glauben Sie mir, um des leeren Vergnügens willen, zu moralisiren. Ich habe Ihnen diesen Gedanken an die Hand gegeben, weil ich glaube, daß, wenn Sie ihn in's Werk setzen, er Ihnen behülflich sein kann, sich aus Ihrer unglücklichen Lage hervorzuarbeiten."

„Ich bitte Sie, erklären Sie mir, mein Herr."

„Ihr Interesse verlangt, daß ich Ihnen Ihre Lage ohne Schonung vormale. Sie haben durch eigene Schuld die treue, leidenschaftliche Liebe der Frau von Montbar eingebüßt."

„Das ist nur allzuwahr," sagte der Fürst mit einem tiefen Seufzer zu mir.

„Gleichwol vergöttern Sie Ihre Frau noch immer."

„Ja, ich vergöttere sie, ich vergöttere sie."

Und es kam mir vor, als träten dem Fürsten die Thränen in die Augen.

„Madame von Montbar ist, das kann Ihnen nicht verborgen sein, mein Herr — einer Verrätherei nicht fähig; nie wird sie sich dazu erniedrigen, Sie zu hintergehen. Aber es wird ein Tag kommen, und er steht nahe bevor, wo Sie zu Ihnen sagen wird: Sie haben die Liebe, die ich für Sie empfand, muthwillig verscherzt — seit langer Zeit liebe ich Sie nicht mehr — ich habe mir bis jetzt nichts vorzuwerfen, aber mit Ihnen zu leben, ist mir in Zukunft unmöglich. Trennen wir uns also ohne Aufsehen, ohne Scandal, und geben wir einander unsere Freiheit zurück."



„So ungefähr hat sie gestern zu mir geredet," sagte der Fürst mit verhaltener Wuth, „aber morgen soll es auch Dem, welcher mir das Herz meiner Frau gestohlen, das Leben kosten. Ich werde mich damit in den Augen der guten Gesellschaft lächerlich machen, ich weiß es, aber nur zu lange schon hab' ich um dieser feigen Rücksicht willen meine Eifersucht in mich gefressen — die Rache wird mich schon vom Lächerlichwerden retten."

„Eine fruchtlose Rache, mein Herr! Wenn Sie Ihnen zu Theil wird, so wird sie die Achtung, welche Frau von Montbar noch für Sie bewahrt haben mag, in unheilbaren Haß verwandeln."

„Gut, so sind wir Beide unglücklich, das will ich lieber ansehen, als den Anblick ihres beleidigenden Glückes vor Augen haben."

„Wäre es nicht besser, wenn Sie Beide glücklich würden?"

„Was meinen Sie?"

„Um Ihnen zu zeigen, mein Herr, wie wichtig unsere Unterredung ist, um Ihnen mit Einem Worte vollkommenes Zutrauen zu Dem, was ich sage, einzuflößen, noch Eine Frage: Wissen Sie, welchen Werth Frau von Montbar darauf setzen würde, den positiven, unwiderleglichen Beweis der Unschuld ihrer Mutter in die Hände zu bekommen?"

„Für einen solchen Beweis," rief der Fürst, „würde Frau von Montbar ihr halbes Leben hingeben."

„Nun wohl, mein Herr, diese Beweise hab' ich in Händen."

„Sie?"

„Ich habe sie hier bei mir."

„Sie?" wiederholte der Fürst mit wachsendem Erstaunen.

„Diese Beweise hab' ich hier in diesem Taschenbuch. Jetzt nehmen Sie an, mein Herr, daß ich Ihnen diese Beweise einhändigte."

„Mir diese Beweise?" sagte der Fürst und schien seinen Ohren nicht zu trauen.

„Ja — Ihnen — nehmen Sie ferner an, daß Sie mit diesen Documenten, die für Frau von Montbar von so großem Werthe sind, ausgerüstet, jetzt nach Hause kämen — so würden Sie morgen früh Frau von Montbar fragen lassen, zu welcher Zeit sie Ihren Besuch annehmen wolle."

„Es ist ein Traum," lispelte der Fürst betäubt, „es ist ein Traum."

„Sie können ihn zur Wirklichkeit machen, mein Herr. Ich führe meine Annahme weiter aus — Sie treten vor Frau von Montbar hin und sprechen ungefähr so zu ihr — oder viel besser, daran zweifl' ich nicht: Madam, ich kenne den Werth, den Sie auf die Wiederherstellung des Rufes Ihrer Mutter legen — hier sind die Beweise, welche dieselbe bewiesen müssen — und damit übergeben Sie der Frau von Montbar das Taschenbuch, das ich Ihnen gegeben haben werde. Indem ich Ihnen, Madame, die Mittel in die Hände gebe, die Unschuld Ihrer Mutter zu beweisen, verringere ich meine Schuld gegen Sie nicht, ich erkenne an, daß sie groß ist — ich fürchte, Sie halten sie für unverzeihlich; denn Sie kennen ihre Natur nicht; Sie sind hinter meine nächtlichen Ausflüge gekommen und haben geglaubt, es sei darunter ein Treubruch verborgen — nein, Madame, es war noch schlimmer; denn ich habe nicht einmal einen Versuch gemacht, mich zu rechtfertigen, ja, ich habe sogar Ihre Vorwürfe, weil ich mich getroffen fühlte, auf hochfahrende Art erwidert. Was ich Ihnen damals nicht zu gestehen wagte, weil ich mir Ihre Liebe zu entfremden fürchtete, kann ich Ihnen jetzt sagen; denn leider hab' ich sie nicht mehr zu verlieren. Und dann, mein Herr, erzählen Sie der Frau von Montbar offenherzig, wie Sie es mir erzählt haben, durch welche Umstände Sie zu dieser seltsamen Sucht nach Gegensätzen gekommen sind. Frau von Montbar wird Sie beklagen, wird Sie hochachten, mein Herr, weil Sie mit diesem Geständniß sich aufrichtig und ehrenhaft gezeigt haben werden."

„Ihr dieses Geständniß — jetzt," antwortete der Fürst gedankenvoll.

„Ich glaube, mein Herr, das ist für Sie der einzige Weg zur Rettung. Nach diesem Geständniß sagen Sie zu ihr —"

Dann hielt ich inne, aus Furcht, das Selbstgefühl des Herrn von Montbar zu verletzen, und sagte auf herzliche Weise zu ihm:

„Verzeihen Sie mir, mein Herr, ich bitte Sie um Gotteswillen, wenn ich Ihnen Ihr Verfahren so bis auf die Worte vorzuschreiben schien, aber —"

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort — ich beschwöre Sie darum," sagte der Fürst mit einer Selbstentäußerung, die mich auf's tiefste rührte, „mein Prozeß wäre gewonnen, wenn ich wie Sie fühlte, dächte —"

„Eben diese Bescheidenheit beweist, mein Herr, daß Sie so zu fühlen und zu sprechen wissen — da Sie es erlauben, red' ich also weiter."

„Ich bitte Sie darum inständig."

„Sie sagen also zur Frau von Montbar:

Nachdem ich Ihnen diese Eröffnungen gemacht, Madame, hab' ich keine Hoffnung mehr; ich habe Ihre Liebe eingebüßt — es mußte so kommen — falsche Scham, falscher Stolz haben mich zuerst verleitet, Ihnen die Seelenleiden zu verhehlen, die Ihre Kälte in mir hervorrief — denn ich habe nicht aufgehört, Sie zu lieben — ich liebe Sie noch von Grund meines Herzens, das führt zu meinem Schicksal, und ich darf es Ihnen wol gestehen — jetzt, da wir auf dem Punkte stehen, uns zu trennen; wozu sollte es auch dienen, Sie an meine eitlen und allzuspäten Versuche zu erinnern, Ihre Liebe wiederzugewinnen — der, den Sie lieben, er ist dieser Liebe werth, Madame —"

„Das ist nur allzuwahr," murmelte der Fürst mit schmerzlicher Niedergeschlagenheit, „ach, sonst hätte sie ihn nicht geliebt!"

„Lassen Sie sich durch diese Wohl nicht entmuthigen, mein Herr," sagte ich zum Fürsten, „eine edle Seele wird von ihren edlen Gefühlen vor Verirrungen geschützt — und ihr kann man Alles zutrauen, selbst heldenmüthige Aufopferung."

„Wie," rief der Fürst, „Sie haben noch Hoffnung?"

„Von einem so edlen Herzen, wie das der Frau von Montbar, kann man Alles hoffen — Sie sagen also zu ihr: Vergebens hab' ich's versucht, Madame, mich aus meinem unthätigen Leben herauszureißen — ein paar wohlwollende Worte von Ihnen hätten mir Kraft dazu gegeben — aber ich verdiente nicht einmal mehr Ihre Theilnahme — aber, da ich sah, daß diese bessern Entschließungen keinen Eindruck auf Sie machten, bin ich in meine schlechten Gewohnheiten zurückgesunken, habe in neuen Verirrungen Vergessenheit meines bittern Grams gesucht.

Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, Madame — ich spreche nur meinen schweren Kummer vor Ihnen aus — nur noch Ein Wort — ich habe keinerlei Ansprüche an die Gnade, um die ich Sie bitte, ich weiß es wol. Sehen Sie in dieser Bitte nichts, als einen von den thörichten Hoffnungsblitzen, wie sie Denen leuchten, die, indem sie dem Abgrunde zurollen, wahnsinnige Rettungsversuche anstellen. Wenn Sie, Madame — Sie, die Sie so gut und edel sind, mir erlauben wollten, noch ein Mal, zum letzten Mal, einen Versuch zu machen, das Herz wieder zu gewinnen, das ich verloren habe."

„O, ich verstehe Sie, ich verstehe Sie," rief der Fürst gerührt und von unaussprechlicher Hoffnung beseligt. Ja, ich kenne Regina, diese Selbstentäußerung wird Eindruck auf sie machen. Was soll ich thun, Regina," fuhr er fort, als hätte er seine Frau bei sich, „was soll ich thun, um Dein Herz wieder zu gewinnen? Bis jetzt weiß ich's nicht, aber ich liebe Dich so sehr, Regina, daß ich gewiß ein Mittel ausfinden werde, Dich zu Dem zu bewegen, warum ich bitte — daß Du mir erlaubst, Dich noch zu lieben, daß Du Dich rühren lässest. Du brauchst Dich deshalb um mich weiter nicht zu bekümmern, führe Deine gewöhnliche Lebensweise fort — o ich werde Dir nicht lästig fallen — nur trenne Dich jetzt nicht von mir — bestimme mir einen Termin, bis dahin laß mich's versuchen — laß mich's hoffen."

„Gut, gut," sagte ich zum Fürsten, „dieser rührenden, gefaßten Sprache wird Frau von Montbar nicht widerstehen können."

„Verpflichte Dich gegen mich zu nichts, Regina, werd' ich zu ihr sagen," fuhr der Fürst fort, „sage nur zu mir: Georg, bring' es dahin, daß ich Dich wie sonst lieben kann — mit Aufmerksamkeit, Ergebenheit, Liebe, wie Du willst, bring' es dahin, daß ich eine Neigung vergesse, die mich über den Kummer getröstet, den Du mir gemacht — und will sie gern vergessen und Dich lieben, wie früher. Das ist die äußerste Gunstbezeugung, um die ich Dich anflehe.

Regina, wenn Du, die Du so wahrhaft, so gewissenhaft bist, mir das versprichst, so wird mir Alles möglich werden — ich werde Dein Herz wiedergewinnen. Sind aber meine Versuche gleichwol vergeblich, ist auch nach dieser letzten Probe Deine Liebe mir für immer verloren — nun wol, Regina, dann mag mein Schicksal sich vollenden — aber Du wirst wenigstens gut und edelmüthig gehandelt haben, und dieser Gedanke wird mich in meinem Unglück trösten."

„O, mein Herr," sagte ich zum Fürsten, „glauben Sie es mir, eine solche Sprache, und was der Geist der Liebe Ihnen eingeben wird, muß bei der Frau von Montbar die frühere Neigung, die jetzt ohnehin unter der Asche immer fortglimmt — wieder anfachen!"

„Das wünsch' ich so glühend," rief der Fürst, „daß ich anfange darauf zu hoffen — aber da ich mich darin täuschen kann, werde ich zu Regina sagen: Noch ein Mal, das letzte — wie Du auch über mich entscheiden magst, von diesem Augenblick an erklär' ich Dich für frei. Heut Abend oder morgen magst Du mich Deinen Entschluß wissen lassen. Weisest Du mich zurück, so verlasse ich mich darauf, daß Du bei unserer Trennung Alles vermeiden wirst, was Aufsehen erregt oder Scandal verursacht, auf Dein Zartgefühl. Morgen trete ich eine Reise nach Italien an. Du sollst mich in Deinem Leben nicht wieder sehen."

„Muth, Muth, mein Herr, von einem so edlen, muthigen Auftreten ist jede Wirkung zu erwarten."

„O, Sie werden mein Retter, ich fühl' es," sagte der Fürst im Tone tiefen Dankes zu mir, „aber mein Gott, womit hab' ich es verdient, daß Sie mir so zu Hülfe gekommen?"

„Sie sind unglücklich, mein Herr, und ich habe viel zu leiden gehabt."

In diesem Augenblick hielt der Wagen an.

Hieronymus kehrte sich auf dem Bock um, bückte sich nach dem Vorderfenster und sagte zu mir:

„Herr Marquis, wir sind da, wollen Sie aussteigen?"

„Ich werde es Ihnen sogleich sagen," antwortete ich. „Bleiben Sie einen Augenblick halten."

„Gut, Herr Marquis."

Ich nahm aus der Tasche das Taschenbuch, in welchem sich die deutschen Briefe befanden, die sich aus dem Grabe von Regina's Mutter herschrieben, ihre Uebersetzung, die Medaille, das Pergament mit der Königskrone und ein paar andere Stücke, so wie auch eine klare und bündige Darstellung des geheimnißvollen Vorganges, und dann sagte ich zum Fürsten:

„Hier, mein Herr, sind die unabweislichen Belege für die Schuldlosigkeit der Mutter der Frau von Montbar. Ein rascher Blick auf den kurzen Aufsatz, der diesen Papieren beigelegt ist, wird Ihnen die Aechtheit und Beweiskraft derselben darlegen. Und jetzt noch Eins, mein Herr. Zum Dank für den Dienst, den ich mich glücklich schätze Ihnen leisten zu können, bitte ich, daß Sie mir Dreierlei auf Ehrenwort versprechen."

„Was, mein Herr?"

„Erstlich, am morgenden Tage diese Papiere der Frau von Montbar einzuhändigen."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf."

„Zweitens, der Frau von Montbar für immer ein Geheimniß daraus zu machen, in Folge welcher Vorgänge Sie in den Besitz dieser Papiere gekommen."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort."

„Drittens, niemals den geringsten Schritt zu thun, um zu entdecken, wer ich sei, und was mich bewogen in Ihren Familienangelegenheiten auf diese Art einzuschreiten."

„Ich verspreche es Ihnen auf mein Ehrenwort," versetzte der Fürst nach einigem Zaudern.

„Hier sind die Papiere, mein Herr," sagte ich zum Fürsten und gab ihm das Taschenbuch.

Er nahm es mit zitternder Hand und setzte gerührt hinzu:

„Ich danke Ihnen, mein Herr, es ist vielleicht das Glück meines Lebens, was ich da aus Ihren Händen entgegennehme; denn ich weiß, was für einen Einfluß die Uebergabe dieser Papiere auf die Entschließungen der Frau von Montbar in Betreff meiner ausüben kann — aber Ihre strenge Freundesstimme, die einzige, die jemals in so edlem Tone zu mir geredet — soll ich die jetzt zum letzten Male hören?"

„Ja, mein Herr."

„Ich bitte Sie um Gottes willen, hören Sie mich an," sprach der Fürst mit einer Rührung, die ihm mein ganzes Herz gewann. „Ich habe eine schwere Aufgabe zu vollbringen, und ich stehe allein — Sie, der Sie schon so viel für mich gethan, den ich nicht kenne, aber der mir wie ein schützender Engel erschienen ist, dessen Rathschläge endlich, was auch eintreten mag, einen entscheidenden Einfluß auf mein Geschick ausüben werden, Sie werden mich doch nicht den Zufällen, den Gefahren einer Stellung, wie die meinige ist, schutzlos preisgeben wollen?"

„Mein Herr —"

„O, jetzt ist die Reihe an mir — auch Sie sind gerührt mein Herr, ich seh es," rief der Fürst, „Sie werden doch Ihr Werk nicht unvollendet lassen — auf diesem ehrenhaften, ruhmvollen Wege, den Sie mir vorgezeichnet, der mir aber neu ist, werd' ich ohne Sie nur mit unsicherem Schritte vorschreiten können, und wenn trotz meines Entschlusses mein Muth wankend würde? wenn sich neue Schwierigkeiten erheben sollten, wen soll ich dann um Rath fragen? Ich habe keinen Freund, dem ich anvertrauen könnte, was mir in dieser seltsamen Nacht begegnet ist — selbst einem Bruder würd' ich's nicht gestehen. Und Sie wollten mich im Stiche lassen? Nein, nein, Männer wie Sie, sind edelmüthig und erbarmend bis an's Ende. O, nicht wahr, ich werde Sie noch wiedersehen? Und ich gebe Ihnen im Voraus mein Ehrenwort: nie werde ich mir die kleinste Frage über die Beweggründe erlauben, die Sie zu mir geführt haben — aber lassen Sie mich wenigstens die Zusicherung mitnehmen, daß ich Sie wiedersehen werde —"

„Das ist mir leider unmöglich, mein Herr."

„Ach," sagte der Fürst im Tone schmerzhaften Vorwurfs, „kann Sie denn nichts bewegen?"

„Meine Rührung mag Ihnen beweisen, mein Herr, wie leid es mir thut, daß ich mich genöthigt sehe, Ihr Verlangen abzuschlagen — aber wenn Sie es wünschen, wenn Sie glauben, daß in einem wichtigen Falle mein Rath Ihnen von Nutzen sein kann, so schreiben Sie mir."

„Ihnen schreiben," rief der Fürst, „und unter welcher Adresse?"

„Paris poste restante an Herrn — Herrn Peter etwa — ich werde Ihnen die Antwort nicht schuldig bleiben."

Fünftes Kapitel.

Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)



„Sie wohnen also in Paris?" sagte der Fürst von Montbar zu dem unbekannten Marquis.

„Wo ich auch wohnen mag, mein Herr, wenn Ihre Briefe diese Adresse tragen, werden Sie mir zukommen. Ich werde alle fünf bis sechs Tage auf die Post schicken — weiter kann ich für Sie nichts thun, mein Herr."

„Ach, Sie sind unerbittlich!" rief der Fürst, dann versetzte er: „Verzeihen Sie, mein Herr, verzeihen Sie dies Wort, was meine Bekümmerniß an den Tag legt — verzeihen Sie Alles, was Sie in unserer Unterredung hat verletzen mögen — schreiben Sie es den unerhörten Umständen zu, unter denen wir zusammengetroffen. Ich will jetzt nicht weiter in Sie dringen, mein Herr, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, und habe kein Recht, über die Gründe der unerklärlichen Theilnahme, die Sie für mich an den Tag legen, näher unterrichtet sein zu wollen. Was Sie für mich gethan, verpflichtet mich zu ewiger Dankbarkeit. Was ich bedaure, und schmerzlich bedaure, das kann ich Ihnen versichern, ist nur, daß Sie dieses Anerbieten meiner unveränderlichen Freundschaft nicht annehmen wollen — und es würde doch eine edle Freundschaft sein, glauben Sie mir's —"

Und da ich dem Fürsten, der, vielleicht in der Hoffnung, daß ich seine Freundschaft annehmen würde, einen Augenblick einhielt, keine Antwort gab, versetzte er traurig:

„Noch einmal Verzeihung — für den zuletzt ausgesprochenen Wunsch — aber wenigstens Ihre Hand, mein Herr, Ihre theure Hand — vergönnen Sie mir, sie zum ersten — und letzten Male zu drücken."

Und meine Hand erwiderte den herzlichen Druck der seinigen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie soll ich ausdrücken, welche stolze, unaussprechliche Freude mich in diesem Augenblick erfüllte: ich — der bloße Bediente des Fürsten, hatte ihn durch das Uebergewicht, welches ein redlicher, gerader und auf das Rechte gerichteter Sinn immer ausübt, so weit gebracht!

Ich muß es gestehen, zum ersten Male in meinem Leben empfand ich ein lebhaftes Selbstgefühl, ich sagte zu mir selbst: O Dank sei Dir, Claudius Gérard, Freund, Lehrer! — Dank sei Dir, Deine Lehren und Dein Beispiel haben mein Herz geläutert und mir einige Seelenstärke mitgetheilt.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Jetzt, mein Herr," sagte ich zum Fürsten, „leben Sie wohl — Muth und Beharrlichkeit!"

„Leben Sie wohl, mein Herr," sagte er zu mir, „und im Falle ich Ihnen etwas zu schreiben haben sollte? —"

„So richten Sie den Brief an Herrn Peter in Paris, poste restante."

„Und Sie werden mir antworten, nicht wahr? das werden Sie mir doch wenigstens nicht versagen?"

„Ich werde Ihnen auf's Angelegentlichste antworten — ich werde mich glücklich schätzen, Ihnen damit dienen zu können, verlassen Sie sich darauf."

„Leben Sie also wohl, mein Herr, da es nun einmal nicht anders ist — und auf ewig — leben Sie wohl!"

Dann ließ er das Fenster herab und sagte zu Hieronymus:

„Kutscher, machen Sie mir den Wagen auf."

„Sie wollen hier aussteigen?" sagte ich zu ihm.

„Ja, es kommt mir vor, als wenn die frische Luft und etwas Bewegung mir wohl thun würden. Leben Sie also wohl — noch ein Mal Ihre Hand."

Und nach dem letzten treuherzigen Händedruck stieg der Fürst aus dem Wagen, in seinen Mantel gehüllt, und entfernte sich.

Ich durfte wol annehmen, daß er sich nach der Dauphinstraße begäbe, um seine Verkleidung abzulegen.

„Nun," sagte Hieronymus zu mir, „ist's diese Nacht nach Wunsch gegangen? sagen Sie doch, Herr Marquis."

„Ich bin glücklich, nicht wie ein Marquis, sondern wie ein König, Hieronymus," sagte ich zu ihm, „jetzt, so schnell als möglich zu Ihnen — ich brauche noch etwas Zeit dazu, meine Verkleidung abzulegen, und es ist schon spät."

„Bald drei Uhr Morgens," sagte Hieronymus, nachdem er nach der Uhr gesehen; dann stieg er wieder auf den Bock und fuhr mich rasch nach seiner Wohnung.

— — — — — — — — — — — — — — —

Heut Morgen um fünf Uhr — ich schreibe diese Zeilen drei Stunden später — kam ich in's Hôtel Montbar zurück, nachdem ich zu mehrer Vorsicht dem Hieronymus anbefohlen, falls irgend Jemand sich bei ihm nach dem Pierrot, den er gefahren, erkundigte, das Geheimniß auf das Gewissenhafteste zu bewahren; er möge sagen, er sei ein Marquis gewesen, dessen Namen er nicht nennen dürfe.

Ich erreichte mein Zimmer, ohne Jemandem zu begegnen, womit denn die Geschichte dieser seltsamen Nacht beendigt wäre.

Ich bin mir in innerster Seele bewußt, bei meiner Handlungsweise das Richtige getroffen zu haben.

Entweder gelingt es dem Fürsten, das Herz seiner Frau wieder zu gewinnen, und dann wird Regina ein Glück zu Theil, das mit den gesellschaftlichen Einrichtungen nicht in Widerspruch steht, und ihre Stellung wird keine schiefe.

Oder Regina läßt auf die Probezeit, zu welcher der Fürst sich erbietet, nicht ein, und die Liebe zu Just trägt den Sieg davon.

Auch in diesem Falle wird Regina glücklich werden; denn wenn ich in die Entschiedenheit der Frau von Montbar ein festes Vertrauen setze, so ist mein Glaube an Just's Liebe und Charakterstärke nicht weniger groß.

Oder Regina genehmigt endlich die Prüfungszeit, und die Versuche des Fürsten, sich die Liebe seiner Frau wiederzuerwerben, sind vergeblich, und die Liebe zu Just erfüllt nach wie vor das Herz Regina's — so ist auch dann Regina's Lebensglück gesichert.

Jetzt fragt es sich vor Allem: wird der Fürst meinen Rathschlägen Folge leisten? Wird nicht, wenn er etwa nicht mehr neben mir sitzt, der Zauber, den ich auf ihn ausübte, gebrochen sein? Ich weiß nicht — heut Abend werd' ich's wissen — aber, was auch eintreten mag, Herr von Montbar hat mir sein Wort gegeben, und er wird es halten. Regina erhält wenigstens heute den Beweis der Schuldlosigkeit ihrer Mutter, und dieser Tag wird für sie ein schöner Tag werden.

O wenn es doch erst Abend wäre, damit ich weiß, was dieser in Regina's Leben so entscheidende Tag gebracht haben wird!

Den 17. Februar 18..

Es ist Mitternacht — ich bin allein — der Tag ist zu Ende.

Jetzt sich genau auf das Geschehene besonnen!

Ich ging um acht Uhr hinunter, um in den Gemächern meiner Gebieterin aufzuräumen, schon gegen neun Uhr trat Juliette in dem Wohnzimmer zu mir und sagte:

„Guten Morgen, Herr Martin, nehmen Sie sich ja in Acht, in der Gallerie keinen Lärm zu machen."

„Wie so? ist die Frau Fürstin unwohl?"

„Ein Bischen — sie hat die ganze Nacht in außerordentlicher Aufregung hingebracht, ihre Nerven waren so angegriffen, sie hat zwei Mal geklingelt, daß ich ihr Zuckerwasser machen sollte."

„Gestern schien Madame doch nicht leidend zu sein."

„Ganz wohl befand sie sich nicht, sie hat einen Theil der Nacht mit Schreiben zugebracht, und als sie zu Tische ging, sah sie sehr angegriffen aus. Hören Sie, Martin," setzte Juliette leise mit geheimnißvoller Miene hinzu, „soll ich Ihnen was sagen?"

„Nun?"

„Es geht im Hause was vor."

„Was denn?"

„Das weiß ich nicht, aber ich bin überzeugt, es ist so, es steckt etwas dahinter."

„Woran merken Sie denn das?"

„Wenn es auch nur wäre, was der alte Louis mir gesagt hat! Der Fürst hat Madame sagen lassen, ob sie heut Morgen seinen Besuch annehmen könnte — das ist seit langer Zeit das erste Mal, daß der Herr Vormittags zur Madame kommt — und dazu die Niedergeschlagenheit der Madame, ihre Aufgeregtheit, ich sage Ihnen, Martin, es geht was vor."

Der Fürst folgt meinem Rathe, dachte ich; es war mir interessant, daß die Ereignisse, die ich in der Nacht, so zu sagen, hervorgerufen, sich nun nach und nach vor mir zu entrollen anfingen.

„Nun," sagte ich zu Juliette, „wenn's was Neues gibt, werden wir's ja sehen."

„Wir sitzen dazu im ersten Rang, Alles, was ich wünsche, ist nur, daß für Madame keine Unannehmlichkeiten daraus hervorgehen, sie ist gut! — Also," sagte Mademoiselle Juliette im Fortgehen noch einmal zu mir, „machen Sie in der Gemäldegallerie so wenig Geräusch als möglich."

„Sein Sie darüber ganz ruhig, Mademoiselle."

— — — — — — — — — — — — — —

Um halb zwölf Uhr klingelte die Fürstin nach mir. Sie war nicht im Morgenanzuge, wie gewöhnlich, sondern vollständig angekleidet. Sie trug ein schwarzes Gewand, das die ungemeine Blässe ihres Gesichtes, auf dem sich ihre Erschöpfung malte, noch mehr hervorhob. Sie schien innerlich sehr beschäftigt, sehr unruhig — sie sagte:

„Herr von Montbar wird jetzt gleich zu mir kommen. Außer ihm bin ich für Niemanden zu sprechen, durchaus für Niemanden, verstehen Sie?"

„Ja, Frau Fürstin."

Und als ich abtrat, setzte sie hinzu:

„Bleiben Sie im Wartesaal, um darüber zu wachen und, wenn ich Sie brauche, in der Nähe zu sein."

„Ja, Frau Fürstin."

Und ich entfernte mich.

Kaum hatte ich die Thürvorhänge zufallen lassen, als ich Regina im Selbstgespräch ausrufen hörte:

„So wird sich denn wenigstens heute Alles entscheiden."

— — — — — — — — — — — — — —

Dem Befehl meiner Gebieterin zufolge, blieb ich im Salon, statt hinauf zu gehen und mich wie gewöhnlich in Schwarz zu kleiden und die Jacke aus gestreiftem Zwillich und die große, weiße Schürze mit viereckigem Brustflück abzulegen, die ich des Morgens bei meinen Arbeiten trage.

Ich erinnere mich dieser kindischen Kleinigkeit, weil sie Veranlassung zu einer Bemerkung gab, die der Fürst an mich richtete — einer in der Gemüthsverfassung, in der er sich befinden mußte, ziemlich seltsamen Bemerkung, die mich gleichwol nicht Wunder nahm, da ich wußte, wie streng er bei seinen Leuten auf den Anstand in der äußeren Erscheinung hielt.

Um drei Viertel auf zwölf ward geklingelt, ich machte auf.

Es war der Fürst.

Er hielt das Taschenbuch, das ich ihm in der Nacht überreicht, in der Hand. Der Fürst war, wie Regina, äußerst bleich; es ward mir leicht, die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen, die in ihm vorgingen, auf seinem Gesichte zu lesen.

„Frau von Montbar ist zu sprechen?" sagte er in einem mehr bestimmten als fragenden Tone — dann fiel sein Blick auf meine unglückliche Schürze, und er sagte streng:

„Wie ist es möglich, daß Sie zu dieser Stunde im Salon der Frau von Montbar noch in der Schürze dastehen?"

„Mein Fürst — Madame hat —"

„Still, keine Entschuldigungen — gehen Sie, und kleiden Sie sich angemessen," unterbrach mich der Fürst hochfahrend, dann setzte er hinzu:

„Frau von Montbar ist zu sprechen?"

„Ja, mein Fürst."

Und rasch trat er in den ersten Saal, dessen Thür er hinter sich zumachte.

Ich that Unrecht daran, mich darüber zu wundern, daß der Fürst in dem Augenblicke, da ihm mit seiner Frau eine Unterredung von äußerster Wichtigkeit bevorstand, Zeit gehabt habe, das Unpassende in meiner Kleidung zu bemerken; denn ich muß gestehen, ich, dem diese Unterredung doch fast eben so wichtig war, wie ihm, konnte mich nicht enthalten, eine Zeitlang bei der Vorstellung zu verweilen, wie sich der Fürst wundern würde, wenn er erführe, daß dieser arme Kammerdiener, zu dem er so harte Worte spricht, eben der Mann ist, von dem er diesen Morgen um drei Uhr es fast als eine Gnade erbat, ihm die Hand drücken zu dürfen, und gegen den er eine so bittre Betrübniß darüber an den Tag legte, daß es ihm nicht gestattet sein solle, eine unauflösliche Freundschaft mit ihm zu schließen.

Ich muß gestehen, die kindische Freude, welche dieses seltsame Zusammentreffen in mir hervorrief, drängte die wichtigen Angelegenheiten, die in diesem Augenblick verhandelt wurden, und die mich so nahe angingen, ein wenig in den Hintergrund; bald aber kehrte ich zu ernsten Betrachtungen zurück, und ich behorchte, so zu sagen, **innerlich**, was zwischen dem Fürsten und seiner Frau vorging; denn durch's heimliche Zuhören konnte ich nichts davon vernehmen; jeder darauf abzielende Versuch wäre eine Unklugheit gewesen. Und wozu hätte es auch am Ende dienen sollen? Wußte ich nicht beinahe den Inhalt, ja beinahe die einzelnen Worte dieses Gesprächs im Voraus?

Also blieb ich ruhig, wo ich war, und sagte zu mir selbst: In diesem Augenblick überläuft Regina wahrscheinlich die Briefe, die ich mit so vieler Mühe übersetzt habe — vielleicht drückt sie die kleine Denkmünze, die ihrer Mutter gehört hat, an die Lippen — vielleicht endlich überliest sie jetzt mit hastiger Eile die kurze, kleine Darstellung der ganzen geheimnißvollen Geschichte, die ich mit sorgsam verstellter Handschrift geschrieben.

— — — — — — — — — — — — — —

Endlich war ich dem Ziel nahe, dem ich so lange nachgetrachtet. Ohne daß ich's wollte, führte eine Art von wachem Traume alle verschiedenen Phasen meiner Lebensgeschichte von meinem ersten Zusammentreffen mit Regina im Walde von Chantilly bis zum heutigen Tage an mir vorüber. Als ich mir auf diese Weise den mächtigen Einfluß vergegenwärtigte, der mir auf das Leben der schönen, jungen Frau auszuüben vergönnt gewesen war, überfiel mich ein Entsetzen bei dem Gedanken, daß ich in meiner rasenden Sinnengluth auf dem Punkte gewesen war, die reine Seligkeit, deren ich jetzt genieße, gegen eine schändliche Gewaltthat hinzugeben, die mich zur Schmach und Schande oder zum Selbstmord gebracht haben würde.

Aber was hab' ich zu kämpfen, was hab' ich zu leiden gehabt! wie viel, ach, werd' ich noch jetzt zu leiden haben! — denn ich liebe Regina noch immer, ich liebe sie leidenschaftlicher als je. O diese Liebe wird erst mit meinem Leben endigen!

— — — — — — — — — — — — — —

Plötzlich klingelte die Fürstin heftig; ich eilte in's Wohnzimmer; in dem Augenblick, als ich hineintrat, hörte ich folgende Worte, die Regina voll Hingebung zu ihrem Gemahl sprach:

„O Georg, das Opfer meines ganzen Lebens kann meine Schuld gegen Dich nicht abtragen!"

Ich fürchtete, wenn ich gleich einträte, meine Gemüthsbewegung merken zu lassen; denn richteten sich nicht diese Worte Regina's oder vielmehr das Gefühl unaussprechlicher Dankbarkeit, dessen Ausdruck sie waren, an Den, welcher den Ruf ihrer Mutter wieder hergestellt, und also an mich? Ich blieb deshalb einen Augenblick hinter dem Thürvorhange stehen, dann schlug ich ihn halb zurück.

„Die Frau Fürstin haben geklingelt?"

„Ja — warten Sie," sagte sie belebt zu mir, indem sie eilig einen Brief, den sie so eben geschrieben, zusammenlegte. Regina's Wangen waren geröthet, ihre Augen, die feucht von Thränen waren, strahlten vor Freude.



Der Fürst stand am Kamin. Er war äußerst bleich und in solcher Gemüthsaufregung, daß ich das unwillkürliche Zittern bemerken konnte, das seinen ganzen Körper durchzuckte, und doch, trotz dieser Blässe, trotz dieses Zitterns malte sich auf seinen Gesichtszügen eine innerliche Freudigkeit ab — er hoffte!

Regina hatte jetzt ihren Brief gesiegelt und sagte zu mir mit freudebebender Stimme:

„Diesen Brief — zu meinem Vater — sogleich und an ihn selbst, verstehn Sie? an ihn selbst. Mein Wagen ist angespannt — nehmen Sie ihn, damit Sie desto schneller dahin kommen — verlieren Sie keine Minute, keine Secunde —"

„Ich möchte mir erlauben, der Frau Fürstin zu bemerken —"

„Was?" sagte sie ungeduldig.

„Daß vielleicht Herr Melchior es mir unmöglich machen wird, zum Herrn Baron durchzudringen."

„Das ist wahr," sagte Regina und wandte sich zu ihrem Gemahl, „Sie sehen, es ist besser, daß ich selbst gehe. Lassen Sie schnell meinen Wagen vorfahren," sagte Sie zu mir.

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen," sagte der Fürst, daß bei der Schwäche, in der sich Ihr Vater befindet, Ihr unvermuthetes Erscheinen, und besonders in dieser Angelegenheit" — und er betonte diese Worte — „für ihn äußerst gefährlich werden könnte. Ihr Brief dagegen wird ihn auf Ihren Besuch vorbereiten — und das wird unendlich viel besser sein — glauben Sie es."

„Sie haben wol Recht. Aber wenn nun Melchior — Sie kennen den Menschen — Martin nicht zu meinem Vater lassen will?"

„Ich könnte selbst gehen," sagte der Fürst gedankenvoll, „aber der Uebelstand bliebe derselbe. Doch werd' ich mich dazu entschließen, wenn Ihr Brief Ihrem Vater nicht anders zu eigenen Händen übergeben werden kann. Aber sollte sich das denn wirklich nicht durchsetzen lassen?" Dann wandte sich Herr von Montbar zu mir und sagte im befehlenden Tone: „Sie müssen diesen Brief dem Herrn von Noirlieu zu eigenen Händen übergeben, verstehen Sie? Sie müssen."

„Ich werde es versuchen, Fürst," erwiderte ich bescheiden.

„Vom Versuchen ist nicht die Rede," versetzte der Fürst hochfahrend, „es muß geschehen, Sie müssen bei Melchior darauf bestehen, Sie müssen es mit Entschiedenheit fordern und ihm sagen, Frau von Montbar habe es so befohlen — und wenn Ihre Ungeschicklichkeit nicht ohne Gleichen ist —"

„Es würde nicht meine Schuld sein, Fürst, wenn —"

„Kein Wort weiter!" sagte Herr von Montbar hart.

„Eilen Sie, Martin, und thun Sie, was Sie können," sagte die Fürstin freundlich zu mir; der Fürst schien ihr wol zu streng gegen mich zu verfahren, „und kommen Sie, wie es auch ablaufen mag, so schnell als möglich zurück. Und wie ich Ihnen gesagt habe, nehmen Sie meinen Wagen."

„Ja, Frau Fürstin."

„Und machen Sie die Fahrt, wie sich's schickt," setzte der Fürst hinzu.

Und da ich ihn über diese Weisung verdutzt ansah, zuckte er die Achseln und kehrte mir den Rücken zu.

Kaum war ich aus dem Wohnzimmer getreten, als ich Herrn von Montbar, offenbar in Bezug auf mich, zu Regina sagen hörte:

„Er ist doch aber zu dumm!"

„Das Pulver hat er nicht erfunden — aber er ist redlich und aufmerksam," antwortete meine Gebieterin.

Die harte Behandlung, die mir der Fürst angedeihen lassen, hatte die Grenzen einer Zurechtweisung, wie man sie, freilich vielleicht ein wenig zu streng, die Dienerschaft alle Tage erfahren läßt, nicht überschritten, aber das Herz des Menschen ist so angethan, oder vielmehr, die Gabe, Beobachtungen und Betrachtungen anzustellen, war bei mir so ausgebildet, daß die hochfahrenden Worte des Herren von Montbar gleich anfangs einen sehr peinlichen Eindruck auf mich machten, ja von diesem scheinbar so geringfügigen Ausgangspunkte aus gelangte ich von Schluß zu Schluß dahin, mir die Frage vorzulegen, ob auch der Fürst das edelmüthige Mitleid und die herzliche Theilnahme, von denen ich ihm in der verflossenen Nacht so viele Proben gegeben, wirklich verdiene, und ob er des unendlichen Dienstes, den ich ihm damit erwiesen, daß ich ihm jene Familienpapiere anvertraute, die auf sein Verhältniß zur Fürstin schon so viel Einfluß ausgeübt hatten, auch würdig sei?

Ich legte mir diese Frage nicht darum vor, weil H. r von Montbar mich hart behandelt und dumm ge unden hatte, nicht, weil er in dem Augenblick sei- ne entscheidenden Zusammenkunft mit Regina — denn ei:.;allen mußte mir das freilich wieder — daran habe denken können, mir einen Vorwurf über meine unglückliche Morgenschürze zukommen zu lassen, sondern weil ein so glücklicher Mann, wie mir Herr von Montbar sein zu müssen schien, nachdem die Fürstin gesagt, das Opfer ihres ganzen Lebens könne ihre Schuld gegen ihn nicht abtragen — meines Bedünkens in einem solchen Augenblick selbst gegen seinen fehlenden Bedienten nur noch höfliche, liebevolle Worte hätte zu finden wissen sollen — denn Der, welchen das Glück nicht liebevoll stimmt, ist nicht vollkommen würdig, glücklich zu sein.

Und als ich dieses Urtheil über Herrn von Montbar bei mir selbst gefällt hatte, versäumte ich nicht, mich selbst zu fragen, ob nicht, ohne daß ich es wußte, eine gewisse Verletzung meines Selbstgefühls, eine durch den harten Tadel des Fürsten hervorgerufene Empfindlichkeit bestimmend auf dasselbe eingewirkt habe.

Aber umsonst hab' ich mich der strengsten Selbstprüfung unterzogen — die harte Behandlung, die mir Herr von Montbar angedeihen lassen, erscheint mir, rein für sich betrachtet und von mir selbst durchaus abgesehen, doch in Bezug auf die Güte seines Herzens als ein zweideutiges Zeichen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Alle diese Gedanken gingen mir rascher durch den Kopf, als ich sie jetzt niederschreiben kann. Ich kam eben von meinem Zimmer herab, wo ich mich, wie der Fürst sich ausdrückte, angekleidet, wie sich's schickt, als ich den guten, alten Louis antraf, der ganz erfreut war über die Freude seines Herrn, die dieser vor ihm nicht verborgen haben mochte. Es war mir gerade recht, ihn zu treffen; denn ich war in großer Verlegenheit in Betreff der Weisung des Fürsten: ich solle in den Wagen seiner Frau steigen, wie sich's schicke.

„Herr Louis," sagte ich zu ihm, „Sie können mir in aller Eile einen guten Rath geben?"

„Was ist's, lieber Freund?"

„Die Frau Fürstin schickt mich zu ihrem Vater mit einem Briefe, der so eilig ist, so wichtig, wie es scheint, daß ich Befehl bekommen habe, die Berline der Madame zu nehmen. Muß ich nun hinten aufsteigen, oder zum Kutscher, oder hinein?"

„Hinein, lieber Freund, hinein," antwortete der alte Louis mit weiser Miene; „denn Sie sind nicht Livreebedienter, Sie sind mit einer höchstwichtigen Besorgung beauftragt. Es ist gerade so, wie damals, als der Fürst mich mit dem Brautschmuck an Fräulein von Noirlieu sandte — da stieg ich mit dem Diamantenkästchen in die Berline, deren Gespann in Galla war. Aber wohlverstanden, in Betracht der Ehrerbietung, die man seiner Herrschaft schuldig ist, hab' ich mich nur auf den Vordersitz der Berline gesetzt, während die anderen Geschenke in der Halbchaise folgten, die auch in Galla war — also hinein müssen Sie steigen, lieber Freund."

„Dank, Herr Louis."

Ich wollte in den Stall eilen, während der umständliche Alte mich am Arm festhielt und mir die fernere Weisung ertheilte, auf die er das größte Gewicht zu legen schien:

„Und vor allen Dingen, das muß ich Ihnen wiederholen, setzen Sie sich auf den Vordersitz — sonst werden Sie sich eine unverzeihliche Freiheit herausnehmen."

„Sein Sie ganz ruhig, Herr Louis, jetzt, da Sie mich unterrichtet haben, werd' ich mir einen solchen Mangel an Ehrerbietung nicht zu Schulden kommen lassen."

Ich war schon vier Stufen hinunter, als der alte Louis mich ganz entsetzt zurückrief:

„Martin, hören Sie doch! Ach Gott — das hatt' ich noch vergessen."

„Was denn, Herr Louis?"

„Das ist die Hauptsache, weisen Sie doch den Johnson" — so hieß der erste Kutscher der Fürstin — „an, wenn er nicht selbst daran denken sollte, was ich aber nicht befürchte; denn er hat in zu guten Häusern conditionirt — daß er, wenn Sie eingestiegen sind, die Sommerladen des Wagens hinter den Fenstern aufzieht, gerade wie wenn er leer nach Hause führe."

„Und warum das, Herr Louis?" sagte ich, begierig den Grund dieser ferneren Etiquettenfrage zu erfahren.

„Weil, wenn die Sommerladen aufgezogen sind und kein Livreebedienter hinten aufsitzt, das bedeutet, daß die Herrschaft nicht im Wagen ist. Begreifen Sie jetzt, wie wichtig das ist?"

„Freilich, Herr Louis, und ich werd' es nicht verabsäumen," sagte ich und lief eilig die Treppe hinunter, während Louis sich über das Geländer lehnte, aus seinen Händen ein Sprachrohr bildete und halblaut wiederholte:

„Und vor allen Dingen auf den Vordersitz."

„Ja, ja Louis," antwortete ich ebenfalls halblaut und richtete meinen Lauf nach dem Stalle."

Sechstes Kapitel.

Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)



Die Berline war angespannt, die Stallknechte warteten bei den Pferden; denn der Herr Kutscher schirrte niemals selbst an, sondern stieg nur erst zuletzt, wenn Alles in Bereitschaft war, auf den Bock. Uebrigens war Herr Johnson, als ein wahrer englischer Kutscher, wie der alte Louis das vorausgesehen, ein gewissenhafter Anhänger des Herkommens. Ich brauchte ihn an nichts weiter zu erinnern; denn da er erfuhr, daß ich in die Berline steigen sollte, gab er sogleich einem seiner Leute die Weisung, die Sommerladen aufzuziehen. Nachdem dies geschehen, gab der eine Stallknecht ihm die Peitsche, der andere die Zügel, die bis dahin auf einem der Sättelchen des Geschirres zusammengelegt gewesen waren, und die wichtige Person, die fast so dick war, wie Herr Dumolard, und deren großes, rothes Gesicht von einer weißen Wulstperrücke eingefaßt wurde, stieg prächtig auf ihren Bock, und fort ging's nach der Vorstadt du Roule, wo der Herr von Noirlieu wohnte.

Uebrigens versäumte ich nicht, meiner Pflicht nachzukommen und mich gewissenhaft auf den Vordersitz des leeren Wagens zu setzen. So sehr mich auch mein Auftrag beschäftigte, konnte ich mich doch bei dem Gedanken an alle diese bedientenhafte Umständlichkeit beim Hineinsteigen in den Wagen der Fürstin eines Lächelns nicht enthalten, und zum schärfsten Gegensatze rief ich mir den Doctor Clément in's Gedächtniß zurück, diesen an Herz und Geist wahrhaft großen Mann, diesen verehrungswürdigen Millionair, zu dem ich mich, als wir aus dem Hôtel Dieu traten, in den Fiaker setzen mußte, und mit welcher ehrerbietigen Rührung ich neben ihm Platz nahm.

Und doch sehen in der pünktlichen Beobachtung einer Masse von müssigen Gewohnheiten, von kindischen Unterscheidungen, die ich mir während meines Aufenthaltes im Hôtel Montbar allmälig zu eigen gemacht, viele Leute und selbst gute Köpfe, was sie die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung nennen — die unerläßlichen Bedingungen der Unterwürfigkeit der Kleinen unter die Großen. Das ist ein schwerer Irrthum, ich habe es unzählige Male angehört, mit welcher unglaublichen Rücksichtslosigkeit, mit welcher satyrischen Frechheit gerade von den Herren gesprochen wurde, die in Betreff der Bestimmungen der Bedientenordnung am unerbittlichsten waren, während andere Herrschaften bei aller Leutseligkeit und Nachsicht gleichwol durch die bloße Würde eines edeln und großen Charakters und eines hohen persönlichen Werthes ihre Dienerschaft zu einer Ergebenheit und Ehrerbietung zu bringen wußten, die sich ganz gleich blieb, die Herrschaft mochte nun zugegen sein oder nicht. Woraus ich mir denn nach persönlicher Erfahrung abgenommen habe, daß nichts falscher sein kann, als der berühmte Grundsatz:

Für den Kammerdiener gibt es keinen Helden, keinen großen Mann.

Keine falsche Heldengröße — das mag sein, aber die wahre Seelen- und Geistesgröße stellt sich im Gegentheil vor den Augen des vertrauten Dieners noch entschiedener heraus. Ich werde niemals vergessen, mit welcher rührenden Verehrung ein einfacher ehrlicher Bursche, der im Dienste des Herrn Vicomte von Chateaubriand stand, mir von diesem berühmten Manne erzählte, dessen Herz und Charakter nicht weniger bewundernswürdig ist, als sein Genie.

„Mein Gott, wenn wir von dem Herrn Vicomte reden," sagte der wackere Bursche mit liebenswürdiger Naivetät, „so sprechen wie immer von ihm, als

wenn er uns hören könnte." — Das ist wörtlich wahr. — Ach, Mademoiselle Astarte behandelte ihren Minister und ihre Frau Ministerin, mochten sie nun zugegen sein oder nicht, ganz anders!

Absichtlich und nicht ohne innern Kampf rief ich auf meiner Fahrt zu Herrn von Noirlieu diese Gedanken in mir wach. Ich suchte andern Vorstellungen zu entfliehen, die sich nur allzu sehr in mir vordrängten; denn der Wagen, in welchem ich mich befand, war der Regina's, und auch da noch athmete ich den eigenthümlichen Duft ihrer Gewänder, der immer als ein berauschender, gefährlicher Liebestrank auf mich wirkte.

— — — — — — — — — — — — —

Wir kamen bei Herrn von Noirlieu an, ich ließ den Wagen vor der Pforte halten, trat ein, und wie immer war Melchior bereit, mir auf der Treppe zu der Vorhalle kurzes Gehör zu schenken.

„Herr Melchior," sagte ich zu ihm, „ich habe dem Herrn Baron einen Brief von der Frau Fürstin zu überbringen — ich soll ihm denselben zu eignen Händen übergeben, so lautet der Befehl meiner Herrin."

Der Mulatte lächelte verächtlich und zuckte die Achseln.

„Es ist nicht die Rede davon, Herr Melchior, die Achseln zu zucken," sprach ich und erhob die Stimme sehr — „der Auftrag, mit dem Madame mich beehrt, ist so wichtig und so dringend, daß sie mir gesagt, ich solle ihren Wagen nehmen."

„Ihren Wagen!" sagte Melchior sehr verwundert.

„Ja — so eben stieg ich heraus — er hält an der Thür — also führen Sie mich auf der Stelle zum Herrn Baron — auf der Stelle."

„Unmöglich!" antwortete Melchior barsch.

„Unmöglich?"

„Der Herr Baron ist krank und nimmt Niemand an."

„Hören Sie, Herr Melchior," rief ich — denn dieser Mangel an gutem Willen machte mich böse — „wenn Sie nicht im Augenblick den Befehlen meiner Herrin Folge leisten —"

„Nun?"

„So fass' ich Sie so bei den Schultern," und ich that, was ich sagte, „kehre Sie um," und so that ich, „und trete in's Haus, indem ich aus allen Kräften nach dem Herrn Baron rufe, er wird mir schon antworten, und dann werde ich ihm meinen Brief übergeben."

Mit diesen Worten schob ich den Melchior, der nach Alter und Natur mir nicht die Wage halten konnte, wirklich bei Seite und stürzte in's Haus, indem ich aus allen Kräften schrie:

„Herr Baron, Herr Baron!"

„Unglücklicher —" rief der Mulatte und lief mir nach, „wollen Sie schweigen?"

Aber schon war ich in einen langen Corridor eingetreten und verdoppelte hier mein Rufen, indem ich zugleich von Zeit zu Zeit hinhorchte, ob Niemand antwortete. Am Ende hörte ich eine schwache Stimme rufen:

„Was ist das für ein Lärm? — Wer ruft mich? Was ist das? Melchior, wo bist Du? —"

Ich eilte durch einen Saal, öffnete eine Thür und stand dem Herrn von Noirlieu gegenüber, der so eben von einem Lehnsessel aufgestanden war.

Der Mulatte, bleich vor Wuth, kam erst nach mir an: ich beeilte mich, dem Baron den Brief seiner Tochter zu geben, und sagte zu ihm:

„Herr Baron — es muß eine gute Nachricht sein; denn die Frau Fürstin war so beeilt, sie Ihnen mitzutheilen, daß sie mich in ihrem Wagen hergeschickt hat."

Und während Herr von Noirlieu den Brief mit zitternder Hand entsiegelte, setzte ich hinzu:

„Ich muß den Herrn Baron wegen des Lärmes, den ich gemacht, um zu Ihnen zu dringen, um Verzeihung bitten, aber Herr Melchior wollte mich nicht anmelden —"

Herr von Noirlieu ließ mich nicht zu Ende reden — kaum hatte er den Brief Regina's gelesen, der jedenfalls sehr kurz war, als er bleich ward — dann wieder roth, alle Merkmale der tiefsten Gemüthsbewegung zeigte und mit gebrochener Stimme ausrief:

„Mein Gott! — Sie behauptet, es sei gewiß — mir Aufschluß — heute — da dürft' ich sie noch lieben — ewig lieben. — Ach, das ist zu viel auf einmal — wenn das wahr wäre — aber nein — nein



das ist unmöglich — und doch verlangt sie nur, daß ich kommen soll, um mich zu überzeugen!"

Und der Greis, dessen Thränen reichlich flossen, verbarg das Gesicht in beide Hände und sank auf den Lehnstuhl zurück.

„Herr Baron, was fehlt Ihnen," rief Melchior und eilte zu seinem Herrn. Und dann setzte er hinzu, indem er einen wüthenden Blick auf mich schleuderte: „Sehen Sie, Elender, was Sie gemacht haben?"

„Es wird wol nichts Schlimmes sein, Herr Melchior, ganz im Gegentheil."

Wirklich sprach der Greis, als die erste Aufregung vorüber war, gerade aufgerichtet und mit festem Schritte auftretend, statt daß ich ihn bis dahin immer nur vom Kummer gebeugt gesehen hatte, zu Melchior:

„Schnell meinen Hut und Mantel."

„Wie," sagte Melchior verblüfft, „der Herr Baron wollen —"

Und ohne ihm zu antworten, sagte Herr von Noirlieu zu mir:

„Der Wagen meiner Tochter —" und er verweilte auf diesem Worte, als machte es ihn unendlich selig, es auszusprechen.

„Der Wagen meiner Tochter ist da?" wiederholte er.

„Ja, Herr Baron."

„Und meine Tochter ist zu Hause?"

„Ja, Herr Baron."

„Wäre sie nicht da, so müßte sie zu mir kommen," sagte er zu sich selbst. „Nun —" und damit wandte er sich an Melchior. „Nun — mein Hut, mein Mantel!"

„Wie?" sagte der Mulatte, „der Herr Baron sind im Schlafrock und wollen —"

„Es ist auch Zeit, mich anzukleiden," antwortete der Greis. „Nur schnell Hut, Mantel."

„Aber, Herr Baron," sagte der Mulatte, „es kann nicht Ihr Ernst sein."

„Haben Sie mich verstanden?" sagte der Baron so entschlossen, so befehlend, daß der Mulatte fühlen mußte, es könnte zu gefährlich für ihn werden, wenn er noch länger Widerstand leisten wollte.

„Sie mögen mir, was ich verlangt habe, in den Wagen bringen," sagte der Greis zu Melchior. „Ich habe keine Secunde zu verlieren."

Und er ging so festen und behenden Schrittes vor mir her, daß ich ihm kaum folgen konnte. Mit jugendlicher Leichtigkeit schritt er die Treppe hinab. Melchior kam ganz athemlos mit dem Mantel auf dem Arm und dem Hut in der Hand, in dem Augenblick heran, als der Baron, unbekümmert darum, sich barhäuptig und im Schlafrock von grauem Wollenzeug sehen zu lassen, auf die Straße hinaustreten wollte. Kaum ließ er Melchior Zeit, ihm den Mantel über die Schultern zu hängen. Ich machte den Schlag auf, er sprang in den Wagen und sagte zu mir:

„Schnell — schnell in's Hôtel."

Aber Herr von Noirlieu hatte keine Rechnung ohne die Etiquette gemacht.

Der Herr Kutscher war in automatischer Unbeweglichkeit auf dem Bocke sitzen geblieben, die Zügel in der linken Hand, den Peitschenstiel auf das rechte Knie stützend.

„Schnell in's Hôtel," sagte ich zu ihm.

Aber Herr Johnson blieb unbeweglich und sagte, immer gerade vor sich hinsehend, ganz ruhig in seinem britischen Phlegma, ohne auch nur den Kopf nach mir umzuwenden:

„Die Sommerladen nieder."

„Aber Herr Johnson."

„Die Sommerladen nieder für den Gentleman," antwortete er unbeweglich wie eine Wachsfigur.

Jetzt begriff ich erst, daß, da Herr von Noirlieu meinen Platz in der Berline eingenommen, die Etiquette verlangte, daß die Sommerladen, die meinetwegen aufgezogen worden waren, für den Gentleman, wie Herr Johnson sich ausdrückte, niedergelassen würden; ich machte also, so ungeduldig der Baron sich auch geberdete, den Wagen wieder auf und ließ die Laden herab — worauf der Wagen, als schnellte ihn eine Feder fort, plötzlich fortschoß. Diesmal stieg ich bescheiden hinten auf, nachdem ich dem Kutscher anempfohlen, sehr schnell zu fahren — eine Weisung, die Herr Johnson vollkommen unbeachtet ließ. Hätte er die Fahrt beschleunigen wollen, so würde er wahrscheinlich den langsamen, regelmäßigen Gang seiner großen, prächtigen Rosse aus dem Tact gebracht haben; auch mußte der unschätzbare Kutscher wissen — was ich oft im Hôtel hatte sagen hören — daß nichts mehr nach einem Bürgerlichen, einem Börsen- oder Handelsmann aussehe, als wenn der Wagen über das Pflaster hinrollte, als brennte es unter ihm, und als hätte man Geschäfte — da doch der vornehme Mann niemals Eile zu haben scheinen müsse.

Herr von Noirlieu mochte freilich bei seiner glühenden Ungeduld, zu seiner Tochter zu kommen, die unerbittliche Lebensart des Herrn Johnson verfluchen; denn wir brauchten von der Vorstadt du Roule bis in's Hôtel Montbar mehr als eine halbe Stunde.

Endlich fuhr der Wagen in den Hof ein, ich machte Herrn von Noirlieu den Schlag auf; er eilte die Treppe so rasch hinan, daß ich kaum Zeit hatte, ihn einzuholen und vor ihm in's Zimmer der Fürstin zu treten. Doch kam ich noch zu rechter Zeit, um mit tiefem innern Triumphe anmelden zu können:

„Der Herr Baron von Noirlieu."

„Vater! —" rief Regina, als sie Herrn von Noirlieu eintreten sah — und in dem Augenblicke, als ich die Vorhänge niederfallen ließ, warf sie sich in seine Arme.

— — — — — — — — — — — — —

Ungefähr eine halbe Stunde nach der Ankunft des Herrn von Noirlieu verließ der Fürst mit gedankenvoller, fast ganz zufriedengestellter Miene die Gemächer Regina's, kaum wußte er seine triumphirende Freude zu verbergen, als er mir folgende Weisung gab:

„Frau von Montbar ist für Niemand zu Hause, als für den Capitain Clément."

Und damit verließ der Fürst den Saal.

Er mochte von Regina wissen, daß Herr Just kommen werde, und von ihr eine heldenmäßige Entsagung erwarten. Vielleicht hatte sie ihm in der ersten Freude und Dankbarkeit schon versprochen, mit Just zu brechen. Aber hatte er gerade an diesem Tage und zu dieser Stunde kommen wollen, oder hatte ihm die Fürstin in meiner Abwesenheit geschrieben? Das weiß ich noch nicht. Vielleicht wollte sie auch Just nur bitten, sich für einige Zeit fern zu halten.

Bei diesen Gedanken empfand ich mit Just, den ein unvorhergesehener Schlag so grausam treffen sollte, großes Mitleid. Ja, ich machte mir beinahe Vorwürfe, so gehandelt zu haben, wie ich gethan; aber das Bewußtsein, eine Pflicht erfüllt zu haben, beruhigte mich; denn kann der Fürst das Herz seiner Frau wieder gewinnen, so wird Regina, wie ich sie kenne, bei übrigens gleichem Glück, mit ihrem Manne zufriedener leben, als mit ihrem Liebhaber, weil das rechtmäßige Glück ihr gestatten wird, frei aufzutreten.

Gegen fünf Uhr ging Herr von Noirlieu fort, geleitet von seiner Tochter, die sich erst an der Treppe seines Hauses von ihm verabschiedete. Die Seelenheiterkeit, die aus den Zügen des Greises hervorleuchtete, bezeugte genugsam, daß er die Beweise für die Schuldlosigkeit der Frau von Noirlieu unwiderleglich gefunden, wie sie es auch waren.

Indem Regina in ihre Gemächer zurückkehrte, sagte sie zu mir:

„Ich bin durchaus nur für Herrn Just Clément zu sprechen. Bringen Sie mir Licht. Es ist nicht nöthig, daß Sie mir ankündigen, es sei aufgetragen — wenn ich späterhin Appetit bekomme, wird Mademoiselle Juliette mir etwas serviren. Sobald Herr Just Clément kommt, melden Sie ihn an."

„Ja, Frau Fürstin."

Um drei Viertel auf sechs kam der Capitain. Ich ahnte, daß etwas Wichtiges vorgehen müsse; denn er sagte im Eintreten in großer Unruhe zu mir:

„Es ist der Frau Fürstin doch nichts zugestoßen?"

„Nein, Herr Just — nicht, daß ich wüßte —"

„Gottlob!" sagte er halblaut und sein Gesicht erheiterte sich.

Armer Just! — dachte ich.

„Wollen Sie mich bei der Fürstin melden?" sagte er zu mir.

„Ja, Herr Just."

Und ich führte ihn in's Wohnzimmer.

Ich war entschlossen, was auch daraus entstehen möchte, diesmal Regina's und Just's Gespräch zu behorchen, nicht aus verächtlicher Neugierde, sondern weil ich zu ihrem eigenen Besten nothwendig in Erfahrung bringen mußte, welchen Entschluß sie faßten.

Ich hatte für den Fall, daß ich ertappt würde, glücklicherweise eine Entschuldigung und einen Vorwand — nämlich, daß ich jetzt erst Licht in den Saal brächte.

Sobald Just eingetreten war, holte ich also schnell eine Lampe und stellte sie so, daß ich sie erreichen konnte, auf ein Tischchen, indem ich mich bereit hielt, sie im Nothfalle in die Hand zu nehmen, als käm' ich jetzt erst. Und da ich mich übrigens in der Mitte des Saales aufhielt, konnte ich leicht Alles hören — die Vorhänge dämpften Just's und Regina's Stimme kaum ein wenig.

Regina hatte einige Augenblicke im Schweigen verharrt — als ich in den ersten Saal zurückkam, hörte ich, wie Just ängstlich zur Fürstin sagte:

„Regina, mein Gott, was haben Sie denn? — Erst das kurze Briefchen — nun so bleich — so stumm."

„Just — hören Sie mich an — heut Morgen ist mir der Beweis der Schuldlosigkeit meiner Mutter eingehändigt worden."

„Wirklich?" rief Just mit freudiger Bewunderung.

Dann setzte er im Ton der Rührung hinzu:

„O, das fühl ich gewiß eben so tief, wie Sie! — Wie glücklich muß Sie das machen! — Aber dieses Glück ist so heilig, so erhaben, daß ich Sie jetzt verstehe."

„Die Beweise für die Schuldlosigkeit meiner Mutter waren so schlagend," sagte Regina mit wachsender Gemüthsbewegung, die sich im Ton ihrer Stimme kund gab, „daß noch vor wenig Augenblicken mein Vater hier an dieser Stelle liebevoller gegen mich war, als er je gewesen, und mit Thränen der Bewunderung von meiner Mutter sprach."

„Nun, so ist ja Ihr Kummer gehoben."

„Just, ich bitte Sie um Gotteswillen, hören Sie mich zu Ende, der auf diese Weise den Ruf meiner Mutter wieder hergestellt, der meine ewige Erkenntlichkeit verdient —"

„Ewige, unveränderliche," rief Just; „denn ich muß wissen, wie Sie gelitten — wie oft haben nicht der Verlust der Liebe Ihres Vaters, der Gedanke an den Flecken, der an dem Ruf Ihrer Mutter klebte, die reinsten Freuden unserer Liebe getrübt! Ja, ich will Ihre Dankbarkeit theilen, Regina — nicht Sie allein sollen diese heilige Schuld abzutragen haben — ich will —"

„Halten Sie ein," rief Regina, „o mein Gott — es ist, als hätt' ich seinem Edelmuth eine Schlinge legen wollen!" setzte sie zitternd hinzu.

„Eine Schlinge meinem Edelmuth?"

„Wissen Sie, wer es ist, dem ich diese ewige Erkenntlichkeit schuldig bin, die Sie theilen wollen?"

„Reden Sie zu Ende."

„Muth — mein Gott — es ist —"

„Es ist?"

„Mein Gemahl."

Es trat auf's Neue ein tiefes Schweigen ein; es war mir, als hörte ich Regina schluchzen.

„Ihr Mann! — nun wohl —" versetzte Just verwundert — „wozu diese Thränen? Wozu diese Aengstlichkeit? Warum glaubten Sie mich unterbrechen zu müssen? — Ich wiederhole es auch jetzt noch — nicht Sie allein sollen diese Schuld gegen Denjenigen, welchem Sie vielleicht den glücklichsten, den schönsten Tag Ihres Lebens verdanken, abzutragen haben — warum soll ich, der ich Ihre Freuden, Ihre Leiden getheilt, nicht auch Ihre Dankbarkeit gegen Herrn von Montbar theilen?"

„Warum nicht?" rief Regina und sah mit Schrecken, wie wenig Just ahnte, was sie ihm zu melden hatte — „warum nicht? — ach, weil Umstände eingetreten sind, welche Sie nicht ahnen —"

„Um Gotteswillen, reden Sie, Regina!"

„Seitdem mein Mann von seiner Reise zurückgekehrt, war meine Stellung, wie Sie wissen, unleidlich geworden. Meine Liebe zu Ihnen zu verheimlichen, da sie doch mein Herz, mein Leben erfüllte — das war mir unmöglich — ich kann eben so wenig verheimlichen, was wahr ist, als etwas Unwahres sagen. Ich gestand daher meinem Manne gerade heraus, auf dem Punkte, bis zu dem unsere Verhältnisse seit einem Jahr gediehen, sei eine Trennung ohne Aufsehen, ohne Scandal, wie sie sich für Leute, wie wir sind, ziemte, nothwendig, unvermeidlich."

„Wie haben davon oft geredet — aber warum haben Sie mich von diesem Schritte nicht unterrichtet?"

„Lieber Gott, warum sollte ich Ihnen mit diesen traurigen Erörterungen lästig fallen? Ich wollte mit Ihnen nicht eher davon sprechen, als wenn ich sagen könnte: Alles ist in Ordnung, wir sind frei —"

„Und in diese Trennung," sagte Just, ohne seine Angst zu verbergen, „will er nicht willigen?"

„Sein Edelmuth ist bewunderungswürdig," versetzte Regina mit großer Niedergeschlagenheit, „er will nicht, daß die Erkenntlichkeit, die er von mir zu erwarten berechtigt ist, auf meinen Entschluß, mich von ihm zu trennen, irgend einen Einfluß ausübe. Besteh' ich darauf, so reist er morgen nach Italien und gibt mir meine Freiheit wieder und verläßt sich in Bezug auf die Beobachtung des Anstandes auf mein Zartgefühl — und auf das Ihrige, Just — er hat es gesagt —"

„Dieses Betragen ist würdig und edel, das muß ich gestehen," sagte Just gerührt, „aber dann —"

„Aber dann, wollen Sie sagen," rief Regina, „ist's unerklärlich, daß ich nicht zu Ihnen sage: Wir sind frei — lassen Sie uns den Traum, den schönen Traum, der so blendend war, daß wie ihn kaum in's Auge fassen mochten, in's Werk setzen? Was hält uns noch zurück? Mein Mann erklärt mich für frei, ich habe die Liebe meines Vaters wiedergewonnen, der Ruf meiner Mutter ist wieder hergestellt — Just, mein Vielgeliebter, endlich bin ich die Deinige, auf immer und ewig!"

„Regina — Sie erschrecken mich — rasen Sie? — o Gott!"

„Nein — es ist keine Raserei — mein Mann liebt mich — verstehen Sie jetzt?"

„Liebt Sie?" sagte Just, als traute er seinen Ohren nicht.

„Ja, hat mich immer geliebt — leidenschaftlich geliebt."

„Er!" rief Just mit bitterem Zweifel.

„O, gehn Sie mir, ich habe Alles Mögliche aufgestellt, um es nicht glauben zu dürfen," rief Regina; „aber wie konnt' ich seinen Thränen, seinen Geständnissen, die für ihn äußerst niederdrückend waren, und doch durch seine Aufrichtigkeit und seine Reue rührend — Widerstand leisten? Wie hätt' ich nicht seiner Niedergeschlagenheit, seiner so ganz wahren Verzweiflung, seiner rührenden Sprache Glauben schenken sollen? Ach, Just, was brauch' ich Ihnen das zu sagen? Ich fürchtete mich davor, überzeugt zu werden, da muß er wol aufrichtig sein — und nun bin ich überzeugt!"

Es trat eine neue Pause ein.

Just nahm zuerst wieder das Wort.

„Und was verlangt Herr von Montbar?"

„Er verlangt nichts — er fordert nichts — er bittet — das ist Alles. Ja, nach dem unermeßlichen Dienst, den er mir geleistet, ja, nachdem er mich überzeugt, daß er mich immer zärtlich geliebt hat — bittet er — darin liegt seine Stärke!"

„Und was verlangt er?" wiederholte Just mit bebender Stimme.

„Er bittet mich, ich solle ihm erlauben, daß er mich liebe, daß er die Hoffnung fasse, meine Liebe wieder zu gewinnen. Ist dieser letzte Versuch vergeblich, hat er zu mir gesagt — nun wohl, dann mag mein Schicksal in Erfüllung gehen — dann sollen Sie nie wieder von mir hören — dann mögen Sie die Freiheit benutzen, die ich Ihnen hiermit einräume — dann — verstehen Sie mich wohl, Regina — was auch kommen mag, wie Sie sich auch entscheiden mögen — Sie sind frei — vollkommen frei — ich verlange von Ihnen auf den Grund meiner Rechte nichts mehr — die hab' ich verscherzt. Wenn ich Sie zum letzten Male um Nachsicht anflehe, so ist's im Namen meiner Liebe, im Namen Dessen, was ich gelitten und noch leide. — So hat er zu mir geredet — und das Alles — glaub' ich ihm. Ich hab' ihm nichts versprochen, aber ich habe ihm geschworen, der Pflichten, welche die Dankbarkeit mir auferlegte, ewig eingedenk zu sein. Jetzt, Just, hab' ich Ihnen die Frage vorzulegen: **Was ist zu thun? — was sollen wir thun?**"

Eugène Sue

(Fortsetzung folgt.)

Der Verurtheilte.

(Fortsetzung aus Nr. 147.)

Zu Hause war allenthalben große Freude über meinen Triumph. Der Graf wollte sich ausschütten vor Lachen, als ich ihm die Figuren und verschiedenen Scenen nach der Urtheilspublikation beschrieb. Meine Clementine strahlte in freudigen Blicken und sagte: ich sei ihr zum zweiten Mal wiedergeschenkt.

Die Freude sollte jedoch nicht von langer Dauer sein; denn der Oberprokurator von Kragenstrom hatte gegen das Urtheil Appellation eingelegt und schon in vierzehn Tagen erhielt ich die Ladung zum Erscheinen vor der correctionellen Appellationskammer des Landgerichtes.

An dem betreffenden Sitzungstage war mir nicht so leicht zu Muth wie das erste Mal; denn ich mußte fürchten, daß mein Feind, der Oberprokurator von Kragenstrom, persönlich als öffentliches Ministerium fungiren, auch daß der Präsident dieser Kammer, welcher nach Allem, was ich von ihm gehört, ein Mann war, der gern strafte, seinen Einfluß bei dem Collegium zu meinem Nachtheil geltend machen würde.

Im Betreff des ersten Punktes hatte ich mich jedoch geirrt; denn die Functionen der Staatsbehörde nahm der Prokurator Löwe wahr, ein Mann, dessen Aeußeres schon sowol den Unschuldigen wie den Schuldigen für ihn einnehmen mußte. Seine Miene drückte ungeheuchelte Freude aus, wenn die Sache so angethan war, daß er auf Freisprechung des Beschuldigten antragen konnte; Kummer lag in seinen Zügen, wenn er einen Strafantrag formiren mußte. Stets deutscher Gesinnung, zeigte er sich überall als deutschen Mann, der, so viel menschliche Unvollkommenheit es gestattete, Gerechtigkeit handhabte.

Das Bild dieses Mannes, dessen vortreffliche Eigenschaften ich erst in späterer Zeit in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen Gelegenheit hatte, bleibt indeß weit hinter dem Original zurück; bald wird sich dasselbe aber in dem Besitze eines jeden Vaterlandsfreundes befinden; denn jener Mann, ein abgesagter Feind der Bureaukratie, wurde zu deren Opfer erkoren unter dem Vorwande eines Verbrechens, dessen derselbe bei seiner Treue gegen den Landesherrn nicht fähig sein konnte. Er wurde, nachdem er mehre Jahre das wichtige Amt eines Oberprokurators bekleidet hatte, vor Gericht gestellt. Wie aber auch der Ausgang seiner Angelegenheit sein möge, er hat die Liebe, die unbegrenzteste Achtung des Volkes für sich, er kann der Theilnahme und Hülfe desselben versichert sein.

Anders war es mit dem Präsidenten. Ohne mich lange bedenken zu dürfen, erkannte ich in demselben sofort den ehemaligen Lieutenant Kunstmann. Er war, so schien es, um zwanzig Jahr älter geworden, hatte jedoch das Menschenfeindliche in seinem Wesen noch nicht abgelegt, und die Art, mit der er den diensthabenden Gerichtsvollzieher in der Audienz anredete, demselben Befehle und zahlreiche Verweise ertheilte, auch wie er mich, den Beschuldigten, den er sehr wohl zu kennen schien, behandelte, erinnerten unmittelbar an's Militairische, namentlich an das von ihm zu jener Zeit beobachtete Verfahren mit seinen Untergebenen.

Daß ich von diesem Richter nichts zu hoffen hatte, brauchte ich mir wol nicht erst zu gestehen.

Ungeachtet mir dadurch die Aussichten auf Bestätigung des Urtheils erster Instanz getrübt waren, erfolgte diese Bestätigung, und zwar auf den Antrag des Staatsprocurators Löwe, dennoch, und es schien mir, als wenn der Präsident im Berathungszimmer, den vier Richtern gegenüber, mit seiner Stimme auf Reformation des ersten Erkenntnisses die alleinige Minorität gebildet hätte. Den Ton und die Essigmiene, mit welchen Herr Kunstmann selbst mir das abermals freisprechende Urtheil verkündigen mußte, werde ich, so lange ich lebe, nicht vergessen.

Ein neuer Triumph der Gerechtigkeit, aber leider nicht von Dauer!

Schon in der nächsten Woche wurde mir wieder eine Ladung zugestellt, auf dem Untersuchungsamt mich einzufinden.

Jedem, der mit dem Gang der gerichtlichen Angelegenheiten vertraut war, schien diese Ladung unerklärlich, doch sagte mir mein Rechtsbeistand sogleich, daß der Oberprocurator von Kragenstrom, nachdem die Klage wegen Mishandlung des Gerichtsvollziehers nicht durchgegangen sei, die fiscalische Untersuchung wegen Beleidigung eines Beamten im Dienst gegen mich eingeleitet hätte, und daß diese Untersuchung heimlich und schriftlich geführt würde.

Es verhielt sich wirklich so. Nicht allein ich, sondern auch die Zeugen wurden nochmals von dem Instructionsrichter abgehört, dann in einem zweiten Termine die Depositionen der Letztern mir vorgelesen und die Einreichung einer Vertheidigungsschrift von mir verlangt, welches auch durch meinen Advocaten geschah. Mehre Wochen darauf publicirte man mir in einem dritten Termin das Erkenntniß. Stelle Dir vor, geneigter Leser, es lautete auf — Gefängnißstrafe von einem Monat.

Wie aus den Wolken gefallen, vernahm ich diese nicht geahnte Sentenz, meine Gattin gerieth fast in Verzweiflung, der Graf sagte, sich kernig deutsch ausdrückend: „So schlage das Wetter drein, Ihr Schurken!“ und mein Vertheidiger zuckte die Achseln.

Er gab mir den Rath, auf das Rechtsmittel der weitern Vertheidigung, wie sie es nannten, zu verzichten, da mir dieselbe, nach Lage der Sache, nicht viel helfen könnte; ich möchte in Gottes Namen, so rasch als möglich, meine Strafe abbüßen und dann die Sache zu vergessen suchen.

Diesen Rath beschloß ich zu befolgen, und nachdem ich abermals meine Clementine getröstet, die eine vierwöchentliche Trennung nicht überleben zu können meinte, nachdem ich mein Hauswesen und meine Geschäfte geordnet, trat ich den Weg zum Gefängnisse an.

Auf des Schloßherrn ausdrücklichen Befehl und reichlich von diesem unterstützt, trat ich als sogenannter Freigänger ein.

Diese waren damals nämlich nicht so eingeschränkt wie jetzt. Sie gingen den ganzen Tag über in der Anstalt ohne Aufseher frei umher, hatten ein eigenes Wirthszimmer; in welchem sie essen, trinken und mit einander spielen konnten, was sie Lust hatten. Die Unterhaltung bei der Tabakspfeife, das Lesen aller möglichen Zeitungen und Bücher, der abwechselnde Besuch von Verwandten und Freunden, der jeden Tag und zu jeder Stunde erlaubt war, verkürzten dem Unempfindlichen in angenehmer Weise die Haft. Der Hausinspector, dem damals jenes Wirthschafthalten übertragen war, hatte ein pecuniäres Interesse, der Freiheit — ich kann mich nicht anders ausdrücken — seiner Stubengefangenen keine Schranken zu setzen. Und doch fühlte ich mich wahrhaft unglücklich. Nur die Stunden, die ich mit meiner Gattin bei deren regelmäßig in jeder Woche drei Mal stattfindenden Besuche verplauderte, ließen mich geduldig den Verlust der gewohnten Freiheit ertragen.

„Jedes Misgeschick muß zuletzt aufhören!“ so dachte ich wenigstens damals, als ich den Leidenskelch noch nicht bis auf die Hefen geleert hatte — auch meine Gefangenschaft erreichte ihr Ende, ich befand mich wieder bei Weib und Kind, in der edlen Beschäftigung meines Standes, zufrieden mit meinem Schicksal und umgeben von häuslichem Glück.

Die wichtigsten Ereignisse, welche hierauf während eines Zeitraumes von anderthalb Jahren in meinem Kreise stattfanden, waren die Geburt eines lockenköpfigen starken Knaben, den meine theure Clementine mir schenkte, und der sanfte Tod meines Schwiegervaters. Gottergeben, mit der unbesiegbaren Hoffnung auf ein besseres Jenseits, getröstet durch die Stärkungen der Religion, entschlummerte der edle Greis in unsern Armen, während eines ihm vom Schloßherrn abgestatteten Besuchs, uns und seine Enkel segnend.

Noch hatten wir die Trauer um den theuren Verstorbenen nicht abgelegt, da brach das Unglück mit aller seiner Stärke über uns los, und es begann die schrecklichste Katastrophe meiner Tage, die bis heute ihr Ende nicht erreichte und, wie es den Anschein hat, bis zum Tode fortdauern wird.

Im Dorfe Kaiserhöhe war Kirmeß, wie das Volk sich ausdrückt, d. h. es wurde das jährliche Kirchweihfest, durch solennen Gottesdienst mit Prozession in der Kirche, durch Essen, Trinken, Tanzen und Spielen in den Häusern der Pfarrgenossen, gefeiert. Mindestens drei, auch wohl vier bis sechs Tage dauerte solche Lust, binnen welcher Zeit weder irgend eine Feldarbeit verrichtet, noch sonst ein Handwerk betrieben wurde. Die Ersparnisse des ganzen Jahres gingen unbemittelten Leuten bei dieser Gelegenheit verloren, die Schwelgerei währte Tag und Nacht hindurch, und Prügeleien würzten die zügellosen Freuden. Herumziehende Possenreißer, Seiltänzer, Puppenspieler, Orgeldreher, Harfenmädchen, Glücksspieler und dergleichen sammelten in öffentlichen und Privathäusern von Einheimischen und den zahlreichen Gästen ihre Gaben; ein Jahrmarkt, wo Dinge aller Art feilgeboten wurden, machte das Treiben im Ort noch bunter.

Auch meine Clementine und ich waren bei Förster Lehmig eingeladen für alle drei Kirmeßtage, doch beschlossen wir nur den Sonntag bei dieser Familie zuzubringen, um Vormittags die stattliche Prozession sehen und am Abend wieder in unseren vier Pfählen zur Ruhe gehen zu können; denn am Montag früh sollte eine neue Anlage im Garten vorgenommen werden, zu der meine persönliche Gegenwart durchaus erforderlich war. Dann aber auch gestattete die Mutterliebe meiner Clementine es nicht, länger von ihren Kindern wegzubleiben, die sie selbst unter der Obhut einer braven und geprüften Magd nicht sicher glaubte. Die Dauer der Abwesenheit von einem ganzen Tage nannte sie schon ein Opfer, welches sie der Freundschaft brachte, um die Familie, die jede Gelegenheit, uns zu ehren und ihre Erkenntlichkeit an Tag zu legen, ergriff, nicht vor den Kopf zu stoßen.

Der Tag war schön, die Landstraße nach Kaiserhöhe führte eine ziemliche Strecke durch einen anmuthigen Buchenwald, und Hunderte von Menschen pilgerten jenem kirmeßberühmten Orte zu. Alles Dieses bewog uns, den ziemlich weiten Weg von mehren Stunden ebenfalls zu Fuß zurückzulegen, obgleich der mit den Seinigen bei dem dortigen Pfarrer eingeladene Haushofmeister eine Kalesche anspannen lassen wollte, wenn wir in seiner Gesellschaft nach Kaiserhöhe fahren würden.

Das herzlichste Willkommen empfing uns in der Försterwohnung, wo man uns mit Gebackenem und Gebratenem zu Tode füttern zu wollen schien. Im Dorfe wimmelte es von vornehmen und geringen Fremden.

Nachdem die Prozession wieder in die Kirche gezogen und wir mit allem Volk den letzten Segen empfangen, ging es zu Tische, bei dem wir, nach gewohnter Art, bis gegen fünf Uhr Nachmittags verweilten; dann wurde der Jahrmarkt, auf dem ich noch einiges kleines Geräthe, Bohrer, Zange und Feuerstahl einkaufte, besucht, endlich die Stufen zum Tanzlocal betreten.

Der Tanz spielt auf dem Kirchweihfest die Hauptrolle; ohne Tanz keine Kirmeß. Gewöhnlich findet dieses Vergnügen in mehren Wirthshäusern zugleich statt, und Musikanten aus den nahe gelegenen Städten sind ununterbrochen beschäftigt, für ein erkleckliches Honorar die Tanzwuth durch harmonirende oder disharmonirende Geigen, Bässe, Clarinetten und Trompeten zu steigern.

Von allen Tanzlocalen ist jedoch stets das besuchteste dasjenige, in welchem die Junggesellen — zugleich Schützen mit ihrem jährlichen Könige an der Spitze — ihr Lager aufgeschlagen haben. Die Junggesellen- so wie die Männerbruderschaft sind eigentlich religiöse Vereine, welche jedoch neben der jedem Mitgliede vorgeschriebenen Andachtsübung in und außer der Kirche dem gemeinschaftlichen Vergnügen, insbesondere dem Vogelschießen und Tanz, huldigen dürfen.

Wir betraten also mit unseren Wirthen den bereits sehr gefüllten Tanzsaal, an dessen Eingang man uns gegen Bezahlung des Eintrittsgeldes eine Karte verabreichte, die für Wein und sonstige Erfrischungen statt baaren Geldes angenommen wurde.

Außer dem Ehrentanz, den meine Frau dem Förster und ich der Försterin nicht versagen konnten, machten wir keine der Walzer oder Quadrillen, deren Aufführung uns in Staubwolken hüllte, mit; wir zogen uns vielmehr in eine Ecke des Saales zurück, wo wir von den Fußtritten der meistens plumpen Tänzer nichts zu befürchten und, so lange es noch Tag war, auf den Marktplatz und das bunte Treiben desselben, die schönste Aussicht hatten.

Noch waren wir nicht lange auf unserer Stelle, als Clementine mich auf drei elegant gekleidete Reiter aufmerksam machte, welche das Dorf herauf kamen und ihren Weg nach dem Tanzhause einschlugen.

Der Mittlere, einen prächtigen Schimmel unter sich, war zu meinem Schrecken Niemand anders, als Baron von Zabern, der mit seinen Freunden, nach gewohnter Art, auf der Kirmeß gute Mädchenjagd zu machen glaubte. Die Pferde der Reiter wurden in den Stall geführt, und die Stiegen erklirrten von den Tritten der bespornten Herren, welche gleich darauf, ihre Reitpeitsche in der Hand, durch die Saalthüre hereinschritten.

Unsere Familiengruppe genoß die Ehre, von den Herren freundlich gegrüßt zu werden, eine Artigkeit, die wir mit schuldiger Hochachtung erwiderten. Dann knüpfte man ein kurzes Gelegenheitsgespräch an, wobei der Baron meiner Frau, die beiläufig bemerkt, zu einer wahren Schönheit erblüht war und durch die Befangenheit, mit der sie ihrem frühern Verfolger gegenüberstand, noch reizender erschien, viele artige Dinge sagte, die mir das Herz zerschnitten. Er seinerseits mochte wol die Falten auf meiner Stirn bemerkt haben; denn er brach die Unterhaltung mit Clementinen ab, wandte sich mit dem freundlichen Bemerken: „Wir wollen nicht länger stören!“ zu mir hin, grüßte halb nachlässig, aber einen feurigen Blick auf meine Frau richtend, welcher ihr das ganze Blut in's Gesicht jagte, und verließ uns sodann mit seinen Begleitern, um die übrigen anwesenden Mädchen und Frauen zu mustern.

Eduard Ludwig.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Elisabeth von Oestreich.

Unter dem Titel „Elisabeth d'Autriche, reine de France, par Clary Darlem“ — Pseudonym — erschien vor Kurzem in Paris bei Frank der erste Band eines historisch-novellistischen Werkes, welches uns geeignet scheint, einen außergewöhnlichen Eindruck in der französischen sowol, als in der deutschen literarischen Welt zu machen.

Dieser Band trägt den Nebentitel: „Vienne au seizième siècle“; wodurch er, so zu sagen, ein abgeschlossenes Ganze bildet.

Ein lebendiges und mit tiefer historischer Wahrheit dargestelltes Bild Wiens zu jener Zeit, nebst Rückblicken auf die lichtesten Punkte seiner glorreichen Erinnerungen seit seinem Entstehen werden uns hier auf anziehende Weise vorgeführt. Der Plan des auf echt historisch-romantische Grundlagen gestützten Werkes scheint uns, nach der in diesem Bande sich entfaltenden Exposition zu urtheilen, großartig angelegt. Eine reiche Phantasie, ein reiner, eleganter, sich oft sogar zur Majestät des Geschichtlichen erhebender Stil — welche Vorzüge auch von den französischen Kritikern anerkannt wurden — eine geschmackvolle, gediegene Auswahl der Episoden, die in schöner Abwechslung das Ganze durchweben, dies Alles vereinigt, bietet eine äußerst anziehende Lectüre und zugleich eine instructive Uebersicht schöner vaterländischer Erinnerungen.

Einer der ersten Kritiker Frankreichs nannte dies Werk eine „Vue à vol d'oiseau du seizième siècle.“ Und wirklich führt es uns mit lichter Wahrheit an den reizendsten Punkten unserer heimatlichen Gefilde vorüber, läßt uns in die Intimität des kaiserlichen Hofes schauen; wir lernen den weisen und milden Maximilian II. im liebenden Familienkreise kennen; wir sehen seine Gemahlin, die stolze spanische Maria, an jenem Erkerfenster der alten Burg sitzen, neben ihr am Stickrahmen die schönen Töchter Anna und Elisabeth; indeß unten in den Burggärten — an jener Stelle, wo heut zu Tage Joseph II. Reiterbild und die imposanten Gebäude ringsum den Platz zieren — das Gespräch der Cavaliere und Damen uns die Sitten der Epoche anschaulich macht.

Um Maximilian's und Elisabeth's edle und liebenswürdige Gestalten gruppiren sich die damaligen Repräsentanten mehrer unserer großen Familien mit historischer Treue gezeichnet. Wir besteigen mit der jungen Erzherzogin und ihren Begleitern den alten Sitz der Babenberger; wir folgen ihr in den ehrwürdigen Stephansdom, dessen Beschreibung eine reich verzierte Krone, fast der schönste Schmuck dieses Bandes ist.

Elisabeth, diese zarte und sinnige Erscheinung, von der die Verfasserin in ihrem Avant-Propos sagt: „Elle passa comme une ombre diaphane au milieu de la cour pervertie de Catherine de Médicis, ne laissant d'autres traces de son séjour en France, que les souvenirs de sa beauté et de ses vertus, jetés dans quelques mémoires du temps“ etc.; diese reine weiße Rose schimmert uns durch die tiefgedachten und mit forschender Wahrheitsliebe entworfenen Bilder stets in lichter Schönheit entgegen.

Die historischen Noten und Aufklärungen gewähren auch viel Interesse. Ueber Maria Stuart, deren Einflechtung in den Roman mit Geschick herbeigeführt ist, spricht die Note 4 ein mildes, auf neue Ansichten gestütztes Urtheil aus, dessen Gründe wir in der Fortsetzung des Werkes erwarten. Dies gilt auch von den Andeutungen über die Persönlichkeit Karl IX., welche die Verfasserin uns in einem neuen Lichte zu zeigen gesonnen scheint. Vielleicht gelingt es der reichen Poesie ihres Geistes, von der sie hier Proben ablegt, einen milden Abglanz dem unglücklichen jungen Prinzen abzugewinnen, der in seiner Kindheit allerdings von der Natur günstig begabt schien, dessen Andenken aber in der Bartholomäusnacht unwiederbringlich unterging.

Um alle diese merkwürdigen historischen Gestalten schlingen sich auch phantastische Arabesken: ein maurischer Prinz, dessen geheime, von Elisabeth nicht geahnte Leidenschaft der arglistigen Catharine die Fäden leiht zu der Intrigue, in der das Glück ihres Sohnes und Elisabeth's untergehen wird; dann eine junge Gefangene, vermuthlich in geheimnißvoller Beziehung auf die Jugendzeit Maximilian's in Spanien, nehmen unser Interesse mächtig in Anspruch. Vielleicht führt uns der Fortgang der historischen Erzählung auch in der Alhambra orientalische Prachttrümmer, oder auch an Philipp's argwöhnischen Thron.

Es ist fürwahr eine erfreuliche Erscheinung, einmal in fremder Zunge einen Ausdruck für unsere schönen vaterländischen Erinnerungen zu finden, gerecht und wahrheitsliebend, und eben so streng historisch prüfend, als poetisch aufgefaßt. Bisher hatten sich ausländische Literaturen wenig damit befaßt, unsere Glanzpunkte hervor zu heben. Ja, es ließen vielmehr Indifferenz, Unkunde, sogar Böswilligkeit unsere lichtesten ritterlichen Erinnerungen unbeachtet. Wer z. B. gab sich je die Mühe, wie es in vorliegendem Werke der Fall ist, die Streitsache des Babenbergischen Leopold's und Richard's von England näher zu beleuchten, als es die brittischen und fränkischen Geschichtschreiber thaten? — ja auch noch zu unsern Tagen der große Walter Scott?

Mit dieser Elisabeth von Oestreich — zumal da das Werk berufen scheint, eine höhere Stufe in der französischen Literatur einzunehmen — beginnt also vielleicht eine würdige Vertretung unserer nationalen geschichtlichen Glanzpunkte, welche wir dankbar anerkennen und nur wünschen müssen, durch dieselbe Feder und auf dieselbe Weise unsere vaterländische Geschichte seit dem sechzehnten Jahrhundert behandelt zu sehen.

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.

№ 149.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 5. Mai 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Siebenter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 148.)

Siebentes Kapitel.

Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)

„Regina," sagte Just in leidenschaftlichem Tone zu ihr, „Regina, liebst Du mich?"

„Darnach fragen Sie mich?" antwortete Frau von Montbar mit unaussprechlicher Wahrheit des Gefühls.

„In dem Falle," versetzte Just fast leise und mit vor Leidenschaft bebender Stimme, „in dem Fall keine thörichte Großmuth, nimm die Freiheit an, die man Dir anträgt — das Glück, die Zukunft ist unser, eine ganze, lange Zukunft voll Liebe — verstehst Du mich, Regina? — nicht einer durch das Pflichtgefühl gefesselten Liebe, wie die unsrige es bis jetzt hat sein müssen, sondern einer freien, glühenden, rasenden Liebe."

„O, reden Sie nicht so, sehen Sie mich nicht so an — Sie richten mich zu Grunde, Sie machen mich feige — ach! und ich brauche doch meinen ganzen Muth, wenn ich daran denke —"

„Und ich verlange, daß Du an nichts Anderes denkst, als an unsere Liebe, Regina," sagte Just mit verdoppelter Gluth. Ich will, daß Du in Erwartung des nahen, süßen Augenblicks wie ich Deine Wonne und Deine Qual in dem berauschenden Gedanken findest: bald werden wir frei sein —"

„Genug, o genug — erbarmen Sie sich meiner!" lispelte die Fürstin.

Just war unerbittlich und fuhr in zugleich so zärtlichem, so eindringlichem Tone fort, daß ich wider Willen auch jetzt noch vor Eifersucht und Schmerz in die Höhe fuhr.

„Nicht wahr, meine Regina, Du verstehst, Du fühlst Alles, was in den Worten liegt: wir sind frei? frei — das heißt in Deiner Nähe sein — da, immer da, angebeteter Engel — frei, das bezeichnet jenes Liebesleben voll Kunstübung, Poesie, edler Arbeitsamkeit, von dem wir so oft geträumt — Du weißt es — wir pflegten zu sagen, in der Liebe ist Alles, von der Sinnengluth bis zu den süßesten, den edelsten Geistesgenüssen — Geistes- und Herzensgenüssen, frei — o Engel, das heißt bei Dir, mit Dir, für Dich — nach Dir leben — das heißt jeden Augenblick Deine Hände, Deinen Nacken, Deine Augen, Dein Haar küssen dürfen."

„O schweig, schweig — Du versengst mich," stammelte Regina mit erlöschender Stimme, „schweig."

Und es kam mir vor, als legte sie flehend dem Just die Hand auf den Mund, um auf diese Weise die Rede des Liebenden zu ersticken.

„Nun wohl — nein, nein — ich spreche davon nicht mehr," antwortete Just mit eben so zitternder, eben so leiser Stimme, wie die Regina's war, „nein, nein — ich will davon nicht mehr reden; denn auch mich verzehrt das, auch mich tödtet das — nun wohl — wenn wir frei sind, so werden wir nach dem Freudenrausch, dessen bloße Vorstellung uns niederwirft, in der süßen Hingebung zweier Seelen, die voll Frische und Heiterkeit sind, ausruhen. O komm, komm, Regina, komm — wir werden nicht von diesem Prunk umgeben sein, der Dich so oft drückt, aber wir werden eeich an Glück sein — o ja, so reich, daß wir einer ganzen Welt davon mittheilen könnten. Und wenn Du Dich irgend einmal nach Deinem vergangenen Reichthum zurücksehnst, so sagst Du Ein Wort, und meine Arbeit, meine Kenntnisse schaffen Dir Schätze herbei — aber reine Schätze, wie die Quelle rein ist, aus der ich sie geschöpft haben werde — rühmlich für Dich und mich. O komm, meine Göttin — komm, sage ich Dir, wir gehören nicht mehr jedes sich selbst, sondern Du bist mein, wie ich Dein bin."

„Erbarmen, Just, Erbarmen — aber bedenke doch — mein Gott!"

„Was soll ich bedenken? was? arme Edelmüthige — Dein Mann hat den Ruf Deiner Mutter wieder hergestellt, das ist gut, das ist schön — er hat als Ehrenmann seine Pflicht gethan. Ich bin der Erste gewesen, der das zugegeben — Du würdest nicht allein erkenntlich gegen ihn sein — aber was geht das unsere Liebe an?"

„Aber er liebt mich — aber er leidet — er ist unglücklich — er!"

„Er liebt Dich," rief Just, „er will Dich lieben! Wie? ein Jahr lang hat er Dich vernachlässigt, Dich mit kalter Verachtung überschüttet, Dir das Herz unheilbar verwundet — Dir, die er hätte segnen, hätte auf den Knieen anbeten sollen — und eines schönen Morgens, da er sieht, daß er durch seine Schuld die edle, innige Zuneigung eingebüßt, von der Du ihm so viel Beweise gegeben, wandelt ihn die Laune an, Dir zu sagen, er liebe Dich noch, und Du willst ihm Glauben schenken?"

„Er sagt die Wahrheit, Just — ich schwör' es Ihnen, beim Andenken meiner Mutter, er sagt die Waheheit. Wär' es mir gestattet, Ihnen sein Geheimniß anzuvertrauen, so würden Sie sehen, daß diese unglückliche Liebe, so unerklärlich sie zu sein scheint, nur allzuwirklich ist."

„Und Deine Liebe zu mir? hat die nicht auch Wirklichkeit? Hab' ich nicht auch viel geduldet? Hast Du das vergessen? die herzzerreißende Trennung, die Du verlangtest — ich habe mich ihr unterzogen — Du hast zu mir gesagt, komm' jetzt wieder — und ich bin wieder gekommen. Später, als wir Beide so oft mit unserer Leidenschaft zu kämpfen hatten — wie oft hast Du da nicht, wenn ich Dir vernichtet, aufgelöst, weinend zu Füßen sank, mit ersterbender Stimme zu mir gesagt: O Just, sei edelmüthig, hab' Achtung vor mir — denn ach, ich liebe Dich schwärmerisch — meine Kraft ist hin — ich kann nur zu Dir sagen — Gnade."

„O ja, ja — Sie sind gut, Sie sind edel gewesen — muthvoll, wie immer."

„Ich bin gut, edel, muthvoll gewesen, weil ich wußte, daß ein Fehltritt in Dir so scheckliche Ge-

wissensbisse hervorrufen würde, daß selbst meine Liebe vielleicht nicht im Stande wäre, sie zu beschwichtigen — das ist, was mir Kraft und Muth gegeben hat. Aber jetzt können wir frei und glücklich sein, ohne daß Du Dir deshalb Gewissensscrupel zu machen brauchst. Bei Gott — ich schlage mein Glück nicht so in den Wind! Desto schlimmer für ihn. Jeder sorge für sein eigen Herz! Du hast mich höllisch egoistisch gemacht in der Liebe, und da Dein Mann Dich doch für frei erklärt —"

„Aber sein Edelmuth ist's, was mich niederschlägt."

„Sein Edelmuth? O der ist auch wol sehr groß! Was sollte er denn thun? Laß doch sehen? Du liebst ihn nicht mehr — Glücklicherweise fallen, ehe es so weit kommt, diese Contracte, die angeblich unauflöslichen Ketten weg. Sollte er Dir im Namen des Gesetzes befehlen ihn zu lieben? Soll er sich mit mir schlagen? — Wohl — und dann? — er muß mich um's Leben bringen oder ich ihn."

„O Just — weg mit diesem Gedanken — es ist fürchterlich!"

„Und würde denn am Ende ein Duell, möchte es nun glücklich oder unglücklich für ihn ausfallen, seine Stellung verändern? Er bittet Dich, Du mögest ihm erlauben, zu versuchen, Dein Herz wieder zu gewinnen. Was das anbetrifft, so kann ich nur die Frage wiederholen — liebst Du mich noch?"

„Ob ich Dich liebe!"

„Nun, wozu dann dieser Versuch? Weiß er nicht, daß Sie niemals so albern sein werden ihm zu sagen — versuchen Sie sich Liebe zu erwerben, wenn Du voraus weißt, daß es ihm mislingen muß?"

„Ach mein Gott," rief Regina im Tone unaussprechlicher Angst, „würde ich diese schreckliche innere Qual erdulden, wenn ich wüßte, was ich thun sollte, wenn ich wie Sie im Stande wäre, entschlossen eine bestimmte Handlungsweise zu ergreifen? Für Sie ist das freilich sehr leicht — aber ich kann es doch nicht so gleich auf der Stelle, zumal wenn ich bedenke —"

„Regina," sagte Just im Tone schmerzlicher Verwunderung, „Sie sind unschlüssig!"

„Mein Gott," rief das arme Geschöpf und zerfloß in Thränen, „reden Sie nicht so zu mir, sehen Sie mich nicht so an, Sie wissen ja, daß ich Sie liebe. O Just, ich liebe Sie unendlich, es wäre mein einziges Ideal, meine Tage an Ihrer Seite zu verleben, ganz die Ihrige zu sein. Aber ich kann den Gedanken darum auch nicht verkennen, daß er mich liebt — er — daß er viel gelitten, daß er noch leidet. Er kann sich nicht auf sein Recht berufen, um Liebe zu erlangen, das weiß ich wol, aber er könnte dieses Recht misbrauchen, mir das Leben unleidlich zu machen, indem er mich auf immer von Ihnen trennte, oder mich zu einem Scandal zwingen, vor dem ich mich noch jetzt, trotz meiner Liebe zu Ihnen, entsetzen muß. Nicht wahr, Just, ist es nicht so, könnte er uns nicht viel Uebles zufügen?"

„Viel Uebles, freilich," antwortete Just mit dumpfer Stimme — aber das Uebel ruft Uebles hervor."

„Mein Gott, wie unglücklich bin ich!" rief Regina in herzzerreißendem Tone — Sie wollen mich nicht einmal anhören. Sie wollen die Stellung nicht erkennen, die ich zu ihm einnehme, der den Ruf meiner Mutter gerettet, und der gegen mich einen bewundernswürdigen Edelmuth an den Tag legt. Und man soll doch gegen den Leidenden und Reuigen nicht hart und unbarmherzig sein!"

Und Regina brach in heftiges Schluchzen aus.

Nach einer kurzen Pause, während welcher in Just's Innern eine beinahe vollständige Umwandlung vor sich zu gehen schien, versetzte er sanft und traurig:

„Sie haben Recht, Regina — man muß nicht hart, nicht unbarmherzig sein gegen Die, welche leiden — welche Reue fühlen und schmerzlich leiden, daß sie nicht mehr geliebt werden."

„Was sagen Sie?"

„Was wahr ist, Regina. Schlimme Selbstsucht hat mich einen Augenblick verblendet — ich habe zu Ihnen gesagt: Lassen Sie uns nur an uns denken, lassen Sie uns den Edelmuth Ihres Gemahls benutzen und in unserem künftigen Glück seiner Verzweiflung nicht ferner gedenken. Das hab' ich zu Ihnen gesagt, Regina — es war schlecht, es war feig."

„O Sie sind der beste, der edelste Mensch auf der Welt."

„Ich liebe Sie, Regina, das ist Alles — ich wünsche, daß wir immer eines des andern würdig sein mögen. Und jetzt kommen Sie, gebrochen und zerrissen von einem innern Kampf, dergleichen nur bei edeln Herzen möglich ist, in Ihrer Unentschlossenheit, in Ihrer Angst zu mir, armes Weib — mich, den Sie für edel und stark halten, mich fragen Sie um Rath?"

„Ja Just, reden Sie — und was Sie vorschreiben, das will ich thun — sagen Sie, was ist zu machen?"

„Nicht ich werde es Ihnen sagen, Regina — mein Vater vielmehr," versetzte Just tief bewegt, „er hat mir in seiner einfachen, strengen Sprache oft wiederholt: Mein Sohn, ich kann bei den wichtigen Fragen des Lebens keine Unentschlossenheit zulassen — eine bestimmte Handlungsweise muß ergriffen werden, die der Pflicht. Was die Folgen anbetrifft, so muß früh oder spät aus dem Guten etwas Gutes entstehen. Das gute Herz leitet oft fehl, sagen die Narren und die Bösen — das ist nicht wahr. Wenn ist jemals aus einer treuen, guten Handlung etwas Schlimmes für den Urheber hervorgegangen? Niemals! An der Undankbarkeit ist nichts gelegen. Das Gute geschieht um seiner selbst willen — wird Der, dem Du Deinen Mantel gibst, drum weniger erwärmt, weil er undankbar ist? Nein, die gute That ist geschehen, sinne auf eine fernere. Küßt man die gebende Hand auch nicht, so zerreißt man sie doch wenigstens nicht, es müßten denn Narren und Rasende sein. Muß man denn aber das Menschengeschlecht unter dem Gesichtspunkt, der für Narren und Rasende gilt, auffassen? Ein Sprichwort sagt — thue, was Du sollst — das ist richtig, aber es setzt hinzu — mag daraus kommen, was da will — diese Berufung auf den Zufall ist unwürdig. — Thue, was Du sollst, es wird Gutes dabei herauskommen — so sollte es heißen."

„Ja, es ist mir, als hörte ich Ihren wackern, edeln Vater reden," sagte die Fürstin, das sind seine Gesinnungen und Worte."

„Nun wohl, Regina, diesen Lehren wollen wir nicht untreu werden; wir wollen sagen, wie mein Vater — nur ein Weg ist einzuschlagen — der der Pflicht. Lassen Sie uns thun, was wir sollen — es wird schon etwas Gutes dabei herauskommen. Sie sind Ihrem Gemahl ewige Dankbarkeit schuldig, er hat Sie von seiner Liebe überzeugt — er leidet, er entsagt, er bereut, er erbittet es von Ihnen als eine letzte Gnade, den Versuch machen zu dürfen, durch innige Ergebenheit Ihre Liebe wieder erwerben zu dürfen — da dürfen Sie nicht zweifelhaft sein, Regina —"

„Just, o mein Gott!" sagte die Fürstin mit bebender Stimme — „ich weiß nicht — — aber jetzt — jetzt fürchte ich mich vor dieser Probezeit."

„Sie müssen sich vor ihr fürchten, Regina; denn setzt dies mich auch in Furcht für meine Liebe — wär' das nicht, ich würde Ihnen dazu nicht rathen."

„Was sagen Sie?"

„Wären Sie darüber im Voraus entschieden, das hab' ich Ihnen schon gesagt, Regina, dann wär' es eine unwürdige Heuchelei, sich darauf einzulassen."

„Mein Gott — aber glauben Sie denn, daß ich ihn noch wieder werde lieben können?"

„Wenn ich ja sagte, so würde ich mich vielleicht irren, Regina — wenn ich nein sagte, könnte ich mich auch irren. Was mag aus dieser Probezeit, aus dieser Pflichterfüllung hervorgehen?"

„Ach, Sie wissen es so wenig wie ich, und zu dieser Stunde erfüllt mich dieser Zweifel mit Schrecken."

„Was auch daraus hervorgehen mag — es wird Gutes daraus hervorgehen, wie mein Vater sagte."

„Gutes?"

„Entweder Sie lieben mich auch ferner noch, und dann hat diese Probezeit, gerade dadurch, daß sie pflichtgemäß war, unsere Liebe befestigt, geheiligt — oder Ihr Gemahl gewinnt Ihr Herz wieder — und dann ist Ihr — und sein Glück — gesichert."

„Aber Sie — mein Gott, aber Sie?"

„Auch meine Stellung wird schön sein, Regina, ja, schön und tröstlich. Das Glück, das Sie genießen werden, Sie und er — werd' ich nicht durch das Opfer, das ich gebracht, zu demselben beigetragen haben? Ist das so gar nichts?"

„Und ich," rief Regina, und neue Angst ergriff sie bei dem Gedanken Just's Liebe einzubüßen. „Und ich mag von dieser Probezeit nichts mehr hören — ich sage Ihnen, sie setzt mich in Schrecken — ich habe mich für stark, für edel gehalten — und nun bin ich's nicht — das ist Alles. Mein Mann bietet mir an, ich solle frei sein — ich nehm es an! Und haben Sie denn nicht eben so viel für mich gethan, als er? Sind Sie nicht meinetwegen verwundet worden, in einem Duell verwundet worden, in welchem Sie mir Ehre und Leben gerettet — denn ich hätte mir das Leben genommen, wäre ich das Opfer des Schändlichen geworden, an dem Sie mich gerächt haben."

„Regina, hören Sie mich an."

„Nein, nein," rief die Fürstin mit verdoppelter Aufregung, „ich liebe Dich — ich liebe nur Dich — Du bist die einzige Hoffnung, die mir auf der Welt noch bleibt — Du bist zu mir gekommen, als ich so unglücklich war, Du hast mich getröstet — wärst Du nicht gewesen, ich lebte nicht mehr. Ich kann es nicht darauf ankommen lassen, daß ich Dich jetzt verliere! Wir müssen keine Egoisten sein, sagst Du, immerhin. Aber man muß sich auch nicht selbst vernichten, wenn man damit Niemandem hilft.

„Regina, ich liebe Sie —"

„Ich denke, ich kenne mich. Ich sage Dir, es wird mir unmöglich sein, meinen Mann jetzt wieder zu lieben. Ich nehme Alles über mich — mir bietet er die Freiheit an — ich allein bin es, die sie annimmt."

„Ich biete Sie."

„Erwarte das nimmer von mir — Du magst sagen, wenn Du willst, ich sei feig, selbstsüchtig, unbarmherzig — nun wohl, dann mußt Du mich so lieben — desto schlimmer — Jeder sorge für sein eigen Herz — Du hast es gesagt, —"

Da an der äußeren Thür der Gemächer der Fürstin heftig geklingelt wurde, konnte ich ihre letzten Worte nicht hören. Ich machte eilig auf. Es war Herr von Noirlieu, Regina's Vater!

Regina mochte diesen neuen Besuch ihres Vaters, der besonders in diesem Augenblicke sehr ungelegen kam, nicht erwarten.

Aber was sollte ich machen?

Meine Gebieterin verleugnen?"

Die Lüge hätte nichts geholfen! Herr von Noirlieu hätte gewartet, bis sie nach Hause käme; denn beim Anblick der ungeduldigen, ich möchte fast sagen, begierigen Seligkeit auf seinem Gesichte durfte ich nicht zweifeln, seine väterliche Liebe war durch den Morgenbesuch noch nicht gesättigt worden.

„Ist meine Tochter zu Hause?" sagte Herr von Noirlieu."

„Ja, Herr Baron," antwortete ich; denn ich bedachte, daß die mindeste Zögerung auf meiner Seite, zusammengehalten mit der ziemlich befremdenden Anwesenheit Just's bei der Fürstin zu dieser Stunde — es war gegen acht Uhr Abends — in Herrn von Noirlieu einen schlauen Verdacht rege machen könnten.

Ich machte also die Thür zum ersten Saal so laut auf als möglich, um Regina's Aufmerksamkeit zu erregen, und ging vor dem Baron her, indem ich, ehe ich in's Wohnzimmer trat, außerdem mehre Male hustete.

Dank diesen Vorsichtsmaßregeln fand ich, als ich den Thürvorhang zurückschlug, Regina und Just scheinbar ruhig und gefaßt.

Die Fürstin sagte lebhaft und in strengem Tone zu mir:

„Ich hatte Ihnen verboten —"

„Der Herr Baron von Noirlieu," unterbrach ich rasch Regina.

„Mein Vater!" rief sie.

Dann sagte sie ganz leise zu Just:

„Wir hatten ihn vergessen — ach, das ist unsere Strafe."

Im Augenblick, da die Fürstin die letzten Worte sprach, trat Herr von Noirlieu ein.

Er trat sogleich auf seine Tochter zu, umarmte sie mehre Male zärtlich und sagte zu ihr:

„Kind, ich bin's noch ein Mal — aber lieber Gott — heut Morgen bin ich ja nur zwei Stunden mit Dir zusammen gewesen."

Herr von Noirlieu hielt ein — und da er erst jetzt die Anwesenheit Just's bemerkte, machte er eine Bewegung der Verwunderung.

„Regina sagte zu ihm in ziemlich ruhigem Tone: „Lieber Vater — Herr Just Clément."

Just verneigte sich vor Herrn Noirlieu.

Dieser antwortete sehr freundlich:

„Ich bin doppelt glücklich, mein Herr, daß ich die Ehre habe, Sie bei meiner Tochter anzutreffen; denn ich habe Ihren Namen oftmals mit aller der

Achtung nennen hören, die er verdient. Ihr Herr Vater gehörte zu den Leuten, die wir am meisten auf der Welt achteten und liebten."

„Dem guten Andenken also, in welchem mein Vater bei Ihnen stehe, verdanke ich diese verbindliche Anrede, deren ich nur mehr würdig zu sein wünschte," antwortete Just dem Herrn von Noirlieu bescheiden.

Dann that der Capitain wahrscheinlich einige Schritte, um sich zartfühlender Weise zu empfehlen; denn ich hörte, wie Regina mit einer troß des Zwanges, den sich die arme Frau auferlegte, ein wenig bewegten Stimme zu ihm sagte:

„Auf Wiedersehen, Herr Clément, hoff' ich."

Es lag in Regina's Tone, mit dem sie das Eine Wort Wiedersehn, das einzige, was ihr im Beisein ihres Vaters gestattet war, aussprach, etwas so Flehendes, so Erschütterndes, daß mir die Thränen in die Augen traten.

Ohne Zweifel antwortete Just der Fürstin nur mit einer ehrerbietigen Verbeugung; denn als er aus dem Wohnzimmer trat, hatte ich nichts weiter gehört.

Beinahe in demselben Augenblick hörte ich, wie Herr van Noirlieu über den Capitain Clément zu seiner Tochter sagte:

„Ein schöner Mann."

Just ging rasch an mir vorüber, wie es schien, so in Gedanken versunken, daß er mich nicht bemerkte.

Ich folgte ihm.

Als er in den Wartesaal getreten war, stand er still und blickte um sich, als suchte er Jemand.

Bei dem Geräusch der Thür, die ich hinter ihm zumachte, wandte er sich um und sagte zu mir:

„Ach, da sind Sie, Martin, ich suchte Sie."

Dann versetzte er nach einer kurzen Pause:

„Haben Sie da etwas, um ein Wort zu schreiben? Ich habe — vergessen, der Frau von Mantbar eine Adresse zu geben, die sie zu haben wünschte, und aus Furcht, zudringlich zu scheinen, machte ich nicht umkehren — da Herr van Noirlieu jetzt da ist."

„Hier ist Schreibmaterial, Herr Just," sagte ich zu ihm.

Und ich zeigte ihm auf meinem Tische Papier, Dinte und Federn, die für die Personen dalagen, die sich bisweilen bei der Fürstin in ein dazu bestimmtes Register einschrieben.

Just schrieb, ohne sich zu setzen, eilig ein paar Worte.

Ich war in eine schickliche Entfernung getreten, beobachtete ihn aber aufmerksam — ich sah eine Thräne auf's Papier fallen.

Just versiegelte das Billet mit einer Oblate und sagte zu mir, offenbar damit ich nicht sähe, daß seine Augen voll Thränen stünden, ohne sich nach mir um zu kehren und rasch auf die Thür zu schreitend:

„Händigen Sie dies Billet gefälligst der Frau Fürstin ein, wenn Herr van Noirlieu wieder fort ist."

Und Just verschwand.

„Dieses Billet — ich muß es nur gestehen — ich hab's gelesen."

Die Oblate war noch feucht, so hatte ich also van meiner Neugier keine üblen Folgen zu befürchten.

Was Just schrieb, war Folgendes:

„Ich reise fort — es muß sein — Muth! — ich werd' es abwarten — Wenn Sie mir etwas zu schreiben haben, adressiren Sie Ihre Briefe in mein Haus in Paris — sie werden mir zukommen."

— — — — — — — — — — — — — —

Eine große Thräne löschte zum Theil das Wort abwarten aus, ohne es jedoch unleserlich zu machen. Ich schloß und siegelte den Brief wieder.

— — — — — — — — — — — — — —

Gegen zehn Uhr ging Herr von Noirlieu fort.

Die Fürstin gab ihrem Vater das Geleite bis an die Treppe; als sie zurückkam, sagte ich zu ihr:

„Hier sind ein paar Zeilen, die Herr Just für die Frau Fürstin zurückgelassen."

Und ich reichte ihr den Brief hin.

Als sie ihn zu sich nahm, zitterte die arme Frau so heftig, daß ihre Hand zwei Mal gegen den kleinen silbernen Präsentirteller stieß.

Dann sprach sie so leise, daß ich's kaum verstehen konnte:

„Es ist gut — Sie können — gehen — und — die Thür schließen."

Es kam mir vor, als säh ich Regina wanken und sich, während sie durch den ersten Saal ging, an einem Geräthe halten.

Ich hatte mich nicht geirrt.

Die Thürvorhänge des Wohnzimmers hatten sich seit einer Minute höchstens hinter ihr geschlossen — dies war die Zeit, die sie etwa brauchte, um Just's Billet zu lesen — als ich sie fallen hörte — ich eilte hinzu.

Regina war zwei Schritte vom Kamin bewußtlos niedergesunken; Just's Billet hielt sie in der Hand.

Ich ließ es darauf ankommen, was daraus entstehen möchte, und warf das Billet rasch in's Feuer; denn ich fürchtete die Neugierde der Mademoiselle Juliette, dann zog ich heftig und zu wiederholten Malen an dem Glockenbande.

Das Kammermädchen der Fürstin kam schon fast in demselben Augenblick.

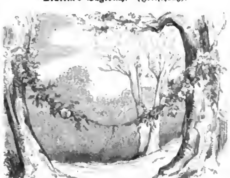


„Madame befindet sich nicht wohl," rief ich, „schnell, Mademoiselle, zur Hülfe — ich werde Madame Felix — die andere Kammerfrau der Fürstin — zu Ihnen schicken."

Und ich eilte rasch fort und rannte in's Vorschneidezimmer; hier fand ich diese Frau, und sie lief schnell zu Julietten.

Achtes Kapitel.

Martin's Tagebuch. (Fortsetzung).



Das war die Entwickelung des Familiendramas, dessen Personen ich, so zu sagen, nach meinem Gutdünken in Handlung gesetzt hatte, oder vielmehr nach der Stimme meines Gewissens und den heiligen Forderungen der Pflicht und des Rechtes.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich kehrte in unaussprechlicher Verwirrung, mit unaussprechlicher Angst auf mein Zimmer zurück und besonders voll des wehmüthigsten Mitleidens mit Just, dessen Betragen um so edler gewesen war, da er zuerst der Regung von Selbstsucht, die von der Liebe unzertrennlich ist, nachgegeben hatte, und sich erst nach diesem Anfall von Eigennutz das strenge Gebot der Pflicht und der Aufopferung in ihm hatte Gehör verschaffen können.

Auch Regina rührte mich tief; denn sie war wahrhaft, sie war weiblich.

Zuerst ward Regina ganz von der Erkenntlichkeit bestimmt, die sie ihrem Manne schuldig war, dessen Betragen würdig und edel genannt werden mußte, und sprach sich zuerst gegen Just über die Nothwendigkeit der Trennung aus; dann aber, als sich Furcht und Angst vor dem Gedanken, daß sie Just vergessen oder seine Liebe einbüßen könnte, bei ihr geltend machten, widersetzte sie sich mit der ganzen Kraft ihrer Leidenschaft selbst dem Entschlusse, den sie vorher hervorzurufen gesucht hatte.

Just — Regina! arme geliebte Herzen, die Ihr die Opfer Eurer edeln Gefühlsweise seid!

O was kostete es mich, der doppelten Versuchung zu widerstehen, ihre Bedenklichkeiten zu heben und zugleich meinem Stolz eine Befriedigung zu verschaffen, indem ich auf einmal hervorträte und zu ihnen sagte:

Mit dieser Dankbarkeit, von der Ihr Euch Beide Herrn von Montbar gegenüber gebunden fühlt, hat es nichts auf sich — er hat kein Anrecht auf dieselbe; ich allein habe die zur Herstellung des Rufes von Regina's Mutter erforderlichen Beweisstücke zusammengebracht.

Ihr seid Beide von der Selbstentäußerung des Herrn von Montbar, mit der er nichts Anderes verlangt, als das Herz seiner Frau durch Aufmerksamkeiten und Liebesbeweise wiedergewinnen zu dürfen und, wenn dieser Versuch vergeblich sein sollte, fortzureisen, tief gerührt.

Ich bin es, der ihm auf ein wüstes Gelage nachging, wo er seinen Kummer feigerweise durch Trinken betäuben wollte, und ihm die eben so edlen wie entsagenden Gesinnungen eingab, die seine Stärke ausmachen, wie Ihr Beide sagt.

O mein Gott — wenn ich so vor sie hingetreten wäre, mit welchen Segnungen wäre ich von Just und Regina empfangen worden! mit welcher vertraulichen Güte hätten sie mir die Hand gedrückt, mit wie gerührter Stimme hätten sie mich vielleicht ihren Freund genannt — ihren Freund, mich armes Findelkind, mich bloßen Bedienten!

Ei das hätte meinem Herzen und meiner Eigenliebe wohl gethan! — aber wenn Just und Regina ohne Wissen von Dem bleiben, was ich für sie gethan, bin ich darum weniger ihr Freund? hab' ich sie darum weniger, so viel an mir lag, auf dem Wege der Pflicht und Ehre zu erhalten gesucht?

Freilich ein oftmals rauher und steiniger Weg — ach, wer weiß das besser als ich? O ja — rauh und steinig, wie der eines jeden Calvarienberges! Aber ist man mit dem schweren Kreuz, das man lange Zeit getragen, einmal auf dem Gipfel angelangt — was für einen Blick schwermüthiger Freude wirft man dann in die Weite und zurück auf den Weg, den man so mühsam hinangekeucht ist, und auf dem oftmals die blutigen Spuren unserer Schritte sichtbar sind.

O Claudius Gérard, Lehrer, Freund — heißen Dank für Deine Lehren, Dein Beispiel — sie haben mir Kraft und Muth gegeben, diesen schlimmen Leidenshügel zu erklimmen.

— — — — — — — — — — — — — —

Nein, diese Versuchung, Just und Regina Alles zu enthüllen, war ein böser Gedanke.

Meine Eigenliebe machte mich ungerecht. Auch Herr von Montbar hat gelitten, schrecklich gelitten. Fehlte es seinem Kummer an Würde, so war das nur eine der Folgen der traurigen Erziehung, die er erhalten; drei Worte fassen sie zusammen:

Rangstolz — Ueberfluß — Müßiggang.

Wenn der Fürst sich lange an unwürdigen Tröstungen hat genügen lassen, hat er nicht die besseren Gesinnungen, die ich in ihm, wie mein Herz mich's lehrte, zu erwecken gesucht habe, mit einem Entgegenkommen, einer Bescheidenheit in sich aufgenommen, die ihm Ehre machen? Sein Betragen gegen seine Frau, von welchem diese mit Recht gerührt worden ist, beweist genugsam, daß er meine Rathschläge auf die edelste Weise begriffen hat.

Und ist er nicht schon, ehe ich mit ihm zusammentraf, von wackerem Wetteifer ergriffen worden, indem er einen Versuch machte, sich aus der Nichtigkeit zu erheben, in der er so hinlebte, und vor der er nothwendig erröthen mußte, da er um sich beständig den ruhmbedeckten Namen des Capitain Just nennen hörte?

Leider fand diese allzu späte Entschließung bei Regina, um deren willen sie doch offenbar allein gefaßt worden war, keine Aufmunterung — und da sank er freilich in seine rohe Betäubung zurück.

Aber das ist einerlei — der Entschluß ehrt ihn, hebt ihn vor meinen Augen, und je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr kommt es mir vor, daß ich gegen Just und den Fürsten wahrhaft uneigennützig gehandelt — denn, ach, vergebens versuche ich mit meinen einsamen Thränen die Gluth zu löschen, die mich nach immer verzehrt!

— — — — — — — — — — — —

Die Sache ist zum Abschluß gekommen.

Wem wird nun die Zukunft angehören? Just oder dem Fürsten? — das weiß nur Gott.

Aber was auch daraus entstehen mag, das Lebensglück Regina's scheint mir sichergestellt, sei es nun mit ihrem Manne oder mit ihrem Geliebten.

Was die unbedachtsame Hingebung anbetrifft, zu welcher das Uebermaß von Erkenntlichkeit gegen Herrn von Montbar die Fürstin verleiten könnte, so bin ich darüber ganz ruhig.

Sollte Herr von Montbar gegen meine Erwartung im Widerspruch mit seinen Versprechungen seinen guten Vorsätzen ungetreu werden, sollte er sich nicht auf der Höhe der schwierigen, aber schönen und erhabenen Stellung, die ich ihm aufgespart, zu halten wissen, so kann ich mit Einem Worte den Nimbus, der ihn in Regina's Augen umgibt, zerstören — mit Einem Worte kann ich den Fürsten in Regina's Achtung tiefer herabsetzen, als er jemals in derselben gesunken war.

Für alle Fälle bin ich in der Nähe, zu wachen und zu warnen.

— — — — — — — — — — — —

Den 20. Juni 18..

Mehr als vier Monate sind verflossen, seit Just fortging und Regina ihrem eigenen Herzen überließ.

Ich bin nicht im Stande gewesen, in Erfahrung zu bringen, wohin Just geflohen, die Verschwiegenheit der alten Suzon ist unbestechlich.

Alles, was ich aus ihr habe herausbringen können, ist, daß Just in Folge einer Nervenkrankheit zwei Monate lang zwischen Leben und Tod geschwebt; erst seit kurzer Zeit ist er in der Genesung begriffen.

Ich hatte nicht vergessen, daß der Fürst im Lauf unserer Unterredung in der Nacht nach dem Maskenball vor der Barrière es als eine Gnade von mir erbeten hatte, mir schreiben zu dürfen, wenn er meinen Rath nöthig hätte; ich hatte ihn ersucht, seine Briefe an mich an Herrn Peter, Paris, poste restante zu adressiren.

Die Frau des wackern Hieronymus war selbst ein Mal in der Woche auf die Post gegangen, um zu fragen, ob nichts für Herrn Peter da sei.

Ich trug Bedenken, diese Gänge selbst zu thun; denn ich fürchtete ausspionirt oder entdeckt zu werden. Der Fürst konnte trotz seines Versprechens Diejenigen, welche Briefe für Herrn Peter in Empfang nähmen, beobachten und verfolgen lassen. Für diesen äußersten Fall war auch die Frau des Hieronymus angewiesen, die Antwort zu geben, ein unbekannter Marquis, aber vielmehr ein Marquis, dessen Namen sie nicht nennen dürfe, habe sie beauftragt, die an Herrn Peter adressirten Briefe abzuholen.

Der Fürst schrieb mir häufig und ausführlich.

Einer seiner letzten Briefe, den die Frau des Hieronymus mir gestern unter Couvert mit der Post geschickt hat, ist, so zu sagen, der kurze Inbegriff des ganzen Briefwechsels; er gibt eine übersichtliche, aber sehr getreue Darstellung seines Verhältnisses zu Regina im Laufe dieser vier Monate.

Diese wenigen Seiten mögen hier einstweilen an die Stelle meines Tagebuchs treten.

Neuntes Kapitel.

Der Fürst von Montbar an Herrn Peter.



Den 19. Juni 18..

Ehe ich diesen Brief begann, theurer, unbekannter Freund, der mir immer mit den Rathschlägen einer starken, rein und edeldenkenden Seele beigestanden, mußte ich einen festen Blick auf die Vergangenheit werfen.

Es drängt mich, Ihnen in wenig Worten die Thatsachen wieder in's Gedächtniß zurückzurufen, die in den letzten vier Monaten vorgegangen — wie rasch ist diese Zeit verflossen! man lebt so schnell, wenn man der Hoffnung lebt!

Bei der ersten Zusammenkunft mit meiner Frau — der Zusammenkunft, welche unmittelbar auf unser Zusammentreffen in jener seltsamen Nacht folgte — hab' ich sie, wie ich Ihnen gesagt, eben so offen, wie tact- und würdevoll gefunden.

So groß ihre Erkenntlichkeit gegen mich auch war — gegen mich, da Sie es doch sind, Sie, der auf ein solches Gefühl von ihrer Seite Anspruch hätte! — ich muß Ihnen wenigstens versichern, mein Freund, und thue das fast mit Stolz, daß mich immer ein geheimes Schamgefühl durchzuckte, wenn ich Regina davon reden hörte, was sie mir schuldig sei — so groß also auch ihre Erkenntlichkeit gegen mich sein mochte, so hat sie sich doch bei dieser ersten Zusammenkunft zu nichts verpflichtet, hat mir nichts versprochen; sie sagte, nach zwei Tagen wolle sie mir eine entscheidende Antwort geben; das hieß mit andern Worten, sie wollte Herrn Just sehen und sich mit ihm besprechen.

Ich habe Ihnen kein Geheimniß daraus gemacht, was für einen mächtigen Eindruck der achtungswerthe Entschluß des Herrn Just Clément auf mich gemacht. Ist seine Abreise mit Regina verabredet worden? Hat er andererseits die Entsagung geübt, fortzureisen, ohne sie davon in Kenntniß zu setzen? Ich habe nie etwas davon erfahren und auch niemals danach gefragt; wozu sollt' es dienen?

Nur das weiß ich gewiß; denn Frau von Montbar hat es mir gesagt, daß sie einander seit vier Monaten nur Ein Mal geschrieben.

Als ich meine Frau wiedersah, um sie nach ihrem Entschluß zu fragen, antwortete sie mir einfach folgende Worte — es ist mir, als hörte ich sie noch: —

„Ob der Versuch, den Sie machen wollen, Georg, gelingen wird? — Ich weiß es nicht. — Wenn ich nach Dem urtheilen dürfte, was ich gegenwärtig empfinde, so müßte ich frei gestehen, daß Ihr Unternehmen fruchtlos sein werde. — Aber wer kann für die Zukunft einstehen? — Ich werde jetzt von einer heftigen, leidenschaftlichen Liebe beherrscht, deren ich mich vor Ihnen nicht zu schämen brauche; denn sie ist immer rein geblieben, sonst würde der Versuch, den Sie machen wollen, für mich und für Sie empörend schimpflich sein. — Also einen unwandelbaren Entschluß hab' ich noch nicht gefaßt, Georg. Wenn ich meinem Herzen trauen darf, so wird die Liebe, die ich empfinde, ewig dauern. — Aber im Falle es Ihnen durch irgend ein Wunder gelingt, die zärtliche Zuneigung, von der ich Ihnen so viele Beweise gegeben, in meinem Herzen wieder anzufachen, so würde mir zwar jenes Verhältniß, das eben so edler Art ist, wie es mir theuer ist, immer in tiefem Andenken bleiben, aber ich werde zu Ihnen zurückkehren, und zwar diesmal auf immer — denn Sie wissen, welchen Werth bei meiner Gemüthsart ein den bürgerlichen Gesetzen angemessenes Glück für mich haben muß. Machen Sie also, daß ich Sie nach wieder liebe, Georg, und wenn Sie das Wunder vollbringen, so werd' ich Sie doppelt lieben, weil Sie mich dann durch Ihre Liebe zu meiner Pflicht zurückgeführt haben, der ich nur durch Ihre Schuld untreu geworden."

Dieses waren Regina's erste Worte.

Wahre Liebe hat so festen Glauben, daß ich, da ich meine Frau so reden hörte, am Ausgange nicht zweifelte.

Gleichwol, mein Freund, hab' ich Ihnen gesagt, mit welcher Bedachtsamkeit, mit welcher Vorsicht ich mir den Weg vorgezeichnet, den ich einzuschlagen hatte.

Allzu plötzliche Umwandlung würde Regina scheu gemacht, vielleicht selbst ihr Gefühl verletzt haben. Ihre Liebe zu Just mußte um so argwöhnischer, um so mehr auf ihrer Hut sein, je mehr sie fürchten mochte, sie abnehmen zu sehen; und so hab' ich mich denn, um ihr Mistrauen einzuschläfern, gegen sie zuerst mehr als Freund, als Bruder, dann als Liebender benommen.

Ich hatte auch vollkommen begriffen, daß, um ihre Liebe wieder zu gewinnen, etwas ganz Anderes erforderlich sei, als Liebesschwüre. Zu überzeugen, daß das Gefühl vollkommen wahr ist — das ist sehr leicht — aber es dem andern Theil auch einzuflößen — was für Sorgen, was für Anstrengungen erfordert das!

Also vor Allem habe ich darauf gesonnen, meinem Leben einen eben so würdigen Inhalt zu geben, wie es bis jetzt leer und nutzlos vergangen war. In diesem Sinne hab' ich den fruchtbaren Gedanken, den Sie, mein Freund, in mir angeregt, meiner Sucht nach Gegensätzen dadurch eine nützliche Wendung zu geben, daß ich mich auch noch ferner an widerliche Orte wagte, aber nicht mehr aus unfruchtbarer, unsittlicher Neugierde, sondern zu gutem Zwecke, in Ausübung gesetzt. Ich hab' Ihnen häufig von den ergreifenden und für mein Herz sehr wohlthätigen Eindrücken geschrieben, die ich auf diesen Ausflügen empfangen.

Nie werd' ich das Erstaunen, die Rührung der Frau von Montbar vergessen, als ich ihr mein erstes Gelingen in dieser Art erzählte. Mit welcher warmen Ueberzeugung lobte sie mich!

„Das ist schön, das ist gut —" sagte sie zu mir in herzlichem Tone — „da haben Sie sich Ihres Namens und Ihrer Stellung würdig bewiesen."

Regina's Augen erglänzten, ihr Gesicht, das seit vier Wochen immer so bleich war, röthete sich — es kam mir vor, als wenn ihr Blick, indem er auf mir verweilte, etwas von seiner kalten, freundschaftlichen Ruhe verlöre.

Und dann sagte ich beinahe in furchtsamem Tone zu ihr:

„Sind Sie zufrieden, Regina?"

„O ja, recht zufrieden und glücklich — in Ihrer Seele."

„In dem Fall," setzte ich zögernd hinzu, weil ich zu schnell zu gehen hoffte — „in dem Fall — Ihre Hand."



„O herzlich gern," antwortete sie mir auf herzliche Weise.

Das erschien mir als eine unverhoffte Gunst.

Ich ergriff die Hand beinahe zitternd — die schöne Hand, die ich früher mit glühenden Küssen zu bedecken gewohnt war — und wagte, sie zu drücken.

Regina erwiderte den Druck herzlich. — Aber als ich ihre Hand einen Augenblick in der meinigen behalten wollte, da fühlte ich, wie sie gleichsam kalt, eisig kalt wurde.

Ich sah meine Frau an — sie schlug die Augen nieder — ihr Gesicht, das so eben in sanfter Heiterkeit erglänzte, wurde wieder finster.

Ich verstand sie. —

Sie hatte Achtung, lebhaftes Mitgefühl mit mir an den Tag legen wollen — weiter nichts.

Und da sagte ich zu ihr mit einer Entsagung, welche sie zu rühren schien:

„Noch nichts, Regina — nicht wahr?"

„Nichts —" antwortete sie.

Und zwei Thränen rannen über ihre Wangen — ich war zu schnell gegangen.

Dieser Schlag war fürchterlich für mich; ich hatte vielleicht ihr Mistrauen wieder rege gemacht, das eingeschläfert zu werden begann — die Arbeit eines ganzen Monats war verloren, an die ich so viel Geduld und Selbstentäußerung gewendet, um deren willen ich mir so bittern Zwang angethan!

Zu der Zeit, Sie wissen es, lieber Freund, war ich nahe daran, zu verzweifeln, nahe daran, die Aufgabe fahren zu lassen, deren schreckliche, unübersteigliche Hindernisse ich erst jetzt gewahr ward. Glücklicherweise kam Ihre männliche Freundschaft mir zu Hülfe, und auch dieses Mal noch befolgte ich Ihre Rathschläge.

Muth und Ausdauer, schrieben Sie mir — nein, die Zeit ist nicht verloren — Sie hätten sie im Gegentheil nicht würdiger anwenden können — sie ist vielleicht für die Liebe verloren, aber nicht in Bezug auf die Achtung, welche Ihnen Frau von Montbar jetzt schenken muß — und das ist ein großer Schritt. Nein, auch für Sie ist diese Zeit nicht verloren. Vergleichen Sie nur die nützlichen, fruchtbringenden Handlungen, deren Sie sich jetzt bereits rühmen können, mit der Oede Ihres früheren Lebens. — Nein, das ist keine verlorene Zeit, und um mit einer gemeinen, aber bezeichnenden Redeweise zu schließen — ist diese erste Hoffnung gescheitert, so sind doch die Stücke noch zu was gut. Also Muth und Beharrlichkeit.

Ich folgte Ihrem Rathe, ich ging beharrlich auf dem betretenen Wege weiter, weil mein Glaube an Sie unerschütterlich war. Wissen Sie den Grund? Ich will ihn Ihnen gestehen.

Ich weiß nicht, was mir Bürge ist, daß unter uns eine ungemeine Aehnlichkeit der Stellung besteht oder bestanden habe — nicht der gesellschaftlichen Stellung — das versteht sich von selbst — sondern der Stellung in unsern Herzensangelegenheiten.

Ja, es herrscht in Allem, was Sie mir schreiben, eine zugleich so edle und so schwermüthige, so zarte und so entsagende Gefühlsweise, daß ich überzeugt bin, daß Sie viel geliebt und auch viel gelitten haben.

Daher, ich wiederhole es, mein blindes Vertrauen auf Ihre Rathschläge — und ich that Recht daran, ein solches in mir zu nähren; denn nach und nach fing ich wieder an zu hoffen.

Ich weiß nicht, wie es kam, das wenige Gute, was ich so eben zu thun angefangen hatte, ward ruchtbar; dann kam der Vorfall mit dem Promemoria, das ich im Augenblick warmen Unwillens gegen eine gehässige Anklage, mit welcher man eine arme Familie in der Vendée, deren Oberhaupt sich dereinst für meinen Vater geopfert, verdächtigt hatte, erscheinen ließ. Ich weiß nicht, welchen politischen Ansichten Sie anhängen, lieber Freund, aber Sie haben die Gesinnungen und selbst die Ausdrücke dieses Aufsatzes gebilligt und selbst gelobt; denn — das waren Ihre Worte — Ueberzeugungstreue und Dankbarkeit sind in allen Fällen achtungswerth.

Die arme Familie in der Vendée wurde gerettet, und die Ehre, diesen Ausgang herbeigeführt zu haben, fiel zum Theil auf mich, der Vorfall erregte in unsern Kreisen ein übertriebenes Aufsehen, das konnte nicht ausbleiben, ich hatte mich ein wenig über die unnützen Müssiggänger erhoben, man behandelte mich mit einer Art Achtung, die sich von derjenigen, die allein der Geburt gezollt wird, merklich unterschied; die ausgezeichnetsten Männer unserer Partei hatten mir von dieser Zeit an verschiedene Eröffnungen gemacht, die für mein Alter und die geringe Wichtigkeit, die ich mir in Wahrheit zuschreiben durfte, ehrenvoll waren. Endlich bezeichneten unsere Zeitschriften mich als einen Mann, der bei den zukünftigen Ereignissen in unserem Sinne eine Rolle zu spielen berufen sei.

Diese Lobsprüche, die aus so unverdientem Wohlwollen hervorgingen, blendeten mich nicht; aber sie legten mir die Nöthigung auf, auf dem guten Wege zu beharren, und bewiesen mir, daß man wenigstens meine Anstrengungen bereitwillig anerkannte.

Frau von Montbar hatte diese günstige Veränderung in meiner gesellschaftlichen Stellung bemerkt und mich deshalb auch belobt; die Männer, deren Urtheil am meisten galt, hatten ihr Glück gewünscht zu dem Wege, den ich, wie sie sagten, so ruhmvoll beträte. Ihr Vater, der unserer Heirath entgegen gewesen war und mir lange Zeit feindlich gegenüber gestanden hatte, überhäufte mich mit Beweisen von Zuneigung. Was soll ich weiter hinzusetzen? — wär' ich geliebt gewesen, wie ich es vordem gewesen war, oder wie ich noch wieder geliebt zu werden hoffte, ich wäre der glücklichste aller Menschen gewesen.

Gleichwol wagte ich kaum, mir die Frage vorzulegen, was ich in Regina's Herzen gewonnen haben möge.

Mehr als zwei Monate waren vergangen seit dem voreiligen Versuche, den ich mir so lange Zeit vorgeworfen habe. Frau von Montbar beobachtete gegen mich ein gleichmäßiges, liebevolles Benehmen; sie nahm Antheil an meinen Arbeiten, rieth mir mit Einsicht und Klugheit und mäßigte bisweilen das Ungestüm meiner Ansichten. Sie sprach mit mir voll Theilnahme von der Zukunft, die mir bevorstünde, von den Hoffnungen, die ich als Vertreter meiner Ansicht fassen könne u. s. w.

Aber trotz der Ruhe und Heiterkeit, welche Regina anzunehmen suchte, fand ich sie doch oft schwermüthig und in sich versunken, ihre Gesundheit litt sichtbarlich, und das Lächeln, mit welchem sie Alles hinnahm, was ich anstellte, um ihr zu gefallen, hatte etwas von sanfter Entsagung an sich, das mir durch's Herz ging.

Ihr Vater sagte bisweilen zu mir:

„Sie sind ganz der Mann für meine Tochter — sie ist voll Liebe zu Ihnen — ihre Stellung bildet sich täglich mehr, wird täglich bedeutender — und doch sagt mir das Vatergefühl, das selten täuscht, daß eine Scheidewand zwischen Euch Beiden besteht."

Ich mußte Herrn von Noirlieu zu beruhigen suchen, und es ist mir, glaub' ich, zum Theil gelungen.

Dies war der Stand der Dinge, lieber Freund, als ich Ihnen zuletzt schrieb.

Wenn ich Sie an diese Thatsachen erinnere, so ist's, weil ich ein Bedürfniß habe, sie selbst in mir zurecht zu legen und in meinem heutigen Briefe mit Einem Blick meine gegenwärtige und vergangene Lage zusammenfassen zu können.

Vermöge einer Selbsttäuschung, wie sie nur bei einfältigen Menschen, die ein für allemal blind sind, oder bei Verzweifelnden, die sich, wie ich, an die thörichtste Hoffnung anklammern, oder sich vielmehr selbst thörichte Hoffnungen machen, möglich sind, bildete ich mir ein, Regina's Schwermuth und die Abnahme ihrer Gesundheit entsprängen aus der Verlegenheit, aus der Scham, die sie empfinde, mir das Geständniß ablegen zu müssen, daß meine Liebe, welche sie zuerst so entschieden von sich gewiesen, in ihrem Herzen die von mir eingebüßte Stelle täglich mehr für mich wieder eroberte.

Und wie ich mir vorstellte, verband sich mit dieser Umwandlung in Regina's Innerem ein edles Mitleiden mit Just, den sie mir auf diese Weise aufzuopfern im Begriff wäre; — ein Mitleid, das mit Trauer über das Vergangene, selbst mit Reue verbunden sei, aber vor dem Wiedererwachen der ersten Liebe in den Hintergrund träte.

Am Ende, sagte ich zu mir selbst, hat es ihr ja auch, da ich mich seit dem ersten unglücklichen Versuch meiner Frau gegenüber durchaus in den Grenzen einer freundschaftlichen Zuneigung gehalten hatte, an Gelegenheit gefehlt, die Umwandlung ihrer Gesinnungen gegen mich an den Tag zu legen. Ein solches Geständniß mußte in solcher Lage und besonders für sie immer eine äußerst delicate Sache sein.

Nachdem sich diese Auslegung des Benehmens der Frau von Montbar gegen mich bei mir einmal festgesetzt hatte, wußte ich nur allzuviel Gründe aufzufinden, um sie zu rechtfertigen und in meinem Glauben zu verharren; denn — das haben Sie mir, lieber Freund, mit Ihrer unbeugsamen Gradheit oft geschrieben, das Unedle und Falsche hat so gut wie das Gute und Wahre eine unwiderlegliche Consequenz.

Auf diese Weise war also das verbindliche, aber immer zurückhaltende Benehmen Regina's gegen mich, die Vorsicht und Behutsamkeit, die sie selbst in die Wahl ihrer Ausdrücke legte, wenn sie mir von ihrer **Achtung**, ihrer **Freundschaft**, ihrer **Erkenntlichkeit** sprach — alles Dieses war für mich nur Zwang, äußerer Schein, und bei der ersten günstigen Gelegenheit mußte die Wahrheit an's Licht kommen.

Nach langem Zaudern — das instinctmäßig sein mochte und mich hätte warnen sollen, entschloß ich mich, nach meinem Schicksal zu fragen, möge es sein, welches es wollte — denn, ich muß es Ihnen nur gestehen, ich fühlte nicht mehr die Kraft in mir, meine ungewisse peinliche Lage noch länger zu ertragen.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verurtheilte.

(Fortsetzung aus № 148.)

Ich war verstimmt und gab nur scheinbar den Schmeichelworten meines geliebten Weibes und den Bitten meiner Freunde nach, die vorige Heiterkeit wieder zu zeigen; doch hinderte mich dieser Zwang keineswegs, das Treiben des Barons und seiner Genossen aus der Ferne zu beobachten.

Sie redeten jedes Frauenzimmer von etwas hübschem Aeußeren — und deren befanden sich viele an Ort und Stelle — mit süßen Worten an, gingen später auf zweideutige Scherze und, wo es irgend thunlich, zu Handgreiflichkeiten über und ließen sich durch die Gegenwart des Ehemannes, des Vaters oder des Geliebten — unter solchem Schutze befand sich jedes Frauenzimmer dort — nicht sehr stören.

Ihr Betragen war so auffallend, daß hin und wieder sich schon Gruppen junger Bauern bildeten, deren Worte und Blicke nichts Geringeres als ihre Absicht anzudeuten schienen, die Störenfriede aus dem Hause zu werfen. Nur die eindringlichsten Ermahnungen älterer Leute, welche den Baron kannten, vermochten den drohenden Sturm zu beschwören. Das Letztere war hier eine um so größere Kunst, als an diesem Tage noch keine Rauferei vorgefallen war, die herbeizuführen man ohnehin gern die Gelegenheit vom Zaune zu brechen pflegte.

Dennoch hatte sich nach kurzer Zeit an einem Ende des Saales ein ziemlich dichter Kreis von jungen Leuten um die drei Herren gebildet. Aus demselben ragte besonders die kolossale, vierschrötige Figur eines Bauerburschen hervor, den ich früher mehrmals mit dem Namen Pütze Kobes — soll heißen Jakob Pütz — bezeichnen hörte. Seine Länge, mehr aber vermuthlich seine Stärke, schienen ihm das Uebergewicht über seine Bruderschaftsgenossen verliehen zu haben; denn Alle reihten sich bei der Gelegenheit um ihn, als ihren Führer, und obgleich, wie ich hörte, sein Lebenswandel nicht ohne Tadel, ja er sogar mehrer unerlaubter Handlungen dringend verdächtig sei, auch wegen zugefügter Mishandlung bereits bestraft wäre, so befolgte man doch ohne Murren seine Anordnungen und versagte ihm niemals den Respect, den er von Jedem in Anspruch zu nehmen gewohnt war.

Mich trieb die Neugierde zu der erwähnten Gruppe hin, doch kaum hatte ich einen Blick in das Innere des Kreises geworfen, als mir über das Zusammenrotten der jungen Bauern die Augen aufgingen und über deren Absicht länger kein Zweifel blieb.

Ein bildschönes, junges Mädchen, die Tochter des Schullehrers im Dorfe, Namens Katharina — schlechtweg Käthchen genannt — war der Gegenstand, der zu dem Auflauf Veranlassung gegeben, indem es den süßen Worten des Barons mit innerlichem Vergnügen zu horchen und seine Artigkeiten für baare Münze zu nehmen schien.

Ich weiß zwar nicht, ob der vorhin genannte Pütze Kobes in näheren Beziehungen zu dem Mädchen stand, so viel ist aber gewiß, daß er am angehaltensten über ihr Betragen war und die drohendsten Geberden von Allen zeigte.

Schon drängte die Masse näher, schon wurde das anfangs unterdrückte Murren lauter; da gewahrten die Herren erst ihre Lage. Doch weit gefehlt, daß Furcht sie angewandelt hätte, blickten sie vielmehr ruhig im Kreise umher, und dieser ruhige Blick machte plötzlich das Murren verstummen und den engen Kreis sich erweitern.

Nun sagte der Baron dem Mädchen leise einige Worte in's Ohr, die derselben das Blut in's Gesicht trieben und ihre

Augen zu Boden richteten. „Ja?" fragte er dann, „ja? antworte mir, schönes Kind!" Ein leise hervorgehauchtes „Ja!" erreichte das Ohr der nebenstehenden, vor Neid über Käthchen's Auszeichnung vergehenden Mädchen, worauf der Baron, sich auf dem Absatz drehend, seinen Freunden zurief: „Laßt uns gehen, Freunde!" und mit der Reitgerte die Luft peitschend, zu den wieder murrenden jungen Leuten, deren Kreis sich abermals verdichtet hatte, gewendet, gebieterisch sagte: „Gebt Raum, Leute!" Der Kreis öffnete sich augenblicklich, und die Herren, denen man blos nachzugaffen sich bemühte, schritten unangefochten zur Saalthüre hinaus, bestiegen die vorgeführten Pferde und nahmen, verschiedene Wege einschlagend, von einander Abschied.

Alle Bursche und Mädchen drängten sich jetzt um die Schullehrerstochter, von der es im Saale verlautete, daß sie die bittende Frage des Barons: Ob sie ihn allein sprechen wollte? mit ja beantwortet hätte. Dieses Gerücht schien Pütze Kobes unbedenklich zu glauben; denn er trat dicht vor Käthchen hin, gesticulirte ihr mit seinen nervigen Fäusten unter der Nase herum und stieß manches harte Wort aus, das dem Mädchen Thränen auspreßte und sie veranlaßte, am Arm einer ältern Frau dem Tanzboden den Rücken zu wenden.

Unterdeß war der Haushofmeister an unsern Tisch getreten und hatte mich gefragt, ob ich nicht meine Frau mit ihm nach Hause fahren lassen wollte? Es zeigten sich bereits kleine, die Sterne verdunkelnde Wölkchen am Himmel, er fürchtete, wir könnten noch ausgewaschen werden, ein Umstand, welcher der Gesundheit Clementinens nachtheilig sein dürfte. Wenn ich nicht eifersüchtig sein wollte, so würde sich in der Chaise genügend Platz für meine Frau, seine Ehehälfte und seine kleine Gertrud finden, indem er kutschirend sich zwischen die Frauen setzen müsse. Er schloß mit dem Bemerken: „Besser schlecht gefahren, als stolz gegangen!"

Clementine wollte anfangs nichts vom Fahren hören, doch redete ich ihr, das Vortheilhafte des Anerbietens erkennend, so lange zu, bis sie einwilligte. „Ich habe ohnehin noch einen kleinen Abstecher bei Esser's Hannes zu machen, um ihm sein frühes Erscheinen zur morgenden großen Arbeit einzuschärfen. Du weißt, Bernhardweiler liegt zehn Minuten von der Straße ab." Dieses sagte ich absichtlich, um den letzten Widerspruch, ehe er laut ward, zu ersticken. Auch war meine Angabe keine Lüge.

Förster Lehmitz und ich sahen die genannten vier Personen in der leichtbeweglichen, zweirädrigen Chaise noch davonfahren, dann mußte ich mit Lehmitz in seine Wohnung zurück, dem bisher genossenen weißen Wein ein rothes Rädchen b'raufzusetzen und, bevor ich mich bei der Försterin verabschiedete, mein Taschentuch mit Backwerk und andern Leckerbissen zu füllen. Endlich gab mir der Förster bis eine gute Strecke vor Kaisershöhe das Geleite.

Die Wolken zogen sich immer drohender zusammen, schon hörte man in der Ferne einzelne Donner, als ich von Lehmitz Abschied nahm.

Das Dorf Bernhardweiler war über eine Stunde entfernt und lag, wie bemerkt, zehn Minuten von der Landstraße, die schnurgerade nach der Stadt D. führte, ab. Nur zwei Häuser mit ihren Stallgebäuden befanden sich dicht an der Straße. Eines davon war eine Schmiede, das andere ein Wirthshaus, welches von Fuhrleuten und sonstigen Vorüberziehenden zahlreich besucht zu werden pflegte. Erst eine halbe Meile weiter nach D. zu mußte man die Hauptstraße verlassen, um den Rest des Weges nach Herzberg zurückzulegen. Konnte ich daher, früher als die Wolken sich ergossen, jenes Wirthshaus erreichen, so war ich für's Erste geborgen und in Stand gesetzt, das Wetter abzuwarten.

Der Himmel nahm sich meiner an, indem ich gerade vor dem Wirthshause anlangte, als die ersten großen Regentropfen herabfielen.

So war mein Tuch mit dem Naschwerk unversehrt geblieben, sonst hätte ich einen doppelten Verdruß darüber gehabt, daß die Gutmüthigkeit meiner Freunde mich gezwungen, die lästigen Gaben, wie ich sie nennen möchte, so weit mitzuschleppen.

Die Stube war gedrängt voll von Leuten, die theils vor dem drohenden Wetter Schutz gesucht, theils, von der Kirmeß heimkehrend, ihr Vergnügen mit Kartenspiel beschlossen. Kaum fand ich in einer Ecke Platz, das Tuch mußte ich auf den Nachbartisch legen.

Ich hatte noch keine Zeit gehabt, die Anwesenden zu betrachten, als die Thüre wieder geöffnet wurde und zu meiner Verwunderung, gefolgt von dem Bücklinge machenden Wirthe, der Baron eintrat.

„Führt das Pferd einen Augenblick unter das Thor, damit ich, sobald der Regen nachgelassen haben wird, meinen Weg zum Schlosse fortsetzen kann. Legt aber dem Schimmel so lange eine Decke über; denn das Thier ist warm. Wenn Ihr Rum im Hause habt, so bringt mir ein Glas davon nebst heißem Wasser und Zucker, damit ich mir, so gut es geht, einen Grog bereite!"

„Zu Befehl, Herr Baron!" antwortete der Wirth, nachdem er dem seltenen Gast die Thüre eines niedlich eingerichteten Nebenzimmers geöffnet hatte.

Beim Eintritt des Barons war eine plötzliche Stille bemerkbar geworden, die Bauern, sei es aus Respect vor dem Fremden oder weil sie sich durch seine Gegenwart beengt fühlten, saßen wie Automaten da; es konnte daher nicht auffallen, daß auf die Kunde, der Regen lasse nach, mehre Gruppen und Einzelne ihre Zeche bezahlten und das Haus verließen. Manches bekannte Gesicht vom Tanzsaale in Kaisershöhe war unter den Forteilenden, namentlich auch jenes des Pützen Jakob, der wie dort auch hier am Kartentische dominirt hatte.

Eben wollte ich mich anschicken, ihnen zu folgen, als abermals ein bespornter Mann in der Stube erschien, und obgleich sein Gesicht durch den großen Mützenschirm mir noch verborgen war, so durchzuckte es mich doch wie Nadelspitzen, als ich die Stimme des in einen Regenmantel gehüllten Herrn vernahm, mit welcher er dem Wirthe zurief:

„Bringt meinen Schimmel in den Stall, laßt ihn aber gesattelt. Gebt ihm für einen Groschen Brot und erst nach einiger Zeit zu saufen. Ich kann mich nicht lange aufhalten; denn ich muß noch in dieser Nacht zu Hause sein. Mir reicht einen Schnaps!"

Nur hier nicht mit diesem Menschen zusammentreffen! — dachte ich, bezahlte mein Bier und ergriff meinen Stock, als der Baron heraustrat, Groschenwald — das war der verkappte Reiter — und mich grüßte und sich dann mir mit der Frage nahte, ob ich nicht, wenn ich noch in dieser Nacht zu Hause zu sein wünschte, in seiner Gesellschaft den Weg zurücklegen wollte. Das Wetter hätte sich geändert, und gern würde er langsam neben mir herreiten, um durch Gespräch die Zeit zu kürzen.

Der Antrag war mir ebenso unerwartet als unangenehm, und wenn ich bedachte, daß es die gewöhnliche Manier der Frauenverführer ist, die Gewogenheit oder gar die Freundschaft des Ehemannes sich zu erwerben, so erblickte ich in dem Anerbieten einen Fallstrick, dem ich unter allen Umständen entgehen zu müssen glaubte.

Mich höflichst für die mir zugedachte Ehre bedankend, schützte ich das Geschäft bei Esser im Dorfe vor, worauf der Baron sagte: „Wie Sie wollen, Raimond!" und dann das vorübereilende Aufwartemädchen in die Wange kneipte, worauf ein leise geführtes Gespräch zwischen Beiden folgte.

Groschenwald saß am Tische und schrieb, ohne mich zu beobachten, und eben schlug die Kukuksuhr in der Wirthsstube elf, als mich der Wirth vor die Thüre begleitete.

„Grades! führe das Pferd des Barons immerhin in den Stall und gib dem Thiere Futter, es hat jetzt vollkommen Zeit dazu. Tränke aber den andern Gaul und bring ihn her vor das Haus. Herr Groschenwald muß fort!" So rief der Wirth, wie ich noch deutlich vernehmen konnte, seinem Knechte zu.

Der Boden war von dem kurz andauernden, aber starken Regen sehr erweicht und machte das Gehen beschwerlich, doch watete ich zum Dorfe in die Wohnung meines Arbeiters Johann Esser, den ich herausklopfte und mit meinem Auftrage bekannt machte. Dann schlug ich, um den hergekommenen Seitenweg nicht zwei Mal zu gehen, eine andere Richtung ein und gelangte nicht weit von der Stelle auf die Hauptstraße, wo dieselbe nach Herzberg abging. Um zwei Uhr war ich in meiner Wohnung angelangt.

Am andern Morgen erst vermißte ich das Tuch mit dem Backwerk und erinnerte mich, daß ich es im Wirthshause vergessen, aber ebenso fiel es mir ein, daß es bei meinem Aufbruch wol nicht mehr auf dem Tische gelegen haben müßte, sonst wäre es mir in die Augen gefallen. Der Inhalt des Tuchs ist verloren — dachte ich — aber das Tuch selbst, da es die Anfangsbuchstaben meines Namens enthält, soll Clementine, damit sie über die Vernachlässigung ihres Geschenks nicht schmolle, schon zurückerhalten, in dieser Hinsicht genügt mir die Ehrlichkeit des Wirthes. — Das Tuch war nämlich ein Leinwandgewebe, wozu meine fleißige Gattin ein äußerst feines Garngespinst ihrer Hand geliefert, welches dann von ihr selbst gebleicht und zu zwölf schönen Tüchern eingerichtet worden, die sie wiederum eigenhändig mit den Buchstaben F. R. von Nr. 1 bis 12 in rother Seide gezeichnet hatte.

Das Mittagsessen war noch nicht beendet, da klopfte es an der Zimmerthüre. „Herein!" rief ich, und ein ängstliches Gefühl, ein wirklicher Schrecken bemächtigte sich unserer beim Anblick zweier Gensdarmen, die im Dienstanzuge eintraten.

Keiner bösen Handlung mir bewußt, faßte ich mich um so eher, als ich in dem Einen der Gensdarmen den frühern Unteroffizier Fischer, einen Kriegskameraden, erkannte, mit welchem ich bei einer und derselben Compagnie gestanden.

„Willkommen, Freund Wachtmeister!" rief ich ihm zu, die Hand entgegenstreckend. „Läßt Du endlich Dich in meinem Hause sehen, nachdem ich so lange vergebens Dich gebeten, den alten Kameraden heimzusuchen?"

„Leider bin ich zu diesem Besuch durch einen Befehl gezwungen worden, den ich mit halbgebrochenem Herzen Dir hier vorzeige!" war die Antwort.

„Was ist das?" fragte ich zurücktretend.

Zu meinem Entsetzen enthielt das Papier einen Vorführungsbefehl vom Instructionsrichter Ginth wider mich erlassen, ohne daß derselbe das Factum, dessen ich beschuldigt war, nannte.

„Was hat das auf sich?" fragte ich nochmals den Wachtmeister. Dieser winkte mit den Augen nach seinem Begleiter hin, um anzudeuten, daß er in dessen Anwesenheit nicht Alles erklären dürfe. Dann sagte er:

„Du mußt auf der Stelle mit, Freund! Der Herr Oberprokurator Kragenstrom befahl mir zwar heimlich, ich sollte Dich gebunden an Ort und Stelle liefern, aber ich kenne Dich zu gut, um der Besorgniß Raum zu geben, Du würdest durch einen Versuch zur Flucht Dich in noch größern Nachtheil und Deinen alten Kameraden wegen seiner Gutmüthigkeit in Untersuchung bringen."

„Gebunden?" wiederholte ich schmerzlich berührt.

„Meinen Franz binden?" kreischte mein Weib. „Was hat er gethan? welches Verbrechens beschuldigt man ihn?"

So fuhr die Arme weinend und jammernd fort, und kein Wort des Trostes aus meinem Munde vermochte sie zu beruhigen.

Ich kleidete mich rasch an, ließ den Haushofmeister und dessen Gattin zu mir bitten, und nachdem ich ihnen den Schutz meiner Familie anvertraut, ließ ich mich abführen. Clementine sank bewußtlos zu Boden.

Die Kunde von meiner Verhaftung hatte sich schnell im Schlosse verbreitet. Die ganze Dienerschaft kam heraus, und die aufrichtigste Theilnahme jedes Einzelnen ward mir. Alle schüttelten mir die Hände und sprachen von einem muthmaßlichen Irrthum in der Person, als Thatsache, so daß sie noch am nämlichen Tage mich zurückkehren zu sehen hofften.

Eine andere Scene, die meiner harrte, hätte jedoch meine Standhaftigkeit beinahe überwältigt. Aus der Flügelthüre des Haupteinganges zum Schlosse, die Stufen der Terrasse herab, kam, entblößten Hauptes, mit im Winde spielenden Silberlocken, der Graf, mein edler Wohlthäter, auf mich zu und rief der Escorte ein donnerndes „Halt!" entgegen. Ehrfurchtsvoll standen die Schergen.

„Bist Du ein Verbrecher, mein Sohn?" fragte der Graf. „Wessen beschuldigt man Dich?"

„Ich weiß es nicht, gnädiger Herr!" antwortete ich ruhig.

„Worin besteht seine Schuld?" wendete er sich zu den Gensdarmen.

Diese zuckten stumm die Achsel und schützten den strengen Befehl, von Dem, was sie wüßten, nichts verlauten zu lassen, vor.

„Sage mir, Franz, hast Du irgend Etwas begangen, das Dir eine Untersuchung auf den Hals ladet? Bekenne mir's aufrichtig, Du weißt, ich vermag zu rathen, zu helfen und vielleicht zu retten!"

„Nichts, gnädiger Herr, habe ich gethan, seit ich ein denkender Mensch geworden; ich schwöre es Ihnen bei Gott und allen Heiligen! Meine Sünden aus der Knabenzeit müßten denn Veranlassung zu so später Bestrafung sein."

„Die hat der Himmel Dir längst vergeben, schon deshalb, weil Du nicht wußtest, was gut und böse war, dann aber auch, weil Du seit Deiner Erkenntniß ein frommer und guter Mensch geworden bist. Ich glaube fest an Deine Schuldlosigkeit. Zieh hin mit Gott und ruhigem Gewissen, baue auf den Allmächtigen und, so weit die Hülfe von Menschen gefordert werden kann, auch auf mich!"

Dann wendete er sich wieder zu den Gensdarmen und sprach im ernsten Tone: „Ich nehme Ihre ganze Verantwortlichkeit, mehr aber noch Ihr menschliches Gefühl in Anspruch, diesem Manne, der zur Zeit noch ein freier Bürger ist, eine gute und rücksichtsvolle Behandlung angedeihen zu lassen. Ebenso wie Sie in diesem Fall mich zu Ihrem dankbaren Schuldner machen werden, können Sie darauf zählen, wenn Raimond über das Gegentheil Klage führen sollte, in meiner Person einen Verfolger zu erblicken."

Die Gensdarmen verneigten sich schweigend. Ich warf mich dem edlen Manne zu Füßen, bedeckte seine Hände mit tausend Küssen und fühlte, daß sie bald von meinen Thränen naß waren. Auch er zerdrückte eine Thräne im Auge, nachdem er mich lange gewähren lassen. Dann küßte er mir die Stirn und sprach sich schnell abwendend, aus tiefer Brust: „Lebe wohl, mein Sohn!"

Ach! es waren die letzten Worte, die ich aus dem Munde dieses unvergeßlichen Mannes vernommen; ich habe ihn, das Schloß, den Garten und meine Wohnung nie wiedergesehen!

Der Weg, den ich in Begleitung meiner Führer, von welchen der Wachtmeister zu Pferde, zurücklegen mußte, war nicht so weit, als ich glaubte. Man schlug die Richtung nach der Hauptstraße ein, welche ich Tags zuvor genommen hatte, und kaum 500 Schritte von der Stelle entfernt, wo man

jene Hauptstraße betrat, sah ich viele Menschen dicht am Wege versammelt. Wir befanden uns am Ziele.

Die erste Person, die mir entgegenkam, war der Oberprokurator von Kragenstrom. Er hatte sehr schnell gealtert; seine Züge verriethen ein lockeres Jugendleben, wie denn auch sein Haar durch eine Perücke hatte ersetzt werden müssen, welche bereits eine fuchsige Farbe angenommen. Seine Augen, von rothen Rändern umgeben, verriethen Hinterlist und Tücke. Das ganze Wesen dieses Mannes machte auf Jeden einen üblen Eindruck.

Der Instructionsrichter Gluth war ein junger Mann von etwa 26 Jahren, ein neugebackner Assessor ohne Gehalt, den man für erfahren genug hielt, die wichtigsten Functionen im Criminalverfahren wahrzunehmen, und der dem Herrn von Kragenstrom deshalb ein willkommener Inquirent sein mußte.

Noch war mir Alles unerklärlich, ich sah und hörte kaum, was um mich war, und willenlos ließ ich mich an eine Stelle führen, auf der ich einen Strohhaufen sah. Dann zertheilte sich mit Hülfe geschäftiger Hände das Stroh, und ich unterschied — ja in diesem Augenblick unterschied ich wirklich — einen männlich bekleideten Leichnam. Sein Gesicht war voll von Blut und lehmigem Schmutz, die Kleider halb zerrissen und mit gleichem Schmutz bedeckt, und dennoch erkannte ich in der Leiche sofort die des Gerichtsvollziehers Groschenwald.

Man fragte mich, ob ich den Todten erkenne, und als ich bei dieser Frage schauderte, sah ich, wie Herr von Kragenstrom dem Instructionsrichter einen bedeutenden Wink gab. Nach einigen Secunden bejahte ich jedoch die Frage, indem ich antwortete: „Das ist der Gerichtsvollzieher Groschenwald!“

Man nahm diese Anerkennung zu Protokoll. Dann zeigte man mir ein weißes, von Blut und Sand steif gewordenes Tuch mit der nämlichen Frage über dessen Anerkennung vor. Ich konnte mich sogleich nicht entscheiden, aber es wurden mir die Zeichen desselben, F. R. Nr. 6 mit rother Seide eingenäht, vor die Augen gehalten, und so hatte ich länger keinen Grund, das Tuch nicht für mein Eigenthum anzuerkennen. Noch wollte ich hinzufügen, daß ich dasselbe in verflossener Nacht im Wirthshause vergessen hätte, aber man bedeutete mir, daß vorerst die Identität und nichts weiter hinsichts des Tuches festzustellen sei.

Endlich brachte man einen etwa zwei Pfund schweren Feldstein. Auch diesen sollte ich anerkennen. Das konnte ich aber natürlich nicht, da ich täglich Hunderte solcher Steine in die Hand nahm. Ich begann nunmehr zwar zu ahnen, daß hier von einem Morde die Rede sei, jedoch begriff ich nicht, in welcher Verbindung ein solcher mit meiner Person stehen könnte.

Hierauf begann wirklich ein kurzes Verhör, hauptsächlich die Generalfragen, wie sie es nannten, betreffend, und die einfache Beantwortung der Frage, ob ich den in Rede stehenden Todtschlag verübt hätte. Als ich mit großer Ruhe die Frage verneinte, erklärte man mich für einen verstockten Bösewicht, der Instructionsrichter erließ einen sogenannten Verwahrungsbefehl gegen mich und beauftragte durch den Oberprokurator einen anwesenden Gerichtsvollzieher mit Vollstreckung desselben. Der Gensdarme zu Fuß schloß meine Hände fest über einander mit eiserner Kette; ein bereitstehender Pferdekarren fuhr vor; ich mußte auf einem Bund Stroh in demselben Platz nehmen und langsam ging es der Stadt zu.

Glücklicherweise war es bereits Abend geworden, als wir dasselbe Arresthaus in D. erreichten, in welchem ich einen Monat inhaftirt gewesen, sonst hätte die schaulustige Menge mir das Geleite gegeben.

Volle sechs Wochen war ich hier eingekerkert, binnen welcher Zeit mich Niemand besuchen, noch Jemand mit mir correspondiren durfte. Viele Verhöre hatte ich unterdessen zu bestehen, die im Arresthause selbst von dem Instructionsrichter Gluth mit mir abgehalten wurden.

Aus den Vernehmungen ging denn endlich folgende Thatsache hervor:

In jener für mich so verhängnißvollen Nacht, die mich von der Kirmeß in Kaisershöhe heimkehren sah, hatte der von L. nach D. fahrende Postillon einige Minuten nach zwölf Uhr, nicht weit von der Schenke ein gesatteltes weißes Pferd neben seinem Zuge hertraben gesehen. Anfangs wäre ihm der Gedanke gekommen, daß der Schimmel nur ein gespenstisches Roß gewesen, und seinerseits vermieden worden, nach demselben hinzublicken, während er drei Vaterunser und ebenso viel englische Grüße laut vor sich hergesagt. Als aber seine Pferde nicht aufgehört, ein freudiges Gewieher auszustoßen und das vermeintliche Geisterpferd eingestimmt, hätte er den Wagen angehalten und den Conducteur so wie die Passagiere auf die Erscheinung aufmerksam gemacht. Man wäre nun einstimmig der Meinung gewesen, daß dem Reiter des Schimmels irgend ein Unglück zugestoßen, und hätte dies auch gegen den Wirth in Bernhardweiler geäußert, der noch auf gewesen, den Schimmel, welchen der Postillon mit leichter Mühe ergreifen können, in den Stall gebracht und alle seine Leute und Nachbarn aufgeboten, mit Laternen den Verunglückten aufzusuchen. Die Suchenden hätten nach einiger Zeit auch wirklich an der Stelle, wo ich die Leiche anerkannte, den Gerichtsvollzieher Groschenwald leblos und blutend gefunden und in einiger Entfernung ein zusammengedrehtes, den zweipfündigen Stein eingeknüpft enthaltendes weißes Taschentuch wahrgenommen, welches unzweifelhaft der Gegenstand gewesen, der dem Gerichtsvollzieher den Schädel zerschmettert. Hierauf sei der Oberprokurator durch einen Expressen von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt und seitens des Ortsvorstehers von Bernhardweiler die übrigen gesetzlich vorgeschriebenen Anordnungen getroffen worden.

So weit das Thatsächliche. Daß der Verdacht, ich sei der Mörder des Unglücklichen, sofort auf mich fallen mußte, war mir jetzt durchaus klar. Denn zunächst hätte mein Herr von Kragenstrom bei seinen bekannten Gesinnungen gegen mich, wenn er nur meinen Namen in der Sache gehört, unter allen Umständen ein Härchen gefunden, mit etwas anzuflicken, wenn der Erfolg auch zu meinen Gunsten ausgeschlagen wäre; dann aber war der Verdacht wirklich nicht ohne Gründe. Ich war ein persönlicher Feind des Erschlagenen, der Baron von Zabern hatte in der fraglichen Nacht mich aufgefordert, ihm auf dem Heimwege Gesellschaft zu leisten, und ich hatte dieses Anerbieten bestimmt abgelehnt. Der Wirth selbst war darüber verwundert, und er sowol wie die noch anwesenden Bauern mußten bekunden, daß es gerade elf Uhr geschlagen, als ich das Haus verlassen. Man wußte sich auch genau zu erinnern, daß ich ein weißes Taschentuch, worin Etwas eingebunden war, mit in's Haus gebracht. Der Arbeitsmann Johann Esser mußte erhärten, daß ich etwa um ein Viertel nach elf Uhr noch im Dorfe und in seiner Wohnung gewesen sei und dabei große Eile verrathen, auch kein weißes Packet mehr unterm Arm getragen hätte. Endlich hatte der Gerichtsvollzieher Groschenwald gleich nach meinem Fortgange aus dem Wirthshause das ihm vorgeführte Pferd bestiegen und war so dem auflauernden Mörder in die Hände gefallen.

Sollte ich mich demnach nicht als verloren betrachten? Nein, ich wußte mich schuldlos, und mein Gottvertrauen war so groß, daß ich Rettung, selbst durch ein Wunder, hoffte, wenn der Allmächtige nicht für die Uebelthat aus meiner Knabenzeit mich jetzt noch vor der Welt verdammen wollte. Eine so späte Strafe nach reuevollem Leben konnte jedoch der Gott der Gnade schon um meines Weibes und meiner Kinder willen nicht verhängen, und täglich nahm ich die Fürsorge der heiligen Jungfrau und meines Schutzpatrons, des heiligen Franziskus, in Anspruch, den Höchsten um Barmherzigkeit für mich anzuflehen.

Die Verweisung vor den Anklagesenat und später vor die gewöhnlichen Assisen zu D. war mir daher kein auffallendes, im Gegentheil ein erfreuliches Ereigniß, weil dasselbe jeder Ungewißheit über mein Schicksal ein Ende machte und mir die Besuche meines Weibes und meines Vertheidigers gestattete.

Nichts von dem ersten, schrecklichen Wiedersehen Clementinens. Meine Feder vermag die Gefühle dabei nicht zu schildern, den Schmerz nicht zu beschreiben. In dem Herzen meines Weibes war kein Verdacht meiner Schuld entstanden, sie konnte nur nicht begreifen, wie man einen Unschuldigen so verfolgen durfte, und äußerte unverholen, daß Gott die gegen mich angewendete Gewalt seiner Zeit gerechterweise vergelten würde.

Der Graf hatte mit seiner gewohnten Güte für meine Lage, so viel die Umstände es nur erlauben wollten, ohne irgend ein zum Zweck führendes erlaubtes Mittel zu scheuen, gesorgt. Neben meinem frühern Vertheidiger, Herrn Advocat-Anwalt Kühn, hatte der Graf noch den sehr berühmten Justizrath Ehrenberg um die Uebernahme meiner Vertheidigung ersucht, was mir früher schon durch einen offenen, an den Inspector des Hauses gerichteten Brief kund geworden, so daß ich dem mich gleich nach meiner Verweisung vor die Assisen verhörenden Präsidenten die getroffene Wahl der beiden Herren zu Protokoll geben konnte.

Wenn ein Angeklagter des Mordes beschuldigt ist, wird jedes Plätzchen im Assisensaale mit Zuhörern besetzt; war der Getödtete gar ein von Jedermann gekanntes Individuum, dann kann man fast nur mit Lebensgefahr den Verhandlungen beiwohnen, so drängt sich die Volksmasse zu denselben.

Bei der Verhandlung meiner Sache war das Letztere der Fall, und hätte ich nicht im Bewußtsein meiner Unschuld eine seltene Ruhe behauptet — das Gefühl, den Blicken der schau- und hörlustigen Menge fortwährend ausgesetzt sein zu müssen, würde mich niedergedrückt haben.

Die Geschworenen waren sämmtlich mir ganz unbekannte Personen. Ebenso kannte ich von den vier Richtern nur den liebäugelnden Assessor Kahl. Die Staatsbehörde vertrat mein alter Feind, der Oberprokurator von Kragenstrom, selbst, und in dem Präsidenten hatte ich bereits während des letzten Verhörs einen kaltblütigen, würdigen Herrn gefunden, auch den ihn damals begleitenden, jetzt hier fungirenden Gerichtsschreiber nicht vergessen.

Drei Tage hindurch währte die Verhandlung. Als Zeugen wurden abgehört: der Postillon, der Conducteur, der Wirth aus Bernhardweiler, dessen Knecht, der Baron von Zabern, noch zwei Bauern, die an dem fraglichen Abend in der Wirthsstube gewesen, der Arbeiter Johann Esser, die beiden Gensdarmen, die mich arretirt, und die gerichtlichen Medicinalbeamten. Meine Schutzzeugen: Förster Lehmig, dessen Frau und der Haushofmeister des Grafen, vermochten durch ihre Aussagen das Geschehene nicht ungeschehen zu machen, und ob auch keiner der Belastungszeugen mich auf der frischen That betroffen, so vereinigten sich doch, wie früher schon bemerkt, alle Umstände gegen mich, wozu noch eine unbedachtsame Aeußerung meinerseits hinzukam, nämlich die: „Der wird doch noch ein Mal von einem Bauer auf der Landstraße todtgeschlagen!“ Ich konnte nicht leugnen, daß ich, als der Gerichtsvollzieher Groschenwald in die Wirthsstube getreten war, jene Worte zu einem der Bauern gesprochen, welche am Tische mir zunächst saßen.

Es blieb sonach dem Herrn von Kragenstrom ein weites Feld, die Anklage zu unterstützen, was er denn auch mit großer Geschicklichkeit that. Er begann mit meiner verwahrlosten Jugend, warf mir die Erziehung im Besserungshause vor, nannte mich einen jähzornigen Menschen, einen Schläger von Profession, einen Händelsucher, indem er sich auf meine Verurtheilung wegen der dem Getödteten zugefügten Beleidigung berief, setzte die ohnehin wider mich zeugenden Thatumstände in ein noch übleres Licht und legte es den Geschwornen so nahe, daß, wenn sie auch nicht die Ueberzeugung getheilt hätten, mancher schwache Geist unter ihnen von der Rede überwältigt worden wäre.

Dagegen hatten meine Vertheidiger einen äußerst schweren Standpunkt. In der ganzen Sache lag auch nichts, wodurch die zuversichtliche Annahme, ich sei der Mörder des Groschenwald, beseitigt werden konnte. Was Talent, Erfahrung und Gesetzesauslegung zu thun vermochten, wurde ihrerseits zu meiner Rettung aufgeboten, vergebens — die Geschwornen sprachen nach kurzer Berathung ihr „schuldig“ über mich aus, jedoch mit der Bemerkung, „ohne die in dem Anklageact enthaltenen erschwerenden Umstände des Vorbedachts und des Auflauerns bei dem begangenen Morde.“

Das war schon viel. Unzweifelhaft konnte dieses Resultat der Vertheidigung zugeschrieben werden und machte das Gesicht des Herrn von Kragenstrom bleifarben. Er mußte nun den gewiß bereit gehaltenen Antrag auf Todesstrafe in einen andern auf lebenslängliche Zwangsarbeit umwandeln, eine Strafe, die ihm schwerlich genügte.

Als man mich fragte, ob ich noch etwas zu meiner Vertheidigung anzuführen hätte, verspürte ich große Lust, den Herrn von Kragenstrom der bewußten That öffentlich anzuklagen, aber ich bedachte mich bald eines Bessern, ein Mal, weil ich nicht den Teufel zu meinem Bundesgenossen machen wollte, indem ich mich der Rachlust hingab, dann aber auch, weil man in diesem Fall mich nicht zu Worte kommen gelassen.

So erkannte denn der Assisenhof, obgleich meine Vertheidigung noch zu Gunsten einer Strafmilderung das Wort genommen, auf lebenslängliche Zwangsarbeitsstrafe gegen mich und entschied auf diese Weise über meine unglückliche Zukunft.

Mit unerschütterlicher Ruhe vernahm ich mein Urtheil, eine Ruhe, welche die Anwesenden vermuthlich für Verstocktheit gehalten haben; denn Unwille schien mir auf den Gesichtern aller Personen zu lagern, die ich zufällig anblickte.

Von dem Rechtsmittel der Cassation wider das Erkenntniß machte ich, wie fast jeder vor den Assisen Verurtheilte, zwar Gebrauch, aber mit der Gewißheit, das Cassationsgesuch verworfen zu sehen.

Nach drei Monaten wurde mir denn auch diese Verwerfung durch den Cassationshof angezeigt, worauf ich noch den Weg des Gnadengesuchs einschlug, aber nur insofern Milderung der Strafe gewann, als der Landesherr festsetzte, daß nach zwölfjähriger Detentionszeit von Amtswegen über mich berichtet werden sollte.

Denselben Bescheid erhielt in meiner Gegenwart auf dem Bureau des Hauses ein stattlicher, sehr fein gekleideter Herr von etwa 36 Jahren. Er hieß v. B. und hatte, wie ich später erfuhr, im Freiheitskriege bei der russisch-deutschen Legion, zuletzt als Obrist, gestanden. Gatte und Vater einer zahlreichen Familie, knüpfte er nach seiner Entlassung mit einer vornehmen reichen, aber alten Dame — gewiß nicht aus Leidenschaft — ein vertrautes Verhältniß an, das Einträgliche desselben seiner Familie ausschließlich zuwendend und dieserhalb von dem Einen belobt, von dem Andern getadelt. Da verschwand einst während ihrer Abwesenheit die Chatulle der alten Dame aus deren Schlafzimmer, und man fand bei einer Hausvisitation im Secretair des Liebhabers zwar nicht die Chatulle selbst, aber doch viertausend Thaler in blanken Goldstücken, über deren rechtmäßigen Erwerb er sich nicht auszuweisen vermochte.

Man erlaubte uns nicht mehr auf unsere Zelle zurückzukehren, sondern überantwortete uns einem Aufseher mit drei Soldaten der Wache, und diese führten uns noch in früher Morgenstunde, wie wir waren, in das Commandanturgebäude.

Vor den Commandanten gebracht, erkannte dieser General in mir augenblicklich denselben Unteroffizier, der einst seinen französischen Kameraden gefangen genommen, indem er, wie

ich mich jetzt erinnerte, zu jener Zeit Major und Adjutant beim Commandirenden war. Mitleidsvoll ruhte seine Miene auf meiner Person, dann las er einige Papiere, von Zeit zu Zeit mich ansehend, und mit dem Ausruf: „gräßlich!" wendete er sich an meinen Leidensgefährten.

„So also sehen wir uns wieder?!" sagte der General zu demselben in einem Tone, der seine schmerzliche Empfindung nicht verbergen konnte.

„Die Glücklichen steigen, die Unglücklichen fallen!" war die Antwort des Angeredeten nicht ohne Ironie.

Der Commandant schien diese Antwort durch eine bittere Bemerkung erwidern zu wollen, aber er dachte vermuthlich, daß Vorwürfe dem Unglück zu machen, und wäre es auch dem selbstverschuldeten, weder christlich noch zweckmäßig sei, und schwieg, indem er fortfuhr, Papiere durchzublättern.

Nicht so der Unglückliche neben mir. Dieser trat einen Schritt näher und sagte: „General, der Fürst hat seine Gnade mir verweigert! Ist keine Rettung für mich?"

Lange und wehmuthsvoll blickte der Commandant den Fragenden an. Dann sagte er: „In der Schlacht, wenn der Soldat von tausend feindlichen Streitern umgeben ist, und jede Hoffnung, dem sichern Tode oder der Gefangenschaft zu entgehen, verschwindet, dann ist — noch immer Rettung möglich, hier aber ist — keine!"

„Keine!" wiederholte dumpf der Verurtheilte. Plötzlich richtete er sich auf und fragte, indem seine Augen umherrollten: „Und sind wirklich Ketten für mich bereit? Gibt es im Ernst keinen Unterschied zwischen den Verurtheilten nach ihrem frühern Rang? Muß ein ehemaliger Stabsoffizier wie der frühere Trainsoldat Ketten tragen?"

„Ich will es Euch nicht verhehlen, daß zunächst der Zweck Eures Hierseins die Einschmiedung ist. Was den von Euch erwähnten Unterschied betrifft, so hat man wenigstens bei Eurer Person einen solchen nicht stattfinden lassen wollen!"

„Und was muß der frühere Ehrenmann, der seine bessere Stellung in der Gesellschaft, seinen Rang, seine Bildung nicht vergessen kann, thun, um der ihm drohenden Schande zu entgehen, wenn alle Rettung unmöglich geworden?"

Kurz war die Antwort des Gefragten. Sie lautete: „sterben!"

„Sterben! Ja das ist das rechte Wort! Meinen Dank, General!"

Indem der Unglückliche dieses sagte, hatte er mit unglaublicher Schnelligkeit ein dolchartiges Messer aus der Tasche hervorgezogen und, ehe er noch daran verhindert werden konnte, sich dasselbe bis an's Heft in's Herz gestoßen. Lautlos fiel er zu Boden.

Beim Anblick des Selbstmörders fiel ich auf meine Knie und betete andächtig für die Seelenruhe des in allen seinen Sünden dahingeschiedenen Mitbruders, obgleich die Kirche solches Gebet dem ohne Reue Gestorbenen versagt, ein Vaterunser. Hierdurch hatte ich eine Stärke über mich selbst erlangt, deren ich jetzt sehr bedurfte, um die eben vorgefallene überraschende Scene und die nächste, bei der ich die Hauptrolle spielen sollte, auszuhalten.

Eduard Ludwig.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Beleuchtungen der Reisebilder von Louise Mühlbach.

„A Tourist has told it," sagt der Engländer, will er irgend einer Erzählung den Stempel der Unwahrheit aufdrücken, und nicht mit Unrecht; denn die Touristen, eine neue, englischem Blute entsprungene Menschenspecies des neunzehnten Jahrhunderts, haben sich bei allen Nationen das Recht angemaßt, nach Belieben der Wahrheit eine Nase zu drehen. Die nackte Wahrheit ist weder interessant noch pikant, ein zu gewöhnliches Gericht, als daß sie der Tourist ohne irgend eine Brühe seiner Erfindung auftischen könnte; wozu diente ihm denn auch seine Phantasie, wozu seine Darstellungsgabe? Man muß das Gericht dem verwöhnten Gaumen mundgerecht machen. Der Tourist würde mit der simpeln Wahrheit keinen Verleger finden, und die Kosten der Tour, ob groß oder klein, müssen doch gedeckt sein.

Nach dem Gesagten halten wir einem Touristen Manches zu gut; aber uns geradezu Etwas aufbinden zu lassen, wird doch Niemand von uns verlangen, wenn es zudem mitunter in einer so plumpen Weise geschieht, wie in den von der Novellen-Zeitung unter der Aufschrift: „In Belgien und Holland," in Nr. 131—136 mitgetheilten Reisebildern von L. Mühlbach. — Wir haben nämlich erst später erfahren, daß wir es mit einem ehrsamen berliner bas bleu zu thun hatten, und eingedenk des französischen Wortes: honneurs aux dames, haben wir es um so mehr für eine Pflicht gehalten, diese Reisebilder ein wenig näher zu beleuchten, indem sich die Phantasie unseres Touristen mitunter nur zu gröblich an der Wahrheit versündigt hat, und dies mit einem nonchalanten Leichtsinne, den wir keiner deutschen Dame — und wenn sie selbst emancipirt — zugetraut hätten.

Folgen wir den Reisebildern, wie sie vor uns aufgerollt sind. Wir treffen unsern Touristen in Köln, und zwar in einer erbaulichen Phantasie über den Dombau, den er nicht fortgesetzt wünscht. Mag sein, Jeder hat seinen Geschmack; doch müssen wir ihm, wo er sich zu einer Kritik des Werkes selbst versteigt, mit technischen Ausdrücken um sich wirft und unter Anderem sagt: „Daß diese Bogenpfeiler — was mag der Tourist unter diesem Worte verstehen? — zu schmal und zu hoch sind, wird von diesen auf Goldgrund schwebenden bunten Engelgestalten nicht überdeckt," wohlgemeint zurufen: Tourist bleibe bei Deinem Stickrahmen; denn hier hast Du viele Worte ohne Sinn gemacht. Phrasen bleiben Phrasen, und sind sie selbst mit socialistischen Lieblingsideen gespickt, die im Munde einer Frau übrigens stets recht innig klingen. Mit Dem aber, was der Dombau jährlich kostet, der, nebenbei gesagt, einer Menge Menschen Arbeit und Unterhalt gibt, würde man nicht vielen Hungernden Brot, nicht vielen Frierenden Kleidung, nicht vielen Unbeschäftigten Arbeit geben können; es wäre ein einziger Tropfen der Linderung, der wahrlich nichts zur Lösung der wichtigen Zeitfrage beitragen würde.

Köln hat die Tage des 3. und 4. Augusts vorigen Jahres zu beklagen, zu bedauern. Geringfügiger Ursachen wegen floß Bürgerblut, überschritt die militairische Macht, ohne des Gesetzes Vorschriften Folge zu leisten, mit unverzeihlicher Willkür die Schranken ihrer Befugniß. Die Tage sind zu ernst, zu wichtig in der Geschichte Kölns, als daß man es gleichgültig ansehen dürfe, wenn ein Tourist, der zufällig in Köln anwesend, in Bezug auf die Augustereignisse den Eingebungen seiner leichtbewegten Phantasie, sich nicht einmal um die Wahrheit des Sachlichen kümmernd, folgt und dies Gemächte in die Welt sendet. Gerade dieser Punkt hat uns zur nähern Beleuchtung der Reisebilder bestimmt; denn hier tragen sie das Gepräge einer Leichtfertigkeit, die unverzeihlich ist. Von St. Peter heimkehrend, stößt der Tourist auf einen Haufen Volk vor einem demolirten Hause. „Schweigend stehen sie da," heißt es, „aber nicht mit dem Schweigen der Gedankenlosigkeit, sondern mit dem Schweigen des Nachdenkens! Das Volk steht vor seinem eignen Werke." Verstehen wir den Touristen recht, so hat das Volk das Haus demolirt. Hier hat ihm seine Phantasie einen fatalen Streich gespielt; denn das Volk hat sich an den traurigen Abenden keine solchen Excesse zu Schulden kommen lassen; die Soldaten haben in einigen Häusern der Straßen an der Nordseite des alten Marktes Fenster und Thüren eingeschlagen, unter dem Vorgeben, es sei aus denselben mit Steinen auf sie geworfen worden. Die ganze Schilderung von dem sich als Löwe fühlenden Volke, bei dessen Mähnenschütteln das Haus vernichtet, zerstört werden, ist ein reines Phantasiegebilde, oder schlicht gesagt — eine Lüge, wie es denn auch gelogen ist, daß die Bürger die Wachen bezogen, und man am Tage keine Uniform, keinen Soldaten in den Straßen gesehen habe. Die unbewaffnete Bürgerwache, zu der wir selbst zu gehören die Ehre hatten, bildete sich erst Abends, um etwaigem Tumulte vorzubeugen, der am 5. unvermeidlich gewesen und noch blutigere Folgen gehabt, wenn sich wieder Militair auf dem Markte gezeigt hätte, da die Wuth des Volkes nach den Vorgängen der beiden früheren Abende, wo ein Bürger erstochen, mehre auf den Tod verwundet und Viele auf das schmählichste mishandelt worden, auf's höchste gestiegen war. Unserm Touristen war es nur darum zu thun, Phrasen zu machen, wie auch in der Schilderung der Begräbnißfeier des am Abende des 4. August erstochenen Böttchergesellen — eines Opfers der militairischen Willkür. Hier folgt eine Unwahrheit der andern. Unwahr ist es, daß der Magistrat seine Bürger zum Begräbnisse eingeladen; unwahr ist es, daß der Sarg aus dem Rathhause abgeholt worden, gefolgt von dem Magistrate in feierlichem Ornate; denn die Leiche wurde im Bürgerhospitale abgeholt, nicht getragen und auch nicht gefolgt vom Magistrate, der, beiläufig gesagt, gar keinen Ornat hat. Was aber so ein Tourist nicht Alles sieht und seinen Lesern glauben machen will? Wie er denn später auch sogar eine Kanone — warum nicht lieber sogleich eine Batterie, das wäre noch drastischer — vor der Hauptwache aufgefahren sieht, vor der sich am Abende ein Haufen Volks zusammengerottet hat, welches mit Pfeifen und Schreien seinem Herzen Luft machte. Wir haben keine Kanonen gesehen, als die unter den Fängen der Adler, mit welchen die Ecken der Giebelgallerie verziert sind. Es haben vielleicht nervenschwache Leserinnen Zufälle bekommen, als sie die Declamationen über das entfesselte Volk lasen — dürfen sich beruhigen, es war so arg nicht, die Rotten zerstreuten sich bald, von der Bürgerwache aufgefordert.

Begleiten wir den Touristen jetzt in die Kunstausstellung, der er ein Compliment macht, das uns in Verlegenheit setzt; denn unter vier bis fünfhundert Nummern sahen wir leider des Stümperhaften und mittelmäßig Schülerhaften zu viel. De gustibus non est disputandum, müssen wir denken, wenn unser kunstkenntnißreicher Tourist ein mehr als mittelmäßiges Bild von Gallaerts in Brüssel, ein junges Mädchen mit ihrem Papagei, als ein wahres Meisterwerk in Behandlung der Farbe und des Colorits schildert. Farbe und Colorit, was will man mehr? Daß doch die vertrakten technischen Ausdrücke unserm Touristen immer in die Quere kommen. Socialismus und ein wenig Communismus gehört bei gewissen Leuten zum bon ton; denn welche Phrasenparade läßt sich nicht aufführen über die Ausdrücke: Proletarier und Pauperismus? Daher waren Kleinenbroich's Bilder „Der Proletarier" und „Die Vesperstunde" ein gefundenes Thema für unsern Touristen. Was verschlägt's ihm, daß er den Zimmermann im zweiten Bilde zu einem Steinklopfer auf der Landstraße macht — es handelte sich um Gegensätze, und so sieht der Tourist auch alle die schönen Sächlein im Hintergrunde so genau und bestimmt, die reich gallonirten Diener, die Damen im höchsten Hofstaate, Cavaliere und Kammerherren in glänzenden Uniformen u. s. w.; und diese ganze Herrlichkeit besteht doch nur aus etlichen flüchtig angedeuteten Figürchen, von denen die größten noch nicht ein Zoll hoch. Selbst die Hauptgruppe, der Invalide und seine Tochter, beschreibt der Tourist ganz anders, wie sie im Bilde gegeben ist; es wird ein Bild seiner Phantasie, eine Unwahrheit, in sofern er seinen Lesern eine Schilderung des Kleinenbroich'schen Gemäldes geben will. Hätten doch alle Maler für solche Augen zu malen, welche ihnen in ihre Bilder des Himmels und der Erde Wunder schüfen, je nachdem es in den Kram der Augen paßte, dann wäre der Maler gold'ne Zeit da, mit einem Male das Künstlermisere zu Grabe gebracht, das aller Orten, wo Kunstschulen blühen, als das bejammernswertheste Proletariat der Aufklärung umherschleicht.

Nach Dem, was uns bis dahin geboten, konnten wir noch Mancherlei erwarten, und wir folgten daher mit einer gewissen Neugier unserm Touristen, der uns von Köln nach Aachen an die Spielbank führt. Hier hat die Phantasie freies Spiel und kann ihre Farben nicht grell genug auftragen, diese vom Staate sanctionirten Raubhöhlen in ihrer ganzen Scheußlichkeit zu schildern. Unserm Touristen sind einige dieser gräßlichen Nachtstücke der modernen Civilisation gelungen — und dafür unsern Dank. O könnte jedes Wort, welches gegen die in Deutschland noch geduldeten Spielhöllen gesprochen und geschrieben wird, wie die Posaunen des Gerichtes in die Seelen Derer dröhnen, unter deren Schutz sie noch geduldet werden, damit ihnen nicht eher Rast und Ruhe und jeder, auch der reinste Genuß ein Ekel werde, bis daß auf immer und ewig geschlossen wären diese Treibhäuser des Jammers und des Fluchs. Die zum Schlusse von unserm Touristen gegebene Episode über den ernsten, majestätisch-schönen Spanier, der sein Leben an der Spielbank endet, hat sicher ihre Wirkung nicht verfehlt und gibt dem Erfindungstalente des Touristen ein befriedigendes Zeugniß. Der in Aachen als kalter Spieler so viel Aufsehen machende Spanier, der stets, wenn er am Spieltische saß, einen weiten Kreis staunender Zuschauer um sich versammelte, war kein Ideal spanischer Schönheit. Auf seinem Antlitz lag in Pergament geschrieben die Geschichte eines Lebens, dessen Becher er bis zur Neige genossen; nur sein Oberkörper lebte, die untere Hälfte war gelähmt. An der aachner Bank war er ein gern gesehener Gast; denn wenn er sie auch zuweilen in Verlegenheit setzte durch sein Glück, er brachte immer mit vollen Zinsen wieder, was ihm die falsche Göttin als Lockspeise zugeworfen hatte. Die Bank gewinnt immer, brachte sie doch im vorigen Jahre der Stadt Aachen 110,000 Thaler an Sündengeld ein.

Begleiten wir unsern Touristen über die belgische Grenze nach Brüssel, Antwerpen, voller Verwunderung über die allmächtige Zauberkraft seiner Phantasie, die Riesenhaftes schafft, Städte und Paläste versetzt und — ihn einige Male mit unserer Topographie in Hader bracht. Wir verzeihen es ihm gern, wenn er uns erzählt, daß Berge durch ihre gigantischen Riesenfüße (!) Licht und Luft durchgehen lassen müssen, indem er uns eine Schilderung der in ihrer Ausführung wirklich großartigen Bahnstrecke von der belgischen Grenze bis nach Lüttich gibt, wo man auf einem Wege von acht Stunden durch das lieblich romantische Vesdre-Thal neunzehn größere und kleinere Stollen zu passiren hat, aber keine zweiunddreißig, wie unseres Touristen Phantasie gezählt. Städte werden jetzt versetzt; denn ehe wir nach Lüttich kommen, fahren wir an Mecheln vorbei und lassen uns hier an Stricken den Berg hinaufwinden. Was soll man zu solch' einem Kunststück unseres berliner Touristen sagen? Durch Mecheln selbst, den Knotenpunkte aller belgischen Bahnzweige und das General-Standquartier der belgischen Hierarchie, muß er im Schlafe gekommen sein; denn welche Betrachtungen ließen sich an diesen Volksstapelplatz, ein solcher ist der riesige mecheler Stationsplatz in der That, nicht knüpfen? Man glaubt sich hier immer im Treiben und Drängen einer kleinen Völkerwanderung, in solchen Massen fördern die von allen Richtungen daherbrausenden Dampfrosse die Reisenden. In diesem unaufhaltsamen Hin- und Herstürmen von des Tages ersten Schein bis in die späte Nacht fanden wir stets ein Bild unserer Zeit. Hier das gewaltige Fortdrängen, dort drüben die Zinnen des erzbischöflichen Palastes, des Sitzes der in Belgien furchtbaren Macht, die mit allen nur denkbaren Mitteln dem Fortschritte entgegenarbeitet. Aus diesem Grunde überraschen uns auch auf allen Bahnzügen Emissäre derselben, Priester und Nonnen aller Racen, welche hier, im Gefühl ihrer Macht, mit einer zuversichtlichen Festigkeit, einem gewissen Trotze auftreten, wie man dies in andern katholischen Ländern nicht gewohnt ist. Ihr Wirken gehört in Belgien nicht allein dem Jenseits an, es verfolgt auch seine irdischen Zwecke. Aber die hin und her sausend schnaubenden Locomotiven sind uns Bürge und Gewährung, daß sich Belgien bald dieses Joches — einer Schmach und Schmälerung seiner Freiheit — entledigen wird.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn W. in Bl. — Es thut uns leid, Ihre Gedichte nicht annehmen zu können, indem wir von unserem Grundsatze, in den Mittheilungen der Novellen-Zeitung uns auf Roman, Novelle und Drama zu beschränken, nur zu Gunsten vorzüglicher lyrischer Erzeugnisse eine Ausnahme machen. Wir würden Ihnen daher Ihre Einsendung zurücksenden, wenn der Name Ihres Wohnorts uns lesbar gewesen wäre, müssen uns demnach begnügen, Ihnen auf diesem Wege anzuzeigen, daß Ihr Manuscript zur Verfügung steht.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 150.] — Erscheint jeden Mittwoch. — **Leipzig, den 12. Mai 1847.** — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — **[III. Band.**

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Siebenter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 149.)

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung des Briefes des Fürsten von Montbar an Herrn Peter.



Seit einiger Zeit erschien meine Frau aufgeregter, niedergeschlagener als gewöhnlich, was ich der stürmischen, unfreundlichen Witterung der letzten Tage zuschried; denn ihre Nerven sind äuserst reizbar geworden.

Gestern trat ich mit ziemlich viel Geräusch, damit sie mich hören sollte, in ihren Salon, gleichwol bemerkte sie mein Eintreten nicht, ich trat ihr nahe und sah ihr Gesicht in Thränen gebadet.

Ich fragte sie, was ihe fehlte — sie antwortete mir nicht — ich rief sie bei ihrem Namen — dasselbe Schweigen, dieselbe Zeestreutheit — am Ende faßte ich sie bei der Hand — nach einee Secunde zog sie sie rasch zurück, sah mich verwundert an, als wäre sie plötzlich aus dem Schlafe geweckt, und fragte mich, ob ich schon lange da sei.

Diese tiefe Zerstreutheit, diese Anfälle peinlicher Aufregung oder vollkommener Unempfindlichkeit, denen sie jetzt bisweilen unterliegt — ich erklärte sie mir, oder glaubte sie mir zu erklären — wie das Uebrige.

Sie kämpft vergebens, sagte ich zu mir selbst, gegen das unwiderstehliche Gefühl, das sie zu mie zurückdrängt, und das sie sich selbst und mir nicht zugestehen will.

Am Abend also — es war ein sehr schöner Abend, obgleich die Luft schwül und gewitterhaft war — gingen wir zusammen in den Gaeten.

Ich ließ den Kaffee in einen kleinlichen, ländlichen Pavillon bringen, der im Hinteegrunde eines dichten Gebüsches gelegen war.

In den ersten, glücklichen Zeiten unserer Ehe hatten Regina und ich ein Vergnügen, wie Kinder oder Verliebte, daran gefunden, die Gaetenthür von innen zuzuschließen, um so ganze Tage in dem Pavillon allein zu bleiben.

Die Erinnerungen, welche sich an diese Tage knüpfen, die glücklichsten meines Lebens, sind mie noch so gegenwärtig, so lebendig, daß es mir in dem Teaume, in dem ich so hinlebte, vorkam, als müßten sie auf meine Frau dieselbe Wirkung ausüben, und es müßte ihr, wenn sie so umgeben wäre von Allem, was Zeuge unseres Liebesrausches gewesen, das Geständniß, das ich so glühend erhoffte — ganz von selbst auf die Lippen treten.

Wir traten in den Pavillon. Regina setzte sich auf einen Divan; sie war weiß gekleidet und schien nur noch der Schatten von ihr selber. Sie war so bleich, so bleich, daß in dem Halbdunkel, welches den Pavillon zu umziehen begann, ihr sanftes, schönes Gesicht von dem Weiß ihres Gewandes kaum abstach.



Als unser Gespräch sich nach und nach erschöpft hatte, waren wir Beide, fast ohne es selbst zu bemerken, seit mehe als einer Viertelstunde in eine Art von Teäumerei versunken.

Regina schien meine Anwesenheit ganz vergessen zu haben; ihr starrer Blick heftete sich auf die Wipfel der großen Bäume des Gaetens, über denen bereits einige Sterne erglänzten; ihr Lächeln schien eine tiefe Schwermuth und tiefes Herzensweh zu verrathen; sie saß unbeweglich, ein wenig gebückt, und hielt auf ihrem Schooß ihre schrecklich magern, aber immer noch unglaublich schönen Hände gefaltet.

Jetzt, lieber Freund, da mein Geist nicht mehr von lügenhaften Traumbildern irre geleitet wird, und ich mir das Gesicht und die Stellung der Frau von Montbar zurückrufe, wie sie wirklich waren, kann ich den traurigen Irrthum, in den ich verfallen war, mir kaum mehr vorstellen, aber damals sagte ich zu mir selbst:

Armes Weib — ich habe so viel für sie gethan, daß sie sich endlich eegeben hat. Sie wartet nue auf ein Wort von mir, um mir ein Geständniß zu thun, das sie zugleich entzückt und quält. Diese Bläffe, diese Abmattung werden durch fruchtlos bekämpfte Gemüthsbewegungen hervorgerufen — sie wendet ihre Augen von mie ab, vielleicht aus Furcht, der magnetischen Anziehungskraft meines Blickes zu unterliegen — ihre Verlegenheit, ihre Zerstreutheit bezeugen es laut genug, daß sie zum letzten Male, aber vergeblich, gegen die Liebesgedanken ankämpft, die sie von allen Seiten umlagern — aber die Nacht bricht ein — tiefes Schweigen herrscht rings, wir sind allein — allein an dem Orte, der uns an so manche süße Stunde erinnert. Nie kann eine günstigere Gelegenheit eintreten, um das Geständniß, das sie noch zurückhält, auf ihre Lippen zu füheen.

Ich kniete also vor meiner Frau nieder und ergriff eine ihrer Hände, die sie mir ohne Widerstand überließ.

Diese Hand, glühend heiß und abgemagert, wie sie war, bedeckte ich mit leidenschaftlichen Küssen, und sie erwiderte meinen Druck krampfhaft.

„Regina," eief ich in seliger Trunkenheit — „endlich — bist Du zu mir zeückgekehrt — Du bist meine Regina von sonst — Du liebst mich?"

„O ja — was auch geschehen mag — ich liebe Dich noch immer, ich liebe Dich glühender als je — sie bringt mich um's Leben, diese Liebe, aber ich sag' es nicht — ich darf es nicht sagen, — ich bin ihm so viel schuldig — ihm. Mag sein — dee Tod ist süß — o mein ewig geliebter Just — ich sterbe im Gedanken an Dich!"

— — — — — — — — — — — — — —

Ein durchdringender Schrei, den ich unwillkürlich ausstieß, erweckte Frau von Montbar ans dem Traume, in dem ihe Geist befangen war.

Sie fuhr auf, richtete sich plötzlich in die Höhe, strich sich mit beiden Händen über die Stirn und sagte mit veestörter Miene zu mir:

„Sind wir schon lange hier, Georg?“

Thränen erstickten meine Stimme, glücklicherweise war es schon fast dunkel, meine Frau bemerkte nicht, daß ich weinte, ich antwortete:

„Ja, ziemlich lange — aber es wird spät — wollen Sie in's Haus gehen?“

„Wie Sie wollen, mein Freund,“ antwortete sie sanft, ohne das Beben meiner Stimme zu bemerken.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe diesen Brief eine Weile liegen lassen — ich litt' zu viel dabei, als daß ich ihn hätte in Einem Zuge zu Ende schreiben können.

Sie wissen jetzt Alles — mir bleibt nur Eins zu thun übrig — und Sie werden mir selbst dazu rathen, davon bin ich überzeugt — nämlich morgen fortzureisen und die Frau von Montbar für frei zu erklären.

Die unglückliche Frau geht zu Grunde, und meine Verblendung, meine Schlaffheit sind's, die sie zu Grunde richten.

Also morgen nehm' ich Abschied.

Bei dem Zustand, in welchem Frau von Montbar sich befindet, könnte die Ankündigung dieser plötzlichen Trennung selbst durch das Uebermaß von Glück ein schrecklicher Schlag für sie werden — ich werde ihr schreiben, daß ich nur eine Reise von einigen Tagen antrete — späterhin werd' ich ihr aus der Ferne nach und nach die gute Neuigkeit mittheilen.

Glücklicherweise — wird Regina glücklich sein — kann ich auch nicht umhin, eine unüberwindliche Abneigung gegen diesen Menschen zu empfinden. Ich vertraue seinen seltenen Herzenseigenschaften — ich zweifle nicht daran — ich habe kein Recht daran zu zweifeln, daß er gegen sie sein wird, wie er sein soll.

Zum letzten Mal — Lebewohl und Dank — lieber Freund — o ja, Dank; denn Ihre weisen, liebevollen Ermahnungen haben in meiner Seele Wurzel geschlagen, und es bleibt mir in dem schmerzensvollen Dasein, zu dem ich von jetzt an verurtheilt bin, doch Ein Trost übrig — nämlich in dem Fortschritt im Guten, in der Gewöhnung an wahrhaft nützliche und auf ein edles Ziel abzweckende Beschäftigung, mittels deren ich das Herz der edeln, ritterlichen Frau, das ich nun für immer verloren — wiederzugewinnen hoffte.

Die Lehre ist heilsam — aber schrecklich. Hätte ich angefangen, wie ich ende, hätte ich, statt mein Leben in erniedrigendem Müßiggange zu verlieren, der mir für immer das Herz meiner Frau entfremdete, gehandelt, wie ich seitdem in Folge Ihrer Rathschläge gehandelt — Regina wäre stolz auf mich gewesen und wär' es bis zu dieser Stunde.

Leben Sie wohl, lieber Freund — antworten Sie umgehend, obgleich ich weiß, wie Sie antworten werden. Sie können mir nichts Anderes rathen, als wozu ich entschlossen bin.

G. v. M.“

Elftes Kapitel.

Martin's Tagebuch. (Fortsetzung).



Als ich den Brief des Fürsten von Montbar las, ergriff mich tiefes Mitleid, aber zugleich bedachte ich, daß das Verfahren, in welchem ich ihn bestärken mußte, Regina vielleicht das Leben retten und ihr und Just's Glück auf immer sichern könne.

Was der Fürst mir über die rührende, muthvolle Entsagung der Frau von Montbar mittheilte, ihr bis zur heldenmüthigen Aufopferung gehendes Zartgefühl, vermöge dessen sie sich durch die Dankbarkeit an ihren Mann gefesselt glaubte und weder die Freiheit, die er ihr für den Fall zugesagt hatte, daß es ihm nicht gelänge, ihre Liebe wieder zu gewinnen, in Anspruch zu nehmen, noch ihm — das arme Weib — zu sagen wagte, daß sie den Just Clément noch immer liebte, daß sie ihn in Folge der Leiden, die ihr aus dieser Liebe entsprungen, vielleicht heißer liebte, als je — Alles das hatte ich vorausgeahnt — vorausgesehen.

Ich habe diese vier Monate hindurch wie immer meinen Dienst bei der Fürstin versehen, und mein beständiges Beobachten hat mich, zusammen mit dem Vorgefühl, das mir meine Liebe gab, fast in alle Geheimnisse dieses liebevollen, so traurig geprüften Herzens eingeweiht.

Uebrigens hatte ich, für den Fall, daß dieser Zustand sich so verlängerte, daß das Leben der Frau von Montbar ernstlich gefährdet würde, den Entschluß gefaßt, dem Fürsten unter dem Namen des Herrn Peter zu schreiben, diese Probezeit habe nun lange genug gedauert, und hätte sich Herr von Montbar dieser Weisung nicht gutwillig gefügt, so würde ich dazu geschritten sein, den Gewissenszweifel Regina's dadurch zu beseitigen, daß ich sie von der Erkenntlichkeit, die sie ihrem Manne schuldig zu sein glaubte, entbände.

Gott sei gelobt — ich habe mich nicht genöthigt gesehen, zu diesem äußersten Mittel meine Zuflucht zu nehmen. Regina, Just und Herr von Montbar haben alle gezeigt, daß sie eines des andern würdig seien.

— — — — — — — — — — — — — — —

Folgendes ist das kurze Schreiben, das ich heut Morgen vom Fürsten als Antwort meines gestrigen Briefes, in welchem ich ihn aufforderte, auf seinem Entschlusse zu beharren, empfangen habe:

„Ich wartete nur noch auf Ihren Beifall, lieber Freund, um meine Abreise festzusetzen; nur hab' ich mich ohne Ihren Beirath zu einem Geständniß entschlossen, dem Sie vielleicht entgegengetreten sein würden.

Ich wollte bei meiner Entfernung in der Frau von Montbar keinerlei Bedenklichkeit in Betreff der Dankbarkeit, welche sie mir so lange Zeit schuldig zu sein geglaubt hat, zurücklassen.

In meinem Abschiedsbriefe sage ich ihr, daß sie nicht mir, sondern einem unbekannten Freunde die Wiederherstellung des Rufes ihrer Mutter verdanke. Die letzte Gnade, um die ich Sie noch anflehe — schrieb ich — ist, mir zu vergeben, daß ich mit diesem Gefühl von Erkenntlichkeit, auf welche ich keinerlei Anspruch hatte, so lange Misbrauch getrieben.

Damit, lieber Freund, hab' ich dem Ehrenwort, das ich Ihnen gegeben, nicht untreu zu werden geglaubt.

Sollte ich aber auch dasselbe ein wenig verletzt haben, so werden Sie dagegen Nachsicht üben; ich glaube auf diese Weise mehr als Mann von Ehre gehandelt zu haben, als wenn ich meinem Ihnen gegebenen Versprechen streng bis auf den Buchstaben nachgekommen wäre.

Leben Sie wohl — und ach, zu meinem Unglück — für immer! — Sehen Sie wol — ich weiß nicht, welche Zukunft mir bevorsteht — ich weiß nicht, was ich von der Zeit, der traurigen Trösterin! — zu erwarten habe. Aber in dem Augenblicke, da ich Dieses schreibe, hab' ich das Gefühl, als gäbe es keinen unglücklichern Menschen auf der Welt, als ich bin.

Der einzige Gedanke, der wie ein Lichtblick in das finstre Chaos von traurigen, mein Inneres zerreißenden Vorstellungen, mit denen ich mich herumschlage, fällt, ist, daß Regina sich bis an's Ende bewundernswürdig, wahrhaft erhaben benommen hat.

Glauben Sie mir's, lieber Freund, wenn ich auf Jemand zürne, so ist's weder auf sie, noch auf Just, der sich eben so würdig und edel benommen, wie sie — sondern auf mich, der ich die einzige Ursache meiner vergangenen und — meiner künftigen Leiden bin.

Zum letzten Mal Lebewohl und Dank, lieber Freund. Ohne Ihre Rathschläge wäre mein Loos tausendmal härter; denn ich hätte zwei Leute, die ich achte, die ich ehre, gehaßt, verachtet, vielleicht in Verzweiflung gestürzt, da ich im Gegentheil jetzt mit dem Gefühl, daß sie glücklich sind, und ohne mir Gewissensscrupel zu machen, fortgehen kann.

Sie hatten Recht, in einem solchen Gefühl liegt ein großer Trost.

Muth! Die Stunde schlägt! — Es ist also für immer vorbei — o meine goldenen Hoffnungen!

Mein Gott, wie soll ich's ertragen! Haben Sie Mitleid mit meiner Schwäche — Leben Sie wohl — beklagen Sie mich — gedenken Sie meiner in Liebe. O, wenn Sie in diesem schrecklichen Augenblicke zu mir kommen möchten — mit mir reisen möchten — auf den Knieen würd' ich Sie segnen! Was für eine Stütze würde mir Ihre Freundschaft sein!!

Aber nein, das ist unmöglich, das werden Sie nicht wollen — ich bin närrisch — verzeihn Sie diese Bitte, haben Sie nicht schon genug für mich gethan?

Leben Sie wohl, zum letzten Male — leben Sie wohl!

G. v. M.“



Den 3. Juli 18..

Alles ist in Ordnung.

Seit dem Anfang der vorigen Woche ist Herr von Montbar abgereist.

Heute haben sich Just und Regina wiedergesehen.

Meine Gebieterin war noch sehr bleich, sehr mager — aber wie schön war sie — o Gott, wie schön war sie vor Glück und Liebe!!

— — — — — — — — — — — — — — —

Meine Aufgabe ist zu Ende gebracht — treu und muthig zu Ende gebracht, deß darf ich mich rühmen.

Was soll ich jetzt thun?

Wozu kann ich fernerhin der Fürstin nützen?

Aber werde ich im Stande sein, dieses in seiner Art vertraute Beisammenleben, das meinem Herzen trotz der Qualen, die es bisweilen durchzucken, so theuer ist, aufzugeben? Fern von Regina zu leben — sie nicht mehr fast zu jeder Tageszeit zu sehen — gerade jetzt fortzugehen, da sie so glücklich wird? Werd' ich dazu Muth haben? werd' ich dem schwermüthigen Genuß zu widerstehen vermögen, zu mir, wenn ich auf ihrem und Just's Gesichte das Glück strahlen sehe, selbst zu sagen:

Zu diesem Glück hab' ich beigetragen — die schmerzlichen Prüfungen, welche nothwendig waren, um ihrer Liebe die rechte Weihe zu geben und sie vor aller Reue sicher zu stellen, und aus denen sie so rühmlich hervorgegangen — ich habe sie im Interesse ihrer Liebe selbst und der Würde und Erhabenheit derselben herbeigeführt.

Und gerade jetzt sollte ich Regina verlassen, nachdem ich so lange den niederschlagenden Anblick ihrer Trauer, ihres Unglücks, vor Augen gehabt!

Nein, nein — ich darf auf einen Lohn Anspruch machen — und es mag dieser der Anblick des Glückes sein, zu welchem ich mit der ganzen Kraft meiner stillen Liebe — und sie soll ewig verborgen bleiben — beigetragen habe.

Nein, für die nächste Zeit werde ich, wenn sie es nur zugibt, Regina nicht verlassen.

Und wenn später die süße, gefährliche Gewohnheit, in der Nähe der Frau von Montbar zu leben, sich bei mir dermaßen festgesetzt haben wird, daß ich nicht mehr im Stande bin, mich von ihr loszumachen, wenn die Fürstin sich gewöhnt haben wird, mich als einen jener guten und treuen Diener zu betrachten, die man nicht wieder von sich läßt, und sie mir dann eines Tages sagt: Martin, Sie gehen niemals von mir, nicht wahr? — Wie kann ich's ihr dann abschlagen? Wird doch der Wunsch meines Herzens mit ihrer Bitte nur allzusehr in Einklang stehen.

Und dann würde also mein Leben in ein unfruchtbares, nutzloses Bedienteuthum auslaufen, ohne irgend Etwas, das ihm eine höhere Weihe gäbe — denn bis jetzt hat dieses Bedientenleben mir wenigstens gestattet, Reginen Dienste zu leisten, die ich ihr in keiner anderen bürgerlichen Stellung hätte leisten können. Nein, meine Aufgabe ist zu Ende. Da ich durch die Großmuth des Doctor Clément vor Mangel geschützt bin — kann, muß nicht mein Leben ein erhabeneres und mehr auf den Nutzen meiner Menschenbrüder abzweckendes Ziel haben?

Keine Schwachheit! — ich werde Claudius Gérard um Rath fragen — sein männliches, liebevolles Wort soll mich noch einmal leiten.

Möge sein Andenken gesegnet sein — denn ihm verdank' ich's, daß ich auf meine bescheidene Stellung den Grundsatz anzuwenden gewußt habe, den er so oft aussprach und ausübte:

Daß keine Stellung so niedrig ist, daß nicht in ihr ein wackerer Mann zu edeln Handlungen Raum finde.

Eugène Sue.

(Ende des siebenten Bandes.)

Der Verurtheilte.

(Fortsetzung aus Nr. 149.)

Eben trat die Wache ein. Der General war sprachlos, an den Stühlen sich festhaltend, in's Nebenzimmer gegangen — ich folgte einem Stockmeister auf dessen Wink.

Auf dem Hofe des Commandanturgebäudes befand sich eine Art Stall. In diesen mußte ich hineingehen, um die herabwürdigende Kleidung meines neuen Standes anzuziehen. Grabesschauer überliefen mich, als ich von Kopf bis zu den Füßen in halb grau halb gelber Baugefangenentracht mich erblickte. Immer noch schwebte der Tod des v. B. vor meinen Augen, und die Gedanken ergingen sich in Reflexionen, die meinen christlichen Grundsätzen zuwiderliefen. Ein kräftiger Faustschlag des Stockmeisters entriß mich denselben und brachte mich zum Bewußtsein meiner Lage zurück.

„Fort!“ hieß es bei dem Faustschlage, „oder ich werde Ihm Beine machen.“

Durch die Hinterpforte des Hofes gelangten wir bald in eine sehr geräumige Schmiedewerkstatt, wo Alles zu meinem Empfange bereit war. Man streifte mir über jeden Fuß einen schweren eisernen Ring, der mit dem andern durch eine zwei Fuß lange Kette sich verband. Dann mußte ich liegend nacheinander die umgebogenen Enden der Ringe auf den Ambos halten, und die Schellen wurden vernietet.

Nach vollbrachter Operation fühlte ich meinen Körper wie gerädert, und dieser Umstand sowol, als das Drücken der Fußschellen, die Ungeschicklichkeit in der gehemmten freien Bewegung, ließen mich nur langsam fortschreiten, so sehr der Stockmeister und der mich begleitende Soldat auch zur Eile antrieben.

Auf der Straße blieben alle Leute stehen, an denen ich vorübergehen mußte, und mehr als ein Mal vernahm ich die Worte: „Das ist ein neu Eingekleideter!“

Das Ziel dieses ersten gefesselten Ganges war ein äußeres Festungswerk, bei welchem ich viele Menschen in meiner Tracht Steine werfen, Holz schleppen, Sand karren und mauern sah. Alle schienen mich mit wilden Blicken anzustieren, und Schadenfreude lag in ihren Mienen. Von einem den Reparaturbau beaufsichtigenden Wallmeister wurde mir sogleich ein Schubkarren angewiesen, in welchen ich an einer Stelle Sand laden und an einer andern Stelle wieder ausschütten mußte.

Von Soldaten mit scharf geladenen Gewehren rings umstellt, schien jede Flucht unmöglich, und doch wurde noch am nämlichen Tage, als man uns zum Nachhausegehen aufstellte, ein Baugefangener vermißt, dessen man auch nicht wieder habhaft werden konnte, obgleich aus einer für diesen Zweck bereitgehaltenen Kanone sofort Signalschüsse gegeben wurden.

Mittags kehrte die Abtheilung der halb grau halb gelb Gekleideten in ihren Thurm zurück. Dort erwartete die Hungrigen eine Suppe aus Kartoffeln, Erbsen und Graupen, mit Nierenfett gekräftigt, die den Meisten, wie es schien, nicht übel mundete. Ich war jedoch nicht im Stande, einen Löffel davon herunterzubringen. Die bestimmte Erklärung, daß mir der Appetit fehle, war das Signal für meine Gefährten, in ein höllisches Gelächter auszubrechen und nach meiner vollen Kumpe zu greifen. Jeder von Denen, die mir zunächst saßen, wollte seinen Theil an der Portion haben, wodurch der Napf hin und her gerissen und zuletzt, als Schläge die vermeintlichen Ansprüche gegenseitig unterstützten, ausgegossen wurde.

Der Lärm hatte den Posten vor der Thüre veranlaßt, den Stockmeister herbeizurufen, und dieser bediente sich des gewöhnlichen Mittels, die Ruhe wiederherzustellen, indem er seinen Stock über die Streitenden schwang und kräftig auf deren Köpfen und Rücken tanzen ließ. Auch ich, als Urheber der Rebellion, wie der Beamte es nannte, mußte sein Rohr fühlen, eine Behandlung, die mir helle Thränen auspreßte, was dann wieder die Lachmuskeln meiner Genossen und selbst die des Schlagenden in Bewegung setzte.

„Wirst schon Geduld lernen, Muttersöhnchen!“ rief der Stockmeister mir zu. „Heimlich mit einem Stein seinem Feinde das Gehirn zerschmettern, das können wir, aber beim Empfang einiger wenigen Hiebe vergießen wir Thränen!“

Himmel, wie war mir damals zu Muth?! Sport sollte jedes menschliche Gefühl ertödten, so schien die Absicht des rohen Aufsehers, und doch konnte ich mich nicht überwinden, durch scheinbare Gleichgültigkeit meine Umgebung zu täuschen. So blieb ich noch lange das Stichblatt meiner Genossen, von welchen Einige sich mit Gewalt in mein Vertrauen eindrängen zu wollen schienen, und die meine erklärtesten Feinde wurden, als ich ihnen solches versagte.

Unter den Genannten machte sich besonders ein langer, blasser Mensch mit spitzer Nase und eingefallenen Wangen bemerkbar. Es war der Kinderbäcker. Diesen Namen hatten die Sträflinge ihm gegeben, weil er angeklagt gewesen, das von ihm an Kindesstatt angenommene vierjährige Kind seiner Frau, welches diese nebst einem kleinen Kapital mit in die Ehe gebracht, während ihrer Abwesenheit in seinen Backofen geworfen und zu Kohlen verbrannt zu haben, in der Absicht, alsdann die runde Summe auf ein Mal in Empfang zu nehmen, welche für den Todesfall des Kindes vom Vater des letztern der Mutter verschrieben worden.

Durch eine Dienstmagd, die unter den vom Bäcker geholten Kohlen eine Menge Knöchelchen gefunden, welche als menschliche Gebeine anerkannt wurden, fand die Entdeckung der gräßlichen That statt, deren der Mörder vor den Assisen zuletzt geständig war.

Die Nähe dieses Menschen hauchte mich an wie Scheiterhaufendampf, ich war froh, als wir wieder heruntergelassen, in Reihe und Glied gestellt und, nachdem auf Befehl des Unteroffiziers die Gewehre der Soldaten vor unsern Augen scharf geladen worden, durch volkbelebte Straßen zu unserm Arbeitsplatz hinausgeführt wurden.

Es muß den Bewohnern von D. ein fürchterlicher Anblick gewesen sein, wenn sie den verschiedenen Abtheilungen der Baugefangenen begegneten. Das in mannichfaltigen Tönen vernehmbare Kettengeklirr, die langsame Bewegung des Zuges, die halb grau halb gelbe Bekleidung, welche sich sogar auf die Mütze erstreckte, die ernste Miene der jede ungewöhnliche Bewegung der Kettenmänner beobachtenden Soldaten, die Gesichter der Sträflinge selbst, die mit wenigen Ausnahmen keine Reue, sondern Blutdurst, Gewaltthat jeder Art, Bosheit, List und verhaltene Wuth ausdrückten — alles Dieses war geeignet, Schauder zu erregen und in jedem noch nicht ganz gesunkenen, frei umher wandelnden Bösewicht den Vorsatz heraufzubeschwören, sich zum Guten wenden zu wollen, damit ihn nicht ein ähnliches Schicksal ereilen möge.

Gingen an der Arbeitsstelle zufällig Leute vorüber, so wurden diese unvermerkt von den Frechsten der Baugefangenen angebettelt, obgleich dies streng verboten war und nur dann geschehen konnte, wenn die Soldaten ein Auge zudrückten. Fast immer erhielten sie eine Gabe, die sie dazu verwendeten, von dem marketendernden Stockmeister Nahrungsmittel, die sonst nicht verabreicht wurden, z. B. Wurst, Käse, Butter, Häringe, Weißbrot und Bier, ganz wie es im Besserungshause zu geschehen pflegte, einzukaufen.

Hierbei kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß dieser Stockmeister vor einigen Jahren in Ruhestand versetzt worden und nicht allein von seiner Pension, sondern auch von dem Zins der sechs Häuser lebt, die er sich erworben.

Im Laufe jedes halben Arbeitstages war eine Ruhestunde, die frühstückend oder vespernd, dann aber auch mit Handarbeiten zugebracht wurde. Die erstgenannten Stärkungen geschahen durch ein Stück trocknen Schwarzbrotes, welches wir aus der Garnisonbäckerei erhielten; letztere Beschäftigung mit Handarbeiten fand in jeder der Zwangsarbeit nicht gewidmeten Minute statt und erstreckte sich auf Stricken von Hosenträgern, Beuteln, Strumpfbändern und dergleichen, so wie auf Haarflechten, Drahtarbeiten, kleine Schnitzeleien und auf Verfertigung von Pappgegenständen. Ein ehemaliger Kettenmann, israelitischen Glaubens, besorgte den Verkauf genannter Arbeiten, zu welchem Ende ihm der Zutritt in den Thurm seiner einstigen Genossen unter gehöriger Beaufsichtigung erlaubt war. Er führte den sonderbaren Spitznamen „Fünfundzwanzigstüber“, eine Bezeichnung, welche von seinem frühern Gewerbe, als auf die Jahrmärkte umherziehender Krämer, rührte, indem er, und zwar in der Gegend der Erste dieser Gattung, seine nur zu festen Preisen abzusetzenden Waaren den Vorübergehenden mit dem steten Zuruf anpries: „Stück für Stück fünfundzwanzig Stüber!“ *)

*) Der Thaler enthielt 30 solcher, jetzt nicht mehr existirender Münzen, von welchen 120 Stück auf einen Kronenthaler gingen.

Das Härteste und vielleicht das Grausamste in der Behandlung fand ich in dem instructionsmäßigen, jede Viertelstunde in der Nacht wiederkehrenden lauten Zuruf der Schildwache außerhalb, dem wir folgen mußten, um der Wache die Ueberzeugung zu verschaffen, daß wir noch da seien. Schrecklicher Anblick, wenn die halbnackten Leiber der Sträflinge kettenrasselnd und, der erlangten Gewohnheit zufolge, mit geschlossenen Augen sich von der Pritsche jedesmal pfeilschnell in die Höhe richten und fortschlafend ihr vorgeschriebenes „Hier“ im disharmonischen Chor mit rauhen Stimmen antworten! Ja, wahrhaft schrecklich, wenn man bedenkt, jede Viertelstunde diese Marter!

Es fanden sich Leute aus allen Ständen unter meinen Genossen. Ihre Verbrechen, mit deren Ausführung übrigens die Meisten prahlten, waren Mord, Raubmord, Diebstahl mittelst Einbruchs, Hausdiebstahl, Falschmünzerei, Fälschung und gewaltsamer Angriff auf die Schamhaftigkeit, auch wiederholte Desertion aus dem Militair gewesen. Die letztgenannte Gattung von Verbrechern, Leute, die nun einmal keinen Beruf in sich fühlten, das militairische Verhältniß, das sie schlechtweg „Maltraitiren“ nannten, zu ertragen, nahm in der Regel die allgemeine Theilnahme in Anspruch, und nicht mit Unrecht.

Die Gesellschaft der Missethäter, wie ich sie beschrieben, theilte ich jedoch bald nur des Nachts, indem mir, eines Tages zur Commandantur geführt, von dem General eröffnet wurde, daß auf dringendes Ansuchen des Grafen von Herzberg, seines Freundes, auch weil er mich in der Compagnie als braven Kerl kennen gelernt, er so viel zur Erleichterung meiner Lage beitragen wolle, als seine Pflicht ihm gestatte. Zu diesem Ende sollte ich, so lange ich keine Veranlassung gäbe, mir die bewilligten Vortheile wieder zu entziehen, mit den übrigen Sträflingen nicht mehr am Festungsreparaturbau, sondern in den Gärten der Commandantur beschäftigt werden, eine Arbeit, die meinem frühern Stande und meinen Neigungen wol am besten zusagen würde.

Das war in der That ein großer Vortheil, eine unsägliche Verbesserung meiner Lage, die meinen aufrichtigsten Dank erforderte, welchen mit Worten abzustatten ich mich beeilte.

„So macht denn heute bereits den Anfang. Zuvor aber tretet in das Ordonanzzimmer dort hinten, ich habe Euch noch eine kleine Ueberraschung zugedacht.“

Er winkte, und der mich begleitende Soldat führte mich in ein nach dem Hofe gelegenes Zimmer, welches ich kaum betreten hatte, als auch, ohne daß ich gewahr wurde, wie, zwei liebende Arme meinen Nacken umschlangen und mein von der Sonne gebräuntes Gesicht mit tausend Küssen bedeckten. Clementine, mein treues, theures Weib hatte die Erlaubniß erhalten, hier eine Stunde mit mir zuzubringen.

Ich war vor Freuden außer mir und vergaß in diesem Augenblick meine Fesseln, meine Lage.

Nachdem wir endlich aus dem Freudenrausch erwacht waren, betrachtete Clementine mich eine Zeit lang schweigend, dann gingen ihr die Augen über und sie wehklagte: „Mein Gott, mein Gott, womit haben wir Deinen Zorn so verdient? Heilige Mutter des Herrn, hilf uns in dieser Noth!“

Auch ihr Aeußeres hatte sich, wie ich nun bemerkte, nicht wenig verändert. Dem Kummer war es gelungen, seine Herrschaft über sie auszubreiten, er nagte fort und fort an ihrem Herzen. Die eingefallenen, sonst wie Rosen blühenden Wangen, das matte, sonst von Lebensmuth strahlende Auge, die gefurchte Stirn, ihr hangender Körper, der vernachlässigt zu nennende Anzug, verriethen nur zu deutlich, was ihre Seele erfüllte, und wie sie zuletzt ein Opfer ihrer unaussprechlichen Gattenliebe werden mußte.

Ja, mein geneigter Leser, ihrer unaussprechlichen Liebe. Das Gesetz, das mich in Folge meiner Verurtheilung für bürgerlich todt erklärte, ermächtigte sie, deren Ehe mit mir wie durch den leiblichen Tod aufgelöst war, ohne Weiteres zu einer zweiten Ehe zu schreiten. Es waren ihr auch mehre Anträge von achtbaren Männern gemacht worden, aber mit einer Indignation, die Jene ihren voreiligen Schritt bereuen ließ, wies sie die, wie sie es nannte, empörenden Zumuthungen kurz ab und legte sofort in die Hände ihres Beichtvaters das freiwillige Gelübde ab, vor Gott und den Menschen nur mein Weib sein und bleiben zu wollen, und sollte unsere Trennung auch bis zum Tode dauern.

Solcher Charakterstärke ist nur das Weib fähig; ich küßte sie tausendmal für das ausgesprochene Wort, und doch schien es mir unrecht, die Tage des jungen Weibes an das endlose Schicksal eines Criminalsträflings knüpfen zu wollen. Meine ganze Kraft zusammennehmend rieth ich ihr daher, jenes voreilige Gelübde durch den Papst lösen zu lassen und eine vortheilhafte Verbindung nicht von der Hand zu weisen, da nur in diesem Fall ihre mit der meinigen verloren gegangene Ehre wiederhergestellt zu werden vermochte. Daß mein Herz keinen Theil an dieser Rede hatte, versteht sich wol von selbst, aber dennoch suchte ich ihr die Sache so eindringlich als möglich zu machen.

Clementine sah mich groß an, schüttelte mit dem Kopfe und sagte dann: „Wüßte ich es nicht besser, so könnte ich glauben, Du liebtest mich nicht mehr, weil Du von mir Dinge verlangst, die mit solchen Gefühlen im Widerspruch stehen; aber ich bin überzeugt, daß nur die Besorgniß um mich Dich veranlaßt, mich so sehr zu betrüben. Man hat mir mein Alles, Dich, der mir das Theuerste auf Erden war, geraubt, und dennoch behielt ich den Glauben an Deine Liebe. Nimm mir auch diesen, und ich bin ärmer als eine Bettlerin!“

„Meine engelgleiche Clementine!“ rief ich aus, „vergib, daß ich nur einen Augenblick wähnen konnte, Deine Ehre würde Dir theurer sein wie meine Liebe. Vergib und bleibe mein, freiwillig mein, da kein Gesetz Dich für gebunden erachtet!“

Eine neue Umarmung besiegelte den fest geschlossenen Bund unserer Herzen.

Clementine hatte mir nun Vieles noch zu erzählen. Der Baron, obgleich ihre Schönheit mit jedem Tage sichtbarer dahinschwand, ließ nicht nach, sie zu verfolgen und machte ihr die schamlosesten Anträge, oft sogar mit der kränkenden Beziehung auf meine Lage, die sie in Stand setze, ohne Gewissensbisse das gewünschte Verhältniß mit ihm anzuknüpfen. Sie führte, nachdem jede Bitte, jede Drohung den Baron nur noch zudringlicher gemacht, bei dem Grafen endlich Klage, und dieser versprach Abhülfe, indem er für Clementine und ihre Kinder nebst der alten Dienstmagd, welche sich von meiner Frau nicht trennen wollte, eine passende Wohnung in der Stadt miethen ließ, ihr die bei der Heirath versprochene Pension schon jetzt regelmäßig auszahlte und die fernere Sorge für die Kinder sich vorbehielt. Sie war jetzt bei ehrlichen Bürgersleuten im Hause und arbeitete fleißig für andere Personen, indem sie feine Wäsche nähte, worin sie große Geschicklichkeit besaß. Daß sie in meiner Nähe weilen durfte, gewährte ihr vielen Trost, der ihr auch bei Gelegenheit der Besuche des Pastor Engel von diesem ehrwürdigen Manne reichlich gespendet wurde. Alle ihre Versuche, mich zu sprechen und mir Dieses oder Jenes, dessen ich bedurfte, zukommen zu lassen, waren gescheitert; erst gestern, seitdem sie das eigenhändige Schreiben des Grafen dem Commandanten überbracht, wurde ihr sehnlichster Wunsch erfüllt und ihr die Aussicht eröffnet, mich täglich sprechen und Manches zur Verbesserung meiner Lage, insofern es nicht den Instructionen zuwiderlaufen sollte, unternehmen zu können. Pastor Engel, der wie der Graf auf meine Unschuld sterben wollte, hatte versprochen, mich auch zu besuchen, um mir durch geistlichen Zuspruch mein Unglück ohne Murren ertragen zu lehren und unter Hinweisung auf Gottes stete Gerechtigkeit mir den Triumph über menschliche Leidenschaften und Schwächen, wenn nicht für diese, doch für jene Welt zuzusichern.

Die zuletzt mitgetheilte Nachricht freute mich sehr, und ich pries den Himmel, daß er durch edle Menschen sich der Meinigen angenommen hatte.

Wir verabredeten alsdann noch Manches, das für unsre beiderseitigen Verhältnisse zweckmäßig erschien, und trennten uns mit dem Wunsche und der Hoffnung des täglichen Wiedersehens.

In dem Garten mit einem einzigen Soldaten eingeschlossen, arbeitete ich nun jeden Tag und wurde nur zur Mittagszeit und Abends in den Thurm zurückgeführt. Der Neid über diese Bevorzugung hatte alle meine Genossen zu meinen Feinden gemacht, und wenn das Auge des Stockmeisters, aus Gründen, die ich später erfuhr, nicht fortwährend über mich gewacht hätte, sie würden mich gewiß erwürgt und dann gesagt haben, ich sei ein Selbstmörder.

Der Stockmeister hatte nicht allein eine besondere Instruktion hinsichts meiner Behandlung vom Commandanten, sondern auch durch einen Bauersmann eine Rolle Geld mit der Weisung erhalten, mittelst dieser meinen Bedürfnissen nachzuhelfen und versichert zu sein, daß er, sobald die Summe vergriffen wäre, einen neuen Vorschuß zum selbigen Zweck empfangen würde. Die Unterstützung kam vom Grafen und verschaffte mir neben einem Tellerchen Gemüse, das ich Abends in der Stube des Beamten verzehren mußte, den obenerwähnten Schutz.

Wenn der mich begleitende Soldat ein freundlicher Mensch war, dann durfte Clementine ein Stündchen bei mir im Garten verweilen, anderenfalls mußte sie abziehen, manchmal sogar ohne mich gesehen zu haben.

Durchschnittlich wurde mir indeß zwei Mal wöchentlich das Glück zu Theil, sie zu sehen und zu sprechen, und ich lernte ihr vortreffliches Herz, ihre unbesiegliche Liebe zu mir bei jedem Besuche mehr kennen und schätzen. Die Kinder mitzubringen, hatte ich ein für alle Mal verbeten, und wie sehr auch das Vaterherz sich sehnte, diese Unschuldigen in meine Arme zu schließen, so verzichtete ich doch auf solche Wonne, damit den Kindern in späterer Zeit niemals das Bild ihres Vaters in halb grau halb gelber Kleidung, mit Ketten belastet, vorschweben möge. Ich versäumte jedoch nicht, nach den kleinsten Umständen hinsichts ihrer bei Clementinen mich zu erkundigen und meine Gefühle wurden freudig erregt, wenn ich vernahm, wie groß sie geworden, wie gesund sie aussähen, und wie munter sie sich bewegten.

Clementine wurde eines Tages mit einem Wagen zum Grafen nach Herzberg abgeholt. Er schrieb ihr, sie möchte sogleich kommen, da er sehr krank sei und ihr noch etwas zu sagen hätte. Sie solle auch das Document mitbringen, in welchem er ihr bei unserer Hochzeit die lebenslängliche Pension zugesichert.

Sie leistete dem Wunsch unseres Wohlthäters bereitwillig Folge und traf den Grafen sehr leidend, von Dienern und Aerzten umgeben, in Gesellschaft seines Neffen.

„Du hast meinen Wunsch pünktlich befolgt, meine Tochter!“ sagte der Graf schwach, ihr die Hand entgegenreichend. „Ich kann nicht sterben, ohne mein Versprechen nach dem Sinne zu erfüllen, den ich bei Ertheilung desselben hatte. Ein Fall, wie der mit Deinem Manne eingetretene, war nicht vorgesehen, und leicht könnten meine Erben der Ansicht sein, daß die Verurtheilung desselben wegen eines Verbrechens die ganze Bestimmung annullire, eine Ansicht, die nöthigenfalls durch gerichtliche Entscheidung bestätigt werden dürfte. Reiche mir deshalb das Instrument, damit ich es zu Deinem Vortheil ergänze!“

Er schrieb hierauf mit zitternder Hand und vielen Unterbrechungen mehre Zeilen auf die Urkunde und gab das Papier dann seinem Neffen mit den Worten: „Drücke das Familienwappen diesem Nachtrage bei, Moritz, und beherzige seinen Inhalt; denn ich würde im Grabe keine Ruhe finden, wenn von Dir oder sonst Jemand meinen Schützlingen etwas von Dem gekürzt werden sollte, was ich ihnen mit Ueberlegung zugedacht habe.“

Nachdem sich der Baron entfernt hatte, fragte er: „Was macht Dein Mann?“

Clementine erzählte, was sie wußte.

„Gott, was der Unschuldige leiden muß; aber ich, ich will seine Mörder vor des Höchsten Richterstuhl, vor dem auch ich bald stehen werde, anklagen, ich wider den Fürsten zeugen, der, selbst der Gnade des Allgütigen bedürfend, seinen gefallenen Unterthanen die Gnade stets versagt, um der wahnsinnigen Idee, ein Richterspruch müsse unter allen Umständen aufrecht erhalten werden, Raum zu geben. Dann wird er auf seinen Knieen rufen: Herr, habe Erbarmen mit Deinem Knecht, Gnade, Gnade! Der Ewige wird aber zürnend antworten: Hattest Du Gnade mit Deinen Mitmenschen, über welche der Zufall der Geburt Dich zum Herrscher gesetzt? War, obgleich Dir das Beispiel Deiner für ihre Thaten bei mir im Himmel ruhenden Vorfahren nicht fremd geblieben, nicht ein abschlägiger Bescheid die Antwort auf jedes Gnadengesuch, das Vergehen des Bittenden mochte noch so unbedeutend gewesen sein? Und doch wähntest Du an meiner Statt zu regieren, mich zu vertreten, der ich die Liebe, die Gnade bin. Darum sollst Du auch keine Gnade vor mir finden. Weg mit ihm!“

Der Kranke war nach diesen mit ganzer Kraftanstrengung gesprochenen Worten so erschöpft, daß er lange sprachlos dalag. Einer der Anwesenden bemerkte, der Graf schwebe wieder im Delirium.

„Keineswegs,“ erwiderte der Arzt, „was der Kranke da gesagt hat, ist so vernünftig und dabei so wahr, daß der Fürst, wenn er zugegen gewesen, diese Rede vielleicht nicht unbeachtet gelassen haben würde!“

Der Kranke erholte sich. Man reichte ihm eine Stärkung, und nun ersuchte er alle Anwesenden, das Zimmer zu verlassen, weil er Clementinen noch im Geheimen Etwas zu vertrauen hätte.

Man befolgte diesen Befehl.

„Setze Dich zu mir, Clementine,“ begann alsdann der Graf, „und wende Dich nicht von mir, wenn ich, am Rande des Grabes, Dich noch mit einer Schwäche aus meinem frühern, bewegten Leben bekannt mache. Deines Gatten Mutter, Anna — den Zunamen weiß ich nicht — diente auf meinem Gute. Sie war jung, hübsch, und ich war leidenschaftlich. Anna's Unschuld unterlag meiner Leidenschaft. Wenn ich nun auch sagen muß, das Mädchen kam mir, vom Glanz meiner Person und den empfangenen Geschenken geblendet, auf halbem Wege entgegen, so will ich doch heute noch beschwören, daß sie damals eine reine Jungfrau war. Die Folgen des verbotenen Umgangs blieben nicht aus, und um diese nicht zur Schande des Mädchens hervortreten zu lassen, heirathete Anna, von mir reichlich ausgesteuert, einen französischen Douanier, der bei seinen Streifereien in der Gegend ihr die Cour machte. Des Kindes versprach ich mich besonders annehmen zu wollen. Die Eheleute Raimond zogen fort von einem Ort zum andern, wie es die Versetzung des Douaniers erforderte. Zuletzt waren sie gänzlich verschollen, so daß ich die ihnen von Zeit zu Zeit gesendete Unterstützung nicht mehr fortzusetzen vermochte. Ihr Schicksal, von dessen ganzem Umfange ich damals noch keine Kenntniß erlangt, insbesondere jenes meines Sohnes, der auf meinen Wunsch „Franz“ genannt wurde, ging mir sehr zu Herzen, und nicht eher ruhte ich, bis ich dem letztern auf der Spur war. Im Detentionshause fand ich ihn wieder, meiner Theilnahme, meiner väterlichen Fürsorge würdig. Das Uebrige weißt Du. — Was ich für ihn gethan, ist nur der kleinste Theil von Dem, was ich noch für Euch zu thun beabsichtigte. Gott hat es anders gewollt. Der Unschuldige schmachtet in Ketten, und ich — gehe meiner Auflösung entgegen!“

Hierauf holte der Kranke eine dicke Rolle unter seinem Kopfkissen hervor und überreichte sie Clementinen mit den Worten: „Da, nimm das vorläufig, es reicht hin, Dir in der Stadt ein Haus zu kaufen und Deinen Kindern etwas Tüchtiges lehren zu lassen. Vielleicht erbarmt sich der Allmächtige meines Sohnes, und Ihr werdet noch glücklich — in einem anderen Welttheile, glücklich sein. Gib diesen Kuß seines sterbenden Vaters Deinem Manne wieder, bringe ihm meinen Segen und sage ihm, daß ich in der Ueberzeugung die Welt verlasse, er habe mir vergeben. — Küsse Deine Kinder ebenfalls und — lebe wohl!“

Voll der schmerzlichsten Gefühle verließ Clementine das Schloß, bestieg den ihrer harrenden Wagen, und ohne an das wichtige Document zu denken, fuhr sie der Stadt zu, in Nachsinnen über das Gehörte und über unsere dennoch unglückselige Lage verloren.

Die Dunkelheit brach ein, und noch hatte der Wagen die Waldstraße nicht passirt, als ein langer Kerl in blauem Kittel, mit geschwärztem Gesicht, den Pferden in die Zügel fiel. Dabei hob er einen dicken Stock in die Höhe, um nach dem Kutscher zu schlagen, aber dieser kam ihm mit der Peitsche zuvor, die den Angreifenden dermaßen in's Gesicht traf, daß er zurücktaumelte. Doch in demselben Augenblick empfing der Kutscher einen kräftigen Schlag von hinten auf den Kopf, der ihn vom Sitze herabwarf. Clementine wollte aussteigen und um Hülfe rufen, als sie diese unerwartete Scene mit ansah, aber noch ehe sie den Boden erreicht, streckte ein von der Seite auf ihr Haupt geführter Schlag auch sie bewußtlos nieder.

Wie lange sie in diesem Zustande verharrt, konnte sie nicht angeben, sie befand sich aber, jenseits des Chausseegrabens auf dem Boden liegend in den Armen einer Dame, welche sich bemühte, durch wohlriechende Essenzen sie wieder zu sich zu bringen. Noch immer betäubt, wie sie war, konnte sie den Vorfall der Hülfeleistenden nicht erklären, jedoch sah sie, daß der Kutscher, zwar mit verbundenem Kopfe, aber doch aufrecht, neben seinen Pferden am Wagen stand. Ein zweiter Wagen, dessen brennende Laternen die Gruppe beleuchteten, befand sich dicht hinter dem ihrigen.

„Ich muß Sie in die Stadt zurückbegleiten, meine Liebe; denn ich vermuthe, daß Sie Ihren Weg dorthin zu nehmen beabsichtigten, ist's nicht so?“ fragte die Dame.

Clementine nickte bejahend.

„So fahre nur allein nach Herzberg, Joseph!“ wendete sich die Dame zu ihrem Kutscher, „und sage dem Baron, daß ich heute nicht kommen würde.“

Dann half sie Clementinen in die Kutsche, und während ihr Wagen nach dem Schlosse weiterfuhr, rollte der andre mit den beiden Frauen der Stadt zu.

Unterwegs gewann Clementine, welcher der Kopf heftig schmerzte, die Sprache wieder und erzählte ihrer Retterin, so viel sie von dem Vorfall wußte.

„Gewiß sind Sie beraubt worden, Madame!“ sagte die Unbekannte.

Jetzt erst durchsuchte Clementine den ganzen Wagen nach ihrem Päckchen, welches sie, wie sie genau sich erinnerte, unter dem Tuche gehabt, als sie aus demselben springen wollte. Es war kein Zweifel, das Geld war den geschwärzten Kerlen in die Hände gefallen, eine Gewißheit, die ihr das Anerbieten der Dame, an den Ort des Schreckens zurückfahren zu wollen, dankend ablehnen ließ. Auch durfte sie, da der Graf mit dem Geschenk so geheim gethan, einer Unbekannten nicht die wichtige Entdeckung machen, daß und auf welche Art sie in den Besitz so bedeutender Baarschaft gelangt sei. Desto schmerzlicher empfand sie den Verlust, ja sie war untröstlich darüber. Aus demselben Grunde durfte sie auch nicht daran denken, den unbekannten Straßenräubern durch die Obrigkeit nachspüren zu lassen, doch wollte sie dem Grafen — sie hoffte, daß er noch leben würde — schreiben und seinen Rath in Betreff Dessen erbitten, was nunmehr zu thun sei. — Thörichtes Unternehmen, einem Sterbenden solchen Rath abnöthigen zu wollen! so dachte sie gleich darauf, und wie groß und unersetzlich auch der Verlust ihr erschien, sie segnete jetzt den Zufall, der sie auf dem Schlosse in der Eile vergessen ließ, vom Baron das ihm zum Siegeln übergebene Document sich zu erbitten. Morgen sollte indeß ein Bote durch einen Brief an den Baron sich zur Empfangnahme des wichtigen Papiers legitimiren.

Was hatte das arme Weib nicht Alles im Laufe des Tages erfahren! Clementine sammelte nach und nach in ihrem Gedächtniß die Vorgänge, die so schnell auf einander gefolgt waren. Sie beschloß, sobald es geschehen könnte, ihrem Manne von jedem Umstand Mittheilung zu machen.

Die Dame begleitete sie bis vor das Haus. Dann nahm sie freundlich Abschied, nannte ihre Wohnung und erbat sich Clementinens baldigen Besuch, während sie nicht unterlassen wollte, über deren Befinden Erkundigung einzuziehen.

Clementine, von der treuen Dienerin sorgsam gepflegt, erwachte am andern Morgen ziemlich gestärkt, aber auch mit dem vollen Bewußtsein ihres neuen Unglücksfalles. Eine Geldsumme, deren Höhe sie zwar nicht kannte, die aber mindestens zwei Tausend Thaler betragen haben mußte, weil sie vom Grafen zum Ankauf eines Hauses und zur Erziehung der Kinder für hinreichend gehalten wurde, so plötzlich zu verlieren, war allerdings ein so harter Schlag, daß er sich nicht wohl verschmerzen ließ, um so mehr, da jede Aussicht auf Wiedererlangung des kostbaren Geschenkes von vorn herein fehlte.

Sie schrieb jedoch an den Baron, indem sie den Raubanfall kurz schilderte, bat sodann, dem Ueberbringer das in der Eile Vergessene anzuvertrauen, und beauftragte ihren Hauswirth, einen ehrlichen Schuhmacher, welcher bereitwillig zu dem Gang sich erbot, mit der Ueberbringung des Schreibens.

Noch am nämlichen Abend kehrte der Bote mit der Nachricht zurück, daß der Graf von Herzberg, während seiner Anwesenheit im Schlosse, gegen vier Uhr Nachmittags sanft im Herrn entschlafen, vom Baron ihm aber durch dessen Kammerdiener die Antwort überbracht worden sei, daß der nunmehrige Schloßherr jetzt keine Zeit habe, sich mit fremden Angelegenheiten zu beschäftigen; der Herr Baron wollte gelegentlich nachsehen.

Diese Nachricht war sehr niederschlagend; denn von dem bekannten Charakter des Barons ließ sich Alles befürchten. Doch wagte Clementine noch nicht, einen schlimmern Ausgang der Begebenheit an diese Nachricht zu knüpfen, als sie sie jetzt zu haben schien; wenngleich ihr eine Verzögerung des Besitzes jenes Documentes höchst unangenehm blieb.

Clementinens Kopf war an der Seite, auf welcher sie den Schlag erhalten, noch ziemlich angeschwollen, auch ihr Körperzustand noch nicht der Art, einen Gang zu mir in den Garten unternehmen zu können; deshalb ließ sie auch der sich nach ihrem Befinden erkundigenden Dame, deren Name, Fräulein Rademacher, ihr ganz fremd erschien, dankend erwidern: „nach Umständen ziemlich wohl!“ Die Artigkeit der Unbekannten im Allgemeinen, ihre Hülfeleistung nach dem Vorfall im Walde insbesondere, hatten Clementine viele Hochachtung gegen dieselbe eingeflößt. Sie fühlte sich zur Dankbarkeit verpflichtet und beschloß, ihren ersten Ausgang in die Wohnung des Fräuleins Rademacher zu nehmen, um diesen Dank persönlich auszudrücken.

Dieses geschah nach mehren Tagen, aber Clementine war nicht so glücklich, das Fräulein zu Hause zu treffen. Sie richtete demnach ihren Weg zu mir, und, Dank sei es meinem menschenfreundlichen Wächter, sie wurde in den Garten eingelassen.

Ich hatte die Theure in langer Zeit nicht mehr gesehen, kein Wunder also, daß Viertelstunden vergingen, bevor sie die Erlebnisse seit unserer letzten Zusammenkunft mir zu erzählen im Stande war.

Wie niederschlagend auch für mich der Verlust des bedeutenden gräflichen Geschenkes sein mußte, wie sehr ich fürchtete, daß der Baron an uns nicht wie ein ehrlicher Mann handeln werde, wie theilnehmend mein Herz auch bei den meiner Clementine erwachsenen Körper- und Seelenleiden sich zeigte, wie innig mich sodann das Hinscheiden meines edlen Wohlthäters, des Grafen betrübte — ein Gedanke beschwichtigte allen Kummer, nämlich der: daß ich kein Vatermörder sei.

Der Graf hatte wahrlich mit väterlicher Liebe sich meiner angenommen und reichlich ersetzt, was in meiner frühesten Jugendzeit mir verloren gegangen. Nichts war von mir ihm zu vergeben; ich konnte nur Gebete für seine Seelenruhe zum Himmel emporsenden und ein wahrhaft stolzes Gefühl, das meine Lage mich gänzlich vergessen machte, belebte mein ganzes Wesen bei dem Gedanken: er hat noch sterbend Dich für unschuldig gehalten!

Mehre Wochen nach dieser Zusammenkunft mit mir saß Clementine arbeitend in ihrem Zimmer, als angeklopft wurde und auf das freundliche „herein!“ eine sehr geputzte junge Dame eintrat, welche Clementine sogleich an ihrer Stimme erkannte. Es war ihre Beschützerin, Fräulein Rademacher.

Nicht allein der feine, äußerst kostbare und geschmackvolle Anzug der Dame, welche eine braunseidene Robe, einen schönen, ächt türkischen Shawl, einen weißen Atlashut mit lang herabhängenden Federn, Armbänder und Halskette von schwerem Golde mit ächten Steinen verziert, trug, machte dieselbe zu einer dem Auge wohlgefälligen Figur, sondern auch ihr schlanker Wuchs, ihr blühendes, schönes Gesicht und ihre schmachtenden Augen mußten Jeden, der sie erblickte, für sie einnehmen. Sie küßte Clementinen mit Herzlichkeit, erkundigte sich wiederholt nach ihrem Zustande und begann in feiner Weise ein Gespräch über unser unglückliches Verhältniß.

Je mehr Clementine ihren Besuch betrachtete, desto bekannter erschienen ihr die Gesichtszüge desselben. Sie mußte die Dame schon irgendwo gesehen haben, allein sie war außer Stande, irgend eine Spur ihrer frühern Bekanntschaft aufzufinden.

Die Dame, merkend, was in dem Innern Clementinens vorgehe, fragte plötzlich: „waren Sie nicht vor etwa vier Jahren auf der Kirchweihe zu Kaiserhöhe?“

„Allerdings,“ antwortete die Gefragte, „bis zu jenem denkwürdigen Tage, an welchem das Unglück über uns hereinbrach, lebten wir noch so glücklich, so zufrieden!“ und sie verfiel in anhaltendes Nachsinnen.

„Erinnern Sie sich nicht eines Mädchens im dortigen Tanzsaale, welches die Aufmerksamkeit des Barons von Zabern, und in Folge dessen die aller Anwesenden fesselte?“

„Käthchen?“ rief Clementine, „mein Gott, welche Verwandlung!“ Sie schien ihre Gedanken, die sich an dieses Wiedererkennen reihten, zu ordnen.

„Ja, gute Seele, sie ist's! Ich bin das damals so glückliche und jetzt so unglückliche Käthchen.“ Dabei stahl sich ein versteckter Seufzer aus ihrer Brust herauf.

„Aber wie —“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, und Ihre Vermuthung hat Sie nicht getäuscht. Den schmeichelnden Worten eines Mannes, wie der Baron, zu sehr trauend, entging ich den Fallstricken des Verführers nicht, die mir auf allen Wegen von ihm gelegt wurden. Nichts halfen die Ermahnungen meines alten Vaters, der mir mit unsäglichen Aufopferungen eine Erziehung über meinen Stand hinaus zu Theil werden lassen; ich wünschte eine vornehme Dame zu sein, und die Gelegenheit bot sich jetzt mir dar. Eine Dame, wie sie es nennen, bin ich geworden, aber ein unglückliches Geschöpf, ein verachtetes Wesen, das seinen Vater vor der Zeit in die Grube gebracht — ich bin sehr elend!“

Dabei fing Käthchen heftig an zu weinen, wies schweigend jede Tröstung Clementinens zurück und fuhr, nachdem sie sich einigermaßen gefaßt, weiter fort:

„Die Sünde, einmal begangen, wenn sie mit Genüssen nie gekannter Art, die an und für sich neue Sünden bilden, Hand in Hand geht, ist doppelt lockend, und selten widersteht ein menschliches Geschöpf, zumal ein unerfahrenes Mädchen, ihrer Wiederkehr. Der Baron machte mir die glänzendsten Anerbietungen, und ich nahm sie an. Eine prachtvoll ausstaffirte Wohnung ist mein Aufenthalt, was ich an Putz, Schmuck und sonstigem Tand zu besitzen wünsche, erhalte ich, noch ehe der Gedanke zum Wort sich gestaltet, Bedienung, Vergnügungen aller Art, kurz Alles, was nach der Ansicht der Welt zum Glück des Lebens gehört, wird mir zu Theil, und dennoch fühlt mein Herz eine Leere, die wol nie — ja nie — ausgefüllt werden dürfte. — Wenn der Baron in meinen Armen schwelgt, und die Sinnenlust ihn der Erde entrückt zu haben scheint, dann spricht er wol von ewiger Treue, nie erkaltender Liebe, erklärt auch unter Schwüren, wenn der Taumel den höchsten Grad erreicht hat, mich zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu machen und der ganzen Sippschaft, wie er alsdann seine hochadelige Verwandtschaft zu nennen beliebt, Trotz bieten zu wollen; aber — wie der Rausch verfliegt, ist auch jedes Versprechen, jeder Schwur vergessen!“

„Unglückliches Mädchen!“ sagte Clementine, „hoffen Sie!“ Ach, sie sollte Anderen Hoffnung einflößen und war selbst so oft von ihr getäuscht worden!

„Hoffen?“ erwiderte Käthchen, „ja, das ist das Wort, mit dem wir unser Elend von einem Tage zum andern gutwillig weiterschleppen. Die Süßigkeit, die in seinem Begriff liegt, macht die bittersten, uns vom Schicksal zum Verschlucken überreichten Pillen genießbar. Der Mensch hofft, so lange er lebt, aber das ist gerade das Sonderbarste bei der Hoffnung, daß sie Den, welcher von ihrer Täuschung sich überzeugt hat, immer wieder, dieser Ueberzeugung ungeachtet, auf's Neue zu täuschen weiß. Der Wahnsinnige allein hofft nicht.“

Sie trat hierauf an's Fenster, um ihre andauernde Bewegung zu verbergen, doch fuhr sie plötzlich erschreckt zurück, und sagte: „er ist's, er kommt gerade auf das Haus zu, lassen Sie mich abtreten!“

Clementine wußte nicht, was sie meinte, aber sie führte Käthchen in ihr Schlafzimmer und machte die Thür zu. Es klopfte, und herein trat der Baron von Zabern in tiefe Trauer gekleidet, entschuldigte sein unangemeldetes Erscheinen und sagte: „er wäre gekommen, um zu erfahren, ob das verlorne Document sich noch nicht wiedergefunden hätte?“

Befremdet über diese Anrede und erschreckt über den Besuch zugleich, konnte Clementine in bescheidenen Ausdrücken nur ihre Verwunderung darüber zu erkennen geben, daß der Herr Baron darnach frage, weil er doch die beste Auskunft in dieser Angelegenheit geben könnte; denn ihm sei jenes Papier vom seligen Grafen übergeben worden, um das Siegel beizufügen. Bei dieser Gelegenheit stattete Clementine vor Allem ihre Beileidsbezeugung wegen des Todesfalles ab und nöthigte mit klopfendem Herzen den Baron zum Sitzen.

Dieser nahm die Einladung an und zog ohne Umstände die Ueberraschte neben sich auf einen Stuhl.

„Das Document habe ich Ihnen an jenem Tage sofort zurückgegeben, liebes Kind, nachdem unser Siegel den Nachtrag bekräftigt hatte. Sie eilten so rasch aus dem Schlosse, als ob Sie kein gutes Gewissen gehabt, und achteten vielleicht nicht auf das Papier, das Ihnen sodann auf dem Wege verloren ging. Es ist nur Schade, daß die Urkunde eine eigenhändige Scriptur meines verstorbenen Oheims und nicht ein notarielles Instrument war, sonst könnte man mit leichter Mühe eine neue Ausfertigung erhalten. So ist die Sache aber wirklich recht fatal, und es bleibt nichts Anderes übrig, als durch die öffentlichen Blätter den ehrlichen Finder zu veranlassen, Ihnen Ihr Eigenthum, sei es auch gegen hohe Belohnung, welche ich gern aus meiner Tasche verabreichen will, wieder zuzustellen.“

„Herr Baron,“ rief empört Clementine, faßte sich jedoch bald und ließ ihren hervorstürzenden Thränen freien Lauf.

„Nun, Kärrchen, was ist's denn weiter? Ich bin der Mann, welcher das Verlorne ersetzen kann, und ich verspreche Ihnen ein neues, noch gültigeres Document auszustellen, wenn Sie weniger spröde als bisher gegen mich sein wollen.“

Mit verachtendem Blick wendete sich Clementine von dem Bösewicht, der jedoch ihre Hand ergriff und ihre Taille umschlang.

„Was soll das, Herr Baron? bin ich auch hier vor Ihren Zudringlichkeiten nicht sicher? Achten Sie meine Lage und meinen Stand als Gattin!“

„Gattin? ha ha ha! Die Gattin eines Kettenmannes, eines Mörders, eines Verurtheilten auf Lebenszeit? Ei, das ist ja ein lustiger Stand, besonders wenn man ihn freiwillig wählt! — Ich sage Ihnen, Sie sind nach dem Gesetz durchaus unabhängig und können über Ihre Person frei verfügen.“

„Lassen Sie mich nicht noch ein Mal diese Sprache hören; denn ich bin und bleibe die Gattin des unglücklichen Franz Raimond, und keine Macht der Erde ist im Stande, mich als solche, wenigstens im Geiste, von ihm zu trennen!“

„Ziere Dich nicht, Täubchen, das ist Alles Komödie, nichts weiter! Sei mir gefällig, und Du erhältst das Document!“ Damit überwand er Clementinens Sträuben mit seinen Armen und wollte sie gewaltsam küssen, aber — die Thüre ging auf und überrascht von dem Anblick Katharinens, die mit zornglühendem Gesicht auf der Schwelle stand, ließ er aufspringend Clementinen fahren.

„Was soll das, Mademoiselle? warum folgen Sie meinen Tritten und überwachen meine Handlungen? Was thun Sie hier in der Wohnung der Unschuld?“ Das Letzte brachte er, auf Clementinen blickend, hohnlachend hervor.

Er ging sodann an's Fenster, öffnete es und ließ, seinen gebogenen Zeigefinger in den Mund nehmend, einen gellenden Pfiff erschallen. Augenblicklich hörte man eine Droschke vom nahen Halteplatz herunrasseln und vor der Hausthüre sich aufstellen.

„Fort jetzt, Eifersüchtige! In Deiner Wohnung werde ich auf Dein Betragen zurückkommen.“

Er nahm Käthchen bei der Hand und wollte sie hinausführen, doch wurde er von Clementinen daran gehindert, indem sich diese ihm zu Füßen warf und flehete: „Herr Baron, die Schrift! — Geben Sie mir um Gottes und aller Heiligen Willen mein Eigenthum zurück, und ich will Ihr heutiges Betragen vergessen!“

„Deine Ungefälligkeit zieht die meinige nach sich. Was kümmert mich die Schrift? Warum hast Du das Geschenk Deines edeln Wohlthäters nicht besser aufgehoben; aber das Schicksal scheint zum Nutzen der Erben den Wohlthaten jenes kindisch gewordenen Greises Schranken gesetzt zu haben, sonst würde seine Familie gewiß um ihr rechtmäßiges Eigenthum gekommen sein. Halt uns nicht länger auf!“

Clementine war über diese, jedes Gefühl verletzende Rede so aufgebracht, daß sie, sich selbst vergessend, den Baron von der Thüre wegdrängte, sich mit ihrem ganzen Körper vor dieselbe hinstellte und rief: „Nicht von der Stelle, Bösewicht, bis Du mir die Schrift herausgibst, die Du mir gestohlen hast!“

Der Baron wurde blaß vor Wuth und blieb eine Weile sprachlos, dann schrie er: „Versuchst Du jetzt zu stechen, Schlange? — Noch kann ich Dir den Kopf zertreten, wenn ich will, aber Du sollst leben, um den Lohn für Deine Frechheit vom Schicksal zu empfangen, wenn Du am Hungertuche nagen mußt! — Aus dem Wege, Weib!“

Nachdem er so gesprochen, riß er Clementinen, die, wo sie stand, bereits halb zusammengesunken war, mit starkem Arm von der Thüre weg und führte Käthchen, welche er abhielt, der Unglücklichen beizustehen, zum Hause hinaus, wo er mit seiner Maitresse in den Wagen stieg und zu deren Wohnung fuhr.

Die alte Dienerin hatte den Lärm gehört und war glücklicherweise herbeigekommen, die ohnmächtige Clementine wieder zu sich zu bringen.

Seit diesem Vorfall kränkelte mein gutes Weib beständig, und sie sprach mir von ihrem nahen Tode mit solcher Gewißheit, daß mir stets ängstlich dabei zu Muth wurde. Inzwi-

schen erhielt sie das gräfliche Pensionspatent nicht wieder und blieb demnach auf ihrer Hände Arbeit angewiesen, die sie und die Kinder nicht zu ernähren im Stande war. Die Anstrengung beim Nähen der feinen Wäsche Tag und Nacht hindurch mußte ihre Gesundheit völlig untergraben, obgleich sie von der alten Magd nach Kräften sorgsam gepflegt wurde. Diese treue Dienerin suchte durch Spinnen ebenfalls ein paar Groschen zu verdienen, aber das war so viel, wie ein Tropfen Wasser in's Meer, und selbst die Kinder, denen ihre Mahlzeiten spärlich zugemessen waren, schrieen unaufhörlich nach Brot. Von einem sogenannten Ueberverdienst war bei mir, als Gärtner, keine Rede, und so vermochte ich nichts weiter zu thun, als in den Ruhestunden Beutelchen und Hosenträger zu stricken, was ich zu diesem Zweck von einem meiner Gefährten schnell erlernt hatte. Daß auf diese Weise meine Unterstützung nur sehr gering ausfallen konnte, wird Jeder begreifen, ebenso, daß vor und nach alle Gegenstände von einigem Werth, die Clementine besaß, fast bis auf die kahlen Wände verkauft werden mußten.

In dieser höchsten Noth wendete sich die alte Magd, indem sie heimlich einen Brief schreiben ließ, an den Pastor Engel, der lange schon Clementine und mich nicht besucht hatte, und sie wurde in ihrem Vertrauen auf den würdigen Geistlichen nicht getäuscht. Er kam schon am folgenden Tage, brachte Lebensmittel, Betten, Leinwand und dergleichen, so wie zwei Personen unserer Bekanntschaft, die Förster Schulze und Lehmitz mit. Meiner Clementine Muth einsprechend, machte er dieselbe zugleich darauf aufmerksam, daß sie selbst zu sehr der Pflege bedürfe, um Pflegerin ihrer Kinder sein zu können, und that ihr sodann den Vorschlag, jedem der beiden mitgekommenen Freunde ein Kind so lange zu überlassen, bis sie selbst wieder für die Kleinen sorgen könnte.

Die Behutsamkeit, mit welcher der würdige Geistliche, da er Clementinens Mutterliebe kannte, bei dem Vorschlag zu Werk gegangen, verfehlte die Wirkung nicht, die er sich davon versprochen hatte. Die Dulderin lächelte blaß, als von ihrer spätern Sorge die Rede war, und sagte: „Herr, Dein Wille geschehe! Es hieße Gott versuchen, wollte ich meinen armen Kindern aus Eigensinn die Wohlthaten entziehen, die bei meiner Unvermögenheit von edlen Menschen ihnen zugedacht sind; aber das Mutterherz blutet doch!“

Sie weinte, ließ indeß die wenigen Effecten der Kinder zusammenpacken, küßte sie lange mit wahrhaftem Schmerzgefühl, wobei die Kleinen mitweinten, und gab ihnen den mütterlichen Segen, worauf sie sagte: „Dort oben, meine Kinder, sehen wir uns wieder!“

Auch mich besuchten die drei Freunde und erklärten mir ihre Absicht in Betreff der Kinder mit dem Versprechen seitens der Förster: daß sie dieselben wie ihre eigenen erziehen und gute, brauchbare Menschen aus ihnen machen wollten. Der Pastor versprach ebenfalls das Seinige dazu beizutragen.

Diese Unterredung geschah im Commandanturgebäude, zu welchem Ende ich auf Befehl des menschenfreundlichen Generals dorthin geführt wurde. Man fragte mich auch, ob ich Lust trage, meine Kinder zu sehen? Ich dankte aber, so sehr ich mich auch nach ihrem Anblick sehnte, aus Gründen, die ich früher schon ausgesprochen habe. Das Mädchen nahm Lehmitz, den Knaben Schulze zu sich.

Clementine konnte mich nur selten, und nur an ganz warmen Tagen besuchen. Ihre Gestalt war völlig zusammengesunken, ihr Auge, ihre Wangen und der fortwährende Husten machten mich mit der Krankheit bekannt, der sie unfehlbar erliegen mußte, und noch waren seit jenem Vorfall mit dem Baron keine zwei Jahre vergangen, als sie das Bette nicht mehr verlassen durfte. Pastor Engel hatte den Arzt aus persönlicher Bekanntschaft, die Mittel zur Pflege der Kranken aus eigenen Ersparnissen und aus Demjenigen, was er bei seinen reichen Pfarrkindern für die leidende Unbekannte gesammelt, geschafft und kam wöchentlich zwei Mal in die Stadt, um zu rathen, zu helfen und zu trösten. Erlaubte es seine Zeit, so holte er sich jedes Mal eine Karte von der Commandantur, um mich im Garten oder im Thurm, wo ich gerade mich befand, ebenfalls zu besuchen.

Warum stellte die Behörde nicht solche Geistliche, wie den Pastor Engel, zum Beichtvater der Sträflinge an? Tausend Verbrecher würden nach ausgestandener Strafe keinen Rückfall bekommen haben. Die Geistlichen, die nacheinander Sonn- und Feiertags in der Kirche Messe lasen und predigten, in welche wir geführt wurden, schlugen nur mit dem Flammenschwert um sich, riefen Gottes Zorn auf unser Haupt herab und schilderten die Qualen, die wir in der Hölle zu erdulden haben würden, mit so grellen Farben, daß die Wirkung solcher Rede bei den ausgelernten Bösewichtern gänzlich verfehlt sein mußte. Wenn z. B. ein sonst geschätzter Redner in der kleinen Kirche den kettenbeladenen Zuhörern mit donnernder Stimme mittheilt: „Es waren Einige, die durch Mord, Raub, Diebstahl und andere Verbrechen sich der weltlichen und göttlichen Strafe schuldig gemacht hatten; diese blieben aber in der Wüste zurück. Sie empfingen keine Gnade von dem Höchsten. Verstoßen und verflucht, des bösen Feindes Beute, mußten sie verzweifeln und fanden nicht Ruhe, weder im Leben, noch im Sterben. So geht es auch mit Euch, Ihr Verdammten! u. s. w.“ — so kann das keine Reue erwecken, muß vielmehr dem rohen Bösewicht, der Gottes Wesen aus frühern Religionsunterricht nicht besser kennen gelernt, veranlassen, zu seinem Vortheil noch so viel Böses als möglich zu begehen, weil dieses alsdann in Einem vergolten werde.

In dieser Zeit wurde Clementine eines Tages von Fräulein Rademacher besucht. Auch in den Verhältnissen der letztern waren bedeutende Aenderungen eingetreten. Der Baron hatte sie, wie sie vorhergesagt, gänzlich verlassen, und sie den Weg betreten, den Personen ihrer Gattung, an Arbeiten nicht, desto mehr aber an Genüsse und Freuden gewöhnt, einzuschlagen pflegen — sie verkaufte ihre Liebe. Der Zustand Clementinens ging ihr bei ihrem ursprünglich guten Gemüthe sehr zu Herzen, und wenn diese nicht jede Unterstützung der Buhlerin entschieden von der Hand gewiesen hätte, so daß Katharina nur selten und heimlich, im Einverständnisse mit der alten Magd, unter anderem Namen ihr etwas Stärkendes überreichen lassen konnte, sie würde der Leidenden kräftig unter die Arme gegriffen haben.

Bei Gelegenheit des obengenannten Besuchs äußerte Katharina: „Es muß durchaus jetzt etwas geschehen. Neun Jahre büßt Raimond nunmehr unschuldig in Ketten ein Verbrechen, dessen Thäter noch nicht entdeckt worden. Jetzt dürfte bei seiner guten Führung ein Gnadengesuch von Wirkung sein. Der Parkettsecretair Bedenstecher ist mein guter Freund, und dieser hat mir gesagt, daß Alles auf den Bericht des Ober-Prokurators ankomme, das Gnadengesuch zu unterstützen. Wäre dieser für Raimond gewonnen, so erfolgte die Begnadigung zuversichtlich!“

Clementine meinte: in diesem Fall sei gar nicht daran zu denken, da Herr von Kragenstrom ein unversöhnlicher Feind ihres Mannes bliebe.

„Lassen Sie mich nur gewähren, Liebe, ich will die Sache schon einleiten.“

„Aber wie?“

„Das ist mein Geheimniß!“

Der Parkettsecretair mußte nun ein Begnadigungsgesuch, an den Fürsten gerichtet, aufsetzen. — Die Gefangenen sind bekanntlich nicht berechtigt, eine solche Schrift abzusenden. — Clementine schrieb dasselbe ab und fort ging es damit zur Residenz. Nach vier Wochen meldete Bedenstecher eines Tages: „die Bittschrift befinde sich jetzt auf dem Parkett des Ober-Prokurators, zum Bericht sei es nunmehr Zeit.“

Gegen Abend des nämlichen Tages, noch ehe das Zwielicht das bald anrückende Dunkel verkündete, begab sich Katharina in ihren prächtigsten Kleidern, mit allen Künsten der Toilette geschmückt, ein vollkommen schönes Weib, in die Wohnung des Herrn von Kragenstrom, wo sie sich als eine fremde Dame melden ließ, die den Herrn Ober-Prokurator zu sprechen wünschte.

„Sie werden gewiß willkommen sein!“ bemerkte nicht ohne Ironie der Bediente und eilte zu seinem Herrn. „Der Herr Ober-Prokurator sind erfreut, Sie zu empfangen!“ sagte er dann zurückkehrend, ging Katharinen voraus und öffnete eine Flügelthüre, durch die sie in das Kabinet dieses hohen Staatsbeamten eintrat.

Herr von Kragenstrom, in einem türkisch geblümten Schlafrock, rothen Pantoffeln und eine Sammetmütze auf dem Kopf, stellte seine lange Pfeife fort und ging der Eintretenden entgegen, zunächst um Entschuldigung bittend, daß er nicht angekleidet sei, und dann Katharina zum Sopha führend, auf welchem er selbst Platz nahm. Dann fragte er nach der Ursache, welche ihm die Ehre des Besuchs verschaffte.

„Sie erlauben wohl, Herr Geheimrath“ — er führte diesen Titel nicht — „daß ich mich erst ein wenig erhole, die Luft ist heute so schwül, und ich bin stark gegangen!“

Bei diesen Worten schob sie ihren Shawl von den Schultern, den Herr von Kragenstrom aber sogleich mit ritterlicher Galanterie abnahm und über einen Stuhl hing.

„Ich finde das auch,“ sagte er dann, „und bitte Sie daher, über meine Zeit ganz nach Laune zu verfügen!“

Diese Rede wurde von Blicken aus seinen rothgeränderten Augen begleitet, die nur zu deutlich verkündeten, welche Gefühle sich in seinem Innern regten, und welchen Eindruck die üppige Gestalt Katharinens auf den Wollüstling machte.

„Jetzt, Herr Ober-Prokurator, zu meiner Bitte!“ hub Katharina, Feuer aus ihren Augen strahlend, mit lächelnder Miene und melodischer Stimme an. „Meine Bitte, aber —“ und dabei legte sie ihren vollen, runden Arm auf seine langfingerige Knochenhand — „werden Sie mir solche auch nicht abschlagen? —“

„Ich?“ fiel der Gefragte sogleich ein und drückte ihre Hand, „ich Ihnen eine Bitte abschlagen? O dann müßte ich ein Herz von Stein im Busen tragen! Nein, meine schöne Dame, das ist rein unmöglich, wer Sie sieht, muß Ihnen Alles gewähren. Aber wie ist es mit Ihnen, erfüllen Sie auch die Bitte schmachtender Männer?“

„Mein Herr? —“ fuhr anscheinend gekränkt Katharina empor.

„O bitte, Vergebung! Tadeln Sie nicht die Handlungen, nicht die Worte, zu denen man bei Ihrem Anblick hingerissen wird. Ich wiederhole: Ihre Bitte ist gewährt!“

„So hören Sie denn!“ Und nun trug Katharina zusammenhängend die Geschichte der Familie Raimond vor, indem sie mit der Bitte schloß, zu Gunsten des armen Verurtheilten berichten zu wollen, sobald die desfallsige Aufforderung an den Herrn Ober-Prokurator ergehen würde. Schmachtende Blicke unterstützten den Vortrag.

Dennoch stand der Gebetene auf, als er den Namen Raimond vernahm, ging einige Mal im Zimmer umher und schien erst am Schluß des Vortrags über Das, was er thun wollte, mit sich einig geworden zu sein.

Nachdem er seinen vorigen Platz wieder eingenommen und die erwähnten schmachtenden Blicke aufgefangen, ergriff er die Hand der schönen Supplikantin, verzog seinen eingefallenen Mund zu einem Grinsen und sagte: „Der Verbrecher Raimond verdient keinen günstigen Bericht, aber seiner holden Fürsprecherin zu Liebe könnte man wol dem Unverdienten ein gutes Wort reden. Es kommt nur darauf an, ob die Vertheidigerin mit ihrer Liebenswürdigkeit die Bitte thatsächlich unterstützen will?“

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Herr von Kragenstrom!“ erwiderte, keineswegs böse scheinend, ganz unbefangen die Dame.

„Nun, ich könnte z. B. die Kühnheit besitzen, mir einen Kuß von Ihnen zu erbitten.“

„Ha!“ seufzte die Aufgeklärte vor sich hin und bog sich von dem Kühnen ab. Dieser verfolgte mit seinem Kopf die Richtung, die Katharinens Haupt genommen und wollte sie küssen, doch in einem Nu war ihm das Mädchen entwischt.

„So wäre es also gemeint?“ lamentirte die Bestürmte, rang die Hände und jammerte fort: „Also dergleichen Opfer muß man bringen, wenn man für einen unglücklichen gefangenen Christenmenschen etwas unternimmt?“

„Nennen Sie das ein Opfer, meine Schöne?“

„Ein großes! — Wenn ich mich aber dazu entschließen könnte, wer bürgt mir für die Erfüllung Ihres Versprechens?“

„Sie sollen den Bericht sogleich vernehmen; denn die Bittschrift ist bereits in meinen Händen!“

Er setzte sich nieder und schrieb längere Zeit. Dann las er der Gespannten Folgendes vor, indem er sie darauf aufmerksam machte, daß eine getreue Schilderung der Ursache von Raimond's Detention dem Bericht vorhergehe:

„Nicht allein die langjährige musterhafte Führung des Verurtheilten während seiner Detention, sondern auch der unbescholtene Ruf, dessen derselbe vor der Untersuchung genoß, dürften die Anwendung der höchsten Gnade das Wort reden, um so mehr, da einerseits eine kranke Gattin und zwei noch unerzogene Kinder der ernährenden väterlichen Arme bedürfen, andererseits in der Untersuchung manche Umstände zusammentrafen, welche die Schuld des jungen Raimond nicht so ganz zuversichtlich nachwiesen. Die Geschworenen haben ihr „schuldig“ ausgesprochen, und das Gesetz mußte zur Anwendung kommen; aber die Krone hat das Recht der Milderung, und die Ausübung desselben in Fällen, wo das Gesetz vielleicht zu strenge verfahren, gereicht nicht minder zur Ehre des Fürsten als zum Schutz des zu hart oder gar unschuldig Bestraften.

Der Unterzeichnete glaubt es daher vor seiner Amtspflicht und seinem Gewissen vertreten zu können, wenn er den in der Supplik genannten Baugefangenen Franz Raimond der Gnade des Fürsten empfiehlt.“ —

„Nun, wie gefällt Ihnen das? Habe ich's so recht gemacht?“ fragte der Beamte des öffentlichen Ministeriums.

„Vortrefflich,“ antwortete Katharina, „und hier ist mein Kuß!“

Sie sprang eilig auf und küßte den Ueberraschten, der ihren Leib umschlang und sie mit seinen Küssen zu ersticken drohte. . . . . .

Katharina hatte wirklich ein großes Opfer gebracht, da Herr von Kragenstrom ein alter, Ekel erregender Mensch geworden, bei dem die Sünden seiner Jugend überall Spuren zurückgelassen. Doch fühlte sie sich glücklich im Bewußtsein, ein gutes Werk vollbracht zu haben, das zu fördern auf andere Weise unmöglich war.

Freudig verkündigte sie des andern Tages Clementinen, was sie wußte, verschwieg jedoch das Mittel, das sie zu Hülfe nehmen müssen, den Ober-Prokurator zu gewinnen.

Täuschung ist nun einmal Alles auf dieser Welt, und ein ausgelernter Sünder treibt ewig mit seinem Wort, selbst seinem Eide ein falsches Spiel. Der Parkettsecretair Bedenstecher, beiläufig bemerkt, ein ehemaliger Unteroffizier, ohne Erziehung, aufgeblasen, hochtrabend, kriechend gegen die Vorgesetzten, anmaßend und grob gegen Alle, die seiner bedurften, hatte sich dermaßen in die Gunst des Herrn von Kragenstrom einzunisten gewußt, daß dieser ihm seine Geheimnisse anvertraute.

„Da, geben Sie diesen Bericht zum Mundiren,“ sagte er einige Tage nach Katharinens Besuch zum Parketsecretair, „die schöne Dame, welche für den Mörder neulich bei mir bat, wird sich wundern, wenn sie erfährt, wie ich meine Pflicht gethan!“

Der Bericht enthielt aber die darin begründete Ansicht des Referenten: daß ein so gefährlicher Mensch, wie Franz Raimond, so lange er lebe, sich nicht auf freiem Fuß befinden dürfe. Von Jugend auf ein Taugenichts, ein Spion seiner Mitgefangenen, würde er nur ein Krebsschaden in der menschlichen Gesellschaft sein, der zum Wohl der letztern frühzeitig ausgeschnitten werden. In der Untersuchung wäre die Schuld so klar erwiesen, daß die Richter des Assisenhofes mit Freuden den Ausspruch der Geschworenen aufgenommen hätten.

Katharina wollte zu Boden sinken, als der nicht sonderlich verschwiegene Bedenstecher ihr die Nachricht mittheilte.

Mittlerweile war Clementinens Zustand sehr bedenklich geworden. Der Arzt hatte bereits erklärt, daß sie schwerlich das Ende des Monats überleben würde, und der Pfarrgeistliche besuchte sie wöchentlich. Das Alles ließ mir die treue Magd melden. Ich aber, ich konnte nichts dazu beitragen, die letzten Tage meines innigst geliebten, durch mich so unglücklich gewordenen Weibes zu erheitern. Nur für sie zu beten vermochte ich, und ich trug dem mich besuchenden Pastor Engel besonders auf, ihre Vergebung mir zu erflehen, der ich die Ursache ihres Elendes gewesen. Sie hatte bei dieser, von dem Geistlichen ihr vorgetragenen Bitte die Hand auf's Herz gelegt, die Augen zum Himmel gerichtet und dann ihre Arme ausgebreitet, während ihr Mund leise den Namen „Franz“ hinhauchte.

Pastor Engel, den Wunsch der Sterbenden ehrend, erbat und erhielt die Erlaubniß, daß ich in die Wohnung meines sterbenden Weibes geführt werden durfte. Es war schon Abend, als ich, von einem Soldaten begleitet, mich auf den ziemlich langen Weg dorthin aufmachte, und so wurde bei meinem Eintritt in ein Privathaus der Menschenauflauf vermieden, welcher bei Tage gewiß vor der Wohnung stattgefunden hätte. Ich eilte, so sehr die Ketten es zulassen wollten, und kam — dennoch zu spät. Vor wenigen Augenblicken hatte ein Blutsturz dem Leben der Theuern ein Ende gemacht.

Wie eine Bildsäule stand ich da, mein Auge starr auf die Entschlafene gerichtet. Ich konnte nicht begreifen, daß sie, ohne Abschied von mir zu nehmen, aus der Welt habe gehen können, und doch — es war vielleicht so besser. Genügte mir denn nicht ihr Verlangen?

So sehr die Krankheit ihren Körper auch angegriffen, so lag doch eine himmlische Ruhe auf dem Gesicht der Todten, ein seliges Lächeln spielte um ihren Mund, und die Hände zum Gebet gefalten, schien sie den Ewigen um Gnade für mich, um Segen für die Kinder anzuflehen. Ich schnitt von ihrem schönen Haar eine Locke ab, die ich noch heute wie eine Reliquie auf meinem Herzen trage, kniete neben dem Bette nieder und küßte dann zum letzten Mal das liebliche Antlitz meines unvergeßlichen Weibes. Man mußte mich mit Gewalt von der Leiche trennen, und maschinenmäßig ging ich meiner Wache voran.

Obgleich die mannichfachen Seelenleiden meinen Körper angegriffen hatten, muß ich doch sehr kräftig gewesen sein, sonst hätte der Schmerz über den Tod Clementinens mich auf's Krankenlager geworfen. Es geschah jedoch nicht, und so trug ich denn denselben überall mit mir umher, einen wahrhaften Genuß darin findend, ihm nachzuhängen.

Die alte Magd erhielt, auf Verwendung des Pfarrers, für ihre seltene Treue und Ausdauer im Unglück ihrer Dienstherrschaft eine Stelle im Hospital, dem sie indeß nur ein halbes Jahr lang zur Last fiel. Ihr Tod schien die Folge großer Betrübniß über den Verlust Clementinens.

Auf hohen Befehl änderte sich einige Jahre darauf das Verhältniß der Zwangsarbeitsträflinge gänzlich. — Daß das letzte Gnadengesuch meiner Clementine abermals abgeschlagen worden, brauche ich wol nicht erst zu bemerken. —

Die Verwaltung jener Strafanstalten wurde der Militairbehörde entzogen, und die Zwangsarbeiter wurden in die Civilgefängnisse, jedoch in besondere Abtheilungen, untergebracht. Die Ketten wurden uns abgenommen, wir verloren die halb grau, halb gelbe Kleidung und erhielten dafür im Sommer Jacken und Kniebeinkleider von grober, ungebleichter Leinwand und im Winter denselben Anzug von grauem Wollentuch. Ohne nach der Neigung des Einzelnen zu fragen, mußten die Einen weben, Andere Drahtstifte machen, Balken sägen, Wolle zupfen und dergleichen lernen. Langjährige Detinirte, deren Führung bisher untadelhaft gewesen, verwendete man zu Verrichtungen für die Anstalt, zum Bedienen der Freigänger u. s. w. Mir wurde, auf besondere Empfehlung des Commandanten, wieder das Glück zu Theil, die Gärten des Directors und der Inspectoren besorgen zu können. Reinlichkeit und Ordnung sah man hier mit unnachsichtlicher Strenge gehandhabt, aber freier fühlte man sich als ein Kettenmann, wenn einmal erst die Scham, durch die belebten Straßen geführt zu werden, überwunden war.

Ich durfte ohne Aufseher im Innern der Anstalt umhergehen und habe das Vertrauen, welches sämmtliche Beamte des Hauses mir schenkten, nie mißbraucht, obgleich sich mir manche Gelegenheit zur Flucht darbot.

Hier wurden auch verbrecherische Weiber aufbewahrt. Kindesmörderinnen, Diebinnen, Hehlerinnen, Giftmischerinnen und Andere verrichteten hier Zwangsarbeiten, indem sie nähten, strickten und wuschen.

Körperliche Züchtigungen fanden — als Disciplinarstrafen — häufig statt, aber von Todesurtheilen ist nur eines gegen einen Mörder, welcher in der Anstalt seiner Strafe entgegensah, seit wir im Civilgefängniß sind, vollzogen worden.

Der Verurtheilte, ein junger Mensch von dreiundzwanzig Jahren und gelernter Goldschmied, hatte aus Eifersucht seine Geliebte, ein Mädchen von siebzehn Jahren, erstochen und gleich nach der That versucht, sich durch einen Sturz aus dem Fenster das Leben zu nehmen. Der beabsichtigte Selbstmord mislang aber und man ergriff den Mörder. In allen seinen Verhören und vor den Assisen war er der That geständig und affectirte eine mit Frechheit gleichbedeutende Ruhe während der Verhandlungen. Er suchte — ein höchst seltener Fall — die Cassation des Todesurtheils so wenig, als die Gnade des Fürsten nach, und jenes Todesurtheil war das erste, welches der eben zur Regierung gekommene junge Fürst bestätigte. Die stets kund gegebene Ruhe verließ den Verbrecher auch bei der Publication des bestätigten Erkenntnisses nicht, und man begann dem Menschen eine gewisse Bewunderung zu zollen. Alle wurden getäuscht, nur ich nicht.

Man hatte mir Kampfeld's — so hieß der Verurtheilte — Bedienung anvertraut, eine Beschäftigung, zu welcher ich, während im Winter die Gartenarbeit ruhte, verwendet zu werden pflegte. Meine häufigen Besuche gaben mir eben so oft Gelegenheit, über sein Benehmen und seinen Charakter Beobachtungen anzustellen. Es bedurfte indessen wenig Scharfsinn, um zu entdecken, daß die seltene Ruhe überall nur eine erkünstelte war. Scheu vor Arbeit, den keineswegs bemittelten Aeltern auf dem Nacken liegend, hatte der junge Mensch ausschließlich das Lesen von Romanen zu seiner Beschäftigung gewählt, sich dabei in die Rollen eifersüchtiger Liebhaber hineingedacht, Gift und Dolch als kräftige Rachemittel kennen gelernt und den Vollbringer einer im gewöhnlichen Leben und vom Gesetz mit dem Ausdruck „Mord“ bezeichneten That für einen ehrliebenden Menschen gehalten, der Stärke genug besitze, jede gegen ihn begangene — oder eingebildete — Untreue mit eigner Hand zu bestrafen, möchten auch die Folgen auf sein Haupt zurückfallen. Dann war ein gewöhnlicher Mörder in seinen Augen ganz etwas anderes. Er verstand darunter nur ein Individuum, das bei Gelegenheit einer Beraubung oder im Streit seinen Mitmenschen getödtet. Deshalb glaubte er sicher, von den Geschwornen freigesprochen zu werden; er durfte nur gestehen, daß Eifersucht, oder richtiger in diesem Falle gesagt, verschmähte Liebe ihm keine Wahl gelassen.

Mir schien Kampfeld sein ganzes Inneres aufschließen zu wollen, da er mir vertraute, und ich seinen Gedanken stets eine religiöse Richtung zu geben suchte. Er war auch sehr empfänglich für die Lehren der Religion, die er willig und gern von dem sanftmüthigen Hausgeistlichen sich in's Gedächtniß zurückrufen ließ, ohne deshalb seine Ansicht in Betreff der speciellen, von ihm begangenen That zu ändern.

Auf mein Drängen gestand er mir daher alles Dasjenige, was ich bereits über seine Denkungsart mitgetheilt, und vertraute mir noch, daß er den Gleichmuth blos äußerlich trage, sein Herz wäre mit Furcht vor dem Tode erfüllt; denn er stürbe nicht gern. „Du wirst sehen, Raimond,“ sagte er noch am Abend des Tags vor seiner Hinrichtung, „der junge Fürst muß es seinen Vorgängern aus alter Zeit nachmachen und mich, der die Untreue eines Weibes, wie jeder thun sollte, bestraft hat, begnadigen.“

„Unglückseliger, Du hoffst? und schon hat man Dir die landesherrliche Bestätigung des Todesurtheils mitgetheilt? Versöhne Dich lieber mit Gott, flehe den Allerbarmer um Gnade an und laß jeden Gedanken schwinden, der Dich an der Erde festhält, auf welcher Du nur kurze Zeit noch zu wandeln hast!“

„Nicht so, Raimond, es kann Alles noch gut werden! Meine Träume spiegeln mir jederzeit Hoffnung vor, und Träume, weißt Du, kommen von Gott! Noch in verflossener Nacht wurde meine Kerkerthür geöffnet, und Margarethe — so hieß die Ermordete — trat im glänzend weißen Himmelskleide zu mir herein. Du hast gehandelt, sprach sie, wie es dem Manne geziemt, und ich habe Dich vor dem ewigen Richter entschuldigt. Darum sollst Du leben und mit einer Andern glücklich sein. Fliehe dorthin! Ohne mich zu bedenken, ging ich unaufgehalten zur Thüre hinaus, auf reizenden Auen, durch grüne Wälder mit Windesschnelle forteilend, über klare Bäche, reißende Ströme hinwegsetzend, die höchsten Felsen erklimmend und wieder herabsteigend, immer fort und fort, Hunderte von Thüren, eine nach der andern hinter mir zuschlagend, als ob ich dennoch verfolgt würde. In einem glänzenden Pallast ruhte ich sodann aus. Stimmen ließen sich draußen hören; man war gekommen, mich zu begrüßen. Der Kastellan rasselte mit den Schlüsseln und öffnete die Flügelthüren. Da — erwachte ich und sah vor mir den Schließer in Deiner Begleitung, mir das Frühstück verabreichend. Siehst Du nun, daß Hoffnung nicht zu Schanden werden läßt? — Ich glaube fast, man will dem Volke ein Beispiel seltener Gnade vor Augen führen. Gib Acht, sie bringen mich wirklich auf die Guillotine, aber — der Telegraph spielt ja noch immer, die Depesche langt an, ein weißes Tuch wird geschwenkt, Gnade! Gnade! ruft die Stimme eines Reiters, der sein Pferd halb todt gejagt, Gnade! Gnade! wiederholt das Volk. — Ein freudiges Gemurmel verdrängt die bisherige Todtenstille, hurrah! hurrah! ruft es von allen Seiten; Bekannte drängen sich durch den militairischen Kreis, sie lassen sich nicht abhalten, schütteln mir die Hände, und wäre die bewaffnete Macht nicht, mich vorläufig wieder hieher zurückzuführen, im Triumph würd' ich in die Wohnung meiner Aeltern getragen werden!“

„Mensch, bist Du wahnsinnig?“ fragte ich. „Bereite Dich, vor Gottes Richterstuhl zu treten. Ich sage Dir: flehe den Allerbarmer um Gnade an, daß Deine Seele nicht ewig verdammt werde!“

„Daß ich die Leute glauben mache, ich hätte mich in mein Schicksal ergeben und erwartete den Tod von Henkers Hand mit Gleichmuth und Ruhe, das siehst Du; aber die Hoffnung, hier noch gerettet zu werden, belebt mein Inneres. Nur daß die ersehnte Begnadigung so lange ausbleibt, macht mir großen Kummer, und ich kann meine Betrübniß darüber kaum verbergen. Deshalb hast Du auch oft, wie Du mir gesagt, durch das Fenster mich über dem Bette hingestreckt und Thränen vergießen gesehen.“

Kaum war dieses Gespräch beendet, da rasselten die Schlüssel in der Thüre, und man sah zwei Herren im Dunkel vor derselben stehen.

„Da bringen sie die Begnadigung!“ rief Kampfeld mir freudig und mit seltener Hast zu.

Die Herren waren der Ober-Prokurator mit dem Parketsecretair, welche ihm anzeigten, daß am nächsten Morgen, vor Sonnenaufgang, das Todesurtheil auf dem Benedictsplatz an ihm vollzogen werden würde.

Er dankte laut und mit so täuschender Ruhe für die Rücksicht, ihn den Qualen des Lebens nicht länger überlassen zu wollen, daß alle Anwesenden erstaunten und die rothgeränderten Augen des Herrn von Kragenstrom aus ihren Höhlen heraustreten wollten.

Der Pastor brachte alsdann noch einige Zeit im Gebet mit ihm zu, gab ihm um fünf Uhr Morgens in der Hauscapelle die letzte Oelung und begleitete ihn in seine Zelle zurück, wo die Gehülfen des Scharfrichters ihm die Haare abschnitten und die Zwangsjacke anlegten. Im Uebrigen war er ganz elegant gekleidet und bedauerte nichts so sehr, als daß man nicht gestatten wollte, im schwarzen Frack den Weg zur Richtstätte anzutreten.

Als das Militairdetaschement, bestehend aus hundert Mann Infanterie mit zwei Offizieren und dreißig Husaren, im Hofe der Anstalt den Karren in ihre Mitte nahmen, waren sämmtliche Gefangene in ihren Localen consignirt, nur ich blieb ausnahmsweise gegenwärtig. Der Verblendete schied von mir mit den leise geflüsterten Worten: „In einer Stunde bin ich wieder hier, Raimond!“

Mag der Leser zu diesem Charakter sich selbst den Commentar liefern, wie ist er unerklärlich, wenn man nicht in der verderblichen Lectüre, in dem Hang zum Nichtsthun, also in der vernachlässigten Erziehung den Grund entdecken will, aus welchem derselbe sich entwickelt hat.

Die Besuche des Pastor Engel wiederholten sich von Zeit zu Zeit, da hier offiziell den Gefangenen alle vierzehn Tage ein Besuch gestattet war. Ein solcher mußte jedoch im allgemeinen Sprechsaal und die Unterredung selbst durch ein Drahtgitter stattfinden.

Bei einem derartigen Besuch brachte Pastor Engel ein Mal einen alten Herrn mit, der mich sehr freundlich begrüßte. Es war mein guter Lehrmeister, Herr Wohlbert, der in Ruhestand versetzt war und seine Pension in D. verzehrte. Daß mir dieser Besuch große Freude gewährte, brauche ich wol nicht erst zu bemerken, um so weniger, als Wohlbert es noch ein Mal bei dem jetzt regierenden Fürsten versuchen wollte, meine Begnadigung zu erwirken. Er hielt Wort, aber der Bescheid lautete: „Der Landesherr muß seinen Richtern glauben!“ — Nun ich wiederholte: Gott vergebe dem Geheimen Rath, der seinem Fürsten solche Grundsätze als Handhabung der Gerechtigkeit verpredigt! Von Zeit zu Zeit wiederholte man, unterstützt von den schönsten Zeugnissen seitens der Gefängnißverwaltung und auf die bei Bestätigung meines Urtheils von des höchstseligen Fürsten Durchlaucht erlassene Ordre: nach zwölfjähriger Detentionszeit von Amtswegen zu berichten, sich beziehend, zu meinen Gunsten die Bitte, aber stets mit gleichem Erfolge. Auch ist seit der Regierung des jetzigen Fürsten in unserer Anstalt nicht ein einziger Fall vorgekommen, wo ein Verurtheilter begnadigt worden. — Großer

Gott! sollte denn unter den vielen Hunderten auch nicht Einer der Gnade seines Fürsten würdig gewesen sein? — Von nun ab will ich in meiner Erzählung der verweigerten Gnade nicht mehr gedenken, vielmehr darüber zu reden und zu schreiben Anderen überlassen, deren Feder im Stande ist, zum Throne mit ihren Schilderungen vorzudringen. Ich bleibe bis an mein Ende Zwangsarbeiter, und will deshalb in meiner Geschichte fortfahren.

War gerade die Stelle eines Krankenwärters erledigt, so mußte ich in der Winterzeit auch diesen Posten versehen, der mir, so abgehärtet ich geworden, niemals zusagte. Das Lazareth bildete ein besonderes Gebäude in der Anstalt mit mehren Zimmern. Die Kranken wurden täglich zwei Mal von den Aerzten besucht und für sie Alles verabreicht, was sie von fünf Uhr Nachmittags ab bis zum nächsten Morgen gebrauchen möchten. Denn um die genannte Stunde — fünf Uhr Nachmittags — schloß man das Gebäude und sperrte den Krankenwärter mit ein, so daß dieser, falls in der Nacht den Kranken etwas überkommen sollte, wobei seine Hülfe und die Mittel innerhalb des Locals nicht ausreichten, gänzlich außer Stande war, andere Hülfe herbeizuschaffen. Niemand befand sich in der Nähe des Hospitals, selbst die erste Schildwache stand über zweihundert Schritte entfernt, und noch ein Mal so groß war der Zwischenraum von diesem Posten bis zum nächsten der innerhalb der Ringmauer mit geladenen Gewehren aufgestellten Soldaten.

So hatte denn einst mein Krankenwärterdienst kaum begonnen, als man einen Verurtheilten aus D., der ebenfalls hier seine zehnjährige Zwangsarbeitsstrafe, verwirkt eines Diebstahls wegen, abbüßen sollte, krank und schwach vom Transportkarren ablud und direct in's Lazareth brachte. Der Arzt befahl mir, auf diesen Kranken ein besonderes Augenmerk zu richten, da die Vernachlässigung seiner Pflege ihm äußerst gefährlich werden konnte. Es sei eine Art Cholera, welche den Gefangenen überfallen, und deren Symptome man näher erforschen müsse. Deshalb wurde dieser Kranke auch ganz allein in ein Zimmer gebracht und mir genaue Instruction in Betreff seiner hinterlassen. Ich empfing hierauf die nöthigen Medicamente und wurde mit dem Fremden eingeschlossen.

Anfangs erhielt ich auf jede meiner an den Menschen gerichteten Fragen keine Antwort, obgleich ich zu bemerken glaubte, daß er kein Auge von mir abwendete, sobald er sich nicht beobachtet glaubte. Es war eine sehr lange Figur, die in dem Bette hülflos vor mir lag. Ihr Gesicht trug das Gepräge der scheußlichsten Laster und bot einen abschreckenden Anblick dar. Rothes Haar und ein starker Bart von gleicher Farbe erhöhten solchen und erweckten in mir ein banges Gefühl, und die Stille, die im Saale herrschte, vollendete das Gräßliche meiner Lage dermaßen, daß mich, der ich sonst keine Furcht kannte, ein heimliches Grauen überfiel.

Ich nahm das Gebetbuch, welches ich immer bei mir trug, zur Hand, setzte mich in die Ecke des Zimmers, von wo aus ich den Kranken sehen konnte, auf einen Schemel und bat den Allmächtigen um fernere Standhaftigkeit in meinen Leiden, die mir nie so unerträglich geschienen hatten, wie in dieser Stunde. Centnerschwer lag es auf meiner Brust und drohte meine Ruhe zu überwältigen. Mein Auge schweifte einen Moment vom Buche ab auf den Kranken, und — schaudernd fuhr ich zusammen. Der Kopf des Elenden war in die Höhe gerichtet und einem abgeschlagenen Haupte gleich, dessen Augen offen stehen und dennoch ohne Leben vor sich hinsehen, wie von unsichtbarer Henkershand dem Schaulustigen entgegengehalten. Mein Haar fühlte ich sich emporsträuben, und die Einbildung ließ einen Blutgeruch im Raume verspüren. Dennoch war mein Blick wie festgebannt auf den Kopf, dessen Mund sich plötzlich öffnete und mit hohler Stimme in abgebrochenen Sylben mir zurief: „Franz Raimond, kennst Du mich nicht mehr?"

Lange saß ich sprachlos da vor immer größerer Furcht, dann befahl ich meine Seele dem Herrn und allen Heiligen und sagte, indem ich wirklich mein Gedächtniß anstrengte, irgend eine Spur früherer Bekanntschaft mit dem Furchtbaren aufzufinden: „Nein, ich kenne Dich nicht!"

„So komm denn näher, ich habe Dir Wichtiges mitzutheilen, das Sprechen wird mir schwer!"

Alles Zagen überwindend, setzte ich mich nun an dem Bette nieder und vernahm Folgendes, das ich dem Leser ohne Unterbrechung wiedergeben will. Der Kranke sprach langsam, abgebrochen und mit großer Anstrengung. Dazwischen hielt ihn zuweilen ein Husten Viertelstunden lang auf, oder der Trank, den ich ihm von Zeit zu Zeit reichte, verursachte eine Pause in der Rede.

„Ich fühle es," hub er an, „es ist aus mit mir, und ich muß mich vorbereiten, den Allmächtigen, den ich so oft und so schwer beleidigt, um Gnade anzuflehen. Vergeben wird mir nicht; denn ich erinnere mich aus meinen Kinderjahren der Rede, daß Gott ein gerechter Gott ist."

„Hoffe, Unglücklicher," rief ich ihm zu, „Gott ist auch barmherzig!"

„Aber nicht gegen den Bösewicht, der selbst stets unbarmherzig war. Du kennst mich wol; denn im Dorfe Kaisershöhe und in der Umgegend war ich wegen meiner Raufereien unter dem Namen Pütze Kobes bekannt."

„Ganz recht," fiel ich ein, „jetzt erinnere ich mich Deiner!"

„Böse war mein Herz stets, allen Lastern geöffnet, und nicht allein, daß ich mich als steter Raufbold zeigte, auch Betrügereien und anfangs kleine, später größere Diebstähle führte ich aus, bald ohne, bald mit Gewalt, wie die Gelegenheit es eben mit sich brachte. Nicht selten erreichte mich der Arm der Gerechtigkeit, und dann büßte ich entweder die Strafe ab, wenn sie nicht viele Zeit erforderte, oder ich entfloh aus dem Gefängniß, was mir bis zu meiner letzten Arretirung auch immer gelungen ist.

Der Spitzbube hat oft mehr Glück als Verstand, obgleich man Schlauheit bei ihm vorauszusetzen pflegt, und von allen Streichen, die ich ausgeführt, gelang mir keiner mit so wenig Mühe und ohne die geringste Verfolgung des Thäters, wie eine Art Raubanfall, den ich mit zwei anderen Gaunern und Landstreichern in der Gegend der Schenke von Bernhardweiler im Walde verübte."

Gespannt horchte ich dem Bekenntniß weiter, da eine Ahnung mir sagte, daß der Elende und seine scheußlichen Thaten mich näher angingen.

„Wir hatten lange schon in der Gegend kein Stückchen Arbeit für uns mehr gefunden. Die Bauern waren wachsam, und Mangel stellte sich bereits bei uns ein, da machte einer meiner Genossen den Vorschlag, in dem Walde Nachts den Reisenden aufzulauern und ihnen gewaltsam Geld und Sachen von Geldeswerth abzunehmen. Noch hatte ich mich im Straßenraub nicht versucht, aber der Vorschlag gefiel mir wohl. Deshalb war ihn hören und sofort zur Ausführung schreiten ein und Dasselbe."

„Weiter, weiter Mensch!" rief ich dem Erzählenden mit einer Hast zu, die mich vergessen ließ, wie erschöpft er war, und welche Anstrengung ihm das Sprechen verursachte.

Eduard Ludwig.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Beleuchtungen der Reisebilder von Louise Mühlbach.

(Schluß aus Nr. 149.)

Wir sind in Brüssel, abgestiegen im Hôtel de Belle vue. Stören wollen wir unsern Touristen nicht in seinen Betrachtungen und Herzensergießungen, müssen ihm aber auch hier einige Lichtlein aufstecken; denn wir können nun einmal nicht zugeben, daß Andern und uns Etwas aufgebunden werde. Ganz niedlich nimmt sich die Schilderung des brüsseler Rathhausplatzes aus. Was wird da nicht vom Lande der Balkone, von marmornen Altanen, von maurischen und orientalischen Elementen, von in Farbenpracht oder glänzender Vergoldung prangenden Heiligenbildern gefaselt, wo es sich von der Häuserreihe der linken Seite des Platzes handelt. Welch' ein Spielraum für die Phantasie! Wenn es aber bestimmt heißt: „Alle diese Häuser sind zur Zeit der spanischen Herrschaft erbaut und ganz im spanischen Style," müssen wir dem Touristen zurufen: Fehlgeschlagen! Diese zierlichen Häuser, in denen sich Renaissance- und Rococostyl auf eine ganz eigenthümliche Weise vermischt, wurden von den Hauptzünften Brüssels nach dem Bombardement, mit dem Ludwig XIV. im Jahr 1695 Belgiens Hauptstadt heimsuchte, erbaut. Die Heiligen- und Muttergottesbilder, welche der Tourist in den Giebeln sieht, sind, mit dessen Erlaubniß, nur Zunftzeichen. In St. Gudula sieht der Tourist nur Das, was in seinem Reisehandbuche verzeichnet, und daher nicht die herrliche Marmorgruppe „die Charitas" von Simonis, welche dem Grabe eines Wohlthäters der Menschheit zum schönsten Schmucke dient und nach unserm Gefühle eines der herrlichsten, von der modernen Plastik in Belgien geschaffenen Werke ist. Simonis hat in diesem Bildwerke bewiesen, daß er den hohen Reiz der Anmuth der Antike lebendig verstanden, daß er den krassen Materialismus, von dem die meisten vlämischen Künstler mehr oder minder befangen sind, besiegt hat.

Rechten wollen wir nicht mit unserem Touristen, daß er den Herzog Prosper von Ahremberg mir nichts dir nichts in einen Duc d'Alembert verwandelt, doch hätte er uns, wenn er das Ahrembergische Palais auf dem Kleynen zavelplaets — Place du petit Sablon — wirklich besuchte, auch wol einige Worte über die Abgüsse der plastischen Meisterwerke eines Michel Angelo, über Ghibertis Thor zum Florentiner Battisterio, das jener werth hielt, den Eingang des Paradieses zu schmücken, sagen können, über die seltene werthvolle Sammlung etrurischer Vasen und das Haupt des Laokoon, eine Antike, welcher in Bezug auf einen gewaltigen, seelenvollen Ausdruck des Schmerzes kein antikes Bildwerk zur Seite gestellt werden kann. Nach diesem Kopfe zu urtheilen, ist die Gruppe des Laokoon, welche Roms Belvedere schmückt, die Copie eines unendlich vollendeteren Meisterwerks, dem diese Kunstreliquie der Ahrembergischen Sammlung angehörte. Dies stand aber vielleicht nicht im Reisehandbuch unseres Touristen. Da es ihm um Betrachtungen zu thun schien, hätte er dem Staatsarchive einen Besuch schenken können. Doctor Gertmans hat bekanntlich das hohe Verdienst, das Archiv des alten Staatssecretairs für Deutschland gerettet und geordnet zu haben, welches unter der Aufschrift: papiers militaires in einem Winkel des Speichers des Archivgebäudes aufgeschichtet lag. Eine außerordentlich reiche, unschätzbare Fundgrube für die Geschichte des sechzehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche uns in vielen Beziehungen eine andere Gestaltung und Ansicht gewinnen läßt! Viele der Hauptfiguren des großen Weltdrama schildern sich selbst in ihren Correspondenzen, steigen demüthig herab von der Höhe, auf welche sie die kleinliche Befangenheit unserer Historiographen gestellt — so unter anderen Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen. Man schaudert beim Anblick der gleißnerischen Blutbriefe eines Alba, der deutsch schrieb, trauert mit Egmont's Gemahlin, sieht Wallenstein mit ehernem Fuße hinanklimmen zu der schwindelnden Höhe. In der Gestaltung und Veränderung seiner Unterschrift liegt die Geschichte seines Strebens. War da nicht reicher Stoff zu Betrachtungen jeder Art zu holen?

Nach diesem Abstecher treffen wir mit unserem Touristen wieder in Antwerpen zusammen. Wir finden ihn träumend an der Schelde, wo er vom canale grande Venedigs, von der tiefgebeugten, ernst trauernden Tochter der Adria, sogar von grünen Wogen der Lagunen und vom Brausen des Meeres phantasirt. Mag hingehen, aber unser Hellseher treibt es doch ein wenig zu arg, wenn er ausruft: „Die Citadelle von Antwerpen — da drüben am rechten Ufer der Schelde glänzt sie eben im Sonnenlicht" — Antwerpen selbst liegt nun zufällig auf dem rechten Scheldeufer, und am Südende der Stadt erhob sich die Citadelle, die auch zufällig geschleift ist. Was kümmert das unseren Touristen? Es kommt aber noch besser — staune, o Deutschland — der Erfindungsreiche läßt den weiland glorreichen Kaiser Karl V. mit dem antwerpner Banquier Myn heer Daems eine Cigarre rauchen, welche sich der Kaiser selbst mit einem Wechsel auf zwei Millionen Gulden lautend, die er dem antwerpner Kaufherrn schuldet, anbrennt. Das Mährlein erinnert an Augsburgs Fugger und ist recht dramatisch lebendig erzählt, wenn nur Kaiser Karl V. die Cigarre nicht rauchte — eine ächte Havanna, feinstes Deckblatt. Und wie schön klingt es: „Dann blies er — Myn heer Daems — lächelnd in die Asche des Fidibus, sie flatterte leicht auf, obwol sie zwei Millionen wog, sie zog in losen Wölkchen durch den Saal, und Kaiser Karl lächelte auch und — rauchte seine Cigarre." — Ein schlichter Realschüler würde dem Touristen gesagt haben, wenn das Tabakrauchen zuerst in Europa bekannt wurde, aber dann hätte dieser den weiland Kaiser Karl V. mit dem Myn heer Daems keine Cigarre rauchen lassen können. Dieser gemüthlich schmauchende Karl V. erinnert stark an den seinen Sohn Isaak mit der Luntenbüchse opfern wollenden Vater Abraham. Pictoribus atque poetis.

Der Tourist macht eine Sonntagspromenade am antwerpner Quai. Ein lebendiges Bild, nur hätte er den Leuten keinen Kaffee trinken lassen sollen; denn man trinkt in Antwerpen in den Ständen, die er uns vorführt, Lambic, Pharo oder Leuwen's — nur Bier — nichts als Bier. Auch kommt ihm hier wieder die Citadelle da drüben, die ihre riesigen Schatten weit über die glänzenden Fluten hinwirft, in die Quere. Antwerpen gegenüber liegt übrigens das Fort „Het vlaamsche Hoofd" genannt, zur gefälligen Notiz, sollten die Reisebilder in den gesammelten Werken des Touristen eine neue Auflage erleiden. Nach einer erbaulichen Jesuitengeschichte — recht pikant, wird gern gelesen — läßt unser in seiner Zaubermacht selbst den Strömen einen neuen Lauf gebende Tourist die Scheldeschiffe gen Dordrecht tragen. Wo liegt aber Dort oder Dortrecht?

Wir besuchen mit ihm die Cathedrale. Wie interessant ist die Beichtscene, wäre sie nur nicht unwahr; ein antwerpner Priester hat nicht gesagt: „Eh bien, venez donc," mit einem alten, vor dem Beichtstuhl knieenden Weibe sprechend; denn zufällig versteht das antwerpner Volk kein Französisch — nur Vlaemisch. Mit des Touristen Erlaubniß hängt ferner das allegorische Familienbild der Rubenscapelle in St. Jakob, das der gewaltige Meister in nicht vollen acht Tagen malte, nicht rechts, sondern im Hauptaltare. Ganz hingerissen von den beiden großen Bildern Rubens' — die, zum Trost aller Kunstfreunde sei es gesagt, wieder auf neue Leinwand gezogen worden — in der Cathedrale, wo sich dann auch wieder ein paar Mal Colorit und Farbe auf eine possirliche Weise in den Haaren liegen, und Phrasen gemacht werden, deren Inhalt wir nicht näher untersuchen wollen, ganz weg vor Kunstenthusiasmus übersieht er die neuen Chorstühle ganz, und doch sind sie das Schönste und Vollendetste, was die Holzbildnerei in der neuesten Zeit geliefert hat — ein Meisterwerk, das neben den gepriesensten Arbeiten dieser Kunst, welche das Mittelalter aufzuweisen hat, seinen Rang behaupten wird. Reichthum und wahrhaft kindliches Zartgefühl in der Erfindung der einzelnen Statuetten und Gruppen ist hier mit der sorgsamsten und vollendetsten Ausführung vereinigt. Die Anlage und die Ideen, die hier verkörpert wurden, sind Eigenthum des jungen, äußerst talentvollen antwerpner Architekten Professor Dürlet, die Ausführung leitete der Bildhauer Professor Geerts aus Löwen.

Wir könnten unseren Touristen auch nach Holland begleiten, doch haben wir der Worte schon zu viel gemacht, und das ewige Schulmeistern ermüdet auch. Es galt uns nur die Ehre der Wahrheit und zugleich die Ehre eines so geachteten Blattes, wie die Novellen-Zeitung ist, die sicher das Beste gewollt, als sie sich alle die wunderlichen Sächlein erzählen ließ. Auf Verlangen steht auch die Fortsetzung zu Dienst — unser Tourist hat nur zu wünschen; denn — honneurs aux dames.

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 151.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 19. Mai 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

(Fortsetzung aus Nr. 150.)

Achter Band.

Erstes Kapitel.

Der Ueberfall.



Wir lassen wir eine Unterbrechung von Martin's Memoiren eintreten, um dem Leser die Ereignisse in's Gedächtniß zurückzurufen, die in Folge der Festnahme des Bête-Puante — oder vielmehr des Claudius Gérard; denn wir wollen ihm jetzt seinen wahren Namen wiedergeben — eingetreten waren.

Claudius Gérard und Martin waren am Rande des Teiches der Meierei von Grand-Genévrier von dem Wachtmeister Beaucadet überfallen worden, der sich mit einigen seiner Leute an dem großen Backofen in Hinterhalt gelegt hatte, und auf solche Weise den Gensdarmen in die Hände gefallen, worauf der Graf und sein Sohn, welche Beaucadet im Voraus von dem Unternehmen in Kenntniß gesetzt hatte, an dem Orte der Festnahme eingetroffen waren, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß einer ihrer Bedienten eine geheimnißvolle Zusammenkunft mit Bête-Puante habe, den man beschuldigte, auf den Herrn Duriveau geschossen zu haben.

Endlich müssen wir den Leser noch daran erinnern, wie Scipio's Vater, nachdem er in dem Wildbiebe, den Claudius Gérard erkannt, einen Mann, den er zwei Mal tödtlich beleidigt, in frechem Uebermuthe Gefallen daran gefunden hatte, den Befehl zu geben, vor Claudius Gérard's Augen den alten Chervin und seine Frau aus der Meierei von Grand-Genévrier auszutreiben.

Nachdem diese Bosheit vollführt, waren Scipio und sein Vater wieder in den Wagen gestiegen und in's Schloß Tremblay zurückgekehrt, während die Gensdarmen Claudius und Martin fortführten.

Als der Graf nach Hause gekommen war, hielt er es nach dem Rathe Beaucadet's für angemessen, in der Stube Martin's, auf dem ein so schwerer Verdacht ruhte, einige Nachsuchungen anzustellen.

Zuerst waren diese vergeblich gewesen, aber nachdem Herr Duriveau einen verschlossenen Koffer gefunden und sich die Machtvollkommenheit beigelegt, ihn aufzubrechen, hatte er eine hölzerne Schachtel in die Hände bekommen, welche das geschriebene Tagebuch Martin's und einen Brief an den König enthielt.

Da ein solcher Briefwechsel seines Kammerdieners mit einem Könige die Neugier des Herrn Duriveau heftig aufregte, hatte er die Handschrift der Memoiren mit auf sein Zimmer genommen, und, als die Schloßuhr von Tremblay Eins schlug, darin zu lesen angefangen.

Man erinnert sich, daß die ersten Zeilen von Martin's Memoiren folgendermaßen lauteten:



„Ich habe von Allem, was vor meinem achten oder neunten Jahre mit mir vorgegangen, nur eine verworrene und unvollständige Vorstellung. Gleichwol ist mir aus dieser fernen, dunkeln Vergangenheit doch das Bild einer schönen, jungen Frau geblieben, deren gewandte Hände beständig über einem Kissen zum Spitzenklöppeln beschäftigt waren, das ganz mit blinkenden Stecknadeln bedeckt war. Das regelmäßige Klappern der Klöppel war meine Freude; es ist mir, als hört ich's noch; aber Abends verwandelte sich die Freude dann in Bewunderung: wenn ich in meinem kleinen Bette lag, sah ich dieselbe junge Frau, die unermüdlich in ihrem Fleiße war — vielleicht war sie meine Mutter — beim Schein eines Talglichtes arbeiten, dessen Licht sich an Intensität dadurch verdoppelte, daß es durch eine Glaskugel voll Wasser fiel; der Anblick dieses leuchtenden Punktes rief eine gewisse Blendung und Aufregung in mir hervor, welcher erst das Einschlafen ein Ziel setzte."

Wäre die Neugierde des Herrn Duriveau auch nicht durch andere Dinge angestachelt worden, so hätten schon die Zeilen, die wir so eben widerholt, dazu hingereicht, seine Aufmerksamkeit, ja seine Theilnahme für diese Memoiren in Anspruch zu nehmen.

Das junge Mädchen, das er einstmals verführt hatte, war eine Spitzenklöpplerin gewesen, so wie es die junge Frau war, von der Martin glaubte, daß sie seine Mutter gewesen sein möge.

Sie hieß Perrine Martin — und der Kammerdiener, dessen Memoiren er las, hieß Martin.

Endlich das Alter, in dem dieser zu stehen schien, eine gewisse Gesichtsähnlichkeit, die der Graf zuerst kaum bemerkt hatte, an welche ihn aber sein Verdacht sogleich erinnerte, alle diese vereinigten Umstände überzeugten Herrn Duriveau zwar noch nicht, daß Martin sein Sohn sei, stellten ihm aber doch eine solche Vermuthung als wahrscheinlich dar.

Man begreift leicht, mit welcher gierigen Lesewuth sich der Graf jetzt über die Memoiren Martin's hermachte.

Sodann traf Herr Duriveau nach wenigen Seiten auf den Namen Bamboche und Basquine als Jugendgenossen Martin's.

Bamboche — aus dem der furchtbare Mörder geworden war, auf den man am Vormittag in den Holzungen des Grafen gefahndet hatte.

Basquine — aus der eine der berühmtesten Künstlerinnen der Zeit geworden — nach der Ansicht der Einen ein teuflisches Weib, nach der der Andern, ein Engel — aber doppelt teuflisch nach der Ansicht des Grafen; denn vor wenig Tagen erst hatte Scipio seinem Vater unumwunden erklärt, daß er Basquine als höchste Richterin in Sachen seiner — des Grafen Duriveau — Heirath mit Madame Wilson anzuerkennen habe. Und diese freche Anmaßung hatte den traurigen, abscheuerregenden Auftritt zwischen Vater und Sohn herbeigeführt, auf welchen von beiden Seiten eine Einstellung der Feindseligkeiten gefolgt war, indem der Graf darauf zu seinem Sohne

gesagt hatte, daß, so unerhört auch seine Anmaßung sei, Basquinen die Entscheidung über die zwiefache Heirath, die des Vaters und die des Sohnes, in die Hände zu geben — er sich's doch bedenken wolle.

Dann kam in den Memoiren Martin's Zusammentreffen mit Regina, Scipio und Robert von Mareuil im Walde von Chantilly —

Was für Erinnerungen riefen diese Namen in dem Grafen von Duriveau wach!

Scipio — sein Sohn.

Robert von Mareuil, dessen Nebenbuhler er gewesen war — bei Regina, die er eines Tages in eine furchtbare Falle zu locken gesucht hatte, um sich für seine Verschmähung zu rächen.

Hierauf kam das Knabenalter und die erste Jugendzeit Martin's bei Claudius Gérard.

Claudius Gérard — noch ein Name, der mit höllischen Charakteren in des Grafen Lebensgeschichte geschrieben stand.

Auch da erschien Regina wieder — zuerst als Kind, dann heranwachsend, dann als junges Mädchen, und wie sie sich vor den Augen Martin's von Jahr zu Jahr glänzender entfaltete.

Dann wieder die arme Wahnsinnige, welche Claudius Gérard mit frommer, rührenden Sorgfalt pflegte.

Ein unüberwindliches Vorgefühl sagte dem Grafen, dieses Frauenzimmer sei Perrine Martin, deren Herz er dem Claudius Gérard geraubt, um sie zu verführen und dann zu verlassen, und der er später ihr Kind hatte rauben lassen, um sich der drückenden Ansprüche dieser Mutter zu entledigen, die er verächtlicherweise sich selbst überließ, da er doch wußte, daß sie blos auf ihre Arbeit angewiesen sei.

Martin kam in Paris an.

Wieder Namen, die in dem Gedächtniß des Grafen Duriveau einen Anklang fanden.

Regina.

Robert von Mareuil.

Der Fürst von Montbar.

Und weiterhin der Auftritt im Theater des Funambules, bei dem der Graf mit seinem Sohne gegenwärtig war, und von dem sich, so zu sagen, der unversöhnliche Haß Basquine's gegen Scipio und dieses ganze müßiggängerische, boshafte Gezücht, wie das junge Mädchen sich ausgedrückt hatte, herschrieb.

Später ging der Aufenthalt Martin's beim Doctor Clément vor ihm vorüber — dann die Weisungen des Doctors, der auf seinem Sterbebette Martin den Auftrag gab, über Regina zu wachen, die er von dem unversöhnlichen Rachedurste des Herrn Duriveau bedroht wußte.

Die Ahnung des Doctors war nicht trügerisch gewesen.

Martin ließ es in Erfüllung der Aufgabe, die ihm sein sterbender Herr anvertraut, nicht an sich fehlen, er sandte Reginen, die in die von dem Grafen gelegte Schlinge gegangen war und sich in dem unbewohnten Hause in der Straße du Marché Vieux eingefunden hatte, einen Retter.

Dieser Retter — war Just Clément, der in Folge dessen das schändliche Verfahren des Grafen Duriveau so grausam züchtigte und ihn zu einem Duell nöthigte, dessen Bedingungen Reginen für die Zukunft vor seinen schändlichen Verläumdungen Schutz gewährten.

Endlich fand der Graf auch den Namen der Madame Wilson, die er mit so glühender, rasender Leidenschaft liebte, in der Erzählung Martin's wieder.

Man sieht, die Memoiren Martin's trafen an so vielen Puncten mit der Lebensgeschichte des Herrn Duriveau zusammen, daß dies allein schon hingereicht haben würde, die ununterbrochene Neugier zu erklären, mit der er sie von einem Ende bis zum andern durchlas.

Aber als er daran dachte, daß dieses unglückliche, verwahrloste Kind, das so vielem Elend, so vielem Kummer, so vielen herben, mit Muth und Entsagung ertragenen Prüfungen, aus denen es rein hervorgegangen, ausgesetzt gewesen war — wenn er daran dachte, sage ich, daß Martin wahrscheinlich sein Sohn sei, so fühlte er sich bei dem bloßen Gedanken, vor diesen Martin, dessen Gesinnung so gerade, dessen Herz so rein, dessen Charakter so edel war, hinzutreten, vom Entsetzen unerträglicher Beschämung ergriffen.

Diese Beschämung wäre dem Grafen schon unerträglich gewesen, hätte Martin das Geheimniß seiner Geburt nicht gekannt — aber als der Graf sich einiger Einzelnheiten seiner ersten Zusammenkunft mit ihm erinnerte, an die Freundschaft dachte, die ihn mit Claudius Gérard verband, und endlich die Betrachtung anstellte, daß doch schwerlich der Zufall allein Martin dazu veranlaßt, als Bedienter bei ihm einzutreten, ward er von neuer und noch schrecklicherer innerer Angst ergriffen: — er konnte nicht daran zweifeln, daß Martin von der Blutsverwandtschaft zwischen ihnen unterrichtet sei.

Und so erröthete, erzitterte dieser Mann, der ein unermeßliches Vermögen besaß, der sich eines unbeugsamen Charakters, eines eisernen Willens, einer Härte und Kühnheit ohne Gleichen rühmen konnte, der endlich so viel edlen Gefühlen gegenüber eine hartnäckige cynische Verachtung zur Schau trug — erröthete — erzitterte vor dem bloßen Gedanken, den Blick eines armen Bedienten, eines unglücklichen, verwahrlosten Kindes aushalten zu müssen.

Aber freilich war dieser Bediente im Besitz so entehrender Geheimnisse — freilich hatte dieser Bediente eine edle Seele — freilich war dieser Bediente sein Sohn!

Zweites Kapitel.

Die Prophezeihung.



So unerheblich diese leise Störung der gewöhnlichen Vorstellungsart des Grafen Duriveau auf den ersten Anblick scheinen mag, so bewies sie doch, daß Martin's Memoiren, über welche er diese Betrachtungen anstellte, auf ihn bereits, vielleicht ohne daß er es wußte, eine mächtige Wirkung ausübten.

Und da dieser Mann vor allem ungeheuer stolz war, so machte sich zuletzt in ihm ein anderer Gedanke geltend:

Dieses unglückliche Findelkind, dessen Seele sich in so vielen schwierigen, ja schrecklichen Lagen des Lebens so groß gezeigt hat — dieser Kammerdiener, der in vertrautem Briefwechsel mit einem Könige steht — ist mein Sohn.

Und endlich rief eine nothgedrungene, unvermeidliche Vergleichung dem Grafen den neuerlichen Auftritt in's Gedächtniß zurück, bei dem Scipio die freche Auflehnung gegen den väterlichen Willen bis zur höchsten Spitze getrieben hatte. Herr Duriveau konnte sich nicht enthalten, Scipio und Martin neben einander zu halten.

Indessen konnten diese Vorstellungen, die noch ganz unbestimmt waren und mehr instinctmäßig, als aus reiflicher Ueberlegung entstanden, nicht sogleich ihre ganze Wirkung ausüben; ein Mann von dem Alter und der Geistesart des Grafen Duriveau wendet sich nicht an Einem Tage um. Wenn Martin's Memoiren in diese unglaublich verhärtete Seele einige Samenkörner des Guten warfen, so mußte es auf die zunächst folgenden Ereignisse ankommen, ob sie aufgingen oder zertreten würden.

Daher verfiel der Graf — nachdem er einen Augenblick mit unwillkürlichem Stolze daran gedacht, daß Martin sein Sohn sei — was eine Regung edlen Stolzes war — sogleich wieder in seinen höchst verwerflichen Hochmuth, fühlte sich innerlich empört über den hohen sittlichen Werth dieses Sohnes, zu dem er sich so eben noch Glück gewünscht — Neid, Haß, Zorn und Beschämung erfüllten sein Herz mit den gehässigsten Leidenschaften. Mit teuflischer Freude sagte er zu sich selbst, daß Martin nun wenigstens im Gefängniß sei, daß er dort lange werde bleiben müssen; denn er, Duriveau, wollte ihn so strafbar darstellen, als möglich, und um sich eines Elenden zu entledigen, der ihm eben so viel Abneigung wie Furcht einflößte, seinen ganzen Einfluß — und dieser war groß — dazu anwenden, daß man ihm eine strenge Bestrafung angedeihen lasse.

Dann aber — wie denn der verstockteste Mensch, besonders wenn er in seiner Jugend menschlichen und edeln Gefühlen zugänglich gewesen — und Herr Duriveau hatte mit solchen angefangen, was er auch beginnen mag, die Augen von dem erhabenen Glanz entschiedener Tugenden nicht verschließen kann — hörte der Graf, wie er vorher seinem verderblichen Hochmuth, der ihm rieth, Martin zu hassen, Gehör geschenkt hatte, nun auch wieder auf die Stimme seines Gewissens, seines Vaterherzens, die ihm vorschrieb, diesen würdigen, tapfern Sohn zu lieben und zu achten.

Und jetzt verschwand der erste Sturm verderblicher Leidenschaften vor dem mächtigen Einfluß des Guten und Rechten, wie die Gewitterwolken vor dem Strahl der Sonne — der Graf erfuhr auf's Neue die sanfte, eindringende Wirkung der seltenen Herzenseigenschaften Martin's. Er bewunderte die oftmals schmerzliche, aber niemals auch nur einen Augenblick durch Erbitterung gegen sein schreckliches Schicksal und gegen den herzlosen Vater, der ihm dies Schicksal bereitet, getrübte Entsagung! — Nirgends hatte der Graf in diesen peinlichen Bekenntnissen auch nur ein Wort der Verwünschung gegen die Stiefmutter von Gesellschaft angetroffen, die ihn, Martin, von früher Kindheit an, allen Gefahren der Unwissenheit, des Elends und des Lasters Preis gegeben hatte.

Nein — Entsagung — Aufopferung — Pflichttreue — diese drei Worte enthielten die ganze Lebensgeschichte dieses Unglücklichen.

Besonders bei einer Stelle konnte Herr Duriveau seine Rührung nicht bemeistern, nämlich, als er die folgenden beiden Zeilen las, welche Martin's Benehmen gegen Regina und den Fürsten von Montbar zusammenzufassen schienen:

„Es gibt keine Stellung, die so niedrig wäre, daß nicht in ihr ein wackerer Mann zu edeln Handlungen Raum fände.

Denn so hieß ja der ergreifende Grundsatz, den Claudius Gérard dem Martin durch Lehre und Beispiel eingeprägt.

In dem Augenblicke, als Herr Duriveau diese Zeilen gelesen, welche die Geschichte der Fürstin von Montbar und Martin's Memoiren beschlossen, schlug es im Schlosse Tremblay vier Uhr.

Die Nacht, welche auf den heitern Abend folgte, war stürmisch geworden, der Sturm heulte draußen, die großen Bäume im Park, die von ihm heftig geschüttelt wurden, rauschten dumpf und lang, wie die Meeresbrandung; man konnte es aus dem Schlafzimmer des Herrn Duriveau, das im Erdgeschoß lag, hören.

Der Graf saß tief in sich versunken, den Ellbogen auf den Schreibtisch, den Kopf auf beide Hände gestützt, da und fuhr mit Lesen und Nachdenken fort; seine Geistesanspannung war so groß, daß er das leise Geräusch nicht bemerkte, das durch das Knirschen des Schlosses an der Thür entstand, die in sein Ankleidezimmer führte, in das, wie wir gesehen, die Treppe zu Martin's Stube auslief.

In dem Augenblick, als ein neuer heftiger Windstoß die äußeren Fensterflügel erschütterte, öffnete sich die Thür, deren Schloß leise aufgesprungen war.

Aber sie blieb angelehnt.

Kaum bemerkte Herr Duriveau das Aufgehen der Thür — er glaubte, sie sei vom Winde aufgestoßen; denn nachdem er einen Augenblick den Kopf nach dieser Seite gewandt, versank er wieder in seine Betrachtungen; auf seinem kraftvollen Gesichte malte sich der Kampf der verschiedenartigen Gefühle, die seine Seele bewegten, aber in diesem Augenblick schien der Ausdruck seiner Züge den Sieg des Edeln in ihm anzukündigen; er schüttelte zwei Mal das Haupt, während ein mitleidiges Lächeln über seine Lippen hinlief, die gemeiniglich stolz und verächtlich in die Höhe gezogen waren.

Jetzt öffnete sich die bis dahin nur halb geöffnete Thür ganz, aber langsam, und auf dem dunkeln Hintergrunde dieser Oeffnung zeigte sich die Gestalt des Claudius Gérard.

Das bloße Haupt des Wilddiebes triefte von Wasser, so wie auch sein Rock aus Thierfellen; an dem schwarzen Koth, der sein Beinkleid bedeckte, war zu erkennen, daß er durch Sümpfe und schlammige Felder hierher gelangt.

Als Claudius Gérard den Grafen lesen sah, schienen seine Bewegungen und sein Gesicht zu sagen:

„Das dacht' ich — ich komme zu rechter Zeit."

Dann trat er zu Herrn Duriveau, ohne daß ihn dieser auf der dicken Fußdecke gehen hörte, und legte ihm seine mächtige Hand auf die Schulter.

Der Graf fuhr auf seinem Stuhl auf und kehrte sich rasch um — aber beim Anblick des Wilddiebes blieb er stumm und wie versteinert sitzen.

Ehe er sich rühren konnte, hatte sich Claudius Gérard plötzlich der Handschrift von Martin's Memoiren bemächtigt und das Heft in eine seiner weiten Rocktaschen gesteckt; dann wandte er sich an den Grafen und sagte mit strenger Stimme zu ihm:

„Martin hatte diese Indiscretion vorausgesehen — ich komme gerade zu rechter Zeit."

„Du hier!" rief der Graf, der endlich aus seiner Erstarrung erwachte.

Und er stand rasch auf, lief an den Kamin und zog heftig an dem Glockenzug.

„Dieser Glockenzug geht nur in Martin's Stube — und der ist nicht da, das wissen Sie sehr wohl," sagte Claudius kalt. „Wir sind hier allein — Fensterladen und Thüren sind geschlossen."

„Du willst mich also ermorden, Elender?" rief der Graf und suchte mit den Augen nach irgend etwas, was er als Waffe gebrauchen könnte.

„Was willst Du hier?"

„Ich komme Ihnen anzuzeigen," versetzte Claudius Gérard mit schwermüthiger, feierlicher Stimme, „daß Perrine Martin, die Mutter Ihres Sohnes, diese Nacht gestorben ist."

„Gestorben? hm — Martin's Mutter!" rief der Graf.

„Gestorben — vor drei Stunden," sagte Claudius Gérard, „ja, in einer Ihrer Meiereien, wohin man sie gebracht hatte."

„Sie war hier," murmelte der Graf verstört, „sie ist todt, Martin ist ihr Sohn — es ist also wahr."

„Ja, Martin ist ihr Sohn und der Ihrige — ja, sie ist todt," wiederholte Claudius Gérard langsam, als wollte er dem Herrn Duriveau diese Worte in's Herz einbohren.

„Nein, nein," rief dieser fast wahnsinnig — „es ist ein Traum, ein schrecklicher Traum."

„Wenn es ein Traum ist, mein Herr," antwortete Claudius, „so wird die Todtenglocke, die am Morgen läuten wird, Sie schon aufwecken."

„O dieser Todesfall in diesem Augenblick," lispelte der Graf vernichtet, „da die ganze Vergangenheit vor mir steht!"

Der Ton, der Gesichtsausdruck des Herrn Duriveau gaben einen so wahren Schmerz, eine so offenbare Gewissensangst zu erkennen, daß es dem Claudius Gérard erbarmte, und daß er in weniger drohendem Tone zu ihm sagte:

„Im Namen dieser Vergangenheit — im Namen Dessen, was Ihr Sohn gelitten hat — im Namen des Muths und der Entsagung, die er an den Tag gelegt hat, thun Sie Buße! Es ist Zeit, glauben Sie mir's."

Der Graf, voll Beschämung und Zorn, daß er den Claudius Gérard seine Gemüthsbewegung hatte merken lassen, verhärtete sich wieder gegen die edeln Gefühle, die so eben in ihm die Oberhand erhalten, und rief:

„Geh fort von hier — augenblicklich — kein Wort weiter."

„Gottes Langmuth geht zuletzt zu Ende," versetzte Claudius Gérard und erhob die Stimme. „Sehen Sie sich vor!"

„Willst Du gehen," rief der Graf erbittert.

„Hören Sie mich an, ich beschwöre Sie," versetzte Claudius Gérard mit bewegter Stimme, „ich rede ohne Haß, ohne Erbitterung zu Ihnen. Es liegt in dem Allen eine göttliche Fügung — in dieser Nacht, fast zu derselben Stunde, wo Ihr Opfer, die Mutter Martin's, Ihres Sohnes, ihr Leben beschließt — lernten Sie ihn kennen — auch — deß bin ich gewiß — ihn beklagen und lieben. Ich sage Ihnen, in dem Allen liegt mehr als Zufall," wiederholte Claudius Gérard mit immer gewichtigerer Stimme — „ja — und wären Sie so blind, so unglücklich, so ganz aufgegeben, daß Sie sich von Dem, was in diesem Zusammentreffen Geheimnißvolles, nur durch die Wege der Vorsehung zu Erklärendes liegt, nicht merkten, so nehmen Sie sich in Acht — eine geheime Ahnung sagt mir, daß Sie auf furchtbare Weise von irgend einem schrecklichen Schlage werden getroffen werden."

Trotz seines Stolzes, trotz seiner Verhärtung, fuhr der Graf bei diesen Worten des Claudius Gérard doch zusammen, so gewichtig war sein feierlicher Ton, und dazu lag in diesem Ton weder Erbitterung noch Drohung, sondern eher eine Art Mitleid mit dem Grafen, so überzeugt erschien der Wilddieb von seiner Verzweiflung.

„Ein furchtbarer Schlag soll mich treffen," lispelte Herr Duriveau und warf einen trotzigen, finstern Blick auf den Wilddieb, „und dieser Schlag — Dein Haß wird ihn wol führen — Du wirst selbst Deine Prophezeihung wahr machen wollen."

„Sind Sie nicht jetzt in meiner Gewalt und hülflos?" sagte Claudius Gérard. „Nein," versetzte er traurig, „nein, von meiner Rache ist nicht die Rede — wenn Sie bereuen, wäre sie ungerecht und unnütz, und wenn Sie im Bösen beharren, so schwöre ich Ihnen bei der ewigen Gerechtigkeit Gottes, an die ich glaube — eine innere unabweisbare Stimme sagt mir, daß eine Hand, die mächtiger ist als eine menschliche Hand, Ihre Bestrafung über sich nehmen wird."

Bei diesen Worten trat der Name Basquine mit feurigen Zügen vor des Grafen irren Geist, während Claudius einer Regung unaussprechlichen Mitleids nachgab, vor dem Grafen auf die Knie sank und zu ihm sagte:

„Sehen Sie mich auf den Knieen vor Ihnen — auf den Knieen — mich — mich Claudius Gérard — um Sie mit gefalteten Händen im Namen Martin's, im Namen Ihres anderen Sohnes, um Ihrer selbstwillen anzuflehen, — seien Sie gütig — seien Sie Vater! — erfüllen Sie die Versprechungen, die Sie mir einstmals gethan, als ich Ihnen das Leben ließ, das ich Ihnen mit Fug und Recht hätte nehmen können — o bereuen Sie — bessern Sie sich — sonst muß ich Ihnen sagen, daß ich es kommen sehe, wie die Hand Gottes schwer auf Sie niederfällt."

„Und ich sollte mich von Deinen Spiegelfechtereien einschüchtern und in Furcht jagen lassen, alter Spitzbube," rief der Graf um so wüthender, da er einen Augenblick wider Willen im Gedanken an Basquine



und den Einfluß, den sie auf Scipio ausübte, welchen letzteren dem Grafen die Bekanntschaft mit Martin's Memoiren in noch beunruhigenderem, schrecklicherem Lichte erscheinen ließ, von der drohenden Prophezeihung des Claudius merklich erschreckt worden war; sein unbändiger Stolz erwachte wieder, und er sprach zu Claudius Gérard:

„O, Du glaubst mit einem leichtgläubigen Feigling zu thun zu haben — Du schwatzest mir von Todesfällen vor, von ausgesetzten Kindern, von Gerechtigkeit des Himmels? O, da bist Du an den Rechten gekommen. Ich sage Dir, Herr Prophet, die Gerechtigkeit ist für mich; denn die Todte liegt auf der Bahre, und der Bastard ist im Gefängniß."

Bei diesen greulichen Worten stand Claudius Gérard langsam auf, antwortete kein Wort, warf einen letzten, halb mitleidigen, halb zornigen Blick auf den Grafen und that einen Schritt nach der Thür zu.

„Halt," rief Herr Duriveau und stürzte auf den Wilddieb los, „wenn Du mit Deinem Mitschuldigen den Gensdarmen entwischt bist, so sollst Du doch mir nicht entwischen, und der Bastard soll auch wieder eingefangen werden, und sollte ich tausend Louisd'ors Belohnung darauf setzen."

Aber Claudius Gérard stieß den Herrn Duriveau so heftig zurück, daß dieser das Gleichgewicht verlor und rücklings auf seinen Lehnstuhl fiel, während der Wilddieb mit Einem Sprunge in dem Ankleidezimmer war und den Grafen, indem er einfach den Schlüssel umdrehte, in sein Schlafzimmer einschloß; dann sprang er aus dem Fenster, das er, um sein Entkommen zu sichern, vorsorglicherweise im Voraus aufgemacht hatte, und verschwand rasch in den Gebüschen des Parks.

Was die unerwartete Erscheinung des Claudius Gérard im Zimmer des Grafen Duriveau anbetrifft, so erklärte sie sich auf folgende Weise:

Der Weg von der Meierei Grand Genévrier bis zum nächsten Flecken war lang und gefährlich; denn man mußte zwei Meilen weit durch Sümpfe und Torfmoore, die für Diejenigen, welche die wenigen Strecken festen Bodens nicht kannten, die diesen morastigen Landstrich durchzogen, fast unwegsam waren.

Beaucadet und seine Gensdarmen waren zu Pferde; als der Mond untergegangen war, befanden sie sich im Dunkeln, der Sturm blies mit Macht, die Berittenen konnten nur äußerst langsam und vorsichtig durch diese Sümpfe vorrücken, in denen die Pferde zuweilen bis an den Bauch einsanken.

Die beiden Gefangenen konnten also nur schlecht bewacht werden. Martin hatte gehört, daß Beaucadet dem Herrn Duriveau eine Nachsuchung in dem Verschlag anrieth, den sein Kammerdiener bewohnte, und erschrak bei dem Gedanken, daß seine Memoiren auf diese Weise dem Grafen in die Hände fallen könnten. Diese Furcht theilte er dem Claudius Gérard ganz leise mit. Diesem waren die Hände gebunden, aber er benutzte die Verlegenheit, in der sich die Gensdarmen befanden, und die Langsamkeit des Marsches. Die Verlegenheit fiel für ihn, der seit langer Zeit gewohnt war, diese Moräste in allen Richtungen zu durchstreichen, und der in Folge seiner beständigen nächtlichen Streifereien in der Nacht beinahe besser sah, als am Tage, gänzlich weg — und er antwortete Martin ganz leise:

„Nimm mein Messer aus meiner Tasche und zerschneide meine Bande bei erster Gelegenheit; für das Uebrige will ich sorgen."

Diese Gelegenheit blieb nicht lange aus; Beaucadet rief um Hülfe, denn sein Pferd verschwand so zu sagen unter ihm in einer Lache; diese Gelegenheit, welche die Aufmerksamkeit der Gensdarmen ablenkte, benutzte Martin, um die Stricke, mit denen Claudius gebunden war, zu zerschneiden; in zwei Sätzen erreichte dieser einen ihm wohlbekannten, engen Fußsteig und war in der immer dunkler werdenden Finsterniß verschwunden, ehe die Gensdarmen auch nur sein Entkommen hätten gewahr werden können.

Claudius Gérard hatte eilig die Richtung nach dem Schlosse Tremblay eingeschlagen. Sein Weg führte ihn an einer einsam gelegenen Meierei vorbei, wohin Martin's Mutter gebracht worden war. Claudius, der sich auf die Verschwiegenheit des Pächters verlassen konnte — denn er leistete diesem Unglücklichen manchen Dienst — trat ein, um sich von dem Zustand Perrine's zu unterrichten. Der Pächter und seine Frau zerflossen in Thränen und wollten Claudius Gérard nicht in das ärmliche Stübchen lassen, das Perrine jetzt bewohnt hatte. Er verstand sie.

Bei diesem furchtbaren Schlage ward er wankend. Aber er entsann sich der gebieterischen Pflicht, die ihn in's Schloß rief, und setzte seinen Weg fort, übersprang leicht die Hecke des Parks und drang bis an's Gebäude vor.

Die Thür der Wirthschaftsräume, auf welche die Treppe zu Martin's Stube auslief, ward selten von innen verschlossen; denn die Bedienten ließen sie für den Fall, daß sie sich etwa im Dorfe verspäteten, immer offen, um auf diesem Wege ohne Aufsehen zu machen mitten in der Nacht in's Schloß kommen zu können. Martin hatte Claudius Gérard vorsichtshalber zwei Schlüssel zu seiner Stube gegeben; auf diese Weise war also dieser in dieselbe gelangt, hatte sich mit einem Zündhölzchen, das er auf dem Kamin

gefunden, Licht gemacht und den Koffer erbrochen gesehen, und da die Thür der Treppe in's Ankleidezimmer des Herrn Duriveau führte, errieth Claudius Gérard Alles, stieg hinunter, hielt das Auge an's Schlüsselloch des Schlafzimmers und sah den Grafen lesen.

Nachdem er, wie schon gesagt, das Fenster des Ankleidezimmers, das auf den Garten hinausging, aufgemacht, um sein Entkommen zu sichern, benutzte er den Lärm, welchen der Sturm machte, schloß die Thür zum Schlafzimmer des Grafen leise auf und konnte sich diesem auf solche Weise nähern, ohne von ihm bemerkt worden zu sein.

Uebrigens dürfen wir nicht versäumen, zu berichten, daß die Besorgnisse der Pächtersleute, bei denen Claudius auf seinem Wege in's Schloß Tremblay Halt gemacht, durch eine lethargische Ohnmacht rege gemacht worden waren, in welcher Perrine so lange gelegen hatte, daß die armen Leute sie todt geglaubt und dann so Claudius Gérard mit diesem Glauben angesteckt hatten.

Acht Tage nach dieser Begegnung zwischen Claudius und Herrn Duriveau gingen zu Paris in Basquine's Hôtel, wohin uns jetzt der Leser begleiten möge, Ereignisse ganz anderer Art vor.

Drittes Kapitel.

Basquine's Hôtel.



Der folgende Auftritt ereignet sich in einem allerliebsten, kleinen Hôtel, das zwischen Hof und Garten in der St. Lazarusstraße lag und von Basquine bewohnt wurde. Ein Theil des Gartens geht auf ein ungleiches Stück Land, auf dem Baumaterialien liegen, hinaus.

Es ist zehn Uhr Morgens; zwei Personen, die in Martin's Memoiren eine Rolle gespielt haben, Leporello und Mademoiselle Astarte, sind beschäftigt, die Unordnung, welche nach einer in die Nacht verlängerten Gesellschaft in den Zimmern immer zurückbleibt, auszugleichen.

Astarte, obwol ein paar Jahre älter, als da sie im Dienst ihrer Frau Ministerin stand, der sie, wie sie sagte, das Leben so sauer machte, hat ihren schlanken Wuchs, ihre schönen, weißen Zähne, ihr prächtiges, schwarzes Haar und auch ihre freche, spöttische Miene noch wohl conservirt.

Leporello, der frühere Kammerdiener des Baron von St. Maurice, hat an gewichtigem Auftreten gewonnen, was er an ritterlicher Jugendlichkeit eingebüßt, er ist keck geworden, sein Gesicht ist voll und roth, er scheint mit Astarte in völliger Vertraulichkeit zu leben.

„Nun, Beste," sagte Leporello zu ihr, indem er in seinen häuslichen Beschäftigungen inne hielt, um sich auf einen herrlichen Lehnsessel nachlässig hinzustrecken, wobei er seinen Federstäuber beständig in der Hand behielt, „laß uns ein Bischen schwatzen, damit ich doch ordentlich erfahre, bei wem ich denn eigentlich bin. Vorgestern komm' ich auf Deinen Ruf aus der Normandie, gestern tret' ich auf Deine Empfehlungen hier an, bin einen Theil der Nacht beschäftigt, in diesem Salon mehr Herzöge, Fürsten, Gesandte, Marquis und andere Leute aus den höchsten Kreisen anzumelden, als ich in den letzten Kreisen angemeldet habe, wo ich gedient, und habe also noch gar keine Zeit gehabt, mich mit Dir ein Bischen auszuschwatzen."

„Das ist wahr, armer Leporello," sagte Mademoiselle Astarte und streckte sich auch ihrerseits auf einem Lehnsessel träge aus, „die letzten Wagen sind vier Uhr Morgens fortgefahren. Madame hat mich bis um fünf Uhr bei sich behalten, und nun steh ich eben erst auf."

„Ich weiß es wohl, daß Du mir nicht geschrieben haben wirst, ich sollte das Haus der Marquise von Mainval aufgeben, damit ich hier bei dem Wechsel verlöre. Ich habe auch hier sogleich beinahe den doppelten Lohn zugesichert bekommen, und Du hast mir unsere bürgerliche Herrschaft als freigebig und nicht besonders genau dargestellt."

„So wenig genau, daß es lustig wird — denn bei so zutraulichen Leuten macht man sich doch wider Willen ein Gewissen daraus, während bei den andern wahrhaftig alle Waffen gelten."

„Eine freigebige Schauspielerin," sagte Leporello, „das ist eben kein Wunder — wie gewonnen, so zerronnen — und es scheint, daß Madame ziemlich viel Geld macht."

„Mehr als hundert Tausend Francs jährlich."

„Das geht an — und dazu die Nebeneinnahmen?"

„Wie das?"

„Sollte nicht unter allen den Herzögen, Fürsten, Gesandten sich irgend einer finden, der — he?" sagte Leporello, indem er seine Genossin mit bedeutungsvoller Miene ansah.

„Nischt," sagte Astarte ernsthaft.

„Ei was," und nach kurzem Nachsinnen setzte Leporello hinzu, „sie macht sich gemein — das geht oft so — irgend ein schlechter Kerl hilft ihr die hundert Tausend Francs aufessen?"

„Nischt," summte Astarte noch ernsthafter.

„Also ein Schauspieler?"

„Nischt."

„Nischt, nischt, nischt — das berühmte Fräulein Basquine muß aber doch einen Liebhaber haben, und wenn's der leibhafte Satan wäre."

„Der Satan muß allerdings sein Spiel dabei haben; denn einen Liebhaber hat sie nicht."

„So hat sie also zwei, drei — ein Dutzend — die ganze Stadt."

„Keinen einzigen hat sie."

„Astarte, Mädchen, Du wirst unglaubwürdig in Deinen Reden."

„Du weißt aber doch, daß wir uns unter einander nichts vormachen."

„Wenn's keinen bestimmten Zweck hat —"

„Die Clausel versteht sich von selbst — und ob Fräulein Basquine Liebhaber hat oder nicht, was kann mir das ausmachen?"

„Ja," sagte Leporello mit einem Seufzer, „da muß ich's Dir wohl am Ende glauben."

„Ich will Dich übrigens von Allem in Kenntniß setzen. Du weißt, daß ich meine Närrin von Ministerin nach der Radieschengeschichte sich selbst überlassen habe."

„Der Radieschengeschichte?"

„Wie, kennst Du die noch nicht?"

„Möge mir nimmer wieder eins zwischen die Zähne kommen — und ich bin versessen auf die Radieschen — wenn ich weiß, was Du willst."

„Ich war meiner Ministerin schon gänzlich satt, bis zum Ekel hatte ich genug von ihr, nicht nur war sie dumm und kraß spießbürgerlich, sondern dabei boshaft und heimtückisch — nicht gegen mich — prost Mahlzeit, ich habe Schnabel und Krallen — sondern auf die unerbittlichste Weise gegen eine junge Nichte, die sie bei sich hatte. Das arme Geschöpf war häßlich wie eine Mißgeburt, das ist schon wahr, aber so gut, so sanft, daß Thränen mir in die Augen traten, wenn ich die Demüthigungen ansah, die sie, ohne jemals zu klagen, alle Tage von dem boshaften alten Thier, ihrer Tante, erduldete. Das erbitterte mich dermaßen, daß ich zu mir selbst sagte — hier bleib' ich nicht, aber ehe ich fortgehe, räche ich das arme Mädchen und lasse mich um eines recht lächerlichen Streiches willen ablohnen. Eines Tages also hatte ich meine Ministerin zu einem Ball in den Tuillerien zu frisiren, ich nehme aus dem Anrichtezimmer ein halb Dutzend hübsche kleine, rosenrothe Radieschen mit ihren Blättern, stecke große schwarze Haarnadeln durch, und während ich meine Herrin frisire, steck ich ihr, ohne daß sie es merkt, die kleinen Radieschen hinter ihrer Flechte am Hinterhaupte an."

„Bist Du toll, Astarte?"

„Dabei trug die Ministerin vorn zwei weiße touffes de marabout. — Ach, liebe Kleine, sagte sie, indem sie sich vor dem Spiegel hin und herdrehte, heute Abend bin ich allerliebst frisirt, Sie haben sich selbst übertroffen.



„Es ist allerdings wahr, daß Madame mich in dieser Frisur ganz an die Frau Herzogin erinnern. — Wahrhaftig, Kleine. — So wahr ich Astarte heiße, Madame," sagte ich zu ihr, „aber erst auf dem Ball werden Sie ganz inne werden, was für eine Wirkung Ihre Frisur thut. — Und dann fährt sie Knall und Fall fort, und zwar ganz allein. Der Minister war krank, das hatt' ich schlau in Rechnung gebracht. Nach einer Viertelstunde kommt sie auf dem Tuillerienball an — man stellte sich reihenweis hinter ihr auf, um sie zu sehen; sie schob diese Aufmerksamkeit auf die Wirkung, die ihre Marabouts hervorbrächten, und brüstete sich nicht wenig — ich habe das nachher von einer Freundin erfahren, der ihre Herrin die Geschichte erzählt hatte. Gott, Madame, sagte Einer zu der Ministerin — was haben Sie da für einen frühlingshaften, gärtnerinnenmäßigen, erlauben Sie mir den Ausdruck, mistbeetartigen Kopfschmuck! — Ach, mein Herr! — Madame, sagte ein anderer, ist sehr geschmackvoll. — Ach, mein Herr! — Das heißt, Ihr Kopfschmuck ist zum Hineinbeißen schön! — Ach, mein Herr! Ach, mein Herr! — sagte die Ministerin, und that sich auf die Wirkung ihrer Marabouts nicht wenig zu Gute. Am Ende gab die besagte Freundin, nachdem sie sie eine halbe Stunde lang auf diese Weise hatte als Rübenacker paradiren lassen, ihr zu verstehen, man fange doch ein Bischen gar zu laut an, sie Mutter Radies zu nennen — und den Namen hat sie auch behalten."

„Astarte, ich habe Dich immer verehrt," sagte Leporello begeistert, „von heute an bete ich Dich an. Aber, Du Unglückliche, das war ein Streich, um Dir's auf immer unmöglich zu machen, wieder eine Stelle zu bekommen."

„Ganz im Gegentheil, das machte mich im Faubourg St. Germain erst recht bekannt; man machte mir da einen Vorwurf daraus, daß ich mich dazu herabgelassen, bei einem Minister der Juliusrevolution zu conditioniren; ich brauchte nur zu wählen, und ich habe meine Dienste bei der Gräfin von Cerisy angetreten, ein vortreffliches Haus! — aber die Gräfin ist gestorben. Das ist nun anderthalb Jahr her; da hatte der Marquis von Henneville, der Fräulein Basquine bereits umflatterte und seinen Stolz drein setzte, gleichsam ihren Haushofmeister zu spielen, um sich unentbehrlich zu machen, durch eine meiner Freundinnen, die Kammerfrau seiner Frau, erfahren, daß ich ohne Stelle sei, er hatte mich bei Madame von Cerisy gesehen und hat mich nun hier untergebracht — und seitdem bin ich hier."

„Ich sehe schon, worauf er's abgesehen hat, der feine Marquis," versetzte Leporello, „er wird zu sich selbst gesagt haben: Astarte wird in meinem Interesse

sein, und wenn man der Herrin den Hof mache, ist es viel werth, wenn das Kammermädchen nur erst gewonnen ist."

„Gemeiniglich, ja — aber ihm hat das nichts geholfen, und doch weiß Gott, was er sich für Mühe um Madame gegeben hat, was für unsinnige Ausgaben er gemacht hat für Dinge, die sie kaum eines Blickes würdigt; am Ende hat er seine Frau sitzen lassen, weil er glaubte, meine Herrin wird es ihm danken, und damit nicht zufrieden, hat er, Gott weiß, zu was für einem Preise — denn er wollte sogleich einziehen — ein Haus, das gleich an dieses anstößt, gekauft."

„Und warum?"

„Um da zu sein, ihr nah zu sein."

„Und es bestand kein Verhältniß zwischen ihnen?"

„Nichts der Art."

„Der Kerl war toll!"

„Ei der Tausend — ja so führt Madame sie am Bande — guter Leporello. Du mußt außerdem auch in Betracht ziehen, daß der Marquis ein Mann nach der Mode war, wie Dein früherer Herr, und wie er jung, mit sehr hübschem Gesicht, wacker, liebenswürdig — aber seine Liebe zum Fräulein machte ihn ganz verdreht. — Sieh, Astarte — sagte der arme Marquis zu mir; denn ich war seine Vertraute — da hab' ich nun für Ihre Herrin Alles gethan und thu's noch, was von hundert Menschen nicht zehn für eine Geliebte thaten, von der sie schwärmerisch geliebt würden — ich habe meine Frau verlassen und ihre und meine Familie gegen mich aufgebracht, Alles, um dem Fräulein Basquine zu zeigen, daß ich, trotz aller ihrer Gleichgültigkeit, die ganze Welt aufgebe, um nur für sie zu leben. Und das rührt sie gar nicht. Liebte sie sonst Jemand, so würde ich alle Hoffnung aufgeben, aber sie liebt Niemand, das weiß ich gewiß. Ich habe viel Geld dafür ausgegeben, um ihr aufpassen zu lassen, in der Oper, hier und wohin sie geht — und nichts — auch nicht ein Schatten von einem Liebeshandel. — Das hab' ich Ihnen ja immer gesagt, Herr Marquis — sagte ich zu ihm — und Sie wollten es mir nicht glauben. — Jetzt glaub' ich's Ihnen — versetzte er — ich bin überzeugt, daß sie Niemand liebt. Das hält mich noch aufrecht; denn am Ende soll sie doch noch mich lieben. Es ist unmöglich, daß sie den Aufopferungen aller Art, denen ich mich unterzogen, und denen ich mich unterziehen würde, und ohne daß sie sie auch nur von mir verlangt, blos in der Hoffnung, geliebt zu werden, nicht nachgeben sollte. Mit Einem Worte, Leporello, ich kann drauf schwören, der arme Marquis that mir in der Seele leid, bald war er in Wuth, die einen zittern machte, bald weinte er wie ein Kind."

„Und Deine Herrin?"

„Wie Marmor — oder schlimmer als Marmor; denn Marmor lacht nicht —"

„Sie lachte?"

„Und wie sie manchmal lacht — es überläuft einen kalt!"

„Unsere schöne Gebieterin scheint mir ein eingefleischter Teufel zu sein."

„Ich fürcht' es auch beinahe."

„Und der arme Marquis."

„Todt —"

„Todt vor Liebe? — warum nicht gar."

„Vor Liebe — und von einem Pistolenschuß durch's Herz."

„Astarte, keine schlechten Witze."

„Die Sache ist vertuscht worden — man hat von einem Schlaganfall gesprochen — aber der Marquis hat sich geradezu erschossen — der Beweis ist, daß der Graf Duriveau — Du kennst ihn doch."

„Ja ja, der Herr des Balard und der Madame Gabriele."

„Richtig — nun der Graf Duriveau, einer seiner vertrauten Freunde, hat ihn, da er ihn eines Morgens besuchen wollte, am Boden hingestreckt gefunden. Auch sagt man, daß von dieser Zeit an der Duriveau das Fräulein verwünscht und überall jede Art von Greueln von ihr erzählt, was nicht verhindert, daß sein Sohn —"

„Der Sohn des Grafen Duriveau."

„Ja der Vicomte Scipio — ebenso verliebt ist in das Fräulein, wie es der arme Marquis war, und wie es so viele Andere sind."

„Aber ich habe gestern hier erzählen hören, der Vicomte Scipio wär' im Begriff die Tochter der Madame Wilson zu heirathen, und Vater und Sohn würden ihre Hochzeit an demselben Tage feiern."

„Das verhält sich allerdings so — der Vicomte Scipio heirathet Fräulein Raphaële."

„Und ist rasend verliebt? —"

„In unsere Herrin."

„Und das Beispiel des armen Marquis schreckt ihn nicht ab?"

„Im Gegentheil — alle diese Unglücklichen sagen zu sich selbst: Was für ein Triumph, da zu siegen, wo dieser arme Marquis sich aus Verzweiflung das Leben genommen, und wo so viele Andere verschmäht worden sind!"

„Und der Vicomte Scipio hat eben so wenig Hoffnung wie die Andern?"

„Hm —" machte Astarte mit zweifelnder Miene.

„Endlich einmal — ich athme wieder auf," sagte Leporello.

„Athme nur nicht zu schnell wieder auf, guter Leporello. Freilich hält das Fräulein den Vicomte Scipio warm — sie läßt ihm Aufmerksamkeiten angedeihen, wie meines Wissens Keinem. Auch hat ihm, seitdem er nach der Sologne auf das Landgut seines Vaters gereist ist, Madame drei oder vier Mal in der Woche geschrieben. Außerdem, glaub' ich, erwartet sie ihn von Augenblick zu Augenblick; denn es heißt, die Doppelheirath des Vaters und Sohnes solle zu Paris gefeiert werden."

„Und was sagt sie von ihm, von dem Vicomte?"

„Nichts — und das ist mehr als etwas — denn in Betreff der Andern, Leporello, da möchte ich Dir Trotz bieten, das Fräulein zehn Minuten von einem ihrer Patienten, wie sie sie nennt, reden zu hören, ohne —"

„Ohne über sie zu lachen?"

„Nein, ohne sie zu verachten — Sie hat einen so unerbittlichen, so tiefeinschneidenden Hohn, daß sie sie wie mit glühendem Eisen brandmarkt."

„Und diese Narren von Menschen lieben sie nichtsdestoweniger immer darauf los?"

„Sage vielmehr, drum eben — bis zu den Königen hinauf, die an demselben Strange ziehen oder gezogen haben."

„Könige?"

„Ja — in einem der nordischen Reiche — Madame ist da beinahe zwei Jahr gewesen als erste Hofopernsängerin — und der König denk' Dir —"

„Hat sich in sie verliebt?"

„Wie toll — ganz wie die Uebrigen — aber eines schönen Morgens ist irgend etwas passirt, es heißt, der König sei bei einer Zusammenkunft mit Madame in große Gefahr gekommen, und ein Unbekannter habe ihn wie durch ein Wunder daraus errettet."

„Eine Gefahr bei einer Zusammenkunft? Der König hatte also zu der Zeit einen Nebenbuhler?"

„Ich habe niemals was Rechtes darüber in Erfahrung bringen können, es ist vor meiner Zeit gewesen; das Wenige, was ich davon weiß, hab' ich von Juliette. Du erinnerst Dich wol der Juliette bei der Fürstin Montbar."

„Ja — Wetter! — wo auch der Martin war — ein guter Kerl, aber verdammt schweigsam."

„Ganz recht — Martin hatte die Fürstin begleitet — die aus einer Fürstin eine einfache Bürgersfrau geworden war, indem sie, nach dem Tode des Fürsten, ihres Gemahls, ganz bürgerlich Herrn Just Clément, ihren Liebhaber, geheirathet hatte. — Nun also — Juliette, die ebenso wie auch Martin im Dienste der Fürstin, oder, wenn Du lieber willst, der Madame Clément, geblieben war, hatte sie in eben diese Stadt des nördlichen Europa begleitet, und während ihres Aufenthaltes daselbst fiel dieser Handel des Königs mit dem Fräulein Basquine vor. Uebrigens waren Herr und Madame Clément oft bei Hofe, der König, sagte man, habe eine große Zuneigung zu ihnen, und so viel ist jedenfalls wahr, daß nach dem Handel, von dem ich Dir erzähle, Fräulein Basquine, ohne ihre kontraktliche Zeit, an der noch fünf bis sechs Monate fehlten, nach Frankreich zurückkehrte, und wenige Zeit nach ihrer Rückkehr bin ich bei ihr angetreten. Ich erzähle Dir diese Geschichte von dem Könige blos, um Dir begreiflich zu machen, daß unsere Herrin nichts Besonderes drin finden kann, daß ein Marquis sich ihretwegen das Leben nimmt, wenn ein König nahe daran gewesen ist."

„Das ist ganz in der Ordnung — und Martin?"

„Ich habe weiter nichts von ihm gehört. Ich glaube, er ist in jenem Lande geblieben, und habe nicht erfahren, warum er seine Herrschaft verlassen."

— Ich brauche den Leser nicht darauf hinzuweisen, daß Astarte noch nicht wußte, daß Martin seit einiger Zeit aus dem Auslande zurückgekehrt und in die Dienste des Grafen Duriveau getreten war. —

„Aber um wieder auf unsere Herrin zu kommen, weißt Du, daß mir dies Alles nach einem ganz seltsamen Weibe aussieht? Und doch, wenn man sie gestern in ihrer Soirée beobachtete, da hätte man, nach ihrem gewandten Auftreten, urtheilen müssen, sie sei eine Herzogin — und dazu schön — o blendend schön — und doch —"

„Nun was?"

„Sag einmal — ist Madame immer so bleich?"

„Immer."

„Sie sieht nicht aus, als befinde sie sich darum weniger wohl — sie ist darum nicht weniger schön — aber diese Blässe ist doch seltsam."

„Unter uns gesagt, Leporello," sagte Astarte mit geheimnißvoller Miene — „ich glaube, diese Blässe kommt vom Rauchen."

„Wie, sie raucht? sie auch? — Ei, es scheint ganz und gar Mode zu werden — obgleich der Tabaksgeruch an einer Dame mir greulig vorkommt. Aber wenn's einmal Mode ist —"

„Du irrst Dich, das Fräulein raucht keinen Tabak."

„Aber was denn?"

„Ich weiß nicht — sie legt das Zeug in eine kleine Muschel aus Porzellan — es sieht aus, wie ein Harz, dann steckt sie's an und zieht den Rauch mittels einer langen Röhre, die mit seidenen und goldenen Fäden umwickelt ist, ein."

„Ei — und was für ein Vergnügen findet sie daran?"

„Das schläfere ein."

„Schläfere ein! und warum will sie denn einschlafen?"

„Um nicht Langeweile zu leiden."

„Sie langweilt sich."

„Zu Tode, guter Leporello — zu Tode."

„Sie, reich, schön, von aller Welt angebetet und aufgesucht, sie langweilt sich? —"

„Zu Tode, wie ich Dir sage, und wenn sie ihr Harz geraucht hat, bleibt sie sechs bis sieben Stunden mit halboffenen Augen auf ihrem Kanapee liegen, unbeweglich wie eine Bildsäule."

„Was sprichst Du mir da vor! Es ist nicht zu glauben."

„Besonders seit einem halben Jahr nimmt ihre Langeweile zu; sonst sang sie bisweilen ganze Stunden und allein, das schien ihr Freude zu machen, obgleich sie bisweilen dazwischen in Thränen zerfloß. Besonders eine Arie — einmal, als sie diese Arie gesungen hatte, war Alles aus; sie weinte wie eine wahre Magdalena. Aber seit länger als einem Vierteljahr hat sie ihr Fortepiano nicht aufgemacht, und statt von einem viermonatlichen Urlaub, der ihr freisteht, Gebrauch zu machen und in England die funfzig bis sechzigtausend Francs zu verdienen, die man ihr anbietet, bleibt sie lieber hier — um zu rauchen und zu schlafen."

„Aber wenn sie hier im Theater singt, werden ihr auch Blumen und Kränze zugeworfen, und sie wird mit großem Lärm herausgerufen."

„Höre, Leporello — alle Welt sagt, die funf letzten Male, daß sie gespielt, habe sie mehr Beifall geärntet und sei schöner gewesen als je. — Nun wohl — als sie hinging, sah sie auch ein wenig belebt aus, aber nach ihrem Triumph, als sie nach Hause kam, hätte sie von einem Begräbniß kommen mögen, und sie hätte nicht finsterer und in sich gekehrter aussehen können."

„Das ist wirklich schrecklich."

„Das letzte Mal wurden ihr die Pferde ausgespannt. Das ganze Orchester und ich weiß nicht wie viel Wagen mit Männern und Damen aus den höchsten Kreisen begleiteten sie hierher."

„Und diesmal ist sie doch wenigstens nicht traurig nach Hause gekommen."

„Das ist allerdings das einzige Mal, daß ich sie heiter habe nach Hause kommen sehen."

„Nun, das freut mich doch."

„Uebrigens — sagte sie — ist's das letzte Mal."

„Wie? das letzte Mal — will sie nicht wieder auftreten?"

„Es scheint — nein."

„Das heiße, dies Jahr nicht wieder?"

„Niemals wieder."

„Aber der Beifall, der Ruhm."

„Sie muß etwas Höheres im Auge haben — oder vielmehr, ich glaube, es frißt ihr Etwas am Herzen."

„Gott, Gott, wie mich das Alles, was Du da sagst, in Erstaunen setzt."

„Sie hatte sogar seit ziemlich langer Zeit allen Umgang aufgegeben; erst seit einem Monat sieht sie wieder Leute bei sich."

„Und wenn sie den Vicomte Scipio liebt, wie legst Du Dir das dann zurecht?"

„Ich weiß es mir gar nicht zurecht zu legen — ich verliere mich in diesem Labyrinth; ich verstehe nichts davon. Seit sie ihm so viel schreibt, seitdem sie ihn überhaupt warm hält, schläft sie mehr und ist trübsinniger als je. Vorgestern machte sie mir ganz bange — von elf Uhr Morgens bis beinahe um Mitternacht blieb sie in ihrem Schlummer mit halb offenen Augen — nur — was ganz seltsam ist, und was ich noch nie gesehen — beinahe während der ganzen Zeit rannen ihr große Thränen aus den Augen."

„Das arme Weib."

„Dann ist auch noch etwas eingetreten, das mich sehr beschäftigt hat. Madame hat vor Kurzem ein altes, schlechtes Haus, in welchem Niemand wohnt, in der Straße du Marché Vieux, auf der Seite der Barrière d'Enfer miethen lassen — Kennst Du die Gegend?"

„Nein, aber was macht das Fräulein mit diesem unbewohnten Hause?"

„Da fragst Du mich mehr, als ich weiß."

Ein heftiges Klingeln, das in dem Vorzimmer wiederhallte, unterbrach Leporello's und Astarte's Gespräch.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verurtheilte.

(Fortsetzung aus Nr. 150.)

„Nachdem wir, sämmtlich blaue Kittel tragend wie alte Landleute am Rhein, und mit Ruß die Gesichter geschwärzt, harrten wir noch am nämlichen Abend, mit Knitteln von jungen Eichenbäumen bewaffnet, im Chausseegraben eines sich darbietenden Fanges. Wir hatten noch nicht lange im Hinterhalt zugebracht, da verkündete uns Wagengerassel, daß wir jetzt bald die erste Probe unserer Kühnheit abzulegen haben würden. Jedoch beschlossen wir, falls das Gefährt der Postwagen sein möchte, den Angriff nicht zu unternehmen, weil die Zahl der Reisenden, der Waffen, die sie bei sich führen könnten, so wie die Herzhaftigkeit des Conducteurs uns einen schlimmen Ausgang befürchten ließen. Es war zwar ganz dunkel, aber der Postwagen hätte sich uns signalisirt durch das von dem Postillon in dieser Waldesgegend kurz vor einem Hohlwege stets verrichtete Blasen."

„Weiter, weiter!"

„Geduld! Das Sprechen strengt mich sehr an, wie Du siehst. — Der Ton des Posthorns ließ sich nicht vernehmen. Wir schlichen daher vorwärts, und als der Wagen an der von uns besetzten Stelle vorüberfahren wollte, fiel ich den Pferden in die Zügel, während die beiden Anderen dem Wagen zur Seite standen. Der Kutscher hielt, besaß aber so viel Geistesgegenwart, mit seiner Peitsche mich in's Gesicht zu schlagen, daß ich zurücktaumelte. Da er jedoch in diesem Augenblick von einem meiner Raubgenossen einen kräftigen Schlag auf den Schädel erhielt, so stürzte er leblos von seinem Sitz herab. Eine Dame innerhalb des Wagens schrie nun um Hülfe und wollte herausspringen, allein auch sie wurde durch einen Schlag besinnungslos gemacht, und da weiter Niemand im Wagen sich befand, so visitirten wir denselben. Ein schweres Packet, anscheinend Geld enthaltend —"

„Höre auf, Niederträchtiger!" rief ich aus, „Dich des Vermögens meines Weibes, meiner Kinder! Fuhr denn kein Blitzstrahl herab, der Dich mit Deinen Satansbrüdern auf der Stelle zerschmetterte? Durch Dich ist sie getödtet, die so gut auf Erden gewandelt. Du —" hier unterbrach ich mich selbst, indem ich dachte: was nützen jetzt noch meine Klagen? Hin ist hin, des Ewigen Strafe hat den Verbrecher bereits ereilt.

Der Kranke verzog seine Gesichtsmuskeln zur gräßlichsten Fratze und schien den Sturm in meinem Innern erst austoben lassen zu wollen. Dann fuhr er fort:

„Ich verstehe nicht, was Du gesagt hast, spare Deine Aufregung für andere Dinge und unterbrich mich nicht, sonst möchte mir die Lust ankommen, mein Geheimniß mit in's Grab zu nehmen, und doch wünschte ich Dich glücklich zu machen!"

„Du mich glücklich! ha, ha, ha!" lachte der Böse in mir, ich faltete meine Hände und winkte dem Kranken, in seiner Erzählung fortzufahren.

„Wir nahmen also das Packet und entflohen mit demselben, da wir sogleich merkten, daß der Inhalt uns für Alles entschädigen würde, was möglicherweise Werthvolles sich noch im Wagen befunden haben könnte. Denke Dir aber unser Erstaunen, als wir in dem gewöhnlichen Schlupfwinkel das Packet öffneten und in blankem, rothem Golde nicht weniger als sechs tausend Thaler darin fanden. Wir theilten die Beute und beschlossen, uns zu trennen, so wie niemals wieder diese Gegend zu besuchen. — Ich ging nach England, lebte dort so lange in Saus und Braus, wie meine Goldfüchse langten, und wurde dann Theilnehmer verschiedener Unternehmungen, die in jenem Lande so gut wie bei uns verboten sind. Mehre Thaten, zu denen ich hülfreiche Hand leistete, gelangen über alles Erwarten, endlich jedoch fiel ich einem Constabler in die Hände, der mich gewiß, den Galgen als Ziel in der Ferne zeigend, weiter expedirt haben würde, wenn ich nicht unerwartet ihm entwischt wäre und dann aus England mich entfernt hätte.

Auf deutschem Boden wieder angelangt, begann ich meine Thaten von Neuem, wurde seitdem eingezogen, nicht selten beim Diebstahl ertappt und wegen Schlägereien zur Untersuchung gezogen. Endlich wagte ich die Hauptcasse der Regierung in C. bestehlen zu wollen, sie war aber so gut mit Eisenthüren verwahrt und die Schildwache so auf ihrem Posten, daß ich mit Hülfe der gegenüber befindlichen Wache festgenommen, gebunden und der Gerichtsbehörde ausgeliefert wurde. Eine schwere Krankheit, die endlich bei mir zum Ausbruch kam, hinderte mich, etwas hinsichts meiner Flucht zu unternehmen, und die Verurtheilung zu zehnjähriger Zwangsarbeit wurde so schnell ausgesprochen, daß jeder Gedanke an Befreiung unmöglich schien. Sie werden mich aber nicht lange Zwangsarbeiten hier verrichten sehen; denn es ist aus, rein aus mit mir. Ich sehne mich nach einem offenen Bekenntniß meiner Sünden und Missethaten vor einem Geistlichen. Rufe mir einen solchen morgen her, und ich will Dir noch im Tode danken."

„Morgen früh wird der Pfarrer kommen!" sagte ich, „aber bevor dieser Deine Reue empfängt, bedarfst Du noch meiner Verzeihung."

„Ja, Deiner Verzeihung, so ist's. Doch woher weißt Du? —"

„Dein Bekenntniß, Unglücklicher, hat mich belehrt! Die Frau, die Ihr beraubtet, war mein Weib, das Geld, das Ihr gestohlen, ein Geschenk des Grafen, meines Vaters!"

Mit aufgesperrtem Munde, die matten Augen umherrollend, starrte der Elende mich unverwandt an, und es bedurfte vielen Zuredens, ihn zum Weitererzählen zu vermögen.

„Vergibst Du?" fragte er zuerst.

Ein Seufzer entrang sich meiner Brust, dann an den göttlichen Erlöser denkend sagte ich: „Ich vergebe Dir!"

„Das erleichtert ein wenig die Last meiner Sünden, welche mich niederdrückt und den Tod fern hält; aber es ist nicht genug, um Erleichterung zu finden bei Dem Bekenntniß, das ich Dir jetzt ablegen werde."

„Noch mehr, Du Schrecklicher, was mich betrifft?" fuhr ich auf.

„Ja, noch mehr! Aber zuvor mußt Du mir Dein Wort geben, mich nicht mehr zu unterbrechen, vielmehr mich ganz ungestört ausreden zu lassen. Versprichst Du mir dieses und hältst Du Dein Wort, so magst Du morgen früh den Instructionsrichter oder einen andern öffentlichen Beamten kommen lassen, damit ich mein Bekenntniß vor demselben wiederhole zu Deinem Nutzen und Frommen."

„Gott, was werde ich hören müssen?" sagte ich, „doch es sei darum, ich will Deine Bitte erfüllen und ruhig Dich zu Ende hören!"

Hierauf flößte ich dem Erschöpften noch einen Trank ein, und er fuhr in seiner Erzählung langsam und hustend folgendermaßen fort:

„Du erinnerst Dich gewiß jenes Tages, an welchem Du mich zuerst auf der Kirmeß in Kaiserhöhe unter den Junggesellen im Tanzsaal antrafst. Du weißt auch, mit welcher Frechheit der Baron von Zabern sich zu Katharinen, der Schullehrerstochter, drängte. Du weißt aber nicht, daß ich dieses Mädchen für mich erkoren hatte, wennschon ich gestehen muß, von ihr nie geliebt worden zu sein. Mich verdroß das übermüthige Betragen eines Mannes, der als Mädchenverführer weit und breit berüchtigt war, mehr aber noch brachte mich der Umstand in Wuth, daß Katharina die Schmeicheleien des Barons gern zu hören schien. Wäre man meinem Rathe gefolgt, so wäre der saubere Edelmann mit blutigem Kopfe und seine Freunde mit blauem Buckel vom Tanzboden geworfen worden; aber das Bauerngesindel ist eine feige Rotte, die wie ein kleiner Köter nur bellt, ohne zu beißen, und so mußte ich davon abstehen, um eine andere Rache zu ersinnen. Auch dieses Mal führte ich schnell aus, was ich mir vorgenommen. Ich eilte aus dem Dorfe und kehrte in dem Wirthshause zu Bernhardsweiler ein, von wo ich den Baron beim Vorüberreiten gewahren konnte, während ich mit den Bauern in der Schenke Schafskopf spielte. Denn er ließ immer seine Stimme erschallen, wenn er an einem Wirthshause vorbei kam, um die etwa darin sich aufhaltenden Frauenzimmer aufmerksam zu machen und herauszulocken. Beim Anbruch der Nacht hatte sich das Wetter so geändert, daß der gleich einem Wolkenbruch herabströmende Regen noch mehr Leute in der Schenke Schutz zu suchen nöthigte, und Du warst einer der Ersten, welche aus dieser Ursache eintraten.

Nicht lange darauf erschien ebenfalls der Baron, welcher in Betreff seines Pferdes den Befehl ertheilte, dasselbe für seinen Aufbruch, der, sobald der Regen nachgelassen haben würde, erfolgen sollte, bereit zu halten.

Dieses hörend, beendigte ich rasch mein Spiel, bezahlte meine Zeche und nahm im Hinausgehen das zusammengeknüpfte Tuch, welches Du mitgebracht und auf einen Tisch hingelegt hattest, und das, seines vermuthlichen Inhalts wegen, lange schon meine Aufmerksamkeit erregt hatte, mit mir.

Furchtbar strömte der Regen noch immer herab, es war falsch gewesen, daß er nachgelassen hätte. Was kümmerte mich indeß der Regen, er hinderte die Ausführung meines Racheplans nicht, und obgleich bis auf die Haut durchnäßt, wählte ich mir doch eine bequeme Stelle an der Straße, ungefähr ein halbes Tausend Schritte von da entfernt, wo der Baron den Weg zum Schlosse einlenken mußte.

Hier verkürzte ich mir die Zeit mit dem Inhalt des mitgenommenen Tuches, das, wie ich richtig vermuthete, Kirmeßkuchen enthielt, und aß denselben rein auf.

Meine Absicht war, dem Baron von hinten mit meinem Eichenstock eins zu versetzen, doch brachte mich das Tuch auf andere Gedanken. Ich hatte nämlich irgendwo gehört, daß auf der Kirmeß zu Hartrath eine artige Schlägerei mittelst Taschentüchern, worin Steine eingeknüpft waren, stattgefunden, und diese Art wollte ich prüfen. Ein Stein mangelte nicht, ich schnürte den Knoten fest und behielt den Stock in Reserve.

Vom Kirchthurm in Bernhardsweiler hatte es bereits elf Uhr geschlagen, und immer noch kam der Gegenstand meiner Rache nicht. Endlich hörte ich Pferdegetrappel, aber, weil der Boden sehr erweicht war, so leise, daß es eines geübten Ohres bedurfte, es zu vernehmen. Auch gestattete dieser Umstand nur ein langsames Vorwärtsreiten.

Näher und näher kam der Reiter. Schon konnte ich ihn die Melodie des Liedes: „Es kann ja nicht immer so bleiben", pfeifen hören. Gleich darauf vermochte ich die weiße Gestalt des Pferdes zu unterscheiden — ich trat vor, und ehe der Ueberraschte einen Laut von sich zu geben im Stande war, hatte er den seitwärts geführten Schlag mit dem Taschentuch auf die Schläfe. —"

Bis dahin war nicht ein Wort der Erzählung mir verloren gegangen; es hatte sich aber eine Starrsucht meiner bemächtigt, die in einen eigenthümlichen Traumzustand überging, in dem sich die Bilder meines vergangenen Lebens, wie sie mein Gedächtniß bewahrte, phantastisch vermischten.

Ich sah mich in meiner Kriegeruniform, den Orden auf der Brust, die Postenkette abpatrouilliren. Das Werda der anrufenden Schildwachen traf von Posten zu Posten mein Ohr. Der Lieutenant von Bogler rief mir zu: „Bravo, Kamerad! Ich verurtheile Dich nicht." Meine Clementine, im blauen Himmelskleide mit silbernen Sternen, schwebte über mir und lächelte freundlich. Eine Prozession halb grau halb gelb gekleideter Männer zog einen Triumphwagen und erstickte mit ihrem Kettengeklirr das Rasseln der Räder. Auf dem Wagen stand Kampfeld in eleganter Stutzerkleidung, aber kein Tuch, sondern nur ein schneeweißer Hemdkragen deckte seinen langen Hals, um welchen eine feine rothe Schnur geknüpft zu sein schien. Er sah mich theilnehmend an und rief mir zu: „Siehst Du nun, daß noch Alles gut werden kann; ich hoffte doch nicht vergebens!" Dann machte mich ein deutlich vernehmbares Stöhnen und Wimmern in meiner Nähe aufmerksam; ich wandte mich nach der Seite hin, von wo die Schmerzenslaute herkamen, und erblickte einen blutenden Mann, der die Züge Groschenwald's trug. „Wer — da?" rief es noch ein Mal lang gedehnt mit lauter Stimme, „wer — da?" wurde entfernter geantwortet. — Ich wollte weiter und fand, daß ich am Boden lag. Dunkelheit war rings um mich her, das Winseln eines Leidenden in der Nähe dauerte fort und in äußerster Ferne machte jenes „Werda" noch immer die Runde.

Jetzt besann ich mich allmälig. Es war der Ruf der Schildwachen innerhalb der Anstalt, der viertelstündlich von Posten zu Posten weiter getragen werden mußte. Die Dunkelheit — wo befand ich mich denn? — ganz recht im Lazareth bei einem Kranken eingeschlossen. Es hatte ja Licht gebrannt — ich tappte matt nach der Gegend hin, wo der Tisch gestanden, die Stelle war leer; doch bald fiel ich über einen umgestürzten Gegenstand nicht weit von jener Stelle und erfaßte die von der Nachtlampe und den Medizingläsern herrührenden Scherben. Das Winseln erinnerte mich sogleich an meinen Kranken, brachte meine Gedanken wieder in Ordnung und jetzt, nachdem ich mich seines letzten Wortes in dem Bekenntniß erinnert hatte, war es mir klar, daß ich, von tausend

Gefühlen überwältigt, in Ohnmacht gefallen sein und den Tisch mit umgerissen haben mußte.

Je deutlicher aber die ganze Begebenheit vor meine Sinne trat, desto verwirrter wurden diese, sobald ich über das Erlittene und meine Lage nachdachte. Wie fürchterlich auch der Augenblick, wie gräßlich selbst die Gesellschaft meines Lebensmörders, ich empfand kein Bangen mehr, wol aber ein Gefühl, das wie Rache sich meiner Seele bemeisterte, und wahnsinnartige Gedanken kreuzten in meinem Kopfe. Diese Gedanken erhielten Worte. Nicht achtend auf das Stöhnen des Elenden, ballte ich krampfhaft die Fäuste und schrie, auf sein Bette zueilend: „Satan! jetzt erwürge ich Dich!“ —

Das Winseln wurde stärker, und ich hielt ein, indem ich sagte: „Nein, so kann es nicht gehen! Bekennen sollst Du meine Unschuld vor gültigen Zeugen, rein waschen vor der Welt mußt Du mich, den Du so grenzenlos unglücklich gemacht! Aber nicht morgen früh, nein, noch in dieser Nacht, in diesem Augenblick mußt Du Deine Erklärung abgeben! Bis morgen könnte der Teufel Deine arme Seele bereits entführt haben! — Gleich, Gleich — aber mein Gott, wie rette ich mich — wie soll ich jetzt Hülfe finden? „Hülfe! Hülfe! — Niemand antwortet mir, und nur Dein Röcheln gibt zu erkennen, daß Du noch lebst; — aber Hülfe muß erscheinen, und sollte ich sie vom Himmel herab rufen!“

Ich trat ans Fenster, riß beide Flügel desselben weit auf, lehnte meinen Kopf an die Eisengitter und schrie aus Leibeskräften: „Hülfe! Hülfe! Schildwache! Schnell herbei, sonst ist Alles verloren, er stirbt, er stirbt! — Habt Erbarmen mit mir, ich bin unschuldig!“

So rief ich fort und fort, und schon hörte ich den raschen Tritt der Schildwache, die sich dem Lazareth näherte, da wurde das Röcheln hinter mir stärker, die Anstrengung machte meinen Körper zittern, Schweißtropfen fielen mir von der Stirn, ein Sausen in den Ohren übertäubte jeden Laut um mich her, einen heftigen Schlag fühlte ich noch am Hinterkopf und — mein Bewußtsein schwand abermals.

Wie lange ich in bewußtlosem Zustand verharrt, weiß ich nicht, aber als ich die Augen aufschlug, bemerkte ich, daß die Scene sich sehr verändert hatte. Ich lag am Boden, das Blut floß über die Wangen in Folge des harten Falles auf die Zimmerdiele, Fackeln und Laternen verbreiteten Tageshelle im Raum, viele Menschen, worunter ich den Director, die Nachtaufseher, den wachthabenden Unteroffizier und mehre bewaffnete Soldaten erkannte, hatten mich umringt, doch so, daß mir die freie Aussicht auf das Krankenbett blieb. Dort lag Jakob Pütz, lang ausgestreckt. Sein Gesicht hatte eine Bleifarbe angenommen, die Zunge stand zwischen den Zähnen hervor und die blutunterlaufenen Augen weit geöffnet, schienen aus ihren Höhlen herausgetreten zu sein. Er röchelte nicht mehr, denn — er war todt.

Ich befühlte meinen schmerzenden Kopf, rieb mir die Augen und suchte durch plötzliches Aufspringen mich zu überzeugen, daß ich nicht träumte.

Man starrte mich an, beobachtete jede meiner Bewegungen, ohne mich anzureden. In mancher Miene glaubte ich eine Art Mitleid mit meinem Zustande zu entdecken, und doch schien Jeder auf mein erstes Wort neugierig zu sein.

„Zu spät! zu spät!“ rief ich, auf den Todten hinzeigend. „Er ist stumm, und mit ihm meine Hoffnung erloschen. Ja, meine Herren, ich bin unschuldig bestraft und büße fast sechzehn Jahre lang für ein Verbrechen, das dieser hier, seinem eigenen Bekenntniß zufolge, verübte. Gerechtigkeit fordere ich, meine Freiheit will ich, wenn auch spät, dennoch wieder haben, um meinen Kindern den unbekannten Vater nicht länger vorzuenthalten. Bei Gottes Gerechtigkeit, gebt mir die Freiheit! Ihr habt mich lange genug wie einen Mörder behandelt, und wenn Ihr mich ferner gewaltsam festhaltet, so will ich Euch zeigen, daß die männliche Kraft in mir durch Eure Kerker noch nicht getödtet ist. Ja, ich will Den, der mich aufzuhalten wagt, mit eigenen Händen erwürgen und will —“

In diesem Augenblick fühlte ich meine Arme festgehalten und, ehe ich's verhindern konnte, mit Stricken gebunden. Eine Kappe, welche den ganzen Kopf bedeckte und jedes Sprechen verhinderte, wurde mir übergeworfen, und so trug man mich eine Strecke durch die Luft in ein anderes Gebäude, wo man, in dem für mich bestimmten Zimmer angekommen, mir die Kappe wieder vom Kopfe nahm.

Ach! ich erkannte dieses Zimmer wohl; denn ich hatte mehrmals geholfen, Unglückliche hineinbringen und lebendig oder todt wieder herausholen. Mit Ausnahme eines festgeschraubten, eisernen Bettes, befand sich kein Stück Möbel darin, wenn man den angemauerten hohlen Sitz, der jedem Menschen unentbehrlich, nicht als ein solches betrachten will. Die Wände mit grüner Oelfarbe angestrichen, deuteten unstreitig den Zweck an, jeden daran klebenden Schmutz mit Wasser abwaschen zu können, und das hoch an der Decke angebrachte, mit Eisenstäben versehene Fenster war von Niemand ohne Leiter oder einen sonstigen Hülfsgegenstand zu erklimmen. Hierher brachte man die Individuen des Hauses, welche plötzlich eine Geisteszerrüttung an den Tag legten, und hielt sie so lange unter Pflege darin, bis ihre Aufnahme in die Irrenheilanstalt geschehen konnte.

Ich war ruhiger geworden, nachdem ich meinen Gefühlen durch Thränen Luft gemacht hatte. Deshalb wagte man, mit einer Angst, die mir ein Lächeln abnöthigte, meine Banden zu lösen, und sprach davon, zu meiner Pflege eine barmherzige Schwester senden zu wollen, deren seit Kurzem zu diesem Zweck für die weiblichen Gefangenen in der Anstalt einige anwesend waren, indem man behauptete, daß die Geduld und Sanftmuth derselben eine gute Wirkung bei mir hervorbringen würde.

Der Arzt erschien und erklärte mich für sehr angegriffen. Ob der Wahnsinn wirklich bei mir ausbrechen würde, könnte man noch nicht sagen, deshalb müßte ich noch einige Tage in dem Irrenzimmer verweilen.

Mit Gleichgültigkeit hörte ich das ärztliche Gutachten an, ohne nur das Mindeste dagegen zu äußern; ich wußte besser, was eine so große Aufregung veranlaßt hatte, schwieg aber mit seltener Resignation zu Allem, was ferner noch über mich geäußert wurde.

In Begleitung eines Aufsehers erschien sodann die Alexianerin, eine bleiche, schlanke Figur in ihrer schwarzen Nonnentracht mit weißem Ueberwurf. Sie brachte mehre Medicamente mit, die der Arzt verordnet hatte, gab, ohne Furcht vor dem Ausbruch einer angeblichen neuen Wuth, mir den Trank ein und begann mit angenehmer sanfter Stimme ein religiöses Gespräch, das wirklich meine ganze Theilnahme erregte. Dazwischen betete sie andächtig und stimmte mich dadurch für ein Gleiches. Dann gab sie der Unterhaltung leise eine andere Wendung, und ich konnte nicht umhin, ihre keineswegs aus Neugierde an mich gerichteten Fragen zu beantworten.

„Seltsam,“ sagte sie. „Eure Erzählung läßt keinen Zweifel an der Wahrheit derselben, und doch fehlt so sehr jeder Beweis, daß es kein Wunder ist, wenn die Menschen Euren Verstand angegriffen glauben. Verlaßt Euch aber getrost auf Gott, dessen Hülfe allein Euch zu retten vermag; ich will indeß mit dem Arzt sprechen. Ueberdem geht mir Euer Schicksal näher zu Herzen, als Ihr vielleicht denken mögt. Ich bin mit allen Euren Verhältnissen persönlich sehr vertraut und erfreute mich der Freundschaft Eurer seligen Gattin.“

Bei der Erinnerung an diese beschlich mich eine Trauer anderer Art, welche die Nonne dazu benutzte, mich auf das Beispiel der edeln Dulderin aufmerksam zu machen, um wie diese gottergeben die Leiden der Welt bis an's Ende zu ertragen.

„Auch auf mich,“ sagte sie, „hat das Leben und der Tod Eurer unvergeßlichen Clementine einen heilsamen Eindruck gemacht. Verführung ließ mich die Freuden der Welt als das einzige Glück des Menschen betrachten; der Sünde ergeben, fiel ich tiefer, und ich würde sicher für Zeit und Ewigkeit verloren gegangen sein, wenn nicht die Ermahnungen Eurer Gattin, mehr aber noch ihr Gottvertrauen mir Kräfte verliehen hätten, den schweren Kampf der Sünde mit der Besserung zu bestehen und als Siegerin aus demselben hervorzugehen.

Ich wählte meinen jetzigen, schweren Beruf, zum Theil als freiwillig auferlegte Buße für die Vergehungen meiner Jugend, zum Theil, um den leidenden Zustand meiner elenden Mitmenschen zu erleichtern. Bis jetzt hat der Himmel meinen Körper und meinen Geist wunderbar dazu gestärkt, und so hoffe ich denn, daß mir vergeben worden ist.“

„Euer weltlicher Name, Schwester Walburga? ich möchte mir denselben gern merken, damit ich für die Dauer der Zeit, welche ich noch auf der Erde wandeln muß, durch ihn an Eure Selbstbeherrschung und Trostsprüche erinnert werde. Auch möchte ich schon deshalb Euren Namen wissen, weil meine Gattin, wie Ihr sagt, Euch ihre Freundin nannte!“

„Den sollt Ihr erfahren, Raimond! In der Welt hieß ich — Katharina Rakemacher, Ihr habt mich schon früher ein Mal gesehen.“

Das war eine große Ueberraschung. Durch Mittheilungen meiner Clementine hatte ich die Schicksale des jungen Mädchens erfahren und drückte unverholen meine Freude darüber aus, daß sie, die Nonne, in dem aufopfernden Beruf für die Krankenpflege das Mittel gefunden, der Reue und Besserung durch die That sich hingeben zu können.

Schwester Walburga kam in den drei Tagen meiner Haft in dem Irrenzimmer noch oftmals zu mir, und stets beruhigte mich ihr Erscheinen mehr. Seit jener Zeit habe ich nichts weiter von ihr gehört, bin jedoch überzeugt, daß die vollkommene Vergebung des Höchsten ihr zu Theil geworden und der Himmel, nach kurzem Aufenthalt am Orte der Reinigung, ihrer Seele nicht verschlossen gewesen ist oder sein wird.

Den dritten Tag erschien eine Commission, bestehend aus dem Director, dem Hausarzt, dem Kreisphysikus, dem Oberprocurator, dem Instructionsrichter und mehren anderen Personen, in meinem Aufenthaltslocal.

Der medicinische Theil der Versammlung befühlte mir den Puls und den Kopf, der juristische begann zu protocolliren, und der philosophische — ich meine den Schließer — blieb müßiger Zuschauer und Zuhörer. Ich mußte zunächst die ganze Begebenheit, welche mich hierher geführt, umständlich erklären, was ich auch, der Wahrheit getreu, zur Verwunderung der Anwesenden that. Doch schien auch nicht Einer an diese Wahrheit zu glauben, man war nur nicht einig, ob die Geschichte, welche bei mir zur fixen Idee geworden sein sollte, aus meinem Innern heraus sich Bahn gebrochen, oder ob ich in der Absicht, irgend eine günstige Veränderung meiner Lage zu bewirken, jenes Lügengewebe ersonnen hätte. Die erstere Ansicht theilten die Aerzte, der letztern Meinung war Herr von Kragenstrom, welcher abermals die Gelegenheit ergriff, sein Müthchen zu kühlen. Er quälte und folterte mich mit Fragen, die lediglich geeignet erschienen, mich in Wuth zu bringen. Lange ertrug ich mit Gottes Beistand diese Marter; als aber der Schreckliche ein Wörtchen fallen ließ: „daß man noch keineswegs mit unumstößlicher Gewißheit behaupten könne, daß ich nicht auch der Mörder des kranken Jakob Pütz sei,“ da ging der Verstand mit meiner lang behaupteten Ruhe davon, und ich sagte: „freilich, wenn hier ein Teich gewesen wäre, in welchen sich der Unglückliche meinetwegen hätte hineinstürzen können!“

Der Schuß verfehlte auch dies Mal sein Ziel nicht, das blaue Gesicht des Teufels in Menschengestalt vor mir belehrte mich darüber. Seinerseits schien nun Herr von Kragenstrom meinen Untergang abermals beschlossen zu haben. Man schrieb noch einige Zeit lang, dann wandte sich der Oberprocurator an den Director, welcher einige Worte leise erwidernd mit dem Kopfe nickte.

Die Versammlung brach auf, ich aber wurde von zwei Aufsehern aus dem Zimmer durch mehre Gänge geführt und dann in eine Zelle gestoßen, die ich augenblicklich für eine nach pennsylvanischem System eingerichtete erkannte.

Es war nämlich ein ganz neues Gebäude nach diesem System in der Anstalt aufgeführt und mir oft die Gelegenheit geworden, mich darin umzusehen, wenn ich irgend eine Bestellung an den Baumeister auszurichten hatte. Noch nicht lange stand das neue Gefängniß unter Dach, als ich, gleichsam nur zur Probe, den ersten Bewohner desselben abgeben mußte.

Ich will den Leser hier nicht mit einer Beschreibung dieser Kerkergattungen ermüden, da solche allenthalben existiren, und schon das Gerücht: in unserem Fürstenthume würden dergleichen eingeführt werden, alle Gegner des Systems in die Schranken rief, ohne daß es ihnen bis jetzt gelungen wäre, trotz der besten Waffen die Freunde desselben zu besiegen. Das Entsetzliche der Lage eines Gefangenen in dem pennsylvanischen Kerker habe ich selbst empfunden, und keine Feder vermag die Qual zu schildern, welcher der darin hausende Unglückliche unterworfen ist. — Die Ketten zu tragen, ist ein sehr hartes, trauriges Loos, als Zwangsarbeiter bis zur gänzlichen Erschöpfung seiner Kräfte Balken zu schneiden, macht für das Leben unempfindlich, der Tod durch Henkershand mag mit seiner vorhergehenden Angst eine Hölle sein; — aber Alles, Alles wiegt den Zustand nicht auf, den die Einzelnhaft, die jahrelange Absperrung, die Arbeitslosigkeit, kurz, das Lebendigtodtsein auf ein mit Vernunft begabtes Wesens hervorbringen. Alle Erfinder der Grausamkeiten und der schrecklichsten Marterwerkzeuge müssen vor ihrem Meister, dem Erfinder jener Gefängnisse, das Knie beugen. Er steht in seiner Art unerreicht da und würde in alter Zeit für den bösen Feind selbst gehalten worden sein, weil man einem Menschen solche Erfindungen nicht hätte zutrauen können.

Für eine Disciplinarstrafe, die meine Verweisung an jenen Ort der Qual doch eigentlich sein sollte, war es gewiß zu viel, die Seele so langsam zu tödten. Denn wahnsinnig, jetzt im Ernste wahnsinnig, mußte ich werden; das schien mir so klar, so folgerecht, daß ich, in diesem Augenblick die Lehren der christlichen Religion vergessend, selbst Hand an mich zu legen beschloß, um Dem, was schlimmer als der Tod ist, freiwillig zu entgehen. Alles und jedes Mittel fehlte indeß zur Ausführung, das Geräthe in der Zelle, selbst das Unentbehrlichste war zum Theil so beschaffen wie in dem Irrensaal, zum Theil so construirt, daß eine Handhabung desselben zu obigem Zweck rein unmöglich erschien. Man reichte mir das Essen durch den Schieber in der Thüre und bekümmerte sich außerdem weiter nicht um mich, ja ich vernahm nicht einmal die Tritte eines auf dem Gange vor der Zelle Vorübergehenden, weil ich der einzige Bewohner des Gebäudes war. Das Fenster, klein und aus undurchsichtigem Glase gefertigt, war so hoch, der Decke zunächst angebracht, daß von einem Erklettern desselben an der glatten, steilen Wand keine Rede sein konnte; und wäre dies auch möglich gewesen, so hätte es nichts genutzt, da das Auge nicht durch eine so construirte Glasscheibe zu dringen vermochte. Es schien mir demnach weiter nichts übrig, als mit dem Kopf gegen die Wand zu laufen und auf diese Weise mich zu tödten. Doch ist das leichter gesagt, als gethan.

Allerdings führte ich diesen Vorsatz aus, mir entschwanden auch sofort alle Sinne, aber ich erwachte dennoch wieder, und zwar unter den unsäglichsten Schmerzen, mit ver-

bundenem Haupte in einem Krankensaal des Lazareths, wohin man mich bewußtlos geschafft hatte. Mit dem wiedergekehrten Leben war auch das Gefühl zurückgekehrt, und es peinigte mich sehr, den Allgütigen durch eine That beleidigt zu haben, die nach seinen Gesetzen verboten ist und unnachsichtlich ewige Verdammniß mit sich führt. Große Reue empfand ich deshalb und suchte durch aufrichtiges Bekenntniß der Sünde im Gebet den Schöpfer zu versöhnen.

Eine sorgsame Pflege, meine gesunden Säfte und das Bestreben, Dem, was Gott über mich verhängt, nicht ferner Trotz bieten zu wollen, brachten mich in kurzer Zeit wieder auf die Beine. Man erklärte mir, daß ich eben so wie in früherer Zeit meiner Beschäftigung in den Gärten nachgehen könnte, wenn ich zuvor ein Protokoll unterzeichnen würde, das die Behörde und den einzelnen Beamten vor dem vom Volke so leicht als Wahrheit aufgenommenen Verdacht sicherstellte, als schmachte wirklich ein Unschuldiger jahrelang im Kerker.

Dieses Protokoll wurde mir vorgelesen, sein Inhalt empörte mich aber dermaßen, daß ich mich weigerte, dasselbe zu unterschreiben.

„Wie Ihr wollt!" hieß es, „der Unterschrift eines Zwangsarbeiters bedarf man ohnehin nicht, um irgend einen von vereideten Beamten aufgenommenen Act zu bekräftigen. Jedoch kehrt Ihr dann sofort in die pennsylvanische Zelle zurück. Darum bedenkt Euch wohl, bevor Ihr zwischen dem Aufenthalt in dieser und der Arbeit in Gottes freier Luft die Wahl trefft."

Blieb mir bei solchen Aussichten noch eine Wahl? — Ich unterschrieb, setzte meinen Verbrechernamen unter ein Document, dessen Inhalt sich meinem Gedächtniß fest eingeprägt hat, und das mir ein ewiges Stillschweigen auflegt. Es lautete:

D . . . . . den . . . . . 18 .

„Nachdem der Criminalsträfling Franz Raimond vor dem Unterzeichneten freimüthig bekannt: daß seine, in der Nacht vom . . . . . auf den . . . . . gemachte Angabe, der sterbende Zwangsarbeiter Jakob Pütz habe sich ihm als Mörder des im Jahr 18 . . erschlagen gefundenen Thomas Greschenwald entdeckt, und er — Raimond — sei an dem Verbrechen unschuldig, eine von ihm ersonnene Lüge gewesen, die er in der Absicht vorgebracht, die längst vergessene und durch rechtskräftiges Urtheil beendigte Angelegenheit einer Revision zu unterwerfen, woraus möglicherweise irgend ein Vortheil für ihn entstehen könnte; daß sogar der genannte Jakob Pütz bereits todt gewesen, als er in der fraglichen Nacht seinen Vorsatz zur Ausführung gebracht und die Anstalt alarmirt hätte, so widerruft derselbe hiermit nochmals und in bester Form die obigem Disciplinarvergehen zu Grunde liegende Behauptung in Gegenwart der mitunterschriebenen Zeugen; erkennt die desfalls über ihn verhängte und nunmehr überstandene Strafe als heilsam gemessene Züchtigung an und verspricht, nie wieder dergleichen unmögliche Dinge als scheinbar wahr zur Sprache bringen zu wollen.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben."

Die Recension dieses Actenstückes hinsichts der Form und des Inhalts überlasse ich dem Leser.

Man hielt indeß Wort, indem man mich sofort meiner frühern Gartenarbeit überließ. Von dem durch Herrn von Kragenstrom oberflächlich hingeworfenen Verdacht, als hätte ich den genannten Pütz getödtet, habe ich nie wieder eine Sylbe gehört.

Seit der Zeit sind fünf Jahre verflossen, ohne daß in dem täglichen Einerlei mir etwas Merkwürdiges zugestoßen wäre. Pastor Engel setzt regelmäßig seine mir unentbehrlichen Besuche fort. Von meinen Kindern erhalte ich die erfreulichsten Nachrichten durch ihn, und wenn es mir vergönnt sein könnte, vor meinem Ende die Theuren noch einmal zu sehen, ohne sie mit den ihnen sorgsam verschwiegenen Verhältnissen ihres Vaters bekannt machen zu dürfen, so hätte ich auf dieser Welt nichts mehr zu wünschen. Mein Elend nimmt hier ein Ende, meine Unschuld steht mit goldenen Buchstaben im Himmel verzeichnet, und meine Clementine harrt mit der Märtyrerkrone ihres Gatten. Möchte die Gnade des Herrn mich bald abrufen von einer Welt der Ungerechtigkeit, wo Milde jetzt für Schwäche ausgelegt, und die Schwäche der Menschen in der Handhabung ihres Amtes für nie abzuändernde Gerechtigkeit gehalten wird.

Weine, Leser, dem Schicksale eines in Verdorbenheit geborenen, aber aus sich selbst zur Tugend erwachsenen, grenzenlos unglücklichen und verkannten Mannes eine stille Thräne des Mitleids! —

Eduard Ludwig.

(Schluß folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Schreiben eines Chemikers an den Freiherrn A. v. Sternberg.

Als Antwort auf das offene Sendschreiben eines Romantikers an den Freiherrn Berzelius in Sternberg's „Tutu."

Ich habe Ew. Hochwohlgeboren stets verehrt und freue mich, es Ihnen einmal schriftlich sagen zu können. Ich habe aber auch vor Ihnen eine gewisse Scheu verspürt, die ich mir bisher selbst nicht recht gestehen wollte, aber es war mir so, als ob Sie auf uns Chemiker nicht ganz gut zu sprechen wären. Ich weiß nicht recht, woher ich diese sonderbare Ahnung hatte, aber — Gott sei's geklagt — ihr „Tutu" hat nur zu sehr meine Befürchtungen gerechtfertigt, und es schmerzt mich eben, da ich die herrlichste Partie auf der Eisenbahn gemacht, dieses Buch zu lesen. Sie verehren, werthgeschätzter Herr Romantiker, das Phantastische, das Mährchen- und Zauberhafte. Sie glauben sich daher in Widerspruch mit den Chemikern, die jeden Stoff nur in seine prosaischen Elemente zu zerlegen und ihre abstracten Berechnungen und Bemerkungen darüber zu machen verstehen. Da lassen Sie nun allen Besorgnissen und Vorwürfen in Ihrem Briefe an den großen Berzelius freien Lauf. Sie ahnen nicht, wie leicht es ist, all die Poesie, all das Phantastische und Romantische mit der Chemie und allen Zeitfortschritten zu verbinden. Sie ahnen nicht, wie sehr ich selbst Poet, ja Romantiker und Phantast bin, und wie sehr ein Chemiker es sein kann allen Ihren Vorwürfen, allen Ihren Zweifeln zu Trotz. Und nicht nur unseren Chemikern, aller Aufklärung, jedem Fortschritt erklären Sie den Krieg als Feinden der Romantik und Poesie. Auch Ihr College Heinrich Heine, sonst mein bester Freund, klagt über die entsetzlich schwarzen Lettern auf entsetzlich weißem und glattem Papier und denkt mit Sehnsucht an die alten vergilbten Blätter zurück, was ich ihm niemalen verzeihen werde.

Wir sind aus den romantisch-dunkelen Nächten und dem feenhaft grauen Zwielicht an den zauberisch-hellen Glanz des Tages gekommen. Und ich glaube, wir haben keinen Rückschritt gemacht. Die Buchdruckerkunst, diese Hauptfeindin der vergilbten Blätter, was hat sie nicht Zauberhaftes! Sie sind ja doch wol in einer Druckerei gewesen? Wie da die kleinen, schwarzen, eckigen Lettern, so passiv und gelangweilt, in ihren tausend Abtheilungen liegen, und doch wieder so schalkhaft und ironisch, so bitter und launisch, so schmerzlich und sehnlich, so verzweifelt und unglücklich, so bitter und übermüthig, und wer weiß wie Alles noch, aus ihrer Behausung uns anblicken. Und plötzlich regt es sich in all den Schächtelchen, und wie durch Zauber schießen die kleinen Stifte zu einander und intriguiren und verschwören sich nun für oder wider die Welt und lassen ihre Gedanken protocolliren und den Menschen vorlegen.

Aber ich wollte ja von Anderem reden! Wenn Sie nur all' das Dämonische eines Dampfwagenzuges, einer Reise auf der Eisenbahn zu goutiren verstünden! Aber Sie hassen ja alle Neuerungen und ziehen's, trotz Ihres untadelichen Adels, vor, zu Fuß zu gehen, und nennen's romantisch — — Währenddeß schnaubt das muthige Dampfschiff an Ihnen vorüber, Funken und schwarzen Dampf, wie der Drache in der Sage, aus seinen Nüstern sprühend, so daß die neugierigen aufgescheuchten Fabriken rings im Kreise ihre langen geschnuppten Hälse emporrecken und ihnen die Herzen rascher klopfen und sie rascher athmen, weil sie nicht mitkönnen und doch so gerne möchten. O! wie phantastisch sieht das in einer solchen Fabrik aus: Alle die tausend Räder und Hebel, Axen und Walzen und Pressen, wie das sich bewegt und durch einander greift und rollt und braust, und Alles wie von selbst, Alles so spukhaft, so ganz besonders. Ich habe einen Freund, der immer an das ewige Leben denken muß, wenn er das ewige Papier aus der Maschine niederkommen sieht. Ich glaube, es geht dabei eine so enorme Quantität Ewigkeit auf, daß für den Ruhm unserer modernen Literatur nichts übrig bleibt. Arme Literatur! — Unwillkürlich mußte ich an Dich denken, als man mir bei Gaststädter in Dorpat eine magere, nach Lichttalg schmeckende Bouillon vorsetzte. Es schwammen da so viele mikroskopische zärtliche Fettäuglein oberflächlich nahe beisammen, daß man sie weder unterscheiden noch zählen konnte. Außerdem war die Suppe so heiß, daß sich alle Gäste an ihr die Lippen verbrannten, und endlich, wie schon oben gesagt, so mager, daß wir Alle hungrig blieben und unseren Appetit an einem classischen Beefsteak befriedigen mußten.

Und nun der Dampfwagen, der herrliche Dampfwagen, schon ist er weit dahin, und in dem einen Waggon da sitze ich und neben mir das schönste Mädchen, das je ihren zierlichen Fuß auf die Schwelle des Bahnhofes setzte. Sie können sich also denken, hochverehrter Herr, daß ich kein stummer und kalter Nachbar war. Meine Worte waren beredt und noch mehr meine Blicke. In der That, ich muß ungemein liebenswürdig gewesen sein; denn gleich nach der ersten Station, als wir wieder bei einander saßen, war sie ganz göttlich und noch freundlicher und freundschaftlicher und noch viel schöner und liebenswürdiger als zuvor. Wir schienen beide gleich großes Gefallen an einander zu finden. — Und während ich mit ihr so spreche, stürmt das Dampfroß über Dörfer und Städte, Thäler und Wiesen, Bäche und Ströme dahin, und ich sehe das Alles fern unten, wie buntstrahlende Träume vorüberschießen. Meine kleine Nachbarin war so übermüthig fröhlich, daß ich fast von Sinnen gekommen wäre. Nie hatt' ich so viel Glück. Unsere Herzen umarmten und herzten sich, und wir sahen einander in die Augen und sprachen Erd und Himmel zusammen. Plötzlich höre ich fern einen bangen Schrei, und im selben Augenblicke schon saust der Zug in einen Tunnel. Ich sitze im Dunkeln und habe das schönste Mädchen an meiner Seite, und liebe das schöne Mädchen, und lasse mich die Dunkelheit nicht anfechten. Auch sie thut das. Da wird denn heimlich die Hand gedrückt, und da ich einmal so weit bin, wage ich muthig einen herzhaften Kuß. Er wird erwidert, recht herzlich auch, und wie ich endlich das liebe Mädchen in meine Arme schließe, dämmert es plötzlich, und in einem Nu hat der Zug uns an den hellen Tag gerissen. Ach! welche unangenehme Ueberraschung, welche Verwirrung! Ich such' in den Gesichtern meiner Nachbarn zu lesen und bin bald getröstet; denn Jeder war durch den Tunnel halb erschreckt und hatte nur auf das Tosen der Maschine geachtet, die mit dumpfem Brausen jeden weichen Kuß übertönt hatte. Niemand gewahrte meine Ueberraschung und die Verwirrung meiner schönen Nachbarin. Ich tröstete mich also bald und sah meine freundliche Brünette an und lachte innerlich vor Freude und konnte einen zweiten Tunnel kaum erwarten und wünschte ewig in einem Tunnel zu fahren. Eben flogen wir durch ein Dorf, ein Hund stürzte bellend heran und blieb mit offenem Maule wie versteinert stehen. Wir waren längst vorüber.

Während ich mich so auf das verschiedentlichste und trefflichste amüsire und in einem Rutsch durch die Welt sause, schleichen Sie zu Fuß, werthgeschätzter Herr Romantiker, den Ranzen auf dem Rücken „ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand," müd und matt daher, von der Sonne verfolgt, halb gebacken, und dabei müssen sie die steilsten Felsen erklimmen, um eine Aussicht zu genießen, deren tausende in der Ferne an mir majestätisch vorüberziehen. Auf das anmuthigste und mannichfaltigste gruppiren sich in steter Bewegung Fels und Thal, Dorf und Stadt und See. — Sie müssen endlich durch einen Sumpf, um die nächste Schenke zu erreichen, wo eine Kanne Biers oder sauern Landweins aus der Hand der derben Wirthstochter Sie für alle Leiden und Entbehrungen entschädigen soll — und dabei denken Sie an die alte, verschimmelte Landkutschenzeit und die mondbeschienenen Grabenscenen, wie solche von geschickter Künstlerhand gar ergötzlich in Ihrem „Tutu" dargestellt sind. Romantiker und Freiherr in Einer Person, und diese Eine Person in unserer aufgeklärten chemischen Zeit, die trotz allen Salzes so wenig conservativ ist — wahrhaftig, Herr Baron, eine solche Erscheinung ist sehr auffallend. Selbst in Ihrem Vaterlande ist der Adel im Preise gefallen und nach dem Preiscourant des sogenannten Baltischen oder Provincalswob—Ab wird eine livländische Adelsperson nicht mehr wie zu den guten, alten, verschimmelten Landkutschenzeiten „Hochwohlgeboren" sondern einfach „Wohlgeboren" vielleicht nur „wol geboren", titulirt. — Doch genug hiervon!

Während Sie nun die zertretene Schwelle der vollgequalmten Dorfschenke betreten, hält der Zug, in dem ich mich mit meiner Heldin befinde, in einem brillanten Bahnhof. Das schöne Mädchen ist auf ihre eigene Hülfe angewiesen und würde in dem Gewirre ihr Gepäck und am Ende sich selbst verlieren, wenn ich nicht von ihr die Erlaubniß hätte, für sie zu sorgen. Ich bestelle ihre Zimmer in meinem Hôtel, natürlich nicht gar zu weit von meiner Nummer. — — —

Lassen Sie mich hier abbrechen; denn ich sehe, ich könnte sonst nie aufhören, hat mir doch die Chemie die vortrefflichsten Dienste geleistet und wird es fortwährend thun, indem ich zum Beispiel heute Abend in der herrlichsten Straßengasbeleuchtung meine Schöne zur Oper führen werde, um in einer Loge mit ihr, an ihrer Seite abermals beim schönsten Gaslicht mich zu ergötzen, besser als je!

Und unterdessen schlummern in meinen Retorten und Kolben die zarten Geister keineswegs, sondern brauen den wohlthätigsten Lebensbalsam, der je eine Wunde heilte, und helfen an der Erfindung des neuen Baumwollenschießpulvers, das Sie nicht erfunden haben. Und ich sehe schon den Tag kommen, da Ihre feenhaften Zaubermährchen lebendig werden und durch uns Chemiker Fleisch und Bein gewinnen. Und die Romantiker, welche den wahren Roman-Tic nicht haben und ihre Helden mit viel unnützem Gesindel belästigen, werden uns für die neue Schießbaumwolle danken, da wir ihnen das wahre Mittel an die Hand geben, die überflüssigen Subjecte ohne viel Lärm und Rauch aus dem Wege räumen. — Die Chemie und jeder Fortschritt, Alles hat seine Poesie, seine Romantik, man muß nur in ihrem Kreise sich zu finden wissen und nicht den alten Schlendrian der alten Ideenkreise wieder und wieder durchlaufen. In der Hoffnung, daß Ew. Hochwohlgeboren sich baldigst zur Chemie bekehren werden, verharre ich als u. s. w.

Schreiben des Dr. philos. Staub (Herbarthianer) an den Freiherrn A. v. Sternberg.

Im Namen meines unglücklichen Freundes, des Chemikers ***, benachrichtige ich Sie von dem Ausgange seiner hochgepriesenen Reise auf der Eisenbahn. Die junge Dame, mit der er sich in Liebeshändel eingelassen, ist niemand anders als — seine eigene Schwester. Als Kind war diese einer reichen Muhme zur Erziehung in's Haus gegeben und sollte nun nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre ihre entfernten Aeltern wiedersehen. Der Bruder hatte die ihm völlig fremde Schwester auf der Reise zufällig getroffen und das Ew. Hochwohlgeboren bekannte Abenteuer angesponnen. Während er — um nicht neugierig zu erscheinen — ihren Namen nicht erfragt, hatte sie den seinigen von dem Zugführer sich nennen lassen und nun in aller Unschuld aus Scherz und Neckerei nach der ersten Station den Bruder zum Besten gehabt. Lange aber konnte das Geheimniß nicht bewahrt werden. In welchen lamentabeln Zustand mein Freund durch die unerwartete Entdeckung versetzt wurde, können Sie sich denken; sein Gewissen war nicht rein und machte ihm die bittersten Vorwürfe. Dieses Versehen ist ihm aber zur guten Lehre geworden, und er hat aller Phantasterei und allem Leichtsinn valet gegeben und die widerwärtigen Kobolde aus seinem Laboratorium entfernt. Indem er Sie schließlich wegen der Verwechselung Ihrer verehrten Person mit dem Romantiker Ihres „Tutu" um Verzeihung bittet, wünscht er, daß Ihnen und Allen, denen diese Geschichte bekannt werden sollte, seine Begegnisse als Warnung dienen möchten. Er lebt mit mir der Hoffnung, daß Sie und jeder Mensch von Talent gänzlich der Romantik, der antiken, wie der modernen, abschwören und zum Realen unserer Zeit, zur Materie fortschreiten werden. Zur Verhütung allen weiteren Unheils hat er sämmtlichen Eisenbahndirectionen ein Mémoire über die Tunnel eingereicht und dringt auf gänzliche Abschaffung derselben. Von der Landesuniversität glaubt er für diese sehr gelehrte und mit mit vielen obligaten Citaten versehene Schrift wenigstens den Doctorhut zu erhalten.

Einstweilen trage ich für meinen nervös sehr aufgeregten Freund die sorglichste Pflege, und Ew. Hochwohlgeboren können versichert sein, daß er in den allerbesten Händen ist. Es empfiehlt sich u. s. w.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 152.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 26. Mai 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Achter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 151.)

Viertes Kapitel.

Ein Jugendfreund.



Leporello machte auf; der Thürhüter des Hauses sagte mit verstörtem Gesicht zu Leporello:

„Ist Mademoiselle Astarte da?"

„Warum?"

„Ich muß sie durchaus sprechen und sogleich," sagte der Thürhüter, dann setzte er, während Leporello Astarte holen ging, hinzu:

„Ach Gott, ich bin noch ganz erschrocken."

„Was gibt es denn, Herr Durand?" sagte Astarte, die schnell herzugeeilt war.

„Ach, Mademoiselle, denken Sie sich, jetzt eben klopft man, ich mache auf, und es tritt in das Stübchen ein großer Kerl mit braunem Bart und fast grauem Haar, obgleich sonst jugendlichem Ansehen, übrigens, wenn Sie wollen, nicht schlecht gekleidet, aber mit einer verfluchten Miene und dazu einer großen, schwarzen Binde über's linke Auge — und überhaupt einem Gesicht — einem Gesicht —"

„Nun, was ist's denn?" sagte Astarte ungeduldig, „was ist's denn?"

„Basquine wohnt hier?" sagt er in barschem Tone zu mir.

„Ja, Fräulein Basquine wohnt hier, mein Herr, sagte ich zu dem Ungeschickten, um ihm diese Unhöflichkeit bemerkbar zu machen. Gut, sagt er — und ist schon auf dem Wege nach der Treppe. Ich stürze ihm nach. — Mein Herr, einen Augenblick, Sie können nicht so ohne Weiteres hinein — die Herrschaft ist nicht sichtbar. — Wenn ich sie sehe, ist sie sichtbar, antwortet er mir und geht immer weiter. Da faßte ich ihn, meiner Treu, am Arm und rief: Wenn Sie mit Gewalt in's Haus eindringen wollen, so rufe ich die Wache herbei — Sie müssen wissen, mit wem Sie's zu thun haben. Bei dieser Drohung ward der Satan von Kerl blaß, ich merkte es sehr wohl — machte Halt und sagte zu mir: Nun, schreien Sie doch nicht so — wir wollen in Ihr Stübchen gehen, da geben Sie mir Feder und Dinte, ich will ein Wort aufschreiben, das bringen Sie sogleich zu Ihrer Herrschaft, und da sollen Sie schon sehen, wie es Ihnen gehen wird, weil Sie mir den Zutritt zu ihr versperren wollen. — Bei Gott, der Mann sagte das mit solcher Miene, daß mir trotz seines verdächtigen Aussehens angst ward, ob ich auch Unrecht daran gethan, ihn nicht herauf lassen zu wollen. Ich gab ihm also Schreibmaterial, nun wartet er in meinem Stübchen, und hier ist das Briefchen, das er an das Fräulein abgegeben haben will."

„Das geht nicht an," sagte das Kammermädchen, ich kann das Fräulein nicht aufwecken, sie ist erst um fünf Uhr morgens zu Bett gegangen und hat mir noch nicht geklingelt."

„Wetter, lassen Sie ihn laufen, den Mann mit dem Bart," sagte Leporello, „soll ich mit ihm reden?"

„Nein," versetzte Astarte, nachdem sie sich ein paar Augenblicke besonnen, „Herr Durand hat vielleicht wohl gethan, und ich will es darauf wagen und das Fräulein aufwecken, um ihr diesen Brief einzuhändigen."

Zehn Minuten darauf kam Astarte in größter Eile wieder.

„Ach Gott — das war ein glücklicher Gedanke," sagte sie zu Leporello, „daß ich dem Fräulein den Brief gebracht habe."

Dann wandte sie sich zum Thürhüter.

„Schnell, schnell, Herr Durand, bitten Sie den Herrn, er möge eintreten, und führen Sie ihn hierher."

Der Thürhüter beeilte sich, Folge zu leisten, und kam bald darauf mit Bamboche zurück.

Man wird sich erinnern, daß der Straßenräuber, den man zweier Mordthaten beschuldigte, und der nach seinem Entkommen aus den Gefängnissen von Bourges von Wald zu Wald gehetzt wurde, durch Beaucadet und die ihm untergebenen Gensdarmen in einem Gehölz, das dem Grafen Duriveau gehörte, beinahe festgenommen worden wäre, aber er traf zuerst mit Bête-Puante, der ihm in seinem Schlupfwinkel einen Zufluchtsort zugestand, kam später mit Herr Dumolard zusammen, welchem letzteren er seine Kleider, sein Pferd und die Börse mit fünfundfünfzig Louisd'ors raubte, deren Verlust der dicke Mann so schmerzlich beklagte. Mittels dieser Summe hatte nun Bamboche mit unsäglicher Mühe es dahin gebracht, daß die Polizei seine Spur verlor, und endlich Paris erreicht, wo er nicht ohne Grund besser verborgen bleiben zu können hoffte. Und da ihm endlich Basquine eingefallen war, deren glänzende Stellung er sehr wohl kannte, hatte er die Hoffnung gefaßt, daß seine Jugendfreundin ihm ihren Beistand nicht versagen werde.

Bamboche, dessen dicker, brauner Bart ihm das halbe Gesicht bedeckte, und den ein breites, schwarzes Band, das er über das linke Auge gelegt, noch mehr verstellte, war anständig gekleidet, aber seine harten Züge, seine Blässe, der wilde Ausdruck seines Gesichts rechtfertigten das Bedenken des Thürhüters, einen solchen Menschen ohne Weiteres zu seiner Herrin hineinzuführen, hinlänglich.

„Wollen Sie sich die Mühe nehmen, lieber Herr, und hier durchgehen," sagte Astarte zu Bamboche, indem sie ihn verstohlen mit einer Mischung von Neugierde, Furcht und Verwunderung ansah und nicht zu begreifen schien, weshalb ihre Herrin so große Eile haben möge, einen solchen Besuch bei sich zu empfangen.

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde nachdem Bamboche zu Basquine hineingegangen, kam Astarte zu Leporello und sagte ganz verblüfft zu ihm:

„Ach Gott — denke Dir!"

„Was denn, Beste?"

„Der Mann mit dem schwarzen Band soll hier frühstücken."

„Wie?"

„Soll hier zu Mittag essen."

„Was?"

„Hier schlafen."

„Satan!"

„Hier wohnen —"

„Also wenigstens ein Bruder."

„St!" sagte Astarte leise mit geheimnißvoller Miene.

„Was denn?"

„Es ist ein politischer Verurtheilter, der aus dem Gefängniß entwischt ist, wo er seit den Aufständen gesessen hatte."

„Ah so — da versteh ich — der arme Kerl — ein politischer Verurtheilter! — das erinnert mich an Herrn Lebouffi, den majestätischen Deputirten, über den wir so viel gelacht haben — der sich die Glatze so sorgfältig wusch, wenn er als Redner in der Kammer auftreten wollte, um mit der Glatze zu glänzen, wie mein früherer Herr mit seiner feinen Wäsche glänzte."

„Dieser unglückliche Mann," fuhr Astarte fort, „scheint es müde zu sein im Gefängniß zu glänzen, auch hat das Fräulein uns in Bezug auf ihn die strengste Verschwiegenheit anempfohlen. Wir Beiden sollen die Einzigen im Hause sein, die von seiner Anwesenheit unterrichtet sind. Er wird in dem Zimmer schlafen, das auf der andern Seite der Linnenkammer liegt und auf den Garten hinaussieht — ich allein habe den Schlüssel dazu. Was seine Speise anbetrifft, so mußt Du das Nöthige beim Abtragen von den Schüsseln, ehe sie in's Anrichtezimmer zurückgebracht werden —"

„Sehe wohl — aber der Thürhüter, der den Herrn hat herein kommen sehen —"

„Das Fräulein hat auch daran gedacht — Du sagst dem Thürhüter, er möge diesen Brief sogleich zum Vicomte Scipio bringen. Während der Zeit, daß Durand diesen Auftrag ausrichtet, vertrittst Du seine Stelle in dem Stübchen, und wenn er wieder kommt, wird angenommen werden, Du habest dem Manne mit dem schwarzen Bande die Thür aufgemacht und ihn hinausgehen sehen."

„Das geht sehr gut. Also der Vicomte Scipio ist jetzt wieder in Paris?"

„Muß wol sein — ich habe seine Handschrift unter den Briefen bemerkt, die ich so eben zum Fräulein brachte, als sie nach mir klingelte, um mir zu sagen, daß der Mann mit dem schwarzen Bande hier wohnen würde. Ja, der Vicomte ist so gewiß in Paris, als das Fräulein Dir sagen läßt, sie sei durchaus nur für ihn zu Hause, und er werde gegen drei Uhr kommen."

„Gut, ich werde dem Thürsteher die Weisung geben, wenn er mich in seinem Stübchen wieder ablöst, und hier Niemanden annehmen als den Vicomte Scipio. Aber da fällt mir erst ein, daß ich ihn niemals gesehen habe."

„Schadet nicht, der Thürhüter kennt ihn. Er wird Niemanden anders heranlassen, Du kannst also dem Vicomte nur ruhig aufmachen."

„Das ist einerlei — zu mehrer Sicherheit will ich ihn doch, ehe ich ihn anmelde, nach seinem Namen fragen."

„Ich will ihn Dir übrigens beschreiben," sagte Astarte, „das hübschefte Gesicht, das man sehen kann, kastanienbraunes Haar, ein kleiner, gekräuselter, blonder Schnurrbart, braune Augen — so groß — und Perlenzähne."

„Satan, Mademoiselleben — Sie scheinen ihn sich genau angesehen zu haben, den hübschen Vicomte."

„Und dazu," sagte Astarte und zuckte bei Leporello's Bemerkung die Achseln, „weder zu groß noch zu klein, ein äußerst zierlicher Wuchs und ein eben so feines Auftreten, wie Dein früherer Herr Don Juan hatte."

„Bei so viel Vorzügen begreif' ich's wohl, daß das Fräulein ihn warm hält, wie Du Dich ausdrückst — auch wäre mir an der Stelle Deiner Gebieterin zum Einschläfern so ein hübscher Junge willkommner, als — ihre kleine Porzellanpfeife."

„Willst Du schweigen, unsittlicher Mensch — rasch, mach fort zum Thürhüter — ich will das Versteck des Mannes mit der schwarzen Binde in Ordnung bringen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gegen drei Uhr führte Leporello den Vicomte Scipio Duriveau in Basquine's Salon.

„Möchte der Herr Vicomte die Güte haben, einen Augenblick zu warten," sagte Leporello zu ihm — das Fräulein wird sogleich hier sein."

Scipio nickte mit dem Kopf — Leporello ging.

Während der Vicomte auf Basquine wartete, beendigte diese mit Astarte's Hülfe ihre Toilette. Mehre Gewänder von verschiedenen Farben und verschiedenem Schnitt, die hier und da über den Lehnsessel gehängt waren, bewiesen, daß Basquine verschiedene Anzüge probirt hatte, ehe sie bei einem stehen geblieben war, den sie ohne Zweifel unwiderstehlich zu machen gedacht — womit es ihr auch vollständig gelungen war.

Basquine, die zu der Zeit in der höchsten Blüthe ihrer blendenden Schönheit stand, hatte sich à la Savigné frisiren lassen; die tausend Löckchen ihres hellblonden Haares bauten sich seiden, fein und leicht um ihre herrliche Stirn und liebkosten ihre blassen Wangen — aber trotz dieser Blässe war Basquine's Gesichtsfarbe zugleich so sammetartig, so durchscheinend, so rein, daß diese Blässe einen um so eigenthümlicheren Reiz hatte, da sie mit dem Purpur ihrer Lippen und dem Feuer ihrer großen Augen mit kastanienbraunen, fast schwarzen Wimpern einen Gegensatz bildete, wie diese wieder mit den lustigen Löckchen ihres Haarschmuckes, die ganz Hauch und Luft zu sein schienen; zwei breite Bänder von lebhaftem Rosenroth und mit Weiß glacirt schlangen sich durch ihr Haar.

Ueber ihrem rothseidnen Kleide trug Basquine eine Art Tunica von schwarzem Atlas, die sehr weit ausgeschnitten, in der Taille stark zusammen gezogen war und kaum bis an's Knie reichte, wo sie von einer breiten, schwarzen Borde eingefaßt wurde, die in einen großen schwarzen Spitzenbesatz auslief, der bis auf die Füße reichte, und durch deren Netzwerk die funkelnden Widerscheine auf dem rothseidenen Gewande spielten, nur zwei kleine Puffenärmel unterbrachen den reizenden Umriß, an welchen sich die runden, feinen, fleischigen Arme, die Schultern mit ihren Grübchen und der bezaubernd schöne Hals anschlossen. Der Ausschnitt des schwarzen Corsetts, der in Form eines V gemacht war, hätte fast die Hälfte der beiden elfenbeinartigen Brüste aus der breiten, weißen Wölbung zwischen ihnen frei gelassen, wäre nicht von einer großen Schleife von rothem Band, die an der Spitze des Ausschnittes angebracht war, verschwiegenerweise ein rosiger Schatten auf den Schnee des festen Busens gefallen.

Basquine stand vor ihrem Spiegel und gab den leichten Locken ihrer Frisur die letzte Vollendung — eine gewisse reizende Nachlässigkeit und Natur, die alle Ordnung und Symmetrie übertrifft. Dann schnürte sie mit einer Schnalle aus schwarzem Achat das breite Band, das ihrer so schon unglaublich schlanken Taille als Gürtel diente; war doch diese seit ihrer frühen Kindheit, so zu sagen, gebrochen worden, wovon sie eine Biegsamkeit behalten hatte, von der allein die unglaubliche Beweglichkeit der spanischen Tänzerinnen eine Vorstellung geben kann. Basquine konnte, wie diese, ihren dünnen Natterleib rechts, links, vorwärts, rückwärts unduliren lassen und sich wenden wie eine Schlange, während bei solchem wollüstigen Hin- und Herwiegen ihre schönen Hüften sich kaum bewegten.

Es war unmöglich etwas Verführerischeres zu sehen, als Basquine in diesem Anzuge. Nie hatte Astarte sie eine so ängstliche Sorgfalt auf ihre Toilette wenden sehen, und niemals hatte sie auch ihre Gebieterin so hübsch gefunden.

Das Kammermädchen hörte bescheiden an die Thür des Schlafzimmers klopfen und fragte:

„Wer ist da?"

Leporello's Stimme antwortete von draußen:

„Der Herr Vicomte Duriveau wartet auf das Fräulein im Salon, und hier ist ein Brief für das Fräulein gekommen. Antwort ist nicht nöthig."

Astarte machte die Thür ein wenig auf, nahm den Brief, den Leporello ihr darreichte und übergab ihn ihrer Herrin.

Kaum hatte diese ihn erbrochen, so konnte sie sich nicht enthalten auszurufen:

„Auch er in Paris?"

Nachdem sie diesen Brief, den Martin geschrieben, aufmerksam gelesen, warf sie ihn in's Feuer und sah ihn nachdenklich mit seltsamem Lächeln verbrennen, dann fuhr sie auf, nachdem sie ein paar Augenblicke wie träumend in sich versunken und sagte zu Astarte:

„Vergessen Sie ja nicht meine Weisungen in Betreff des Mannes, der sich hier ein paar Tage verborgen halten wird — ich werde mich für Ihren Pflichteifer und Ihre Verschwiegenheit erkenntlich bezeigen."

„Das Fräulein können versichert sein, daß das Geheimniß bewahrt werden wird."

„Ich verlasse mich auf Sie, Astarte, bedenken Sie, daß die geringste Unvorsichtigkeit großes Unheil nach sich ziehen könnte."

„Sein Sie ganz ruhig, Fräulein, ich stehe für Leporello wie für mich selbst ein."

„Das glaub' ich Ihnen, sagen Sie ihm auch, daß ich absolut für Niemand zu sprechen bin."

Mit diesen Worten ging Basquine durch ein Zimmer hin, das an ihr Schlafzimmer stieß und stand gleich darauf dem Vicomte gegenüber.

Beim Anblick Scipio's schauderte Basquine unmerklich zusammen. Eine höllische Freude zuckte durch ihren Blick — sie glaubte die Rache, auf die sie so lange gesonnen, die sie seit so langer Zeit abgewartet, in Händen zu haben, sie hatte sie in Händen — und diese Rache konnte schrecklich sein.

Der erschreckende Ausdruck von Bosheit in Basquine's Gesicht ging so schnell wieder vorüber, daß Scipio ihn nicht bemerkte. Er war so weit davon entfernt, daß ihm, obgleich er an den blendenden Glanz von Basquine's Schönheit gewöhnt war, diese Schönheit ihm niemals wunderbarer und besonders niemals wollüstiger vorgekommen war, auch erzitterte er, als er sie erblickte, vor Liebe und Begierde und rief frohlockend:

„Ich hab's durchgesetzt! — Mein Vater kommt morgen — Sie werden die Bedingungen meiner Heirath mit Raphaële vorzuschreiben haben."

„Ach, eingefleischter Teufel," sagte Basquine und fiel Scipio um den Hals, indem sie ihn mit ihren lieblichen Armen umschlang.

„Sind Sie jetzt zufrieden, rosenfarbener Satan?" antwortete der Vicomte und umschlang die zierliche Taille, so zu sagen, mit seinen zehn Fingern, während er in ungeduldiger Gluth mit seinen Lippen Basquine's Mund suchte, aber diese wußte diesem Kuß auszuweichen, und obgleich Scipio sie noch immer um-



schlungen hielt, beugte sie sich so stark hinten über und etwas nach der einen Seite, daß sie mit schlanker Wendung gleichsam dem jungen Manne über dem Arm hing; dann blieb sie in dieser Stellung, welche der reizenden Hingebung der antiken Erigone an die Seite zu stellen gewesen wäre, halb zurückgebeugt liegen und heftete ihre großen, feuchten, umschleierten, schmachtenden Blicke auf Scipio, während ihre Rosenlippen einen glühenden Seufzer aushauchten und dabei den weißen Schmelz ihrer Zähne blicken ließen.

Dem Scipio ward schwarz vor den Augen, seine Wangen rötheten sich — berauscht und liebetrunken neigte er sich über Basquine und sagte mit bebender, flehender Stimme zu ihr:

„O Du bist schön! Ich liebe Dich! — Ja, Du bist nun mein."

Kaum hatte er diese Worte zu sprechen, als Basquine sich behend und rasch wie eine Natter der leidenschaftlichen Umschlingung des jungen Mannes entwand und, als machte sie sich einen Vorwurf daraus, daß sie sich beinahe von einer unwillkürlichen Regung hätte hinreißen lassen, sagte:

„Nein — nein bin ich denn närrisch?"

Dann saß sie in einem Lehnsessel am Kamin und verbarg ihr Gesicht in ihren beiden Händen.

Scipio lief zu ihr und rief:

„O, es hilft Dir nichts, daß Du es nicht gelten lassen willst, Du liebst mich, Du bist mein und —"

Scipio konnte nicht zu Ende reden. Basquine hob den Kopf in die Höhe und brach in höhnisches Lachen aus; ihre Züge hatten auf einmal ihren ironischen, verächtlichen Ausdruck wieder angenommen.

„Ach es ist schrecklich — immer noch dieselbe," rief der Vicomte verdrüßlich und betrübt, obgleich er an die Wahrheit der Liebesneigung glaubte, die Basquine zu fühlen geschienen hatte — eben erst hörte sie auf die Stimme ihres Herzens, und nun nimmt sie, um sich über mich lustig zu machen, ihre stolze, spöttische Larve wieder vor — muß sie denn auch in der Liebe Schauspielerin sein?"

„Und Sie, sind Sie nicht der durchtriebenste Spitzbube, das heißt der bewundernswürdigste Schauspieler von der Welt? Da sagt er mir, der Vater werde kommen, und er wolle nicht, wie er so oft gethan, mit einer Lüge das Vertrauen eines armen Mädchens täuschen," und Basquine schlug die Augen heuchlerisch nieder.

„Mein Vatee kommt morgen, ich schwör' es Ihnen," rief Scipio.

„Nun gar ein Eid?" sagte Basquine lachend, „da müssen Sie eine ganz besondere Lüge in Bereitschaft haben."

„Aber," versetzte Scipio mit fieberhafter Ungeduld, „hab' ich Ihnen nicht geschrieben, daß an dem Tage nach dem Auftritt mit meinem Vater, bei dem ich, wie ich wenigstens glaube, einige Energie an den Tag gelegt —"

„Wenn Ihre Erzählung wahrheitsgetreu ist, und das will ich glauben, so sind Sie zum Entzücken gewesen, voll Kühnheit und Frechheit — den Grafen immer mit seinen eigenen Waffen zu schlagen — ihm auf jeden einzelnen Vorwurf zu antworten: was ich gethan habe, hast Du auch gethan — das wae äußerst piquant!"

„Nun gut, hab' ich Ihnen nicht geschrieben, daß er den Tag darauf zu mir gesagt hat: Pah, es war recht albern von mir, daß ich mich gestern gegen die Bedingungen auflehnte, die Du für Deine und also auch für meine Heirath stelltest, Du Schlingel — ich werde Basquinen einen Besuch machen, sie ist die gesuchteste Dame in Paris und geistreich wie ein Satan — sehen Sie, wir wollen schon mit einander fertig werden."

„Nun wollen Sie gewiß, daß ich Ihrem Vater den Kopf verrücken soll."

„Um Gotteswillen hören Sie mich zu Ende — ich spreche ernsthaft — dann setzte mein Vater hinzu: Nur kein Wort von diesem etwas freisinnigen Schritte zu Deiner armen Raphaële — Alles, was ich von Dir verlange, ist, daß Du wenigstens, bis wir Beide, Du und ich, verheirathrt sind, Rücksichten gegen sie beobachtest — hinteeher kannst Du thun, was Du willst. — Das sind die Worte meines Vaters, die er voe acht bis zehn Tagen zu Tremblay zu mir gesprochen."

„Vor acht bis zehn Tagen, gut — abee seitdem?"

„Er hat zwei oder deei Mal auf dieses Versprechen zurückkommen wollen."

„Ah, es ist klar, Sie haben mich angeführt."

„Aber hören Sie mich doch an, und statt mich aufzuziehen, werden Sie mich vielleicht bewundeen müssen."

„Ich bewundere Sie so geene, theurer Scipio!"

„Sie wissen, mein theurer Herr Vater ist in gewissen Punkten der abgefeimteste Kerl von der Welt. Er rühmt sich dessen und hat ein Recht dazu, und so hatte er denn auch, da er sah, daß er mit Drohungen gegen mich in Betreff der Bedingungen, an die ich seine Heirath knüpfte, nichts ausrichten könne, sich dieselben zuletzt gefallen lassen. Gleichwol hat er, wie er denn sehr fein ist, trotz dieses Veefsprechens seit acht Tagen zwei oder drei Mal versucht, mich in eine Falle zu locken, und zwar dadurch, daß er, zu meinem großen Erstaunen, eine für ihn ganz neue Rolle spielte, in der ich ihn übrigens mittelmäßig gefunden habe — wie ich ihm auch im Vertrauen eröffnet habe."

„Und was für eine Rolle war das?"

„Er hatte sich schon das unschuldige Veegnügen gemacht, den strengen Vatee zu spielen — jetzt wollt' er es auf einmal mit dem empfindsamen Vatee versuchen. Und in einee großen Effectscene fing er an zu weinen — waheхaftig ganz gut — eecht sehr gut."

„Der Abgefeimte," sagte Basquine mit spöttischem Lächeln, „das war wirklich stark!"

„Ei, Sie können sich wol denken, daß ich mich nicht werde habe bethören lassen — auch nicht für eine Secunde. Es war für ihn ein schöner Augenblick — und für mich auch —"

Nun weiter, Sie allerliebster Satan?"

„Ee nahm eine erbärmliche Stimme an und sagte: Du siehst mich weinen — und das macht gar keinen Eindruck auf Dich. — Geh' doch, sagte ich zu ihm — meinst Du — wenn ich an Deine Thränen glaubte, würd's Dir ja gar zu lächerlich vorkommen."

„Scipio, dafür muß ich Deine schönen, großen Augen küssen — fahr fort und verdiene Dir noch einen andern Kuß von mir — ich vergehe vor Begierde zu erfahren, wie bei dem Allen Dein Vater sich darauf einlassen kann, hierher zu kommen und sich meine Bedingungen gefallen zu lassen."

„Erst den Kuß — o — den Kuß!"

„Nein — nein — nur zu — reden Sie — schnell."

„Nun wohl — da der Urheber meiner Tage sah, daß ich ihn als empfindsamen Vater mittelmäßig fand, wollte er wieder den strengen Vater annehmen. Und wie er da polterte und fluchte, antwoetete ich mit der Kaltblütigkeit, die Sie an mir kennen: Erinnere Dich doch der prächtigen Geschichte von dem Narren von Ehemann, den Du unter Thränen verstehen ließest, Deine Liebe zu seiner Frau sei gänzlich platonisch, und ihn damit deemaßen rührtest, daß er selbst helle Thränen weinte — während Du doch gerade denselben Abend zu ihr bestellt warst. Erinnere Dich doch daran, daß Du mir bei der Gelegenheit die Lehee gegeben hast: Du mußt Dich darauf einüben, o mein Sohn, daß Dir die Thränen lose sitzen, das kann Dir bei den Weibern sehe nützlich werden, dann und wann, wie Du aus dem angeführten Beispiel siehst, auch bei den Männern."

„Scipio, ich bete Dich an!" rief Basquine, dann versetzte sie mit angenommenem Ernste, „fahren Sie fort, mein Herr."

„Du hättest damals hinzusetzen sollen — sagte ich weiter zu meinem Vater — wenn die Thränen lose sitzen, das kann auch dazu dienen, den Sohn zu rühren, den man etwa bekommen könnte — aber bei mie faßt Deine thränenselige Verschmitztheit nicht — ich bin ein unerweichlicher Sohn. — Als ee nun sah, daß sein Spiel verrathen wae, wurde er wieder er selbst, das heißt, der Vatee, dee übee Alles hinweg ist — und sagte lachend zu mir: Nun, ich sehe wol, Schlingel, ich muß Dir in Allem den Willen thun — so will ich denn übermorgen Deinen Satan von Basquine besuchen. — So sprach ee voegestern, und —"

Scipio konnte nicht ausreden.

In diesem Augenblicke klopfte Leporello und trat trotz des ausdrücklichen Verbotes seiner Herrin, Niemanden vorzulassen, herein — er hielt in der Hand einen Teller, auf dem ein Brief lag.

Dieser Brief war vom Grafen Duriveau, der im anstoßenden Zimmer wartete.

Fünftes Kapitel.

Basquine.



Basquine war bei Leporello's Anblick sehe verwundert und sagte zu ihm:

„Ich hatte Ihnen durchaus verboten, hereinzukommen — was wollen Sie?"

„Ich muß sehe um Entschuldigung bitten, Fräulein," antwortete Leporello, „abee es ist ein äußerst dringender Brief und sehe wichtig, wie man sagte, und ich glaubte, ich dürfte wol — trotz Ihres Befehls —"

„Geben Sie den Brief her," sagte Basquine und nahm ihn zu sich.

Eine leichte Röthe überzog auf einen Augenblick das bleiche Antlitz des jungen Mädchens, und sie schien einen Augenblick in heftiger Unruhe zu schweben, abee nach kurzem Besinnen war sie offenbar nicht nue beruhigt, sondeen voll Freude, und wandte sich zu Leporello mit den Worten:

„Sie können den Herrn, dee Ihnen den Brief übergeben hat, hereinkommen lassen."

Leporello ging hinaus.

„Das ist unleidlich," sagte Scipio und stampfte mit dem Fuße, „kann man denn keinen Augenblick mit Ihnen allein sein?"

„Schnell, schnell," sagte Basquine, stand auf und öffnete die Thür eines kleinen Cabinets, das an den Saal stieß.

„Treten Sie da hinein."

„Ich?" sagte Scipio verdutzt, „und weshalb?"

„Wollen Sie einee Unterredung mit Iheem Vater beiwohnen?"

„Meinem Vatee?"

„Dieser Brief kommt von ihm — er ist so dringend, wie etwas sein kann, er verlangt mich augenblicklich zu sprechen."

„O, jetzt wirst Du mir Glauben schenken," rief Scipio voll Freude und Stolz und wollte Basquinen in seine Arme schließen.

„Sie sind der Teufel in eigener Person," sagte Basquine und schob Scipio sanft in das Cabinet — „wirklich und wahrhaftig Ihren Vater zu diesem Schritt bewegt zu haben — das ist unerhört, sinnberückend!"

„Ich habe mein Wort gehalten," rief Scipio mit glühender Wange und feurigem Auge, und er faßte Basquine bei beiden Händen, „jetzt ist die Reihe an Dir."

„Hab' ich nicht noch mehr Lust als Du — mein Woet zu halten, Böser?" lispelte Basquine dem Scipio in's Ohe, und zwar aus solcher Nähe, daß ihre Lippen des jungen Mannes Wange und Haar streiften — dann setzte sie hinzu:

„Schnell — verbirg Dich, Dein Vater kommt."

Und damit schloß sie die Thür des Cabinets hinter dem Vicomte zu.

Das plötzliche Eintreffen des Grafen Duriveau hatte Basquinen, obgleich sie auf Scipio's Versprechen hin seinem Besuch in Bälde entgegensah, zuerst ein wenig aufgeregt — denn das Zusammentreffen des Vicomte mit seinem Vater konnte Ergebnisse herbeiführen, die ihren Plänen verdeeblich zu werden geeignet waren, auch wae sie einen Augenblick auf dem Punkte, den Herrn Duriveau abweisen zu lassen, doch sogleich stellte sie die Betrachtung an, daß diese Unterredung, deren unsichtbarer Zeuge Scipio wäre, welches auch ihr Ausgang oder ihr Charaktee sein möchte, iheen Haß- und Rachegedanken vielleicht herrlich zu Statten kommen würde, und so beeilte sie sich, den Grafen hereinfüheen zu lassen.

In dem Augenblick, wo sie Scipio in dem Cabinet eingeschlossen hatte, waed Herr Duriveau von Leporello gemeldet.

Bei den verstohlenen, forschenden Blicken, die der Graf beim Eintritt in das Zimmer umher warf, sagte Basquine zu sich selbst:

„Ee glaubt seinen Sohn hier."

Und als sie darauf sah, wie der Blick des Herrn Duriveau eine Secunde auf die Thüre des Cabinets geheftet blieb, sagte sie ferner zu sich selbst:

„Er vermuthet, Scipio sei dein̄en — desto besser."

Sie irrte sich nicht. Scipio's Vater war gerade an diesem Tage und gerade zu dieser Stunde gekommen, weil er seinen Sohn bei Basquinen wußte; denn er wae ihm von Weitem nachgegangen und hatte ihn zu ihr eintreten sehen.

Das Gesicht des Grafen hatte einen so strengen, so hochfahrenden, so herben Ausdruck, daß Basquine auf der Stelle inne ward, daß er hintee der Maske der Gefälligkeit, die er damit an den Tag legte, daß er dem frechen Andringen seines Sohnes Folge leistete, irgend einen geheimen Plan verbaeg.

Dee Graf blieb nicht nur für die blendende Schönheit Basquine's unempfänglich, sondern konnte sogar, da ee sie erblickte, sich nicht enthalten, voll Widerwillen, ja fast mit Entsetzen, zurückzutreten — denn unwillkürlich gedachte er an die drohende Prophezeihung des Claudius Gérard und an den teuflischen Haß gegen Scipio und seine ganze Sippschaft, der, wie Martin's Memoiren ihn belehrt hatten, Basquine beseelte, doch bald faßte er sich; denn er gedachte daran, daß er mit dem festen Entschluß, seinen Sohn dem Einfluß dieses gefährlichen Weibes zu entziehen, dieses Haus betrete.

Basquine warf einen fast unmerklichen Blick auf die Thür des Cabinets, in welchem sie Scipio eingeschlossen hatte, wies auf einen Lehnsessel und sagte zu dem Grafen mit vollkommenee Ruhe:

„Haben Sie die Güte, sich zu setzen, mein Herr."

Der Graf machte von dem Sessel keinen Gebrauch, sondern trat an den Kamin, blieb doet stehen und sagte von oben herab, indem er in seine Stimme eine gleichmäßige und ruhige Betonung zu legen suchte:

„Mein Besuch kam Ihnen wol nicht unerwartet, Fräulein; denn wie hätte ich sonst Zulaß zu Ihnen gefunden?"

„Allerdings — ich hoffte schon darauf, daß ich das Vergnügen haben würde, Sie zu sehen, mein Herr."

„Lassen Sie uns ohne Umschweife reden, Fräulein," sagte der Graf barsch — „ich habe verlangt,

mein Sohn sollte Fräulein Wilson heirathen, und mein Sohn hat mir noch gestern erklärt, er werde sich auf diese Heirath durchaus nicht einlassen, wenn nicht ich, sein Vater — und der Graf betonte dieses Wort mit verhaltenem Zorn — mich herbeiließe, mich über die Sache mit Ihnen zu verständigen."

„Nun ja, mein Herr," sagte Basquine höhnisch, — darauf mach' ich in der That Anspruch."

„Sie machen darauf Anspruch!" versetzte Herr Duriveau und konnte kaum an sich halten, „und so gedenken Sie also mir Bedingungen vorzuschreiben?"

„Ganz unausbleiblich, mein Herr, und Sie zeigen sich so bereitwillig, sie zu vernehmen, daß es mir ein rechtes Vergnügen macht, Sie mit ihnen bekannt zu machen. Zuvörderst —"

„Genug, Fräulein," rief der Graf ungestüm, „genug! — Wenn Sie mich für so feige, so niedrigdenkend halten, daß ich mir eine so schimpfliche Behandlung gefallen lassen sollte, so muß ich Sie je eher je lieber aus Ihrem Irrsinn reißen."

„In diesem Falle, mein Herr," versetzte Basquine mit vollkommen kaltem Blute, „möchte ich mir, so sehr ich die Ehre Ihres Besuches zu schätzen weiß, doch die Frage erlauben, womit ich diese Gunst verdient habe; denn ich weiß mir dann Ihre Anwesenheit nicht zu erklären."

Der Graf, den Basquine's ironische Kälte empörte, suchte ruhig zu bleiben und versetzte:

„Um Ihnen den wahren Zweck meines Besuches zu erklären, Fräulein, muß ich etwas weiter zurückgehen."

„Ich bin ganz Ohr, mein Herr."

„Fräulein, ich war der vertraute Freund eines Mannes, den Sie zur Verzweiflung, zum Selbstmorde gebracht — und es scheint, daß Sie die Absicht haben, auch meinen Sohn zu diesem traurigen Aeußersten zu treiben."

„Ich bin nicht so arm an Erfindung, um dasselbe zwei Mal zu thun," antwortete Basquine mit schrecklichem Hohne.

„Ich zweifle allerdings ganz und gar nicht an dem Reichthum Ihrer Einbildungskraft, Fräulein. — Also ich war der vertraute Freund von einem Derer, die Ihr Opfer geworden sind — ich ziele damit auf den unglücklichen Marquis d'Henneville."

„Und das heißt," unterbrach Basquine den Grafen, „daß Sie mein Feind sind."

„Ihr unversöhnlicher Feind, Fräulein."

„Solche Aufrichtigkeit macht einen angenehmen Eindruck."

„Was aber vielleicht einen weniger angenehmen Eindruck auf Sie machen wird, Fräulein, ist, daß mir der erbitterte Haß, mit welchem Sie meinen Sohn verfolgen, nicht unbekannt ist. Dieser Haß," setzte der Graf hinzu und erhob die Stimme, damit Scipio ihn hören könnte, „dieser Haß schreibt sich schon aus alter Zeit her."

„Aus der Kindheit, wollen Sie sagen, nicht wahr?" sagte Basquine so gleichgültig wie möglich, „das Bettlermädchen im Walde von Chantilly, die kleine Sängerin in Sceaux, die arme Statistin im Theater des Funambules — das bin ich Alles gewesen. Ist dies das schreckliche Geheimniß?"

Der Graf verlor die Fassung. Er hatte erwartet, Basquine mit dieser Entdeckung zu vernichten — sie kam derselben zuvor; denn sie merkte, was auf diese Worte des Herrn Duriveau folgen sollte, und hielt es für angemessener, diesem Vorwurf zuvor zu kommen, obgleich sie freilich sich nicht zu erklären wußte, wie der Graf hinter diese Einzelheiten gekommen sein möge.

Basquine fuhr also fort, indem sie die Verwirrung des Herrn Duriveau benutzte:

„Ihr Sohn hat mich bei unserem wiederholten Zusammentreffen immer nicht wieder erkannt, nicht wahr? Aber ich, der freilich das Gedächtniß, das dem Haß eigen ist, zu statten kommt, ich habe den boshaften, kleinen Vicomte nicht vergessen, und sobald die Gelegenheit sich darbot, das arme, gute Kind, das, wie Jedermann weiß, die Unschuld und Offenheit selbst ist, heimtückisch in meine Netze verstrickt, um mich auf irgend eine schreckliche, unerhörte Weise an ihm zu rächen. Ist's nicht so, mein Herr? Sind nicht das meine greulichen Anschläge?"

„Das ist freilich die Sache," sagte Herr Duriveau, der jetzt seine Ruhe wieder gewonnen.

„Nun, und weiter, mein Herr?"

„Nun, und weiter leid' ich's nicht, Fräulein, daß Sie die Raserei der Verderbtheit, von der mein Sohn besessen ist, noch höher steigern — ich werde ihn davon heilen — gründlich heilen, wenn auch mit harter Hand."

Bei diesen Worten erhob der Graf die Stimme, damit Scipio ihn ja hören könnte, und fuhr so fort:

„Mit Einem Wort, Fräulein, ich leid es nicht, daß mein Sohn Ihr Opfer wird, auch nicht, daß er Ihr Narr ist — obgleich er zu dieser lächerlichen Rolle unvergleichliche Anlagen besitzt."

Bei diesen Worten des Herrn Duriveau blinkte ein höllischer Freudenstrahl in Basquine's Augen, und sie blickte unwillkürlich nach dem Cabinet, in welchem Scipio eingeschlossen war.

Dann versetzte sie:

„Ich fürchte, mein Herr, Ihr Sohn wird Ihnen in Bezug auf die nicht sehr schmeichelhafte Rolle, die er nach Ihrer Ansicht bei mir spielt, nicht durchaus Recht geben."

„Das kann wol sein, Fräulein, mein Sohn ist sehr verderbt, das ist gewiß, aber er ist unglücklicherweise in Betreff Ihrer auch sehr leichtgläubig, ganz blind und ganz geckenhaft. Aber ich nehm' es über mich, ihm die Augen zu öffnen und ihn ganz wieder zu sich selbst zu bringen — versteht sich, immer in Betreff Ihrer."

„Scipio leichtgläubig, blind, geckenhaft?" versetzte Basquine lächelnd — aber wissen Sie auch wol, mein Herr, daß Sie mich eitel machen könnten? Die Zauberin Circe hatte ihre Liebhaber nicht vollständiger umgewandelt. Indessen, so sehr meine Eigenliebe dabei in's Spiel kommt, kann ich doch Ihre gütige Beschuldigung und die Allmacht, die Sie mir zuschreiben, nicht auf mich beziehen: ich muß, wenn Sie erlauben, dabei bleiben, daß Scipio, trotz meines Einflusses, geblieben ist, wie ich ihn immer gekannt habe, nämlich der liebenswürdigste, keckste, geistreichste junge Mann, der mir bekannt ist. Vielleicht werden Sie nun Ihrerseits behaupten, ich sei über ihn verblendet — meinetwegen — ist er's doch nach Ihrer Ansicht auch über mich."

„Sie verblendet? nein, nein, Fräulein," versetzte der Graf mit bitterer Ironie, „Ihre Augen sehen eben so scharf, wie sie schön sind. Sie wußten sehr gut, wozu Sie meinen Sohn verleiteten, als Sie von dem armen Narren forderten, er sollte die Frechheit haben, mir zu erklären, ich müsse Sie als die einzige Richterin über seine und meine Heirath gelten lassen. Nun wohl, Fräulein, meine Heirath und die meines Sohnes sollen statthaben — sollen statthaben Ihnen zum Trotz — ihm zum Trotz, wenn es sein muß. Mit Einem Wort, Scipio wird Ihnen entgehen, Ihnen zum Trotz und, wenn er sich untersteht, mir den Gehorsam zu verweigern, ihm selbst zum Trotz."

„Lieber Herr Graf," sagte Basquine im Tone feinen Spottes, der unserer unsterblichen Celimene würdig gewesen wäre, „Sie, der Sie ein Mann aus der guten Gesellschaft sind, ein Mann von unendlich viel Tact und Geist — —"

„Fräulein —"

„Ich bitte Sie, beschwichtigen Sie Ihre aufgebrachte Bescheidenheit, es könnte kommen, daß ich mit etwas viel weniger Schmeichelhaftem schlösse. — Wie — muß ich Ihnen das sagen — kann ein Mann von Erziehung, ein Weltmann, wie Sie es sind, davon reden, Jemand zu einer Heirath zu zwingen? Ich bitte Sie, wozu dieses Auftreten, das dem eines Alten in der Comödie gleicht, der ganz außer sich herbeigerannt kommt, um seinen Sohn von irgend einer Cidalyse zurückzuholen. Oder, um auf Ihre Weise den Ton nur gleich eine Octave höher zu spannen, sollte man nicht meinen, ich gedächte diesen seelenguten Scipio auf dem Altar irgend eines höllischen Dämons hinzuopfern? Sehen Sie, wie eitel ich bin," setzte Basquine halb lachend hinzu, „mir kommt es vor, als wenn ich damit, daß ich den Scipio mir hinopferte, viel Eifersucht rege machen würde. Glauben Sie es mir, es gelingt Ihnen doch nicht, die Leute glauben zu machen, ich sei ein schrecklicher Blaubart. Wahrhaftig, die Leute fürchten sich gar nicht vor mir! Also, Herr Graf, vergeben Sie sich nicht so viel, den Philister zu spielen — werden Sie wieder so ein skeptischer und geistreicher junger Vater, der, als wahrer großer Herr seinen Sohn wacker auferzogen hat, wie der Herzog von Richelieu Herrn von Fronsac erzogen hatte."

„Hier ist gar nicht die Rede von dem Herzog von Richelieu und dem Herrn von Fronsac, Fräulein, und ich bin kein großer Herr — mein Vater war ein reich gewordener Gastwirth, und mein Sohn ist der Enkel eines reich gewordenen Gastwirthes."

„O, lieber Herr, darauf kommt es ja nicht an. Sie machen vielmehr durch Ihr vornehmes Auftreten Ihren Herrn Vater zum großen Herrn. In Ihrer Familie schreibt sich der Adel statt von den Vätern vielmehr von den Enkeln her — wo ist das doch auch sonst der Fall? — Das ist die ganze Sache. Aber eben darum sollten Sie doch die spöttische, skeptische, glänzend geistreiche Mannesart, in der Sie Ihrem Sohne mit so gutem Beispiele voran gegangen, nicht ferner Lügen strafen — und besonders nicht mehr solche philisterhafte Phantasiespiele, nicht wahr?"

„Es wird mir schwer fallen, Fräulein, Ihrem Wunsche nachzukommen," versetzte der Graf, den die höfliche Unverschämtheit Basquine's fast außer sich brachte. „Mein Sohn mag geträumt haben, er sei der Sohn eines großen Herrn — es ist auch möglich, daß ich mir selbst Dergleichen habe träumen lassen, aber seit einigen Tagen," setzte der Graf ernst hinzu, „bin ich erwacht, und ich nehme es über mich, auch meinen Sohn aufzuwecken — wenn auch vielleicht ein wenig jäh — indessen soll er bei seinem Erwachen wenigstens eine gute, ehrliche Heirath in Aussicht haben."

„Und Scipio sollte sich dazu verstehen?"

„Ja, Fräulein."

„Daran muß ich zweifeln."

„Ich weiß, daß daran gar nicht zu zweifeln ist."

„Sie sind ohne Zweifel im Besitze irgend eines wunderbaren Zaubermittels, eines seltenen Liebestrankes."

„Allerdings — und da sind Zaubermittel und Liebestrank," sagte der Graf, zog ein Papier aus der Tasche und zeigte es Basquinen mit höhnischem, triumphirendem Lächeln.

„Und da sind ein guter Genius, eine schützende Fee aus ihrem Himmel herabgestiegen, um Sie damit zu begaben, Herr Graf?"

„Die schützende Fee ist ganz einfach die Obrigkeit."

„Die Obrigkeit?"

„Lieber Gott! — Ja! — Sie sehen, ich werde ein Erzphilister. Ich habe also der Obrigkeit ganz philisterhaft die ernstlichen Besorgnisse, die mir die Zukunft meines Sohnes einflößt, und die unwürdigen Handlungen, die er sich auf Antrieb eines schändlichen Weibes bereits habe zu Schulden kommen lassen, eröffnet; und indem ich dann ferner von meinem Vaterrechte Gebrauch machte, hab' ich vom königlichen Fiskal die nöthige Vollmacht erhalten, meinen Sohn festnehmen zu lassen. Diese Vollmacht ist das Zaubermittel, das ich Ihnen so eben gezeigt habe. Lehnt mein Sohn es ab, Allem, was ich von ihm, sei es heute, jetzt sogleich oder morgen, oder wenn ich will, verlange, blindlings zu gehorchen, so wird er in eine Besserungsanstalt abgeführt."

Bei dem unvorhergesehenen Streich, den der Graf mit dieser Eröffnung führte, fuhr Basquine zusammen, doch bald gewann sie ihre spöttische Kälte wieder und sagte:

„Das nenne ich geschickt operiren — ich muß es zugeben, mein Herr, Scipio kann freilich dagegen nichts machen — der Wurf ist glänzend."

„Sehen Sie wohl, Fräulein!" versetzte der Graf triumphirend. „Ich hatte also doch Recht, wenn ich Ihnen sagte, ich würde Ihnen meinen Sohn, Ihnen zum Trotz und allenfalls ihm selbst zum Trotz, entführen."

„Sie hatten mir auch gesagt, seine Heirath und die Ihrige —"

„Würden zu einer und derselben Zeit in Ordnung gebracht werden — freilich — und zwar Alles durch die Kraft meines Zaubermittels — denn ich werde zu meinem Sohne sagen: Entweder heirathest Du ohne alle Bedingung Fräulein Wilson, oder Du wanderst morgen in's Gefängniß, und da begreifen Sie denn wohl, Fräulein, daß seinerseits ein Zaudern kaum möglich ist. Uebrigens sind auf alle Fälle meine Maßregeln getroffen — vollkommen in Ordnung — mag er heirathen oder nicht. Ich, Fräulein, ich heirathe, und da Sie mich doch auf den Herzog von Richelieu hingewiesen haben, werd' ich damit zum letzten Male den großen Herrn spielen, daß ich zu meinem Sohne sage, was der Vater des Herrn von Fronsac zu seinem Taugenichts sagte."

„Und was sagte der Herzog von Richelieu zu seinem Sohne, mein Herr?"

„Herr von Fronsac — sagte er zu ihm — ich heirathe mit der Hoffnung, einen Sohn zu bekommen, der Ihnen ganz und gar ungleich sei."

„Immer besser — noch einmal, mein Herr, der arme Scipio findet an Ihnen einen tapfern Widersacher — sie schlagen ihn zu Boden. Darf ich aber jetzt auch wissen, welches der Zweck Ihres Besuches bei mir ist? Sie sind zu edel gesinnt, Sie denken zu ritterlich, als daß Sie blos herkommen sollten, um vor meinen Augen den Triumphator zu spielen und sich einem armen Mädchen, wie ich es bin, in dem ganzen olympischen Glanz Ihrer väterlichen Allmacht zu zeigen, zu deren schönsten Vorrechten es gehört, daß man die Leute einstecken lassen oder mit Gewalt verheirathen kann. Sollte man doch dabei fast mehr an einen Kadi denken. Indessen ist allerdings der Streich geschickt geführt. Aber so gut er geführt sein mag, mein Herr, so müßte ich doch sehr irren, wenn Sie hierher gekommen sein sollten, um meinen Beifall darüber einzuärnten."

„Es bedurfte allerdings eines sehr gewichtigen Beweggrundes, Fräulein, um mich zu Ihnen zu führen, um mich so weit herabzulassen, daß ich Sie auch nur einen Augenblick glauben lassen konnte, ich sei verächtlich genug, Ihren unverschämten Forderungen Gehör zu geben."

„Und dieser Beweggrund, mein Herr?"

„Fräulein —" fuhr der Graf fort, ohne auf diese Frage zu antworten, „mein Sohn ist hier."

„Mein Herr —" sagte Basquine und suchte Schrecken und Verlegenheit an den Tag zu legen.

„Ich sage Ihnen, mein Sohn ist hier."

„Aber, mein Herr."

„Da ist er," sagte Herr Duriveau und trat einen Schritt auf das Cabinet zu — „da muß er sein, deß bin ich gewiß."

„Ja, er ist da," sagte Basquine leise und that, als wäre sie in großer Angst — „aber nur still, ich bitte Sie um Gotteswillen — ich habe Furcht, daß er Sie gehört haben könnte."

„Ich habe laut gesprochen, damit er mich hörte," setzt der Graf hinzu und trat noch näher an die Thür, — ich habe von Anfang an gewußt, daß er dort sei."

„Mein Herr," rief Basquine, die immer mehr in Angst zu gerathen schien, und trat dem Grafen in den Weg — „Scipio muß jetzt — außerordentlich aufgeregt sein —"

„So?"

„O, nehmen Sie sich in Acht, mein Herr."

„Ich soll mich in Acht nehmen, weil Herr Scipio aufgeregt ist," sagte Herr Duriveau mit höhnischem Lächeln.

„Ich sage Ihnen, mein Herr, wenn er Sie erblickt, kommt er außer sich."

„Lassen Sie mich diese Thür aufmachen, Fräulein."

„O, nein Herr, halten Sie ein —" sagte Basquine und rang zitternd die Hände, als wäre sie ganz vernichtet. „Scipio würde schon da sein, wenn er sich nicht selbst vor dem Uebermaß des ersten Eindrucks fürchtete."

„Ich werde mit Ihrer Erlaubniß den Muth haben, es auf dieses schreckliche Uebermaß ankommen zu lassen."



„Um Gotteswillen, Herr Graf!"

„Lassen Sie es jetzt gut sein, Fräulein."

In diesem Augenblick that die Thür des Cabinets sich rasch auf.

Scipio trat heraus.

Er blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, als wollte er die schrecklichen Empfindungen, die der Anblick seines Vaters in ihm rege machten, zuerst besiegen oder doch zurückdrängen.

„Nun, da stehen sie einander gegenüber," sagte Basquine zu sich selbst und schoß einen Blick voll wilder Freude auf den Grafen und seinen Sohn — „Scipio mit Haß und Auflehnung im Herzen, sein Vater mit Drohungen auf der Zunge — sie sind mein!"

Sechstes Kapitel.

Das Versprechen.



Scipio blieb einen Augenblick stumm und unbeweglich an der Thür des Cabinets stehen, dann trat er langsam in den Salon, bleich und mit einem schrecklichen Ausdruck von Zorn, Haß und Auflehnung gegen seinen Vater, auf den er einen Blick finsterer Herausforderung schoß.

„Du wußtest also, daß ich da sei?" sagte er zum Grafen, „und darum hast Du so laut gesprochen?"

„So ist's," sagte der Graf mit fester Stimme, dann wandte er sich zu Basquine:

„Das ist der Grund, Fräulein, weshalb ich den greulichen Widerwillen überwunden habe, den mir eine Zusammenkunft mit Ihnen einflößte. Ich wußte, daß mein Sohn bei Ihnen sei — da in dem Cabinet sei — und in Ihrer Gegenwart, verstehen Sie mich wohl, in Ihrer Gegenwart, wollte ich ihm die herbe Lehre ertheilen, die, mit Hülfe meiner Festigkeit, ihm so doppelt nützlich werden wird."

„Keins Ihrer Worte ist mir entgangen, mein Herr," antwortete Scipio mit dumpfer Stimme, ich werde ihrer schon gedenken."

„Ich nehm' es über mich, die Erinnerung an sie wieder aufzufrischen, wenn es nöthig sein sollte," sagte Herr Duriveau, „und das in's Gedächtniß zurück zu führen, daß ich gerade in Gegenwart dieses Weibes, dessen schändlicher Einfluß Dich zur Auflehnung gegen mich verleitet hat, Dich wieder unter das väterliche Joch gebeugt habe; daß ich gerade in Gegenwart dieses Weibes, das Dich vielleicht noch mehr verachtet und verhöhnt, als sie Dich haßt, Dir diese heilsame Demüthigung habe angedeihen lassen."

„Und was ist der Zweck dieser Strafvollstreckung, mein Herr," sagte Scipio, „bei der Sie so väterlich den Büttel spielen?"

„Da die herzlichsten Worte, die zärtlichsten Bitten Deine unbeugsame Frechheit nicht haben besiegen können —"

„Ah, der Austritt mit dem empfindsamen Vater," sagte Scipio höhnend, „ich habe Ihnen davon erzählt, liebes Mädchen — ja der machte freilich wenig Effect, weil der Herr mir schon vor langer Zeit erzählt hatte, er habe sich darauf eingeübt, daß ihm die Thränen lose säßen."

Der Graf fuhr ruhig fort:

„— so blieb mir kein anderes Mittel übrig, als Dich da zu treffen, wo Deine verwundbarste Stelle ist, an Deinem Stolze — ich entschloß mich also, und ich bin entschlossen, diesen Stolz zu beugen, liebes Herrchen, so tief zu beugen, so tief, daß Du selbst vor diesem Weibe roth werden müßtest, und daß dieses Weib in Deiner Seele roth werden müßte. Jetzt biete ich Deiner Geckenhaftigkeit Trotz, von diesem Sturze wieder aufzustehen — Du, der über Alles hinaus sein wollte, der Alles und Alle belächelte, Du bist nun durch die väterliche Gewalt in Deine wahre Stellung zurückversetzt, in die eines halb ungehorsamen, halb närrischen Kindes, das man zuerst züchtigt, und das man, wenn es im Bösen und in der lächerlichen Raserei der Verderbtheit beharrt, am Ende wieder zurecht bringt."

„Herr Graf," rief Basquine, als wenn sie fürchtete, der Graf möchte Scipio zu sehr reizen, „nehmen Sie sich in Acht, es sind unbarmherzige Worte, die Sie sagen."

„Laß ihn doch, Theure," versetzte Scipio mit frecher Wegwerfung, „ich finde den Austritt lustig, ich habe meine Gedanken darüber und meinen Plan dabei — nur hat dieser Austritt einen Anstrich von feiger Heuchelei, welche die väterliche Gewalt des Herrn da in einem ganz neuen Lichte erscheinen läßt. Ich habe ihn den Vater spielen sehen, der über Alles hinweg ist, den wüthenden Vater, den empfindsamen Vater — da ist nun der Vater als Tartüffe. Denn noch heute morgen machte der Herr den lustigen Gesellen bei mir, während er den Verhaftsbefehl für mich in Händen hatte, noch gestern sagte er zu mir: Na, da Du es denn durchaus willst, Du Taugenichts, so will ich Basquine besuchen, aber kein Wort von dem Allen bei Madame Wilson. Uebrigens," versetzte Scipio mit doppeltem Hohn, „wundert mich das gar nicht; das Sprüchwort bleibt ewig wahr: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; der Sohn des Alten Duriz-de-veau, des reich gewordenen Wucherers, zeigt, wie reines Blut in seinen Adern rinnt, er macht es, wie's sein ehrenwerther Vater gemacht haben muß, wenn der widerspenstige Gläubiger, zu dessen Verhaftung er den Befehl in der Tasche trug, in irgend eine Falle gelockt werden sollte. Geben Sie es nur zu, Herr Graf, Judas ist nichts gegen Sie."

„Das Gleichniß hinkt," sagte der Graf mit eisiger Kälte, „wenn man einen Narren einsperren will, nimmt man sich wol in Acht, ihm vorher davon etwas merken zu lassen."

„Wahrhaftig, die Ausrede ist gut," rief Scipio mit Hohngelächter, „die erhabene, väterliche Gewalt hält sich nicht für zu gut, sich als Profoß des Bicetre zu verkappen."

„Ich habe Nachsicht mit Deinen Ungezogenheiten, ich muß Nachsicht mit ihnen haben; die Anwesenheit dieses Weibes treibt Deine Frechheit auf's Höchste, ich habe das erwartet und bei der Lehre, die ich Dir geben wollte, von vorn herein darauf gerechnet. Aber jetzt nur noch Eins: hätte ich nicht das Mittel in Händen, Dich jetzt und auf der Stelle dem Einfluß dieses Geschöpfes zu entziehen, so würde ich Dir wiederholen, daß sie geschworen hat, an Dir, wie sie schon bei Anderen gethan, Rache zu nehmen für alle die wohlverdiente Schmach, mit der sie seit ihrer Kindheit überschüttet worden — denn schon im Alter von zwölf Jahren war sie mit dem Landstreicherleben, dem Laster, dem Diebstahl vertraut — die Vielberühmte, der man jetzt die Pferde ausspannt, um sie im Triumph nach Hause zu ziehen."

„Ach, Herr Graf, schonen Sie wenigstens die Kindheit," sagte Basquine und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, als fühlte sie sich von diesem Vorwurf niedergeschmettert.

„Genug, Herr Graf, genug," sprach Scipio.

„Armer Geck," sagte sein Vater zu ihm, „Du meinst am Ende gar, ich hab' ihr weh gethan! Sei nur ganz unbesorgt, die frühe Gewöhnung an das Böse und an die Schmach hat ihr Herz versteinert, das sag' ich ihr in ihrer Gegenwart, um ihr damit zu zeigen, daß ich ihrem Hasse Trotz biete, wie man der Viper Trotz bietet, die man mit der Ferse erdrückt. Ja jetzt, da Du im Guten oder Bösen thun mußt, was ich verlange, gebiete ich es ihr, fordere ich sie dazu heraus, mir zu schaden. Willst Du dafür den deutlichsten Beweis haben? Ich lasse Dich mit ihr allein; denn es wird Dir wahrscheinlich nicht ganz angenehm sein, mit mir fortzugehen."

„Das ist freilich wahr — trotz der verdoppelten Sohnesliebe, die Deine väterliche Fürsorge in mir hervorruft," sagte Scipio mit bitterem Spotte, „erbitte ich demüthig, mir, wenn Du so gut sein willst, die Erlaubniß zu ertheilen, bei dem Fräulein zu bleiben. Du kannst Dir schon denken, wenn wir einmal unter uns sind, werden wir von Dir zu reden haben."

„Das ist billig," sagte Herr Duriveau und nahm seinen Hut.

„Wie," sagte Scipio, „Du versuchst mich gar nicht einmal mit Deinem Zaubermittel und Deinem im Namen des Königs, dazu zu bringen, daß ich mit Dir gehe?"

„Wozu das?" sagte der Graf, indem er auf die Thür zuging, „ich gebe Dir bis zum Abend sechs Uhr Zeit, damit Du einen Entschluß fassen kannst."

„Aber fürchtest Du denn nicht, daß ich Dir bis dahin entwische?" sagte Scipio.

„Nicht im Mindesten," war die Antwort des Grafen.

„Wie, Du verlangst nicht einmal ein Ehrenwort von mir als väterlicher Gefangener," sagte Scipio immer noch im Tone kalten Spottes.

„Ich brauche Dein Ehrenwort nicht," antwortete der Graf, indem er die Hand an den Klopfer der Thür legte. „Unten, an der Thür des Hôtels warten zwei Polizeibedienten auf Dich."

Scipio konnte seiner Ueberraschung und Wuth nicht ganz Meister werden. Er bückte sich und zündete am Feuer eine Cigarre an, um sein Erröthen und seine Aufregung zu verbergen, dann richtete er sich mit den Worten wieder auf:

„Sie sind wirklich ein vorsichtiger Mann, Herr Graf, aber es fehlt ein wenig an Erfindungsgabe. Dieser schöne Gedanke mit den Polizeibedienten ist Ihnen blos durch die Erinnerung an die Pfändungswachen des Großvaters Du-riz-de-veau, des Wucherers eingekommen, der sich mit diesen wackeren Leuten umschanzte, wie die alten Barone mit ihren Vasallen.

„Der Geschäftsunterricht scheint doch wenigstens nicht ganz ohne Nutzen gewesen zu sein," sagte der Graf mit unerschütterlicher Ruhe. „Uebrigens hinkt diesmal das Gleichniß nicht; denn die beiden Polizeibedienten sind angewiesen, Dir überall hinzufolgen und Dich in gewissen Fällen sogleich fest zu nehmen. Folge mir also nur, nimm so bald als möglich von dem Fräulein Abschied und komm dann zu mir, wir haben noch zusammen zu reden. Wenn, wie ich hoffe, Dein armes, kleines Köpfchen sich zurechtfindet, so wirst Du, wenn Du zur Besinnung gekommen bist, zugeben müssen, daß ich gehandelt habe, wie ich nicht anders konnte, und mit Hülfe des festen Auftretens von meiner Seite, noch ein ganz wackerer Junge werden." Dann wandte er sich zu Basquine: „Ich verlasse Sie, Fräulein, und Ihre Wohnung in der tiefsten Seelenruhe über Alles, was Sie gegen mich oder gegen meinen Sohn im Schilde führen mögen. Dies wird, denk' ich, das Grausamste sein, was ich Ihnen zu sagen die Ehre haben kann."

„Sie haben Recht, Herr Graf," antwortete Basquine mit höhnischer Demuth, „ich fühle die Unmacht meines Hasses Ihnen gegenüber. Ich habe gefehlt, ich bereue es, es war meine Schuld, meine schwere Schuld; übrigens sein Sie überzeugt, Herr Graf, daß ich Ihre Weise, die väterliche Gewalt aufzufassen und auszuüben, wohl zu schätzen weiß. Ihre Beredsamkeit, bei welcher die Polizeibedienten und das Gefängniß im Hintergrunde stehen, hat etwas so Eindringliches, so Ueberzeugendes, daß ich nicht zweifle, daß Ihr Herr Sohn, so gut wie ich, sich vor ihrer Allmacht beugen wird."

„Reden Sie für sich, Theure," rief Scipio und ließ seiner Wuth, die er jetzt nicht mehr bemeistern konnte, freien Lauf, „was mich anbetrifft, ich beuge mich vor Niemand, und wenn man mich beleidigt, so räch' ich mich."

Der Graf war im Begriff hinaus zu gehen; jetzt hielt er an, kehrte um, maß seinen Sohn verächtlich mit den Augen und sagte:

„Du sprichst wol gar von Rache?"

„Ja, ich spreche davon," rief Scipio außer sich, „und beim Sprechen soll's nicht bleiben. Meinen Sie, Herr Graf, das solle keine Folgen haben, daß Sie mich so erzogen, wie Sie mich erzogen? Wie, meinen Sie, wenn's Ihnen einfällt, kann so auf einmal aus mir ein ehrerbietiger Sohn und aus Ihnen ein ehrwürdiger Vater werden?"

Der Graf fuhr auf, aber beherrschte sich. Scipio fuhr mit wachsender Aufregung fort:

„Sie sollten mich zum Zeugen Ihrer Liebschaften, zum Vertrauten Ihrer Ausschweifungen gemacht, Sie sollten mich gelehrt haben, mich über Alles hinweg zu setzen, Alles zu verhöhnen, und vor allem Ihre väterliche Gewalt, die Sie zur Grundlage unserer Possen und unserer Ausschweifungen machten. Und nun fällt es Ihnen seit acht bis zehn Tagen, weil Ihre eheliche Wuth es so fordert, plötzlich ein, im Ernst den Vater spielen zu wollen. Das ist bemitleidenswürdig — Sie reden von der Achtung, die ich Ihnen schuldig bin, Sie haben kein Recht mehr, dergleichen in Anspruch zu nehmen, mein Herr — Sie haben es an dem Tage eingebüßt, da wir aus demselben Glase tranken und mit den Mädchen tauschten."

Bei diesen schrecklichen Worten konnte der Graf, niedergeschmettert wie er war, sich nicht enthalten, das Haupt vorwärts zu senken.

„Erinnern Sie sich wol dieses Abendessens, dieser Nacht," versetzte Scipio, frohlockend über die Niedergeschlagenheit seines Vaters, „als Sie Ihre brünette Sidonie gegen meine blonde Zephyrine austauschten? Sie klagten sogar darüber, Sie verlören bei dem Tausch. — Aber genug davon, nur nehmen Sie sich in Acht, Sie spielen mit mir ein gewagtes Spiel. Von Vater und Sohn ist hier gar nicht mehr die Rede — es handelt sich hier nur von zwei alten Saufbrüdern, die tödtliche Feinde geworden sind, weil der eine dem andern einen schändlichen Streich gespielt hat, und wegen dieses Streiches, das wiederhole ich Ihnen, Herr Graf, werd' ich mich an Ihnen rächen, trotz Ihrer Polizeibedienten, trotz Ihres Gefängnisses und trotz Ihres väterlichen Fluches, wenn Sie mir ihn zu geben wagen, ohne in lautes Gelächter auszubrechen, wie damals, als Sie zu mir sagten: Ich verfluche Dich, unwürdiger Sohn, der Du bei der fünften Flasche unter den Tisch fällst. Uebrigens, lieber Herr, ist mir und dem Fräulein mit Ihrem Bleiben nichts gedient."

Der Graf, der während dieser beispiellos gegen Alles, was heilig sein sollte, verstoßenden Rede abwechselnd bleich und roth geworden war, antwortete kein Wort, zog die Uhr heraus, warf einen Blick auf dieselbe und sagte kalt zu seinem Sohne:

„Es ist drei Uhr — ich befehle Dir, um sechs Uhr bei mir zu sein, und erkläre Dir, daß Du im Guten oder Bösen dort sein wirst, Du wirst einsehen, daß man mit einem widerspenstigen Schüler wol am Ende zurecht zu kommen weiß. Also um sechs Uhr erwarte ich Dich."

Mit diesen Worten ging der Graf fort und ließ, um die Verachtung auf's Höchste zu treiben, Scipio und Basquine allein.

Indem Herr Duriveau aus dem Hause trat, machte er, ehe er in seinen Wagen stieg, der hinter Scipio's Cabriolet aufgefahren war, zweien untersetzten, kräftigen Männern ein Zeichen, herbei zu kommen. Die beiden Polizeibeamten, die in alte Paletots von ungewisser Farbe gehüllt waren und gewaltige Stöcke mit Bleiausguß trugen, waren bis dahin in der Straße auf und ab gegangen, ohne die Thür zu Basquine's Hôtel aus den Augen zu lassen; jetzt beeilten sie sich, zu dem Grafen zu treten.

„Verdoppelt Eure Aufmerksamkeit," sagte er zu ihnen, „laßt Niemanden heraus, den Ihr nicht scharf in's Auge gefaßt habt, mein Sohn könnte versuchen, verkleidet zu entwischen."

„Sein Sie unbesorgt, Herr Graf," sagte einer der Polizeibedienten, „wir sind gut zu Fuß und sehen scharf."

„Wenn um sechs Uhr mein Sohn das Haus nicht verlassen hat," fuhr der Graf fort, „so geht Einer von Euch, um eine obrigkeitliche Person herzuholen, damit Ihr in diese Wohnung einbrechen könnt, und da nehmt Ihr denn meinen Sohn fest und führt ihn zu mir, ehe Ihr ihn in's Gefängniß bringt."



„Gut, das soll die Abrede sein, Herr Graf."

„Kommt er vor sechs Uhr heraus, so erklärt Ihr ihm, er müsse mit Euch zu mir gehen, oder Ihr wäret angewiesen, ihn sogleich in die Conciergerie zu führen."

„Ja, Herr Graf."

„Ihr habt Euch doch mit einem Fiaker versehen?"

„Ja, Herr Graf, da unten hält er."

„Und," setzte Herr Duriveau hinzu, nicht ohne dabei eine peinliche Empfindung zu verrathen, „im Falle, daß Ihr genöthigt sein solltet, Gewalt anzuwenden, um Euch meines Sohnes zu bemächtigen, so befehle ich Euch die größte Schonung an."

„Besorgen Sie nichts, Herr Graf: wir werden uns dabei benehmen, wie wenn wir so ein Demoisellchen nach St. Lazarus zu befördern haben, die zu dieser Reise keine Lust hat und dann wie eine kleine boshafte Katze beißt und kratzt."

„Nun, so wäre Alles abgemacht," versetzte der Graf. „Aber ich muß es noch einmal wiederholen, wenn Ihr zur Gewalt greifen müßt, so empfehle ich Euch die größte Schonung an, Ihr sollt gut bezahlt werden."

„Seien Sie ganz unbesorgt, Herr Graf, wir behandeln die Leute, je nachdem sie sich gegen uns benehmen, und was Ihren Herrn Sohn anbetrifft, so stehen wir dafür ein, daß er sich über unsere Behandlung nicht soll zu beklagen haben."

„Recht so," sagte Herr Duriveau und stieg in den Wagen.

Der Graf hatte einer unglaublichen Selbstbeherrschung bedurft, um die beispiellosen Beleidigungen von Seiten seines Sohnes mit scheinbarer Ruhe zu ertragen, aber es ist zu gestehen, eine Weile hatte er erschreckt, zerschmettert von der Last der Vorwürfe, die Scipio auf ihn häufte, und auf die er nichts hatte erwidern können, dagestanden — denn die schreckliche Lehre, die der Sohn seinerseits dem Vater in Gegenwart Basquine's gab, war von dem letztern, das ließ sich nicht leugnen, nur allzu wohl verdient; auch gestand er sich selbst dies ein und weinte blutige Thränen über die greuliche Erziehung, die er seinem Sohne gegeben. In der That war der Graf einen Augenblick lang in Verzweiflung darüber, daß er der natürlichen Heftigkeit seines Temperamentes nachgegeben hatte, die ihn immer zum Aeußersten trieb, bald, wie in der Vergangenheit geschehen war, zu einer unanständigen, ja empörenden Vertraulichkeit, bald, wie in dem so eben vorgegangenen Auftritt, zu einer barschen Sprache, zu einer Herbheit der Formen, die leider ganz dazu gemacht waren, den unbeugsamen Stolz seines Sohnes bis zur Raserei anzustacheln.

Aber da er sich erinnerte, daß er sich drei Mal in acht Tagen — und es darf nicht verschwiegen werden, nachdem er Martin's Memoiren gelesen, deren heilsamer Einfluß, obgleich noch nicht deutlich hervortretend, sich in ihm fast ohne sein Wissen mehr und mehr geltend machte — da er sich also erinnerte, daß er innerhalb acht Tagen sich drei Mal mit plötzlicher Umwandlung seiner Sprache und seines Betragens und über die Vergangenheit erröthend eben so ernstlich liebevoll, als väterlich zärtlich gegen ihn gezeigt hatte, wie er sonst gegen ihn tadelnswerth unangemessen, vertraulich oder gewaltsam aufgetreten war — da er ferner bedachte, daß seine Vorwürfe voll Würde, Weisheit und Sanftmuth, daß die aufrichtigen schmerzlichen Thränen, die ihm die Verhärtung seines Sohnes ausgepreßt, von diesem Unempfänglichen als heuchlerische Spiegelfechterei verspottet worden waren, so glaubte er, auf das Aeußerste getrieben, wie er war, nur in seinem Rechte zu handeln, seine Pflicht zu thun und zu Scipio's eigenem Vortheil einzuschreiten, wenn er seine Härte verdoppelte —

denn damit hoffte er diesen unbeugsamen Charakter zum Guten zurückzuführen.

Leider irrte sich Herr Duriveau, der Vicomte hatte ihm die schreckliche Wahrheit gesagt:

„Nach der Erziehung, die Sie mir gegeben, können Sie nicht auf einmal aus mir einen ehrerbietigen Sohn und aus sich einen ehrwürdigen Vater machen."

Scipio's Wiedergeburt — wie tief angefressen war nicht seine Seele von früher Verderbtheit — hätte die Sorgfalt einer beinahe mütterlich zarten Behandlung verlangt, unendliche Schonung, mit Einem Worte, die seltene, eindringliche Herzenskenntniß — und besonders die einsichtige, sanfte und liebevolle Geduld, deren vielleicht nur ein Mutterherz fähig ist.

Diese wesentlichen Eigenschaften fehlten dem Herrn Duriveau, der ein ungestümer, kräftig eingreifender, gebieterisch auftretender Mann war. Außerdem beherrschte ihn seine rasende Leidenschaft zu Madame Wilson und zwang ihn, eben so übereilt wie strenge zu handeln. Scipio's Sinnesänderung hätte Monate, vielleicht Jahre erfordert, und es war für die Pläne des Herrn Duriveau erforderlich, daß sie in acht Tagen erfolgte. Und so nöthigten den Grafen die Dringlichkeit dieser für ihn unabweislichen Angelegenheit und die Erfolglosigkeit seiner anderweitigen Versuche zur Besserung seines Sohnes, auf dem Wege der äußersten Strenge zu verharren.

Und was sollte denn auch am Ende Scipio beginnen, um sich zu rächen, da ihn, sobald er Basquine's Haus verließ, die Polizeibedienten überall hin begleiten, oder ihn, falls er dort länger als sechs Stunden verweilte, bei ihr festnehmen sollten?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir haben gesehen, daß Basquine und Scipio, nachdem sich der Graf entfernt hatte, allein geblieben waren.

Einen Augenblick hatte Stillschweigen zwischen ihnen geherrscht.

Basquine genoß, so zu sagen, mit begierigem Blicke den Ausdruck von Empörung, von tiefem Haß, der sich auf den Gesichtszügen des Vicomte abmalte.

„O, ich werde mich rächen!" rief er, und streckte seine geballte Faust gegen die Thür hin, durch welche sein Vater verschwunden war — „o ja, ich werde mich rächen — ich habe mich schon gerächt" — kaum konnte er seine Wuth bändigen — „von jedem meiner Worte hat er sich getroffen gefühlt."

„Ja, Worte und wieder Worte, das ist Ihre Rache — arme Worte," sagte Basquine mit dumpfer Stimme und höhnischer Betonung zu ihm — „eine schöne Rache! Als ob die härtesten, die wegwerfendsten Worte jemals den Schimpf wieder gut machen könnten, welchen dieser Mann Ihnen angethan! Wenn Sie hier hinaustreten, so fallen Sie in die rohe Hand gemeiner Polizeibedienten."

„Wenn sie mich anrühren, so bring' ich sie um!" rief Scipio.

„Das werden Sie nicht thun," sagte Basquine mit Achselzucken, „sie werden Sie festnehmen und zu Ihrem Vater bringen, wie einen Schüler, der auf das Carcer geführt wird."

„Basquine, wollen Sie mich rasend machen!" rief Scipio und stampfte wüthend mit dem Fuße.

„Ja, ich möchte, Sie würden es," versetzte Basquine herbe, „dann hätten Sie wenigstens kein Bewußtsein mehr von Ihrer lächerlichen und jämmerlichen Stellung. Hat dieser Mann Sie in meiner Gegenwart nicht genug verhöhnt, beleidigt, geschmäht! Da hat er sich, ich weiß nicht was für eine Geschichte ausgedacht, um zu zeigen, ich haßte Sie seit unserer Kindheit. Wahrhaftig, wenn dem so wäre, so hätte Ihr Vater meine vergebliche Rache über sich genommen; denn ich wüßte meinem Todfeinde keine schmählichere Stellung zu wünschen, als die ist, in welche dieser Mann Sie versetzt hat."

„Aber reden Sie nicht, als hätte ich mich vor ihm gebeugt!" rief Scipio — „haben Sie nicht gesehen, wie er bei jedem Worte, das ich sprach, abwechselnd roth und bleich wurde?"

„Immer wieder Worte und nichts als Worte," sagte Basquine — „was thun ihm denn Ihre Worte? — Er hat die Oberhand, er beherrscht die Verhältnisse, er bietet Ihnen Schach, Sie mögen sich sträuben, wie Sie wollen, er hat Sie in der Hand, Sie müssen gehorchen und sich feige unterwerfen wie ein Kind, das um Verzeihung bittet, sonst Gefängniß und noch greuligere Erniedrigung. Denken Sie sich den Eindruck, den dies in Paris machen muß — in Ihrem Clubb, bei Freunden und Feinden, welche spöttische Freude! Der glänzende Scipio, der über Alles hinweg war, der Gefährlichste in der ganzen Bande, eingesperrt wie ein Narr!! — Ja, glauben Sie es mir, geben Sie es auf, mit Ihrem Vater zu ringen, Sie müssen unterliegen — gegen einen Mann wie der sind Sie nur ein Kind."

„Auch Sie?" rief Scipio eben so überrascht wie bitter — „auch Sie reden so?"

„Ja wahrhaftig," rief Basquine und that, als überwältigte sie der Unwille — „sind Sie denn etwa allein von dem Manne beleidigt worden? Hat er nicht auch mich mit der wegwerfendsten Verachtung behandelt? Hat er mich nicht dazu gebracht — o, er sagte es, und daß er Recht hat, das macht mich rasend — hat er mich nicht dazu gebracht, daß ich Ihretwegen erröthen muß!"

„Meinetwegen erröthen? —" rief Scipio, „Sie —"

„Und was haben Sie denn gethan, daß ich stolz auf Sie sein könnte? Wollen Sie aus Ihrem lächerlichen Gefängniß heraus uns Beide rächen? Oder wollen Sie sich Ihrem Vater zu Füßen werfen, um ihn um Gnade anzuflehen und sich darauf einlassen, Raphaële zu heirathen — soll das etwa —"

„Jetzt können Sie spotten!" unterbrach Scipio Basquinen. „Sind Sie denn ganz ohne Erbarmen?"

„Ja, ich will ohne Erbarmen sein, weil Sie sich haben hinter's Licht führen, verhöhnen lassen von dem Manne, und ich bin so thöricht, daß ich die schmachvolle Stellung, die Sie nun einnehmen, eben so tief und vielleicht noch tiefer fühle, als Sie. Das könnte mir freilich ganz einerlei sein, wenn ich Sie nicht liebte."

„Aber noch einmal, es ist zum Rasendwerden," rief Scipio erbittert — „was wollen Sie denn, daß ich gegen die Gewalt thun soll."

„Was weiß ich davon? Sie hätten geschickter, gewandter sein müssen als dieser Mann, der sein elendes Spiel mit Ihnen treibt, der Sie lächerlich gemacht hat."

Scipio hob mit einem unbeschreiblichen Ausdruck verstummender Wuth beide geballte Fäuste gen Himmel.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verurtheilte.

(Schluß aus Nr. 151.)

So weit der Baugefangene.

Einige Zeit nach Empfang der Scriptur, die ich vorläufig geordnet und so eingerichtet hatte, daß sie dem Druck übergeben werden konnte, klopfte es eines Tages bescheiden an meine Zimmerthür. Ich rief herein und ein Greis trat herein, dessen würdiges Antlitz und ganze Haltung einen wohlthuenden Eindruck auf mich hervorbrachten. Mir war es, als hätte ich diesen Mann, den ich an seiner Kleidung sogleich als einen Geistlichen erkannte, schon irgendwo gesehen, und selbst der Ton seiner sanften, wohlklingenden Stimme schien mir nicht fremd, indem er fragte: „habe ich die Ehre, dem Herrn *** gegenüber zu stehen?"

„Mein Name ist ***, doch wem verdanke ich die Ehre dieses Besuchs?"

„Ich bin der Pastor Engel aus Friedenhausen."

„So seien Sie mir herzlich willkommen!" rief ich überrascht und freudig zugleich.

Wir setzten uns, und der würdige Pfarrer begann folgendermaßen:

„Ich komme im Auftrage des nun in Gott ruhenden Unglücklichen, den Sie aus der Ihnen überschickten Lebensbeschreibung unter dem Namen Franz Raimond kennen gelernt haben werden. Seinen letzten Gruß bringe ich Ihnen mit der Erklärung, daß er die von Ihnen, nur ihm verständlich gewesene Nachricht in der ...schen Zeitung, lautend: „Das Vertrauen des Gefangenen soll gerechtfertigt werden!" erhalten hätte, indem man in seiner Gegenwart auf der Amtsstube des Hauses sich über das Inserat den Kopf zerbrochen. Er stattet Ihnen durch mich seinen besten Dank ab für die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie seine Bitte zu erfüllen versprochen haben. Er fügte hinzu: daß wenn er sein nahes Endes vorher sehen können, er die wirklichen Namen und Orte nicht verheimlicht haben würde, die in seiner Geschichte vorkommen; allein ich sagte ihm, er möge sich beruhigen, es wäre so besser!"

„Und mit Recht haben Sie das gesagt. Der Arme hat wol nicht daran gedacht, daß in jenem Fall seine Erzählung niemals zum Druck verstattet worden sein würde. — Er ist also todt, seiner Qualen enthoben und endlich glücklich?"

„Wie ich das Letztere von Gottes Barmherzigkeit hoffe!"

„Und welcher Krankheit unterlag der sonst so starke Mann?"

„Der Herr kam unverhofft, fand ihn aber vorbereitet. Er ging am letztverflossenen Sonntag, aus der Kapelle kommend, über den Hof der Anstalt, dicht an dem neuen, nach pennsylvanischem System errichteten Gebäude vorüber. Den ganzen Morgen hatte ein orkanähnlicher Sturm gewüthet, und dieser mußte wahrscheinlich den noch nicht völlig ausgetrockneten, über dem Dache hervorragenden Theil des vielleicht auch schlecht zusammengefügten Giebels des Gebäudes erfaßt haben; denn plötzlich stürzte derselbe herab und begrub den vorübergehenden Raimond unter seinen Trümmern."

„Entsetzlich!" rief ich aus.

„Für den Unglücklichen nicht so entsetzlich, als es scheint. Denn mit Ausnahme einer Stunde kurz vor seinem Tode, wo er bei völligem Verstande, nach der Beichte und der ihm ertheilten Absolution, aus meiner Hand die Sterbesacramente der katholischen Kirche empfing, war sein Zustand nach dem Einsturz des Giebels ununterbrochen ein bewußtloser. Auch hatte das Gemäuer ihm nur den Kopf beschädigt, so daß er nicht die fürchterlichen Schmerzen, welche zerschlagene Arme und Beine verursachen, zu ertragen brauchte. Nur vierundzwanzig Stunden überlebte er den Fall, und schien es ihm wie mir ein Zeichen des Himmels, daß der kaum vollendete Bau des scheußlichsten Kerkers, der je erfunden worden, durch Gottes unmittelbare Hand wieder zerstört wurde. Möchten Behörden und Volksmänner diese Warnung von oben herab nicht unbeachtet lassen; möchten die Ersteren keinen Befehl zum Wiederaufbau dieses höllischen Zwingers ertheilen, die Letzteren aber mit aller ihnen zu Gebote stehenden Kraft in Rede und Schrift dem Eingang des fürchterlichen Systems sich widersetzen!"

„Ich bin mit Ihnen, hochwürdiger Herr, ganz einverstanden und zweifle nicht daran, daß unser gnädiger Fürst, dieses Mal dem Triebe seines menschenfreundlichen Herzens folgend, alle Rathschläge zu Gunsten des Ihnen so verhaßten Systems entschieden abweisen werde."

„Raimond," so fuhr der Geistliche fort, „starb, wie er gelebt, seitdem er denken gelernt hatte, als ein frommer, gottergebener Mensch, dem die Himmelspalme, ja selbst die Märtyrerkrone, früher oder später, nicht entgehen wird. Ich danke dem Herrn, daß er mich würdig befunden, das vortreffliche Gemüth des Mannes in seiner Jünglingszeit zu erforschen und den Acker zu bestellen, der späterhin, mag die Welt sagen, was sie will, so reichliche Früchte getragen hat!"

„Auch hierin muß ich Ihnen beistimmen; denn schon in dem wegen Landstreicherei aufgegriffenen, ganz rohen Knaben erkannte ich den Edelstein, der noch erhaltener Politur einer der glänzendsten werden mußte."

„Wie, Sie haben den Armen in seiner Knabenzeit gekannt? Aber wo —"

„Ich bin jener damals noch junge Maler, von welchem Raimond Ihnen erzählt haben wird; ich glaube jedoch nicht, daß er mich in dem späteren Schriftsteller wieder erkannt hat."

„Das ist mir eine freudige Ueberraschung; denn jenes Malers erinnerte sich Raimond stets mit Achtung und vertraute mir oft, daß derselbe der erste Mensch gewesen sei, der ihn auf den Zweck seines Daseins aufmerksam gemacht, über viele Dinge, von welchen er keine Ahnung besessen, belehrt und mit heilsamen Rathschlägen ihm beigestanden hätte."

„Zu viel hat er von meinem gegen ihn beobachteten Betragen gehalten. Es war ja nur Menschenpflicht, die ich übte, und der Knabe schien mir der Aufmerksamkeit werth; ich konnte ihn doch nicht unter jenen Bestien mit zum Thier werden lassen."

„Jetzt erst fühle ich die ganze Wahrheit von Raimond's ausgesprochener Ueberzeugung: Sie sind ein edler Mensch und obgleich — wenn ich mich nicht täusche — Protestant, dennoch ein so guter Christ, wie nur einer das Gebot der Nächstenliebe erfüllen mag!"

Der Schluß dieser Rede nöthigte mir ein Lächeln ab, doch erwiderte ich, überzeugt, daß in derselben keine falsche Beurtheilung der Andersglaubenden enthalten sein sollte, nichts, was den Mann vor mir zu einer solchen wirklich veranlassen konnte. Ich sagte nur: „die wahre Nächstenliebe ist jedem Menschen in's Herz gepflanzt und wird von den Bekennern jedes Glaubens geübt."

„Sie haben Recht! Doch bitte ich meine verzeihliche Neugierde zu befriedigen; wie ging es Ihnen damals?"

„Nicht zum Besten! Man führte mich ohne Urtheil und Recht nach Paris, von wo es mir gelang, die Flucht zu ergreifen und in England so lange zu verweilen, bis ganz Deutschland wieder deutsch wurde. In den Augen der neuen Behörden erschien ich nun ein Märtyrer der Freiheit und wurde mit Ehren und Auszeichnung überhäuft. Dennoch blieb ich meiner Kunst treu und habe, wie die Leute behaupten, in derselben Etwas geleistet, wennschon ich überzeugt bin, daß man mein Talent zu hoch anschlägt."

„Sie heißen also eigentlich nicht, wie Sie als Literat sich nennen?“

„Nein, mein wirklicher Name ist B....“

Wie elektrisirt erhob sich der Greis, reichte mir die Hand und sagte: „Dieser Name ist bekannt, wo es irgend Freunde und Genossen der Kunst gibt. Ich preise mich glücklich, mit dem Manne, der ihn trägt, in so nahe Berührung gekommen zu sein!“

„Das könnte mich stolz machen, wenn ich nicht selbst fühlte, wie wenig ich, im Verhältniß zu dem Lobe, das man mir spendet, geleistet habe.“

„Ihre Schriften werden ebenfalls gern gelesen.“

Das ist allerdings schon etwas, worauf der Autor sich etwas zu Gute thun mag. In der Schule der Erfahrung studirte ich Menschenrechte, beobachtete die großen und kleinen Schaubühnen, auf welchen Menschen mit Menschen die ernsten Stücke aufführen, bei denen diejenigen, die als Unfehlbare mitwirken, nicht selten vergessen, daß es eben nur eine Rolle ist, in welcher sie sich bewegen, und so verschiedenartig diese Rollen auch vertheilt sind, in der Regel am liebsten in Charakteren der Grausamen und Intriguants, wenn nicht in jenen der Henker auftreten. Ich habe auch einen Blick hinter die Coulissen gethan und dort Flitterstaat, geschminkte Kenntnisse, Privatrache mit der Perücke der Amtspflicht, verlarvten Nepotismus als leuchtende Conduite und dergleichen mehr erblickt. Was ich nun gesehen, erlebt und empfunden, das bringe ich in bunter und doch zu einem Ganzen sich gestaltender Mischung der Lesewelt dar und bin immer erfreut, wenn ich höre, daß es günstig aufgenommen wurde. Seit meiner erwähnten, obgleich kurzen Haft in der Jünglingszeit ist das Thema über Gefängnisse und Gefangene häufig der Gegenstand meiner Federarbeit gewesen, und Gott gebe, daß ich etwas dazu beigetragen hätte, jene menschlicher einzurichten, diesen in ihrem unglücklichen Loose Erleichterung und humane Behandlung zu verschaffen!“

Der Geistliche schüttelte den Kopf. Dann sagte er: „Menschlich, human, Erleichterung? das sind drei schöne Worte, deren Bedeutung man absichtlich nicht verstehen will! Gibt uns nicht die Geschichte Raimond's den besten Commentar dazu? Hatte einer Gnade oder Strafmilderung verdient, so war er es. Sein auf dem Schlachtfelde für Fürst und Vaterland vergossenes Blut hätte sein stummer Fürsprecher, der verdiente Orden, den er für sein Benehmen erhielt, sein Schlüssel zu des Landesherrn Gnadenthüre sein müssen, und doch — ich wußte, daß er unschuldig litt, und —“

Hier unterbrach ich den Geistlichen mit einigem Zornesanflug: „Sie wußten, daß Raimond unschuldig war und setzten nicht Ihr Leben daran, ihn zu retten?“

„Mein Herr!“ antwortete der Pfarrer mit Ernst und Würde, „der Geistliche hat Verpflichtungen der Kirche und demzufolge Gott dem Herrn gegenüber, die ihm, wenn er seinem Eide getreu sein will, ein Stillschweigen selbst da auferlegen, wo das Herz springen und er willig sein Leben hingeben möchte, wenn dies, ohne jene geistliche Pflicht zu verletzen, zur Rettung eines Unschuldigen führen könnte!“

„Ha, ich versteh! — aber jetzt, jetzt könnten Sie doch, und müßten Sie auch zuvor die päbstliche Erlaubniß dazu nachsuchen, frei reden, den Unschuldigen noch im Grabe als solchen anerkennen lassen, und den ehrlichen Namen desselben zu Gunsten seiner Kinder wieder herstellen!“

„Das könnte ich allerdings, aber was würde es helfen? — Glauben Sie denn, daß die Gerichte, und wenn tausend Menschenleben zu retten wären, jemals eingestehen würden, sie hätten sich geirrt? — Wissen Sie denn nicht, daß, blos um den Grundsatz der Unfehlbarkeit der Richter aufrecht zu erhalten, die Räthe des jetzt regierenden Fürsten diesem von jeder Begnadigung abrathen? Daß man selbst mein Zeugniß als unerheblich darstellen und mit Einem Schlage die Angelegenheit beseitigen würde, indem man sagt: geurtheilt ist geurtheilt, die Instanz muß doch ein Mal aufhören! — Ich will keine Staatseinrichtungen tadeln, noch weniger die Ansichten des Landesherrn meiner Kritik unterwerfen; aber das darf ich als Seelsorger erklären: „Auf Gottes Gnade kann nur der hoffen, der selbst Gnade gegen seine Mitmenschen geübt! Der Fürst, der sich dieses Rechts, gleichviel unter welchem Vorwande, grundsätzlich begibt, wird sich vor dem Höchsten schwer zu verantworten haben!“

„Auch Sie stimmen also in das Klagelied ein, das markerschütternd in unserm Ländchen jetzt aller Orten ertönt? Ach! könnte es Einer dem Fürsten nur so recht aus Herzensgrunde sagen, ohne daß die bösen Räthe dazwischen kämen, er würde zur Einsicht kommen!“

Die Unterhaltung ging nun auf das Schicksal der Kinder Raimond's über. Ich erfuhr von dem Pfarrer, daß Beide, von ihren Pflegeältern als Waisen erzogen, ohne die Schicksale ihres Vaters kennen gelernt zu haben, brave Menschen geworden, und daß ihn nichts so sehr betrübt hätte, als die Nothwendigkeit, dem sterbenden Vater den letzten Wunsch, seine Kinder zu sehen und sie zu segnen, nicht befriedigen zu können. Der Sohn befände sich nämlich gegenwärtig in fremden Landen als Stellmachergeselle auf der Wanderschaft; die Tochter, schön und sittsam wie ihre verstorbene Mutter, geschickt in weiblichen Arbeiten, sei als Kammermädchen mit einer durchreisenden, russischen Gräfin mit nach Petersburg gegangen, nachdem auch sie eine Zeitlang ungekannt den Nachstellungen des Baron von Zabern ausgesetzt gewesen. Dieser, fügte der Gast hinzu, lebe in kinderloser Ehe mit einer hochadeligen Dame, welche ihrerseits sich mit hübschen, jungen Männern zu entschädigen suche, höchst unglücklich. Schwester Walpurga, die Schullehrerstochter, führe einen so frommen Lebenswandel, daß sie für die nächste Vacanz bereits zur Stelle der hochwürdigen Mutter ihres Klosters designirt sei.

Wir trennten uns, nicht ohne das Versprechen eines Gegenbesuchs meinerseits in der ländlichen Behausung des Gastes.

Ein halbes Jahr darauf hatte ich Geschäfte in L... mein Weg führte mich durch das Dorf Friedenhausen. Ich stieg vor dem Wirthshause ab, um meinen alten Pastor durch einen unerwarteten Besuch zu überraschen; aber noch ehe ich die Kirche und das neben derselben gelegene Pfarrhaus erreichte, tönte mir das von kräftigen Stimmen gesungene Miserere entgegen. Die Procession mit ihren Bruderschaftsfahnen, ihren brennende Kerzen tragenden Pfarrgenossen im Sonntagsstaat, den halb militairisch bewaffneten Schützen, den weißgekleideten, blumenstreuenden jungen Mädchen, den Frauen mit schwarzen Regentüchern behangen, den Geistlichen aus der Nachbarschaft in Chorkappen, den Chorknaben im Scharlachtalar, den Sängern und Kirchendienern im weißen Chorhemde, bewegte sich langsam durch die Straße, die auf beiden Seiten mit Menschen besetzt war, welche entblößten Hauptes ihren Rosenkranz strichen und das Gebet für die Verstorbenen hersagten. Mir ahnte, was das bedeute. Der Sarg, von acht jungen Leuten mit weißen Handschuhen getragen, war mit einem weißen Bahrtuche behangen, das oben ein langes, grünes Kreuz zeigte. Auf diesem stand der vergoldete Pokal und das Barett, neben welchem die Stola sich befand. Diese ausschließlich einem Priester zukommenden Attribute bekundeten das Begräbniß eines Geistlichen, und da ich unter Denen, welche die Leiche zur Ruhestätte begleiteten, den Pfarrer Engel nicht erblickte, so wurde meine Ahnung fast zur Gewißheit, daß derselbe nämlich von dieser Welt abgerufen worden sei. Ich folgte der Procession und wendete mich, nachdem der Sarg der Erde übergeben war, an einen alten Herrn, der Thränen vergießend der Letzte am Grabe stehen blieb, mit der Frage: wer hier beerdigt worden?

„Die Leiche eines Mannes, wie es wenige gibt, die des hochehrwürdigen Pfarrers dieser Gemeinde, weiland Herrn Engel!“ war die Antwort.

Dann winkte er einigen bereit stehenden Leuten, welche nach seiner Anweisung das inmittelst zugeworfene Grab mit jungen Bäumen und den schönsten Blumen bepflanzten.

„So,“ sagte der Alte, nachdem die Arbeit beendet war, „jetzt ruht er, nach seinem Wunsch, unter seinen Blumenlieblingen: die Menschen, die er und ich so sehr liebten — man hat sie uns frühzeitig entrissen!“

„Also hinterläßt der Pfarrer keine Verwandte?“

„Keine! Er und ich waren seit unserem gemeinschaftlichen Wirken in der Besserungsanstalt zu *** stets Freunde. Er erzog die Kinder, ich als Gärtner die Gewächse. Oft theilten wir uns auch in beide Beschäftigungen. Auch ich habe keine Verwandte, und so errichteten wir denn Beide ein notarielles Testament zu Gunsten der Kinder unserer Lieblinge, deren Schicksal uns sehr zu Herzen ging. Besonders hatte der Vater unrechtmäßig viel gelitten. Wir ernannten zum Testamentsexecutor den Maler *** in D. Wüßte ich nur, ob er dieses Amt, aus Rücksicht für die Aeltern der Erben auch annehmen werde?“

„Ja,“ rief ich gerührt aus, „er nimmt das Amt bereitwillig an und wird es lediglich zu Nutz und Frommen der Geschwister Raimond verwalten!“

Herr Wohlbert stand sprachlos da vor Erstaunen. Dann klärte sich die Sache auf, und er nahm herzlichen Abschied von mir, der ich weiter eilen mußte.

Als ich noch am nämlichen Abend die Stadt L. erreicht hatte und in dem Gasthof zum „grauen Wolf“ abgestiegen war, ließ sich ein Posthorn vernehmen, und einen Augenblick danach hielt der mit vier Pferden bespannte Reisewagen vor dem Thor des Hauses. Eine gekrümmte Gestalt mit rothumränderten Augen und fuchsiger Perücke stieg aus und begab sich auf die für sie bereit gehaltenen Zimmer. Das Fremdenbuch, welches mir später vorgelegt wurde, enthielt Namen und Stand des Fremden, so wie das Ziel seiner Reise in folgenden Worten: „von Kragenstrom, Fürstlicher Geheimer Rath und General-Staatsanwalt, in Dienstangelegenheiten nach der Residenz!“

Eduard Ludwig.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Literaturbericht.

Atta Troll. Ein Sommernachtstraum von H. Heine. Hamburg bei Hoffmann und Campe. 1847.

> „In die Nachtigallenchöre
> Bricht herein der Bärenbrummbaß,
> Dumpf und grollend, dieser wechselt
> Wieder ab mit Geisterlispeln!
> Wahnsinn, der sich klug gebärdet!
> Weisheit, welche überschnappt!
> Sterbeseufzer, welche plötzlich
> Sich verwandeln in Gelächter.“ —

In diesen Worten, die Heine seinem Freunde Varnhagen van Ense als Urtheil über den Atta Troll in den Mund legt, ist das Buch nach den Stimmen, die in ihm klingen und durch das Gemüth des Lesers in seltsamen Echotönen wiederhallen, zur Genüge bezeichnet, und unser Bericht kann demnach, in dieser Beziehung wenigstens, nicht viel mehr sein als eine Paraphrase dieser beiden Verse.

Zwei Mächte sind es, aus deren Vereinigung in der Seele des Dichters sich der Genius gebiert, sie heißen Ironie und Phantasie. Die eine geht voran und löst, dem Scheidewasser gleich, die Alltäglichkeit auf, die andere folgt und bemalt die so entstandene tabula rasa mit den Gestalten einer idealen Welt. So ist es z. B. zu verstehen, wenn unsere großen Dramatiker ihren Tragödien zuweilen ein Lustspiel als Prolog vorausgesendet haben. Wo jene Gewalten aber nicht zur Vermählung kommen, oder wo sie in ihrer Schöpferthätigkeit sich nach der vollzogenen Vermählung wiederum trennen und zu Feinden werden, so daß die Ironie, die doch nur gegen die Gemeinheit, welche das Ideal als eine desselben unwürdige Form umgibt, in ihrem Rechte ist, so daß, sagen wir, das negative Element innerhalb der ästhetischen Welt zum absolut-negativen wird und so auch das Ideale zernagt, da lodern jene beiden Gewalten in einem unheimlichen Flammenkampfe dahin, und statt des Genius entspringt dem Schooße der Seele ein Dämon. An Productionskraft also vor dem rein ästhetischen Richterstuhle sind beide sich gleich, und so wird man uns die folgende Behauptung nicht als ein Verkennen Dessen, worin der Dichter des Atta Troll groß ist, auslegen wollen.

Heine ist ein Dämon, er ist es als Lyriker, wie Byron es als epischer und dramatischer Dichter war. Heilige Sternbilder steigen aus seiner Phantasie empor und sehen uns mit strahlenden Urweltsaugen an. Wir freuen uns ihrer, die lieblich und erhaben zugleich sind. Da greifen aus derselben Tiefe dunkle Arme herauf und stellen die schönen Phantasmagorien auf den Kopf. Ihre seltenen Gewande werden zu baumwollenen Harlekinsjacken, ihre Lorbeerkronen zu Brennesselkränzen, und statt des frommen Chorgesanges, der ihr Aufsteigen begleitete, hören wir etwa einen Igel quiken. Wir sind getäuscht: was wir für ein Ideal gehalten, entquollen dem Brunnen der göttlichen Fülle, siehe da, es hat sich uns unter der Hand in eine Karrikatur verwandelt, die uns mit höhnischem Grinsen sagt, daß Alles eitel sei.

Diesen Untergang scheinen die Gestalten aber schon bei ihrem Entstehen zu ahnen, und solche Ahnung verbindet sich mit dem Bewußtsein ihrer Erhabenheit über die schlechte Wirklichkeit und gibt ihrem Antlitze einen düstern, unseligen Zug, ihrer Stimme einen weichen, wehmüthigen Klang — nirgends kommt es, trotz einer Phantasie, in deren Gluth der Diamant schmölze, bei Heine zu einer rechten Siegesfreudigkeit, und so darf man den Charakter seiner Poesien einen sentimental-dämonischen nennen.

Es fragt sich nun: paßt das Gesagte auch auf den „Atta Troll“: Wir müssen, wenn wir auf die Hauptrichtung des Buches blicken, mit Nein antworten, und selbst die häufigen Seitensprünge und Ueberstürze in die Verhöhnung des Idealen hinein, die zu einem Ja bestimmen könnten, sie sind vielleicht nur scheinbare Abweichungen von dem Wege, auf dem der Humor des Dichters hier blos gegen die Alltäglichkeit zu Felde zieht. Wenigstens verwahrt sich die Vorrede gegen eine derartige Auffassung des Gedichts, und Heine ist nicht der Mann, der Das zum Voraus als ein Mißverständniß bezeichnete, was er bezweckte.

Was ist es aber, was bezweckt wird? Was enthält das Buch? Antwort: erstens Geißelhiebe auf den Rücken von Reflexionspoeten, welche nicht an Fleisch und Blut glauben, sondern Begriffe, und noch dazu solche, deren Schatten sie sich kaum zu eigen gemacht, mit etlichem Bildwerk übertüncht für Poesie ausgeben; dann zweitens abermals Geißelhiebe auf die Tugendlichen, die statt des ästhetischen Fonds, der den Dichter macht, einen Herzbeutel voll lauwarmen, moralischen Wassers durch Verse filtriren und dann Gedichte heißen; ferner drittens Nasenstüber für die Gesinnungsmenschen, die da nicht wissen, daß das Spiel der ästhetischen Kräfte eben ein bloßes heiteres Spiel ist, das nichts mit andern Zwecken, als denen der eignen Lust, zu thun hat; viertens ausgezeichnet kräftige und wohlgezielte Fußtritte nach den Nullen unter uns, deren Dichten und Trachten ein stetes Abmühen ist, eine Zehn zu werden, denen es aber nie gelingen will, die Eins zu finden, die dazu leider nothwendig ist; endlich fünftens ein paar Dutzend Schrotschüsse unter das Spatzenvolk leerköpfiger Tendenzler, die auf unseren Schotenfeldern sitzen und die dort herumlaufenden Mäuse besingen, meinend, sie säßen im deutschen Dichterwalde, und das Pantheon könnte ihnen nicht entgehen. Mit Einem Worte, das Gedicht vertritt die Anrechte der poetischen Welt, des Talentes und des Genius dadurch, daß in ihm die neuesten Absurditäten des sogenannten gesunden Menschenverstandes, so wie die des guten Herzens, wie sie dem deutschen Boden bis 1841 entsprossen sind, in das Bärenfell Atta Troll's eingenäht werden, aus dem sie sich nun in salbungsvollem Pathos zu großem Ergötzen des Lesers wieder befreien.

Wenn an einzelnen Stellen das Heiligste angegriffen zu sein scheint, so scheint es eben nur so; denn die Ironie trifft dieses Heiligste nicht, wie es an sich, sondern, wie es für Die ist, für welche es in der That nicht ist. Bleibt dabei in dem Leser die Sehnsucht zurück, noch dem Negativen in's Positive zu gelangen, nachdem die falsche Form abgestreift ist, von dem Dichter das — sit venia verbo! — entbärenhäutete Ideal geschildert zu sehen, so ist das ein ähnliches Verlangen, als ob Jemand nach dem Schlusse eines Lustspiels nun noch ein Nachspiel haben wollte, in welchem das Glück oder Unglück der vom Humor freundlich oder unfreundlich Behandelten dargestellt, etwa die Ehefreuden oder Leiden des verheiratheten Paares nach Kind und Kegel des Breiteren mitgetheilt wären. Er muß sich eben genügen lassen, muß es verstehen, aus der Negation des Trivialen das Positive, was jenseits derselben liegt, herauszulesen. Einzelne Verse und Kapitel, wo die Ironie vor der Phantasie in den Hintergrund tritt, geben uns einen Vorschmack davon. Wunderherrlich ist z. B. die Schilderung der wilden Jagd, die der Dichter vor der Hexenhütte an sich vorüberziehen sieht.

Das Buch ist klein; denn man liest's in einer Stunde durch, und es ist groß; denn man fühlt es eine Woche, ein Tendenzbär entweder gar nicht oder für immer. — Nach den neuesten Nachrichten über den Zustand Heine's, welche den Dichter zwar dem Geiste noch als den Alten schildern, von seinem körperlichen Zustande aber als von einem bereits halb gelähmten und überhaupt einer baldigen Auflösung entgegengehenden reden, dürfte Atta Troll die letzte Gabe sein, die er uns aus seinem Exil zusandte.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 153.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 2. Juni 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Achter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 152.)

Siebentes Kapitel.

Rache.



Basquine fuhr fort:

„Ja, ich kenne kein Mitleid mehr; denn statt in Ihnen, wie ich gehofft hatte, den Liebhaber zu finden, von dem ich so lange geträumt hatte, den liebenswürdigen, kecken, durchtriebenen Satan, mit dem ich zwischen einem Kuß und dem andern über die Narren lachen könnte, die sich von meiner Larve täuschen lassen und mich hoch verehren, sich an meinen Wagen spannen oder sich für mich todtschießen, und über die großen Damen, die für meine Tugend einstehen wollen — mit dem ich mit Einem Worte über Alle und Alles lachen könnte, wär' ich jetzt bei Gott in in Versuchung über Sie zu lachen, so gänzlich lächerlich hat Sie dieser Mann gemacht! Ja, ich werde um so unbarmherziger sein, je entschiedener ich gehofft habe. Sie hätten mir's nicht in den Kopf setzen müssen, ohne daß ich's wollte — oder ohne daß Sie's wollten; denn Gott verdamm mich, ich fange an zu glauben, daß Sie's nicht gerne gethan haben, armes unschuldiges Kind. Sie hätten mir nicht das hübsche, stolze Gesicht des blassen, kühnen und liebenswürdigen Don Juan vorführen sollen, um an seiner Statt ein erbärmliches Männlein unterzuschieben, das der Herr Vater bei mir mit der Polizei abholt."

„Mag mich ein Blitzstrahl vom Himmel treffen, wenn ich nicht zu Allem entschlossen bin, um mich nur zu rächen," rief Scipio in schrecklicher Aufregung. „Aber um sich zu schlagen, braucht man eine Waffe, und ich bin wehrlos."

Basquine's Augen erglänzten von einem höllischen Feuer, sie versetzte mit ihrer gewöhnlichen Ironie:

„Sie haben Recht, ein Mittel sich zu rächen ist nicht gleich bei der Hand — und da die Zeit drängt, so heirathen Sie nur Fräulein Raphaële, Sie werden ein vortrefflicher Ehemann werden. Ueberhaupt ist's am Ende am Besten, daß Sie sich drein fügen, lieber Junge. Ich hatte für uns Beide von einem so seltsamen, so tollen Liebesleben geträumt, daß ich wirklich nicht weiß, wozu ich Sie noch verleitet hätte. — Wir thun gut, uns zu trennen; Sie sind nicht im Stande, für die uns angethane Schmach Rache zu nehmen, üben Sie also Vergebung aus. Das ist erstlich gutherziger, zweitens leichter, drittens sicherer — wahrhaftig, lieber Scipio," versetzte Basquine in einem Tone mitleidiger Verachtung, welche den Vicomte noch hundert Mal mehr erbitterte, als die heftigsten Anreizungen zum Hasse gegen seinen Vater, „wahrhaftig, ich rede im Ernst, sie können Ihrem Vater nicht die Wage halten."

„Immer wieder!"

„Ja, ich muß Sie jetzt als **Freundin** über die Gefahren in's Klare setzen, denen ich Sie in dem kühnen Stolz meiner Liebe vielleicht ausgesetzt haben würde, wenn Sie mein Geliebter gewesen wären."

„Wie?"

„Sie können sich doch wol denken," damit hielt Basquine plötzlich inne, dann fuhr sie fort: „Sehen Sie, armer Junge — um Ihnen eine Vorstellung von meinem Stolze zu geben, der thöricht, rasend, höllenmäßig sein mag, muß ich Ihnen gestehen, daß, wenn ich einen Geliebten hätte, der dem Spiel ergeben wäre — und er verlöre im Spiel, so würde ich ihn vernichten — danach können Sie auf das Uebrige schließen."

„Aber am Ende —"

„Ein für allemal — Sie sind nicht im Stande, es mit Ihrem Vater aufzunehmen. Ich will Ihnen eins unter tausend Beispielen für seinen satanischen Geist und seine bewundernswürdige Kühnheit anführen."

„Jetzt loben Sie ihn?" sagte Scipio mit dem Lachen der Verzweiflung.

„Ich bewundere Thatkraft, Geist und Kühnheit selbst an meinem Feinde — urtheilen Sie nun, wie ich sie an meinem Geliebten angebetet haben würde."

„Basquine, mein Vater hat wahr gesprochen," sagte Scipio mit dumpfer Stimme, „Sie hassen mich sehr."

„Glauben Sie das nur, Sie reine Seele, und der Triumph Ihres Vaters wird vollständig sein, augenblicklich aber ist's mir einerlei, ob Sie mich hassen, mir mistrauen oder mich lieben — lassen Sie mich Ihnen jetzt den Meisterstreich erzählen, von dem ich so eben sprach. Wer weiß? Sie finden darin vielleicht eine nützliche Lehre," sagte Basquine und betonte diese Worte scharf.

Dann fuhr sie fort:

„Haben Sie wol einmal von der schönen Fürstin von Montbar gehört?"

„Ja," versetzte Scipio, indem er Basquinen verwundert ansah, „mein Vater hat sie, glaub' ich, heirathen wollen, aber was gehört das hierher?"

„Ihr Vater liebte sie leidenschaftlich," sagte Basquine, ohne auf die Frage des Vicomte zu antworten, „ja, leidenschaftlich. Aber die Fürstin hatte diese Bewerbung auf hochfahrende, beleidigende Weise zurückgewiesen, und Ihr Vater schwur sich zu rächen. Nun wußte der Graf, mein lieber Scipio, wenn es sich um Rache handelte, leicht und schnell Mittel zu finden."

„Loben Sie ihn nur immer fort."

„Wie kann ich anders? Es ist wol niemals ein Anderer kühn genug gewesen, Das ausführen, was er ausgeführt hat."

„Nur her, mit dem unnachahmlichen Meisterstreich," sagte Scipio, der sich kaum halten konnte, „nur her damit."

„Ein Jahr lang thut der Graf, als dächte er an die Fürstin, die ihn verachten zu können glaubte, gar nicht mehr," versetzte Basquine, „dann miethet er ein leeres Haus und placirt in einem ärmlichen, allein liegenden Zimmer eine vorgeblich Lahme. Die Fürstin war sehr mildthätig; sie wird unter dem Vorwande, daß die vorgebliche Kranke ein Almosen von ihr empfangen soll, allein in das Haus gelockt, und auf diese Weise fällt die Fürstin von Montbar Ihrem Vater in die Hände, der sich an ihr rächt — wie man sich nun eben an einer hübschen Frau, von der man einen Korb bekommen, zu rächen Neigung trägt. Das blieb aber Alles geheim, wie es nicht anders sein konnte, weil allen Betheiligten daran gelegen sein mußte, daß es nicht lautbar würde. Was sagen Sie dazu?"

Scipio schien nachzusinnen und antwortete nichts.

Basquine fuhr fort.

„Da sehen Sie, wessen Ihr Vater fähig ist, und wenn man bei Verfolgung eines Racheplans eine solche Thatkraft, eine solche Beharrlichkeit an den Tag legt, so sehen Sie wol ein, daß man es mit gutem Rechte als ein Spiel betrachtet, einen widerspenstigen Schüler, wie Ihr Vater sich ausdrückt, zum Gehorsam zurückzuführen."

„Ja, so muß es gewesen sein," rief Scipio, indem er sich besann; denn eben um diese Zeit schlug er sich mit dem Capitain Clément, der später die Fürstin geheirathet hat. Der vorgebliche Grund dieses Duells ist mir immer unwahrscheinlich vorgekommen, es muß mit diesem Vorfalle in Verbindung stehen, und —"

Plötzlich schlug Basquine ein höhnisches Gelächter auf und rief:

„Ah, da hab' ich einen herrlichen Einfall!"

„Was ist Ihnen?" sagte Scipio.

„Ach, Sie armer Junge, ich habe mehr Erfindungsgabe als Sie."

„Wie?"

„Sie suchen nach einer Waffe — einer Rache? — ich weiß eine vortreffliche, einen ganz satanischen Streich."

„Was sagen Sie?"

„Ah — aber Sie werden's nicht wagen. Sie bedürfen dazu genau," und Basquine betonte das Wort, „genau dieselbe Kühnheit, dieselbe Thatkraft, wie Ihr Vater, und Sie sind nicht so wie er von Eisen —"

„Schweigen Sie," rief Scipio entsetzt. „Ich weiß nicht, zu was für fürchterlichen Gedanken Sie mich mit solchen Reden noch bringen können."

„Keine Kindereien, Scipio, oder ich behalte meinen Einfall für mich. Aber ehe ich ihn Ihnen sage, will ich doch sehen, ob er wirklich ausführbar ist. Lassen Sie uns also zu diesem Behuf Ihre Lage kurz zusammenfassen. — Wenn Sie es ausschlagen, Raphaële zu heirathen, so ist Ihnen das Gefängniß beschieden."

„Und meinem Vater Verzweiflung; denn er heirathet dann Madame Wilson, seine einzige, wahre Liebe, nicht. Sei's! Ich unterziehe mich der fürchterlichen Erniedrigung, mich einsperren zu lassen, aber ihn treff' ich damit mitten in's Herz, das ist ausgemachte Sache, das ist immer etwas — unterdessen gibt mir die Hölle was Besseres ein, mögen Sie mir nun beistehen oder nicht."

„Sie sind ganz und gar im Irrthum, armer Freund," sagte Basquine achselzuckend, „Sie erfahren den greulichen Schimpf, in's Gefängniß wandern zu müssen, und Ihr Vater lacht Sie aus und heirathet die hübsche Witwe ganz vergnügt."

„Sie sind nicht gescheidt — als wenn ich nicht sehr wohl wüßte, daß sie sich nur unter der Bedingung verheirathen wird, daß ich ihre Tochter wieder zu Ehren bringe."

„Sie schwatzen wie ein Kind. Vor allen Dingen liebt Madame Wilson ihre Tochter schwärmerisch, und wenn diese zärtliche Mutter sieht, daß Sie lieber in's Gefängniß wandern, als ihre Tochter heirathen, so wird es ihr deutlich werden, was für einen schauderhaften Ehemann Sie gespielt haben würden, und sie wird sich leicht an den Gedanken gewöhnen, Sie nicht zum Schwiegersohn zu bekommen, und da außerdem Madame Wilson unbemittelt ist und Ihr Vater ungeheuer reich, so wird sie nicht so dumm sein, sich eine solche Heirath entgehen zu lassen, die ihr in der Folge gestatten wird, selbst die Zukunft ihrer Tochter, welche durch Sie doppelt gefährdet worden, zu sichern, und so wird Ihre ganze Rache sich auf das Vergnügen beschränken, aus Ihrem lächerlichen Gefängniß heraus an Madame Wilson, Ihre zweite Mutter, die Bitte zu richten, daß sie sich für Sie verwenden möge — und da das Glück nachsichtig macht, so ist's immer möglich, daß Ihr Vater, am Ziel aller seiner Wünsche angelangt, Ihnen den entsetzlichen Streich vergibt, den er Ihnen gespielt."

Bei diesen Worten Basquine's fuhr Scipio zusammen und blieb nachsinnend stehen.

Weder der Vicomte, noch sein Vater, noch die Welt wußten etwas davon, daß Madame Wilson, das wackere Weib, einer leidenschaftlichen Liebe entsagt hatte, um sich mit dem Grafen Duriveau zu verbinden, in der alleinigen Absicht, auf diesem Wege Scipio's und Raphaële's Verbindung sicher zu stellen, und für Den, welcher von dieser bewundernswürdigen Aufopferung nichts wußte und Madame Wilson in den Grafen Duriveau verliebt glaubte, war es nicht wahrscheinlich, daß diese Frau, wenn sie schon vermöge Scipio's Weigerung genöthigt wäre, auf Raphaële's Heirath zu verzichten, nun auch noch ihre eigene Heirath aufgeben sollte, die, indem sie sie in den Besitz eines großen Vermögens setzte, vielleicht in Zukunft auch für Raphaële einmal vortheilhaft werden konnte.

Basquine wollte damit, daß sie die Dinge unter diesem anscheinend so vernünftigen Gesichtspunkte darstellte, dem Scipio die Unsicherheit des einzigen Racheplanes, den er vor Augen hatte, darlegen, auch wußte sich der Vicomte der Beweiskraft dieses Gedankenganges nicht zu entziehen und antwortete Basquinen mit verhaltener Wuth:

„Sei's denn — der Erfolg meines Racheplanes ist nicht gewiß — aber doch möglich."

„Und der des meinigen wäre unvermeidlich und furchtbar," sagte Basquine mit einem Ausdruck von Ueberzeugung und Selbstvertrauen, der Scipio ganz imponirte. „Ja, furchtbar — denn es würde nicht blos Madame Wilson sein, welche es ablehnte, Ihren Vater zu heirathen, sondern es würde Ihr Vater selbst, verstehen Sie mich wohl, trotz seiner glühenden, ja rasenden Leidenschaft genöthigt, die Heirath mit Madame Wilson von sich zu weisen."

„Was sagen Sie da!"

„Ja, ich weiß ein unfehlbares Mittel, die Heirath Ihres Vaters zu hintertreiben — und — furchtbare Verzweiflung, entsetzliche Höllenqual für diesen Mann, er selbst wäre genöthigt zu sagen: die Heirath kann nicht vollzogen werden!"

„O wenn das möglich wäre," rief Scipio zitternd vor Wuth — dann versetzte er: „Aber nein, Sie spotten meiner, Basquine."

„Das wußt' ich wohl," sagte sie mit höhnischem Lachen, „er will mir nicht glauben, — er fürchtet sich."

„Ich fürchte mich!" sagte Scipio mit krampfhaft bebender Stimme, „reden Sie, und wenn Sie Recht haben —"

„Lieber Gott," sagte Basquine lachend, „machen Sie doch nicht so ein unheimliches Gesicht. Ist's nicht, als wäre hier von irgend einem lichtscheuen Verbrechen die Rede. Nein, es handelt sich hier blos um einen verteufelt schelmischen Streich, den Sie sich um so mehr erlaubt halten dürfen, da Sie auch dieses Mal zu Ihrem Vater sagen können: Ich ahme Deinem Beispiel nach, ich thue, was Du gethan hast."

Scipio sah Basquine erstaunt an.

„Ja," versetzte diese, „je mehr ich daran denke, desto geistreicher und bewundernswürdiger kommt mir der Streich vor. Doch was nenne ich es einen Streich! Es ist eine Lehre — eine herrliche Lehre, einer der Wege der Vorsehung, wie die ehrlichen Leute sagen. O, wenn wir diesem Manne die blutige Züchtigung, die er Ihnen heute hat angedeihen lassen, hundertfältig wiedergeben könnten, wäre das nicht herrlich? Dann, muß ich gestehen, wären Sie ein Riese an Kühnheit neben ihm, wir wären Beide gerächt, ich vernarrte mich wieder in Sie, und —"

„Basquine, Sie bringen mich um mit Ihrer Zurückhaltung —"

„Nun denn, höre mich an, ungeduldiger Teufel. Ich muß Ihnen vor Allem erzählen, daß ich vor ein paar Tagen, als ich Sie erwartete, in ein abgelegenes Stadtviertel gegangen war, in der Umgegend der Barrière d' Enfer, ich suchte eine schwer aufzufindende, menschenleere, allein liegende Wohnung — ich hatte damals so meine Pläne mit Ihnen."

„Eine abgelegene, menschenleere Wohnung?" sagte Scipio, den das wider Willen in Anspruch nahm, „und wozu?"

„O, ich hatte da seltsame, sehr kühne Gedanken, in die Sie, wie ich glaube, eingestimmt haben würden; denn Sie können sich gar nicht denken, was für ein Leben ich mir da für uns Beide ausdachte. Und da für die Liebe nichts gefährlicher ist, als die Eintönigkeit des Besitzes selbst, so wollte ich — Aber wozu soll es dienen, daß ich darauf jetzt eingehe? Ich trieb mich also in diesem ziemlich menschenleeren Stadtviertel herum, als ich durch eine Straße kam, die die Straße du Marché Vieux heißt — kennen Sie die Gegend?"

„Nein, aber was hat diese Straße mit —"

„Nur ein Bischen Geduld," unterbrach Basquine den Scipio, „in dieser Straße," versetzte sie, „fand ich gerade so ein Haus, wie ich es brauchte — ärmliches Ansehen, menschenleer, fast ganz getrennt von den benachbarten Häusern. Dieses Haus hab' ich gemiethet; denn es ist unbewohnt, und nachdem ich dort gewesen, kam es mir vor, als müßte es eine ganz besondere Aehnlichkeit haben mit den Räumlichkeiten, in die Ihr Satan von Vater die Fürstin von Montbar unter dem Vorwande hingelockt hatte, daß sie dort Gelegenheit zur Mildthätigkeit fände."

Basquine sprach die letzten Worte sehr langsam und heftete dabei einen starren, bedeutungsvollen Blick auf Scipio.

Der Vicomte merkte noch nicht, auf welches höllenschwarze Ziel Basquine's Reden hinlenkten, doch regte sich in ihm neben peinigender Neugierde eine Art unbestimmter Angst.

Jetzt stand Basquine von ihrem Lehnsessel auf, setzte sich neben Scipio auf den Divan und sagte halblaut zu ihm:

„Was ich Ihnen über meinen Anschlag noch weiter anzuvertrauen habe, kann ich nicht so laut sagen. Man könnte uns behorchen. Hören Sie also wohl zu, theurer, verunglückter Engel der Finsterniß — halten Sie das Ohr her."

Und unter dem Vorwande, mit Scipio leise reden zu wollen, schlug Basquine vertraulich dem jungen Mann den Arm um den Hals und lehnte ihr Kinn auf seine Schulter.

Als Scipio den sanften Druck von Basquine's Arm fühlte, konnte er sich, trotz des gewaltsamen Sturmes gehässiger Leidenschaften, die in seiner Brust wütheten, nicht enthalten, vor Liebe und Sehnsucht zusammen zu zucken.

„Wir haben also über ein einsames, menschenleeres Haus zu verfügen," fuhr Basquine halblaut fort, „was ich nun meine, ist dieß — es ist jetzt halb fünf Uhr, Sie müssen sich sogleich zu Madame Wilson begeben."

„Zu Madame Wilson?" rief Scipio im höchsten Erstaunen.

„Nicht so laut, Unvorsichtiger," sagte Basquine und rückte mit einer anmuthvollen, coquetten Wendung Scipio's Kopf dem ihrigen näher, dann setzte sie hinzu:

„Ja, Du gehst zu Madame Wilson."

„Und die Polizeibeamten?" lispelte Scipio.

„Kindskopf! Und die Mauer meines Gartens, die an jenes im Bau begriffene Haus stößt! Leporello holt eine Leiter, und schlank und flink wie Cherubin bist Du schon weit von hier, wenn die elenden Kerle noch vor meiner Thür auf Dich warten."

„Das ist wahr, rief Scipio, „den Ausweg hatte ich vergessen, so entwische ich wenigstens dem verhaßten Gefängniß."

„Das hoff' ich — Du begibst Dich also zu Madame Wilson. Dein Vater hat sich wohl gehütet, sie von irgend Etwas zu unterrichten; denn er rechnete noch immer darauf, Dich zu der Heirath zu bewegen."

„Gewiß, aber was soll ich bei der Madame Wilson?" fragte Scipio mit einer höher steigenden Verwunderung.

„Wenn sie nicht zu Hause ist, mußt Du warten bis sie kommt, mit der Raphaële liebäugeln, wenn Du magst, lieber Satan; denn ich bin nicht eifersüchtig. Ist sie dagegen zu Hause, so nimmst Du eine heuchlerische und herzliche Miene an — Sie wissen leider jede Miene anzunehmen, die Ihnen gelegen ist, lieber Herr — und sagst zu Madame Wilson, theure und schöne Schwiegermutter — es kommt darauf an, jeden Argwohn zu entfernen, ich komme Sie zu entführen — ja Sie gleich jetzt auf der Stelle zu entführen, ohne daß ich Ihnen auch nur Zeit lasse, zu Mittag zu essen, ich habe unten einen Fiaker. — Und wohin wollen Sie mich führen, lieber Scipio? — wird Madame Wilson zu Dir sagen. Wo Sie Gelegenheit finden, ein gutes Werk zu thun, schöne Schwiegermutter, antwortest Du — Gelegenheit zu einer edlen That voll Zartgefühl — die aber vollkommen edel und zart nur dann ist, wenn Sie sie ausführen; denn es handelt sich um ein Frauenzimmer, eine arme Lahme, deren Schutzengel Sie werden können, die Unglückliche wird Ihnen das Uebrige sagen; denn es ist ihr Geheimniß. Kommen Sie also schnell, theure Schwiegermutter, für Leidende sind Minuten gleich Stunden. Und sie ist sehr leidend, die unglückliche Frau, zu deren Gunsten ich mich an Sie wende. Madame Wilson hat ein vortreffliches Herz, sie traut Dir, Du führst sie von dannen —"

Scipio fing an zu begreifen. Eine wilde Freude zuckte über sein Gesicht, gleichwol lief ihm ein eisiger Schauder durch das Haar.

Basquine fuhr noch leiser fort, indem sie sich dem Vicomte noch mehr näherte.

„Madame Wilson traut Deinen Worten eben so blind, wie Frau von Montbar den Bitten der angeblichen Kranken getraut hat, welche Dein Vater angestiftet hatte — Du begreifst, wie viel bedeutend diese Vergleichung ist — und steigt mit Dir in den Wagen, Du führst sie in die Straße du Marché Vieux in's dritte Stock in die einsame Wohnung, zu der ich Dir hiermit die Schlüssel übergebe, und da — findest Du nicht, daß das recht eigentlich die Wege der Vorsehung sind? — und da nimmst Du Dir denn eben so viel heraus, wie Dein Vater gethan, als er Frau von Montbar in eine teuflische Falle gelockt."

„Basquine!" rief Scipio vom Schwindel ergriffen und noch zwischen dem Reiz, den diese furcht-

barr Rache für ihn hatte, und dem Schauder, den sie ihm einflößte, schwankend — die ganze Hölle lag in dem Gedanken!

„Glaubst Du, daß danach Dein Vater die Madame Wilson heirathen wird, so sehr er sie auch lieben mag? Was uns Beide anbetrifft, so sind wir heut Abend auf dem Wege nach der Grenze und morgen außerhalb Frankreichs — immer liebend und vermöge meines Talentes überall reich. Was sagst Du zu dem Leben, mein blasser, schöner Don Juan?" sagte Basquine, indem sie ihre Arme um Scipio's Hals schlang



und sich dem jungen Manne gleichsam auf den Schoß setzte. „Glaubst Du, daß dieser Mensch, der Dich durch die auf Dich gehäufte Schmach gänzlich zu Boden zu drücken gedachte, nicht seinerseits zu Boden gedrückt sein wird? Und welches Donnerwort kannst Du ihm von ferne in's Gesicht schleudern: Ich habe nichts gethan, als was Du mir vorgethan hattest, Vater!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Zehn Minuten nach dieser Unterredung war es dunkel; in dieser Jahreszeit tritt die Nacht schnell ein.

Leporello lehnte eine Leiter an Basquine's Gartenmauer — wir haben gesehen, daß ihr Haus zwischen Hof und Garten lag — und während die Polizeibedienten an der Straßenthür ihre Wachsamkeit verdoppelten, überschritt Scipio, von der Dunkelheit begünstigt und mit Leporello's Beistand, die Mauer, sprang auf einen Platz hinab, wo ein Haus im Bau begriffen war, und gelangte, indem er sich durch eine Lücke in der Bauumzäunung durchwand, zweihundert Schritte von dem Orte, wo die Polizeibedienten auf und abgingen, auf die Straße.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ungefähr eine halbe Stunde nach Scipio's Entrinnen führten Leporello und Astarte folgendes Zwiegespräch:

„Ich sollte meinen, guter Leporello, dafür, daß Du erst den zweiten Tag hier im Dienst bist, hättest Du hier schon genug durchgemacht."

„Sei still davon, Beste, ich bin davon betäubt. Als einmal der Herr Vicomte mit Hülfe der Leiter und unter dem Schutze des im Bau begriffenen Hauses in's Freie gelangt war, siehe, da nahm der politische Verurtheilte, den das Fräulein hier heut Morgen versteckt hielt, denselben Weg wie Herr Scipio mit Hülfe der Leiter, die ich ihm ebenfalls hielt."

„Und nicht lange nachher hüllt das Fräulein sich in einen Mantel und geht zu Fuß aus der großen Thür hinaus, um zu dem Fiaker zu gelangen, den Du ihr geholt hattest, und der am Ende der Straße hielt."

„Was hat nun das Alles zu bedeuten, Astarte?"

„Ich weiß es nicht zu sagen, und es beunruhigt mich wider Willen. Ich fürchte, es geschieht ein Unglück. Ich habe das Fräulein niemals so gesehen, wie vorhin, da sie den Brief schrieb, den sie selbst mitnahm."

„Wahr ist's — als ich hineintrat, um ihr anzukündigen, der Fiaker wartet an der Ecke, war sie, die sonst so bleich ist, hochroth, und ihr Blick funkelte dermaßen, daß ich es nicht wagte, ihr, da ich ihr antwortete, in's Gesicht zu sehen."

„Und dann, als sie schrieb, lachte sie in sich hinein — was für ein Lachen das war! Ihre Lippen zogen sich zurück, und man sah darunter die kleinen, weißen Zähne ganz krampfhaft zusammengekniffen."

„Wahrhaftig, Astarte, es geht mir wie Dir, mir wird bange — es muß irgendwo etwas ganz Unheimliches vorgehen, und es ist auch heute noch nicht Alles vorbei."

„Wie?"

„Denke doch an den Herrn, der zwischen fünf und sechs Uhr kommen soll, und dem Du vom Fräulein einen Brief zustellen sollst."

„Das ist wahr — da ist der Brief," sagte Astarte und nahm ihn vom Kamin. „Das hat mich Alles so außer Fassung gesetzt, daß ich nicht einmal die Aufschrift angesehen habe, um den Namen zu erfahren."

„Nun, und wie lautet der?"

„Ach Gott," rief Astarte, nachdem sie die Aufschrift gelesen, „das ist wieder eine große Neuigkeit!"

„Nun, welches ist denn der Name?"

„Hier, lies."

„Herrn Martin —" las Leporello. „Wie, Martin?" versetzte er, „an unsern alten Kameraden? das kann unmöglich sein, es wird nicht derselbe sein — das Fräulein würde doch nicht an einen Bedienten schreiben."

„Schon recht — nun bald werden wir's erfahren — es ist gleich sechs Uhr."

Achtes Kapitel.

Verhängniß.



Der Zufall schien Leporello's und Astarte's Neugierde sogleich befriedigen zu wollen, die Klingel ließ sich hören, Leporello öffnete und rief:

„Er ist's, Astarte."

Es war wirklich Martin, der vor zwei Tagen aus dem Gefängniß zu Orleans freigelassen worden war, nachdem die Untersuchung seine Unschuld in's Licht gestellt hatte; am Morgen war er in Paris angekommen und hatte dann sogleich die schriftliche Bitte an Basquine gerichtet, noch an demselben Tage seinen Besuch annehmen zu wollen.

Martin's Verwunderung kam derjenigen seiner beiden früheren Mitbedienten gleich, die er bei Basquine wieder zu finden nicht erwortet hatte, aber er schien innerlich so beschäftigt, daß er seinem Erstaunen wenig Raum gab. Er erging sich in einigen Ausrufungen an Leporello und Astarte und sagte dann:

„Ja, ich bin's, Freunde, es freut mich, Euch wiederzusehen."

Dann setzte er eilig hinzu:

„Eure Herrin ist zu Hause? Ich muß sie durchaus sprechen."

„Das Fräulein ist ausgegangen," sagte Astarte ziemlich verletzt von Martin's Kälte, „aber sie hat diesen Brief da für Sie zurückgelassen."

Neuer Grund zum Erstaunen und zu allerlei Auslegungen auf Leporello's und Astarte's Seite — kaum hatte Martin den Brief gelesen, als er todtenbleich wurde und mit herzerreißender Stimme ausrief:

„O das wäre fürchterlich!"

Dann verschwand er.

In einem Augenblick war er aus dem Hause.

Was Basquine an Martin schrieb, war Folgendes:

„Komm augenblicklich in die Straße du Marché Vieux, Bamboche und ich erwarten Dich da. — —

Wir werden alle Drei gerächt —

Bamboche an Scipio, dem Verführer seiner Tochter Bruyère.

Du an dem Grafen Duriveau, dem Verführer Deiner Mutter.

Ich an Scipio und seinem Vater, dem verdammten Gezücht, die ich, ein Mädchen aus dem Volke, bis in den Tod zu verfolgen geschworen habe."

Martin stieg ganz außer sich wieder in den Lohnwagen, mit welchem er hergekommen war, und ließ sich mit verhängtem Zügel in die Straße du Marché Vieux fahren.

Ehe wir Martin auf dieser verzweifelten Fahrt begleiten, müssen wir nachholen, daß Basquine, nachdem sie in den bereitstehenden Fiaker gestiegen, sich zuerst zu Raphaële's Mutter begeben hatte, dort hatte sie durch den Kutscher fragen lassen, ob Madame Wilson nicht so eben mit dem Herrn Vicomte Scipio ausgefahren sei. Als eine bejahende Antwort erfolgt war, hatte Basquine sich zum Grafen Duriveau fahren lassen, und da sie sehr wohl wußte, daß er zu Hause sein müsse — denn er wartete auf seinen Sohn — hatte sie durch den Kutscher einen im Voraus geschriebenen Brief abgeben lassen, den sie sogleich dem Grafen zu überbringen bat.

Der Wortlaut dieses Briefes war folgender:

„Gehen Sie zu Madame Wilson, da werden Sie erfahren, daß Scipio so eben mit ihr ausgefahren; er misbraucht Ihr Vertrauen und führt sie in die Straße du Marché Vieux, um sich an Ihnen zu rächen.

Gedenken Sie der Fürstin von Montbar, und rechnen Sie sich das Uebrige selbst aus.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

Als Basquine diesen Brief dem Haushofmeister im Hôtel des Grafen hatte übergeben lassen, wies sie ihren Kutscher an, sie so schnell als möglich in die Straße du Marché Vieux zu fahren, während Martin auch dahin auf dem Wege war.

Als Martin so auf derselben Fahrt begriffen war, die er mehre Jahre vorher gemacht hatte, um der Frau von Montbar, die in eine von Herrn Duriveau gestellte schändliche Falle gerathen war, einen Beschützer zuzuführen, war es ihm, als läge er in einem schweren Traume. Vermöge welches Verhängnisses mußte dasselbe Haus und ohne Zweifel auch dasselbe Zimmer, welches der Schauplatz einer schändlichen Handlung des Grafen Duriveau gewesen war, auch der Schauplatz von Basquine's Rache werden?

Doch bald besann sich Martin mit Schrecken, daß er Basquinen, da er sie zuletzt gesprochen, nach seiner Gewohnheit, seinen beiden Jugendfreunden, auf deren vollkommene Verschwiegenheit er bis dahin durchaus rechnen zu können geglaubt hatte, nichts zu verschweigen, daß er also Basquinen mitgetheilt, auf welche Weise es ihm gelungen, Regina aus dem furchtbaren Hinterhalt zu retten, in welchem sie beinahe ein Opfer des Grafen Duriveau geworden wäre.

Martin konnte jetzt leicht errathen — und er irrte sich darin nicht, daß diese Mittheilung später Basquinen den Gedanken der schrecklichen Rache, welche in diesem Augenblick vollbracht würde, eingegeben hatte.

Ein paar Secunden ehe der Fiaker, der ihn mit verhängtem Zügel fortführte, vor dem Gange des Hauses in der Straße du Marché Vieux anhielt, sah Martin beim schwachen Licht einer entfernten Straßenlaterne ein Frauenzimmer aus dem Unglückshause herausstürzen, welche in dem finstern Nebel, der das andere Ende des Gäßchens bedeckte, verschwand.

Diese plötzliche Erscheinung verschwand so rasch, daß es Martin nicht möglich war, die Gesichtsbildung oder den Wuchs dieses Frauenzimmers zu unterscheiden und zu erkennen, ob es Basquine sei oder nicht.

Als der Fiaker vor dem Hause hielt, sprang Martin heraus, fand die Thür halb offen und schlug sie so derb hinter sich zu, daß sie in's Schloß fiel.

Ohne sich darum weiter zu bekümmern, eilte Martin über den pechfinstern Gang und stieg in aller Dunkelheit rasch die Treppe hinauf; sein Vorgefühl sagte ihm, daß die Racheſcene, zu welcher Basquine ihn beschied, im dritten Stockwerk vorginge — in demselben Zimmer, wo der Capitain Just Regina aus den Händen des Herrn Duriveau befreit hatte.

Zu seinem großen Erstaunen hörte Martin, als er sich diesem Zimmer näherte, keinerlei Geräusch. Endlich war er vor der Thür angelangt; ein mattes Licht schimmerte durch die offenstehende Thür und leitete seine Schritte — er ging durch das erste Zimmer.

Aber wie vom Donner gerührt blieb er voll Entsetzen auf der Schwelle des zweiten Zimmers stehen und mußte sich einen Augenblick im Schatten halten und sich gegen die Einfassung der Thür stützen; er war der Ohnmacht nahe und konnte keinen Schritt weiter vorwärts thun.

Das Gemälde, das sich vor Martin's Augen entfaltete, war dieses:

Scipio lag bleich, sterbend, bewegungslos, das Haar von dem Blute, das aus einer weiten, klaffenden Wunde am rechten Schlaf langsam über seine Wange rann, besudelt, auf einem Ruhebette.

Neben dem Bette stand mit gefaltenen Händen der Graf Duriveau; seine weiße Weste war mit Blut bedeckt und sein Gesicht, das von kaltem Schweiße rann, war noch bleicher als das seines Sohnes.

In der Mitte des Zimmers sah man einen halb zerbrochenen, schweren, hölzernen Stuhl mitten in einer Blutlache, und dabei einen Shawl, der der Madame Wilson gehörte.

Der Thür gegenüber, wo Martin fast ohnmächtig stand, traten die unbeweglichen, bleichen, ungerührten Gesichter Bamboche's und Basquine's aus dem Dunkel des anstoßenden Zimmers, wo sie zwei Schritte von der Thüre schweigend standen, hervor.

Der Graf hatte sie nicht bemerkt. Seine Augen hefteten sich starr und glühend, wie sie trotz der Thränen waren, welche sie verschleierten, auf die brechenden Augen seines Sohnes; Herr Duriveau schien vom Kinnbackenkrampf ergriffen zu sein und den Mund nicht mehr schließen zu können; krampfhaftes, ersticktes Schluchzen stieg aus seiner Brust auf — es war das einzige Geräusch, das dann und wann die unheimliche Stille unterbrach.

Scipio's Gesicht, das schon mit dem Stempel des Todes bezeichnet war, war immer noch sehr schön. Seine kalten, blauen Lippen zuckten unter dem kleinen, blonden Schnurrbart ein wenig und schienen ein letztes, spöttisches Lächeln zu versuchen, wobei sie seine Zähne vom weißesten Schmelze sehen ließen. Er lag mit dem Kopf auf dem Arm, und seine Hand, die zart und weiß war wie eine Frauenhand, verschwand halb in seinem kastanienbraunen Haar, von welchem sie dann und wann ein paar seidene Locken zusammenfaßte; denn sie zuckte im Todeskampf.

Endlich machte der Graf Duriveau eine letzte Anstrengung, um zu reden, und aus seinen zitternden Lippen erklangen folgende unzusammenhängende Worte:

„Ich hab' ihn umgebracht — meinen Sohn — umgebracht!"

Das war fürchterlich; man hätte glauben sollen, der Unglückliche spräche in der Geistesabwesenheit, die ihn ergriffen, diese Worte nothgedrungen und nach einem Schicksalsschlusse, und fände keine andern — denn er wiederholte nochmals mit krampfhaftem Kopfschütteln:

„Ich habe meinen Sohn umgebracht — meinen Sohn umgebracht!"

In diesem Augenblicke öffneten sich Scipio's Augen, die bis dahin in Todesmattigkeit halb geschlossen gewesen waren, ganz weit, und ein paar Secunden lang machte ein letztes Aufblitzen der Lebens- und Jugendkraft diesen Blick glänzender, feuriger, schöner, als er je gewesen war.

Je weiter sich Scipio's Augen öffneten, desto größer wurden auch die Augen seines Vaters, die von ihnen durch eine Art von Zauber angezogen wurden — bis, schrecklich anzusehen, die Augäpfel ganz vom Weißen umgeben waren.

Scipio's Lippen bewegten sich schwach, als versuchte er zu reden.

Der Graf bemerkte es und lispelte folgende Worte, die einzigen, immer noch die einzigen, die sich seinem gestörtem Geiste darboten:

„Er wird zu mir sagen: Du hast Deinen Sohn umgebracht — Deinen Sohn umgebracht!"

Scipio lächelte auf seltsame Weise und sprach mit immer schwächerer Stimme, die zugleich mit seinem letzten Athemzug erlosch:

„Du hast mich — umgebracht — aber — das ist ganz einerlei — ich habe doch Recht behalten — Du wirst Madame Wilson — nicht heirathen — das ist Deine Schuld — ich folge Deinem Beispiel — ich thue, was Du gethan. Du weißt wol noch — die Fürstin Montbar. — Sag' doch — wer hätte das gedacht, daß der junge Vater noch zum Mördervater würde? — Das ist spaßhaft — ich will das — dem Großpapa — Du-riz-de-veau — erzählen —"

An der Schwelle der Ewigkeit schloß dieser unglückliche Tollkopf von einem Sohne sein kurzes Leben noch mit einer Verhöhnung des Vaters.

„Scipio, mein Sohn, stirb nicht," rief der Graf mit schrecklicher Stimme; denn die Wirklichkeit brachte ihn wieder zu sich.

Und dabei stürzte er trostlos auf den Leichnam seines Sohnes und bedeckte sein Gesicht, sein Haar, seine Hände mit wüthenden Küssen.



Eine Erinnerung, welche flüchtig war, wie der Blitz, stellte Martin in diesem Augenblick zu lehrreicher Vergleichung den erhabenen Tod des Doctor Clément vor Augen und vergegenwärtigte ihm die Worte voll Seelengröße und Seelenheiterkeit, die er und sein edler Sohn in dieser feierlichen Stunde mit einander gesprochen hatten!

— — — — — — — — — — — —

Martin stand noch immer von Entsetzen versteinert; Basquine und Bamboche, die aus ihrer Dunkelheit heraus jetzt ihren Jugendfreund bemerkt hatten, wiesen schweigend, schrecklich und mit trockenen, glühenden Augen hartherzig auf den unglücklichen Vater, der auf den leblosen Körper seines Sohnes hingestreckt lag.

Diese kalte Grausamkeit erbitterte Martin und riß ihn aus seiner Betäubung auf.

Rasch schritt er, ohne vom Grafen bemerkt zu werden, der in herzzerreißendes Schluchzen, in undeutliche Laute ausbrach, sich auf dem Bette hin und herwand, seine Lippen auf das eiskalte Gesicht seines Sohnes heftete, durch das Zimmer, faßte Basquinen am Arm und sprach leise, aber voll Zorn und Unwillen die drohenden Worte:

„Nein, Du sollst nicht durch Deine Anwesenheit den Schmerz der Gewissensbisse dieses Sohnesmörders verhöhnen, Basquine — Du hast aus einem Geheimniß, das ich Dir als Schwester anvertraute, eine Mordwaffe gemacht — das ist schändlich."

„Bruder — ich — rächte auch Dich —" antwortete Basquine dumpf.

„Nein, Du kannst nicht die Stirn haben, hier zu bleiben und dem Unglücklichen unter die Augen zu treten — Du, die unselige Ursache dieses entsetzlichen Verbrechens," sprach Martin mit zugleich so eindringlicher und so flehender, obgleich gehaltener Stimme, daß Basquine, von Martin's vorwurfsvoller Rede schon heftig ergriffen, noch weiter in das Dunkel des zweiten Zimmers zurückwich, so daß der Graf sie nicht bemerken konnte, während Bamboche, die Arme auf seiner breiten Brust kreuzend, dem grausen Auftritt fortwährend mit wilder Freude zusah.

Plötzlich drang ein dumpfes und bis jetzt noch verworrenes Geräusch, das außerhalb des Hauses zu summen schien, bis in das Zimmer, und in Kurzem erbebte die Thür des Ganges, die hinter Martin in's Schloß gefallen war, von heftigen Schlägen.

Dieses Geräusch zog die Aufmerksamkeit des Grafen Duriveau nicht auf sich; denn er war fast von Sinnen vor Schmerz und Verzweiflung; er preßte unaufhörlich den leblosen Körper seines Sohnes in seine Arme und stieß krampfhafte Seufzer und herzzerreißendes, unarticulirtes Geschrei aus. Aber Bamboche, der beständig auf seiner Hut war, zog sich, sobald die immer heftigeren Schläge an die Thür hörbar wurden, in den Hintergrund des Zimmers zu Basquine, die sich auf Martin's Geheiß dahin begeben hatte, zurück, dann öffnete der Bandit eins der Fenster, die auf die Straße hinausgingen, und rief:

„Die Wache — ich bin gefangen — die Polizei war mir auf der Spur — ich muß auf dem Wege hierher erkannt und verfolgt worden sein. Wenn sie Hand an mich legen wollen," sagte er mit wildem Lachen, indem er ein großes Dolchmesser entblößte, „so soll es sie theuer zu stehen kommen."

„Ein Mord!" rief Martin und eilte zu dem Banditen. „Ein Mord — Du — nimmermehr!"

„Nicht mein erster," sagte Bamboche mit schrecklicher Ironie und machte sich aus Martin's Umarmung los.

„Ist es denn wahr! Dir wurde mit Grund nachgesetzt?" lispelte Martin vernichtet, „Du hast einen Menschen umgebracht?"

„Aber das war doch nur ein Todtschlag" — sagte Basquine schaudernd zu Bamboche, der vor ihr dieses Verbrechen geheim gehalten hatte, um nur Zuflucht bei ihr zu finden — „zur Nothwehr oder bei einem Wortwechsel?"

„Ich habe zwei Menschen umgebracht, nur um zu stehlen," antwortete Bamboche kurz und abgebrochen, „jetzt einen oder zwei mehr, um mich zu retten, darauf kommt's nicht an — man kann mir doch nur Einmal den Kopf abschlagen. Lebt wohl, Freunde — ich hab' Euch wiedergesehen — Eure Hand und dann vorwärts —"

Basquine und Martin schauderten schreckenvoll und wiesen die Hand zurück, die Bamboche ihnen hinhielt.

„O!" sagte der Bandit mit furchtbarer Wildheit — „Euch schaudert vor dem Mörder — Ihr mögt nicht einmal meine Hand berühren — desto besser — das wird mich wild machen wie einen Tiger — ich werde morden, um zu morden."

Plötzlich hörte man unter verdoppeltem Lärm draußen die Stimme der Polizeibedienten.

„O Gott," rief Martin, dem die Lage der Dinge plötzlich klar ward — „das ist fürchterlich — den Unglücklichen da, der seinen Sohn umgebracht, wird man hier festnehmen, ganz bedeckt mit seinem Blut!"

„Mit einem gräflichen Mörder werd' ich festgenommen — sehr viel Ehre! —" rief Bamboche mit teuflischem Gelächter.

Trotz seiner Geistesabwesenheit wurde der Graf Duriveau durch den immer ärger werdenden Lärm draußen wieder zu sich selbst gebracht, richtete sich plötzlich von dem Todtenbette seines Sohnes auf und horchte; dann bemerkte er Martin, der außer sich aus dem ausgangslosen Zimmer kam, in welchem Basquine und Bamboche noch immer versteckt waren.

„Martin!" rief der Graf und fuhr erstaunt zurück, „Du hier?"

„Die Wache ist unten," rief Martin, „sie wird sogleich heraufkommen."

„Ach, ich habe meinen Sohn umgebracht!" lispelte der Graf schaudernd, „mich erwartet das Schaffot."

„Und Entrinnen ist unmöglich," rief Martin verzweiflungsvoll.

„O rette mich," murmelte der Graf in der ersten Verwirrung des Entsetzens, „rette mich — Du bist ja auch mein Sohn! Nicht um Dich an meiner Verzweiflung, an meinem Verbrechen zu weiden, bist Du hergekommen. Ich habe Dich kennen gelernt — Du bist von edler Gesinnung. Du bist hier, um mich zu retten, nicht wahr? Du bist so viel Andern hülfreich gewesen — erbarme Dich nun auch meiner. O das Schaffot! — O ja, ich bin wol feig — ich fürchte mich — ich flehe Dich an."

„Die Thür ist eingeschlagen," rief plötzlich Martin, „der Unglückliche ist verloren!"

Wirklich hatte die Thür nachgegeben. Der Lärm von dem Tumulte draußen, der bis dahin von diesem

Hinderniß gedämpft worden war, krachte, so zu sagen, plötzlich in's Haus hinein, und bald hörte man auf den innersten Stufen der Treppe eilige Schritte.

„Sie kommen herauf," sagte Martin horchend, „o — sie halten im ersten Stockwerk an — aber sie werden noch höher kommen — o, daß ich den Unglücklichen nicht retten — daß ich meinen Vater nicht vor dem Schaffot schützen kann!"

Es lag in Martin's Tone, als er diese Worte aussprach, etwas so Ergreifendes, daß der Graf seinem Sohne zum ersten Male in die Arme sank und nicht mehr niedergeschlagen und schreckenvoll, sondern mit Festigkeit versetzte:

„Ja, ich bin Dein Vater — ich sage es Dir vor dem Leichnam dieses unglücklichen Sohnes, der im zweifachen Sinne mein Opfer ist — ja, ich bin Dein Vater — und dieses letzte Mal wenigstens sollst Du nicht vor mir zu erröthen haben."

„Was beginnst Du?" — rief Martin, als er den Grafen auf die Thür zuschreiten sah — „sie sind jetzt im zweiten Stockwerk, um dieses zu durchsuchen — hörst Du sie nicht? Wohin willst Du?"

„Mich selbst ausliefern — mein Verbrechen gestehen — das Blut, das ich vergossen, muß über mich kommen," sagte der Graf mit würdevoller und erhabener Fassung. — „Komm, Sohn" — versetzte er — „komm, reich mir Deinen Arm — nicht an Muth fehlt's mir — nur an Kräften."

Kaum hatte der Graf diese Worte ausgesprochen und einige Schritte nach der Thür hin gethan, als Bamboche, der bis dahin unbemerkt in dem anstoßenden dunkeln Zimmer verweilt hatte, plötzlich heraustrat und zum Grafen mit einer Würde, die zu der gewöhnlichen Rohheit seiner Ausdrucksweise in seltsamem Gegensatz stand, sagte:

„Mein Herr — nicht den Grafen Duriveau will ich vor dem Schaffot schützen, sondern Martin's Vater."

„Was willst Du beginnen? —" rief dieser, „wohin gehst Du?"

„Ich werde sagen, ich habe den Vicomte umgebracht — das werden sie mir glauben. — Ich werde sagen, ich bin hier hereingekommen, um zu stehlen — er war mit einem Frauenzimmer allein, sie schreien — da schlag' ich ihn mit dem Stuhl todt — fünf Minuten darauf kommt sein Vater, der ihn aufsucht, um ihn festnehmen zu lassen — er sieht seinen Sohn in seinem Blut, stürzt sich auf ihn, und darum ist die Weste seines Vaters blutig."

„Wie kann ich von Ihnen eine solche Aufopferung annehmen," rief der Graf, „nimmer —"

„Erklär' ihm schnell, daß ich schon zwei Menschen umgebracht habe," sagte Bamboche zu Martin, „Einer mehr macht nichts aus — man kann mir nur Einmal den Kopf abschlagen. Leb' wohl, Bruder, eine letzte Bitte" — und in den wilden Augen des Banditen glänzten ein Paar Thränen — „komm mit Basquinen am Tage vorher zu mir" — und er griff an den Hals — „Du verstehst mich — noch einmal, lebe wohl, Bruder."

Und ehe der Graf und Martin sich auch nur regen konnten, stürzte Bamboche auf die Treppe hinaus, als wenn er Hoffnung gehabt hätte, sich mitten durch die Polizeibedienten und Soldaten, von denen er einen Theil auf dem Treppenstuhl des zweiten Stockwerkes fand, und die mehre Laternen bei sich hatten, einen Weg zu bahnen. „Das ist er, ich erkenne ihn, haltet ihn fest" — rief ein Polizeiagent, als er Bamboche erblickte, der bleich, mit bloßem Kopfe und ungeordneter Kleidung und das Messer schwingend mit Einem Satze auf die Gruppe losstürzte und einen Agenten leicht verwundete — nicht aus Wuth, ich hätte ihn umbringen können, sagte er später zu Martin, aber er wollte die Sache nur wahrscheinlicher machen. Bamboche ward trotz seines gewaltigen Widerstandes, von dem er übrigens im Voraus wußte, daß er vergebens sein mußte, übermannt und geknebelt. Dann, als ein Paar ruhige Augenblicke eintraten, sagte er mit seiner schrecklichen Ruhe:

„Nun, jetzt laßt uns eins schwatzen. Ich bekenne die beiden Mordthaten, deren man mich anklagt, und noch eine dritte dazu."

„Eine dritte Mordthat," rief die obrigkeitliche Person, welche die bewaffnete Macht anführte — „eine dritte Mordthat!"

„Ja, ein kleiner junger Mann. Er hatte hier ein Stelldichein mit einem Frauenzimmer. Ich kam in dieses Haus, um zu stehlen, da überraschte ich die Verliebten, sie fürchteten sich und riefen: Diebe! Um den jungen Mann zum Schweigen zu bringen, hab' ich ihm eins mit einem Stuhl versetzt, das ist die ganze Sache."

„Wo ist denn das vorgegangen, Schurke? —" rief der Mann.

„Es that mir zuerst leid, daß ich es so arg gemacht hatte," sagte Bamboche, ohne auf die an ihn gethane Frage zu antworten — „denn der Vater kam darüber herzu, und als ich sah, wie der sich auf den Leichnam des Sohnes warf — konnt' ich nicht helfen, daß es mir zu Herzen ging."

„Aber wo ist denn das vorgegangen?" wiederholte die obrigkeitliche Person.

„Oben, im dritten Stock" — sagte Bamboche — „Sie werden den Vater da noch finden. Es schien, als wenn er seinem Sohne auf den Fersen wäre und ihn mit diesem Frauenzimmer zu überraschen dächte; denn er und noch ein anderer Mann kamen in dem Augenblick, als der Schlag geschehen war — sie dachten an nichts, als wie sich dem jungen Mann noch helfen ließe; der Vater drückte den jungen Mann an sich, daß er ganz mit Blut bedeckt wurde — und ich suchte das Weite — nun habt Ihr mich gefaßt — meine Sache steht schlimm — aber ich werde vor der Guillotine nicht zurückschrecken."

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich brauche es nicht weiter zu beweisen, daß bei solcher Kaltblütigkeit und der unglaublichen Geistesgegenwart und Erfindungsgabe Bamboche's, denen übrigens die Wahrscheinlichkeit seiner Geständnisse und ein Partikelchen Wahrheit in seinen Aussagen zu Statten kamen, das Verbrechen des Grafen Duriveau nicht einen Augenblick geargwohnt wurde; seine Verwirrung, seine Blässe, selbst das Widersprechende in seinen Antworten, die er auf die Fragen der obrigkeitlichen Person gab, und welche diese aus Schicklichkeitsgefühl und Mitleid mit so großem Unglück nicht urgirte, wurden der heftigen Aufregung zugeschrieben, in welcher dieser unglückliche Vater sich in Folge der Ermordung seines Sohnes befinden mußte.

Als der Graf einen Verhaftsbefehl gegen Scipio verlangt und erhalten, hatte er kein Geheimniß daraus gemacht, daß es seine Absicht sei, ihn vor den Folgen einer gefährlichen Leidenschaft in Sicherheit zu bringen, es schien also sehr natürlich, daß der Vicomte, da er sich in größter Gefahr schweben sah, in Basquine's Wohnung festgenommen zu werden, aus derselben entflohen und eine Zusammenkunft mit ihr in diesem abgelegenen und einsamen Hause verabredet hatte. Auf diese Weise erklärte sich auch die Anwesenheit Basquine's auf dem Schauplatz des Verbrechens, so wie auch die Dazwischenkunft des Grafen, welcher erfahren haben mochte, wohin sein Sohn sich, um dem Gefängniß zu entgehen, geflüchtet hatte.

Und wie hätte es am Ende Jemandem einfallen sollen, statt dem so wahrscheinlichen Geständniß eines Spitzbuben, der schon zwei Mordthaten begangen, Glauben zu schenken, einen angesehenen Mann, der durch seine Verbindungen und sein ungeheures Vermögen eine bedeutende Stellung einnahm, wegen Ermordung seines Sohnes in Verdacht zu haben?

— — — — — — — — — — — — — — —

Bamboche's Prozeß hatte einen raschen Verlauf; er ward dreier Mordthaten schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt.

Weder Martin noch Basquine hatten das Versprechen vergessen, das sie ihrem Jugendfreunde gegeben.

Am Tage vor der Hinrichtung durften die drei Freunde, zufolge einer besondern Erlaubniß, einander in der Gefängnißzelle, wo Bamboche seine letzten Tage zubrachte, noch einmal sprechen. **Eugène Sue.**

(Fortsetzung folgt.)

Miller's Siegwart.

Neu bearbeitet von August Lewald.*)

Erstes Kapitel.

Junker Veit von Kronhelm.

Es war ein schöner Frühlingsabend, der sich über die Ebene mit seinem goldenen Schimmer ergoß. Das Gras war zum ersten Male geschnitten worden, und das Heu lag in duftigen Haufen auf den Wiesen ausgebreitet; aus den kleinen Bauerhäusern stiegen dünne Rauchsäulen empor und deuteten an, daß die Leute von der Arbeit heimgekehrt waren, um ihr Abendbrod zu essen; die Blumen und Pflanzen hatten die Kelche alle geöffnet und strömten einen köstlichen Duft aus, der wie ein Opfer aufstieg, welches die Erde dem Himmel brachte, und die Vögel streckten die Köpfchen aus ihren Nestern und ließen ihr Nachtlied erschallen. Die stille Feier durchzog die Herzen der Menschen, und selbst die Unglücklichen empfanden Etwas, was dem Glücke gleichkam, den Trost, die himmlische Vorspiegelung, daß alle Leiden enden, und sollten sie auch dem Menschen bis zum Grabe geleiten.

Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts; in einem Theile von Deutschland wüthete der Krieg, Werber durchzogen das Land und brachten Unruhe in die Familien, indem sie den Leichtsinn und die Unerfahrenheit der jungen Leute berückten und ihnen im Rausche die Soldatenmütze aufsetzten; Banden losen Gesindels, das hie und da aus seinen Verhältnissen durch die Gewalt gebietender Umstände gerissen war, irrten zersprengt umher, machten die Straßen unsicher oder unternahmen verbrecherische Thaten zum Nachtheile der im ererbten Besitze ruhig Dahinlebenden; die Zigeuner, obgleich verfolgt und den grausamsten Strafen preisgegeben, tauchten überall auf und blickten wie zum Hohne mit ihren braungelben Gesichtern aus den Gräben und Büschen am Wege und führten einen scheinbar friedlichen, aber nur desto gefährlichern Handel um das Mein und Dein; dazwischen zogen Mönche mit dem Zwerchsack in die Wohnungen, um das willig dargebotene Almosen anzunehmen, welches der überall gedrängte Wohlstand ihnen reichte, und daheim in den hohen stattlichen Klostergebäuden saßen ihre Brüder in erbaulicher und beschaulicher Ruhe, zwar nicht überall prassend und schlemmend, wie uns die Feinde des Standes das Mönchsleben schildern, allein doch über die Sorgen anderer Sterblichen erhaben, für deren geistiges Wohl sie durch Gebet und Ermahnung im frommen Umgang und Unterricht zu wirken hatten. Zugleich dienten die Klöster zur Aufnahme widerspänstiger Kinder, welche die strengen Eltern dahingaben, und so umschlossen ihre Mauern denn auch wol manches trübe Leid, das in unaufhaltsamen Thränen sich über ein langes Dasein dahingoß. Auf ihren Schlössern saßen die Junker, ihren Vätern unähnlich, die auf Kriegszügen in Kampf und Gefahr gehärtet, daheim im Waidwerk und wildem Trinkgelag das unruhgewohnte Leben fortsetzten, während die Söhne in thatenloser Langweile versunken, zu denselben Mitteln griffen, um ihre Lebensgeister aufzustacheln, und dann sich für Helden hielten, des Namens ihrer Väter würdig. In den Städten lebte

*) Siegwart von Miller in Ulm ist nicht nur in literarhistorischer Hinsicht ein Werk von Interesse, sondern zugleich als ein treuer Spiegel der Zeit zu betrachten. Wir finden hier das Leben der Junker und Bürger, der Landbewohner und Städter, der Beamten und Gelehrten mit Ausführlichkeit in ansprechenden Schilderungen wiedergegeben; was wir erhalten, ist wahr, das fühlen wir sogleich heraus; und es muß wahr sein; denn es wurde aus der Zeit für die Zeit geschaffen und ist von dieser mit Jubel aufgenommen worden. Dieser Jubel währte jedoch nicht lange; nur zehn Jahre, und er war nicht nur verrauscht, sondern sogar in Spott verwandelt, der den armen Siegwart und seinen Verfasser traf. Man glaubt gewöhnlich die Sentimentalität sei damals schon aus der Mode gekommen. Allein die Sentimentalität ist es heute noch nicht. Sie ist unser Eigenthum für ewige Zeiten und wird überall den Sieg davon tragen; wehe sie uns nun vom Theater oder aus gedruckten Büchern an, aus dem Gesange der Lind oder aus einer Dichtung von Raimund, unsere Sentimentalität schlägt überall durch, selbst in der Politik. Deshalb wird die Wirkung eines Buches wie der Siegwart nie aufhören. Was es außer Cours setzte, war die plötzliche, gänzliche Umgestaltung aller Verhältnisse; die geschäftige Neugier, mit welcher das Neue jeden Tages begrüßt wurde, und das brutale Wegwerfen des gestern Dagewesenen. Das ist nun beseitigt; trotz des Neuen, welches wir auftauchen sehen, ist die Neugier der Meisten unter uns nicht so groß mehr, und dem Entschwundenen — zu dieser Erkenntniß sind wir gelangt — wird mit Theilnahme nachgeblickt.

Was die heutige Lesewelt von dem Siegwart zurückschrecken mußte, war zuerst der Ungeschmack in Anordnung und Styl, die Weitschweifigkeit im Ausmalen der äußerlichen Situation bei gänzlichem Mangel desselben in Bezug auf innere Zustände, und die unkünstlerische Behandlung des Ganzen, das sich formlos darstellte. Der Bearbeiter war bemüht, nach diesen Beziehungen eine vollständige Umgestaltung zu versuchen, damit das Buch wieder seine Rechte in der Unterhaltungsliteratur einnehme, zu denen es jedenfalls berufen ist. Es darf als Volksbuch einer frühern Zeit in die erste Reihe treten. Um dem Siegwart diesen Ruhm zu erhalten, durfte jedoch nichts willkürlich an ihm geändert werden, und so blieb denn Alles, was zur Sittenschilderung gehört, was über das Klosterleben gesagt wird, was als Erguß reinen Gefühls auf Rührung wirken soll, wie z. B. das Tagebuch Sophien's, in seiner eigenthümlichen Kraft und Wirkung stehen.

der Bürger gedrückt und in seinem Erwerbe verkümmert, an den Höfen der Fürsten spreizte sich der Dünkel, der seine Ehre in der Nachahmung der lasciven französischen Sitte suchte; und die Gelehrten und die Männer „in Amt und Würden“ bestrebten sich nach Kräften, ihre hochmüthige Pedanterie mit jener Nachäffung in eine vollkommen unschmackhafte Vermischung zu bringen. Aber die Natur, die ewig wahre, große und milde, breitete sich über diese trostlosen Zustände, in welche die sogenannte civilisirte Menschheit gerathen war, in immer gleicher Fülle und Kraft, unbekümmert darum, daß dieser das Verständniß für ihre Erscheinungen abging.

Mitten durch das Feld ritten drei Menschen dem Walde zu, der in weiter Ausdehnung sich vor den Blicken aufthat und gleichsam mit tausend Armen einlud, seine abendliche Frische zu genießen. Voran zogen zwei Jünglinge, beide hoch und schlank gewachsen, beide noch an der Schwelle der Knabenjahre. Der Eine war blond, der Andere braun; der Blonde mit dem Ausdrucke zarter, hingebender Liebe, die sanft, schwärmerisch für den geliebten Gegenstand sich zu opfern vermag; der Braune mit Augen, die ebenfalls die zarteste Empfindung verriethen, allein damit weniger den Himmel als die Erde anblickend und ein festes, sicher erreichbares Ziel darauf. Die Jünglinge waren in die Tracht der Zeit gekleidet, deren zwängende Unkleidsamkeit jedoch der Reise zu Pferde in der schönen Jahreszeit gewichen war. Dies war ein Zoll, den selbst die sonst unerbittliche Strenge der Mode der Natur darbringen mußte. Statt der mehrfach den Hals umschlingenden Binde hielt ein farbiges Seidenband den Hemdkragen zusammen und das frei wallende ungepuderte Haar floß unter einer dreikrämpigen, mit grünem Zeuge überzogenen Mütze auf die Schultern herab. Hinter diesem Paare trottete ein gebräunter Bursche in verschossener Livrée, auf dessen Gesichte die nicht seltene Vermischung von Dummheit und Verwegenheit zu lesen war. Die Flinte, die er bei sich hatte, und ein Windhund, ein Hühnerhund und ein Dachs, die ihm folgten, ließen in seiner Person sogleich den herrschaftlichen Jäger erkennen.

Die beiden Jünglinge waren eine lange Strecke schweigend neben einander fortgeritten, jetzt kamen sie in den Wald.

„Wollen wir nicht irgend ein Lied aus voller Brust erschallen lassen, etwas von Uz oder Hagedorn?“ fragte der Blonde, den der stille Ernst des Andern zu beunruhigen anfing. „Im Walde schallt's noch einmal so schön, und der wonnige Abend rüttelt so recht meine Empfindung wach, die sich in ihrer Gluth kaum zurückhalten läßt.

„So singen wir denn etwas, meinetwegen!“ versetzte der Braune“, stimme nur an, ich falle ein.“

Sein Freund setzte sich im Sattel zurecht und begann mit einer vollen Tenorstimme Uzen's Mai nach der beliebten Weise von Schulze zu singen. Bald schallten die freundlichen Dichterworte von den frischen Stimmen getragen durch die Bäume und forderten die Vögel zur Begleitung auf:

Der holde Mai hat endlich obgesiegt,
Und Boreas muß lauem Weste weichen:
Der laue West lockt Floren, wo er fliegt,
Ihm brünstig lächelnd nachzuschleichen.

Laß uns den Wald, wo itzt manch spielend Reh
Durch Büsche rauscht, laß uns der grünen Buchen
Und Feld und Bach und den bethauten Klee,
O Freunde, auch wiederum besuchen.

Der Blonde hatte eben wieder angestimmt:

Bevölkert noch der Unmuth unsern Blick,
Da überall Natur und Erde lachen? — —

da bemerkte er, daß der Andere schwieg, und brach plötzlich ab.

„Du singst nicht weiter?“ fragte er bestürzt und lenkte sein Pferd ganz nahe zu dem Freunde, um ihm in die Augen zu sehen. „Du lächelst mich nicht an, wenn ich forschend in Dein Inneres blicke? Was ist vorgegangen? Hat sich etwas Feindseliges zwischen uns gedrängt, o geschwinde! so sage es, damit wir es entfernen!“

„Mit nichten, Herzensbruder,“ sprach darauf der Andere. „Nichts konnte einen Schatten in mein Gemüth werfen und die Sonne unserer Freundschaft trüben. Etwas Anderes ist es, was mich ernsthafter stimmt und mich beunruhigt.“ —

Mit abermals steigender Besorgniß bog sich der Blonde zum Freunde hin, dieser aber sagte: „Ich zögerte wie von Schaam gefesselt, allein es hilft nichts, ich muß Dir eine Mittheilung machen. Sie betrifft mich und meinen Vater, leider ein Verhältniß, das mich mit Kummer erfüllt. Du gabst meinen Bitten nach, als ich Dich aufforderte, mich zu ihm zu begleiten, Du glaubtest ihn zu kennen, nach den zwei oder drei Briefen, welche ich, seitdem wir zusammen sind, von ihm erhielt. Ich erzählte Dir manche Geschichte, die Dich mit seinem Charakter wohl bekannt machen konnte. Allein ich verschwieg doch stets das Stärkste; ziemt es dem Sohne Das aufzudecken, was ihm an dem eigenen Vater mißfällt? was seine Seele mit bitterm Schmerze erfüllt? Darum schwieg ich. Jetzt in dem Augenblicke, wo Du ihm persönlich entgegentreten wirst, muß ich es Dir enthüllen, damit Du mich nicht anklagst, ich hätte Deiner Freundschaft zu viel zugemuthet. Denn wisse, ich bedurfte Deiner Gegenwart bei diesem Besuche zum Troste, zur Stärkung; ich bedurfte Deiner, um an Deiner Brust meinen Thränen ungestört freien Lauf zu lassen.“

Der Sprecher setzte sein Pferd in stärkeren Trab und sein Freund that dasselbe, weil er abnahm, daß er sich von dem Diener entfernen wollte, der, in seinem Schritte beharrend, seine Aufmerksamkeit andern Gegenständen zugewendet hatte und bald seinen Hunden pfiff, bald Gespräche mit ihnen hielt. Die Reiter hatten jetzt einen tüchtigen Vorsprung, und der Traurige begann:

„Glaube mir, Siegwart, mit einem fühlenden Herzen in der Welt zu leben und nicht dort fühlen zu dürfen, wohin uns die natürlichsten Bande ziehen, ist der größte Schmerz, der unsichtbar am Leben nagt.“

Der Freund schauderte. „Du sahst vorhin so schwermüthig aus, als Du von Deinem Vater sprachst,“ fragte er bestürzt, „soll ich Deinen Worten diese Deutung geben?“

„Es ist eine traurige Sache,“ lautete die Antwort, der ein schwerer Seufzer voranging. „Sieh, mein Vater ist ein Mann — es thut mir weh, daß ich 's sagen muß — wie ich nicht sein möchte. Der Krieg und das wüste Leben am Hofe zu München haben ihn für die reinen Genüsse des Familienlebens unfähig gemacht. Als mein Vater mit den Reichstruppen am Rhein stand, lernte er ein junges Fräulein aus der Pfalz kennen. Er selbst erzählte oft in Gegenwart seiner Kinder, wie es damit zugegangen war. Er hatte das Fräulein nur einmal bei ihrem Vater auf dem Lande gesehen und sich auf der Stelle in sie verliebt, wie er sich ausdrückt. Er saß mit dem Vater des Mädchens bei der Weinflasche und sagte: Ich muß Deine Tochter haben! — Gut, war die Antwort, sollst sie haben; willst sie heut oder morgen? — Und damit war Alles richtig. Meine Mutter hatte wenig Vermögen, sie hoffte meinen Vater zu mildern Gewohnheiten zu führen, da sie sich von ihm geliebt wähnte. Sie zog mit ihm auf seine Güter nach Baiern. Der Anfang ihrer Ehe war gut. Mein Vater lebte still und eingezogen und war gern um seine Frau. Allein mit dem Friedensschlusse kehrten seine alten Kriegskameraden heim, welche seine Gutsnachbarn waren. Sie besuchten meinen Vater, luden ihn zu sich ein, und der alte Lebenswandel nahm ihn wieder gefangen. Man spielte, man trank und fluchte, man kehrte erst um Mitternacht mit drei oder vier Junkern von der Jagd heim, und unser Schloß sah einer Dorfschenke ähnlicher als einem Edelhof. Meine arme, fromme Mutter trug ihre Leiden stillschweigend. Ich sah sie oft weinen, wenn sie uns Kinder herzte, ohne mir die Ursache ihrer Thränen erklären zu können. Allein ein herberes Loos stand ihr bevor, als das, welches sie bisher erduldet hatte. Ein Weib, man sollte das Wort, welches das schönste Werk der Schöpfung bezeichnet, nicht an einen solchen Gegenstand verschwenden! — kam plötzlich auf dem Schlosse an. Die Person war im Felde mit den Offizieren und so auch mit meinem Vater bekannt geworden. Dieser nahm sie mit unverholener Zuneigung auf, und sie blieb bei uns unter dem Vorwande, einem Theil der Wirthschaft vorzustehen. Allein bald wendete sich das Blatt. Sie maßte sich die Rechte der Frau an, und meine Mutter fand keinen Schutz vor ihren Mißhandlungen. Endlich war das Maß ihrer Geduld erschöpft; zugleich war es die Befürchtung, daß wir Kinder einer harten Behandlung unterworfen und am Ende gar ihrer unmittelbaren Aufsicht entzogen werden könnten — sie bat meinen Vater, mit uns auf ein entferntes Gut ziehen zu dürfen. Er willigte ein. Fortan war Schloß Wißdorf unser Aufenthalt, wo wir unter den Augen der Mutter unsere erste Erziehung und Bildung genossen. Sie besaß das zarteste Gefühl, das bei jedem fremden Unglück mitempfand und litt, aber ebenso an jeder Freude des Nebenmenschen Theil nahm. Sie war eine Wohlthäterin der ganzen Gegend; ihr Verstand war scharf und fein, daß sie gleich jeder Sache auf den Grund kam, gleich die besten Mittel wählte oder angab und in alle Menschen sich zu schicken wußte. Ihr Herz beschäftigte sich unablässig mit der Religion; so wußte sie auch uns bei jeder Gelegenheit für ihre Eindrücke empfänglich zu machen. So war meine Mutter. Ach, daß ich sagen muß, sie war! Ich sah sie sterben. Wir knieten um ihr Bett und glaubten zu vergehen; sie faßte sich wie ein Mann, betete mit nie empfundener Inbrunst und gab uns ihren Segen. Ich kann Dir den Eindruck dieses Augenblicks nicht schildern. Ihr Bild schwebt mir als das Bild einer Heiligen vor; sie war es, ihr ganzes Leben war ein Märtyrthum. Nach ihrem Willen kam ich in das Haus meines Oheims, des Geheimenraths von Kronhelm, nach München.“ —

Bei dieser Stelle der Erzählung schreckte ein Schuß die beiden Freunde auf, der dicht hinter ihnen losgefeuert wurde.

Als sich Siegwart und Kronhelm umsahen, war es ihr Reitknecht, der eben geschossen hatte und mit seinen Hunden in das Gebüsch sprengte. Betroffen ritten sie ihm nach, und ein lautes Geschrei, welches sie vernahmen, zeigte ihnen den Weg, den der Bursche genommen hatte. Er war vom Pferde gestiegen, hatte sein Waidmesser gezogen und wollte den Hirsch, den er geschossen, aufbrechen. Der Jäger eines andern Edelmanns, dem der Forst gehörte, war auf den Schuß hinzugekommen und wollte dem unbefugten Schützen das Gewehr wegnehmen. Sie zankten und rangen miteinander, und es hätte einen blutigen Handel geben können, wenn die beiden Freunde nicht schnell dazwischen getreten wären.

„Was gibt's, Jacob?“ fragte der junge Herr von Kronhelm.

„Ei was wird's geben, Junker?“ lautete die Antwort, „der Hundskerl da will mir den Hirsch wegnehmen, der mir von Gottes- und Rechtswegen gehört, und mein Gewehr dazu. Ja, komm' mir nur, Zigeuner! meinst, ich sei ein Wilderer? Da frag' nur meinen Junker, ob ich nicht eines Edelmanns Kutscher bin und ein Jäger dazu, so gut als Du!“

„Zum Teufel! was schiert mich das?“ schrie der Andere. „Das ist meines Herrn Forst. Kehr' Du vor Deiner Thür und ich vor der meinen! 's Gewehr her, sag' ich, und den Hirsch dazu, oder 's geht nicht gut. Nicht wahr, Junker, er ist ein Spitzbube und verdient den Galgen?“

„Nicht so schnell, guter Freund!“ nahm jetzt Kronhelm das Wort, „der Bediente ist meines Vaters, und ich bin des Junkers Kronhelm Sohn —“

Der fremde Jäger entblößte bei diesen Worten demüthig den Kopf, als ob er der Delinquent gewesen wäre.

„Es ist nicht recht,“ fuhr Kronhelm fort, „daß mein Jacob das gethan hat, und ich hab's ihm auch nicht geheißen. Aber Er muß es nun auch gut sein lassen. Der Hirsch ist sein, und hier hat Er ein Trinkgeld für den Aerger.“

Jacob, oder wie er vertraulich genannt wurde, Jakerl, mußte das Waidmesser einstecken und auf's Pferd steigen; allein er brummte leise allerlei in den Bart und sah den Jäger von der Seite drohend an. Kronhelm fragte den Fremden nach dem Namen seines Herrn, und als dieser den Junker von Felsberg nannte, ließ er ihn wegen der „Narrheit seines Kerls,“ wie er sich ausdrückte, um Verzeihung bitten und ritt mit seinen Begleitern davon.

Jakerl brummte immer fort, und als der Junker es ihm verwies, konnte er sich nicht länger halten und brach in die Worte aus:

„Junger Herr, nehmen Sie mir's nicht übel, 's war doch nicht recht, daß ich da den schönen Hirsch mußte fahren lassen. Hatte, meiner Seel! vierzehn Enden. Ich möchte mir die Zung durchbeißen, wenn ich dran denk. Daß man d' Wilderer wegschießt, ist schon recht; ich hab' auch schon Manchem eins versetzt, daß er's Aufstehen darüber vergaß; aber daß man mir's Jagen verbieten will, da ich doch einem Edelmann diene, der seines Gleichen im Lande sucht, das ist nicht recht, sag' ich, und das thut mir weh.“

Der Junker von Kronhelm hatte alle Mühe, dem Burschen begreiflich zu machen, daß er das Recht zu

schießen nur in seines Vaters Waldungen habe, und daß er dem fremden Jäger wol noch ganz anders begegnet wäre, wenn der es sich hätte einfallen lassen wollen, in seinem Forst zu schießen. Jakerl brummte in einem fort und schien das Recht des Stärkern für sich in allem Ernste in Anspruch nehmen zu wollen.

Kronheim war sehr ernst geworden. „Du siehst, mein Siegwart," sagte er, „wie die Diener meines Vaters denken und handeln, und magst daraus den vorläufigen Schluß auf den Herrn machen. Ein rauher Sinn treibt hier Alles zur Gewaltthätigkeit; die Fröhlichkeit wird zur Wildheit. Ich muß schon Deine Geduld für die Eigenheiten meines Vaterhauses in Anspruch nehmen, und Du magst bedenken, daß Du mir einen lieben Bruderdienst damit erzeigst."

Sie hatten jetzt ihren Ritt beendigt, welcher ungefähr zwei Stunden gewährt. Das Schloß Reinfeld lag nun vor ihnen; in einer Entfernung von fünfzig Schritten kamen ihnen viele Jagdhunde mit entsetzlichem Gebell entgegengesprungen, die Jacob von seiner Seite mit einem durchdringenden Jo ho begrüßte.

„Welche ungeheuere Menge Hunde!" rief Siegwart verwundert.

„Kleinigkeit!" sagte Kronheim, „wenn Du erst in den Hof und die Ställe kommst, dann magst Du erstaunen."

Beim Eintritt fanden sie im Hofe keinen Menschen; Alles war wie ausgestorben. Kronhelm und Siegwart stiegen ab.

Endlich erschien Sybille, Kronhelm's jüngere Schwester, die beim Vater lebte. Sie flog auf den Bruder zu und drückte ihn heftig an sich, dann betrachtete sie sich ihn eine Weile und sagte lachend: „Du hast Dich verändert, Fritz, ich hätte Dich fast nicht gekannt." Ihr Bruder stellte ihr seinen Freund Siegwart vor, sie verneigte sich und lud die Herren ein, ihr in das Schloß zu folgen.

„Du bist wol überrascht," sagte sie in das Zimmer tretend, „den Vater nicht zu Hause anzutreffen. Allein Du wirst ihn dennoch bald sehen. Er ist nach dem Steiner Forst, wo der Jäger gestern eine Sau gespürt hat. Da ist er denn diesen Morgen hinaus und hat hinterlassen, daß Ihr ja gleich nachkommen sollt, um die Lust mit anzusehen. Dort sind zwei Flinten und zwei Waidtaschen. Die mit Silber ist für Dich und die andre für jenen Herrn — ich weiß nicht, wie er heißt —"

„Siegwart," sagte Kronhelm.

„Also für Herrn Siegwart," fuhr Sybille fort. „Jetzt nur schnell die Suppe gegessen, damit Ihr nur etwas Warmes im Leibe habt. Wein und kalte Küche findet Ihr draußen."

Sie hob den Deckel von der Zinnterrine, welche auf dem Tische stand, und schöpfte mit der schweren Suppenkelle den Inhalt auf den Teller, dann machte sie mit dem Messer ein Kreuz auf das Brod und schnitt zwei derbe Stücke davon herunter, sie mit den Worten „guten Appetit" neben die Teller legend. In diesem Allen zeigte sich eine unverkünstelte Natürlichkeit, der jedoch die Anmuth nicht gebrach. Auf einen Wink Kronhelm's, daß Siegwart hier keine Umstände machen solle, setzten sie sich, um die Suppe zu essen. Sybille freute sich, ihren Bruder wiederzusehen; sie drückte ihm zu wiederholten Malen die Hand und sagte ihm in das Ohr, daß sein Freund ihr gefiele, er solle nur nicht gar so still und etwas munterer sein. Kaum war die Suppe gegessen, so mußten Beide Flinten und Taschen umhängen, um dem Vater nachzureiten. Sie sprang die Treppe hinab und führte die Pferde aus dem Stalle. Als ihr Bruder aufgestiegen war, gab sie seinem Pferde einen Hieb mit der Gerte, daß es hinten ausschlug, worüber sie in ein helles Gelächter ausbrach. „Meine Schwester ist ein wildes Mädel," sagte Kronhelm zu Siegwart, „Du mußt ihr das nicht übel nehmen. Sie war nicht so, als sie noch bei der seligen Mutter war, allein bei dem Vater mußte sie verwildern."

Nach einer halben Stunde hatten sie den Forst erreicht, wo das Jagen war. Der Junker Veit, wie die ganze Gegend Kronhelm's Vater nannte, stand an einer Eiche mit gespanntem Hahn. Sobald er seinen Sohn und Siegwart in der Ferne sah, winkte er ihnen zu, abzusteigen; dann wies er ihnen, ohne ein Wort zu sagen, blos durch Winken, ihre Posten an, wo sie anstehen sollten. Sein Sohn stand ihm am nächsten. Aber der alte Junker sprach nicht, sah ihn auch nicht an, sondern lauerte nur auf das Schwein, welches herausgetrieben werden sollte. Endlich brach's auf Siegwart's Seite durch; dieser schoß es, daß es auf der Stelle fiel. Da flog Junker Veit mit Ungestüm herbei und gab ihm den Fang, dann sprang er auf Siegwart zu, umarmte ihn, daß er hätte schreien mögen, und rief dabei: „Herrlicher Junge! 's ist, meiner Seel! ein Hauptschwein. Du wirst ein großer Kerl werden. Sieh nur, wie Du's auf den Pelz geschossen hast! Gerad' am rechten Fleck! Du kannst Oberjägermeister werden, wenn Du willst. Bist ein Teufelsjunge! Laß Dich recht auf's Maul küssen. Nun, Waidmanns Heil, Fritze! Hast mir einen herrlichen Knaben da mitgebracht. Gott geb', daß Du auch so bist. Wie geht's, wie steht's? Bist recht groß geworden. I nun, ein Jäger darf wol stark sein, wenn er 'nen guten Fang geben will. Komm', wir wollen erst d' Sau wegbringen lassen, und dann zur Mamsell Kunigunde, sie ist auf der Wiese dort beim Essen; kannst ihr Deinen Diener machen. — Sapperment, was das 'ne Sau ist, und der Blitzkerl hat sie geschossen! 's ärgert mich bald, daß er mir sie weggenommen hat!"

Hier nahm er Siegwart beim Arm und schlenderte mit ihm und seinem Sohne der Wiese zu, wo Kunigunde sie erwartete. Plötzlich blickte er seinen Sohn von der Seite an.

„Was ist's mit Dir, Junge?" rief er, „Du siehst mir so kalmäuserisch aus. Frisch, auf der Jagd muß man munter sein! Mir ist nie so wohl als im Forst. Komm', sollst ein Glas Wein trinken, daß Du lustig wirst, und Du auch, junger Eisenfresser!"

„Halt!" schrie er sich selbst unterbrechend, riß sich von Siegwart los und schoß einen Fuchs, der eben von der Seite durch's Gebüsch schlich. „Sich, den hab' ich schön 'troffen; beim einen Aug 'rein und dem andern wieder 'raus. Aber 's ist doch nichts gegen Dein Hauptschwein!"

Sie waren jetzt bei Kunigunden angelangt. Friedrich von Kronhelm stieg die Gluth in die Wangen; es war das Weib, das seine unglückliche Mutter von der Seite des Gatten gedrängt hatte und nun seit Jahren schon ihre Stelle einnahm.

„Da, Jungfer Kunigunde," sagte Veit, „da sieht Sie einen Kerl vor sich, der hundert Baier'sche Junker übersieht; der hat die Sau geschossen, auf die wir ausgegangen sind. Und das da ist mein Jung. Bück' Dich brav, Friedrich! Sie ist mein Alles und Alles. So! nun geb' Sie brav Wein her; denn ich bin so durstig wie 'n Brunsthirsch."

Man setzte sich in's Gras; der Alte nahm einen erhöhten Sitz auf einem Steine ein. Kunigunde schenkte ein und brachte dem jungen Fremden mit freundlich grinsender Miene den Becher dar. Friedrich sah stumm vor sich hin; Siegwart war seltsam bewegt; er hatte sich das Wesen der Edelleute anders gedacht, als er es hier zum ersten Male vor sich sah. Den Alten verdroß die Stille, welche seine beiden Gäste beobachteten, und er wollte um jeden Preis ihre Munterkeit erwecken. Er wählte die Mittel, die er dazu für dienlich hielt.

„Angestoßen, junger Herr!" schrie er von Neuem, „'s leb d' Jagd und der Krieg! Ich bin auch Soldat gewesen, muß Er wissen, hab drei Jahr am Rhein gestanden. Da war aber blutwenig zu machen, die Teufelsfranzosen hatten Alles schon weggeschossen. Heh! wo ist denn der Michel und der Stoffel? Die Kerls sollen mir's Jägerlied blasen."

Zwei Bauerbursche setzten, gehorsam dem Befehl, sogleich die großen Hifthörner an und bliesen herzzerschneidende Töne, zu denen der alte Junker die Worte sang:

> Das Jagen ist mein größte Lust,
> Zich's allem Andern für!
> Man ist so frisch,
> Rennt durch's Gebüsch
> Und springt als wie ein Thier!

Allein mit dem Allen noch nicht zufrieden, rief er Kunigunden zu, daß sie Siegwart zum Tanzen auffodern sollte. Er mußte einige Male sich wild mit ihr im Kreise drehen, dann riß sie Junker Veit zu sich heran und walzte mit ihr auf der Wiese beim Schalle der scheußlich geblasenen Hörner, bis er athemlos wurde. Als er erschöpft auf seinen Steinsitz niedertaumelte, gab er das Zeichen zum Aufhören.

„Der Fritz kann noch warten," krächzte er, „der Jung muß erst zeigen, ob er mein Sohn ist, und ob er schießen kann."

Die Ueberbleibsel der mitgebrachten Vorräthe wurden nun eingepackt; der Abend im Walde wurde kühl, und Kunigunde drängte zur Heimkehr. Sie und die Uebrigen stiegen zu Pferd, und man machte sich auf den Weg.

„Potz Weit!" rief Veit, „wie wär's, wenn wir beim Junker Seilberg einsprächen? Es ist nur drei Viertel Stund Umweg, und der ehrliche Kerl muß doch auch von meiner Freude wissen, daß ich d' Sau kriegt hab."

„Guck, Fritz!" sprach er dann hastig mit leiserem Tone zu seinem Sohn gewendet, als etwas im Gebüsch sich rührte. Kronhelm schoß und traf, allein im selben Augenblicke gab ihm sein Vater mit dem flachen Hirschfänger einen Schlag über den Rücken.

„Schießt der Esel, mein Seel, nach einer Gais!" schrie er im heftigsten Zorn, da kein Waidmann von ächtem Schrot und Korn ein weibliches Reh schießt. „Man sollte des Teufels werden über einen solchen Ochsen. Eh' ich die ersten Hosen trug, hab' ich schon gewußt, was ein Bock und eine Gais ist."

Kronheim hielt mit Mühe an sich; Kunigunde und Siegwart baten Veit, seinen Sohn zu schonen und diesen Fehler zu vergessen. Endlich verstand er sich dazu, es Niemand zu sagen, weil er sich ja selbst schämen müsse, einen solchen Sohn zu haben. Seine Heiterkeit war gestört, wie er nun gestand, und er gab es auch auf, die der Andern zu necken. Mismuthig gab er seinem Pferde die Sporen und jagte voran; die Gesellschaft mußte nach, sie mochte wollen oder nicht.

Zweites Kapitel.

Eine Gesellschaft auf dem Lande.

Ehe man noch Seilberg's Schloß erreicht hatte, vernahm man einen entsetzlichen Lärm; denn es war Gesellschaft da. Veit ging mit den Seinigen die Treppe hinauf und trat unangemeldet in den Saal. Vier edle Junker saßen hier um den Tisch und zechten. Der Wirth, Junker Seilberg, war ein Greis von fünf und sechzig Jahren, der am Podagra litt und beide Füße in Kissen stecken hatte; neben ihm saß sein Schwiegersohn, der Freiherr von Striedel, ein verabschiedeter Husarenleutnant, der stets in Uniform und mit schwarzgewichstem Schnurrbart erschien, ein stattlicher Dreißiger. Junker Jodst, der Dritte im Bunde, war fast so alt wie der Herr des Schlosses, allein er war ein armer Schlucker, der nicht einmal eine eigne Wohnung hatte. Er hielt sich wechselsweise auf den Schlössern seiner Standesgenossen auf oder quartierte sich auch zu Zeiten bei einem Bauer ein, der sein Lehnsvasall war und ihm jährlich etwa vierzig Gulden an Frucht zu entrichten hatte. Von den Edelleuten ließ er sich zu Allem gebrauchen. Wurde irgendwo ein Schmaus gehalten, so ritt er von Schloß zu Schloß, um es anzusagen; wenn Roßmarkt war, so brachte er die Pferde seiner Freunde zur Stadt und verhandelte sie oder kaufte neue. Er führte auch die Koppelhunde zur Jagd oder trug das Hühnergarn, und bei Gelagen gab er sich zum Stichblatte der plumpsten Scherze her. Alles, damit er mitessen und mittrinken durfte. Von Adeligen ließ er sich die ärgsten Zumuthungen gefallen; gegen Bürgerliche benahm er sich aber stolz und vornehm. Zu diesen Leuten hatte sich ein junger baier'scher Edelmann gesellt, der als Kammerjunker am Hofe zu München lebte und Herr von Silberling hieß. Es war ein zartgebautes, galantes Männchen, in einem schönen grünen Kleide, mit einer goldbordirten Weste, über welche eine golddurchwirkte Hirschfängerkuppel gelegt war. Sein Haar war mit einem perlfarbenen Bande zierlich aufgebunden und seine Locken nachlässig zurückgebogen. Er würde sich nicht in die Gesellschaft dieser rohen Landleute gemischt haben, wenn er nicht eine geheime Absicht auf des Wirthes Enkelin gehabt hätte, die seit dem Tode ihrer Mutter auf dem Schlosse lebte und die Gäste bedienend ab- und zuging.

Junker Seilberg empfing mit Freude die Eintretenden, die sogleich an der Tafelrunde Theil zu nehmen aufgefordert wurden. Veit stellte mit großem Triumph den Freund seines Sohnes der Gesellschaft vor und erzählte dabei, wie meisterhaft er die Sau erlegt habe. Dies genügte, um ihm die Achtung aller Anwesenden zu verschaffen. Man trank ihm zu und stieß mit ihm an, allein trotz dieser freundlichen Be-

gegnung konnte sich Siegwart in diesem Kreise nicht heimisch fühlen.

„Nun sag' mir einmal, Fritz," fing der Junker Veit an, „was ist denn Dein Kamerad? Wie heißt sein Vater, und was ist er? Es muß ein trefflicher Kerl sein, da sein Bub schon solch ein Jäger ist."

Ehe Kronheim die Frage beantwortet hatte, sagte Siegwart: „Ich bin der Sohn des Amtmanns Siegwart zu Dahlenberg."

„Was?" rief Junker Jobst, „nicht von Adel?"

„Nein," sagte Siegwart.

„Nicht von Adel?" schrie Veit und sah sich im Kreise um, als wollte er Alle einer Unbesonnenheit wegen um Verzeihung bitten. „Nun so hol' mich Dieser und Jener. Du bist also nichts, gar nichts? Ein Amtmannssohn! Element! Wer hätte das glauben können? Aber ich weiß schon, wie's gegangen ist? Deine Mutter hat's mit 'm Edelmann gehalten. Nicht wahr, Jung, ich weiß's! Darfst nicht roth werden. Narr, ist da was zu schämen? Lieber ein Bankert von 'nem Edelmann, als ein lausiger Amtmannssohn. Komm, ich bin Dir gut, weil Du so schießen kannst."

Siegwart war bereits früher aufgestanden und zum Fenster getreten, ehe der Junker ihm die Hand zum Dreinschlagen reichte. Dieser stand jetzt auf, um ihm nachzugehen, hielt sich aber unterwegs bei dem hübschen Fräulein auf, das sich nur mit Mühe der Zudringlichkeit des Kammerjunkers von Silberling erwehrte. Unterdessen warf Junker Jobst mit ernster Miene in halblauter Stimme die Frage auf, ob man wol den Siegwart in der Gesellschaft dulden könne, da er nicht von Adel sei. Allein der Husarenlieutenant meinte, weil ihn Junker Veit mitgebracht habe, so könne man's nicht gut ändern.

Unterdessen hatte sich Regina, so hieß Seilberg's Enkelin, von der Unterhaltung der beiden Junker befreit und war zu Siegwart und Kronheim an das Fenster getreten. Als sie den Namen des jungen Menschen gehört hatte, erinnerte sie sich, vor fünf Jahren, als sie zu München im Kloster gewesen, eine Freundin gehabt zu haben, welche Therese Siegwart hieß. Sie freute sich, ihren Bruder kennen zu lernen, und war unerschöpflich im Lobe der Freundin. Dies war der erste Lichtpunkt in Siegwart's Seele, er ward froh, hier einmal wieder den Ton einer sanften Menschenstimme zu vernehmen, den Ausdruck einer menschlichen Empfindung zu spüren.

Die Junker wurden immer lauter beim Trinken, und Jobst nahm keinen Anstand, sich sogar mit Kunigunden zu unterhalten, weil sie durch ihre Verbindung mit Veit von Kronheim in seinen Augen an Werth gewann. Zwischen dem Husarenoffizier und dem Kammerjunker hatte sich ein Streit entsponnen, ob es an dem pfälzischen oder baierischen Hofe herrlicher zu leben sei. Der letztere behauptete, daß nach dem kaiserlichen kein Hof in der Welt dem baierischen gleich komme. Die lauten Worte, welche in dieser wichtigen Streitfrage gewechselt wurden, zogen endlich Veit's Aufmerksamkeit an.

„Silberling hat Recht," schrie er nach seiner Art dazwischen; „denn am münchner Hof sind zu meiner Zeit allein fünfhundert Jagdhund' ernähet worden. Jetzt werden's hoffentlich noch mehr sein."

Diese Entscheidung brachte das Gespräch wieder auf die Jagd, und nun erinnerte sich Veit, daß er eigentlich Siegwart noch eine Art von Genugthuung schuldig war. Er sprang auf und taumelte auf ihn zu.

„Meiner Seel!" rief er, „Dir fehlt auf der ganzen Welt nichts als der Adel — bist ein goldener Junge! Es ist ein Trost im Alter, wenn man so ein Kind hat. Mein Jung sitzt da wie ein Stück Holz. Wenn er einmal mein Gut kriegt, so werden ihm d' Säu 's Haus umwühlen und d' Hirsch in d' Kammer laufen. Es ist ein rechtes Elend, so aus der Art zu schlagen."

Die Zuneigung, welcher der Junker für Siegwart an den Tag legte, und die sich auf Eigenschaften gründete, die in hohem Werthe bei Allen standen, machte die Gesinnung duldsamer gegen ihn. Besonders zeigte sich Junker Jobst gegen ihn freundlich und gnädig, weil er Veit's herrlichen Wein gern trank und es daher mit dessen Schützling nicht verderben mochte. Die Behandlung Kronheim's durch seinen Vater hatte die Gemüther der Frauen verletzt, und selbst Kunigunde ärgerte sich über die rücksichtslose Art des Alten und nahm sich vor, ihm zu Hause darüber eine erbauliche Gardinenpredigt zu halten. Ihre Ungeduld, dies bald zu können, trieb sie an, den Aufbruch zu beschleunigen. Es war elf Uhr, die Gesellschaft taumelte auf, und Veit nahm mit seinen Leuten Abschied; die Anderen blieben auf Seilberg's Schloß.

Es war ein Glück für den Junker Veit, daß sein Pferd müde war und der Mond hell schien, sonst wäre er wol zwanzig Mal gestürzt; er war brav betrunken, wackelte im Sattel hin und her und schlief endlich ein. **August Lewald.**

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Literaturbericht.

Des Dichters Werden. Aus den kleineren poetischen Schriften und dem Nachlasse Friedrich von Sallet's zusammengestellt von Theodor Paur. Breslau. Verlag von A. Schulz. 1847.

Der Herausgeber beabsichtigte, wie der Titel des Buches sagt, uns in demselben eine chronologisch geordnete Sammlung der früheren und späteren kleineren Gedichte Sallet's zu geben, deren Aufeinanderfolge dadurch, daß in sie auch an sich Unbedeutendes eingeschlossen wurde, uns die Entwickelung des Talents veranschaulichen sollte, welches nach mancher schönen Blüthe seine Frucht brachte im „Laienevangelium." Der Glanz, der von dem letztern aus die Persönlichkeit des Dichters bestrahlte, läßt uns über dem mehr historischen Interesse, welches bei der angegebenen Absicht des Zusammenstellers im Leser des hier Gebotenen das vorherrschende sein muß, die theilweise Nichtbefriedigung des ästhetischen vergessen. Denn mag man auch in keinem der mitgetheilten Gedichte die Triebkraft eines reichbegabten und mit Macht nach der Vollendung hin drängenden Geistes verkennen wollen, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß namentlich unter den satyrisch-dramatischen Producten der ersten Abtheilung sich Vieles befindet, was nichts weniger als ein Erreichthaben jener Vollendung bekundet und ohne Sallet's Namen darunter, also an sich, völlig werthlos sein würde. Anderes dagegen ist von höherer Bedeutung, als der eines bloßen Momentes in einer Biographie. So ist z. B. „Die wahnsinnige Flasche" voll köstlichen Humors, und „Schön Irla" ein herrlicher Lobgesang auf die Alles besiegende, alle Banden sprengende Liebe, die endlich durch die Macht der Poesie hineindringt in die Seligkeit des Paradieses. Freilich bewährt sich auch hier noch die Unreife des Dichters, indem zwar der Anlauf gewaltig ist, die Schwingen der Phantasie aber allgemach ihre Kraft verlieren, bis am Ziele eine Schwäche eintritt, welche es zu keinem Genusse mehr kommen läßt.

Ludwig Achim's von Arnim Nachlaß. 1. und 2. Band. Berlin. Expedition des v. Arnim'schen Verlags. 1846.

Achim von Arnim, der Freund Clemens Brentano's, der Gemahl Bettina's, zählt, wenn er am Himmel deutscher Dichtkunst überhaupt auch nur ein Stern zweiter Größe ist, doch in dem engern Kreise der romantischen Schule unter den Besten. Muß man nun zugeben, daß die Glanzperiode dieser Schule vorüber, vielleicht schon geraume Zeit vorüber ist, kann man sich nicht bergen, daß eine andere Luft weht, in welcher die dort angeschlagenen Saiten nur noch leise nachtönen, Klangfiguren zurücklassend auf dem Boden, die Manchem wie Karrikaturen erscheinen wollen — viele von den Gestalten, welche auf die seltsamen Zauberlieder Tieck's und seiner Genossen dem Schattengrunde des Gemüthes oder dem Schooße der Natur entstiegen, heilige und unheilige, ernste wie lustige, werden bleiben, aufbewahrt bleiben im Gedächtniß und in der Liebe des deutschen Volkes, erhebend und ergötzend, so lange wir eine Literatur haben. So ist es jedes Mal mit Freude zu begrüßen, wenn nach dem Tode eines der Vertreter jener Richtung — es leben nur wenige noch von ihnen, und zwar als verstummte Dichtergreise — die Truhen geöffnet und die Schätze vertheilt werden, die ihr Geist seinem Erben, dem Volke, hinterließ. Findet sich darunter auch unedles Metall, sonderbare Blechmünzen bizarren Gepräges, Blei und Kupfer, das nur im Mittelalter für Reichthum gelten mochte, so ist doch auch manch Goldstück dabei, dessen Nichtherausgabe an dem Gesammtschatz der Literatur ein Vergehen gegen das Recht wäre, welches eine Nation an ihre Dichter hat.

Die beiden Bände, in welchen uns ein Theil des Nachlasses Achim's von Arnim übergeben wird, schließen sich als 18. und 19. Band an die Ausgabe der sämmtlichen Werke des Dichters an und enthalten: Der erste drei Dramen: „Der ächte und der falsche Waldemar," „Stende, Bürgermeister von Stettin" — beides Schauspiele, deren Stoff der älteren Geschichte des nördlichen Deutschlands entnommen ist, beide reich an Phantasie und Humor, zum Theil ergreifend schön, beide aber auch nachlässig in der Form und gestört durch Bizarrerieen — und ein Lustspiel: „Der Stralauer Fischzug," welches in ebenfalls ziemlich barocker Weise einen Vorfall in der märkischen Geschichte behandelt, der dem bekannten Volksfeste gleichen Namens den Ursprung gab. Der zweite Band bringt: „Die Päbstin Johanna." Dies ist ein eigenthümliches, grotesk-phantastisches, man möchte sagen halbtolles Gedicht, voll von köstlichen Einzelnheiten, überschwänglich reich an prächtigen Bildern aus der großen und der kleinen Welt, aber durchaus formlos, ein poetisches Chamäleon, ein romantischer Proteus. Man würde es ein Epos nennen dürfen, wäre es nicht ein Drama, und man würde es aufführen können, müßte es nicht erzählt oder vorgelesen werden.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen = Zeitung.



№ 154.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 9. Juni 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Achter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 153.)

Neuntes Kapitel.

Die drei Jugendfreunde.



Die Gefängnißzelle, in welcher Bamboche sich befand, war ausgestattet mit einem eisernen Bettgestelle, einem Tisch und einer Bank, welche an dem Fußboden angenagelt waren. Hinter der schweren Thür hörte man die abgemessenen Schritte einer Schildwache. Basquine und Bamboche waren ungefähr seit einer Viertelstunde beisammen, als die Thür des Gefängnisses sich aufthat, und der Gefängnißwärter Martin zu dem Verurtheilten hereinführte.

Seit Bamboche's Festnahme in der Straße du Marché Vieux hatte Martin seine beiden Jugendgenossen nicht wieder gesehen; er konnte sich nicht enthalten, in Thränen zu zerfließen, als er ihre herzliche Umarmung erwiderte. Nach der ersten Rührung, welche bei allen drei Theilnehmern an diesem Auftritt gleich tief gefühlt war, sagte Martin zu Basquine:

„Nach Anweisung Deines Briefes war ich zu Dir gegangen."

„Ich hatte meine Ursachen, vorher fortzugehen, lieber Martin," sagte Basquine, indem sie mit Bamboche einen geheimnißvollen, seltsamen Blick wechselte — das ist ein Geheimniß, dessen Erklärung Dir bald zu Theil werden wird."

„Vor allen Dingen," sagte Bamboche lebhaft zu Martin, „wie geht es Bruyèren, meiner Tochter?"

„Es geht ihr gut," antwortete Martin, „ich habe sie an dem Zufluchtsort besucht, wo Claudius Gérard sie verborgen hatte, während man sie für ertrunken hielt. Ein anderes Bauermädchen brachte ihr täglich etwas zu essen. Bruyère's Unschuld ist so klar an den Tag gekommen, daß die Anklage auf Kindesmord in sich selbst zusammengefallen ist."

„Und wo ist das arme Mädchen jetzt?" fragte Bamboche.

„Bei meiner Mutter und dem Herrn Duriveau," antwortete Martin.

„Nun, so brauch' ich mir ihretwegen weiter keine Sorge zu machen," sagte der Verurtheilte mit leicht gerührter Stimme, „und — von mir — weiß sie nichts — nicht wahr?"

„Nichts. Meine Mutter überhäuft sie in ihren hellen Augenblicken mit Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten."

„Wie," sagte Basquine, „die Geistesabwesenheit Deiner armen Mutter —"

„Nach einem Anfall von Starrsucht, welcher so lange währte, daß man sie für todt hielt," versetzte Martin, „kam meine Mutter wieder zu sich selbst, aber ihr geistiger Zustand, der noch immer nicht befestigt war, ist wieder bedenklich geworden — doch ist's nicht so ernsthaft, als früher. Jetzt besteht ihre Geisteskrankheit darin, daß sie bisweilen einen ganzen Tag in schweigender Betäubung dasitzt und nichts von Allem, was man zu ihr sagt, beachtet. Sind diese Anfälle vorüber, so ist sie bei gutem Verstande."

„Und Dein Vater?" sagte Basquine.

„Innerhalb acht Tagen ist sein Haar grau geworden," sagte Martin, er hat Paris für immer verlassen und Scipio's Leichnam in die Sologne bringen lassen, und seitdem hat Herr Duriveau seinen Landsitz nicht verlassen, auf dem er für immer seine Wohnung aufschlägt."

Und wie stehen jetzt Deine und Deiner Mutter Angelegenheiten?" sagte Bamboche.

„Er hat sich mit meiner Mutter aufbieten lassen," sagte Martin.

„Obgleich die Geisteskrankheit Deiner armen Mutter noch nicht beseitigt ist?" sagte Basquine verwundert.

„Ja," antwortete Martin. „Meine Grausamkeit hat sie um ihre Vernunft gebracht, sagte der Graf, ich muß mich bemühen, sie durch liebevolle Sorgfalt wieder herzustellen. Ich habe sie entehrt, ich muß sie wieder zu Ehren bringen, indem ich ihr meinen Namen gebe."

„Welche Umwandlung!" sagte Basquine mit bitterem Lächeln — dann setzte sie kalt hinzu, „und Madame Wilson?"

„Sie ist mit ihrer Tochter nach England abgereist," antwortete Martin traurig, „aber ihr bleibt wenig Hoffnung übrig, die Unglückliche zu retten — Raphaële stirbt langsam hin."

„Und Claudius Gérard?" sagte Bamboche.

„Er ist der beständige Begleiter meiner Mutter und des Herrn Duriveau. Dieser hat ihm auf demüthige Weise die vollständigste Ehrenerklärung gegeben. Claudius ist von dem Menschenhaß zurückgekommen, zu welchem ihn die elenden Verfolgungen gedrängt hatten, und hat bei dem schrecklichen Seelenschmerz, den unablässigen Gewissensbissen des Herrn Duriveau nicht unempfänglich bleiben können; dieser findet seinen einzigen Trost in einer Sühne, welche groß und segensreich sein soll; er hat die umfangreichsten, die edelsten Pläne für das Wohlergehen des Landstriches, der ihm angehört, und in welchem Krankheit und Elend beständig die Reihen der Bewohner lichteten."

„Ich muß mit Basquine sagen: was für eine Umwandlung!" versetzte Bamboche — dann setzte er mit schrecklichem Hohne hinzu: „da sieht man doch, wozu es gut ist, wenn einer seinen Sohn umbringt; kein besser Mittel einen Mann moralisch zu machen!"

„Du bist immer derselbe," sagte Martin traurig zu Bamboche, „auch in dieser Stunde noch!"

„Wetter — in dieser Stunde gerade!" sagte der Bandit mit lautem Gelächter. Weil sie mir morgen den Kopf abschlagen, soll ich heute ein guter Kerl und tugendhaft werden —"

„Du thust Dir selbst Unrecht," sagte Martin, „Deine Aufopferung für meinen Vater war bewundernswerth."

„Das große Verdienst! Sie hätten mich doch gefangen."

„Und als Du bei dem Doctor Clément, um mich nicht in Verdacht zu bringen, auf den Gewinn Deiner Dieberei verzichtetest — das war auch schön und groß. Mögen Dich in diesem letzten Augenblick wenigstens die Erinnerungen dieser guten Handlungen trösten."

„Pah — diese schönen, moralischen Impulse haben mich doch nicht davon abgehalten, einen alten Mann und seine Frau mit der Hacke todt zu schlagen, um ihnen dreiundzwanzig Francs zu rauben."

„Aber dieses schreckliche Verbrechen bereust Du doch wenigstens?" rief Martin.

„Nicht im mindesten — mich hungerte, mich fror, für diese dreiundzwanzig Francs hab' ich mir einen Karren gekauft und acht Tage davon gelebt."

„Höre, lieber Martin," sagte Basquine zu ihrem Freunde, der vor solcher Herzenshärtigkeit schauderte — wenn ich Bambache entschuldigen wollte, so würde ich Dir sagen: Du selbst wärest, trotz der Lehren des Claudius Gérard, trotz der natürlichen Güte und Reinheit Deines Herzens, nach viertägigem, schrecklichem Kampf mit Hunger und Kälte und Arbeitslosigkeit in der Verzweiflung beinahe zum Helfershelfer des Mulbensterzes geworden."

„Das ist nur allzu wahr," sagte Martin niedergeschlagen.

„Und als Du später die physische Unmöglichkeit erkanntest, Dir das Leben zu fristen," versetzte Bamboche, „und doch vor dem Gedanken an Selbstmord zurückschrecktest, hast Du da nicht in einem Keller den Tod erwarten wollen? Nun wohl! Ich, der ich

meinen Vater hülflos mitten im Walde habe umkommen und von Raben zerhacken sehen, ich, der ich, statt Claudius Gérard zum Erzieher zu haben, die väterlichen Rathschläge des Muldensterzes und des La Levrasse empfangen, ich, dem endlich die Gefängnißerziehung den Rest gegeben — ich, der ich mit einem Worte wie ein Wolf auferzogen bin — ich habe als Wolf gelebt und sterbe als Wolf, indem ich in das Gitter meines Käfigs beiße. Ich verdiene weder Theilnahme und Mitleid, noch verlange ich sie; wie ich angefangen habe, so endige ich — sie schlagen mir den Kopf ab — daran thun sie wohl; denn sie können's — in meiner Kindheit hat mich die Gesellschaft wie einen verlaufenen Hund behandelt — nachdem mir die Zähne gewachsen, hab' ich ihr wie ein wüthender Hund begegnet — das war so Schicksalsschluß, und damit Punctum."

Bei diesen letzten Worten war Bamboche's Lachen krampfhaft, fast schmerzhaft.

War es Seelenschmerz oder war es Körperschmerz? Martin konnte den wahren Sachverhalt nicht ahnen; er bemerkte nur, daß Bamboche's Blässe beständig zuzunehmen schien.

„Du mußt nicht vergessen, lieber Martin," versetzte Basquine beständig in eisiger Ruhe, „daß Bamboche und ich in frühester Jugend verderbt und moralisch vergiftet worden sind, und daß wir später allen Wechselfällen des Lebens und der Armuth preisgegeben wurden!"

„Und doch," versetzte Martin tief betrübt, „hättet auch Ihr gerettet werden können, dafür berufe ich mich auf die Tage, die wir auf unserer Insel verlebten — erinnert ihr Euch dessen wol noch? O Gott! wer hätte damals, als wir in der schönen Sommernacht beide Basquine's begeisterte Stimme hörten und mit aller Kraft unserer Seele ein redliches, arbeitsames Leben herbeiwünschten — wer hätte damals gedacht, daß wir Drei uns noch so wiedersehen sollten, wie es heute geschieht!"

Und Martin konnte seiner Thränen nicht Meister werden.

In diesem Augenblick entschlüpfte dem Bamboche, dessen Blässe sich seit einigen Augenblicken zu verdoppeln schien, ein Schmerzenslaut. Sein wildes Gesicht zuckte krampfhaft zusammen; er fühlte eine peinliche Beklemmung.

„Was ist Dir?" fragte Martin lebhaft.

„Nichts," versetzte der Straßenräuber, indem er auf's Neue mit Basquine einen seltsamen Blick wechselte, „ich bin von Eisen, wie Du weißt," setzte er hinzu und streckte dem Martin die Hand hin, „aber Du allein und Basquine, Ihr macht einen Eindruck auf den Eisernen — und Euch nun heute alle Beide da zu sehen, da doch morgen — siehe, das könnte auch Erz weich machen — aber das geht vorüber — es ist schon vorüber."

„Deine Hand ist eiskalt," rief Martin, als er die Hand des Banditen in der seinigen hielt.

„Kalte Hände, warme Liebe, Du kennst das Sprüchwort wol," sagte Bamboche lachend und zog seine Hand schnell zurück.

„Was ist daran Besonderes, ich habe auch kalte Hände," sagte Basquine, „fühle nur."

„Auch eiskalt," rief Martin immer mehr befremdet.

„Das ist ja ganz natürlich," sagte Basquine ruhig, „die Gemüthsbewegung."

„Ja, ja, die Gemüthsbewegung," wiederholte Bamboche, und seine Züge wurden wieder ruhig.

Trotz dieser beruhigenden Worte empfand Martin doch eine unbestimmte, unaussprechliche Angst, er glaubte auf der Stirn des jungen Mädchens ein plötzliches, krampfhaftes Runzeln zu bemerken, als hätte sie dann und wann mit heftigen Schmerzen zu kämpfen, und doch sprach Basquine fortwährend mit kalter, ruhiger Ironie.

„Soll ich Dir, lieber Martin," versetzte sie nach kurzem Schweigen, noch einen letzten Beweis für die Wahrheit geben, daß Bamboche und ich dadurch, daß unsere Kindheit und Jugend durch schreckliche Verderbtheit befleckt und verdorben worden, ganz unheilbar geworden sind? Ich trage im Herzen eben so viel Bitterkeit und Verzweiflung wie er."

„Du," rief Martin, die Du überhäuft bist mit allen Gaben der Jugend, der Schönheit, des Glücks, des Genius! Du, deren Ruhm von einer Welt in die andere erschallt! O — das heißt gotteslästerlich reden! Bamboche kann sich wenigstens mit der verdorbenen Umgebung entschuldigen, in welcher er hat leben müssen. Er kann sich mit dem Elend, der Erniedrigung, der Scham vor sich selbst, der Verachtung, die über ihn ergegangen war, entschuldigen — denn alles Dies zu fühlen, das erfüllt das Herz mit Haß und Galle und erbittert; mag er die Welt verfluchen, die ihn von früher Kindheit auf jeder Verführung zum Bösen schutzlos preisgegeben — er zahlt das Recht ihr zu fluchen mit seinem Kopfe. Aber Du, die Du, wenn auch nach schrecklich befleckter und gequälter Jugend — ich weiß das ja sehr wohl — in kaum zwei Jahren zum Gipfel des Glücks und Ruhms gelangt bist, Du, welcher die Welt Gold und Ehren steuert, welche sie kaum den Königen zugesteht — wie darfst Du von Haß und Verzweiflung reden, da Du in lauter Liebe, Sanfmuth und Dankbarkeit schweben solltest."

Basquine hatte Martin mit kalter Ruhe zugehört, wobei sie dann und wann mit Bamboche einen Blick wechselte; dieser hatte sich, vielleicht um seine heftigen Schmerzen zu verbergen, mit den Ellenbogen auf den Tisch gestemmt und stützte seine breite Stirn, von welcher ein kalter Schweiß herabrieselte auf seine beiden Hände.

Basquine sagte lächelnd zu Martin:

„Ich scheine Dir also ein junges Ungeheuer von Undankbarkeit wegen meiner glänzenden Lage."

„Nein," versetzte Martin mit tiefem Schmerze, „Du mußt so gränzenlos unglücklich sein, daß ich nicht mehr den Muth habe, Dich zu tadeln."

„Unglücklich — ja," sagte Basquine mit ihrer hellen, schneidenden Stimme, „ja, unglücklich bin ich so sehr, wie ich es jemals gewesen — und noch mehr."

Da Martin nicht umhin konnte, seine Verwunderung zu äußern, fuhr das junge Mädchen fort:

„Du meinst also ein paar Blumensträuße, ein Bischen Gold, ein Bischen Talent, ein Bischen Ruhm, oder meinetwegen auch recht viel von dem Allen, seien hinreichend, um eine Seele und einen Körper, die mit sechzehn Jahren in allem Schmuz der Armuth und des Lasters herumgeschleift worden, rein zu waschen?"

Martin sah Basquine mit Entsetzen an — er wußte kein Wort zu antworten — sie fuhr fort:

„Also, weil die Menge mir Bravo zugerufen hat, weil ein Paar große Damen, ein paar Königinnen, zu mir gesagt haben — theure Freundin, Sie sind wahrhaft groß — weil alle Männer, die ich gekannt habe, von den niedrigsten bis herauf zu den Königen, mir gesagt und geschrieben haben, was sich in die Worte zusammenfassen läßt — Sie sind schön, anbetungswürdig, unnachahmlich; wollen Sie mich nicht zum Liebhaber — darum meinst Du wol, bin ich nun nicht mit acht Jahren in's Laster eingeweiht, nicht zwei Jahre darauf das Spielzeug, das Opfer — und, was noch schlimmer ist — da ich weder geflohen bin, noch mir das Leben genommen habe, die Mitschuldige der scheußlichen Ausschweifungen eines Herzogs von Castleby gewesen — —"

Martin entsetzte sich immer mehr und fing an einen Theil der schrecklichen Wirklichkeit zu ahnen — die ihm mehre Male in der Ferne aufgedämmert war, aber ihm so verzweiflungsvoll war, daß er sich immer bemüht hatte, den Blick von ihr abzuwenden.

„Wie, meinst Du, wenn ein goldner Regen auf mich fiel, und der Weihrauch des Beifalls mich umdampfte, das habe hingereicht, mich von solcher Befleckung zu reinigen?" versetzte Basquine mit der eisigen Kälte, die ihre Rede so entscheidend machte. „Meinst Du, der Seelenaussatz, von welchem man nothwendig angesteckt wird, wenn man Seiltänzerin, Landstreicherin, Diebin, Straßensängerin und Statistin für zehn Sous ist, fresse nicht um sich und sei nicht unheilbar? meinst Du, daß das nicht auf die Zukunft des Menschen Einfluß übt, wenn er sich ohne Liebe und selbst ohne Begierde preisgibt? Denn frühe Verderbniß hatte meine Sinnlichkeit abgetödtet, ehe sie noch erwacht war, und ich bin niemals mehr als ein lebendes Marmorbild gewesen."

„O Gott, Gott — welche fürchterlichen Enthüllungen!"

„Du hast wol gemeint, ich sei wieder Jungfrau geworden," fuhr das unglückliche Mädchen mit ihrer schneidenden Ironie fort, „als wenn Du nicht wüßtest, daß ich, schön, jung und mittellos wie ich war, genöthigt gewesen sein müsse, mich heute preis zu geben, um Brot kaufen zu können, morgen, um ein Nachtlager zwischen Dieben und Dirnen zu erlangen, ein anderes Mal, um von einem Schenkwirth die Erlaubniß zu erlangen, in seiner Kneipe zu singen, oder bei einem Theaterdirector die Gunst zu verdienen, die Breter betreten zu dürfen! Und soll das nicht erniedrigen, und das für alle Zukunft? Und der Dunstkreis des Ruhms, wie Du es nennst, sollte hinreichen, diese an der Seele nagenden Erinnerungen vergessen zu machen? diesen Aussatz abzuwaschen? O nein — nein —"

„Jetzt," versetzte Martin tief gebeugt, jetzt begreif' ich."

„Und ist es von dem Gefühl solcher Erniedrigung zur Bosheit, zum Menschenhaß, zur Verzweiflung denn so weit?" rief Basquine in wachsender Aufregung. „Du sprichst mir von Sanftmuth, Liebe und Dankbarkeit gegen die Leute vor, die mich mit Gold, mit Blumensträußern und Beifallsruf überschütten, weil mein Gesang und meine Gestalt ihr Auge und ihr Ohr entzücken. Laß mich morgen häßlich geworden sein und die Stimme verloren haben, was habe ich denn von den Leuten, die heute noch zu meinen Füßen liegen, zu erwarten? Verachtet und vergessen zu sein. Sie haben mich aufgerafft, wie man eine Blume pflückt, die am Wege steht, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie auf jungfräulichem Boden oder auf einem Misthaufen erwachsen ist. Die Blume welkt — und gleichgültig wirft man sie von sich."

„Dann aber der Ruhm," rief Martin, der es nicht über sich gewinnen konnte, mitten in einem anscheinend so glücklichen und glänzenden Dasein eine unheilbare Verstimmung und innere Hohlheit anzuerkennnen — „der Beifallsruf eines ganzen begeisterten Volkes?"

Basquine zuckte die Achseln.

„Bei La Levrasse — in den widerlichen Auftritten mit dem Possenreißer im Alter von acht Jahren, da hab' ich auch rasenden Beifall geärndtet, da hab' ich auch furore gemacht — da hat man sich auch den Zutritt zu unserem Schauplatz streitig gemacht. Und überdies — glaube mir, das Beifallklatschen der Hände in weißen Glacéhandschuhen hat mir später weniger in den Ohren geklungen, als das Beifallklatschen der schwieligen Hände, die meine Kindheit gefeiert haben."

„Aber das Bewußtsein, eine große Künstlerin zu sein!" rief Martin. „In Bezug auf dieses Hochgefühl bist Du doch wenigstens noch nicht abgestumpft."

Basquine lachte laut auf.

„Ja, ich habe mehre Male zu mir selbst gesagt — es konnte ja nicht ausbleiben — wahrhaftig, ich bin eine große Künstlerin, gewiß, ich habe ein ungewöhnliches Talent — aber was weiter?"

Diese Worte machten einen um so schrecklicheren Eindruck, da der Ausdruck von Ekel und Uebersättigung, mit welchen Basquine sie sprach, bewies, daß sie im Ernste redete.

„Doch, es sei," fuhr sie fort, „ich habe einmal so etwas, wenn Du willst, empfunden, was Du einen gerechten, edlen Stolz auf mein Genie nennst — aber nun weiter? Ist denn das nicht ein ewiges Einerlei, dieselbe Anpreisung seiner selbst, durch sich selbst, vor sich selbst? Nach einem halben Jahr erregt das einem Ekel, so lächerlich wird es."

„Aber," versetzte Martin, der nur Schritt für Schritt nachgab, „wenn Deine Seele für die Freuden des Ruhmes erstorben war, so gibt ja der Ruhm auch Reichthum."

„Reichthum? — Ich brauche mich nicht zu putzen, um schön zu sein, und habe Niemanden, dem ich zu gefallen bedacht bin. Ich habe so lange im äußersten Elend geschmachtet, daß das Nothwendige für mich eine Art Luxus ist. Gleichwol hab' ich's mit dem Aufwandmachen versuchen wollen — nach vier Wochen hatt' ich's satt. Was ist die dumme Freude am Reichthum gegen den Rausch der Berühmtheit, und selbst der Ruhm versetzte mich in keinen Rausch."

„Aber wenn man reich ist, kann man Gutes thun."

„Lieber Gott — ich habe ja Gutes gethan und viel! Sobald ich reich geworden war, hab' ich nach meiner Familie geforscht — mein Vater und meine Mutter waren todt, ich habe nur zwei Brüder und eine Schwester auffinden können, die anderen waren todt oder verschollen. Weiß man jemals, was aus solchen Unglücklichen, wie wir sind, wird? Das Volk wird geboren und stirbt — wen kümmert's — Meinen beiden Brüdern und meiner Schwester hab' ich ihre Zukunft gesichert; auch Anderen hab' ich gegeben, viel gegeben, dann aber sagte ich eines Tages von der Mildthätigkeit, was ich vom Ruhm und vom Reichthum gesagt hatte — was ist's denn nun weiter?"

„So lebt also Dein Herz," sagte Martin mit schmerzlichem Staunen, „von Jugend auf verderbt, und von dieser Zeit an allen reinen, edlen, fruchtbringenden Empfindungen verschlossen, jetzt nur noch in dem wie der Tod unfruchtbaren und traurigen Gefühl des Hasses?"

„O ja, lange Zeit hab' ich wenigstens diesen wilden, ätzenden Genuß gekostet," versetzte Basquine, die jetzt immer bleicher ward, und auf deren Stirn der Schweiß zu perlen anfing, wie auf Bamboche's Gesicht. Dieser saß mit starrem Blick, stützte die Stirn in seine beiden Hände und lachte zu den verzweifelnden Worten Basquine's bisweilen mit unheimlichem, oft krampfhaftem, schmerzlichem Lächeln, während seine bleichen, erstarrenden Züge immer mehr entstellt wurden. Aber Martin, den die schrecklichen Geständnisse Basquine's fast außer sich setzten, bemerkte die langsame Auflösung nicht, die sich auf Bamboche's Gesichte zeigte.

„Ja, lange habe ich den wilden, ätzenden Genuß, der im Hassen liegt, gekostet," sagte Basquine. „Wie viel Thränen, wie viel schmerzliche Opfer, wie viel Blut hat mir dies scheußliche Gezücht zollen müssen. Aber bald," setzte sie finster hinzu, „bald erblaßten auch diese Empfindungen, die all mein Leben waren."

„Was sagst Du?" rief Martin.

„Um sie wieder zu beleben," versetzte Basquine, „ging ich allein und zu Fuß in die Stadtviertel, wo unseres Gleichen vegetiren und jeden Tag ihr Leben dem Mangel und allen Lastern, welche er hervorruft, abzukämpfen haben. Bei diesem schrecklichen Anblick stählte sich mein Haß wieder, ich gab da, was ich an Geld bei mir hatte, und dann ging ich mit haßerfülltem Herzen nach Hause, um in meinem Salon die Reichen und Glücklichen zu empfangen, die für die Leiden unserer Brüder und Schwestern, die verlassen und unglücklich waren, wie wir es gewesen, nur Härte und Verachtung kannten. O, dann nahm ich an dem unbarmherzigen Geschlecht furchtbare Rache. Erniedrigung aller Art, Vermögenszerrüttung, Selbstmord, Sohnesmord mußten mir dienen. Aber bald überfiel mich auf's Neue Uebersättigung und Ekel. Da ergab ich mich, um nichts mehr zu denken, dem Opiumrauchen."

„O, Du Unglückliche!" lispelte Martin.

„Nur noch eine Hoffnung hielt mich aufrecht, die Hoffnung auf Rache an Scipio und seinem Vater, eine schreckliche Rache; denn es handelte sich darum, mit einem Schlage Bamboche, mich und Dich zu rächen. Dies blutige Werk hab' ich zu Ende geführt ohne Erbarmen, ohne Gewissensbiß — und dann bin ich wieder in meine Erschöpfung zurückgesunken, und mehr als jemals — ich habe zu mir gesagt und sage es noch: Ruhm, Liebe, Reichthum, Mildthätigkeit, Rache — und — o vergib mir die Lästerung, Bruder — auch Freundschaft — es ist eitel, Alles eitel — Du siehst, ich bin fromm geworden — nur — ohne Religion —"

Basquine konnte nicht weiter reden; ihre fieberhafte Thatkraft, welche durch eine unglaubliche geistige Anstrengung unterstützt wurde, unterlag plötzlich; ihr Blick ward starr, ihre Lippen, die schon erkaltet waren, wurden blau, sie zitterte krampfhaft, ihre Zähne klapperten.

„Mein Gott, Basquine, was ist Dir?" rief Martin und eilte auf sie zu, um sie zu unterstützen, als sie sich auf dem Bette niederließ — ihm ward immer banger — er setzte hinzu: „Bamboche — sieh doch — Basquine."

„Ich sehe sie sehr gut," sagte der Bandit, zog die Hände, hinter denen er bis dahin das Gesicht verborgen hatte, zurück, und zeigte seine entstellten Züge, auf die der Tod bereits seinen Stempel gedrückt hatte.

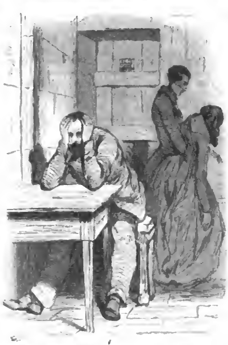
„Gott, was ist Euch Beiden?" rief Martin, „Hülfe, Hülfe!"

„Schweig," lispelte Basquine, und legte mit letzter Anstrengung ihre eisige Hand auf Martin's Lippen. „Laß uns — Bamboche entflieht dem Schaffot — und ich — ich entfliehe dem Leben."

„O, das ist fürchterlich — alle Beide!" rief Martin vernichtet, „doch nicht etwa Gift —"

„Ja," sagte Basquine, „in meinem Ringe, den ich am Finger trug — der Gefängnißwärter hat nichts gemerkt."

„O," rief Martin, „so jung, so schön — und so in Verzweiflung hinzusterben!"



„Und auch in diesem Augenblicke noch sag' ich — und bitterer als je: was ist's denn nun weiter?" lispelte Basquine mit ersterbender Stimme.

„Lebe wohl, Basquine, lebe wohl, Martin," setzte Bamboche im Todeskampfe hinzu, „ich fahre dahin wie ein Vieh — ich glaube an nichts und habe an nichts geglaubt — aber — ich bin den Schwüren — meiner Kindheit — treu geblieben."

Und mit sterbender Hand schob er das Gefängnißkleid von seiner breiten Brust zurück, auf der man mit unauslöschlichen Zügen tätowirt sah:

Basquine für's Leben. Ihre Liebe oder den Tod. Den 15. Februar 1826. Ewige Bruderliebe für Martin den 10. December 1827.

„O Gott," rief Martin voll Verzweiflung, „ich berufe mich auf das edle Freundschaftsgefühl, das niemals in Euch erloschen ist — Ihr waret geboren gut zu sein, aber Ihr starbt als die Opfer eines verderbten, gesellschaftlichen Zustandes, in Folge dessen Ihr von früher Kindheit auf unbarmherzig verwahrlost wurdet!"

„Bruder — noch ein Mal Deine Hand," sagte Basquine und drehte sich sterbend auf dem Bette um, „jetzt ruf' um Hülfe — ich habe nichts dagegen."

Martin rief nach Hülfe, aber sie kam zu spät.

Allein begleitete er am späten Abend des folgenden Tages die Särge Bamboche's und Basquine's zur Stätte der ewigen Ruhe. **Eugène Sue.**

(Fortsetzung folgt.)

Miller's Siegwart.

(Fortsetzung aus Nr. 153.)

Drittes Kapitel.

Das Kloster.

Siegwart und Kronhelm hatten sich bei den Piaristen in Günzburg kennen gelernt und bald lieb gewonnen. Beide Jünglinge wollten sich in dieser für die damalige Zeit trefflichen Schule zur Universität vorbereiten; Kronhelm hatte im Sinne, sich dem Staatsdienste zu widmen, Siegwart zog eine jugendliche Neigung zur Stille des Klosters. Wie oft schon in dem Gemüthe des Knaben der Strahl erwacht, der als Leuchte den Menschen durch das Leben begleiten soll, so war auch in ihm plötzlich, auf einem Spaziergange an der Hand des Vaters, der Hang zum Mönchsleben entstanden.

Von Jugend auf fühlte er sich zur Schwärmerei hingezogen; der frühe Tod einer vortrefflichen, gütigen Mutter nährte sie in ihm. Er blieb dem lärmerfüllten Spielplatze der Dorfjugend fern und zog es vor, allein durch die Felder zu streifen. Er beobachtete die Natur und alle Wesen in ihr, gab auf jedes Würmchen acht, horchte jedem Vogel und lag am Quell, der durch Moos und Gestein am Berg herab murmelte. Jedem Bauerjungen, dem er begegnete, drückte er die Hand und theilte mit den Dürftigen sein Morgen- und Abendbrot. Täglich besuchte er das Grab der Mutter und pflegte die Blumen, welche er darauf gepflanzt hatte. Schon damals zogen ihm Gefühle durch die Brust, welche sich auf ihm unerklärliche Weise zu Liedern gestalteten. So hatte er seine lieben Dahingeschiedenen, die Mutter und den im sechsten Jahre gestorbenen Bruder, in gefühlvollen Worten gefeiert, als er selbst noch ein Knabe genannt werden konnte. Sein ganzes Wesen war in Wehmuth getaucht und wie durch Liebe verklärt. Zum Glück oder Unglück war sein Vater ein sanfter, stiller Mann, der seine Kinder liebte und sie gewähren ließ.

Ein alter, guter Freund des Amtmanns Siegwart, der Kapuziner Bar, wurde in ein Kloster versetzt, welches in der Nähe seines Wohnsitzes lag. Dies veranlaßte den Amtmann, das Kloster zu besuchen und sich auch manchmal von seinem Sohne Xaver dahin begleiten zu lassen. Die ehrwürdigen Väter, von denen Einige lange, schneeweiße Bärte trugen, die ruhige Freundlichkeit, die unter ihnen herrschte, die heitere Zufriedenheit, die sie bei ihrem Leben voll Entsagung äußerten, dies mußte auf den Knaben einen tiefen Eindruck machen. Mit Andacht hörte er zu, wenn Pater Anton, der Jugendfreund seines Vaters, die Glückseligkeit des Mönchslebens pries.

„Hier sitz' ich nun," sagte Pater Anton, „seit vierzig Jahren jeden schönen Frühlings- oder Sommerabend und überdenke da mein Tagewerk und die Führungen des Himmels. Oft, mein guter Freund, denk' ich auch an Dich und die Tage, die wir in der Welt zusammen lebten. Ach, wie ist mein Herz seitdem so ruhig geworden! Du weißt, wie das Unglück über mich herstürmte; wie die Menschen mich verfolgten, und wie viel ich mit mir selbst und meinen Leidenschaften zu kämpfen hatte. Man hat lange zu ringen, bis man sich von allen Schlacken losreißt! Ich glaube, daß man fast nur in der Abgeschiedenheit dazu gelangen, seine Seele reinigen, vom Irdischen abziehen und in Gottes Liebe ganz versenken kann; und da ist die Klosterregel gewiß das beste Mittel dazu. Ich sage nicht, daß alle Menschen das Gelübde ablegen sollen, aber wer es thun und halten kann, der thut wohl und sorgt für seine Ruhe."

„Aber," fiel der alte Siegwart ein, „auch für das Glück der Welt, für seine Brüder? Denn das sind doch alle Menschen. Vergib mir diesen Einwurf, Dir darf ich ihn wol machen."

„Du hast Recht," sagte Anton, „ich habe oft schon darüber nachgedacht, und ich konnte mich anfänglich nicht sogleich beruhigen; aber ich denke, wenn man so lebt wie ich, und es so gut meint, alsdann thut man auch gegen seine Nebenmenschen, was man thun soll."

Nun begann er seine Lebensweise zu schildern, die einfach und fromm genannt werden konnte. Besondern Werth legte er auf das Auswandern, um das für das Kloster Erforderliche einzusammeln. Bei dieser Gelegenheit belehrte er die Bauern auf mancherlei Weise. Er theilte ihnen mit, wie sie ihren Garten und Acker besser bestellen könnten, er unterrichtete ihre Kinder, und erlaubte ihm der Pfarrer im Dorfe zu predigen, so suchte er erbaulich und verständlich zu der Gemeine zu sprechen. Der Dank der guten Leute war ihm dann der schönste Lohn, und er glaubte in solchen Augenblicken schon im Himmel zu sein.

Die Freudenthränen rollten bei diesen Worten dem frommen Manne in den Bart, und seine Rührung theilte sich auch den Zuhörern mit. Sie wußten längst, in welchem Rufe Pater Anton bei den Landleuten stand; die Bauern nannten ihn einen lebendigen Heiligen und sagten unverholen, wenn's auf sie ankäme, müßte er heiliger Vater werden. Der junge Siegwart hatte diese Aeußerungen oft schon gehört, und man kann die Begeisterung leicht ermessen, die ihn dem Mönche gegenüber ergriffen hatte.

Dabei blieb es jedoch nicht. Durch den Pater Anton lernten sie einige von seinen Brüdern kennen, die er selbst als die heiligsten Männer bezeichnete. Er schilderte sie nach ihrer Reinheit und kindlichen Unschuld, deren Gegenwart allein die Menschen schon frömmer mache. Des jungen Siegwart Verlangen wurde dadurch immer größer, diesen Männern stets nahe zu sein und ihrer Lehre theilhaft zu werden.

Bei einem dieser Besuche fügte es sich, daß einer der ältesten Mönche erkrankte; man zweifelte nicht,

daß er seiner Auflösung nahe sei. Pater Anton, der ihn noch vor dem Schlafengehen trösten wollte, nahm Siegwart mit in die Zelle des Scheidenden. Er lag stillathmend auf seinem ärmlichen Lager und sprach wenig. Neben ihm sah man Gebetbuch und Rosenkranz, dazwischen stand ein Kruzifix; einige Blumen welkten in einem irdenen Gefäße; einige Arzeneigläser standen dabei. In der Ecke der Zelle hing eine düstere Lampe, die ein schwaches Licht über die Scene ergoß. Die tiefe, feierliche Stille, das bleiche Gesicht des Sterbenden riefen in Siegwart's Erinnerung das Sterbebett seiner Mutter hervor; die ehrfurchtgebietende Gestalt der Verklärten erschien ihm gleichsam sichtlich vor seinen Augen. Pater Anton bemerkte die Traurigkeit, welche seinen jungen Freund ergriffen hatte; er führte ihn leise an die Thür, öffnete sie und sagte ihm in's Ohr, er möge ihn nur jetzt verlassen und ihn am andern Morgen in der Zelle des Kranken besuchen.

Siegwart fand seinen Vater bereits im Bette und legte sich, voll von dem gehabten Eindruck, nieder. In dieser Nacht hatte er einen Traum, der eine wunderbare Wirkung auf sein weiches Gemüth hervorbrachte. Er sah Engel herniedersteigen und ihn zu dem Altare führen, wo er das Gelübde ablegen sollte. Seine Mutter erschien ihm an der Seite Maria's und gebot ihm durch Zeichen Folge zu leisten. Er hörte eine himmlische Musik und erwachte in der heftigsten Bewegung. Der Tag war schon angebrochen, und die Sonne ging hell auf. Er vermochte nicht länger im Bette zu bleiben und trat an das Fenster, von wo aus er die Gebäude und einen Theil des Gartens übersehen konnte. Rings um das Kloster lagen Fruchtfelder, auf denen der Thau glänzte, und überall schwebten Lerchen und sangen ihre Lieder auf die erwachende Erde herab. Im Garten sah er schon einen Pater mit gefalteten Händen, die ein kleines Kreuz hielten, in den Gängen auf und niedergehen. Dies erweckte ihn zur Andacht, welche nie feuriger gewesen war. Er betete zu Gott, daß er ihn auch zu einem frommen Manne werden lassen solle, und bekräftigte das geheiligte Gefühl, das ihn durchdrang, durch die Thränen, die seinem Auge entströmten. Da dachte er an den sterbenden Mönch; leise, damit er nicht seinen schlafenden Vater wecke, verließ er die Zelle, um sich zu dem Kranken zu begeben. Als er dort eintrat, fand er Pater Anton, der ihm den Kopf in die Höhe hielt, während ein anderer Pater ihm aus einem Buche vorlas. Der Kranke hatte seine letzten Kräfte gesammelt und betete laut nach. Die letzten Worte, die er mehr herausstieß als sprach, waren: „Hilf, Herr Jesu!" dann lag er todt in Pater Anton's Armen.

„Er ist bei seinem Heiland und den Heiligen," sprach Anton, indem er den Kopf des Todten langsam auf das Polster sinken ließ; „er war ein frommer Mann. Mein Ende sei wie dieses!"

Der andere Pater ging, um dem Guardian den Todesfall anzuzeigen; Anton legte eine Decke über den Leichnam und trat an das Fenster. Siegwart konnte sich von der Scene nicht losreißen, er folgte der Seele des Hingeschiedenen in den Himmel nach, sah den Jubel der Gerechten, und alle Wünsche seiner Knabenbrust flossen in den Gedanken zusammen: auch einmal so zu sterben. Der einzige Weg dazu schien ihm aber das Kloster zu sein.

Die stumme Trauer, welche den ganzen Tag im Kloster herrschte, das Gespräch im Refectorium, welches nur von den Tugenden des Verstorbenen handelte, endlich das Begräbniß, zu welchem die Mönche den jungen Siegwart, den sie alle sehr lieb gewonnen hatten, besonders einluden, dies Alles diente nur dazu, seine Seelenstimmung in ihrer einzigen Richtung zu befestigen.

Am Tage des Begräbnisses war die Kirche mit Trauerblumen ausgeschmückt; dicke Weihrauchwolken stiegen auf und umgaben den Priester und die Diener des Altars; ein feierlicher Gesang brauste durch das Gewölbe. Es war Siegwart, als ob er zwischen Himmel und Erde schwebte und zuweilen einen Blick durch die Wolken an den Thron des Höchsten würfe. Das Gesicht der Geistlichen schien ihm zu glänzen und verklärt zu sein. Die Heiligen auf den Gemälden ringsum schienen ihm zu leben und ihn mit liebreichen Blicken zu betrachten. Er hielt sich schon für ein Mitglied des Ordens und blickte in die Welt wie in ein Grab zurück, aus dem sich sein Geist in den Himmel geschwungen hatte.

Siegwart's Vater wollte Nachmittags das Kloster verlassen, allein er mußte seinem Sohne auf das Bitten der Mönche erlauben dort zu bleiben. Der Vater schüttelte bedenklich den Kopf. Er hatte Xaver's Neigung zum Klosterleben längst bemerkt und machte sich jetzt fast Vorwürfe, daß er es mit seinem Sohne so weit habe kommen lassen. Er hätte zwar nichts dagegen gehabt, wenn er der Vater eines so heiligen Mannes wie Pater Anton hätte werden können, allein er traute dem weichen und erregbaren Temperamente seines Sohnes nicht die Festigkeit zu, ein langes Leben in der Einförmigkeit des Klosters hinzubringen und dem abgelegten Gelübde in innerster Seele treu zu bleiben. Auch glaubte der practische Mann, der die Menschen kannte, nicht an den Frieden, der sich dem ersten Blicke im Kloster zeigte. „Vor den Leuten thun die Paters immer friedlich," sagte er zu sich selbst, „aber es mögen wol, wie ich aus des Pater Anton's Reden manchmal abnahm, wol auch recht böse Leute unter ihnen sein, die einem das Leben sauer machen können." So dachte der Amtmann Siegwart bei sich und machte daher seine Einreden, als die Mönche ihren jungen, lieben Gast noch im Kloster behalten wollten. Allein sie wußten so viel anzuführen, der Pater Guardian selbst wünschte, daß Xaver den morgenden Festtag mit ihnen feiere, um das Kloster in seinem Glanze zu sehen, und der Knabe sah so traurig bittend seinen Vater an, daß dieser endlich nicht anders konnte, als in sein Bleiben zu willigen.

Nachdem Siegwart seinen Vater bis an die Klosterpforte begleitet hatte, kehrte er nach Pater Anton's Zelle zurück, wo er einen Mönch fand, der ihm besonders das Leben des heiligen Franziskus von Assisi empfahl, welches er ihm zu leihen versprach.

Der Mönch hielt Wort, und Siegwart konnte sich bald von dem Buche nicht mehr losreißen. Eine überirdische Empfindung erfüllte ihn ganz. Er wünschte sich auch reich zu sein, um seine Schätze, gleich dem heiligen Franziskus, den Armen auszutheilen; er wünschte, wie jener nach Kahira zu gehen, um den Muselmännern das Evangelium predigen zu können; er hielt in Gedanken Predigten, deren Feuer und Beredsamkeit Alles zur Ueberzeugung hinreißen mußte; er hoffte auch dereinst der Wundenmale werth zu sein, weil er eben Das thun zu können hoffte, was Franziskus in seinem heiligen Eifer gethan hatte.

Solche Entwürfe für die Zukunft beschäftigen das Herz der Jugend mit holden Täuschungen. Sie steigt von einer Höhe zur andern und sieht dann mit Verachtung auf die übrigen Menschenkinder hernieder, die den ordentlichen Weg gehen, oder nach ihrer Meinung im Staube kriechen. Alle Hindernisse verschwinden; man sieht nichts vor sich, was im Wege stehen könnte, oder man schreitet mit Riesenschritten darüber weg und sieht mit Wohlgefallen auf die zurückgelegte, steile Bahn zurück. Ein Schwärmer vermeint Alles zu können, und kein Herz ist mehr zur Schwärmerei geneigt, als ein solches, das bei lebhafter Einbildungskraft ein zartes, moralisches Gefühl besitzt und es mit den Menschen, wie mit seinen Brüdern gut meint. So ging's dem jungen Siegwart. Er sah lauter Hülfsbedürftige vor sich, sah schon ihre Thränen rinnen und hörte den Dank von ihren Lippen erschallen, die durch ihn gelernt hatten, Gott und Jesus anzurufen.

Diese heilige Begeisterung, welche der Knabe in schlichten Worten offenbarte, gefiel dem Pater Anton sehr wohl. Er schlug ihm vor, ihn in ein paar nah gelegene Dörfer zu begleiten, wo er das Almosen einzusammeln hatte. Zugleich gab er ihm einige kleine Bilder des heiligen Franz, um sie unter die Kinder der Bauern auf dem Wege zu vertheilen. Siegwart nahm die Einladung und den Auftrag mit Freuden an, bat aber eines von den Bildern behalten zu dürfen, um es zu Hause in seinem Zimmer an die Wand zu heften und sich täglich daran zu erbauen und zu ergötzen.

Der Spaziergang — denn das war es für Siegwart — an des Paters Seite brachte wieder eine Menge erhebender, neuer Erscheinungen. Sie konnten auf dem Wege wenig mit einander sprechen, weil die Leute von ihrer Feldarbeit in Haufen herbeiliefen, um den Pater um den Segen zu bitten. Andere baten ihn, in ihr Haus zu treten, und warteten ihm dort mit ihren besten Vorräthen auf. Siegwart durfte dann den Kindern die Bildchen geben, und es freute ihn innig, wenn sich die Kleinen verneigten, mit den Geschenken in froher Eile zu den Aeltern hinliefen und ihnen zeigten, was der ehrwürdige Pater und der junge Herr ihnen Schönes geschenkt hätten.

So wurde der Weg vollendet; hier gab es eine grelle Scene des Unfriedens mit milder Belehrung zu schlichten, dort wurden Skrupel des Gewissens zu beseitigen gesucht, oder zu aufrichtiger Reue erhoben, hier eiferte der Pater gegen Unduldsamkeit in Glaubenssachen und erklärte den Leuten, daß auch die Ketzer Menschen seien, die man wie seine Brüder lieben müsse, dort bemühte sich der fromme Pater sogar, ein Liebespärchen, welches die Aeltern nicht zusammengeben wollten, glücklich zu vereinigen, indem er den Aeltern ihre Ungerechtigkeit vorhielt und sie davon überzeugte. Der Eindruck, den diese verschiedenen Handlungen der Milde und christlichen Liebe hervorbrachten, und der sich in den gerührtesten Worten und in Thränen äußerte, erfüllte Siegwart mit stets wachsender Ehrfurcht vor dem Werkzeuge des Himmels, durch welches die Menschheit Glück und Segen empfing. Pater Anton's Antlitz strahlte von innerem Frieden, und sein jugendlicher Begleiter dachte, als sie durch die Klosterpforte schritten: so geht die Sonne zur Ruhe, die den Tag über das Herz der Menschen und die Welt mit ihrem Strahl erquickt hat.

Als der Amtmann nach einigen Tagen zurückkehrte, um seinen Sohn abzuholen, und die Stimmung wahrnahm, die ihn beherrschte, schien er nicht mehr so abgeneigt, ihn in den Orden treten zu lassen; neben der Aussicht, alsdann mehr für das Wohl seiner beiden andern Söhne und für die Versorgung seiner beiden Töchter thun zu können, weil er für Xaver ausgesorgt hätte, war es noch ein eigener Zufall, der ihn zu dieser Sinnesänderung gebracht hatte. Sein Sohn hatte ihm nämlich den Traum mitgetheilt, in welchem ihm die Mutter an der Seite der Himmelskönigin erschienen war und ihn aufforderte, das Gelübde abzulegen; denselben Traum hatte er nun auch geträumt. Jetzt glaubte er ein gutes Werk zu thun, wenn er seinen Xaver Mönch werden ließe; er dachte nicht daran, daß sein jetziger Entschluß nur eine Art von Betäubung sei, die eben so bald wieder vorüber gehen könnte. „Mein Sohn wird einst unter Pater Anton's Leitung ein frommer Mann werden," sagte er zu sich selbst, „und mehr kann ich ihm nicht wünschen."

Viertes Kapitel.

Die beiden Freunde.

Die Mönche, welche schon früher sich bestrebt hatten, dem Knaben das Klosterleben von der reizendsten Seite zu schildern, nahmen den Entschluß des Amtmanns freudig auf und beschäftigten sich fortan noch mehr mit Xaver, wenn er sie besuchte. Sie nannten ihn Alle ihren jungen Bruder, was ihn sehr erfreute. Der Guardian bestärkte den Vater in seinem Entschlusse und sprach davon, wie es ersichtlich sei, daß hier ein wahrhaft göttlicher Beruf vorwalte, und daß Xaver dem Vater Freude und dem Orden Ehre machen werde. Dabei forderte er ihm das Wort ab, seinen Sohn in kein anderes Kloster, als in das seinige, zu senden; bis zur Aufnahme wolle er ihn, wenn er das gehörige Alter erreicht haben würde, den Piaristen in Günzburg auf das wärmste empfehlen, und später könne er auch noch die Universität Ingolstadt besuchen, um etwas Tüchtiges zu lernen.

Pater Anton theilte die Gesinnungen des Guardians in Beziehung auf Xaver, allein er konnte sich nicht enthalten, ihn auch mit sanftem Ernst zur Prüfung aufzufordern. „Glaubst Du wirklich," sagte der würdige Mann zu seinem jungen Freunde, den er gebeten hatte, das nach damaliger Sitte steife Er mit dem traulichen Du vertauschen zu dürfen, — „glaubst Du wirklich, Dein Leben in einem Kapuzinerkloster hinbringen zu können, das heißt, als ein Mönch, der größtentheils von der Gesellschaft abgesondert, dem Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth unterthan, von der Welt ungekannt oder nur zu oft verkannt und verachtet lebt, und doch in Deiner Seele vergnügt und glücklich zu sein?"

„Das glaub' ich ganz gewiß!" rief Siegwart mit Feuer, ohne sich einen Augenblick zu besinnen.

„So wünsche ich Dir zu Deinem Vorhaben Glück," erwiderte hierauf der fromme Mann," wäre es anders, so würde ich nie gesucht haben, Dich zu über-

reden. Ich hoffe, daß meine Erwartungen von Dir sich durch des Himmels Gnade erfüllen werden!"

Der Guardian hatte indeß alten Neckarwein in die Gartenlaube bringen lassen, den das Kloster erst vor Kurzem von einer Witwe geschenkt bekommen, und ließ den Amtmann und seinen Sohn dazu einladen. Wie durch Zufall kam der Provinzial an diesem Tage in das Kloster, der ein alter liebenswürdiger Mann war und Siegwart versprach, ihm einst die Erlaubniß zu geben, hier, wie er es wünschte, Profeß ablegen zu dürfen. Sechs bis sieben Jahre waren jedoch vorher noch den Studien und Vorbereitungen zu widmen. Zwar brauchte ein Kapuziner nicht eben auf einer Universität studirt zu haben, allein der Amtmann wollte den höhern Anlagen seines Sohnes die Ausbildung, die ihnen gebührte, zu Theil werden lassen, damit er, wenn ihn der Entschluß gereuen sollte, sich durch seine Kenntnisse in der Welt forthelfen könnte.

Geraume Zeit nach diesen Vorfällen trat Siegwart, der indeß an Vorkenntnissen und mancher Einsicht reicher geworden war, seine Reise nach Günzburg an, um die Piaristenschule zu besuchen. Er erhielt ein hohes, geräumiges Zimmer, welches eine freie Aussicht auf die Donau nebst der ganzen weiten Ebene hatte. Ein anderer Kostgänger theilte es mit ihm; ein wüster Mensch, der seine Tücke und Bösartigkeit hinter glatte Worte und seine Manieren zu verbergen wußte. Er rauchte Tabak, spielte Karten, trank Wein, den er sich heimlich zu verschaffen gewußt hatte, und suchte Siegwart auch dazu zu bereden, der jedoch solche Anträge zurückwies. Zum Glücke wurde er diesen unangenehmen Gesellen bald los. Die Streiche waren entdeckt worden, und der junge Mensch wurde, nachdem er eine Gefängnißstrafe von vierzehn Tagen im Kloster bestanden hatte, seinem Vater zurückgegeben, der ihn „in ein kaiserliches Regiment steckte," wie es damals gewöhnlich war, wo der Soldatenstand einer Straf- und Besserungsanstalt gleich geachtet wurde.

Siegwart sollte bald entschädigt werden. Ein junger Edelmann, Friedrich von Kronhelm, etwa ein Jahr älter als er — Siegwart zählte jetzt bereits siebenzehn Jahre — hatte seine Aufmerksamkeit schon beim ersten Blicke angezogen, und er bemerkte, daß auch er einen Eindruck auf Kronhelm gemacht habe. Sie hatten sich kaum genähert, als sie auch schon ein Zutrauen zu einander faßten, das in ihren jugendlichen Herzen feste Wurzel schlug und für das Leben Bestand haben sollte.

Zuerst brachte die Tonkunst sie oft zusammen. Kronhelm hatte bereits bedeutende Fortschritte in ihr gemacht, und Siegwart suchte sich durch den Unterricht eines jungen Paters so weit darin zu vervollkommnen, daß er seinen Freund begleiten konnte.

Die Jugend von damals war unbefangener, als die jetzige, die Erscheinungen des Lebens zogen an ihr vorüber, ohne sie zu berühren; die Welt war ihr ein Bilderbuch, das sie mit kindischen Blicken betrachtete. Sie folgte den bald ruhigern, bald stürmischern Regungen des Gemüthes willenlos und überließ sich dem Wellenschlage der Empfindungen. Ein solches Dasein zog manchen Jüngling gänzlich von der Außenwelt ab und verlieh ihm eine Eigenschaft, die nun für uns verloren ist, die Empfindsamkeit. Sie beherrschte das Herz, sie stimmte zur Weichheit, sie machte zu Thränen geneigt. Das Sehnen nach einer mitfühlenden, gleichgestimmten Seele, was sich bei schwärmerischen Naturen so frühe schon zeigt, wurde zuerst durch die Freundschaft befriedigt. In den Klöstern und Pensionen wurden Bündnisse für das Leben geschlossen. Ein solches schlossen Siegwart und Kronhelm. Es war die zarteste, reinste Neigung, die sie für einander empfanden. Wenn Siegwart seinen Kronhelm lange anblickte, ward ihm das Herz weich, und ein unwiderstehlicher Zug führte ihn in die Arme des Freundes. Ihr Jünglinge von heute, die Ihr früh in der schmuzigen Arena der Geschäfte und der Leidenschaften Eure Kräfte versucht und vergeudet, lächelt nicht über den Zauberkreis, in welchem jene Träumer ihr Glück fanden; beklagt Euch vielmehr, daß Ihr keine Jugend habt und ihre Freuden nicht genießt. Macht das Leben an Euch seine ernsten Forderungen geltend, so seid Ihr abgenützt und erschöpft, voll Ekel und Ueberdruß, Eure Rückerinnerungen sind voll harter Erfahrungen, Ihr habt keinen Rosengarten durchträumt, keine Illusionen gehabt, Ihr waret alsbald fertige praktische Menschen, und die Enttäuschungen, welche Ihr erlebtet, wurden Euch nicht durch schöne Träume bereitet.

Von seinen Geschwistern war es nur seine Schwester Therese, an welche Siegwart eine innige Uebereinstimmung der Gefühle fesselte. Sie war, obgleich von beiden Freunden entfernt, die Dritte im Bunde. Die Briefe, welche sie an Siegwart schrieb, theilte dieser sogleich seinem Freunde mit. Hier ist einer derselben im Auszuge.

„Theuerster Bruder!

Dein Kronhelm ist ein gar lieber Mensch, dem ich recht herzlich gut bin. Sag's ihm nur; denn er darf's wissen. Nimm Dich aber in Acht, ich bitte Dich, lieber Bruder, daß Du seine Freundschaft nicht verscherzest, die Dich vor bösem, verderblichem Umgange hütet, wie es Dir mit Deinem schändlichen Stubengenossen bevorstand. Schwester Salome ist seit vier Wochen wieder hier. Ich mag nicht gern klagen, sonst würde ich Dir Manches von ihr erzählen können. Sie sagt, daß sie von künftigem Herbst an ganz in München bleiben will. Ich habe nichts dagegen; denn mit mir und dem Landleben scheint sie sich einmal nicht vertragen zu können. Bruder Karl will des Amtmanns in Dollingen Tochter heirathen; ich weiß nicht, ob Du sie kennst. Ich kenne sie nicht; genug, um Dir meine Meinung über sie sagen zu können. Das weiß ich, daß sie reich und geizig ist. Mich sah sie nicht viel an, als sie neulich hier war; es scheint, ich bin ihr zu munter. Sie sieht immer sehr verdrießlich aus und thut so altklug. Karl dauert mich, wenn er sie kriegt. Freilich sieht er auch auf das Geld; aber ich dächte, nach meiner einfältigen Meinung, das wäre zur häuslichen Glückseligkeit noch nicht genug. Papa würde ihm die Verbindung geradezu mißrathen, allein er läßt sich nichts einreden. — Weißt Du schon, daß in Burgau preußische Offiziers liegen, die von der Reichsarmee gefangen worden sind? Es haben uns schon Einige davon besucht. Einer gefällt mir besonders; es ist der Hauptmann Herr von Northern. Ich sage Dir, Bruder, das ist ein herrlicher Mann, gar nicht so, wie man uns die Ketzer sonst beschrieben hat. Er soll reformirt sein, ich glaub' aus dem Hessischen. Aber das thut nichts; er ist doch ein braver Mann. Er hat ein paar Augen, wie Kohlen, und ein Gesicht, das von der Sonne ganz verbrannt ist, mit ein paar Narben, eine auf der Stirne und die andere unten am Kinn; und doch sieht er freundlich aus und hat gar nichts so Rauhes an sich, wie man den Soldaten nachsagt. Er spricht ganz fremd, und das steht ihm recht gut. Ich hör' ihm gar zu gern zu, wenn er vom Krieg erzählt und von seinem König. Um den Krieg muß es eine schreckliche Sache sein, weit fürchterlicher, als wie's uns vorstellten, wenn wir als Kinder miteinander Krieg spielten. Er kann nicht genug erzählen, was die armen Bauern ausstehen, und wie's auf dem Wahlplatz und in den Lazarethen aussieht. Die Thränen stehen ihm oft selbst dabei in den Augen. Wenn ich König oder Kaiser wäre, so würde ich viel auf den Frieden halten. Vom König in Preußen erzählt er uns viel Gutes, weit mehr, als man hier im Lande sagen darf. Am liebsten hör' ich ihm zu, wenn er uns von seiner Braut erzählt, die weit weg von hier leben soll. Er muß sie recht lieb haben; denn er ist immer so bewegt, wenn er von ihr spricht. Sie soll aussehen wie ich; aber ich glaube, er sagt nur so; denn er weiß, daß ich's gern höre. Von Büchern ist er ein großer Liebhaber. Neulich brachte er mir Gellert's Fabeln. Es lies't sich gut darin, weil Alles so leicht und faßlich ist, und weil der Mann, der es geschrieben hat, es recht gut mit einem meint. Das andere Buch, welches er mir mittheilte, ist schon höher geschrieben und heißt Rabener's Satyren; es sollen mehre Bände sein. In dem, den ich habe, stehen Briefe, die recht lustig sind. Oft steckt viel dahinter, und die meisten sind auch recht natürlich. Ein drittes Buch, welches mir der Hauptmann gab, soll weit schwerer zu verstehen sein, dafür aber soll auch desto mehr darin stehen. Er nennt's ein Buch aller Bücher, das ihn besonders im Krieg recht erbaut habe. Es heißt der Messias und ist in ganz besondern Versen geschrieben. Ich habe den Mann wieder vergessen, der es noch schreibt — denn es ist noch nicht fertig — er hat einen wunderlichen Namen. Weil das Buch schwer ist und so schön sein soll, will ich lieber bis gegen den Winter warten, wenn ich mehr Zeit zum Lesen und zum Nachdenken habe. Ich darf die Bücher behalten, so lang ich will. Der Hauptmann lies't mir manchmal vor, und dann gefällt mir's immer besser, als wenn ich's für mich in der Stille lese. Salome kann den Hauptmann nicht ausstehen. Sie sagt, ich hänge mich an den Ketzer und sei in ihn verliebt. Das ist ja lächerlich, da er eine Braut hat. Oder soll ich nicht mit ihm sprechen, weil er ein Ketzer ist? Er hat ein so gutes Gemüth wie ein Katholik. Er läßt Dich übrigens recht schön grüßen und sagt, Du solltest nur kein Mönch werden, lieber ein braver Soldat bei seinem König." — —

Recht herzliche Grüße für Kronhelm schlossen das Schreiben.

Die anmuthige Geschwätzigkeit, aus der eine so schöne Einfalt hervorleuchtete, gefiel Kronhelm, dem Siegwart den Brief mittheilte, ungemein. Er mußte seinem Freunde von der geliebten Schwester viel erzählen, und seine herzliche, ungekünstelte Wärme entwarf eine so schöne Schilderung von ihr, daß Kronhelm's Seele von ihr erfüllt wurde. Alle Kleinigkeiten, welche sie betrafen, erregten seinen Antheil. Er trug ihm auf, sie seiner ganzen Hochachtung zu versichern.

„Xaver," sagte er, „ich bedauere Dich, daß Du einst das Glück an der Seite einer Gattin entbehren sollst. Ich halte die häusliche Glückseligkeit für die größte, obgleich ich in meines Vaters Hause sie niemals angetroffen habe. Du sprachst vorhin von Deiner lieben Schwester mit so viel Wärme, Du weißt die Vorzüge der weiblichen Seele so zu schätzen und fühlst so tief, daß ich um Dich Sorge trage, Du könntest einst ein Mädchen finden, das Deiner Schwester ähnlich ist. Glaube mir, Siegwart, mit einem fühlenden Herzen in der Welt zu leben und nicht fühlen zu dürfen, muß der größte Schmerz sein, der am Leben zehrt. Dein Herz ist jedem Eindruck so offen, hängt gleich so fest an allem Guten, und die Liebe muß ein Gut des Himmels sein. Warum fühlten sie sonst die Menschen alle — und die Besten unter ihnen am stärksten? Wähle nicht einen Stand, der dem Herzen solchen Zwang anlegt. Denke, Freund, wenn Du liebtest und nicht lieben dürftest! Wenn Du sähest, daß ein Mädchen Dich allein glücklich machen könnte, und Du müßtest aus ihrer Gegenwart weg in Deine ewige Gefangenschaft und Einsamkeit zurückkehren!"

Siegwart schwieg eine Weile, dann sagte er nur wenige Worte, aber sein Auge leuchtete von inniger Begeisterung.

„Ich liebe meine Schwester," sprach er, „aber ich kenne andere Mädchen nicht. Ich glaube an das Glück der Häuslichkeit; denn ich hatte es in meinem Vater und meiner seligen Mutter stets vor Augen, allein man kann sein Glück auch auf anderm Wege suchen und finden. Ein Jeder betrete denjenigen, auf den ihn die innere Stimme weist. Ich habe im Kloster höhere Pflichten zu erfüllen, denen ich mit ganzer Seele mich widmen will, und die mich von allen Verlockungen schon abziehen werden."

Ueber diesen einzigen Punkt waren ihre Ansichten verschieden; Kronhelm hätte seinem Freunde so gern auch in diesem beigepflichtet, wenn ihn nicht die Sorge um ihn davon zurückgehalten hätte. Aus Zartgefühl vermied er es, darüber zu sprechen; er besorgte, Siegwart's Gemüth zu verletzen, wenn er ihm nicht Stärke genug zutrauen sollte, Das, was er einmal für recht und gut erkannt, auch zu üben.

Der Winter war verstrichen, und der Frühling regte sich bereits in der ganzen Schöpfung, als ein Brief von Kronhelm's Vater eintraf, der ihn auf eine derbe Weise, die einem Befehl gleichkam, einlud, die Ferien zu Hause zuzubringen. Zugleich erlaubte der alte Herr seinem Sohne, einen, auch mehre Kameraden zur Begleitung aufzufordern, „weil es im Schlosse genug zu fressen und zu saufen gebe," wie es in dem väterlichen Schreiben hieß.

Kronhelm ging nicht gern, aber er mußte. Er trug Siegwart an, ihn zu begleiten.

„Ich weiß," sagte er, „daß Du bei uns mehr Verdruß als Freude haben wirst, allein Du würdest mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn Du mitkommen wolltest. Ich finde dort keinen Menschen, der für mich taugte und vollends Dich mir ersetzen könnte."

Siegwart willigte ein; denn es war ihm ja gleich, wo er war, wenn er nur bei dem Freunde sein konnte.

Fünftes Kapitel.

Der Abschied von Steinfeld.

Wir haben bereits die Wirthschaft des Junkers Veit von Kronheim kennen gelernt. Siegwart fühlte sich in seinem Innern empört darüber; er hatte bis dahin keine Ahnung von solchem Leben gehabt. „Ist das der Stand," sagte er zu sich, „zu dem wir Andern aufblicken sollen, um uns zu dem Guten zu stärken? Danken so die Junker dem Himmel, daß er sie vor den anderen Menschen mit so vielen irdischen Vortheilen bedacht hat?" Er beklagte im Innersten seinen Freund, einen solchen Vater zu haben, und pries sich glücklich, wenn er an den seinigen dachte. „Wie ist es aber möglich," fragte er sich, „daß von solchem Stamme so edle Frucht kommen kann? Wie vortrefflich muß meines Friedrich Mutter gewesen sein, und wie ist das Walten des Himmels ersichtlich, daß er Mutter und Vater trennte; denn welche Erziehung hätte sonst wol Kronheim erhalten, welches Beispiel hätte der Knabe täglich vor Augen gehabt!"

Wenn Kronheim der Rohheit seines Vaters wegen seinen Freund um Verzeihung bat, so erwiderte dieser aus zarter Schonung, daß er schon viele Männer solchen Schlages kennen gelernt habe und sich recht gut in ihren Ton zu schicken wisse. In der That fing der alte Junker an, auf Siegwart große Stücke zu halten, da er sich immer mehr überzeugte, daß er ein guter Schütze sei. Auch mit seinem Sohne söhnte er sich aus, weil dieser sich zusammennahm und sich gleichfalls als Schütze erwiesen hatte. Denn ohne Flinte wurde niemals ausgezogen, und was vorkam, wurde erlegt. „Die Kronheim's sterben noch nicht aus!" sagte Junker Veit mit behaglichem Lächeln.

Die Zeit des Besuches nahte sich ihrem Ende, und Siegwart sah mit Freuden die Stunde des Abschieds heranrücken und träumte sich schon wieder mit Wonne an der Seite des Freundes in die stillen, friedlichen Räume der Piaristen. Doch sollte er noch einen Eindruck mitnehmen, der seinem Herzen eine tiefe Wunde schlug.

Auf einem Spaziergange, den beide Freunde in Gesellschaft des alten Kronheim machten, begegneten sie einer armen Bäuerin, welche mit ihren zwei Kindern Kräuter las. Einer von den großen Hunden sprang an die Kinder hin, welche ganz erbärmlich zu schreien anfingen. Die arme Frau ergriff ein Stück Holz, das am Wege lag und wehrte damit die Hunde ab, die nun alle mit fürchterlichem Bellen auf die fast nackten Menschen losfuhren. Veit, den das Abwehren der Hunde verdroß, hetzte die Hunde an, und die Gefahr war nun drohend. Da sprangen Kronheim und Siegwart hinzu und riefen den Hunden abzulassen und zerrten sie an den Halsbändern fort. Als die Frau durch diese unerwartete Hülfe sich gerettet sah, verwandelte sich ihre mütterliche Zärtlichkeit in Wuth. Sie war unerschöpflich in Schimpfreden, die sie gegen den Junker ausstieß.

„Wart' Junker," war das Letzte, was sie sagte, „in der Häll', da wird man Dich auch kriegen! Da werden die Teufel auch Dich hetzen!"

Da legte Veit die Flinte an, um auf die Frau zu schießen, aber sein Sohn fiel ihm von hinten in den Arm, und der Schuß ging in die Luft.

„Blitz und Donner!" schrie er wie rasend, „laßt mich los, daß ich sie zertrete."

Kronheim, der seinen Vater noch immer fest hielt, war bleich und bebend und stammelte: „Das ist schlecht gehandelt, Papa!"

Der Alte zerrte unter schrecklichen Flüchen an seiner Flinte, allein die jugendlichen Arme, die ihn hielten, leisteten seinen Anstrengungen kräftigen Widerstand. Jetzt hetzte er die Hunde auf's Neue, und diese, der Stimme des Herrn gehorchend, hielten die Frau sogleich fest, während ihre Kinder sich laut heulend an sie hingen. Kronheim und Siegwart sprangen voll Entsetzen auf das arme Schlachtopfer hin, um die Frau von den grimmen Thieren zu befreien.

„Sie soll mir drei Wochen in den Thurm, oder ich will kein ehrlicher Kerl sein," tobte Veit, „bei'm Teufel, sie hat mich ja ausgemacht, als wenn ich ein Lumpenhund wäre!"

Die Bitten Kronheim's halfen nichts; Siegwart war so ergriffen, daß er keines Wortes mächtig war. Die Jäger schleppten die arme Frau in den Thurm; ihre Kinder, die sich ihr nachdrängten, um bei der Mutter zu bleiben, wurden zurückgestoßen, setzten sich vor die Thür des Gefängnisses und heulten. Der Junker und seine Begleitung gingen in das Schloß zurück.

Veit murrte, daß Siegwart und sein Sohn Hand an ihn gelegt hatten, um ihn zurückzuhalten; daß sein Fritz ihm vorgeworfen, er handle schlecht, das konnte er nicht vergessen. So lange er also verdrießlich war, durfte man nicht daran denken, ihn zu einer milden Bestrafung der Bauerfrau bewegen zu können. So schwer es den jungen Freunden auch ankam, so mußten sie sich doch dazu entschließen, Kunigunden um ein gutes Wort bei dem Junker zu bitten. Anfänglich schien sie unerbittlich; sie sprach davon, daß dem Pöbel der Kamm schwelle, daß die Gutsherrschaft ihres Lebens und Gutes nicht mehr sicher sei und am Ende bei den Bauern noch werde anfragen sollen, ob sie Hunde halten und jagen dürfe. Was für ein Unglück wäre es denn, fragte sie, wenn ein herrschaftlicher Hund einen schmutzigen Buben anbelle und wol auch ein Bischen zause? Es seien ja die Jäger dabei gewesen, die es nicht zu weit hätten kommen lassen, die Hunde parirten auf's Wort, und den Junker hätte man nicht in seinem Vergnügen stören sollen. Er habe ganz recht, einmal ein Exempel für das Lumpenvolk zu statuiren. In diesem Sinne sprach sie fort. Als aber die jungen Leute nicht nachließen, sie mit Bitten zu bestürmen, als sie die Verstellung so weit trieben, von ihrem edeln Herzen zu sprechen, eine Verstellung, die ihrem eigenen Herzen ohne die gute Absicht unmöglich gewesen wäre, da gab sie endlich nach, weil ihr solche Schmeicheleien sehr wohl gefielen, aber auch sehr selten waren. Kunigunde brachte es bald so weit, daß Veit die Gefängnißstrafe in eine Buße von drei Gulden verwandelte, bis zu deren Bezahlung die Frau jedoch in dem Thurm bleiben sollte. Dieser Ausspruch brachte Alles wieder in's Geleise, und man ging mit ziemlich aufgeheiterten Gesichtern zu Tische. Veit sprach dem Becher zu und wurde gesprächig.

„Was willst denn einmal werden?" fragte er Siegwart. „Doch ein Förster bei einem braven Edelmann?"

„Nein," antwortete Siegwart," ich will ein Geistlicher werden, ein Kapuziner."

Der Junker schlug mit der Faust auf den Tisch, daß Alles klirrte.

„Ein Kapuziner? ein Pfaff?" schrie er, „Du wirst doch klug sein, Xaver! Gelt, es ist Dir nicht Ernst?"

„Es ist mein ganzer Ernst," antwortete Siegwart, „Ihr Herr Sohn kann's bezeugen."

„So bist Du ein Narr, und mein Sohn auch," sagte Veit, „geh' mir zum Henker! Das sind mir die Rechten, die Graukuttler, die Mucker! Ich schwör' Dir, Junge, 's ist kein Pfaff nichts nutz. Sie haben mich auch 'mal gehabt; da in Augsburg drüben, die Jesuiten; da sollt' ich ein Gelehrter werden, so 'n Stubenhocker! Aber gehorsamer Diener! Ich nahm bald Reißaus und ließ ihnen 's Nachsehen. Kurz, ich bitt' Dich um Alles in der Welt, wie bist Du auf den rasenden Einfall kommen? Ein Jäger ist doch ein anderes Ding! Nicht wahr, Fritz, Du hältst's auch mit mir? Red's ihm doch aus."

„Ich glaube wol, Papa," versetzte Kronheim, „daß er etwas Anderes werden könnte, was besser seinen Fähigkeiten entspräche und ihn auch wol glücklicher machte, aber die Geistlichen sind nicht so wie Sie sagen, und ich ehre diesen Stand —"

Veit ließ ihn nicht aussprechen. „Es ist erlogen," schrie er heftig, hab's schon vorhin gesagt, 's ist keiner nichts nutz! Da schimpfen sie Dir auf den alten Nimrod, blos weil er ein stattlicher Jäger war, und auf uns poltern sie auch von der Kanzel 'runter. Ich denk' oft, ich könnt's nicht aushalten und müßt 'nauf schießen. Die Kerle thun mir jährlich um mehr als hundert Gulden Schaden. Wenn ein Wilderer 's Hochwild aus 'm Forst wegschießt, da kaufen sie's ihm ab. Siegwart, Du bist ein ehrlicher Kerl, aber zwei Hauptmängel hab' ich an Dir auszusetzen: daß Du nicht adelig bist und ein Pfaff werden willst. Weiß wahrlich nicht, was schlimmer ist!"

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als der Pfarrer aus dem Dorfe gemeldet wurde.

„Der kommt eben recht," sagte der Junker, „da sollt Ihr einen von der rechten Sorte sehen! Laßt ihn nur herein! Er wird wieder durstig sein. Es ist sonst ein guter Narr, mit dem man wol seinen Spaß haben kann."

Der Pfarrer kam und schlich demüthig in das Zimmer.

„Willkommen, Herr Pfarr!" schrie Veit ihm entgegen, „nur frisch 'rein gegangen!"

„Ich bedauere, gnädiger Herr!" sagte der Pfarrer im kriechenden Tone, „wenn ich zur Unzeit —"

„Es ist schon gut," sagte Veit, „legen Sie nur den Hut ab und setzen sich hierher. Wie steht's denn, Alter? Was macht die Köchin? Brauchen Sie bald wieder eine neue?

Je nun, das hat so seine Ursachen. Man kennt Euch Leute schon! Thun Sie nur nicht so fromm, als ob Sie alle Heiligkeit allein gepachtet hätten. Vor den Leuten da dürfen Sie sich aber nicht scheuen, die kennen Ihre Umstände schon. Was gibt's denn Neues? Ist's wahr, daß es mit des Pfarrs von Aderlingen Köchin nicht so recht richtig ist?"

„Ich weiß nicht, Ihro Gnaden; aber die arge Welt sagt so."

„Die arge Welt! Da muß es die arge Welt sein, wenn von Euresgleichen was gesagt wird. Aber gelt, kaum, daß ein armer Teufel, der kein Pfaff ist, was gethan hat, da könnt Ihr's nicht genug ausposaunen. Fangt gleich einen Lärm auf der Kanzel an, als ob d' Welt einfallen wollte. Ihr seid mir rechte Füchse! Haben Sie denn diesen Morgen hübsch gebetet, daß mein Zipperlein zum Teufel geh'? Nun, 's hat brav geholfen, und jetzt wollen wir uns dafür tüchtig besaufen!"

Der Pfarrer that von seiner Seite alles Mögliche, und als er Abends um zehn unter tollen Zoten und Geschrei den Junker verließ, mußte er von zwei Bedienten nach Hause gebracht werden. Kronheim und Siegwart hatten dieses Ende nicht abgewartet und waren mit betrübtem Herzen davongeschlichen.

„Dieser Mensch verlangt, daß die Anderen ihm Ehrfurcht zollen!" sagte Kronheim. „Wenn's viele solche Pfarrer gibt, dann wundre ich mich nicht mehr über die Geringschätzung der Religion. Wer sie nicht aus der Quelle kennt und sie von diesen Leuten lernen, hochschätzen und lieben soll, der muß Freigeist werden."

„Solch ein Mann, wie dieser Pfarrer," fügte der sanftere Siegwart hinzu, „macht tausend Seelen unglücklich. Ich möchte einst seine Verantwortung nicht übernehmen." Und dabei dachte er an seinen trefflichen Pater Anton und an den ehrlichen Pfarrer des Dorfes, in welchem sein Vater als Amtmann wohnte.

Sie schlichen noch denselben Abend nach dem Hause der Bauernfrau, welche im Thurm lag, und Kronheim gab ihrem Manne die drei Gulden, damit er seine Frau lösen könne, aber er verbot es ihm streng Jemand ein Wort davon zu sagen, damit sein Vater nichts davon erfahre. So gab er vor. Aber im Grunde war die Ursache seines Verbots edler. Er wollte unbekannt und im Stillen Gutes thun, weil er überzeugt war, wie wenig fremdes Lob nöthig ist, wenn man durch Wohlthun glücklich werden will.

Als sie nach Hause kamen, war Alles still im Schlosse; der Alte war zu Bett gegangen. Die Freunde nahmen sich vor, am anderen Tage wieder abzureisen; der Aufenthalt in Steinfeld war ihnen nach den letzten dort erlebten Auftritten ganz unleidlich geworden.

„Ich kann von meinem Vater besser denken," sprach Kronheim, „wenn ich von ihm entfernt, als wenn ich um ihn bin und seine Art und Weise mit ansehen muß."

Als sie am Morgen dem Junker ihren Vorsatz ankündigten, war er sehr ungehalten.

„Die einfältige Gelehrsamkeit," sagte er, „hat schon die besten Leute verdorben und zu Dummköpfen gemacht. Die Gelehrten wissen nicht, ob die Welt gelb oder grau aussieht. Ja, wenn ich es nicht Deinem Onkel in München zu Gefallen thun müßte, Du wärest mir niemals in die gelehrte Schule gekommen. Du hätt'st mir sollen 'nen guten Soldaten und Jäger abgeben, und damit Holla!"

Wie er sah, daß sein Sohn Ernst machte und Abschied nahm, rief er mit den Thränen in den Augen: „Fritz, wenn's denn sein muß! Führ' Dich als Junker auf. Geld will ich Dir schicken, so viel Du nöthig hast, und da schenk' ich Dir noch zum Andenken eine Flinte."

Bei Siegwart bedankte er sich, weil er ihm mehr Freude gemacht als mancher Junker; er würde ihm seine Tochter geben, wenn er von Adel wäre, setzte er hinzu. Sie mußten noch einige Gläser Zwetschen-

wasser leeren und setzten sich dann zu Pferd. Der Reitknecht Jacob ritt wieder mit ihnen. Als sie durch den Wald kamen, wo er den Hirsch geschossen hatte, fing er wieder an, seinem Junker Vorwürfe zu machen, daß er ihn gezwungen habe, seine Beute dem andern Jäger zurückzugeben, der doch kein Recht daran gehabt. Er wollte es dem gnädigen Herrn nur nicht sagen, um ihm keinen Verdruß auf den Hals zu ziehen. Kronhelm hieß ihn schweigen und erlaubte ihm, seinem Vater die ganze Geschichte zu erzählen.

Sechstes Kapitel.

Die Rückkehr in das Kloster.

Kronhelm und Siegwart waren jetzt wieder bei den Piaristen in Günzburg und hatten ihre gewohnten Beschäftigungen begonnen. Neben ihren Studien trieben sie fleißig Musik und lasen gute Bücher. Zu ihnen hatte sich ein anderer Schüler gefunden, der jedoch nicht im Kloster, sondern bei seinen Aeltern in der Stadt wohnte. Er war der Sohn eines reichen Krämers, Namens Grünbach, und zeigte viel Ernst und Eifer für Alles, was er unternahm.

Der alte Grünbach war ein eitler Mann, der sich viel auf seinen Sohn zu gute that. Sobald Jemand diesen besuchte, verließ er sogleich den Ladentisch und kam auf dessen Zimmer, machte den zierlichen Bücherschrank auf, wies die schönen Bände und sagte, was sie gekostet hatten. Wenn man dann etwas zu seinem oder seines Sohnes Lobe sagte, verneigte er sich lächelnd. Dann erzählte er auch, wenn einer von den vornehmern Schülern oder gar von den Professoren seinen Sohn besucht hatte, und empfahl ihn der Gewogenheit Dessen, dem er es erzählte. Wenn die drei Jünglinge musicirten, so war er gleich dabei, sah und hörte aber blos auf seinen Sohn, trat mit dem Fuße, als ob er den Tact angebe und nickte mit dem Kopfe, wenn er gleich nichts von der Musik verstand. Frau und Tochter durften nie auf das Studierzimmer kommen, selbst nicht, wenn Musik gemacht wurde, weil er behauptete: die Frauenzimmer störten nur die Gelehrten. Er las auch Historienbücher und Romane, was er vorher nie gethan, weil er der Meinung war, der Vater eines gelehrten Sohnes müsse, ihm zu Ehren, auch ein Gelehrter werden. Kronhelm bat er besonders inständig, seinen Sohn mit seiner Freundschaft zu beglücken, weil er von Adel war; doch begegnete er auch Siegwart um Kronhelm's willen höflich.

Wir sehen in diesem Krämer ein vollständiges Gegenstück zu Junker Veit, doch haben wir nicht allein deswegen den Mann mit kleinen Portraitzügen hier wiederzugeben gesucht. Er wird uns wichtig durch die rührende Episode, die sich aus seiner Familie für den Helden unserer Erzählung entspinnt.

Mit Grünbach lasen unsere beiden Freunde den Messias, den sie sich von einem augsburger Buchhändler kommen ließen. Dem Manne fiel es auf, daß Klopstock in das Kloster Eingang finden dürfe, und er erbot sich dazu, auch andere Werke der neuen schönen Literatur mitzutheilen, von denen Das, was man nicht behalten wollte, ihm zurückgeschickt werden konnte. Die Piaristen waren Freunde der Dichtkunst und dem Schwunge, der sich in Deutschland kund zu geben anfing, zugethan.

Der rechtschaffene Buchhändler schickte von freien Stücken den Freunden Gellert, Rabener, Haller, Lichtwer und Hagedorn zu und half dadurch den Geschmack der jungen Leute bilden. Durch Therese wurde Siegwart jedoch auch auf einen Dichter aufmerksam gemacht, den sie Klopstock zunächst liebte. Er war ein persönlicher Freund des braven Hauptmanns Northern gewesen und hatte drei Jahre mit ihm im Felde gestanden. Ein heldenmüthiger Krieger, der zugleich Dichter ist und seinen Tod in der Schlacht findet, gehörte stets zu den Seltenheiten, welche die Nation in ehrendem Andenken behält. Die schönen Bilder und Gleichnisse, die menschliche Empfindung, die aus dem besten Herzen sich ergoß, machten den „Frühling" zum Lieblingsbuche der Welt von damals.

Der alte Grünbach lud Kronhelm und Siegwart einmal zum Essen und bewirthete sie sehr kostbar. Seine Frau und seine Tochter durften an der Gesellschaft Theil nehmen. Die Frau war unbedeutend; Sophie, die Tochter, hatte in einem Institute eine vornehme Erziehung genossen. In ihren dunkelblauen Augen las man Schwärmerei; ihr ganzes Wesen hatte den Ausdruck des Melancholischen. Ihr Blick ruhte oft und lang auf Siegwart, dessen Wesen dem ihrigen entsprach. Sie redete wenig, aber sehr bestimmt und mit wahrer Empfindung.

Der Vater war unzufrieden, daß sie so einsylbig war, wie er sich ausdrückte, und forderte sie auf, den Herren etwas auf dem Klavier vorzuspielen. Sie that es mit solcher Fertigkeit und so schönem Ausdrucke, daß Siegwart, der für alles Schöne leicht erglühte, in laute Lobeserhebungen ausbrach. Sein Lob machte einen tiefen Eindruck auf Sophie; er hatte keine Ahnung davon. Schüchtern brachte sie die Bitte vor, er möge singen, und sie wolle ihn begleiten. Die Begleitung der von ihm gewählten Arie war schwierig, allein sie traf sie vom Blatte, und Siegwart schien entzückt und getragen von dem trefflichen Spiele des Mädchens und sang so schön, wie er nie gesungen. Der Vater freute sich und sah lächelnd auf Kronhelm, den er sich zum Schwiegersohn wohl wünschen mochte. Erst spät trennte sich die Gesellschaft.

August Lewald.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Literaturbericht.

Der Diamant. Eine Komödie in fünf Acten von Friedrich Hebbel. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1847.

Ein neues Drama von Hebbel! Und zwar eine Komödie von ihm, den wir bis jetzt blos als einen Schöpfer von Trauerspielen zu bewundern Gelegenheit hatten, welche an Grabbes gewaltige Productionen erinnern, ja, welchen ein Keim zu vielleicht Goethischer Vollendung zu Grunde liegt. Zu einer Goethischen Vollendung; denn, mag Hebbel auch bis jetzt noch nicht die allgemeine Anerkennung gefunden haben, die er verdient, er ist der Einzige unter der Masse der jetziger Zeit auf dramatischem Felde Thätigen, welchen die höhere, wissenschaftliche Kritik bisher anzuerkennen vermochte, er verhält sich vor dem Urtheile der letzteren zu der Elite der ersteren, wie diese Elite sich zu den von jener Masse Ueberbleibenden, zu denen verhält, die da wollen und nicht können. Mit Einem Worte: Hebbel ist ein genialer Dichter, während die, welche sich in der ihm zunächst vorangehenden Periode Namen und Verdienste erwarben, Talente, obwol zum Theil bedeutende Talente sind. Ein neues Werk von ihm ist daher ein Ereigniß in der Literatur; es macht dieselbe, wenn auch vielleicht noch nicht um eine Frucht, doch jedenfalls um eine Blüthe reicher, an welcher Alle theilnehmen können, selbst Die, welche, im Hinblick auf die Halbheiten und Künsteleien der letzten Jahre, an weiterer Fruchtbarkeit der ästhetischen Kräfte unsrer Nation zu zweifeln begannen.

Da indeß, wie über jedes plötzlich hervortretende Neue und Eigenthümliche, die Ansichten über den Dichter noch getheilt sind, und da in der That der Nerv seiner Anschauungsweise eben so wie das seiner Production zur Folie dienende sittliche Princip noch nicht so zu Tage liegen, als daß man nicht Härten und Schroffheiten in seinen Werken finden sollte, welche in Wahrheit vielleicht keine sind, so beschränken wir uns in Bezug auf die vorliegende Komödie, statt einer ausführlichen Beurtheilung, für jetzt darauf, die Gestalt, welche der Genius des Dichters in ihr angenommen, nach ihrer blosen Aeußerlichkeit und in verkleinertem Maßstabe, also einen kurzen Auszug des Stückes — seine Fabel, zu geben.

Daß die Kraft Hebbel's, die sich in so gewaltiger und durchweg eigenthümlicher Weise des Tragischen bemächtigte, sich in gleicher Weise als Humor zu bethätigen vermöge, darüber sind wir nach dem Durchlesen des in Rede stehenden Dramas nicht in Zweifel, ob aber der Name desselben mit Fug zugleich als eine Bezeichnung seines ästhetischen Werthes betrachtet werden dürfe, dieses zu entscheiden überlassen wir dem Leser, welcher, durch unsre Inhaltsangabe etwa aufmerksam geworden, das Buch selbst auf sich hat wirken lassen. Uns ist es allerdings als ein Diamant erschienen, aber als ein noch halb-, an einzelnen Stellen wol auch noch ganz ungeschliffener. Auch hier wieder eröffnet sich uns eine tiefe Anschauung auf das innerliche Geschehen, auch hier sieht man den Keim wachsen, aus welchem die That wird, auch hier hört man die Gedanken, die sich einander anklagen oder entschuldigen. Aber gegen das Ende hin wird diese Anschauung trüber und zuletzt hat man, mit Ausnahme etwa eines einzigen festen Kernes, nur Nebelbilder vor sich.

Ein Zweites ist, daß uns der Dichter im Prolog zwar sagt, was er beabsichtigt,

> „Ich seh an einem Edelstein
> Des ird'schen Lebens leeren Schein,
> Und alle Nichtigkeit der Welt
> Phantastisch-lustig dargestellt"

— Worte, in denen das rechte Bewußtsein über das Wesen der Komödie überhaupt sich kund gibt — daß aber, wenn man diese Absicht mit ihrer Ausführung vergleicht, die erstere gleichsam von der letzteren abzieht, immer noch ein Plus übrig bleibt, oder wenigstens übrig zu bleiben scheint, mit dem man nicht recht weiß, wohin. So ist das Stück mindestens ein halbes Räthsel, und zwar bis zum Schlusse, wo wir die ersten Salben, die wir errathen haben, umsonst nach dem letzten und somit nach dem vollen Sinne des Ganzen befragen. Wir befinden uns fast durchgehend's unter Personen des alltäglichen Lebens, vielen Lumpen und einigen ehrlichen Leuten, alle derbsten und ureigensten Humors voll, wir haben es mit einfachen, nur nach einer Seite hin ein wenig über das gewöhnliche Treiben hinausbiegenden Verhältnissen zu thun, und doch ist einem stets zu Muthe dabei, als müsse man jenen Personen und diesen Verhältnissen den Bauch aufschlitzen, um nachzusehen, ob sie nicht, wie im Stücke der Jude Benjamin den Diamanten, etwa einen verborgenen Zweck, eine versteckte Bedeutung darin trügen. Diese Thätigkeit der Reflexion, wo man genießen will, sie ist peinlich, mag aber vielleicht in einer Verwöhnung liegen, nach welcher man auf dem Gebiete der Aesthetik ein fabula docet sucht, wo sich's doch nur um die fabula handelt, und aus dem Drama eine Allegorie machen möchte, hinter deren Laub- und Blumenwerk ein trockenes Schulmeistergesicht sich verbergen; eine Verwöhnung, die uns vor lauter Wittern und Schnüffeln nach Geistigkeit — wir brauchen das Wort mit Absicht — die schöne Leiblichkeit, das tüchtige Fleisch und Blut nicht zu sehen erlaubt, welches der Dichter sich vor uns herumschlagen läßt.

Dem Stücke geht ein Prolog voraus, in dem Hebbel sich in der Person des Dichters gegenüber erst der Muse, dann der Astermuse über sein Wollen bei dramatischer Schöpfung in einer Weise ausspricht, welche das zuletzt Gesagte zu bestätigen scheint. Man kann diesen Prolog als ein von den niedlichsten Vignetten eingefaßtes Glaubensbekenntniß des Verfassers als Dramatikers bezeichnen, in welchem er die unveräußerlichen Rechte des wahrhaft Schönen gegenüber den Ansprüchen eines mißgeleiteten Publicums und den Aussprüchen einer verkommenen Kritik wahrt. Wir können uns nicht versagen, eine der bezüglichen Stellen mitzutheilen:

> „Ich will, was aus der Tiefe dringt,
> Ich will kein künstelndes Werk,
> Das heute glänzt und morgen dorrt;
> Will Menschen, die wie Fackeln brennen
> Und ohne daß sie's selbst erkennen,
> Wie ein erleuchtet Alphabet
> Dem Aug, der die Natur versteht.
> Und dämmernd über den Gestalten
> Will ich ein unsichtbares Walten,
> Drinn, wenn auch ganz von fern, der Geist,
> Der alle Welten lenkt, sich weist."

Der erste Act führt uns in eine Bauernstube, wo sich Jakob und Barbara, seine Frau, über einen abgedankten Soldaten unterhalten, den jener aus Barmherzigkeit aufgenommen, und der nun im Hause gestorben ist. Die Frau hatte bei dem Todten einen Diamanten gefunden, den ihm die Tochter des Königs gegeben, indem sie, wie sich später zeigt, den Invaliden für ein Gespenst gehalten, für eine Art Schutzgeist ihrer Familie, der ihr den Talisman dieser letzteren abfordere. Die gute, einfältige Bäuerin hat den taubeneigroßen Edelstein, ärgerlich über eine scheinbar so geringe Erbschaft, aus dem Fenster geworfen, ihn dann aber doch wieder aufgehoben. Der Mann weiß zwar etwas mehr über das Kleinod, nämlich ungefähr, daß es kein Kiesel oder Quarz ist, aber von dem wahren Werthe desselben hat er keinen Begriff. Er ruft den Juden Benjamin herein, der eben vorbeigeht. Dieser erstaunt, hält aber an sich und meint dann, er wolle den Stein für einen Thaler nehmen. Jakob, der „im achten Bataillon gedient, wo es keinen Esel gab," verlangt hundert. Während er aber mit seiner Frau hinausgeht, um das Ei eines eben gackelnden Huhns zu holen, schmilzt Benjamin's Bischen Gewissen vor dem Feuer des Diamanten zu einem Häufchen Entschuldigungen der in ihm aufsteigenden Diebsgelüste. Er läßt den Thaler liegen und nimmt den Edelstein mit — im Bauche nämlich — und macht sich davon. Jakob kommt aus dem Hühnerstall zurück, er bemerkt die Spitzbüberei des Juden und schließt daraus auf den Werth des Entwendeten, er wüthet ein wenig, jubelt ein wenig, träumt ein wenig von der Zukunft und macht sich dann auf zur Verfolgung.

In der sechsten Scene befinden wir uns im Zimmer der Prinzessin, welche den Diamant weggegeben. Aus der Unterredung mit ihrer Mutter geht hervor, daß sie eine überzart organisirte, sentimentale Person ist, eine Person von der Art, wie sie an Einbildungen sterben können. Sie verzehrt sich an dem Brande, den ein vermeintlicher Blick in die Zukunft ihr eröffnet, der doch in Wahrheit nichts als eine Spiegelung ihres eignen sentimental-düstern Selbst war. Der König meint in ihrer Verheirathung eine Arznei gegen diese Seelenkrankheit gefunden zu haben. Er glaubt damit nicht zögern zu dürfen, und so wird ihr denn ihr Bräutigam, der in Begleitung eines Grafen, seines Freundes, erscheint, vorgestellt. Er findet sie sehr schön, so schön, daß er ganz liebetoll wird von diesem Funde. Die Prinzessin fragt ihn, ob

er den Muth habe, eine Sterbende zur Gemahlin zu nehmen, und auf die Frage ihres Vaters nach dem Grunde solcher Todesahnung gesteht sie, daß sie den Diamanten weggegeben, der, wie erzählt, einer alten Sage zufolge ein mystischer Talisman sein soll, an den sich das Bestehen ihrer Familie knüpft. Der Invalide ist ihr bei ihrer Gemüthsverfassung unter der Hand zu einem Todesboten aus jener Welt geworden. Der König selbst weiß nicht recht, ob er die Erzählung seiner Tochter für einen Traum oder für Wirklichkeit halten soll, und um den Knoten zu zerhauen, läßt er bekannt machen, daß er dem Wiederbringer des Steins eine halbe Million auszahlen lasse. Zugleich wird Straflosigkeit des Verbrechens, wodurch derselbe etwa erlangt worden, zugesichert.

An dieser halben Million zerschellen nun in den folgenden Acten eine ganze Menge von Ehrlichkeiten. In einem Walde treffen wir im zweiten zunächst Meister Block und Doctor Pfeffer an, einen dummen Gastwirth und einen medicinischen Abenteurer, letzterer eine köstliche von Humor sprudelnde Figur. Sie sind auf dem Wege zum Richter Kilian, den Pfeffer curiren und mit dem Honorar seine Schulden bei Block etwas mindern zu wollen vorgegeben hat. Da stoßen sie auf den Juden, der sich vor dem Bauchgrimmen, das ihm der verschluckte Diamant verursachte, nicht zu lassen weiß. Pfeffer fragt, was ihm fehle, und merkt bald, welches die Ursache ist, obwol Benjamin sich auszureden sucht. Jakob's Erscheinen, der den Dieb verfolgt, macht Alles klar, und der Jude muß mit vor Gericht. In der vierten Scene begegnen wir dem Prinzen und seinem Freunde, die ausgezogen sind, den Stein ausfindig zu machen. Ihr Gespräch verräth die Leidenschaft des Bräutigams, der sich selbst tödten will, wenn seine Braut, die unterdeß in einen Zustand verfallen ist, in welchem sie sich für todt hält, wirklich stirbt.

Im dritten Acte befinden wir uns in der Gerichtsstube Kilian's, der sich gerade vor einem störrigen Bauer, welcher seinen Buben nicht in die Schule schicken will, einer gestrengen Amtsmiene bedient. Eben hat er den Starrkopf mit einem „Es bleibt bei Dem, was ich sagte“ entlassen, da fällt ihm das neue Mandat wegen des Diamanten in die Hand, und gleich darauf tritt der dermalige Inhaber des Steins in Begleitung Jacob's, Pfeffer's und Block's vor ihn. Benjamin weiß die Justiz mit allerhand Schlauheiten so in die Enge zu treiben, daß sie ihm dem unbehülflicheren Jakob gegenüber beinahe Recht geben könnte. Er fragt schließlich, ob man ihm glaube. Kilian antwortet nach einem weiteren Blicke auf das Mandat: Ja, nämlich „daß Du dem Bauer den Diamant gestohlen hast.“ Da der Jude nun den Stein nicht gutwillig herausgeben kann — hatte er doch hinter der Bühne schon alles Mögliche versucht, ihn auf natürlichem Wege von sich für sich zu bekommen — so wird Pfeffer vom Richter aufgefordert, den Accoucheur zu machen, d. h. dem Juden den Bauch aufzuschneiden. Hier ist nun der Punkt, wo sie Alle als ehrliche Leute zu Schanden werden, mit Ausnahme Jakob's, welcher jetzt einziger rechtmäßiger Besitzer, und Block's, welcher zu dumm ist zum Spitzbuben. Im Mandate hieß es, dem Ueberbringer des Steins wird eine halbe Million und Straflosigkeit zugesichert. Der Jude hat ihn gestohlen, aber er wird durch die Verordnung im Voraus von dem Verbrechen freigesprochen. Der Richter meint, er werde der Ueberbringer sein, da Benjamin ihn an das Gericht ausliefern muß. Der Doctor will ihn durch ein Taschenspielerstückchen sich zueignen, indem er, wenn er ihn aus des Juden Leibe geschnitten, schnell den Knopf von Block's Tabaksbeutel statt seiner unterzuschieben gedenkt. Die Operation wird inzwischen dadurch vereitelt, daß Benjamin in seiner Todesangst dem Doctor die Instrumente aus der Tasche stiehlt und sie in Kilian's Stiefeln versteckt. Benjamin, während Pfeffer sich andres Handwerkszeug zu holen geht, wird von Schlüter, dem Frohn, in's Gefängniß gebracht.

Auch Schlüter's Stunde schlägt. Im vierten Acte möchte er zuerst den Juden dahin bringen, daß er sich aufhinge im Gefängnisse, um ihm dann den Bauch aufschneiden zu können, in dem der Diamant verborgen. Benjamin aber hat dazu keine Lust, obwol er sich vor Pfeffer's Instrumenten entsetzlich fürchtet, und so läßt ihn denn Schlüter entfliehen, oder vielmehr, er entflieht selbst mit ihm. Jakob ist zwar um das Gefängniß herumpatrouillirt, hat sich aber durch seine Gutmüthigkeit, mit der er einem armen Jungen seine Heerde zusammen halten half, verleiten lassen, einen Augenblick sein Wächteramt zu vernachlässigen, und gerade in diesem Augenblicke sind die Vögel ausgeflogen.

Die Trostlosigkeit, in welche der Richter und der Doctor versinken, als sie den Aufzuschneidenden abzuholen kommen und das Nest leer finden, wird bei dem ersteren zur Verzweiflung, als der Prinz und der Graf eintreten, die von der Verhaftung des Diamantendiebes gehört haben. Kilian bietet Pfeffer Geld, sich für den Richter auszugeben, dieser thut es, und er weiß der damit verbundenen Unannehmlichkeit geschickt zu entgehen. Jakob muß jetzt erzählen, wie er zu dem Diamanten gekommen, und es ergibt sich dem Prinzen die Gewißheit, daß es der gesuchte ist, so wie der Grund, aus dem die Einbildung stammt, welche die Prinzessin wahnsinnig machte.

Im letzten Acte befinden wir uns wieder in einem Walde, und zwar mit den beiden Entflohenen. Benjamin fürchtet sich in der Finsterniß, und er hat damit nicht ganz Unrecht; denn in Schlüter wird allmählig die Absicht reif, seinen Begleiter todtzuschlagen. Er weiß nur noch nicht, wie. Auch darüber ist er sich endlich klar. Der Jude muß ihn dadurch, daß er geglaubt, er wolle ihn blos befreien, beleidigt haben. Auch hat er einen Armen bestohlen, und Schlüter ist ebenfalls arm, hat also eine Pflicht, seines Gleichen zu rächen. Er fordert Benjamin auf, sich zu wehren. Der mag nicht. Schlüter redet sich ganz geschickt immer mehr in die mordlustige Hitze hinein. Da kommt Benjamin ein guter Gedanke. Er thut, als fühle er das — was manchem Soldaten passirt sein soll, als er zum ersten Male die feindlichen Bleikugeln sausen hörte. Schlüter läßt ihn gewähren, und bald bringt ihm der Jude, wovon ihn die Todesangst entbunden — den Diamanten. Er nimmt ihn und geht davon. Ein kurzer Monolog Benjamin's belehrt uns aber darüber, daß Schlüter einen Kiesel bekommen hat, der Diamant aber immer noch nicht befreit ist.

Plötzlich wird der Wald von Fackeln erleuchtet. Die Verfolger nahen, ergreifen den Juden, der nun für seinen an Schlüter verübten Betrug dadurch gestraft wird, daß der Prinz Kilian, den er für den Doctor hält, den Befehl gibt, die vorher aufgeschobene und dann vereitelte Operation jetzt zu vollziehen. Kilian vermag das nicht und will auf Pfeffer's Rath der Sache durch eine Ohnmacht entgehen, wird jedoch durch den Juden als Richter verrathen, was Jakob, der nicht lügen kann, bezeugen muß. Pfeffer hilft ihm und sich durch seine Gewandtheit aber wieder aus der Verlegenheit. Der Jude soll nun geschlachtet werden, auch der Vorwand, er habe den Diamanten von sich gegeben und Schlüter sei fort damit, hilft ihm nichts. Er ist eben im Begriffe, vor Angst verrückt zu werden, als ein Mensch, vor einem Jäger fliehend, der ihn für einen Wilddieb hält — wohl zu bemerken in einer Gegend, wo es kein Wild gibt — in die Scene stürzt und sich auf den Boden wirft. Der Jäger hat geschossen und meint, er habe den Flüchtigen getödtet. Der Kerl steht aber, als man ihn beleuchtet, auf, und — es ist Schlüter. Große Ueberraschung! Kilian fordert ihm den Stein ab, Jakob aber kommt ihm zuvor, und überreicht ihn den Prinzen. Jakob ist überglücklich und ergießt sich in allerhand Projecten seiner Zukunft. Nachdem er sich mit dem Prinzen entfernt, gerathen sich die Uebrigen zum Theil in die Haare. Pfeffer prügelt Kilian, weil er ihm die für Annahme seiner Person versprochenen funfzig Thaler nicht geben will, und Schlüter hat große Lust, den Juden todtzuschlagen, weil ihn Zweifel an der Aechtheit des ihm gegebenen Steins überkommen. Zum Glücke ruft ihn der Hülfsschrei seines von Pfeffer's Fäusten bearbeiteten Vorgesetzten ab. Benjamin ist nun allein und ängstigt sich erst noch mit dem schrecklichen Gedanken, daß man im Lande Schlüter's Meinung theilen und ihm noch nachträglich den Bauch öffnen werde. Er weiß indeß Rath: er wird sich so lange verstecken, bis Jakob seine halbe Million für den Kiesel nach Hause gebracht, und dann auch an den Hof gehen mit dem Diamanten. Ueber seinen Diebstahl tröstet er sein Gewissen auf's Beste damit, daß er Werkzeug des Schicksals gewesen, ohne welches Werkzeug man den Kleinode gar nicht auf die Spur gekommen wäre.

Die fünfte Scene führt uns in das königliche Schloß, und hat der Diamant unter dem gemeinen Volke die Wirkung gehabt, daß er die Leute zu Spitzbuben machte, so macht er die Vornehmen zu Narren, die Hofdamen abergläubisch, die Soldaten bis zum General hinauf feigherzig. In der sechsten und siebenten soll nun die Prinzessin curirt werden von ihrer Einbildung, indem der König ihr zuerst den Diamant überreicht, dann die prosaische Wirklichkeit des Vorganges auseinandersetzt, dann aber, als sie demohnerachtet wieder in ihre Träume versinkt, der Bauer Jakob erscheint, ihr äußerstes Gegenbild, die gröbste Realität repräsentirend. Ob die Kur gelungen, ist uns wenigstens zweifelhaft geblieben, die letzten Worte der Prinzessin sind: „O mein Vater!“ und das läßt sich trotz des Schlusses der Komödie, wo der König sagt: „Prinz, reichen Sie Ihrer Braut den Arm“ verschieden interpretiren. Die letzte Hälfte des fünften Actes möchte überhaupt die Schwäche des Stückes sein. Denn erstens weiß man nicht, was man von der Prinzessin halten soll, und so bleibt eine Bangigkeit, ein Gefühl der Unentschiedenheit zurück, welches in keine Komödie oder doch nicht an den Schluß gehört, wo, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, die Klappe zu sein muß. Zweitens aber ist der ächte Diamant ja noch im Bauche des Juden, und daß „ein Kiesel“ von dem ganzen Hofe für einen Diamanten gehalten und mit einer halben Million bezahlt worden sein sollte, ist eine zu große Unwahrscheinlichkeit, als daß man nicht vermuthen sollte, der Dichter habe hier noch etwas im Hintergrunde. Das ist's, was wir vorhin peinlich nannten.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.

№ 155.] — Erscheint jeden Mittwoch. — Leipzig, den 16. Juni 1847. — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — [III. Band.

Inhalt.

An unsere Leser.

Den mit 1. Juli beginnenden 4ten Band der Novellen-Zeitung eröffnen wir mit

Sidonia von Bork, die Klosterhexe.

Angebliche Vertilgerin des gesammten Herzoglich-Pommerschen Regentenhauses.

Herausgegeben von **Wilhelm Meinhold.**

Wenn der Verfasser mit der „Bernsteinhexe" Aufsehen erregt und nicht nur die Aufmunterung schnell sich folgender Auflagen, sondern auch bei den in ästhetischer Hinsicht Höchststehenden der Nation Anerkennung gefunden hat, so glauben wir diesem neuen Erzeugniß seiner Muse mindestens einen gleichen Erfolg vorhersagen zu können. Denn täuschen wir uns nicht ganz, so ist es jenem an Inhalt, wie an Form überlegen. So viel wenigstens steht fest, daß es reich an spannenden, voll von humoristischen Wendungen ist, daß es vortreffliche Schilderungen und treue Gemälde aus den Zeiten des schwindenden Mittelalters bietet, daß es seinen Lesern Menschen von Fleisch und Blut, tüchtig abgerundete Charaktere vorführt, für die wir, seien sie nun gut oder böse, Theilnahme fühlen, die als lebende Gestalten vor das Auge treten und sich unwillkürlich unserm Gedächtniß einprägen.

Für den weiteren Verlauf dürfen wir Beiträge von folgenden Schriftstellern zusagen:

Andersen, Mährchen;
Benedix, „der Vetter", Lustspiel;
Dingelstedt, einen neuen Roman;
Freitag, „Valentine", Schauspiel;
Hebbel, „Ein Trauerspiel in Sicilien", Trauerspiel;
König, einen neuen Roman;
*******, „Der Freigeist", Novelle von Reinhold;
Schücking, „Des Krieges Ende", Schauspiel;
Storch, „Die Schulfreunde", Novelle;
*******, „Una", Roman.

Wir haben zu diesen Namen nichts hinzuzufügen; sie empfehlen sich selbst. Andersen's Ruhm geht weit über die Marken seines kleinen Vaterlandes hinaus. Kaum ist ein Jahr seit dem ersten Erscheinen des „Vetter" vorüber, und jetzt dürften wenige deutsche Bühnen sein, auf denen er nicht zu wiederholten Malen und stets mit großem Beifall gegeben worden. Dingelstedt nimmt in der Romanliteratur der Gegenwart ohne Zweifel eine der ersten Stellen ein. In Freitag hat selbst die strengere Kritik ein mächtiges Talent, das der künstlerischen Vollendung nahe steht, wie seit langer Zeit keines, nicht verkennen wollen. Hebbel aber ist ein gewaltiger Genius, vollkräftigen Humors, scharfen Blickes, wo es ergreifende Wendungen zu finden gilt, ein Kenner des menschlichen Herzens, markig ohne hart, bilderreich ohne schwülstig zu sein, durchaus eigenthümlichen Wesens und Ausdrucks. Seine „Judith" und seine „Maria Magdalena" haben große Hoffnungen rege gemacht, das von uns versprochene Trauerspiel ist jenen, wenn nicht an Umfang, doch an Inhalt ebenbürtig. König's lebendige und aus dem Leben genommene Schilderung, seine tiefe Auffassung des deutschen Gemüthslebens ist zu bekannt, um von uns gepriesen werden zu müssen, den Verehrern des gemüthvollen Storch, deren er eine große Anzahl im Vaterlande hat, werden seine „Schulfreunde" eine ebenso willkommene Gabe sein, wie seine früheren größern oder kleinern Arbeiten, und Schücking, der dramatische Dichter, dürfte Schücking, dem Romanschriftsteller, schwerlich nachstehen wollen.

Es bleibt uns nun noch übrig von zwei Arbeiten zu reden, deren Verfasser bisher unbekannt waren, von denen wir aber, von beiden in verschiedner Weise, behaupten zu können meinen, daß sie über kurz oder lang eine der bedeutendsten Stellungen innerhalb unserer Literatur einnehmen werden. Ist es in der Verfasserin von „Una" die Macht der Ahnung, die sich in den Grund der Seele vertieft und dort die grellen Mißklänge der gesellschaftlichen Außenwelt harmonisch gelöst findet, ist es die eigenthümliche Sprache der Sehnsucht nach dem Idealen, die dieser Novelle einen nicht leicht zu beschreibenden, aber desto nachhaltigeren, wir möchten sagen blumenhaften Reiz verleiht, so befinden wir uns im „Freigeist" unter ähnlichen Interessen zwar, aber auf weit anderem Gebiete und mit einem anderen Begleiter, dem Humor, der in ergötzlichster Weise die Menschen und Zustände der Gegenwart mit satirischen Ruthen streicht, trotz seiner Schärfe aber niemals in ein bloßes schadenfrohes Verneinen ausartet, sondern, zur rechten Zeit einlenkend, uns köstliche Ausschnitte aus dem Getriebe des Menschenlebens zeigt.

Mehrfach an uns ergangenen Wünschen zufolge beabsichtigen wir das Format der Novellen-Zeitung mit der ersten Nummer des neuen Bandes in ein handlicheres zu verändern, welches uns zugleich gestattet, an Stoff um ein Bedeutendes mehr als bisher zu geben, so daß wir nicht nur Raum für eine regelmäßige Fortsetzung der schon im letzten Bande begonnenen literarischen Ueberblicke, sondern auch für eine heitere Zugabe gewinnen, mit welcher wir unsere Leser zu überraschen gemeint sind.

Die Redaction.

Martin, das Findelkind,

oder Memoiren eines Kammerdieners.

Achter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 154.)

Epilog.

Zehntes Kapitel.

Die Sühne.

Es war seit dem Tode Basquine's und Bamboche's mehr als ein Jahr vergangen.

Der Monat October ging zu Ende.

Ein Reisender, welcher etwa fünfviertel Jahr früher den Theil der Sologne, wo der Anfang dieser Geschichte vorging, besucht hätte, und jetzt wieder dahin gekommen wäre, würde sich die Frage vorgelegt haben, welches Wunder sie denn so gänzlich umgewandelt haben möge.

Wirklich hatte in diesen fünf Vierteljahren die Landstrecke von fünf bis sechs Meilen, welche dem Herrn Duriveau gehörte, und die bis dahin so arm, so menschenleer, so unangebaut, so ungesund und dermaßen mit stehenden Gewässern bedeckt gewesen war, daß ihre Ausdünstungen für die wenigen Bewohner der Meierhöfe beinahe tödtlich geworden waren, nicht nur ein ganz anderes Ansehen, sondern, wenn man so sagen darf, eine ganz andere Beschaffenheit gewonnen.

Da war nichts mehr von diesen feuchten, ungesunden Nebeln zu sehen, die früher in ungeheurer Ausdehnung diese öden, von schleichenden Gewässern halb überschwemmten Flächen bedeckt hatten — noch von dem schwarzen, torfigen Boden, auf dem nur hier und da armseliges Haidekraut wuchs, und in den Vieh und Menschen bis an's Knie einsanken — noch von endlosen, nackten, dürren, traurigen Ebenen, durch die hier und da ein paar magere Stücke Vieh herumirrten, die unter dem Ginster und den Binsen ein ärmliches Futter suchten, während die armen, kleinen Hirtenjungen sich, in Lumpen gehüllt und vor Fieberfroste zitternd, ihren kränkelnden Heerden nachschleppten — noch von diesen Sümpfen mit dickem, unbeweglichem, bleifarbenem Wasser, in welchem sich hie und da die geborstenen Mauern irgend eines Pachthofes spiegelten, der aus Lehm gebaut und mit einem halb eingesunkenen Strohdach gedeckt war.

Alles hatte sich in dieser kurzen Zeit in diesem Landstriche verändert, Alles, sogar die Luft, welche man einathmete — sie war jetzt eben so rein und gesund und leicht, wie sie bis dahin drückend und mephitisch gewesen war.

Doch bald hätte er, der Reisende, den Grund dieser unglaublichen Umwandlung errathen, wenn er die weiten, mit Ziegeln ausgemauerten Kanäle bemerkt hätte, mit ihren ebenso geschmackvollen als dauerhaften Brücken, durch die unablässig das überflüssige Wasser abfloß, und die durch unterirdische Abzüge gespeist wurden, deren geschickt berechnete Neigung ihnen beständig die stehenden Gewässer zuführte, die den Boden seit Jahrhunderten aus Mangel an Abfluß überschwemmt, durchsickert, aufgelockert und dadurch ungesund und unfruchtbar gemacht hatten.

Endlich — o Wunder der Arbeit und Einsicht des Menschen, w[illegible] ihm genügende Geldkräfte zu Hülfe kommen! — diese Gewässer, die bis dahin die Geißel der Landschaft gewesen waren, gehörten jetzt zu ihren Reichthümern. Aus den Kanälen floß es in ungeheure natürliche Becken, welche in Bezug auf die beziehentliche Tiefe ihrer Lage beibehalten worden waren, und nachdem sie von da mittels Windmühlen von eben so einfacher als geistreicher Erfindung in weite Behälter hinaufgehoben worden, konnten sie

sich in tausend Bewässerungsgräben hinwenden, wo sie nothwendig waren *).

Auf diese Weise waren diese weiten Strecken, die wir im Anfange dieser Geschichte sumpfig, ungesund und unbebaut daliegen sahen, bereits vollkommen gesund und urbar gemacht, ja an vielen Orten waren sie schon zum Empfang der Wintersaat vorbereitet.

Und nicht nur der Boden war auf den fünf bis sechs Quadratmeilen, welche dem Herrn Duriveau gehörten, auf diese Weise umgewandelt, sondern auch die Wohnungen, und, was noch bewundernswürdiger ist, auch die Bewohner; sonst sahen sie so hager und kränklich aus, jetzt blühten sie vor Gesundheit.

In der ganzen Ausdehnung des ungeheuren Grundbesitzes von Martin's Vater sah man keinen einzigen jener Pachthöfe oder vielmehr Spelunken mehr, in welchen ein in Folge des Fiebers und der härtesten Entbehrungen im Innersten entartetes Geschlecht hinsiechte.

Das kleine Dorf Tremblay selbst, das aus ungefähr zweihundert nicht weniger als die Pachthöfe verfallenen Hütten bestanden hatte, war verschwunden und bildete nicht mehr durch sein erbärmliches Ansehen einen Gegensatz zu dem prächtigen Schlosse des Grafen Duriveau.

Dieses Schloß selbst hatte eine vollständige Umgestaltung erfahren.

Das Hauptgebäude mit seinen beiden zurückliegenden Flügeln war stehen geblieben, und durch Verlängerung der beiden Flügel, und indem man sie mit neuen Baulichkeiten verband, die dem Hauptgebäude gegenüber lagen, hatte man ein ungeheures Parallelogramm zu Stande gebracht.

Eine breite Gallerie aus Mauerwerk, die inwendig in dem Parallelogramm herumlief, bildete am ersten Stockwerk eine Terrasse und am Parterre ein Schutzdach, welches in diesen weiten Baulichkeiten umherzugehen gestattete, ohne daß man sich vor Regen und Sonne zu scheuen nöthig gehabt hätte.

Der Boden innerhalb des Vierecks war zu einem Lustgarten benutzt; die Gänge, welche seine Gebüsche und Pflanzungen durchschnitten, liefen alle auf einen runden Platz in der Mitte aus, auf dem ein Springbrunnen stand; dieses Denkmal von Stein und Eisenguß, das in einfachem und strengem Style gehalten war, lief in eine kugelartige Zierrath aus, auf der man folgende Inschrift las, welche der Lieblingsgrundsatz des Doctor Clément gewesen und in Martin's Memoiren angeführt worden war:

Keiner hat ein Recht auf den Ueberfluß, so lange nicht Jeder das Nothwendige besitzt.

Des Nachts waren dieser Garten, die Bogengänge und die Gebäude mit Gas erleuchtet, das auch hier und da in dem Park erglänzte, dessen hundertjährige Gebüsche man geschont hatte, und der sich hinter dem Schlosse erstreckte.

Endlich zur Rechten dieses Vierecks stiegen zwischen zahlreichen Gebäuden, die außen angebaut waren, die gewaltigen Schornsteine mehrer Dampfmaschinen in die Höhe, die entweder dazu dienten, gewisse Arbeiten abzukürzen oder zu erleichtern, oder das Wasser für die Leitung, die durch alle Theile dieser weitläufigen Anstalt herumlief, in große Behälter zu heben.

Der Monat October ging, wie gesagt, zu Ende. Es war einer der lauen, schönen Tage, die im Herbst so häufig sind.

Ein leichter Wagen, eine Art Phaëthon, der mit zwei Pferden von bescheidenem Ansehen, die aber flink und kräftig waren, bespannt war, hielt auf dem höchsten Punkte einer neu angelegten Landstraße, von wo man die geschilderten Baulichkeiten übersehen konnte.

In dem Wagen saßen ein Mann und eine Frau, beide noch jung; der Mann leitete selbst das Gespann, während auf dem Hintersitz ein kleiner Bedienter von funfzehn Jahren und ein Kammermädchen saßen; zwei lederne Koffer, die auf dem Vorderkasten des Phaëthon standen, bewiesen, daß Herr und Madame Just Clément, dies war der Name der beiden Leute, in kleinen Tagereisen durch das Land reisten.

„Wozu mögen doch diese gewaltigen Gebäude dienen, lieber Mann?“ fragte Regina ihren Gemahl. „Sieh doch, es ist ein prächtiger Anblick.“

„Ja, wahrlich,“ versetzte Just, der das Erstaunen und die Bewunderung seiner Frau zu theilen schien, „ist das ein Schloß, ist das eine große Landwirthschaft, oder ist's eine Fabrik? ich weiß es nicht zu sagen — und außerdem sollte man denken, dieser ganze Landstrich, durch den wir hier hinfahren, habe seit einiger Zeit eine vollkommene Umgestaltung erfahren, diese neugebauten Kanäle, diese zahlreichen Brücken, diese frisch gemalten Geländer, diese vollständig eingerichteten Landstraßen, von denen mehre kaum fertig sind, diese neuerlich mit Bäumen bepflanzten Wege, diese ungeheuren Urbarmachungen, alles Das zeugt von einer unglaublichen Geschäftsthätigkeit.“

„Und gleichwol haben wir auf unserem Wege Niemand angetroffen, das ist seltsam, nicht wahr, Just?“

„Das ist sehr seltsam — Du hast Recht, Regina — aber wenn Du willst, so schlagen wir den Weg da ein, der auf die Gebäude des linken Flügels auszulaufen scheint; und da wollen wir als neugierige Touristen nach der Bestimmung dieser prächtigen Anstalt fragen.“

„Und vielleicht,“ sagte Regina, „wird man uns erlauben, sie zu besehen.“

„Daran zweifle ich gar nicht, Frau,“ antwortete Just heiter, „wenn Du es über Dich nimmst, diese Bitte zu thun.“

„Schmeichle nicht,“ antwortete Regina eben so heiter, „sondern lenke Deine Pferde nach dem bezauberten Schlosse hin.“

„Gern,“ sagte Just und sah seine Frau zärtlich an, „und dann ist's an Dir, allerliebste Fee Augenlust, Deine Allmacht zu gebrauchen, um die Hindernisse, die sich unserer Neugierde entgegenstellen könnten, verschwinden zu machen.“

„So wenig ich auch an meine Feenkraft glaube, wollen wir's doch versuchen,“ antwortete Regina lächelnd; dann setzte sie hinzu:

„Aber im Ernst, lieber Just, gib nur zu, daß nichts herrlicher sein kann, als unsere unabhängige Art, durch diese einsame Landschaft zu reisen. Wären wir auf der großen Landstraße geblieben, so hätten wir diese schöne Befriedigung unserer Neugierde eingebüßt.“

Nach ungefähr zehn Minuten machte Just's und Regina's Wagen vor der Pforte eines gewaltigen Hofes Halt, der mit grünen Latten eingefaßt war, und längs eines der Seitengebäude des Vierecks lag.

Just hatte, statt bis vor den Haupteingang des Palastes, wie Regina es nannte, zu fahren, hier angehalten, weil er an der Pforte des genannten Hofes ein Frauenzimmer bemerkte, das er zu befragen gedachte.

Dieses Frauenzimmer, welches kräftig gebaut und noch jung war, war einfach, aber genügend gekleidet, nämlich in ein gutes Kleid von dunklem Barchent, und trug eine Bauermütze von blendender Weiße; an den Füßen hatte sie gute, leinene Strümpfe und reinliche Lederschuhe; um den Hals trug sie, nicht ohne ein wenig damit zu prunken, über ihrem rothen, baumwollenen Tuch eine Schnur von blauer Seide, an der eine kleine silberne Medaille hing.

Die harten, sonneverbrannten Züge dieses Frauenzimmers waren weit entfernt, schön zu sein; aber ihr volles, rothes Gesicht zeugte von Gesundheit, Offenheit und guter Laune.

Eilen wir, den Leser zu unterrichten, daß er in diesem Mannweibe eine alte Bekannte wiederfindet — die wackere Robin, die er in widerlichen Bauerwohnungen kennen gelernt hat, als sie bei dem Pächter Chervin, den der Graf Duriveau so unbarmherzig austrieb, Viehmagd war.

Beim Anblick des Wagens, aus welchem Just und Regina ausstiegen, während der kleine Bediente die Pferde hielt, ging die gute Robin höflich und vielleicht ein wenig neugierig auf die Besucher zu.

„Könnten wir wol erfahren, liebe Frau,“ sagte Just zu ihr, indem er sie vollkommen höflich grüßte, „wem diese prächtigen Gebäude gehören?“

„Mir,“ antwortete die Robin unbefangen, indem sie dabei den schönsten Knix machte.

„Wie, Ihnen,“ rief Just, ohne sein Erstaunen zu verbergen, „diese prächtigen Gebäude gehören Ihnen?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete die Robin ohne alle Eitelkeit, „mir — und auch dem kleinen Peter, den Sie da sehen —“

Peter Pirron war eine andere von unseren Bekanntschaften, nämlich der kleine Kuhhirt, den wir bleich, hohläugig, mit erloschenem Blick, weißen Lippen, halb nackt, mit bloßen Füßen und von Fiebern, die von seiner Geburt an seine Gesundheit untergruben, erschöpft, kennen gelernt haben. Aber nun, da wir ihn wiedersehen, ist er gar nicht wieder zu erkennen, das schwefelsaure Chinin, das mehre Male von Neuem geschickt angewendet worden *), hat seinem Fieber seit langer Zeit ein Ende gemacht. Gesunde Nahrung, warme Kleidung, gutes Fußzeug, eine gesunde Wohnung und besonders die Umwandlung des ganzen Landstrichs aus einem ungesunden in einen gesunden, haben die Heilung des Knaben dauernd gemacht, und es wäre unmöglich gewesen, den armen, kleinen Kuhhirten aus der Meierei Grand Genévrier in dem wohlgekleideten, pausbäckigen Jungen mit leuchtenden Augen und raschem und gewandtem Gange wiederzuerkennen.

Der kleine Peter ging in dem Augenblick, als die Robin ihn Just und Reginen zeigte und als einen ihrer Mitbesitzer namhaft machte, über den Hof. Der Knabe meinte, die Robin riefe ihn, und kam ein paar Schritte näher; dann stand er beim Anblick der Fremden plötzlich schüchtern still.

Just verwunderte sich immer mehr und sagte zur Robin:

„So ist also dieser kleine Knabe so gut wie Sie Besitzer dieser Anstalt, liebe Frau?“

„Ja, mein Herr, und auch Eigenthümer aller Ländereien, des Viehstandes, der Pferde, des Geflügels und aller Aernten — ja, er ist Eigenthümer von Allem, eben so gut wie ich und die Andern.“

„So? — also Sie Beide sind nicht die einzigen Eigenthümer aller dieser Besitzthümer?“ fragte Regina, indem sie mit Just einen Blick wechselte, welcher zu sagen schien: das arme Geschöpf ist nicht bei Sinnen — auch setzte sie hinzu:

„Es gibt hier also noch andere Eigenthümer?“

„Das wollt' ich meinen, Madame — wir sind im Ganzen siebenhundert und dreiundsechzig associrte Eigenthümer.“

„Siebenhundert und dreiundsechzig Eigenthümer,“ sagte Regina lächelnd, „das ist viel!“

„Ja, Madam, jemehr ihrer sind, desto besser; denn jeder bringt ein paar Arme zur Arbeit mit,“ antwortete die Robin, ohne daß sie in der großen Anzahl von Theilhabern etwas Auffälliges zu finden schien.

„Dann thun Sie uns den Gefallen,“ sagte Just, „uns zu sagen, ob wir uns, um Ihre prächtige Anstalt zu besehen und den Zweck derselben zu erfahren, an Sie oder an einen anderen von Ihren Genossen zu wenden haben.“

„Das ist etwas Anderes, lieber Herr,“ sagte die Robin, „wenn Besucher kommen, das geht Meister Claudius an, und da jetzt gerade nicht Schulzeit ist — denn die Mittagsglocke wird sogleich alle Leute, die vom Felde heimgekehrt sind, zusammenrufen — kann er Sie allerwärts herumführen.“ Dann wandte sich die Robin an den kleinen Kuhhirten und sagte: „He, kleiner Peter, lauf und sage dem Meister Claudius, es wären ein Herr und eine Dame hier, welche die Genossenschaft besehen möchten.“

In dem Augenblick da der kleine Peter die Weisung der Robin ausführen wollte, rief Just ihn zurück, zog aus der Tasche eine Visitenkarte, auf der die Worte Herr und Madame Just Clément standen, und sagte zu ihm:

„Haben Sie die Güte, Freund, diese Karte dem Manne, den Sie holen wollen, zu übergeben, damit er doch wenigstens den Namen der Besuchenden weiß, welche diese Anstalt zu besehen wünschten.

*) Wir ergreifen mit Begierde diese Gelegenheit, einer bewundernswürdigen Erfindung des Herrn Durand öffentlich Gerechtigkeit und gebührende Ehre widerfahren zu lassen. Es ist nämlich diesem nach Arbeiten und Studien von äußerster Schwierigkeit gelungen, eine Bewässerungsmühle zu erfinden, die, vom Winde bewegt, sich selbst nach der Richtung desselben stellt, und bei Windstößen still steht. Diese große und nützliche Erfindung, die wir seit fast zwei Jahren in Anwendung sehen, hat dem Ackerbau schon ungemeine Dienste geleistet, und sie muß es noch ferner thun; denn sie gewährt ebenso leichte wie wohlfeile Mittel zur Bewässerung.

*) Wir dürfen nicht unterlassen, im Vorbeigehen anzuführen, daß dieses Radicalmittel gegen die Wechselfieber, welche die Bevölkerung der Sologne lichteten, dermaßen kostspielig ist, daß es den armen Leuten auf dem Lande unmöglich fällt, es sich zu verschaffen und dabei noch den Arzt zu bezahlen, der seine Anwendung zu bestimmen hätte; der Preis des Mittels in der nöthigen Menge, um das Fieber zu vertreiben, unter der Voraussetzung, daß kein Rückfall eintrete — was vor der vollständigen Heilung unfehlbar noch mehre Male eintritt — würde das für den Unterhalt einer ganzen Familie während vier oder fünf Tage Erforderliche aufzehren.

Der kleine Peter nahm die Karte und rannte auf eine der Thüren des Gebäudes zu.

„Wenn der Herr und die Madam, bis Herr Claudius kommt, Gefallen daran finden, die Melkerei, in der ich Unteraufseherin bin, in Augenschein zu nehmen,“ sagte die Robin mit einem gewissen Stolz, indem sie mit dem Finger auf ihre kleine silberne Medaille wies, „so verginge Ihnen die Zeit vielleicht schneller.“

„Freilich, mit großem Vergnügen,“ antwortete Regina, nahm Just's Arm und ging der Robin nach.

Diese schritt über den Hof und öffnete eine der Thüren eines ungeheuren Stalles, dessen Mauern wohl beworfen und geweißt, dessen Raufen und Krippen von blank gescheuertem Eichenholz waren, und der mit Mauersteinen gepflastert war; ein Bächlein klaren Wassers lief der ganzen Länge nach durch das Gebäude.



Dreihundert herrlich gehaltene Kühe mit glänzendem Haar standen in diesem wohlgelüfteten, durch viele Fenster erhellten Stall; eben so viele Kinder, von denen das älteste noch nicht achtzehn Jahr alt war, und die alle wie die Robin gekleidet waren, aber nicht wie sie die silberne Medaille trugen — welche das unterscheidende Merkmal ihrer höheren Stellung war — kamen und gingen, nahmen die Streu weg, wenn sie sich über den Stand der Strohmatten, welche sie begrenzte, ausbreitete, und untersuchten die Krippe und Raufe, um zu sehen, ob das Futter verzehrt sei; während man von Zeit zu Zeit das harmonische Klingeln mehrer Glocken von unterschiedener Stimmung vernahm, welche den Leibkühen der einzelnen Abtheilungen am Halse hingen.

Just und Regina waren ganz verwundert beim Anblick der Ordnung und der beispiellosen Reinlichkeit, welche in diesem ungeheuren Kuhstall herrschten.

„Wahrhaftig,“ sagte Just zur Robin, „so etwas hab' ich niemals gesehen — das ist außerordentlich gut gehalten.“

„Nicht wahr, mein Herr?“ sagte das gute Mädchen, und wenn Ihnen das so erscheint, wie muß es uns vorkommen, die wir früher daran gewöhnt waren, die armen Thiere in Ställen zu sehen, die kaum Dach und Thür hatten, in denen wir mitten unter ihnen lagen, und wo der Regen fast eben so freien Zutritt hatte, wie draußen, ohne von dem Kothe zu reden — und was für Koth — schlimmer als in den Sümpfen — niemals frische Streu — und so schlecht genährt, die armen Thiere — nicht besser als wir, wahrhaftig. Ja, wie soll man aber auch das Vieh in Ställen, die zum Uebelwerden schmutzig sind, gut halten — aber hier sehen Sie wol, daß es eine wahre Lust ist. Sonst hatte jeder Pächter, jeder Bauer in der Landschaft seinen Stall, seine Scheune, seinen eigenen Heerd — jetzt haben wir einen Stall für Alle, eine Scheuer für Alle, einen Heerd für Alle; das kostet hundert Mal weniger und ist hundert Mal besser, und außerdem gehört uns dieß Vieh — es gehört mir wie diesen kleinen Mädchen, die Sie da sehen — ja, da geht man ganz anders mit Lust und Liebe an die Arbeit, da ist Freude und Vortheil dabei! Die Frau Chervin, die Oberaufseherin der Melkerei, befiehlt mir — ich befehle den guten Mädchen da, die zu Lehrlinginnen die Kleinen haben. Keines ist widerspenstig, Jedes gehorcht mit Vergnügen; denn Alles gehört einem Jeden, und Jedes Arbeit, des Kleinen wie des Großen, kommt Allen zu Gute.

Eugène Sue.

(Schluß folgt.)

Miller's Siegwart.

(Fortsetzung aus Nr. 154.)

Siebentes Kapitel.

Siegwart's Vaterhaus.

Der gute Amtmann Siegwart hatte eine Kutsche geschickt, um den Sohn und seinen Freund abzuholen. Unterwegs, als sie in einem Wirthshause hielten, trafen sie eine Zigeunerin, welche den Jünglingen wahrsagen wollte. Sie weigerten sich anfänglich, am Ende aber mußten sie der Zudringlichkeit der Alten nachgeben. Kronhelm reichte ihr zuerst die Hand hin.

„Ei, ei, Junker,“ rief sie, „lauter Glück, lauter großes Glück! Viel Geld, daß man's in Scheffeln messen mußt Langes Leben und Gesundheit! Hohe Ehr' und eine hübsche, runde Frau! Ein Dutzend Kinder hinterdrein! Sieh, Junker, was Du für ein Glückskind bist, kannst mich auch dafür bezahlen!“

Nun mußte ihr Siegwart die Hand reichen.

„Ich wollte Dir gern auch Gutes prophezeihen, Junker,“ rief das Weib mit dumpfer Stimme, aber Deine Linien sprechen anders. Ei, ei, ei! Schmerz und Jammer! Angst und Leiden! Eine Braut und keine Hochzeit! Gesundheit und ein frühes Grab! Fass' Muth, Junker; denn Du brauchst viel!“

Die Zigeunerin kreischte ihnen noch den Dank für die Spenden nach, als sie schon wieder im Wagen saßen und fortfuhren. Die Prophezeihung hatte Beide, ohne daß die Jünglinge es sich gestanden, in eine Misstimmung versetzt, die alsdann erst zu weichen begann, als sie sich dem freundlichen Dahlenberg näherten, wo ihrer andere erfreulichere Eindrücke harrten.

Siegwart's Schwester, Therese, kam ihnen entgegen. Sie trug ein weißes Gewand mit himmelblauen Schleifen und einen schwarzen Sommerhut, der ihrem Gesicht allerliebst stand. Sie näherte sich mit ungezwungener Natürlichkeit den Ankommenden.

„Ich wünsche nichts sehnlicher,“ sagte sie nach der ersten Begrüßung zu Kronhelm, „als daß Sie bei uns Geduld haben mögen und die Zeit sich nicht lang werden lassen. An gutem Willen, Sie zu unterhalten, soll's nicht fehlen. Ob es uns aber gelingen wird? Wir rechnen auch auf Ihren guten Willen dabei.“

Kronhelm verlor bei diesen vertraulichen Worten die Befangenheit, die er sonst bei ersten Begegnungen mit Frauen empfand.

Den Amtmann fanden sie im Garten, wo in einer Laube der Tisch gedeckt war, unter Blumen, welche Therese gepflanzt hatte. Karl, des Amtmanns ältester Sohn, war mit seiner jungen Frau zugegen. Der zweite Sohn, Wilhelm, schien ein Träumer und sprach nichts beim Empfange der werthen Gäste. Nach dem Essen blieben unsere Freunde und Therese allein im Garten; sie schüttelten Birnen und frühe Aepfel, Xaver stieg auf die Bäume, Kronhelm und Therese lasen das Obst auf. Dabei wurde viel gescherzt und gelacht, und man wurde bekannter, als dies wol nach einmaligem Sehen zu sein pflegt. Er half ihr die Blumen begießen, holte Wasser aus dem Schöpfbrunnen, und sie war die Gärtnerin, er der Gärtner. So war der Abend herangekommen, den ein heiteres Mahl und ein deutscher Rundgesang aus voller Seele beschlossen.

Am andern Morgen wurde Klopstock gelesen; Therese hatte die schönsten Stellen aus dem Messias abgeschrieben. Kronhelm las sie vor. Ihre Empfindungen waren fast immer dieselben, und oft gaben sie ihre Bewunderung zu gleicher Zeit zu erkennen, wenn eine Stelle sie vorzüglich dazu anregte. Diese interessante Uebereinstimmung entging nicht ihrer Beobachtung. Als sie Nachmittags spazieren gingen, gab ein anscheinend unbedeutender Zufall erneuete Gelegenheit dazu. Unten im Thale am Bache wuchsen Vergißmeinnicht zwischen den Steinen. Therese bemerkte, daß sie die Blumen liebe und sich darüber ärgere, daß der Himmel sie nicht am Wege wachsen lasse, wo man sich nur nach ihnen zu bücken brauche, während es jetzt gar nicht möglich wäre, zu ihnen zu gelangen. Kaum hatte Kronhelm dies gehört, als er den Abhang hinab kletterte. Aber die lockern Steine bewegten sich unter seinen Füßen; er wollte sich im Fallen noch an einem Brombeerbusche halten, allein er riß aus, und Kronhelm fiel mit der rechten Hand auf einen spitzen Stein. Therese konnte von ihrem Bruder nur mit Mühe zurückgehalten werden, daß sie sich nicht auch der Gefahr, hinabzustürzen, preisgab. Kronhelm war indessen mit einem schönen Strauch der blauen Blümchen heraufgestiegen und versicherte, indem er ihn Theresen lächelnd übergab, daß seine Wunde ihn nicht schmerze. Allein das Mädchen gab sich damit nicht zufrieden, weil sie Ursache an dem Unfall war.

Kronhelm freute sich, sie so besorgt um sich zu sehen, und sagte, er schätze sich glücklich, ein kleines Andenken an sie und diesen Tag zu haben, da hoffentlich die Wunde eine Narbe zurücklassen werde.

Sie gab ihm ihr Taschentuch, und er wickelte es mit dankendem Blicke um die Hand. Als sie durch das Dorf gingen, stießen sie auf das Begräbniß eines jungen Burschen. Der Sarg ward eben herausgetragen. Der Vater und die Mutter des Verstorbenen sahen oben mit starr auf den Sarg gehefteten, trockenen Blicken aus dem Fenster.

„Es ist fürchterlich,“ sagte Siegwart, „wenn man so all seinen Trost, all seine Hoffnung in einem engen Sarge wegführen sehen muß. Wenn die Freude des Hauses weggetragen wird, um nimmer wieder zu kehren!“

Erst als man mit dem Sarg um die Ecke bog, begann die Mutter schmerzlich zu schreien und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Der Vater blickte aber stumm und unbeweglich vor sich hin. Auf dem Kirchhof, als der Sarg eben in das Grab hinabgelassen wurde, sprang ein bleiches Bauermädchen in Trauerkleidern durch die Leute und kniete schreiend am offenen Grabe.

„Wilhelm, um Gottes Willen, Wilhelm! Bist Du ewig für mich hin? Hörst Du Deine Anne nicht mehr? Mein Einziges! mein Alles! Wilhelm, nur noch einmal möcht' ich Dich sehen, nur noch einmal sprechen hören. Ach, wenn sie mich nur auch begrüben!“

Man suchte sie zu entfernen, weil man jetzt die Erde auf den Sarg schaufeln wollte; sie sank aber mit dem Rufe: „Jesus, Maria, Joseph!“ ohnmächtig nieder. Als man sie wieder zu sich gebracht hatte, war schon ein schwarzes hölzernes Kreuz auf das Grab gestellt und ein Kranz von Buchs mit Flittergold daran geheftet. Sie nahm jetzt alle ihre Kraft zusammen, schlang ein rosenrothes Band darüber hin und sagte: „Da, Wilhelm! 's ist von Dir! Ruh' wohl!“ — Hierauf ging sie, von einer ihrer Freundinnen und ihrer alten Mutter geführt, langsam weg und blickte nur noch dann und wann nach dem Orte hin, wo ihr Bräutigam ruhte.

„Wie schrecklich,“ sagte Therese mit Thränen im Auge, „wenn der Tod ein solches Band trennt!“

Kronhelm und Siegwart waren gleichfalls heftig ergriffen, und der Frohmuth wollte diesen Abend nicht mehr wiederkehren. Nach dem Essen wurde Klopstock's „Auferstehn, ja auferstehn,“ nach Graun's feierliche Melodie angestimmt, und der Amtmann sagte:

„Das sollst Du mir einmal auf dem Grabe singen lassen, Therese. Es ist ein herrliches Lied, das die ganze Seele faßt und zum Himmel hebt. Laß mir's singen, Tochter, wenn's schon ein Lutheraner gemacht hat. Er ist doch ein braver Mann, den ich einmal im Himmel anzutreffen hoffe.“ —

Wenn Therese des Morgens im Garten beschäftigt war, so fehlte Kronhelm gewiß nicht, ihr zu helfen. Es war ihm nirgends wohl, wo er sie nicht sah. Wenn Therese in das Zimmer trat, so war's ihm, als ob das Paradies sich öffnete und ein Engel Gottes hereinträte. Ihre Blicke waren immer zuerst auf ihn gerichtet, und er fühlte, wie ihm dann das Blut in die Wangen stieg. Therese, die es merkte, fühlte es auch und mußte die Augen niederschlagen. Beide glaubten nun wohl, daß sie sich nicht

gleichgültig seien, aber sie zweifelten dann wieder daran, weil ihnen die Liebe ein neues Gefühl war.

In der Nähe des Dorfes befand sich ein schönes Tannenwäldchen, das sich ziemlich weit einen Berg hinan erstreckte. Es hatte seine dunkeln und schauerlichen Stellen, wo die Aeste sich dicht verschränkten und nur ein schmaler Holzweg sich durch das Dickicht wand. Diese Plätze wurden auf Spaziergängen, welche die Geschwister in Kronhelm's Gesellschaft unternahmen, gern aufgesucht.

„Dies Wäldchen wollt' ich mir zueignen," sagte Kronhelm einst, „um hier ein Einsiedler zu werden. Ich würde mich gänzlich von der Welt entfernt halten. Die Menschen besitzen zu viel Cultur und leibige Falschheit. Sie sollten mir meine Einsamkeit nicht entweihen."

„Aber ich dürfte doch kommen?" warf Therese lächelnd ein, „glauben Sie, ich soll Ihnen das Wäldchen und den guten Einfall allein lassen? Nein, ich lieb' auch die Einsamkeit und will mir auch eine Zelle bauen. Um die Einsiedelei lege ich mir ein Gärtchen an, halte mir etliche Schäfchen und mache die Rehe im Walde zahm und die lieben Waldvögelein auch. Ich will ihnen schon brav Futter stren'n, daß sie zahm werden müssen. Aber keinen Menschen laß ich zu mir. Das soll ein Leben werden!"

„Unsere Freunde und Verwandte, Leute, welche wir recht lieb haben, dürfen aber doch zuweilen zu uns kommen," scherzte Kronhelm.

„Das versteht sich," erwiderte Therese. „Ihre Schwester und mein Bruder müssen ganz zu uns ziehen."

„Wenn ich darf," sprach Xaver mit einem Ernste, als wenn die Sache wirklich ausgeführt werden sollte, „so bin ich immer bei Euch und wohne sogar in Deiner Zelle. Ihr müßt Euch aber auch als treue Nachbarsleute fleißig besuchen."

„Zuweilen, so des Abends, aber nicht gar oft," sagte Therese. „Ich fürchte, daß ich und Herr von Kronhelm nicht gut miteinander auskommen. Jeder von uns wird so seine besondern einsiedlerischen Grillen haben; die Launen gedeihen in der Einsamkeit."

„Ihre Bemerkungen," erwiderte Kronhelm, „mögen sich auf Kenntniß der Menschen gründen, und ich wage nicht, Ihnen zu widersprechen. Aber nahe zusammen, denk' ich, könnten wir doch bauen. Wenn wir schon uneins mit einander werden und uns sauere Mienen machen, so könnten doch wieder Zeiten kommen, wo wir gern einmal einen Abend mit einander verplauderten, besonders im Winter. Xaver und meine Schwester könnten übrigens auch den Frieden vermitteln, wenn wir Streit bekämen. Sie erkundigten sich alsdann, warum wir schon so lange nicht zusammengekommen seien; man ließe dann einander grüßen. Ich ginge hierauf, wie von ungefähr, an Ihrer Einsiedelei vorbei, blickte Sie mit einer kalten Verbeugung an, brächte Ihnen eines von Ihren zahmen Thierchen, das sich verlaufen hätte, und dabei gäbe dann ein Wort das andere."

Xaver war entzückt über den Vorschlag. „Es müßte ein köstliches Leben werden!" rief er aus. „Edle Menschen, so mit sich allein in der großen Natur! Ich pflanze Buchen und Linden, dort auf der Höhe, dort sitzen wir Abends und lesen unsern Klopstock, unsern Kleist. Die andern Bücher, bis auf wenige, werfen wir in das Feuer. Auch einen kleinen Altar richt' ich auf, und da halten wir jeden Morgen Gottesdienst. Ich will Priester sein. Pater Anton soll auch zu uns kommen. Wir aber gehen niemals in die Welt; wir halten uns einen Boten, um den nothwendigsten Verkehr mit ihr zu unterhalten."

So träumten sie sich fort und bildeten den Traum immer mehr aus. Siegwart's mächtige Einbildungskraft trieb ihn so weit, daß er sich Alles am Ende als Wirklichkeit dachte. Die Sache schien ihm leicht auszuführen, und er schuf an seinem Ideal immer weiter fort. Er ward beinahe böse, wenn Kronhelm und Therese über den Plan scherzten.

Therese schien von ihrer natürlichen Munterkeit zu verlieren; sie fühlte sich oft von Wehmuth erfüllt, und ihr Auge schwamm in Thränen. Wenn Kronhelm nach der Ursache sich erkundigte, so suchte sie ihm ihre Trauer zu verbergen, zwang sich zum Lächeln, und ein leiser Druck der Hand dankte ihm für die Theilnahme. Beide hatten die Ueberzeugung ihrer Liebe, allein sie hatten es sich noch nicht gestanden.

Eines Abends, als es sehr heiß war, band Therese ihre langen, braunen Haare auf und ließ sie fliegen. Kronhelm fand, daß es sie wunderschön kleide, und sagte es ihr. Sie löste jetzt jeden Abend ihre Haare auf. Kronhelm hatte im Traume ihr liebliches Bild vor Augen; es war ihm, als ob sie ihn anlächle und ihm endlich voll Zärtlichkeit an die Brust sänke. Als er sie am Morgen am Klavier erblickte, mußte er erröthen. Sie sprang auf und reichte ihm die Hand.

„Wir wollen im Messias lesen," bat sie. „O, die Stelle von Semida und Cidli! Sie ist gar zu rührend, und ich liebe das Wehmüthige."

Kronhelm las; Therese lehnte ihren Kopf an die Stuhllehne zurück und sah zum Himmel. Als er zu Ende war und einen verstohlenen Blick über das Buch zu ihr schickte, bemerkte er Thränen in dem schönen Auge.

„Das muß ein göttlicher Mann sein," sagte sie, „der die Liebe so wahr und so heilig schildert."

Als Xaver eintrat, ging sie hinaus, um den Kaffee zu bereiten.

„Du hast eine himmlische Schwester, Siegwart," sprach Kronhelm.

„Es ist ein liebes Mädchen," erwiderte Xaver und sah seinen Kronhelm lächelnd an.

„Es ist nur traurig, daß man sich verlassen muß, wenn man sich kaum gefunden hat." —

Therese, die mit den Tassen eben zur Thür hereintrat, fragte erschreckt, ob er denn so bald schon abreisen wolle?

„Jedenfalls eher, als ich es wünschte," sagte Kronhelm, „allein wir sehen uns doch wieder."

Beide setzten sich traurig an den Tisch; Xaver suchte die frohe Laune wieder zu erregen.

„Ich denke immer noch über unsere Einsiedelei nach," fing er an, „wie schön wird es sein, wenn wir alsdann für immer verbunden sein werden und nun ganz uns leben können. Man mag sagen, was man will, das klösterliche Beisammenleben in der Abgeschiedenheit von der Welt hat doch immer den höchsten Reiz für ein edles, empfindungsvolles Herz. Wenn wir nur erst in unserm Wäldchen wären!"

Therese lächelte bei diesen Worten Kronhelm zu und stand auf. Sie mochte die anmuthigen Träumereien ihres Bruders nicht zerstören, allein sie war auch nicht in der Stimmung, sich in sie zu versenken. Sie ging in ihrem weißen Gewand den langen Laubgang im Garten hinunter; die Schatten der Blätter hüpften darauf herum. Kronhelm blickte ihr mit seliger Empfindung nach; er hoffte jetzt, daß er von der Engelseele geliebt sei. Später, als sie auf dem Zimmer noch Klavier spielte, als Kronhelm bereits das Bett gesucht hatte, glaubte er die Musik der Engel zu hören und betete ein leises, feuriges Dankgebet.

Achtes Kapitel.

Erklärungen.

Xaver's Bruder Karl war mit seiner Frau oft zum Besuche bei dem Amtmann Siegwart. Sie hatte einen abstoßenden, stolzen Charakter, und da Kronhelm nach ihrer Meinung ihr nicht genug den Hof machte, so dachte sie sogleich darüber nach, welches der Grund davon sein könnte, da sie sich für die ausgezeichnetste Person des Familienkreises, mithin jener Ehre am vollkommensten werth hielt. Ihre Nachforschungen fixirten sich bald auf Therese. Obgleich es ihr unglaublich schien, daß ein junger und schöner Kavalier, der seine Blicke höher heben durfte, bei diesem anspruchslosen Feldblümchen stehen blieb, so mußte sie sich doch gestehen, daß die Sache sich so verhielt. Sie sah fortan mit Neid auf die Schwägerin und ließ es an bitteren Spötteleien nicht fehlen, die Therese nicht verstand, die Kronhelm aber desto mehr verstimmten. Schon dieses machte ihr Vergnügen, allein sie schöpfte daraus die Ueberzeugung, daß die Neigung des jungen Mannes tiefer gehe, und daß er wol gar Absichten auf ihre Schwägerin habe könne. Dieses zu hintertreiben, hielt sie sich als Pflicht vor. Nicht die Lust, Böses zu stiften und zwei liebende Herzen unglücklich zu machen, nicht die gekränkte Eitelkeit war es, eine Andere mit Huldigungen überhäuft zu sehen, wo sie im Glanze ihrer Schönheit strahlte — so behauptete sie vor ihrem Gewissen — sondern der Wunsch war es, ihre Schwägerin von Enttäuschung, von Schmach und Schande zu schützen, und von dem greisen Haupte ihres Schwiegervaters ein herbes Unglück abzuwenden. In dieser Absicht ging sie zum Amtmanne, um ihm die Gefahr zu enthüllen, in welcher seine geliebte Tochter schwebe.

Der alte Mann erschrak im ersten Augenblick heftig, allein bald faßte er sich wieder und sagte mit festem Gottvertrauen, daß er überzeugt sei, Therese werde niemals einen Schritt vom Wege der Tugend weichen. Die Schwiegertochter bemerkte schlau, daß sie seine Meinung vollkommen theile: auch sie könne dem Gedanken nicht Raum geben, daß eine solche Gefahr aus jenem Verhältniß erwachsen könne. Allein bei den strengsten Grundsätzen und bei aller Rechtlichkeit von beiden Seiten könne doch eine ungleiche Verbindung nie glücklich sein. Die Kluft zwischen Edelleuten und Bürgerlichen werde immer größer, und Kronhelm's Vater, der bekannte Junker Veit, sei gewiß nicht gesonnen, seinem Stammbaum den geringsten Makel anzuheften, und dies geschähe doch durch die Verbindung seines Sohnes mit dem Bürgermädchen. Würde er davon erfahren, so wäre Niemand von der Familie seines Lebens sicher. Wäre es nun aber schon zu weit zwischen den beiden jungen Leuten gekommen, und der alte Junker Veit träte mit dem Flammenschwerte dazwischen, so führe das entweder zum Selbstmorde, wie man der Beispiele viele habe, oder Therese müßte sich zur Maitresse erniedrigen. Aber wenn es auch nicht zu diesem Aeußersten kommen sollte, so meinte sie doch, daß schon der Umgang mit Kronhelm dem Mädchen hinderlich sein könnte, wenn sich einmal eine schickliche Partie für sie fände. Denn die Welt spricht, sagte sie, niemals gut davon, wenn man einen jungen Adligen mit einem Bürgermädchen vertraut umgehen sieht.

Dem Amtmann, der in seiner Sorglosigkeit von einem vertrauten Umgange im gewöhnlichen Sinne nichts bemerkt hatte, der auch in der That von Niemand bemerkt werden konnte, weil er nicht statt fand, wurde durch diese Mittheilung sehr unruhig. Er glaubte sein geliebtes Kind aus einer großen Gefahr retten zu müssen und wollte doch seinem lieben Gaste nicht schroff entgegentreten. Er nahm sich vor, die Angelegenheit reiflich in Erwägung zu ziehen und dann mit Xaver und Therese darüber zu sprechen.

Am andern Morgen wurden Beide auf das Zimmer ihres Vaters beschieden. Er empfing sie mit liebevollem Ernste; Therese hatte eine seltsame Ahnung ergriffen, und schon bei den ersten Fragen, die der Amtmann an sie richtete, schien ihre Stimme eine unbezwingbare innere Bewegung zu verrathen, und Thränen traten ihr in die Augen. Der Vater erkundigte sich nach ihrer Meinung über Kronhelm; er offenbarte ihr dann, daß er sie beobachtet habe, und daß er daraus auf eine Neigung schließe, die bei der Ungleichheit der Stände zu nichts Gutem führe. Therese verwirrte sich, allein bald erhielt sie ihre Hoffnung wieder und gestand mit der ganzen Wahrheit ihres Gemüthes und dem Zauber der unschuldigsten Naivetät, daß sie bis jetzt nicht an Das gedacht habe, was der Vater ihr als unübersteigliches Hinderniß schildre, daß sie auch jetzt erst inne werde, wie sie von einer Neigung für Kronhelm erfüllt sei. Sie sehe ihn gern an, sie höre ihn gern sprechen, sie antworte ihm eben so gern, sie stimme mit ihm in den meisten Dingen überein und halte ihn für einen ausgezeichneten Menschen, dessen sei sie sich bewußt, und das könne sie ihrem Vater nicht leugnen. Nie wäre es ihr jedoch eingefallen, daß aus diesen Gefühlen ihm und ihr ein Verbrechen gemacht werden könnte, und daß sie dadurch elend würden.

Der Amtmann entwarf ihr hierauf eine Schilderung von Kronhelm's Vater, wie er ihn dem Rufe nach zu erkennen glaubte, und sprach dann von den Vorurtheilen des Adels in Bezug auf eine Verbindung mit Bürgerlichen. „Wenn Kronhelm sich jetzt darüber wegsetze," sagte der besorgte Vater, „so geschieht es vielleicht aus einer jugendlichen Uebereilung, allein er hätte wol nicht Stärke genug, bei allen Widerwärtigkeiten, welche der Schritt nach sich ziehen könnte, in seiner Neigung zu beharren. Ohne eine Verbindung für das Leben zu beabsichtigen, ist aber der Umgang auf vertraulichem Fuß ohnehin unerlaube, und ich als Vater werde ihn keinen Augenblick länger gestatten."

Xaver nahm für seinen Freund das Wort und sprach von seiner Beständigkeit und von seinem festen

Charakter, den kein noch so widerwärtiges Geschick Dem abwendig machen könne, was er einmal für recht und gut erkannt habe. Der besonnene Greis warf ihm ein, daß er noch nicht Menschenkenntniß genug besitze, um diese Behauptung aufstellen zu können. Er kam wieder darauf zurück, daß er nur einen trüben Ausgang dieser Angelegenheit vor Augen sehe, und daß Kronhelm sich um alle schönen Hoffnungen des Lebens dadurch berauben und höchst elend machen würde. Therese weinte und versicherte, daß sie eher das größte Elend tragen, als ihn unglücklich wissen wollte. Der Vater schüttelte voll trüber Ahnung den Kopf, er sah, daß die Leidenschaft hier schon zu tief Wurzel geschlagen hatte, und er wagte daher keine Frage mehr. Er beschränkte sich darauf, seine Tochter nochmals ernstlich zu warnen.

Therese ging auf ihre Kammer, schüttete ihr Leid in Thränen aus und konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Nun fühlte sie erst, wie nah Kronhelm ihrem Herzen war, und was sie mit ihm verlieren würde. Sie nahm es sich vor, nicht mehr an ihn mit Zärtlichkeit zu denken, ihm kalt zu begegnen und es zu vermeiden, ihn allein zu sehen. Allein immer stand sein Bild vor ihr, das sie mit sanftem Blicke wie strafend ansah und sie zu fragen schien: Therese, womit hab' ich das verschuldet? Dann brach ihr Herz; ihre Thränen flossen häufiger, und sie mußte sich der Grausamkeit und Falschheit anklagen. Sie beschloß ihm treu zu bleiben, und wenn es auch ihre Ruhe und ihr Leben kosten sollte. So schwebte sie über zwei Abgründen, welche beide gleiche Gefahr drohten.

Der junge Siegwart hatte sogleich Kronhelm aufgesucht. Er war zu gewissenhaft und hatte einen zu hohen Begriff von der Freundschaft, um es nicht als einen Verrath anzusehen, wenn er Das, was vorgefallen war, seinem Freunde nur eine Stunde hätte vorenthalten sollen. Er trug ihm also den Auftritt mit seinem Vater getreulich vor und setzte ihm die Unmöglichkeit auseinander, daß er jemals der Gatte seiner Schwester werden könne.

Kronhelm wollte nicht einsehen, daß der Adel der Geburt höher stehen sollte und zu größeren Ansprüchen berechtigt sei, als der Adel der Seele; seine Liebe sei mächtig, und er erkenne keine Schranken; wenn Therese ihn wiederliebe, so werde sie sein und glücklich; seinem Vater räume er keine Rechte über sein Herz ein. Darauf ließ er sich den ganzen Vorgang erzählen, und als er hörte, wie Therese gesprochen, daß sie Thränen vergossen habe, da war der Ausbruch seines Jubels nicht mehr zurückzuhalten. Er mußte im Augenblick die Geliebte aufsuchen, um ihr jeden Zweifel zu nehmen und das Geständniß ihrer Liebe aus ihrem holden Munde selbst zu empfangen. Nur mit Mühe hielt ihn Siegwart zurück, und erst dann, als er ihm vorgestellt, wie bedenklich es sei, das Herz des Mädchens diesem Sturme von Gefühlen preiszugeben, gab er nach und nahm sich vor, erst mit sich allein über den Weg nachzudenken, den er einzuschlagen habe, um eines glücklichen Ausgangs gewiß zu sein.

Kronhelm verschloß sich in seinem Zimmer und warf sich, halb von Seligkeit gehoben, halb von Zweifeln bestürmt, auf das Lager. Er rang nach Ruhe, allein je ruhiger er wurde, desto mächtiger wurden die Zweifel in ihm. Die Schwierigkeiten, welche sich ihm entgegenthürmten, schienen ihm nicht mehr so leicht zu beseitigen. Er hielt die Stärke seiner Leidenschaft gegen den rohen Sinn und die Vorurtheile seines Vaters. Er verwünschte den Vortheil, den ihm die Geburt scheinbar gewährte. Therese strahlte vor ihm im Glanze ihrer edeln Tugenden, im ganzen Umkreis ihrer hohen Vollkommenheit und Schönheit. Er bebte davor, sie zu verlieren, aber nur mit Mühe rang sich der Gedanke aus diesem Sturm: Sie soll doch, trotz Allem, mein sein und bleiben!

Die Nacht kam, und ein unruhvoller Schlummer wiegte ihn in die seltsamsten Phantasien. Als er erwachte, war sein erster Gedanke an Therese, er mußte sie sehen. Sie kniete in ihrer Kammer vor dem Kruzifix und betete inbrünstig zu Gott um Muth und Stärke. Kronhelm erwartete sie lange im Garten, an der gewohnten Stelle, wo sie ihre Blumen zu begießen pflegte. Endlich kam sie bleich, und als sie ihn erblickte, wurde sie noch blässer und bebte. Nach der ersten Begrüßung gab sie vor, an heftigen Kopfschmerzen zu leiden. Er sah sie mit wehmüthigem Lächeln an.

„Ich weiß Alles," sprach er. „Man will uns trennen, allein keiner Macht auf Erden soll es gelingen. Die Liebe ist mächtiger. Fassen Sie Muth. Wir wollen die Behutsamkeit walten lassen und unsere Neigung verborgen halten. Mit Ihrem wackern Vater will ich offen reden."

Xaver trat zu ihnen, und sie besprachen sich, was sie thun wollten. Kronhelm sollte den Amtmann um die Erlaubniß bitten, Briefe wechseln zu dürfen. Das Uebrige wollten sie dann der Vorsehung anheim stellen. Therese fühlte sich jetzt beruhigter. Sie suchten den Amtmann auf, der ein weichherziger Mann war und ihren Bitten endlich nachgab. Die Thränen seiner geliebten Tochter und die Festigkeit Kronhelm's beschwichtigten seine nur zu gerechten Bedenklichkeiten. Er erlaubte ihnen sich zu schreiben. Die beiden Liebenden bedeckten seine Hände mit Küssen, er versuchte sich gerührt ihrer Dankbarkeit zu entziehen. „Weiß ich denn," sagte er, „daß Das, was ich Euch erlaube, des Dankes werth ist? Ach, ich fürchte vielmehr, daß es der Quell großer Leiden für uns Alle werden wird. Macht Euch nur darauf gefaßt, den Kelch zu leeren, und baut allein auf Gott, der den Menschen nicht nach irdischen Satzungen richtet und ja die Huld und Langmuth selbst ist."

Vor allen Dingen drang er jedoch darauf, daß Xaver und Kronhelm bald abreisen sollten; denn so gern er sie auch noch behalten hätte, jetzt hatte er Gründe sie zu entfernen. Trotz der Aussicht auf die bevorstehende Trennung waren die Seelen der Liebenden doch heiterer geworden. Therese ging zum Klavier und sang:

„Was ist Lieb'? ein Tag des Maien,
Der in gold'nem Glanz erwacht,
Hell auf froher Schäfer Reihen
Vom entwölkten Himmel lacht.

Flöten locken zu den Tänzen
Der vergnügten Mädchen Schaar;
Blumen sammeln sie zu Kränzen,
Schmücken ihrer Schäfer Haar.

Schnell verdüstert über ihnen
Sich der schwülen Sonne Blick;
Schrecken blickt aus ihren Mienen,
Schüchtern eilen sie zurück.

Regengüsse strömen nieder;
Blum und Wiese sind verheert,
Und der frommen Freude Lieder
Sind in Trauerton verkehrt. —

Sieh! Der Friedensbogen strahlet
In's erschreck'ne Thal herab.
Sieh! der Hoffnung Freude malet
Sich auf allen Wangen ab.

Gib, o Gott der frommen Liebe,
Uns ein ruhiges Gemüth,
Das durch Wolken schwarz und trübe
In's Gefild der Hoffnung sieht."

Als Therese dieses ihren Zustand so treffend ausdrückende Lied geendet hatte, und Kronhelm ihr dies bemerkte, sagte sie: „Ich sang es schon oft, allein noch nie fühlte ich es so wie diesmal."

„Darum sollte man," sprach Xaver, „jedes Gedicht in der Seelenstimmung lesen, in welcher es der Dichter sang und ihn nicht mit kaltem Blute beurtheilen."

„Die es thun, haben keinen Begriff von dem Wesen der Dichtkunst, vornehmlich der lyrischen," fügte Kronhelm bei. „Die lyrischen Dichter haben aber auch darum ein Recht, sich über das Urtheil solcher Kritiker hinwegzusetzen und eben zu singen, wie der Gott in ihrem Innern es will."

Nachmittags wurde ein Spaziergang vorgeschlagen. Als sie durch den Garten gingen, fand Therese zwei aneinander gewachsene Aprikosen. Sie gab die eine Hälfte ihrem Geliebten, und die andere aß sie. „Die beiden Kerne," sagte Kronhelm, „wollen wir hier wieder in die Erde stecken, daß sie bei einander aufwachsen. Wann die Bäume groß werden, wollen wir uns unter ihren Schatten setzen und an diesen Tag denken."

Therese lächelte und steckte ihren Kern neben den Kronhelm's in die Erde, dann holte Kronhelm Wasser aus dem Brunnen und begoß mit ihr Balsaminen, welche die Köpfe hängen ließen.

„Sehen Sie," sagte er, „wie sie sich schon wieder allmählich aufrichten. Denken Sie nicht, daß es uns auch wohler werden wird?"

„Ich hoff' es," antwortete das Mädchen und suchte eine Thräne zu verbergen, die ihr in das Auge trat.

Sie verließen jetzt den Garten und stiegen einen schattigen Weg hinan, der zu einer schönen Aussicht führte. Sie setzten sich in ein ausgehauenes Buchengebüsch, das eine Art von Laube bildete, in welcher ein Rasensitz angebracht war. Unten am Berge sahen sie das Dorf liegen; an seiner Seite schlängelte sich der Bach hin, an dessen Ufern jene Vergißmeinnicht blühten, bei deren Pflücken Kronhelm sich die Hand verwundet hatte. In der Ferne sahen sie die Donau durch Weidengebüsch strömen, darüber hinaus erblickte man einen Berg.

„Nicht wahr, dort ist Günzburg und Ihr Kloster?" sagte Therese. „Hier will ich oft sitzen, nach jener Gegend blicken und an Sie und diesen Abend denken."

„Und ich will jenen Berg, der bei Günzburg liegt, ersteigen," sprach Kronhelm, „und mich dieser Tage erinnern. Wir wollen einen Tag festsetzen, an welchem wir Beide zugleich auf den Bergen sind, um an einander zu denken."

Als sie wieder hinabstiegen, nahm Kronhelm gerührten Abschied von der Stelle, wo sie gesessen hatten, und Therese versprach ihm, hieher oft zurückzukehren. Unten auf der Wiese lagerten sie sich gleich Schäfern in das Gras, pflückten Blümchen, warfen sie sich zu, hoben sie dann auf und betrachteten sie mit stiller Bewunderung; denn die Liebe öffnet das Herz und bringt es der Mutter Natur näher. Kronhelm tändelte mit der Rosaschleife an Theresen's Gewand.

„Geben Sie mir ein Andenken," bat er.

„Was wollen Sie für eines?"

„Diese Schleife."

Sie nahm sie ab und gab sie ihm. Die Schleife schien ihm heilig wie eine Reliquie; er sah sie nachher oft lange an und drückte sie an die Lippen.

„Ich kann Ihnen nichts dafür geben," sagte er; aber ihre Köpfe neigten sich zu einander, und er drückte den ersten Kuß auf die Lippen der Geliebten. Sie erhoben sich und schritten jetzt langsam den Berg hinab, dem Dorfe zu, aber sie sahen sich noch lange nach dem stillen Plätzchen um, wo sie beglückt gesessen hatten.

Neuntes Kapitel.

Die Trennung.

Endlich erschien der Tag, an welchem die Freunde das Haus des Amtmanns verlassen sollten, um in ihr Kloster zurückzukehren. Der Himmel war trübe und regnerisch, und der Gedanke der nahen Trennung lag schwer und traurig auf ihnen; sie wagten nicht, es sich zu gestehen, aber ihre Blicke verriethen die schmerzliche Bangigkeit, welche sie erfüllte. Therese fühlte in den Thränen, welche sie heimlich vergoß, eine wohlthuende Erleichterung. Sinnend stand sie am Bache vor dem Hause und warf ein Nelkenblatt hinein; Kronhelm, der ihr gefolgt war, zerpflückte gleichfalls eine Nelke und warf ein Blatt davon nach. Die Blätter wurden neben einander von den Wellen fortgetragen, die Liebenden verfolgten sie mit ihren Blicken und freuten sich, daß die Blätter mit einander schwammen. Kronhelm schlang seinen Arm um sie.

„Werden wir uns wiedersehen?" hauchte Therese.

„Gewiß!" antwortete er und drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen. Sie führte seine Hand an ihre Augen, und er fühlte die Thränen, die aus ihnen hervorquollen; da that er bei diesen Zähren im tiefsten Herzen den Schwur, ihr ewig treu zu sein.

Sie wurden zum Kaffee gerufen. Der Amtmann sagte, daß man mit dem Abfahren noch eine Stunde warten könne, der Regen, der jetzt stärker geworden war, würde sich bis dahin wol gelegt haben. So erfuhren sie es denn erst, daß es regnete, sie hatten nichts davon bemerkt, obgleich sie tüchtig durchnäßt worden waren. Nach dem Frühstück stellten sich Beide an das Fenster; sie hörten die Viertel auf dem nahen Kirchthurm schlagen — jeder Schlag war ihnen ein Donnerton, mit jedem sank ihr Muth mehr.

Es schlug fünf, und der Regen hatte bereits aufgehört. Kronhelm erbebte, stand eine Weile unbeweglich vor Therese und ging dann in die Kammer, um seine Sachen zu holen. Nun schlug es ein Viertel — Kronhelm war mit Hut und Stock wieder eingetreten. „Herr Gott, wie die Zeit eilt!" rief Therese schmerzlich. Er stand wie ein Verurtheilter da, der zum Tode geführt werden soll. Es schlug halb. —

„Wir müssen fort," drängte Siegwart. Er nahm zuerst von seinem Vater Abschied, dann that es Kronhelm. Therese konnte sich nicht länger halten und mußte das Zimmer verlassen. Als Kronhelm vor die Thür trat, stand das Mädchen da und schluchzte. Er drückte ihr die Hand und ging schweigend die Treppe hinunter. Am Wagen blieb sie wieder seitwärts stehen. „Nun, Therese!" mahnte der Amtmann. Da ging sie zu Kronhelm, umarmte ihn, gab ihm drei Küsse, sprach kein Wort und ging weinend in das Haus zurück.

Die Freunde stiegen in den Wagen und fuhren fort. Kronhelm war noch lange wie betäubt. Er fühlte nichts von dem Reiz der Gegend, er sah nicht, wie sich der Himmel so schön aufheiterte, und wie die Pflanzen vom Regen erquickt den süßesten Duft verbreiteten. Auch Siegwart war traurig; er ging in Gedanken die schönen Tage durch, die er im Vaterhause verlebt hatte und bedauerte es, daß sie schon zu Ende waren. Zugleich aber betrübte es ihn auch, daß die Hoffnung, seinen liebsten Freund mit seiner Schwester für das Leben verbunden zu sehen, vielleicht nie in Erfüllung gehen würde.

Unterwegs hielten sie bei einem Wirthshause. Ein Werber saß darin, der eben einen Bauernburschen angeworben hatte. Der Bursche war betrunken und machte großen Lärm; er schimpfte auf seine Mutter, die ihm sein Mädchen nicht habe freien lassen wollen. Dann trank er auf die Gesundheit des Kaisers, der Kaiserin und seiner Katharine und warf das Glas zum Fenster hinaus. Da kam eine Bäuerin laut weinend herbei und rief: „Hans, ist es denn wahr, daß Du Soldat geworden bist?"

Es folgte eine Scene, welche dem Herzen gefühlvoller Menschen unbeschreiblich wehe that. Der Sohn überhäufte die Mutter mit den bittersten Vorwürfen; nur die Verzweiflung, daß sie ihn nicht das Mädchen heirathen lassen wollen, habe ihm den verzweifelten Gedanken eingegeben. Die Mutter jammerte darüber, daß er, ihre Stütze im Alter, sie nun verlasse, und daß sie in hülflosen Tagen werde verhungern müssen. Sie wollte ihm jetzt ihre Einwilligung nicht mehr vorenthalten, und er solle den Herrn Werbeoffizier nur bitten, daß er ihn loslasse. Als Hans das hörte, war er außer sich vor Freude; er und seine Mutter bestürmten den Werber mit Bitten, allein vergebens. Er wollte seinen Fang nicht mehr losgeben; das Handgeld war angenommen, der Soldatenhut aufgesetzt und der Zutrunk gethan. „Das hättest Du früher bedenken sollen, jetzt ist's zu spät!" sprach der hartherzige Mann. Die armen Leute ließen sich aber dadurch nicht abhalten, noch ferner in ihn zu dringen.

„Ich will ihn loskaufen!" rief endlich die alte Bäuerin in Verzweiflung. „Was muß ich für ihn geben?"

„Hundert Thaler," sagte der Werber kalt, „und 'nen andern Kerl dazu von seinem Maaß."

Da jammerte das arme Weib lauter: wenn sie auch ihr Stück Feld sogleich verkaufte, so könnte sie kaum siebenzig Gulden daraus lösen, sagte sie. Sie flehte aber unablässig zu dem Feldwebel und versprach ihm, hundert Rosenkränze für ihn zu beten. Aber der Krieger strich sich lachend den Bart. „Rosenkränze, Ihr Leute," rief er dazwischen, „können uns nicht nützen, und außerdem brauchen wir Euern Sohn, der gibt einen guten Flügelmann."

Nun sprach der Hans seiner Mutter Trost zu. Der Wein, den er im Uebermaaß genossen hatte, gab ihm Muth; er sprach mit Entschlossenheit davon, im Kriege seine Schuldigkeit zu thun; die Katharine würde er wol auf Erden nicht wiedersehen, da sie sich zu Tode gräme, das wisse er von ihr. Vielleicht bliebe er im Felde, dann wären sie bald wieder zusammen. Nachdem er so gesprochen, theilte er mit seiner Mutter das Handgeld. Indem er das Geld aufzählte, stürzte Katharine auf ihn zu und hing an seinem Halse. Unter lautem Schluchzen bat sie ihn, bei ihr zu bleiben und sie nicht zu verlassen. Er zeigte ihr das Feldzeichen, welches er am Hute trug, und erklärte ihr, daß er nicht mehr zurück könne. Da trat das Mädchen vor den Werber hin und sagte, sie wolle mitziehen, alle Gefahren mit ihrem Liebsten theilen und sich mit ihm todtschießen lassen. Der Feldwebel erklärte ihr, daß dies nicht angehe und sie nur kurz Abschied nehmen solle, es sei weit nach Günzburg, und da müßte die Mannschaft heute noch hinmarschiren. Das arme Mädchen gerieth außer sich; sie schien es nicht fassen zu können, daß sie nun ihren Hans für immer verlieren sollte, mit dem sie für's ganze Leben sich verbunden glaubte.

Kronhelm und Siegwart hatten mit inniger Theilnahme diese Vorgänge betrachtet. Jetzt baten sie den Werber auch, daß er das Mädchen aus Menschlichkeit solle mitziehen lassen. Er schützte den Befehl des Hauptmanns vor, der ein sehr strenger Mann sei und die Dirne gewiß fortjagen würde, wenn er sie bei der Bagage träfe. Den vereinten Bitten Aller gelang es endlich, so viel zu erwirken, daß Katharina die Erlaubniß bekam, wenigstens bis Günzburg mitzugehen. Sie trocknete ihre Thränen und war so froh, als wenn Alles nun wieder gewonnen wäre, dann eilte sie fort, um „ihr Bissel Sach" zu holen, ihre kleinen Habseligkeiten, die sie mitnehmen wollte. Bald war sie wieder da; fröhlich gesellte sie sich dem Zuge der angeworbenen Bursche zu, und nur die Mutter weinte noch. Sie wollte ihren Sohn nicht loslassen, und als der Feldwebel Marsch commandirte, wollte sie mit bis vor das Dorf hinaus. Aber der Werber, der den Lärm fürchtete, ließ es nicht zu. Kronhelm versprach, daß er mit dem Hauptmann selbst sprechen wolle, damit Hans wieder loskomme. In der That hatte er aber wenig Hoffnung dazu, und er sagte es blos, um den lauten Jammer der alten Frau zu beschwichtigen. Vielmehr glaubte er, der Hauptmann würde es gestatten, daß Katharine mitziehe. „Solche Bande," sagte er, „halten stärker, als Eid und Pflicht, und die Kerle gehen weniger durch, wenn sie Weiber haben."

Er täuschte sich nicht. Den Hauptmann trafen sie auf einem Spazierritte. Katharina warf sich vor ihm auf die Knie; Kronhelm legte sein Fürwort ein und schilderte die Scene, deren Zeuge er so eben gewesen war.

„Man sieht die Weibsleute zwar nicht gern im Feld," sagte der Hauptmann, „weil sie auf dem Marsche hinderlich sind, allein weil Sie für den Kerl bitten, und er schön und groß ist, so will ich's einmal mit hingehen lassen. Einmal ist keinmal, und es soll 'ne Ausnahme gelten. Wenn ich einmal auf Ihr Schloß komme, so beding' ich mir 'ne Bouteille Burgunder dafür aus."

Die Freunde schieden dankend von dem Hauptmann und waren froh, daß die beiden Liebesleute zusammen bleiben durften. Allein in Kronhelm berührte der Vorfall eine Saite des Gemüths, die schmerzlich nachtönte. Er gedachte mit erneuerter Wehmuth seiner Therese. Er gedachte des Unglücks, welches der harte, unbeugsame Wille der Aeltern über die Kinder verhänge. Selbst in den untersten Ständen herrschten die Vorurtheile über Geburt, über Ungleichheit der Glücksgüter; hätte die alte Bäuerin den Bund ihres Sohnes mit dem Mädchen gesegnet, so würde sie im Kreise der Ihrigen leben können, statt daß sie jetzt einer trostlosen Einsamkeit entgegen ging. Kronhelm erfüllten ernste Sorgen über seine und seiner Geliebten Zukunft, allein er war fähig, das fühlte er, für ihren Besitz, der ihm das größte Glück dünkte, Alles in die Schanze zu schlagen.

Siegwart, der seines Freundes trübe Miene sah und den Grund leicht herausfühlen konnte, suchte ihn zu erheitern. Er erzählte kleine Züge aus Theresens Kindheit, in denen sich die frühe Entwickelung ihres schönen Herzens und ihres Verstandes abspiegelte. Kronhelm hörte mit innigem Vergnügen zu, und Manches gefiel ihm so wohl, daß er es sich wiederholt erzählen ließ. Unter diesen angenehmen Gesprächen erreichten sie endlich ihre Schule.

Zehntes Kapitel.

Sophie.

Kronhelm war ganz erfüllt von dem Mädchen seiner Seele und wollte, wie er äußerte, sich eifrig seinen einsamen Studien hingeben, in der That aber gedachte er nur, abgezogen von allem Umgange, mit desto größerer Seligkeit seinen Träumereien nachzuhängen. Pater Philipp, der Rector der Schule, freute sich wol anfänglich über den stillen Sinn, der sich in dem Treiben des Jünglings kund gab, allein bald gelangte er zu der Einsicht, daß Lernbegierde und Liebe zu den Wissenschaften nicht allein die Ursache dieser plötzlichen Umwandlung waren. Der gute, fromme Mann hatte zwar wenig Erfahrung über den Zustand seines geliebten Zöglings, allein dieses Wesen trug zu augenscheinlich den Stempel des Krankhaften, Hinsiechenden an sich, als daß es ihn nicht mit Besorgniß hätte erfüllen sollen. Er wandte sich mit schonender Zurückhaltung an Siegwart, weil er überzeugt war, daß dieser ihm über seinen Busenfreund jeden Aufschluß zu geben vermöchte. Siegwart war zu sehr von der Milde und Güte des trefflichen Lehrers überzeugt, um ihm nicht ein offenes Geständniß über das ganze Verhältniß, welches sich in dem Hause seines Vaters angesponnen hatte, abzulegen; er wußte ja, daß Kronhelm selbst, von Pater Philipp befragt, nicht zurückhaltender gewesen wäre, würde es ihm auch schwerer angekommen sein. Siegwart ging in seiner Offenheit so weit, zu bekennen, daß er seinen Freund bedauere; nicht etwa deshalb, weil seine Schwester nicht der Liebe eines edeln Herzens vollkommen würdig sei, sondern weil die Verhältnisse, der Standesunterschied, die Härte des Junker Veit von Kronhelm und dessen Ansichten von der Bestimmung eines jungen Edelmanns in der Welt, Kronhelm's schwärmerische Empfindsamkeit und die zarte, natürliche Einfachheit Theresen's so unvereinbare Elemente seien, daß nur ein gewaltsamer Ausweg sich voraussetzen ließe. Der feierliche Ernst, mit welchem der würdige Pater Philipp diese Erörterungen aus dem Munde Siegwart's aufnahm, die Beistimmung, welche er ihm zu Theil werden ließ, die Ermahnungen endlich, welche er hinzufügte, mit denen er zugleich Siegwart aufforderte, seinen Freund auf andere Gedanken zu bringen, dieß Alles ließ in dem besonnenen Jünglinge längst wurzelnde Vorsätze auf's Neue emporkeimen; er sah selbst in dem beseligendsten Gefühle nur Kampf und drohende Vernichtung, die Erde mit den Satzungen der Menschen schien ihm für die Erfüllung höchster Seligkeit noch nicht geschaffen, und es stand mehr als je bei ihm fest, sein Glück allein in beschaulicher Zurückgezogenheit zu finden und seiner frühesten Jugendneigung, dem Kloster, treu zu bleiben.

Die Jünglinge besuchten am ersten Sonntage nach ihrer Ankunft ihren Freund, den jungen Grünbach. Da gab es viel von der Reise zu erzählen. Seine Schwester Sophie, auf welche Siegwart einen tiefen Eindruck gemacht zu haben schien, kam, um Musikalien zu holen, in das Zimmer ihres Bruders. Als sie die Freunde erblickte, wollte sie sich sogleich entfernen, allein auf die Bitte derselben verweilte sie eine Stunde und nahm an der Unterhaltung Theil.

Siegwart sprach mit Begeisterung von Klopstock; sie bat ihren Bruder, ihr seine Werke zu verschaffen. Siegwart blieb stumm; er hatte die Bitte gehört und würde es wol gern auf sich genommen haben, sie zu erfüllen, allein ein Etwas hielt ihn davon zurück, das er sich nicht klar vor die Seele zu führen wußte. Fragte er sich, ob er Sophie nicht hochschätzte, so mußte er sich gestehen, daß ihre sittsame Bescheidenheit, ihre tiefe, richtige Empfindung dieses Gefühl wol in ihm zu erregen im Stande seien; allein es war ihm nicht entgangen, daß Sophie seinetwegen in das Zimmer kam, daß sie an seinem Munde hing, wenn er sprach, daß ihr Auge leuchtete, wenn zufällig ihre Blicke sich begegneten, und deshalb wollte er durch nichts Hoffnungen in dem Herzen des Mädchens nähren, die er nie zu erfüllen gesonnen war. Siegwart war nicht so eitel, in der Neigung eines jungen, unerfahrenen Kindes eine Befriedigung zu sehen, er war unempfindlich für diese Nahrung des Gefühls der Selbstsucht, er war zu ehrlich, um mit den heiligsten Regungen eines Menschenherzens einen frivolen Scherz zu treiben.

Oftmals, wenn Sophie still in der Ecke saß und der Musik horchte, welche die drei Freunde ausführten, schalt sich Siegwart auch wol einen eitlen Thoren, so weit entfernt er wirklich von einem solchen war. Seine Seele kannte keine Eitelkeit; sein Kopf war gesund und der Thorheit abgeneigt. Er aber machte sich dann Vorwürfe darüber, daß er Sophien eine Neigung für seine Person zuschreibe und daraus allerlei Schlüsse ziehe, während doch das Mädchen nur allein die Tonkunst liebe und aus diesem Grunde sich in ihren traulichen Kreis mische.

Sophie selbst war so ängstlich und zurückhaltend, daß sie ihm nie einen deutlichen und redenden Beweis ihrer Liebe gab. Sie litt in der Stille, verzehrte sich in sich selbst und vertraute ihre Seufzer

und Thränen der Einsamkeit. Nur, wenn er es nicht merkte, blickte sie auf Siegwart und betrachtete mit innigem Wohlgefallen diese edle Jünglingsgestalt, diese offenen und gutmüthigen Züge; sah er aber auf sie, so senkte sich ihr Auge erschreckt zu Boden. Setzte sie sich zum Klavier, um ein Lied zu begleiten, so zögerte ihre Stimme; denn sie fürchtete, durch zu vielen Ausdruck den Zustand ihrer Seele zu verrathen. Manchmal jedoch konnte sie ihres Gefühls nicht Meister werden, ihr Leid ergriff sie zu mächtig, und ihr ganzes Wesen löste sich in Wehmuth auf. Wenn dann Siegwart ihr einige Worte des Lobes spendete, so fuhr sie zusammen; denn sie wähnte, daß sie ihm nicht ganz gleichgültig sei, und dieser Wahn gab ihrer Liebe Nahrung.

Der alte Grünbach besaß einen schönen Garten vor dem Thore, den sein Sohn und Siegwart oft besuchten. Sie bliesen dort die Flöte und brachten damit manchen schönen Abend hin. Sophie nahm ihre Arbeit mit hinaus, saß bei ihnen im Grünen, hörte ihnen zu und sang wol auch zuweilen ein Lied. Wenn der Mond schien und die Nachtigall dazwischen schlug, traten Thränen in des Mädchens Augen. War die Musik geendet und die Nacht nun stiller geworden, dann ergossen sich die Herzen in vertraulichen Gesprächen. Eine sanfte Schwermuth beherrschte ihre Stimmung. Oft war Kronhelm, der theure Freund, welcher sich seit einiger Zeit bei seinem Oheim in München befand, der Gegenstand ihrer Unterhaltung. Sophie hatte die trübe Stimmung Kronhelm's bemerkt, und es blieb ihr kein Zweifel über die Ursache. Die Liebe macht scharfsichtig, und Liebende erkennen sich, wie edle Seelen, im ersten Moment der Begegnung. Sophie fühlte sich von Mitleid für Kronhelm durchdrungen; denn die Liebe stimmt weich und öffnet das Herz jedem Mitgefühl.

Kronhelm's geheimer Kummer und seine längere Abwesenheit von der Schule, welche in der Krankheit seines Oheims zwar einen Grund hatte, allein von Einigen doch einer andern Ursache zugeschrieben wurde, hatte den jungen Grünbach zu der voreiligen Aeußerung veranlaßt, daß eine unglückliche Liebe wol die Ursache von Allem sei. Zugleich schalt er Diejenigen, welche sich auf solche Weise von der Leidenschaft bemeistern lassen, weichherzige Geschöpfe und fand es durchaus dem Wesen des Mannes unangemessen, einen Liebeshandel zum Mittelpunkt alles Lebens und Strebens zu machen, in den Jahren der Entwickelung, wo man mit allen Seelenkräften anderen und mannichfaltigen Richtungen nachstreben solle.

Siegwart wurde sehr ernst. „Ich will von den Geheimnissen meines Freundes, selbst wenn ich sie genau kennte, nichts verrathen," sagte er; „selbst in diesem mir so werthen, vertraulichen Kreise nicht. Allein ein Herz, welches liebt, mag ich nicht verdammen; selbst wenn es unglücklich, hoffnungslos liebt, sehe ich darin nichts, was dem Wesen des Mannes unangemessen wäre. Liebe sollte Schwäche beurkunden? Das herrlichste, heiligste Gefühl, dessen wir fähig sind, sollte unseren angeborenen Adel beeinträchtigen? Sieh, Grünbach! ich kenne die Liebe bis zu dieser Stunde nicht und wünsche sie auch nie kennen zu lernen; aber das weiß ich, daß die edelsten und größten Menschen geliebt haben."

„Das mag sein," entgegnete Grünbach, „allein daß sie schwermüthig wurden und winselten und klagten, das muß ich in Abrede stellen."

„Als ob man nicht schon über körperliche Leiden klagte!" sagte Siegwart. „Und Seelenleiden gehen tiefer. Ein vollkommenes Wesen erkennen, sich fühlen, daß man seiner werth sei, und verkannt und misverstanden werden, das muß schmerzen. Allein größer muß der Schmerz sein, wenn man erkannt, verstanden und geliebt wird, wenn man fühlt, daß man mit diesem herrlichen Geschöpfe verbunden ein vollendetes Glück, ein seliges Dasein erringen würde, und die Vorurtheile der Menschen, die erbärmlichen Geburten kalter Convenienz wie unbezwingbare Riesen sich diesem Glücke drohend entgegenstemmen und alle Hoffnung zertrümmern. Ist es da Schwachheit, wenn man seine Leiden offen zur Schau trägt und über die Thorheit der Welt, die den Menschen die höchste Seligkeit aberwitzig verschließt, in laute Klagen ausbricht? Je mannhafter der Jüngling ist, je tiefer sein Gefühl wurzelt, je mehr er von seinem eigenen Werthe überzeugt ist, desto mehr muß ihn jene schmähliche Zerstörung seines Glücks kränken. Ich bedaure Jeden, der durch Liebe unglücklich ist, und schätze ihn desto höher, je härter sein Kampf mit den Verhältnissen ist."

„Es ist sehr traurig, hoffnungslos durch das Leben zu gehen, wenn man so glücklich sein könnte," sagte Sophie leise und furchtsam. „Mir scheint in solchem Falle das Kloster allein Trost zu gewähren. Dort kann man sein Herz durch Gebet erleichtern, dort kann man ungestört seinen Gram ausweinen. Die Einsamkeit ist der von den Menschen verlassenen Unglücklichen beste Freundin, und diese heilige Tröstein wohnt im Kloster."

„Sie haben vollkommen recht, Jungfer Sophie," versetzte Siegwart begeistert, „das Klosterleben ist das beglückendste hinieden. Ich habe seine Seligkeit schon empfunden, und ich sehne mich darnach, mich ihm ganz zu überlassen."

Indessen setzte sich eine Nachtigall auf einen Blüthenbaum in ihrer Nähe und begann mit voller Kraft zu schlagen. Das Gespräch schwieg; die jungen Freunde horchten mit Wohlgefallen, wenn die liebliche Sängerin sich wirbelnd hinaufschwang und dann wieder Töne wie schwermüthige Klagen flötete. Sophie empfand in diesem Gesange der Nachtigall ihre eigene Seelenstimmung; bald war es Jubel, der sie ergriff, bald tiefe Melancholie. Sie mußte aufstehen, um allein und unbemerkt ihrem Herzen in Thränen Luft zu machen.

Sophien's Bruder war in das Gartenhaus gegangen, um Verschiedenes, was er nach Hause mitnehmen wollte, zusammen zu binden, und Siegwart schlenderte einen Heckengang hinan, um der Nachtigall, welche dort schlug, näher zu kommen. Er blieb hier stehen und lauschte, als er Sophien bemerkte, die unweit von ihm stand.

Der Augenblick war überwältigend für gefühlvolle Herzen; Siegwart vergaß seine Vorsätze, die ihm Zurückhaltung geboten, er ging auf Sophien zu und ergriff entzückt ihre Hand.

„Ach, Sophie," sagte er, „wie himmlisch! Sie sind auch bewegt, es geht Ihnen wie mir. An einem solchen Abende, bei dem hellen Blinken der Sterne, bei dem Schlagen der Nachtigall denke ich an Personen, die ich liebe, auch an Verstorbene. Heute schwebt das Bild meiner Mutter fast sichtbar um mich her, und es ist, als wenn sie mir zuflüsterte, wie selig sie sei."

„Auch meine Bewegung führte mich zu ähnlicher Empfindung," sagte Sophie. „Ich dachte meiner Schwester, die nun bei Gott ist. Sie war mein Alles, meine innigste, vertrauteste Freundin. Sie starb in meinen Armen. Sie ist glücklich, wie man es auf Erden nie werden kann."

Sophie blickte auf Siegwart, und die Wehmuth, welche sich in ihrem Auge spiegelte, drang ihm in das Herz. Rasch sagte er: „Auch wir werden einst glücklich sein," und drückte dem Mädchen, ohne daß er's wußte, die Hand. Sophie blickte zur Seite, um ihre Thränen zu verbergen.

Seit diesem Abende ward die Arme immer düsterer und schweigsamer. Siegwart's Worte: „ich kenne die Liebe bis zu dieser Stunde nicht und wünsche sie auch nie kennen zu lernen," waren ihr wie ein Dolch in das Herz gedrungen. Sie hatte es bisher nicht geglaubt, daß er in das Kloster gehen wolle; jetzt hatte er es selbst ausgesprochen. Sie durfte keine Hoffnung mehr hegen, und das unschuldige Vergnügen, das sie darin fand, ihn zu sehen, mußte sie sich fortan versagen. Tage lang war sie in ihrem Zimmer eingeschlossen; sie betete viel, oder sie stickte sinnbildliche Gegenstände auf die Leinwand. Setzte sie sich zum Klavier, so verlor sie sich in wehmüthigen Phantasien. Manchmal schrieb sie anhaltend, allein Niemand wußte was; denn sie verschloß das Papier, sobald sie überrascht wurde. Die Frühmesse rief sie in das Nonnenkloster und erfüllte sie mit Bildern von überirdischer Liebe und reiner Seelenfreundschaft. Seit sie von Siegwart selbst gehört hatte, daß er in das Kloster treten werde, war auch sie fest entschlossen, sich als Nonne einkleiden zu lassen. Der Gedanke war zu beseligend für sie, sich eben so wie Der, den ihre Seele liebte, ganz dem Himmel zu weihen, ebenso wie er in stillster Absonderung von der Welt sich mit dem Heiland zu vermählen und einst als eine keusche Braut Dem, den sie hier hoffnungslos liebte, als ihrem Bräutigam entgegenzutreten. In dieser Stimmung griff sie zu mystischen Büchern und zu solchen, deren Verfasser andächtige Schwärmer waren. Dadurch erhitzte sich ihre Einbildungskraft noch mehr, und ihr Herz ward mit Verachtung der Welt erfüllt; sie fühlte Lebensüberdruß und wünschte ihren Tod mit aufrichtiger Sehnsucht. Sah sie aber ihren Siegwart wieder einmal zufällig, so war ihre Seele plötzlich aus der Fassung gebracht. Die Welt erschien ihr dann wieder in schönerem Lichte, und Tage lang arbeitete die täuschende Phantasie, bis Sophie jene Ruhe sich wieder gewonnen hatte, welche nur scheinbar den Zustand der gefährlichsten Aufregung verbarg.

Wenn sie im Gefühl dieser Ruhe sich glücklich träumte, zehrte der Gram unerwiderter und unverschmähter Liebe immerwährend an ihrem Leben; ihre Kräfte schwanden allmählich dahin; ihre Wangen bleichten, ihre Augen verloren den lebhaften Glanz, und die zarte Pflanze verwelkte. Ihre Aeltern, welche dies mit Besorgniß wahrnahmen, drangen zu wiederholten Malen mit Bitten in sie, ihnen die Ursache ihres Kummers zu entdecken; aber Sophie verschloß ihr Leid in sich und antwortete nur mit Thränen. Allgemein hieß es, daß sie die Auszehrung habe; sie selbst bereitete die Aeltern auf ihren nahen Tod vor und bat als letzten Trost sich aus, den Rest ihres Lebens im Kloster zubringen zu dürfen. Nur nach langem Ueberreden gelang es dem Beichtvater, die Aeltern dahin zu bringen, diesen Wunsch ihres Kindes zu erfüllen. Sie wollten die schönen Hoffnungen, die sie einst von dem lieblichen Mädchen hegten, nicht gänzlich aufgeben. Als aber der Beichtvater es ihnen als Gewissenssache vorhielt, wenn sie ihrer Tochter Entschluß nicht gut heißen und dem Himmel eine Seele rauben wollten, da ertheilten sie Sophien die Erlaubniß, zum Herbste das Noviziat bei den Nonnen anzutreten. Das Kloster in Günzburg war dasjenige, auf welches ihre Wahl fiel.

Elftes Kapitel.

Ihr Tod.

Siegwart's Vater war schwer erkrankt; eine Reise zu ihm, welche der Sohn unternahm, hatte ihn für einige Zeit aus der gewohnten Umgebung entfernt, erst als die Gefahr von dem theuren Haupte gewichen war, kehrte Siegwart nach Günzburg zurück, wo ihn die wärmste Theilnahme empfing. Grünbach lud ihn ein, ihn in seinem Garten zu besuchen, den die Familie jetzt bezogen hatte, weil Sophiens Zustand von der reinern Luft Linderung erhalten sollte. Sie selbst hoffte nichts davon. Als Siegwart in den Kreis der Freunde trat, konnte ihm die innere Bewegung, welche das Mädchen ergriff, nicht entgehen. Ihr bleiches Aussehen erschreckte ihn; in den Augen las er den Ausdruck tiefer Schwermuth und Trostlosigkeit. Sie machten zusammen einen Gang durch den Garten.

„Ich werde Ihnen noch zuvorkommen," sagte sie, „auf Michaelis gehe ich schon in das Kloster. Werden Sie auch zuweilen an mich denken? Ich werde es oft thun."

„Ich wahrlich auch," erwiderte Siegwart. „Der guten Seelen sind doch so wenig. Ich werde oft der Stunden gedenken, die ich in Ihrem Hause zugebracht, die wir am Klavier mit einander verlebten. Ich werde unserer Gespräche gedenken. Sie werden mir eine holde, heilige Erinnerung sein."

Sophie seufzte.

„Werden Sie aber auch noch an mich denken, wenn ich todt bin?" fragte sie mit leiser Stimme.

„Auch dann noch oft!" antwortete Siegwart und warf einen wehmüthigen Blick auf Sophie. „Ich werde an das Jenseits denken, an den Moment des Wiedersehens in hellern Räumen."

„Das ist süß und tröstlich!" sprach sie, dann setzte sie erst nach einer Pause hinzu: Ich werde bald im Himmel sein, folgen Sie mir bald nach."

Ihr Auge schien verklärt, als sie dies sprach, und Siegwart fühlte sich tief erschüttert.

Zu dem Schuldrama, welches nach damaligem Gebrauch alljährig aufgeführt wurde, wurden jetzt die Rollen ausgetheilt. Einer der Mönche, der es dichtete, wählte den heiligen Thomas von Aquino zum Helden des Stücks, und zwar jenen Moment aus dessen Leben, in welchem Thomas, wider den Willen seiner Mutter, zu Neapel Dominikaner wurde. Der Kampf des Jünglings war gut geschildert; auf der

einen Seite die zärtlichen Bitten seiner Anverwandten, die Thränen seiner Mutter, die Verlockungen, welche man ihm bietet, besonders die Hand eines jungen Mädchens, für das sein Herz nicht gleichgültig ist; auf der andern Seite den Ruf in das Kloster, den er für göttlich hält, den Traum von der Heiligkeit, und Alles, was eine lebhafte Einbildungskraft im Bunde mit vortrefflichen Eigenschaften des Herzens Reizendes am Klosterleben findet.

Diese Rolle war vollkommen für Siegwart geeignet, und er bekam sie auch, weil sie die schwerste war und einen tüchtigen Sänger erforderte. Er war von der Aufgabe bezaubert und suchte sich ganz in sie zu versenken. Er übte sich Tag und Nacht im Singen, und seine Phantasie täuschte ihn dann in dem Maße, daß er der heilige Thomas selbst zu sein glaubte. Diese Beschäftigung fesselte ihn auf's Neue und zwar fester an das Kloster; das Treiben der Weltmenschen war ihm zuwider. Dem jungen Grünbach, der die Rolle der Mutter hatte, wurde er manchmal im Ernst böse, wenn sie ihre Arien zusammen probirten.

Der Tag der Vorstellung kam. Siegwart's gefühlvolles Spiel und sein herrlicher Gesang rührten alle Zuschauer; empfindsame Zuhörerinnen vergossen Thränen. In vielen jungen Herzen entbrannte der Wunsch, sich dem Klosterleben zu weihen. Welchen Eindruck das Schauspiel auf Sophie machte, ist nicht zu beschreiben: jeder Ton drang mit Macht in ihr Gemüth, sie war auf dem Scheidewege zwischen Himmel und Erde, sie sah das Kloster in seiner Herrlichkeit, verklärt durch den Zauber der Beredtsamkeit, durch den Gesang ihres Inniggeliebten; allein sie stand noch inmitten der Welt mit ihm, dem schönen, sanften Jüngling, dem sie so zart verbunden sich fühlte. Ihr Herz war noch getheilt. Die Töne umwogten sie immer mächtiger. Als endlich Thomas alle Ueberredungen bekämpft, alle Hindernisse besiegt hatte, riß auch sie sich von den Lockungen der Gegenwart los und flog im Geiste dem Kloster und dem Himmel zu. Ihr Entschluß stand fest; sie bestürmte ihre Aeltern mit Bitten, den Tag ihrer höchsten, irdischen Glückseligkeit nicht länger aufzuschieben, und, als diese ihr endlich nachgaben, trat sie ihr Noviziat an.

Am Tage vorher nahm sie von Siegwart Abschied; sie hatte ein weißes Kleid mit schwarzen Schleifen an. „Ich bin eine Braut des Himmels und des Todes," sprach sie; „ich habe Freuden von der Welt gehofft, und sie gab mir Thränen. Leben Sie wohl, mein theurer, ewig theurer Freund! Sie wissen nicht, wie theuer Sie mir sind; wenn ich todt bin, sollen Sie's erfahren."

Siegwart rührte dieser Abschied tief, er beklagte sie und ihr Geschick, ohne zu ahnen, daß er allein schuld daran sei. Das arme Mädchen betrat mit ihrem Gram die Schwelle des Klosters, ihre Tage waren fortan zwischen Thränen und Gebet vertheilt. Der Tod war ihr einziger Freund, und die Gedanken an ihn waren ihr die süßesten. Sie machte sich täglich mit ihm vertrauter und fühlte, daß er nicht lange mehr säumen würde.

Ihre Klosterpflichten beobachtete sie genau. Man sah sie schon vor Anbruch des Tages die Erste im Chor; oft kniete sie bleich und in tiefer Andacht betend vor dem Altar, ihre Thränen flossen unter dem Schleier hernieder und benetzten die Binsen. Sie betete auch wol laut und brünstig, und diese glühende Andacht erschöpfte ihre Kraft so sehr, daß sie nicht im Stande war, allein vom Boden sich zu erheben. Während des Essens sprach sie nicht, obgleich die Aebtissin vom Schweigen dispensirt hatte; sie hob die Augen nur dann und wann und richtete sie auf ihre Schwestern, um in ihren Blicken den Zustand ihrer Seele zu lesen. Ach, keine war so unglücklich wie sie! Sie hatte keine von den Nonnen in ihr Vertrauen gezogen. Allein Cäcilie, ein zwanzigjähriges Mädchen, welche mit Sophie dieselbe Zelle bewohnte, schloß ihr ihr Herz auf; denn sie war auch von Gram bedrückt, und das Unglück sucht Gesellschaft und theilt seine Leiden gern mit andern Leidenden.

Es schien, als ob ihre Seelen einen gemeinschaftlichen Kummer empfänden, allein sie wagten es nicht, ihn seinem ganzen Umfange nach sich zu entdecken. Sie sahen sich oft stillschweigend an, drückten sich die Hände und umarmten sich dann, um ihre Thränen zu verbergen. War Sophie allein, so kniete sie vor ihrem Kruzifixe, betete um baldige Erlösung und setzte sich dann zur Arbeit, die im Sticken und im Verfertigen von Agnus Dei bestand. Sie stickte Blumen, aber nicht solche, die in ihrer Farbenpracht glänzen — es waren Todtenblumen oder welkes Laub. Manchmal zeichnete sie auch einen Grabhügel und Cypressen darum her; auf den Stein schrieb sie ihren Namen ein. War die Zeichnung vollendet, so konnte sie sich der Rührung nicht erwehren, sie benetzte das Papier mit ihren Thränen und zerriß es dann.

Bei allen diesen Beschäftigungen schwebte Siegwart's Bild ihr immer vor der Seele. Die beständige Einsamkeit ist nicht geeignet, eine solche Erinnerung zu bannen, vielmehr macht sie die Einbildungskraft erst recht erfinderisch, uns mit dem geliebten Gegenstande auf den verwickeltsten Wegen, in den mannichfaltigsten Verhältnissen zu erblicken und so Das, was der Wirklichkeit an Farbenreiz und Lust abgeht, auf träumerische Weise zu ersetzen. Selbst in ihre Andachtsübungen drang die Vorstellung von ihm, den sie über Alles auf Erden liebte, und sie machte sich bittere Vorwürfe darüber und schalt sich eine der Gnade Unwürdige. Aber trotz dieser schweren Kämpfe konnte sie ihn doch nicht vergessen; Alles rief ihn in ihre Erinnerung zurück. Dieser harten Aufgabe unterlag ihre Seele endlich. Sie verzehrte sich in Gram, wie in der Sonne ein Quell versiegt. Ihre Kräfte nahmen ab, und sie konnte oft nicht mehr ihre Zelle verlassen. Dann schrieb sie stundenlang unter dahinströmenden Thränen, bis sie nicht mehr konnte und das Papier verschloß. Einige Mal sprach sie mit ihrer Mutter am Sprachgitter; die Mutter suchte sie unter Thränen zu bereden, daß sie in die Welt zurückkehre, aber ihre Thränen und Bitten halfen nichts.

Die Krankheit, welche Sophien's Leben zerstörte, machte indeß mächtige Fortschritte. Cäcilia war beständig um die Leidende. In einer schlaflosen Nacht erzählte ihr Sophie die einfache und kurze Geschichte ihrer Liebe. Nachdem sie zu Ende war, sprach sie mit feierlichem Ernste: „Verschließe mein Geheimniß in Dich und nimm es mit in's Grab. Beleidige Deine todte Freundin nicht durch Untreue, sonst würde unser dereinstiges Wiedersehen dadurch getrübt werden. Dieses versiegelte Paket ist für Siegwart bestimmt; meine Mutter, welcher Du es nach meinem Tode übergibst, soll es ihm einhändigen. Danke meiner Mutter für ihre Liebe und meinem Vater auch; küsse ihre Hand, wie ich die Deinige jetzt küsse, ebenso heiß und brünstig. Sage ihnen, daß ich jetzt ganz glücklich werde. Meine arme Mutter soll sich nicht zu sehr betrüben. Was sind die Jahre des Lebens? Bald werden wir uns wiedersehen — ohne Seufzer, ohne Thränen! Trage Deine Leiden diese wenigen Schritte hienieden mit Geduld; Du wirst Freude daraus ärnten. Folge mir bald nach!"

Cäcilia, welche auch wegen einer unglücklichen Liebe in das Kloster getreten war, weinte heftig bei Sophien's Mittheilung. Dies erschütterte die Kranke noch mehr. Sie legte sich auf die Seite, verhüllte ihr Gesicht und schlummerte ein; allein der Schlummer übte seine heilsame Kraft nicht mehr über diesen zerstörten Organismus. Sophie erwachte am Morgen nur noch erschöpfter; ihre Stimme war gebrochen, man konnte sie nur mit Mühe verstehen. Der Klosterbeichtvater betete ihr vor und spendete ihr das Abendmahl und die letzte Oelung.

Sie fiel hierauf in eine so vollständige Abspannung, daß man sie auf den ersten Blick für todt gehalten hätte, hätte ein leises Beben des Halstuches nicht schwach angedeutet, daß noch Leben in dieser Brust wohne. Wirklich erhob sich dieses Leben noch einmal mit einiger Stärke. Sophie wachte gegen Abend auf und konnte eine halbe Stunde lang mit großer Andacht laut beten. Diese Anstrengung war die letzte, welche sie über sich vermochte; plötzlich verlor sie die Sprache und blickte mit wehmüthigem Ausdruck auf Cäcilia. Die Züge, welche sie mit ihrem Finger auf die Bettdecke beschrieb, sollten ein S bedeuten, des theuern Heißgeliebten Namen. Mit dieser Aeußerung ihrer unvergänglichen Liebe bis zum letzten Augenblicke schied sie vom Leben.

Cäcilia gab den andern Tag der trostlosen Mutter das Paket, auf welchem Siegwart's Name stand. Er brach es voll banger Ahnung auf. Es enthielt eine Art von Tagebuch, welches an ihn gerichtet war.

August Lewald.

(Schluß folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.



№ 156.] — Erscheint jeden Mittwoch. — **Leipzig, den 23. Juni 1847.** — Preis vierteljährlich 1 Thlr. — **[III. Band.**

Inhalt.

Martin, das Findelkind,

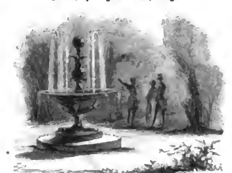
oder Memoiren eines Kammerdieners.

Achter Band.

(Schluß aus Nr. 155.)

Elftes Kapitel.

Fortsetzung des Epiloges.



Just und Regina hatten einander, indem sie der unbefangenen und verständigen Rede der Robin zuhörten, mehre Male verwundert angesehen. Unterdessen waren sie an's Ende des Kuhstalles und die Grenze von des guten Mädchens Gebiete gekommen; diese setzte hinzu:

„Wenn Sie nicht auf Herrn Claudius warteten, so würde ich Sie noch in den Stall der Kühe, welche kürzlich gekalbt haben, so wie zu den säugenden führen, und dann in den Milchkeller. Das ist prächtig zu sehen — da ist eine Maschine, die ganz von selbst geht und täglich vier bis fünf hundert Pfund Butter macht — und wir essen sie selbst, die gute Butter. Es ist nicht wie früher, wo wir sie nur zu sehen bekamen, wenn wir sie machten, und wo wir sie auf den Markt trugen — wir bekamen die bittere Buttermilch, die Stadt die gute Sahne! Und die Hühnerställe und Hühnerhöfe," rief die Robin begeistert, „dagegen ist die Melkerei noch nichts. Die Hühnerställe müssen Sie sehen — die stehen unter der Aufsicht der Bruyère, eines kleinen Mädchens, das so schön ist wie der Tag, so gut, wie der liebe Gott groß ist, und sich auf die Feldarbeiten so vollkommen versteht, daß der erfahrenste Arbeiter und Schäfer von ihr lernen könnte.

„Und das niedliche kleine Wunder wohnt hier?" fragte Regina mit Theilnahme.

„Ja, Madame — jetzt ist sie sehr kummervoll, aber ich denke, das wird wol vorüber gehen. Uebrigens, da sie niemals sehr lustig gewesen ist, so ist der Kummer bei ihr weniger bemerkbar, als bei einer Andern. Aber Sie müssen die Hühnerhöfe und Hühnerställe noch sehen. Es sind da immer drei bis vier Tausend Stück Federvieh, Truthühner, Gänse oder Perlhühner, die in Heerden von zweihundert getheilt sind — ein zehnjähriger Knabe und ein Hund sind hinreichend, um jede Heerde zu führen, und ein berittener Mann überwacht sie alle. Es gibt darunter Stücke, die zart sind wie Butter und weiß wie Milch. Sonst wußten wir nur von Hörensagen, wie Gänse und Truthühner schmeckten. Jetzt essen wir oft dergleichen, und verhältnißmäßig verkauft unsere Genossenschaft für mehr Geld, als sonst alle Meiereien zusammen. Nun, natürlich ist's freilich — jetzt wiegen diese Thiere, gut gefüttert, wie sie sind, viel mehr — von den Kleinen, die nun gut gehalten werden, sterben nicht zehn — ohne in Anschlag zu bringen, daß die Füchse und Marder, die in den einsam liegenden Meiereien sonst wenigstens die Hälfte von der jungen Brut fraßen, sich's gar nicht einfallen lassen dürfen, sich hier gütlich thun zu wollen. Und wenn Sie die Schäfereien sähen, die sind schön! — und die Ställe — es sind da sechzig Paar prächtige Arbeitspferde in einem einzigen Stalle, das ist ein herrlicher Anblick — was die Sorgfalt und Reinlichkeit anbetrifft. Ja, Sie können sich wol denken — ich hab' auch Eigenliebe, ich möchte nicht, daß man Ursache hätte zu sagen, die Schäferei oder der Pferdestall, oder die Hühnerställe thäten es unserer Melkerei zuvor. Und da denn wieder mir an dem Pferdestall liegt, wie an der Melkerei Denen, welche die Schäferei, die Hühnerhöfe und den Pferdestall besorgen, so haben wir Alle ein Interesse dabei, die Sache gut zu machen und uns daran zu freuen, wenn die Andern es auch gut machen. Wozu sollten wir eifersüchtig sein, da Alles Allen zu Gute kommt?"

„Aber," sagte Just, immer mehr erstaunend, „ich höre Sie von einer traurigen Vergangenheit reden, vom Sonst, da für Menschen und Vieh Alles schlimm ging — durch welches Wunder hat sich denn diese traurige Vergangenheit so umgewandelt?"

„Sehen Sie, Herr," sagte die Robin, „da kommt Meister Claudius her, der kann Ihnen das besser erklären, als ich."

Wirklich sahen Just und Regina, die während dieses letzten Theiles der Unterredung wieder aus der Melkerei auf den Hof hinausgetreten waren, Claudius Gérard vom kleinen Peter geleitet auf sich zukommen.

Claudius Gérard trug noch immer seinen langen, grau werdenden Bart, aber seinen Anzug aus Thierhäuten hatte er mit nicht so wild aussehenden Kleidungsstücken vertauscht. Seine Gesichtszüge hatten ihre Herbheit verloren, sie trugen jetzt das Gepräge eines sanften, schwermüthigen Ernstes.

Als Claudius Just's Karte empfing, frohlockte er innerlich, daß der Graf Duriveau und Martin gerade abwesend waren, um zwei Meilen von dort gewisse Arbeiten zu beaufsichtigen, da Herr Duriveau und sein Sohn aus sehr verschiedenen Beweggründen sich vor Just und Regina nicht sehen lassen konnten oder wollten. Claudius hatte es also über sich genommen, sie zu empfangen.

Just war, wie man sich erinnern wird, zu Claudius Gérard, als dieser bei Evreux Lehrer war, in ein gewisses Verhältniß getreten. Auch besann sich Just, wie er näher kam, und nachdem er ihn aufmerksam angesehen, sogleich auf ihn und sprach, erfreut über dieses unverhoffte Zusammentreffen:

„Hab' ich nicht die Ehre, mit Herrn Gérard, früherem Lehrer bei Evreux, zu sprechen?"

„Ja, mein Herr," antwortete Claudius und verbeugte sich vor Just, „ja, mein Herr, und als ich auf der Karte, die Sie mir gütigst haben schicken wollen, Ihren Namen las, hab' ich mich über den Zufall, der Sie hieher führte, sehr gefreut."

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mein Herr," versetzte Just, indem er dem Claudius vertraulich die Hand hinstreckte, wie sehr es auch mich freut, Sie in solcher Lage wiederzufinden."

Dann wandte Just sich an seine Frau und setzte hinzu:

„Ich stelle Dir hier den Claudius Gérard vor, liebe Regina, von dem ich Dir nur das Eine erzählen will, daß mein Vater von ihm gesagt hat: er ist einer von den Unsern — denn in meinen Briefen hatte ich meinem Vater häufig von der lebhaften Theilnahme, der tiefen Verehrung erzählt, welche mir des Herrn Gérard Charakter und Geist einflößten."

„Just hat Recht, mein Herr," sagte Regina anmuthig, indem sie sich an Claudius wandte, „Der, von welchem der Doctor Clément gesagt hat: er ist einer von den Unsrigen, muß für alle rechtschaffenen Leute ein achtungswerther Mann, für Just und mich ein Freund sein."

Und Regina reichte auch ihrerseits dem Claudius ihre schöne Hand; dieser verbeugte sich und drückte sie leise, dachte aber dabei mit geheimem Kummer, daß Martin sich in seinem freudelosen Leben niemals einer ähnlichen Gunstbezeugung von Regina zu erfreuen gehabt habe, er, dem sie unbewußt Alles verdankte.

„Aber, lieber Gott, mein Herr," fing Just wieder an, wir sind hier ja in einem Wunderlande. Freilich sind mir viele von diesen Wundern jetzt, da ich Sie hier weiß, viel erklärlicher. Aber erschließen Sie mir doch das Geheimniß der unglaublichen Umwandlung, welche dieser Landstrich erfahren hat, und von der sich die Anzeichen uns auf jedem Schritte dargeboten haben und noch darbieten."

„Wir haben so eben unter der Führung einer wackeren und verständigen Person, welche durch ihren unbefangenen, gesunden Sinn den günstigsten Ein-

druck auf uns gemacht hat, die Melkerei besehen," setzte Regina hinzu. „Mit Einem Worte, mein Herr, erlauben Sie uns an Sie die Fragen zu richten, welche wir, da wir diese Gebäude erblickten, uns selbst vorlegten: ist das ein Schloß, ist es eine große Landwirthschaft, ist eine gewaltige Fabrik?"

„Etwas von Allem, Madame," versetzte Claudius mit sanftem Lächeln, „und wenn Sie die Güte haben wollen, mitzugehen, so kann ich Ihnen in wenigen Worten das anscheinende Räthsel aufklären."

Claudius Gérard bot Regina den Arm, führte sie durch einen Gang, der von dem Hofe der Melkerei in einen der weiten Bogengänge ging, von dem im Innern des Vierecks liegenden Garten umgeben, und schritt dann, beständig von den beiden Besuchern begleitet, aus dieser Galerie, auf den Springbrunnen zu, hier zeigte er dann dem Just die Inschrift und sagte zu ihm:

„Die Inschrift kennen Sie seit langer Zeit, Herr Just: „Keiner hat ein Recht auf den Ueberfluß, so lange nicht Jeder das Nothwendige hat."

Bei dieser Anführung eines hochsinnigen Grundsatzes, den er so oft von seinem Vater in denselben Ausdrücken gehört, wußte Just im höchsten Erstaunen zuerst nichts zu antworten, dann befeuchtete eine Thräne sein Auge, und er sah Regina mit unaussprechlicher Rührung an.

„Ich verstehe Dich," sagte diese ebenso ergriffen wie ihr Gemahl, „es macht mich stolz, daß ich an Deiner edeln Rührung Theil nehmen darf, insofern hier derselbe Grundsatz durchgeführt ist, den Dein Vater mit so bewundernswürdigem Edelmuth befolgte."

„Sie irren nicht, Madame," versetzte Claudius Gérard, „und so mächtig ist die unwiderstehliche Kraft großer Gedanken, daß die bloße Durchführung dieses hochsinnigen Grundsatzes des Doctor Clément hingereicht hat, das Wunder in's Werk zu setzen, über welches Sie erstaunen."

„O, erklären Sie sich doch näher!" bat Just, „Sie können denken, daß selbst diese Einzelnheiten für mich von doppeltem Interesse sein müssen."

Nach kurzem Schweigen sprach Claudius Gérard:

„Ein sehr reicher Mann hatte seit langer Zeit im Müßiggange und unbekümmert um das traurige Loos seiner unglücklichen Menschenbrüder, wie Ihr Herr Vater sich auszudrücken pflegte, Herr Just, dahin gelebt. Plötzlich wird sein Inneres von einem furchtbaren Unglücksfall erschüttert — und derselbe Mann ist durch diese schreckliche Prüfung umgewandelt und wiedergeboren und sucht seitdem in Ausübung der erhabenen Grundsätze der Bruderliebe seinen Trost. Der Schmerz, der sonst unfruchtbar ist — hier entsproß ihm die reichste Aernte."

„Diese Umwandlung zeugt, so spät sie gekommen sein mag, doch von natürlicher Herzensgüte," sagte Regina.

„Wenn einer durch Wohlthun seinen Kummer zu vergessen sucht — das erwirkt Vergebung für Alles Geschehene," sagte Just.

Wenn sie wüßten, dachte Claudius, daß Der, von welchem sie da mit so viel Theilnahme sprechen, und der diese jetzt auch verdient, der Graf Duriveau ist!

Dann fuhr er fort:

„Für diesen Mann ist der Grundsatz Ihres Vaters, Herr Just: Keiner hat das Recht auf Ueberfluß, so lange nicht Jeder das Nöthige besitzt — wie gesagt, eine wahre Offenbarung gewesen. Er war Besitzer dieses prachtvollen Schlosses und des ungeheuern Grundeigenthums, das zu demselben gehört. Nun blickte er um sich und sah überall nur Armuth, Krankheit, Unwissenheit und Verzweiflung.' Da sagte er: Dieses Land ist tödtlich ungesund, traurig unfruchtbar; ich will meinen Ueberfluß dran geben und das Land gesund und fruchtbar machen. Die Reihen der kränklichen, erschöpften Bewohner werden durch Fieberkrankheiten gelichtet; sie sollen gesund und kräftig werden, und ihr Lebensfaden so nicht vor der Zeit abreißen. Sie bewohnen schreckliche Höhlen, in denen sie den traurigsten Entbehrungen unterworfen sind; sie sollen gesunde, heitre Wohnungen bekommen, in denen es ihnen auch an nichts Nothwendigem fehlen soll. Sie müssen mit der äußersten Anstrengung arbeiten und thun es mit Widerwillen, weil sie ihren Bedürfnissen damit doch nicht zu genügen wissen; ihre Arbeiten sollen anziehend, abwechselnd, geistig und erträglich werden, damit der Hang zum Wohlleben und das Gefühl göttlicher Würde sie ihre Arbeiten lieben und achten lehren. Endlich sind sie, weil sie Jeder für sich allein stehen, unglücklich, schwach, unwissend und oft mit einander verfeindet; sie sollen glücklich, stark, aufgeklärt und von Liebe zu einander erfüllt werden — sie sollen mit Einem Worte durch den Zusammentritt zu einer Genossenschaft, wobei ich ihnen mit gutem Beispiel vorangehen will, Brüder werden. So sprach der Mann," sagte Claudius Gérard, „und was er wollte, ist geschehen."

„Nichts kann edler sein, als diese Betrachtungen," rief Just. „Ich wundere mich nicht über die Fruchtbarkeit solcher Grundsätze, sondern über ihre so rasche und in so großem Maßstabe bewirkte Anwendung."

„Als es sich um die Anwendung handelte," sagte Claudius Gérard, „da merkte erst dieser Mann, daß die Stunde der Entsagung und Selbstaufopferung gekommen sei."

„Wie das, mein Herr?" fragte Regina.

„Der Mann begriff, daß er bei dem Zustande von Elend und roher Unwissenheit, in welchen Die, welche er umzuwandeln wünschte, versunken waren, wenn man ihnen zu geistiger und materieller Wiedergeburt verhelfen wollte, erforderlich sei, ihnen greifbare Vortheile anzubieten und mittels eines edelmüthigen Beispiels eine entschiedene Wirkung auf sie auszuüben. Er rief also seine Pächter so wie die Bewohner dieses ärmlichen Dörfchens zusammen und sprach zu ihnen: Seitdem ich unter Euch lebe, hätte ich die strengen Pflichten, welche Die, welche Alles besitzen, gegen Die, welche nichts besitzen, zu erfüllen schuldig sind, erfüllen sollen. Ich muß das Vergangene wieder gut machen, die Zukunft, hoff' ich, wird mich entsühnen; was ich Euch vorzuschlagen habe, ist Folgendes: der Grund und Boden dieser Gemeinde beläuft sich auf ungefähr sechstausend Morgen, die mir gehören, und dazu etwa dreihundert, die unter Euch vertheilt sind — laßt uns in eine Genossenschaft treten — laßt uns aus Eurem und meinem Grundbesitz ein einziges Grundstück machen, welches das Unsrige sei — und so mag es auch mit unseren Heerden und Pferden gehalten werden. In dieser Genossenschaft werdet Ihr die Arme für den Landbau und den praktischen Betrieb beisteuern, ich den Boden, die Baulichkeiten und das zur Urbarmachung nöthige Geld. Wenn ich nun auf diese Weise die Geldmittel, sowie was sonst die nothwendige Voraussetzung der Arbeit bildet, hergebe, so steure ich allein eben so viel bei, wie Ihr alle zusammen, und so könnte ich von Rechtswegen auf die ganze Hälfte unseres Einkommens Anspruch machen — aber auf dieses Recht, auf die Bevorzugung leiste ich im Sinne der Bruderliebe, die mich mit Euch verknüpft, Verzicht und verlange nichts Anderes, als den Antheil einer einzelnen Person, wie ihn jeder von Euch bekommt, und auch diesen will ich wie Ihr durch Arbeit verdienen, indem ich alle meine Geisteskräfte an die gute Verwaltung unserer Angelegenheiten setze. Ich habe vierzig Jahre in traurigem, nutzlosem Müßiggange hingelebt, ich habe viel wieder gut zu machen; so soll denn vom Tage, da unsere Genossenschaft zusammentritt, Niemand, das versprech' ich Euch, mehr Pflichteifer, mehr Aufopferung für das allgemeine Wohl an den Tag legen."

„Das ist bewunderungswürdig!" rief Just.

„Solche Selbstentäußerung," sagte Regina gerührt, „solche Anerkennung der Würde der Arbeit und der gleichen Verpflichtung Aller zu ihr trägt eine herrliche Lehre in sich."

„Und das Versprechen, das der Mann gethan," sagte Claudius, „hat er gewissenhaft gehalten."

„Und die Genossenschaft ist sogleich zusammengetreten?" sagte Just.

„Nicht sogleich," sagte Claudius, „obwol sie diesen armen Leuten unerhörte Vortheile versprach, hatte man doch mit dem Mißtrauen und den Vorurtheilen zu kämpfen, die von der Unwissenheit und Unterdrückung, in welcher die Unglücklichen hinlebten, leider unzertrennlich sind. Was setzt Ihr denn auf's Spiel? sprach der edle Mann zu ihnen, dem Sie Ihre Bewunderung schenken, Herr Just, versucht es doch nur. — Ich nehme die erste Einrichtung über mich und sichere Euch obendrein Euren Lebensunterhalt in den ersten beiden Jahren; Ihr vertauscht Eure traurigen, mörderischen Wohnsitze mit gesunden, heiteren, bequemen Wohnungen; Eure niederdrückenden, nichts weniger als einträglichen Arbeiten sollen einträglich und durch ihre Mannichfaltigkeit anziehend werden. Versucht nur dieses Leben erst einmal — was setzt Ihr denn auf's Spiel? Die Grundstücke, welche Ihr mit denjenigen, die ich beisteure, in Eins zusammenwerft, sind ja nach zwei Jahren mit dem Ganzen wiederum Eure. Scheint Euch dann Eure Lage nicht verbessert zu sein, so könnt Ihr in Eure alten Hütten zurückkehren, welche stehen bleiben werden."

„Gegen diese unverkennbaren Vortheile haben sie sich doch unmöglich lange verblenden können," sagte Just.

„Beinahe zwei Monate lang," antwortete Claudius Gérard.

„Wie ist es möglich — gegen so unverkennbare Vortheile!" rief Regina.

„Ach, Madame," antwortete Claudius Gérard traurig, „diese Unglücklichen waren seit langer Zeit daran gewöhnt, vernachlässigt oder hart behandelt zu werden; es war in ihnen alles Vertrauen auf menschliche Güte so sehr ausgetilgt, daß sie sich selbst mit einer Art von furchtsamem Mißtrauen die Frage vorlegten: warum man doch in Bezug auf sie so viel Uneigennützigkeit und Edelmuth an den Tag lege."

„Sie haben Recht, mein Herr," sagte Regina, „dieses Mißtrauen ist eine bittere Satire auf die Vergangenheit."

„Am Ende," fuhr Claudius fort, „kam die Genossenschaft doch zu Stande. Ein halbes Jahr darauf wurde das frühere Dorf mit einer Art heiterer Feierlichkeit dem Erdboden gleich gemacht. Was das Glück und den Wohlstand anbetrifft, deren jetzt diese noch kürzlich so überaus elende Bevölkerung genießt, so bitte ich Sie nur, mit mir zu kommen, und was Sie sehen werden, das wird Ihnen die bewundernswürdigen Ergebnisse der Genossenschaft vor Augen führen."

Mit diesen Worten führte Claudius Gérard Just und Regina in das Hauptgebäude, welches sonst das Schloß gebildet hatte; die weiten Säle waren in Schulstuben für die Knaben, in Nähschulen für die jungen Mädchen, in Warteschulen für die kleinen Kinder der Genossenschaft umgewandelt. Ein großes Zimmer, das in den Wintergarten führte, den man beibehalten hatte, diente als Versammlungsort und Speisesaal für diejenigen Mitglieder der Genossenschaft, die lieber zusammenessen, als die Speisen aus der gemeinschaftlichen Küche in ihre Wohnungen holen wollten. Die oberen Stockwerke dienten zur Aufbewahrung des Leinenzeugs, als Krankenzimmer, als Vorrathskammern für die rohen Stoffe aller Art, die in weiten Werkstätten verarbeitet wurden. Denn diese Genossenschaft war zugleich auf den Ackerbau und die Industrie berechnet; auf diese Weise konnten die langen Abende und die vielen Wintertage, an denen die Feldarbeit ruhen mußte, nützlich angewandt werden; die Mitglieder der Genossenschaft fanden hier mannichfaltige Beschäftigung, und das Erträgniß des Ganzen erhöhte sich beträchtlich.

Was die Wohnungen der Mitglieder der Genossenschaft anbetraf, so bestanden sie, je nach dem Bedürfniß der Familie, aus einer oder zwei Stuben, die alle nach den inneren Gärten hinaus lagen und im Sommer gut gelüftet, im Winter mit Dampf geheizt wurden. Auf diese Weise wurde das unablässige Feuer in der gewaltigen Küche zu doppeltem Zwecke angewandt. Ueberall waren Wasser- und Gasleitungen angebracht. Die Kinder und heranwachsenden jungen Leute schliefen in Schlafsälen unter der Aufsicht von Familienvätern und Müttern, die sich zu diesem Behufe ablösten. Kochen und Waschen, mit Einem Worte, alle Hausstands- und Professionsarbeiten wurden in eigens dazu bestimmten Räumen vorgenommen, die Wohnungen der Mitglieder der Genossenschaft waren nur für's Familienleben, für Ausruhen und zum Schlafen bestimmt und wurden äußerst reinlich gehalten; mehre Mitglieder hatten sogar schon einen Theil ihrer Einkünfte dazu verwendet, ihre Privatwohnung mit einer gewissen Pracht auszuschmücken.

Just und Regina, die immer mehr von Bewunderung ergriffen wurden, traten bald darauf unter der Leitung des Claudius Gérard in einen weiten Saal, wo an funfzig junge Mädchen und Weiber, von blühender Gesundheit und reinlicher Kleidung sei's mit Spitzenklöppeln, sei's mit allerlei Weißnäherei

beschäftigt waren. Unter den Arbeiterinnen bemerkten Just und Regina die wackere Robin und ihre Genossinnen im Stalle, die während der Zeit, daß sie nicht hier zu thun hatten, je nach ihrer Geschicklichkeit oder ihrem Geschmack an diesen Arbeiten Theil nahmen, während Andere sich lieber im Garten, im Waschhaus oder in der Kochanstalt beschäftigten.

Nichts konnte heiterer und belebter sein, als diese Versammlung von jungen Arbeiterinnen; das leichte Geschwätz der einen, das frische, sanfte Lachen der andern, das leise Singen einer dritten Klasse bildete ein gar anmuthiges Gemurmel.

Plötzlich blieben Just und Regina bei Erblickung eines rührenden Gemäldes, das ihnen vor Augen trat, betroffen und ergriffen stehen.

In den weiten Arbeitssaal trat Madame Perrine — sie ging langsam und stützte sich mit der Hand auf Bruyère's Schulter.



Martin's Mutter, die trotz ihrer Blässe noch sehr schön war, sah ein wenig leidend aus, aber ihr Gesicht hatte den allerentschiedensten Ausdruck von Herzensgüte; sie war nach ihrer Gewohnheit schwarz gekleidet, und eine einfache weiße Mütze ließ ihr schwarzes Haar zum Theil frei.

Bruyère, welche ihren Gang sorgfältig nach dem ihrer Mutter richtete, die sich leise auf ihre Schulter stützte, hatte ihren eigenthümlichen, natürlichen Anzug beibehalten: ein paar Zweige rosenrothen Haidekrauts schmückten ihr lockiges Haupthaar; ihre runden, leicht von der Sonne gebräunten Arme waren halb entblößt, es waren nur weiße Strümpfe und kleine Lederschuhe an die Stelle ihrer Binsenstiefelchen und Holzschuhe getreten, man las auf ihrem reizenden Gesicht, das bleich und liebevoll war, wie das ihrer Mutter, die Spuren eines entsagenden Trübsinns; die arme, kleine Bruyère beweinte noch immer ihr Kind, das ihr doch so viel Thränen, so viel Beschämung gekostet hatte.

„Mein Gott, Herr Gérard," sagte Regina ganz leise, wer ist denn das allerliebste Mädchen, die da hereinkommt, und auf welches sich die Dame mit dem edeln und sanften Gesichte stützt?"

„Ich hab' in meinem Leben nichts Niedlicheres gesehen, als dieses junge Mädchen mit dem rosenrothen Haidekraut im Haar," setzte Just hinzu, „was für sanfte Züge, was für ein kluger Blick!"

„Und was für ein Reiz, was für eine Anmuth in ihren geringsten Bewegungen!" fügte Regina hinzu.

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung des Epilogs.



Claudius, welcher bei der Bewunderung, die Just und Regina bei Bruyère's Anblick an den Tag legten, sichtbar gerührt wurde, sagte zu ihnen:

„Diese bleiche Dame mit dem edlen, sanften Gesicht ist die Frau Dessen, welcher alles das Gute gethan hat, das Sie bewundern."

„Seine Frau!" sagte Regina gerührt, „da muß es sie sehr stolz, sehr glücklich machen, ihm anzugehören."

„Ja, es macht sie glücklich und stolz," antwortete Claudius.

„Und dieses allerliebste Mädchen," antwortete Just, „ist ihre Tochter?"

„Sie ist die Tochter der bleichen Dame," antwortete Claudius, „und die angenommene Tochter Dessen, von welchem wir reden, aber er liebt sie so zärtlich, als wäre sie ihm blutsverwandt."

„Und hat er einen Sohn?" sagte Just.

„Ja, mein Herr," antwortete Claudius.

„Und der ist seiner gewiß würdig?" sagte Regina.

„Ja, Madame," versetzte Claudius mit tiefer Rührung, „einen würdigen, wackern Sohn."

Jetzt trat Frau Perrine, oder vielmehr Madame Duriveau, nachdem sie einigen jungen Mädchen, welche Spitzen klöppelten, mit ihrem Rathe beigestanden, auf Claudius zu, wobei Bruyère, auf deren Schulter sie sich stützte, immer vor ihr herging. Als sie darauf bemerkte, daß der Lehrer die Fremden bei sich hatte, erröthete sie ein wenig, während Bruyère ihre großen Augen verwundert und schüchtern zu ihnen aufschlug.

„Madame," sagte Regina mit gerührter Stimme, indem sie voll Ergebenheit und Hochachtung auf Martin's Mutter zutrat, „erlauben Sie zweien Unbekannten, der tiefen Bewunderung des edeln Mannes Worte zu geben, welcher diesen Landstrich, der, wie wir hören, früher so arm und unglücklich war, in ein wahres gelobtes Land umgeschaffen hat — möge sein Name, den man uns, vermuthlich um seiner Bescheidenheit nicht zu nahe zu treten, bis jetzt nicht genannt hat, ewig gesegnet sein."

„Es ist ein angenehmes Gefühl für uns, Madame," setzte Just hinzu, „wenigstens Ihnen, der würdigen Gattin dieses großen Wohlthäters der Menschheit, es zu erkennen geben zu können, was für einen tiefen Eindruck Alles, was wir hier sehen, auf uns macht, und wie erkenntlich wir dafür im Namen der ganzen Menschheit sind."

Bei diesen Worten erhöhte sich die sanfte Röthe noch, die seit einer Woche dem bleichen Antlitz der Madame Perrine Farbe gab; ein Ausdruck trübsinnigen Stolzes funkelte in ihren großen, schwarzen Augen, die feucht von Thränen wurden; dann antwortete sie Just und Reginen, in ihrer Einfachheit immer würdevoll:

„Ich danke Ihnen im Namen meines Mannes für das Lob, das Sie ihm ertheilen. Madame, glauben Sie mir, er verdient es; denn wenn er einen Kummer hat, so ist's, weil er noch nicht alles das Gute hat thun können, das er gern thun möchte."

Dann machte Madame Duriveau eine leichte Verbeugung, wechselte mit Claudius Gérard ein Lächeln voll süßer Befriedigung und entfernte sich mit Bruyère langsam.

— — — — — — — — — — — — —

Ungefähr eine Stunde darauf hatten Just und Regina die Besichtigung der Anstalt, welche sie unter Claudius Leitung anstellten, beschlossen und warteten unter der Arkade aus Ziegelsteinen, welche im Innern des Vierecks herumlief, auf ihren Wagen. Regina hielt in der Hand einen schönen Strauß von Herbstblumen, die Claudius ihr auf den Beeten gepflückt hatte.

„So groß, Madame," sprach der Lehrer, „ist die allmächtige Fruchtbarkeit des großen Grundsatzes der Bruderliebe, daß diese Genossenschaft, die vermöge der vortrefflichen Vertheilung der Arbeit unter Alle Allen ein Geringstes, das heißt, das Nothwendige, gewährt, die ihnen mit Einem Worte die billige Befriedigung aller geistigen und leiblichen Bedürfnisse sichert und Denen, welche ihn durch ein Mehr von Arbeit erkaufen wollen, später selbst zum Ueberfluß verhelfen wird — daß diese Genossenschaft, sage ich, nicht nur vom sittlichen Standpunkte aus betrachtet, eine vortreffliche Einrichtung ist, sondern obendrein noch vom kaufmännischem Gesichtspunkte aus für den Begründer ein vortreffliches Geschäft sein würde, hätte er nicht in edler Uneigennützigkeit von seiner Seite auf alle die Vortheile Verzicht geleistet, auf welche er für den Antheil, den er selbst beigetragen, von Rechtswegen hätte Anspruch machen können. Das leuchtet so sehr in die Augen, daß bereits zwei angrenzende Grundeigenthümer voll Verwunderung über die Ergebnisse, die wir erzielt haben, mit den Pächtern und Tagelöhnern in eine Genossenschaft getreten sind, um zugleich Ackerbau und Fabrikarbeit zu betreiben — wozu sie selbst, als reiche Grundbesitzer, die ersten Auslagen für die Einrichtung hergeben. Auf diese Weise werden sie nicht blos im ungeheuren Maßstabe Gutes wirken, sondern auch ihr Vermögen vergrößern *)."

„Und das wundert mich nicht, mein Herr," versetzte Just, „mein Vater hatte einen Grundsatz, der auch in diesem Falle Anwendung findet: Thue, was recht ist, so wird sich das Glück schon einstellen. So unfruchtbar die selbstsüchtige Isolirung ist, so reich an Erträgnissen ist die Verbrüderung mit Andern und —"

Just ward durch einen Schreckensruf Regina's unterbrochen; er wandte rasch den Kopf nach der Seite und sah sie bleich, empört, zitternd dastehen.

„Er ist's," rief sie, und trat schnell auf Just zu, um sich unter seinen Schutz zu stellen, und bei dieser raschen Bewegung ließ die junge Frau den Blumenstrauß fallen, den sie in der Hand hielt.



Just blickte auf den Ort hin, auf welchen sich der erschreckte Blick seiner Frau gerichtet hatte, und sah

*) Wir haben nur einen ganz oberflächlichen und unvollständigen Abriß von Dem geben können, was aus einer zugleich ackerbautreibenden und der Fabrikation obliegenden Genossenschaft werden kann, die auf den Grundlagen des Capitals, der Arbeit und Einsicht ruht. Diejenigen von unsern Lesern, welche Lust verspüren sollten, die Einrichtung im Einzelnen kennen zu lernen, verweisen wir auf das vortreffliche Büchlein von Mathias Briancourt: Organisation et association du travail; erschienen Libraire Sociétaire, 10, rue de Seine.

zehn Schritte von sich auf dem dunkeln Hintergrunde des Schattens, den einer der Pfeiler der Arkaden warf — Herrn Duriveau stehen und zwar unbeweglich, mit verstörten Zügen; denn diese unerwartete, schreckliche Erscheinung ergriff ihn furchtbar; erinnerte sie ihn doch an seinen schändlichen Anschlag gegen Regina und an die Ermordung Scipio's, den er erschlagen hatte, als der unglückliche Sohn an Madame Wilson dasselbe Verbrechen zu begehen im Begriff war.

Der Graf war, ohne von Just und Regina's Anwesenheit etwas zu ahnen, so eben von der Besichtigung zurückgekommen; sein Außeres war fast nicht wieder zu erkennen: schneeweißes Haar umgab sein von Schmerz und Gewissensbissen durchfurchtes Gesicht; seine Gestalt, die noch vor Kurzem schlank und gerade gewesen, war tief gebeugt — endlich zeugten die schmerzerfüllten Züge, die zusammengesunkene Haltung des Unglücklichen von seiner tiefen Verzweiflung.

„O komm zu mir, Regina, komm zu mir," rief Just, als er den Grafen erblickre, mit Abscheu, dann legte er rasch den Arm seiner Frau auf den seinigen und that einen Schritt, um mit ihr fortzugehen, indem er sagte: „die Anwesenheit dieses Mannes in diesem edeln Hause ist fast eine Entheiligung."

Aber Claudius Gérard hielt Just in dem Augenblicke, da er sich entfernen wollte, zurück und sagte mit ernster und herzlicher Stimme zu ihm:

„Es ist Herr Duriveau, der Alles das Gute gethan hat, das Sie so eben bewundert, mein Herr."

„Der!" rief Just — und blieb nun seinerseits wie angewurzelt am Boden stehen.

„Niemand anderes," sprach Claudius, „er hat viel gesündigt, aber er hat auch viel wieder gut gemacht."

„Der Graf Duriveau!" wiederholte Just, als könnte er nicht glauben, was er hörte, während Martin's Vater verstört und vernichtet, mit gesenktem Haupte, keinen Schritt zu thun wagte.

„Ja," fuhr Claudius Gérard, fortwährend zu Just und Regina gewendet, fort, „nach dem Tode seines Sohnes, welchen er durch einen schrecklichen Unglücksfall verloren, hat der unglückliche Vater, voll Beschämung über sein früheres Leben, seinen Schmerz, der übrigens, wie Sie sehen, unheilbar ist, dadurch zu betäuben gesucht, daß er, wie Sie selbst sich ausgedrückt haben, diesen unglücklichen Landstrich in ein wahres gelobtes Land umwandelte. Noch ein Mal, Herr Just," setzte Claudius mit tief gerührter Stimme hinzu, „um seiner Reue, um seines Schmerzes willen, um des Guten willen, das er gestiftet, und das er noch stiften wird — lassen Sie ihm Verzeihung angedeihen!"

Just und Regina sahen einander an — ohne ein Wort zu reden, verstanden die edeln Herzen einander.

Gerührt, ernst, fast feierlich traten die beiden Gatten auf Herrn Duriveau zu, der mit gebeugtem Haupte an seinem Platze angenagelt zu sein schien, erdrückt von Scham und Reue.

„Mein Herr," sagte Just im herzlichen Tone, indem er ihm die Hand darreichte, „erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken."

Herr Duriveau fuhr zusammen, hob rasch das Haupt, in seinen erloschenen, rothgeweinten Augen erglänzte eine ungewohnte Freude; er sah Just mit furchtsamer Beschämung an und wagte kaum, dieses Entgegenkommen zu erwidern.

„Mein Herr," setzte Regina mit bebender Stimme hinzu, indem sie auch ihrerseits ihre zitternde Hand hinstreckte, „wir wissen, was Sie Edles gethan haben — mag das Vergangene in Vergessenheit begraben sein."

Als Herr Duriveau fühlte, wie Just und Regina seine beiden Hände fast mit Liebe drückten, konnte er seinen Thränen nicht gebieten und vermochte mit erstickter Stimme nichts Anderes zu sagen, als:

„Dank Dir, Gott, o Dank Dir!"

„Leben Sie wohl, mein Herr," versetzte Just, „sehen Sie es so an, daß Sie um zwei Freunde reicher geworden, die von jetzt an Ihren Namen nur mit der Hochachtung aussprechen werden, welche er verdient."

Der Wagen der beiden Reisenden fuhr vor.

Nach einem letzten, schmerzlichen Blick auf den Grafen half Just Reginen in den Wagen, und dieser fuhr rasch davon, während Herr Duriveau unbeweglich auf seinem Platze stehen blieb.

Diesem rührenden Auftritte hatte ein verborgener Zeuge beigewohnt.

Es war Martin.

Er hatte es nicht gewagt, wieder vor Regina hin zu treten; hinter einem Arkadenpfeiler versteckt, hatte er Alles gesehen, Alles gehört.

Claudius Gérard deckte seine Augen mit dem Rücken seiner Hand und raffte den Blumenstrauß auf, den Regina hatte fallen lassen.

Als der Wagen fortgefahren war, eilte Martin zu seinem Vater, fiel ihm um den Hals, und sagte:

„Muth, Vater, Muth, Du hörst, sie sind zwei Freunde mehr — o, glaub' es mir, solche Freunde erworben zu haben, ist ein schöner, edler Trost."

„O ja," erwiderte der Graf, indem er seinen Sohn voll Rührung umarmte, „es hat mir wohl gethan, daß mir das in Deiner Gegenwart gesagt wurde." Dann aber ließ Herr Duriveau in neuer, tiefer Niedergeschlagenheit das Haupt sinken und lispelte leise:

„Ach, sie wissen nicht, daß ich meinen Sohn umgebracht habe!"

„Claudius Gérard weiß es," sagte Martin, „das ist auch eine große Seele — und er liebt Dich, Vater — achtet Dich —"

Der Graf streckte dem Claudius die Hand hin, und nachdem er sie ihm liebevoll gedrückt, setzte er sich auf die Brüstungsmauer der Galerie, als fühlte er, daß seine Kräfte unter dieser heftigen Gemüthsbewegung erlägen, darauf schien er in Gedanken zu versinken.

— — — — — — — — — — — — — —

Dann trat Claudius Gérard auf Martin zu und sagte halblaut zu ihm:

„Du warst da, Du, dessen erhabene Aufopferung Reginen immer unbekannt geblieben ist. Ich habe sie doch wenigstens an Dich erinnert."

„Wie das?" sagte Martin gerührt.

„Und Martin, Herr Just," sagte ich zu Regina's Gemahl, „der treue Diener, den Ihr Vater bei Madame untergebracht? was ist aus dem geworden?"

„Er hat uns auf einer Reise im Norden verlassen, antwortete Regina."

„Ja, wie ich Dir schon einmal erzählt habe, Claudius," versetzte Martin, „meine Kräfte waren zu Ende — die traurige Leidenschaft war nicht erloschen, und der Anblick von Regina's berauschendem Glücke hatte, ich muß es zu meiner Schande gestehen, meinen Muth niedergeschlagen. Ich wurde lieber wieder Handwerker, bis ich so viel verdient haben würde, um nach Frankreich zurückkehren zu können."

„Ich verlor Martin ungern, sagte Regina darauf, es war ein ehrlicher und treuer Diener."

„Ein ehrlicher und treuer Diener!" sagte Martin mit trübsinniger Entsagung, „das ist die Form, unter der sie sich meiner erinnern wird."

Claudius sah Martin einen Augenblick in schweigender Rührung an; dann gab er ihm den Blumenstrauß, welchen Regina hatte fallen lassen, und setzte hinzu:

„Nimm, liebes Kind — nimm die Blumen — sie hat sie ein paar Augenblicke in der Hand gehabt."

Martin griff nach dem Blumenstrauß, drückte ihn leidenschaftlich an seine Lippen, und seine Thränen träufelten in die duftenden Blumenkronen.

— — — — — — — — — — — — — —

Am Abend dieses Tages hatte sich Herr Duriveau, der nach dem eben so angreifenden wie unvorhergesehenen Zusammentreffen mit Just und Regina von einer Art Nervenschwäche befallen worden war, in sein Zimmer zurückgezogen, das eben so bescheiden ausgestattet war, wie die der übrigen Mitglieder der Genossenschaft.

Frau Perrine und Claudius Gérard saßen neben dem Grafen, während Martin, über die Lehne seines Sessels gebeugt, seinen Vater liebevoll ansah, welchem zugleich Bruyère mit kindlicher Zuvorkommenheit ein stärkendes Getränk reichte.

Plötzlich that sich die Thür auf, und es ward Martin ein großes Couvert überreicht, das so eben von einem Courier abgegeben worden war.

Es war ein Brief vom Könige.

„Erlaubst Du, Vater?" sagte Martin ehrerbietig zu Herrn Duriveau, der mit liebevollem Kopfnicken antwortete.

„Martin las den Brief, von welchem Folgendes der Schluß war:

— — — — — — — — — — — — — —

„Ueberall sollen meine Segenswünsche Madame Just Clément begleiten; denn ich werde es niemals vergessen, daß ihre Mutter sich der bewundernswürdigsten Aufopferung unterzogen, indem sie ihren eigenen Ruf opferte, um einer Frau, welche ich leidenschaftlich liebte, und die sie wie eine Schwester in's Herz schloß, das Leben zu retten, und die in Folge einer schändlichen Verrätherei dem Tode nahe gebracht worden war, als ich 1814 als Kronprinz nach Paris gekommen war.

Ich brauche es Ihnen nicht zu wiederholen, daß ich über Das, was Sie mir anvertraut, das unverbrüchlichste Stillschweigen beobachtet habe und beobachten werde.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Pläne, von denen ich Ihnen in meinem vorletzten Briefe, mit dem ich Ihnen die Handschrift Ihrer Denkwürdigkeiten zurücksandte, erzählte, sind gegenwärtig in's Werk gesetzt; es macht mir Vergnügen, Ihnen sagen zu können, daß ich die richtigen und gesunden Gesichtspunkte, die mich auf diese Verbesserungen, auf diese Pläne geleitet, zum Theil Ihnen verdanke.

Wie ich Ihnen gesagt hatte, und wie Sie voraussahen, ist die Lesung Ihrer Denkwürdigkeiten für mich von großem Nutzen gewesen, indem sie meine Aufmerksamkeit auf Thatsachen und Leiden hinlenkte, von denen ich keine Ahnung hatte.

Folgendes sind die Entschließungen, die ich gefaßt, und welche in der Ausführung begriffen sind:

Den Gauklern wird unter den strengsten Strafen untersagt, bei ihren Vorstellungen Kinder auftreten zu lassen.

Die Volkslehrer werden zum Rang von öffentlichen Beamten erster Classe erhoben und rangiren vor den Civil-, Militair- und Kirchenbehörden; denn wer die Menschen redlich, unterrichtet und arbeitsam macht, wer sie mit Einem Worte m o r a l i s c h s c h a f f t, muß die erste Stelle einnehmen.

Es werden Warteschulen, Kleinkinderschulen und für die Heranwachsenden Gewerb- und Ackerbauschulen gegründet, auch öffentliche Werkstätten, wo ein ehrlicher Mann, der für den Augenblick arbeitslos ist, Broterwerb und Obdach findet; endlich Hospitäler für Invaliden aus dem Civilstande.

Kneipen, welche die verderblichsten Neigungen unabläßig nähren, werden auf der Stelle geschlossen.

Zu Hause, wo der Sache tausend Dinge in den Weg treten, wird ein Familienvater sich nicht zu betrinken wagen.

Strenge Strafen gegen Trunkfälligkeit.

Es werden nationale Schauplätze eröffnet und vom Staate unterstützt, auf denen an Festtagen das Volk für ein Viertheil des Geldes, das es dazu anwandte, sich in der Schenke dumm und krank zu trinken, edle und männliche Erholungen und Schauspiele antreffen wird.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Das sind die ersten Verbesserungen; sie werden, hoff' ich, keinen Widerstand finden; denn das Recht ist auf meiner Seite, und ich stütze mich bei ihnen auf die Vernachläßigten und habe nur die Privilegirten gegen mich.

Sollte es nothwendig werden, so werde ich einen offenen Aufstand gegen den Geburts- und Geldadel, der hier sehr mächtig ist, hervorrufen und mich als König an die Spitze des Volkes stellen.

— — — — — — — — — — — — — —

Leben Sie wohl — es macht mich glücklich, Ihnen diesen Brief schreiben zu können; er wird Ihnen wenigstens beweisen, daß ich die Schuld, die ich an Sie abzutragen habe, nicht vergessen; ich gebe mir Mühe, sie nach den Wünschen Ihres edlen Herzens abzutragen und zu versuchen, ob ich es nicht dahin bringen kann, daß mein Name dankbar genannt werde von u n s e r e n M e n s c h e n b r ü d e r n.

Ihr wohlgewogener

K. O."

— — — — — — — — — — — — — —

Frau Perrine fragte Martin, als er den Brief für sich zu Ende gelesen hatte, mit der Unbefangenheit mütterlicher Neugierde:

„Von wem ist der Brief, Kind?"

„Vom König, liebe Mutter," antwortete Martin unbefangen.

„Vom König?" fragte Bruyère verwundert.

Madame Duriveau und ihr Mann sahen einander voll Stolz an.

„Kannst Du mir den Brief vorlesen?" sagte Herr Duriveau fast furchtsam zu seinem Sohn.

„Er — nein," sagte Claudius Gérard lächelnd, er kann's unmöglich — aber ich nehm's über mich, wenn Martin nichts dagegen hat."

„Wenn mein Vater und meine Mutter es wünschen," antwortete Martin.

„Ob wir es wünschen!" sagte Herr Duriveau lebhaft und wandte sich zu seiner Frau. „Er fragt noch, Perrine."

Claudius Gérard las den Brief vor.

Als er damit zu Ende war, rief Duriveau mit bethränten Augen, indem er seine Arme nach Martin ausstreckte:

„Sohn — edler, würdiger Sohn — den ich so lange verkannt habe! — o! nicht vor Stolz wein' ich — nur vor Liebe!"

Und nachdem er Martin und Bruyère vor Rührung an's Herz gedrückt, setzte er hinzu, indem er Perrine und Claudius Gérard die Hand gab.

„O, Ihr hattet wol Recht — mit einer Frau und Freunden, wie Ihr Beide seid, und Kindern, wie Bruyère und Martin — und bei beständiger Sühne des Bösen durch Gutesthun braucht man an der Zukunft nicht zu verzweifeln!"



Eugène Sue.

(Ende des Romans.)

Miller's Siegwart.

(Schluß aus Nr. 155.)

Zwölftes Kapitel.

Aus Sophien's Tagebuche.

An den lieben, frommen Siegwart.

Wenn das Grab mich deckt, wenn meine Seele in Gott ist, wenn ich unter Engeln wandle und der Leiden dieser Zeit vergesse: dann, mein Auserwählter, wirst Du diese Blätter lesen. Sie mögen Dir erzählen, was mein Herz gelitten hat um Deinetwillen, weil es mein Mund nie durfte. Weine um meine Leiden! Die Vorstellung, daß Du meinem Andenken Thränen vergießen wirst, tröstet mich in trüben Stunden. —

Beklage mich nicht zu sehr, Geliebter, und mache Dir keine Vorwürfe! Nicht Du bist der Quell meiner Leiden; mein eigenes weiches Herz, das sich zu sehr dem Gefühle überließ, ist es allein. Ich will Deinem Auge keine Thränen erpressen, als Thränen des Mitleids, und die sollen süß sein. Denke, daß meine Leiden, wenn Du sie erfährst, vorüber, daß alle Thränen, welche unglückliche Liebe vergossen, getrocknet sind; daß ich ausgerungen habe jeden Kampf, und gekleidet bin in das glänzende Gewand des Glaubens, mit Siegerpalmen geschmückt.

O Du Theurer, weine nicht! Blick' auf! Ich bin bei Gott und bei der hochgebenedeiten Jungfrau. Siehe, sie nennt mich Schwester und Tochter, weil ich ausgeduldet habe meinen schweren Kampf, weil mein Mund nicht murrte, als die Last mir schwer ward. Tröste Dich, mein Auserwählter! Ich will um Dich sein bei Deinen Thränen, will Dir Ruhe aus den Lüften zulispeln, wenn Dein Herz verzagen will; ich will im Traume Dir erscheinen und Dir sagen, daß ich nicht mehr leide.

Vergib mir, daß ich Dich geliebt habe! Gott vergibt mir's auch. Ich kämpfte lang, aber Du bist gar zu fromm und lieb; wärst Du wild und leichtsinnig wie die Andern, ich hätte Dich nicht geliebt; aber Du bist gut und fromm und sanft. Mein Herz ist keusch und rein und kennt keine wilde Flamme. Vergib, daß ich Dich geliebt habe!

Vergib, daß ich an Dich schreibe! Ich habe lange gelitten und gekämpft und nicht gesprochen. Laß mich nach dem Tode zu Dir reden! — Gott weiß es, daß ich Dich nicht kränken wollte; wie könnt' ich Dich kränken, Geliebter? Lies und schöpfe Trost aus meinem Scheiden! Lerne dulden, wie einst ich that, wenn das Unglück hereinbricht! Lerne Gott Dich ganz weihen, wie ich hienieden mich ernstlich zu thun bestrebte. Blick' auf zu den Sternen! blick' auf zu mir, wenn die Welt Dir öde scheint und lieblos. Lerne aus meinem Geschick! Du wirst mein Andenken segnen.

Am 3. Mai.

(Als sie Abends im Garten zusammen gewesen waren.)

Ich kenne die Liebe bis zu dieser Stunde nicht und wünsche sie auch nie kennen zu lernen! so hast Du selbst gesagt, Du Theurer, den ich über Alles liebe. Fasse dich, meine Seele! Er liebt nicht, wünscht auch nie zu lieben. Also sind die Hoffnungen gesunken, welche die Liebe baute. Also wirst Du nie geliebt werden, armes, liebekrankes Herz!

O Ihr Heiligen, erbarmt Euch mein und tröstet mich! Nicht geliebt werden und lieben — ach, so heiß und innig lieben — ist ein harter Kampf, den ich armes, schwaches Mädchen ohne Gott nicht kämpfen kann. Gott, Du wirst mich nicht verlassen!

Komm', Gedanke des Todes, komm' und küsse mich statt seiner! Hauche mich kalt an, daß ich hinsink' und sterbe! Ach, Du liebst mich nicht, Erwählter, und ich liebe Dich doch über Alles.

Singt mir ein Todtenlied, Ihr Gespielinnen der Jugend, Ihr Vertraute meiner Kinderjahre! Hängt den Flor um und singt: Sie liebte, wurde nicht geliebt und starb!

Schön war der Abend. Deine Flöte klang süß wie das Lied der Liebe. Hell schien der Mond, aber traurig. Ach, ich sah ihn wohl, wie er hinter eine Wolke trat und trauerte. Lieblich sang die Nachtigall, aber traurig. Ich hörte es wohl und dachte, die arme Sängerin liebt wie ich. Auch Du warst wehmüthig wie ein Liebender und liebtest nicht. Thränen flossen Dir vom Auge, und Liebe hieß sie nicht fließen. Da wollt' ich Dir's sagen, daß ich Dich liebe.

Meine Stimme zitterte und ward ein Seufzer. O ein Engel Gottes hielt das Wort zurück, das Dich betrübt hätte; denn Du liebst nicht; wünschest nie zu lieben!

In's Kloster willst Du gehen, mein Auserwählter? Willst ein Heiliger werden, und Du bist schon so heilig? Aber ich bin's nicht — Liebe glüht in meinem Herzen. Gott, Du weißt es, fromme Liebe; aber dennoch Liebe — und er liebt nicht. Nun, so will ich denn hingehen, wo mein Auserwählter hingeht. Will vor Gott treten und mich heiligen. Nimm mich an um seinetwillen, weil er heilig ist, o Gott! Süßer Trost des Klosters und der Einsamkeit, träufle herab in mein Herz und erfüll' es ganz! O wie will ich sitzen in der Einsamkeit und weinen, bis der Tag kommt der Erlösung.

Du bist heilig; ich will heilig werden, daß ich Deine Braut sei, wenn der Tag kommt der Erlösung.

Im August.

Lang' habe ich Dich nicht mehr gesehen, mein Erwählter, und doch bist Du schön wie die Liebe, und mein Herz hängt fest an Dir und ewig. Aber ich will dulden in der Stille und Dich Gott nicht rauben, dem Du dienen willst im Kloster. Im Himmel will ich Deine Braut sein und mich heiligen auf Erden.

Schön bist Du, mein Geliebter, blühst wie die Rose, die am Morgen erwacht in Thau gebadet. Blaß bin ich und welke wie die Rose, die des Abends hinsinkt in der Sonnenhitze, und ihre Blätter flattern auseinander, wenn der Sturm kommt. Möcht' er bald aufstehen und meinen Staub zerstreuen! Aber noch nicht ganz reif ist die Frucht, noch nicht genug getroffen von dem heißen Strahl der Liebe.

Schön bist Du, mein Bräutigam! Deine Wangen sind rosenroth — blau ist Dein Auge wie der Mittagshimmel — mild Dein Lächeln wie die Abendsonne — golden sind Deine Locken wie die goldbesäumten Wolken, wenn die Sonne sinkt. Wie Du jetzt schon so lieblich bist! wie wirst Du erst geschmückt sein am Tage der Belohnung! Wie einhergehen unter Engeln und Gerechten!

Ich bin erblaßt wie die Lilie des Gartens, und mein Haupt senkt sich zur Erde. Meine Mutter weint und trauert: Ach, meine Tochter, warum siehst Du so bleich wie die Lilie des Gartens? Warum senkt sich Dein Haupt zur Erde? — Ach, meine Mutter, laß mich schweigen und mein Leid nicht kund thun! Ach, ich kann nicht reden, laß mich schweigen, Mutter! Bringt die welke Blume in Schatten, daß sie wieder auflebe in der kühlen Dämmerung des Klosters. Warum willst Du trauern, meine Tochter, in der Einsamkeit des Klosters? Warum soll ich einsam stehen mit Deinem Vater, warum Dich nicht blühen und wachsen sehen, daß sich unser Herz daran ergötze?

Ach, Vater und Mutter trauern, und ich darf nicht reden. Meine Jugend kann nicht aufsprossen und wachsen vor ihren Augen! Sahet Ihr nie die Blume, wie sie welkte, weil ein Wurm in ihrem Herzen nagte? Meine Jugend kann nicht blühen vor Euren Augen.

Ich will eine Braut des Himmels werden, will bitten meinen Bräutigam, daß er Ruhe sende meinem Vater und dem Herzen meiner Mutter. Gern will ich leiden, wenn nur sie getröstet werden.

Aber, Mutter, ach, ich kann nicht reden!

Am 24. August.

Gesegnet seist Du, mein Erwählter, daß Du heute freundlich gesprochen hast mit meiner Seele, daß Du wahr genommen meine bleichen Wangen und dabei geseufzt hast!

O wie war mir so wohl, als ich an Deiner Seite ging im Garten. Ich dachte an das Paradies, wo ich einst auch mit Dir gehen und wo ich Dir offenbaren werde, daß ich einst Dein war auf der Welt und um Deinetwillen geduldet habe.

Du lobtest mich, Geliebter, daß ich auch mich dem Kloster weihe, wie Du. Ach, Dein Lob ist mir so lieb, und ich durfte es Dir nicht sagen! Alles, Alles will ich Dir im Paradiese sagen. Dann wird meine Stimme nicht mehr beben, meine Wangen werden nicht mehr glühen. Meine Seele wird Dir sagen, daß sie Dein ist, daß sie Gott zur Freundin schuf für Dich.

Am 1. September.

Ich habe Deinen Freund gesehen im Traume, den bescheidenen Kronhelm. Blaß war seine Wange, gleich der meinigen, und trüb' sein Auge. Er klagte, daß das Mädchen untreu sei, welches er so heiß und treu geliebt hat, daß sie sich durch Menschen von ihm ablenken lasse, daß sie wanke von der Liebe, die ihm stark schien wie der Tod.

Ist das möglich, mein Erwählter, daß man weiche von der Liebe? Könnt' ich denn wol weichen von Dir?

Alle Mädchen, sagte er, seien schwach und unbeständig. —

Ist das wahr, Geliebter? sind die Mädchen so? Bin ich nur allein Dir treu bis an das Ende?

O so will ich meine Schwestern hassen, wenn sie falsch sind — wenn sie Den betrügen können, den ihr Herz liebt.

Als er so klagte, stand ein Mädchen in der Ferne. Es hatte fast Deine Züge, aber es war traurig wie ich. Und dieses Mädchen, das so gut schien und Dir so ähnlich war, mein Theuerer, könnte falsch sein? —

Sag' ihr, daß ich treu bin, ohne Hoffnung!

Am 6. September.

Bald werde ich hingehen in das Kloster — früher noch als Du. Die hochgelobte Jungfrau hat einen Perlenkranz für mein Haupt geflochten und winkt mir zu, daß ich komme.

Als ich durch die goldenen Pforten einging, kamst Du, mein Geliebter, mir entgegen — Du warest angethan mit einem glänzenden Gewand.

Hier ist gut sein, mein Erwählter, laß uns Lauben flechten von den Lebensbäumen und in ihrem Schatten wohnen.

Meine Mutter weint, mein Vater klagt. Trocknet Euere Thränen, Ihr Geliebten; denn ich werde wohnen bei dem Manne, den meine Seele liebt — werde mit ihm Hütten bauen, daß Ihr wohnen möget an der Seite Eurer Kinder!

Am 11. September.

(Als das Schuldrama aufgeführt wurde.)

Meine Seele dankt Dir, o Du Heiliger und Auserwählter, daß Du mich verachten lehrtest diese Welt mit ihren Freuden. Eine Braut des Himmels will ich werden, gleich Dir, der Du wirst sein ein Bräutigam des Himmels.

Ach, wie hast Du heut mein Herz erschüttert, als Du dastandest in all Deiner Lieblichkeit, als die Welt Dich fesseln wollte, als die Mutter weinte und Dir zeigte alle Reize dieses Lebens. Als Hilaria Dich binden wollte mit dem Bande der Liebe. Wie Du da, größer als Thomas, niederblicktest mit hohen Augen auf alle goldenen Fesseln, wie Du schautest nach dem Palmenzweig im Himmel, ihn ergriffst mit entschlossener Hand — durch alle Versuchungen dahinschrittest nach dem Sitze des Friedens und der Ruhe.

Oeffne Dich, Zelle, daß ich eingehe, wie mein Auserwählter, an den Ort der Stille, wo gereinigt wird das Herz, und ich geheiligt zur Braut des Himmels. Folge mir nach, Bild des Geliebten, den mein Auge bald zum letzten Male erblickt, bis wir uns begegnen in den Thalen Edens.

Heiliger Thomas, dessen Bild mein Auserwählter ist, bald erblicke ich Dich mit ihm und singe Siegeslieder!

Wenig Tage noch, mein Bräutigam, so wirst Du meinem Aug' entrissen; denn die Zelle hat sich aufgethan — aber meine Seele soll Dich sehen, bis ich lieg' und schlaf' im Grabe.

Am 1. Oktober.

(Als sie in's Kloster getreten war.)

Ich bin eingegangen in den Ort der Ruhe; aber noch ist keine Ruhe in meinem Herzen. Gestern habe ich Dich zum letzten Male gesehen, ach, zum letzten Male! Schöner warst Du mir als jemals, weil Du traurig warst und weintest.

Heilig ist der Ort, den ich bewohne. Heilig soll mein Herz sein und entfernt vom Irdischen. Aber sollt' ich Dein nicht mehr gedenken, Du Erwählter? Du bist heilig wie ein Tempel Gottes — ich gedenke Deiner.

Still und öd' ist's um mich her; meine Schwestern schlafen, aber meine Seele wacht noch und bespricht sich mit der Deinigen. Möchtest Du zuweilen noch der Abgeschiedenen gedenken, die so heiß und heilig Dich geliebt hat. Aber in Dein Herz drang nie der Strahl der Liebe — mich allein hat er entzündet — — —

Ich murre nicht, Geliebter! Wohl Dir, daß Du Ruhe hast im Herzen und den Sturm der Leidenschaft nicht hörest! Doppelt würd' ich leiden, wenn auch Deine Seele litte. Geh' in Frieden ein in Deine Zelle! Schlummere sanft, wie ich einst schlummern konnte, ehe ich Dich erblickte! Wandle ruhig durch das Leben, bis am Ziel Du bist, wo das Mädchen wartet, das geduldet hat bis an das Ende!

Am 5. November.

Todt ist sie und glücklich meine Schwester Clara. — O, mein Auserwählter, eben komme ich her von dem Bette der Sterbenden; ich sah ihre Seele sich loswinden von dem Gewande der Schmerzen und des Todes, und mein Herz schlug tobender in mir und rang, sich der Beglückten nachzuschwingen in das Leben ohne Thränen.

Geist meiner lieben Entschlummerten, umschwebst Du mich, o so steige herab und lisple sanft mir zu, daß Du meiner wartest, daß meine Wunden gezählt seien, und Du schon die letzte erblickest, die mich Dir zuführe, von Engelsarmen getragen.

Tod, schrecklicher Bote, fürchterlich scheinst du, und bringst doch die freudenvollste Botschaft!

Bisher dachte ich mir den Gruß des Todes freundlicher und liebevoller; denn als meine Schwester mir in den Armen starb, da nahm er ihre Seele wie in einem Kusse hinweg. Aber Clara bebte, als sie sein Nahen verspürte — alle Glieder zitterten und zuckten — hoch schlug das Herz, als ob es die Brust durchbrechen wollte, um ihr zu entfliehen. Die Augen rollten wild umher — die Milde, welche sonst immer daraus geblickt hatte, war in starre Unempfindlichkeit verwandelt, und kalte Schweißtropfen rannen von ihrer Stirn. Als sie aber ausgerungen hatte, nach dem letzten heftigen Schlag des Herzens, da vergaß ich ihren Kampf, dessen Zeuge ich gewesen war. Meine Seele schwang sich der ihrigen zum Himmel nach, wo ihr vorangegangener Bräutigam mit Siegerpalmen ihr entgegenschwebte. Mit banger Wehmuth kehrte ich wieder auf die Welt zurück, wie ich oft schon in der Welt von Dir in meine Einsamkeit zurückkehrte.

Das Antlitz der Entseelten war jetzt nicht mehr entstellt, wie vorher in der Angst des Todes; alle Züge hatten sich wieder geebnet, als ob die entfliehende Seele sanft über das Antlitz gehaucht hätte, um ihm seine frühere Anmuth zu geben.

Clara, liebe theuere Schwester, Du hast ausgerungen Deinen langen, bittern Kampf und denkest der Leiden dieses Lebens nicht mehr! Aber ich! — noch bin ich von den Banden umschlungen, sehne mich hinauf zu Dir, wie ein Gefangener aus den Ketten in die Arme seiner Lieben. Ach, wann wird die Stunde der Erlösung kommen, daß man sagen kann: Sophie schlummert und erwacht nicht wieder?

Sah der Tod, als er Dich abrief, nicht mein sehnsuchtsvolles Auge, wie es an ihm hing, wie einst an Siegwart, und ihn schweigend bat, auch bald zu mir zu kommen! Komm', o komm', du Palmenbringer, Befreier! Schreite vorüber an dem Lager, auf welchem der Kranke sich dir entgegensträubt und um sein Leben fleht. Ich will mich nicht sträuben Dir zu folgen, ich will Dich umfangen, wie die Braut den Bräutigam umfängt, ich will Dir für Deine Schmerzen danken und vor Deinen Schrecken nicht erbeben.

Komm', o komm', du Palmenspender, Befreier! Komm' und säume nicht! o komm'!

Am 20. November.

Meine Kraft nimmt ab, mein Leben welkt dahin; aber meine Liebe grünt und wächst. Ewig ist sie wie das ewige Licht, das im Chore an heiliger Stätte brennt. Der Hauch des Todes wird sie nicht auslöschen, oder meine Seele stürbe mit. Wenn die Glocke mich zum Gebet erweckt, so ist's, als ob Deine Stimme mir riefe. Du befeuerst meine Andacht und hebest hoch mein Herz.

Oft wähnt meine Seele, sie könnte Dich am Altare erblicken, wenn sie betet, und sie schauert zusammen; aber Du bist ja heilig und darfst wol vor Gott erscheinen.

Meine Schwestern beklagen mich, daß ich so nahe sei dem Grabe. O sie wissen nicht, wie süß das Grab ist. Auch sie sehen bleich. Gibt's denn noch andere Leiden, als den Schmerz trostloser Liebe?

Am 1. Jänner.

Ihr beginnt ein neues Jahr in der Welt. Das alte gab mir Thränen, wird das neue mir den Tod bringen? Ja, ich hoff' ihn, Lieber; denn mein Auge wird trübe und matt, meine Kräfte schwinden, ich kann kaum mehr in das Chor gehen, um für Dich zu beten und für mich.

Meine Hand zittert, wenn ich an Dich schreibe, meine Thränen sind versiegt.

Sei mir willkommen, Jahr des Friedens und des Todes! Sende Segen meinem Bräutigam, daß er Freuden ärnte an jedem Deiner Tage!

O Du Lieber, Auserwählter, warum bin ich heut' so traurig, da ich doch den Tod erwarte, meinen Freund?

Am 12. Jänner.

Heute, mein Auserwählter, hatte ich einen frohen Tag; denn heute flossen meine Thränen mehr als jemals, und da ward mein Herz so leicht und ruhig. Ein Grabmal habe ich auf das Papier gezeichnet, wie ich es oft thue, und auf das Grabmal meinen Namen geschrieben. Ein Cypressenwäldchen umgibt das Grabmal, still und melancholisch, und an einem halbverdorrten Baume steht ein Jüngling.

Staunend blickte ich auf das Bild; mir war mit wenigen Zügen eine Aehnlichkeit gelungen, oder wähnte ich nur sie zu finden. Ich betrachtete das geliebte Bild mit innerer Freude, ich drückte es an meinen heißen, zitternden Mund und an meine nassen Wangen; ich sprach mit Dir in dem Bilde, so zärtlich, wie ich oft in der Dämmerung oder in Träumen mit Dir spreche. Das zu schildern, bin ich nicht im Stande.

Dank, o Dank sei dem Engel der Liebe, welche die Hand mir führte und die Züge mir eingab, daß sie Dir, Geliebter, ähnlich wurden! Die Zeichnung, welche ich vor mir liegen habe, ist mir heilig — an meinem Herzen soll sie ruhen bei Tage, und wenn die Nacht hereinbricht, und der blasse Mond herabsieht, und ich am Fenster meiner Zelle stehe, und mein Herz sich erleichtert fühlt durch die Thränen, welche meinem Aug' entströmen — und kein Mensch sie sieht — dann führe ich das Blatt von meinem Herzen zu den Lippen und überdecke es mit meinen Küssen. Mein Auge hängt dann an dem Bilde, wie es einst an Dir hing, als Du mir noch nahe warst, so sehnsuchtsvoll und so voll der reinsten Liebe!

Wenn ich todt bin, Siegwart, und Du öffnest diese Blätter, um zu hören die Gespräche meiner Einsamkeit und meiner Liebe, dann wird dieses Bild auch bei den Blättern liegen. Wenn Du das Grabmal siehst und den Namen des Mädchens, welches so heiß Dich liebte, und aus Liebe zu Dir starb — wirst Du dann nicht dastehen vor dem Grabmal, wie der Jüngling, bleich und traurig? O, dann umschweb' ich Dich, mein Erwählter, und Blick und Seele hängen nicht mehr an dem Bilde, das meine schwache Hand gezeichnet, hängen an Dir nur, Geliebter!

Im Februar.

(Zwei Tage vor ihrem Tode.)

Endlich! Endlich! Lieber, theuerer, auserwählter Bräutigam, o Du, den meine Seele liebt, wie ist mir so wohl! Der Tod, mein Freund, mein Retter, der einst Dir mich wiedergeben soll, ist vor der Thür und hat schon angeklopft. Ich fühl' es, in wenig Tagen werd' ich schlummern in der Gruft der Todten. Lebe wohl, Du Theurer, ach, nun wird mir's schwer, die Welt zu verlassen, welche Du bewohnst! Aber Deine Hülle wird einst sinken, und Du wirst hinübergehen in die Wohnung der Gerechten, wo ich Dich erwarte im Gewande des Lichtes.

Verschweig' — ich beschwöre Dich bei Gott, zu dem ich übergehe! — verschweige meine Zärtlichkeit und Alles, was ich Dir geschrieben habe. Ich schäme mich nicht meiner Liebe; aber meine Aeltern würden noch mehr trauern, wenn sie es wüßten, und Dir minder gut sein.

Jetzt, mein Theurer, empfange den letzten, letzten Segen, den mein Herz Dir gibt. Lebe fromm und folge bald mir nach!

Mein Herz hat Dich rein und keusch geliebt; ich kann ruhig sterben; denn ich sehe Dich bald und weine nicht mehr.

Meine Hand wird matt — ich kann nicht mehr schreiben —

Leb' wohl! komm' bald —
Ich erwarte Dich —
Bin Deine Braut.

Sophie.

Siegwart schloß sich einen halben Tag lang ein, um das Tagebuch zu lesen, von welchem dies nur einige Bruchstücke sind. Er las es mit ununterbrochener Rührung durch und konnte sich oft der Thränen nicht enthalten. Ihm klärte sich jetzt Vieles auf, was ihm in Sophiens Benehmen sonderbar und unbegreiflich vorgekommen war, und was ihm seine Bescheidenheit zu deuten verwehrt hatte. Anfänglich machte er sich Vorwürfe darüber, daß er die Ursache der Leiden des unglücklichen Mädchens gewesen war, als er jedoch sein Betragen sich vor Augen führte, fand er auch nicht den kleinsten Vorwurf einer Schuld, der ihn beunruhigen konnte. Er gedachte Sophiens jetzt mit ruhiger Zuneigung und bedauerte sie, daß sie dem Gefühl der Liebe so sorgfältige Nahrung gegeben, bis es sie zerstört. Seine Vorsätze, sich nie solcher Gefahr auszusetzen, wurden auf das Feierlichste erneuert.

Er besuchte das Nonnenkloster, in welchem Sophie gestorben war. Er trat zur Gruft und weihte ihrem Andenken eine stille Trauer. „Lebe wohl, theurer Staub!“ dachte er, als er sich entfernte, „lebe wohl, Ueberrest Sophiens! Ihr Beispiel soll mich dulden lehren, wenn ich leiden muß. Ich will Dir treu sein, Sophie! und Dein Bräutigam im Himmel werden.“

August Lewald.

Die Wegnahme.

(Aus dem Tagebuche eines englischen Marineoffiziers.)

Der Morgen brach an — feine Nebel wichen der aufgehenden Sonne — Altenglands Kreidefelsen wurden im Westen sichtbar, während im Osten die verlöschenden Lichter verschiedener Leuchtthürme uns die niederen Küsten Belgiens und Hollands andeuteten. Der Wind war leicht und veränderlich; die sonst in dieser Jahreszeit so belebte Nordsee bot eben keinen ermunternden Anblick dar, da außer unserm Dreimaster nur noch vier Fahrzeuge in Sicht waren, von denen drei — in geringer Entfernung von uns liegend — sich später als eine bremer Brig, eine oldenburger Kuff und ein kleiner englischer Lootsencutter auswiesen. Weiter entfernt, im Süden, zeigte sich ein großes Fahrzeug, dem der Letztere sich nahen wollte, und dessen breite Raaen und hohe Spieren dem geübten Auge ein schweres Kriegsschiff verkündeten.

Mit der steigenden Sonne erhob sich eine frische Kühle aus Süden und — wie wir in der Seesprache zu sagen pflegen — Hand über Hand kam das fremde Schiff uns nach, die portugiesische Flagge erst in dem Augenblicke an seiner Gaffel aufhissend, wo wir bereits mit bloßem Auge die Kanonenpforten zu unterscheiden vermochten, deren Zahl uns den Beweis lieferte, daß eine große Fregatte uns nahe.

Schnell ließen auch wir unsere verschiedenfarbigen Flaggentücher grüßend ihr entgegenwehen, uns freuend, ihr zeigen zu können — sobald wir die volle Stärke des Windes fühlen würden — was ein wohlgebauter hamburger Schnellsegler, trotz seiner vollen Ladung, zu leisten im Stande sei.

So waren wir denn nach ziemlich langweiliger Seefahrt wieder den vaterländischen Küsten, dem ersehnten Hafen nahe; wiederum sollten wir uns an den Fleischtöpfen Egyptens erlaben, von denen wir so lange entfernt gewesen, verurtheilt, ein jämmerliches Ziegen- und Schaffleisch, das unter der tropischen Sonne unschmackhaft ward, monatelang als Delicatesse zu genießen. Was sind doch die gepriesenen Früchte der Tropenländer, die Pracht ihrer Platanenwälder dem nordischen Matrosen im Vergleich mit einem saftigen Beefsteak und Kartoffeln und dem sein Herz erfreuenden Anblick eines Bierhauses oder Grogladens, der von den breiten Aesten einer mächtigen Ulme oder Linde beschattet wird.

Aufrichtig gestanden, waren auch unsere feineren Gefühle jetzt bedeutend abgestumpft, die poetische Seite unserer Reise so ziemlich abgenutzt, und kaum konnten wir die Zeit erwarten, daß unser Fuß die Stufen des wohlbekannten Baumhauses beträte, um nicht sowol in die Arme unserer Freunde, als vielmehr an ihre reichbesetzten Tafeln zu eilen. Wie herrlich dufteten unseren geistigen Geruchsorganen die enormen Rinderbraten der gastfreundlichen Hansestadt entgegen, vom Bouquet des edlen Rheinweins unterstützt, allen Aromen Westindiens Hohn sprechend.

Aber eine große Entfernung liegt zwischen dem Becher und der Lippe, sagt das Sprüchwort, wie wir leider an uns erfahren mußten.

Ehe uns der frische Morgenwind erreichte und die Fregatte nur noch ungefähr eine halbe Seemeile hinter uns lag, starb die Kühle dahin; — matt schlugen die Segel gegen die Masten, und majestätisch rollten die Fahrzeuge über den dunkeln Fluthen des deutschen Meeres.

Die Fernröhre wurden fleißig gebraucht, das schöne Kriegsschiff zu mustern und zu bewundern, an dessen Bord wir jetzt Bewegungen zum Aussetzen der Boote bemerkten; bald stießen auch drei Boote von der Fregatte ab, die in verschiedenen Richtungen nach uns und den beiden anderen Kauffahrern zuruderten; im selben Augenblicke verschwand aber auch die portugiesische Flagge und, von einem Kanonenschusse begleitet, entfaltete sich eine dunkelrothe Flagge an der Gaffel des fremden Schiffes, die uns das Blut in den Adern erstarren machte — denn wir erkannten in ihr die von Tunis!

Aergere Verwirrung, als jetzt bei uns an Bord statt fand, kann es nicht leicht gegeben haben, sobald das erste Erstarren des Schreckens vorüber war. Unser alter Capitain hatte complett den Kopf verloren und stierte mit gefalteten Händen und bebenden Lippen nach der Unglück verkündenden Flagge, die Steuerleute liefen rathlos hin und her, die Matrosen eilten in ihren Raum, das Beste ihrer Habseligkeiten zu retten, Niemand dachte an Vertheidigung, die freilich unter solchen Umständen auch ein Wahnsinn gewesen wäre.

Inmitten dieser Verwirrung bemerkten wir jüngeren Leute aber doch, daß der kleine Lootsencutter, der noch immer den Vortheil des Windes besaß, umlegte und mit allen Segeln gesetzt der englischen Küste zusteuerte; eine schwache Hoffnung stahl sich in unsere Herzen.

Die Minuten der Erwartung waren nur kurz; bald legte ein wohlbemanntes Boot an unsere Seite an; bis an die Zähne bewaffnete Tuniser sprangen auf unser Deck. In erbärmlicher Lingua franka gebot der sie befehligende Offizier unserm Capitain, die Flagge zu streichen, das Manifest und die Musterrolle des Schiffes abzuliefern, die Equipage aufzustellen — und erklärte das Schiff für eine gute Prise der Fregatte.

Nur mit vieler Mühe gelang es uns, den guten, alten Mann, dem der Schrecken alle seine Fähigkeiten geraubt zu haben schien, begreiflich zu machen, was er zu thun habe; aber ehe er noch vollkommen wieder zu sich kam, ganz ohne zu wissen was er that, war er bereits mit der Mehrzahl seiner Mannschaft im Boote der Fregatte; der Obersteuermann mit dem Reste blieb am Bord unseres Schiffes zurück, für dessen Sicherheit der tunisische Offizier mit einer Abtheilung seiner Leute sorgte.

Ungewiß über das uns erwartende Schicksal ruderten wir niedergeschlagen nach dem Corsaren, wo wir fast gleichzeitig mit unseren Unglücksgefährten von den anderen genommenen Schiffen ankamen. Schweren Herzens bestiegen wir die Fregatte, die uns freilich keinen so erfreulichen Anblick mehr bot, als am Morgen; wildes Geschrei empfing uns, und die Schmähworte „Giaur“ und „Kelb“ tönten unheilverheißend in unseren Ohren wieder.

Der Capitain der Fregatte, von seinem Lootsen begleitet, der, wie wir später erfuhren, ein englischer Renegat war, trat uns entgegen, uns durch diesen versichernd, daß wir nichts zu befürchten hätten, eine Versicherung, die weit entfernt war, uns Muth oder Ergebung in unser hartes Schicksal einzuflößen. Wie eine Heerde Schafe standen wir zusammengedrängt; hin waren die freudigen Visionen von Vaterland, Familie und Freunden, die uns die Morgenwache versüßt hatten; eine harte Gefangenschaft, deren Länge nicht zu berechnen stand, war uns gewiß; Sklaverei in der Wüste, unter herumziehenden Beduinen bot sich unserm geistigen Auge mit allen ihren Schrecken dar, und so würdige Vorbilder uns in unseren früheren Tagen Mungo Park und Hornemann geschienen, leisteten wir doch jetzt gern Verzicht auf den zu erwerbenden Ruhm, blickten wir doch in diesem Augenblicke nur mit Grausen auf unsere muthmaßlichen Entdeckungsreisen in den unbekannten Regionen Afrika's. Seufzend dachten wir daran, nun für lange Zeit, vielleicht auf immer von Denen getrennt zu sein, die auf der Welt uns das Liebste waren.

Die Hoffnung, wieder genommen zu werden, verschwand; denn auch der Cutter lag nun fern in Windstille; ein günstiger Ostwind aber sprang für uns auf; die Fregatte neigte sich vor demselben, ihre Segel füllten sich, rauschend durchschnitt ihr Bug die Wellen, eilend entfernten wir uns vom Vaterlande, dessen Strand wir am nächsten Morgen zu begrüßen gehofft hatten.

Was sind doch des Menschen Träume, Wünsche, Berechnungen! Fast fühlten wir uns geneigt, gegen den Willen der Vorsehung zu murren; aber bald gewann das sanguinische Temperament von uns Jüngern die Oberhand; wir suchten unsere älteren Leidensgefährten zu trösten und in das harte, unvermeidliche Schicksal ergeben zu machen, was uns denn auch nach und nach gelang, obgleich wir selbst noch weit davon entfernt waren, unsern eigenen Trostgründen unbedingten Glauben beizumessen.

Aber nur wenige Stunden verflossen, als wir durch die Neuheit der Umgebungen uns selbst beruhigter fühlten, uns — vermuthlich unter dem Einflusse der Flagge der Ungläubigen stehend — dem Glauben Mohamed's an Vorherbestimmung hingaben und, nach dem Beispiel unserer jetzigen Gebieter — bei denen der Stock nicht gespart ward — den Vorschriften des Korans folgend, in diesem beruhigenden Glauben die Arme der Demuth über die Brust der Entsagung falteten.

Im deutschen Meere waren wir genommen! Solchergestalt also hatte das hochherzige Britannien die Freiheit der Meere durch das Bombardement von Algier gesichert, so der Raublust barbarischer Staaten gesteuert, daß ihre Frechheit nur größer ward. Was half nun ein Friedensschluß den Seehandel treibenden Nationen — die jenen privilegirten Seeräubern keinen Tribut zahlten — wenn durch ihn ihren Schiffen zwar nördlich vom Cap Finisterre Sicherheit gewährt sein sollte, südlich von jenem Vorgebirge aber sie als gute Prise für jeden Barbaren blieben, und wenn durch ihn fortwährend das herrliche mittelländische Meer den deutschen Flaggen verschlossen blieb, die nun einmal nicht den zur Schande des civilisirten Europas bestehenden Tribut zahlen wollten.

Welche schönen Hoffnungen wurden gehegt, als die große Expedition unter Lord Exmouth nach Algier segelte, der sich das holländische Geschwader pfiffigerweise anschloß! Welche heißen Wünsche für den Erfolg der guten Sache stiegen von den dabei Betheiligten zum Himmel auf; denn es galt ja bei diesem neuen Kreuzzuge den Trotz der Barbaren mit einem kräftigen Schlage zu brechen, die Schmach und Schande des neunzehnten Jahrhunderts auszulöschen und, allgemeine Menschenrechte vertretend, die civilisirte Welt vom schimpflichsten aller Tribute zu befreien.

Wie ward die Erwartung der Welt aber doch so bitter getäuscht! Welches erbärmliche Resultat lieferte die große Expedition, welche die Beherrscherin der Meere unternommen! Noch vierzehn lange Jahre bedurfte es, ein so schmachvoll auf civilisirten Nationen lastendes Joch zu brechen; noch vierzehn lange Friedensjahre hindurch schämten europäische Mächte sich nicht, die Freiheit ihrer Flagge von einer Handvoll Barbaren erkaufen zu müssen, die mit stolzem Uebermuthe die Traditionen vergangener Jahrhunderte aufrecht erhielten. Endlich trat Frankreich ritterlich auf, dem Unwesen ein Ende zu machen, eigentlich aber nur, einen Fächerschlag zu rächen, den ein übermüthiger Dey dem Frankreichs Interessen bewahren sollenden Consul gegeben.

Daß der Tuniser Frechheit so weit gehen würde, Schiffe der nicht Tribut zahlenden Nationen in der Nordsee aufzubringen, lag freilich außer aller Berechnung, und es hatte, wie wir später erfuhren, der ganzen listigen Beredtsamkeit des elenden Lootsen und des Vortheils der günstigen Jahreszeit bedurft, den Capitain der Fregatte zu bewegen, das kühne Wagstück zu unternehmen, welches leider mit dem besten Erfolg gekrönt ward, da drei reich befrachtete Fahrzeuge „vogelfreier Staaten,“ so zu sagen unter den Kanonen der britischen Flotte, den Corsaren zu Theil wurden.

Ehe wir jedoch in die Enge von Calais gelangten, hatten wir die Genugthuung, zu bemerken, daß der Lootsencutter in den Dünen einlief und die Nachricht von dem verübten Frevel überbrachte; denn bald nach seinem Einlaufen lichteten mehre dort liegende Kriegsschiffe Anker und ließen mit allen Segeln besetzt aus, unsre Fregatte zu verfolgen und die Prisen wieder zu nehmen.

Wären wir nicht so sehr mit dem düstern Bilde unserer Zukunft beschäftigt gewesen, so würde uns die beginnende Jagd mehr Vergnügen gewährt haben; denn während eine englische Fregatte sich nach den Prisen wandte — in deren Wegnahme sie, wie wir später erfuhren, glücklich war — richtete ein Zweidecker seinen Bug in der Verfolgung nach uns und befand sich bald in unserm Kielwasser. Mit allen Segeln, die vom Top zum Decke nur zu ziehen vermochten, gesetzt, flogen wir mehr, als daß wir segelten, im Canale dahin, den Ausspruch bethätigend, daß eine Jagd mit dem Wind von hinten eine lange Jagd abgiebt. Bald bekamen wir die traurige Ueberzeugung, daß, was auch später das Resultat unserer Wegnahme sein möge, doch von einem schnellen Aufbringen der Fregatte durch den Zweidecker, und somit von unserer Befreiung für's Erste keine Rede sein könne.

Immer größer ward die Distanz, welche beide Schiffe trennte, die Kühle frischte immer mehr, und als die Schatten der Nacht das Meer bedeckten und uns den Anblick der befreundeten Küsten entzogen, waren uns nur noch die Marssegel des Linienschiffes über dem Horizonte sichtbar.

Der nächste Morgen brach an, und mit ihm ward uns die traurige Gewißheit, daß unser Verfolger uns aus Sicht verloren hatte.

So waren wir denn ohne einen Hoffnungsstrahl in die Hände unserer Feinde gegeben, über deren Behandlung zu klagen wir indessen bis jetzt keine Ursache hatten; denn in der Aufregung der Jagd waren wir wenig beachtet worden; man ließ uns frei herumgehen und beköstigte uns, als wenn wir zur Mannschaft der Fregatte gehört hätten, was denn, beiläufig gesagt, schlecht genug war und eben keinen besonders angenehmen Eindruck auf unsere nordischen Gaumen hervorbrachte.

Der Wind ward stärker und sprang einige Striche um, dichte Wolken umschleierten den Horizont, und mit einbrechender Nacht strömten heftige Regengüsse herab, die herbstliche Kälte der Nacht noch schärfer machend. Durch die Wucht der Segel gedrückt, arbeitete die Fregatte schwer in den aufgeregten Wogen, die mit Unheil verkündendem Donnern sich an den Seiten des Schiffes und unter einander brachen, den weißen Schaum hoch über das Verdeck treibend. Des nordischen Climas ungewohnt, suchten die Tuniser sich dem Ungestüm desselben zu entziehen und im Raume zu verbergen, während wir beim Heranziehen des Sturmes, vom Ungeschick der Mannschaft uns nichts Gutes versprechend, uns auf der Batterie zusammendrängten, den Stand der Dinge besprachen und überlegten, wie ein möglichst günstiges Resultat für uns zu erzwingen sei, sollte die Mannschaft — wie es allen Anschein hatte — unfähig werden, die Fregatte im zunehmenden Sturme zu manoeuvriren.

Ein schwerer Windstoß brauste über das Meer heran, das bereits in gewaltigen Wogen rollte, Ströme Regens gossen herab, scheltend und fluchend trieben die Offiziere die sich verkriechende Mannschaft auf das Deck, um Segel zu bergen; nur mit Mühe und in der größten Verwirrung wurden die Manoeuvre vollzogen; langsam und ohne die gewöhnliche Behendigkeit der Matrosen im Augenblicke der Gefahr zu zeigen, wurde ein Theil der Segel geborgen. Wir sahen den Augenblick herannahen, wo unsere Hülfe in Anspruch genommen werden würde; denn das schlechte und naßkalte Wetter hatte die wenige Energie der Tuniser vernichtet.

Die Jüngsten und mithin die Kühnsten unter uns schlugen vor, den Augenblick, wo man uns auf's Deck rufen würde, zu benutzen, um uns durch einen kecken Handstreich der Fregatte zu bemächtigen, während die vor Kälte erstarrte Mannschaft zur Vertheidigung unfähig sei. Freudig ergriffen unsere Matrosen den Vorschlag, den wir nun unseren Capitainen mittheilten, sie zur Theilnahme und Leitung des Werkes der Wiedervergeltung einladend.

Aber eine solche stoische Selbstbeherrschung, wie diese alten Männer unserem Vorhaben entgegensetzten, war uns noch nie vorgekommen und war ganz unserer ungläubigen Gebieter würdig. Obschon sie nicht den geringsten Zweifel am guten Erfolg unseres Unternehmens hegten, wollten sie doch nicht in die schauderhafte That des Blutvergießens, zu der es nothwendigerweise kommen müsse, einwilligen. Was auch Ungläubige gegen uns begangen, so lehre uns doch unsere bessere Religion Vergebung, mit christlicher Entsagung sollten wir uns in des Höchsten Willen fügen — und derlei weise Sprüche mehr, die uns als eben so viel baarer Unsinn in der gegenwärtigen Lage erschienen und uns die Ueberzeugung gaben, daß wir ohne die alten Herren handeln müßten, ein Beschluß, der ihnen ohne Zögern mitgetheilt ward. Jetzt erhob sich der Aelteste von ihnen, seinem unter uns befindlichen Sohne mit seinem Fluche drohend, falls er nicht abstünde vom Werke der Rache, und uns Andern erklärend, daß er augenblickliche Anzeige von unserer Verschwörung machen würde, wo wir, in Eisen gelegt, Zeit genug haben würden,

unser — wie er es nannte — gottloses Unternehmen zu bereuen.

Den Zustand auszudrücken, in dem wir uns jetzt befanden, ist nicht gut möglich: vereitelte Hoffnung auf Freiheit, Wuth über das Mislingen eines nicht zu fehlenden Anschlags, Aerger über die unnöthigen Gewissensscrupel der Alten, vereinten sich, uns stumm zu machen. Aber die tief eingewurzelte Gewohnheit des blinden Gehorsams siegte, und wir warfen uns mismuthig zwischen den Kanonen nieder.

Ueber unsern Häuptern brauste die Windsbraut, heulend fuhr der Sturm durch die Takellage — Blitze zerrissen die Finsterniß der Nacht; die Fregatte erzitterte unter dem Anprallen der Wogen, aber die schöne Rundung ihrer Formen, die Festigkeit ihrer Construction ließ sie die gewaltigen Stöße der Wassermassen ertragen, die harmlos an ihr abglitten. Stampfend und rollend verfolgte sie unaufhaltsam ihren Lauf, nur trieb sie unter den verminderten Segeln bedeutend ab und ward schlecht gesteuert; um sie her wüthete der Kampf der Elemente, hell leuchtete der Schaum der empörten Wogen, die sie bald auf ihren Rücken erhoben, bald wieder sie tief zwischen sich in die gähnende Tiefe versenkten.

Geisterbleich schlichen sich immer mehr Tuniser vom Deck, in den unteren Räumen ein sicheres Versteck gegen die Schrecken der Nacht zu suchen; ihr Glaube an Vorherbestimmung schien seine Annehmlichkeit in der Idee verloren zu haben, durch die empörten Wogen des biskaischen Meerbusens zu den Pforten des mahomedanischen Paradieses eingehen zu müssen.

Verstörten Antlitzes eilte der Lootse zu uns herab, um uns, unter vielen Versprechungen von Freiheit und Belohnung abseiten des Capitains, auf Deck zu rufen, um die ermattende Mannschaft zu ergänzen. Mürrisch schwiegen wir Alle, bis uns der mit lauter Stimme von unseren eigenen Chefs gegebene Befehl ward, augenblicklich auf Deck zu eilen und zu arbeiten. Stumm gehorchten wir, aber kaum standen wir bei den Marsfallen und Brassen, als ein Windstoß die Fregatte traf, das große Marssegel schlug back, und mit furchtbarem Getöse riß des Sturmes Gewalt die große Stänge über die Seite. Jetzt war die Verwirrung weg, erschreckt verschwand der Rest der Mannschaft vom Decke, alles Arbeiten von ihrer Seite aufgebend, außer den Offizieren waren höchstens noch acht oder zehn Mann der Tuniser oben — alle Anderen in den Raum geflüchtet. Wüthend peitschten die gelösten Taue in der Luft — stieß die herabhängende Stänge gegen die Seite. Jetzt galt es — wirklich unserer eignen Rettung halber — mit den Elementen zu kämpfen, das Schiff von dem seine Bewegungen erschwerenden Wracke zu befreien. Enterbeile und Messer ergreifend klommen wir in den Wanten aufwärts, die haltenden Taue zu kappen, das peitschende Marssegel von der Raa zu schneiden.

Nach wenigen Minuten lebensgefährlicher Arbeit flogen die Ueberreste des Segels gleich einer weißen Wolke durch die Finsterniß, trieb das Wrack der Stänge mit der ganzen Takellage derselben hinter uns; bald war der Rest der Segel geborgen, das Schiff an den Wind gebracht und beigelegt.

Aber aufgeregt, wie wir waren, bedurfte es der ganzen Autorität unserer Chefs, uns jetzt in Ordnung zu halten und die Waffen, die man uns in der Noth anvertraut, wieder abliefern zu machen, da wir immer den Vorsatz noch nicht aufgegeben, uns der Fregatte zu bemeistern und sie in einen französischen Hafen zu bringen.

Die Wuth des Sturmes war jetzt gebrochen, und gegen Morgen ging er in eine steife, nördliche Kühle über. Der Morgen traf uns, wie wir mit Hülfe der wiederum auf Deck gepeitschten elenden Tuniser eine neue Stänge aufbrachten, eine Arbeit, die ohne unsere Hülfe nicht bewerkstelligt worden wäre. Bald waren alle Segel wieder gesetzt, und wir steuerten wiederum nach der Straße von Gibraltar, wo wir denn auch bald unter den mit Kanonen gespickten Felsen ankerten, um frisches Wasser, dessen wir bedürftig waren, einzunehmen.

Schon gaben wir uns der Hoffnung hin, hier befreit zu werden, da es einem unserer Leute gelungen war, ein herumkreuzendes, englisches Boot anzurufen und mit unserer Lage bekannt zu machen; eine Bemühung, die ihm mit einer tüchtigen Bastonade belohnt ward, und deren Folge war, daß wir uns in unserem Raum eingesperrt sahen, wo wir bald am taktmäßigen Treten über unseren Häuptern bemerken konnten, daß man mit dem Ankerlichten beschäftigt sei. Nur erst, als wir längst aus dem Bereiche der Kanonen der Festung waren, gestattete man uns Freiheit, auf Deck zu kommen.

Jetzt waren wir im schönen Mittelmeere, konnten uns an der herrlichen, dunkelblauen Fläche, dem heitern, diese bedeckenden Himmel und den zeitweise von der glühenden afrikanischen Sonne hervorgelockten, phantastischen Spiegelbildern weiden, aber leider war uns aller Genuß durch den düstern Hintergrund, den unsere Einbildungskraft darbot, vergällt.

Ein Zusammentreffen gegen Abend mit einer Fregatte unter der Flagge Algiers gab unserer Reise noch einige Würze; denn unser Schiff ward in schlagfertigen Zustand versetzt, und auch wir — was uns fast lächerlich vorkam — wurden an die Kanonen stationirt, um Theil am Kampfe eines Seeräubers gegen einen anderen zu nehmen, falls wir angegriffen werden sollten. Glücklicherweise sah der Algierer uns für überlegene Gegner an und hielt wieder ab, ungefährdet ging dieser verhängnißvolle Moment an uns vorüber. Es hätte zur vollkommenen Ironie unseres Geschickes nur noch gefehlt, daß wir uns um die Ehre hätten schlagen müssen, Sklaven in Tunis oder Algier zu sein. Doch war für den ersten Augenblick das Erstere vorzuziehen, da man von unserer Wegnahme Nachricht hatte, also gewiß wußte, wo wir zu finden sein würden.

Endlich erreichten wir das Ziel unserer Reise — Tunis mit seinen starken Festungswerken, den Kuppeln seiner Moscheen, seinen schlanken Minarets und den wogenden Kronen seiner hohen Palmen lag im Schein der Morgensonne vor uns. Des alten Karthagos Geschichte breitete sich vor uns aus — wir gedachten Cato's endloses ceterum censeo, Carthaginem esse delendam — im Geist es auf das jetzige Raubnest anwendend — wir sahen im Geist den großen Römer auf Carthago's Ruinen sitzend; beide gefallenen Größen konnten sich mit dem vorhergegangenen Ruhme trösten, aber was bot uns die Vergangenheit, womit konnten wir uns trösten? Noch waren wir im Frühlinge des Lebens, im Beginne unserer Laufbahn, unsere zukünftige Größe noch unbemerkt — und elender Sklaven noch elenderer Gebieter!

Die Fregatte drehte gegen den Wind — der Anker fiel — das Rauschen des Kabels hallte melancholisch in unseren Herzen wieder. Der Capitain landete, dem Dey Bericht über seinen Kreuzzug abzustatten. Bald wurden auch wir gelandet, von einem neugierigen, zerlumpten Pöbel empfangen und begleitet, der nicht sehr sparsam in Ausdrücken des Hohns und der Verachtung gegen uns Ungläubige war und nur mit Mühe von den uns beschützenden Truppen im Zaume gehalten wurde. So geleitet, durchzogen wir einige enge Straßen wie im Triumphe, leider aber hatte unser Einzug von einer feierlichen Prozession nichts, als die bewaffnete Macht und den schreienden Pöbel, der freilich uns zu Ehren kein Hosiannah anstimmte.

Durch ein düsteres Thor führte man uns in den geräumigen, ziemlich reinen Hof des uns zum Aufenthalt bestimmten Bagnos, wo man uns mit einigen Wachen und unseren traurigen Betrachtungen allein ließ, und wo es schien, daß wir hinreichend Zeit haben würden, eine neue Ausgabe von Hamlet's Monolog anzufertigen.

Die Pforten wurden geschlossen — das Drehen der schweren Schlüssel erweckte ein furchtbares Echo in unserer Brust, schaudernd fühlten wir, daß wir von der civilisirten Außenwelt abgeschlossen waren, und Dante's Worte, über den Eingang zur Unterwelt geschrieben, standen vor unseren geistigen Augen. Das Lärmen des Pöbels verminderte sich, und bald war tiefe Stille um uns her. Traurig warfen wir uns auf unsere Ruhestätten, umsonst war es, Muth und Ergebung zu erheucheln und beweisen zu wollen, daß der Mensch selbst in Ketten frei sei. Der erste Tag der Gefangenschaft ist ohnstreitig der härteste; immer dunkler wurden die Bilder der Zukunft, und wir segneten den Anbruch der Nacht, der uns erlaubte, unbemerkt bittere Thränen zu vergießen!

Traurig und einförmig vergingen uns die langen Tage einer Gefangenschaft, welche uns jüngeren Leuten noch durch die feste Ueberzeugung verbittert ward, daß wir sie auf eine für uns ruhmvolle Art hätten verhindern können, wenn wir im Stande gewesen wären, im rechten Augenblicke die uns beseelende Energie Anderen mitzutheilen. Unsere Freuden, die Wünsche, die Hoffnungen unserer Jugend lagen für jetzt abgeschlossen, fern hinter uns; oft in dumpfes Hinbrüten versunken, wurden wir von der Wahrheit des Ausspruchs durchdrungen, daß es keinen größeren Schmerz geben kann, als den, vergangener glücklicher Zeiten im Elende sich zu erinnern!

Wie beneideten wir diejenigen unserer Unglücksgefährten, deren intellectuelle Bildung sie unfähig machte, die ganze Größe ihrer Leiden zu begreifen, die bei körperlichem Wohlbefinden von den beugenden Schmerzen keine Ahnung hatten.

Ueber üble Behandlung abseiten der Tuniser konnten wir indessen nicht klagen, man ließ uns in Ruhe und Frieden, zahlte uns täglich eine Kleinigkeit, für welche wir unsere Lebensbedürfnisse anschaffen durften, und da dieselben billig genug zu erhalten waren, konnten wir sogar einige kleine Luxusartikel anschaffen, die zu unserem allerseitigen Comfort nicht wenig beitrugen. Unter gehöriger Bewachung war täglich zweien von uns gestattet, die nöthigen Einkäufe in der Nähe des Bagno zu machen, wo wir freilich wenig von einer Stadt zu sehen bekamen, die an und für sich — nach unserer Ansicht — nicht zu den schönsten Städten gerechnet werden durfte. Ein schnell sich sammelnder Pöbel verleidete uns diese kurzen Ausflüge, so daß wir am Ende fast immer froh waren, wieder innerhalb der uns gegen Beschimpfung schützenden Mauern zu sein.

Eine schwache Hoffnung war uns jedoch geblieben: da wir zu keiner Art von Arbeit verwandt wurden, schmeichelten wir uns mit der Idee, daß unsere Gefangennehmung nicht in Uebereinstimmung mit den Ansichten des Dey geschehen sei, der jetzt nur eine günstige Gelegenheit erharre, von seinen lästigen Kostgängern befreit zu werden.

Trotz dieser Hoffnung und unserem leidlichen Aufenthalte, hing dennoch unsere Zukunft drohend, gleich dem Schwerte des Damokles über unserem Haupte, und mit dem jedesmaligen Oeffnen der Thore unseres Gefängnisses glaubten wir den Befehl zu erhalten, zu einer Reise in das Innere des Landes aufzubrechen.

An Flucht ward unsererseits indessen nie gedacht, da wir Alle nur zu gut wußten, wie viel übler wir daran wären, uns im unbekannten Lande, inmitten einer feindlich gesinnten Bevölkerung, in Freiheit zu finden, als jetzt, wo wir wenigstens gegen die Feinde unseres Glaubens nothdürftig geschützt waren.

Der zweite Monat unserer Gefangenschaft war verflossen, als eines Tages einer unserer Wächter, den wir uns durch mancherlei Geschenke zum Freunde gemacht hatten, heiteren Angesichts zu uns trat und uns in gebrochenen Worten und derb gesticulirend die freudige Nachricht mittheilte, ein englisches, großes Kriegsschiff liege auf der Rhede und communicire mit der Stadt, was eine allgemeine Aufregung in derselben hervorgebracht habe.

Alle unsere Hoffnungen wurden rege, alle nur möglichen Voraussetzungen über dies Ereigniß gemacht, um uns selbst zu überzeugen, daß jenes Fahrzeug nur unsertwegen auf der Rhede von Tunis läge.

So vergingen uns zwischen Furcht und Hoffnung ein paar tödtlich lange Stunden, während deren wir ohne irgend eine Nachricht von Außen blieben. Endlich knarrten die Schlösser, klirrten die Riegel, und wir wurden aufgefordert, unsere Habseligkeiten zu nehmen und einer starken Wache zu folgen, die uns nach dem Hafen unter dem Andrang einer gewaltigen Menschenmasse geleitete, deren Geschrei und Schmähungen die Luft erfüllten.

Am Hafen angelangt, erblickten wir mit nicht zu beschreibenden Gefühlen unsern Befreier, ein englisches Linienschiff, dessen Commandant — wie wir später erfahren — den Auftrag erhalten hatte, vom Dey von Tunis unsere Freiheit zu erlangen. Nach nutzlos gepflogenen Unterhandlungen hatte er dieselben abgebrochen, sein Ultimatum dahin stellend, daß er zwei Stunden warten wolle, wären wir dann nicht ausgeliefert, würde er zu ernsthaften Maßregeln schreiten.

Aber noch vor Ablauf der Frist erschienen wir am Ufer. Man erlaubte uns daselbst, unsere sämmtlichen Effecten zu verkaufen, da wir, wegen der strengen Quarantaine-Gesetze, nichts mit an Bord bringen sollten. Dies geschah ohne Verzug und nicht ohne eine gewisse Heiterkeit bei den handelnden Theilen hervorzubringen; dann aber wurden uns — o unerhörte Schmach! die Köpfe glatt geschoren, und fast ganz entkleidet stiegen wir in ein großes Boot, in welchem wir aus dem Hafen bugsirt wurden. Das Schreien und Brüllen des aufgeregten Pöbels, der seine Beute sich entrissen sah, verfolgte uns.

Englische Boote lagen außerhalb bereit, uns aufzunehmen; um aber förmlich von aller Ansteckung befreit an Bord derselben zu gelangen, sahen wir uns genöthigt, die letzte Hülle von uns zu werfen, in das Meer zu springen und schwimmend sie zu erreichen. Dort aufgenommen, bekleidete man uns für's Erste nothdürftig, und schnell wurden wir nach dem Zweidecker gerudert, der in drohender Nähe der Stadt liegend unsere Auslieferung überwachte.

Kaum war der Letzte von uns am Bord der englischen Boote, als wir Jüngern uns die Genugthuung nicht versagen konnten, in Nachahmung türkischer Sitte alle zehn Finger gespreizt nach den Tunisern zu kehren, mit dem von Herzen ausgestoßenen Wunsche sie verlassend: daß die Gräber ihrer Väter besudelt sein möchten für alle Zeiten!

Schnell erreichten wir das Linienschiff, das, mit dem großen Marssegel gegen den Mast gelegt, majestätisch in den dunkelblauen Fluthen des Mittelmeeres sich spiegelnd unserer Ankunft harrte.

Die Boote wurden eingenommen, das Ruder aufgelegt, die Raaen gebraßt — langsam dem Druck des Windes auf die Vordersegel nachgebend fiel der breite Bug vom Lande ab. Leesegel wurden gesetzt, und bald verfolgte der Zweidecker im ruhigen Laufe unter allen Segeln seinen Cours.

So waren wir denn am Ende unserer Gefangenschaft, unserer Leiden, und steuerten fröhlichen Herzens den langersehnten Küsten der theuren Heimath zu.

R. Termo.

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DATE DUE			

